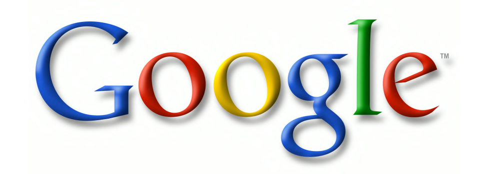
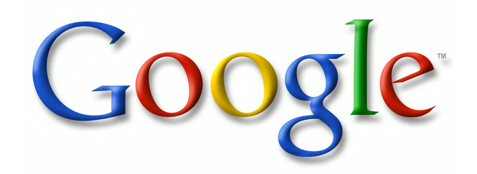







VE
RI
TAS

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1851.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1851.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 108—133, Literarische Anzeiger Nr. XXII—XLVII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

1876, Oct. 23;

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 108. —— 5. Juli 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Josef Rank.

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben von Josef Rank. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 5 Thlr.

So sehr auch in neuerer Zeit der ästhetische Kastenzwang und Schubladengeist durch verschiedenartige, in sich selbst ihr Recht zu sein mitbringende Schöpfungen in seinem Gelüst nach absoluter Herrschaft gekränkt worden ist, ohne daß das Publicum Etwas für den Pedantismus that; wie lax und schlaff die Zügel auch niederhängen mit denen man so gern im Namen der Kunst oder der ästhetischen Ordnung Alles bändigen möchte was nicht nach hergebrachter, mit Naturalisationspatenten und Bürgerbriefen versehener Weise schön ist: immer blieb noch genug Dammwirthschaft und Deichbau in Amt und Würden um den Grund der seltenen Einhelligkeit mit welcher die Kritik den „Dorfgeschichten" vom ersten Erscheinen ab ihr gutes Recht zugestand einer Prüfung zu unterwerfen. Sie bilden doch nun einmal eine neue Kategorie: man kann ohne Auerbach Unrecht zu thun nicht behaupten daß sich seine Arbeiten im Wesentlichen an Pestalozzi, Immermann oder Brentano anschließen, sie erinnern in all ihren Eigenthümlichkeiten an diese sogenannten Vorgänger nicht mehr als etwa ein Dorf als Dorf an das andere; sie traten epochemachend und namengebend für eine neue Sache auf, und doch stemmte sich ihnen keine Phalanx entgegen, Niemand verwahrte das Alte gegen den bedrohlichen Einfluß einer solchen Bereicherung. Schliefen die Gerndespoten etwa, die Herren die sich so sehr in kleinlichster Schubfächerbornirtheit gefallen und zu allen Zeiten die stricteste Kategorienreiterei, die Aegide der Impotenz, zum Gesetze zu erheben suchen? Wahrscheinlich nicht. Hatten sie vielleicht aus der hierin durch Jahrhunderte gleichen Geschichte der Kunst und Literatur aller Völker gelegentlich gelernt daß ein Zetergeschrei Nichts nütze, daß kräftige Menschen von selbständig schöpferischer Begabung doch alle vorhandenen Schlagbäume und Marksteine verlachen, wie der Eroberer im Gefühle seiner Macht an der Spitze seines muthigen Heers die Grenzpfähle bespötteln darf, die ihm ihre blasse Mahnung an das Recht eines Andern entgegentragen? Es ist wahr, das Neue, da es immer ein Angriff gegen die Vollkommenheit des Alten ist, würde sich mitunter großen Kampf ersparen, wenn es zunächst versuchte sich durch Erweiterung der theoretischen Schranken einen äußern Rechtsboden zu schaffen; oft aber, sehr oft würde es dann nie zur That werden. Ueberdies sind solche Umschweife mit Recht Jedem zuwider der Thatkraft besitzt und das Bewußtsein seines Rechts, eines ursprünglichen, nur dem Schönen und sich selbst verantwortlichen Rechts, in sich trägt. Man pflegt in solcher Weise begabte Menschen Genies zu nennen, ohne damit nach einem vulgairen Misbrauche einen Cyklus universeller Eigenschaften bezeichnen zu wollen. Das Genie nun schreitet unmittelbar zur That, schwingt den Discus seines Gedankens in mächtigem Wirbel um das Haupt, hinfliegt die Wurfscheibe, und immer noch hat nach solchem Wurfe inmitten des Geschreis, gegenüber der Erstarrung besiegter Phäaken, die Stimme der Göttin gesprochen:

Καί κ' ἀλαός τοι, ξεῖνε, διακρίνειε τὸ σῆμα
ἀμφαφόων· ἐπεὶ οὔτι μεμιγμένον ἐστὶν ὁμίλῳ,
ἀλλὰ πολὺ πρῶτον.

Auch ein Blinder sogar fühlt wol die Zeichen, o Fremdling,
Tastend heraus; so wenig vermischt liegt solches der Menge,
Sondern bei weitem voran!

Den Grenzhütern und Schlagbaumpächtern bleibt am Ende angesichts der Thatsache Nichts übrig als den nach ihrer Meinung illegalen Act zur Beruhigung ihres Zopfgewissens dadurch zu legalisiren daß sie am Fallpunkte des Steins, der freilich Einem wohllöblichen Philisterium noch lange ein Stein des Anstoßes ist, einen neuen gestempelten Pfahl einspießen und einen neuen Schlagbaum ziehen, an dem nun natürlich sofort allerhand Zollgefälle zu entrichten sind. Den directen Profit haben zuletzt die Generalpächter der Straßen, und auch die kritischen Douaniers sind nicht vergessen. Es geht damit wie im Staate, wo man das Fortschreiten nicht sonderlich gern sieht, jede fertige Erfindung aber doch mit Freuden begrüßt, weil — man sie besteuern kann. Jede neue literarische Kategorie ist für die hohen und höchsten Ehrenwächter des Parnasses eine ebenso gute Milchkuh wie die Runkelrübenfabrikation und Anderes für den Staat. Mit jener neuen Grenzbezeichnung hat man aber von Epoche zu Epoche das Aeußerste zu thun geglaubt, und die literarische Bureaukratie hat sich noch nie dazu bequemt das offene Geständniß abzulegen: daß dem Gedanken das absolute Recht zustehe sich in eigener, ich möchte sagen, aprioristischer Form zu geben, solange diese Form nur eine an sich „schöne“ ist. Schönheit ist das einzige unumstößliche Kunstgesetz. Als wäre der Gedanke nicht durch und durch organischen Wesens, und als gäbe es irgend eine Macht die in der organischen Welt die Grenze wunderbarer Hybridenbildungen oder durch Racenkreuzung zu erzielender, schöner Gattungsentwickelungen bestimmen könnte! Wie immer die Schönheit erreicht wird, wie sie auch auftritt, solange sie schön ist, bleibt sie immer sie selbst. Die Schönheit ist das einzig unumstößliche, weil einzig wahre Kunstgesetz. Alle von ihr abgeleiteten speciellen Regeln, der ganze Katechismus der Kunstdogmatik, Combinationen, Berechnungen und Bestimmungen haben ihre hohe und ernste Bedeutung nur insofern als sie das Verständniß des fertig Vorliegenden vermitteln wollen; als Anleitung aber zu Nachbildungen, als Theorie für zukünftige Schöpfungen sind sie aus mehr als einem Grunde in ihrem Werthe anzuzweifeln. Der Dinge die von der Chemie nicht genau und vollständig analysirt werden können sind von Tag zu Tag weniger geworden, die Analyse gelingt auch bei den complicirtesten Verbindungen, die Synthese mißglückt aber ebenso bestimmt bei allen Stoffen die aus mehr als zwei Elementen bestehen. So kann man den Apollo analysiren und mit dem kritischen Scalpell seine marmorenen Muskeln durchwühlen, die Nothwendigkeit ihrer Schönheitsharmonie nachweisen und sogar in Maßen und Zahlen feststellen; aber ich behaupte daß kein Bildhauer der Welt nach diesen Maßen allein den Apollo reconstruiren würde. Viel eher wird er ihn reproduciren können, wenn das Bild selbst, und wäre es im flüchtigsten Anblicke, sein Inneres befruchtet hat. Jene Regeln haben also nur Werth für das Verständniß und für die Theorie der Technik, nicht aber unmittelbar für die Praxis. Hier können sie sogar für Den der das oberste Gesetz der Schönheit in selbständiger Weise insichträgt ein Hemmschuh werden, wie sie in anderer Beziehung der Kunst dadurch schaden daß sie die formelle Dressur der Mittelmäßigkeit ermöglichen. Man wird mir sagen daß mindestens die Hälfte wirklich Begabter im Ringen für das eigene Gesetz ausarten und verderben müßte, wenn sie nicht jene Wegweiser vor Augen hätte; aber es wird schwer halten mich zu überführen daß die geist- und marklose Mittelmäßigkeit die innerhalb des dogmatischen Kreises den Schein des Künstlerthums gewinnt der Kunst nicht mehr Schaden zufügt als der Untergang einer Anzahl von Talenten, eine Lücke die durch die Schöpfungen der alle Hindernisse Ueberwindenden mehr als ausgefüllt wird. Die Mittelmäßigkeit ist die Mutter der Manier, der traditionnellen Nachbeterei, des Stabilismus, und Manier und Virtuosität waren seit je Vorboten und Ursachen des Verfalls der Künste. Es ist ein Fluch unserer Tage daß wieder Virtuosen und „Künstler“ ohne inneres poetisches Vermögen aufschießen und ihrer äußern, technischen Fertigkeit wegen gehätschelt und gerühmt werden. Ich kann mich beim Anblicke dieser kläglichen Manieristen, über welche Gervinus in der Literatur mit so vielem Rechte den Stab brach, nicht enthalten jener Poetendressur in den Jesuitenschulen zu gedenken, in denen mit Hülfe des „Parnassus illustratus“ und der „Auxilia poëtices, seu officina epithetorum“ Poeten gezogen wurden die gar sehr richtige Verse machen lernten, aber so wenig Dichter waren als nur irgend möglich. Die Frucht des Schablonismus konnte nie etwas Anderes als Manier sein; die Frucht freier, selbständiger Entfaltung eines kräftigen, werkthätigen Triebes aus ursprünglicher Begabung heraus war dagegen nie weniger als eine große, epochemachende Kunstthat, gleichviel ob sie als Marmorbild, Gemälde, Musikstück oder Wortgedicht geboren worden. Der Messias negirte so wenig als Christus seinerzeit das alte Gesetz, aber er ließ es als überlebt liegen und schuf das neue.

Der Gedanke wollte dabei nie mehr als sein freies Entwickelungsrecht, die Evolution; störte man diese aber, wie fast immer geschah, so griff der Drang nach Reform nothgedrungen zu den Waffen, die Bewegung gewann die Gestalt einer Insurrection, verschmähte selbst den Barrikadenkampf nicht und führte eine — Revolution durch. So fiel einst der hölzerne Dictator Gottsched, so schafften sich Goethe und Schiller ihr Recht. Seit da ward noch mancher Fortschritt erstritten ohne daß ein soweit hörbarer Tumult entstand wie zur Zeit des Xenienkampfes. Auch setzte sich manches Gute fest ehe die Grieswärtel noch etwas Rechtes dagegen thun konnten. Anderes das sonst sicher auf den Widerstand

socialer Splitterrichterei gestoßen wäre gewann einen Vorsprung durch die Form.

Und dies Letztere ist es was Auerbach's Sieg begründete. Seine möglichen Widersacher hatten weder geschlafen noch waren sie um eine liberale Erfahrung reicher geworden: die Form, das alte, längst patentirte und rubricirte Gefäß schmuggelte den neuen Inhalt durch die Douanenlinie, und was man später auch sagen mochte kam eben zu spät.

Die deutsche Belletristik verdankt Auerbach ihre neueste und erfreulichste Revolution. Die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" trugen mit einem Schlage frischere und markigere Farben statt der hergebrachten, abgeblaßten oder giftig-grellen in die Literatur; ihr vollkräftiges Leben zerknitterte den verräucherten Rauschgoldnimbus durchgelebter und durchgeliebelter Blasirtheit: sie brachten den Tag, die Gesundheit und die Naturfrische; ein Vergleich mit der eben verlassenen Bahn zeigte zur Evidenz daß man sich am Vorabend des Ereignisses noch vorwiegend mit Schemen ohne Substanz, mit Stoff ohne Lebenshauch und Lebensrecht gekatzbalgt. Der Triumph dieser literarischen That war ein raschentschiedener, aber er ward nicht durch die Dorfnovelle, sondern durch die Dorf-novelle, nicht durch den Inhalt, sondern durch die Kunstform so rasch errungen. Ich fand Auerbach's Arbeiten am meisten in Kreisen verbreitet die principiell die Königin Pamareh für eine weit geziemendere Novellenheldin halten als ein Befele oder Lorle, und über diese Kreise wie über ihr Wollen und Nichtwollen ein Urtheil zu haben beanspruche ich allerdings. Was die Zeit für das Buch anderwärts gethan hat mag immerhin gelten; wer aber den Unterschied von Lesern und Käufern kennt, Der weiß wie herzlich gering die Zeit in diesem Falle die Käufer animirt haben kann. Redwitz, für den ich die katholische Geistlichkeit und katholische Zeitschriften wie für ein remedium salutis buchstäblich werben oder mit seiner „Amaranth" factisch hausiren sah, ist erklärlich durch die Verhältnisse künstlich verbreitet worden, Auerbach nicht. Der Stoff siegte also nicht durch sich selbst oder durch Begünstigung der Zeit oder in ihr begründeter Verhältnisse, obgleich die Kritik, die eben weder das lesende noch das kaufende Publicum repräsentirt, von ihrem Standpunkte mit Recht dem Stoffe die Palme zuerkennen wollte, sondern dieser siegte durch — Auerbach. Sein Talent das Neuaufgegriffene vortheilhaft auseinanderzubreiten, in Knoten zu schürzen und das Fremde (weil allzu Naheliegende) in bekannter, anheimelnder Weise zu drapiren, führte einen Erfolg herbei der sonst in diesem Umfange mit diesem Stoffe nie zu erreichen gewesen wäre. So rückte er uns das Dorf näher, vermittelte es Jedem und ersparte dem geneigten wie dem ungeneigten Leser von vornherein die Unbehaglichkeit lauter Ungewohntem zu begegnen. Ich beziehe dies weder auf den „Lucifer", dem der Franzose nicht mit Unrecht das gleichzeitige Studium Spinoza's anmerkt, noch auf „Die Sträflinge", wo die „Tendenz" hell zutageliegt, sondern ich meine rund und nett: daß Auerbach stets Bilder für bestimmte, und zwar in seinen ersten Arbeiten vorwiegend künstlerische Zwecke, aus gegebenen Gestalten in gegebenem Rahmen zusammengesetzt hat. So vindicire ich ihm denn zu Ahnen nicht die obengenannten Schriftsteller die aus dem Volksleben geschöpft, sondern Alle die auf Vollendung als Novellisten Anspruch machen können. Die Dorfgeschichten paßten in die Kategorie der Novelle und konnten sich darum in der Literatur ohne Gefecht geltendmachen, obgleich die Art ihrer befruchtenden Kraft eine literarisch revolutionnaire war. Das Schwarzwaldleben kennt noch Keiner der Auerbach's Schriften kennt nach allen oder auch nur nach den prägnantesten Richtungen. Ich konnte nicht Jahre in jener Gegend verweilen und Land und Menschen studiren, aber ich war lang genug mit offenen Augen dort um eine Reihe von Beobachtungen anzustellen, die ich, wäre mir Auerbach's Gabe geworden, in ebenso viele, die seinen ergänzende Bilder ausprägen würde. Indeß fällt es mir natürlich nicht ein Auerbach die Absicht anzudichten in seinen Dorfgeschichten erschöpfende Schilderungen des Schwarzwaldes geben zu wollen, und endlich scheint es mir außer Zweifel zu stehen daß sie gerade wie sie sind nöthig waren um jene große Sendung zu erfüllen, zu der sie ihr Vater im Anfange allerdings selbst nicht berufen wissen konnte. Freudig und aufrichtig begrüße ich die poetische Kraft, die edle Sicherheit in der Zeichnung und die ernste Beobachtung Auerbach's; aber ein ungleich größeres Glück und Verdienst finde ich in dem Umstande daß seine meisterlichen, künstlerisch abgerundeten Volksnovellen Bildern die noch specieller in das Sein des Volks eindringen ein mal für alle mal Bahn gebrochen haben. Der überreizte Geschmack lernte an ihnen einen neuen Reiz wittern, er wurde vorbereitet und für das Volksleben an sich günstig gestimmt. Man würde ohne diesen Vorgang Werken die vorragend ethnographischen Werth haben, ohne jedoch als nackt wissenschaftlich geordnete ethnographische Monographien aufzutreten, den Weg in die weitesten Kreise allerwahrscheinlichst zu erschweren gesucht haben, weil sie den Stempel hybridischer Bildung ansichtragen. Und gerade diese Werke sind es die in der nächsten Zeit in der Literatur einen sehr großen Raum einnehmen und dort wiederum eine — neue Kategorie bilden werden.

Die Welt ist ein Schachbret, auf dem der neue Gedanke die Partie gegen den alten spielt. Die Völker, ja die einzelnen Volksstämme selbst, sind die Schachfiguren, und wer die Hand irgend im Spiele haben will, Der darf sich über Werth, Bestimmung und Fähigkeit der einzelnen Figuren nicht einen Augenblick unklar sein; denn es ist ebenso unwahr daß der Deutsche sein Ziel auf dem Wege der Franzosen erreichen wird, als es unmöglich ist daß der Thurm die Züge des Springers macht. Die Masse, sobald sie sich als Einheit betrachtet und als solche zu benehmen weiß, steigt mit der fortschreitenden Bildung im Werthe, und es muß also auch Jene lebhaft interessiren die das „Volk" im banalen Sinne wenig zu achten gewohnt sind, dies Volk — für

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1851.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1851.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 108—133, Literarische Anzeiger Nr. XXII—XLVII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

1876, Oct. 23;

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 108. —— 5. Juli 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Josef Rank.

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben von Josef Rank. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 5 Thlr.

So sehr auch in neuerer Zeit der ästhetische Kastenzwang und Schubladengeist durch verschiedenartige, in sich selbst ihr Recht zu sein mitbringende Schöpfungen in seinem Gelüst nach absoluter Herrschaft gekränkt worden ist, ohne daß das Publicum Etwas für den Pedantismus that; wie lax und schlaff die Zügel auch niederhängen mit denen man so gern im Namen der Kunst oder der ästhetischen Ordnung Alles bändigen möchte was nicht nach hergebrachter, mit Naturalisationspatenten und Bürgerbriefen versehener Weise schön ist: immer blieb noch genug Dammwirthschaft und Deichbau in Amt und Würden um den Grund der seltenen Einhelligkeit mit welcher die Kritik den „Dorfgeschichten" vom ersten Erscheinen ab ihr gutes Recht zugestand einer Prüfung zu unterwerfen. Sie bilden doch nun einmal eine neue Kategorie: man kann ohne Auerbach Unrecht zu thun nicht behaupten daß sich seine Arbeiten im Wesentlichen an Pestalozzi, Immermann oder Brentano anschließen, sie erinnern in all ihren Eigenthümlichkeiten an diese sogenannten Vorgänger nicht mehr als etwa ein Dorf als Dorf an das andere; sie traten epochemachend und namengebend für eine neue Sache auf, und doch stemmte sich ihnen keine Phalanx entgegen, Niemand verwahrte das Alte gegen den bedrohlichen Einfluß einer solchen Bereicherung. Schliefen die Gerndespoten etwa, die Herren die sich so sehr in kleinlichster Schubfächerbornirtheit gefallen und zu allen Zeiten die stricteste Kategorienreiterei, die Aegide der Impotenz, zum Gesetze zu erheben suchen? Wahrscheinlich nicht. Hatten sie vielleicht aus der hierin durch Jahrhunderte gleichen Geschichte der Kunst und Literatur aller Völker gelegentlich gelernt daß ein Zetergeschrei Nichts nütze, daß kräftige Menschen von selbständig schöpferischer Begabung doch alle vorhandenen Schlagbäume und Marksteine verlachen, wie der Eroberer im Gefühle seiner Macht an der Spitze seines muthigen Heers die Grenzpfähle bespötteln darf, die ihm ihre blasse Mahnung an das Recht eines Andern entgegentragen? Es ist wahr, das Neue, da es immer ein Angriff gegen die Vollkommenheit des Alten ist, würde sich mitunter großen Kampf ersparen, wenn es zunächst versuchte sich durch Erweiterung der theoretischen Schranken einen äußern Rechtsboden zu schaffen; oft aber, sehr oft würde es dann nie zur That werden. Ueberdies sind solche Umschweife mit Recht Jedem zuwider der Thatkraft besitzt und das Bewußtsein seines Rechts, eines ursprünglichen, nur dem Schönen und sich selbst verantwortlichen Rechts, insichträgt. Man pflegt in solcher Weise begabte Menschen Genies zu nennen, ohne damit nach einem vulgairen Misbrauche einen Cyklus universeller Eigenschaften bezeichnen zu wollen. Das Genie nun schreitet unmittelbar zur That, schwingt den Discus seines Gedankens in mächtigem Wirbel um das Haupt, hinfliegt die Wurfscheibe, und immer noch hat nach solchem Wurfe inmitten des Geschreis, gegenüber der Erstarrung besiegter Phäaken, die Stimme der Göttin gesprochen:

Καὶ κ' ἀλαός τοι, ξεῖνε, διακρίνειε τὸ σῆμα
ἀμφαφόων· ἐπεὶ οὔτι μεμιγμένον ἐστὶν ὁμίλῳ,
ἀλλὰ πολὺ πρῶτον.

Auch ein Blinder sogar fühlt wol die Zeichen, o Fremdling,
Tastend heraus; so wenig vermischt liegt solches der Menge,
Sondern bei weitem voran!

Den Grenzhütern und Schlagbaumpächtern bleibt am Ende angesichts der Thatsache Nichts übrig als den nach ihrer Meinung illegalen Act zur Beruhigung ihres Zopfgewissens dadurch zu legalisiren daß sie am Fallpunkte des Steins, der freilich Einem wohllöblichen Philisterium noch lange ein Stein des Anstoßes ist, einen neuen gestempelten Pfahl einspießen und einen neuen Schlagbaum ziehen, an dem nun natürlich sofort allerhand Zollgefälle zu entrichten sind. Den directen Profit haben zuletzt die Generalpächter der Straßen, und auch die kritischen Douaniers sind nicht vergessen. Es geht damit wie im Staate, wo man das Fortschreiten nicht sonderlich gern sieht, jede fertige Erfindung aber doch mit Freuden begrüßt, weil — man sie besteuern kann. Jede neue literarische Kategorie ist für die hohen und höchsten Ehrenwächter des Parnasses eine ebenso gute Milchkuh wie die Runkelrübenfabrikation und Anderes für den Staat. Mit jener neuen Grenzbezeichnung hat man aber von Epoche zu Epoche das Aeußerste zu thun geglaubt, und die literarische Bureaukratie hat sich noch nie dazu bequemt das offene Geständniß abzulegen: daß dem Gedanken das absolute Recht zustehe sich in eigener, ich möchte sagen, aprioristischer Form zu geben, solange diese Form nur eine an sich „schöne" ist. Schönheit ist das einzige unumstößliche Kunstgesetz. Als wäre der Gedanke nicht durch und durch organischen Wesens, und als gäbe es irgend eine Macht die in der organischen Welt die Grenze wunderbarer Hybridenbildungen oder durch Racenkreuzung zu erzielender, schöner Gattungsentwickelungen bestimmen könnte! Wie immer die Schönheit erreicht wird, wie sie auch auftritt, solange sie schön ist, bleibt sie immer sie selbst. Die Schönheit ist das einzig unumstößliche, weil einzig wahre Kunstgesetz. Alle von ihr abgeleiteten speciellen Regeln, der ganze Katechismus der Kunstdogmatik, Combinationen, Berechnungen und Bestimmungen haben ihre hohe und ernste Bedeutung nur insofern als sie das Verständniß des fertig Vorliegenden vermitteln wollen; als Anleitung aber zu Nachbildungen, als Theorie für zukünftige Schöpfungen sind sie aus mehr als einem Grunde in ihrem Werthe anzuzweifeln. Der Dinge die von der Chemie nicht genau und vollständig analysirt werden können sind von Tag zu Tag weniger geworden, die Analyse gelingt auch bei den complicirtesten Verbindungen, die Synthese misglückt aber ebenso bestimmt bei allen Stoffen die aus mehr als zwei Elementen bestehen. So kann man den Apollo analysiren und mit dem kritischen Scalpell seine marmornen Muskeln durchwühlen, die Nothwendigkeit ihrer Schönheitsharmonie nachweisen und sogar in Maßen und Zahlen feststellen; aber ich behaupte daß kein Bildhauer der Welt nach diesen Maßen allein den Apollo reconstruiren würde. Viel eher wird er ihn reproduciren können, wenn das Bild selbst, und wäre es im flüchtigsten Anblicke, sein Inneres befruchtet hat. Jene Regeln haben also nur Werth für das Verständniß und für die Theorie der Technik, nicht aber unmittelbar für die Praxis. Hier können sie sogar für Den der das oberste Gesetz der Schönheit in selbständiger Weise insichträgt ein Hemmschuh werden, wie sie in anderer Beziehung der Kunst dadurch schaden daß sie die formelle Dressur der Mittelmäßigkeit ermöglichen. Man wird mir sagen daß mindestens die Hälfte wirklich Begabter im Ringen für das eigene Gesetz ausarten und verderben müßte, wenn sie nicht jene Wegweiser vor Augen hätte; aber es wird schwer halten mich zu überführen daß die geist- und marklose Mittelmäßigkeit die innerhalb des dogmatischen Kreises den Schein des Künstlerthums gewinnt der Kunst nicht mehr Schaden zufügt als der Untergang einer Anzahl von Talenten, eine Lücke die durch die Schöpfungen der alle Hindernisse Ueberwindenden mehr als ausgefüllt wird. Die Mittelmäßigkeit ist die Mutter der Manier, der traditionnellen Nachbeterei, des Stabilismus, und Manier und Virtuosität waren seit je Vorboten und Ursachen des Verfalls der Künste. Es ist ein Fluch unserer Tage daß wieder Virtuosen und „Künstler" ohne inneres poetisches Vermögen aufschießen und ihrer äußern, technischen Fertigkeit wegen gehätschelt und gerühmt werden. Ich kann mich beim Anblicke dieser kläglichen Manieristen, über welche Gervinus in der Literatur mit so vielem Rechte den Stab brach, nicht enthalten jener Poetendressur in den Jesuitenschulen zu gedenken, in denen mit Hülfe des „Parnassus illustratus" und der „Auxilia poëtices, seu officina epithetorum" Poeten gezogen wurden die gar sehr richtige Verse machen lernten, aber so wenig Dichter waren als nur irgend möglich. Die Frucht des Schablonismus konnte nie etwas Anderes als Manier sein; die Frucht freier, selbständiger Entfaltung eines kräftigen, werkthätigen Triebes aus ursprünglicher Begabung heraus war dagegen nie weniger als eine große, epochemachende Kunstthat, gleichviel ob sie als Marmorbild, Gemälde, Musikstück oder Wortgedicht geboren worden. Der Messias negirte so wenig als Christus seinerzeit das alte Gesetz, aber er ließ es als überlebt liegen und schuf das neue.

Der Gedanke wollte dabei nie mehr als sein freies Entwickelungsrecht, die Evolution; störte man diese aber, wie fast immer geschah, so griff der Drang nach Reform nothgedrungen zu den Waffen, die Bewegung gewann die Gestalt einer Insurrection, verschmähte selbst den Barrikadenkampf nicht und führte eine — Revolution durch. So fiel einst der hölzerne Dictator Gottsched, so schafften sich Goethe und Schiller ihr Recht. Seit da ward noch mancher Fortschritt erstritten ohne daß ein soweit hörbarer Tumult entstand wie zur Zeit des Xenienkampfes. Auch setzte sich manches Gute fest ehe die Grieswärtel noch etwas Rechtes dagegen thun konnten. Anderes das sonst sicher auf den Widerstand

socialer Splitterrichterei gestoßen wäre gewann einen Vorsprung durch die Form.

Und dies Letztere ist es was Auerbach's Sieg begründete. Seine möglichen Widersacher hatten weder geschlafen noch waren sie um eine liberale Erfahrung reicher geworden: die Form, das alte, längst patentirte und rubricirte Gefäß schmuggelte den neuen Inhalt durch die Douanenlinie, und was man später auch sagen mochte kam eben zu spät.

Die deutsche Belletristik verdankt Auerbach ihre neueste und erfreulichste Revolution. Die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" trugen mit einem Schlage frischere und markigere Farben statt der hergebrachten, abgeblaßten oder giftig-grellen in die Literatur; ihr vollkräftiges Leben zerknitterte den verräucherten Rauschgoldnimbus durchgelebter und durchgeliebelter Blasirtheit: sie brachten den Tag, die Gesundheit und die Naturfrische; ein Vergleich mit der eben verlassenen Bahn zeigte zur Evidenz daß man sich am Vorabend des Ereignisses noch vorwiegend mit Schemen ohne Substanz, mit Stoff ohne Lebenshauch und Lebensrecht gekatzbalgt. Der Triumph dieser literarischen That war ein raschentschiedener, aber er ward nicht durch die Dorfnovelle, sondern durch die Dorfnovelle, nicht durch den Inhalt, sondern durch die Kunstform so rasch errungen. Ich fand Auerbach's Arbeiten am meisten in Kreisen verbreitet die principiell die Königin Pamareh für eine weit geziemendere Novellenheldin halten als ein Befele oder Lorle, und über diese Kreise wie über ihr Wollen und Nichtwollen ein Urtheil zu haben beanspruche ich allerdings. Was die Zeit für das Buch anderwärts gethan hat mag immerhin gelten; wer aber den Unterschied von Lesern und Käufern kennt, Der weiß wie herzlich gering die Zeit in diesem Falle die Käufer animirt haben kann. Redwitz, für den ich die katholische Geistlichkeit und katholische Zeitschriften wie für ein remedium salutis buchstäblich werben oder mit seiner „Amaranth" factisch hausiren sah, ist erklärlich durch die Verhältnisse künstlich verbreitet worden, Auerbach nicht. Der Stoff siegte also nicht durch sich selbst oder durch Begünstigung der Zeit oder in ihr begründeter Verhältnisse, obgleich die Kritik, die eben weder das lesende noch das kaufende Publicum repräsentirt, von ihrem Standpunkte mit Recht dem Stoffe die Palme zuerkennen wollte, sondern dieser siegte durch — Auerbach. Sein Talent das Neuaufgegriffene vortheilhaft auseinanderzubreiten, in Knoten zu schürzen und das Fremde (weil allzu Naheliegende) in bekannter, anheimelnder Weise zu drapiren, führte einen Erfolg herbei der sonst in diesem Umfange mit diesem Stoffe nie zu erreichen gewesen wäre. So rückte er uns das Dorf näher, vermittelte es Jedem und ersparte dem geneigten wie dem ungeneigten Leser von vornherein die Unbehaglichkeit lauter Ungewohntem zu begegnen. Ich beziehe dies weder auf den „Lucifer", dem der Franzose nicht mit Unrecht das gleichzeitige Studium Spinoza's anmerkt, noch auf „Die Sträflinge", wo die „Tendenz" hell zutageliegt, sondern ich meine rund und nett: daß Auerbach stets Bilder für bestimmte, und zwar in seinen ersten Arbeiten vorwiegend künstlerische Zwecke, aus gegebenen Gestalten in gegebenem Rahmen zusammengesetzt hat. So vindicire ich ihm denn zu Ahnen nicht die obengenannten Schriftsteller die aus dem Volksleben geschöpft, sondern Alle die auf Vollendung als Novellisten Anspruch machen können. Die Dorfgeschichten paßten in die Kategorie der Novelle und konnten sich darum in der Literatur ohne Gefecht geltendmachen, obgleich die Art ihrer befruchtenden Kraft eine literarisch revolutionnaire war. Das Schwarzwaldleben kennt noch Keiner der Auerbach's Schriften kennt nach allen oder auch nur nach den prägnantesten Richtungen. Ich konnte nicht Jahre in jener Gegend verweilen und Land und Menschen studiren, aber ich war lang genug mit offenen Augen dort um eine Reihe von Beobachtungen anzustellen, die ich, wäre mir Auerbach's Gabe geworden, in ebenso viele, die seinen ergänzende Bilder ausprägen würde. Indeß fällt es mir natürlich nicht ein Auerbach die Absicht anzudichten in seinen Dorfgeschichten erschöpfende Schilderungen des Schwarzwaldes geben zu wollen, und endlich scheint es mir außer Zweifel zu stehen daß sie gerade wie sie sind nöthig waren um jene große Sendung zu erfüllen, zu der sie ihr Vater im Anfange allerdings selbst nicht berufen wissen konnte. Freudig und aufrichtig begrüße ich die poetische Kraft, die edle Sicherheit in der Zeichnung und die ernste Beobachtung Auerbach's; aber ein ungleich größeres Glück und Verdienst finde ich in dem Umstande daß seine meisterlichen, künstlerisch abgerundeten Volksnovellen Bildern die noch specieller in das Sein des Volks eindringen ein mal für alle mal Bahn gebrochen haben. Der überreizte Geschmack lernte an ihnen einen neuen Reiz wittern, er wurde vorbereitet und für das Volksleben an sich günstig gestimmt. Man würde ohne diesen Vorgang Werken die vorragend ethnographischen Werth haben, ohne jedoch als nackt wissenschaftlich geordnete ethnographische Monographien aufzutreten, den Weg in die weitesten Kreise allerwahrscheinlichst zu erschweren gesucht haben, weil sie den Stempel hybridischer Bildung ansichtragen. Und gerade diese Werke sind es die in der nächsten Zeit in der Literatur einen sehr großen Raum einnehmen und dort wiederum eine — neue Kategorie bilden werden.

Die Welt ist ein Schachbret, auf dem der neue Gedanke die Partie gegen den alten spielt. Die Völker, ja die einzelnen Volksstämme selbst, sind die Schachfiguren, und wer die Hand irgend im Spiele haben will, Der darf sich über Werth, Bestimmung und Fähigkeit der einzelnen Figuren nicht einen Augenblick unklar sein; denn es ist ebenso unwahr daß der Deutsche sein Ziel auf dem Wege der Franzosen erreichen wird, als es unmöglich ist daß der Thurm die Züge des Springers macht. Die Masse, sobald sie sich als Einheit betrachtet und als solche zu benehmen weiß, steigt mit der fortschreitenden Bildung im Werthe, und es muß also auch Jene lebhaft interessiren die das „Volk" im banalen Sinne wenig zu achten gewohnt sind, dies Volk — für

alle Fälle — in allen seinen Phasen zu kennen. Das Interesse ist für Jedermann gleich groß, nur die Motive die es regemachen und warm erhalten sind trotz ihrer gleichen Dringlichkeit hier wie immer verschieden.

Der Ruhm auf dieser neuen Bahn die Fahne vorgetragen zu haben gebührt einem Werke das sehr anspruchslos auftritt, und es uns dadurch um so eher möglich macht hier ohne Rückhalt zu erklären daß es zu Ansprüchen berechtigt ist und Dank verdient.

Rank's Schilderung des deutschen Lebens im Böhmerwalde ist das erste umfassende und nahebei erschöpfende Gemälde eines Theils des deutschen Volkslebens.

Rank's Verhältniß zu Auerbach — um Trennung und Verbindung nochmals streng zu präcisiren — stellt sich wie das Talent David Wilkie's: gesehene Gruppen, studirte Affecte, fast ohne Zuthaten der Phantasie mit allen Nebenumständen in lebendigster Wahrheit auf die Leinwand zu bringen, zu dem Streben Karl Hübner's in Düsseldorf: beobachtete Scenen und Gestalten zu Trägern einer poetischen oder social-politischen Idee zu machen, und das Beobachtete auf diese Weise für einen vorgefaßten, jeder einzelnen Darstellung ausschließlich eigenen Zweck zu verwenden. Auerbach ist mehr Poet und Novellist als Rank, und dieser mehr Portraitmaler, mehr im besten Sinne „farb- und parteiloser" Beobachter, was seinen Darstellerfarben selbstverständlich nicht im mindesten Eintrag thut, im Gegentheile der Darstellung gerade einen bedeutenden zweckfördernden Werth verleiht. Beide unterscheiden sich auch im Colorit sehr wesentlich. Man erkennt unschwer daß Auerbach vom Gefühle für das Volk überhaupt getrieben wurde das Volk zu zeichnen, sodaß die grellsten Lichter in den Menschen und die tiefsten Schatten im Zwange der Verhältnisse häufig dem Poeten in Rechnung gesetzt werden müssen, während Rank, der offenbar seine Heimat zeichnet, dort und da die stillschweigende Ergänzung einer Nachttinte von seinen Lesern zu erwarten scheint.

Der Charakter des Ganzen ist demnach ein freundlich gefälliger, naturtreuer; es gelingt dem Verfasser uns in den von ihm geschilderten Verhältnissen völlig heimisch, und diese Verhältnisse uns so angenehm zu machen daß wir zugleich auch die Personen die in seinen Dörfern leben und lieben herzlich liebgewinnen. Es wird vielen Lesern gehen wie dem Referenten, der alles Ernstes den Böhmerwald jetzt anders als früher betrachten und bei seinem nächsten Besuche alle Bursche und Mädchen als alte Bekannte begrüßen wird ohne sich auf eine andere als die Rank'sche Empfehlung berufen zu können.

Der Plan des Werks ist ein seiner Hybridennatur angemessener und durchaus verständiger. Ehe uns die Erzählungen unterhalten sollen und in gewissem Sinne wirklich unterhalten können, gibt uns der Verfasser eine kurze und runde Schilderung der Bühne sowie der allgemeinen Eigenschaften der künftig handelnd auftretenden Personen. Wir werden mit dem Schauplatze, dem Volke im großen Ganzen, seinen Sitten und Gebräuchen, Glauben und Aberglauben, sowie mit Sagen, Märchen und Liedern jener Gegend bekannt, und sehen daß sich der Verfasser hierdurch die zwiefache Gefahr klüglich erspart hat, entweder dem Leser später nicht allenthalben klar zu sein oder ihm durch weitläufige Erörterungen den Zusammenhang der Geschichten zerstücken zu müssen. Außerdem sichert diese Vorhalle, die in nuce ziemlich Das bietet wofür die Erzählungen selbst exemplificiren, dem Werke seinen Werth auch bei Denen die sich gern Dinge sagen lassen die ihnen unbekannt sind, aber aus gewisser strengwissenschaftlicher Gewohnheit nicht vertragen daß ihnen solche Belehrung in zugleich unterhaltendem Gewande wird. Das Unterhaltende in dem ganzen übrigen Theile des Buchs ist indeß ein Fehler der, so sehr ihn gelehrter Pedantismus rügen mag, beiweitem dem größten Theile des Publicums als eine Tugend erscheinen wird. Jenes vorangeschickte Aperçu wird den Einen genügen, die Erzählungen Andern, und den besten Theil dürften Die erwählen, den sichersten Genuß Die haben die, nachdem sie sich mit den Umrissen vertraut gemacht haben, mit all der hierdurch gewonnenen Vorliebe vor die Ausführung treten.

Die Nationalliedchen, von denen einige mit ihrer Sangweise abgedruckt sind, erinnern in ihrer Form zumal an die bairischen Schnodahagg'n und haben wie jene den Charakter von Impromptus, welche Variationen, verschiedene Redactionen und neue Einfälle von alten, allgemein anklingenden Melodien tragen lassen. Bei näherer Betrachtung der Musik wird man jedoch finden daß der bekannte, tiefmusikalische Sinn der Deutschböhmen ihnen hierin ein unverkennbares Uebergewicht über ihre Nachbarn sichert. Die ebenfalls mitgetheilten Originalländler geben einen weitern Beleg für diese Behauptung, falls sie in irgend einer winkelpatriotischen Absicht angezweifelt werden sollte.

Die Erzählungen beginnen mit einer traurigen Geschichte. Wir erfahren in welcher Weise die Bewohner eines Gebirgsdorfes zur Auswanderung ins Banat verlockt wurden. Eine Betrachtung über die Pflicht der Regierung derartige Unternehmungen, wenn sie dieselben einseitig hervorruft und ihren Anfang begünstigt, auch factisch durch ernste Maßregeln zu schützen und zu garantiren, an die Schilderung der Thatsache zu knüpfen, fand der Verfasser wahrscheinlich aus demselben Grunde überflüssig der uns davon zurückhält: man liest die Anklage ohnehin deutlich zwischen den Zeilen. Es ist ein drastischer Contrast wie sich hier auf dem freundlich-hellen Hintergrunde eines ländlichen Sonntagnachmittag-Stilllebens das düstere Bild des Elends abhebt, das so rasch und doch so natürlich hinterher kommt. Der Anfang mit seiner Harmlosigkeit, seinem Glücke, und dieser trostlose Brief dahinter — der Verfasser hat daguerreotypirt was wirklich geschehen, und vielleicht nicht einmal gewollt daß der Beschauer des Bildes darin zugleich eine Darstellung jenes Theils des Volkslebens sehen soll der uns an die beliebte Regierungsweise mahnt welche das Volk überall bevormundet wo es sich längst mün-

dig fühlt, aber überall im Stiche läßt wo Schutz und Hülfe nöthig sind. Schon diese kleine Skizze bietet Proben der ernsten, treuen und sorgfältigen Zeichnung die das vorliegende Werk soweit über die ganze Flut nachauerbach'scher Dorfgeschichten stellt. Fälschte die Mehrzahl der modernen Dorfbeschreiber in der Regel nur die Scene nebst Namen und Stand der Acteurs, sodaß ganz dieselben Leute als beliebige Künstler, Barons, Fräuleins und Soubretten in der Stadt mutatis mutandis Dasselbe reden könnten, so bringt Rank alle jene Dinge die sich nicht erfinden lassen, die Eigenthümlichkeiten des Verkehrs der Dörfler, kurz, wenn man so will: die Dorfetiquette seines Schauplatzes. Da findet man denn gar wunderliche, aber auch herzlich rührende Bräuche, die, weil sie sich so natürlich und ursprünglich ergeben, nicht ermangeln wohlthätigen Eindruck auf uns zu machen.

„Die Geschichte einer Schwester" öffnet einen Blick nach einer andern Richtung. Wir sehen ein gestörtes Familienleben und gewinnen ein Urtheil über die Handhabung der Moralgesetze in jener Gegend. Hier ist Nichts von der Rauheit, aber auch Nichts von dem tiefen Gefühle der Bauern verwischt. Menschen die gesunde Muskeln und stramm gespannte Nerven haben werden sich nie zu jener langsam hinwimmernden Wehmuth eignen die in der Gesellschaft als Schleier über jeden starken Affect gebreitet wird, sodaß die Convenienz stets die Aeußerung mächtig menschlicher Gefühle zu hindern vermag. Es ist mehr Wahrheit in dem Zorne den der Bauer nicht zu unterdrücken weiß, und darum thut sein Anblick, wenn der Affect gerechte Motive hat, wohler als das Achselzucken oder die theatralische Verzweiflung die der Städter dafür haben würde. Dies Bild durchaus aus der Wirklichkeit gegriffen, es ist da auch nicht ein einziger Zug der das Ensemble störte, und ich bin darum geneigt diese wenigen Seiten für eins der vorzüglichsten Capitel zu halten, wenn ich auch nicht übersehe daß hier wie öfter noch der Verfasser am Ende seiner Erzählung eine gewisse moralische Schlußgerechtigkeit, eine derbe, recht sichtbare Bestrafung des Bösen par force herbeizuführen geneigt ist, die, weil sie dem Leser der das Leben kennt mitunter willkürlich scheint, sich leicht als ein peinliches Fragezeichen zu dem so wacker entworfenen, seine Wahrheit durch sich selbst vertheidigenden Bilde gesellt.

„Die Heimsuchung." Obgleich Erzählung wie die beiden vorhergehenden, trägt doch auch diese Besserungsgeschichte eines jungen Wirthes gleich der Geschichte einer Schwester und der Auswanderung noch vollständig generellen Charakter an sich. Der Verfasser will uns erst mit typischen Gestalten bekanntmachen, wir sollen typische Charaktere kennenlernen die gewissermaßen die plastisch dargestellte Abstraction, die Individualisirung einer Mehrheit, kurz: Collectivbegriffe sind, ehe wir in das ganze „große" Dorfleben eingeführt werden. Mit der „Heimsuchung" schließen die Vorspiele, die Tirailleurketten ziehen sich zusammen, die Verstärkung rückt an und das Bataillon geht geschlossen im Sturmschritte vor.

„Das Hofer-Käthchen" ist eine Sturmgeschichte, die der Verfasser mit großer Vorliebe behandelt hat. Wir folgen ihm hierin um so lieber als uns wieder ein großer Reichthum an charakteristischen Zügen geboten wird. Nun ist das ganze Dorf in Scene, Jung und Alt, Bursche, Mädchen, Greise und Kinder gehören zur Handlung und sind fast insgesammt mehr als Statisten. Es ist ein buntes, lebensvolles Bild, aus dem ich nur einen, freilich scheinbar begründeten, aber doch wesentlich erdichteten, sentimentalen Hauch fortwünschte in dem Rank offenbar zu viel gethan hat. Mir will es scheinen als ob die Absicht, die Brüder und das zwischen ihnen stehende Käthchen durch jene sentimentale Abschwächung zu verklären und auf diese Weise gewöhnlichen Romanfiguren näherzurücken, eine unglückliche und zum Glücke auch größtentheils verunglückte wäre. Ich möchte dem Verfasser sagen: Wenn Sie das Dorf Concessionen an die Stadt machen lassen, so verliert das Dorf, und die Stadt, die einmal in bestimmter Weise festgefroren ist, gewinnt Nichts! Die „Absicht" glaube ich sicher zu erkennen, aber wie gesagt, der Naturwuchs war zu mächtig um sich unterdrücken zu lassen; man sieht nur daß ein Spalier da ist, eine Maschine der die Zweige — auswichen. Der alte Hofer ist eine köstliche Figur, der Schneider Pangerl mit seiner Familie ein ganz prächtiger Dorfbajazzo und der Oberknecht Friedel eine wahre Kernseele. Der Hofer und Friedel machen die falsche Empfindung geradezu unmöglich; sie retten die Dorfweise. Außerdem liegen in dieser Erzählung die Wurzeln fast aller künftigen Geschichten. Der Irrker und der Friedländer treten bei Gelegenheit des Kirchfestes auf und machen unsere Theilnahme von vornherein rege, sodaß uns weiterhin ihre einfach würdigen Gestalten schon mit dem Reize lieber Bekannten begegnen. Ebenso werden wir mit Friedel verknüpft. All Dies und seine Behandlungsweise, die Scenen im Hause, vor den Buden, in der Schenke, die Familienereignisse u. s. w. sind wahrhaft classisch und in jeder Beziehung musterhaft und rühmenswerth. Ein Gleiches von der Knotenschürzung, von der Katastrophe zu sagen, fühle ich mich aber außer Stande. Diese Todtenverwechselung ist mindestens unwahrscheinlich, der ganze Plan so abenteuerlich-romantisch, die Wiederkehr in Verbindung mit dem Voranstehenden ein solcher Deus ex machina, daß ich mich bei Lesung dieser Stellen lebhaft der Unbequemlichkeit erinnert habe auf einer einseitig frischbeschütteten Chaussée ausweichen und ein Stück über Stock und Block fahren zu müssen, bis der entgegenkommende Frachtwagen vorüber ist und man wieder ins glatte Geleise einlenken kann. Auch die Polizei, die bei solcher Sache doch auf deutschem Boden nicht weitläufig genug sein kann, ist sonderbar vergessen und erst später, zu spät um hierher ergänzt werden zu können, nachgemeldet. So gern ich bereit bin mein — nicht karges Lob zu vertreten, so entschieden muß ich auch meinen Tadel aufrechthalten und ausdrücklich erklären: daß die Partie vom Verschwinden Georg's bis zu seiner Heimkehr durchaus ver-

fehlt und ungeschickt angelegt ist. Es ist keine Natur darin und die Unsicherheit verräth sich bei jedem Schritt und Tritt. Dieser unabweisliche Tadel beschränkt sich indeß ausschließlich auf die künstlerische Anordnung und trifft keineswegs die Darstellung — falls wir das Dargestellte selbst erst gelten lassen. Die Todtenwache, das Benehmen der beiden Alten und Anderes ist mit gewohnter Tüchtigkeit geschildert. Bei Käthchen wirkt die so leicht hingenommene Verwechselung am unnatürlichsten, ihr geschieht auch literarisch das gröbste Unrecht durch den verfänglichen Knoten.

Eine hübsche Episode bildet dagegen Anne-Marie und Anton. Das ist eine Liebe, so stark, treu und kleebuftig, so echtvolksthümlich wie sie uns oft aus alten Volksliedern entgegenklingt, durch Thränen lachend, und Schmerz und Jubel in dasselbe Lied, in denselben Ton fassend.

„Der Irrker und sein Weib." Ackerbauern waren die Helden der vorigen Erzählung, der zweite Band führt uns in eine andere Sphäre: der Irrker ist einer jener böhmischen Federhändler die mit ihren Trägern ganz Deutschland durchziehen und vor Erfindung der Stahlfedern mitunter großartige Geschäfte machten. Die Neigung des nicht mehr jungen Mannes für die hübsche Rösel-Kathrin', die wir sammt ihrer saubern Base, der Brander-Elis', und dem Steuerjäger Finke schon kennen, hat zu einer Heirath geführt, aber des Friedländer's ominöses Verstummen zeigt sich im Rechte. Irrker kommt ohne sein Verschulden um alle Habe, und sein Weib, das ihn schon lang schnöde betrogen, dies Weib, das Einzige woran sich sein Vertrauen und sein Lebensmuth noch klammert, verläßt ihn im Unglücke. Die ehrliche Kernnatur sträubt sich in titanenhaftem Ringen gegen Das was zu gräßlich, zu niederschmetternd ist um wahr sein zu können, und die Aeußerungen des schmerzlichsten Erkennens sind erschütternd groß. Befremdend ist freilich wieder die auffallend prompte Nemesis, aber hier ist sie in den Charakteren und in den Verhältnissen begründet, sie bedarf keines Deus ex machina und so erscheint sie ohne uns geradezu zu verletzen. Man wird diesen Untergang eines wackern Mannes, der nur eine große Thorheit im Leben begangen, nicht ohne tiefe Bewegung sich vollenden sehen und eine Reihe bewundernswürdig abgelauschter Momente aus dem Volksleben in den Kauf bekommen.

In „Der Friedländer" spukt ein wenig ein modernes Gespenst. Nicht gerade die beliebte ferme modèle, aber etwas Aehnliches. Die Erzählung ist sehr interessant, wenn auch das Hin- und Herspielen der „Intrigue" etwas forcirt. Die Bauerncharaktere, die Theilnahme an dem gefangenen Wohlthäter der Gegend, das kleine Leben, der Junge und der Knecht, kurz alle Details — und ich lege weit mehr Werth auf diese Details als auf das Tendenziöse der Arbeit — lassen Nichts zu wünschen. Ja die ganze Erzählung würde mehr noch als irgend eine andere Anspruch auf Vollendung machen können, wenn nicht die versöhnungssüchtige Subjectivität des Verfassers sich am Ende wieder in den Vordergrund gedrängt hätte. Es ist keine Frage daß viele Leserinnen ihm für den Hochzeitsschluß dankbar sein werden, aber er bleibt doch erzwungen, erpreßt blos der leidigen Harmonie wegen. Warum mußte denn hier durchaus dem Dreiklange zu Liebe die vollberechtigte Dissonanz gelöst werden, warum so der Erzählung der bleibende, nachwirkungsreiche Stachel abgebrochen sein? Diese Lösung ist eine reinäußerliche, und darum ist ihr Klang mistönig und schneidend.

„Ein bewegter Tag." Das ist ein Genrebild wie kein besseres hier und an vielen Orten zu finden ist. Da ist jeder Zug, jede Bewegung von Bedeutung für das Dorf. Und der alte Hofer! Man kann sich überhaupt nichts trefflicher nach der Natur Gezeichnetes denken als diesen festgehaltenen Charakter, der gar zu prächtig mit seiner Welt fertig wird.

„Wartel, das Knechtlein todt und lebendig." Wiederum eine neue Phase. Dieser sonderbare Kauz, in mancher Beziehung anfangs ein weniger edles aber vielleicht natürlicheres Paroli auf den „Lucifer", trägt das Dorfleben über die Marken des Böhmerwaldes hinaus bis in die Kaiserstadt. Wir besuchen mit ihm, nachdem wir erst mitten in einer reizend komischen Kinderscene und später in der Kirche gestanden, den Prater in Wien. Dort sehen wir ihn das in der Heimat geliebte Mädchen finden, am andern Tage den Lohn einer muthigen That ernten und hierauf glückselig heimkehren. Es ist wahr, die Erfindung der durchgehenden Pferde ist nicht originell, aber passend verbraucht, und Dies beiseite, möchte ich wol wissen was an diesem Lebensbilde auszusetzen wäre. Die Charakteristik ist ganz vortrefflich und der gutmüthige und doch so tiefe Bauernbursche ist nicht nur eine ergötzliche, sondern in der That vollendete Gestalt.

„O, Mütterlein, ich denke dein." Ein kleiner, reicher Anklang an Sagenhaftes.

„Die Wirthschaft im Walde." Ich fange an zu glauben daß man im Böhmerwalde auffallend wenig von einem der deutschen Leib- und Magenübel, von Gensdarmerie und Polizei weiß. Die Fabel der Geschichte ist wieder bis in die letzte Faser hinein polizeiwidrig, man kann sie wirklich in civilisirten, d. h. polizeilich verwalteten Ländern gar nicht für möglich halten. Das Familienleben in seiner wiederum neuen und eigenthümlichen Art, diese dirigirende Lobeinerin mit ihrer Liebe für den Sohn, es ist eine wahre Freude Dies zu lesen; aber die Wirthschaft unter den Raubschützen, die Lösung des Knotens!!! Weiß der Himmel, ich bin so an die Polizei gewöhnt daß ich mich jeden Augenblick fragte: aber wo bleiben denn die Gensdarmen? Sind die Verhältnisse so wie sie Rank gibt, so ist indeß nicht daran zu zweifeln daß sein Personal so handeln würde; denn dies Personal ist wieder ganz vorzüglich, und im Ganzen wimmelt es hier wie immer von bezeichnenden Zügen. Die Erzählung liest sich gut und ein inniges Interesse verbindet uns mit der so überaus

lebendigen Mutter Broni. Das ist eine Figur die ebenbürtig neben dem alten Hofer geht.

„Der Stauffer“ im dritten Bande ist in künstlerischer Beziehung die Perle des Ganzen. Aus dem Kreise der Hagröschen, Ginsterblüten, Klatschrosen und Kornblumen der weiblichen Dorfwelt steigt im „Stauffer-Mariele“ eine bleiche, edle Lilie auf. Es funkeln Thauperlen, diamanthelle Thränen im Kelche der schlanken, zarten Blume, und wenn des Nachts die Johanniswürmchen, die leuchtenden Träume, um die duftige, stille Blüte kreisen, fliegt eine weiche, überirdische Verklärung über die Kronenblätter: Das ist die Ahnung der Erlösung. Diese sanfte Gestalt mit dem Tode im Herzen ist indeß weder selbst sentimental noch ruft sie in uns krankhafte Empfindelei wach. Es ist ein hartes, ein „baurisches“ Geschick das ihr Leben angeknickt hat als es ihre Liebe rauh antastete, und auch zuletzt als die Hoffnung wiederkommt, behält ihr Entsagen einen gesunden Grund. Es ist eine Heilige, dies Mariele, das dem Advocaten des Teufels einen schlimmen Stand bereiten dürfte; aber man hat ja seit jeher der Mehrzahl nach nur Narren und Schurken kanonisirt, sie kommt also nicht in Gefahr, und der Advocatus diaboli bleibt hors de combat. Ueberaus anerkennenswerth ist das Maß das der Verfasser zu halten wußte, sodaß diese zarte Erscheinung troß der drohenden Gefahr nicht über den Dorfrahmen hinauswuchs. Eine große Zahl von Verfertigern socialistischer Dorfgeschichten könnte sich an dieser Zeichnung ein Muster nehmen. Wir haben immer noch ein Dorfmädchen vor uns, obgleich wir uns einem Seelenadel gegenüber fühlen der in jedem Kreise zu rühmen wäre. Ich kann bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken daß Rank's Frauenbilder an Vollendung überhaupt die Mehrheit seiner Männer beiweitem überragen. Wie ganz vortrefflich ist auch wieder in „Eine Mutter vom Lande“ die Mutter Pahlsin gezeichnet. Setzte, wie man aus einer Stelle vermuthen könnte, der Sohn dies Denkmal der Mutter, so gereicht es Beiden zur Ehre, und wir verdanken dann diesem Umstande die ganz besonders milde Wärme der Darstellung. Das Typische der Mütterlichkeit in der Eifersucht und dem eigenthümlichen Conflicte zwischen der Liebe zum Kinde und dem kleinlauten Respecte gegen den gelehrten Mann, der sich wie etwas Fremdes um den Sohn gehüllt hat, ist so tief und tüchtig erfaßt und in so sichern Linien wiedergegeben daß wir uns entweder höchster, berechnetester Kunst gegenüber befinden müssen, oder in der That unmittelbar empfundene Tagebuchblätter vor uns haben.

Gelegentlich schwelgt der Verfasser in einer Richtung die, mit seiner Beobachtungsgabe aufs innigste zusammenhängend, ebenso sehr seine starke Seite als zugleich der Beweis für seine Befähigung zur Lösung der großen Aufgabe ist die er sich gestellt hat. Ich meine damit die Zusammenstellung kleiner und doch vielbedeutender Gruppen, lebender Bilder. Gleich zuerst das reizende Bildchen, zusammengesetzt aus dem schlafenden Johannesklein unter dem Fliederbusche und den beiden Frauen, später die Geschichte von den „Nägelein“ und den „Impen“, der Abschied, die Reiseabenteuer, das Frühstück in Wien: jedes für sich betrachtet ist ein kleines Meisterstück. Das Gespräch mit dem Grafen dagegen, so verständig es ist, war mir an seinem Orte eher störend als förderlich. Es scheint nicht scharf genug, nicht bis in die letzten Consequenzen dringend, wenn es dazu bestimmt war, gegenüber der harmlos-freundlichen Wirthschaft im älterlichen Hause und im ganzen Dorfe, Contraste hervorzuheben. Der Schluß, ein wohlarrangirtes Tableau in echt Rank'scher Weise, ist hier so aus dem Ganzen herausgewachsen daß uns die oben wiederholt gerügten Schlußverirrungen erst recht Wunder nehmen müssen. Wol möglich daß hier der Geist der Mutter ordnend und klärend über den Bildern schwebte.

„Die Haidegräber.“ Saul unter den Propheten. Es ist als würde man durch die Dschinns aus „Tausendundeine Nacht“ plötzlich von Rank fort mitten in eine Eichendorff'sche Novelle getragen. Bis hierher athmet das Werk allenthalben strengörtlichen Geist, all diese Geschichten konnten nur da spielen wo sie der Verfasser spielen ließ, nirgend war Costume-, nirgend ein Decorationsschnitzer; jetzt aber bringt er eine Geschichte die ebenso gut in Schottland als im Böhmerwalde gespielt haben kann, eine Geschichte die nur durch das fictive Band des landschaftlichen Hintergrundes lose mit der Gegend zusammenhängt. Das ist allerdings kein Verbrechen und sogar ein gutes Recht des Poeten, aber hier, im Zusammenhange mit den Dorfgeschichten, unter mit ihnen gemeinsamem Titel, ist diese Novelle, der ich ihre sonstigen Vorzüge nicht schmälern will, im höchsten Grade befremdlich. Knüpft sie an eine „wahre Geschichte“ an, die wirklich, umgeben von einer solchen quasi Rosenkreuzersippschaft, in bestimmter Gegend vorgefallen ist, so hätte uns gleichwol der Verfasser ein paar Worte erklärender und möglichst authentischer Versicherungen sagen sollen; denn ohne diese werden wir das geheimnißvolle Treiben mit der abermaligen Todtenverwechselung nicht für ein bezugvolles Zeichen, nicht für dem Böhmerwalde angehörig hinnehmen können, sondern die „Haidegräber“ für eine „Prämie“, für eine obligate Füllung des Bandes ansehen müssen. In der That mahnt nur die Introduction und dort und da eine landschaftliche Crayonskizze an den Boden auf dem wir uns so wohl gefühlt haben. Die Novelle an sich ist spannend und piquant, aber ein wenig grau in Grau gemalt. Oder scheint Dies nur deshalb so, weil wir uns an Sonnenlicht im Freien gewöhnt hatten und nun plötzlich hinterher wieder bei gazeumhüllten Lampen sehen sollen?

In „Die Erlösungen“ klingen die Saiten aus. Auch das Stauffer-Mariele erscheint noch einmal an den Haidegräbern, aber der Gram der die Jungfrau vorzeitig trüb und leidend macht läßt sich nicht durch sympathetische Mittel vertreiben, es sei denn daß man den Tod für ein solches gelten läßt.

So haben wir nun das umfangreiche Werk durchgemustert, Manches zu erinnern, Vieles zu rühmen gehabt, und könnten mit dem Wunsche davon scheiden daß es den Leserkreis den es verdient, d. h. einen Kreis der nicht blos die habitués der Leihbibliotheken umfaßt, recht bald sein eigen nennen möge. Es knüpft sich aber an diese erste Arbeit dieser Art sehr natürlich noch der weitere Wunsch daß, durch solches Beispiel ermuntert, Viele sich bestimmen ließen so treue und genaue Spiegelbilder des Volkslebens zu liefern. Was von vielen Einzelnen so sehr leicht zu erreichen ist, käme dem Ganzen dann in würdiger Weise zustatten und befriedigte factisch ein nicht abzuleugnendes Bedürfniß. Aus den einzelnen, provinziellen Bildern ließe sich dann ein Totalgemälde zusammensetzen, das die Stammeigenthümlichkeiten der deutschen Nation bis in die letzten Fasern zeigte und auch die zartesten Verbindungsnerven jetzt zerstreuter Verwandten mit Gewißheit bestimmte. Nichts ist zäher als Volksgebrauch. Auf dem platten Lande und in den Bergen gehört ein länger andauerndes und schärferes Civilisationslaugenbad als in der Regel ertheilt worden dazu um uralt hergebrachte Sitte zu verwischen. Reminiscenzen bleiben überdies stets. Ueber den Werth, über die Nothwendigkeit solcher Arbeiten kann kein Zweifel obwalten, und was ihre Einkleidung anbelangt, so scheint mir der Rank'sche Vorgang vom besten Augurium, da sein Werk entschieden den Stempel größter Verbreitungsfähigkeit ansichträgt.

Max Waldau.

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Zweiter Artikel.

Wir haben unsern ersten Artikel*) mit einer Würdigung der in Oestreichs belagerter und gemaßregelter Hauptstadt erschienenen „Federzeichnungen" geschlossen. Zu unserm Bedauern sehen wir uns genöthigt den sehr loyalen Autor dieser Skizzen unsern Lesern zum zweiten male vorzuführen, und nochmals an die Spitze unserer „nächtlichen Heerschau" ein Werk zu stellen dessen blühender Stil mit der Gesinnungstüchtigkeit seines Verfassers auf gleicher Stufe steht.

Wir thun Dies der übersichtlichen Darstellung wegen und gewiß nicht aus persönlichen Gründen. Wir ehren jede Ansicht, auch die des Gegners, wenn nur die Quelle rein ist aus der sie fließt. So glauben wir uns denn auch gegen den Vorwurf nicht verwahren zu müssen daß unsere eigene Meinung Einfluß übe auf unser Urtheil. Wir referiren blos und geben den Eindruck wieder den wir empfangen haben. Der politische Schriftsteller unserer Tage kann nicht mit aalglatter Geschmeidigkeit über Dies und Jenes hinwegschlüpfen, er muß mit rücksichtsloser Offenheit pro domo sua sprechen, Das ist seine Aufgabe und liegt in der Natur der Sache. Wir verlangen von ihm nicht Heuchelei, nicht Schonung des Gegners; was wir aber verlangen dürfen Das ist sittliches Maß und — politische Ehre. Wo Niederträchtigkeit, Gemeinheit der Gesinnung klar zutageliegen, wo der besiegte Feind mit cynischer Roheit geschmäht, gebrandmarkt wird, und Das von Schriftstellern die tief unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit stehen — da ist auch die Kritik berechtigt ihr strenges Verdict zu fällen und jene Cloakenliteratur — als solche zu bezeichnen.

*) Vergl. denselben in Nr. 69—71 d. Bl. D. Red.

Die nachfolgenden Nr. 8 und 9 angeführten Schriften gehören in diese Kategorie. Die übrigen sind für die Geschichte der ungarischen Revolution von nur geringem Interesse; es sind zarte Blüetten, zum Theile noch vor Beendigung des Kampfes gesammelt und erschienen. Nur die echtstaatsmännische Schrift des Grafen Teleky dürfte die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes verdienen.

8. Die letzten zwei Jahre Ungarns. Chronologisches Tagebuch der magyarischen Revolution von Johann Janotykh von Adlerstein. Drei Bände. Wien, Sollinger's Witwe. 1850. Gr. 8. 3 Thlr.
9. Ludwig Kossuth und die jüngste Revolution in Ungarn und Siebenbürgen. Umfassende Biographie des Hauptführers der magyarischen Bewegung. Von J—A—M—H. Wien, Keck und Sohn. 1850. Gr. 8. 24 Ngr.
10. Kossuth und seine Bannerschaft. Silhouetten aus dem Nachmärz in Ungarn. Von Ritter Heinrich von Levitschnigg. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1850. Gr. 12. 2 Thlr.
11. Politische Bilder aus Ungarns Neuzeit. Von Reisinger. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1849. 8. 25 Ngr.
12. Die russische Intervention. Nebst diplomatischen Actenstücken. Von Graf Ladislaus Teleky. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1849. 8. 7½ Ngr.

Johann Janotykh von Adlerstein (der Name dieses Schriftstellers ist nicht leicht zu merken, doch die Nachwelt wird sich daran gewöhnen müssen) macht viel in Tagebüchern. Seine „Federzeichnungen" waren Bekenntnisse einer schönen Seele; das „Chronologische Tagebuch" ist eben nur eine verbesserte Auflage derselben. Hr. von Adlerstein scheint vorauszusetzen daß die Leser des „Tagebuchs" (von dem uns leider bisjetzt nur die ersten vier Lieferungen vorliegen*) auch seine ersterwähnten Memoiren gelesen haben, in denen er uns mit liebenswürdiger Offenheit einige Croquis seiner persönlichen Erlebnisse und Schicksale zum Besten gab. Diese bedauerliche Selbsttäuschung hat denn auch zu dem mislichen Resultate geführt daß der Verfasser in seinem neuesten Werke die Geschichte Ungarns nur so obenhin behandelt, die Ereignisse nur in dem Reflexe seines werthen Ich betrachtet, und treu dem Grundsatze: L'amour bien conditionné commence par soi-même, sich selbst als den Mittelpunkt des ungarischen Freiheitskampfes den frappirten Lesern vorstellt. Die Methode ist nicht neu, wir treffen sie schon bei Cäsar in seiner Geschichte „De

*) Die letzten Hefte sind zwar, seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, erschienen, doch ändern sie Nichts an unserer oben ausgesprochenen Ansicht. Sie überbieten noch ihre Vorgänger an Reinheit der Gesinnung und Correctheit des Stils. Der freundliche Leser wird uns wol die Mühe erlassen den mäandrischen Windungen der Adlerstein'schen Geschichtschreibung bis an ihr Ende zu folgen.

bello gallico". Wir haben uns im Eingange des ersten Artikels die Bemerkung erlaubt daß die Prüfung der sich schroff gegenüberstehenden Urtheile der neuern Publicisten über Kossuth, Görgey und die übrigen Leiter der ungarischen Bewegung dem unparteiischen Geschichtsforscher ein besonderes Interesse gewähren dürfte. In Adlerstein's Memoiren finden wir derlei Urtheile zu Dutzenden, ein Beweis wie leicht es heutzutage einem fähigen Schriftsteller ist Geschichte zu schreiben.

Daß der Verfasser die östreichischen Generale Windisch-Grätz und Hainau als die Retter des Vaterlands preist, die Hochherzigkeit und „Milde" derselben bis in den Himmel erhebt, die Koryphäen des ungarischen Freiheitskampfes aber in den tiefen Pfuhl der Hölle verdammt, ist wol ganz natürlich und war von einem so gesinnungstüchtigen Schriftsteller nicht anders zu erwarten. Sehr befremdet hat es uns jedoch ganze Spalten der officiellen östreichischen Journale in dem „Chronologischen Tagebuche" wiederzufinden, mag Dies immerhin aus Patriotismus geschehen sein. Wir glauben ein einfaches Citat hätte dieselben Dienste geleistet.

Die „umfassende Biographie" Ludwig Kossuth's von J—A—M—H. reiht sich in Stil und Inhalt würdig den Adlerstein'schen Enthüllungen an. Wir wissen nicht sollen wir es Taktlosigkeit oder Misgeschick der östreichischen Gewalthaber nennen daß sie gerade die unfähigsten Scribenten aus der Menge aufgreifen und zu ihren Zwecken benutzen; man sollte doch begreifen daß derlei Pamphlete eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung hervorbringen müssen. Die Biographie beginnt mit einer kurzgefaßten Schilderung der Märzereignisse, geht dann mit einem lyrischen Sprunge auf den „Hauptführer der magyarischen Bewegung" über und skizzirt dessen Wirken als Parlamentsmitglied, Minister und Gouverneur. Piquante, wenn auch nicht verbürgte Anekdoten aus Kossuth's Leben, sein Preßproceß unter Metternich, sein Verhältniß zu jener ungarischen Edeldame die ihn als Notar placirte, die tausend mal vorgebrachte und längst als Verleumdung erwiesene Angabe daß er große Summen für sich und seine Familie in der englischen Bank hinterlegt habe, werden hervorgesucht und zusammengestellt, um den Verbannten von Kiutahia eben nur als kecken Glücksritter, Revolutionnair und fluchwürdigen „Rebeller" zu schildern. Wir erinnern uns aus der Sturm- und Drangperiode Oestreichs eines komischen Zusammentreffens mit einem wiener „Gutgesinnten" welcher steif und fest behauptete daß der ungarische Agitator in seiner Jugend — silberne Löffel gestohlen habe; alles Einreden half Nichts; man galt für einen „Kossuthianer" wenn man die Thatsache zu bestreiten wagte. Wir bedauern lebhaft diese im Tone der moralischen Ueberzeugung vorgebrachte Beschuldigung in dem Geschichtswerke des Anonymus nicht gefunden zu haben. Gewiß wird das Buch viele Nachfolger finden, es ist ja so gefahrlos und zugleich so — lucrativ, im „Schatten der Kanonen" über die besiegten Rebellen zu schreiben. Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder.

Levitschnigg's Buch sollten wir in so schlechter Gesellschaft dem Leser gar nicht vorführen; der Verfasser präsentirt sich selbst im Salonfrack, mit Handschuhen à la Jaquemar, patschouliduftend dem skandalsüchtigen Publicum. Seine „Silhouetten" sind auch darnach. Wenn es dem Verfasser darum zu thun war fades, geistloses Salongeplauder zu bringen, so hat er seinen Zweck vollkommen erreicht; wenn er Geschichte schreiben wollte, so bedauern wir ihn und seine Leser. Sein langjähriger Aufenthalt in Ungarn, seine genaue Kenntniß der eigenthümlichen Verhältnisse jenes Landes mochten ihn wol berechtigen ein Buch wie das vorliegende zu schreiben. Ungarn war dem Auslande bisher fremd; der zehnmonatliche Riesenkampf gegen zwei mächtige Kaiserreiche hat den Blick Europas auf jenen vergessenen Landstrich an der mittlern Donau gelenkt, und eine mit Sachkenntniß entworfene Schilderung der hervorragenden magyarischen Persönlichkeiten konnte nur willkommen sein. Es war Dies ein sehr dankbarer Stoff, zu dessen Bearbeitung künstlerische Kräfte gehörten. Wie aber hat Levitschnigg seine Aufgabe gelöst? In zwei starken Bänden entwirft er uns die Portraits der berühmtesten Stimmführer seines Volks im Gebiete der Politik und Literatur, und beschließt jede einzelne dieser Skizzen mit einem Motto in französischer, englischer und noch einigen andern Sprachen (vor deutschen Mottos scheint der Verfasser eine Art horreur zu haben) nebst einem Autographe des Portraitirten. Zur Charakteristik seiner Helden dienen ihm schlüpfrige Anekdoten, die er beim Bierkruge oder auf der Gasse gesammelt haben mag; von einem tiefern Eingehen in die Ereignisse und deren Gründe ist weiter keine Rede. Wo von politischen, socialen, nationalökonomischen Fragen die Rede ist, da spricht der Verfasser mit Geist oder Unverstand, wie es sich eben trifft, über alles Mögliche, nur nicht über den eigentlichen Fragepunkt; den 13. August fertigt er mit einem leichten Achselzucken ab, und erzählt uns daß er selbst diese Wendung der Dinge lange vorhergesehen und vorausgesagt habe.

Diese Pruderie wollten wir dem Verfasser verzeihen; wenn aber ein Schriftsteller der seinem eigenen Geständnisse zufolge unter dem ungarischen Märzministerium eine liberale Zeitung redigirte, der allem Anscheine nach in sehr nahen Beziehungen zu den Persönlichkeiten stand die er schildert, wenn, sagen wir, ein Schriftsteller der sich offen zur Fortschrittspartei bekannte, jetzt, am Grabe der Nation die ihn gastfreundlich aufnahm, es wagt mit einem solchen Buche vor das Publicum zu treten, da schaudern wir zurück vor dem sittlichen Abgrunde in den uns der Verfasser — vielleicht ohne seinen Willen — einen Blick hat werfen lassen.

Die „Silhouetten" sind nach den Tagen von Pesth und Arad erschienen, unter den Augen jener Standrechts-

Behörde, die unmittelbar vorher die geschilderten Helden auf kurzem Wege in eine bessere Welt befördert hatte. Dieser Umstand erklärt viel, wenn er auch nicht entschuldigt. Der Verfasser hat mit vielem Geschick die Klippen vermieden die sich seinem Unternehmen entgegenthürmten, und wo er wirklich einmal genöthigt war eine schöne That zu erzählen, da macht er schnell eine Verbeugung nach Rechts vor dem „ritterlichen" Jellachich und erhebt die überlegene Taktik „Seiner Excellenz" bis in den siebenten Himmel. Um aber keinen Zweifel an seinem „Patriotismus" aufkommen zu lassen, ging er in der Biographie Pulszky's noch weiter und schleuderte gegen diesen Staatsmann eine Anklage, die unsers Wissens nicht einmal von den competenten Militairbehörden erhoben wurde — die Anklage der directen Betheiligung an dem Morde Latour's. Hier hat der Verfasser unserer Meinung nach des Guten zu viel gethan.

Nach dem Vorausgeschickten dürfte es wol überflüssig sein über den Stil des ungarischen Plutarch noch Etwas zu sagen. Die deutsche Sprache hat sich viel gefallen lassen in den letzten Jahren, aber so mishandelt und gemartert, so auf die Folter gespannt wurde sie noch nie wie in diesem Buche. Die Schrift ist englisch, französisch, spanisch geschrieben, aber nicht deutsch; man muß Polyglott sein um sie zu verstehen. Wir zählten auf einer einzigen Seite nicht weniger als 27 fremdländische Wörter und Redensarten. Wenn ein Franzose so schreiben wollte, so würden ihn seine Landsleute ohne Weiteres reif für das Tollhaus halten: bei uns Deutschen scheint Das noch obendrein zum guten Tone zu gehören. Levitschnigg zählt zu jenen östreichischen „Litteraten" die der deutschen Sprache nicht genug Gewalt anthun zu können glauben, um nur recht elegant zu schreiben und „fureur" zu machen. Er trat im Vormärz mit einigen Bänden Gedichte auf, die viel Geist und Phantasie, wenn auch ein krankhaftes Gefühl und unklares Empfinden verriethen; im vorliegenden Buche hat er eine neue Richtung eingeschlagen, auf der wir ihm nicht weiter folgen wollen.

Meisinger's „Politische Bilder" (Nr. 11) sind Nichts als eine Reihe von Journalartikeln, die für den politischen Nihilismus eine Lanze brechen. Das Büchlein schließt mit dem März des Jahres 1849 ab, als eben das große Vorrücken der concentrirten ungarischen Armee im Werke war. Deleky's Schrift enthält das Testament Peter's des Großen in extenso und erschien vor der russischen Invasion. Sie hat ihren Zweck (diese Invasion zu verhindern) nicht erreicht; der Gedanke aber den sie ausführt — die Warnung vor dem drohenden Herüberragen des russischen Kolosses — ist auch für unsere Zeit von dem höchsten Interesse; er ist der Weheruf einer sehenden Kassandra.

Gehen wir nun zu einigen Schriften über welche uns die Kriegsereignisse schildern, und deren Verfasser (Pataky, Czetz, Lapinsky) die Schlachten an der obern Donau und in Siebenbürgen als Honvedoffiziere der ungarischen Armee selbst mitgefochten haben.

13. Der Feldzug der ungarischen Hauptarmee im Jahre 1849. Selbsterlebtes von Theophil Lapinsky. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr.

14. Bem's Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Mit einem Facsimile Bem's. Von J. Czetz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

15. Bem in Siebenbürgen. Zur Geschichte des ungarischen Kriegs 1848 und 1849. Mit Bem's Portrait und einer Karte von Siebenbürgen von K. M. Pataky. Leipzig, O. Wigand. 1850. 8. 25 Ngr.

16. Die letzten Tage der magyarischen Revolution. Enthüllung der Ereignisse in Ungarn und Siebenbürgen seit dem 1. Juli 1849. Leipzig, Händel. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

17. Die magyarische Revolution. Kurzgefaßte Schilderung der jüngsten Zeitereignisse in Ungarn und Siebenbürgen. Von einem Augenzeugen. Pesth. 1849. Gr. 16. 20 Ngr.

Diese fünf Schriften ergänzen sich gegenseitig und bieten zusammengestellt ein nicht uninteressantes Gesammtbild des ungarischen Kriegs. Wo Lapinsky aufhört fängt Szilaghi's Erzählung an (Nr. 16), Czetz und Pataky führen uns hinüber in das rauhe Gebirgsland, wo der schlachtengewohnte Bem Sieg auf Sieg erfocht, und der Verfasser von Nr. 17 versucht sich in einer pragmatischen Darstellung des Erlebten. Wir wollen damit nicht gesagt haben daß alle fünf Autoren zu derselben Fahne geschworen haben — Nichts weniger. Während die erstgenannten drei Schriftsteller Magyaromanen sind, haben wir in Szilaghi's Buche den Patrioten vermißt, und vollends der „Augenzeuge" scheint eben nur ein transcendenter „Oestreicher" im Schwarzenberg-Bach'schen Geschmacke zu sein. Wir haben es aber hier nur mit den geschilderten Ereignissen zu thun und nicht mit der politischen Gesinnung der Verfasser.

Lapinsky's Schrift beginnt mit der Schilderung des Winterfeldzugs der ungarischen Nordarmee in den Karpaten, geht sodann auf die Aprilcampagne über und behandelt besonders ausführlich die spätern Gefechte an der Waag, an der Ipoly und am Sajo. Dieser junge talentvolle Offizier, der die Feder ebenso gut als das Schwert zu führen versteht, war als Artilleriemajor dem Görgey'schen Armeecorps zugetheilt, kam später nach Komorn und theilte nach beendetem Kampfe das Schicksal der meisten Capitulanten dieser Festung. Seine Darstellung ist einfach, klar, er verschmäht alle rhetorischen Beigaben und führt uns mit echtsoldatischer Tournure mitten hinein ins wilde Kriegsgetümmel. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir die im Eingange des Buchs entworfene Schilderung der genialen Manoeuvres des jungen Heerführers Görgey, der seine an Strapazen und Entbehrungen noch nicht gewöhnten Truppen im strengsten Winter über die schneebedeckten Karpaten führte, bald hier, bald dort den nachsetzenden Feind regelmäßig täuschte, und endlich die Vereinigung mit der Nordarmee erzwang, um an der Spitze des ungarischen

herns den großen Schlag gegen Windisch-Grätz zu beginnen.

Im innern Widerspruche mit dieser Darstellung aber steht das Urtheil des Verfassers über Görgey. Es hat uns sehr unangenehm berührt daß Lapinsky durch seinen Haß sich so bethören ließ jenem Feldherrn alles strategische Talent abzusprechen, ihn der Perfidie und Großsprecherei zu beschuldigen, weil er — Görgey — das Verdienst der bei Tappjo-Bicske und Nagy-Sarlo durch Damjanics und Klapka gewonnenen Schlachten in seinen Bulletins sich selbst zugeschrieben hat. Die Kriegsgeschichte aller Zeiten lehrt uns daß der Obercommandant einer Armee, auf dessen Befehl und nach dessen Anweisungen subordinirte Generale handeln, wol berechtigt ist die glücklichen Waffenthaten der letztern als seine eigenen Trophäen zu bezeichnen.

Für Militairs besonders interessant dürfte das (S. 140) erzählte Cavaleristenabenteuer sein, welches einzig in diesem Kriege dasteht. Als nämlich im Hochsommer 1849 die russischen und ungarischen Vorposten sich einmal hart gegenüberstanden, da rissen die Pferde der letztern plötzlich aus, schlugen wie toll um sich und rannten mit ihren Reitern geradezu ins feindliche Lager. Man glaubte Verrath, aus der spätern Untersuchung jedoch ergab sich daß die Thiere ein auf den Feldern wachsendes Tollkraut gefressen hatten, wodurch sie in jene erhöhte Stimmung versetzt wurden und das sonst rege Pflichtgefühl der ungarischen Husarenpferde vergaßen. „Das Ereigniß“, erzählt der Verfasser, „kostete uns mehr Pferde als eine verlorene Schlacht.“ Ebenso anziehend sind die Enthüllungen der in jene Zeit fallenden russischen Intriguen in der obern Donauarmee. Der Verfasser berichtet (S. 147) daß Görgey schon damals in fortwährendem Briefwechsel mit dem Fürsten Paskewitsch gestanden sei, und ein Schreiben des Letztern habe circuliren lassen in welchem die Nordarmee unter sehr günstigen Bedingungen aufgefodert wurde die Waffen zu strecken und sich an Rußland zu ergeben; die Intrigue scheiterte an dem energischen Widerstande Nagy-Sándor's.

Das Buch ist mit einer Vorrede aus der Feder des der Lesewelt unter dem Namen „Rupertus“ bekannten Festungscommandanten Bayer ausgestattet (nicht zu verwechseln mit dem Obersten und Chef des Görgey'schen Generalstabes gleichen Namens) und dürfte nach Klapka's „Memoiren“ wol das gründlichste der über den ungarischen Krieg bisjetzt erschienenen Geschichtswerke sein.

Czetz und Pataky beschränken sich auf die Erzählung der wunderbaren Fahrten und Abenteuer des kecken Polengenerals, der mit einer improvisirten Armee und einem Artilleriepark von hölzernen Kanonen das Bergland im Fluge eroberte und gegen einen dreifach überlegenen Feind monatelang zu behaupten wußte. In die Specialitäten dieser Darstellung einzugehen dürfte noch zu früh sein, da uns zur Prüfung derselben nur russische und östreichische Bulletins, die natürlich mit Vorsicht zu lesen sind, zugebotestehen. Beide Schriftsteller hängen mit glühender Verehrung an ihrem Feldherrn und wol mit Recht, denn die Kriegsgeschichte alter und neuer Zeiten hat den glänzenden Waffenthaten Bem's wenig ähnliche an die Seite zu stellen. Der alte Polengeneral ist seitdem gestorben, sein Andenken aber wird leben solange es eine ungarische Geschichte gibt. Manche Aufklärungen über die innern Zustände Siebenbürgens zur Zeit der Bem'schen Invasion, die wir aus den Schriften beider Militairs zu erhalten hofften, haben wir nicht gefunden. Bekanntlich waren die verschiedenen Stämme jenes Landes seit langem planmäßig aufgewühlt, Szekler, Sachsen und Walachen zerfleischten sich gegenseitig, und die von der Hofpartei gestreuten Drachenzähne hatten blutige Früchte getragen. Wo blieben jene fanatisirten Stützen der Gesammtmonarchie als die ungarischen Truppen ins Land rückten? Verkrochen sie sich feige vor dem heranstürmenden „Bombenhephästos“ und hatten nur Muth gegenüber von wehrlosen Weibern und Greisen? Wo blieb Bolschiusko, die Seele des walachischen Comité, jener köstliche Laureann, der mitten unter den Gräueln eines vandalischen Bürgerkriegs in seiner Stube ein großdacisches Reich construirte, der russenfreundliche Pope von Vöröspatak und so viele Andere? Wo blieb der „incarnirte Gedanke“ als es galt den bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen? Die Geschichte schweigt hierüber, und auch die Verfasser haben uns darüber im Dunkel gelassen.

Szilaghi's „Enthüllungen“ (Nr. 16) haben uns nicht wenig überrascht. Der Titel des Buchs ließ uns hoffen ganz neue, unerhörte Thatsachen zu vernehmen, irgend eine Pulververschwörung oder dergleichen; der Verfasser hat uns aber gar Nichts „enthüllt“, sondern nur die russischen Bulletins und wiener Zeitungsartikel zum Theile wörtlich abgeschrieben. Da die Broschüre ursprünglich in ungarischer Sprache verfaßt war, so trat hier der merkwürdige Fall ein daß östreichische Journalartikel zuerst ins Ungarische und aus diesem wieder per metempsychosin ins Oestreichische übersetzt wurden. Da ferner in der Ueberschrift des Buchs von den „letzten Tagen der Revolution“ die Rede ist, so glaubten wir wenigstens diesen tragischen Ausgang der magyarischen Erhebung mit Sachkenntniß und Ausführlichkeit behandelt zu sehen; doch auch hierin sahen wir uns getäuscht. Der Verfasser geht mit unglaublichem Leichtsinn über die wichtigsten Momente des geschichtlichen Kampfes hinweg; der Schlacht bei Szöregh, welche die Verlegung des Regierungssitzes nach Arad zur Folge hatte, geschieht gar keine Erwähnung, dagegen wird das Gefecht bei Debreczin, in welchem bekanntlich die Arrièregarde Görgey's unter Nagy-Sándor der zwölf mal stärkern Hauptmacht des russischen Heerführers gegenüberstand, als eine durch die überlegene Taktik des Letztern gewonnene Schlacht geschildert. So schreibt man heutzutage Geschichte.

Wir schließen unsere revue rétrospective mit der Anzeige zweier Werke, die jedenfalls eine gesonderte Besprechung verdienen.

18. Ungarn und der ungarische Unabhängigkeitskrieg nach den besten Quellen und zahlreichen Mittheilungen ungarischer Notabilitäten dargestellt von A. Schütte. Zwei Bände. Mit zwei Portraits. Dresden, Schäfer. 1850. Gr. 8. 3 Thlr.

19. Die Revolution und die Juden in Ungarn. Nebst einem Rückblick auf die Geschichte der letztern. Von J. Einhorn. Bevorwortet von J. Fürst. Leipzig, Geibel. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.

Schütte ist ein geborener Publicist. Die Leichtigkeit mit welcher dieser Schriftsteller producirt wäre wahrhaft staunenerregend, wenn wir ihm das Zeugniß geben könnten daß seine Werke ebenso tief und gründlich sind als sie glückliches Gedächtniß und französische „aisance" verrathen. Referent hatte Gelegenheit das Rednertalent dieses vielgeprüften Touristen, der sogar die Ehre hatte auf Windisch-Grätz' bekannter Proscriptionsliste zu stehen, im „Lande der Phäaken" zu bewundern, in jener glücklichen Zeit als Wiens politischer Himmel noch voll Geigen hing, das edle Volk für demokratische Monarchie auf breitester Basis schwärmte, à la France Barrikaden baute und täglich bei guter Kost die wuthschnaubenden Artikel seiner radicalen Blätter verzehrte. Der Verfasser machte damals viel „in Politik", trat abwechselnd im Odeonsaale, auf der Aula, im Demokratischen Vereine auf und hielt Vorlesungen über staatswirthschaftliche Reformen, Einkammersystem, Municipalverfassung. Schütte weiß Alles, versteht Alles. Wir sind überzeugt daß er heute ein Buch über koptische Münzen, morgen eines über Zoroaster's heilige Schriften zu schreiben im Stande wäre.

Wenn aber ein Mensch über Alles und Jedes zu schreiben im Stande ist, warum sollte er nicht auch ein Buch über Ungarn schreiben?

Das hat denn der Verfasser auch gethan. Der erste sehr umfangreiche Band seines Werks beschäftigt sich ausschließlich mit ethnographischen Studien. Die Geschichte Ungarns wird bis auf Arad zurückgeführt; es folgen einige Capitel welche die Institutionen und nationalen Eigenthümlichkeiten des Landes schildern, gelegentlich wird auch ein schüchterner Seitenhieb auf die altungarische Constitutio avita und das Corpus juris tripartitum geworfen, und endlich über Flächenraum, Einwohnerzahl und Wehrverfassung, über „populus Verboeczianus" (hohen und niedern Adel) nach den neuesten statistischen Quellen referirt. Doch gestattet uns weder der Raum noch liegt es in unserer Aufgabe dem Verfasser auf diesem Gebiete zu folgen.

Der zweite Theil behandelt den ungarischen Krieg. Hier endlich glaubten wir eine wenn auch nicht aus „authentischen Quellen" geschöpfte, doch mit Geist und Originalität entworfene Schilderung jenes denkwürdigen Kampfes zu finden; wir waren berechtigt zu erwarten daß der immerhin begabte Verfasser die breitgetretene Straße der gewöhnlichen Dutzendlieferanten verlassen und von dem höhern Standpunkte des denkenden Publicisten eine der Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers würdige Arbeit bieten werde; doch sahen wir unsere Erwartung nicht befriedigt. Der Verfasser hat eben nur das ihm vorliegende reichhaltige Materiale mit viel Umsicht ausgebeutet, und wir haben im Verlaufe des Buchs auch nicht Eine neue Thatsache erfahren, auch nicht Eine prägnante Stelle gefunden welche uns den Beweis für die aufgestellte Behauptung geliefert hätte: daß der Verfasser an Ort und Stelle den Stoff zu seinem Geschichtswerke gesammelt und von an der Spitze der Bewegung gestandenen Persönlichkeiten wichtige Aufschlüsse erhalten habe. Die sehr ausführliche Darstellung ist nicht besser und schlechter als tausend andere, und wir haben nach Durchlesung derselben Nichts als die Ueberzeugung gewonnen — daß es heutzutage sehr leicht ist Bücher zu schreiben. Den Schluß des Werks bilden Andeutungen über Ungarns Zukunft, die wir denjenigen unserer Leser welche an derlei Conjecturalpolitik Geschmack finden bestens empfehlen.

So wenig wir daher dem Buche Schütte's einen bleibenden literaturhistorischen Werth beimessen können, so freudig hat uns die Schrift Einhorn's „Die Revolution und die Juden in Ungarn" überrascht. Zum ersten male treffen wir hier einen Schriftsteller der den Muth hat ein freies männliches Wort für sein geknechtetes Volk zu sprechen und es offen der Welt zu verkündigen daß der Jude unserer Tage ein Recht hat an den Segnungen der Civilisation und des geordneten Staatslebens theilzunehmen, daß er aufhören müsse ein Paria der menschlichen Gesellschaft zu sein. Einhorn behandelt besonders ausführlich das Verhältniß der ungarischen Juden zur Revolution vor, während und nach der Unterdrückung derselben.

Der Verfasser löst in sehr scharfsinniger Weise das Räthsel: wie es kam daß der Jude, der doch in der Neuzeit sich überall im eigenen Interesse der liberalen Bewegung angeschlossen hatte, in Ungarn, wo es nur die Wiedererringung der alten Landesselbständigkeit galt, wo das freigewordene Volk die neugewonnene Kraft nur benutzte um den Juden in „die finstern Schachte des Mittelalters hinabzustoßen", nicht nur die Beleidigungen vergaß die ihm hier zugefügt, sondern auch die Wohlthaten die ihm auf der gegnerischen Seite geboten wurden; daß er in Ungarn, wo die Judenhetzen an der Tagesordnung waren, während der östreichische Jude zur selben Zeit bereitwillig in den Bürgerverband aufgenommen und als Deputirter zum Reichstage zugelassen wurde, sich dennoch für die ungarische Regierung gegen Oestreich begeistern konnte — für Budapesth gegen Wien. Der Verfasser erklärt Dies aus der „beziehungsweise günstigen Stellung" welche der ungarische Jude im politischen Leben einnahm, infolge welcher er schon vor Jahrhunderten in einem nähern Verhältniß zum Volke stand als Dies bei den Juden anderer Länder üblich war. Mehr als irgendwo wurde er hier ein Sohn des Landes das er bewohnte. Da nun die Geschichte dieses Landes Nichts als ein fortwährender Kampf gegen die Fremdenherrschaft ist, so bildete sich auch bei dem ungarischen Juden frühzeitig eine patriotisch-oppositionnelle Gesinnung

aus, nämlich innige Anhänglichkeit für Land und Volk, hingegen für die Regierung ein „von Anhänglichkeit weit verschiedenes Gefühl".... In andern Ländern, sagt der Verfasser, fand bis zum Beginn der Neuzeit gerade das entgegengesetzte Verhältniß statt, weil der dortige Jude gegen die rohe Willkür und den wildglühenden Fanatismus der Pöbelmassen nur durch die geregeltere Willkür und den kältern Fanatismus der Regierenden geschützt wurde, in Ungarn hingegen gingen die — vereinzelt dastehenden — Judenverfolgungen der neuesten Zeit nur von den Bewohnern der deutschen Städte, von dem in seinem Erwerbe bedrohten Bürgerstande aus, nicht aber vom eigentlichen Volke.

So kam es denn, deducirt der Verfasser weiter, daß der ungarische Jude sich mit diesem Volke identificirte, als Magyare sich fühlen lernte, und in den Tagen der Gefahr mit seinem Vermögen und dem Blute seiner Söhne dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe eilte. Außer Ungarn war der Jude bis die neueste Zeit genöthigt sich an die Regierung zu klammern, um bei dieser Schutz und Hülfe zu finden; hier stand er seit jeher mit dem Volke gegen die Regierung, denn zu diesem Volke zählte er sich selbst, er hatte auf der weiten Erde ein Plätzchen gefunden welches er Vaterland nennen durfte.

Bis hierher sind wir mit dem Verfasser einverstanden; wenn derselbe jedoch im Verlaufe der Schrift plötzlich Umkehrt macht und, wol nicht im wahren Interesse seiner Glaubensgenossen — nachzuweisen sucht daß die eigentliche Betheiligung der ungarischen Juden an der „Revolution" im Grunde doch nur eine secundaire war, und sich auf „Vertretung magyarischer Gesinnung in nichtmagyarischen Gegenden, Eintritt in die Armee und Lieferung der Kriegsbedürfnisse" beschränkte, so erlauben wir uns dem Verfasser hierin entschieden zu widersprechen. Der ungarische Jude hat, wie seine Glaubensgenossen aller Länder, einen sehr directen Antheil an dem Revolutionskampfe genommen; der Einfluß den jüdische Schriftsteller auf die magyarische Erhebung geübt war nicht so ganz secundairer Natur wie es der Verfasser darstellt; vor allem aber haben es die jüdisch-ungarischen Handelsleute bewiesen daß es Momente gibt wo auch der jüdische Geschäftsmann seiner traditionnellen Gewinnsucht sich zu entäußern im Stande ist.

Als Seitenstück zu diesem ängstlichen Plaidoyer des Verfassers (welches überdies in einem innern Widerspruche mit den frühern Abschnitten des Buchs steht) sei es uns gestattet eine drollige Schilderung aus Schlesinger's Buche „Aus Ungarn" hier einzuschalten, welche den klaren Beweis liefert daß die Betheiligung der ungarischen Juden an dem Freiheitskampfe nicht blos eine ideale, sondern in der That eine sehr praktische war. Als nämlich im Winter des Jahres 1848 Windisch-Grätz die eine Hälfte Ungarns bereits „pacificirt" hatte, da waren es vorzüglich die jüdischen Geschäftsleute welche die Verbindung mit den nichtoccupirten Landestheilen zu erhalten, und durch ihre eigenthümlich stilisirten Geschäftsbriefe eine Art von Telegraphennetz um ganz Ungarn zu spannen wußten. Schlesinger erzählt in seiner piquanten Weise:

So schreibt ein jüdischer Graubart an seinen Geschäftsfreund zu Keresztur: Reb Anschel kommt morgen zu Euch mit zwölf Kisten schwerer Waare. Suche ihm Absatz durch unsere guten Freunde zu verschaffen. „Verfluchtes Judenpack", ruft der Offizier der den Auftrag hat die Briefe zu öffnen, „verfluchtes Judenpack, das mitten im blutigen Kriegsgetümmel an seine lumpige Waare denkt!" Der Geschäftsfreund aber weiß jetzt daß Reb Anschel (der jüdische Name für Alfred, den Taufnamen des Fürsten) eine Militairabtheilung nebst zwölf Stück Geschütz nach Keresztur beordert habe, und hat nichts Eiligeres zu thun als seine guten Freunde, die zufällig an der Theiß spazieren ritten, hiervon zu benachrichtigen. Nach zwei Tagen schreibt der Geschäftsfreund in Keresztur zurück: Reb Anschel ist glücklich hier angelangt und hat brillante Massematen (Geschäfte) gemacht. Seine Kisten sind ihm alle bis auf zwei abgenommen worden.

Wir können zwar dieser Schilderung keinen historischen Werth beimessen, doch ist sie immerhin bezeichnend für die damalige Stellung der Juden in Ungarn. Wenn schließlich der Verfasser die Ansicht äußert daß die östreichische Regierung seit dem 4. März 1849 bereits durch viele eclatante Beispiele gezeigt habe daß es ihr unerschütterlicher Wille sei den ersten Paragraphen des Octroi zur Wahrheit zu machen: so dürfte diese Behauptung mit Rücksicht auf die neuesten Vorgänge: die Aufhebung des Placetum, das Verbot der gemischten Ehen, die sonderbare Erscheinung der nachmärzlichen Wunderthäterinnen u. s. w., bis auf Weiteres wol nur zu den piis desideriis gehören.

Wir schließen hier unsern Artikel. Aus einem kurzen Vergleiche ergibt sich daß das Urtheil der meisten Schriftsteller über Görgey dasselbe ist, als dessen hervorragendste Eigenschaften eiserne Willenskraft, verbunden mit einer praktisch-nüchternen Anschauungsweise und einem Verhöhnen jedes höhern Aufschwungs, jeder nationalen Begeisterung übereinstimmend bezeichnet wurden. Und doch scheint dieser merkwürdige Mann Momente gehabt zu haben wo er „der Menschheit näher stand als sonst"; sein zartes, poetisches Verhältniß zu dem sechszehnjährigen Reményi scheint dafür zu sprechen. Was ist aus diesem jungen Künstler geworden der seinem Herrn und Meister durch alle Wechselfälle des Kriegs bis auf die Trauerstätte von Világos folgte, und sich dort keck vermaß „mit seiner Violine sich durch die Welt zu schlagen"? In keiner der uns vorliegenden Schriften fand sich eine Andeutung über ihn; er ist verschollen wie Petöfy.

Als einen besonders wichtigen Umstand müssen wir ferner hervorheben daß die meisten Schriftsteller deren Werke wir dem Leser vorgeführt haben den ungarischen Kampf vom social-demokratischen Standpunkte auffaßten (in diesen Fehler verfiel selbst Klapka), während jener Kampf nur die Wiedererringung der alten Landesverfassung zum Ziele hatte, und in Ungarn bei der vorwaltend monarchischen Gesinnung des Landes und des Heers von einer Geltendmachung der modernen Volkssouverainetätstheorien nie die Rede war. Erst mit dem 14. April 1849, als das Ministerium Szemere die völlige Los-

trennung Ungarns von Oestreich decretirte und sich offen als demokratisch-republikanisches bekannte, trat die magyarische Erhebung in eine neue Phase und ward zur offenen Revolution. Wenn daher „gutgesinnte“ Publicisten vor jenem Zeitpunkte von einer „Umsturzpartei“ in Ungarn sprechen, so ist das im höchsten Grade widersinnig, da die Erhebung bis dahin nur den Zweck hatte zu erhalten, nicht zu zerstören.

Der ungarische Kampf ist beendigt und das Land liegt besiegt zu den Füßen seines Monarchen. Jener dreihundertjährige Streit aber der vor kurzem auf blutgetränkten Schlachtfeldern ausgetragen wurde taucht von neuem auf in der Presse und hat sich aus den Spalten der gefesselten Tagesblätter in das freiere Gebiet der Broschürenliteratur geflüchtet. Von Zeit zu Zeit tauchen Schriften auf welche das jetzige und künftige Verhältniß Ungarns zum Kaiserreiche, die Frage: ob Personalunion im Sinne der alten Verfassung, ob Centralisation im Geiste der octroyirten Charte, je nach dem politischen Standpunkte ihrer Verfasser besprechen. Diese Schriften dem Leser vorzuführen sei die Aufgabe unsers nächsten Artikels.*) 45.

Oliver Cromwell.

1. *Oliver Cromwell's* letters and speeches, with elucidations. By *Thomas Carlyle*. Zwei Bände. Neuyork 1845.
2. The Protector: a vindication. By *J. H. Merle d'Aubigné*. Edinburg 1848.

Bei der Beschränktheit des dem Berichterstatter zugemessenen Raums muß die äußere Geschichte Cromwell's als bekannt vorausgesetzt, und auf dessen innere, auf die Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes übergegangen werden, wenn auch bei dem Zusammenhange beider Geschichten, bei der Wechselbeziehung in der sie zueinander stehen, die innere Geschichte durch diese Beschränkung an Klarheit verliert. Aus [illegible]icher Ursache und bei dem Reichthum des vorliegenden Stoffs können von der Charakteristik des Protectors nur diejenigen Züge angeführt werden welche theils unbekannt waren, theils dem Urtheile das die Geschichte über ihn sich gebildet hat geradezu widersprechen.

Nach diesem Urtheile war Cromwell, von seinem Muthe, seiner Willenskraft, seinen militairischen und politischen Talenten abgesehen, ein vom wirbelnden Fanatismus seiner Zeit ebenso mächtig ergriffener als mit heuchlerischer Schlauheit ihn benutzender Usurpator, dessen durch außerordentliches Kriegsglück aufgetriebener Ehrgeiz die Wurzeln seiner ursprünglichen Frömmigkeit innerlich vergiftet und zum verderblichen Betruge nur deren Blätter verschont hatte.

Die vorliegenden Schriften, welche indeß, namentlich die erste, obgleich durch Quellenstudium von bedeutendem historischen Werthe, einen vorherrschend apologetischen Charakter haben, schildern uns dagegen unsern Helden als einen aufrichtigen, gutmüthigen, für das Wohl und die Größe seines Vaterlandes glühenden Mann, als die kräftigste Stütze des damaligen Protestantismus, als den — nach Luther und Calvin — größten protestantischen Charakter und als einen wahren lebendigen Christen!

Die letztere Bezeichnung hat allerdings die äußere Geschichte Cromwell's gegen sich und bedarf der Begründung. Sie findet sich in dem Boden aus welchem Cromwell hervorgegangen ist, und welcher ihm stete Nahrung zugeführt hat. Dieser Boden ist der Puritanismus: eine Erscheinung, welche so sehr mit der kirchlichen und politischen Geschichte Englands verwachsen ist daß sie ohne dieselbe völlig räthselhaft bleibt.

Da eine Uebersicht dieser Geschichte, insofern sie den Puritanismus ins Leben gerufen hat, hier nicht gegeben werden kann, so möge die versuchte Erklärung genügen: daß er die der englischen bischöflichen Kirche widerstrebende freiere Richtung ist, zu welcher in dem Papstthume Heinrich's VIII. der erste Grund gelegt wurde, die sich zwar unter vielen Modificationen, aber im Princips gleich, durch die folgenden Regierungen bis zu der des unglücklichen Karl I. hindurchzog, und endlich bis zum Versuche der Verleiblichung der Idee des Gottesreichs oder der Bildung einer christlichen Theokratie steigerte. Es zeigte sich hier die auffallende Erscheinung daß diese Richtung in dem Verhältnisse als ihr Entstehungsgrund unter den spätern Regierungen durch deren Annäherung an die evangelische oder calvinistische Lehre und größere Duldung sich abschwächte, erstarkte, feindlicher und drohender wurde. So waren es mit Ausnahme des königlichen Supremats eigentlich nur secundaire, das Dogma nicht wesentlich alterirende liturgische Formen welche Widerspruch erregten, z. B. das Schlagen des Kreuzes, der Gebrauch der Lichter, das laute Hersagen stereotyper Gebete, besonders aber die vorgeschriebene Kleidung der Geistlichen. Diese war gleichsam das über den Kämpfern wehende Panier, das Schibboleth zur Unterscheidung je nach dem Sinne der Streiter, der Orthodoxie von der Heterodoxie, oder der papistischen von der reinen Lehre. Der ein Jahrhundert hindurchgeschleppte Streit über Chorröcke (surplices), viereckige, runde, Knopf- und Abendmahlskäppchen (square-, round-, button-, and communion-caps) bietet Spöttern eine reiche Ausbeute. Aber ein weiterer und tieferer Blick zeigt diese Aeußerlichkeiten als die Träger der Idee des Supremats, welche durch den Suprematseid das Institut der anglikanischen Hierarchie, bis hinab durch die Käppchen der Geistlichen, ihre Wurzeln in das Staats- und Volksleben trieb; während wieder die Verwerfung jener Aeußerlichkeiten mit der freiern religiösen und politischen Richtung zusammenhing. Hume, dessen Freisinnigkeit wol nicht bezweifelt werden kann, sagt daher mit Recht von Karl I. daß er indem er für die Chorröcke kämpfte für seine Krone, ja für seinen Kopf stritt, welche beide in der That ebenso mit denselben fielen als sein Sohn mit ihnen den Thron bestieg.

Der Puritanismus war, wie schon sein Name zeigt, keine eigentliche Sekte, so wenig als der heutige Supranaturalismus und Rationalismus, sondern ging erst als er nach unerhörten Kämpfen und Bedrückungen noch unter den letzten, durch die nächste Geschichte wenig belehrten Stuarts Duldung gewann, in nicht allein ungefährliche, sondern auch die Staatskirche erwärmende und belebende Sekten über.

Wenn er daher auch ursprünglich negativer Natur war, so gewann er doch bald einen positiven Charakter, weniger der Lehre als des Lebens, und es läßt sich mit Sicherheit nachweisen daß fast alle christlich erwärmten Glieder des Mittelstandes, namentlich der Gentry, von ihm angezogen wurden, deren Streben nach Carlyle (II, 58) mehr oder weniger, theils bewußt theils unbewußt, dahin ging „die christliche Religion in den socialen Angelegenheiten der englischen Nation in wirkliche Ausführung zu bringen“.

„Die Puritaner waren vielleicht die merkwürdigste Menschenclasse welche die Welt je hervorgebracht hat. Ihr Gehässiges und Lächerliches erscheint nur auf der Oberfläche. Die angenommene Einfachheit ihrer Kleidung, ihr düsteres Ansehen, ihre hebräischen Namen, die Bibelstellen welche sie bei jeder Gelegenheit anbrachten, ihre Verachtung öffentlicher Belustigungen u. s. w. waren in der That ein schönes Spiel für Lacher. Aber nicht von Lachern lernt man die Philosophie der Geschichte. Die welche das Volk zum Widerstande aufriefen, welche aus dem schlechtesten Stoffe das schönste Kriegsheer

*) Dieser dritte Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

bildeten, und den englischen Namen allen Völkern furchtbar machten, waren nicht gemeine Fanatiker. . . Nicht zufrieden nur so allgemein eine leitende Vorsehung anzunehmen, schrieben sie jedes Ereigniß dem Willen des höchsten Wesens zu, dessen Macht Nichts zu groß, dessen Sorge Nichts zu klein war. Es zu erkennen, seiner zu genießen, war ihnen der große Endzweck ihres Daseins. Verächtlich verwarfen sie den äußern Ceremoniendienst, welchen Andere an die Stelle der innern Gottesverehrung setzten. Anstatt nur so gelegentlich Strahlen der Gottheit aufzufassen, strebten sie deren blendenden Lichtglanz in seiner ganzen Fülle in sich aufzunehmen und mit ihr von Angesicht zu Angesicht zu verkehren. Daher ihre Verachtung aller irdischen Auszeichnungen. . . So bestand der Puritaner aus zwei verschiedenen Menschen: der Eine ganz Selbsterniedrigung und Buße, der Andere stolz und unbeugsam. Er warf sich vor seinem Schöpfer in den Staub; aber setzte seinen Fuß auf den Nacken seines Königs." (Macaulay in seinen „Essays".)

Diese treue Schilderung des Bodens aus welchem Cromwell hervorging wird ihn schon etwas erklärlicher machen, aber kaum ihn und die Puritaner von dem Vorwurfe der Heuchelei vor Denen befreien welche verschmähen die mannichfachen Umstände kennenzulernen die, wie die Factoren des Products, die menschlichen Handlungen mit oft siegender Gewalt herbeiführen. Nur der Einseitigkeit in der sie Stellen des Alten Testaments *) vorherrschend ins Auge faßten und die alttestamentliche Theokratie in die christliche Oekonomie überzuführen suchten, können sie geziehen werden; aber wir dürfen nicht verkennen daß Einseitigkeit ebenso die Thatkraft stählt wie Vielseitigkeit sie abschwächt. Ohne diese Einseitigkeit, deren Extreme hier keineswegs entschuldigt werden sollen, wäre Großbritannien unter dem letzten Stuart dem Protestantismus auf immer verlorengegangen, denn sie erhielt sich auch nach der Restauration und bereitete im Stillen jene Revolution vor welche die Engländer mit vielleicht gleicher sittlichen Einseitigkeit oder Befangenheit heute noch eine glückliche, eine glorreiche nennen. Dieses wird durch die vorliegenden Schriften unwiderleglich bewiesen.

Es muß aber hierbei die gewöhnte Verbindung des politischen Interesse mit dem religiösen und der Umstand ins Auge gefaßt werden daß dieselbe bei den Puritanern zu dem Versuche jenes von diesen beherrschen und durchdringen zu lassen sich verklärte, bei der königlichen und bischöflichen Partei aber im umgekehrten Verhältnisse sich zeigte, indem dieselbe aus reinpolitischen Gründen den Cäsareopapismus auf die drohendste Spitze trieb, und die Lehre des Supremats und den Grundsatz: „Kein Bischof, kein König!" nicht blos aufstellte, sondern auch mit fleischlicher Gewalt aufrechterhielt.

Was übrigens die vielfach erhobene Beschuldigung der Heuchelei noch betrifft, so geht schon aus obiger Schilderung hervor wie wenig sie die schroffen Puritaner treffen kann. Cromwell aber ist von ihr vollends freizusprechen, da er den Muth hatte die officiellen heuchlerischen Proclamationen des Parlaments: daß es indem es doch den König bekriegte für ihn kämpfte, durch die Erklärung an seine Soldaten: „Laßt euch nicht täuschen, wir fechten gegen den König", öffentlich Lügen zu strafen.

Der Geist des dem Referenten nur in uncorrectem Nachdruck vorliegenden Werkes unter Nr. 1 und seines Verfassers ist ganz puritanisch, wodurch es an Lebensfrische gewinnt was ihm an historischer Begründung und Reife abgeht. Daraus fließt natürlich eine kecke Herausfoderung der so ganz veränderten Gegenwart. So redet der Verfasser in der Einleitung von „dem alten Gottesreiche", welches „dem modernen Reiche des Nicht-Gottes (No-God), den die Leute den Teufel nennen", platzgemacht habe; so sagt er daß die puritanische Zeit uns unverständlich, unglaublich geworden sei, weil ihr ernster Sinn in unsern frivolen Herzen keinen Anklang finde u. s. w. Damit hängt denn seine Begeisterung für Cromwell zusammen, von dem es unter Anderm heißt: „Es gibt einen Ton in seiner Seele welcher ein Anklang des Ewigen ist, die Geschichte Oliver's, das Größte und Reichste was England bisjetzt besitzt." Was die Quellen des Verfassers betrifft, so sind sie, mit Ausnahme weniger von ihm erst aufgefundenen Originalbriefe, nur insofern unbekannte als sie nach seiner Angabe meist aus 50,000 wol gedruckten, aber „ungelesenen" Pamphleten in dem Britischen Museum bestehen, welche er aus den faulen, moderigen, vergessenen Sümpfen in denen sie vergraben lagen herausgefischt und zur Lesbarkeit gewaschen habe u. s. w.

Daß dieses Werk aber nicht blos als eine zutagegeförderte Mumie aufgenommen worden ist, sondern auch einen sehr empfänglichen Boden gefunden hat, geht aus der ihm in England und Amerika gewordenen großen Theilnahme hervor, noch thatsächlicher aber aus dem nach der „Christian Times" gebildeten Ausschusse zur Errichtung eines Monuments für den „großen Cromwell" und aus dessen Auffoderung an „alle ernsten Freunde bürgerlicher und religiöser Freiheit" zu thätiger Betheiligung an diesem Unternehmen.

Die theokratischen Ansichten Cromwell's und sein Drang die Idee des Gottesreichs zu verkörpern erscheinen in der Geschichte des sogenannten „kleinen" oder des „Gott suchenden" Parlaments des Lederhändlers „Preisegott Barebone", jener unversiegbaren Quelle gesalzenen und ungesalzenen Spottes, auf die höchste Spitze getrieben. Der nach der von dem Obersten Pride vorgenommenen „Reinigung" des „Langen Parlaments" zusammengedörrte „Rumpf" „verfehlte gänzlich die hohen Träume jener alten puritanischen Herzen zu erfüllen" und wurde von Cromwell, welcher nach seinen eigenen Worten „den Geist Gottes so stark über sich kommen sah daß er nicht länger mit Fleisch und Blut sich berathen konnte", gewaltsam aufgelöst. An seiner Stelle glaubte er nach dem Ausspruche der Schrift: daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze, ein Parlament allein von gottesfürchtigen Personen zusammenbringen und mit diesen seine oft durchkreuzten theokratischen Pläne ausführen zu müssen. Die Rede welche er an sie hielt war von diesen Erwartungen ganz erfüllt und ist von großem geschichtlichen Interesse. Destomehr bedauert Referent von ihr nur Bruchstücke geben zu können, zu einem den Hauptinhalt angebenden Auszuge bei ihrer wie allen Reden Cromwell's springenden und oft abgerissenen Gedankenfolge aber ganz unfähig zu sein.

Von der Auflösung des Rumpfes redend: „. . . . Als wir deutlich sahen daß die Sache des Volks Gottes verachtet war, wahrlich, da glaubten wir daß die Hände anderer Menschen als diese für dieses Werk sein müßten. . . . Und wahrlich, ich will euch nicht lange damit aufhalten, denn ich hoffe es ist euern Herzen eingeschrieben euch Gott angenehm zu machen. Nur diese Schriftstelle muß ich euch zurückrufen: Juda regiert mit Gott und ist treu mit den Heiligen. Vorher ist gesagt daß Ephraim vor Gott mit Lügen und vor dem Hause Israel mit Betrug umging. (Hos., 11, 12, nach der englischen Uebersetzung.) Wie mit Fasten und Beten und andern Uebungen vor Gott mit Lügen umgegangen worden ist, haben wir glaube ich Alle zu beklagen. (Nach Carlyle, Beziehung auf die vielen formalistischen Gottesdienste unter dem Langen Parlamente.) Wahrhaftig, ihr seid von Gott berufen wie Juda war, mit ihm und für ihn zu regieren. Und ihr seid berufen gegen die Heiligen, welche die Werkzeuge eures Berufs gewesen sind, treu zu sein. . . ." Nach Ermahnung die empfangenen geistlichen Gaben sorgfältig zu pflegen, geht er zu dem allgemeinen Priesterthume seiner puritanischen Lieblingsidee über und bekämpft die Ansichten von der Succession,

*) Milton führt in seiner Schrift „Pro populo Anglicano defensio" (London 1651) unter vielen andern Gründen für die Hinrichtung Karl's I. einen der Geschichte Usia's (II. Chronika, 26) abgezwungenen an und fragt: „In leprosum ergo regem vigebant leges, in tyrannum nihil poterant?"

welche der englischen Kirche stets tief eingewurzelt waren und im Puseyismus auf eine abschreckende Höhe geschraubt worden sind, mit folgenden Worten: „Die wahre Succession ist durch den Geist. Der Geist ist dazu gegeben rechte Verkündiger Gottes ewiger Wahrheit zu machen, und Das ist die richtige Succession. Doch ich brauche von solchen Dingen nicht mit euch zu reden, die ihr, ich bin es überzeugt, über dieselben und in reicherm Maße von Gott gelehrt seid."

„Welches Parlament ohne Beispiel vorher und nachher in der Welt!" sagt unser Verfasser und steigert zu seinem Helden übergehend seine Begeisterung zu dem Ausrufe: „Procul profani! Der Mensch ist ohne Seele welcher in diese große vom Himmelsglanze selbst strahlende Menschenseele blickt, und dort Nichts als den Schatten seiner eigenen, elenden Finsterniß sieht. Affe des Todten Meers, der du in das Allerheiligste scheel blickst, weg mit deinen Auslegungen! Du kannst es nicht ergründen." Das Barebone-Parlament wurde dessenungeachtet, da es den Erwartungen des Protectors nicht entsprach, und überhaupt ganz unfähig war, von demselben nach fünf Monaten aufgelöst und erinnerte so an die Fabel des kreisenden Berges. Zugleich zeigt es auch die heute noch verkannte Lehre daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist.

Auf jene Kraftworte des Verfassers glaubt Referent noch eine kleine Blumenlese „pikanter" Aeußerungen Cromwell's folgen lassen zu können, und bedauert nur die weit weniger auffallenden aus seinem Familien- und Privatleben, die ihn als liebenden Gatten und Vater, treuen Freund, gemüthlichen Menschen und als einen sich stets gleichbleibenden Christen bezeichnen, übergehen zu müssen.

In einer Parlamentsrede, nachdem er von dem religiösen Geiste gesprochen, durch welchen er seine Scharen gegen die ritterlichen und loyalen „Cavaliere" unüberwindlich gemacht habe, sagt er: „Ohne diesen Geist, mag es sein was es will, ist es teuflisch, satanisch, ist es von diabolischen Geistern, von der Tiefe satanischer Bosheit." In einer andern Rede: „Der Spanier ist euer Feind.... Er ist natürlich durch und durch euer Feind, eine Feindschaft ist in ihn von Gott gelegt. Ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Samen und ihrem Samen, was zwar unter Staatsmännern wenig gilt, aber wichtiger als Alles ist." Im Jahr 1648 von einer schweren Krankheit genesen, schrieb er dem spätern Lord Fairfax, damaligem commandirenden General der Armee des Parlaments: „Es ist ein großer Segen täglich zu sterben. Was in der Welt kann dagegen gerechnet werden!" Sein Bericht an das Parlament über seinen glänzenden Sieg bei Worcester schließt mit den Worten: „Die Fülle dieser Gnade Gottes ist über meinen Vorstellungen. Sie ist, ich muß sie dafür anerkennen, eine krönende Gnade.... Ich erkühne mich unterthänig zu bitten daß alle Gedanken dahin gehen Gottes Ehre zu fördern, welcher uns eine so große Rettung gebracht hat, und daß die Fülle (fatness in Beziehung auf 5. Buch Mose, 32, 15) dieser fortgesetzten Gnaden nicht Stolz und Geilheit wie einst bei dem auserwählten Volke erzeuge, sondern daß die Furcht des Herrn eben wegen seiner Gnaden ein so gesegnetes Volk demüthig und treu erhalte, und daß Gerechtigkeit und Wahrheit zum Dank für solche Gnaden von euch ausgehen. Dies wird das stete Gebet sein eures...." Eine seiner letzten Aeußerungen auf seinem Sterbebette war: „Gern lebte ich, um Gott und seinem Volke länger nützlich zu sein, allein mein Werk ist gethan. Aber Gott wird mit seinem Volke sein."

Cromwell starb am 3. September 1658, dem Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester. Kurz vor seinem Tode hatte ein Orkan Bäume entwurzelt und die Wellen des Meers in die stürmischste Bewegung gesetzt. „So verschwand Romulus, so verlor das neue Rom seinen Herrscher!" sang der Dichter Walter. „Alle Anwesenden", erzählt John Foster in seiner trefflichen Schrift: „The statesmen of the Commonwealth of England", „welche in diesem Augenblicke den gütigsten, wohlwollendsten und liebevollsten Herrn verloren hatten, schluchzten laut. Hört auf zu weinen, rief Sterry, ihr habt mehr Ursache euch zu freuen. Er war euer Protector hier: er wird euch ein weit mächtigerer Protector sein, jetzt, da er mit Christo zur Rechten des Vaters ist!" und „Es ist ein großer Mann in Israel gefallen", schrieb Thurlon, Secretair des Protectors, an dessen Sohn Heinrich. Dagegen nannte den Protector derselbe D. South, welcher ihn lebend

.... Tu dux pariter terrae domitorque profundi,
Componant laudes cuncta elementa tuas!

angeredet hatte, todt „einen bankrotten, bettelhaften Kerl, in abgeschabtem Rocke und mit schmierigem Hute" und „Jerobeam's leibhaftes Conterfei" und „erntete dafür ein Bisthum!" (Foster, S. 575.)

Bei dem Werke unter Nr. 2, welches dessen Verfasser später unter dem Titel: „Le Protecteur, ou la République d'Angleterre aux jours de Cromwell", in französischer Sprache herausgegeben hat, kann um so leichter vorübergegangen werden als es nur ein Auszug aus Nr. 1 ist. Da der Verfasser es aber zugleich aus den vielen rauhen Schalen des Werkes seines Vorgängers ausgekernt, mit manchen anziehenden und treffenden Bemerkungen aus dem Schatze seiner Belesenheit und Erfahrungen bereichert und den Stoff nach seinen verschiedenen Gegenständen in Capitel eingeordnet hat, so ist es der etwas rohen und ungeschlachten Arbeit Carlyle's vorzuziehen. Der Verfasser hat es der theologischen Facultät zu Berlin, als ein Zeichen der Dankbarkeit für die ihm ertheilte Doctorwürde, zugeeignet und mit dem wichtigen Motto versehen: „Ich weiß daß Gott über allen bösen Gerüchten gewesen ist und mich zu seiner Zeit rechtfertigen wird." (Cromwell an den Obersten Norton.)

Diese Zeit scheint jetzt gekommen zu sein. Und so möge gegenwärtiger Bericht, welcher sich keineswegs anmaßt ein befriedigendes Bild Cromwell's zu geben, wenigstens dazu beitragen daß man sich in Deutschland nicht mit dem Bilde begnüge zu welchem politischer und kirchlicher Parteigeist, Indifferentismus und Unglaube gesessen, und das sie, verbunden mit einem gänzlichen Verkennen des Puritanismus, theils verzerrt, theils elend verwaschen haben.

Nach Abfassung des vorstehenden Artikels ist dem Referenten, in dem zweiten Jahrgange der dritten Folge des „Historischen Taschenbuch", das von Moritz Carriere entworfene „Charakterbild" Cromwell's zu Gesicht gekommen. Es hat in Nr. 297 d. Bl. f. 1850 verdiente Anerkennung gefunden und es bleibt daher dem Berichterstatter über dasselbe in Bezug auf seinen Artikel und dessen Gegenstand nur Nachstehendes zu sagen übrig.

Wenn Referent zunächst die Schrift von Carlyle und in dieser wieder die religiöse oder puritanische Seite Cromwell's ins Auge gefaßt hat, so stellt uns Carriere dagegen den ganzen Protector in Umrissen dar, deren Wahrheit und treffende Genauigkeit wol kaum übertroffen werden können, und welche ihre weitere Ausführung zu einem eigentlichen Gemälde von gleicher Hand wünschen lassen. Ist auch das Bild des großen Mannes, wie es die „Cavaliere" des 17. und der Unglaube und die Frivolität des 18. Jahrhunderts uns vorgeführt haben, etwas verblichen, so haben es doch das Junkerthum und der politisch gefärbte Glaube der Gegenwart wieder soweit aufgefrischt daß ein solches Gemälde ein wahres Bedürfniß ist. Aber es scheint auch nach entgegengesetzter Seite noth zu thun — Denen welche, mit Verschmähung aller geschichtlichen Ueberlieferung, den Faden der Volksfreiheit und Volksbeglückung aus ihrer eigenen „Gesinnungstüchtigkeit" herauszuspinnen wähnen. Ihnen möge das bloße Epitheton „der Zuchtmeister der Freiheit", in welches Carriere die äußere Geschichte des Protectors glücklich zusammengedrängt hat, den weit geöffneten Mund stopfen. Sie mögen lernen daß, wie die Geburt zur Freiheit mit Schmerzen verbunden

ist, ein freigewordenes Volk eines Zuchtmeisters bedarf, und daß uns im 16., 17. und 19. Jahrhundert ein Cromwell für Deutschland gefehlt hat! Dieses ist der letzte Zug des trefflichen Charakterbildes. 25.

Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitätsbibliothek zu Prag. Nebst einem Anhang über die beiden für die ältesten geltenden Ausgaben des Cancionero de romances. Von Ferdinand Wolf. Wien, Braumüller. 1850. 4. 2 Thlr.

Nachdem der ganz Deutschland spaltende und verwüstende Dreißigjährige Krieg und der Spanische Erbfolgekrieg die lange und enge, auch geistige Verbindung der beiden stammverwandten Völker, der Castilier und der Deutschen, durch die blendenden Einflüsse des zwischengeschobenen Frankreichs seit zwei Menschenaltern ganz unterbrochen hatten, war es mehr als ein glücklicher Zufall zu nennen der dem auf die „Stimmen der Völker" in Volksliedern lauschenden Herder auch das im Anfange des 17. Jahrhunderts von Escobar gesammelte Romanzenbuch vom Cid in die Hände führte. Mit Feingefühl und Zartheit wußte sein tiefer und gemüthvoller Sinn aus jenen bunt genug zusammengewürfelten Romanzen auf einen der spanischen Volkshelden seinen „Cid" herauszubilden, der seitdem ein Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden ist und es bleiben wird. Aus diesem schön gewundenen Strauße duftete aber, ungeachtet seiner Mengung aus Altem, Volksthümlichem und Neuem, Künstlichem, unverkennbar und noch lieblicher als aus der bald darnach der herrlichen Percy'schen Balladensammlung nachgebildeten von Ursinus, der Geist der in ihrer Weise einzigen spanischen Romanze. Diese Romanze, das echte und volksthümliche Epos des Spaniers, ist aber wie der gründlichste Kenner und Geschichtschreiber des spanischen Dramas, des reichsten der Welt (A. F. von Schack), mit vollem Rechte sagt, „die Wurzel aller spanischen Dichtung" geworden. Ihr Verständniß vermag allein jenen noch immer unter uns nicht genug gekannten üppigen Dichtergarten aufzuschließen, und jeder Beitrag hierzu, wie ihn in neuerer Zeit durch Uebersetzungen F. Diez, Duttenhofer, Regis und Geibel, durch Quellenausgaben aber Depping, Huber, Keller und F. Wolf in seiner Ausgabe der bisher ganz ungekannten „Rosen" des Timoneda geliefert haben, ist mit aufrichtigem Danke entgegenzunehmen. Ein noch selteneres Schatzkästlein schließt uns jedoch der letztgenannte Forscher in dem in der Ueberschrift genannten, eben erschienenen Buche auf.

Bereits seit einem Menschenalter war Spanien durch seinen mächtigen König Karl, unter unsern Kaisern dem Fünften, hinter dem Schirme der Pyrenäen hervortretend, zu einem Weltreiche geworden in welchem die Sonne nicht unterging, als vorschauende und einsichtsvolle Spanier allmälige Auflösung und Untergang des Echtcastilischen und Volksthümlichen, in der bunten Mengung mit fremden Völkern, Zungen und Denkweisen jenseit der Berge und Meere zu besorgen anfingen. So geschah es denn vermuthlich auch zur Abwehr daß gerade vor drei Jahrhunderten, im Jahre 1550, zwei umsichtige Männer zuerst in Spanien selbst, in Aragoniens Hauptstadt Saragossa, und dann im nämlichen Jahre in des Reichs betriebsamster Handelsstadt, in Antwerpen, daran dachten und Hand anlegten die ältesten, schönsten und eigenthümlichsten der Volkslieder, die Romanzen, aufhorchend zu sammeln und, vor dem Verhallen durch die jüngst erfundene Buchdruckerkunst bewahrend, für künftige Geschlechter zu retten.

Zwei Quellen waren es aus denen hierbei, und vorzugsweise in der ältesten der beiden ebengedachten Sammlungen, dem in Spanien gepflanzten Romanzenwalde („Silva de varios romances"), geschöpft wurde. Diese waren zuerst die lebendige Volksüberlieferung von Mund zu Mund, deren stets größere Trübung und Verdunkelung mit Recht befürchtet wurde. Dann aber auch die wol seit einem halben Jahrhundert im Lande hier und da ans Licht getretenen Fliegenden Blätter („Pliegos sueltos, egemplares"), die man bis 1530 hinauf bereits kennt, und die nicht erst den 1510 und 1511 gedruckten „Cancioneros" entnommen sind, mit Romanzen und Volksliedern. Von diesen beiden lautersten Quellen der Volks- und insbesondere Romanzendichtung ist die erste in unsern Tagen, wenn auch nicht ganz versiegt, doch wol nur Wenigen, aus ihrer Tiefe zu schöpfen Verstehenden in Spanien selbst noch zugänglich, und nicht gar viel für unsere fernere Kenntniß und Erfrischung zu hoffen. Die andern aber, die „Fliegenden Blätter", und gerade die ältesten und reinsten unter ihnen, sind bei der Zerstörbarkeit ihres eifrig erfaßten und verbrauchten Papierstoffs selbst in Spanien äußerst selten geworden, und auch in den größten, sie achtlos vernachlässigenden Büchereien diesseit der Pyrenäen nur sehr vereinzelt und sparsam zu finden, mithin zu geringer Hoffnung berechtigend.

Während aber Don Agustin Duran in Madrid nach fünfundzwanzigjährigen Forschungen für die neue musterhafte Ausgabe seines ersten in Wahrheit „Allgemeinen Romanzenbuchs" („Romancero general") nicht mehr als 153 Heftchen solcher fliegenden Blätter aus dem 16. Jahrhundert, deren jedes meist mehre Romanzen und Volkslieder enthält, zusammenzubringen vermochte, hat Ferdinand Wolf in Wien in der Büchersammlung der ältesten deutschen Hochschule, in Prag, ganz unverhofft einen Band mit 80 solcher sämmtlich vor 1570 in Spanien gedruckter Heftchen fliegender Blätter aufgefunden. Dieser in seiner Art einzige Sammelband, um welchen alle Büchereien der Welt die prager beneiden könnten, ist höchst wahrscheinlich die sichtlich mit Liebe und Sorgfalt erlesene Frucht der Bemühungen eines 1570 oder gleich darnach in Spanien lebenden, später nach Deutschland gekommenen, fleißigen irischen Franciscaners. Denn er stammt laut Inschrift des ersten Blatts aus der zahlreichen Bibliothek des von Kaiser Ferdinand II. den von der Königin Elisabeth von England aus Irland und Schottland vertriebenen Franciscanern eingeräumten Klosters zum heiligen Ambrosius in der darnach benannten Hiberner Gasse in Prag, das 1786 vom Kaiser Joseph II. aufgehoben worden ist. Bei der uralten, in die Zeiten der ersten Bevölkerung von Westeuropa zurückreichenden engen Verbindung Spaniens und Irlands, welche durch die Glaubenstrennung neue Stärke erhielt, ist eine solche Wanderung des, wie der Augenschein lehrt, in Spanien gebundenen obgedachten Bandes leicht erklärlich, und das heilige, im Anbeginn des 17. Jahrhunderts in Prag gegen vertriebene Iren, wie mehre Jahrhunderte zuvor, dort wie in Würzburg, Regensburg und Wien gegen die Schotten geübte Gastrecht hat also wie jede gute That nach langen Jahren noch schöne und nutzbringende Früchte für die spätern Nachkommen getragen.

Die 80 Heftchen des erwähnten Bandes enthalten neben zahlreichen Füllstücken kleinerer Gedichte fürs Volk („Canciones", „Coplas", „Villancicos" und „Glosas") 187 Romanzen, manche zwei, auch drei mal, und unter diesen gegen 40 uns bisher ganz unbekannte, d. h. in keiner der bekannten Sammlungen wiedergedruckten Romanzen. Mit Recht sagt daher unser Herausgeber: „So haben wir in ihnen vielleicht die reichste Sammlung der zuerst auch für das Volk in Spanien bestimmten Drucke, die eben gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen, mit im Munde des Volks fortlebenden oder für den Volksgesang bestimmten Romanzen und Liedern, mit den darnach gemachten Glossen und Parodien (Trovas, Romances contrahechos) der Kunstdichter die schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in diesen Formen, die Volks- mit der Kunstpoesie zu verbinden suchten, und mit den Versuchen der beliebtesten Kunstdichter auch ihre eigenen Producte, Kunstromanzen und Lieder in volksmäßiger Form auf diese Weise ins größere Publicum zu bringen; kurz, eine der ältesten und reichsten Sammlungen jener bei dem Volke bis auf den heuti-

waren als in dieser sündigen Welt das Gute immer nur eine Ausnahme ist — wir wären unter dem Schutze einer höchst christlichen Polizei und eines höchst polizeilichen Christenthums in der Knechtschaft aufgewachsen? Lästerung! Wir waren so frei daß wir uns fast vogelfrei nennen mochten. Und was wären das für ägyptische Fleischtöpfe nach welchen wir uns angeblich gesehnt hätten? Doch nicht die weltlichen Güter, worauf, wie sich der ebenso witzige als fromme neue Heidenbekehrer ausdrückt, „die ministermorgenröthliche Rede eines Liberalen von ganz gewöhnlichem Schlage" sich bezog, wie da sind: Preßfreiheit, Glaubensfreiheit, Redefreiheit, Mündlichkeit, Oeffentlichkeit des Verfahrens und ähnlicher Quark? Nun wir wollen sie nicht unbedingt verachten. Zwar sind sie ägyptische Plagen wenn sie gegen die Heiligen gebraucht werden; in ihren Händen aber verwandeln sie sich in Manna des Himmels.

Wenn sich in England das alte Vorurtheil gegen die neuen katholischen Würdeträger wendet — da werden wir es nicht verschmähen uns auf die Glaubensfreiheit zu berufen. Als seiner Zeit dem Prediger Eberhard in München verboten ward die Protestanten in seinen Predigten als Teufelsbrut oder dergleichen zu bezeichnen, da entbrannten wir allerdings in frommem Zorn ob der so durch die Regierung verletzten Redefreiheit. Wenn man die Schrift verboten hätte worin der neue „Athanasius" die Kinder „zweischlächtige Bastarde" nannte welche in gemischten Ehen erzeugt würden, wie sie auch von den größten königlichen Häusern in Deutschland geschlossen werden: — wir hätten solche Verletzung der Preßfreiheit uns nicht gefallen lassen. Und wenn einer Regierung der Einfall käme die Jesuiten nicht im Lande dulden zu wollen, wir würden gewiß solchem Versuche zur Unterdrückung der Glaubens-, Rede- und aller möglichen Freiheit mit allen weltlichen und geistlichen Exorcismen entgegentreten. Um der Sehnsucht nach solchen ägyptischen Fleischtöpfen willen können wir daher, als vorsichtige Männer, das ganze noch lebende Geschlecht nur dann „in der Wüste sterben lassen", wenn wir Heilige sicher sind seine Verlassenschaft, natürlich cum beneficio inventarii, anzutreten. Denn darüber wollen wir uns nicht täuschen, soweit ist die Geschichte noch nicht zu ihrem „Ausgange und Ziele" gekommen daß, wenn ein weltlicher Fürst „den Eingriffen Heinrich's IV. (des deutschen Kaisers) in die Rechte und Freiheiten der Kirche" nachahmte (S. 291), ihm darum dessen Schicksal sicher wäre. Leider sehen wir das Gegentheil bei Victor Amadeus von Sardinien. Nicht so wiedergeboren ist das neue Geschlecht daß, wenn es einen Freigeist auf einem Throne gäbe, der „fast ein gefallener Geist" wäre wie „Friedrich II." der Hohenstaufe, ihm und seiner Dynastie darum das Ende dieses ketzerischen Königs und seiner „gefallenen" Dynastie mit Sicherheit bevorstünde. Bis „die Wiedergeborenen ihre Häupter so hoch erheben" mögen, wird, leugnen wir es uns nicht, lieben Brüder und Väter, doch, nach menschlicher Berechnung, noch einige Zeit hingehen, ja der Fürst dieser Welt, der Gottseibeiuns mit seinem Heer, kann diese Stunde der Erlösung noch lange, vielleicht gar, um unserer Sünden willen, für immer zurückhalten. Seit er einherbraust auf seinem höllischen Wagen, der Locomotive, ja seit die Presse des höllischen Faust die kleinen Teufelchen, in der Form von Druckertypen, in die Welt gebracht hat, ist es nirgend mehr recht geheuer, und deshalb ist es wohlgethan ein ganz klein wenig mit den Wölfen zu heulen.

Unser Bonifacius scheint Das auch selbst einzusehen. Er sagt S. 175: „Wir unsererseits erwarten von der politischen Freiheit Viel, aber beiweitem nicht Alles." Dagegen ist nun gar Nichts zu erinnern. Welcher vernünftige Mensch wird auch von der politischen Freiheit Alles erwarten? Die politische Freiheit ist in der geistigen was die freie Bewegung in der physischen Welt ist; sie gibt die Gesundheit nicht, sie ist nur eine Bedingung der Gesundheit. „Vor allem aber", fährt unser Heidenbekehrer fort, „sind wir der Ansicht daß, solange die Leidenschaft im Herzen der Menschen lebt, solange der Mensch nur mit natürlichen Kräften gegen dieselbe ankämpft, wenn sie störend und verheerend in die Gesellschaft heraustritt, jene politische Freiheit aller Völker nicht zu erwarten sei." Nun fragen wir euch, Leser aller Stände, Meinungen, Geschlechter und Confessionen, wie kann man politische Institutionen anders gründen, politische Leidenschaften anders bekämpfen als mit natürlichen Kräften? Was nicht natürlich ist Das ist entweder übernatürlich oder unnatürlich. Das Uebernatürliche läßt sich von Menschen nicht so Knall und Fall anwenden; es ist nicht Jeder ein Heiliger, wenn er auch Bonifacius heißt. Wenn man also Profane (und wir hoffen nicht gegen den schuldigen Respect zu verstoßen, wenn wir auch unter den Diplomaten unmaßgeblich Profane zu finden glauben), wenn man Profane auffodert nicht mit natürlichen Kräften anzukämpfen, so ist Das so gut als verlangte man von ihnen unnatürliche Kräfte anzuwenden. Die Kraft der religiösen Ueberzeugung aber eine unnatürliche nennen wollen, Das ist nicht nur in der Meinung der Zeloten, Das ist nach der Ansicht jedes Gottverehrers in Wahrheit eine Lästerung! Freilich, wo sie Bartholomäusnächte eingab, Dragonaden, Inquisitionsgerichte, den Tod eines Huß, oder (um jeder Partei ihr Recht widerfahren zu lassen) eines Servet, da wurde sie durch den Beisatz böser irdischer Leidenschaften unnatürlich; aber man braucht kein Heiliger, man braucht nur ein vernünftiger Mensch zu sein um zu wissen daß nicht die Religion, daß nur unwürdige oder wuthentbrannte Diener der Religion sich solcher Gräuel schuldig machten. Was bezweckt also Bonifacius Gams eigentlich mit dieser Tirade? Das offenbart uns eine der nächsten Seiten, welche zugleich die captatio benevolentiae mit den hohen Erwartungen von der politischen Freiheit in ihr wahres Licht stellt. S. 176 läßt sich nämlich unser Freund der politischen Freiheit vernehmen wie folgt:

Viele (Völker) haben allerlei Constitutionen in ihrem

Geiste ausgedacht, auf das Papier gebracht und in das Leben zu *übersetzen* (!!!) angefangen. Sie wollten die verschiedenen Mächte und Kräfte in dem Staate in ein harmonisches Gleichgewicht bringen. Alle sollten in den Besitz der Gewalt sich theilen; Jeder sollte einen Kreis von Rechten und Pflichten haben, und die Ausübung und Behauptung derselben werde, so hoffen sie, den Staat und alle Classen der Gesellschaft vor Misbrauch wie vor Unterdrückung bewahren. *Das nimmt sich schön auf dem Papier aus*, aber im Leben kommt die Leidenschaft, die Selbstsucht und Verblendung dazwischen und reißt den schönen Plan in Stücke. *Vor einer sogenannten geschriebenen Constitution, vor einer papierenen Verfassung haben darum heutzutage viele einsichtsvolle und gutgesinnte Männer wenig Achtung. Wir stimmen ihnen vollkommen bei*; denn Freiheiten kann man nicht machen; man muß sie sich selbst bilden und entwickeln lassen. Man muß vor allem den Glauben bewahren und festhalten daß der Mensch nicht sein eigener Herr und Meister, daß er weder sein noch seiner Mitbrüder Glück aus sich schaffen und begründen kann. Die Regierenden und Regierten, die Befehlenden und Gehorchenden stehen zusammen unter einem höchsten Herrn. Jede Obrigkeit ist von Gott und nicht von Menschen.

Eine einfältige Frage müssen wir uns doch hierüber erlauben. Wenn das Geschriebene, das Papierene so wenig die Achtung der einsichtsvollen und gutgesinnten Männer verdient, denen Bonifacius wie natürlich beistimmt, warum ist denn Gottes Wort selbst geschrieben und auf Papier gedruckt? Ja, was noch mehr ist, warum hat eben dieser unschätzbare Vorzug eine geschriebene Lehre zu besitzen, nächst den andern tieferliegenden Gründen, so unendlich viel zur Verbreitung des Christenthums gewirkt, so wesentlich dazu beigetragen daß das alte Judenthum noch besteht? Jede Obrigkeit, sagt Bonifacius, ist von Gott. Wohl! Aber die Bibel ist doch gewiß in ganz anderm, weit höherm Sinne von Gott als etwa die Regierung eines Nero, eines Heliogabal, eines Robespierre. Wenn also die Bibel geschrieben, ja seit Gutenberg auch gedruckt ist, warum soll eine Staatsverfassung heiliger gehalten werden als das heilige Buch, sodaß man sie dem Papiere anzuvertrauen für eine Profanation hielte, weil alle Obrigkeit von Gott ist? Man soll, sagt unser Papierophob, eine Verfassung auch darum dem Papier nicht vertrauen, weil sonst „im Leben die Leidenschaft, die Selbstsucht und Verblendung dazwischen kommt". Lieber Himmel, sind denn in religiösen Dingen „die Leidenschaft, die Selbstsucht und die Verblendung" nie dazwischen gekommen? Waren die Borgia ohne Selbstsucht, man darf sagen ohne teuflische Selbstsucht? War Julius II. ohne Leidenschaft? War Bonifacius VIII. ohne Verblendung? Freilich, Laien sollen die Bibel nicht lesen. Nun so schreibe man die Verfassungen für Deutschland in griechischer oder noch besser in hebräischer Sprache und veranstalte Uebersetzungen ins Lateinische als Vulgaten! Aber gar nicht schreiben, Das scheint uns doch zu weit gegangen! Seien es auch Verfassungsmythen: auch der Mythos nimmt sich Schwarz auf Weiß besser aus, und wir Deutschen entbehren ohnehin Alles lieber als ein Buch! So eine Verfassung ad usum Delphini, woraus alles Anstößige weggeblieben, cum notis variorum, in Folio, in glänzendem Bande, der nur beileibe nicht Franzband heißen darf, aber Rücken und Ecken von Leder hat, damit das Lederne dabei nicht fehle: — was hat der fromme Mann dagegen? Freilich das Geschriebene bleibt. Geschriebenes ist leserlich, wenn es auch in fremder Sprache geschrieben ist, und am Ende könnten heillose Menschen wie im 16. Jahrhundert den ketzerischen Ausspruch thun: „Das Wort sie sollen lassen stahn!"

Bonifacius hat doch Recht. Sorgen wir dafür daß unsere Verfassungen sich auf dem Papier nicht schön ausnehmen, und noch besser daß sie sich auf dem Papier gar nicht ausnehmen. Papier ist aus Lumpen. Haben wir mit den Lumpen lieber gar Nichts zu schaffen!

Aber was ist denn eigentlich der Grundgedanke der Bonifacius'schen Schrift, werden die Leser fragen, was der Ideengang den der Verfasser verfolgt, das System das er aufstellt? Die Frage ist leicht zu beantworten. Das Buch zerfällt in zwei Theile, in einen theologischen der Anspruch darauf macht ein philosophischer zu sein, und einen zweiten der die Weltgeschichte enthalten soll. Der erste ist im Predigerstil abgefaßt und mag wol unter Benutzung eigener und fremder geistlicher Reden entstanden sein. Der zweite ist ein historisches Werk, ungefähr im Geiste der Handbücher welche in den französischen geistlichen Seminarien lange gäng und gäbe waren, wo der Marquis von Bonaparte als Statthalter des legitimen Königs erscheint und als solcher Mancherlei zustandebringt. Der erste Theil setzt sich die Aufgabe darzuthun (S. 13) daß „Christus, welcher herrscht und regiert in Herrlichkeit, auf den Wolken kommen wird zu richten die Völker der Erde", und daß Christi Leitung der Geschichte, auch in der vorchristlichen Periode, den Inhalt der Weltgeschichte ausmache. Jenes, die Lehre vom Tausendjährigen Reich, ist entweder ein bloßer Zankapfel für die Theologen und gehört gar nicht in die profane Geschichtsbetrachtung, oder man muß ihm den Sinn unterlegen daß die Menschheit im Ganzen und Großen durch ihre Geschichte geläutert und erhoben werde. Die zweite Behauptung aber kann eben nur den Sinn haben daß es gar keine natürliche Geschichte gibt und Alles übernatürlich zugeht. Nun, der Gottverehrer wird willig anerkennen daß der Geist einer höhern Waltung durch die Geschichte geht, der Geist den jede Entwickelungsstufe, jede Zeit, jedes Volk mit einem andern Namen nennt, aber nicht verkennen kann; die Aufgabe ist aber darzuthun *nach welchen Gesetzen, unter welchen Phasen* sich das Leben der Völker wie der Menschheit überhaupt entwickele, und da kommen wir mit einer allgemeinen Lehre nicht aus. Bonifacius weiß freilich auch hierüber Bescheid. Er sagt:

Es wird daraus daß Christus das bewegende Gesetz in der Geschichte ist, mit Nothwendigkeit folgen daß all Das was Gutes, Gedeihliches und Förderndes vor seinem Erscheinen in Knechtsgestalt geschah, auf ihn als die bewegende Kraft zu demselben zurückgeführt werden muß. Daraus folgt daß er in der Welt war ehe er in die Welt kam.... Wie durch ihn alle Dinge sind ins Leben gerufen worden, so sind sie auch durch

ihn erhalten, durchleuchtet und belebt worden. Er ist der Logos des Vaters, und aus seiner Fülle theilte er von Anfange an Allen mit, Einigen mehr, den Andern weniger.

Uns Laien will es aber danach nur scheinen als ob, nach Bonifacius' Ansicht, der Vater, zu Gunsten des Sohnes, mehr oder weniger in den Ruhestand versetzt wäre; aber was weiter? Welche politische Erkenntniß schöpfen wir daraus? Das ist die Frage! Der langen Rede kurzer Sinn wird uns indeß auch nicht vorenthalten, und theils ausgesprochen, theils angedeutet. Unser Autor sagt uns daß nicht die Fürsten, nicht die Nationen, daß keine weltliche Einzel- oder Collectivmacht, sondern nur Christus allein souverain sei. Aber wer ist der Dolmetscher Christi auf Erden, wem ist der Beruf geworden Christi Willen und Gebot den Fürsten und Völkern zu verkünden und dessen Souverainetät auszuüben? Die Antwort ist kinderleicht. Wem anders kommt dies Alles zu als seinem Statthalter, dem Heiligen Vater zu Rom? Aber nur aus dem geschichtlichen Theile kann der aufmerksame Leser diese esoterische Lehre herausfinden, in dem philosophischen (!) lautete die exoterische Lehre anders. Dort heißt es S. 179:

Das Christenthum, wie es sich in der Kirche seinen Leib geschaffen und in die Wirklichkeit hinausgetreten ist, hat jene, der alten Zeit fremde Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalt in die Geschichte eingeführt, welche der Despotie und Tyrannei des Volks stets einen Damm entgegenstellt, und wenigstens die heiligsten und unverletzlichsten Rechte des menschlichen Geistes: die Freiheit des Gewissens, des Verhältnisses des Menschen zu Gott, zu allen Zeiten bewahrt hat.

Daß die Kirche zu allen Zeiten die Freiheit des Gewissens wahrte, welche Bonifacius wenigstens in dieser Stelle als das heiligste und unverletzlichste Recht des menschlichen Geistes anerkannt, ist gewiß erfreulich. Wir lernen mit Vergnügen von ihm daß die Verfolgung der Albigenser und Waldenser, die Glaubens- und Ketzergerichte, die in Rom durch ein Dankfest zu Gott gefeierte Bartholomäusnacht, die Verbrennung des Johannes Huß und so vieler hunderttausend Ketzer nichts Anderes sind als Verleumdungen, ausgeheckt von Feinden der Glaubensfreiheit und der Kirche welche sie vertritt. Ob es historisch ganz richtig ist daß die Kirche der Despotie und Tyrannei des Volks stets einen Damm entgegengestellt, ob Dies z. B. in Frankreich zu den Zeiten der Ligue der Fall war, lassen wir dahingestellt sein, aber die Bemerkung müssen wir uns doch erlauben: daß diese Behauptung mit der Scheidung der weltlichen und geistlichen Gewalt schwer in Einklang zu bringen sein möchte. Regierungshandlungen, gleichviel ob despotische oder gerechte, von weltlichen Behörden in weltlichen Dingen geübt, lägen ja, nach jener Definition, sie möchten von Fürsten oder Völkern ausgehen, ganz außer dem Bereich der Kirche, wie diese denn auch in Wahrheit mit der Napoleon'schen, der altbourbonischen, der Orleanischen Dynastie, wie mit der Französischen Republik unter der provisorischen Regierung, dem General Cavaignac und dem Präsidenten Ludwig Napoleon in gleich gutem Vernehmen stand. Wir sagen Dies zum Lob der Kirche, aber zugleich zum Beweise daß die blinden Freunde, welche jetzt in so großer Zahl das Wort für sie führen, ihr mehr schaden als nützen. Wir gehören auch nicht zu Denen welche es gut finden, wenn sich die religiösen oder politischen Parteien immer gegenseitig ihre alten Sünden vorwerfen; aber wenn diese Sünden in gute Werke verkehrt, oder mit Dem geleugnet werden was man im profanen Leben eine kecke Stirne nennt, so kann man doch die entgegengesetzte Wahrheit nicht zurückhalten.

Noch dürfte es nicht uninteressant sein zu untersuchen wie die Partei zu deren Organen Bonifacius Gams gehört das von ihm so heilig gepriesene Princip der Glaubens- und Gewissensfreiheit, weltgeschichtlichen Ereignissen und Personen gegenüber, praktisch zur Anwendung bringt. Daß nach unserm Heidenbekehrer dem Kaiser Heinrich IV. Recht geschehen, daß der große Hohenstaufe Friedrich II. „fast ein gefallener Geist" war, haben wir schon erwähnt. In der Geschichte der Kreuzzüge, welche er „die herrlichste und großartigste Erscheinung in der ganzen Geschichte" nennt, findet sich über die barbarische Niedermetzelung mindestens 40,000 Ungläubiger bei der Einnahme von Jerusalem, über das entsetzliche Leibaufschneiden und Verbrennen von lebendigen Menschen, Ermordung unschuldiger Kinder u. dergl. kein andeutendes oder tadelndes Wort; was Bonifacius dabei zu rügen weiß geht nach einer ganz andern Richtung hin. Von Huß' Verbrennung weiß diese Weltgeschichte gar Nichts; von Luther nicht mehr als die vormärzliche Walhalla König Ludwig's von Baiern. Die große Kirchenreformation kommt nur beiläufig, und zwar mit der Bemerkung vor daß sie das deutsche Volk in zwei feindliche Hälften getheilt habe, wobei man nur die Frage aufwerfen möchte: warum die Kirche, die Bewahrerin der Gewissensfreiheit, nicht freundlicher gegen die akatholische Hälfte war? Dann heißt es noch infolge der Reformation und durch andere Einflüsse sei die Macht des Christenthums gesunken. Wenn Dies wahr sein sollte (es läßt sich sehr darüber streiten), so wäre es aber eine Folge davon daß die katholische wie allerdings auch die protestantische Kirche eben lange keine gegenseitige Gewissensfreiheit zuließen und durch ihre Unduldsamkeit ihr Ansehen bei vielen Denkern untergruben. Von der Bartholomäusnacht kommt Nichts als das Datum vor; aber Heinrich's VIII. Kirchenreformation wird, in Beziehung auf die Motive dieses Königs allerdings nicht mit Unrecht, mit großer Strenge gerügt. Von der Ermordung Coligny's auf Veranstaltung der Guisen ist Nichts zu lesen, aber „solange es ein menschliches Gefühl gibt, wird es sich gegen die Gefühllosigkeit und Grausamkeit Elisabeth's gegen Maria Stuart empören" (S. 345). Bei dem Ausbruche des Aufstands der Niederlande fehlt die Erinnerung nicht an die „Wuthausbrüche des fanatisirten Volks und die Verwüstung von 400 Kirchenkapellen"; von Alba heißt es einfach daß „der Schrecken vor ihm herging" (S. 348). Ob die massenhaften Ermordungen der edelsten und unschuldig-

sten und angesehensten Niederländer, deren Reigen Hoorne und Egmont eröffneten, einen „heilsamen“ oder einen doch einigermaßen tadelnswerthen Schrecken hervorbrachten ist nicht angegeben; doch wird wol Letzteres gemeint sein, da die Niederlande dadurch nicht für Spanien gewonnen wurden. Cortez war ein Mann „von edler und milder Gesinnung“ (S. 326), Moritz von Sachsen wird (S. 330) der „verrätherische“ genannt, ohne irgend weitere Bezeichnung. Die Zurücknahme des Edicts von Nantes, die Dragonaden, die Hetzjagd gegen die Protestanten in den Cevennen unter Ludwig XIV. sind wol nur Erdichtungen, wenigstens weiß die Bonifacius'sche Weltgeschichte Nichts davon; aber das Anathem gegen Voltaire und Rousseau fehlt nicht, und unser Verfasser entbrennt in heiligem Zorn daß die Einfuhr Voltaire'scher Schriften in den Staaten wo sie verboten waren nicht mit gehöriger Strenge verhindert wurde. Jakob II. von England „verlor allen Boden, aus überlieferter Abneigung des Volks gegen die päpstliche Kirche“ und durch „unschickliches und ungeschicktes Betragen“. Ob Bonifacius Jakob's II. Wort- und Eidbruch, die Justizmorde die er durch seinen berüchtigten Jeffreys ausüben ließ, die religiösen Verfolgungen die er in Schottland anordnete und die auf sein merkwürdiges octroyirtes Toleranzgesetz für England ein so helles Licht werfen, ob er Dies und vieles Andere zu den „unschicklichen“ oder „ungeschickten“ Handlungen dieses Königs zählt, hat er nicht für gut befunden näher anzugeben. S. 394 sagt er:

> Napoleon machte seine Krönung selbst zu einer Komödie, denn er ließ sich vom Papste wol salben, aber die Krone ergriff er hastig und setzte sie mit höchst eigenen Händen (welche feine Ironie!) auf sein Haupt; unsers Erachtens eines der tragikomischsten Schauspiele welche die Geschichte darbietet. Er wollte eben Kaiser sein, nicht von Gottes, sondern von Napoleon's Gnaden.

Da habt ihr es, Regenten dieser Erde, was die Klerisei unter dem Königthum von Gottes Gnaden versteht. Wem der Papst die Krone nicht eigenhändig aufs Haupt setzt, Der ist, selbst wenn er von ihm gesalbt wurde, nicht von „Gottes“, sondern „von seiner eigenen Gnade“. Ein ketzerischer Fürst oder überhaupt ein solcher der nicht einmal von dem Papste gesalbt wurde, ist am Ende gar der Himmel weiß von wessen Gnaden. Gebt euch den Ultramontanen nur hin und ihr werdet bald innewerden welche uneigennützige Freunde ihr an ihnen habt!

Sehr komisch ist noch die Bemerkung welche diese Kapuzinade einleitet: verglichen mit der Krönung Karl's des Großen (dem der Papst die Krone aufsetzte) sei diese päpstliche Salbung und Selbstkrönung Napoleon's sicherlich eine Komödie gewesen. Nur schade daß des Kaisers Karl Unwille über diese ohne sein Vorwissen vollzogene Krönung allem Anschein nach, wie Luden („Geschichte des deutschen Volks“, IV, 420) sehr gut nachgewiesen hat, eben daher kam daß ihm der Papst die Krone selbst aufsetzte, was den Helden wie den Staatsmann gleich sehr verdroß. Auf alle Fälle steht fest daß Kaiser Karl später seinem Sohne Ludwig die Krone selbst, und zwar, wie unser Autor sagen würde, „von Karl's des Großen Gnaden“, ohne Theilnahme, ja ohne Vorwissen des Papstes aufsetzte (Baluz, I, 145; Luden a. a. O.). Freilich scheute nach Kaiser Karl's Tode der Papst die weite Reise nach dem Norden nicht um den bereits gekrönten schwachen Ludwig noch einmal zu krönen. Was würde aber Bonifacius dazu sagen, wenn ein ketzerischer Schriftsteller Das als eines der „tragikomischsten Schauspiele“ bezeichnen wollte welche die Geschichte kennt? Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne! Was sich aber bei diesem Gerede vor allem als wichtig herausstellt, Das ist die Ueberzeugung: wenn es Gams und seinen Gesinnungsgenossen Ernst mit der Behauptung wäre: daß die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt, von welchen jede nur in ihren Grenzen Berechtigung habe, eine der Wohlthaten sei welche die Neuzeit dem Christenthum verdankt, wie kann er darüber schelten, wenn ein Kaiser der Neuzeit sich von dem geistlichen Oberhaupte zwar salben aber nicht krönen, Das ist, zwar die Weihe aber nicht die weltliche Macht ertheilen läßt? Das bedeutet ja gerade diese Trennung der weltlichen von der geistlichen Macht, der Gewalt des Schwertes und der Gewalt der Religion. Aber freilich, der Monarch ist, wie Gregor VII. sehr richtig einsah, nur der Mond, nur das kleine Licht das bei Nacht, der Papst aber ist die Sonne, das große Licht das bei Tage leuchtet. Wie also der Mond von der Sonne, so erhält die Krone ihr Licht von der päpstlichen Gewalt. So erklärt sich Alles aufs schönste und consequenteste! Nur halte man damit nicht zurück! Jetzt „wo die Wiedergeborenen ihr Haupt wieder erheben mögen“ ist in der That keine Gefahr mehr dabei. Soweit sind wir allerdings in der „Glaubens- und Redefreiheit“!

Wie aber Napoleon wegen dieses Taschenspielerstückchens mit der Kaiserkrone Bonifacius als ein Komödiant erscheint, so spricht er von Ludwig XVIII., wegen dessen doch sehr gemäßigten Widerstands gegen die Ultramontanen, nahezu wie von einem Dummkopf. Er meint (S. 421) dieser König sei „ein wohlmeinender, wenn auch nicht sehr verständiger und energischer Fürst“ gewesen. Freilich war er nicht so energisch wie Karl X., unter welchem die Kirche „eine freiere Bewegung erhielt“. Aber hätte dieser König etwas mehr von Dem gehabt was Bonifacius seines Bruders „Mangel an Verstand“ nennt, seine Nachkommen säßen vielleicht noch auf dem Throne von Frankreich. Ob es wahr ist daß unter dem Krummstab gut wohnen ist, überlassen wir dem Sprüchwort; aber daß heutzutage nicht gut regieren ist, wenn man sich unter seine Oberherrschaft beugt, Das bezeugt jede andere als die Bonifacius'sche Geschichte!

Ja, Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, eben darum aber auch der weltlichen von der geistlichen Philosophie und Staatskunst, Das ist die Aufgabe der Neuzeit, Das ist der Sinn der Trennung des Staats

von der Kirche, wobei die redlichen Staatsmänner wie die redlichen Priester sich am besten befinden. Nun sind wir zwar weit entfernt Christenthum und Kirchenthum zu verwechseln; dennoch aber müssen wir genauer beleuchten was unter dem Satze zu verstehen sei welchen unser Bonifacius an den Schluß seines philosophischen Theils setzt: die Grundzüge und Grundlagen der wahren Freiheit, welche zuletzt auch eine gemäßigte politische Freiheit in ihrem Gefolge haben müsse, seien in dem Christenthum gegeben. Soll Das heißen der Geist der wahren Freiheit wie der der wahren Humanität sei auch der Geist des wahren Christenthums, so ist der Satz ganz lobenswerth und unverfänglich. Soll es aber, wie die ganze Schrift beweist, die Bedeutung haben: wir haben das Christenthum, wozu bedürfen wir der Verfassungen? so gewinnt die Sache eine andere Gestalt. Eine politische Verfassung oder ein Gesetzbuch im juristischen Sinne liegt so wenig im Christenthum daß es im Gegentheil Postulate aufstellt die nur vom Standpunkte der Religion, nicht von dem des Staats oder der Rechtspflege aus verbindlich sein können. Wenn die Bergpredigt, die Quintessenz der Lehre Jesu, vorschreibt dem Uebel nicht zu widerstehen, sondern so uns Jemand einen Streich auf den rechten Backen gibt, auch den andern dazu zu reichen (Matth. 5, 39), wenn sie hinzufügt: wir sollten Dem welcher den Rock von uns begehrt auch noch den Mantel lassen (Matth. V. 40), so liegt darin gewiß die erhabenste Moral; aber auf den Staat angewandt wäre es Communismus und Verletzung jeder positiven Rechtstheorie. Da wir Bonifacius gewiß nicht zu den neumodischen Kirchenvätern zu zählen haben, welche in den Reihen der Socialisten und Communisten zu finden sind, so wird er wol schwerlich einem Richter zumuthen in vorkommenden Fällen nach diesen Lehren ein Urtheil in Ehrensachen oder in Sachen des Mein und Dein zu sprechen.

Die Religion wirkt mächtig und wohlthätig auf den innern Menschen, aber der Staat hat auch mit dem äußern Menschen sehr viel zu thun. Wir können durch die Religion lernen gut und glücklich zu leben und zu sterben, aber welche Staatseinrichtungen die besten seien oder welche Phasen die Geschichte der Menschheit und der einzelnen Völker zu durchlaufen haben — Das ist eine Aufgabe die, wenn nicht ganz außer dem Kreise, doch ganz gewiß außer dem ausschließlichen Bereiche der Religion liegt. Was Bonifacius und seine Partei freilich Religion, Christenthum oder wie sonst nennen, Das hat, wie Goethe sagt,

> . . . . einen guten Magen,
> Kann Land und Leute vertragen.

Aber ob Land und Leute es vertragen, ob sie sicher sind unter seinen Umarmungen nicht erstickt zu werden, ob es die „Auserwählten" nicht lehrt ihre „Häupter so hoch zu tragen" daß die Laien die ihren gar nicht tief genug tragen können, Das ist eine andere Frage, welche die Geschichte der Vergangenheit bereits beantwortet hat. Es ist nicht unmöglich daß die Gegenwart bestimmt ist Zeuge zu sein wie dieselben Ursachen dieselben Wirkungen abermals hervorbringen. Aber daß „Ausgang und Ziel der Geschichte" anders seien als die Ultramontanen uns einreden wollen, dafür bürgt der Zeitgeist der den Fortschritt verlangt, und der Weltengeist der seine Schöpfung mit dem Lichtgebote begann, und der die Menschheit durch Finsterniß zum Lichte führt. 37.

Zur Dramaturgie.

Erster Artikel.

1. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Dritter Band. Das Nationaltheater. Leipzig, Weber. 1848. 8.
2. Dramaturgie, oder Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst. Von Theodor Mundt. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1849. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Oper in Deutschland und das Theater der Neuzeit. Von J. Cornet. Aus dem Standpunkte praktischer Erfahrung. Hamburg, Meißner und Schirges. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Kunsthistorische und kunsttheoretische Werke häufen sich erfahrungsgemäß gerade dann am meisten, wenn die Kunst selbst auf dem Abwege ist, auf dem Rückgange von ihrem Höhepunkte. Es geschieht Dies auch nach natürlichen Gesetzen und aus ganz naheliegenden Gründen. Solange die Kunst selbst im Aufstreben und Aufsteigen begriffen ist, gilt es in ihr den Schaffenstrieb und den schöpferischen Geist zu entwickeln, zu verwirklichen und bis an das letzte ihr erreichbare Ziel sinnlich und thatsächlich zu verfolgen. Hat sie dies Ziel erreicht, hat sie ihren Höhepunkt überstiegen, so stellt sich die Vergleichung ein und mit dieser ganz natürlich die Kritik; denn diese erkennt und zeigt das Verlorene. Selbst bei den Griechen, den kunstbegabtesten der Völker, gingen Kunst und Kritik nicht Hand in Hand.

So geschieht es denn nun auch in unserer Zeit mit der mimischen und mit der dramatischen Kunst. Wir stehen in beiden an dem gefährlichen Punkt, wo Lüge, Schein und Flitter die wahren Foderungen der Kunst und ihre echten Aufgaben verhüllt haben, und aus dieser Erkenntniß entspringt eine lange Reihe von kunsthistorischen und technischen Werken über Drama und Bühne, die nicht zu enden scheint. Wir haben einige hiervon oben angezeigt und gehen daran sie kurz zu besprechen.

Zunächst vollendet sich die vortreffliche „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von E. Devrient, deren beide ersten Bände wir in Nr. 341—343 d. Bl. f. 1848 ausführlicher Besprechung unterzogen haben, mit dem vorliegenden dritten Bande, welcher ganz im Geiste der Vorgeschichte der deutschen mimischen Kunstentwickelung die Bildung und die Schicksale der Bestrebungen auf ein deutsches Nationaltheater, seit Lessing und Goethe, enthält und mit aller Ausführlichkeit zur Darstellung bringt. Dieser Band schließt sich somit in echtkritischem und echthistorischem Geiste den vorhergehenden Bänden an; allein er übertrifft jene noch in Fülle wissenschaftlicher Anschauungen und wissenswerther Literatur und Kunstnotizen.

Die Idee eines deutschen Nationaltheaters, zuerst unter Joseph II. in Wien entsprungen, aber durch Ungunst der Umstände im Keim erstickt, sollte in Manheim zur Wirklichkeit gelangen. „Wie manches Samenkorn, vom Strom der Luft entführt", sagt der Verfasser, „fern von des Säemanns Pflege aufgeht und gedeiht, so dies schöne Unternehmen. Zum ersten male weht uns aus dem deutschen Schauspielerleben ein reiner Athem, eine Ahnung poetischer Blütezeit an, und eine feine, aristokratische Persönlichkeit, wie sie unsere Geschichte noch nicht gekannt, tritt uns in Iffland, als Repräsentant einer neuen Bildungsphase, entgegen. Manheim löst Hamburg ab, und die Intendanz eines fürstlichen Nationaltheaters die Principalschaft einer freien Stadt." An diesem Punkt (1779) beginnt die Darstellung des dritten Bandes. Unter Dalberg's Regie erhob sich die Trias Beil, Beck und Iffland zu einem Künstlerbunde, wie er bis dahin in Deutschland noch nicht bestanden hatte; die geläuterte Sphäre der „Manheimer Schule", welche ihr Charakteristisches eben in der vornehmen Persönlichkeit Dalberg's und in der Künstlermoral Iffland's hatte, verbreitete Licht und Feinheit, Sitte und Geschmack über alle deutsche Bühnen. Während der Letztere solche neue Doctrinen aufstellte wie: „Ohne selbst edles Gefühl zu besitzen ist die Vorstellung des Edlen nicht möglich", oder: „Das sicherste Mittel ein edler Mann zu scheinen ist, wenn man sich bestrebt es zu sein, oder: „Nur der Anstand der vom Geiste ausgeht ist innerlich wahr und schön", oder: „Die Sittlichkeit des Künstlers ist nicht blos geboten um den Stand in bürgerlicher Achtung zu heben, sondern sei eine künstlerische Nothwendigkeit, denn nur aus dem Material der eigenen Persönlichkeit kann der Künstler das Material zu seinen Kunstproductionen entlehnen"; während solche Lehren die ganze Basis der dramatischen Kunst umlegten und neubegründeten, gab Dalberg's Persönlichkeit dem ganzen socialen Verkehr der Schauspielerwelt unter sich und mit der übrigen Welt eine neue Form. Da er selbst die Proben leitete, so nahm das wilde Wesen in diesem sogleich eine ganz andere Gestalt an. Alles Rauhe und Gemeine floh und machte einer neuen Eleganz Platz. In dieser neuen Anstalt nun erschienen zuerst Schiller's „Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe", Iffland's „Jäger" und seine bürgerlichen Dramen. Lessing, Schröder, Shakspeare, Goethe neben Babo's und Kratter's Ritterstücken, Weiße und Engel's Moraldramen, endlich aber Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" bildeten immerhin schon einen ganz achtbaren Anfang einer deutschen Nationalbühne. In diesen schönen Künstlereinklang brachen die politischen Stürme störend ein. Iffland, der einmal bei Aufführung des „Richard Löwenherz" das enthusiasmirte Publicum französisch mit den Worten angeredet hatte: „Möge auch König Ludwig seinen Blondel finden der ihn rettet", zerfiel mit dem Demokraten Beil und erfuhr nun die schlimmsten Verdächtigungen. Er zog sich zurück und verließ endlich Manheim (1796). Mit seinem und Dalberg's Austritt löste die Manheimer Schule sich auf, und der Glanz seiner saubern Portraitzeichnungen, die Eleganz seiner Weltmänner, die edle Haltung seiner Biedermänner, die Grazie seiner Komik glänzte fortan in Berlin. In seinen tragischen Rollen blieb eine gewisse Breite der Gefühlsschwärmerei immer störend, und die malende Plastik seiner Gesten, ein Erbtheil von Eckhof, gab seinem Spiel oft den Anstrich des Ueberladenen.

Der erste Bühnenrang ging nun mit Fleck und Iffland an Berlin über. Unter dem Erstern war auch hier ein Versuch zu einer Nationalbühne zu gelangen gemacht, an der Ramler und Engel mitwirkten, und die Fleck's mächtige Persönlichkeit von 1783—96 emporhielt. Dieser glänzte besonders in heroischen Rollen, in Lear, Essex, Tancred, Ethelwolf, Infant Pedro, in welchen gleichsam ein unsichtbares Grauen, wie etwas Ueberirdisches, vor ihm herging; er war jedoch höchst launisch, leicht verstimmt und alsdann rücksichtslos gegen das Publicum. Hiervon erzählt der Verfasser S. 70 folgendes Beispiel:

Fleck hatte bei der Darstellung des Karl Moor in seiner ersten Scene nicht Beifall genug gefunden, und zeigte nun, übellaunig und verstimmt, im Verfolg des Stücks eine so beispiellose Gleichgültigkeit daß das Publicum zu murren begann, und als er gar bei einem Monolog den Finger in den Lauf seiner Büchse steckte und diese mit aller Nonchalance zu balanciren begann, da brach der Unwille der Zuschauer in lautes Zischen und Pochen aus. Fleck hielt inne, trat einen Schritt gegen die Lampen vor und sah mit seinem wunderbaren Feuerblick über das Parterre hin. Alles verstummte; ein Augenzeuge sagt, der Athem sei ihm vor diesem Blick vergangen, der Staub im Hause müsse gezittert haben. Nun trat Fleck zurück und mit plötzlich verwandeltem Wesen in seiner Rolle fortfahrend, spielte er mit solcher Gewalt hinreißenden Feuers, daß seine strengsten Bewunderer sich keiner ähnlichen Wirkung erinnern konnten und das Publicum zu einer wahren Raserei des Beifalls getrieben wurde.

Nach Fleck's Untergang in regellosem Leben übernahm Iffland die berliner Nationalbühne und gründete hier die Kunstschule, deren letzte Träger wir noch gesehen haben.

Die Idee der Nationalbühnen ward nun überall zum Cultus: in Leipzig, in Wien, in Frankfurt, in Hanover und Stuttgart. In Wien, wo Kotzebue eine zeitlang die Bühne leitete, erhob sich unter Hasenhuth, Schikaneder und Meyer, neben der deutschen Oper, besonders das volksthümliche Element der Posse zu großem Erfolg. In Hamburg hatte Schröder zum zweiten mal die Regie übernommen, kämpfte jedoch schwer gegen die Ungunst der Umstände. Es war die Zeit wo der iambische Vers der Tragödie noch in solcher Fremdheit dastand daß Schiller sich bewegen ließ seinen „Don Carlos" in Prosa aufzulösen, und einwilligte den Infanten sich selbst erstechen zu lassen. Das Verhältniß Schiller's zur Bühne erfüllt den sechsten Abschnitt. Es ist nicht zu verkennen daß die Begeisterung für den Gegenstand unsern großen Tragöden in seinen Foderungen an die Bühne viel zu weit führte, und daß er auf diesem Wege zu ganz unpraktischen Ansprüchen gelangte;

Verirrungen die er jedoch durch den Adel seiner Bühnengestalten, welche den Schauspieler unwillkürlich steigerten und erhoben, vollkommen wieder gutmachte. Seiner Kritik dagegen, wie denn überhaupt der Kritik seiner Zeit, hatte die Schauspielkunst wenig zu danken. Ihr schönster Besitz war die Volksthümlichkeit — denn welche andere dramatische Literatur besaß damals so volksthümliche Elemente wie die deutsche in ihren Ritterstücken, ihren bürgerlichen Dramen und Familienstücken? Was ihr fehlte war eine höhere Stimme, die Rhythmik, die Harmonie ihrer Totalwirkungen.

Diesen Mangel suchte die Weimarische Schule unter Goethe's theilnehmendster Leitung zu ergänzen. Seit 1774 herrschte hier ein begeistertes Bühnenleben. In Liebhaberkreisen kamen neben „Minna von Barnhelm" die alten Fastnachtstücke und die seltsamen dramatischen Gedichte Goethe's zum Theil in freier Natur zur Darstellung. „Claudine von Villabella", „Der Großkophta", selbst „Alarkos" — bei dem Goethe einmal donnernd ins Parterre rief: „Man lache nicht", „Clavigo", „Egmont" wurden gegeben. Allmälig stellten sich die Grundsätze des idealen Dramas (Bücherdrama, sagten die Gegner) fest: die gesuchte „schöne Wirklichkeit" machte dem „geläuterten Geschmack" Platz, und diesem Gotte diente Goethe mit despotischer Energie. Dieser neue Abweg führte bald zu dem ausschließlichen Festhalten des Declamatorischen: der „Stella" und der „Natürlichen Tochter" folgten „Phädra", „Regulus", zuletzt selbst das antike Lustspiel: das formale System, die Geschmacksconvention siegten. Bewußte Herrschaft über den künstlerischen Stoff, sicheres Maß in der Behandlung selbst bis zur Abgemessenheit, wurden die Grundregeln der Weimarischen Schule, die hiermit gegen den Naturalismus einen Kampf auf Tod und Leben begann. Dies Streben brachte der Bühne Vortheil und Ruhm; — wie aber endete es? Es ist weltbekannt: — Goethe mußte dem „Hund des Aubry" weichen! In dieser Art von Nemesis lag eine große Lehre: die Kunst kann und darf sich von dem nationalen Element nicht trennen! Das System war erschöpft: Goethe hatte den Werth der Literatendirection für die Schauspielkunst aufs höchste ausgebracht (mit Wolff im „Torquato Tasso"), damit war seine Aufgabe erfüllt; er hätte nun zurücktreten sollen. Seine Scheu vor allem „Genialen", mehr noch als sein Widerwille gegen das Schlechte, war ihm verderblich. Karsten's „Pudel" hatte in Leipzig Furore gemacht; neugierig wollte man in Weimar den „Hund des Aubry" sehen; selbst der Hof war danach lüstern. Der Großherzog befahl das vierbeinige Talent kommen zu lassen; Goethe antwortete lakonisch: „Schon in unsern Theatergesetzen steht daß kein Hund auf die Bühne darf." Karsten kam dennoch. Nach der Probe verließ Goethe Weimar und empfing zu Jena, 13. April 1817, ein fürstliches Handbillet des Inhalts: „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen daß Herr Geheimrath von Goethe wünscht seiner Function als Intendant enthoben zu sein, was ich hiermit genehmige. K. August." Gewiß, wenn Goethe's Direction überlebt und nicht mehr zu halten war, so hätte sie zur Ehre des fürstlichen Schutzes und der Kunst nicht fallen sollen, setzt der Verfasser hinzu.

Es ist weiter bekannt welchen Einfluß dieser Vorgang auf Goethe's Ansichten von der Bühne überhaupt ausübte, sowie daß er fortan der Opposition Platon's und Rousseau's gegen den sittlichen Werth der Bühnenkunst mehr und mehr zustimmte, bis er endlich zu der gänzlichen Verwerfung dieser Kunst gelangte.

Der Verfasser überblickt hiernächst die Resultate seiner Darstellung, nachdem er dem wieder emporkommenden Element der freien Genialität in Sophie Schröder, Eßlair und L. Devrient vollständige Rechnung getragen, und namentlich der Stellung seines genialen Oheims in würdiger Weise gedacht hat. Glänzend sind die gewonnenen Resultate nicht. Man hat überall die Bedürfnisse der Schauspielkunst mehr empfunden und anerkannt als sie befriedigt. Diese Bedürfnisse: Organisation, Trennung der Gattungen, Regelung des Gastspiels, Erziehungsanstalten für den Kunstzweck, sind meistens noch erst zu gewährleisten; und im Ganzen genommen ist immer noch erst festzustellen mit welchen Mitteln die Schauspielkunst ihren Zweck: „Veredelung der Sitten durch Verbreitung des guten Geschmacks", erfüllen könne und solle, nachdem sie, aus der Verwilderung emporgewachsen, durch sich selbst die Achtung der Nation erobert hat.

Nr. 2. Während das eben besprochene Werk die Geschichte der deutschen Bühne und ihre allmälige Entwickelung zu einem Kunstinstitute zum Gegenstand hatte, faßt Mundt's Werk, wie es nach den Vorgängen des Verfassers auch zu erwarten stand, ein anderes Ziel ins Auge. Es ist hier weit mehr die Theorie des Dramas und die Geschichte der Ausbildung dieser poetischen Form, die kunstphilosophische Begründung ihrer nothwendigen Gesetze, die Kritik des Dramas, mit Einem Wort, welche uns beschäftigt, und wenn diesem Thema sich im Verfolg desselben allerdings auch ein historischer Ueberblick der verschiedenartigen Ausbildung des Bühnenwesens bei den Völkern alten und neuen Namens anschließt, so geschieht Dies hier doch nur eben der Uebersicht und der Vollständigkeit wegen, und ohne zu einer Geschichte des Theaters überzugehen oder vollends eine Specialgeschichte der deutschen Bühne insichaufzunehmen. Die Kunsttheorie des Dramas aber ist ein in Deutschland reichlich, ja fast bis zum Ueberdruß bearbeitetes Feld, und wie systematisch und achtbar im Einzelnen der Verfasser auch seine Aufgabe löst: — wir meinen nicht daß er viel neue Lichtblicke über diesen Gegenstand verbreitet oder gar den kritischen Studien hierüber eben eine neue Bahn gebrochen habe. Wir treffen vielmehr fast überall auf wohlbekannte, unbezweifelte Sätze und eine Doctrin die eben von Lessing, Tieck und Solger in keinem wesentlichen Punkte abweicht. Er drückt diese Sätze scharf aus und begründet sie philosophisch; aber wir nehmen nicht wahr daß sie irgend ein neues System darstellten oder unbe-

kannte Elemente des kritischen Bewußtseins oder des Schönheitssinnes ans Licht stellten. Wir werden daher auch mit verhältnißmäßiger Kürze über den kunstphilosophischen Theil dieser Arbeit, der seinen Hauptreiz in der trefflichen Sprache des Verfassers findet, hinweggehen können.

In der Einleitung hebt der Verfasser hervor daß unser Theater im Mangel anderer Vereinigungspunkte des deutschen Nationallebens der eigentliche Salon der deutschen Gesellschaft geworden sei, und daß hieraus — solange in Staat und Kirche nur geschauspielert werde — von selbst abfließe daß eben Dies auch im Theater geschehe. Demnächst geht er auf die Gegner der dramatischen Kunst, an deren Spitze bekanntlich Platon und Rousseau stehen, über. Die Widerlegung der immerhin bedenklichen Einwendungen des großen griechischen und des genfer Philosophen ist gelungen zu nennen. Er führt aus daß beide Geister an zwei Wendepunkten der Gesellschaft standen, wo sie vor allen Dingen Umkehr, That und Wahrhaftigkeit fodern mußten. Ihre sittlichen Bedenken gegen die schöne Lüge der Bühne — der Kunst überhaupt — weist er, eben weil sie eine ganz andere Grundlage nehmen als die ästhetische, als unberechtigt nach. In dieser Beziehung heißt es nach Erörterung der reformatorischen Mission Beider weiter:

Rousseau wie Platon trifft der Vorwurf daß sie sich beim Betrachten einer in der Kunstwelt vorgehenden Wirkung gänzlich außerhalb der Kunstsphäre gestellt, und einen dem absoluten Wesen der Kunst gegenüber unhaltbaren Standpunkt eingenommen haben, den theils das Ideelle mit dem Materiellen auf unlogische Weise durcheinanderwirft und verwechselt, theils den skeptischen Richtungen der Uebergangszeit, die Alles auf das reale Wohl und Wehe der Gesellschaft beziehen, angehört.

Nach den ethischen Lebenswirkungen der Kunst zu fragen sind wir allerdings nicht unbedingt berechtigt; denn der Kunst haben wir uns als einer schöpferischen Macht für sich entweder hinzugeben oder von vornherein alle Berührung mit ihr abzubrechen. Ethisch wirksam ist die Kunst nur insoweit als ihr eigener künstlerischer Organismus Dies bedingt; das Drama im Besondern aber ist die Poesie der menschlichen Handlung, und diese Poesie bedingt bei ihm so Wesen wie Form. Es heißt weiter:

Die sittlichen Bedenken gegen die Natur und Wirkung des Dramas, welche von den Standpunkten der Religion und des Gefühls erhoben werden, müssen immer in dem richtigen Verhältniß zur Idee der Kunst ihre Erledigung finden, und diese Idee trägt die Rechtfertigung aller ihrer Wirkungen auf Geist, Gemüth, Bildung und öffentliche Zustände der Zeit in sich.

Hieraus folgt die Nothwendigkeit Begriff und Form des Dramas auf der dramatischen Lebensbewegung überhaupt zu gründen und daraus abzuleiten. Das unmittelbare Handeln auf dem Boden der Gegenwart und unter den Bedingungen derselben ist nun das Charakteristische der dramatischen Lebensbewegung. Es ist der Geschichtsgeist der Menschheit, die frei über sich und ihr Schicksal verfügt durch That und Handlung, oder wie Shakspeare Dies anders, aber mit schlagenden Worten ausdrückt:

Der Zweck des Schauspiels war und ist: der Natur gleichsam einen Spiegel vorzuhalten, der Tugend die eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.

Die Freiheit des menschlichen Willens, gegenüber der ewigen und festen Weltordnung, bildet den dramatischen Lebenskampf nach der Auffassung der modernen Welt. Die antike Welt faßte den Begriff des Dramas von vornherein darin enger daß sie im Thun des von den Göttern Verhängten die Freiheit des Helden einschränkte. Ueber diese antike Schicksalsidee haben wir hinausgegriffen. Hiernach gruppirt sich genau was episch, was lyrisch, was dramatisch ist; denn während das Drama die unmittelbare Handlung gibt, behandeln Epos und Lyrik nur ihren Gegenstand poetisch. Selbstbefreiung des Menschen, innerhalb der Nothwendigkeit und des Zufalls, ist der wesentliche Inhalt des Dramas. Hiernach geht der Verfasser auf die Prüfung der sogenannten Aristotelischen Einheitsgesetze über. Er findet in den Vorschriften des griechischen Denkers nur die Einheit des Inhalts begründet: die des Orts und der Zeit liegt nicht in seinen Gesetzen und ist bekanntlich von den Alten — obwol die Handlung ihrer Dramen sie sehr begünstigte — vielfach unbeobachtet geblieben. Wild umhergreifen, tumultuarisch Zeit und Ort durcheinanderwerfen darf freilich auch der maßvoll schaffende moderne Dramatiker nicht, trotz der für ihn erweiterten Grenzen. Die Acteintheilung hat Aristoteles trefflich durch die Worte: „Anfang, Mitte und Ende" bedingt; für den Inhalt der Geschichtsfabel aber hat das moderne Drama seine eigenen Gesetze aus dem erweiterten Begriff entlehnen müssen, dergestalt jedoch daß Würde und Allbedeutsamkeit auch dem „erfundenen" Stoff nicht fehlen dürfen. Die Charaktere — Natur und Geist des Menschen in abgerundeter Erscheinung — beruhen auf dem sein eigenes Leben frei schaffenden Willen; sie müssen mit der Handlung organisch, d. h. wie zwei Potenzen desselben Inhalts, verbunden erscheinen; sie dürfen daher weder als bloße psychologische Gemälde für sich bestehend, noch so der Handlung untergeordnet hervortreten daß die objective Macht der That ihre Subjectivität als unwesentlich erscheinen läßt. Auch hierfür ist Aristoteles unerreichbar Gesetzgeber, indem er lehrt daß der Dichter die Charaktere durch oder in der Handlung darzustellen habe, ja daß ein Drama allenfalls ohne Charaktere, niemals aber ohne Handlung zu denken sei. Für die Charaktere selbst fodert er daß sie gut, harmonisch und wahrscheinlich seien: von allen fodert er aber daß sie mittlere — gemäßigte, maßvolle — seien, ein Gebot das der moderne dramatische Begriff hat durchbrechen müssen. In derselben Weise beleuchtet der Verfasser endlich noch Verwickelung und Katastrophe des Dramas, Dialog und Monolog, Stil, Vers und Prosa. Alles Dies ist eigentlich nicht neu; aber das Studium dieser Sätze, wenig bestritten an sich, aber auch ebenso wenig befolgt, läßt sich namentlich den jüngern dramatischen Poeten nicht dringend genug als ein ernster Leitfaden, als eine untrügliche und zuverlässige Syntax für die freie dramatische Schöpfung empfehlen. Denn die

Befolgung dieser Lehren, davon sind wir innig überzeugt, wird keinen begabten Geist unmäßig beschränken oder in der Energie des Schöpfungsacts irgendwie behemmen, wol aber ihn vor zahllosen, sonst unvermeidlichen Abwegen bewahren. Somit wird ihre regelnde Wirkung als wahres und ewiges Kunstgesetz — für alle Zeiten unverkennbar sein.

Der Verfasser wendet sich hiernach zu dem historischen Entwickelungsgange des Dramas. Seltsamerweise und mit einer wunderlichen Umkehr der Zeiten behandelt er im zweiten Abschnitt den Ursprung der modernen Bühne aus den christlichen Mysterien, während er im dritten Abschnitt die Tragödie der alten Welt, die Griechen, die Römer in der Komödie behandelt. Wir treffen auch hier, namentlich in der Geschichte der Mysterienspiele und des deutschen Volksdramas, nur auf Notizen, welche das Werk von E. Devrient richtiger, umständlicher und pragmatischer dargestellt hat; dagegen sind die Anfänge der italienischen, altenglischen und französischen Bühne als Uebersichten dankbar anzunehmen. Für die antike Komödie, die antike Schicksalsidee, den ideellen Gegensatz des Tragischen und Komischen, die alten Theatereinrichtungen, die Charakteristik der drei großen griechischen Tragiker u. dgl. m. enthält der dritte Abschnitt sehr lesenswerthe Partien. Mit der Gegenüberstellung der Begriffe des Tragischen und des Komischen sind wir dagegen weniger einverstanden: namentlich will uns die Ausdeutung des Komischen, als diejenige Verwickelung und Beschränkung in welcher das Wesentliche des Daseins gegen eine blos scheinbare Verneinung, die auch eine Bejahung sein kann, sich behauptet, trotz alles Nachdenkens durchaus keinen faßlichen Gedanken darstellen. Hingegen ist es richtig daß komische Charakterwunderlichkeiten an sich ebenso wenig ein wahres Lustspiel bilden können wie Charaktere eine Tragödie, und daß das allgemeine Lebensgange, das Jeden betreffende Menschliche den komischen Wirkungen ebenso zum Grunde liegen müsse wie Dies in der Tragödie der Fall ist. Zum Schluß des Abschnitts werden Plautus und Terentius gut charakterisirt.

Im zweiten Bande wendet sich der Verfasser dem Specielhistorischen der modernen Bühnen zu. Wir haben bereits früher die theoretischen Bestandtheile dieser Schrift als diejenigen bezeichnet welche den Hauptwerth derselben bedingen, und können daher über diesen der Specialgeschichte gewidmeten Band leichter hinweggehen, umsomehr als wir auch hier neuen Auffassungen oder Nachrichten nur sehr selten begegnen, so gut und löblich auch die systematische Ordnung des bekannten Materials erscheint. Das italienische Theater, die gelehrte Komödie (Commedia erudita) gegenüber dem Volkslustspiel (Commedia dell' arte), das Schäferdrama und die tragische „Hofwirthschaft", wie der Verfasser die Oper nennt, hierauf das englische Theater der Shakspeare-Zeit, letztere in dankenswerther Ausführlichkeit, bilden den Inhalt der beiden folgenden Abschnitte. Hervorragend ist hierbei was über den Genius des Shakspeare'schen Dramas gesagt wird, der, wie es heißt, in gottähnlich gestaltender Poesie der That, die wahre Einheit des Schaffens und Denkens darstellt. Der Verfasser sagt:

In seinem Reich ist zugleich der hohe Friede der göttlichen Schöpfung angesagt, die gemessene Ordnung aller Dinge und Gestaltungen ist im ewigen Sinne und nach dem unendlichen Maß himmlischer Gerechtigkeit aufgerichtet und mit der leichtseinwollenden Hand des Weltenmeisters befestigt.

Dies Zeugniß der Shakspeare'schen Meisterschaft ist eigentlich gar nicht zu überbieten; wenigstens verzweifeln wir einen prägnantern Ausdruck dafür zu finden um die Gottähnlichkeit des Genius dieses Unerreichbaren zu bezeichnen. Indessen wollen wir doch nicht vergessen wieviel hiervon auf Rechnung der Zeit und der Umstände kommt, und uns bescheiden daß auch Shakspeare's Geist ein Organismus war, an dem die Bedingungen des irdischen Daseins ihr Theil haben. Die Ausdrucksweise des Verfassers stört durch Ueberladung, besonders gegenüber der zwar warmen, doch viel gemessenern Würdigung der Verdienste Calderon's und Lope de Vega's. Kalten, kritischen Verstand zeigt uns hingegen die Beurtheilung des französischen „Siebengestirns" unter Jodelle's Principat, Corneille, Racine und Voltaire, deren Bewunderung das französische Drama rettungslos verderben mußte, ohne daß selbst Molière's praktischer Geist es auf den wahren Boden der Natur und ihrer poetischen Gestaltung zurückzuführen im Stande war. Die Widersprüche und Gegensätze der neuromantischen Schule (Victor Hugo) und die massenhafte Production Scribe's finden an dem Verfasser einen strengen, aber gerechten Richter. Endlich kommt die Möglichkeit eines deutschen Nationaltheaters, Opitz und Gryphius, die correcte Schule und die Fortbildung des deutschen Dramas seit Lessing zur Sprache, und wie diese sich schließlich, nachdem das echtdeutsche Element in Iffland und Kotzebue abgethan war, in die nun herrschende Theaterindustrie verlor, bei der es sich nur noch um mehr oder minder gute Geschäfte und um Ausfüllung eines angenehmen Gesellschaftsabends handelt. Einen so herben und mistönenden Schluß können wir, die wir mit Theilnahme den „rettenden Thaten" oder doch den Versuchen dieser Art im Drama folgen, nicht billigen, und müssen daher dem allzu scharfen Kritiker selbst seine Rechtfertigung überlassen. Der „Vernichtungsgeist" ist nirgend gut, am wenigsten in der Kunstsphäre. Führen, leiten, anbahnen, nicht vernichten soll nach unserer Ansicht die gesunde Kunstkennerschaft!

In Nr. 3 ist die Specialgeschichte der Oper in Deutschland mit großer Ausführlichkeit und vollständig befriedigend zur Darstellung gebracht; ebenso sind die leitenden Grundsätze bei der musikalischen Dichtung gut erörtert und tadellos festgestellt. Die Musik soll eine andere Sprache sein: Seelenzustände wahr wiedergeben, erregen, interpretiren, selbständig erwecken. Wahrheit ist ihr erstes Gesetz, die Wahrheit Mozart's, Haydn's, Beethoven's. Zu dieser Wahrheit ist, nach allen Verirrungen, zurückzukehren. Die Geschichte der deutschen Oper beginnt

mit Händel (geb. zu Halle 1685), Hasse (1699), Gluck (1700). Das System dieser Meister, der rhythmisch-declamatorische Musikstil, herrschte bis 1780; der Verfasser führt sämmtliche Opern dieses Stils auf. Die Epoche bis 1790 beherrschen Mozart und Grétry, Dalayrac und Paisiello; das Gleichgewicht zwischen Melodie und Harmonie war ihr Grundprincip. Von 1810—20 war Rossini (überwiegende Herrschaft der Melodie) im Besitz der Oper; ihm folgten Weber, Spohr und Auber. Die spätere Zersplitterung ist bekannt; aus allen Epochen sind die vollständigen Repertorien beigefügt.* Jetzt mangelt der deutschen Oper Centralisation, Schule und Gesetz, zu deren Wiederherstellung der Verfasser mannichfache praktische Vorschläge macht. Er sagt:

Nur Der welcher den Melodienquell der Haydn, Mozart und Weigl wieder öffnet, und ihn mit den großen Hülfsmitteln der neuern Technik geschmackvoll umgibt, kann die deutsche Nationaloper wiedererwecken.

Ueber die Nothwendigkeit einer Opernschule stimmen wir mit dem Verfasser überein; seine übrigen Anträge aber gewinnen uns keine besondere Theilnahme ab.

Hiermit schließen wir, nicht ohne uns selbst lebhaft an das Goethe'sche Wort zu erinnern: daß alle Theorie grau sei, die Kunst aber ein ewig grünes Blatt am Baum des menschlichen Daseins. 17.

* In einem zweiten Artikel werden wir die sich auf die Reform des deutschen Theaters beziehenden neuern Schriften zusammenstellen und besprechen. D. Red.

Aus Spaniens Bürgerkrieg 1833—40. — A. u. d. T.: Wanderungen eines alten Soldaten von Wilhelm Baron von Rahden. Dritter Theil. Mit zwei Karten. Berlin, Decker. 1851. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Mit wahrer Theilnahme wird das gebildete Publicum die Erscheinung dieses Werks begrüßen.

Die Geschichte des spanischen Bürgerkriegs, welcher hinsichtlich der während seiner Dauer verübten Gräuelthaten und der vielen Wunden die er der Pyrenäischen Halbinsel geschlagen hat, und die noch heute nicht vernarbt sind, kaum mit einem andern Kampfe der Neuzeit verglichen werden kann, ist trotzdem daß viele und geschickte Bearbeiter des Stoffs sich begeistert haben, schon wegen der divergirenden Interessen denen die Berichterstatter huldigten noch nicht genug aufgeklärt. Zur Begründung eines sichern Urtheils ist aber bei Verschiedenheit der Nachrichten durchaus erfoderlich Rücksicht zu nehmen auf die Beziehung des Berichterstatters zu der Partei für die er schreibt. Am wenigsten ist natürlich den Berichten der Spanier Glauben beizumessen, welche des ganz entgegengesetzten Standpunkts wegen von welchem aus sie die Sache betrachten durchaus befangen sind, wiewol hiervon eine rühmliche Ausnahme macht General J. A. Zaratiegui, früher Generalsecretair und Vertrauter Zumalacarregui's, in seiner „Vie de Zumalacarregui" (Paris 1845). Andere Schriften von Engländern und Franzosen, welche in Rahden's Werke (S. 100) angeführt werden, sind nur von untergeordnetem Werthe. In Deutschland hatte man sich bisher hauptsächlich begnügen müssen mit den „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838, 1839" (Frankfurt a. M. 1841). Der Verfasser, bekanntlich Fürst Felix Lichnowsky, ein vielfach begabter Mann, schildert uns in denselben anmuthig und geistreich seine Erlebnisse während des Feldzugs in jenen Jahren: doch ist seine Auffassung des Ganges der militairischen Angelegenheiten und der geschichtlichen Entwickelung des großen Dramas im Allgemeinen etwas oberflächlich und genügt Dem der den Gang der Ereignisse verfolgen will keineswegs. Größere Aufhellung vieler bisher dunkler Partien verdanken wir einem frühern Werke Rahden's, welches unter dem Titel „Cabrera, Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege" (Frankfurt a. M. 1840) erschien.

Indessen konnte diese Biographie ihrer Bestimmung nach nur diejenigen Ereignisse berühren in welche Cabrera unmittelbar eingegriffen hat. Noch hat uns eine vollständige Darstellung der gesammten Kriegsbegebenheiten, besonders aber der Motive, sowie der Intriguen die am Hofe der Christine nicht minder als an dem des Don Carlos spielten, gefehlt. Sie wird uns in dem vorliegenden Werke geboten. Wir glauben nicht zu viel zu sagen wenn wir behaupten daß Rahden vor Andern befähigt war die schwierige Aufgabe zu lösen, und daß ihm die Lösung derselben vollkommen gelungen ist. Rahden war an Ort und Stelle; er hat Jahre lang thätig mitgewirkt; er ist durch seine Stellung in viele Geheimnisse eingeweiht gewesen; er ist als treuer Berichterstatter schon aus seinen frühern Wanderungen dem Publicum hinlänglich bekannt; ja wir möchten behaupten daß er als der einzige noch lebende Augenzeuge unter den Nichtspaniern die, mit einer höhern Charge bekleidet, jene Feldzüge mitgemacht haben, den Beruf und die Verpflichtung hatte über jene Verhältnisse und Ereignisse so zu berichten daß der parteilose Geschichtsforscher sich ein gediegenes Urtheil bilden kann. Der Verfasser hat nach einer längern Einleitung, in welcher er uns von Ferdinand's VII. Vermählung mit der neapolitanischen Prinzessin Christine, von dessen Misgriffen in der Regierung, von seinen Schwächen gegen Gemahlin und Günstlinge, von seinen letztwilligen, mehre male abgeänderten Verfügungen gesprochen, umständlich gezeigt wie aus allem Diesem das Unheil des Bürgerkriegs in Spanien hervorgegangen ist. Hiermit ist auch sogleich der Standpunkt angegeben welchen der Verfasser einnimmt, sobald er, von dem Boden der Geschichte ablenkend, sein eigenes Urtheil abgibt.

Drei Persönlichkeiten sind es durch deren successives Auftreten der Gang der Begebenheiten bedingt wurde. Hiernach hat der Verfasser sein Werk in drei Hauptabschnitte zerlegt, welche sich gruppenweise um jene Hauptpersonen entfalten. Eine untergeordnete Stellung nimmt der Infant Sebastian ein, obgleich ihm zeitweilig der Oberbefehl über die karlistischen Truppen übertragen war. Der Kriegsschauplatz war bekanntlich zuerst in den biscayischen Provinzen, welche, dem angestammten Herrscher stets treu ergeben, das Panier erhoben für den legitimen König, zumal da die neue Regierung unbesonnen genug war die durch viele Jahrhunderte respectirten Vorrechte (fueros) jener Provinzen zu vernichten. Eine lebendige Schilderung dieser Provinzen, der Sitten und Bewohner des Landes beginnt mit Recht das Werk. Wir können uns nicht versagen als Beweis der anmuthigen Schilderung folgende Stelle hier wörtlich zu wiederholen (S. 9 und 10): „Kaum den achtzehnten Theil des Flächeninhalts von ganz Spanien einnehmend und nur etwa 650,000 Einwohner, ungefähr ¹/₁₅ des Ganzen, zählend, dürfen wir dennoch das engbegrenzte Königreich Navarra und die kleinen baskischen Provinzen das werthvollste Juwel in der spanischen Krone nennen. Gleiche Einfachheit der Sitten und Gebräuche, gleiche Verwaltung und Gerechtsame und gleicher ritterlicher Sinn eint die Bewohner."

„Das Blau des ewigen Aethers in reinster Pracht spannt sich hoch über den Sierren und Gebirgszügen welche nach allen Richtungen hinziehen. Auf den Graten und Rücken derselben streben nackte Granitmassen in den groteskesten Formen, gleichsam als Stützen des luftig azurnen unendlichen Domes, himmelan. Auf grünen Matten und Triften lagert sich oft neben den friedlich weidenden Heerden das erdwärts ziehende Gewölk; dunkele Kastanien-, Nuß- und Laubwälder erheben

sich stolz über die Thäler und bilden den Saum der reizendsten Senkungen, die von silbernen Strömen und zahllosen Gebirgsbächen bewässert werden. Diese Wässer eilen schnell den smaragdenen Meerestiefen zu, welche sich stets in hochaufbrausender wilder Brandung an den meist senkrechten Felswänden der cantabrischen Küste brechen und zerstäuben, oder sie münden im Süden, wie in Navarra, in dem Könige der Ströme auf der Pyrenäischen Halbinsel, dem gewaltigen Ebro."

„Wenden wir nun das Auge nach dem Stande der Cultur dieser lieblichsten der Landschaften: schwellende Mais- und Kornfelder, fruchtbare Wiesen und Gärten wechseln im wohlthuenden Farbenschmucke der Natur; hier das Hellgrün der heimischen Rebe, dort die rosige Blütenpracht veredelter Fruchtbäume. Weißblinkende Caserios (einzelne Brunnenhäuser) mit gelben Rohr- oder blaugrauen Schieferdächern lauschen unter gewölbtem Laube oder lehnen sich an schwindelnde Berglehnen. Und die niedlichsten und reinlichsten Villen und Städte mit ämsigfleißigen Bewohnern, und hier und da die palastähnlichen Schlösser der Reichen des Landes geben dem Ganzen den eigenthümlichsten Reiz. Straßen und Königswege (caminos reales) verbinden das Innere nach allen Richtungen wo Handel und Wandel floriren, und die Einwohner selbst gehören zu den schönsten Menschenracen die unsere Erde beleben."

Wenn nun der so kräftige Stamm der diese Provinzen bewohnt, um seine mühsam erworbenen und durch langjährige Gewohnheit liebgewordenen Vorrechte zu schützen, für Don Carlos sich erhob, so wurde er zu ganz besonderm Eifer entflammt durch die in Spanien so mächtige Geistlichkeit, deren Ansehen und Besitz, ja deren Existenz durch die neue Regierung nicht minder bedroht war. Unbedeutend war die Schilderhebung im Anfang; einzelne Parteigänger fanden sich in den Gebirgen zusammen; geregelt wurde der Aufstand erst unter dem General Ladron. Doch bald fiel dieser als heldenmüthiger Märtyrer für Don Carlos' Sache. In das erste eigentliche Stadium tritt der Bürgerkrieg unter Zumalacarregui, der im Anfang des October 1833 aus Pampelona sich entfernte und sich an die Spitze der Bewegung stellte. Ueber die Jugend dieses Mannes, der nachmals bei seinen Soldaten unter dem Namen Don Tomas oder Tio Tomas (Oheim Thomas) so berühmt geworden ist, erhalten wir (S. 46) die interessantesten Aufschlüsse. Uneigennützig hat er der Sache seines Herrn gedient und mit verhältnißmäßig wenigen Mitteln Vieles geleistet. Förmliche Autorisation erhielt der Kampf, der bisher nur als Sache von Parteigängern angesehen wurde, durch ein vom 18. März 1834 datirtes Schreiben des Don Carlos, in dem alle Schritte von Zumalacarregui genehmigt und er selbst als Oberbefehlshaber bestätigt wurde. Gesteigert wurde der Enthusiasmus der Partei als Don Carlos am 12. Juli im Lager seiner Anhänger erschien: überall war die freudigste Begeisterung, der Aufstand wurde allgemein, alle jungen Leute eilten zu den Waffen.

Siebzehn Bataillone waren bereit das Recht des Don Carlos zu erkämpfen. Glückliche Siege schienen die gehoffte Entscheidung herbeizuführen. Von besonderer Wichtigkeit wurde die Einnahme von Bilbao erkannt. Erschwert wurde das Unternehmen durch Mangel an Geschütz, doch war alle Hoffnung zu einem Gelingen da, als Zumalacarregui, durch eine abprallende Büchsenkugel am Fuße verwundet, unfähig gemacht wurde die Belagerung länger zu leiten. Kurze Zeit darauf unterlag er, wol hauptsächlich infolge einer falschen ärztlichen Behandlung; mit ihm gingen viele Hoffnungen der Karlisten zu Grabe. Eine lebendige Schilderung seiner Persönlichkeit findet sich S. 180.*)

Seine Nachfolger begingen der Reihe nach eine Menge Misgriffe. Der größte war der daß sie, die Eigenthümlichkeit der Navarresen und des Gebirgskriegs, der ihnen bisher entschiedene Vortheile gebracht hatte, gänzlich verkennend, reguläre Truppenmassen bilden und im offenen Kampfe ihrem Gegner die Spitze bieten wollten. Dieses Alles weist der Verfasser (S. 186) genügend nach. Nur zwei Expeditionen sind es welche damals besonders die Aufmerksamkeit Derer welche sich für den Kampf interessirten auf sich zogen. Erstens die von Gomez, welche Juni 1836 aus den Provinzen abmarschirte und Mitte December zurückkehrte, nachdem sie ganz Spanien in jeder Richtung durchzogen hatte, ohne ein wesentliches Resultat herbeizuführen. Zweitens die sogenannte königliche Expedition, als deren Chef der Infant Don Gabriel Sebastian genannt wird. Eine Bedeutung gewann sie dadurch daß Don Carlos sie begleitete, und später dadurch daß Cabrera zeitweilig mit ihr vereint agirte. Dieser Expedition hat der Verfasser vom Jahre 1837 an sich angeschlossen, und wir dürfen seinen Berichten als denen eines glaubwürdigen Augenzeugen unbedingt vertrauen.

Wir schicken zunächst Einiges über die Persönlichkeit der genannten drei Hauptpersonen voraus.

Der Infant Sebastian war zu Anführung eines Heers nicht geeignet, da es ihm ebenso wol an militairischer Einsicht als an Energie fehlte. Gewöhnlich mit Nebendingen beschäftigt, war er oft im entscheidenden Augenblick rathlos. Doch hatte er die bei einem Prinzen schon anerkennenswerthe Eigenschaft daß er den Rathschlägen von Moreno, Cabrera und Andern die ihm zur Seite gestanden willig Gehör gab.

In weit günstigerm Lichte erscheint Don Carlos; von echtköniglicher Gesinnung, ist er wenn Gefahr droht persönlich zugegen; dabei ist er durchaus einsichtsvoll, im Umgang liebenswürdig, stets zur Milde geneigt, auch was man am wenigsten erwarten dürfte, gegen Andersglaubende tolerant, wie Dies der Verfasser aus eigener Erfahrung nachrühmen kann. Wäre er oft nicht schlecht berathen gewesen, hätte er nicht in der unmittelbaren Nähe von Madrid sich durch Christine täuschen lassen, und wäre er zuletzt nicht durch Maroto verrathen worden, so würde er höchstwahrscheinlich den Sieg davongetragen haben.

Die bedeutendste Persönlichkeit von allen ist Cabrera. Ohne die Rechtfertigung aller seiner Handlungen übernehmen zu wollen, müssen wir doch bekennen daß er vielfach verkannt worden ist. Die Grausamkeiten, die ihm nicht ohne Grund vorgeworfen werden, sind oft durch die dringendste Noth geboten worden; wir verweisen in dieser Beziehung auf das frühere Werk des Verfassers, der längere Zeit unter Cabrera diente, und

---

*) Die wörtliche Mittheilung aus dem Werke des Hrn. von Rahden dürfte vielen Lesern nicht uninteressant sein:

„Zumalacarregui maß 5 Fuß 2 Zoll; die Brust hochgewölbt und die Schultern breit, die eine etwas höher als die andere. Wenn er ging so trug er den Kopf gesenkt und den Blick auf den Boden geheftet, stets wie tiefen innern Betrachtungen sich hingebend. Seine Seele war immer allein, und wenn auch er, der Mensch, das oft leere Treiben in der lärmenden Außenwelt absichtlich mied, im engen geselligen Kreise befand er sich wohl, und dennoch wie Voltaire von Karl XII. sagt: «Il était absorbé tout entier dans les travaux militaires.» Seine Familie war seine Welt; Arbeit und Geschäfte sein Genuß. Er haßte dagegen unversöhnlich das Spiel, den Müßiggang und die Lüge. Auch war er abgesagter Feind alles Hofzwangs und Intriguenlebens am Hofe."

„Leidenschaftliche Hitze und die schnellste Blutaufwallung beim Widerspruch in seinen Anordnungen und Befehlen vermochten wol sein ruhiges Wesen zu alteriren; augenblicklich erzürnt, war er aber auch im nächsten Moment wieder der gutmüthige, wohlgesinnte Onkel Tomas. Er polterte jedoch nie, sondern war wortkarg wie ein echter Spanier. Gegen Stolz und Hochmuth hatte er nur eine Waffe: Nichtbeachtung; und mit innigstem Gefühle bot er jeder Bescheidenheit die treue Rechte. Die Jagd war sein Höchstes, ja man kann beifügen, sein einziges Vergnügen; obgleich Zumalacarregui, wie man zu sagen pflegt, durch und durch Soldat war, so bezeichnete doch jeder Schritt, jedes Wort, jede That das Gesetz der Ehre das ihn leitete und fesselte."

glauben auch noch manchen interessanten Aufschluß erwarten zu können, da er selbst jetzt nach einer interessanten Mittheilung des Verfassers mit Bearbeitung seiner Memoiren beschäftigt ist. Jedenfalls ist Cabrera ein eminentes Talent, und würde, hätten es die Umstände gefügt daß er in einem andern Kampfe als in einem Bürgerkriege aufgetreten wäre, den unbestrittenen Ruhm eines großen Feldherrn erworben haben. Ein sonderbares Geschick hat es gewollt daß er in denjenigen Feldzügen die er allein als Commandeur leitete stets vom Glück begleitet war; handelte er in Verbindung mit Andern, so verfolgte ihn der Unstern. Ohne uns in ein Detail über die einzelnen Schlachten und Gefechte einzulassen, über welche man die Berichte am besten in dem Werke selbst nachlesen kann.

Nach dem glücklichen Gefecht bei Villar de los Navarros war das Heer Don Carlos', moralisch und physisch in der besten Verfassung, bis in die Nähe von Madrid vorgedrungen, ja am 12. September Mittag 1 Uhr war es nur noch zwei Stunden von Madrid entfernt, die Reiterei von Cabrera war bis auf 500 Schritt vom Thore vorgerückt und hatte das dabei liegende Zollhaus besetzt. Die Stadt war wehrlos, es wäre ein Leichtes gewesen sie militairisch zu besetzen. Da zögerte Don Carlos mit dem Einzuge, vergeblich hoffend daß Christine ihm entgegenkommen würde. Alles war verabredet, aber Christine brach ihr Wort: sei es nun daß sie durch das Intriguenspiel diplomatischer Agenten oder durch die Befürchtungen von Muñoz abgehalten worden ist. Genug, der entscheidende Augenblick ging vorüber, Don Carlos mußte sich zurückziehen, des Heeres moralische Kraft war vernichtet, bald folgte die physische Erschlaffung nach. Das Weitere ist bekannt.

Soviel im Allgemeinen über die Kriegsereignisse. Gehen wir jetzt auf die persönliche Theilnahme des Verfassers an denselben über. Das Publicum weiß aus den zwei ersten Bänden „Wanderungen eines alten Soldaten", in welcher Manier der wackere Kriegsmann erzählt. Mit scharfem Blick faßt er Das was vor seinen Augen vorgeht schnell auf, weiß mit sicherm Takte gerade das Treffende hervorzuheben, und versteht die Kunst durch Einflechtung der mannichfachen Abenteuer die er bestanden das Interesse an seine Person stets regezuhalten. Ein besonderes Verdienst von ihm ist daß er die Erinnerungen an die Großthaten Einzelner, die in einem gewöhnlichen Geschichtswerk unerwähnt bleiben, dem Andenken der Nachwelt überliefert. Wir würden Unrecht thun und den Genuß den das Publicum aus der Lecture selbst zieht verkümmern, wenn wir in alle Einzelheiten eingehen wollten. Nur Einiges hervorzuheben sei uns vergönnt.

Im Jahre 1837 wurde Hr. von Rahden durch den Baron Capelle in London, ehemals Minister Karl's X., und auf Capelle's Empfehlung durch den Marquis Labrador, den Vertreter der Sache des Don Carlos in Paris, für dessen Dienste gewonnen. Unglaublich waren die Schwierigkeiten mit denen er zu kämpfen hatte um über die von französischen Zollwächtern bewachte Grenze nach Spanien zu gelangen. Durch einen besondern Zufall glückte es ihm gleich an der großen Affaire theilzunehmen und sich dabei durch persönliche Tapferkeit auszuzeichnen. Bald wurde er auch mit Fürst Felix Lichnowsky bekannt, welchem er seitdem ein treuer Gefährte blieb. Durch das besondere Vertrauen des Don Carlos, welcher bald seine Tüchtigkeit erkannte, wurde er rasch befördert und zuletzt zum Chef des gesammten Geniecorps erhoben. Als solcher leistete er der Sache seines Herrn wesentliche Dienste; der Einfluß welchen er bei verschiedenen Expeditionen hatte ist nicht unbedeutend, so z. B. ist es nicht uninteressant zu lesen wie er zu einem Kriegsrath unter dem unmittelbaren Vorsitz von Don Carlos hinzugezogen wurde und durch seine Stimme den Ausschlag gab. Wer einmal gewöhnt ist an den Schicksalen des Berichterstatters theilzunehmen — wie denn wenige Leser sich finden werden bei denen Dies nicht der Fall sein sollte —, wird in dem gegenwärtigen Werke vielfach Veranlassung finden dem Verfasser seine innige Theilnahme zuzuwenden. Groß sind die Gefahren in denen er sich befand, und wunderbar die Wege auf denen er sich aus denselben rettete. An seiner Glaubwürdigkeit ist, wie er in seinen frühern „Wanderungen" gezeigt hat, nicht im mindesten zu zweifeln. Aber fast märchenhaft klingen die Abenteuer die er bestanden. Wir möchten glauben daß ein fruchtbarer Novellenschreiber hinlänglichen Stoff zu einer die Lesewelt vollkommen befriedigenden Erzählung gewinnen würde aus den seltsamsten Begegnissen, welche ihn unter den merkwürdigsten Umständen, an den verschiedensten Orten, mit einem alten deutschen Kriegsmann, Mils, zusammenführten, der auch auf Seite der Karlisten focht.

Das Werk ist auf dem Friedenstein bei Gotha geschrieben, und aus Dankbarkeit für die glückliche Muße welche der Verfasser nach einem vielbewegten Leben in diesem Asyl gefunden hat, dem regierenden Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmet. 64.

Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. In elf Büchern. Von Beda Weber. Innsbruck, Wagner. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Es weht frische und reine Gebirgsluft aus diesem Werke. Selbst eine flüchtige Lecture desselben läßt es fühlen daß es seinen Ursprung nicht in einer flachen und in schwere Luft eingehüllten Niederung erhalten habe, sondern auf Gebirgshöhen, die das Athmen leicht machen, die inwohnende Kraft frisch erhalten und deren Offenbarung eine eigenthümliche Stärke und zugleich Natürlichkeit verleihen. Gesellt sich zu dieser natürlichen Ueberlegenheit noch Fleiß und durch Studien angeeignete Tüchtigkeit, so wird man es leicht erklärlich finden warum der sachverständige Leser in dem vorliegenden Werke eine tüchtige Arbeit anerkennen zu müssen glaubt. Wenn also Beda Weber „mit einer Frucht zehnjähriger Sammelmühe vor den prüfenden Leser tritt", mit einem geschichtlichen Buche dessen erste Anlage schon 1827 gegründet worden ist, so erscheint die Voraussetzung gerechtfertigt daß nicht Alltägliches und Gewöhnliches in ihm zu suchen sei. Und so ist es auch. Seine Aufgabe war aber nicht so leicht, und wie das Werk selbst beweist hat er dieselbe sich auch nicht leicht gemacht. Er mußte „das sehr umfangreiche Material in größtentheils wenig zugänglichen Archiven und Handschriften mit beständiger Rücksicht auf bisher Gedrucktes den Männern von Fach nahezubringen suchen". Für blos Leselustige hat er nicht geschrieben, sondern für Die denen es mit dem Studium der Geschichte Ernst ist. Aus seiner Vorliebe für Friedrich mit der leeren Tasche macht er kein Hehl, ein Umstand der die Aufmerksamkeit der deutschen Geschichtschreibung über diesen Fürsten zu erregen geeignet ist: denn diese steht bekanntlich nicht auf seiner Seite. Daß der Verfasser bei der individuellen Auffassung und Lösung seiner Aufgabe mit „mancherlei Gegenkräften", wie er sich ausdrückt, zu kämpfen gehabt habe, läßt sich bei seiner persönlichen Stellung und bei den besondern Verhältnissen seines tirolischen Vaterlandes recht wohl denken. Ein besonderes Moment aber, dessen Spuren sich durch den ganzen Haupttheil des Werkes hindurch verfolgen lassen, ist das: daß der Verfasser in jener Zeit, auf deren Gebiete er sich vorzugsweise bewegt, einen ähnlichen Kampf zwischen der Fürstengewalt und der Volksentwickelung findet wie in der Gegenwart, und daß sein Held Friedrich mit der leeren Tasche deshalb mit dem Adel des Landes in Conflict geräth, weil dieser von einer neuen Entwickelung und Anerkennung der Volksrechte Nichts wissen will, während Jener es für ebenso rathsam als nothwendig ansieht daß dieser Neugestaltung der Dinge die gebührende Rechnung getragen werde. Die Verwickelungen und Schwierigkeiten wachsen aber dadurch daß die Luxemburger sich einmischen theils überhaupt als Rivalen des Hauses Oestreich, theils

als deutsche Kaiser. Indem der Verfasser diesen Punkt berührt greift er auch in die specielle Geschichte Deutschlands ein und fodert den deutschen Historiker, der über jene Zeiten seines Vaterlandes schreibt, nothwendig auf zu sehen und zu prüfen was bei ihm darüber zu lesen ist. Daß auch in Tirol die geistliche Macht, insofern sie namentlich bedeutende Territorien besaß und ihre Inhaber in der Regel Adelsgeschlechtern angehörten, wie insbesondere die Bischöfe von Trient und Brixen, eine Rolle spielte, kann nicht auffallen, indem ja diese Erscheinung zu den charakteristischen Merkmalen des ganzen abendländischen Mittelalters gehört.

Insofern aber der Verfasser mit einem außerordentlichen Sammlerfleiße schon von der ersten Hälfte des Mittelalters an über die zahlreichen Adelsgeschlechter Tirols und ihre Besitzungen nach archivalischen Urkunden und zum Theil wenig bekannten Schriftwerken geschichtliche Notizen zusammengestellt hat, ist sein Werk ein höchst wichtiger Beitrag zur ältern Geschichte Tirols überhaupt geworden, das kein künftiger Geschichtschreiber dieses Landes wird entbehren können: gleichsam den Mittelpunkt jener genealogischen Forschungen bilden die Wolkensteiner, deren Geschlecht noch jetzt in Tirol blüht. Und der Merkwürdigste von ihnen war Oswald von Wolkenstein, der Gegner Friedrich's mit der leeren Tasche. In seinem Leben, Wesen und Abenteuern ist der Adelscharakter seiner Zeit in einer wahrhaft vollendeten Weise ausgeprägt, und da er nicht blos eine wichtige politische Person, sondern zugleich ein geistvoller Mann und Dichter war — der Verfasser hat mehre von seinen Gedichten mitgetheilt —, so liegt es auf der Hand warum der Verfasser ihm seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt und nach allen Richtungen seines bewegten Lebens hin bis an seinen Tod verfolgt hat: in ihm stirbt der letzte und standhafteste Repräsentant und Vertheidiger der alten Adelsherrschaft Tirols.

Da in dem vorliegenden Werke des Belehrenden und zugleich Unterhaltenden gar Vieles sich findet, so glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir Einiges daraus mittheilen umsomehr, weil sie auf diese Weise auch in den Stand gesetzt werden über den Werth und die Eigenthümlichkeit des Werkes sich selbst ein Urtheil zu bilden. Uebrigens hat ja Tirol mehr als ein mal die Aufmerksamkeit der Deutschen in merkwürdiger Weise auf sich gezogen — zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, sodann 1809 und endlich auch in den jüngst vergangenen Jahren durch seine eigenthümliche Haltung zwischen Italien und Oestreich —, sodaß es wol von Interesse zu sein scheint sich über die Verhältnisse und Geschichte des merkwürdigen aber im Allgemeinen wenig bekannten Landes belehren zu lassen. Der Verfasser gibt zuvörderst eine kurze Skizze der ältesten Adelsgeschlechter Tirols in folgender Weise:

„Tirol — ein Theil des Berglandes, das die Römer Rhätien nannten — zwischen Deutschland und Italien, war von jeher das Augenmerk und oft der Zankapfel benachbarter Völker, die sich wechselseitig den Besitz dieser natürlichen Bergfestung streitigmachten. So sehen wir schon nach dem Verlaufe der Völkerwanderung daß sich im Süden des Landes die Longobarden, im Norden die Bojoaren festsetzten, beiderseits eifrig bemüht den errungenen Antheil durch Ansiedelung wehrpflichtiger Dienstmannen um jeden Preis zu behaupten. Als später Karl der Große die Lombardei und Bojoarien seinem Weltreiche einverleibte, suchte er sich ebenfalls die Rhätischen Alpen als Verbindung zwischen den deutschen und italienischen Landen auf jeden Fall zu sichern. Er verlieh wie seine Vorgänger den einträglichen Grundbesitz an verdiente Krieger, mit der Verbindlichkeit das Land im Gebirge zu schützen und in Feldzügen seinen Fahnen zu folgen. Das war die erste Saat der altadeligen Familien in Tirol. Auch die Wolkensteiner leiten ihren Ursprung aus dieser Quelle her. Das Land war nach fränkischer Art in Gaue eingetheilt. Einer derselben, Norithal genannt, umfaßte das Gebiet an der Sill und am Eisack vom Schönberg bis in die Nähe von Botzen. Er stand unter dem Gaugrafen von Mareit aus dem Stamme der alten Welfen, die in Baiern den Vorrang vor den ersten Edelgeschlechtern des Landes behaupteten. Von ihnen begünstigt erschienen schon im 10. Jahrhundert die Herren von Villanders auf dem Berge gleiches Namens, als Stammväter der jetzt noch blühenden Grafen von Wolkenstein. Sie breiteten sich in vielen Zweigen diesseit und jenseit des Eisacks aus, von ihrer ursprünglichen Bestimmung durch mehre Jahrhunderte Krieger genannt, woraus später ihre Ritterwürde erwuchs. Zur Zeit ihrer höchsten Blüte zählte man nicht weniger als zwölf verschiedene Geschlechtszweige, die sich durch verschiedene Zunamen auszeichneten, nämlich die Herren von Villanders zu Pradell, Gravetsch, Seben, Mulsetsch, Flaschberg, ab dem Graben, ab dem Keller, zu Doß, Minkenun, Thurn *), Teis und Trostburg, je nach den Besitzungen, die sie innehatten. Sie besaßen fast den sämmtlichen Grund und Boden im niedern Eisackgebiete, in einer Ausdehnung von drei Stunden, und daraus floß ihre Wichtigkeit in der Landesgeschichte. Im Herzen von Tirol, an der Hauptstraße welche Baiern, Kärnten und Italien verbindet, später selbst im Besitze der Clausen von Seben, Brixen und Mühlbach, von Muth und Reichthum unterstützt, mußten sie oft entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten des tirolischen Volks üben."

Oswald's Leben, tief in die politischen Verhältnisse seiner Zeit verflochten und durch die vielen, selbst weiten Reisen die derselbe machte mit vielen Abenteuern ausgestattet, führt infolge Dessen auch des Verfassers Darstellung in verschiedene Länder, Geschichten und Verhältnisse des damaligen Europa, wodurch dieselbe eine Mannichfaltigkeit, Belehrungsfähigkeit und Anziehungskraft erhält, die, da sie von einem Mann wie Beda Weber herrührt, um so größer sich zeigt. Oswald unternahm, als Dichter von der Poesie des Südens und zugleich von dessen Naturschönheiten angezogen, sowie von den Schilderungen arabischer Herrlichkeiten mächtig angeregt, eine Reise (1407) nach der Pyrenäischen Halbinsel. Der Verfasser schildert diese Reise zum Theil nach den niedergeschriebenen Erinnerungen von Oswald selbst. Entlehnen wir Folgendes aus der trefflichen Schilderung:

„Oswald wanderte an der Südseite von Spanien ins Königreich Granada, wo die Mauren noch herrschten mit wahrhaft orientalischer Pracht, obgleich im Sinken ihrer Macht und ihres Reichthums. Die Stadt lag auf zwei Hügeln am Auslaufe in eine weite Ebene, auf welcher der Darro in den Xenil braust, in einem so milden Klima daß die Mauren sagten das Paradies müsse in jenem Theile des Himmels liegen der sich über Granada wölbe. Hinter der Stadt stiegen sanfte Mittelgebirge terrassenhaft empor und verloren sich in ewige Schneeberge mit Kühlstoff für die heißen Sommer. Auf einem Hügel mitten in der Stadt erhob sich die Alhambra, ein Prachtbau, von Muhamed einem kunstliebenden und gelehrten Fürsten, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut, ihm gegenüber das sogenannte Haus der Liebe, ein Garten mit riesigen Cypressen, Myrten und Wasserkünsten aller Art und einem königlichen Frühlingspalaste in der Bauart der Alhambra. Jedes Haus hatte Limoniengärten und Springbrunnen, die Stadtmauer unzählige Schanzthürme, die nahen Hügel waren mit Orangenwaldungen und Eichen bedeckt. Besonders zeichneten sich Granadas arabische Frauen durch ihre Schönheit aus. Ein arabischer Schriftsteller vom Jahre 1378, also Oswald's Zeitgenosse, sagt: «Alle Frauen sind schön, aber ihre Anmuth übertrifft selbst die Schönheit weit. Schwarze Locken wallen über ihre Hüften herunter, glänzendweiße Zähne, stets ein gefälliges Lächeln um den Rosenmund, sammetweiche Haut und ein allgewinnendes Ebenmaß in allen Gliedmaßen zum schönen Ganzen empfiehlt sie sehr. Ihre Bewegungen besonders im Tanze sind voll Weichheit und Nachlässigkeit. Ihre Rede bewegt sich äu-

*) Sollte hier das Geschlecht der Thurn und Taxis zu suchen sein, dem man gewöhnlich einen italienischen Ursprung gibt?

herst lebendig, ihr Geist faßt scharf auf, ihr Witz trifft zwanglos und sicher. Mit Tanz, Jagd und Musik füllen sie ihre Zeit aus. Anmuthige Lieder und Romanzen begleiten sie überall.» Hier regierte seit dem Jahre 1408 der König Junsef, von Oswald der rothe König genannt, weil er wahrscheinlich aus dem Kabylenblute der afrikanischen Küste stammte. Oswald fand beim rothen Könige die günstigste Aufnahme. Große Ehren und kostbare Geschenke belohnten seine Gesangkunst. Die arabischen Frauen fielen dem tirolischen Sänger begeistert zu. Und in der That konnte man sich keinen interessantern Contrast denken als Oswald's kindliche Volksweisen von kraftvoller Männerstimme vorgetragen und die arabischen Romanzen voll schmelzender Zärtlichkeit im Liede maurischer Frauen. Fast kein Abend verging wo nicht solcherlei Wettgesänge stattfanden. Er verweilte hier geraume Zeit mit scharfem Auge für maurische Zustände, und lebte sich die fremdartigen Sitten täuschend an. Noch in späterer Zeit spielte er einen arabischen Häuptling mit überraschender Aehnlichkeit zur Unterhaltung seiner deutschen Zuhörer und ahmte ihre Romanzenweisen treffend nach."

In das Zeitalter Oswald's fällt das Auftreten der Aristoteliker und Platoniker in Italien und der Kampf des Christenthums gegen Beide. Der empfängliche und aufmerksame Geist des Wolkensteiners war ebenfalls von dieser neuen Erscheinung berührt. Es ist interessant unsern Verfasser über diese Erscheinung zu vernehmen:

„Die Philosophie des Aristoteles war durch die fleißigen Araber in Spanien wieder aufgeweckt worden. Geistreiche Männer trugen sie in den Katholicismus hinein und wollten durch dieselbe die Dogmen und Lehren der Kirche vernunftgemäß begründen. Die größte Fülle von Scharfsinn und Spitzfindigkeit ward aufgeboten diese Aussöhnung der griechischen Philosophie mit der katholischen Religion zu bewerkstelligen. Ob mit Glück oder Unglück, können wir füglich unentschieden lassen. Kein gebildeter Geist durfte dieser Ringschule des menschlichen Denkens fremd bleiben. Oswald suchte darin Befriedigung für die wichtigsten Interessen des Menschen. Beim gänzlichen Abhandenkommen der historischen Auffassung des Christenthums versuchte er es philosophisch und ging von den trockenen Denkformen des Aristoteles auf die lachendern Gefilde des Dominicaners Thomas von Aquino über, leider ohne die innere Wärme, die diesem großen Geiste über die Dornen der Scholastik siegreich hinausgeholfen hatte. Er verfiel dem grübelnden Logikaspiel, das damals in allen theologischen Büchern herrschte, und triftiger als alles Andere der populairen auf die Kindlichkeit der Religionsauffassung zurückgehenden Reformation zu Nutzen gearbeitet hat. Er bekam wol neue Stacheln ins Herz, aber keine Ruhe. Glücklicher schien sich ein anderer Weg zum Heile aufzuthun, wir meinen die in Italien auflebende Traumliebe für Platon, welche gerade in jene Zeit fiel. Sie ergriff alle Berauschten, alle Schiffbrüchigen, und brachte sie auf den weichen Flaum der Phantasiewelt. Wie Aristoteles mußte sich auch Platon zur Stütze im Heiligthume brauchen lassen. Die Phantasten dieser Geistesrichtung erblickten in Platon's Lehren die Grundsätze des Christenthums und erwiesen dem heidnischen Lehrer beinahe göttliche Ehre. Man machte keinen scharfen Unterschied zwischen der ältern Platonischen Schule und der jüngern alexandrinischen. Aus beiden floß ein Gemisch von Lehrsätzen, die man als Grundlage religiöser Ueberzeugung anpries. Alles klang so zahm, im Leben ward kein besonders spitzer Stachel davon verspürt. Anmuth, Schönheit, Gerechtigkeit schwammen so lauter im Strome der Beredtsamkeit daher daß man gar nicht daran dachte das Abstracte im Leben concret zu machen. Boccaccio, Petrarca, Ariosto, Tasso bekannten sich dazu und fühlten sich wohl auf dem weichen Pfühle. Christliche Weltansicht und heidnischer Aberglaube, die Götter der Legende und des Olympus, griechische Heroen und Heilige flossen in den Werken der Dichtung und der Kunst bunt und unklar durcheinander. Ein träumerischer Dichter- und Gelehrtenglaube hatte sich ausgebildet. Charon stand im Vordergrunde des Jüngsten Gerichts des Michel Angelo Buonaroti, unter dem Erlöser der Welt in kunstreicher Vertraulichkeit. Oswald wurde zu einem Doppelwesen eigenthümlicher Art. Auf der einen Seite konnte er seine gerade, derbe Tirolernatur nicht von sich abthun, auf der andern war er in seine trostlose kaltphilosophische Selbstgenügsamkeit eingelebt, die mit der erstern im grellsten Widerspruche stand. Daher Unfriede in seinem Innern ohne Rast."

Zum Schlusse machen wir Literaturhistoriker noch aufmerksam auf das elfte Buch des vorliegenden Werks: es enthält allgemeine Mittheilungen über Oswald's Gedichte und dessen Handschriften, über seine Marien-, Minne- und Volkslieder. Seit Hormayr's Tode hat Beda Weber wol keinen Rivalen der sich mit ihm an specieller Kenntniß der Geschichte Tirols und seiner urkundlichen Schätze zu messen im Stande wäre.

44.

Lessing als Held eines Romans.

Lessing. Roman von H. Klencke. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 8 Thlr.

Danzel's Schrift über Lessing hat schon viele Früchte getragen; Das war von dem trefflichen Werke vorauszusagen. Nur einen Fehler hatte man ihr vorzuwerfen: die Darstellung ist nicht für das größere Publicum berechnet; der Schweiß der Arbeit sieht überall zu viel hindurch. Und doch durfte sie nicht dem großen Publicum vorenthalten werden, und siehe da, sie wurde mundgerecht gemacht in einem Roman. Lessing als Hauptheld eines Romans! Das hätte sich der nüchterne Kritiker in seinem Leben wol nicht träumen lassen. Aber wer kann seinem Geschicke entgehen? Genug, wir haben hier in extenso und mit einigen Zusätzen von Liebesgeschichten, die aber doch ernst gehalten sind, das Danzel'sche Werk bearbeitet vor uns, und wer die reine Thatsache mit zierlicher Verbrämung allein will, und die ausgedehnten historischen und philosophischen Ausläufe Danzel's nur in ihren Resultaten genießen mag, nehme immerhin dies Buch zur Hand. Nur langsam, sehr langsam kommen wir freilich damit von der Stelle. Daran aber ist Danzel schuld gewesen; denn er hat ja eine so unendliche Menge von Stoff in das eine Buch zusammengedrängt daß, wenn nichts Wesentliches, und Alles ist fast wesentlich, übergangen werden sollte, mehre Romanbände sich daraus entwickeln mußten. Daher ist denn das Danzel'sche Buch, das bis zum breslauer Aufenthalte geht, hier zu vier Bänden ausgedehnt. Zum Glück für das Publicum dieses Romans ist Danzel über seinem Buche weggestorben; Karl Lessing's Biographie, die vollständigste die wir für die spätere Zeit bisjetzt noch haben, und der Briefwechsel bieten nicht soviel Stoff mehr dar, und die wichtigste Periode des Lebens Lessing's, von der breslauer Zeit bis zu seinem Tode, hat daher hier, man bedenke das enorme Misverhältniß, in dem einen letzten Bande Platz gefunden. Und obendrein würde dies Misverhältniß noch greller hervorgetreten sein, hätte nicht der Verfasser durch allerlei Hülfsmittel der stofflichen Armuth abzuhelfen gesucht. Daher muß auch hier noch der längst von uns für abgenutzt gehaltene Danzel als Deus ex machina kommen, wie die schönen Untersuchungen Danzel's über Diderot's Verhältniß zu Lessing denn nachträglich hier dialogisch eingeflochten werden. Und wenn Danzel nicht mehr helfen kann, so werden die Handbücher der Literaturgeschichte zu Hülfe gerufen; mögen sie wollen oder nicht, Mendelssohn und Lavater, Nicolai mit seinem „Sebaldus Nothanker", Hamann, Herder, Gleim mit seinem Freundschaftstempel, die braunschweigischen Dichter, Goethe, Jung-Stilling, sie werden Alle herangezogen und müssen ihre persönlichen Verhältnisse, wo sie geboren sind, welches Amt sie bekleiden, was sie geschrieben haben, was Gervinus oder Vilmar von ihnen im 19. Jahrhundert urtheilen werden, erzählen oder

von sich erzählen lassen. Es ist als habe man ein literargeschichtliches Compendium vor sich, in dialogische Form gegossen.

Aber für wen soll ein solches Buch nun eigentlich berechnet sein? Welch ein wunderlicher Gedanke Lessing zum Helden eines Romans zu machen. Das Leihbibliothekenpublicum interessirt das Leben Lessing's nicht, und wer den dichterischen und philosophischen Gehalt seiner Werke tiefer zu würdigen wünscht, wird es doch vorziehen Danzel auf seinen schönen Untersuchungen zu begleiten als in dieser verwässerten Gestalt sich die Resultate vorlegen zu lassen. Dazu kommt daß die Form keineswegs mustergültig ist; der Dialog ist oft schwerfällig, willkürlich dieser und jener Stoff herangezogen, der Stil nicht ohne Verstöße gegen die Grammatik, die Perioden sind mitunter halsbrechend, die stereotypen Uebergänge von einem Abschnitte zum andern (z. B.: „Das Jahr war verflossen, der Februar des Jahres 1761 hatte längst (!) begonnen. Ein eisiger Nordwest u. s. w.... Es ist November 1755, die Dämmerung ließ sich bereits über Leipzig herab u. s. w.... Es ist im August 1756, in Leipzig herrschte eine allgemeine Bestürzung u. s. w.") sind nicht gefällig, und vom Studium der Sprache des Helden des Romans zeigt sich keine Frucht. Referent kann daher nicht rathen statt des Danzel'schen Buchs sich mit diesem Romane zu begnügen. Dagegen wird, wie er aus seiner eigenen Erfahrung nach der wiederholten Lecture der Schrift von Danzel versichern kann, die Lesung des Romans unmittelbar nach Danzel's Biographie, wenn man diese noch genau im Gedächtniß hat, von sehr wohlthätigem Einflusse auf den Geist sein: dann wirkt er ebenso gut wie der beste komische Roman. Wirklich komisch ist es wie das ganze Danzel'sche Buch, selbst alle Reflexionen Danzel's, auf die unbefangenste Weise hier dialogisirt sind, wie, um auf den später erschienenen vierten Band Rücksicht zu nehmen, man möchte sagen mit Gewalt was Danzel von Lessing's Studien des Goldoni, von der Einrichtung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", von seiner zweideutigen Stellung zwischen Preußen und Sachsen darlegt, Alles, Alles hier fast mit denselben Worten, nur meist in Gesprächsform wiederkehrt. Sogar noch ungewisse Resultate Danzel's, wie daß Gleim's „Kriegslieder" Lessing zu den altdeutschen Studien geführt, kann sich der Verfasser nicht entgehen lassen, sie sind ihm schon so unumstößlich daß er sie durch Lessing selbst als Thatsachen vortragen läßt. Lessing's Briefwechsel ferner mit Mendelssohn über den Zweck der Tragödie, Danzel's Bemerkungen über Gottsched's Bemühungen um die alte Literatur, über Lessing's Kritik des Dusch, sind dialogisirt; Seite auf Seite wird uns Danzel ins Gedächtniß zurückgerufen. So muß seine Erklärung von dem Grunde der oberflächlichen Kritik der Gleim'schen Fabeln durch Lessing hier uns durch Lessing selbst wiederholt werden, selbst die einzelnen eigenthümlichen Danzel'schen Bezeichnungen, wie daß Lessing die Nicolai'sche „Bibliothek" aus dem Zustande der „Zahmheit" herausführte, kommen uns hier wieder in Lessing's Munde entgegen. Besonders komisch ist weiterhin die philosophische Auseinandersetzung Nicolai's daß und warum Lessing über ihn und Mendelssohn hinauswachse, womit wieder Danzel zu vergleichen ist; komisch ferner die Bemerkung Ramler's gegen Sulzer: „Aber mögen Lessing's Fabeln auch als Gedichte verfehlt sein, was ich unerörtert lassen will, er hat doch für seinen Prosastil Nutzen aus der Beschäftigung damit gezogen, seine Schreibart hat etwas Epigrammatisches dadurch bekommen, was ich seine Eigenthümlichkeit nennen möchte", — eine Bemerkung Danzel's die natürlich erst aus der Betrachtung der spätern Werke Lessing's abstrahirt ist, während zu jener Zeit, wo Ramler redend gedacht wird, Lessing noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte einen Einfluß seiner Fabeldichtungen auf seinen Prosastil kundzuthun. Aehnlich komisch klingt Danzel wieder durch in der Unterredung die Lessing mit dem Propst Süßmilch hat, indem er die wesentliche Differenz seiner Richtung von Dusch so auseinandersetzt: „Die «Literaturbriefe» haben eine Grundanschauung die der Zukunft (!) angehört, und Alles was nicht in das neue Zeitalter hineingehört muß untergepflügt werden. Productive Kritik thut uns noth!"

Komischen Eindruck macht es ferner wie bisweilen bekannte Anekdoten aus Lessing's Leben eingeflochten sind, so das Epigramm auf einen Gehenkten, oder die bekannte Rüge über den unrichtigen Gebrauch des Wortes Sir in Sir Sampson, oder geschichtliche Anticipationen vorkommen, wie im dritten Bande bei der Schilderung des Aufenthalts zu Wittenberg ein Gespräch über den Cardanus Lessing zu der Erklärung veranlassen muß: daß er in spätern Jahren einmal ein Drama schreiben wolle, worin er darstellen werde daß alle Religionen nur Formen des Einen religiösen Lebens sind, worauf dann noch die „Erziehung des Menschengeschlechts" im Kern dialogisch uns mitgetheilt wird. Einen gleich erheiternden Eindruck machen manche Reminiscenzen die der Verfasser nicht zurückhalten konnte, wie (I, 42): „Wer Das nicht fühlt, Der ist ein Lump statt bescheiden", und ebendaselbst sagt Brückner wie ein Literarhistoriker von 1850: „Ohne Sklaverei keine Freiheitshelden, ohne Gottsched keinen Lessing", was denn Lessing wie ein liberaler Philosoph der Gegenwart zu erläutern nicht unterläßt: „In schönen, freien und intellectuellen (!) Zeitperioden stehen keine Träger einer neuen Zeit (!) auf, diese hat die Vorsehung für die Zeiten des sittlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen oder politischen (!) Verfalls aufgespart, sowie der Körper die gewaltigsten Reactionsbestrebungen macht wenn er krank ist." Und noch schöner (S. 51): „Ich will durch Production und Kritik arbeiten an der Würde unserer Muttersprache. Ernesti und Christ sind die Elemente die ich durch mein eigenes geistiges Leben zusammenschmelzen will, woraus ein Neues, Drittes hervorwachsen soll."

Da sage nun noch Jemand daß sich der Mensch nicht ganz objectiv werden könne. Konnte sich Lessing besser analysiren? Bei solchen weit über seine Zeit hinausgehenden Betrachtungen darf es uns daher nicht wundern, wenn schon 1747 Lessing (vergl. I, 40) mit der „Aesthetik" um sich wirft, und den philologischen Quisquilienkram zwar dem Pastor Lange gegenüber geltendmacht, aber seinen Freunden gegenüber seine Verachtung desselben dadurch thatsächlich andentaglegt daß er von einer Posse von Petroni (I, 26) und von einem Buche mit der Inschrift: „S. G. Langii: Quinti Horatii Flacci odarum et de arte poetica", redet. Hier und da Etwas unmotivirt zu lassen gehört auch zu des Verfassers schwachen Seiten, wie man im vierten Band nicht weiß wie Lessing bei seinem Aufenthalte in Dresden plötzlich seine Aeltern finde, ferner wie von Lessing's Reise mit Winkler in dem Kreise der leipziger Freunde, aus deren Unterredung wir allein davon Etwas erfahren, Das miterzählt wird was gleichzeitig Lessing nach Berlin an Nicolai schreibt. Wenn nun auch immerhin die vier ersten Bände als neue, aber nicht verbesserte Auflage Danzel's eine Einsicht gewähren in Lessing's literarische Wirksamkeit, so läßt sich Das von dem fünften Bande nicht sagen; was da von „Emilie Galotti", der „Dramaturgie", „Laokoon" gesagt ist, ist ohne Werth, und die Körte'sche Entdeckung daß Thaer bei der „Erziehung des Menschengeschlechts" mitthätig gewesen sei, findet noch Glauben. Diejenigen daher die etwas mehr von Lessing wissen wollen als die ältern Biographien bieten, und die Mühe scheuen sich selbst den Stoff zusammenzusuchen, mögen lieber die angekündigte Fortsetzung der Danzel'schen Schrift abwarten. 20.

Lenau und seine Freunde.

Ein literarisches Todtenopfer.

Ehe ein gefeierter Name verklingt, erhebt sich wie das verklärende Abendroth nach dem Untergang der Sonne noch ein Nachhall wehmüthiger Stimmen, die ihn immer wieder nennen, wie ein Echo das von Fels zu Fels schallt bis es leise klagend verstummt. So wird Lenau's Name jetzt von allen Seiten wie-

derhallt, Jeder sucht aus seiner Erinnerung ein Bild hervor das diese Ueberschrift trägt, Jeder möchte einen Stein zu dem literarischen Denkmal des Dichters beitragen, dessen Haupt der Sängerkranz und zugleich der Nimbus hochtragischen Unglücks umzieht. In seiner zweiten Heimat, dem freundlichen Schwaben, seine Spur zu verfolgen, die Plätze zu besuchen wo er so gern weilte, die Menschen kennenzulernen die ihm in Liebe zugethan waren, war mir schon vor Jahren eine wehmüthige Freude gewesen, deren Erinnerung ich mir jetzt lebhaft zurückrufe. Eine herbstliche Reise aus der Schweiz heimwärts zum nördlichen Deutschland führte mich über Stuttgart. Fremd und schutzlos wie ich war, besaß ich Nichts als einen Empfehlungsbrief an Gustav Schwab von meinem Gastfreunde und Gönner am Bodensee mir ausgestellt. Zagend machte ich mich auf den Weg um ihn zu realisiren; der Spätherbst hatte seine dunkelsten Wolkenschleier ausgespannt, auf allen Straßen hatte der Regen Seen gebildet, Stuttgart war verödet, Jedermann blieb vorsichtig daheim. Ich fand kaum ein menschliches Wesen um mir zum Wegweiser zu dienen und fühlte mich tief verlassen. Wer hat nicht schon einmal auf Reisen die bittere Empfindung des Fremdseins kennengelernt, die Kehrseite dieses vielgerühmten und beneideten Vergnügens? Frau von Staël sagt sehr wahr: „Voyager, c'est le plus triste plaisir!" Meine Zaghaftigkeit zu vermehren, kam mir noch der Gedanke daß es für eine Frau in noch jugendlichem Alter auffallend und abenteuerlich erscheinen werde allein auf so weiter Reise begriffen zu sein. Damals gab es noch keine Eisenbahnen, die dem Einzelnen alle Foderungen des Anstandes und der Bequemlichkeit gewähren wie jetzt, wo sogar junge Mädchen allein reisen können. Daß ich übrigens durchaus nicht gegen das Herkommen gehandelt, sondern in bester Gesellschaft meine Reise angetreten und nur durch unerwartete Zufälligkeiten davon getrennt worden war, konnte mir leider Niemand gleich ansehen und es bedurfte einer längern rechtfertigenden Erzählung dazu. Deshalb stieg meine Verlegenheit und Besorgniß über meinen Empfang emehr ich mich Schwab's Hause näherte. Die Laren desselben waren unglücklicherweise mit der großen Wäsche beschäftigt; als ich die Hausthür öffnete, sah ich auf dem Flur die Entfaltung einer Thätigkeit die wie keine andere das ganze Hauswesen zu absorbiren pflegt. In saubern großen Körben glänzte der Reichthum des weißen Leinens, die Plätteisen klirrten und die weiblichen Familienglieder eilten geschäftig hin und her. „Wie lästig muß mein Besuch sein", dachte ich und stammelte schüchtern eine Frage nach dem „Herrn Oberstudienrath". Aber kaum hatte ich den Namen des verehrten Familienhauptes genannt, so wurde ich ein Gegenstand freundlicher Aufmerksamkeit und lernte die mir so trostreiche schwäbische Herzlichkeit kennen. Man führte mich in das Wohnzimmer, nach wenigen Minuten kam Schwab aus seiner Studirstube; die kurze Empfehlung seines Schweizerfreundes hatte vollkommen genügt um mich zum willkommensten Gast seines Hauses zu machen. Es wurde ein Familienrath gehalten, durch welche Einladung aus dem Bekanntenkreise mir ein Vergnügen gemacht werden könnte; Paul Pfizer und die Dichterin Emma Niendorf waren die Auserwählten, da ich um möglichste Beschränkung gebeten. Ersterer erschien nicht, Letztere aber, mit ihrem wahren Namen Frau von Suckow geheißen, machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ihre Erscheinung war lebendige Poesie. Ihre innigen kleinen Lieder sind dagegen nur wie abgerissene Blüten, sie geben eine unvollkommene Idee von der Frühlingsfrische aus der sie emporgeschossen. Ihre Portraitskizzen von Justinus Kerner und seinen Freunden sind anmuthige Beiträge zur Literargeschichte unserer Zeit. Die Aeolsharfe in Weinsberg ist recht eigentlich die Muse der Frau von Suckow gewesen. Es ist aber auch ein poetisches Fleckchen Erde, wo Justinus Kerner Geister band. Die romantische Burg Weibertreu schaut von grüner Höhe herab und ist sein nächster Umgang, täglich steigt er hinauf zu ihr und lauscht der Aeolsharfe, die er ihrem Gemäuer eingefügt hat, indem er den fremden Zugvögeln, die ihre Sommerwallfahrten zu ihm richten, die herrliche Landschaft zeigt. Unten in seinem blühenden Garten hat er ein lebensgroßes Christusbild mit einem Trostspruch für die Mühseligen und Beladenen errichtet; nicht weit davon steht in Epheu halbversunken der alte Thurm, wo er für seine liebsten Gäste eine gar poetische Herberge, geschmückt mit mittelalterlichen Erinnerungen, bereitet hat. Lenau schrieb beim Dämmerschein dieser gemalten Fenster einst seinen „Faust" und weilte oft wochenlang dort. Es existirt fast kein neuerer Dichter den nicht schon dies gastfreundliche Dach geherbergt hätte. Möchte Justinus Kerner, der echteste Repräsentant der deutschen Gemüthspoesie, uns noch lange erhalten bleiben! An jenem traulichen Abende bei Gustav Schwab, seinem Freunde und wahlverwandten Seelenbruder, hätte ich freilich nicht geahnt daß der viel jüngere rüstige Mann ihm vorausgehen sollte. Er sprach mir mit soviel Innigkeit von seinen Freunden, namentlich von Lenau, dessen literarische Laufbahn eigentlich durch ihn eröffnet wurde, denn er war der Herausgeber seiner ersten Gedichtsammlung. Die düstere Weltanschauung die aus Lenau's „Albigensern" hervorging, bekümmerte den klaren friedlichen Schwab sehr. Seine schmerzliche Stimmung verschwand erst wieder als sich seine ganze Familie um uns versammelte; der älteste Sohn, Christoph, las uns aus seiner Biographie Hölderlin's vor und Schwab schrieb für mich einige Verse aus dem Stegreif auf. Ich suchte mir den Ausdruck seines Gesichts, Seelenfrieden und Wohlwollen, einzuprägen als ich schied; er sah damals wohl und glücklich aus, er war stark und hellblond, eine gemüthliche deutsche Physiognomie mit unregelmäßigen Zügen.

Frau von Suckow erbot sich mich in das Reinbeck'sche Haus einzuführen, welches für Lenau's geistige Heimat galt. Die Hofräthin Reinbeck ist die bekannte schwesterliche Freundin des gefeierten Dichters. Es wissen vielleicht nur Wenige seiner Freunde daß er im Augenblick ihres Todes, der nach einer langen und schmerzhaften Krankheit erfolgte, wunderbarerweise auf einen Moment aus seiner Lethargie erwachte; als sei er von ihrer scheidenden Seele berührt, rief er aus: „Ja, Emilie, ich muß zu dir!" Berthold Auerbach sagt in seinem Nachruf Lenau's, wie wünschenswerth es sein würde über das innere Verhältniß dieser liebenswürdigen Frau zu dem Dichter etwas Näheres zu erfahren. Als ich sie kennenlernte im Jahre 1843, war sie noch nicht ganz Matrone, strebte aber sichtlich dahin es zu scheinen, so nonnenhaft dunkel war ihre Kleidung, so selbstverleugnend und resignirt ihr Wesen. Wenn sie von Lenau sprach überstrahlte sanfte Freude ihr blasses mildes Antlitz, und ihr Herz schlug Jedem entgegen der ihre Empfindung zu verstehen und zu würdigen schien. Ihr Gatte theilte diese Vorliebe vollkommen; Hofrath Reinbeck, selbst Schriftsteller und ein feiner Kopf, war ein kränklicher hochbetagter Mann, der von den Seinigen mit ängstlicher Sorgfalt gepflegt ward. Seine Frau war viel jünger als er, sie stand ihm wie eine liebende Tochter zur Seite und Lenau wie ein Sohn neben Beiden. In dem wohnlichen eleganten Hause war sein Zimmer stets zu seinem Empfange bereit, und wenn er kam, lebte er monatelang in der Familie, die außer dem kinderlosen Ehepaare noch aus einer alten Mutter und einer ältlichen Schwester der Frau bestand, Beides liebenswerthe warmherzige Naturen wie diese selbst. Lenau's leibliche Pflege in diesem gastfreien Hause wurde nur durch die geistige übertroffen, die ihm zutheilwurde durch die verständnißreiche Zuneigung seiner Freundin. Wie eine echte Schwesterseele seiner Muse reproducirte sie seine Dichtungen durch treffliche Oelgemälde von ihrer Hand. Eine ganze Galerie davon schmückte ein Zimmer, welches nur Lenau's Verehrern als ein Heiligthum gezeigt wurde. In künstlerischer Hinsicht war ich überrascht von dem Werthe dieser Sammlung, mehr aber noch gerührt von dem seelenvollen Durchdringen des poetischen Stoffs; die Bilder schmiegten sich wie Musik den Worten des Dichters an. Lenau's Gedichte sind selten componirt, sie sind zu volltönig an sich, zu reich an Leidenschaft und Denken; eine malerische Composition paßt mehr zu ihnen als eine

Befolgung dieser Lehren, davon sind wir innig überzeugt, wird keinen begabten Geist unmäßig beschränken oder in der Energie des Schöpfungsacts irgendwie behemmen, wol aber ihn vor zahllosen, sonst unvermeidlichen Abwegen bewahren. Somit wird ihre regelnde Wirkung als wahres und ewiges Kunstgesetz — für alle Zeiten unverkennbar sein.

Der Verfasser wendet sich hiernach zu dem historischen Entwickelungsgange des Dramas. Seltsamerweise und mit einer wunderlichen Umkehr der Zeiten behandelt er im zweiten Abschnitt den Ursprung der modernen Bühne aus den christlichen Mysterien, während er im dritten Abschnitt die Tragödie der alten Welt, die Griechen, die Römer in der Komödie behandelt. Wir treffen auch hier, namentlich in der Geschichte der Mysterienspiele und des deutschen Volksdramas, nur auf Notizen, welche das Werk von E. Devrient richtiger, umständlicher und pragmatischer dargestellt hat; dagegen sind die Anfänge der italienischen, altenglischen und französischen Bühne als Uebersichten dankbar anzunehmen. Für die antike Komödie, die antike Schicksalsidee, den ideellen Gegensatz des Tragischen und Komischen, die alten Theatereinrichtungen, die Charakteristik der drei großen griechischen Tragiker u. dgl. m. enthält der dritte Abschnitt sehr lesenswerthe Partien. Mit der Gegenüberstellung der Begriffe des Tragischen und des Komischen sind wir dagegen weniger einverstanden: namentlich will uns die Ausdeutung des Komischen, als diejenige Verwickelung und Beschränkung in welcher das Wesentliche des Daseins gegen eine blos scheinbare Verneinung, die auch eine Bejahung sein kann, sich behauptet, trotz alles Nachdenkens durchaus keinen faßlichen Gedanken darstellen. Hingegen ist es richtig daß komische Charakterwunderlichkeiten an sich ebenso wenig ein wahres Lustspiel bilden können wie Charaktere eine Tragödie, und daß das allgemeine Lebensgange, das Jeden betreffende Menschliche den komischen Wirkungen ebenso zum Grunde liegen müsse wie Dies in der Tragödie der Fall ist. Zum Schluß des Abschnitts werden Plautus und Terentius gut charakterisirt.

Im zweiten Bande wendet sich der Verfasser dem Specielhistorischen der modernen Bühnen zu. Wir haben bereits früher die theoretischen Bestandtheile dieser Schrift als diejenigen bezeichnet welche den Hauptwerth derselben bedingen, und können daher über diesen der Specialgeschichte gewidmeten Band leichter hinweggehen, umsomehr als wir auch hier neuen Auffassungen oder Nachrichten nur sehr selten begegnen, so gut und löblich auch die systematische Ordnung des bekannten Materials erscheint. Das italienische Theater, die gelehrte Komödie (Commedia erudita) gegenüber dem Volkslustspiel (Commedia dell' arte), das Schäferdrama und die tragische „Hofwirthschaft", wie der Verfasser die Oper nennt, hierauf das englische Theater der Shakspeare-Zeit, letztere in dankenswerther Ausführlichkeit, bilden den Inhalt der beiden folgenden Abschnitte. Hervorragend ist hierbei was über den Genius des Shakspeare'schen Dramas gesagt wird, der, wie es heißt, in gottähnlich gestaltender Poesie der That, die wahre Einheit des Schaffens und Denkens darstellt. Der Verfasser sagt:

> In seinem Reich ist zugleich der hohe Friede der göttlichen Schöpfung angesagt, die gemessene Ordnung aller Dinge und Gestaltungen ist im ewigen Sinne und nach dem unendlichen Maß himmlischer Gerechtigkeit aufgerichtet und mit der leichtfeinwollenden Hand des Weltenmeisters befestigt.

Dies Zeugniß der Shakspeare'schen Meisterschaft ist eigentlich gar nicht zu überbieten; wenigstens verzweifeln wir einen prägnantern Ausdruck dafür zu finden um die Gottähnlichkeit des Genius dieses Unerreichbaren zu bezeichnen. Indessen wollen wir doch nicht vergessen wieviel hiervon auf Rechnung der Zeit und der Umstände kommt, und uns bescheiden daß auch Shakspeare's Geist ein Organismus war, an dem die Bedingungen des irdischen Daseins ihr Theil haben. Die Ausdrucksweise des Verfassers stört durch Ueberladung, besonders gegenüber der zwar warmen, doch viel gemessenern Würdigung der Verdienste Calderon's und Lope de Vega's. Kalten, kritischen Verstand zeigt uns hingegen die Beurtheilung des französischen „Siebengestirns" unter Jodelle's Principat, Corneille, Racine und Voltaire, deren Bewunderung das französische Drama rettungslos verderben mußte, ohne daß selbst Molière's praktischer Geist es auf den wahren Boden der Natur und ihrer poetischen Gestaltung zurückzuführen im Stande war. Die Widersprüche und Gegensätze der neuromantischen Schule (Victor Hugo) und die massenhafte Production Scribe's finden an dem Verfasser einen strengen, aber gerechten Richter. Endlich kommt die Möglichkeit eines deutschen Nationaltheaters, Opitz und Gryphius, die correcte Schule und die Fortbildung des deutschen Dramas seit Lessing zur Sprache, und wie diese sich schließlich, nachdem das echtdeutsche Element in Iffland und Kotzebue abgethan war, in die nun herrschende Theaterindustrie verlor, bei der es sich nur noch um mehr oder minder gute Geschäfte und um Ausfüllung eines angenehmen Gesellschaftsabends handelt. Einen so herben und mistönenden Schluß können wir, die wir mit Theilnahme den „rettenden Thaten" oder doch den Versuchen dieser Art im Drama folgen, nicht billigen, und müssen daher dem allzu scharfen Kritiker selbst seine Rechtfertigung überlassen. Der „Vernichtungsgeist" ist nirgend gut, am wenigsten in der Kunstsphäre. Führen, leiten, anbahnen, nicht vernichten soll nach unserer Ansicht die gesunde Kunstkennerschaft!

In Nr. 3 ist die Specialgeschichte der Oper in Deutschland mit großer Ausführlichkeit und vollständig befriedigend zur Darstellung gebracht; ebenso sind die leitenden Grundsätze bei der musikalischen Dichtung gut erörtert und tadellos festgestellt. Die Musik soll eine andere Sprache sein: Seelenzustände wahr wiedergeben, erregen, interpretiren, selbständig erwecken. Wahrheit ist ihr erstes Gesetz, die Wahrheit Mozart's, Haydn's, Beethoven's. Zu dieser Wahrheit ist, nach allen Verirrungen, zurückzukehren. Die Geschichte der deutschen Oper beginnt

mit Händel (geb. zu Halle 1685), Hasse (1699), Gluck (1760). Das System dieser Meister, der rhythmisch-declamatorische Musikstil, herrschte bis 1780; der Verfasser führt sämmtliche Opern dieses Stils auf. Die Epoche bis 1790 beherrschen Mozart und Grétry, Dalayrac und Paisiello; das Gleichgewicht zwischen Melodie und Harmonie war ihr Grundprincip. Von 1810—20 war Rossini (überwiegende Herrschaft der Melodie) im Besitz der Oper; ihm folgten Weber, Spohr und Auber. Die spätere Zersplitterung ist bekannt; aus allen Epochen sind die vollständigen Repertorien beigefügt.*) Jetzt mangelt der deutschen Oper Centralisation, Schule und Gesetz, zu deren Wiederherstellung der Verfasser mannichfache praktische Vorschläge macht. Er sagt:

Nur Der welcher den Melodienquell der Haydn, Mozart und Weigl wieder öffnet, und ihn mit den großen Hülfsmitteln der neuern Technik geschmackvoll umgibt, kann die deutsche Nationaloper wiedererwecken.

Ueber die Nothwendigkeit einer Opernschule stimmen wir mit dem Verfasser überein; seine übrigen Anträge aber gewinnen uns keine besondere Theilnahme ab.

Hiermit schließen wir, nicht ohne uns selbst lebhaft an das Goethe'sche Wort zu erinnern: daß alle Theorie grau sei, die Kunst aber ein ewig grünes Blatt am Baum des menschlichen Daseins. 17.

Aus Spaniens Bürgerkrieg 1833—40. — A. u. d. T.: Wanderungen eines alten Soldaten von Wilhelm Baron von Rahden. Dritter Theil. Mit zwei Karten. Berlin, Decker. 1851. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Mit wahrer Theilnahme wird das gebildete Publicum die Erscheinung dieses Werks begrüßen.

Die Geschichte des spanischen Bürgerkriegs, welcher hinsichtlich der während seiner Dauer verübten Gräuelthaten und der vielen Wunden die er der Pyrenäischen Halbinsel geschlagen hat, und die noch heute nicht vernarbt sind, kaum mit einem andern Kampfe der Neuzeit verglichen werden kann, ist trotzdem daß viele und geschickte Bearbeiter des Stoffs sich bemeistert haben, schon wegen der divergirenden Interessen denen die Berichterstatter huldigten noch nicht genug aufgeklärt. Zur Begründung eines sichern Urtheils ist aber bei Verschiedenheit der Nachrichten durchaus erfoderlich Rücksicht zu nehmen auf die Beziehung des Berichterstatters zu der Partei für die er schreibt. Am wenigsten ist natürlich den Berichten der Spanier Glauben beizumessen, welche des ganz entgegengesetzten Standpunkts wegen von welchem aus sie die Sache betrachten durchaus befangen sind, wiewol hiervon eine rühmliche Ausnahme macht General J. A. Zaratiegui, früher Generalsecretair und Vertrauter Zumalacarregui's, in seiner „Vie de Zumalacarregui" (Paris 1845). Andere Schriften von Engländern und Franzosen, welche in Rahden's Werke (S. 100) angeführt werden, sind nur von untergeordnetem Werthe. In Deutschland hatte man sich bisher hauptsächlich begnügen müssen mit den „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838, 1839" (Frankfurt a. M. 1841). Der Verfasser, bekanntlich Fürst Felix Lichnowsky, ein vielfach begabter Mann, schildert uns in denselben anmuthig und geistreich seine Erlebnisse während des Feldzugs in jenen Jahren: doch ist seine Auffassung des Ganges der militairischen Angelegenheiten und der geschichtlichen Entwickelung des großen Dramas im Allgemeinen etwas oberflächlich und genügt Dem der den Gang der Ereignisse verfolgen will keineswegs. Größere Aufhellung vieler bisher dunkler Partien verdanken wir einem frühern Werke Rahden's, welches unter dem Titel „Cabrera, Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege" (Frankfurt a. M. 1840) erschien.

Indessen konnte diese Biographie ihrer Bestimmung nach nur diejenigen Ereignisse berühren in welche Cabrera unmittelbar eingegriffen hat. Noch hat uns eine vollständige Darstellung der gesammten Kriegsbegebenheiten, besonders aber der Motive, sowie der Intriguen die am Hofe der Christine nicht minder als an dem des Don Carlos spielten, gefehlt. Sie wird uns in dem vorliegenden Werke geboten. Wir glauben nicht zu viel zu sagen wenn wir behaupten daß Rahden vor Andern befähigt war die schwierige Aufgabe zu lösen, und daß ihm die Lösung derselben vollkommen gelungen ist. Rahden war an Ort und Stelle; er hat Jahre lang thätig mitgewirkt; er ist durch seine Stellung in viele Geheimnisse eingeweiht gewesen; er ist als treuer Berichterstatter schon aus seinen frühern Wanderungen dem Publicum hinlänglich bekannt; ja wir möchten behaupten daß er als der einzige noch lebende Augenzeuge unter den Nichtspaniern die, mit einer höhern Charge bekleidet, jene Feldzüge mitgemacht haben, den Beruf und die Verpflichtung hatte über jene Verhältnisse und Ereignisse so zu berichten daß der parteilose Geschichtsforscher sich ein gediegenes Urtheil bilden kann. Der Verfasser hat nach einer längern Einleitung, in welcher er uns von Ferdinand's VII. Vermählung mit der neapolitanischen Prinzessin Christine, von dessen Misgriffen in der Regierung, von seinen Schwächen gegen Gemahlin und Günstlinge, von seinen letztwilligen, mehre male abgeänderten Verfügungen gesprochen, umständlich gezeigt wie aus allem Diesem das Unheil des Bürgerkriegs in Spanien hervorgegangen ist. Hiermit ist auch sogleich der Standpunkt angegeben welchen der Verfasser einnimmt, sobald er, von dem Boden der Geschichte ablenkend, sein eigenes Urtheil abgibt.

Drei Persönlichkeiten sind es durch deren successives Auftreten der Gang der Begebenheiten bedingt wurde. Hiernach hat der Verfasser sein Werk in drei Hauptabschnitte zerlegt, welche sich gruppenweise um jene Hauptpersonen entfalten. Eine untergeordnete Stellung nimmt der Infant Sebastian ein, obgleich ihm zeitweilig der Oberbefehl über die karlistischen Truppen übertragen war. Der Kriegsschauplatz war bekanntlich zuerst in den biscayischen Provinzen, welche, dem angestammten Herrscher stets treu ergeben, das Panier erhoben für den legitimen König, zumal da die neue Regierung unbesonnen genug war die durch viele Jahrhunderte respectirten Vorrechte (fueros) jener Provinzen zu vernichten. Eine lebendige Schilderung dieser Provinzen, der Sitten und Bewohner des Landes beginnt mit Recht das Werk. Wir können uns nicht versagen als Beweis der anmuthigen Schilderung folgende Stelle hier wörtlich zu wiederholen (S. 9 und 10): „Kaum den achtzehnten Theil des Flächeninhalts von ganz Spanien einnehmend und nur etwa 650,000 Einwohner, ungefähr $1/_{15}$ des Ganzen, zählend, dürfen wir dennoch das engbegrenzte Königreich Navarra und die kleinen baskischen Provinzen das werthvollste Juwel in der spanischen Krone nennen. Gleiche Einfachheit der Sitten und Gebräuche, gleiche Verwaltung und Gerechtsame und gleicher ritterlicher Sinn eint die Bewohner."

„Das Blau des ewigen Aethers in reinster Pracht spannt sich hoch über den Sierren und Gebirgszügen welche nach allen Richtungen hinziehen. Auf den Graten und Rücken derselben streben nackte Granitmassen in den groteskesten Formen, gleichsam als Stützen des luftig azurnen unendlichen Domes, himmelan. Auf grünen Matten und Triften lagert sich oft neben den friedlich weidenden Heerden das erdwärts ziehende Gewölk; dunkele Kastanien-, Nuß- und Laubwälder erheben

*) In einem zweiten Artikel werden wir die sich auf die Reform des deutschen Theaters beziehenden neuern Schriften zusammenstellen und besprechen. D. Red.

sich stolz über die Thäler und bilden den Saum der reizendsten Senkungen, die von silbernen Strömen und zahllosen Gebirgsbächen bewässert werden. Diese Wässer eilen schnell den smaragdenen Meerestiefen zu, welche sich stets in hochaufbrausender wilder Brandung an den meist senkrechten Felswänden der cantabrischen Küste brechen und zerstäuben, oder sie münden im Süden, wie in Navarra, in dem Könige der Ströme auf der Pyrenäischen Halbinsel, dem gewaltigen Ebro."

„Wenden wir nun das Auge nach dem Stande der Cultur dieser lieblichsten der Landschaften: schwellende Mais- und Kornfelder, fruchtbare Wiesen und Gärten wechseln im wohlthuenden Farbenschmucke der Natur; hier das Hellgrün der heimischen Rebe, dort die rosige Blütenpracht veredelter Fruchtbäume. Weißblinkende Caserios (einzelne Brunnenhäuser) mit gelben Rohr- oder blaugrauen Schieferdächern lauschen unter gewölbtem Laube oder lehnen sich an schwindelnde Berglehnen. Und die niedlichsten und reinlichsten Villen und Städte mit ämsigfleißigen Bewohnern, und hier und da die palastähnlichen Schlösser der Reichen des Landes geben dem Ganzen den eigenthümlichsten Reiz. Straßen und Königswege (caminos reales) verbinden das Innere nach allen Richtungen wo Handel und Wandel floriren, und die Einwohner selbst gehören zu den schönsten Menschenracen die unsere Erde beleben."

Wenn nun der so kräftige Stamm der diese Provinzen bewohnt, um seine mühsam erworbenen und durch langjährige Gewohnheit liebgewordenen Vorrechte zu schützen, für Don Carlos sich erhob, so wurde er zu ganz besonderm Eifer entflammt durch die in Spanien so mächtige Geistlichkeit, deren Ansehen und Besitz, ja deren Existenz durch die neue Regierung nicht minder bedroht war. Unbedeutend war die Schilderhebung im Anfang; einzelne Parteigänger fanden sich in den Gebirgen zusammen; geregelt wurde der Aufstand erst unter dem General Ladron. Doch bald fiel dieser als heldenmüthiger Märtyrer für Don Carlos' Sache. In das erste eigentliche Stadium tritt der Bürgerkrieg unter Zumalacarregui, der im Anfang des October 1833 aus Pampelona sich entfernte und sich an die Spitze der Bewegung stellte. Ueber die Jugend dieses Mannes, der nachmals bei seinen Soldaten unter dem Namen Don Tomas oder Tio Tomas (Oheim Thomas) so berühmt geworden ist, erhalten wir (S. 46) die interessantesten Aufschlüsse. Uneigennützig hat er der Sache seines Herrn gedient und mit verhältnißmäßig wenigen Mitteln Vieles geleistet. Förmliche Autorisation erhielt der Kampf, der bisher nur als Sache von Parteigängern angesehen wurde, durch ein vom 18. März 1834 datirtes Schreiben des Don Carlos, in dem alle Schritte von Zumalacarregui genehmigt und er selbst als Oberbefehlshaber bestätigt wurde. Gesteigert wurde der Enthusiasmus der Partei als Don Carlos am 12. Juli im Lager seiner Anhänger erschien: überall war die freudigste Begeisterung, der Aufstand wurde allgemein, alle jungen Leute eilten zu den Waffen.

Siebzehn Bataillone waren bereit das Recht des Don Carlos zu erkämpfen. Glückliche Siege schienen die gehoffte Entscheidung herbeizuführen. Von besonderer Wichtigkeit wurde die Einnahme von Bilbao erkannt. Erschwert wurde das Unternehmen durch Mangel an Geschütz, doch war alle Hoffnung zu einem Gelingen da, als Zumalacarregui, durch eine abprallende Büchsenkugel am Fuße verwundet, unfähig gemacht wurde die Belagerung länger zu leiten. Kurze Zeit darauf unterlag er, wol hauptsächlich infolge einer falschen ärztlichen Behandlung; mit ihm gingen viele Hoffnungen der Karlisten zu Grabe. Eine lebendige Schilderung seiner Persönlichkeit findet sich S. 180.*)

Seine Nachfolger begingen der Reihe nach eine Menge Misgriffe. Der größte war der daß sie, die Eigenthümlichkeit der Navarresen und des Gebirgskriegs, der ihnen bisher entschiedene Vortheile gebracht hatte, gänzlich verkennend, reguläre Truppenmassen bilden und im offenen Kampfe ihrem Gegner die Spitze bieten wollten. Dieses Alles weist der Verfasser (S. 186) genügend nach. Nur zwei Expeditionen sind es welche damals besonders die Aufmerksamkeit Derer welche sich für den Kampf interessirten aufsichzogen. Erstens die von Gomez, welche Juni 1836 aus den Provinzen abmarschirte und Mitte December zurückkehrte, nachdem sie ganz Spanien in jeder Richtung durchzogen hatte, ohne ein wesentliches Resultat herbeizuführen. Zweitens die sogenannte königliche Expedition, als deren Chef der Infant Don Gabriel Sebastian genannt wird. Eine Bedeutung gewann sie dadurch daß Don Carlos sie begleitete, und später dadurch daß Cabrera zeitweilig mit ihr vereint agirte. Dieser Expedition hat der Verfasser vom Jahre 1837 an sich angeschlossen, und wir dürfen seinen Berichten als denen eines glaubwürdigen Augenzeugen unbedingt vertrauen.

Wir schicken zunächst Einiges über die Persönlichkeit der genannten drei Hauptpersonen voraus.

Der Infant Sebastian war zu Anführung eines Heers nicht geeignet, da es ihm ebenso wol an militairischer Einsicht als an Energie fehlte. Gewöhnlich mit Nebendingen beschäftigt, war er oft im entscheidenden Augenblick rathlos. Doch hatte er die bei einem Prinzen schon anerkennenswerthe Eigenschaft daß er den Rathschlägen von Moreno, Cabrera und Andern die ihm zur Seite gestanden willig Gehör gab.

In weit günstigerm Lichte erscheint Don Carlos; von echtköniglicher Gesinnung, ist er wenn Gefahr droht persönlich zugegen; dabei ist er durchaus einsichtsvoll, im Umgang liebenswürdig, stets zur Milde geneigt, auch was man am wenigsten erwarten dürfte, gegen Andersglaubende tolerant, wie Dies der Verfasser aus eigener Erfahrung nachrühmen kann. Wäre er oft nicht schlecht berathen gewesen, hätte er nicht in der unmittelbaren Nähe von Madrid sich durch Christine täuschen lassen, und wäre er zuletzt nicht durch Maroto verrathen worden, so würde er höchstwahrscheinlich den Sieg davongetragen haben.

Die bedeutendste Persönlichkeit von allen ist Cabrera. Ohne die Rechtfertigung aller seiner Handlungen übernehmen zu wollen, müssen wir doch bekennen daß er vielfach verkannt worden ist. Die Grausamkeiten, die ihm nicht ohne Grund vorgeworfen werden, sind oft durch die dringendste Noth geboten worden; wir verweisen in dieser Beziehung auf das frühere Werk des Verfassers, der längere Zeit unter Cabrera diente, und

*) Die wörtliche Mittheilung aus dem Werke des Hrn. von Rahden dürfte vielen Lesern nicht uninteressant sein:

„Zumalacarregui maß 5 Fuß 2 Zoll; die Brust hochgewölbt und die Schultern breit, die eine etwas höher als die andere. Wenn er ging so trug er den Kopf gesenkt und den Blick auf den Boden geheftet, stets wie tiefen innern Betrachtungen sich hingebend. Seine Seele war immer allein, und wenn auch er, der Mensch, das oft leere Treiben in der lärmenden Außenwelt absichtlich mied, im engen geselligen Kreise befand er sich wohl, und dennoch wie Voltaire von Karl XII. sagt: «Il était absorbé tout entier dans les travaux militaires.» Seine Familie war seine Welt; Arbeit und Geschäfte sein Genuß. Er haßte dagegen unversöhnlich das Spiel, den Müßiggang und die Lüge. Auch war er abgesagter Feind alles Hofzwangs und Intriguenlebens am Hofe."

„Leidenschaftliche Hitze und die schnellste Blutaufwallung beim Widerspruch in seinen Anordnungen und Befehlen vermochten wol sein ruhiges Wesen zu alteriren; augenblicklich erzürnt, war er aber auch im nächsten Moment wieder der gutmüthige, wohlgesinnte Onkel Tomas. Er polterte jedoch nie, sondern war wortkarg wie ein echter Spanier. Gegen Stolz und Hochmuth hatte er nur eine Waffe: Nichtbeachtung; und mit innigstem Gefühle bot er jeder Bescheidenheit die treue Rechte. Die Jagd war sein höchstes, ja man kann beifügen, sein einziges Vergnügen; obgleich Zumalacarregui, wie man zu sagen pflegt, durch und durch Soldat war, so bezeichnete doch jeder Schritt, jedes Wort, jede That das Gesetz der Ehre das ihn leitete und fesselte."

glauben auch noch manchen interessanten Aufschluß erwarten zu können, da er selbst jetzt nach einer interessanten Mittheilung des Verfassers mit Bearbeitung seiner Memoiren beschäftigt ist. Jedenfalls ist Cabrera ein eminentes Talent, und würde, hätten es die Umstände gefügt daß er in einem andern Kampfe als in einem Bürgerkriege aufgetreten wäre, den unbestrittenen Ruhm eines großen Feldherrn erworben haben. Ein sonderbares Geschick hat es gewollt daß er in denjenigen Feldzügen die er allein als Commandeur leitete stets vom Glück begleitet war; handelte er in Verbindung mit Andern, so verfolgte ihn der Unstern. Ohne uns in ein Detail über die einzelnen Schlachten und Gefechte einzulassen, über welche man die Berichte am besten in dem Werke selbst nachlesen kann.

Nach dem glücklichen Gefecht bei Villar de los Navarros war das Heer Don Carlos', moralisch und physisch in der besten Verfassung, bis in die Nähe von Madrid vorgedrungen, ja am 12. September Mittag 1 Uhr war es nur noch zwei Stunden von Madrid entfernt, die Reiterei von Cabrera war bis auf 500 Schritt vom Thore vorgerückt und hatte das dabei liegende Zollhaus besetzt. Die Stadt war wehrlos, es wäre ein Leichtes gewesen sie militairisch zu besetzen. Da zögerte Don Carlos mit dem Einzuge, vergeblich hoffend daß Christine ihm entgegenkommen würde. Alles war verabredet, aber Christine brach ihr Wort: sei es nun daß sie durch das Intriguenspiel diplomatischer Agenten oder durch die Befürchtungen von Muñoz abgehalten worden ist. Genug, der entscheidende Augenblick ging vorüber, Don Carlos mußte sich zurückziehen, des Heeres moralische Kraft war vernichtet, bald folgte die physische Erschlaffung nach. Das Weitere ist bekannt.

Soviel im Allgemeinen über die Kriegsereignisse. Gehen wir jetzt auf die persönliche Theilnahme des Verfassers an denselben über. Das Publicum weiß aus den zwei ersten Bänden „Wanderungen eines alten Soldaten", in welcher Manier der wackere Kriegsmann erzählt. Mit scharfem Blick faßt er Das was vor seinen Augen vorgeht schnell auf, weiß mit sicherm Takte gerade das Treffende hervorzuheben, und versteht die Kunst durch Einflechtung der mannichfachen Abenteuer die er bestanden das Interesse an seine Person stets regezuhalten. Ein besonderes Verdienst von ihm ist daß er die Erinnerungen an die Großthaten Einzelner, die in einem gewöhnlichen Geschichtswerk unerwähnt bleiben, dem Andenken der Nachwelt überliefert. Wir würden Unrecht thun und den Genuß den das Publicum aus der Lecture selbst zieht verkümmern, wenn wir in alle Einzelheiten eingehen wollten. Nur Einiges hervorzuheben sei uns vergönnt.

Im Jahre 1837 wurde Hr. von Rahden durch den Baron Capelle in London, ehemals Minister Karl's X., und auf Capelle's Empfehlung durch den Marquis Labrador, den Vertreter der Sache des Don Carlos in Paris, für dessen Dienste gewonnen. Unglaublich waren die Schwierigkeiten mit denen er zu kämpfen hatte um über die von französischen Zollwächtern bewachte Grenze nach Spanien zu gelangen. Durch einen besondern Zufall glückte es ihm gleich an der großen Affaire theilzunehmen und sich dabei durch persönliche Tapferkeit auszuzeichnen. Bald wurde er auch mit Fürst Felix Lichnowsky bekannt, welchem er seitdem ein treuer Gefährte blieb. Durch das besondere Vertrauen des Don Carlos, welcher bald seine Tüchtigkeit erkannte, wurde er rasch befördert und zuletzt zum Chef des gesammten Geniecorps erhoben. Als solcher leistete er der Sache seines Herrn wesentliche Dienste; der Einfluß welchen er bei verschiedenen Expeditionen hatte ist nicht unbedeutend, so z. B. ist es nicht uninteressant zu lesen wie er zu einem Kriegsrath unter dem unmittelbaren Vorsitz von Don Carlos hinzugezogen wurde und durch seine Stimme den Ausschlag gab. Wer einmal gewöhnt ist an den Schicksalen des Berichterstatters theilzunehmen — wie denn wenige Leser sich finden werden bei denen Dies nicht der Fall sein sollte —, wird in dem gegenwärtigen Werke vielfach Veranlassung finden dem Verfasser seine innige Theilnahme zuzuwenden. Groß sind die Gefahren in denen er sich befand, und wunderbar die Wege auf denen er sich aus denselben rettete. An seiner Glaubwürdigkeit ist, wie er in seinen frühern „Wanderungen" gezeigt hat, nicht im mindesten zu zweifeln. Aber fast märchenhaft klingen die Abenteuer die er bestanden. Wir möchten glauben daß ein fruchtbarer Novellenschreiber hinlänglichen Stoff zu einer die Lesewelt vollkommen befriedigenden Erzählung gewinnen würde aus den seltsamsten Begegnissen, welche ihn unter den merkwürdigsten Umständen, an den verschiedensten Orten, mit einem alten deutschen Kriegsmann, Mils, zusammenführten, der auch auf Seite der Karlisten focht.

Das Werk ist auf dem Friedenstein bei Gotha geschrieben, und aus Dankbarkeit für die glückliche Muße welche der Verfasser nach einem vielbewegten Leben in diesem Asyl gefunden hat, dem regierenden Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmet. 64.

Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. In elf Büchern. Von Beda Weber. Innsbruck, Wagner. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Es weht frische und reine Gebirgsluft aus diesem Werke. Selbst eine flüchtige Lecture desselben läßt es fühlen daß es seinen Ursprung nicht in einer flachen und in schwere Luft eingehüllten Niederung erhalten habe, sondern auf Gebirgshöhen, die das Athmen leicht machen, die inwohnende Kraft frisch erhalten und deren Offenbarung eine eigenthümliche Stärke und zugleich Natürlichkeit verleihen. Gesellt sich zu dieser natürlichen Ueberlegenheit noch Fleiß und durch Studien angeeignete Tüchtigkeit, so wird man es leicht erklärlich finden warum der sachverständige Leser in dem vorliegenden Werke eine tüchtige Arbeit anerkennen zu müssen glaubt. Wenn also Beda Weber „mit einer Frucht zehnjähriger Sammelmühe vor den prüfenden Leser tritt", mit einem geschichtlichen Buche dessen erste Anlage schon 1827 gegründet worden ist, so erscheint die Voraussetzung gerechtfertigt daß nicht Alltägliches und Gewöhnliches in ihm zu suchen sei. Und so ist es auch. Seine Aufgabe war aber nicht so leicht, und wie das Werk selbst beweist hat er dieselbe sich auch nicht leicht gemacht. Er mußte „das sehr umfangreiche Material in größtentheils wenig zugänglichen Archiven und Handschriften mit beständiger Rücksicht auf bisher Gedrucktes den Männern von Fach nahezubringen suchen". Für blos Leselustige hat er nicht geschrieben, sondern für Die denen es mit dem Studium der Geschichte Ernst ist. Aus seiner Vorliebe für Friedrich mit der leeren Tasche macht er kein Hehl, ein Umstand der die Aufmerksamkeit der deutschen Geschichtschreibung über diesen Fürsten zu erregen geeignet ist: denn diese steht bekanntlich nicht auf seiner Seite. Daß der Verfasser bei der individuellen Auffassung und Lösung seiner Aufgabe mit „mancherlei Gegenkräften", wie er sich ausdrückt, zu kämpfen gehabt habe, läßt sich bei seiner persönlichen Stellung und bei den besondern Verhältnissen seines tirolischen Vaterlandes recht wohl denken. Ein besonderes Moment aber, dessen Spuren sich durch den ganzen Haupttheil des Werkes hindurch verfolgen lassen, ist das: daß der Verfasser in jener Zeit, auf deren Gebiete er sich vorzugsweise bewegt, einen ähnlichen Kampf zwischen der Fürstengewalt und der Volksentwickelung findet wie in der Gegenwart, und daß sein Held Friedrich mit der leeren Tasche deshalb mit dem Adel des Landes in Conflict geräth, weil dieser von einer neuen Entwickelung und Anerkennung der Volksrechte Nichts wissen will, während Jener es für ebenso rathsam als nothwendig ansieht daß dieser Neugestaltung der Dinge die gebührende Rechnung getragen werde. Die Verwickelungen und Schwierigkeiten wachsen aber dadurch daß die Luxemburger sich einmischen theils überhaupt als Rivalen des Hauses Oestreich, theils

als deutsche Kaiser. Indem der Verfasser diesen Punkt berührt greift er auch in die specielle Geschichte Deutschlands ein und fodert den deutschen Historiker, der über jene Zeiten seines Vaterlandes schreibt, nothwendig auf zu sehen und zu prüfen was bei ihm darüber zu lesen ist. Daß auch in Tirol die geistliche Macht, insofern sie namentlich bedeutende Territorien besaß und ihre Inhaber in der Regel Adelsgeschlechtern angehörten, wie insbesondere die Bischöfe von Trient und Brixen, eine Rolle spielte, kann nicht auffallen, indem ja diese Erscheinung zu den charakteristischen Merkmalen des ganzen abendländischen Mittelalters gehört.

Insofern aber der Verfasser mit einem außerordentlichen Sammlerfleiße schon von der ersten Hälfte des Mittelalters an über die zahlreichen Adelsgeschlechter Tirols und ihre Besitzungen nach archivalischen Urkunden und zum Theil wenig bekannten Schriftwerken geschichtliche Notizen zusammengestellt hat, ist sein Werk ein höchst wichtiger Beitrag zur ältern Geschichte Tirols überhaupt geworden, das kein künftiger Geschichtschreiber dieses Landes wird entbehren können: gleichsam den Mittelpunkt jener genealogischen Forschungen bilden die Wolkensteiner, deren Geschlecht noch jetzt in Tirol blüht. Und der Merkwürdigste von ihnen war Oswald von Wolkenstein, der Gegner Friedrich's mit der leeren Tasche. In seinem Leben, Wesen und Abenteuern ist der Adelscharakter seiner Zeit in einer wahrhaft vollendeten Weise ausgeprägt, und da er nicht blos eine wichtige politische Person, sondern zugleich ein geistvoller Mann und Dichter war — der Verfasser hat mehre von seinen Gedichten mitgetheilt —, so liegt es auf der Hand warum der Verfasser ihm seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt und nach allen Richtungen seines bewegten Lebens hin bis an seinen Tod verfolgt hat: in ihm stirbt der letzte und standhafteste Repräsentant und Vertheidiger der alten Adelsherrschaft Tirols.

Da in dem vorliegenden Werke des Belehrenden und zugleich Unterhaltenden gar Vieles sich findet, so glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir Einiges daraus mittheilen umsomehr, weil sie auf diese Weise auch in den Stand gesetzt werden über den Werth und die Eigenthümlichkeit des Werkes sich selbst ein Urtheil zu bilden. Uebrigens hat ja Tirol mehr als ein mal die Aufmerksamkeit der Deutschen in merkwürdiger Weise aufsichgezogen — zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, sodann 1809 und endlich auch in den jüngst vergangenen Jahren durch seine eigenthümliche Haltung zwischen Italien und Oestreich —, sodaß es wol von Interesse zu sein scheint sich über die Verhältnisse und Geschichte des merkwürdigen aber im Allgemeinen wenig bekannten Landes belehren zu lassen. Der Verfasser gibt zuvörderst eine kurze Skizze der ältesten Adelsgeschlechter Tirols in folgender Weise:

„Tirol — ein Theil des Berglandes, das die Römer Rhätien nannten — zwischen Deutschland und Italien, war von jeher das Augenmerk und oft der Zankapfel benachbarter Völker, die sich wechselseitig den Besitz dieser natürlichen Bergfestung streitigmachten. So sehen wir schon nach dem Verlaufe der Völkerwanderung daß sich im Süden des Landes die Longobarden, im Norden die Bojoaren festsetzten, beiderseits eifrig bemüht den errungenen Antheil durch Ansiedelung wehrpflichtiger Dienstmannen um jeden Preis zu behaupten. Als später Karl der Große die Lombardei und Bojoarien seinem Weltreiche einverleibte, suchte er sich ebenfalls die Rhätischen Alpen als Verbindung zwischen den deutschen und italienischen Landen auf jeden Fall zu sichern. Er verlieh wie seine Vorgänger den einträglichen Grundbesitz an verdiente Krieger, mit der Verbindlichkeit das Land im Gebirge zu schützen und in Feldzügen seinen Fahnen zu folgen. Das war die erste Saat der altadeligen Familien in Tirol. Auch die Wolkensteiner leiten ihren Ursprung aus dieser Quelle her. Das Land war nach fränkischer Art in Gaue eingetheilt. Einer derselben, Norithal genannt, umfaßte das Gebiet an der Sill und am Eisack vom Schönberg bis in die Nähe von Botzen. Er stand unter dem Gaugrafen von Mareit aus dem Stamme der alten Welfen, die in Baiern den Vorrang vor den ersten Edelgeschlechtern des Landes behaupteten. Von ihnen begünstigt erschienen schon im 10. Jahrhundert die Herren von Villanders auf dem Berge gleiches Namens, als Stammväter der jetzt noch blühenden Grafen von Wolkenstein. Sie breiteten sich in vielen Zweigen diesseit und jenseit des Eisacks aus, von ihrer ursprünglichen Bestimmung durch mehre Jahrhunderte Krieger genannt, woraus später ihre Ritterwürde erwuchs. Zur Zeit ihrer höchsten Blüte zählte man nicht weniger als zwölf verschiedene Geschlechtszweige, die sich durch verschiedene Zunamen auszeichneten, nämlich die Herren von Villanders zu Pradell, Gravetsch, Seben, Mulsetsch, Flaschberg, ab dem Graben, ab dem Keller, zu Doß, Minkenun, Thurn *), Leis und Trostburg, je nach den Besitzungen, die sie innehatten. Sie besaßen fast den sämmtlichen Grund und Boden im niedern Eisackgebiete, in einer Ausdehnung von drei Stunden, und daraus floß ihre Wichtigkeit in der Landesgeschichte. Im Herzen von Tirol, an der Hauptstraße welche Baiern, Kärnten und Italien verbindet, später selbst im Besitze der Clausen von Seben, Brixen und Mühlbach, von Muth und Reichthum unterstützt, mußten sie oft entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten des tirolischen Volks üben."

Oswald's Leben, tief in die politischen Verhältnisse seiner Zeit verflochten und durch die vielen, selbst weiten Reisen die derselbe machte mit vielen Abenteuern ausgestattet, führt infolge Dessen auch des Verfassers Darstellung in verschiedene Länder, Geschichten und Verhältnisse des damaligen Europa, wodurch dieselbe eine Mannichfaltigkeit, Belehrungsfähigkeit und Anziehungskraft erhält, die, da sie von einem Mann wie Beda Weber herrührt, um so größer sich zeigt. Oswald unternahm, als Dichter von der Poesie des Südens und zugleich von dessen Naturschönheiten angezogen, sowie von den Schilderungen arabischer Herrlichkeiten mächtig angeregt, eine Reise (1407) nach der Pyrenäischen Halbinsel. Der Verfasser schildert diese Reise zum Theil nach den niedergeschriebenen Erinnerungen von Oswald selbst. Entlehnen wir Folgendes aus der trefflichen Schilderung:

„Oswald wanderte an der Südseite von Spanien ins Königreich Granada, wo die Mauren noch herrschten mit wahrhaft orientalischer Pracht, obgleich im Sinken ihrer Macht und ihres Reichthums. Die Stadt lag auf zwei Hügeln am Auslaufe in eine weite Ebene, auf welcher der Darro in den Xenil braust, in einem so milden Klima daß die Mauren sagten das Paradies müsse in jenem Theile des Himmels liegen der sich über Granada wölbe. Hinter der Stadt stiegen sanfte Mittelgebirge terrassenhaft empor und verloren sich in ewige Schneeberge mit Kühlstoff für die heißen Sommer. Auf einem Hügel mitten in der Stadt erhob sich die Alhambra, ein Prachtbau, von Muhamed einem kunstliebenden und gelehrten Fürsten in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut, ihm gegenüber das sogenannte Haus der Liebe, ein Garten mit riesigen Cypressen, Myrten und Wasserkünsten aller Art und einem königlichen Frühlingspalaste in der Bauart der Alhambra. Jedes Haus hatte Limoniengärten und Springbrunnen, die Stadtmauer unzählige Schanzthürme, die nahen Hügel waren mit Orangenwaldungen und Eichen bedeckt. Besonders zeichneten sich Granadas arabische Frauen durch ihre Schönheit aus. Ein arabischer Schriftsteller vom Jahre 1378, also Oswald's Zeitgenosse, sagt: «Alle Frauen sind schön, aber ihre Anmuth übertrifft selbst die Schönheit weit. Schwarze Locken wallen über ihre Hüften herunter, glänzendweiße Zähne, stets ein gefälliges Lächeln um den Rosenmund, sammetweiche Haut und ein allgewinnendes Ebenmaß in allen Gliedmaßen zum schönen Ganzen empfiehlt sie sehr. Ihre Bewegungen besonders im Tanze sind voll Weichheit und Nachlässigkeit. Ihre Rede bewegt sich äu-

*) Sollte hier das Geschlecht der Thurn und Taxis zu suchen sein, dem man gewöhnlich einen italienischen Ursprung gibt?

herst lebendig, ihr Geist faßt scharf auf, ihr Witz trifft zwanglos und sicher. Mit Tanz, Jagd und Musik füllen sie ihre Zeit aus. Anmuthige Lieder und Romanzen begleiten sie überall.» Hier regierte seit dem Jahre 1408 der König Junsef, von Oswald der rothe König genannt, weil er wahrscheinlich aus dem Kabylenblute der afrikanischen Küste stammte. Oswald fand beim rothen Könige die günstigste Aufnahme. Große Ehren und kostbare Geschenke belohnten seine Gesangkunst. Die arabischen Frauen fielen dem tirolischen Sänger begeistert zu. Und in der That konnte man sich keinen interessantern Contrast denken als Oswald's kindliche Volksweisen von kraftvoller Männerstimme vorgetragen und die arabischen Romanzen voll schmelzender Zärtlichkeit im Liede maurischer Frauen. Fast kein Abend verging wo nicht solcherlei Wettgesänge stattfanden. Er verweilte hier geraume Zeit mit scharfem Auge für maurische Zustände, und lebte sich die fremdartigen Sitten täuschend an. Noch in späterer Zeit spielte er einen arabischen Häuptling mit überraschender Aehnlichkeit zur Unterhaltung seiner deutschen Zuhörer und ahmte ihre Romanzenweisen treffend nach."

In das Zeitalter Oswald's fällt das Auftreten der Aristoteliker und Platoniker in Italien und der Kampf des Christenthums gegen Beide. Der empfängliche und aufmerksame Geist des Wolkensteiners war ebenfalls von dieser neuen Erscheinung berührt. Es ist interessant unsern Verfasser über diese Erscheinung zu vernehmen:

„Die Philosophie des Aristoteles war durch die fleißigen Araber in Spanien wieder aufgeweckt worden. Geistreiche Männer trugen sie in den Katholicismus hinein und wollten durch dieselbe die Dogmen und Lehren der Kirche vernunftgemäß begründen. Die größte Fülle von Scharfsinn und Spitzfindigkeit ward aufgeboten diese Aussöhnung der griechischen Philosophie mit der katholischen Religion zu bewerkstelligen. Ob mit Glück oder Unglück, können wir füglich unentschieden lassen. Kein gebildeter Geist durfte dieser Ringschule des menschlichen Denkens fremd bleiben. Oswald suchte darin Befriedigung für die wichtigsten Interessen des Menschen. Beim gänzlichen Abhandenkommen der historischen Auffassung des Christenthums versuchte er es philosophisch und ging von den trockenen Denkformen des Aristoteles auf die lachendern Gefilde des Dominicaners Thomas von Aquino über, leider ohne die innere Wärme, die diesem großen Geiste über die Dornen der Scholastik siegreich hinausgeholfen hatte. Er verfiel dem grübelnden Logikspiel, das damals in allen theologischen Büchern herrschte, und triftiger als alles Andere der populairen auf die Kindlichkeit der Religionsauffassung zurückgehenden Reformation zu Nutzen gearbeitet hat. Er bekam wol neue Stacheln ins Herz, aber keine Ruhe. Glücklicher schien sich ein anderer Weg zum Heile aufzuthun, wir meinen die in Italien auflebende Traumliebe für Platon, welche gerade in jene Zeit fiel. Sie ergriff alle Berauschten, alle Schiffbrüchigen, und brachte sie auf den weichen Flaum der Phantasiewelt. Wie Aristoteles mußte sich auch Platon zur Stütze im Heiligthume brauchen lassen. Die Phantasten dieser Geistesrichtung erblickten in Platon's Lehren die Grundsätze des Christenthums und erwiesen dem heidnischen Lehrer beinahe göttliche Ehre. Man machte keinen scharfen Unterschied zwischen der ältern Platonischen Schule und der jüngern alexandrinischen. Aus beiden floß ein Gemisch von Lehrsätzen, die man als Grundlage religiöser Ueberzeugung anpries. Alles klang so zahm, im Leben ward kein besonders spitzer Stachel davon verspürt. Anmuth, Schönheit, Gerechtigkeit schwammen so lauter im Strome der Beredtsamkeit daher daß man gar nicht daran dachte das Abstracte im Leben concret zu machen. Boccaccio, Petrarca, Ariosto, Tasso bekannten sich dazu und fühlten sich wohl auf dem weichen Pfühle. Christliche Weltansicht und heidnischer Aberglaube, die Götter der Legende und des Olympus, griechische Heroen und Heilige flossen in den Werken der Dichtung und der Kunst bunt und unklar durcheinander. Ein träumerischer Dichter- und Gelehrtenglaube hatte sich ausgebildet. Charon stand im Vordergrunde des Jüngsten Gerichts des Michel Angelo Buonarotti, unter dem Erlöser der Welt in kunstreicher Vertraulichkeit. Oswald wurde zu einem Doppelwesen eigenthümlicher Art. Auf der einen Seite konnte er seine gerade, derbe Tirolernatur nicht von sich abthun, auf der andern war er in seine trostlose kaltphilosophische Selbstgenügsamkeit eingelebt, die mit der erstern im grellsten Widerspruche stand. Daher Unfriede in seinem Innern ohne Rast."

Zum Schlusse machen wir Literaturhistoriker noch aufmerksam auf das elfte Buch des vorliegenden Werks: es enthält allgemeine Mittheilungen über Oswald's Gedichte und dessen Handschriften, über seine Marien-, Minne- und Volkslieder. Seit Hormayr's Tode hat Beda Weber wol keinen Rivalen der sich mit ihm an specieller Kenntniß der Geschichte Tirols und seiner urkundlichen Schätze zu messen im Stande wäre.

44.

Lessing als Held eines Romans.

Lessing. Roman von H. Klencke. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 8 Thlr.

Danzel's Schrift über Lessing hat schon viele Früchte getragen; Das war von dem trefflichen Werke vorauszusagen. Nur einen Fehler hatte man ihr vorzuwerfen: die Darstellung ist nicht für das größere Publicum berechnet; der Schweiß der Arbeit sieht überall zu viel hindurch. Und doch durfte sie nicht dem großen Publicum vorenthalten werden, und siehe da, sie wurde mundgerecht gemacht in einem Roman. Lessing als Hauptheld eines Romans! Das hätte sich der nüchterne Kritiker in seinem Leben wol nicht träumen lassen. Aber wer kann seinem Geschicke entgehen? Genug, wir haben hier in extenso und mit einigen Zusätzen von Liebesgeschichten, die aber doch ernst gehalten sind, das Danzel'sche Werk bearbeitet vor uns, und wer die reine Thatsache mit zierlicher Verbrämung allein will, und die ausgedehnten historischen und philosophischen Ausläufe Danzel's nur in ihren Resultaten genießen mag, nehme immerhin dies Buch zur Hand. Nur langsam, sehr langsam kommen wir freilich damit von der Stelle. Daran aber ist Danzel schuld gewesen; denn er hat ja eine so unendliche Menge von Stoff in das eine Buch zusammengedrängt daß, wenn nichts Wesentliches, und Alles ist fast wesentlich, übergangen werden sollte, mehre Romanbände sich daraus entwickeln mußten. Daher ist denn das Danzel'sche Buch, das bis zum breslauer Aufenthalte geht, hier zu vier Bänden ausgedehnt. Zum Glück für das Publicum dieses Romans ist Danzel über seinem Buche weggestorben; Karl Lessing's Biographie, die vollständigste die wir für die spätere Zeit bisjetzt noch haben, und der Briefwechsel bieten nicht soviel Stoff mehr dar, und die wichtigste Periode des Lebens Lessing's, von der breslauer Zeit bis zu seinem Tode, hat daher hier, man bedenke das enorme Misverhältniß, in dem einen letzten Bande Platz gefunden. Und obendrein würde dies Misverhältniß noch greller hervorgetreten sein, hätte nicht der Verfasser durch allerlei Hülfsmittel der stofflichen Armuth abzuhelfen gesucht. Daher muß auch hier noch der längst von uns für abgenutzt gehaltene Danzel als Deus ex machina kommen, wie die schönen Untersuchungen Danzel's über Diderot's Verhältniß zu Lessing denn nachträglich hier dialogisch eingeflochten werden. Und wenn Danzel nicht mehr helfen kann, so werden die Handbücher der Literaturgeschichte zu Hülfe gerufen; mögen sie wollen oder nicht, Mendelssohn und Lavater, Nicolai mit seinem „Sebaldus Nothanker", Hamann, Herder, Gleim mit seinem Freundschaftstempel, die braunschweigischen Dichter, Goethe, Jung-Stilling, sie werden Alle herangezogen und müssen ihre persönlichen Verhältnisse, wo sie geboren sind, welches Amt sie bekleiden, was sie geschrieben haben, was Gervinus oder Vilmar von ihnen im 19. Jahrhundert urtheilen werden, erzählen oder

von sich erzählen lassen. Es ist als habe man ein literargeschichtliches Compendium vor sich, in dialogische Form gegossen.

Aber für wen soll ein solches Buch nun eigentlich berechnet sein? Welch ein wunderlicher Gedanke Lessing zum Helden eines Romans zu machen. Das Leihbibliothekenpublicum interessirt das Leben Lessing's nicht, und wer den dichterischen und philosophischen Gehalt seiner Werke tiefer zu würdigen wünscht, wird es doch vorziehen Danzel auf seinen schönen Untersuchungen zu begleiten als in dieser verwässerten Gestalt sich die Resultate vorlegen zu lassen. Dazu kommt daß die Form keineswegs mustergültig ist; der Dialog ist oft schwerfällig, willkürlich dieser und jener Stoff herangezogen, der Stil nicht ohne Verstöße gegen die Grammatik, die Perioden sind mitunter halsbrechend, die stereotypen Uebergänge von einem Abschnitte zum andern (z. B.: „Das Jahr war verflossen, der Februar des Jahres 1761 hatte längst (!) begonnen. Ein eisiger Nordwest u. s. w.... Es ist November 1755, die Dämmerung ließ sich bereits über Leipzig herab u. s. w.... Es ist im August 1756, in Leipzig herrschte eine allgemeine Bestürzung u. s. w.") sind nicht gefällig, und vom Studium der Sprache des Helden des Romans zeigt sich keine Frucht. Referent kann daher nicht rathen statt des Danzel'schen Buchs sich mit diesem Romane zu begnügen. Dagegen wird, wie er aus seiner eigenen Erfahrung nach der wiederholten Lecture der Schrift von Danzel versichern kann, die Lesung des Romans unmittelbar nach Danzel's Biographie, wenn man diese noch genau im Gedächtniß hat, von sehr wohlthätigem Einflusse auf den Geist sein: dann wirkt er ebenso gut wie der beste komische Roman. Wirklich komisch ist es wie das ganze Danzel'sche Buch, selbst alle Reflexionen Danzel's, auf die unbefangenste Weise hier dialogisirt sind, wie, um auf den später erschienenen vierten Band Rücksicht zu nehmen, man möchte sagen mit Gewalt was Danzel von Lessing's Studien des Goldoni, von der Einrichtung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", von seiner zweideutigen Stellung zwischen Preußen und Sachsen darlegt, Alles, Alles hier fast mit denselben Worten, nur meist in Gesprächsform wiederkehrt. Sogar noch ungewisse Resultate Danzel's, wie daß Gleim's „Kriegslieder" Lessing zu den altdeutschen Studien geführt, kann sich der Verfasser nicht entgehen lassen, sie sind ihm schon so unumstößlich daß er sie durch Lessing selbst als Thatsachen vortragen läßt. Lessing's Briefwechsel ferner mit Mendelssohn über den Zweck der Tragödie, Danzel's Bemerkungen über Gottsched's Bemühungen um die alte Literatur, über Lessing's Kritik des Dusch, sind dialogisirt; Seite auf Seite wird uns Danzel ins Gedächtniß zurückgerufen. So muß seine Erklärung von dem Grunde der oberflächlichen Kritik der Gleim'schen Fabeln durch Lessing hier uns durch Lessing selbst wiederholt werden, selbst die einzelnen eigenthümlichen Danzel'schen Bezeichnungen, wie daß Lessing die Nicolai'sche „Bibliothek" aus dem Zustande der „Zahmheit" herausführte, kommen uns hier wieder in Lessing's Munde entgegen. Besonders komisch ist weiterhin die philosophische Auseinandersetzung Nicolai's daß und warum Lessing über ihn und Mendelssohn hinauswachse, womit wieder Danzel zu vergleichen ist; komisch ferner die Bemerkung Ramler's gegen Sulzer: „Aber mögen Lessing's Fabeln auch als Gedichte verfehlt sein, was ich unerörtert lassen will, er hat doch für seinen Prosastil Nutzen aus der Beschäftigung damit gezogen, seine Schreibart hat etwas Epigrammatisches dadurch bekommen, was ich seine Eigenthümlichkeit nennen möchte", — eine Bemerkung Danzel's die natürlich erst aus der Betrachtung der spätern Werke Lessing's abstrahirt ist, während zu jener Zeit, wo Ramler redend gedacht wird, Lessing noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte einen Einfluß seiner Fabeldichtungen auf seinen Prosastil kundzuthun. Aehnlich komisch klingt Danzel wieder durch in der Unterredung die Lessing mit dem Propst Süßmilch hat, indem er die wesentliche Differenz seiner Richtung von Dusch so auseinandersetzt: „Die «Literaturbriefe» haben eine Grundanschauung die der Zukunft (!) angehört, und Alles was nicht in das neue Zeitalter hineingehört muß untergepflügt werden. Productive Kritik thut uns noth!"

Komischen Eindruck macht es ferner wie bisweilen bekannte Anekdoten aus Lessing's Leben eingeflochten sind, so das Epigramm auf einen Gehenkten, oder die bekannte Rüge über den unrichtigen Gebrauch des Wortes Sir in Sir Sampson, oder geschichtliche Anticipationen vorkommen, wie im dritten Bande bei der Schilderung des Aufenthalts zu Wittenberg ein Gespräch über den Cardanus Lessing zu der Erklärung veranlassen muß: daß er in spätern Jahren einmal ein Drama schreiben wolle, worin er darstellen werde daß alle Religionen nur Formen des Einen religiösen Lebens sind, worauf dann noch die „Erziehung des Menschengeschlechts" im Kern dialogisch uns mitgetheilt wird. Einen gleich erheiternden Eindruck machen manche Reminiscenzen die der Verfasser nicht zurückhalten konnte, wie (I, 42): „Wer Das nicht fühlt, Der ist ein Lump statt bescheiden", und ebendaselbst sagt Brückner wie ein Literarhistoriker von 1850: „Ohne Sklaverei keine Freiheitshelden, ohne Gottsched keinen Lessing", was denn Lessing wie ein liberaler Philosoph der Gegenwart zu erläutern nicht unterläßt: „In schönen, freien und intellectuellen (!) Zeitperioden stehen keine Träger einer neuen Zeit (!) auf, diese hat die Vorsehung für die Zeiten des sittlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen oder politischen (!) Verfalls aufgespart, sowie der Körper die gewaltigsten Reactionsbestrebungen macht wenn er krank ist." Und noch schöner (S. 51): „Ich will durch Production und Kritik arbeiten an der Würde unserer Muttersprache. Ernesti und Christ sind die Elemente die ich durch mein eigenes geistiges Leben zusammenschmelzen will, woraus ein Neues, Drittes hervorwachsen soll."

Da sage nun noch Jemand daß sich der Mensch nicht ganz objectiv werden könne. Konnte sich Lessing besser analysiren? Bei solchen weit über seine Zeit hinausgehenden Betrachtungen darf es uns daher nicht wundern, wenn schon 1747 Lessing (vergl. I, 40) mit der „Aesthetik" um sich wirft, und den philologischen Quisquilienkram zwar dem Pastor Lange gegenüber geltendmacht, aber seinen Freunden gegenüber seine Verachtung desselben dadurch thatsächlich andentaglegt daß er von einer Posse von Petroni (I, 26) und von einem Buche mit der Inschrift: „S. G. Langii: Quinti Horatii Flacci odarum et de arte poetica", redet. Hier und da Etwas unmotivirt zu lassen gehört auch zu des Verfassers schwachen Seiten, wie man im vierten Band nicht weiß wie Lessing bei seinem Aufenthalte in Dresden plötzlich seine Aeltern finde, ferner wie von Lessing's Reise mit Winkler in dem Kreise der leipziger Freunde, aus deren Unterredung wir allein davon Etwas erfahren, Das miterzählt wird was gleichzeitig Lessing nach Berlin an Nicolai schreibt. Wenn nun auch immerhin die vier ersten Bände als neue, aber nicht verbesserte Auflage Danzel's eine Einsicht gewähren in Lessing's literarische Wirksamkeit, so läßt sich Das von dem fünften Bande nicht sagen; was da von „Emilie Galotti", der „Dramaturgie", „Laokoon" gesagt ist, ist ohne Werth, und die Körte'sche Entdeckung daß Thaer bei der „Erziehung des Menschengeschlechts" mitthätig gewesen sei, findet noch Glauben. Diejenigen daher die etwas mehr von Lessing wissen wollen als die ältern Biographien bieten, und die Mühe scheuen sich selbst den Stoff zusammenzusuchen, mögen lieber die angekündigte Fortsetzung der Danzel'schen Schrift abwarten. 20.

Lenau und seine Freunde.

Ein literarisches Todtenopfer.

Ehe ein gefeierter Name verklingt, erhebt sich wie das verklärende Abendroth nach dem Untergang der Sonne noch ein Nachhall wehmüthiger Stimmen, die ihn immer wieder nennen, wie ein Echo das von Fels zu Fels schallt bis es leise klagend verstummt. So wird Lenau's Name jetzt von allen Seiten wie-

derholt, Jeder sucht aus seiner Erinnerung ein Bild hervor das diese Ueberschrift trägt, Jeder möchte einen Stein zu dem literarischen Denkmal des Dichters beitragen, dessen Haupt der Sängerkranz und zugleich der Nimbus hochtragischen Unglücks umzieht. In seiner zweiten Heimat, dem freundlichen Schwaben, seine Spur zu verfolgen, die Plätze zu besuchen wo er so gern weilte, die Menschen kennenzulernen die ihm in Liebe zugethan waren, war mir schon vor Jahren eine wehmüthige Freude gewesen, deren Erinnerung ich mir jetzt lebhaft zurückrufe. Eine herbstliche Reise aus der Schweiz heimwärts zum nördlichen Deutschland führte mich über Stuttgart. Fremd und schutzlos wie ich war, besaß ich Nichts als einen Empfehlungsbrief an Gustav Schwab von meinem Gastfreunde und Gönner am Bodensee mir ausgestellt. Zagend machte ich mich auf den Weg um ihn zu realisiren; der Spätherbst hatte seine dunkelsten Wolkenschleier ausgespannt, auf allen Straßen hatte der Regen Seen gebildet, Stuttgart war verödet, Jedermann blieb vorsichtig daheim. Ich fand kaum ein menschliches Wesen um mir zum Wegweiser zu dienen und fühlte mich tief verlassen. Wer hat nicht schon einmal auf Reisen die bittere Empfindung des Fremdseins kennengelernt, die Kehrseite dieses vielgerühmten und beneideten Vergnügens? Frau von Staël sagt sehr wahr: „Voyager, c'est le plus triste plaisir!" Meine Zaghaftigkeit zu vermehren, kam mir noch der Gedanke daß es für eine Frau in noch jugendlichem Alter auffallend und abenteuerlich erscheinen werde allein auf so weiter Reise begriffen zu sein. Damals gab es noch keine Eisenbahnen, die dem Einzelnen alle Foderungen des Anstandes und der Bequemlichkeit gewähren wie jetzt, wo sogar junge Mädchen allein reisen können. Daß ich übrigens durchaus nicht gegen das Herkommen gehandelt, sondern in bester Gesellschaft meine Reise angetreten und nur durch unerwartete Zufälligkeiten davon getrennt worden war, konnte mir leider Niemand gleich ansehen und es bedurfte einer längern rechtfertigenden Erzählung dazu. Deshalb stieg meine Verlegenheit und Besorgniß über meinen Empfang emehr ich mich Schwab's Hause näherte. Die Laren desselben waren unglücklicherweise mit der großen Wäsche beschäftigt; als ich die Hausthür öffnete, sah ich auf dem Flur die Entfaltung einer Thätigkeit die wie keine andere das ganze Hauswesen zu absorbiren pflegt. In saubern großen Körben glänzte der Reichthum des weißen Leinens, die Plätteisen klirrten und die weiblichen Familienglieder eilten geschäftig hin und her. „Wie lästig muß mein Besuch sein", dachte ich und stammelte schüchtern eine Frage nach dem „Herrn Oberstudienrath". Aber kaum hatte ich den Namen des verehrten Familienhauptes genannt, so wurde ich ein Gegenstand freundlicher Aufmerksamkeit und lernte die mir so trostreiche schwäbische Herzlichkeit kennen. Man führte mich in das Wohnzimmer, nach wenigen Minuten kam Schwab aus seiner Studirstube; die kurze Empfehlung seines Schweizerfreundes hatte vollkommen genügt um mich zum willkommensten Gast seines Hauses zu machen. Es wurde ein Familienrath gehalten, durch welche Einladung aus dem Bekanntenkreise mir ein Vergnügen gemacht werden könnte; Paul Pfizer und die Dichterin Emma Niendorf waren die Auserwählten, da ich um möglichste Beschränkung gebeten. Ersterer erschien nicht, Letztere aber, mit ihrem wahren Namen Frau von Suckow geheißen, machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ihre Erscheinung war lebendige Poesie. Ihre innigen kleinen Lieder sind dagegen nur wie abgerissene Blüten, sie geben eine unvollkommene Idee von der Frühlingsfrische aus der sie emporgeschossen. Ihre Portraitskizzen von Justinus Kerner und seinen Freunden sind anmuthige Beiträge zur Literargeschichte unserer Zeit. Die Aeolsharfe in Weinsberg ist recht eigentlich die Muse der Frau von Suckow gewesen. Es ist aber auch ein poetisches Fleckchen Erde, wo Justinus Kerner Geister band. Die romantische Burg Weibertreu schaut von grüner Höhe herab und ist sein nächster Umgang, täglich steigt er hinauf zu ihr und lauscht der Aeolsharfe, die er ihrem Gemäuer eingefügt hat, indem er den fremden Zugvögeln, die ihre Sommerwallfahrten zu ihm richten, die herrliche Landschaft zeigt. Unten in seinem blühenden Garten hat er ein lebensgroßes Christusbild mit einem Trostspruch für die Mühseligen und Beladenen errichtet; nicht weit davon steht in Epheu halbversunken der alte Thurm, wo er für seine liebsten Gäste eine gar poetische Herberge, geschmückt mit mittelalterlichen Erinnerungen, bereitet hat. Lenau schrieb beim Dämmerschein dieser gemalten Fenster einst seinen „Faust" und weilte oft wochenlang dort. Es existirt fast kein neuerer Dichter den nicht schon dies gastfreundliche Dach geherbergt hätte. Möchte Justinus Kerner, der echteste Repräsentant der deutschen Gemüthspoesie, uns noch lange erhalten bleiben! An jenem traulichen Abende bei Gustav Schwab, seinem Freunde und wahlverwandten Seelenbruder, hätte ich freilich nicht geahnt daß der viel jüngere rüstige Mann ihm vorausgehen sollte. Er sprach mir mit soviel Innigkeit von seinen Freunden, namentlich von Lenau, dessen literarische Laufbahn eigentlich durch ihn eröffnet wurde, denn er war der Herausgeber seiner ersten Gedichtsammlung. Die düstere Weltanschauung die aus Lenau's „Albigensern" hervorging, bekümmerte den klaren friedlichen Schwab sehr. Seine schmerzliche Stimmung verschwand erst wieder als sich seine ganze Familie um uns versammelte; der älteste Sohn, Christoph, las uns aus seiner Biographie Hölderlin's vor und Schwab schrieb für mich einige Verse aus dem Stegreif auf. Ich suchte mir den Ausdruck seines Gesichts, Seelenfrieden und Wohlwollen, einzuprägen als ich schied; er sah damals wohl und glücklich aus, er war stark und hellblond, eine gemüthliche deutsche Physiognomie mit unregelmäßigen Zügen.

Frau von Suckow erbot sich mich in das Reinbeck'sche Haus einzuführen, welches für Lenau's geistige Heimat galt. Die Hofräthin Reinbeck ist die bekannte schwesterliche Freundin des gefeierten Dichters. Es wissen vielleicht nur Wenige seiner Freunde daß er im Augenblick ihres Todes, der nach einer langen und schmerzhaften Krankheit erfolgte, wunderbarerweise auf einen Moment aus seiner Lethargie erwachte; als sei er von ihrer scheidenden Seele berührt, rief er aus: „Ja, Emilie, ich muß zu dir!" Berthold Auerbach sagt in seinem Nachruf Lenau's, wie wünschenswerth es sein würde über das innere Verhältniß dieser liebenswürdigen Frau zu dem Dichter etwas Näheres zu erfahren. Als ich sie kennenlernte im Jahre 1843, war sie noch nicht ganz Matrone, strebte aber sichtlich dahin es zu scheinen, so nonnenhaft dunkel war ihre Kleidung, so selbstverleugnend und resignirt ihr Wesen. Wenn sie von Lenau sprach überstrahlte sanfte Freude ihr blasses mildes Antlitz, und ihr Herz schlug Jedem entgegen der ihre Empfindung zu verstehen und zu würdigen schien. Ihr Gatte theilte diese Vorliebe vollkommen; Hofrath Reinbeck, selbst Schriftsteller und ein feiner Kopf, war ein kränklicher hochbetagter Mann, der von den Seinigen mit ängstlicher Sorgfalt gepflegt ward. Seine Frau war viel jünger als er, sie stand ihm wie eine liebende Tochter zur Seite und Lenau wie ein Sohn neben Beiden. In dem wohnlichen eleganten Hause war sein Zimmer stets zu seinem Empfange bereit, und wenn er kam, lebte er monatelang in der Familie, die außer dem kinderlosen Ehepaare noch aus einer alten Mutter und einer ältlichen Schwester der Frau bestand, Beides liebenswerthe warmherzige Naturen wie diese selbst. Lenau's leibliche Pflege in diesem gastfreien Hause wurde nur durch die geistige übertroffen, die ihm zutheilwurde durch die verständnißreiche Zuneigung seiner Freundin. Wie eine echte Schwesterseele seiner Muse reproducirte sie seine Dichtungen durch treffliche Oelgemälde von ihrer Hand. Eine ganze Galerie davon schmückte ein Zimmer, welches nur Lenau's Verehrern als ein Heiligthum gezeigt wurde. In künstlerischer Hinsicht war ich überrascht von dem Werthe dieser Sammlung, mehr aber noch gerührt von dem seelenvollen Durchdringen des poetischen Stoffs; die Bilder schmiegten sich wie Musik den Worten des Dichters an. Lenau's Gedichte sind selten componirt, sie sind zu volltönig an sich, zu reich an Leidenschaft und Denken; eine malerische Composition paßt mehr zu ihnen als eine

musikalische. Diese eigenthümlich schönen Illustrationen seinen Werken mittels des Grabstichels beizufügen würde sehr wünschenswerth sein. Eine der zahlreichen Ausgaben von Lenau's Gedichten besitzt wenigstens einen Kupferstich nach dem Portrait welches die Hofräthin Reinbeck von ihm mehr mit der Seele als mit der Hand gemalt hat. In ihrem Wohnzimmer hing dies wunderbar schöne Bild. Aus dunklem Grunde tritt lebensvoll wie in van Dyck der edle Kopf hervor, ein herrliches Modell zu einem Faust, die Züge regelmäßig schön, von ernster Trauer überschattet, das große dunkle Auge erglühend von der „Dichtung Flamme“. Auf der hohen, schon tiefgefurchten Stirn grübelt der Zweifel, der Faustusstempel. Das Bild machte einen melancholischen Eindruck; obgleich Lenau damals noch gesund und glücklich, gefeiert und geliebt war, hätte ich weinen mögen, als ahnte mir seine traurige Nachfolge in Hölderlin's Wahnsinnsnacht. Lenau ist recht eigentlich unser deutscher Byron, ebenso sehr wie dieser leidenschaftlicher Gefühlsmensch, aber noch mehr Denker neben seinem Zweifelsdrang als Byron es jemals war. Dieser hat sich nie so anhaltendem Studium und eifrigem Forschen nach den großen Geheimnissen der Religion ergeben wie Lenau in den letzten Jahren zum Nachtheil seiner Gesundheit that; vor und nach seinen „Albigensern“ hat er oft bis tief in die Nacht die Kirchenväter studirt und in das mystische Dunkel der ersten christlichen Sekten zu dringen gestrebt. Wenn dann seine Stirn noch bleicher als gewöhnlich, sein ganzes Nervensystem verstimmt und übermüdet war, suchte er leider, wie Byron, Zerstreuung bei den Giftblumen unreiner Freude. Die Harmonie des geistigen und leiblichen Lebens mußte nothwendig darunter leiden und ohne Zweifel ist der Grund zu seiner Zerstörung in diesen Ursachen zu finden. Die Aufregungen einer außerhalb des Sittengesetzes stehenden Herzensleidenschaft haben ebenfalls ihren Antheil daran gehabt; als er die letzten Bande derselben lösen wollte um sich mit der holden Schöpferin einer neuen, bessern Liebe ehelich zu verbinden, hat ihm die verlassene Frau die schauerliche Prophezeiung wie einen Fluch nachgeschleudert: „Der Wahnsinn wird dich oder mich erfassen, wenn du dich von mir losreißest!“ Nur wenige Wochen später erfüllte sich dies Wort. In dem friedlichen Asyl des Reinbeck'schen Hauses, wo er seine gewohnten Zimmer im ersten Stock innehatte, brach ganz plötzlich und unerwartet die finstere Geisteskrankheit über ihn ein. Es ist bekannt daß er seinen Wärtern sich entrang und aus dem Fenster stürzte mit dem Ausruf: „Ich will frei sein!“ Außer den oben angedeuteten physischen und moralischen Ursachen seines traurigen Leidens hat auch die Zerrüttung seiner Geldverhältnisse wol viel dazu beigetragen; sie war ihm doppelt peinigend bei der beabsichtigten Gründung eines Hausstandes, und es war sogar schon der Gedanke bei ihm erwacht seiner Braut das Wort zurückzugeben, weil die Ordnung seiner Verhältnisse ihm nicht nach Wunsche gelungen war.

Der Kummer über seinen rettungslosen Zustand ward der Todeskeim für seine Freundin Reinbeck; nach jahrelangem Kränkeln ist sie ihm kurze Zeit vorausgegangen in die Gefilde der Ruhe. Ehe ich von den Gräbern des stuttgarter Freundeskreises mich entferne, möchte ich einige Blumen, einige Worte des Andenkens auf zwei Hügel legen, die sich über zwei junge Herzen wölben. In Liebe und Ehe innigst verbunden waren sie noch vor wenig Jahren die glücklichsten, heitersten und besten hienieden! Albert Schott und seine Jette sind es von denen ich hier rede. In der „Kölner Zeitung“ war ihm kürzlich ein Feuilleton gewidmet, worin es mit Recht beklagt wurde daß diesem verdienstvollen jungen Schriftsteller ein so früher Tod und zwar in so geräuschvoller Zeit beschieden war, daß der Klang seines Namens fast spurlos verschwand und die Genossen seines Wirkungskreises sich vergebens bestrebten die Mitwelt auf ihren Verlust in würdiger Weise aufmerksam zu machen. Albert Schott war Schriftsteller, aber kein Eintagsschreiber oder Journalist, er war ein Gelehrter der erst nach mühseligem Forschen und Arbeiten aus dem Schacht des Geistes gediegenes Gold zu Tage förderte; darum wird er auch seine Geltung behaupten können, und in classischen Bibliotheken wird sein Name noch glänzen wenn die jetzigen Interessen des Tags längst veraltet und zerstoben sind. Sein Werk über die Nibelungen reicht hierzu allein schon hin. Wie bescheiden, wie menschlich liebenswürdig seine persönliche Erscheinung war, Das wird mir immer unvergeßlich bleiben. Ich hatte von meinen schweizer Freunden einen Empfehlungsbrief an seine Frau und beeilte mich sie aufzusuchen. Es war in der Abenddämmerung und sie war nicht daheim, im Wohnzimmer aber fand ich Albert Schott, den tiefgelehrten Aesthetiker, in einem rührenden Familienidyll, beschäftigt seine zwei kleinen Töchter mit Guitarrespielen zu unterhalten. Er war ein anmuthiger Blondkopf und die zwei Kinder ebenso reizend wie ihre junge Mutter, eine zarte Brunette mit den schönsten dunkeln Augen. Sie kam bald zurück und lud mich mit echtsüddeutscher Traulichkeit zu einer häuslichen Mittagstafel am folgenden Tag. Ich fand dort wieder mehre Glieder der stuttgarter Freundeskette, einige Gelehrte und den Dichter Hermann Kurtz, der damals eben seine Novelle „Schiller's Jugendjahre“ vollendet und seine Beendigung von Immermann's „Tristan und Isolde“ in der Arbeit hatte. Er war sehr jung und genial, Grund genug um von allen Seiten Erziehungsversuche bei ihm anzustellen. Die Heiterkeit und der geistig hochgestimmte Ton der meist jugendlichen Tischgesellschaft war einer der seltenen Sonnenblicke im Leben in denen man seine Schatten vergißt, und Niemand ahnte daß die des Todes sobald das Glück dieser jungen Familie verhüllen würden.

16.

Aus China.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben unsere Augen zu sehr auf unsere eigenen Zustände gerichtet als daß wir uns darum gekümmert hätten was in Asien vorgeht. Gleichwol sind uns die gewaltigen Reiche dieses Erdtheils jetzt unendlich näher gerückt als es noch wenige Jahre früher der Fall war. Die englischen und nordamerikanischen Dampfboote unterhalten eine regelmäßige Verbindung mit China, Cochinchina u. s. w., und immer erhalten wir Neuigkeiten aus Singapore, Kanton, Hongkong, Shanghai.

Die Engländer, Holländer und Spanier haben allein die weiten Territorien Asiens inne. Die erstern die indische Halbinsel bis nach China, Holland den malayischen Archipel und Spanien die Philippinen. Von diesen ersten Niederlassungen aus suchten die Europäer immer mehr sich auszudehnen. England zuerst trat mit dem Himmlischen Reiche in Verbindung. Im 17. Jahrhunderte etablirte die Ostindische Compagnie in Kanton Handelsniederlassungen, und in neuerer Zeit sanctionnirte der Vertrag zu Nanking (26. August 1842) die Niederlage Chinas. China ist den Europäern jetzt nicht mehr verschlossen, sein geheimnißvoller Schleier ist zerrissen. Die Vereinigten Staaten, Frankreich, Spanien, ja sogar Belgien erreichten, was England durch einen Krieg gewonnen hatte, jetzt durch simple Verträge.

So sehr man jetzt von einer möglichen Erneuerung des Kriegs zwischen China und England spricht, so wenig ist Dem Glauben zu schenken. Die Engländer ihrerseits erfüllten den Vertrag zu Nanking pünktlich, und gaben namentlich die Insel Schusan, die sie in Besitz genommen, wieder auf. Nicht so China. Eine besondere Clausel erlaubt den Fremden auch die innere Stadt Kantons zu betreten. Allein noch jetzt sind sie auf eine Vorstadt beschränkt, und würden sich den gröbsten Insulten und Mishandlungen, welche nicht einmal die Mandarinen hindern könnten, aussetzen, wenn sie jene Grenze überschreiten wollten.

Im Jahre 1847 verlangte der englische Bevollmächtigte Sir John Davis die Erfüllung des Vertrags. Der Vicekönig von Kanton, Ky-ing, antwortete mit der Unmöglichkeit. „Sie

sagen", schrieb er, „daß in andern Städten, deren Häfen dem Handel geöffnet sind, die Fremden frei in das Innere der Stadt gehen können, und daß Dies nicht in Kanton so ist; aber das Volk von Kanton ist unbändig, und wenn ihm die Gesetze nicht gefallen, so gehorcht es nicht. Bisjetzt hat es die Fremden nicht in die Stadt lassen wollen, und die Mandarinen können Das nicht ändern"; und weiter unten: „Das Volk von Kanton ist ein Haufen von Banditen, Dieben ..."

Diesem feigen Bekenntniß gegenüber war England klug genug nachzugeben; der Handel leidet nicht darunter daß einige neugierige Kinder Albions nicht in Kanton spazierengehen können. Vor etlichen Monaten ward ein directer Versuch gemacht Dies doch zu erlangen. Es ward eine Gesandtschaft nach Peking mit Briefen der Königin Victoria an den Kaiser von China abgeschickt. Sie verlangte Erfüllung des Vertrags von Nanking. Die königliche Botschaft scheiterte aber an dem chinesischen Ceremoniel. Vertragsmäßig werden Depeschen fremder Souveraine nur durch den Vicekönig von Kanton nach Peking befördert, und die englische Gesandtschaft kehrte unverrichteter Sache wieder heim. Gleichwol hat diese Niederlage das friedliche Einverständniß nicht im geringsten gestört.

Auch China ist nicht kriegerischer gesinnt. Die Unterzeichnung des Vertrags geschah zwar sicher nicht ohne den Nebengedanken künftiger Rache, und es mag sich eine bedeutende Kriegspartei am Hofe zu Peking gebildet haben; allein an Ausführung dieser Pläne ist jetzt nicht zu denken. Interessant ist das Edict welches der verstorbene Kaiser auf seinem Todtenbette hierüber erließ. Es heißt darin unter Anderm: „Nachdem die armen Thoren welche außerhalb der westlichen Grenze wohnen von unsern Truppen gezüchtigt worden, konnten wir hoffen und haben wir gehofft daß lange Jahre hindurch wir nicht nöthig haben würden deren Muth zu Hülfe zu rufen; aber der Krieg entspann sich im Osten und Süden wegen einer Handelsfrage, und da wir wünschten den Männern in alter Zeit zu gleichen, welche die Menschlichkeit für die erste Tugend hielten, wie konnten wir da unsere unschuldigen Kinder den grausamen Verwundungen der stählernen Lanze ausgesetzt sein lassen? Dies ließ uns den eigenen Kummer vergessen und einen wichtigen Vertrag schließen. Da wir unserm Reiche Glückseligkeit geben wollten, zeigten wir Milde gegen Die so aus fernen Landen gekommen waren, und infolge davon ist die verzehrende Flamme seit zehn Jahren von selbst erloschen; unser Volk und die Barbaren treiben friedlich Handel, und Alle können jetzt einsehen daß wir im Grund des Herzens bei unserer Politik immer von lebhafter Liebe zu unserm Volke ergriffen waren."

Diese Friedenspolitik herrscht noch jetzt am Hofe des neuen Kaisers. Der Hauptvertreter derselben ist Ky-ing, der Vicekönig von Kanton. Keinen Augenblick hat dieser an der Furchtbarkeit der Ausländer gezweifelt, und räth deshalb stets zum Frieden um jeden Preis. Als am 24. October 1844 auf der französischen Dampfcorvette Archimedes zwischen Frankreich und China der Vertrag von Whampoa unterzeichnet werden sollte, betrat Ky-ing zum ersten male eines jener Schiffe die wider Strom und Wind zu segeln vermögen. Während das Gefolge durch sein Staunen die Lustigkeit der Matrosen erweckte, betrachtete Ky-ing und sein Rathgeber, Huan, begierig den räthselhaften Mechanismus, den man ihnen zu erklären versuchte. Mit Staunen sahen sie die gewaltigen Eisenstücke der Maschine welche gelehrig jedem Handdrucke folgten. Nicht ohne Schrecken näherten sie sich den Kanonen, und als Ky-ing durch eine unvorsichtige Berührung das Zündhütchen explodiren ließ und der mächtige Donner folgte, so rief er aus: „Wie feurige Löwen seid ihr bis hierher durch vielerlei Gefahren gekommen, und ich, ein furchtsames Lamm, bin schon verwirrt wenn ich den Fuß auf eure gewaltigen Maschinen setze." Dann setzte er sich traurig unter sein Zelt und mochte Vergleichungen anstellen, wie China wol nie solchen Waffen werde widerstehen können.

Die Schwäche Chinas hat sich neuerdings darin gezeigt daß im Jahre 1849 ein Pirat mit 100 Junken, 1200 Kanonen und 3000 Mann Leuten sämmtliche Junken des Himmlischen Reichs in Schach halten konnte. Erst mit Hülfe der Engländer, die für ihren Handel besorgt wurden, gelang die Vernichtung der Piraten.

Am fühlbarsten wird aber diese Schwäche des Himmlischen Reichs in der Opiumfrage. Der Opiumhandel ist verboten, und dennoch blüht derselbe durch die kolossalste Contrebande. China kann den Opium nicht mehr entbehren. Trotz der härtesten Strafandrohungen scheut das Volk und die Mandarinen sich nicht in allen Theilen des Reichs, sogar in Peking in der Nähe des kaiserlichen Palastes, fast öffentlich Opium zu verbrauchen. Die Schmuggelei wird ganz offen getrieben. Immer liegen ein Dutzend amerikanische oder englische Opiumschiffe an der Mündung des Woosung und vertreiben ihre Ladung. Der reine Gewinn den die Ostindische Compagnie im Jahre 1848—49 aus diesem Handel zog belief sich auf mehr denn 20 Millionen Thaler. Ja man hat berechnet daß China im Ganzen jährlich für 40 Millionen Thaler Opium durch Schleichhandel kauft. So Etwas ist nur in China möglich.

13.

Der wehrlose Zustand von Großbritannien.

Diese Aufschrift ist überraschend. Nicht wahr? So ist denn auch die gäng und gäbe öffentliche Meinung in den drei Königreichen gar sehr überrascht worden von dem Erscheinen des Buchs selbst, das diesen Titel führt: „The defenceless state of Great-Britain, by Sir *Francis B. Head*" (1850). Großbritannien, das heutige, wehrlos? Vertheidigungslos die erste „navy" der Welt? Der Staat der, ungeheure Resourcen in sich bergend, jenseit und außer dem Bereich aller europäischen Conflicte liegt? In der That: solche Bloßlegungen sind fatal, und wenn darin auch etwas outrirt wird, so bleibt es immer und immer fatal, denn die Froschkeulenfresser jenseit des „Thors von Calais" (vergl. Hogarth's Ankunft des englischen Rinderbratens daselbst) lachen sich darüber ins Fäustchen und mit ihnen noch manches andere ehrliche europäische Mutterkind.

Zur Sache! Hören wir was die englische Kritik sagt, mit ihren eigenen Worten: „Sir Francis undertakes" (in dem eben angezogenen Werk nämlich) to establish his lemma of the defenceless state of Great-Britain analytically by a series of details exhibiting the insufficient state to which by the false economy of peace establishments different branches of our public force have been reduced." Ganz richtig, Das scheint die Auffassung und Aufgabe des Verfassers zu sein, und der Gesichtspunkt von dem er ausgeht hat wirklich viel, selbst Historisches, für sich. In Friedenszeiten wird staatlich, vielfach falsch ökonomisirt. Niemand hat Dies evidenter bewiesen als Ludwig Philipp, trotz aller Montalivet'schen Veröffentlichungen. Abgesehen davon, ist die ganze Pointe und Wucht des Sir Francis Head'schen Werks in die Behauptung gelegt: „England wird, allem Anschein und falschem Schimmer zum Trotz, solange in einem Zustande der Vertheidigungsunfähigkeit sein und bleiben, als es nicht ein stehendes Heer und eine stehende Seemacht besitzt die in jeder Beziehung jeder andern Macht gleich ist, die in jedem möglicherweise zu führenden Kriege dagegen gestellt werden kann." Dieser Satz ist sehr einfach und ich halte dafür: a priori unumstößlich. Nur ein Narr hält auf die Dauer ein blindes Fenster für ein wirkliches und trügerisches Außenwerk, das blenden soll und wohinter wenig steckt, es wird im Augenblicke wo es die Gefahr gilt bald für Das erkannt was es ist.

Der Autor bemüht sich nun Punkt für Punkt, Rubrik für Rubrik nachzuweisen wo und wie es mit der defensibility (um ein barbarisches Wort zu gebrauchen) der jenseit-

maligen Großmacht eigentlich hapert. Er nimmt die faulen Flecken, die „grand blots" in dem heutigen Militairsystem Altenglands eine nach dem andern vor, wobei es an frappanten Reflexen und Zumvorscheinkommnissen nicht mangelt. So trifft sein erster Tadel den gänzlichen Mangel eines genügenden „commissariat-establishment". Das Commissariat ist die lebensströmende Arterie des Heers in einem Feldzuge. Wo es übel damit bestellt ist, da vertrocknen die Venen und der ganze vollsaftige, thatenkräftige Körper siecht dahin. Schon Sir John Moore im Jahre 1808 und der Herzog von Wellington im Feldzuge von 1809 beklagten sich bitter über den Mangel an Erfahrung und Geschick in dem Armeecommissariatswesen, und der Letztere verfaßte selbst einen sehr gründlichen Plan „for the formation of an efficient commissariat", der inzwischen nicht zur Realisirung gekommen zu sein scheint. Der zweite Punkt der Rüge und Anklage ist das Genie-Departement. Eben wieder der Herzog von Wellington führte schon bei seinen Feldzügen in Spanien laute Klage über die Unzulänglichkeit des englischen Geniewesens, wodurch er sich fortwährend bei seinen wichtigen Operationen behindert sah, und in der That muß es den unparteiischen Betrachter höchlich frappiren, wenn man die nachstehende factische Bemerkung des Autors liest: „Es ist fast nicht zu glauben, allein es ist die Wahrheit, daß die sämmtlichen Tranchéen, Minen, Laufgräben, kurz die wichtigsten Befestigungs- und Vertheidigungswerke aller Art deren es zur Wiedereroberung von Olivanca bedurfte (im März 1811), ferner der Angriff auf das Fort Christoval im Mai desselben Jahrs, die Belagerung von Badajoz im Mai und Juni 1811, die von Ciudad-Rodrigo im März und April 1812, die Erstürmung und Einnahme der französischen Werke bei Almaraz im Mai 1812, die Einnahme des Retiro bei Madrid im August und die Belagerung von Burgos im September und October 1812, daß diese Unternehmungen sämmtlich von der britischen Armee ausgeführt wurden — unattended by a single sapper or miner." Ein verblüffenderes Factum kann es wirklich kaum geben. Der dritte Frage- und Rügepunkt ist die Artillerie. Die falsche Oekonomie hat auch hier kaum wieder zu deckende Blößen gegeben. Man hat immer reducirt und reducirt, bis zuletzt wenig oder Nichts mehr übrig ist. Während die russische Armee jeden Augenblick 1020 Geschütze, die preußische 492, die französische sogar 3759 (?) — wovon 500 der reitenden Artillerie angehören —, ja Belgien sogar 84 Geschütze mobil hat, ist England nicht im Stande im Augenblicke mehr wie 26, sage sechsundzwanzig, voll equipirte und ammunitionirte Geschütze ins Feld zu stellen (also ein Viertel von der Bemannung eines einzigen Linienschiffs), und davon befindet sich ein Drittheil in Irland. Großbritannien mit Irland besitzt in Bausch und Bogen 712 Artilleriepferde, den Train miteingerechnet. Das grenzt wirklich ans Fabelhafte. Indeß lautet es fast noch bedenklicher, wenn der Autor den Generalstäben der englischen Armee alle tiefere Kenntniß und Befugniß abspricht und dagegen einen Hauptgrund der lockern Haltung der englischen Infanterie und Cavalerie in dem tief eingerissenen Laster des Trunks findet. In keinem europäischen Heere sei dies Laster so allgemein verbreitet wie hier. Dazu kommt noch der Uebelstand daß die Offiziere in den Feldregimentern zu drei Viertheilen ganz junge Leute sind, dagegen die hohen Offiziere, Generäle u. s. w. so hoch im Alter stehen daß sie geradezu für dienstunfähig gelten müssen. Das Alter der activen englischen Generäle illustrirt der Verfasser durch folgende Tabelle:

	Alter.
Der Feldmarschall	81½ Jahre.
Wirkliche Generäle	von 88 bis zu 68 »
Generallieutenants	» 75 » 62 »
Generalmajors	» 70 » 61 »

Nicht übel! Es kommt da ein Totalsümmchen heraus welches das Alter der Welt wol noch übersteigen dürfte! 65.

Notizen.

Zur Dante-Literatur.

Der schaumburg-lippesche Geheime Cabinetsrath Victor Strauß, der bekannte Verfasser des jüngst erschienenen Schauspiels „Gudrun", hat während seines Aufenthaltes in Dresden, wo er den Ministerialconferenzen beiwohnte, einen in Dante'schen Terzinen gedichteten „Nachgesang Dante's aus dem Paradiese" (Dresden) erscheinen lassen. Dieser Nachgesang ist dem Prinzen Johann von Sachsen gewidmet, der unter dem Namen Philalethes zu Ende des Jahres 1849 den dritten und letzten Band seiner metrischen Dante-Uebersetzung mit kritischen und historischen Erläuterungen herausgegeben hatte.*) Dante wird von Beatrice aufgefodert, einem noch leibumschlungenen edeln Geiste in einer Königstadt am Elbstrande, einem edeln Fürstensohne Genesung zu bringen, der erkrankt sei in dem Ringen das heilige Lied bis zum Grunde zu erschließen. Dante naht sich dem Fürsten, und ihm die Linke aufs Herz und die Rechte auf die ernste Stirn legend, löst er die Hieroglyphen des Liedes.

„Welch Meer des Lichts durchwogt die Dämmernächte!"
Rief er (der Fürst) entzückt. „Du hast sie mir entsiegelt,
Lebend'ges Eins der dreifach ein'gen Mächte!

Preis dir, der seine Tiefen uns entriegelt,
Und strahlend in Gerechtigkeit sich kleidet,
Die bis zur Hölle Grund hinab sich spiegelt!

Preis dir daß Recht sich in der Gnade weidet,
Die seine Bluterkauften, Heilsgeweihten,
In Läut'rungsglut von allen Schlacken scheidet!

Preis dir, der Lieb' und Gnad' in Seligkeiten,
Zahllos an Art, ausströmt, und jeder wollen
Ein ihr geheiligtes Gefäß bereiten!"

A. Petzholdt's technologisch-ökonomisches Reisewerk.

Der als Agriculturchemiker, Geolog und Geognost bekannte Dr. A. Petzholdt, jetzt Professor der Technologie und Landwirthschaft an der Universität Dorpat, ist im Begriffe in Leipzig ein Werk erscheinen zu lassen in welchem er seine auf einer Reise in die russischen Gouvernements Saratow und Tambow in technologischer und ökonomischer Hinsicht gemachten Betrachtungen niedergelegt hat. Bei der Sorgsamkeit und Gründlichkeit, womit der Verfasser seine Beobachtungen anzustellen und zu verfolgen pflegt, lassen sich in diesem Werke so manche neue Aufschlüsse erwarten, die um so willkommener sein werden, je größeres Interesse die technologischen und ökonomischen Verhältnisse eines gerade in dieser Beziehung überaus wichtigen Theils des großen Zarenreichs für sich in Anspruch nehmen. Ein Gegenstand specieller Untersuchung wird die sogenannte schwarze Erde sein, die, bekannt unter dem Namen „Tschernosem", dem südlichen Rußland eine Fruchtbarkeit verleiht wie sie wol nirgend weiter anzutreffen ist. Unter Denen die sich mit der nähern Betrachtung dieser schwarzen Erde, eines der vielen noch ungelösten Probleme der Natur, beschäftigt haben, hat in neuerer Zeit Ehrenberg dieselbe für eine alte sehr infusorienreiche abgelagerte Walderde erklärt, während dagegen Petzholdt durch Vergleichen der Bodenverhältnisse an Ort und Stelle mit wiederholt angestellten Bodenanalysen zu dem Schlusse gekommen ist: daß die Entstehung der schwarzen Erde, deren außerordentlicher Reichthum an stickstoffhaltigen organischen Materien eine noch lange

*) Um dieses Werk den Italienern, die mit der deutschen Sprache im Ganzen noch zu wenig vertraut sind, zugänglicher zu machen, beabsichtigt der Sprachlehrer Winkler in Dresden den Commentar des Prinzen ins Italienische zu übersetzen, und diese Uebersetzung mit dem Originaltext in Druck zu geben.

andauernde Fruchtbarkeit und Ueppigkeit verspreche, vom Zurückziehen des Schwarzen und Kaspischen Meers sich herschreibe.

Moller's „Freiberger Chronik".

Moller, der Verfasser der bekannten „Freiberger Chronik", des „Theatrum Freibergense", der in diesem seinem Werke des Pfarrers Wagner zu Freiberg rühmliche Erwähnung zu thun sich geäußert hatte, wurde von dessen Bruder, dem Pfarrer Ch. D. Wagner zu Walthersdorf, ersucht auch seiner in gleicher Weise in der Chronik zu gedenken. Moller versprach Dies, und richtig fand der Bittsteller nach vollendetem Drucke der Chronik seinen Namen im Register, mit dem Hinweise auf Seite 508 des ersten Theils. Je begieriger natürlich, was wol Moller von ihm Rühmliches werde gesagt haben, um so erstaunter war Wagner, als er sah daß die angegebene Seite leer sei. Der Text womit der erste Theil der Chronik schließt reicht nämlich nur bis zu Seite 507, und S. 508 ist weiß geblieben. Da Moller deshalb von Wagner zur Rede gestellt wurde, war er zwar nicht um die Antwort verlegen: er habe nichts Rühmliches weiter als den Namen von Wagner gewußt, und daher in der Chronik eine leere Seite gelassen, damit Wagner selbst Dasjenige was er etwa von sich wüßte nachtragen könnte. Wagner soll aber hierauf entgegnet haben: „Si vis me celebrem facere, fac per litteras, alias merdarem in tuas nudas chartas." 66.

Die Uebersetzungen alter Classiker.

Es kann wol darüber kein Zweifel sein daß für Diejenigen welche man als Unstudirte bezeichnen kann das Erlernen der alten Sprachen unzweckmäßig und ein viel zu großer Zeitaufwand sein würde; aber hieraus folgt keineswegs daß ihnen um deswillen der lehrreiche und vielfach bildende Inhalt der alten Schriftsteller ganz unbekannt bleiben müsse. Davon kann nicht die Rede sein daß Dies darum geschehen müsse, weil jene Schriftsteller zu Misdeutungen Veranlassung geben können, denn dann müßte man das Lesen der Bibel unbedingt verbieten, woraus ärgere Folgen entstanden sind (Verfolgungen und Religionskriege) als jemals aus dem Lesen des Plutarch u. s. w. „Der häufige rechte Gebrauch", sagt F. v. Raumer in einem Briefe an Böckh in den vielfach anregenden und belehrenden „Antiquarischen Briefen" (Leipzig 1851), S. 196, „überwiegt dort wie hier den seltenen Misbrauch, und das übermäßige Lesen schlechter Romane oder verführerischer Tagesschriften ist viel gefährlicher und schädlicher als was Abgeneigte aus Kenntniß der bewährten Classiker ableiten möchten. Deshalb habe ich dafür gestimmt die jetzt so vervollkommneten Uebersetzungen derselben in unsere zu gründenden Volksbibliotheken aufzunehmen, und mehrjährige Erfahrungen (insbesondere in den Vereinigten Staaten von Nordamerika) haben erwiesen, wieviel hiervon für die geistige Bildung des Volks gewonnen ist. Diese Uebersetzungen vermitteln zwischen Gelehrten und Ungelehrten, bilden eine Brücke zu nützlicher Verständigung, erweitern den Gesichtskreis, erheben den Blick über die letzte Gegenwart und schützen gegen Verachtung, sowie gegen Ueberschätzung der eigenen und der vergangenen Zeiten." 32.

Ungedrucktes Gedicht von Piron.

Von Piron, der 1689 zu Dijon geboren wurde und 1773 in Paris starb, und welcher die Literatur mit „Arlequin Deucalion", „L'école des pères", „Metromanie", „Epitres, Chansons, Epigrammes, Fables et poésies fugitives" (7 Bde., Paris 1776) bereichert, wenn auch nicht verschönert hat, ist ein ungedrucktes Gedicht in seiner Handschrift zum Vorschein gekommen und der Nationalbibliothek in Paris zum Kauf angeboten worden. Es führt den Titel: „Les confessions de mon oreiller", und ist von Piron nicht nur unterzeichnet, sondern auch mit der Bemerkung versehen: „Erst hundert Jahre nach meinem Tode zu veröffentlichen." Kenner von Handschriften wollen die Echtheit verbürgen, und was demnach zu erwarten steht ist Zweierlei: ein mal ob die Nationalbibliothek das Manuscript kaufen, und zweitens ob das Gebot des Verstorbenen „treu zum Tage" befolgt werden wird. 31.

Noch ein Urtheil über „Eckermann's Gespräche mit Goethe".

In dem englischen Journal „The examiner" liest man von dem berühmten Bulwer unter Anderm, und nachdem er sich sehr ausführlich über den Inhalt des Buchs ausgesprochen hat, Folgendes: „Das Buch ist von Allen die sich für Deutschlands Literatur interessiren gekannt und geschätzt. Es ist unbedingt das Beste was über Goethe geschrieben ist, alle Uebrigen: Zelter, Bettina und was sonst noch, sind ebenso sehr über sich selbst als über Goethe geschrieben, Eckermann allein ist Goethe Alles in Allem." Das Buch ist soeben in einer zweiten englischen Uebersetzung erschienen. 67.

Bibliographie.

Beccaria, C., Ueber Verbrechen und Strafen. Uebersetzt von J. Glaser. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Slavische Bibliothek, oder beiträge zur slavischen philologie und geschichte herausgegeben von F. Miklosich. 1ster Band. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Boetticher, P., Arica. Halae, Lippert. Gr. 8. 1 Thlr.

Boné, A., Der ganze Zweck und der hohe Nutzen der Geologie, in allgemeiner und in specieller Rücksicht auf die österreichischen Staaten und ihre Völker. Eine Erweiterung des am 15. Febr. 1850 im Vereine der Freunde der Naturwissenschaften zu Wien gehaltenen Vortrages. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Breier, E., Görgey vor Ofen. Historisch-romantische Erzählung. 2te Auflage. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 16. 14 Ngr.

Conscience, H., Der arme Edelmann. Aus dem Flämischen übertragen von K. Arenz. Düsseldorf, Schulgen. 8. 12½ Ngr.

David, J. A., Der Eid. Historische Novelle. Aus dem Französischen übertragen von A. Weinholz. Lemgo, Meyer. 8. 15 Ngr.

Deutschlands Denker seit Kant. Die Lehren und Geistesthaten der bedeutendsten deutschen Denker in neuerer Zeit. In gemeinfaßlicher Darstellung für Lehrer, Lernende und gebildete Leser überhaupt. Dessau, Katz. Gr. 8. 2 Thlr.

Deym, F. Graf v., Vorschläge und Entwürfe zur Vertretung und Förderung der Ackerbau-Interessen in Oesterreich. Wien. Gr. 8. 16 Ngr.

Euripides, Der Kyklop. Ein Satyrspiel. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift v. A. Schöll. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 10 Ngr.

Florey, G. R., Stimmen an das Christenherz am Altare des Herrn. Eine Sammlung von Entwürfen zu Beichtreden. 2te neugeordnete und durchgesehene Auflage. Leipzig, Klinkhardt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ginzel, J. A., Die canonische Lebensweise der Geistlichen. Ein Votum für Wiedereinführung derselben. Regensburg, Manz. Gr. 8. 25 Ngr.

Hackländer, F. W., Namenlose Geschichten. 1ste Lieferung. Stuttgart, C. Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten Jahren des vorigen Jahrhundert, aus dem Munde von Augenzeugen und aus handschriftlichen Nachrichten und Urkunden, zusammengestellt von dem Verfasser der deutschen Kokarde. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 16 Ngr.

Jensen, W., Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Feldzuge von 1850. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Kaulbach, C. L., Der modern-romantische Bärenhäuter. 2te Auflage. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Stechpalmen. 2te Auflage. Ebendaselbst. 16. 15 Ngr.

Kladderadatsch in London. Humoristische Schilderungen der Industrie-Ausstellung. 1stes Heft. Berlin, Hofmann u. Comp. Imp.-4. 2½ Ngr.

Klopp, O., Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme aus der Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun. Nach den Quellen erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Knothe, H. F., Geschichte des Fleckens Hirschfelde in der Königl. sächsischen Oberlausitz. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 15 Ngr.

Köhler, G. E., Excurs in und durchs Gymnasium. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Koschuetzki, Friedericke v., Der Sohn der Freiheit. Eine Erzählung. Gera, Illgen's Erben. 8. 5 Ngr.

Kugler, F., Die Fornarina. Ein Monolog. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 16. 5 Ngr.

Kutzen, J., Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bei Leuthen. Nebst einer umfassenden Darstellung der letzteren. Mit Beilagen und 1 Plane. Breslau, Hirt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, England und Schottland. Reisetagebuch. 1ster Band. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lua, A. L., Der Emissär. Lustspiel in 1 Aufzuge. Berlin, A. Schultze. 8. 8 Ngr.

Maaß, E., Gedichte. Berlin, Th. Grieben. 16. 15 Ngr.

Mahler, P., Enthüllungen über die ekstatische Jungfrau Juliana Weißkircher aus Ulrichskirchen-Schleinbach. Eine ernste Sprachlehre für ihre Freunde und Feinde. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Maercker, F. A., Titus Lucretius Carus über die Natur der Dinge und die Unsterblichkeit der Seele. Vortrag gehalten am 8. März 1851. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schleswig-Holsteinscher Musen-Almanach für 1851. Mit Beiträgen von: H. Zeise, Thdr. Storm, Karl Heinrich rc. herausgegeben von H. Staacke und E. Goeders. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 27. Jahrgang 1849. Mit 2 Portraits. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

Oersted, H. C., Gesammelte Schriften. 3ter Band: Der Geist in der Natur. III. — A. u. d. T.: Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur. Deutsch von K. L. Kannegießer. Mit einem Vorwort von P. L. Möller. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Dasselbe. 4ter Band. — A. u. d. T.: Charaktere und Reden. Mit einem Vorwort von P. L. Möller. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Romieu, M. A., Das rothe Gespenst von 1852. Nach der 3ten Auflage des französischen Originals übersetzt von L. Fort. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Rußland und die Gegenwart. 1ster Band. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die St.-Viktorskirche zu Xanten. Geschichtliches und Beschreibendes. Nebst einer Ansicht der Stadt und Kirche von der Nordseite. Xanten. 8. 7½ Ngr.

Schaff, P., Geschichte der christlichen Kirche von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. 1ster Band: Die allgemeine Einleitung und die erste Periode, vom Pfingstfeste bis zum Tode des heiligen Johannes. Mercersburg. Gr. 8. 4 Thlr.

Scheibe, Th., Kossuth's Braut. Roman. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 16. 18 Ngr.

Scheve, G., Phrenologie und Medizin. Aus meinen wissenschaftlichen Begegnissen zu Hamburg. Mit Titelbild und 7 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schoppe, Amalia, Ferdinand und Isabella. Historischer Roman. 1467—1474. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schulz, A., König Friedrich Wilhelm III. der Gerechte, oder: Seine Zeit, sein Leben und Wirken. Historisch-biographisches Gemälde. Berlin, Schnitzer. 8. 1 Thlr.

Sostmann, Wilhelmine, Fürst und Minister. Roman. Drei Bände. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Strodtmann, J. S., Der Consistorialrath Adolph Heinrich Strodtmann, Kirchenprobst und Hauptprediger in Hadersleben, nach seinem Leben und Wirken und genealogisch-verwandtschaftlichen Verhältnissen dargestellt von dessen Sohne. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Sue, E., Miß Mary oder die Erzieherin. Roman. Deutsch von W. L. Wesché. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 16. 10 Ngr.

Die englische Toleranz. Wien, Sallmayer u. Comp. 8. 15 Ngr.

Webber, F., Die Goldjäger. Ein amerikanischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Werder, Bertha, Traumfahrt in das Land des Aufgangs. Morgenländische Märchen. Bremen, Schlodtmann. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Brauner, R., Die politische Reaktion und das alte Kirchenthum. Rede. Berlin, Seelhaar. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Was wir wünschen. Rede, gehalten am Neujahrstage 1851. 2te Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Brunner, S., Kirchen- und Staatsgedanken. 2te Auflage. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 12. 3 Ngr.

Busch, Ueber die totale Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851 und die Erscheinungen, welche dabei zu erwarten sind. Ein Vortrag in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg am 21. Febr. 1851 gehalten, mit Zusätzen und 2 Karten vervollständigt. Königsberg, Voigt. Gr. 12. 7½ Ngr.

Douai, Der Aberglaube. Freier religiöser Vortrag. Gera. 8. 1 Ngr.

— — Die Schöpfung. Freier religiöser Vortrag. Ebendaselbst. 8. 1 Ngr.

— — Die Vorsehung. Freier religiöser Vortrag. Ebendaselbst. 8. 1 Ngr.

Görwitz, H., Eine Null! Humoristische Vorlesung zum neuen Jahr 1851. Jena. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Die Tanz-Assecuranz, humoristisch-sociale Standrede in der Repräsentantenkammer der Frauen. Ebendaselbst. 16. 2 Ngr.

Hopf, A., Brennecke auf der Industrie-Ausstellung in London. Humoristisches Genre-Bild nach der Natur. 2te Auflage. Berlin, Hopf. 8. 2½ Ngr.

— — Puhlmann und Tibbeke bei der Enthüllungs-Feier des Friedrich-Denkmals. Historisches Zwiegespräch von einem erhöhten Standpunkte. Ebendaselbst. Gr. 8. 1½ Ngr.

Müller, W., Predigt für den Sonntag Miser. Dom. gehalten am Tage seiner Reactivirung den 4. Mai 1851 zu Riemberg. Wohlau. 8. 2 Ngr.

Purmann, T., Traugott Wilhelm Krug's Erklärung des Steines der Weisen zur Widerlegung falscher Urtheile über die christliche Religion benutzt. Oels. 8. 2 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Beschluss aus Nr. XXII.)

112. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. Die vorliegende, des classischen Werks vollkommen würdige deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiss allseitig mit Freuden begrüsst werden.

113. **Wille (Eliza), Felicitas.** Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

114. **Zweck und Mittel.** Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleinern Staaten. Von Lucius Verus. 8. Geh. 8 Ngr.

Ausländische Commissions-Artikel,

zu beziehen durch

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1851. 8me année. In-12. Paris 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **D. Buenaventura Carlos Aribau.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

T. I. Obras de *Miguel de Cervantes Saavedra.*
T. II. Obras de *D. Nicolas y de D. Leandro Fernandez de Moratin.*
T. III. Novelistas anteriores á Cervantes.
T. IV. Elegias de Varones ilustres de Indias por *Juan de Castellanos.*
T. V. Comedias escogidas de *Fray Gabriel Tellez* (el maestro *Tirso de Molina*).
T. VI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. I.
T. VII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. I.
T. VIII. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. II.
T. IX. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. II.
T. X. Romancero general, o Coleccion de romances castellanos, recogidos por *D. Augustin Duran.* T. I.
T. XI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. III.
T. XII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. III.
T. XIII. Epistolario español. Coleccion de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos por *Don Eugenio de Ochoa.* T. I.
T. XIV. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. IV.
T. XV. Obras escogidas del Padre *José Francisco de Isla.*

ספר עקידת יצחק על חמשה חומשי תורה ועל חמש מגלות
מהחוקר ר׳ יצחק בן עראמה וספר חזות קשה מהמחבר. ועוד
הוספנו פירוש מקור חיים הכולל באור תוכן כל שער, ומקומות
הסתומים בדברי רבינו, הן בחמשה חומשי תורה והן בחמש מגלות,
ובספר חזות קשה, ובראש הספר תולדת הב"ע ז"ל מאת חיים יוסף
פאללאק.

Akedat Jizchak, oder philosophische Abhandlungen über den Pentateuch, mit Bezug auf die jüdische Religionsphilosophie, nebst einer Polemik gegen den Aristotelismus. In 105 Abschnitten dargestellt von **Isaak Arama** aus Zamora in Spanien. Zum achten male abgedruckt, mit Glossar und leichten Commentationen. 5 Bände. Gr. 8. Preßburg. Geh. 5 Thlr.

Dzieje starego i nowego testamentu na wzór niemieckich Kabata na nowo ułożone przez X. A. R. Drugie wydanie. 16. Poznań. Geh. 10 Ngr.

Poplińiski, Przykłady do tłomaczenia z łacińskiego na polskie i z polskiego na łacińskie. Część II. na Quintę. Edycya druga. 8. Poznań. Geh. 12½ Ngr.

Treść religii to jest Dzieje starego i nowego Testamentu oraz Katechizm rzymsko-katolicki przez X. A. R. Wydanie drugie. 8. Poznań. 10 Ngr.

Kataloge.

Unter der Presse befinden sich bei F. A. Brockhaus in Leipzig nachstehende Kataloge, die später durch alle Buchhandlungen zu beziehen sein werden:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
   Dieser Verlagskatalog wird bis zum Jahr 1851 fortgeführt und mit Registern und wissenschaftlichen Uebersichten versehen.

2. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind. Nr. 1—6.**
   Dieses an werthvollen Werken reiche Verzeichniß enthält in Nr. 1: Gesammelte Werke und schöne Literatur; Nr. 2: Philosophie und Theologie; Nr. 3: Philologie, Alterthumswissenschaft, Bibliographie und Literaturwissenschaft; Nr. 4: Medicinische Wissenschaften; Nr. 5: Naturwissenschaften; Nr. 6: Rechts-, Staats- und Militairwissenschaft.

3. Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.

Das Verzeichniß enthält eine reiche Auswahl von Werken der französischen, englischen, italienischen, spanischen, holländischen, polnischen u. s. w. Literatur, die zu sehr ermäßigten Preisen abgelassen werden.

4. Verzeichniß einer reichen Sammlung von Schriften der orientalischen Literatur, die durch F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden können.

Es sind in diesem Verzeichniß die werthvollsten Schriften zusammengestellt, welche von der Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, dem Oriental translation Fund, der Society for the publication of Oriental texts und der East-India-Company in England herausgegeben und die zum Theil noch ganz unbekannt auf dem Continent sind. Außerdem enthält es eine bedeutende Anzahl anderer Schriften der orientalischen Literatur, die sich auf dem Lager von F. A. Brockhaus in Leipzig befinden.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen, englischen und italienischen, sowie vielseitige Verbindungen mit dem Auslande setzen die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in den Stand, alle ihr ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; sie empfiehlt sich daher Allen, die Bedarf davon haben, und ist stets bereit, nähere Auskunft über Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Bei uns ist soeben erschienen:

Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme

aus der

Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun.

Nach den Quellen erzählt

von

O. Klopp, Dr. phil.,

Gymnasiallehrer in Osnabrück.

Zwei Theile. 8. Geh. Preis 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Leipzig, im Juli 1851.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben

von den Geschäftsführern

unter der verantwortlichen Redaction

des Prof. Dr. ***R. Anger*** in Leipzig.

Fünfter Jahrgang. 1851.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein ***Literarischer Anzeiger*** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Zweites Heft.

Ueber die zweite Art der achämenidischen Keilschrift. Von *Holtzmann.* — Auszüge aus Saalebi's Buche der Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht. Von Freih. *v. Hammer-Purgstall.* — Ueber das I-King. Die verschiedenen Bestandtheile des Buches und ihre Verständlichkeit. Von *G. O. Piper.* — Studien über das Zendavesta. Von *Spiegel.* — Friedrich's Forschungen über die Sprache und Literatur auf Bali. Aus dem Journal of the Indian Archipelago Febr. 1849 im Auszuge übersetzt von *Spiegel.* — Ueber den Gebrauch und die Zusammensetzung der orientalischen Augenschminke (الكُحْل). Von *Hille.* — Aus einem Schreiben des Staatsraths Dr. *v. Erdmann* an Prof. Fleischer. — Beiträge zur Kenntniss des kaukasischen Türkisch. Von *Fr. Bodenstedt.* — Eine neuarabische Kaside von *Fâris Esh-Shidják.* — Aus einem Briefe Dr. *Krehl's* an Prof. Fleischer. — Aus einem Briefe des Prof. *Tornberg* an Prof. Fleischer. — Aus Russland. — Bemerkungen über 'Omar ben Soleiman. Von *G. Flügel.* — Bibliographische Anzeigen. — Arabische Handschriftensammlung des Consul Dr. *Wetzstein* zu Damaskus. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Vollständig ist nun erschienen der

Zweite Band

von

Dr. *F. Grävell's*

Notizen für praktische Aerzte

über

die neuesten Beobachtungen in der Medicin.

Roy. 8. 61 Bogen. Preis 5 Thlr. 20 Sgr.

Die in diesem Bande enthaltenen Berichte über **Cholera**, sowie über die **schlesische Typhus-Epidemie** dürften besonders Interesse erregen.

Der dritte Band ist unter der Presse und wird die erste Abtheilung baldigst ausgegeben werden können.

Berlin. ***August Hirschwald.***

Schriften von Ernst Schulze.

In **Miniatur-Ausgaben** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht.

Vierte Auflage. 1851. Gebunden. 1 Thlr.

Cäcilie.

Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Zwei Theile. 1849. Gebunden. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1851. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 110. —— 19. Juli 1851.

Inhalt.

Mirabeau.

Mirabeau. Eine Lebensgeschichte. Von Franz Ernst Pipitz. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Im Schoose tiefsten Geheimnisses oft bereiten sich historische Zufallscombinationen, Wahlverwandtschaften, Schlußreihen, oder wie wir es sonst nennen sollen, vor. Geschicke die einmal in enger Verbindung miteinander stehen, in denen sich vielleicht gegenseitig eine Art Nemesis geltendmacht, haben ihren Ursprung zuweilen in weiter Entfernung voneinander, in weiter Entfernung des Raums und der Zeit, und ebenso scheint es als walte dann und wann eine wunderbare Attraction zwischen zwei Orten verschiedener Regionen, als sei der eine das Centrum der Schwere, nach welchem dem Ansehen nach ganz zufällig gewisse geschichtliche Resultate und Producte des andern fallen. Wir nennen die Namen Frankreich und Florenz. Es wäre an sich gleichgültig daß die ärgste Entwickelung des Despotismus in Frankreich aus der Hauptstadt von Toscana stammt, daß die Mediceer in Paris von ihren Studien Macchiavelli's praktische Anwendung machten. Dieser Umstand erhält jedoch sogleich eine sehr eigenthümliche Beleuchtung, wenn wir erfahren daß die in der Provence ansässige Familie Arrighetti ebenfalls ehedem in Florenz ihre Heimat hatte. Die Familie Arrighetti aber ist keine andere als die aus welcher der Mann seinen Ursprung herleitet der ganz eigentlich als Zerstörer des Absolutismus in Frankreich angesehen werden kann — Gabriel Honoré Riqueti, Graf von Mirabeau!

Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Diese Verse Schiller's erklingen wie eine ewige Mahnung an die Nachwelt: über einen Helden der Vergangenheit gerecht und unparteiisch zu Gericht zu sitzen und ihm jene Würdigung zutheilwerden zu lassen welche ihm die Leidenschaften der Zeitgenossen versagten. Diese Verse passen auch ganz besonders auf Mirabeau. Denn wenige Männer der Geschichte waren von jeher einer solchen Misdeutung preisgegeben wie er. Man zollte zwar einstimmig seinem Genie die vollste Anerkennung, griff jedoch namentlich von zwei durchaus entgegengesetzten Standpunkten aus seinen Charakter an. Jede der beiden extremen Parteien glaubte ihn in dem ihr feindlichen Lager zu erblicken, und setzte in ihrem Urtheil über ihn an die Stelle seiner bestimmten politischen Anschauung und Doctrin das Zerrbild einer willkürlichen, egoistischen und frevelhaften Gesinnung. Sie verkannten fast durchweg diese seine politische Doctrin und sahen nicht daß er auf keiner an beiden Seiten, sondern stets zwischen ihnen stand. Als es galt die alten Götzen zu zertrümmern und Mirabeau, wiewol er nicht alle Beschlüsse jenes berühmten 4. August billigte, kühn in den ersten Reihen focht, hielten ihn die Revolutionnaire einzig und allein für ihren Chorführer, während die Conservativen und die Reaction sein Thun als blind zerstörende Wuth eines privatim übel berüchtigten Subjects verdammten. Als der Schwung der Ereignisse dem Geist der puren Negation eine für die Verhältnisse allzu große Herrschaft einzuräumen drohte, und Mirabeau für die Erhaltung gewisser Formen zu wirken begann, die in seinem politischen Systeme bedingt waren, söhnte er zwar manche conservative Elemente mit sich aus, mußte es sich aber gefallen lassen daß ihn seine frühern, nach weiterer Zerstörung lüsternen Genossen als „abtrünnigen Verräther des Volks und verächtlichen Miethling der Reaction" brandmarkten.

Es ist das anerkennungswerthe Verdienst des Verfassers der vor uns liegenden Biographie Mirabeau in seiner wahren geschichtlichen Bedeutung hingestellt zu haben, und zwar als den Träger und Kämpfer für die Einführung des modern-monarchischen, d. h. des constitutionnell-monarchischen Princips in Frankreich. Daß in seinem politischen Wirken wie in seinem Privatleben Mancherlei zu tadeln ist, kann freilich nicht geleugnet werden, und sein früher Tod hat ihn dabei vielleicht noch vor mancher Inconsequenz und Blöße geschützt.

Nicht als ob wir irgend glaubten er hätte je seinem constitutionnellen Princip untreu werden können, meinen wir nur er wäre möglicherweise im Verlauf, da das constitutionnelle System ja ebenfalls wieder eine Menge Nuancen und Modificationen zuläßt, mehr auf die rechte Seite desselben hinübergetreten. Wie Dem indeß aber auch sei, er starb mitten in seinen Bestrebungen, und die constitutionnelle Form gelangte vorderhand zur Feststellung. Ob er die Revolution in ihrem später zerstörenden Lauf aufgehalten haben würde? Diese Frage ist gleichbedeutend mit der, ob er im Stande gewesen wäre einen entscheidenden Einfluß auf den König und die Hofpartei zu gewinnen. Die demagogischen Elemente im Zaum zu halten war zweifelsohne leichter, umsomehr als die reinrepublikanischen Ideen damals eine noch sehr geringe Vertretung im Volke und eine noch weit geringere in der Nationalversammlung besaßen. Die constitutionnelle Verfassung scheiterte fast allein durch die Intriguen und die Unbesonnenheit jener Partei welche den König und seine Entschlüsse beherrschte, und es war eine sehr natürliche Entwickelung daß die Revolution bis zur Proclamirung der Republik vorschritt.

Mirabeau's parlamentarische Thätigkeit ist fast die Seele der beiden ersten Jahre der Französischen Revolution. Die Geschichte dieser Epoche bietet sich daher von selbst als die ergiebigste Quelle für die biographische Schilderung der letzten Lebensjahre Mirabeau's dar. Eine andere Quelle für seine Biographen sind seine literarischen Werke, und über seine Jugendgeschichte namentlich geben die aus Familienpapieren geschöpften Memoiren von Montigny die beste Auskunft. Pipitz hat sich seiner Aufgabe mit großer Liebe hingegeben, und ohne daß er irgend seine Quellen besonders citirt und den Text mit Anmerkungen verbrämt, wird doch Jeder welcher mit dem Helden und der Geschichte seiner Zeit vertraut ist, ungeachtet mancher abweichenden Ansichten bald erkennen daß er gründliche Studien gemacht hat. Seine Darstellung neigt sich jener Richtung hin welche Lamartine in seiner „Histoire des Girondins" mit so großem Erfolge anbahnte, und wir wollen damit dem Verfasser kein ganz gewöhnliches Lob sagen. Pipitz schreibt rhetorisch warm, interessant, auf ein größeres Publicum rechnend und diesem zugänglich; überdies ist der Gegenstand der Art daß er jedem einigermaßen Gebildeten an sich schon eine spannende Unterhaltung zu gewähren im Stande sein dürfte. Während wir von einem eigentlichen Geschichtswerke die ganze Strenge des historischen Stils fodern, mag Alles was den Charakter der Monographie ansichträgt immerhin einer genreartigen Behandlung huldigen. Diese Behandlung kann sogar da wo sie mit der Natur des Stoffs in Einklang steht eine gewisse Nothwendigkeit für sich in Anspruch nehmen.

Das Leben Mirabeau's gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste, der längste, umfaßt seine Leiden unter der Tyrannei der väterlichen Gewalt und reicht bis zum fast vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahre des Helden: eine rauhe Schule jeder möglichen bittern Lehre und gewaltsamen Zucht. Die letzten sechs Jahre dieses Abschnitts bilden in ihrem bunten Wechsel von Kerkerhaft und Flucht einen förmlichen Roman, in welchem auf Mirabeau und Sophie die volle Strahlenglorie jener berühmten, von der Geschichte geweihten Liebespaare, die Strahlenglorie Abälard's und Heloisens, Romeo's und Juliens herabsinkt. Die zweite Periode seines Lebens umfaßt etwas über acht Jahre; hier kommt Mirabeau mit der positiven, allgemein europäischen Politik in nähere Berührung und genießt die eigentliche Vorbereitung für die beiden Jahre seines dritten, letzten Lebensabschnitts, für seine Thätigkeit als Parlamentsredner.

Mirabeau war am 9. März 1749 auf dem Gute Bignon bei Sens geboren und stammte, wie wir oben andeuteten, aus einer Familie die ehedem in Florenz ihren Wohnsitz hatte, aber schon um die Zeit da Dante das Licht der Welt erblickte, um ihres Ghibellinenthums willen, wie der eben genannte Dichter später gleichfalls, aus der Heimat vertrieben wurde. Mirabeau's Vater ist eine bekannte Persönlichkeit, ein Schüler Quesnay's, während einer Reihe von Jahren das Haupt der Physiokraten, und hatte unter dem Titel „L'ami des hommes ou traité de la population" ein staatswirthschaftliches Werk edirt, welches seiner Zeit viel Aufsehen machte, ein buntes Gemisch neuer Ideen, alter Vorurtheile und apokalyptisch dunkler Phrasen. Es ist nicht uninteressant zu bemerken wie dieser Vater, welcher seinen Sohn auf die lächerlichste Weise tyrannisirte, nicht nur Humanismus predigte, sondern auch mit dem Verfasser des ersten großen Werks über Erziehung, mit Jean Jacques Rousseau, in Verbindung stand. Rousseau indeß hatte den sehr richtigen Instinct diese Verbindung, als sie eine größere Intimität beabsichtigte, kurz abzubrechen. Wollte der Marquis, dem ein vernünftiges Capitel über Erziehung dienlicher gewesen wäre, doch nichts Anderes als den berühmten citoyen de Genève für seine politisch-ökonomische Partei gewinnen, um in egoistischem Interesse wenigstens diesen großen Namen als Banner vor ihr aufpflanzen zu können. Der Marquis lud Rousseau, als er eben von England zurückgekehrt war, dringend ein bei ihm Wohnung zu nehmen, verdarb sein Spiel aber vollends als er ihm ein Buch von Mercier de la Rivière: „Die natürliche und wesentliche Ordnung der Gesellschaft", aufdrang, worin der sogenannte „legale Despotismus" explicirt und gerechtfertigt wird; ein Wort welches den Marquis namentlich in seinem Verhältniß zu seinem Sohne aufs bündigste charakterisirt. „Daß das wahre Interesse des Despoten", schrieb Rousseau an den Marquis, „ihn veranlassen muß gesetzlich zu regieren, Das ist stets und überall anerkannt worden. Aber handelt denn überhaupt Jemand seinen wahren Gesetzen gemäß? Der Weise allein, wenn ein solcher existirt. Sie machen also jeden Despoten zu einem Weisen." Und in der That, der Marquis mußte seine Grundsätze für die eines Weisen halten, da keine Stimme der Natur ihn veranlassen

konnte bei der Erziehung des jungen Gabriel, der eine kecke und mächtig aufstürmende, aber nie eine böse Natur manifestirte, von seinen bloßen Abstractionen und tyrannischen Theorien abzuweichen. Es gehörte der ganze titanische und edle Geist des großen Sohnes dazu um unter einem solchen System nicht matt zu zertrümmern oder in die furchtbarsten Excesse des Verbrechens auszuarten. Mit wahrer Rührung liest man wie Gabriel als er das väterliche Haus verlassen seine Zuchtmeister einen nach dem andern gewinnt, während der Vater von keinem seiner wahnwitzigen und finstern Vorurtheile abzubringen ist, so sehr sich auch besonders der Bailli von Mirabeau, der Bruder des Marquis, für den jungen Mann verwendet. Was ist natürlicher als daß Mirabeau seinem Grimm endlich auf dem Wege der Schrift Luft machte, und als dreiundzwanzigjähriger Mann seinen „Essai sur le despotisme" abfaßt, ein Buch in welchem er sein politisches Credo ausspricht, zum ersten mal, und im Ganzen theils der rhetorischen Schule der alten Ethiker und Geschichtschreiber, theils Rousseau folgt. Hören wir das Résumé seiner Ansichten:

Die Menschen leben in Gesellschaft um ihres Nutzens willen.

Der König, das Oberhaupt der Gesellschaft, ist durch sie und für sie eingesetzt.

Kein Mensch hat das Recht einen Andern zu unterdrücken, denn Keiner will unterdrückt sein; und verleiht Stärke Recht, so kann ein Stärkerer stets das gleiche Recht in Anspruch nehmen.

Wer sich um das Gemeinwohl nicht kümmert, Der verzichtet auf den Schutz der Gesellschaft.

Die Menschen sollen keine Macht anerkennen die sie nicht nährt, und daher diejenige stürzen welche sie ausbeutet und unterdrückt.

Der Despotismus, welcher sich beinahe in alle europäischen Verfassungen eingeschlichen, hat alle Sprachen, alle Ideen, alle Gefühle sogar verunstaltet.

Der Eigennutz, zum Beweggrund und Maßstab aller menschlichen Handlungen geworden, hat die Grenzen der Gewalt unaufhörlich erweitert, um den Lohn seiner Knechtsdienste zu empfangen.

Die Priester, zu allen Zeiten Parteigänger und Helfershelfer des Despotismus, vertheidigen umsonst die Lehre vom leidenden Gehorsam, eine dumm-abenteuerliche Lüge, von der das reine Christenthum Nichts weiß.

Das göttliche Gesetz ist und kann kein anderes sein als das der Menschheit vortheilhafteste. Jeder Grundsatz also der das Glück und die Freiheit der Völker beeinträchtigt ist in den Augen des höchsten Wesens ebenso verwerflich wie in denen unserer Vernunft, des Geschenks seiner wohlthätigen Allmacht.

Das Werk hat große stilistische Verdienste und glüht von einem seltenen Schwunge der Begeisterung und von hinreißender Beredtsamkeit. Soviel uns bekannt, erschien es erst später 1776 in Holland. Die hier ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze blieben die Richtschnur welche Mirabeau's ganzes ferneres öffentliches Streben regelte.

Um die Mitte des Jahres 1772 verheirathet sich Mirabeau mit einem Fräulein von Marignane. Seine Finanzen gerathen in Unordnung, der Vater läßt ihn für einen Verschwender erklären, stellt ihn unter Curatel, verweist ihn durch eine lettre de cachet in eine kleine Landstadt in die Verbannung und schafft ihn bald darauf 1774 endlich auf das feste Schloß If am Eingange des Hafens von Marseille. Im folgenden Jahr wird Mirabeau auf die Feste Joux in der Franche-Comté geschleppt, und hier ist es wo er Sophie, die junge Gattin des greisen Präsidenten von Monnier, kennenlernt. Seine Flucht 1776, seine Vereinigung mit der Geliebten im Auslande, sein Aufenthalt in Amsterdam, seine Gefangennehmung im Mai 1777 und endlich seine Gefangenschaft im Thurm von Vincennes werden von Pipitz in glänzender Weise erzählt, und diese Partie gehört offenbar zu den schönsten Abschnitten seines Werks. Im Thurm von Vincennes wurde Mirabeau bis Mitte December 1780, also drei und ein halbes Jahr lang festgehalten. Sein Briefwechsel mit Sophie, welchen er, Dank der Milde seiner Kerkermeister, führen durfte, gibt Bericht über sein Treiben und Leiden während dieser Zeit. Welch ein Briefwechsel! So voll Geist, Empfindungstiefe, Feuer, Leidenschaft, Idealität und Innigkeit, daß wir ihn jenen berühmten lateinischen Briefen die uns von Abälard und Heloise hinterlassen wurden, oder jener erfundenen Correspondenz zwischen St.-Preux und Julie aus der Feder des großen Rousseau dreist an die Seite stellen können. Wenn man den Gefangenen endlich befreit, so geschieht es meist nur darum, weil der alte Marquis nicht gern seinen Namen erlöschen sehen möchte; denn der Bruder Gabriel's war, wie Letzterer an Sophie schreibt, als ein gar zu großer Wüstling „nicht verheirathbar". Mirabeau hatte die Zeit seiner Kerkerhaft zu unablässigen Studien und Arbeiten benutzt, und es läßt sich begreifen daß diese Thätigkeit in Verbindung mit der Einsamkeit, welche die allzu wilde Glut seiner Seele in der Ruhe der Reflexion etwas abkühlte, manche heilsame Modification in seinen Ansichten wie in seiner ganzen Natur zuwegebrachte. Pipitz spricht sich hierüber also aus:

Welcher Art aber der Umschwung war den diese 42 Monate in Mirabeau's Charakter und Denkweise hervorgebracht, läßt sich aus seinem Briefwechsel mit Sophie, sowie aus den Schriften die er als Früchte seiner Kerkermuße in die Welt mitnahm deutlicher erkennen als aus den vorübergehenden Aufwallungen, die den rhapsodischen Urtheilen des Marquis zur Grundlage dienten. Wie viele Züge edelster Großmuth und Versöhnlichkeit, liebevoller Güte und echtmenschlicher Theilnahme bieten jene Briefe dar! Welche Mäßigung bei leidenschaftlicher Erregung! Welche Erhabenheit über kleinliche, welche Empfänglichkeit für die höchsten Empfindungen! Empfindungen deren Flamme bei Mirabeau aus anderm Stoffe brennt als den Franzosen gewöhnlich zu ihrer Nahrung bereit liegen. Herbe zischt bei ihm noch wie beim Brande eines grünen Waldes die Fülle natürlicher Säfte in dem Geprassel, und dicht geballt wirbeln die Rauchwolken umher. Doch verdunkeln ihm diese Wolken nirgend die Klarheit der Erkenntniß. Von keiner Absicht verführt, von keinem Vorurtheil gehemmt, faßt sein Geist die Lebensquellen der Gesellschaft in ihren Ursprüngen auf und folgt ihnen in ihren Windungen, in ihren Abstürzen, in ihrem Versiegen. Wie im offenen Felde liegt die reiche Saat mannichfacher Thätigkeit vor seinen Augen, und ihre Reife, die er nirgend erblickt, ahnet er im Reifen. Ihm sondert sich das Wahre strenge ab von dem Gleißenden

Verkehrten, Entarteten; die Fülle der Erscheinungen verwirrt ihn nicht, denn er hat sie geordnet ohne ihre organische Bildung zu verkümmern.

Das Werk „Des lettres de cachet et des prisons d'état" war eine der schönsten und heilsamsten Früchte der Erfahrungen welche Mirabeau in seinem Kerkerleben gemacht hatte. Wir heben dieses Buch besonders hervor, nicht nur, weil der Verfasser selbst einen sehr hohen Werth darauf legte, sondern weil es ihn auch zum ersten mal in eine nähere Berührung mit dem Könige Ludwig XVI. brachte. Ferner heißt es bei Pipitz:

Und in dem Bewußtsein der redlichen Absicht die ihn dabei beseelte scheute er sich nicht das Werk gerade dorthin gelangen zu lassen, wo es zwar den meisten Anstoß erregen, aber zugleich den größten Nutzen stiften konnte. Er sorgte nicht nur dafür daß es Boucher in die Hände kam, sondern widmete auch den zweiten Band, der vorzugsweise die in den Staatsgefängnissen herrschenden Misbräuche schilderte, dem Polizeilieutenant Lenoir, und trug sich sogar mit dem Gedanken es dem Könige selbst zu überreichen. Ludwig XVI. erhielt das Buch indessen durch Vermittelung des Grafen Vaudreuil und gab zu daß es treffliche Gedanken enthalte, fügte aber bei, er bedauere sehr daß ihm das Misverhalten des Verfassers nicht gestatte dessen philanthropischen Grundsätzen Glauben beizumessen. Doch trugen Mirabeau's Enthüllungen Manches dazu bei das Loos der Staatsgefangenen zu verbessern, und hauptsächlich sie waren es die den Minister Breteuil bewogen dem Kerkerthurm von Vincennes eine andere Bestimmung zu geben.

Wir übergehen wie Mirabeau hierauf durch seine Beredtsamkeit das wegen Entführung der Frau von Monnier gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil aufhebt, sich jedoch vergeblich bemüht mit seiner Gattin in ein besseres Einvernehmen zu treten. Im Jahr 1784 finden wir ihn in England mit Schriftstellerei beschäftigt; und unter Anderm veröffentlichte er hier ein Pamphlet, unter dem Titel „Bedenken über die vom Kaiser (Joseph II.) in Anspruch genommene Eröffnung der Schelde". Wir legen Gewicht auf diese Schrift, weil sie einen unumwundenen Beweis gibt daß es Mirabeau bei der Verwirklichung seiner Fortschrittsideen nicht um Neuerungen à tout prix zu thun ist. Er tadelt die Art und Weise Joseph's II. ganz entschieden; er will die Mönche und Nonnen ebenso wenig verfolgt und bestohlen wissen wie den ärgsten Atheisten. „Es ist", sagt er, „einer der unseligsten Einfälle unserer Herrscher von Gottes Gnaden daß sie ihre Unterthanen stets auf ihre Art glücklich oder vielmehr, wie sie sich ausdrücken, glücklicher machen wollen. Wenn man nur zu wollen braucht um Gehorsam zu finden, so verirrt man sich in ein Labyrinth von Widersprüchen." Ja, er scheint Joseph in einem Privatschreiben an Chamfort sogar mit einem Don Quixote in Parallele zu stellen; denn er wünschte ihm einen Sancho an die Seite, der ihn stets mahnen sollte: „Wer zu viel unternimmt, bringt Nichts recht zustande." Steht ein Mann welcher sich in solcher Weise ausspricht wol auf dem Gebiet abstracter Negation und rücksichtsloser Zerstörung, wie ihm oft genug vorgeworfen worden?

Die steigende Geldcalamität des Staats und besonders der immer weiter umsichgreifende Actienschwindel lenkten Mirabeau's Studien und Thätigkeit nun auf das Finanzfach. Die Schriften, meist Gelegenheitsschriften, welche er über diese Materie abfaßte, haben für ihn persönlich die wichtige Bedeutung daß sie ihn gleichsam in die Antichambre der Staatscarrière einführen, seine erste staatliche Placirung vorbereiten, indem er auf diesem Wege mit Calonne in Berührung kam. Es ist hier vielleicht der Ort auch über Mirabeau's erste Opposition gegen Necker vorgreifend ein Wort einzuschalten, umsomehr als diese Opposition auf sein Verhältniß zu Calonne später bedeutend influencirte. Necker, der entschiedene Gegner Turgot's und der Physiokraten, hatte 1781 seinen berühmten „Compte rendu au roi" herausgegeben, welcher als eine Art Abschluß die Richtigkeit seines auf Anleihen und Hebung des Credits gegründeten, mit den geheimen Ressorts der Banken sehr genau vertrauten Systems beweisen sollte. Der gewandte Finanzmann rechnete heraus daß er womöglich gar noch einen kleinen Ueberschuß bei der laufenden Verwaltung erzielt habe. Die Sache verhielt sich jedoch anders, und da Necker mancherlei Ausgabeposten nicht mit in Anschlag gebracht hatte, so ließ sich bei genauerer, alle Illusionen abweisender Specification darthun daß sogar ein Deficit von 40 Millionen vorhanden sei. Die Mängel der Necker'schen Verwaltung waren es welche Mirabeau in ihren Einzelheiten auseinandersetzte; und er that es mit großer Klarheit, denn er besaß auf dem finanziellen Gebiete vielleicht seine besten positiven Kenntnisse.

Daß Mirabeau mit einem Manne wie Calonne, welcher den hofmännischen Leichtsinn in die Geschäfte übertrug und, als er Necker das Geheimniß des Credits abgelauscht hatte, in unsinniger Verschwendung Schulden auf Schulden häufte, nicht lange in Verkehr bleiben würde, war vorauszusehen. Mirabeau liebte die offene Ehrlichkeit und zog schonungslos gegen die Misbräuche zu Felde; Calonne gerieth den Actienschwindlern sehr bald selbst in die Hände, und wiewol er anfangs Mirabeau angeregt und einigermaßen unterstützt hatte, gab er ihn zuletzt doch preis. Mirabeau begriff Dies zeitig genug. „Blos darauf bedacht", schrieb er an Calonne, „eine Ihrer Eigenliebe günstige Haltung des Körpers wie des Geistes anzunehmen, die Genüsse Ihrer Eitelkeit, ja der kleinlichsten Ihrer Eitelkeiten zu vervielfachen und den Schwierigkeiten des Augenblicks zu entgehen, verlangen Sie nur Auskunftsmittel und nicht Rathschläge, nur Schmeichler und nicht Freunde, nur Lob und nicht Wahrheit." Um sich vor der Rache des Ministers zu schützen, begab sich Mirabeau Mitte December 1785 nach Deutschland und zwar nach Berlin.

Mirabeau hat sich drei mal in Berlin aufgehalten, und da diese Epoche seines Lebens für uns eine ganz besondere Bedeutung hat, wollen wir unter Führung des uns vorliegenden Werks etwas näher auf sie eingehen.

Im Jahr 1785 lebte Friedrich der Große noch, und es war daher der sehnlichste Wunsch Mirabeau's den Monarchen persönlich kennenzulernen. Wiewol der Monarch damals eigentlich keinen Fremden mehr empfing, so

glückte es Mirabeau dennoch eine Audienz zu erlangen. Er hatte sich schriftlich an den König gewandt und ihm angedeutet daß er nach Rußland zu gehen, und in diesem Lande, das nach seiner Meinung „Fremde am meisten benöthige", eine Anstellung zu suchen gedenke. Es ist dieser Entschluß einer jener Haltpunkte in dem Leben großer Männer, wo es von einem ganz besonders fatalistischen Zufall abzuhängen scheint, ob ihr Geschick und mit ihm das Geschick eines Theils der Welt diese oder jene Wendung nehmen werde; ein ähnlicher Moment findet sich bekanntlich in dem Leben Cromwell's, da er auswandern, und in dem Napoleon's, da er, als noch ganz junger Mann, der Türkei seine Dienste anbieten wollte. Friedrich II. sah Mirabeau sogar zwei mal bei sich. „Seltsames Zusammentreffen zweier großer Männer in dem Augenblicke da der Stern des Einen erblich, der des Andern aber im Aufgehen begriffen war!" ruft Pipitz aus; und noch seltsamer, fügen wir hinzu, dadurch daß es nicht nur zwei große Männer, sondern speciell gerade diese beiden waren! Diese beiden welche in einer so eigenthümlichen weltgeschichtlichen Beziehung zueinander stehen!

Der Verfasser führt aus dem Inhalt der Unterredungen Mirabeau's mit Friedrich dem Großen eine interessante Stelle an. Man kennt die Vorwürfe welche Friedrich darüber erfahren mußte daß er das literarische Treiben seines Volks keiner Berücksichtigung würdigte. Auch Mirabeau spielte auf diesen Punkt an, indem er sagte: „Es ist zu bedauern daß Ew. Majestät nur der Cäsar Ihres Volks und nicht auch zugleich dessen August sein wollten." Der König erwiderte hierauf die bedeutsamen Worte: „Sie wissen nicht was Sie sagen: — gerade dadurch daß ich meinen Leuten freien Spielraum ließ, mich nicht in ihre wissenschaftlichen und schriftstellerischen Angelegenheiten mischte und gar keinen Antheil daran zu nehmen schien, glaube ich für sie und die Aufklärung mehr gethan zu haben als wenn ich diese hätte erzwingen wollen."

Mirabeau benutzte seinen Aufenthalt in Berlin um sich besonders über die preußischen Staatseinrichtungen und über die deutschen Culturverhältnisse nach Möglichkeit zu unterrichten. Wenn wir Dohm's Zeugniß vollen Glauben beimessen dürfen, gelangte er sogar bald dahin „daß er deutsche Schriften ziemlich fertig lesen und deutsche Reden verstehen konnte". Dabei war Mirabeau vielleicht der erste Ausländer welcher auf das den Deutschen hinfort so oft zum Vorwurf gemachte ideologische Element Beziehung nahm, wiewol sich diese Ansicht bei ihm nur ganz indirect ausspricht. Wir denken hier an seinen „Brief des Grafen von Mirabeau an Herrn *** über Cagliostro und Lavater". Cagliostro verdient das harte Urtheil Mirabeau's in vollem Maße; den geistvollen Begründer der Physiognomik hätte der Franzose jedoch erst genauer studiren müssen ehe er ihn so gänzlich verdammte. Mag sich Lavater immerhin, und mehr noch seine Anhängerschaft, gewisser Ueberschwenglichkeiten schuldiggemacht haben, so that er doch strenggenommen nichts Anderes als daß er die Sympathien und Antipathien, welche jeder Mensch bei dem Eindrucke des Antlitzes eines Andern empfindet, mit dem Bewußtsein zu vermitteln und in eine Art von System zu bringen strebte. Seine Arbeit war ihrem Kern nach nicht mystischer, sondern gerade rationneller Natur, so sehr er selbst zuweilen auch die alte Erfahrung von der Berührung der Extreme bewahrheitete. Ob der Erklärungstext des physiognomischen Horoskops, welches Lavater später auf Grund eines Bildnisses dem berühmten Gegner stellte, „Rache" war, wie Pipitz anzunehmen scheint, möchten wir nicht behaupten. Lavater's Worte sind interessant genug um sie, nach dem Vorgange des Verfassers, zu wiederholen.

Ich hatte mir ihn (Mirabeau) — sagt der Physiognom — ungefähr so, nur böser und geistreicher, vorgestellt. Man sieht sogleich den Mann von entsetzlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit, von unerschöpflichem Ideenreichthum, von Alles verachtender Entschiedenheit. Ich für mich aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit: daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesichte finde, nur Kraft ohne Ruhe, nur Witz ohne Weisheit, nur schamvergessende Gewaltsamkeit ohne eigentlichen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Zug der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie gilt und nur Caricatur davon ist, die nicht blos an Narrheit grenzt, sondern oft in Narrheit übergeht. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil sie zu auffallend ist.

Noch im Frühjahr 1786 kehrte Mirabeau nach Paris zurück, und es kam zwischen ihm und Calonne zu einer Verständigung, welche besonders von dem Abbé von Périgord (Talleyrand) herbeigeführt wurde. Man beauftragte ihn nun mit einer geheimen Sendung nach Berlin, indem der nahe Tod Friedrich's II. und möglicherweise eine große Krisis in der europäischen Politik bevorstand. Mirabeau begann seine erste officielle Thätigkeit somit auf deutschem Boden.

Ende Juli kam Mirabeau zum zweiten mal in Berlin an. Friedrich II. konnte ihn nicht mehr empfangen und versicherte ihn nur schriftlich seiner fortdauernden Gewogenheit: war Mirabeau doch wahrscheinlich ohnedies der letzte Fremde gewesen welcher mit dem großen Könige mündlich verkehrt. Als Friedrich bald darauf starb und sein Nachfolger den Thron bestieg, überreichte Mirabeau Letzterm ein Memoire voll edler Zurufe und trefflicher Rathschläge. Worte großer Männer empfangen eine ganz besondere Bedeutung, wenn spätere Zeiten plötzlich einmal in ihren momentanen Thatsachen, Verhältnissen und Aussichten an sie mahnen und in ihnen noch einen Sinn heraufbeschwören den der Sprecher selbst nicht in seinem ganzen Umfange erfaßte. Pipitz excerpirt jenes Memoire und sagt unter Anderm Folgendes:

Indem Mirabeau den König ferner warnte nicht allzu viel zu regieren, da es ihm zieme stets gut zu regieren, lenkte er dessen Aufmerksamkeit auf einige besonders erhebliche Punkte. Zuvörderst empfahl er ihm Abschaffung der militairischen Sklaverei und Gründung einer Pflanzschule für das Heer durch Errichtung einer Art Bürgerwehr, sowie Ausrottung des Vorurtheils das den Soldatenberuf so hoch über den bürgerlichen stellte. „Dieses „Vorurtheil", fügte er bei, „würde unter einem schwachen Fürsten, den Ihre Dynastie so gut hervorbringen kann wie jede andere, das Land und den Thron allen

Stürmen prätorianischer Anarchie preisgeben." Ebenso müßten, sagt er, jene unsinnigen Vorrechte beseitigt werden, die hohe Staatsämter mittelmäßigen Menschen in die Hände lieferten und die Mehrzahl der Bürger einem Lande entfremdeten wo sie Nichts fänden als Hemmnisse und Demüthigungen. „Mistrauen Sie", ruft er dem Könige zu, „jener Aristokratie, die für monarchische Staaten ein weit ärgerer Fluch ist als für republikanische, und von einem Ende der Welt zum andern die Menschheit unterdrückt." Unter den einzelnen Maßregeln, die auf der Stelle ins Werk gesetzt werden könnten, hebt er hervor: Aufhebung des Unterschieds zwischen adeligem und bürgerlichem Grundbesitz, Verleihung des Auswanderungsrechts, Abschaffung des Lottos, Verbesserung der Rechtspflege, die schnell und unentgeltlich sein müsse, Errichtung von Arbeitshäusern, wo Jeder sich durch Arbeit seinen Lebensunterhalt erwerben könne u. s. w. „Seien Sie", sagt er, „der erste Monarch in dessen Staaten Jeder der arbeiten will Arbeit erhält. Alles was lebt muß durch Arbeit Nahrung finden: Dies ist das erste Gesetz der Natur, ein Gesetz das jeder menschlichen Uebereinkunft vorhergeht und das Band jeder Gesellschaft bildet. Eine Regierung die nicht darauf bedacht wäre die Lebensmittel zu vervielfältigen, den Fleiß jedes Einzelnen von Schranken zu befreien und ihn die Früchte desselben ungestört genießen zu lassen, — eine solche Regierung würde sich zur Urheberin und Theilnehmerin aller Verbrechen machen und einen Mord begehen, wenn sie einen Schuldigen strafte. Denn jeder Mensch der sein Anerbieten Arbeit um Nahrung zu tauschen zurückgewiesen sieht, wird der natürliche und rechtmäßige Feind seiner Mitmenschen, und ist befugt auf seine Faust gegen die Gesellschaft Krieg zu führen."

Wer kann diese letztern Worte lesen, heutzutage lesen, ohne dabei an das ominöse droit au travail, an die organisation du travail und an Alles was in jüngerer Zeit damit zusammenhängt zu denken?

Mirabeau erfüllte seine Aufträge seitens der französischen Regierung durch fortlaufende Einsendung von geheimen Berichten, in welchen er bald genug Gelegenheit hatte Friedrich Wilhelm II., seine Umgebung, seine Minister, seine Räthe, sein Leben und seine Regierungsweise mit rücksichtslosen, daher sehr trüben Farben zu schildern. Nicht nur der König selbst und Leute wie Graf Lehndorf, der Prinz von Holstein-Beck, der Herzog Friedrich von Braunschweig, Grothaus, der Minister Graf Arnim, der Herzog von Weimar, Möllner u. A. werden aufs härteste getadelt, sondern auch über Herzberg fällt Mirabeau ein sehr strenges Urtheil. Herzberg, sagt er, besitze publicistische und archivarische Kenntnisse, weil er ein erstaunliches Gedächtniß habe, und verstehe Einiges von der Landwirthschaft; übrigens sei er aufbrausend und eitel, und sein Vortrag wie seine Auffassung mühsam und verwirrt. Das Gute was Ruhm verschafft möchte er gern thun, sei jedoch dessen nicht fähig; mehr rachsüchtig als gehässig, lasse er sich leicht von Vorurtheilen einnehmen und verschmähe dann selbst Schliche nicht um Jemanden das Spiel zu verderben. Es fehle ihm endlich an Würde, persönlicher Anziehungskraft und raschem Ueberblick.

Neben der Beobachtung der preußischen Zustände verfehlt Mirabeau nicht fortwährend Winke über die Entwickelung der übrigen europäischen Politik zu ertheilen. Er lenkt das Augenmerk der französischen Staatsmänner auf die untern Donauländer und auf die mögliche Zukunft des russischen Reichs. Er nennt Rußland, wie so oft nach ihm wiederholt worden, „einen schlafenden Riesen" und deutet mit prophetisch-politischem Blick mancherlei Pläne dieses Riesen an. Zu den Aufträgen Mirabeau's gehörte außerdem die Vorbereitung einer Finanzoperation seines Landes mit Preußen, und zweifelsohne war der Rath welchen er Friedrich Wilhelm II. in dem oben erwähnten Memoire ertheilte, einen Theil des Staatsschatzes in ausländischen Papieren anzulegen, eine wohlberechnete Aeußerung. Calonne ließ Mirabeau jedoch nach und nach gänzlich im Stich, und es stellt sich klar genug heraus daß man ihn mit der ihm übertragenen Sendung eigentlich nur von Paris entfernen wollte. Die Zweideutigkeit seiner Functionen in Berlin wurde ihm selbst von Tag zu Tag drückender, und er wünschte sehnlichst ihrer loszusein. Während er sich bei seiner ersten Anwesenheit in geselliger Beziehung vielfach an Dohm gehalten hatte und diesem, wie es scheint, durch seine „oft unwiderstehliche Zutraulichkeit" vielleicht sogar etwas lästig geworden war, ging er jetzt besonders mit dem Minister Struensee und dem Mathematiker Lagrange um, Demselben der an dem Baron Holbach zugeschriebenen „Système de la nature" großen Antheil gehabt haben soll. Auf seine Empfehlung wurde Lagrange nach Paris berufen. „Dies", sagt unser Verfasser, „war aber auch beinahe der einzige Erfolg den ihm seine Sendung eintrug; denn sonst hatte er, die wissenschaftlichen Ergebnisse abgerechnet, nur allzu sehr Ursache deren Unfruchtbarkeit zu beklagen."

Nach etwa sechsmonatlichem Aufenthalt in Berlin begann Mirabeau entschieden an seiner Rückkehr zu arbeiten. Mit Dem was in Preußen zu erwarten stand war er längst im Reinen; andererseits fühlte er daß er im Fall er unbrauchbar sei zu viel koste, wenn er dagegen höhere Qualitäten besitze, unfehlbar eine passendere Stelle verdiene. In einem Schreiben an seine Gönner und Auftraggeber heißt es daher:

Ich erkläre also unverholen oder wiederhole es vielmehr daß ich nicht länger hier bleiben kann, und fodere ausdrücklich die Bewilligung zur Rückkehr, mag man mit mir noch weitere Absichten haben oder mich mir selbst zurückgeben wollen. Mein Herz hat nicht gealtert, und ist auch meine Begeisterung etwas gedämpft, so ist sie doch nicht erloschen. Dies habe ich heute erfahren: ich betrachte den Tag als einen der schönsten meines Lebens an dem Sie mir die Einberufung der Notabeln melden, der ohne Zweifel der Zusammentritt der Nationalversammlung sehr bald folgen wird. Damit sehe ich eine neue Ordnung der Dinge beginnen, aus der die Wiedergeburt der Monarchie hervorgehen kann, und ich würde es mir zur größten Ehre rechnen in dieser Versammlung, die ich anzubahnen so glücklich war, den Platz des letzten Secretairs einzunehmen.

Wir haben diese Stelle angeführt, weil sie in großer Kürze sehr Vieles bietet. Mirabeau charakterisirt hier, wie man sieht, nicht nur seine persönliche Verfassung, seine persönlichen Hoffnungen und Wünsche, sondern erwähnt zugleich auch daß der Gedanke die Notabeln zu berufen von ihm ausgegangen. Dieser Umstand erhält durch den Verlauf der spätern Entwickelungen eine Be-

deutung welche ihn zu einem jener großen, scheinbar oft gleichgültigen und zufälligen Momente stempelt, in denen sich die geheimnißvollern Beziehungen der Geschichte spiegeln. Hier tritt die Bedeutung des Individuums im Gange der Geschichte hervor. Die Hegel'sche Idee von der Nothwendigkeit im Zusammenhange (wir sagen nicht Organismus) der Geschichte macht nur eine Seite dieses Zusammenhangs aus, und thut, indem sie sich für das Ganze ausgibt, der Entwickelung nicht nur Gewalt an, sondern läßt sie auch in einem ihrer wichtigsten Punkte durchaus unerklärt, ja unbegriffen. Das menschliche Individuum, das geschichtliche mit den unberechenbaren Mächten seines Charakters, seines Wollens, seiner Stimmungen ist ein Factor welcher sich jener Nothwendigkeit, mag sie immerhin die Leidenschaften in ihr Gebiet ziehen, durchaus entschlägt und eine höhere Nothwendigkeit bildet, die noch viel zu wenig in Betracht gezogen worden ist um ihre Natur, ihren Umfang und ihre Tragweite zu erkennen. Es ist sicher nicht gleichgültig für die Fruchtbarkeit und Realisirung eines Gedankens in der Geschichte, von wem dieser Gedanke zuerst ausgesprochen wird. Die richtige Zeit, das Bedürfniß, die Stufenfolge der Entwickelung und ähnliche Consequenzen reichen nicht aus die Verwirklichung eines theoretischen Verlangens als natürlich und nothwendig darzustellen. Das bestimmte Individuum ist es dem man einen bedeutenden Theil der Keimkraft auf Rechnung setzen muß; und zwar nicht aus äußern Gründen, sondern darum weil dieses Individuum eben dieses und kein anderes ist. Mit den Hegel'schen Kategorien läßt sich füglich keine andere richtige Ansicht über die Entwickelung normiren, als eine welche durch ihre Allgemeinheit fast in der Unbestimmtheit oder in dem gleichgültigen an sich Klaren stehen bleibt. Daß die Eiche oder Buche nie Obst hervorbringen werden, Das brauchen wir nicht erst durch wissenschaftliche Deduction zu erfahren, ebenso wenig als daß der Mensch sich für alle Ewigkeit innerhalb der Schranken seines Menschenthums bewegen wird. Wenn wir oben das historische Individuum eine höhere Nothwendigkeit nannten, so wollen wir damit zugleich sagen daß die Geburt eines solchen Individuums jener Punkt ist wo die äußere, kosmische Natur immer und immer wieder mit ihrer Hand in den Gang der Geschichte eingreift, und den Elementen welche nach Stagnation, nach dem Chinesenthume, nach dem Naturgeschichtlichen tendiren, nicht nur das Gegengewicht hält, sondern sie oft bis in den Winkel der Ohnmacht zurückdrängt. Doch vergessen wir nicht unsern Mirabeau.

Im Januar 1787 kehrte Mirabeau nach Paris zurück. Der Verfasser gibt über seine jetzigen Verhältnisse, seine Stellung zu Calonne, sein Werk „Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'Assemblée des Notables" ziemlich ausführlichen Bericht. Eine große Menge von Erlebnissen drängte sich in den Verlauf von drei bis vier Monaten zusammen und schon Ende Mai dieses Jahrs sehen wir ihn wieder auf der Reise nach Deutschland, nach Berlin. Diesem dritten Aufenthalt lagen wie dem ersten Privatbeziehungen zugrunde. Es war Mirabeau durchaus nicht möglich gewesen eine Stellung im Staate zu erlangen, indem man seine mächtige Natur noch weit mehr fürchtete als man sie zu benutzen wünschte. Gehört es doch stets zu den Merkmalen schwacher und ihrem Ende naher Regierungen daß sie Alles nur für die Mittelmäßigkeit thun und die maßloseste Scheu vor jedem bewegenden Element hegen. Mirabeau wollte eine zeitlang „vom Schauplatze abtreten und seine Muße der Vollendung jener wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu welchen er in Deutschland den Stoff gesammelt, und von denen er die vortheilhafteste Rückwirkung auf seine politische Stellung erwartete".

Es galt zunächst und hauptsächlich die Vollendung des mit seinem Freunde Mauvillon in Braunschweig (Major und Lehrer am Carolinum) gemeinschaftlich unternommenen Werks „Ueber die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen", zu welchem ihm Friedrich Wilhelm II. selbst manche interessante Documente zukommen ließ. „Mirabeau", sagt Pipitz, „konnte und wollte keine Geschichte Friedrich's II. schreiben: er beabsichtigte blos ein Gemälde des Zustandes zu entwerfen in dem derselbe sein Land und sein Volk hinterlassen." So sehr Mirabeau den großen König auch bewunderte, so war er doch weit entfernt davon alle seine Maßnahmen zu billigen. Das Werk „Ueber die preußische Monarchie" ist eine strenge Kritik der Regierungsprincipien Friedrich's II. und läuft darauf hinaus, in dem Umstande daß auch der redlichste und genialste Herrscher sich täusche und getäuscht werden könne, die Hauptschwäche der absoluten Monarchie darzuthun. Mirabeau gestattet dem Herrscher nur zwei Functionen, die Erhaltung des Friedens nach außen und die Handhabung der Ordnung im Innern durch rasche, sorgfältige und unparteiische Rechtspflege. Alles Uebrige dagegen solle der Privatindustrie überlassen bleiben, da sich der Einzelne besser auf seinen Vortheil verstehe wie die Regierung. Wenn man nun namentlich bedenkt wie eigenmächtig Friedrich II. in alle Zweige der Thätigkeit seiner Unterthanen eingriff, so wird man die Opposition Mirabeau's hinlänglich erklärt finden, umsomehr als sich beide Männer in ihren Ansichten über Nationalökonomie aufs entschiedenste widersprechen. Heutzutage nach Ablauf von mehr als 60 Jahren lassen sich erst die relative Richtigkeit oder Falschheit dieser Ansichten und namentlich ihre Consequenzen gehörig würdigen. Mirabeau verwirft als Physiokrat das Industriesystem Friedrich's II. und weist auf den Ackerbau hin, und ebenso hebt er die Nachtheile der indirecten Besteuerung hervor. Wie richtig er dabei die Natur der Hemmnisse, auf welche fast jede Verbesserung im Staatsleben überhaupt stößt, erkannte, davon gibt folgende Stelle Zeugniß. „Der Mensch", sagt er, „hat ein Uebel an das er gewöhnt ist lieber als eine Neuerung die ihm Gutes verspricht, und das größte Hinderniß der Verbesserung menschlicher Dinge besteht darin daß der Uebergang vom Bösen zum Guten oft schlimmer ist, oder was ungefähr auf Eins herauskommt, schlimmer scheint als das Uebel selbst." Bei Gelegen-

heit der „militairischen Verhältnisse" fehlt es nicht an treffenden Bemerkungen über die politischen Verhältnisse Europas im Allgemeinen; und es bezeichnet Mirabeau's Natur ganz besonders daß er nie beim Einzelnen, Speciellen stehen bleibt, sondern stets zu Universalbegriffen vorschreitet. Und darum ist er auch ein großer, ein wahrer Politiker, ganz im Gegensatz zu jenen kleinen, auf ihre hohlen mechanisch-empirischen Auskunftsmittelchen stolzen Regierungsinhaber, welche jeden denkenden Menschen einen Ideologen nennen, weil sie keinen Begriff davon haben daß eben die Idee Das verleiht was ihnen fehlt, Haltung und Consequenz, und vor Dem bewahrt worin ihre Natur excellirt, vor Ränken und Verstocktheit. Wenn sich diese Herren vielleicht gar auf Napoleon berufen, welcher sich ebenfalls zuweilen des Wortes „Ideologen" bediente, so beweisen sie nur noch mehr wie sie ihre Aufgabe verkennen, und namentlich gerade von dem speciellen Falle, von der besondern Sachlage der Dinge, von der Praxis, worauf sie sich meisterhaft zu verstehen glauben, die allerdürftigste Anschauung besitzen. Und welchen Tiefblick, welches kenntnißreiche Urtheil entwickelt Mirabeau da wo er allgemeine Ideen und Betrachtungen ausspricht! Wir citiren, nach dem Vorgange des Verfassers, beispielsweise eine Stelle, wo die Natur aller Aufstände der neuern Zeit seit Jahrhunderten in sehr treffender Weise charakterisirt wird.

Durch die Einführung des Christenthums — heißt es im achten Buche des Werks „Ueber die preußische Monarchie" — erhielt der menschliche Geist eine neue Richtung. Ganze Völker machten aus dem zukünftigen Leben ihren wichtigsten, ja ihren einzigen Zweck, und wandten ihre Blicke so ausschließend dem Jenseits zu daß sie darüber das Diesseits beinahe völlig vergaßen... Bei den Alten, dort wo der Schönheit, dem Ruhm, der Tugend, dem Genie Altäre errichtet waren, brachten die Worte Freiheit, Vaterland, Heimat, ja auch Herrschaft die Völker in Aufregung und trieben sie zu den Waffen, sei es im Innern oder nach außen. Bei den Neuern aber ist seit mehren Jahrhunderten kein Bürgerkrieg, nicht einmal ein Aufstand ausgebrochen der nicht die Interessen des andern Lebens zum Gegenstande gehabt hätte. Allerdings haben die an der Spitze dieser Kämpfe stehenden Führer sich von andern Antrieben leiten lassen; sie mußten jedoch diese ergreifende Aussicht zu Hülfe nehmen um das Volk in Bewegung zu setzen. Dieses Volk erträgt nämlich die Erpressungen, die Tyrannei der Machthaber, solange sich dieselben blos auf irdische Dinge erstrecken; es läßt sich seine Rechte und Befugnisse nacheinander rauben, ohne zu murren; es gibt seine Freiheit, ja seinen Unterhalt preis: versucht man aber die geringste religiöse Neuerung, behauptet man einen Satz der das kleinste Theilchen seines zukünftigen Glücks zu bedrohen scheint, so geräth es sofort in Aufruhr u. s. w.

Mirabeau deutet hierauf den Umstand an daß in letzterer Zeit endlich auch die irdischen Angelegenheiten wenigstens begonnen hätten die Blicke vieler Menschen aufsichzuziehen, und daß sich bereits die Zahl Derer mehre die „was sie besitzen ebenso aufmerksam beachten als Das was sie hoffen können". Lebte der große Mann heute, so würde er sehen wie nicht nur die Wahrung der irdischen Angelegenheiten zu den einseitigsten, grobmaterialistischen Systemen ausgeartet, sondern auch wie die Opposition gegen die Religion selbst zu einem Moment der revolutionnairen Angriffe geworden ist.

Eine Stelle gegen das „mündliche Verfahren" in Proceßsachen klingt zu absonderlich als daß wir sie nicht auszugsweise anführen sollten:

Der Gebrauch mündlicher Vorträge ist bei allen deutschen Gerichten abgeschafft, und wir glauben, mit Recht. Die Gabe des Wortes, dieses kostbare Geschenk, das die Alten unter dem Bilde einer Gottheit darstellten, kann auf Versammlungen ohne Zweifel den mächtigsten Eindruck hervorbringen; aber gerade deshalb soll sie bei Gerichten nicht in Anwendung kommen, weil man da nur zum Geiste, nicht zum Gefühle des Richters sprechen darf... Diese Nachtheile werden durch schriftliches Processiren vermieden.

Wiewol in dieser Ansicht eine gewisse Wahrheit liegt, so wird doch in den hierauf noch folgenden Bemerkungen die Idee der Oeffentlichkeit lange nicht stark und umfassend genug hervorgehoben. Denn eben in der Oeffentlichkeit ist uns das wahre Heil geboten, und diese Oeffentlichkeit erlangt ihre einzig mögliche Verwirklichung nur im mündlichen Verfahren.

Der Schluß des Werks bringt eine Reihe von Betrachtungen, welche bei unsern gegenwärtigen deutschen Fragen ein ganz besonderes Interesse gewinnen. Nachdem sich Mirabeau mannichfach über die staatliche Zersplitterung Deutschlands ausgesprochen, stellt sich in sehr natürlicher Consequenz auch die Idee der Einheit unsers Vaterlandes seinen Blicken dar. Er versteht unter dieser Einheit etwa eine Staatsform wie die Frankreichs, die Centralisation aller Landestheile unter einem einzigen Fürsten, und er entscheidet sich in Bezug auf Deutschland gegen diese Einheit. Ebenso bespricht er die Nebenbuhlerschaft zwischen Oestreich und Preußen, und erklärt daß die Zukunft Deutschlands einzig an das Haus Brandenburg geknüpft sei.

Ein Bewunderer des großen Königs, dem das Haus Brandenburg seine Macht am meisten zu verdanken hat, würde ich diesem wahrhaft schönen, obgleich auf allzu schwachen Grundlagen (dem Absolutismus!) errichteten Baue schon deshalb die lebhafteste Theilnahme widmen, weil er hauptsächlich das Werk dieses großen Mannes ist. Wenn jedoch das Glück Deutschlands damit in keiner wesentlichen Verbindung stände, würde ich euch, mein Vaterland, ja ganz Europa nicht beschwören die preußische Monarchie zu stützen, ihre Grundlagen erweitern und befestigen zu helfen. Die Mittel dazu auseinanderzusetzen war ein Hauptzweck dieses Buchs. Sie sind aber keine andere als Friede und Freiheit. Bürgerliche Freiheit aller Unterthanen; Gewerbs-, Handels-, Religions-, Denk- und Preßfreiheit; Freiheit der sachlichen Gegenstände und Verhältnisse und Freiheit der Menschen — darin besteht die ganze Regierungskunst, daraus entsprießt wie aus einem fruchtbaren Keime die Wohlfahrt der Staaten. Und kein anderes Land ist berufen diese herrlichen Früchte in so naher Zukunft zu ernten wie die preußische Monarchie: hier ist Alles reif für die große Umwälzung, und kein sehr mächtiges Hinderniß steht im Wege.

Man weiß wie diese von Mirabeau vorhergesagte große Umwälzung unter Stein und in den ersten Jahren der Hardenberg'schen Verwaltung begann, wie sie aber nichtsdestoweniger später verkümmerte und auch heute, trotz Revolution und Constitution, noch nicht durchgeführt ist. Die Verhältnisse haben überdies in der letzten Zeit bekanntlich eine Wendung genommen die uns über die große Bestimmung Preußens sehr beunruhigen könnte,

wenn wir nicht aus der Geschichte gelernt hätten daß die Anlage der Entwickelung eines ganzen Volks mächtiger ist als ein zufälliger egoistischer Einzelwille, und daß das Banner einer solchen Entwickelung die alten Worte „Data fata secutus" zur Aufschrift trägt.

Neben dem Werke „Ueber die preußische Monarchie" entsproß dem dritten Aufenthalte Mirabeau's in Berlin noch die kleine Schrift „Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs etc.", eine Schrift zu Gunsten der Emancipation der Juden, die außer ihrer allgemeinhistorischen Wichtigkeit für uns noch das besondere Interesse hat daß wir treffende Bemerkungen über den literarischen Charakter der Deutschen, sowie über Lessing und Kant darin lesen. Kant und Lessing standen zwar mit Mendelssohn in directer freundschaftlicher Beziehung; klingt es aber nicht dennoch tief bedeutsam aus dem Munde Mirabeau's im Angesichte seines Vaterlandes das Lob gerade jener beiden Männer verkündet zu hören, welche die eigentlichen Träger der geistigen Revolution in Deutschland waren?

Wenn wir in dieser Besprechung vorzugsweise bei Mirabeau's Beziehungen zu Deutschland verweilten, so wird man hiergegen umsoweniger einzuwenden haben, als namentlich der letzte Abschnitt in dem Leben des großen Mannes, seine parlamentarische Thätigkeit von jeher die meiste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und die Begegnisse vorangehender Jahre in den Hintergrund drängte. Was Mirabeau über deutsche Zustände geschrieben verdient auch heute noch die höchste Beachtung. Gestattete es der Raum, so könnten wir ganze Seiten aus dem Werke über Preußen anführen, welche Jedem den evidenten Beweis liefern würden daß darin noch für die deutschen Staatsmänner der Gegenwart die wichtigsten Fingerzeige liegen. Mirabeau ist der Herold des constitutionnellen Deutschlands.

Im September 1787 befand sich Mirabeau wiederum in Paris und mußte sofort die Verschlimmerung aller öffentlichen Verhältnisse erkennen. Er bemüht sich abermals vergeblich in eine passende Stellung zu gelangen. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen in dieser Zeit heben wir das Sendschreiben „An die Batavier, über die Statthalterhaft" hervor, weil es eine Erklärung der allgemeinen Menschenrechte enthält, einen Gegenstand welcher später so mächtig wurde und das Grundthema aller modernen politischen Revolutionen bildet. Das Bewußtwerden der „allgemeinen Menschenrechte" bezeichnet zugleich die Stufe wo ein Volk in seiner Entwickelung die Schranken eines einseitigen Nationalgefühls durchbricht, und in der Staatsverfassung nichts Anderes mehr erblickt als das Mittel diese Rechte zu realisiren und sicherzustellen. Die „Geheime Geschichte des berliner Hofes", aus den geheimen Berichten vom Jahre 1786 zusammengetragen, zog Mirabeau harte Angriffe zu und veranlaßte Talleyrand mit ihm zu brechen. Mirabeau verlor in Talleyrand keinen Freund, sondern nur einen Menschen der ihm noch nützlich sein konnte. Schon früher hatte er sich keine Illusionen über ihn gemacht, ihn einen Ränkeschmied genannt und ausgerufen: „Schmuz und Geld ist es was er braucht. Um Geld hat er seine Ehre und seinen Freund verkauft; um Geld würde er seine Seele verkaufen, und mit Recht, denn er würde Gold eintauschen für Mist." Es ist bezeichnend genug daß ein solcher Charakter die eigentliche Seele fast der ganzen dynastischen Politik in Europa während der ersten 40 Jahre dieses Jahrhunderts war!

Der nun folgende Abschnitt in dem Leben Mirabeau's gehört der Geschichte an. Der Verfasser hat ihn mit Geschick aus der Gesammtentwickelung der Französischen Revolution losgelöst und in die Form des besondern Lebensbildes gegossen. Den Antheil zu prüfen welchen Mirabeau an den einzelnen Vorgängen und Ereignissen hatte, war eine überaus lohnende Aufgabe. Pipitz hat sich ihr mit Fleiß und Unparteilichkeit unterzogen, und wir machen besonders aufmerksam auf die Darstellung des Verhältnisses zwischen Mirabeau und dem Herzoge von Orleans, auf seine Beziehungen zum Hofe und auf die Rolle die er in der Nationalversammlung im Laufe der Entwickelung und den verschiedenen Parteien gegenüber spielte. „Mirabeau", sagt Georg Forster in letzterer Hinsicht, „stand allein, während Alles um ihn her sich in Parteien und Factionen vertheilte; man zählte ihn bald hierher, bald dorthin, weil das Recht nicht auf Einer Seite blieb und ihn beständig zum Vertheidiger behielt. Er kannte die Gefahr dieser großen Rolle, und er beharrte darin bis ans Ende, von Allen gefürchtet, von Allen geehrt..."

Was wir am meisten an Mirabeau bewundern und stets bewundert haben, ist seine ungeheuere Fülle von Thatkraft und Thätigkeit, und wir wüßten ihm keinen ähnlichen Mann an die Seite zu setzen außer Napoleon. Jeden Augenblick ist er bereit in die Schranken zu treten, zu jeder Zeit ficht er muthig, ja fast mit übermenschlicher Gewalt, sei es mit der Feder oder mit der Rede. Er war ein Mann der Idee, und doch kein abstracter Theoretiker, was sich schon in dem äußern Charakter seiner Wirksamkeit ausspricht, indem sich die Darstellung seiner Gedanken stets an bestimmte Vorfälle, Ereignisse, kurz an factische Data anknüpfte. Daher excellirte er auch am meisten in der Replique: er antwortete trefflich, kühn und stark, sich der Stimmung des Augenblicks anpassend, stets fest auf seinem Gesichtspunkte beharrend, und das Feuer der Leidenschaft, statt ihn fortzureißen und zu verwirren, gab seinen Worten nur Kraft und Eindringlichkeit, und unterstützte seinen nach Argumenten suchenden Scharfsinn gleichsam mit dem raschen Schwunge der Begeisterung.

Wenn wir schließlich an dem Werke des Hrn. Pipitz eine Ausstellung machen sollen, so ist es die daß er seinen Stoff nicht äußerlich faßbar genug gegliedert hat. Wir sind überzeugt daß er die Form einer nur durch 38 und 36 Nummern gemessenen, eigentlich uno tenore fortlaufenden Erzählung mit voller Absicht gewählt hat, um dadurch vielleicht den unablässigen Strom des Lebens überhaupt symbolisch zu bezeichnen. Diese Form mag

eine gewisse natürliche Wahrheit besitzen; für die Ansprüche der Kunst gebricht es ihr an der nöthigen Architektonik. Durch eine organischere Sonderung und Zusammenfassung der Einzelheiten in mehre merkbarer hervortretende Abschnitte hätte er den Gesammtüberblick befördert und zugleich eine Gelegenheit gewonnen nicht nur die Grundgedanken der mannichfachen Lebensphasen stärker hervorzuheben, sondern auch die allgemeine und geschichtliche Betrachtungsweise selbst noch mehr zu bereichern. 47.

Neueste Lebenszeichen der deutschen Lyrik.

Nicht zu leugnen, unsere jüngstzeitige Lyrik hat etwas Ahnungsvolles, Vorbedeutendes, Hoffnungberechtigendes. Man gewahrt mindestens ein Ringen und Bemühen: wieder allseitigfrische, naturwahre, romantische, ursprünglich-poetische Richtungen einzuschlagen.

Es wird jetzt ungeheuer gesungen, Das ist wahr. Die Reime werden jetzt milliardenweise verbraucht und die Verleger wissen nicht mehr wie sie in glänzender Ausstattung ihrer oft sehr precairen lyrischen Pfleglinge miteinander wetteifern sollen; dennoch regt sich in vielen dieser zahllosen Erscheinungen eine Unbescholtenheit des innern Dranges und Bedürfnisses, die der alten Tollheit sich entschlagen will; man arbeitet wieder den Tiefen der Poesie zu. Die deutsche Lyrik ist jetzt wirklich eine Art von Bergwerk. Ihr Genius scheint eine neue Ader entdeckt zu haben, und inspirirt nun seine Leute und Leutchen und weist ihnen ihre Gänge und ihre Arbeit an.

Auf den Höhen der Poesie sucht man wieder nach der verschollenen blauen Blume, in ihren Tiefen nach dem sagenhaften Karfunkel. An dem Grabmal der Romantik pocht man wieder leise und sehnsuchtsvoll in süßen Mondscheinnächten. Wenn man jetzt 31 Liedersammlungen vor sich aufgeschlagen hat, so vernimmt man aus ihnen gar mannichfaltige Klänge, vielgestaltige Töne: der Nacht, wie des hellen Sonnentags; es klingt und stellt sich dar, und will doch Etwas werden. Alter, schlechter Wust läuft noch mit, Das ist wahr, ja Mancher spendet Schlechtes und Gutes aus Einem Füllhorn, aber im Allgemeinen ist ein Regen und Drängen nach allen Phasen und Gebieten Dessen hin was Poesie ist nicht zu verkennen. Da haben wir den einen lyrischen Geist der geht aufs Meer und buhlt mit den „Möven", der andere rast in die Steppe hinaus und sucht in ihren Wüsten und Weiten das namenlose Kleinod der Poesie; in seltsamen Natur- und Dichternachtwegen verliert sich der Eine, indeß der Andere „Vaterländisches" spinnt und die leidige Heldenstrophe zum zehntausendsten male maltraitirt; der Eine schwingt sich zu den Sonnenhöhen des poetischen Denkens, während ein Zweiter niedertaucht in die Abgründe heiliger Mystik, die an Bonaventura's mystische Nächte gemahnen. In indisches Wesen versenkt sich Dieser, und dann wieder jagt es ihn auf vom Gangesgestade, wo Krokodil und Lotos baden, in die Gespensternacht des kalten Nordens zu Eule, Klagefrau und Wehrwolf. Dort wieder begräbt sich Einer in die trauervolle Erinnerungswonne versunkener Liebe, während sein keckerer Nachbar selbst seinen Haß poetisch macht und sein Leid aus der Brust heraus dem Himmel ins Angesicht schleudert. Ein kluger Referendar, der erst nach abgelegten Examinibus poetisch wird, setzt uns die Herrlichkeit der Dachstübchenliebe auseinander, der Sonntagswonne: wenn man incognito mit Geheimraths hübscher Jungemagd zum Weißbier geht, während hingegen ein ronneburger Philister sein Heil in langathmigen „Streckversen" findet, und in diesen ungeheuern molossischen Rhythmen, deren Sinn lebhaft an den seligen Baron Lorenz erinnert, seinen Freunden „Lichtbilder" und „Gedankenspiele" widmet. In lieber trauter Stille sehen wir den Einen sich dem „Idyll" zuwenden, während ein Anderer uns eines unsterblichen Dichters Schatten heraufbeschwört und hierin das Fundament für die eigene lyrische Begeisterung sucht.

Das Alles sind Phänomene, und mich dünkt: nicht ganz bedeutungslose! Soviel ist gewiß: der leidige coquettirende Weltschmerz ist in unserer jüngsten Lyrik abgethan, einerseits; andererseits reagirt man, wenn auch noch unbewußt, wieder auf die Urromantik der Natur. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht auch schon wieder der poetische Gedanke über den lyrischen Wassern brütete!

Ich komme jetzt zur Besprechung der zahlreichen Gedichtsammlungen, aus deren Lecture mir zum Theil wenigstens die obigen Betrachtungen und Vermuthungen hervorgegangen sind. Auch diesmal gebietet es der Genius der Uebersichtlichkeit die vorliegenden Massen in Einzelgruppen zu zerlegen, und ich scheide und gruppire deshalb:

I. Die Damen.

Dies ist gerecht. Denn so oder so genommen: wir stehen am Morgenroth ihrer Emancipation! Der Frau des 19. Jahrhunderts ist Nichts mehr unmöglich. Noch 20 Jahre, und wir können eine Geschichte der Damenlyrik schreiben. Ob hierbei Masken und Mystificationen vorsichgehen, darüber im voraus urtheilen ist nicht Sache der Kritik, die stets gründlich und aus ihrer Erfahrung heraus zuwerkegehen muß:

1. Neue Gedichte von Luise von Ploennies. Darmstadt, Jonghaus. 1851. 16. 1 Thlr.
2. Gedichte von Anna Loehn. Dresden, Kori. 1850. 16. 16 Ngr.
3. Für Dich. Lieder von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Gedichte von Jeanne Marie. Leipzig, Thomas. 1850. 16. 24 Ngr.

Die Gedichte Nr. 1 zeigen uns eine gewandte lyrische Frauenfeder, und das Dankenswerthe bei diesen Gedichten ist daß sie fast durchgängig nur Objectives behandeln; es sind Balladen, Romanzen, die zumeist die Sage und Geschichte zum Hintergrund haben; hiernächst ein größeres episch-lyrisches Gedicht: „Die Sappho des Westens", in welchem das Andenken der bekannten englischen Dichterin Lätitia E. Landon, die an den fernen unwirthbaren Küsten Afrikas ein jähes tragisches Ende nahm, in wohllautenden Versen und in wohlthuender Pietät und Innigkeit gefeiert ist. Die schönern schildernden Partien in diesem Gedicht erinnern von fern an Shelley's Darstellungsweise. Das Gelungenste aber in dieser lyrischen Sammlung ist unstreitig der Sonettenkranz „Abälard und Heloise", eine lyrische Correspondenz zwischen den beiden classischen Liebenden, in welcher namentlich die nach und nach sich leise zum Himmlischen wendende Liebe, das Werden der Leidenschaft zur Gottinnigkeit und Himmelsandacht, mit einer Reinheit der Empfindung ausgedrückt ist welche poetische Frauen insgemein vor dem dichtenden Manne voraus haben. Einen bemerkenswerthen Zug zur nächtlich-poetischen Naturanschauung finde ich in dem seltsamen Gedicht „Der Rabe" (S. 211), dessen erste Strophe wenigstens hier stehen möge:

Jüngst um Mitternacht alleine
Saß ich da im Lampenscheine,
Im Gedankentraum verloren
Vor der Büste von Lenoren.
Rauschend regt sich's vor dem Fenster,
„Nur herein, ihr Nachtgespenster!
Kehrt, die ich beschworen habe,
Mir Lenore aus dem Grabe?" u. s. w.

Die Gedichte Nr. 2 bringen unter allerlei Mittelmäßigem ein schwungvoll-phantastisches, leidenschaftsvolles, halbepisches Stück „Claudia Procula" (das Weib des Pontius Pilatus) auf die Stelle im Evangelisten: „Und das Weib des Pilatus hatte einen Traum rc." bezüglich. Dies Stück Poesie hat etwas überaus Frappantes. Es ist eine Art von Liebeshymne der schönen Römerin an den Erlöser. Fassung und Ausgang und

die Situation selbst sind piquant, und der Ausdruck hat etwas Heloisisch-Irdisches. Gleichsam als lyrisches Gegenstück zu diesem kann das Schlußgedicht: „Chor der Nymphen als Odysseus Kalypso verläßt", angesehen werden. Hier sehen wir auch einmal eine Dame sich in Anapästen ergehen, die sicherlich nicht zu den ungefügigsten gehören:

Hochschwingende Well' um des Eilands Gestad',
Die liebliche Heimat der Nymphen!
Die der Männer Geschlecht, das furchtlose selbst
Du zu zittern zwingst, wenn im grauen Gewühl
Mit den Schwestern den Tanz bei des Sturmes Geheul
Du beginnst im wechselnden Kreislauf u. s. w.

Nr. 3 ist unstreitig die werthvollste Gabe aus dem Kreise dieser weiblichen Vierheit. In diesen Liedern — und es sind wirklich nur Lieder und eigentliche Lieder die hier geboten werden — herrscht eine so resolute Kürze des Gedankens wie sie mir bei einer Dame beinahe noch nicht vorgekommen ist. Der Ausdruck ist von plastischer Naivetät, nirgend begegnet uns Mattherziges, sondern überall ein heiterer Ernst, in welchem doch keine Spur von dem leidigen Sentiment. Wie gesagt, diese Lieder sind eine lebenswarme duftige Erscheinung, und beiweitem nicht Dies allein, sondern den poetischen Objecten sind hier auch wirkliche poetische Gedanken abgewonnen, das Gemüth bleibt nicht träumerisch, verbindungslos vor seinem Gegenstand stehen, es senkt sich in seine Tiefen hinab, und was es daraus hervorlockt ist allewegs ein allgemeiner poetischer Zug, der das Herz des Lesers gewinnt und sein poetisches Denken zu beschäftigen geeignet ist. Der Ton des reinen Liedes ist in wenigen Gesängen die ich zu der jüngstzeitigen Lyrik zähle so einschmeichelnd getroffen wie hier. Einige von den refrainartigen Liedern mahnen an den ernsten Béranger, wie z. B. „Der schwarze Ring" (S. 221); ein Ausbund von zierlicher Keckheit ist „Das paduanische Mädchen" (S. 188), das „der Studente durchaus nicht sehen will", und dann wieder an den echtesten Volkston anklingend das Gedicht „An der Brücke", welches deshalb dem Leser nicht vorenthalten sei:

An der Brücke.

Ich kenn' nicht mehr die Erde,
Ich weiß nicht wo ich bin —
Das Wasser fließet mächtig
Unter der Brücke hin.

Ich schaute dir ins Antlitz,
Das ich noch nie geseh'n;
Da ist auf einmal plötzlich
Gewalt an mir gescheh'n.

Das Schloß ist eingeschlafen,
Es brennt kein Licht darin —
Das Wasser fließet mächtig
Unter der Brücke hin.

Es liegen zwei der Pfade
Jetzt einzig noch vor mir:
Hinweg von dir zum Abgrund —
Ins Paradies zu dir.

Du wirst entscheiden müssen,
Du schöne Königin —
Das Wasser fließet mächtig
Unter der Brücke hin.

Die Gedichte Nr. 4 (kategorisirt in „Lieder", „Liebesblüten", „Bilder und Vergleiche" und „Erzählende Gedichte") entbehren jener höhern poetischen Weihe; hier herrscht durchaus reflectirtes Wesen; dennoch müssen wir Jeanne Marie etwas Praktisch-Verbrauchliches zugestehen. Ein derberes, handfesteres Gebahren ist in diesen Erzeugnissen schon nicht zu verkennen.

Ich lasse jetzt auf diese lyrischen Damen, denen billig der Vorrang eingeräumt werden mußte, folgen:

II. Die Gaben der lyrischen Mittelmäßigkeit, der Unbedeutendheit als solche, und derjenigen die etwas ans Narrenhafte grenzt.

a. Unter die Gaben der Mittelmäßigkeit (bekanntlich in Deutschland ein lyrischer Mantel von ungeheurer Weite) zähle ich nachverzeichnete sechs Erscheinungen:

5. Möven. Gesammelte Gedichte von Heinrich von Littrow. Triest, Buchdruckerei des Oestreichischen Lloyd. 1849.
6. Heimgebrachtes. Gedichte von Hugo Goering. Leipzig, H. Fritzsche. 1851. 16. 15 Ngr.
7. Jugendlieder. Gesammelt von Engelbert Sägelken. Frankfurt a. M., Zizius. 1850. 12. 18 Ngr.
8. Frühling eines Sängerherzens. Gedichte von Ludwig Stieberitz. Buchholz, Adler. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
9. Gedichte von Paul Renn. Wien, Pfautsch und Voß. 1850. 8. 18 Ngr.
10. Gottfried August Bürger, ein deutscher Poet. Dichtung von Emil Leonhard. Breslau, Kern. 1851. 16. 12½ Ngr.

Nr. 5. Recht hübsche Seeminiaturbilderchen, aber auch sehr miniaturhaft.

Nr. 6. Das „Heimgebrachte" ist wenigstens des Heimbringens nicht ganz unwerth gewesen. Das sind kleine harmlose Liederchen vom Scheiden, Meiden, Sterben, Verlieren, von der Heimat und der Wanderschaft, von blauen und schwarzen Augen, vom Vergessen und Wiedersehen. Die Mehrzahl davon mit melancholischem Anstrich. Dieser Melancholie begegnen wir lyrisch jetzt häufig, und Das ist ein gutes Zeichen; es zeigt eben daß es mit dem Weltschmerz vorbei ist. Weit lieber ist uns die Melancholie der Persönlichkeit, die Schwermuth des Temperaments und der Stimmung als das fatale geistreiche Lumpenschmerzgefasel und Gephrasel, das immer auf die Welt schiebt was ihr in der Lumperei des eigenen Herzens mangelt und verlorenging. Wir Deutsche müssen auch wieder herzhaft und zwar Jeder auf seine Faust melancholisch sein wollen. Erinnern wir uns nur immer daß auf die Hölty-Matthisson-Salis-Schwermuth diejenigen poetischen Epochen folgten die uns Deutsche großgemacht!

Die Gesänge Nr. 7 und 8 sind beides Gedichtsammlungen wie sie Deutschland zu Tausenden und aber Tausenden besitzt. Man vermuthet hinter diesen Gaben der Lyrik immer mehr als am letzten Ende dahinter ist; Das läßt sich lesen, Das ist nicht gut und nicht schlecht, allein es ist ein loses und markloses Dichten, das keinen Eindruck hinterläßt und dessen Objecte die alten abgenutzten sind. Dessenungeachtet sind mir die Sachen von Sägelken beiweitem lieber als die lyrischen Ergüsse des Hrn. Stieberitz, denn Jener meint es lyrisch ehrlicher und singt auf eigenen Füßen, und einige seiner Gesänge, wie das „Nächtliche Bild", streben und athmen bewußtvoll in jene Nachttiefen der Poesie, aus denen dem lyrischen Sonntagskinde dann und wann ein matter Karfunkelschein heraufblinkt; dagegen neigt sich das Dichten des Hrn. Ludwig Stieberitz entschieden jener modernst-lyrischen Coterie zu, welche bildert und Phrasen macht und es vor lauter bilderphraselnder Naturspielerei zu keinem echten Gefühl, zu keiner nachhallenden Empfindung, viel weniger zu einem gemüthbeseelenden Gedanken bringt. An den Liederanfängen gleich erkennt man die stereotype fatale Manier dieser Sängerschule, wie z. B. S. 6:

Hab' ich den Himmel zweier Augen u. s. w.

S. 21:

Du bist mir was dem Wüstenwandrer u. s. w.

S. 78:

O sproßten die Liederblüten u. s. w.

S. 53:

Du bist die Sonne, dein Planet bin ich u. s. w.

S. 55:

Ich bin die Muschel und mein Herz die Perle u. s. w.

S. 218:

Mein Herz ist wie der Frühlingswald u. s. w.

S. 95:

Korallen magst du meine Lieder nennen u. s. w.

Es ist um des Teufels zu werden mit dieser prätentiösen Gedankenlosigkeit! Ein Kern, ein Inneres aus dem es herausquillt, ein Sinn an und für sich, ein ursprünglicher, muß in allem Dichten sein. Was Muschel und Perle, was Frühlingswald und Himmel, und Blüte und Korallenbaum. Das ist leertönende abgeschmackte Phrase, wenn es zu Nichts soll als der albernen Eitelkeit des Poeten zu fröhnen, der nur Lieder macht um sich vor der Welt als gründlicher Modenarr zu geberden. Wenn die Poesie einst kein Modeartikel mehr sein wird, wird es besser um uns stehen.

Es fehlen zu unserm Doppelkleeblatt der Mittelmäßigkeit noch die Gedichte Nr. 9 und 10. Letzteres ist bedeutsam durch den Zug nach der echten Poesie hin, der darin waltet und der es veranlaßt hat. Einen unsterblichen Schatten heraufzubeschwören um der eigenen schwachen Dichterfeder — ich sage absichtlich: Feder — die Weihe zu geben, ist ein bescheidener und würdiger Gedanke; er wird — das glaube ich gewiß — noch häufig in unserer nächstzukünftigen Lyrik wiederkehren. Aber verunglückt ist hier die Ausführung. Denn wir sehen hier fast nur die allzu bekannte Misere des Bürger'schen Familienlebens widerlich und selbst outrirend bloßgelegt. Der Autor hätte diese Misere adeln und uns ein lebensvolles Bild geben müssen von der großen Herakleischen Kraft, die hier freilich unterging, aber doch auf adelige Weise unterging. Dies zu vermögen war dieser Poet zu schwach. Man sieht aber doch die Liebe.

In den Gedichten Nr. 9 fehlt es ebenfalls nicht an Melancholie, an trüben Lebensbetrachtungen und Erfahrungen. Von verlorener Jugend, betrogener Liebe, erlittener Misgunst und Unbill u. s. w. ist hier die Rede. Obschon nicht allzu poetisch, ist es doch selbsteigenes Wesen und kein erheuchelter Weltschmerzstimmer. Diese Gesänge gehören zu der überreichen Kategorie derjenigen die man in Stimmungen, oder resp. Verstimmungen dichtet. Was mich wundert ist: daß es darin an Naturblicken so sehr mangelt, da der Dichter doch ein Kärntner und in Kärnten einheimisch ist.

Ich lasse jetzt sub b. die lyrische Unbedeutendheit als solche, und diejenigen wenigen lyrischen Exemplare folgen bei denen sie schon ins Possierliche und Narrenhafte übergeht.

Als da sind folgende zehn Nummern, nämlich:

11. Stechpalmen von C. L. Kaulbach. Kassel, Raabé und Comp. 1851. 16. 15 Ngr.
12. Gedichte von Wilhelm Wagner. Darmstadt, Jonghaus. 1851. 12. 20 Ngr.
13. Vaterländische Gesänge von Werner Bergmann. Hanover, Hahn. 1851. 12. 25 Ngr.
14. Gedichte von Hermann Flachsland. Köln, Eisen. 1850. 8. 8 Ngr.
15. Karlsbad und Helgoland. Poetischer Blütenstrauß gewunden zur Erinnerung 1850. Leipzig, H. Fritzsche. 1851. 8. 7½ Ngr.
16. Rosenlieder an meine letzte Rose. Ein Immergrün der Liebe. Von Franz Joseph Egenter. Zürich, Beyel. 1850. 8. 21 Ngr.
17. Vandalia. Die Royalisten oder die Brautpaare. Vaterländische Dichtung aus der neuesten Zeit von A. Mayer. Neubrandenburg, Lingnau. 1850. 8. 15 Ngr.
18. Luise. Gedicht in drei Gesängen von Adolf Doerr. Darmstadt, Lange. 1851. 8. 7½ Ngr.
19. Lose Blätter von Gebrüder Hillig. Gedichte ernsten und heitern Inhalts. Chemnitz, Ernesti. 1851. 16. 7½ Ngr.
20. Lichtbilder und Gedankenspiele von G. L. Klein. Ronneburg. 1850. 8.

Nr. 11. Hr. Kaulbach ist unter dieser unbedeutenden Zehnheit der Geistreichste. Er theilt zeitbeziehungsvolle Stiche aus, und ist wie der Berliner sagt: „tüchtig da" nach manch einer Seite hin. Gut gebrüllt, Löwe! Sind es auch keine „Lanzenstiche tief ins Herze", so sind es wenigstens Mückenstiche. Kaulbach gibt uns „Christliche Legenden" mit handfesten Stichelbeerenmottos, wie etwa diese sind:

Die ganze Welt ist eitel,
Sagt der Priester,
Drum gib mir deinen Beutel,
Sagt der Priester.

Ferner singt uns Kaulbach ein ergötzlich Lied vom „Gepreßten Zeitgeist mit dem Zopf" und dem „König Knuta-Scherga"; alsdann ist die „Kalmückische Legende" von „Wau-Wau", dem Herrn des Weltalls, und „Hau-Hau", dem Herrn der Erde (S. 43), auch nicht übel, nicht minder die Piècen: „Europäischer Zapfenstreich" (S. 39), und „Des Königs Rundreise" (S. 17), namentlich aber das Prachtstück: „Hannes und Grete" (S. 12), höchst originell und spaßhaft ausgedacht, sodaß sich Hannes und Grete wenn sie es zu Gesicht bekommen gewiß vor Lachen darüber ausschütten u. s. w.

Von Nr. 12 läßt sich soviel mit gutem Gewissen sagen daß sie in Schilderung und allerlei Betrachtungen sich gemüthlich-breit ergehen, daß auch hier von Poesie keine Rede ist, dafür aber ebenfalls es an „Balladen und Romanzen", an „Zeit- und Festgedichten" nicht fehlt. Nichtsdestoweniger prophezeie und wünsche ich diesen Sächelchen Leser, weil sie durchweg an jene Feierabendstimmung, an jene behagliche abendliche Abgespanntheit der Seele anklingen, wo gerade das Gewöhnliche am beruhigendsten auf sie wirkt.

Nr. 13 gehört so ziemlich ebenfalls in diese Kategorie des Gewöhnlichsten, was man doch nicht ganz zurückweist. Hier haben wir die vollständige Lyrik der Chroniken: lauter hanoversche Geschichtsmomente und Scenen, balladenmäßig zugestutzt; daneben „Todtenkränze" solchen wissenschaftlichen und sonstigen Größen gewidmet die dem Lande Hanover entstammen, als da sind Herschel, Hölty, Hornemann, Möser, Ramberg, Iffland, Blumenhagen, Ernst Schulze, die beiden Schlegel u. s. w. Dergleichen Todtenehren achte ich stets für verdienstlich; auch Kurt Broihan, der unsterbliche Erfinder des Weißbiers „Broihan" genannt, ist hier mit vollem Recht gepriesen: denn wer einmal an heißen Sommertagen den Harz durchwandert ist und sich in Quedlinburg oder Halberstadt an der ersten kühlen Broihan-Blonden Herz und Seele erquickte, Der weiß den alten Kurt Broihan und sein Andenken zu schätzen.

Nr. 14 und 15 theilen beide das allwaltende Geschick der Unbedeutendheit im höchsten Maße. In erstern Gedichten wird ebenfalls gesungen und gesagt von Allerlei und noch Etwas, von „Gustav Adolf's Leiche", von der „Königin Luise letzten Stunden", von „Menschenpflicht" und „Cavaignac", daneben auch von einem ehrwürdigen „Pfarrer von Sendling", der einmal einem Mädchen das den Katechismus nicht gut auswendig wußte das glühende Amtssiegel auf die Stirn drückte u. s. w. Letztere Pièce bringt gleichfalls allerlei Betrachtungen, Bilderchen, „Wünsche", „Sehnsuchten" u. s. w. zur Erinnerung an besagte Orte. Wäre nicht nebenbei manchmal vom Meer und ein mal vom „Sprudel" die Rede, so könnte es anstatt „Karlsbad und Helgoland" ebenso gut heißen: Bitterfeld und Lommatzsch.

Nr. 16. Dieser Autor stellt sich uns in seinem „Nothwen-

digen Vorwort" selbst als politischen Flüchtling dar, der blos aus Mangel an Caution mit gewaltsamer Ausweisung bedroht im Frauenfeld, im Hause seines spätern Verlegers (dieser „Rosenlieder") Zuflucht fand. Diese Lieder nun feiern alle durchgängig seine, des Autors, Rosa, ähnlich oder vielmehr ganz entgegengesetzt, wie einst Petrarca seine Laura feierte. Er folgt seiner Gefeierten, nicht blos tropisch, sondern eigenst persönlich, sogar bis ans „Waschfaß", sowie zum „Trockenplatz" und „Gänsestopfen". Am „Waschfaß" (S. 81) äußert sich unser Autor so:

Immer Wäsche! immer Wäsche!
Wenn ich komm' und plaudern will;
Wart', du böse wüste (?) Rosa,
Ich dich selber waschen will.

Husch! umhäng' ich dem Gesichtchen
Einen weißen Seifenbart,
Daß mir Rosa, zornig glühend,
Schneuziges Husärlein ward u. s. w.

O Sie kleiner Schäker!

Ich komme zu Nr. 17, werde mich aber, wenn es der Autor erlaubt, dabei nicht lange aufhalten. Kurz und gut, es liegt hier vor: eine salbungsvoll-loyale Pfarreridylle, mecklenburgisch-preußisch-patriotisch, welcher die berliner Märzrevolution zum Hintergrund dient. Der unterthänliche Weihrauch wirbelt hier dick genug, und wenn auch hier just nicht das Unbegreifliche gethan ist, so ist wenigstens soviel geschehen als ein nachmärzliches Gewissen mit gutem Gewissen verlangen kann.

In den nachstehenden dieser Gruppe angehörigen drei Nrn. 18—20 endlich haben wir den Uebergang zum Possierlichen und Narrenhaften ganz leibhaftig. Die Herren Gebrüder Hillig (Nr. 19) mit ihren „Losen Blättern" sind lose Vögel, ich vermuthe es sind: Herren von der Elle und der Destillirblase, denn ihre Poesie hat so Etwas von Mousselin und Pfefferdüte. Hr. Albert Hillig ist in dieser Gemeinschaft der Jean qui pleure, Hr. Paul Hillig dagegen der Jean qui rit; der Erstere singt:

Ich hab' nur ihre Augen
Und ihren Mund geseh'n,
Und muß doch jeden Morgen
An meinem Fenster steh'n u. s. w.

Der Zweite besingt die „Pfeffermünzküchel", die „Blumensprache" und die „krummen Beine" in folgender Weise:

Ich bin gewiß ganz allerliebst,
Das sagen alle Leute,
Seh'n mich die Mädchen nur von fern,
Strahlt ihr Gesicht vor Freude,
Ja, zum Verführen bin ich schön,
Nur ärgert mich das Eine,
Sind auch die Hosen noch so weit,
Ich habe krumme Beine u. s. w.

Die „Luise" des Hrn. Adolf Doerr, von dem Verleger schwärmerisch ausgestattet, behandelt im weichen Tone Frauenlob's die Thatsache daß Einer sich sogar auf der Straße verlieben und aus seiner Liebe später Hochzeit machen kann. Der ungeheuere Apparat von hochgespannter Idealität und Schwärmerei der hier um ein Nichts gethürmt wird, ist rührend-possierlich. Dem närrischen Idyllchen ist noch ein Haupttitel beigegeben: „Poetische Werke von Adolf Doerr." O Selbstgefühl, wie köstlich bist du!

Ich schließe mit Nr. 20, meinem kleinen lichtbildernden Kauz von ronneburger Philister. In einem dieser Lichtbilder, „Die verschlungenen Hände", einem recht hübschen Stück Arbeit, heißt es so:

Zu schütteln die Hände Einer dem Andern, ist Sitte der Männer
Und Brauch germanischen Stammes. Umarmung, misbräuchliche oft,
Oft widerlich auch, sie bleibe des Herzens vertrautestes Recht!
Verschlungen die Hände, sah sonst man auf Dukaten wol nur,
Der Fürsten Bündnisse und geschloss'ner Frieden Embleme!

(Gut, sehr gut!)

Ob zum Zerfahren nur locker sich haltend, ob in den Fäusten
Ein Drachenei heimlich eine der andern verbergend?
Das, gallischer Witz vornehmlich verstand sich auf das Kunststück,
Es war sonst politischer Brauch; Münzmeister waren die Höfe...

„Non omnis moriar!" steht auf dem Titelblatt. Hast Recht, mein ehrlicher Ronneburger, diese einzige Stelle macht dich unsterblich!

Widmen wir jetzt in einem Schlußabschnitt sub III den bedeutsamern Erscheinungen welche die diesmalige lyrische Masse uns abwirft noch in möglichster Kürze die gebührende Beachtung. Ich unterscheide in dieser Schlußrubrik: Geistliches und Weltliches. Befassen wir uns zuerst mit dem Geistlichen.

21. Blüten des Geistes. Gedichte von Hermann Linke. Schweidnitz, Weigmann. 1850. 8. 1 Thlr.
22. Predigten in Liedern von J. J. Rietmann. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1851. 16. 15 Ngr.
23. Buch der heiligen Liebe. Sonette von Friedrich Ludwig. Kassel, Hotop. 1851. 16. 15 Ngr.

In diesen drei lyrischen Erzeugnissen allen ist geistliche Mystik. Ja, man könnte aus diesen drei Werkchen allein schon eine recht hübsche Studie für die moderne Mystik überhaupt machen. Doch ist der Geist der Mystik in allen dreien ein verschiedener: in den „Predigten in Liedern" weht er altorthodox, etwas verstäubt und schulmeisterlich, aber geistreich. Von der Warte Zion tönt die Stimme des Warners an die seufzende, sündige Creatur. Hier waltet dräuende, zürnende, der Creatur, welches die Gemeinde ist, gegenüber öfters gereizte Schriftauslegung, wie wir es etwa von den Altlutheranern und der ältern Tholuck-Schule gewohnt sind; aber seltsam! zugleich waltet hier ein entschiedener Haß gegen Pfaffen- und Potentatentrug und Heuchelei, der sich unter Anderm in dem Predigtabschnitt „Wirken" zu Matth. 13, 45, 46 also ergießt:

Zum letzten male sei zerrissen
Der Vorhang vor der Sacristei,
Und aus den „heil'gen" Finsternissen
Tret' euer Gottgeheimniß frei!

Die unveräußerlichen Güter
Zum Heil der Menschen hier und dort,
Die eure Tabernakel füllten,
Gebt sie den Laien nun sofort!

Und nicht von eig'nen Phantasien —
Von ewigen Gedanken sprecht,
Die sich in Christo liebend ziehen
Ums ganze menschliche Geschlecht!

Erst wenn der Lindwurm liegt erschlagen,
Des Egoismus große Brut,
Beginnt das freie Reich zu tagen
Im Morgenroth von Christi Blut.

Drum ihr, aus deren Prachtgeschmeide
Das Kreuz der Welterlösung blitzt,
Tragt's einmal unter euerm Kleide,
Da wo das Herz den Armen sitzt!

Laßt ab mit Briefen und mit Siegeln,
Mit seid'ner Schnur und Pergament
Des Volkes Freiheit zu verriegeln,
Das schreiend euern Thron berennt!

Das zwingen keine Festungswerke,
Nicht blutige Reaction;
Das Meer gehorcht in seiner Stärke
Allein dem freien „Menschensohn".

O laßt in euern Cabineten,
In heimlichem Gericht und Rath
Ihn euer Regiment vertreten,
Und hemmt nicht tückisch seine That!

Und zieht auf hellen Blumenwegen
Er still in eure Dörfer ein,
So bringt ihm euer Volk entgegen,
Daß er es mög' zu Menschen weih'n.

Wagt's nur dem freien Strom zu trauen!
Wenn ihr die großen Wogen hemmt,
Zwingt ihr ihn selbst, daß er die Auen
Zerstörend grimmig überschwemmt.

Müßt ihr die keuschen Gotteslichter,
Die leuchten auch des Frevlers Spur,
Um einz'ler frecher Bösewichter
Wegtilgen von der Himmelsflur?

Nein, bittet fromm den Herrn der Scharen,
Dieweil ihr durch die Wüste streicht,
Die heil'gen Lichter zu bewahren,
Auf daß ihr Kanaan erreicht!

Ein seltsamer Widerspruch zieht sich durch das ganze Buch: der Widerspruch des positiven theologischen Standpunkts und jener Skepsis die sich mit der freien Mystik nicht selten paart.

Anders nimmt sich die Mystik in den „Blüten des Geistes" von Hermann Linke aus, hier nähert sie sich mehr dem geistlosen Pietismus, aber auf wunderbare Art ist sie unerschöpflich in ihrer Anwendung und Beziehung auf das „Fleisch" und seine Zustände in dieser seufzenden Zeitlichkeit. Es wohnt dieser Mystik selbst noch etwas Weltliches bei und sie ist ohne alle scholastische Skepsis, das reine Gebundensein an die Autorität der Kirche. Dies nimmt nicht Wunder: der Autor ist Katholik, und das Irdische liegt dem katholischen Mystiker beiweitem näher als unsern protestantischen Kanzelheiligen.

Die dritte zu dieser geistlichen Dreiheit gehörige Liedergabe (Nr. 23) entfaltet uns eine dritte Gattung der Mystik: die abstract-poetische freie Mystik, in seltener Consequenz und Fülle, eine Romantik der mystischen Abstraction, die durchaus aller Skepsis enthoben, positiv ohne alles Theologenthum, doch poetisch ist. Es ist die Mystik der spätern Scholastiker, nur modernisirt: ein abstracter Liebescultus in Gott. Ohne bewußte Individualisirung (denn Alles soll sich eben in das Meer der ewigen Liebe ergießen), blitzt dennoch ein protestantisches Marienthum, ein Hauch irdischer aber gottdurchleuchteter Frauenliebe hindurch. Diese Mystik ist durchaus symbolisirend, und nur durch dies (der orientalischen Mystik verwandte) Versymbolisiren aller Dinge wie der eigenen Andacht selbst wird es ihr möglich poetisch zu sein. Die Beschaulichkeit und zugleich Ueberschwenglichkeit dieser mystischen Auffassungs- und Dichtweise wird uns am klarsten aus dem Sonett (die Form dieses heiligen Liebescultus ist bei unserm Autor durchweg das Sonett) „Andacht" (S. 13), welches ich deshalb belegend hervorhebe.

Andacht.

Der Liebe Andacht? Sieh' wie sel'ges Schweigen
Der Seele Flug, von heil'ger Nacht gehoben,
Und jetzt und schon in Geisterschwung verwoben,
Und nun ans Herz des ew'gen Vaters steigen.

O dies Verlangen sieh'! das süße Neigen!
Das Lauschen jetzt zum tiefen Gottesgrunde!
Entzücken jetzt — Aufseufzen! Freudenkunde!
Und wieder nun ein tief und selig Schweigen!

Ein göttlich Ruh'n im endlosen Versenken
In Herrlichkeit, in Lieb' und Wonnenmeere,
Unmeßlich groß, undenklich jedem Denken!

Ein Wesenschau'n, das urgrundreine, heh're,
Anbetungsweh'n in jedem Hauch und Triebe —
Das ist, so ist die Andacht heil'ger Liebe.

Wenden wir uns nun zu der weltlichen Partie unserer poetisch bedeutsamern Liedervorlagen, bestehend aus acht lyrischen Individuen, und beschließen damit für diesmal unsere kritische Umschau auf dem Neustgebiete deutscher Liederwelt. Ich werde, um nicht die strengmaßgebenden Grenzen des Raums zu überschreiten, in Betreff des lyrischen Gehalts dieser Erscheinungen nur kurze Andeutungen, und wo es der Connex der Sache unerlaßlich macht kurze Proben geben zur eigenen Orientirung des Lesers:

24. Gedichte von Georg Scheuerlin. Ansbach, Gummi. 1851. 16. 1 Thlr.
25. Liebeslieder. Von Hoffmann von Fallersleben. Mainz, Wirth und Sohn. 1851. 16. 24 Ngr.
26. Ein Strauß. Gedichte von Hermann Lüty. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr.
27. Haus und Welt. Neuere Gedichte von Adolf Schults. Elberfeld, Bädeker. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
28. Schatten. Poetische Erzählungen von Moritz Hartmann. Darmstadt, Leske. 1851. 16. 1 Thlr. 22 Ngr.
29. Gedichte von Theodor Creizenach. Zweite verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1851. 8. 1 Thlr.
30. Gedichte von C. O. Sternau. Berlin, Schlesinger. 1851. 8. 2 Thlr.
31. Der Kirgise. Aus dem Polnischen von Gustav von Zielinski, ins Deutsche übertragen von A. Bahn. Berlin, Behr. 1851. 4. 4 Thlr.

Die Dichtweise Scheuerlin's ist uns bereits bekannt. Er gehört zu den (südlichen) Lyrikern der unmittelbaren Anschauung: Natursänger, Minnesänger. Die tiefere Naturweihe fehlt hier allerdings, es sind die äußern, dem Auge, Ohr und offenen Sinne vertrauten Manifestationen der Natur, an welche diese Lyrik sich hält. Es ist die fortwährende Beziehung des Gemüths zur Natur, jenes stillere Herüber- und Hinüberweben und -Streben beider zueinander, woran diese Sänger mit Vorliebe haften. Objectives im Großen kommt bei ihnen nicht vor, und sie gleichen darin den alten Philosophen daß sie die Dinge so nehmen wie sie sich eben darbieten. Zum Gegensatz, zum Widerspruch und Zweifel, also zur innern Durcharbeitung der poetischen Stoffe im Großen kommt es bei ihnen nicht. Dafür ist es auch nie Nacht in ihrer Seele, sondern die weiche Wehmuth und Sehnsucht ist das Aeußerste was der Menschenseele bei ihnen begegnen kann. Immer im weiten All der Natur gibt es für sie, für Dahingeschwundenes „Ersatz".

Wenn welk die Rose, grünt die Rebenlaube,
Es glüht der Wein, wenn hin die Zeit der Traube,
Und ob verklang der Sang der Nachtigallen,
Das Lied der frühen Lerche hörst du schallen;
Und so die Sonne sank am Horizonte,
Erblühen dir die Sterne sammt dem Monde . . .

So können diese Dichter nie ganz unglücklich sein; sie sind persönlich geschützt durch die Unmittelbarkeit und Naivetät ihrer Anschauungen. Ob sich einmal aus dieser naiven süddeutschen Gesangsweise mächtigere, gestaltvollere lyrische Phasen entwickeln werden, wollen wir fürs erste keineswegs bezweifeln. So innerlich reiche Gesänge wie das Gedicht „Marienblume" (S. 130, 131), zu lang um hier mitgetheilt zu werden, deuten darauf hin.

Die „Liebeslieder" von Hoffmann von Fallersleben lassen allerdings den Dichter verspüren der sich auf Gesang versteht. Es sind Gesänge, einfach und würdig nachempfunden zu werden. Der Hauch womit sie uns anwehen ist an und für sich ein poetischer; man weiß, diese Blätter aufschlagend, daß uns hier ein Geist begegnet dessen liebevolles Sinnen stets auf die

Poesie im Ganzen, Großen, Historischen, Epochenhaften, auf die Entfaltungen der Poesie durch die Jahrhunderte gerichtet war. Keiner hat der Lyrik besser ihre Weisen abgelauscht, Keiner versteht sich besser auf ihre Geschichte als dieser Dichter; aber dennoch gemahnt uns Vieles in diesen Liebes- und Johannaliedern, eintönig, einförmig, ja trivial. Empfunden mag dies Alles sein, aber es ist spät nachempfunden; sinnig wol öfters, aber ohne Glut, und weil dies Dichten nicht mächtig genug ist sich zum stolzen Gedanken oder zur hinreißenden Leidenschaft zu potenziren, so bleibt oft als lyrischer Niederschlag weiter Nichts als ein einförmig-tonloses Nachgefühl einstiger poetischer Jugend, das nicht mehr vermögend ist Gemüther fortzureißen.

Nr. 26. Diese kleine Sammlung macht nicht Anspruch auf Urgenialität und lyrische Weltbedeutung. Aber Etwas ist an ihr zu rühmen, und dadurch zeichnet sie sich vor vielen ähnlichen Gaben aus, Das ist ihre wackere Selbständigkeit. Alles, Anschauung, Form, Ausdruck, Application der Bilder und Gleichnisse ist hier eigenthümlich, durchaus Nichts ist nachgemacht. Solche einfache, von gar keiner Zeitluft geschwängerte Dichtungen sind es eben die zu der Hoffnung berechtigen daß die deutsche Lyrik die Kraft gewinnen werde wieder einmal von vorn anzufangen.

Hr. Adolf Schults, der Autor von Nr. 27, ist uns ein bereits bekannter Dichter. Er ist kein classisch gebildeter Poet, Das gesteht er selbst offen, und man merkt Dies auch bald an seiner ganzen Diction; aber wir stoßen doch bei ihm auf schöne Naturklänge, die in ihrer gesunden Kräftigkeit um so genugthuender berühren, da wir aus der ersten Abtheilung dieser Liedersammlung, „Zu Hause" betitelt, ersehen daß der herbe Druck des Lebens schwer auf dem Autor gelastet hat und wol noch lastet. Ueberhaupt erweisen sich diese Lieder zugleich als sehr unverhüllte Bekenntnisse. „Zu Hause" schildert uns diesen Lebensdruck, diese Sorgen und Kümmernisse für den andern Morgen, diese häusliche Misere, die doch noch immer von gegenseitiger Liebe gehoben und getragen wird, diese Hemmnisse eines freien Geistesaufschwungs allesammt sehr lebendig. Die bittere Klage über die „Armuth", über den „Fluch des Unglücks der auf den Seinen lastet", zieht sich überall hindurch. Auch der „Neue Bitterkeit" kommt noch hinzu, und so begreift es sich wol wie der Autor im Hause, in der Heimat — der Autor ist aus dem Wupperthale — keine Ruhe mehr findet, wie er sein „letztes Ideal" beweinend der „alternden Königin Europa" Lebewohl sagt, und auf wurmstichigem Segelschiff über das Meer schwimmt, um sich fern an des Missuri Gestaden, wo der „Urwaldsdom himmelwärts ragt", und wo nach gutbestandener Jagd „der Büffelbraten lieblich duftet", ein neues Asyl zu bereiten. Das ist die Neue Welt die uns der Dichter in der zweiten Abtheilung seiner Sammlung in den „Liedern von Wisconsin" besingt und mit großer Anschaulichkeit schildert. Die dritte Abtheilung: „Märzgesänge", übergehe ich, weil dies in diesem Augenblicke ein mal für alle mal die schwächste Seite unserer Lyrik ist.

Es folgt Nr. 28. Diese poetischen Erzählungen haben mich ungemein angesprochen, insbesondere dieses kleine Romanzenepos „Sackville". In diesem an lieblichen, naturwahren Schilderungen überreichen Gedicht verdanke er den Stoff — sagt der Autor selbst — seinem Freunde, dem berühmten englischen Schriftsteller Thomas Carlyle. Das Sujet ist dieses: Elisabeth, Königin von Böhmen, Gemahlin König Friedrich's, des sogenannten Winterkönigs, und Tochter Jakob's von England, die Stammutter des Hauses Hanover, wurde nach der Schlacht am Weißen Berge von ihrem flüchtiggewordenen Hofe im Hradschin vergessen, und Lord Sackville, der die junge schöne Königin am Hofe ihres Vaters schon als zartes Kind gekannt und später ihr Page war, war es der sie rettete und sie in geheimer Flucht auf seinem treuen Roß Waifar durch Waldesgründe und Bergesschluchten glücklich über Böhmens Grenze geleitete. Dieser verstohlene Ritt durch Böhmerland mit der schönen Königin ist mit unnachahmlicher Lieblichkeit geschildert, und einzelne Schilderungen finden sich, wie z. B. das Ende des edeln Rosses Waifar, die in ihrer reizenden einfachen Frische, in ihrer rührenden Fassung, in dem reichen Schmelz und doch tiefbesonnenen Auftrag der Farben lebhaft an die Schilderungen im „Cid" gemahnen. Auch der Schluß des Gedichts ist schön und romantisch. In spätern Jahren, da Beide schon graue Helden sind, höhnt und spöttelt Herzog Bruce, des Herzogs Sackville Waffengefährte und Freund, einmal über diesen „romantischen Ritt durchs Böhmerland", was Sackville nicht dulden will, und woraus ein tödtlicher Zweikampf zwischen Beiden entspringt. Die Fehde, in einem tiefen Felsenthal Nordenglands ausgefochten, ist echtritterlich-romantisch, und beide Helden bleiben todt auf dem Platze. Ihre Geister mögen nächstens noch manchmal dort umgehen, wie die der Heldenkrieger im Thal von Roncesval.

Nr. 29. Creizenach ist ein Lyriker der Reflexion, aber er gehört schon der Reflectionsweise an die allmälig zum Gedanken wird. Creizenach ist ferner ein Lyriker des sogenannten „Fortschritts", aber seine Fortschrittsweise können wir uns gefallen lassen; es ist hier kein Ohnehosenthum, sondern der Glaube ist auf den Gedanken gestellt. Endlich ist Creizenach Israelit, und daraus entspringt für seine Fortschrittsanschauungen etwas Elegisches, was aus dem Gedicht „Der deutsche Jude" (S. 179) uns so gemüthlich als gedankenvoll anklingt. Ein sehr schönes Gedicht ist auch das: „Der Sturm auf Börne's Grabe." Die Ausdrucksweise Creizenach's ist nicht immer entschieden klar, nicht immer zur objectiven Rundung glatt herausgebildet; es liegt über ihr eine gewisse Trübe; ein Vernebeln der lyrischen Reflexion in sich selbst tritt für uns zutage und verschleiert uns oft das Beste was der Verfasser noch auf dem Herzen hat. Doch ist der Schleier nicht so dicht und grau daß wir nicht hier und dort mit dem Blick hindurchdrängen, und von Dem was darunter verborgen ist uns eine Art von Saisbild selbst formen sollten. Für mich ist diese Eigenthümlichkeit Creizenach's, die sich in sehr vielen seiner lyrischen Producte wiederholt, ungemein interessant. Er beschäftigt und regt an Das was ich die Phantasie des Gedankens nenne, und schlägt uns die Brücke zu eigenen selbständigen lyrischen Anschauungen. Ich kann mich nicht erwehren hier eins seiner lyrischen Nachtstücke herauszuheben, in welchem uns unser Lyriker zugleich als eine Art von Romanen-Romantiker à la Retif de la Bretonne erscheint, der ebenfalls zur Mitternachtzeit in den öden Gassen und Winkelgassen umherschlich, und durch die matterhellten Ritzen der Läden schaute um menschliches Elend und menschliche Verworfenheit als Stoff für seine Schilderungen zu erspähen. Hier in dem Creizenach'schen Nachtstück herrscht jedoch ein noch universeller poetischer Nachtgeist; ja wir haben hier beinahe die ganze Nachtseite der Nacht in den engstmöglichen Rahmen gedrängt.

Nachtbilder.

Die ihr jetzt beim Glanz der Lichter
Hinter festgeschloss'nen Läden
Euch vergnügt im engen Kreise:
Denkt ihr wol was jetzo draußen
In der tiefen Nacht geschieht?

Unterm Dach der fernen Hütte
Ist verlöscht das trübe Lämpchen;
An dem Fenster lauscht die Hexe
Und im Zaune scharrt der Wehrwolf;
Alles Böse macht sich los.

In die traulich stille Wohnung
Hat der Dieb sich eingeschlichen,
Lauschet hinterm weißen Vorhang,
Lauert mit gehob'ner Zehe,
Und es blinkt sein tückisch Aug'.

Durch die Gänge schleicht der Kobold,
Gießet seine qualm'gen Dünste

Um das Haupt des bangen Schläfers,
Und auf den verstörten Zügen
Lastet schwer ein böser Traum.

Auf dem Dache sitzt der Kranke
In zerrissnem fahlen Kleide,
Tastet mit den dürren Händen,
Und mit starrem, todtem Auge
Blickt er nach dem bleichen Mond.

In der Wieg' ein kranker Säugling
Schreit noch ein mal nach der Amme,
Zuckt noch ein mal mit dem Aermchen,
Drückt das Köpfchen in die Hände,
Sinkt ins Kissen, zuckt und stirbt.

Doch der Erde Grund belebt sich,
Und aus hundert Schlüften aufwärts
Regen sich die stummen Thiere,
Huscht ein schwärzliches Gewimmel
Durch den bleichen Mondenstrahl.

Von des Brocken grauer Höhe
Reißt sich ab ein jäher Windstoß,
Zerrt am Fuß der alten Eiche,
Wüthet im Gestein der Thürme,
Und geht zischend nach der See.

Auf der Haide geht ein Jüngling,
Hört den Uhu leise krächzen,
Und das Irrlicht löscht im Sumpfe.
Dieses Alles, haarestraubend,
Sah ich in der letzten Nacht.

Ich habe jetzt nur noch von den Gedichten von C. O. Sternau und dem kleinen polnischen Steppenepos „Der Kirgise" zu reden, beides sicherlich werthvolle poetische Gaben.

In den Gedichten Sternau's findet sich unleugbar viel schönes objectives Wesen, nur möchte ich ihnen etwas mehr Solidität in Ausdruck und Formgebung wünschen. Die kleinern Lieder insbesondere haben etwas Herzliches, Anmuthiges, Natürliches, und mehre von ihnen erinnern in ihrer nachtönenden Unverwüstlichkeit an Goethe's erste lyrische Naturfrische. Sie treffen immer mit großer Zuversichtlichkeit den rechten Ton und das richtige Gefühl; namentlich liegt in den Finales der kleinern Gedichte etwas Ungesucht-piquantes das sich allemal wie von selbst ergibt. Auch in dieser Liedersammlung fehlt es nicht an einem ernsten tiefdüster-colorirten Nachtstück à la Creizenach-Rétif de la Bretonne, „In der Nacht" (S. 146), aus welchem ich zu besserer Erkenntniß des Dichters mindestens einige Strophen herausheben will:

Der letzte Schlag von allen Kirchenglocken!
Wo bin ich? Gräber um mich her und Steine?
Hoch in die Nachtluft beben meine Locken,
Das ist die Stätte menschlicher Gebeine!
Und doch, wie friedlich schmückt mit Silberflocken
Der Mond das Röschen auf dem Grabesraine!
O süßer Schlaf, den Duft und Strahl umfließen,
Wann wirst du mich in deine Arme schließen?

Sieh' da, noch Licht aus eines Fensters Spalten!
Ich hebe lauschend mich auf müder Zeh':
Ein reizend Bild — die Händchen fromm gefalten
Und keusch verhüllt von seines Lagers Schnee,
So liegt es da und läßt den Himmel walten
Und küßt im Traum der Unschuld weiße Fee.
O schlummre fort, und träume fort! Behüte
Dich Gott der Herr, du reine Menschenblüte.

Ein kleines Haus in einer kleinen Gasse!
Es macht zum Lauscher mich sein Licht aufs neue.
Doch weh'! das Angesicht, das schmerzlich blasse,
Das ich erschau', das ist kein Bild der Treue,
Das schöpfte wild im Danaidenfasse
Der Schwelgerei nach Glück und fand nur Reue;
O schlummre fort, du welkes Kind der Sünde,
Daß deine Schande nicht den Tag verkünde u. s. w.

Hier sieht man deutlich den Kern der poetischen Anschauung, zugleich aber die Unbeholfenheit der poetischen Diction. Es brütet noch über diesen Wassern; der lichte Gedanke und mit ihm die klargestaltende Form kommt noch nicht zum Durchbruch. An dieser Unklarheit und Ungefügigkeit in der Formgebung leidet auch das sonst wirklich reizende „Walachische Märchen von der goldenen Iser", das im Uebrigen die phantasievoll geschmücktesten Partien enthält, und was die äußerliche Versbildung anlangt, nicht selten an Schulze's „Die bezauberte Rose" erinnert. Nur fehlt zwischen diesen auf- und abschwebenden, glitzernden, neckischen Märchengestalten der eigentliche festverbindende Grundzug, der rothe Faden als durchleuchtende, einheitliche Märchenidee; diese hätte der sehr begabte Dichter in dieses phantastische Gemengsel von gläsernen Königen, Elfengeistchen, Distelköpfen, Bremsen, Spinnen, Rosmarin, Blauvöglein, Regenbogenbrücke und Morgenrothmeer hineinbilden müssen, dann wäre aus dem luftig-duftig-verschwimmenden Märchenflitter ein Märchenkunstwerk geworden, und auch der Vers selbst hätte dann jene durchsichtige Klarheit erreicht die wir an Schulze's „Die bezauberte Rose" noch immer mit so großem Recht bewundern.

Mein letztes anerkennendes Wort in diesem Artikel gilt einer Dichtung voll Glut und Feuer: es ist dies das Steppenepos „Der Kirgise" aus dem Polnischen des Gustav von Zielinski, das hier in, wie mich bedünken will, überaus gelungener Uebertragung vorliegt. Der Uebersetzer A. Bahn ist ein persönlicher Freund des Dichters und äußert sich in seinem Vorwort über ihn und dieses sein vorzüglichstes Werk so: „Von den jüngern Dichtern Polens der Gegenwart hat Keiner in kurzer Zeit einen so hohen Ruf erworben als Gustav von Zielinski. Sein «Kirgise», den ich dem deutschen Publicum zum ersten male in einer Uebertragung vorführe, machte gleich bei seinem Erscheinen eine unerhörte Sensation, vielleicht keine geringere als die welche Malczewski's «Maria» zu ihrer Zeit erregte. In der kürzesten Frist waren verschiedene Auflagen vergriffen, man sprach in allen Gesellschaften nur von diesem Gedichte, das in den Händen Aller zum wahren Volksbuch wurde u. s. w." Gewiß war die Wahl des Uebersetzers: den „Kirgisen" ins Deutsche überzutragen, eine glückliche, denn gerade dies Gedicht bietet dem deutschen Leser etwas für ihn durchaus Neues, indem es ihn in das Leben jener Steppenhorden einführt, das bei aller Wildheit und Roheit doch eine echtpoetische Seite hat, und diese hat der polnische Dichter meisterhaft herauszubilden gewußt. Die ganze reiche Scenerie der Steppenwüste ist hier in ihrer großartigen Echtheit vor uns aufgerollt. Das macht, wie uns der deutsche Herausgeber versichert, weil der Dichter an Ort und Stelle nach der Natur gezeichnet und bis in die kleinsten Züge ihre ganze überraschende Originalität beibehalten hat. Nur eine Schilderung hebe ich aus dem Ueberreichthum der andern hervor: der Sohn der Steppe flüchtet mit der Geliebten auf pfeilschnellem Roß; der Verfolger, der Bluträcher, Demele's eigener Vater, der Bij der Steppe, ist hinter ihnen. Ereilen muß er sie um sie zu vernichten, aber da die Nacht hereinsinkt und des Kirgisen Roß schnell wie der Sturm ist, so ist dazu wenig Aussicht; es kann nicht fehlen: mit dem Tagen des Morgens sind Demele und ihr Geliebter aus dem Bereich ihrer Verfolger. „Wie?" ruft wuthschnaubend der Bij, „sie sollten mir entrinnen und ich, ich sollte verspottet, verhöhnt, entehrt nach Hause ziehen?"

„Nein! Nein! ich räche mich! So darf's, so soll's nicht enden,
Ha! Flieht nur immer zu! Will euch Verfolger senden
An die ihr nicht gedacht!" ruft er mit wildem Lachen,
„Die eurer Rosse Lauf doch noch zu Schanden machen!"

Der Wind weht günstig; der Plan des racheschnaubenden Bij muß gelingen. „Ihr", so wendet er sich zu seinen Leuten,

„Mögt wie der Sturm so schnell, du rechts, du links hin reiten,
— — — — — — — — — — dann
Macht Feuer alsobald und — brennt die Steppe an!"

Die Schilderung dieses Steppenbrandes, in dessen mit Sturmgebraus heranwirbelnden Flammenwogen die Liebenden endlich doch noch ihr Grab finden, ist malerisch schön, und sie möge als einzige Probe aus der an malerischen Schilderungen überraschend reichen Dichtung zum Schluß stehen:

Es währt nur kurze Frist — an drei verschied'nen Stellen
Sieht man zu gleicher Zeit die Nacht sich schwach erhellen;
Gewittern gleich, die weit entfernt vorüberziehen,
Sieht man von Zeit zu Zeit des Stahles Funken glühen,
Und sie verglimmen nicht, nein, fallen in die Kräuter,
Vertrocknet und verdörrt, der Wind führt schnell sie weiter.
An Nahrung fehlt es nicht, bald bilden sie drei Herde,
Drei Sternen ähnlich die hernieder auf die Erde
Vom dunkeln Wolkenzelt in tiefer Nacht gefallen! —
Des Sturms Gebrause hört man immer lauter schallen,
Er schürt die Gluten an, sie zieh'n von Halm zu Halme,
Und lodern feurig auf, gemischt mit schwarzem Qualme.
Mit jedem Augenblick vermehren sich die Flammen,
Es hetzt und weht der Sturm sie ringsumher zusammen;
Wie kurze kurze Zeit ist erst seitdem verronnen,
Die Sterne bilden schon drei furchtbar große Sonnen,
Drei Kreise riesig groß die immer weiter schwellen
Und immer grausiger die finst're Nacht erhellen! —
Rings durch die Steppe hin, durch Felder und durch Wald
Jagt heulend laut der Sturm mit drohender Gewalt,
Und schon nicht Sonnen mehr, drei Ströme sieht man fließen,
Drei Ströme, flammend, hell, sich zischend, siedend gießen
Mit Blitzesschnelle fort auf jenen dunkeln Grund,
Als wäre aufgethan der Hölle Feuerschlund!
Und immer reißender wird jener Ströme Lauf,
Die glüh'nde Lohe steigt zum Himmel wirbelnd auf,
Und hüllt die ganze Luft in schwarze Wolken ein,
Und zeigt am Himmelszelt den blut'gen Widerschein!

So hätten wir denn abermals ein nicht unerkleckliches Capitelchen aus unserer jüngstzeitigen Lyrik verhandelt und mit Hülfe des Genius deutschen Gesangs glücklich zurückgelegt. Wie lange wird es werden und wir sehen abermals eine lyrische Schar, mehr oder minder keck, gesattelt und geharnischt, auf uns heranrücken die von uns ebenfalls ihr kritisches Recht erheischt. Wie Dem sei, wir kritischen Leute sind auf Alles gefaßt und resigniren uns, der deutschen Lyrik gegenüber, ein mal für alle mal mit der trefflich tröstlichen Devise des würdigen Fähndrich Pistol: „Si fortuna me tormenta, spero me contenta!" 39.

Briefe über Fürstenerziehung. Stuttgart, Neff. 1850. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man kann an jedes Buch die Frage richten: Für wen und wozu bist du da? Blos kommen um da zu sein, Das ist ein Recht das man auch der ärmlichsten Broschüre nicht zugesteht. Für wen und zu welchem Zwecke ist nun dies Buch der Oeffentlichkeit übergeben? Wir betonen die Frage umsomehr als es keine geringe Zumuthung ist 381 deutsche, mit lateinischen Lettern gedruckte, sehr breit und doctrinair gehaltene Seiten durchzulesen ohne die Aussicht zu haben Nützliches für sich daraus zu gewinnen. Referent hat dieser Pflicht genügt, aber wie Viele sonst noch diese Probe überstanden haben, Das kann uns der Verleger wahrscheinlich schon heute genau sagen. Der Stoff hat sein Interesse, auch ist nicht zu verkennen daß in dem Buche eine Reihe gesunder Rathschläge enthalten sind, die der Erziehung jedes Menschen, auch der nicht in Purpur geborenen, förderlich sein dürften; aber durch die Salbung zu steuern mit welcher Sätze voll Menschenkenntniß und tüchtiges Wissen in gleichem Maße wie himmelndes Geschwätz übergossen sind, Das ist mehr als man von der Lesewelt verlangen kann. Für das Publicum im Ganzen ist das Buch also nicht da.

Vielleicht für Prinzenerzieher? Die Zahl deutscher Höfe ist bekanntlich nicht klein, die Zahl der Erzieher also wahrscheinlich groß, aber da die Arbeit, sollte sie ein Handbuch, ein Leitfaden sein, trotz aller Details doch wesentlich einseitig ist, scheint es gerade auf das Erzieherpublicum nicht abgesehen zu sein.

Sollten durch die Herausgabe dieser Briefe im Jahre 1850 etwa Diejenigen die an der Erziehungsfähigkeit der Fürsten, an der Möglichkeit des Einklangs von Fürstenwohl und Volkswohl zweifeln belehrt und bekehrt werden? Diese ließen sich kaum durch Thatsachen gläubig machen, und was Doctrinen anbelangt, so sind sie dem ganzen Inhalte des Buchs um mehr als eine Kopflänge voraus.

Sollte der ruhige Conservative in seiner Anhänglichkeit an die Dynastie und das angestammte Regiment bestärkt werden? Aber das Buch ist keine baumwollene Nachtmütze. Die Junker stoßen sich an dem Adelscapitel, die Gelehrten der Partei haben ihre privaten Systeme, und, was das Schlimmste ist, Alle zusammen haben entweder nicht Zeit oder doch nicht Lust bei derartigen Mahlzeiten ab ovo usque ad mala auszuhalten.

Rechnet man noch hinzu daß die Geschichte die Marotte hat politische Moral und allgemein menschliche Moral für unversöhnlich zu erklären, und daß endlich feststeht daß aus den Fürsten welche die vortrefflichsten Erzieher hatten und mit lauter Mustergrundsätzen aufgefüttert wurden, stets entweder als Fürsten oder als Menschen Nichts geworden ist, so bleibt immer die alte Verlegenheit: wozu soll dies Buch?

Fürsten werden geboren, nicht aber dressirt, darum sind sie dem Namen nach häufig, in der That aber äußerst selten. Ein so biederer, durch und durch ehrlicher und ehrenhafter Charakter wie Friedrich Wilhelm III. von Preußen wird nimmer als ein Musterfürst aufgestellt werden können, denn man darf, ohne der Wahrheit zunahezutreten, behaupten daß es seine Ehrenhaftigkeit und sein Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit Anderer waren welche seine Lande zu Anfang dieses Jahrhunderts in so desperate Lage brachten. Ein braver Bürger auf dem Throne ist eine Gefahr für das Land, wenn die Zeit nicht selbst spießbürgerlich ist. Fürsten werden geboren und sind selten. Eine Fürstenerziehungstheorie bliebe daher immer, stände auch ein centnerschwerer Name davor, eine von den hundert Cirkelquadraturen die jährlich der Akademie eingesendet werden, von denen aber keine einzige das Unmögliche möglich macht.

Im Uebrigen und obgleich das Buch Etwas an sich hat das vor zu raschem Urtheile warnt, uns ist der eine Fürstenerziehungsbrief York's den Droysen mittheilt schon darum lieber als alle hier zusammengestellten, weil er jeder Sache rücksichtslos den rechten Namen gibt, und weder sich noch Andere über das wahre Wesen eines solchen Erziehungsproblems täuscht.

Das Buch enthält, wir sagten es schon zu Anfang unserer Anzeige, Tüchtiges und Treffendes, aber — wir wissen auch am Schlusse noch nicht wem wir es empfehlen sollen. 4.

Pariser Theaterschau.

I.

Augier.

Der komische Dichter vor allem bedarf der Erfahrung und Menschenkenntniß. Augier hat eigentlich noch nicht lange genug gelebt um die Personen genau zu kennen die er uns schildern will. Die Aufgabe des Lustspieldichters entspricht zu wenig den Erwartungen und Illusionen der Jugend. Um von allen Dingen die Kehrseite erblickt zu haben sind 30 Lebensjahre nicht genug. Gleichwol ist der Beifall den die Lustspiele Augier's in Frankreich, namentlich einige darunter, erlangt

haben so groß, und der Schönheiten in denselben sind so viele daß eine kurze Analyse Interesse finden wird. Die fünf Lustspiele heißen: „Der Schierlingsbecher", „Ein Biedermann", „Die Abenteurerin", „Gabrielle" und „Der Flötenspieler". So verschieden die Sujets und die Personen darin sind, so gleichen sich doch alle hinsichtlich der Gedanken und Sprache; nur die Costumes und die Namen sind verschieden.

„Der Schierlingsbecher" hat Augier's Ruf begründet. Der Schauplatz der Handlung ist das alte Athen. Dieser Ort ist nur gewählt um einen freiern Spielraum für die Phantasie zu haben. Wir werden nicht durch kleinliche Auskrämerei archäologischer Kenntnisse gestört. Der Held des Stücks, Klinias, hat alle irdischen Genüsse erschöpft und sieht im Selbstmord die einzige Zuflucht gegen die Langeweile. Die Wollust hat keinen Rausch mehr für ihn, das Spiel verursacht ihm keine Wallungen, der Wein hat keine Kraft mehr. Bevor er jedoch den Schierling trinkt, ruft er Kleon und Paris herbei, die treuen Gefährten aller seiner Thorheiten. Er theilt ihnen seine Absicht mit und weist alle Zureden ab die ihnen der Gedanke eingibt daß ohne Klinias es kein Vergnügen mehr geben wird. Um seine letzte Stunde noch fröhlich hinzubringen läßt Klinias eine junge Sklavin bringen. Kleon und Paris sollen sich um die Liebe der jungen Hippolyta streiten und der Sieger sein Erbe sein. Aber Hippolyta weist Beide zurück. Klinias verspricht nun Dem sein Vermögen der sich ihr am widerwärtigsten macht. Es ist Dies eigentlich derselbe Kunstgriff zwei mal angewendet, allein die ganze Scene ist voll sprudelnden Witzes. Die beiden Nebenbuhler machen sich wechselseitig schlecht; der Eine nennt sich geizig und feig, der Andere einen Schlemmer und Krüppel. Als Beides Nichts hilft, gibt Klinias sie frei und schenkt ihr ein Schiff zur Heimkehr ins Vaterland. Verweint und gerührt dankt sie ihrem Befreier; da erwacht der alte Wüstling in ihm. Aber Hippolyta hält ihm vor sein Geschenk nicht zu schänden, und Klinias erröthet und bittet um Verzeihung. Er will sterben; aber die junge Sklavin hat sein Geheimniß entdeckt; Klinias, der nur die Lust nie die Liebe kannte, wird nicht sterben, wenn er aufrichtig geliebt wird. Als er daher den Becher mit fester Hand zum Munde führt, hält sie ihn ab und sagt ihm: „Du willst sterben, weil du nicht liebst. Ich liebe dich, willst du noch sterben?" Klinias gibt seinen Vorsatz auf, heirathet Hippolyta, und Kleon und Paris gehen leer aus.

So viel Beifall dieses Stück fand, so wenig Erfolg hatte „Ein Biedermann". Und in der That scheint Augier damit etwas leicht zu Werke gegangen zu sein. Sämmtliche Personen haben etwas Unbestimmtes, nichts Präcises und Abgerundetes. Felimes ist eigentlich weder ein Ehrenmann noch kein Ehrenmann. In seiner eigenen Aufführung verdammt er die kleinsten Fehler und zeigt sich doch nachsichtig gegen größere; seiner Moralität fehlt es an Grundsatz; sein Gewissen regt sich ohne Grund und schweigt wo es wach sein sollte. Er ist keine Lustspielfigur. Rosa kann uns nicht interessiren, denn wenn sie scharfsichtig genug ist um den Egoismus ihres Mannes zu erkennen, so ist sie doch nicht leidenschaftlich genug um die Liebe Octav's ernsthaft zu nehmen. Sie benimmt sich wie eine Frau die sich hingeben will, und spricht doch mit dem kalten Verstande eines Richters. Octav ist nur halb wahr; er spielt den unbärtigen blasirten Roué von 25 Jahren, und läßt sich von einer Frau foppen die ihm ein Rendezvous geben will. Der Onkel Bridaine ist noch die einzige wirklich komische Figur, aber leider nur episodisch.

„Die Abenteurerin" spielt in Padua, jener Stadt, wohin auch Shakspeare einige seiner Lustspiele verlegt hat. Die Zeitangabe fehlt ganz, und die Handlung bedarf auch weder Zeit noch Ort. Das Sujet ist eine Courtisane welche sich verliebt hat. Mit dem dritten Act hört das Lustspiel eigentlich auf und es beginnt das Drama. In den drei ersten Acten sehen wir einen alten Knasterbart von einer Abenteurerin gefoppt, in den beiden letzten wird aus der Buhlerin das liebende Weib das den Reichthum vonsichwirft um sich zu bessern und des Geliebten würdig zu zeigen. Die Trinkscene zwischen Fabricio und Don Annibal, dem Bramarbas der alten Komödie, ist trefflich gezeichnet. Clorinde, die Heldin, hat ihren alten Liebhaber Muscarades glauben gemacht daß sie ihn wegen seiner glänzenden Augen und seiner schönen Stimme, nicht wegen seines Reichthums liebe. Ohne die Dazwischenkunft Fabricio's würde sie Muscarades noch heirathen. Allein von Fabricio's Verachtung gedemüthigt, von seinen Drohungen erschreckt, fühlt sie zum ersten mal ihr Herz in reiner Liebe erglühen. Sie hat immer in ihrem Leben die Männer zu ihren Füßen gesehen; um zu lieben brauchte sie einen Herrscher, sobald sie ihn gefunden ist sie gerettet.

Das Sujet der „Gabrielle" ist, daß das Weib vom Ehemann immer besser geliebt wird als von ihrem Liebhaber. An sich ist es wol nicht zweifelhaft daß eine Frau die Stimme der Leidenschaft unterdrücken und ihre Kinder, ihren Mann nicht wegen zärtlicher Worte eines Dritten verlassen wird. Um den Zuschauer zu interessiren braucht man mehr. Es muß sich ein ordentlicher, gehöriger Kampf zwischen dem Manne der seine Pflichten pünktlich befolgt, und dem Liebhaber der seine ganze Existenz daran setzt das Weib zu besitzen das er liebt, entspinnen. Dieses selbst muß durch Langeweile, Hochmuth und Trägheit das Gefühl von Recht und Unrecht verloren haben. Gabrielle klagt, wie alle unthätigen Frauen die in der Besorgung der häuslichen Geschäfte, der Uebung ihres Verstandes und der Liebe zu ihrer Familie keinen Schutz gegen die Versuchung finden. Allein der Gedanke geliebt zu werden spielt bei diesen Klagen eine zu kleine Rolle. Der Schmerz den sie empfindet hat seinen Grund weit mehr in verletzter Eitelkeit als in zurückgewiesener Zärtlichkeit. Ihre Leidenschaft ist nicht mächtig genug um je einen Sturm in ihrem Herzen zu erregen. Julien ist der Typus eines vertrauensvollen Ehegatten; er thut Gabrielle jeden Gefallen, erfüllt alle ihre Wünsche, nimmt ihr jede Last, selbst die des Hauswesens ab, und glaubt so ihr Genüge geleistet zu haben. Er vertraut ihr daher. Von Stephan kann man unmöglich glauben daß er Gabrielle wirklich liebt. Seine Versicherungen und Reden sind so überschwenglich romanhaft daß sie uns nicht wahr erscheinen. Noch eben leidenschaftlich für Gabrielle erglüht, gibt er sie ohne weitern Versuch auf als sie es verlangt; ein Wort bringt ihn wieder zurück. Wie soll man da sich wundern daß Julien über einen solchen Nebenbuhler den Sieg davonträgt und Gabrielle zu ihrem Manne zurückkehrt?

Im fünften Lustspiel „Der Flötenspieler" ist Augier wieder zum Alterthume zurückgekehrt. Das Sujet ist dem 54. und 55. Capitel des 13. Buchs der Deipnosophisten des Athenäus entlehnt. Eine Sklavin, Laïs, kommt nach Korinth, der verrufensten Stadt des alten Griechenlands, wo sie lange als Hetäre lebt und viele Reichthümer sammelt. Da verliebt sie sich in einen jungen Thessalier und folgt ihm in seine Heimat. Aus Haß gegen ihre Schönheit wird sie von den thessalischen Frauen in einem Tempel der Venus, wo sie Zuflucht gesucht, getödtet. Ihre Grabschrift ist uns noch aufbewahrt: „Griechenland, so stolz auf seinen unbesiegbaren Muth, ist Sklavin der Schönheit der göttergleichen Laïs geworden; von der Liebe erzeugt, von Korinth erzogen, liegt Laïs jetzt in Thessaliens edeln Feldern begraben."

Im genannten Stücke hat Chalcidias seine Freiheit dem Psaumis für zwei Talente verkauft um acht Tage lang die schöne Laïs genießen zu können, nach deren Besitz Könige, Feldherren, Redner und Philosophen streben. Er erhält Laïs unter dem Namen eines gewissen Ariobarzanes, eines Satrapen des persischen Königs. Psaumis hat aber selbst ein Auge auf Laïs, und hatte Chalcidias nur gekauft um seiner Frau einen Gefallen zu erweisen. Als diese den Flötenspieler nicht mehr mag, verkauft ihn Psaumis weiter an den Karthager Bomilkar für drei Talente. Dieser weiß daß Chalcidias sich tödten will um nicht als Sklave zu leben, ahnt aber auch zugleich

die Liebe der Laïs zu Chalcidias. Er entdeckt ihr was dieser gethan um sie zu besitzen, sowie seinen verzweifelten Entschluß. Laïs bedenkt sich keinen Augenblick ihrerseits ihre Reichthümer hinzugeben, und erkauft Chalcidias den sie liebt für 100 Talente von Bomilcar. Das ist der Inhalt des Stücks. 13.

Beitrag zur Geschichte der Februarrevolution.

Vor kurzem ist wieder eine neue Geschichte der französischen Februarrevolution unter dem Titel „La révolution du 24 février, par M. *Dunoyer*" in Paris erschienen. Dieser Schriftsteller gehört nicht zu den Bewunderern und Lobrednern der Revolution von 1848. Er begnügt sich damit die Begebenheiten des 23. und 24. Februar ohne Rhetorik und ohne Declamation zu erzählen. Wundert man sich wie es möglich war daß ein Thron den 18 Jahre mühsam errungener Erfolge befestigt zu haben schienen so plötzlich umgestürzt werden konnte, so antwortet Dunoyer mit vielen Andern: Die im Februar gestürzte Regierung fiel, weil sie sich nicht zu vertheidigen verstand. Warum aber Das nicht und warum hat sie sich so leicht verirren lassen? Warum vor allem ist sie so wenig unterstützt worden, hat man ihr so schlecht beigestanden? Woher kommt die allgemeine Entkräftung der Vertheidiger der Ordnung im Augenblicke der Gefahr? Nach der Ansicht Dunoyer's rührt das Uebel von dem irrigen Begriffe her den man sich in Frankreich von der Regierung macht. Es gibt Länder, z. B. England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo alle Classen der Staatsbürger von der Regierung nur zwei Dinge fodern: Sicherheit und Freiheit, und übrigens weiter Nichts verlangen als einen ungehemmten Lauf für ihre individuelle Thätigkeit. Die Franzosen schätzen diese Art Freiheit wenig. „Die einzigen Freiheiten", sagt der Verfasser, „die uns gefallen, wenigstens die einzigen welche unter uns die Parteien suchen, sind die welche einen politischen Charakter haben, das Wahlrecht, das Versammlungs- und Associationsrecht, die Freiheit der Presse und der Tribune, diejenigen Freiheiten die uns der Gewalt nähern, die uns nöthigenfalls erlauben sie zu erstürmen, Die welche sie besitzen zu stürzen und fortzujagen, in irgend einer Weise an ihrer Thätigkeit und an den unzähligen Vorzügen, über welche sie unter uns verfügen kann, in irgend einer Weise theilzunehmen. Die übrigen Freiheiten sind ihnen von geringer Wichtigkeit." Was die Franzosen für die Verwaltung ihrer Angelegenheiten von der Regierung verlangen ist nicht ihnen ihre ganze Freiheit und ihre Verantwortlichkeit zu lassen, sondern dieselben für sie zu besorgen, sich mit ihrer Existenz zu beladen. Die Aemter im Staate scheinen allen Denen zu gebühren welche in ihren Privatangelegenheiten nicht glücklich sind, und die Nichtangestellten fodern vom Staate daß er den Erfolg ihrer Geschäfte sichere, ihre Verluste ersetze, indem er ihren Gewinn durch Vorrechte vermehre. Nicht nur hat keine der Regierungen welche seit 60 Jahren nacheinander gefolgt sind wider einen so gefährlichen Zustand der Dinge zu kämpfen gesucht, sondern alle, und insbesondere die welche sich mit den regelmäßigsten Formen umgeben haben, sind bemüht gewesen diese Neigung zu begünstigen, in deren Befriedigung sie eine Sicherheitsbürgschaft für sich selbst sahen. Daraus entstand die kolossale Einrichtung die man Verwaltung nennt, und die in keinem andern Lande der Welt ihres Gleichen hat. Einige Ziffern werden genügen um die seit 40 Jahren in diesem System gemachten Fortschritte zu zeigen. Das Budget von 1802 war von 500 Millionen, 1807 war es zu 720, 1810 zu 795 Millionen gestiegen. Im Jahr 1816 stieg das Budget trotz der Verkleinerung des französischen Staatsgebiets und dem eingetretenen Friedenszustande zu 884, das von 1822 zu 912 und für 1830 votirte man eins von 972 Millionen. Das von 1835 hat sich mit nicht weniger als einer Milliarde 21 Millionen saldiren lassen, und von da an bis 1848 erheben sich die Staatsausgaben ohne anzuhalten von einer Milliarde 21 Millionen zu mehr als anderthalb Milliarden. Endlich im Jahr 1848 erhebt die Februarrevolution das Budget in einem Jahre von 1500 zu mehr als 1800 Millionen. Von 1802—48 haben somit die Staatsausgaben von 500 Millionen zu mehr als 1800 Millionen, d. h. um 1300 Millionen zugenommen. Da eine solche Zunahme der immer vermehrten Anzahl der öffentlichen Aemter entspricht, so hat sie zwei gleich verderbliche Wirkungen: die Gewerbthätigkeit des Landes auf eine schädliche Weise zu verändern, ihre schlechte Thätigkeit zu erweitern, die Begierde nach Staatsämtern allgemein zu machen, und aus dem berüchtigten Sprüchwort: „Ote-toi de là, afin que je m'y mette" die einzige politische Moral Frankreichs zu machen. Die durch einen solchen Zustand der Dinge angeschürten habsüchtigen Leidenschaften haben alle Regierungen welche zuerst in ihnen eine Stütze zu finden geglaubt hatten nacheinander zugrundegerichtet. Um diese Leidenschaften zu befriedigen mußte der Kaiser Napoleon aus dem Krieg eine Profession, fast einen Gewerbszweig machen, die Aemter vermehren, die Besoldungen theilen und wieder theilen, und vor allem, damit ihm Nichts in den Weg trat, die öffentlichen Freiheiten unterdrücken und durch seine riesenhafte Herrschaft, welche Alles zu verschlingen drohte, zuletzt die allgemeine Geduld ermüden und eine Masse Feindschaften erregen, wogegen das erschöpfte Frankreich sich nicht wehren konnte, und glücklich war ihn unterliegen zu sehen. Ihrerseits sah die Restauration die Feindseligen sich gegen sie miteinander verbinden, weil sie genöthigt gewesen war einen guten Theil der Personen die sie von der Auswanderung zurückbrachte zu verabschieden. Sie rief die Misbräuche der alten Regierung zurück und schaffte keinen von denen ab welche die Revolution und die kaiserliche Regierung an ihre Stelle gesetzt hatten, und um in vollkommener Freiheit handeln zu können fand sie nöthig die constitutionnellen Bürgschaften zu unterdrücken, was sie vom Lande losriß und sie ohne andere Stütze als ihr Beamtencorps ließ. Die Regierung Ludwig Philipp's hat die Verfassung nicht gebrochen, aber sie hat auch geglaubt sie müsse in ihrem eigenen Interesse eine Menge habgieriger Foderungen befriedigen. Sie war von Anfang an genöthigt das alte Personal der Revolution und des Kaiserreichs zurückzurufen und an die Stelle des alten Régime zu setzen. Allein sie konnte nicht alle Bittsteller befriedigen, und sah vom Beginn zwei Parteien sich gegen sie stellen und nach einem achtzehnjährigen Kampfe damit enden dieselbe zu vernichten, weil sie dadurch daß sie den ausschweifenden Foderungen ihrer Anhänger zu sehr nachgab, ihren Feinden gerechte Ursachen zu Klagen gegen sich selbst veranlaßte, die Abneigung und den Widerwillen des gesunden Theils der Nation aufregte und die Ehrbarkeit und Energie ihrer eigenen Diener untergrub. Und gleichwol war eine Reform unerlaßlich; denn für eine zweifelhafte Anhänglichkeit die man sich verschaffte rief man eine Menge Feindseligkeiten hervor, und sie war Dem möglich der mit redlichen Absichten bewaffnet an den gesunden Verstand und die Redlichkeit des Publicums auf eine consequente Weise appellirt haben würde. Aber weit davon entfernt machte sich die Regierung aus der B e s t e c h l i c h k e i t ein S y s t e m und vertheidigte es als ein r e g e l m ä ß i g e s und g e s e t z l i c h e s R e g i e r u n g s m i t t e l. Ueberdies war die Verkehrtheit die wir hier bezeichnen eine wirkliche Epidemie geworden, welche in der letzten Zeit der constitutionnellen Monarchie alle Welt angriff. Der Fall dieser Monarchie war demnach nothwendig, wird man sagen. Auf diese Behauptung antwortet Dunoyer mit einem Capitel welches den Titel führt: „Wie wenig die Revolution nothwendig war." Ohne des Verfassers Ansichten in Allem zu theilen, kann man sein Buch mit Nutzen lesen, indem man den alten juridischen Satz: „Sed audiatur et altera pars!" beherzigt. 27.

Der Liebescode und die Liebeshöfe der Provence im 12. Jahrhundert.

Wir entnehmen der „Histoire de la poésie provençale“ von Fauriel einiges Nähere über das Noviziat dem sich der Ritter unterziehen mußte um stufenweise die volle Gunst der erwählten Herrin zu erlangen. Ein Troubadour des 13. Jahrhunderts hat diese Prüfungszeit in vier Abschnitte getheilt. Während dem ersten mußte der Werber in der Stille verehren, ohne seiner Sehnsucht Worte zu geben; beim zweiten, welcher damit begann daß die Dame ihn zum Reden ermuthigte, durfte er nicht weiter gehen als demüthig um ihre Huld flehen; auf der dritten Staffel erreichte er daß man ihn anhörte und zuweilen mit Handschuhen oder einer Schärpe belohnte; die letzte war die des „Liebhabens“, welche die Dame sich endlich herabließ durch den ersten Kuß zu bewilligen, und von diesem Momente an blieb der Ritter unwiderruflich an ihren Dienst gefesselt. Der Zutritt zu dieser Stufe war eine mächtige Feier: vor seiner Dame knieend, seine beiden Hände in ihre gelegt, weihte sich ihr der Ritter ganz, schwur ihr treuzubleiben selbst bis in den Tod, und sie mit aller Kraft vor Schaden und Leid zu wahren. Die Dame ihrerseits erklärte daß sie seine Huldigung annehme, verpfändete ihm die zärtlichsten Gefühle ihres Herzens, bot ihm meist als Zeichen des Bandes welches sie nun aneinanderknüpfte einen Ring, und hob ihn mit einem Kusse aus seiner knienden Stellung auf. Die Ceremonie noch feierlicher zu machen berief man nicht selten einen Priester dazu, welcher die Verbindung der Dame mit ihrem Cavaliere segnete; und es verstand sich nun von selbst daß alle ihre Neigung, ihre ganze Seele ihm gehörte, und nur ihr irdischer Theil dem Gatten. Ja, diese Schule der Galanterie besagte sogar daß Liebe sich mit dem Ehestande nicht vertrüge, und demnach wenn eine Dame nachmals sich einem Ritter vermählte der ihr Liebhaber gewesen, die Liebe vom Augenblicke der Hochzeitfeier an aufhöre, was sich nur damit erklären oder entschuldigen läßt daß die Ehe in jenen mittelalterlichen Zeiten selten etwas Anderes war als ein Band des äußern Vortheils oder der Politik. Unter den zahllosen Fragen über welche man an den Liebeshöfen stritt finden wir eine welche vorzugsweise zur Verherrlichung der erwähnten Lehre dient. Ein Ritter huldigte einer Dame welche schon einen Geliebten besaß und deshalb jener Werbung nicht Gehör schenken konnte; weil sie ihn aber nicht ganz ohne Hoffnung lassen mochte, verhieß sie ihn zum Ritter zu wählen, im Falle sie den verlöre welcher sich bereits ihrer Gunst erfreute. Bald nach dieser Zusage heirathete die Dame ihren ersten Liebhaber, worauf der zweite Ritter die Erfüllung des Versprechens begehrte. Die Dame versicherte äußerst verwundert daß sie ihm Nichts schulde, da sie weit entfernt ihren ersten Geliebten verloren zu haben, ihn vielmehr zum Gemahl erkor. Allein der Ritter bestand auf seinem Verlangen, und eine hohe, berühmte Dame ward als Schiedsrichterin berufen und verurtheilte die verheirathete Frau ihr Wort zu halten, auf Grund daß sie wirklich ihren ersten Liebhaber verlor indem sie ihn zum Gatten nahm.

Ein lateinischer Schriftsteller, muthmaßlich vom Anfange des 14. Jahrhunderts, der nur unter dem Namen Meister Andreas der Kaplan bekannt ist, veröffentlichte eine Sammlung von Fragen welche den Liebeshöfen vorgelegt wurden sammt dem Urtheilsspruche, und fügte die Namen der richtenden Damen bei, welche Alle dem 12. Jahrhunderte gehörten. Einige Beispiele mögen hier den Charakter solcher Fragen bezeichnen. Eine junge Dame welche schon einen Liebhaber besitzt vermählt sich einem andern Manne; hat sie das Recht ihre Verbindung mit dem Geliebten zu lösen, ihm ihre Gunst zu entziehen? Die Vicomtesse Ermengarde von Narbonne entschied diese Streitsache zum Nachtheil der Dame. Ein Liebhaber hatte kein anderes Mittel seiner Dame zu schreiben als mittels eines Secretairs. Letzterer zog Nutzen aus seiner Lage und gewann die Gunst der Dame. Nun handelte es sich darum ob der Secretair oder der Mann welchen er betrog Liebhaber der Dame sein sollte. Dieser Fall ward der Gräfin von Champagne vorgetragen, deren Spruch dahin lautete: daß, da der Secretair seinen Unwerth gezeigt hatte, indem er Vertrauen täuschte, und die Dame sich herabgewürdigt, indem sie einem Secretair Gehör schenkte, ihnen vergönnt sein sollte ihre Liebe gegenseitig fortzuführen; daß aber Beide von jedem Verkehr mit andern Liebenden ausgeschlossen sein müßten; daß nie ein anderer Ritter der Dame huldigen, eine andere Dame den Secretair erhören dürfe. Weil es nun einmal hergebracht daß Frauen als Richter in Liebeshöfen sitzen, sei den schönen Leserinnen die letzte unserer Fragen zur Entscheidung übertragen: Zwanzig irrende Ritter ziehen bei schauderhaftem Unwetter fern von jedem gastfreien Dache einher; zwei Barone, im Begriffe eiligst zu ihren Damen zu reiten, hören diese Ritter sich gegeneinander beklagen daß sie sich ohne Unterkunft befänden und keine zu entdecken wüßten; einer dieser Barone kehrte um, den irrenden und freundlosen Rittern beizustehen; der Andere aber blieb taub für die Ritter und setzte den Weg zu seiner Geliebten fort! Welcher der zwei Männer verfuhr am besten? 21.

Macht des Absurden.

Nach dem Ausspruch Oxenstierna's wird die Welt von der „geringsten Weisheit regiert“, und wie sehr Dies auch betrüben oder feurige Hoffnungen niederschlagen mag, bleibt doch immer die Möglichkeit das höchst Geringe könne manche Kraft äußern, könne durch günstige Umstände an Einfluß gewinnen, sich selbst stärken, überhaupt gelegentlich der Thorheit Abbruch thun. Viel ärger lautet ein anderer Spruch: „Das Absurde regiert die Welt“; denn Absurdes ist in sich selbst fertig, gestattet weder Zunahme noch Abnahme, ist von Gunst und Gelegenheit unabhängig, und sofern ihm irgend eine Regentenkraft beiwohnt, wird es vergebens von Gedanken und Thaten bekämpft. An seinem Dasein ist nicht zu zweifeln, es zeigt sich in Zwecken, Gebräuchen, Sitten der Menschen, in Kunst und Wissenschaften; wenn es an einem Ort verschwindet erscheint es wieder an einem andern, und es ganz vertilgen hieße die ganze Welt vertilgen. Was der Kirchenvater Tertullian in Beziehung auf christliche Dogmen erklärte: „Ich glaube, weil es absurd ist“ (credo quia absurdum est), fand oft Widerspruch, und die Vernunft späterer Zeiten meinte es leicht zu bannen; siehe es wird in unsern Tagen wiederhervorgezogen, und die Geltung des Absurden von ganz entgegengesetzten Standpunkten theologischer Untersuchung vollkommen bewährt.

Die „Evangelische Kirchenzeitung“ (Juni 1836, S. 385) spricht: „Glaube steht zur Speculation der unwiedergeborenen Vernunft in keinem andern Verhältniß als zur rationalistischen Moral. Wer das große innere Wunder der Geburt aus dem Geiste nicht an sich erfahren hat, Der ist unfähig äußere Wunder anzuerkennen. Das credo quia absurdum est hat zwar nur eine einseitige, aber tiefe Wahrheit. Nicht jede Unvernunft ist christlicher Glaubenssatz, aber jeder christliche Glaubenssatz ist unvernünftig, zwar nicht an sich, aber unserer Vernunft, weil diese durch den Fall unvernünftig geworden ist. Unsere Vernunft ist blind, wie unser Wille todt. Nur die Wiedergeburt bringt Licht und Leben.“

Hierzu bemerkt Strauß („Streitschriften“, Heft 3, S. 23): „Der Satz: «Wahr ist, weil es absurd ist» (verum est quia absurdum est), hat auch in der Philosophie seine Stelle. Auch sie führt auf einen Punkt wo die Verstandesbestimmungen, die in ihrer Einseitigkeit sich ausschließen, zusammengefaßt, der Widerspruch nicht vermieden werden, sondern aufgenommen und überwunden werden muß. Es ist Dies der Uebergang vom abstracten zum concreten Denken. Daß Gott Eins mit der Welt ist und doch von ihr verschieden; daß der Wille frei ist und doch in der höhern Nothwendigkeit der Weltentwickelung begriffen; daß das Böse an sich das Gute ist und doch das Widerspiel davon: Das sind auch Absurda für den Verstand,

der hier nur von einem Entweder-Oder weiß, und können nur von dem höhern Standpunkt eines philosophisch Wiedergeborenen begriffen werden. Diesen Standpunkt hat aber die „Evangelische Kirchenzeitung" nicht erreicht; wo die Philosophie zwei entgegengesetzte Bestimmungen in Einen Vernunftbegriff zusammenfaßt, hängt sie sich an die eine derselben und argumentirt von ihr aus gegen die Philosophie. Wie könnte sie der neuesten Speculation Vereinerleiung Gottes mit der Welt, des Guten und des Bösen, Leugnung der menschlichen Freiheit, zur Last legen, als weil sie unfähig ist sich vorzustellen wie mit und in jener Einheit zugleich Verschiedenheit und Gegensatz, in der Nothwendigkeit zugleich die Freiheit begriffen werden kann?"

Resultat: die „Evangelische Kirchenzeitung" will das Absurde glauben, Strauß will es vernunftbegreifen. Jene bezwingt den Verstand durch ein Wunder der Wiedergeburt, Dieser durch einen wiedergebärenden Talisman des Wedernoch, welches in ein Sowolalsauch umschlägt.

Glaube will nicht begreifen, hat sein eigenes Heil und Gesetz; Wissenschaft aber will begreifen, ist Sache des Verstandes, der ohne Unterscheidungen Nichts begreift und versteht, daher denn weder Wunder noch Talisman eine Wissenschaft erwirken. Das philosophische Gegenbild des Tertullianischen Glaubenssatzes Scio quia absurdum est überbietet fast das Absurde, wenn Dies möglich wäre. 23.

Literarische Notizen.

Das „Athenaeum" über den „Neuen Pitaval".

„Seit wir diese Sammlung von Criminalfällen aller Nationen im Jahre 1847 besprachen", äußert sich das „Athenaeum" in seiner Anzeige der Bände 11—16 (Leipzig 1847—50), „hat sie sich nach und nach um sechs Bände vermehrt, von denen der letzte Ende 1850 erschien. Eine nicht eingetretene Verminderung der günstigen Aufnahme der frühern Theile dieses Werks ergibt sich zur Genüge daraus daß es 1848 und 1849 fortgesetzt worden ist, in einer Zeit wo Gelüste die in ruhigen Tagen sich an individuellen Verbrechen ergötzen an einem Drama Befriedigung finden konnten welches ganze Classen und Körperschaften auf der tragischen Bühne als handelnde Personen vorführte. Möglich aber auch daß eine Folge der preußischen Wirren wesentlich beigetragen hat in den jüngsten Bänden ein neues Publicum zu gewinnen. Wir meinen die Begründung des öffentlichen Verfahrens für Criminalfälle, wodurch, indem es ein bei den berliner Gerichtshöfen aufs feinste ausgebildetes heimliches Verfahren stürzte, natürlich den Berichten merkwürdiger, in England und Frankreich nach erstgenannter Methode verhandelter Rechtsfälle, abgesehen von gewöhnlicher Theilnahme und Neugier, ein eigenthümliches und unmittelbares Interesse zuwachsen mußte..... Solche und ähnliche mit den Principien einer großen, gesetzmäßigen Umwälzung im engsten Zusammenhange stehende Fälle erzählt der «Neue Pitaval» mit einem ungewöhnlichen Aufwande von Sorgfalt, und der Herausgeber unterläßt auch nicht in kritischen Momenten allgemeine Bemerkungen einzuflechten, welche einige praktische durch das neue Experiment angeregte Fragen speciell erläutern sollen.... Ebenso scheint in anderer Hinsicht der Inhalt der letzten Bände gewisse Züge einer politisch bewegten Zeit hervorzuheben; denn die vom neunten Bande abwärts besprochenen Hauptfälle sind in politischer Beziehung wichtiger als wegen ihrer juristischen Gestaltung oder wegen hervorspringender criminalistischer oder psychologischer Gesichtspunkte.... Obwol aber in diesen sechs Bänden hauptsächlich von politischen und neuern Rechtsfällen die Rede, so fehlt es doch auch nicht an solchen welche die Zufälligkeiten, die Albernheiten und die Romantik der Criminalrechtspflege früherer Zeiten darthun. Einer oder zwei derselben sind ausgezeichnet merkwürdig."... 31.

Viardot's Arabergeschichte.

Louis Viardot, welcher bereits im Jahre 1833 unter dem Titel „Essai sur l'histoire des Arabes" einen Entwurf der Geschichte der spanischen Araber herausgegeben hatte, hat jetzt eine „Histoire des Arabes et des Mores d'Espagne" geschrieben, welche wegen seiner Gründlichkeit und um des fleißigen Quellenstudiums willen zu jeder Zeit gut aufgenommen werden wird. Sie umfaßt die ganze arabische Periode von der Eroberung Spaniens (711) bis zu dem Sturze des Königreichs von Granada (1492). Mit der Geschichte der Begebenheiten hat der Verfasser die der Civilisation, der Sitten und des Einflusses des arabisch-spanischen Volks auf das moderne Europa verbunden und im dritten Theile in einer Reihe von interessanten Schilderungen diese Sitten in ihrer Ausübung gezeigt. Seine eigentliche Bedeutung erhält das Buch aber durch die Unterscheidung welche der Verfasser zwischen Mauren und Arabern macht. Bisjetzt war es ein weitverbreiteter Irrthum daß dies eine und dieselbe Nation gewesen sei. Viardot gebührt das Verdienst dieser Entdeckung, die jetzt von allen Geschichtschreibern angenommen und von ihm mit unwiderlegbaren Beweisen aus der Geschichte dargethan worden ist.

Michel Chevalier's neuestes Buch.

Von Michel Chevalier ist ein neues Buch „Histoire et description des vois de communication et des traveaux d'art qui en dépendent" erschienen, welches für Baumeister, Oekonomisten und Staatsmänner von bedeutendem Werth ist. Die Schönheit der Beschreibungen, in welchen die Hindernisse oder Erleichterungen welche der Boden der Vereinigten Staaten der Erbauung von Kanälen und Eisenbahnen darbietet mit großer Klarheit auseinandergesetzt worden sind; das lebhafte Interesse welches sich an die Erzählung der Anstrengungen knüpft welche von jedem einzelnen Staate der Union gemacht wurden um sich ein System von vollendeten Communicationswegen zu schaffen; die Lehren welche die zahlreichen Vergleichungspunkte zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten hinsichtlich der öffentlichen Arbeiten darbieten; endlich die über ökonomische Fragen ausgesprochenen Urtheile machen das Buch sehr werthvoll. Um das gewaltige Material zugänglicher zu machen hat der Verfasser ein sorgfältiges Inhaltsverzeichniß beigefügt. 2.

„Vademecum für die Fischerei mit Fliegen auf die Forelle" („The vademecum of fly-fishing for trout") heißt ein kürzlich in London erschienener Anglerkatechismus, welcher Alles erschöpft was in praktisch-ausführlicher Weise über diesen (vornehmern) Zweig der Angelkunst dem Liebhaber geboten werden kann. Beigegeben dem Werkchen ist eine ausführliche Anfertigung künstlicher Fliegen. Der Angler von Fach weiß nämlich daß die Forelle lieber an künstlich-nachgemachte Fliegen als an natürliche geht. Auch in die Tiefen des hellströmenden Forellen-Wasserreichs ist also die Verbildung gedrungen. Auch die Fischnatur fängt an sich in Idealen zu verbeißen. Man sollte denken: eine natürliche Fliege wäre doch immer etwas Reelleres für einen Fischmagen als .... aber wohlgemerkt: die Forelle legt als Raubfisch sich auf Delicatessen, und wenn wir nur so gründlich die Angelkunst verständen wie die Engländer, sowären wir in unserer germanischen Fischsystematik ebenfalls schon soweit um unsern „Hechten" porcellanene Delicatessen offeriren zu können.

„The closing scene" („Die Schlußscene, oder: Christenthum und Unglaube contrastirend in den letzten Stunden berühmter und ausgezeichneter Personen") ist der guterwählte Titel eines in Serien erscheinenden und schon mehrmals aufgelegten Werks aus der Feder des Erskine Neale, Pfarrers zu Kirton in Suffolk. Seltsam! hier drängt sich die Frage auf: Sind denn Sterbebetten Archive, die man so ohne Weiteres benutzen kann? und

wie viele vergangenheitliche und zukünftige (berühmte) Sterbebetten standen denn und werden denn zur Disposition unsers Autors, des „Rector's of Kirton", stehen? Doch vielleicht ist sein Buch nur ein Roman, ein Zeit- und ins Jenseits hinübergreifender Tendenzroman, der uns unter geistlicher Maske die Mysterien der Sterbebetten überhaupt enthüllt.

Von G. von Putlitz' Märchenstrauß: „Was sich der Wald erzählt" („What was said in the woods"), sind in London bereits zwei englische Uebersetzungen erschienen. Den Feinden der wiederauftauchenden Romantik und den kritischen Matadoren wider die Naturpoesie wollen wir Dies mit dem Bemerken gesagt haben: daß in Deutschland bereits die sechste Miniaturausgabe dieses liebenswürdigen Büchleins erschienen ist. 74.

Bibliographie.

Andrae, C. J., Die geognostischen Verhältnisse Magdeburg's in Rücksicht auf die Steinkohlenfrage dargestellt. Mit 1 lithographirten Profilansicht. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 9 Ngr.

Bose, H. v., Sächsisches Jahrbuch für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Jahrgang 1850. Nebst einem neuen vollständigen Verzeichniß der sämmtlichen Städte, Marktflecken, Dörfer ꝛc. im Königreich Sachsen und im Herzogthum Sachsen-Altenburg unter Beifügung der neuen Angabe der Entfernung jedes Ortes von der zunächst gelegenen Stadt. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 15 Ngr.

Cahagnet, L. A., Die Geheimnisse des Jenseits oder die Fortdauer nach dem Tode und die Berufung und Befragung der Verstorbenen auf magnetisch-ekstatischem Wege, durch Zeugenaussagen und mehr als 80 beglaubigte Protokolle von Erscheinungen und wirklichen Unterredungen ekstatischer Somnambulen mit kürzlich Verstorbenen, urkundlich belegt ꝛc. 1ster und 2ter Theil. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Dasselbe. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Das Heiligthum der Geisterwelt, d. i. Offenbarungen über die menschliche Seele und ihre Beziehungen zum Weltall, nach den Ergebnissen des Somnambulismus und der Ekstase. Ebendaselbst. 8. 25 Ngr.

Cornill, A., Ludwig Feuerbach und seine Stellung zur Religion und Philosophie der Gegenwart. Eine Habilitations-Dissertation. 1ste Abtheilung. 1ster Theil: Darstellung und Kritik von Feuerbach's theologischer Denkweise. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr.

Dumas, A., Albine oder die Erscheinung auf dem Schlosse Eppstein. Roman. Deutsch von A. Schrader. 2te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Berger. 8. 1 Thlr.

Fliedner, T., Buch der Märtyrer und anderer Glaubenszeugen der evangelischen Kirche, von den Aposteln bis auf unsere Zeit, in drei Bänden. Zur Stärkung des Glaubens und der Liebe unserer evangelischen Christenheit herausgegeben, unter Mitwirkung von G. Jahn u. A. 1stes Heft. Kaiserswerth. Gr. 8. 15 Ngr.

Guhl, E., Der Dom zu Köln. Seine Geschichte, Beschreibung und gegenwärtiger Zustand. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 4. 8 Ngr.

Gumprecht, T. E., Die Mineralquellen auf dem Festlande von Africa, besonders in Bezug auf ihre geognostischen Verhältnisse. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Hlubek, F. X., Die Wirthschafts-Systeme in nationalökonomischer, statistischer und pecuniärer Beziehung. Nebst dem Verfahren, eine gesunkene Wirthschaft mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln zu heben. Prag, Calve. 8. 17½ Ngr.

Achtundvierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionellen Officiers. 1ster Band. Cassel, Hotop. Gr. 8. 1 Thlr.

Italia. Deutsche Dichter als Führer jenseits der Alpen. Gewählt und herausgegeben von L. Schücking. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Republikanische Lieder und Gedichte deutscher Dichter. Herausgegeben von J. C. J. Raabé. 2te sehr vermehrte Auflage. Kassel, Raabé u. Comp. 16. 7½ Ngr.

— — Dieselben. 2ter Theil. Ebendaselbst. 16. 7½ Ngr.

London im Jahre 1851. Ein praktisches Handbuch für Reisende nach England. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neubig, A., Neuer Versuch über die ptolemäische Stadt Mönosgada in Oberfranken. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 4 Ngr.

Quentin, K., Reisebilder und Studien aus dem Norden der Vereinigten Staaten von Amerika. Zwei Theile. Arnsberg, Grote. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rocke, G. M., Das Hohelied, Erstlingsdrama aus dem Morgenlande; oder Familiensünden und Liebesweihe. Ein Sittenspiegel für Brautstand und Ehe. Halle, Pfeffer. 8. 15 Ngr.

Rüttimann, J., Der englische Civil-Proceß mit besonderer Berücksichtigung des Verfahrens der Westminster Rechtshöfe. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 2 Thlr.

Sand, George, Claudia, Drama in drei Akten. Aus dem Französischen übersetzt von L. Hegener. Aachen, ter Meer. Gr. 16. 7½ Ngr.

Stahr, A., Zwei Monate in Paris. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 12. 3 Thlr.

Stricker, W., Erinnerungsblätter an Wilh. Frdr. Hufnagel. Gesammelt und herausgegeben von seinem Enkel. Frankfurt, Sauerländer. 8. 14 Ngr.

Wiese, S., Zwei geistliche Dramen. 1. Der Apostel Petrus. 2. Der Apostel Paulus. Berlin, Hayn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnim-Blumberg, Graf, Die höheren Stände, wie sie sein sollten und wie sie sind. Geschrieben im Febr. 1851. 2te Auflage. Berlin. 8. 4 Ngr.

Hauschild, E. J., Pestalozzi, über den Staat. Rede, bei der Feier des Pestalozzi-Festes am 12. Jan. 1851 zu Leipzig gehalten und bei Gelegenheit des 3ten Berichtes über das moderne Gesammtgymnasium in Leipzig veröffentlicht. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Petzold, A., Was kommt beim Desertiren heraus? oder: die fünf mühseligen und gefahrvollen Dienstjahre bei der Fremdenlegion in Afrika, sowie Irrfahrt durch Frankreich und Heimkehr durch die aufständische Pfalz. Von ihm selbst beschrieben. Leipzig, Wengler. 8. 5 Ngr.

Schrader, Clementine, Am Denkmal Friedrichs des Großen. Zwei Gedichte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schuldig? Nichtschuldig! Ein Beitrag zur Critik der Schwurgerichte. Mußestunden eines Juristen. Wesel, Bagel. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Sperling, Friede wollt' er, über die Wahrheit. Magdeburg, Baensch. Lex.-8. 6 Ngr.

Eine Stimme aus Oesterreich. Von einem Freunde der Wahrheit. Wien, Greß. 8. 12 Ngr.

Süd-Australien. Ein Beitrag zur deutschen Auswanderungsfrage. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Todesnacht auf dem Wallensee. Dichtung eines Ungenannten. Sammt sicheren Angaben über den „Delphin" und die 12 mit demselben verunglückten Personen. Zürich, Meyer u. Hanisch. 8. 7 Ngr.

Wiesner, A. C., Die politischen Bestrebungen der Südslaven in Oestreich. Als Antwort auf „Ost und West." Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 12. 12 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Druckschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien vom October 1850 bis Mai 1851.

Durch WILHELM BRAUMÜLLER'S Buchhandlung
des kaiserl. königl. Hofes und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, ist zu beziehen:

Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1850. II. Band. 2. Heft. 1 Thlr. 15 Ngr. 3. 4. Heft. 2 Thlr. (1850 kostet compl. 6 Thlr. 1 Ngr.)

Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1851. 8. 28 Ngr.

Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien: Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. II. Band. 3. Lieferung. Philosophisch-historische Classe. II. Band. Complet I. Abtheilung. 7 Thlr. 10 Ngr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Zweite Abtheilung. **Diplomataria et acta.** 3. Band. **Das Stiftungsbuch des Cistercienser-Klosters Zwetl.** Herausgegeben von **Johann von Frast,** Mitglied des Klosters Zwetl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Goldenthal, Dr. J. Professor, **Il Dante Ebreo** ossia **il Picciol Santuario,** poema didattico in terza rima, contenente la Filosofia antica e tutta la storia letteraria giudaica sino all' età sua, dal **Rabbi Mosè, Medico di Rieti** che fiori in sul principio del Secolo XV, ora per la prima volta secondo un manoscritto rarissimo dell' Augustissima Biblioteca Palatina in Vienna, confrontato con un altro privato non men raro. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Miklosich, F. Dr., Monumenta linguae palaeoslovenicae e codice Suprasliensi sumtibus caesareae scientiarum academiae. Accedit tabula lapidi incisa. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Notizenblatt. Beilage zum Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen 1851. Nr. 1—8. Der Jahrgang von 24 Nummern kostet 2 Thlr.

Petzwal, Dr. Jos., Integration der Linearen Differentialgleichungen mit constanten und veränderlichen Coeffizienten. 1. Lieferung. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, der mathem. naturwissenschaftlichen Classe. 1850. 8. Heft. 24 Ngr. 9. Heft 1 Thlr. 10. Heft 16 Ngr. (Jahrgang 1850 kostet compl. 6 Thlr. 15 Ngr.)

— — 1851. Januar oder VI. Band. 1. 20 Ngr. Februar oder VI. 2. 16 Ngr.

— — **der philosophisch-historischen Classe** 1850. 8. Heft 1 Thlr. 9. Heft 28 Ngr. 10. Heft 10 Ngr. (Jahrgang 1850 kostet compl. 4 Thlr. 13 Ngr.)

— — — — 1851. Januar oder VI. 1. 16 Ngr.

Wolf, Ferdinand. Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitätsbibliothek zu Prag. Nebst einem Anhang über die beiden für die ältesten geltenden Ausgaben des Cancionero de romance. 4. Cart. 2 Thlr.

Als Separat-Abdrücke sind zu haben:

Barrande, Joach. Versuch einer Classification der Trilobiten. 8. 4 Ngr.

Arenstein, Jos., Prof. **Beobachtungen über die Eisverhältnisse der Donau.** 1847/48 bis 1849/50. 8. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carrara, Franc., Prof. Dr., De scavi di Salona nel 1848. Con sei Tavole. Fol. 2 Thlr. 12 Ngr.

Chmel, Jos., Bericht über eine in den Monaten April, Mai, Juni, Juli des Jahres 1850 unternommene literarische Reise. 8. 15 Ngr.

Fitzinger, Custos-Adjunct, Ueber den Proteus Anguinus der Autoren. 8. 4 Ngr.

Hauer, Franz v., Ueber die vom Herrn Bergrath W. Fuchs in den Venetianer Alpen gesammelten Fossilien. Fol. Mit 4 Kupfertafeln. 1 Thlr.

Heckel, Jakob, Ueber die Wirbelsäule fossiler Ganoiden. 8. 4 Ngr.

Hlasiwetz, Dr. **Heinr.,** Ueber einige Verbindungen der Radicale (C_6 H_5) R. 8. 5 Ngr.

Jelinek, Dr. **C.,** Beiträge zur Construction selbstregistrirender meteorolog. Apparate. 8. Mit 9 Kupfertafeln. 1 Thlr.

Kremer, Alfred v., Des Scheichs Abd-ol-Shanij-en-Nabolsi's Reisen in Syrien, Aegypten und Hidschâf. 8. 8 Ngr.

Schabus, J., Ueber die Krystallformen des zweifach chromsauren und des pikrinsalpetersauren Kali's. 8. Mit 1 Figurentafel. 8 Ngr.

Schrötter, Prof. **A.,** Bericht an die kaiserl. Akademie der Wissenschaften über eine mit deren Unterstützung nach England und Frankreich unternommene wissenschaftliche Reise. 8. 1850. 15 Ngr.

Skuhersky, Rud., Die orthographische Parallelperspective. 8. 6 Ngr.

Wolf, Dr. **Adam,** Der Wiener Hof in den Jahren 1746, 1747 und 1748. Diplomatische Relationen des Grafen von Podewils, bevollmächtigten Minister in Wien, an Friedrich II. König von Preussen. Cabinetschreiben des Königs. 8. 15 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Sechsundsechzigstes bis achtundsechzigstes Heft.

Inhalt: **Die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode.** (Schluß.) — **Mecklenburg in den Jahren 1848—51.** — **Die ungarische Revolution im Jahre 1849.** — **Schleswig-Holstein seit Mitte 1849.** — **Die Gletscher,** ihre Verbreitung und Bildung, die wichtigsten Gesetze ihrer Structur und Bewegung.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im Juli 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: **W. Cramer.**
Mitredacteur: **M. J. E. Volbeding.**
Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Juni. Nr. 440—443.

Inhalt. *Der unzugängliche Felsen. — Seppel. Ein Rübezahlmärchen. — *Die Bastei in der Sächsischen Schweiz. — Galeerensträfling und Graf. — *Jakob Lehnen. — Die Eroberung von Alhama oder ein Heckerlied im Jahre 1482. — Das Weinkosten in den London-Docks. — Die Wunder der indischen Grottentempel. — Zeitvertreib auf einem Auswandererschiff. — *Angriff eines indianischen Tauchers auf einen Hai. — Halbwilde Schweine. — Wohlthätige Stiftung. — Die Strafe der Bauchaufschlitzung bei den Japanesen. — Der überzeugende Beweis. — **Mannichfaltiges.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue F. I.—V. B., 1843—47) 4 Thlr.
Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge VI.—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von
Hieronymus Müller,
mit Einleitungen begleitet von
Karl Steinhart.

Zweiter Band.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Der erste Band erschien 1850 und hat denselben Preis.

Leipzig, im Juli 1851.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 111. —— 26. Juli 1851.

Inhalt.

Friedrich der Große als Philosoph.

Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling, particulièrement sous Frédéric le Grand. Par *Christian Bartholmess.* Zwei Bände. Paris 1851.

In philosophischer Hinsicht feierte die berliner Akademie ihre Glanzzeit in jenen Tagen da die französische Sprache und der Geist französischer Bildung in ihr herrschte, und sie umsomehr für eine wissenschaftliche Colonie Frankreichs in Deutschland angesehen werden konnte, als von dort vertriebene und hier gern aufgenommene Calvinisten einen großen Theil ihrer Mitglieder ausmachten. Und so hat es denn auch in einem französischen Werk ein Gelehrter aus dem Elsaß unternommen die Geschichte der Philosophie innerhalb der Akademie zu schreiben und diese letztere gegen das doppelte und gegensetzliche Vorurtheil zu rechtfertigen das sie diesseit und jenseit des Rheins getroffen hat, wenn sie bald für eine frivole Coterie von Schöngeistern und Freigeistern, bald für eine bedeutungslose Genossenschaft von Männern ohne Selbständigkeit, Kühnheit, Schöpfungsdrang und Tiefe von moralisirenden Eklektikern ausgegeben ward. Bartholmeß unternimmt es dagegen die Béguelin, Sulzer, Lambert, Merian, Ancillon mit den schottischen Philosophen zu vergleichen, und den Geist der nüchternen Forschung und besonnenen Prüfung, den ernsten auf die sittlichen Lebensfragen gerichteten Sinn jener Denker zur Anerkennung zu bringen, und indem er die Ansichten der Akademie über Gott und die Seele, über Glück und Tugend, über Wissen und Wirken in deren historischer Folge darstellt, und dabei auf den Zusammenhang dieser Lehren mit den übrigen Wissenschaften wie mit der Entwickelung des Staats und der Politik die nöthige Rücksicht nimmt, entwirft er zugleich ein höchst anziehendes Gemälde der Culturgeschichte des Königreichs Preußen von seiner Gründung bis auf diesen Tag. So erzählt er ausführlich die Stiftung der Akademie durch Leibniz; so gibt er eine treffliche Charakteristik Wolf's, dieses großen Schulmeisters unserer Nation, und eine ausführliche Analyse der Ideen Kant's, um an diese die Kritik anzureihen die sie namentlich durch Ancillon erfuhren; so zeigt er wie die Akademie hinsicht unter Friedrich Wilhelm I., wie sie erneut, umgestaltet unter Friedrich dem Großen dem Ruhme des größten Herrschers der damaligen Zeit innigst verknüpft ist, wie sie unter Wölner's kirchlicher Reaction zu leiden hat, wie sie endlich unter Friedrich Wilhelm III. die deutsche Sprache annimmt, aber in philosophischer Hinsicht von der Universität und deren genialen Lehrern überflügelt wird. Sorgsamer Fleiß, verständnißvolle Einsicht und die Liebe zur gleichwägenden Gerechtigkeit zeichnen das ganze Buch aus. Wir glauben unsere Leser nicht besser auf dasselbe aufmerksammachen zu können als wenn wir die Hauptzüge des Bildes mittheilen das Bartholmeß von Friedrich dem Großen als Philosophen entwirft, zumal der bedeutsame Einfluß des geistesfreien Heldenkönigs auf die Entfaltung unserer Cultur zwar allgemein berühmt ist, seine eigenen schriftstellerischen Leistungen auf dem Gebiet des Denkens und Erkennens aber weniger bekannt und selten gewürdigt sind.

Friedrich liebte als Schriftsteller die Form der Abhandlung oder des Memoirs, und ließ eine Reihe solcher in der Akademie vorlesen, historische Versuche, Biographien oder Elogen und philosophische Dissertationen. Die drei Männer welchen er Denkreden widmete waren Jordan, einer der Leiter seiner Jugendstudien in Rheinsberg, Lamettrie und Voltaire. Im Jahr 1746 pries er den Erstgenannten, einen gottesgläubigen Spiritualisten, der stets die Religion geachtet und frivole Meinungen bekämpft, der die Befreiung des menschlichen Geistes von äußern Banden angestrebt, aber die Macht der Tugend und des Wahrheitsgewissens in den Gemü-

thern zu befestigen gesucht hatte. Friedrich stellte ihn als ein Beispiel für den Satz auf: daß die Pflege von Kunst und Wissenschaft uns keineswegs für die Geschäfte des Lebens unpraktisch mache, sondern daß beide für alle Dinge dem Geiste Schwung und Glanz geben; er sprach ihm die wahre Belohnung des Verdienstes zu: im Leben geachtet zu werden und nach dem Tode Andern als Muster zu dienen. Ganz anders ist der Ton den der König 1751 über Lamettrie anstimmt. Er erklärt sich nicht blos gegen die Verfolgungen die derselbe erfahren als er den Menschen für eine bloße Maschine erklärt und den crudesten Materialismus gelehrt, er spottet nicht blos der Pfaffen, die ein Geschrei erhoben daß ein der Ketzerei beschuldigter Arzt die französischen Garden nicht heilen könne; er glorificirte mit höhnischen Seitenblicken auf Andersdenkende den epikuräischen Schwätzer, den ein Voltaire für einen Narren erklärte, von dem ein d'Alembert behauptet daß es ein Schimpf für die Philosophie sei, wenn man solch einen Gesellen einen Philosophen nenne. Friedrich scheint auch das allgemeine Misfallen das seine Lobrede erregte schmerzlich empfunden und dieselbe später bereut zu haben. Im Jahr 1778 wußte er die Moral Voltaire's nicht ehrenvoller zu charakterisiren als dadurch daß er sie der christlichen verglich; er sagt:

Voltaire lehrt daß die Menschen einander als Brüder lieben sollen, daß es ihre Pflicht ist die Bürde des Lebens, wo die Summe der Uebel größer ist als die der Güter, einander tragen zu helfen; ihre Meinungen sind so verschieden wie ihre Gesichter, und weit entfernt einander zu verfolgen, weil sie nicht auf gleiche Weise denken, sollten sie sich darauf beschränken das Urtheil der Irrenden zu berichtigen durch Vernunftgründe, ohne an die Stelle dieser Feuer und Schwert zu setzen: mit Einem Wort, sie müssen ihrem Nächsten Das thun was sie selbst von ihm erwarten. Ist es Voltaire der Dies sagt, oder ist es die Stimme des Apostels Johannes, die Sprache des Evangeliums?

Diese drei Denkreden zeigen uns die drei Stufen im innern Entwickelungsgange des Königs, die wir später näher ins Auge fassen wollen; wir wenden uns zu vier philosophischen Abhandlungen.

Die „Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois" stammt aus der Zeit wo Friedrich sich als Gesetzgeber thätig erwies. Die Abhandlung erschien 1747, also vor Montesquieu's „Esprit des lois", vor Beccaria's Schrift „Dei delitti e delle pene", was man erwägen muß um manche Ideen die uns durch beide Werke geläufig geworden hier als neu anzuerkennen. Friedrich sagt daß man bei der Gesetzgebung nicht die Vernunft allein zu Rathe ziehen dürfe, sondern auch die Geschichte und den Volksgeist fragen müsse, wenn es sich um Beibehaltung oder Abänderung von Gesetzen handle. Wenn es unsinnig ist Alles in einem Staat zu zerstören unter dem Vorwand es zu verbessern, so ist es weise, so ist es nothwendig die Gesetze stets mit den Sitten in Uebereinstimmung zu bringen, indem man die Neuerungen am Grade der Cultur und am Bedürfnisse einer Nation mißt. Gebt jedem Volk seine eigenthümlichen Gesetze nach seinem Boden, seinem Klima, seinen Gewohnheiten, seinen Erinnerungen, seinem Geist! Und trachtet dabei alle Gesetze, alte wie neue, dem Gesetz der Gesetze, der natürlichen Billigkeit gemäß zu machen! Diese verlangt hauptsächlich ein richtiges Verhältniß zwischen Strafen und Verbrechen; deshalb muß man das Duell bekämpfen, das eine barbarische Sitte, und die Tortur abschaffen, die eine dumme und unnütze Grausamkeit ist. Für rohe Völker mag die Gesetzgebung streng sein, Bildung verlangt Milde. Unsere Gesetzgeber sollen den Familienvätern gleichen, welche die ersten Ordnungen aufstellten: sie liebten ihre Kinder. Indem der König endlich ein gutes Gesetzbuch das Meisterwerk des menschlichen Geistes nennt, spricht er die Erkenntniß aus daß viele Gesetze nur die Rechtspflege verwirren, wenige gute aber ein Volk glücklich machen.

Den Einfluß von Kunst und Wissenschaft auf den Staat behandelt der „Discours sur l'utilité des sciences et des arts dans un état" (1772). Er greift die soldatisch-derbe Verschmähung des feinern Lebens unter seinem Vater mit Scherzen, die Rousseau'schen Lehren von der Verderblichkeit der höhern Bildung mit ernster Heftigkeit an, preist die Wiedererweckung der Wissenschaften in Italien, und weissagt dem Norden Europas, dem Vaterlande des Kopernicus und Leibniz, eine schöne Zukunft. Kunst und Wissenschaft nennt er die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, denen dasselbe Alles verdankt, und nennt es eine falsche, in kleinlichen Ideen beschränkte Politik ein unwissendes und dummes Volk lieber beherrschen zu wollen oder zu glauben daß es leichter zu regieren sei als ein aufgeklärtes.

Im Jahr 1782 erschien der „Discours sur la littérature allemande", in welchem Friedrich einer Sprache und einer Literatur Gesetze geben wollte die er niemals ordentlich kannte, und neben den Vorschlägen die Sprache dadurch wohlklingender zu machen daß man an manche Endungen ein a ansetze, und z. B. gebena, sagena, nehmena spreche und schreibe, jene bekannten Urtheile über Shakspeare und Goethe niederlegte, die seine Befangenheit in den Banden der französischen Zopfregelrechtigkeit auf die grellste Weise beurkunden. Außerdem aber finden sich hier Friedrich's Ansichten von der Geschichte der Philosophie, die er vor der politischen Geschichte sehr hervorhebt. Diese letztere enthüllt ihm nur das Nichts der menschlichen Dinge, „das man nirgend besser erkennt als wenn man sich unter den Trümmern der Königreiche ergeht". Und in dem Widmungsbrief seiner „Mémoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg" heißt es: „Welches Vergnügen von Zeit zu Zeit eine der tugendhaften und göttlichen Seelen anzutreffen, die für Verkehrtheit des Geschlechts Verzeihung zu erbitten scheinen! Sie sind die Muster denen es zu folgen gilt." In der Geschichte der Philosophie aber erkennt er die Arbeit des menschlichen Geistes um das Sein in Besitz zu nehmen, das heißt die Wahrheit, die Gottheit. Er kämpft für den Deismus gegen Spinoza und Epikur. Wenn Gott in den Menschen wäre, so meint er würde er als Engländer sich gegen sich als Spanier schlagen, wenn der Mensch ein

Theil Gottes wäre müßte er unendliche Erkenntnisse haben; nach den Pantheisten wären alle Verbrechen der Menschen Werke Gottes. Nichts aber scheint ihm leichter in Staub zu zerreiben als der Atheismus, sobald man nur Zweck und Bestimmung jedes Dinges hervorhebt. Alles bis zum Wachsen des Grases zeigt und beweist eine Gottheit, und wenn der Mensch einigen Verstandes sich erfreut, den er sich nicht gegeben hat, so muß das Wesen von dem Alles kommt eine unendlich größere, tiefere Einsicht haben. Friedrich's thätiger Geist verträgt sich nicht mit der Idee eines ruhenden Gottes; ebenso bekämpft er die Lehren welche uns das Gefühl der Freiheit, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit absprechen. Ueberall zieht er die praktischen Consequenzen der Doctrinen, überall dringt er auf Anwendung für das Leben. Bacon und Newton gelten ihm mehr als Descartes und Leibniz. Ersterer ist ihm das Orakel der Philosophie; doch sind ihm auch die Verirrungen des Letztgenannten die eines großen Genies. Da wo Erfahrung, Analogie und Induction nicht hinreichen, muß man keine feste Erkenntniß mehr behaupten wollen, sondern mit seinem Urtheil ansichhalten. Die wahre Philosophie ist ihm die praktische, Sokrates und Marc Aurel sind ihm die größten Weisen, Cicero's Buch von den Pflichten die beste Darstellung der Moral. Zu beobachten und zu handeln, aber recht zu thun, stets seine Pflicht zu erfüllen, Das empfiehlt er jedem denkenden Deutschen der nach dem Namen des Philosophen trachtet.

Am selbständigsten hat Friedrich seine Lebensansicht entwickelt in dem 1770 erschienenen „Essai sur l'amour-propre envisagé comme principe de morale". Hier hat er das Bestreben selbst einen obersten Grundsatz aufzustellen, aus dem die Handlungen der Menschen fließen, auf den unsere Betrachtung das sittliche Leben beziehen kann. Denn wenn das Leben eine zusammenhängende Reihe von Bewegungen und Handlungen ist, so muß es sich nach einem bleibenden Princip und Beweggrund richten. Beides findet er in der Selbstliebe. Es scheint als werde er sich hier an Condillac und Helvetius anschließen, aber er gibt jenem Wort eine andere Bedeutung als die gewöhnliche, ohne sich jedoch auf den seinem Sinn entsprechenden metaphysischen Standpunkt zu erheben. Bartholmeß hat Dies nicht erkannt, er tadelt den König strenger als derselbe es verdient, und findet daß die Schwäche und Inconsequenz des Logikers diesmal den Charakter des Menschen ehre, daß der Begriff Tugend auf sophistische Weise mit dem Wort Egoismus bezeichnet werde. Das Individuum hat nur Ein Streben, sagt Friedrich, es will glücklich sein; aber das wahre Glück besteht in der Tugend; man muß also die Tugend lieben und üben aus Selbstliebe; die Selbstliebe ist somit der wahre Beweggrund unserer Handlungen und muß als einziges Moralprincip erkannt werden. Die Tugend ist das festeste Band der Gesellschaft, die Quelle der öffentlichen Ruhe und Zufriedenheit. Ohne sie wären die Menschen schlimmer als Löwen und Tiger; daß die Tugend im Leben nothwendig, haben alle Philosophenschulen anerkannt, nur die Gründe für ein tugendhaftes Dasein sind bei ihnen verschieden und für die Fassungskraft des Volks wenig geeignet. Friedrich kritisirt nun flüchtig einige der bedeutendsten Sittenlehren. Die Stoiker, sagt er, nehmen die Schönheit der Tugend zum Princip. Aber die Bewunderung ist ein Gefühl dessen Eindruck bald verschwindet; man verständigt sich ohne Mühe über die Schönheit der Tugend, weil Dies Nichts kostet, aber auch zur Besserung, zum Sieg über die Begierden wenig beiträgt. Die Platoniker empfehlen die Nachahmung der Gottheit; aber können wir uns von Gott einen andern als einen vagen und beschränkten Begriff bilden? Die Epikuräer wollen das Wohlgefühl der Lust, schwächen aber das Gute das sie haben dadurch daß die Sinnenlust das Vorherrschende wurde. Die Christen predigen die Liebe Gottes und versprechen die ewige Seligkeit; aber wie vermögen wir von Denen die das Wesen Gottes nicht erkennen und ergründen können Liebe für dasselbe zu fodern? Das Gesetz der Bruderliebe hat Friedrich übersehen. Er will nun die Menschen über sich selbst aufgeklärt, er will daß ein Philosoph sie dadurch tugendhaft mache daß er ihnen zeige wie die Tugend ihr eigenes Interesse ist. Das Interesse ist der stärkste Beweggrund für uns; und was ist schöner und bewunderungswürdiger als aus einem Princip das zum Laster führen kann die Quelle des Glücks und des Guten abzuleiten? Man stelle nur den Menschen die schlimmen Folgen des Lasters, die Vortheile der guten Handlungen vor, man zeige ihnen die Strafen die an Leidenschaften und Laster gekettet sind, und aus Selbstliebe werden sie das Schlechte meiden, das Rechte thun. Denn die wahre Selbstliebe zieht Ehre und guten Namen einem flüchtigen Genuß der Wollust vor. Durch ein geheimes Gefühl beziehen die Menschen Alles auf sich selbst; sie stellen sich in ein Centrum wo alle Linien vom Umfang her zusammentreffen; man muß ihnen also nur die wahren Güter vorstellen, sie deren Werth kennen lehren, die Leidenschaften zu beherrschen wissen, indem man einen Hang dem andern Hang entgegensetzt, um daraus Vortheil zu Gunsten der Tugend zu ziehen.

Mit Recht macht Bartholmeß bemerklich daß der König nicht hervorgehoben wie es ein doppeltes Ich des Menschen gibt, ein Gesetz des Geistes und ein Gesetz des Fleisches, eine Stimme der Vernunft und eine der egoistischen Sinnlichkeit; aber wird er die Tugend anders definiren können als durch: sein göttlich Theil erhalten und bethätigen, suum Esse conservare, wie Spinoza sagt? Jeder ist wirklich ein Weltmittelpunkt, ein Strahl des göttlichen Lichts, und zwischen Glück und Tugend ist keine Kluft befestigt; aber nur eine edle Natur wird um ihrer selbst willen das Gute thun, nur der in Gott Wiedergeborene wird in seiner That den göttlichen Willen vollbringen; daß aber die Sünde in die Welt gekommen durch eine That, und daß dadurch das Bewußtsein der Menschen mehr verdunkelt und tiefer verkehrt worden als daß es durch eine Doctrin bekehrt werden könnte, Das hat der König übersehen, Das liegt dem

Kritiker seiner Lehre, ihm selbst unbewußt, im Gemüthe. D'Alembert schrieb an Friedrich, auch er habe stets eine aufgeklärte Selbstliebe als die Quelle jedes moralischen Opfers betrachtet; nur Eines mache ihm Bedenken: ob Die welche Nichts haben, welche der Gesellschaft Alles geben und welchen die Gesellschaft Alles verweigert, welche kaum mit ihrer Arbeit eine zahlreiche Familie ernähren können, oder nicht wissen wovon sie leben sollen, ob diese Menschen ein anderes Princip der Moral haben können als das Gesetz, und wie man sie überzeugen könne daß es ihr wahres Interesse ist tugendhaft zu sein in dem Fall auch wo sie ungestraft es nicht sein können. Auch mit diesem Wort ist der Schaden unsers Geschlechts bloßgelegt; denn ist es nicht die Sünde der Gesellschaft Denen Alles zu versagen die ihr Alles geben? Ist es nicht der Irrthum und die Herzensverhärtung zugleich was die Vornehmen und Reichen vergessen läßt daß wir allzumal Glieder Eines Leibes sind, deren keines sich wahrhaft wohlbefinden kann wenn andere leiden? Die wahre Selbstliebe, die die Bruderliebe einschließt, besteht nur in der Gottesliebe.

Wenden wir uns zur geistigen Entwickelungsgeschichte Friedrich's des Großen.

Bartholmeß unterscheidet drei Epochen: die der Jugend, wo der König mit Ernst eine strenge, einfache, solide Philosophie sucht, die des Mannesalters, wo er sich mit einem geistreichen aber oberflächlichen Systeme befreundet und den Zweifel oft bis zur kühnsten Verneinung führt, und eine des Alters, wo er sich gegen den skeptischen Fanatismus kehrt und ohne die Meinungen seines vergangenen Lebens zu verleugnen doch die extremen Folgerungen bekämpft durch welche sophistische Männer ein Aergerniß gaben. Hier zeigt sich in seiner Seele der Streit einer edeln Natur mit irrigen Theorien, zeigt sich wie er mit großem Sinne das Gute vom Gift zu scheiden gewußt.

Die erste Epoche lehnt sich an Leibniz und Wolf. Die Prädestinationslehre, den Glauben an den allherrschenden Willen des Schicksals erfaßte er früh, und auch wo er später von Zufall sprach war Dies der unbegriffene Ausdruck für die unbegriffene Nothwendigkeit. Der Schein mathematischer Nothwendigkeit im Wolf'schen Dogmatismus zog ihn an; es war in Rheinsberg wo er ihn studirte, und kurz vor seiner Thronbesteigung schrieb er dem Philosophen, der ihm sein „Naturrecht" gewidmet hatte:

> Jeder denkende Mensch der die Wahrheit liebt muß an diesem Werke theilnehmen, jeder Ehrenmann und gute Bürger muß es wie einen Schatz betrachten den eure Weisheit entdeckt und eure Freigebigkeit der Welt geschenkt hat. Den Philosophen kommt es zu die Lehrer des Universums und die Meister der Fürsten zu sein. Sie müssen richtig denken, und es ist an uns entsprechend zu handeln; sie müssen die Welt durch die Betrachtung, wir durch das Beispiel unterrichten; sie entdecken, wir wenden an.

Später freilich trat Voltaire an die Stelle von Wolf, Locke an die Stelle von Leibniz. Friedrich findet daß Wolf über einige Säze von Leibniz eine Sündflut von Worten, Argumenten, Correlarien und Citationen ausgießt, und schreibt beim Empfang des zweiten Bandes vom „Naturrecht" an Wolf: daß dessen Werke doch gar zu weitschweifig und umfangsreich seien; es würde besser sein wenn er lerne sich kürzer fassen. Indeß blieb ihm Wolf als Logiker werth, und mit Vorliebe bekannte er sich zur Wolf'schen Sittenlehre: Vervollkommene dich selbst und die Andern durch gewissenhafte Pflichterfüllung, und finde in der Vermehrung des Gemeinwohls deine Glückseligkeit.

In der langen zweiten Periode bildet Friedrich ein Triumvirat mit Voltaire und d'Alembert. Bei ihm wie bei seinen beiden Meistern, bemerkt Bartholmeß, muß man mehr den Soldaten, den Sapeur suchen als den Architekten; man muß das Gute, das er vielleicht ohne seinen Willen that, von dem Uebel unterscheiden, das vielleicht gegen seinen Willen er veranlassen konnte; man muß in ihm das Werkzeug einer Berufung sehen deren wesentlicher Theil ihm selbst unbekannt war. Er schreitet an der Spitze der Kämpfer für Vernunft und Bildung, er erobert mit ihnen die Freiheit des Gedankens und des Worts. Wie sehr auch seine philosophischen Ansichten der Neuheit oder Haltbarkeit entbehren mögen, er verdient unsere Hochachtung durch seinen Cultus der Humanität, durch sein Apostelthum der Toleranz, durch sein Heldenthum gegen den Fanatismus.

Mit Locke will er Beobachtung, Analyse, Erfahrung. „Wir sind nicht mehr im Zeitalter der Worte, sondern in dem der Sachen." Leider aber ist seine Idee von der Erfahrung so mangelhaft daß er in einem Athem die Hypothesen, diese Romane der Philosophie, verhöhnen und selbst behaupten kann: „Die Materie denkt." Welches Experiment hat denn den Gedanken als Secretion des Gehirns aufgezeigt, wie „die neueste Secretion des Materialismus" will?

Es ist schwer zu bestimmen was Friedrich von Gott denkt. Er bekennt sich zum Deismus, wenn ihn die Betrachtung der Natur, namentlich der Zusammenstimmung und Zweckmäßigkeit der Dinge zu dem Gedanken einer Intelligenz führt die dem Weltall vorsteht und seine Ordnung erhält, wenn er aus den Ideen von Weisheit und Gerechtigkeit, die der Mensch insichhegt, auf einen gerechten und weisen Schöpfer schließt; aber atheistisch verneigt er sich „vor seiner Majestät dem Zufall", vor „unserm Herrn, dem Schicksal"; und pantheistisch erklärt er die unendliche Intelligenz gleich ewig mit der Welt, eingeschlossen in die Materie welche sie in Bewegung sezt und organisirt, und unterwirft er Natur und Geist dem Fatum als dem letzten Grund aller Dinge. Bald thut er diese Aussprüche abwechselnd, bald sucht er ein Mittleres, aber die Versöhnung gelingt ihm nicht; sie ist erst das Werk unserer Zeit.

Friedrich's Gedanken über die Unsterblichkeit sind leichter anzugeben. „Wenn ich die Todten erwecken könnte, würde ich es thun, aber dies schöne Geheimniß ist verlorengegangen." „Die Unsterblichkeit besteht in der Achtung der Mitwelt und im Nachruhm."

Senza tema, un' alma pura
Rendo al sen della natura,
Rendo il corpo agli elementi
Onde il nascere sorti —

singt er in seiner Oper „Montezuma", und im Brief an Keith:

Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil,
A l'abri des malheurs, sans songe, sans réveil.
Hélas, tout est égal; pour notre cendre éteinte
Il n'est aucun objet ni d'espoir ni de crainte.

„Der König verdiente an die Unsterblichkeit zu glauben" — sagte Mendelssohn als er diese Verse las:

Oui finissons sans trouble et mourons sans regrets,
En laissant l'univers comblé de nos bienfaits.

Im Praktischen sucht Friedrich die Ruhe des Geistes, die eine Frucht der Bewegung, der Arbeit und des Fortschritts ist, den Frieden welchen die Pflichterfüllung gibt; in diesem Sinne schuf er sein Sanssouci. Er hielt an der Thatsache der menschlichen Freiheit fest, wenn er auch ihre Grenzen anerkannte. Er schrieb einmal an Voltaire: „Es gibt eine Freiheit, denn wie könnte man die klare Idee von einer Sache haben welche nicht existirt? Ich verstehe unter ihr das Vermögen eine Handlung nach meinem Willen zu thun oder zu unterlassen." Er unterläßt es aber diese Erkenntniß mit seinem Materialismus und Fatalismus zusammenzureimen. Die Pflicht sieht der König hauptsächlich im Gewand der Vaterlandsliebe; dem Vaterland Gut und Blut, Geist und Zeit zu weihen als Krieger und als Bürger, Das ist die Aufgabe, Das die Ehre des Menschen.

Im Greisenalter lernte Friedrich zwischen Philosophen und Sophisten unterscheiden. Der Fanatismus des Unglaubens und der Frivolität ward ihm nun verhaßt. Die Toleranz, meint er, müsse Jedem die Freiheit zusichern zu glauben was er wolle; aber sie dürfe keineswegs die Frechheit unbesonnener Bursche autorisiren, welche kecklich verhöhnen was das Volk verehrt. Die „Ueberlieferungen des Volks" gelten ihm jetzt mehr als „hohle Ideen und Schulsysteme", in ihnen erkennt er „den wirklichen gesunden Menschenverstand, dies Wahrheitsgefühl welches den Materialismus der Charlatane und ihren stupiden Atheismus zurückstößt". Helvetius ist ihm jetzt kein Philosoph, sondern ein Schöngeist, der erst in der Schule die Anfangsgründe der Logik zu lernen hätte statt sich in Dinge zu mischen die er nicht versteht. Diderot's arroganter suffisanter Ton wird ihm zuwider. Er kritisirte den „Essai sur les préjugés" und das „Système de la nature". Er bestreitet die Einwürfe des erstern Buchs gegen das Christenthum, in dessen Lehre er die beste Moral findet, und lehrt das Gesetz und den Misbrauch zu unterscheiden; er wendet sich gegen die Angriffe auf die bestehenden Regierungsformen mit einer Heftigkeit die Voltaire den Ausspruch entlockte: „Ce roi a aussi ses *préjugés* qu'il faut lui pardonner: on n'est pas roi pour rien." Der blinden Materie des „Système de la nature" stellt er einen selbstbewußten Gott gegenüber als Ursache des Universums; er behauptet die Freiheit des Menschen als eine Thatsache der Erfahrung, als eine Realität die Jedermann liebt und vertheidigt; in dem Vergeben der Beleidigungen, in der Liebe, in der Menschlichkeit, die Christus auf dem Berge gepredigt, sieht er die schönste Moral, in der Religion den wahren Mörtel der Gesellschaft, die Grundlage einer gesunden Politik.

Bartholmeß verweilt noch bei der Vertheidigung der Monarchen gegen das „Système de la nature", und meint Friedrich würde bei längerm Leben sich gewaffnet haben gegen Das was Napoleon den schrecklichen Geist der Neuerung nannte, während Voltaire die Jugend glücklich pries die denselben erleben werde. Er hätte hinzufügen sollen daß Friedrich im Fürsten den ersten Diener des Staats, im Volkswohl das Glück des Königs erkannt hatte.

Kommen wir zum Schlusse, so müssen wir sagen daß Friedrich der Große sich selbst täuschte, wenn er einmal meint seine philosophischen Arbeiten würden höher geachtet werden als seine Kriegsthaten. Es fehlte ihm die Tiefe und Schärfe der Metaphysik; nicht der Gedanke um seiner selbst willen, sondern seine Anwendung auf das Leben zog ihn an, aber seine Lebensansichten vermochte er nicht in der ewigen Idee zu begründen. Gegen den ganzen Menschen kann und soll Dies kein Tadel sein. Er war Mann der That, als Held, als Regent, er war es in einer Zeit der Bildung; so suchte er sich seine Aufgabe klar zu machen, seine Zeit zu begreifen und an ihre Spitze zu treten. Nicht als Philosoph, sondern als König findet er seine Stelle in der Geschichte der Philosophie. Die Freiheit des Gedankens hat er ihr miterkämpft, und dafür von ihr die Einsicht in seiner Sendung empfangen, sodaß seine Heldenkraft wußte was sie wollte und er in der Durchführung der Idee seines Jahrhunderts sich den Ehrennamen des Großen erwarb.

M. Carriere.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Von Karl Gutzkow.

Zweiter Artikel.*)

Wer einen Roman aus der Gegenwart schreibt und es sich zur Aufgabe gestellt hat alle historische Züge die ins sociale Leben auslaufen darin zu vergegenwärtigen, müßte ein grau in graues Gemälde liefern. Das ist die natürliche Erwartung. Daß Gutzkow's Roman bisjetzt eines ist das viele Farbentöne bringt, daß das Sonnenlicht in die meisten Partien hineinscheint und die Tagesscenen die Nachtstücke quantitativ weit überwiegen, ist ein Vorzug der jedem Leser in die Augen springt. Und wenn er darüber nicht zum Bewußtsein käme, so spricht dafür der Erfolg. Einen Roman der, jetzt durch fünf Bände, nur Klagen wiederholte, nur die Wunden welche die Wirklichkeit uns zufügte neu aufreißt, der die Quintessenz jener Verkehrtheiten, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen plastisch und drastisch zur Anschauung brächte,

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 104 d. Bl. D. Red.

würde der Leser, der Unterhaltung und Erholung will, bald fortwerfen.

Aber wahr zu sein ist die Aufgabe des Dichters, und die Verführung liegt so nahe in der Stimmung, der wir uns Alle nicht entziehen! Es ist nur daß die Wahrheit eines Künstlers eine andere ist als nur zu portraitiren, nur Spiegelbilder der Einzelheiten aufzufangen. Der große mechanisch gefertigte Spiegel, das Daguerreotyp, welches das Universum auffaßt das der Geist überschaut, fehlt noch: der Künstler und Dichter muß sich zu einer selbstgeschaffenen Höhe erheben, um von dieser herab in seiner Wahrheit die weite Landschaft aufzufassen. Da ist es ihm erlaubt die Wolken, Nebel und Dünste zu comprimiren, beiseite zu schieben und die Sonne leuchten zu lassen wo er es für gut findet. Wo der Verfasser sein Licht außerhalb der Facten und der Scenerie finden wird, liegt noch für uns im Ungewissen; einstweilen müssen wir zufrieden sein daß er aus den Gegenständen selbst soviel Licht und Heiterkeit entwickelt als irgend möglich ist.

Jenen Maiensonnenschein der Triebe und Liebe reimt, im Rauschen der Wipfel die Stimme Gottes, im Thautropfen an der Rosenknospe die Thräne der ewigen Liebe zeigt, wird man billig nicht erwarten. Diese Zeiten sind vorüber. Lassen wir uns genügen, wenn wir im Walde, der kein Zauberwald mehr sein darf, ein sonniges warmes Plätzchen finden, wo wir, im Schatten ruhend, uns freuen mögen am Scenenspiel im Laube, wenn noch das Wasser natürlich über die Steine plätschert und der Flieder noch irgendwo am Strohdach duftet, zufrieden, wenn im Hochsommer die grüne Natur noch nicht ganz verbrannt ist, und wenn der Abendschein noch die hohen Dächer und Schornsteine der großen Stadt so anröthet daß wir ein angenehmes Bild vor uns sehen.

Zwei junge Männer, Brüder, der Eine Maler, der Andere Jurist, führen uns in den Roman ein, Beide mit der Anwartschaft seine sogenannten Helden zu werden. Der Maler macht eine Entrée die uns noch zweifelhaft läßt ob er unser Interesse erregen wird. Es scheint einen Augenblick auf einen Kunstroman abgesehen zu sein. Dazu gesellt sich ein Vagabund, der uns mit der Verklärung der Zerrissenheit zu drohen scheint. Aber bald tritt der keckere, frischere Bruder Jurist auf, der das Interesse in doppelter Art lebendig anspricht, durch sein kräftiges Handeln und durch den Bericht über eine Familientradition, welche dem Roman einen wunderbaren romantischen Hintergrund verspricht. Kaum haben wir einige Blicke geworfen, wenigstens in die Vorstädte der Capitale eines großen norddeutschen Staats, wobei wir in einigen weiblichen Caricaturgestalten (leider sind sie der Wirklichkeit aber nur zu getreu abgeklatscht) die Verwirklichung und die Mysterien des großen „Reubundes" für König und Vaterland kennengelernt, eine der trefflichsten Erfindungen, wenn man die Uebersetzung der Wirklichkeit in dichterische Wahrheit so nennen darf, als den einen Helden die Nachforschung nach jenem traditionnellen Schatz, dessen Urkunden entwandt sind, wieder aus der Stadt fort in die Gebirge führt.

Diese Reise ist eine so gelungene, so reich an auftretenden neuen Gestalten, daß wir sofort mitten im Roman sind und, gefesselt vom Interesse, fast ungern weiterreisen zum einstweiligen Ziele unserer Bestimmung. Da hat die Politik der Neuzeit, das Bedürfniß eines Versammlungsortes für die Wahlen, ein neues Wirthshaus am Waldrande entstehen lassen, und in seinem Wirth, Haidekrüger Justus, tritt uns eine Persönlichkeit von so markiger Kraft entgegen, wie nur Shakspeare und Cervantes ihre berühmten jovialen Wirthe schilderten, und doch zugleich durch und durch neu und modern: ein von der Zeit überflügelter liberaler Politiker, der, in seiner runden, vollen Persönlichkeit, in seiner autodidaktischen Kenntnißfülle, bewundert von seinen Nachbarn, sich in Selbstbehagen wiegte, und von den Vorwärtsmännern sich ebenso wenig aus seinem Equilibrium bringen läßt als es die Rückwärtsmänner vorher und nachher vermocht, der aber dessenungeachtet wie ein schwerer Stein im Sande liegen bleibt, durch und durch verfahren in seinem engen Ideenkreis, und immer wieder dahin zurückkehrend, wenn eine andere Macht ihn aufrüttelte. Mit derselben plastischen Kraft ist das ganze Wirthshaus bis in seine einzelnen Theile geschildert; modern Alles, und doch mit dem Duft des romantischen Alterthums. Hier ist Dichtung trotzdem daß Alles nur Portrait scheint.

Und welche unendliche Behaglichkeit entwickelt sich in dem Gespräch der Drei oder Vier in dem späten Nachtstück, bei der spärlichen Lampe, die kaum das große Zimmer erhellt, bei dem perlenden Geldermann-Deutz. Herr Justus, Dankmar Wildungen, der schlafende Tischler in der Blouse, aus dem sich nachher ein Prinz Egon entwickelt, und der unvergleichliche Justizrath Schlurck, welch ein vierblätteriges Kleeblatt von scharf ausgeprägten Gestalten, duftiger Farbe, von Witz und Geist! Ein Kunstkritiker äußerte bei einer der Meisterschöpfungen Kaulbach's im Neuen Museum zu Berlin: daß ein Werk der Art den ältern Künstlern, selbst eines Rafael's Genius, unmöglich gewesen, weil das tiefste Eindringen in Wissenschaft und Geschichte vorangehen müsse, um den Charakter dieser Volksstimme so charakteristisch darzustellen wie es auf Kaulbach's „Babylonischem Thurmbau" geschehen. Das können wir hierauf anwenden. Dies Gespräch ist so plastisch gehalten daß wir die Lippenbewegung jedes der Redenden sehen; Leser jeder Classe werden sich davon angezogen fühlen, und doch bietet es die Quintessenz der tiefeindringendsten Lebensstudien. Der Dichter konnte es nicht aus einer ursprünglichen Eingebung schöpfen, es ist nur das geschmackvoll formirte Product der politisch-philosophischen Lebensstudien. Die Reflexion verarbeiten zur plastischen Anschauung ist die Aufgabe des neuen Romandichters. In dieser Haidekrügerscene hat sie Gutzkow in voller Meisterschaft gelöst; nicht in allen Partien des Romans gelingt es ihm auf ähnliche Weise den Gedanken zu verkörpern. Oft freilich ist es unmöglich.

Eine specifische Kraft und Vorliebe bewährt sich namentlich bei der Charakterentwickelung des Justizraths Schlurck und seiner Familie und Umgebung. Der Stamm wurzelt fest, um so leichter wird es dem Dichter seine Zweige und Aeste frei auszubreiten. Hier ist Alles Wahrheit, fast Wirklichkeit. Wir müssen diesem Voltaire'schen Philosophen und Lebemann, diesem anmuthigen Geschäftsmann von vielem Wissen und noch weiterm Gewissen, schon begegnet sein; dem Epikuräer, der sich in alle Verhältnisse zu finden weiß, und das Recht, die Politik, die Familienangelegenheiten so ajustirt daß er sich darin behaglich findet. Er ist nicht habsüchtig, nicht ungerecht, aber er braucht das Geld um angenehm zu leben, darum drückt er ein Auge zu, gegen Andere und gegen sich. Er erschrickt vor allem Gewaltthätigen, offenbar Ungerechten, vor Allem was einen Skandal erregen kann, kurz was die süße Gewohnheit des Daseins, wie er es kennengelernt, unterbricht, was unangenehmes Aufsehen macht; aber die Vortheile die ihm davon ins Haus getragen werden nimmt er willig entgegen. Sichtlich hat der Verfasser sich selbst in diesen wohlgelungenen Charakter verliebt; er war schwärzer angelegt, er bemüht sich nachher die scharfen Schlagschatten abzuschwächen, und vielleicht würde er ihn zu Anfang nicht den Raub oder Diebstahl an dem geheimnißvollen Johanniterschrank haben begehen lassen, wenn Schlurck schon damals so klar ihm vor Augen gestanden wie er sich nachher entwickelt. Da ist wieder das Geschick anzuerkennen mit dem er ex post das schon Gedruckte radirt und das Illegale legalisirt. Schlurck bleibt sich von nun ab gleich, in seiner Schwäche und seiner Stärke, die eben die ist vor Nichts zu erschrecken, und mit Witz und Dialektik Alles sich zurechtzulegen, den Staub abzublasen von dem Widerwärtigen und intriguirend zu herrschen, ohne in der Intrigue unterzugehen. Wo er auftritt ist er derselbe, und doch immer neu, frisch, ein Anderer gegen Andere. Katastrophen können ihn wol erschüttern, nie überwältigen, aus jedem Abgrunde weiß er einen Pfad nach der Höhe zu gewinnen. In jeder Weise ihm gegenüber weiß sein Scharfblick die schwache Seite zu entdecken und sich daran zu klammern. So sein meisterhaftes Gespräch mit Pauline von Harder. Nur ein mal blitzt er ab, vom Donner getroffen, wo er gegen eine absolute Rechtlichkeit anprallt. Diese — ist es Ironie? — muß aber aus der andern Welt, aus Amerika kommen. Der Leser freut sich wo und wann Schlurck erscheint, und bedauert die Oekonomie des Dichters, der ihn weislich nicht zu oft auftreten läßt.

Seine Familie ist ebenso sicher gezeichnet. Mit wenigen sichern Strichen die reinlich-nette Frau, mit ihrem hausbackenen Verstande, ihrer Tüchtigkeit und ihrer zweifelhaften Treue, obgleich sie sich selbst immer treu ist. Die Tochter Melanie ist und bleibt die eigenthümlichste Schöpfung des Dichters. Eine Coquette ist immer interessant, sagte ein älterer Leser des Romans von bewährtem Urtheil; aber diese Art der Coquetterie ist in einem deutschen Roman neu. Wenn nicht eine geistige, so liegt doch eine physische Gesundheit zum Grunde, die eine psychische Berechtigung sich zu vindiciren weiß. Das sittliche Element in der ganzen Familie ist faul, aber der Verfasser scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben: nicht sowol den Beweis zu führen wie die schlechten socialen Verhältnisse auf ursprünglich begabte Personen diese Einwirkung haben, als vielmehr wie man bei geistiger Tüchtigkeit sich trotz diesem sittlichen Angefressensein über dem Wasser erhält und vor gänzlicher Verworfenheit bewahrt. Hinsichtlich Melanie scheint er selbst zu schwanken: auch in sie ist er verliebt, und wir verargen es ihm nicht. Zuweilen möchte er sie besser machen als er sie angelegt, dann fällt er in die frühere Intention zurück. Ganz fallen wird er sie nicht lassen, wie schon ihr Vater gelegentlich sagt: wenn sie falle werde sie mit Anstand fallen, wie ein Schmetterling der nach der Sonne flatternd die Flügel verbrennt. Ueber die Totalität ihres Charakters zu urtheilen ist zu früh. Dasselbe gilt von Hackert, einem Zerrissenen, aber nicht von der politischen Seite. Auch dieser verwüstete Träumer ist eine ganz neue, eigenthümliche Schöpfung des Verfassers.

Das bunte, gesellschaftliche Leben auf Schloß Hohenberg, die saubere Wirthschaft der Verwalter des fremden Gutes, ist lustig zu lesen, aber gehört, trotz allen Wechsels und aller Mannichfaltigkeit der Scenerie und der Personen, doch mehr dem gewöhnlichen Roman an: der Prinz und Erbe, der als Dieb und Arrestant in seinem eigenen Schlosse eingesperrt wird, die Reitpartien Melanie's, die Champagnerfêten voll Witz und Frivolität, die Liebesaventuren des Justizrathes mit der Justizdirectorin, der vornehme Gliedermann Geheimrath von Harder, Melanie's Coquetterie mit dem vermeintlichen Prinzen, die spukhafte Familie Zeck. Das hätten auch Andere erfinden, schreiben können; der anmuthige Dialog zerfließt ins Breite. Das bischen Wald- und Wiesenduft verschwindet bald, ohne auf die Dauer zu erquicken; der Amerikaner Ackermann und sein Mädchen-Knabe bleiben noch vorübergehende Erscheinungen, der Pastor Guido Stromer ist zwar neu, interessant, aber noch nicht in der Entwickelungsperiode. Die Rückblicke ins frühere fürstlich Hochberg'sche Familien- und Staatsleben sind zwar, trotz ihrer Grellheit, nur zu wahr, können aber auf die Länge nicht interessiren: die im strengsten Pietismus befangene Fürstin und schwache Mutter, und der frivole fürstliche Haudegen, ihr Gemahl. Wahr ist leider auch Das daß so hochgestellte und einflußreiche Personen ihrer Umgebung in weitestem Kreise den Stempel ihrer Gesinnung und Gesittung aufdrücken; um Jene bildet sich ein Kreis von Kopfhängern mit biblischen Phrasen, um Diesen ein Kreis von roher Liederlichkeit, Völlerei und Tagedieben. Zur frommgewordenen Fürstin (und Mutter Egon's) brauchte der Autor nach den Originalen nicht weit zu suchen, die Sünde, wenn ihr Maß voll ist, bildet sich selbst überall ihre Convertiten. Das Original zu dem originellen fürstlichen Haudegen ist auch unschwer in einem berühmten General aus der großen Zeit zu erkennen. Seine

Schilderung ist vortrefflich; nur nicht die Art wie sie vorgebracht wird. Möglich vielleicht daß ein solcher alter Kriegsmann einen solchen langen Brief an den Sohn schreibt, worin er ihm gratulirt daß er eine vornehme Dame verführt hat (weil Das ihm ein Zeichen seiner Besserung scheint, nämlich die Rückkehr von einer Liebschaft in den untern Ständen und socialistischen Ideen); aber es ist ganz unmöglich daß dieser Sohn diesen Brief dergestalt auswendig gelernt hat daß er ihn von der Decke seines Thurmzimmers ablesen kann. Noch würde dieser Egon es thun. Das ist ein Wahrscheinlichkeitsverstoß, ein technischer Fehler, den wir an und für sich nicht so hoch anrechnen würden, wenn Gutzkow nicht in allem Uebrigen den äußern Mechanismus so geschickt handhabte. Egon selbst, vielleicht anfänglich zum Helden des Romans bestimmt, ist aber hier die schwache Partie. Ohne eine gewisse Sentimentalität scheint die Aufgabe nicht durchführbar, einen Prinzen aus freiwilligem Entschluß zum Handwerker zu machen. Die Liebe thut es nicht; die Liebe scheint bei ihm überhaupt nicht weit her. Ueberdem sentimental darf kein Held in einem neuern Roman sein. Also müßte Egon von einer übermächtigen Idee getrieben, aus socialistischer Tugendschwärmerei, den Hobel ergriffen haben. Diese Idee und Schwärmerei wird uns aber ebenso wenig klar; es bleibt indeß auch vielleicht Manches nur darum dunkel, weil der Verfasser es für angemessen hielt es nicht klar werden zu lassen. Dahin rechnen wir die socialen und demokratischen Bestrebungen der beiden Heldenjünglinge, Egon's und einiger andern jungen Männer. Es wird viel davon geredet daß sie so und so denken und sind, in der Handlung tritt es aber wenig heraus; sei es um die Leser und Leserinnen vornehmer Romane nicht abzuschrecken, oder — weil die Ritter des Geistes erst in der Folge erscheinen sollen.

An Wärme, Kraft und Intensivität gewinnt der Roman erst wieder bei der Rückkehr in die Hauptstadt. Den großen norddeutschen Staat lernten wir schon aus gelegentlichen Bemerkungen und Gesprächen kennen. Er kommt uns außerordentlich bekannt vor, so in seinen Institutionen als in den ihn regierenden Persönlichkeiten. Wenn der Dichter nicht selbst in ihm leben sollte, muß er doch von daher wunderbar schnelle und genaue telegraphische Depeschen beziehen, daß er so bekannt und vertraut geblieben mit jedem Wechsel in den geistigen Strömungen und Phantasien, von denen beherrscht zu werden das jüngste Schicksal dieses Staats ist. Er kennt seine polizeilichen Einrichtungen besser als die Bewohner selbst, und wird in der Zergliederung des höhern Mechanismus der Verwaltung ziemlich das Richtige getroffen haben. Pauline von Harder, ihre Gesellschaft und Verbindungen führen uns plastisch wenigstens in die äußern Peripherien des Heiligthums der frommen petits circles, in die selbst einzudringen der ehemaligen galanten Weltdame, Intriguantin und Schriftstellerin, ihr Ruf verleidet, trotz allen erdenklichen Anstrengungen die sie macht fromm zu sein. Es wird ihr sehr sauer. Wir hoffen daß diese höchst interessante, aber nicht liebenswürdige Persönlichkeit, componirt aus wohlerrathbaren Factoren unserer Gegenwart, sich auf ihrer Höhe erhalte, und daß die dunkeln Schatten, vor denen sie stets in Angst ist, nicht in der Folge zu grell criminalistisch auf ihr Dasein fallen. Pauline hat viele Gegenstücke, denen sie oder die ihr zur Folie dienen müssen: ihre Schwester Anna von Harder, ein geistiges Wesen von milder Weiblichkeit, aber einer noch unerklärten Natur, die Pflegerin ihres Schwiegervaters, des uralten Obergerichtspräsidenten, eines mysteriösen Alten vom Berge oder Freimaurerpatriarchen; die in sinnlicher Leidenschaft aufgehende Gräfin d'Azimont, eine Halbfranzösin von Liebreiz, Liebenswürdigkeit und Rücksichtslosigkeit, wo es ihre Empfindungen gilt. Deren Schwester, die russische Fürstin Wäsämskoi, mit Familie und Hauslehrer, in der Erscheinung das Gegenstück ihrer Schwester, erscheint nur noch kaum, wahrscheinlich um in der Folge bedeutender zu werden. Die d'Azimont ist das Jugendbild Pauline's; wenigstens war diese vielleicht so, wogegen wir uns schwer zum Glauben verstehen daß aus der d'Azimont einst eine Pauline Harder werden könne. Aber es ist ein ergreifender Zug, aus der Wirklichkeit geschöpft, als Pauline, die Herzensergüsse der jüngern Freundin anhörend, sich zwingen muß die entschwundenen Jugendgefühle zurückzurufen, um Das zu verstehen, dafür Theilnahme zu empfinden, was einst ihr eigenes Jugendleben durchwogte, berauschte.

Aus diesem reichen Leben vornehmer Gestalten, von der Sonne der Gunst und des Glücks bestrahlt, umschwirrt von der immerwährenden Ballmusik des Tagesverkehrs und der Salonlustbarkeiten, werden wir allmälig in die tiefste Misère eines großstädtischen Lebens geführt. Ob diese Familienhäuser in der Brandgasse den Vorbildern in der Capitale der norddeutschen Hauptstadt ganz entsprechen, lassen wir dahingestellt. Den feudalistischen Ursprung und Charakter wird der Verfasser wol von anderswoher hineingetragen haben. Es ist recht daß er nicht portraitirt. Besser noch daß er uns nicht wie Sue in die schmuzigen Winkel der allertiefsten Verworfenheit führt. Es ist noch immer die schillernde Oberfläche des Elends bei ihm, tändelnd mit Leichtsinn und Frivolität, freilich zugleich eine tiefere Demoralisirung durch die Verbindung mit der Polizei. Alles Vigilirte und Vigilanten; Einer bewacht den Andern, Alle Schmuzkäfer, die man an unsichtbaren Fäden flattern läßt, um, wenn die Zeit um, sie herabzuziehen. Die Verworfenheit die er schildert ist eine andere, und Das ist ein glücklicher Umgang, ein dichterischer Fund. Statt seine von der schwarzen Norm Erwählten bis ins Spital, die Mördergrube, den Kerker und aufs Hochgericht zu begleiten, führt er sie in — den Fortunaball. Dies ist eine Wahrheit und zugleich ein tiefpsychologischer Wurf. Im strahlenden Glanz der goldpapierenen Feenpaläste vertanzt und vertrinkt das Proletariat dieser Stadt seinen Hunger und sein Elend.

Der Figuren und Charaktere die unser Interesse be-

ansprüchen sind so viele, so mannichfaltige daß die berichtende Kritik ohne ihre Grenzen zu überschreiten nicht einmal alle aufführen und nennen kann, und es ist das unbedingte Verdienst des Dichters daß, trotz der Größe ihrer Zahl, sie nicht ineinander verschwimmen und man nicht diese Rede Jenem in den Mund legen könnte und umgekehrt. Wie sie bis zum Schluß ineinandergreifen, sich jede entwickele und zusammen auf diesen hinwirken werden, ist eine Frage an die Zukunft, die der Verfasser, so hoffen wir nach dem Vorangängigen, lösen wird. Eine ganz andere aber ist es: wo er die höhere Harmonie nach solchem chaotischen Durcheinander von Verkehrtheiten, zerstörten Naturen und Demoralisation, den Balsam für die Wunden, den Trost, die Heilung für die Zerrissenheit finden wird. Die Antwort daß er die Welt, die Verhältnisse, die Gesellschaft, die Menschen nicht anders gibt als sie sind, nehmen wir nicht hin. Einmal ist die Anlage so daß sie auf ein anderes Ziel hinsteuert. Dann malt er ja nicht grau in Grau: er preßt aus jeder Erscheinung, sei sie noch so schlecht, einen glänzenden Tropfen, etwas Gutes unter dem vielen Schlimmen, etwas Edles unter dem vielen Egoismus und Rohen. Er steht hier nicht da als Chronist und Historiker, sondern als Dichter, der sich schon in vielem Andern den Foderungen an einen solchen gefügt hat; und das große Publicum schon fodert — es ist eine, wenn auch noch so lächerlich scheinende, doch unabweisbare Foderung — daß sich am Ende das Laster erbrechen und die Tugend zu Tisch setzen soll. Stimme man diese Foderung nur etwas geistiger, höher, so ist sie bei jedem Kunstwerk da. Er hat auch edle Figuren hingestellt, proportionirlich edel gegen die andern: ob aus ihrem Kreise aber das Ziel erreicht werden kann? Wir bezweifeln es. Hier sind es noch mehr oder minder unverdorbene Naturmenschen, der Fuhrmann Peters und seine Frau, der Förster Heunisch und halb und halb seine Nichte Fränzchen, die Eisold'sche Familie, die im Elend ihre Tugend bewahrt, einer und der andere Arbeiter aus der Willing'schen Fabrik. Diese haben sich entwickelt wie sie vermögen; für das Allgemeine kann aus ihnen Nichts hervorgehen. Dann einige Zwischenmenschen, voran die beiden Helden des Romans. Auch die Natur der Brüder Wildungen ist noch gesund, ihr Geist frisch, sie sind thatkräftig. Eine tiefere Sittlichkeit, welche zur wahren und schöpferischen geistigen Freiheit sich herausringt, wohnt auch ihnen nicht bei. Noch weniger dem Prinzen Egon. Der Franzose Louis Armand, der Amerikaner Ackermann und seine Tochter sollen zwar das Reinmenschliche, die wiedererrungene Naturwahrheit repräsentiren, aber wir machen höhere Anfoderungen. Der Geist der freimacht, mit der Grundlage einer tiefen innern Sittlichkeit, sei sie auch immerhin mit einer schönen, schaffenden Sinnlichkeit untermischt, wo ist er repräsentirt? In dieser Zeit, in unserer gesellschaftlichen Bildung kommt er freilich selten zu einer eminenten Gestaltung: wo die Geister sich mit der Materie erlöst zu haben glauben, verfallen sie in der Regel dem andern Fanatismus, der Orthodoxie, dem Buchstabendienst und Aberglauben; aber sind diese freien sittlichen Geister gar nicht mehr vorhanden welche in einer noch nicht zu langen Vergangenheit die Schiller, Fichte, Stein, Humboldt, einen Idealismus ans Licht riefen der Deutschland, wenn auch nur vorübergehend, groß gemacht, weil es sich selbst achten durfte. Da ist dieser Idealismus doch noch, wenngleich seine edelsten Aufflammungen unter dem Radicalismus der Diener der Materie und dem Fanatismus der Diener des Buchstabens mit Keulen niedergeschlagen wurden. Oder wird die künftige Geschichte einen Heinrich Gagern unerwähnt übergehen, oder über die Schleswig-Holsteiner, die Kurhessen urtheilen wie Schwarzenberg und Hassenpflug? Was die Geschichte anerkennen wird, darf eine Dichtung welche das Spiegelbild im wirklichen Lebensgrunde zu sein bestimmt ist nicht übergehen. Welche Leiden den Stempel der geläuterten Trübsal auf die edeln Züge der Anna von Harder gedrückt, wissen wir noch nicht, und welche Offenbarungen der uralte Obertribunalspräsident in den Thierseelen gefunden, darüber erwarten wir aus den folgenden Bänden Aufschluß.*) 19.

Die Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg.

In Hamburg hat sich seit jetzt fast zwei Jahren unter dem Namen einer „Hochschule für das weibliche Geschlecht" ein Institut des socialen Lebens ausgebildet, welches im Zusammenhange mit der Weltentwickelung und nach seiner eigenen innern Form und Richtung weit umfassender als seither geschehen die Theilnahme sowol der Frauen wie die theoretische der Literatur in Anspruch zu nehmen verdient. Die der Frauen, weil für das von ihnen selbst tiefgefühlte Bedürfniß einer Versöhnung der socialen Gegensätze hier unleugbare Fortschritte gethan sind, und nach der Lebensfähigkeit des Princips in demselben Verhältnisse weiter gethan werden müssen, als die Betheiligung der Lebenskreise für welche das Institut geschaffen wurde wächst. Der Literatur aber, weil mit dieser Hochschule eine neue Gestalt des wissenschaftlichen Lebens gegründet wurde, welche den Beweis lieferte daß das Bewußtsein von der Untrennbarkeit der in der Literatur niedergelegten Bildung der Zeit und des immer geistiger werdenden Lebens der Zeit sich stets allgemeiner in einer Weise durchsetzt wie es dem wahren Begriffe der Wissenschaft entspricht. Die höchst eigenthümliche Erscheinung dieser Hochschule für das weibliche Geschlecht ist in demselben Zeitpunkte ins Leben getreten wo theils die Wissenschaft in ihrem eigenen Werden dahin gelangt populair werden zu müssen, theils zu der umfassenden Verwirklichung neuer socialer Grundlagen des Lebens Anstrengungen gemacht wurden, deren Gewalt Deutschland, Europa, den ganzen Erdtheil bewegt und erschüttert hat.

Die Wurzeln dieser Bestrebungen reichen viel weiter

*) Einen dritten Artikel geben wir später. D. Red.

hinauf. Ihr negativer Grund ist in der ganzen Geschichte des weiblichen Geschlechts zu suchen, bis hin zur Französischen Revolution; in seiner sklavischen Stellung während des Alterthums, seiner Vergötterung im Mittelalter, seiner poetisch-galanten, salon- oder bordellmäßigen Behandlung bis in die neueste Epoche. Die Frauen sind im Allgemeinen solche Naturwesen gewesen die man bei der Entwickelung des wahrhaft substantiellen, sittlichen Inhalts der Geschichte wenig beachtete. Man hat sie sein lassen was sie der Natur an Schönheit, Anmuth und Geist verdankten — und unmittelbar sind Manche soviel gewesen; Frauen haben, mit der ihnen eigenthümlichen Empfänglichkeit, sich hervorgethan, sich die gesellschaftliche Bildung ihrer Zeit erworben und ihrerseits ihre Zeit gebildet, von Aspasia und Kleopatra bis Elisabeth und Katharina II. Das Allgemeine ihres factischen Verhältnisses und ihrer Stellung im geschichtlichen Bewußtsein ist aber das der Masse des ungebildeten Volks gewesen, das ganz wie sie große, ja die größten, erlöschenden Talente erzeugte, nicht aber hineingezogen worden ist in den Kreis freier Bildung, lebenschaffender Sittlichkeit. Ein gleicher Drang treibt sie fort. Dasselbe Ringen das gegenwärtig diese Massen ergreift, die Geschichte nicht mehr als Massen, sondern als bewußte Menschen mitzuerleben, der Geist der in der Wissenschaft für Familie, Staat, alte Formen des Lebens neue Grundsätze als Resultate des geschichtlichen Verlaufs und als innere Nothwendigkeit verkündet und zu realisiren auffodert, treibt ebenso den weiblichen Theil der Menschheit endlich seinem Wesen das ewige Recht verschaffen zu helfen. Der Weltgeist fodert die Menschheit. Ohne die Wiedergeburt der Familie ist unmöglich die des Staats; ohne daß der allgemeine Geist der Institutionen welche wir Staat nennen regenerirt werde, bleiben die Versuche die Familie zu erneuern Stückwerk. Hier muß der freie sittliche Wille der Frauen, dort der der Männer wiedergeboren werden. Mann und Weib sind die zwei ewigen Erscheinungsformen der Menschheit, und das Mittel sie in ihrer Wahrheit zur Geltung zu bringen liegt nur in der Erkenntniß welche langsam zu ihnen hingeführt hat, in ihrer Stellung zur Welt, in der ihr entsprechenden sittlichen Bildung des menschlichen Geistes.

Daß das Christenthum, der christliche Staat, diese Bildung nicht haben gewinnen können, ist wenigstens unsere Ansicht. Das Christenthum verlegt die Sittlichkeit anderswohin als in den Menschen selbst. Wie die Könige ihre Gewalt von Gott haben und damit geheiligt sind, so die Ehe ihre Sittlichkeit durch ein jenseitiges Sacrament, die Kindererziehung durch eine geoffenbarte dogmatische Religion, das Leben durch eine dieser Religion entsprechende Kirche. Frommer Glaube ging über bewußtes Wissen. Der Geist der Menschheit hat sich gegen diese ihm widerstrebenden Schranken Bahn gemacht. Factisch, innerlich, wird in fast all seinen Aeußerungen das Leben nicht mehr allein durch das Christenthum bestimmt. Wie es einst meist niederes Volk und Frauen waren die das Christenthum in dunkelm Gefühle annahmen, so haften in denselben Regionen des dunkeln Gefühls noch jetzt die Wurzeln der alten Religion. In den südlichen katholischen Ländern denkt die Mehrzahl kaum daß es anders sein könne. Nur ein kleiner Theil der Frauen wendet sich mit reactionnairem Bewußtsein der innern Mission zu; die größte Masse wird von der Beschränktheit ihres Gesichtskreises, von der eigentlichen Unwissenheit über die menschlich freien Principien an das alte Leben gefesselt.

Nach der andern Seite aber ist in der Weltbewegung, zumal der Französischen Revolution, von den Frauen selbst das tiefe Bedürfniß jenes neuen Lebens bald in der Form des Erkennens und der Dichtung, bald im realen Leben zur Erscheinung gebracht worden. Sie stehen nicht nur am Ausgange der alten, sie sind am Eingange der neuen Welt. Wir nennen statt vieler andern als epochemachende Gestalten nur die Namen der Frau von Staël und George Sand. Diese Frauen haben die Emancipation des Weibes gefodert — was heißt Das? Das heißt: sie haben das Weib aus seiner unwürdigen Stellung als Naturwesen zu einem seiner Würde bewußten Menschen erheben, statt der Dienerin der geschnürten, beschnittenen Civilisation eine durch Bildung veredelte Gestalt aus ihm erziehen wollen, welche fähig sei das Innerste des Lebens zu erfassen und mit freiem Bewußtsein zu handeln und zu leiden. Das Streben nach dieser Bildung in der Einen konnte durch den Spott Napoleon's nicht erschüttert werden; die erschütternde Darstellung des Leidens der Gesellschaft, der die sittliche Kraft jener Bildung mangelte, hat der Andern einen der ersten Plätze in der Literatur der neuen Zeit angewiesen, und durch diese in der Bildung des socialen Lebens welche mit derselben zusammenhängt. Man hat weitere Blicke geworfen auf die Geschichte der Frauen; durch ihre Geschichte ist man auf ihre Gegenwart gekommen. Diese hat sich in ihrem Rechte geltendgemacht. Die emancipatorischen Foderungen sind allgemeiner geworden, die Versuche sie zu verwirklichen haben sich gemehrt mit dem Gefühle der Nichtigkeit Dessen was ist.

Der versteht diese Bewegung nicht in ihrer geschichtlichen Nothwendigkeit der nun sogleich ihr ganzes Wesen rein vor sich haben will. Denn so im tiefsten Grunde berechtigt sie ist und war, so wenig konnte sie in ihren Anfängen dem Schicksale aller neuen Principien entgehen: von dem Bestehenden bekämpft und verhöhnt, von ihren eigenen Anhängern mannichfach misverstanden zu werden. Der Hintergrund der alten Gesellschaft verzerrte das neue Bild; das neue Princip der Sittlichkeit mußte seine Manier durchmachen, ehe es, in sich selbst durchgebildet, durch seinen organischen Zusammenhang schön erscheinen konnte. Schön ist erst die vollendete Sittlichkeit; die werdende ist Princip der Schönheit; aus ihrem Kampfe mit dem ihr feindlichen Weltstoff und ihren eigenen jugendlichen Pretensionen erzeugen sich zunächst abnorme, dem wahren Inhalt entfremdete Gestaltungen. Das Bedürfniß fessellosen Lebensgenusses war in den

Frauen erwacht, sie wollten heraus aus der geschnürten, steifen, einförmigen Civilisation — und wir haben in dem emancipirten Unwesen die Caricatur dieses Verlangens vor Augen gehabt. Die Sehnsucht ging dahin das ursprünglich Schöne und Geistige der weiblichen Natur zu veredeln, sie fester zu gründen durch allseitigere Ausbildung ihrer Talente: — aber die Anregungen welche in dieser Hinsicht gegeben wurden sind in ein spiritualistisches Uebergeistern umgeschlagen, an dem die Phantasie sich erhitzte und die beste innerliche Kraft ohne sicheres Ziel vergeudet wurde. Wer gestand den Frauen das Recht größerer Freiheit, und wenn man das Recht gestand, wer gab ihnen die Mittel der Erwerbung desselben dauernde Formen, dauernde Grundlagen zu schaffen?

Auf diesem Grenzpunkte ist nun eben die hamburger Hochschule hervorgetreten, ein Versuch jene zerrissenen Bedürfnisse zusammenzufassen und ihnen in ihrer sittlichen Schönheit zu genügen. Sie stellt sich in die Mitte der zügellosen Originalität und der still arbeitenden Sehnsucht jener wie dieser in ausreichender wissenschaftlicher Bildung die Grundlage eines sittlichen Lebens und das Element edlerer, geisterfüllter Geselligkeit erreichbar zu machen. Wir sagen ein Versuch, denn sie ist erst ein Anfang, eine unscheinbare Gestalt, wenig beachtet und bekannt; doch der Anfang ist da und ein Versuch der, im Zusammenhang mit der ganzen socialen Bewegung erfaßt, das höchste Interesse erwecken muß, als auf die Bildung der Zeit gestützte geistige Gestalt auch für die Geschichte des wissenschaftlichen Geistes aufbewahrt zu werden verdient. Denn seine Erscheinung ist eine der weissagenden wie sie größern ihres Gleichen voraufgehen. Der Strom der Zeit rauscht scheinbar an ihr vorbei, es ist nur ein kleiner Kreis, man fragt: ob er wirklich besteht. Er ist aber geboren aus der Mitte der Zeit und die überall sich vollziehende Vermittelung des Wissens mit dem Leben hat in ihm eine neue Richtung eingeschlagen, in welche, langsam doch gewiß, die tiefsten geistigen Interessen der Gesellschaft hervorbrechen werden.

Gegenüber der thatsächlichen Unzulänglichkeit der von staatswegen unterhaltenen Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht; gegenüber der in demselben Maße kundwerdenden Sehnsucht nach ausreichenderer Bildung; gegenüber andererseits den falschen Mitteln durch welche die Emancipation der Frauen bisher versucht worden — geht die „Hochschule" von dem Grundgedanken aus: daß ein höherer Anspruch ans Leben sich stützen müsse auf umfassendere Bildung des Geistes, und daß allein durch die Erkenntniß des wahren, sittlichen Zusammenhangs auf allen Lebensgebieten der Misverstand der Freiheit, das ungeistige träge Naturleben, wie der auf halbem Verständniß beruhende Widerspruch zwischen Schönheit und Sittlichkeit gehoben werden könne. Der Schulunterricht schließt zu früh, ist zu sehr für kindliches Alter berechnet und von confessionnellen Rücksichten gebunden, um auszureichen für das Leben; ein ihm folgender Aufenthalt in den bestehenden Pensionsanstalten stellt den weiblichen Geist ebenso wenig vorbereitend frei in die Welt, weil er an denselben vormundschaftlichen Voraussetzungen wie der Schulunterricht leidet. Die „Hochschule" dagegen soll für die von der Schule entlassenen Mädchen Dasselbe sein was die Universität für die Jünglinge; sie sollen in ein freies Leben treten, einer gebildeten Gesellschaft, eines von den Interessen der Zeit erfüllten Lebensgefährten geistig würdig werden; sie, an denen zum großen Theil die Hoffnung auf das künftige Geschlecht hängt, sollen ihre Entwickelung nicht mehr dem Zufall überlassen oder die unfruchtbare Gemüthlichkeit, welche noch jetzt wie oft als Ideal der Frau gepriesen wird, dem großen Weltkampf gegenüber behaupten, sondern, da dieser Kampf zu tief mit dem weiblichen Leben und der Familie zusammenhängt, seine Gründe verstehen lernen und Das in sich pflegen was zu seiner Versöhnung beiträgt. Mit Einem Wort: die Erziehung soll verjüngt, das Verständniß des Lebens, der Geschichte und Natur, dem weiblichen Geiste umfassender als bisher erschlossen werden. Das geschieht durch freies Leben und freie Bildung.

Infolge dieser Principien stützt sich die Hochschule, ohne Anhänger irgend einer religiösen Richtung auszuschließen, zunächst auf kein confessionnelles System. Das Religiöse soll quellen aus der Idee der freien Wissenschaftlichkeit mit der die Lehrgegenstände, aus der gegenseitigen Toleranz mit der alle Verhältnisse des Lebens in dem gesellschaftlichen Zusammensein frei und schonend behandelt werden. Ein Theil der Hochschülerinnen nämlich wohnt in dem Gebäude der Anstalt. Hier zunächst wird die Möglichkeit selbständigen Lebens durch das volle Maß einer, nur von der gemeinsamen Ordnung beschränkten, persönlichen Freiheit der Einzelnen gewährt. Die Lehrgegenstände sollen nicht nur gründlich vorgetragen werden, sondern das Repertoire der Vorlesungen ist auch erweitert. Es wird der realen Anschauung ein größerer Gesichtskreis gegeben in den, gewöhnlich wenigstens großentheils vom weiblichen Unterricht ferngehaltenen Naturwissenschaften; andererseits nimmt die Naturphilosophie des Geistes (Ethik, Rechtsphilosophie) in dem jedesmal halbjährigen Cursus eine bedeutende Stelle ein. Außerdem deutsche und fremde Sprachen, Geschichte, Geographie, Literatur, Musik. Es sind tüchtige Lehrer theils herbeigerufen, theils vom Johanneum oder andern Schulanstalten in Hamburg gewonnen. Außer den in der Hochschule wohnenden Schülerinnen nehmen junge und ältere Damen der Stadt an den Vorlesungen theil, Alle mit freier Wahl der Gegenstände.

Ob eine solche Anstalt nun gerade den Namen einer Hochschule verdient, mag dahingestellt bleiben. Sie muß sich Bahn brechen, ist noch in den Anfängen und kann nicht schon großartig wie andere reichdotirte Institute erscheinen; aber an ihren Principien könnten alle Universitäten ein Beispiel nehmen. Auch die äußere Verwaltung ist einfach. Da die Anstalt auf Actien gegründet wurde, war von vornherein eine Anzahl besonders interessirter Theilnehmer da. Aus diesen und aus dem

Lehrercollegium, an dessen Spitze der die Anstalt bewohnende Rector steht, wurde ein Verwaltungsausschuß gewählt, mit der Befugniß: über die ganze Gliederung der Verwaltung durch Stimmenmehrheit zu entscheiden. Anstellung und Entfernung von Lehrern, Auswahl der Stunden u. s. w. steht diesem zu. Für das häusliche Leben besteht eine Hausordnung.

Und auf die Vorlesungen und dieses gemeinsame Leben in der Anstalt ist die Hochschule nicht beschränkt. In dem bewegten Leben Hamburgs hat sich bald ein ihr angehörender weiterer Kreis gebildet. Ein Hauptzweck der Anstalt ist Lehrerinnen zu bilden; Denen welche sich diesem Berufe widmen sind besondere Vorlesungen bestimmt; es wird ihnen theils an dem in der Hochschule eingerichteten Kindergarten nach Friedrich Fröbel'schen Grundsätzen, theils an einem durch die betheiligten Persönlichkeiten mit der Hochschule zusammenhängenden Verein zur Bildung von Dienstmädchen und an andern Lehranstalten der Stadt Gelegenheit geboten sich praktisch im Lehren zu exerciren. Den religiös Freisinnigen gewährt das bewegte Gemeindeleben der hamburger Freien Gemeinde eine reiche Quelle der Bildung. Endlich hat vor kurzem diese Gemeinde sich auch eine von confessionnellem Religionsunterricht freie Schule geschaffen. Ohne ausgesprochen äußerliches Band greift so eine Reihe von Anstalten, ein Staat im Staate, organisch ineinander für die Durchführung freier Erziehung. Die Kindergärten machen den Anfang, die Gemeindeschule folgt, die Hochschule beschließt. Es ist in allen ein frischer Geist; hier wie dort ist jeder Standesunterschied ausgeschlossen.

Das in der Hochschule selbst erblühende gesellige Leben ist den Foderungen ihrer wissenschaftlichen Grundsätze gefolgt und den Consequenzen derselben gemäß fortentwickelt. Es kann bei solchen Grundsätzen das gäng und gäbe gewöhnliche sociale Leben nicht bestehen. Aus freier Bildung quillt das Bedürfniß eines edlern geselligen Tons, denn die Gesellschaft soll eben mehr sein als das gewöhnliche Conversationsragoût. Aus ihr kann die Beschäftigung mit den Interessen der Zeit und Geschichte, Kunst, Wissenschaft, Politik, zu welcher die Vorlesungen anregen, nicht verbannt, sie muß in einer des Gegenstandes würdigen Weise gefodert und geleitet werden. Monatlich hat sich in diesem Sinne (neben kleinern, wöchentlichen Zusammenkünften) eine größere, aus Männern und Frauen gemischte Gesellschaft in dem Gebäude der Hochschule, als sogenannter Bildungsverein, versammelt. Es ist eine gesellige, wissenschaftlich-künstlerische Zusammenkunft. Vorlesungen über interessante Probleme werden gehalten, Discussionen über den betreffenden Gegenstand, an denen Männer und Frauen sich betheiligen, schließen sich daran. Oder man unterhält sich, nicht Jeder einzeln mit seinem Nachbar und gelangweilt flüsternd, sondern in allgemeiner freier Rede den ganzen Abend über ein solches Thema. Das Obenhin wird nicht zugelassen, die Sache soll gründlich und mit dem Tone der freien, gegenseitigen Achtung durchgesprochen werden. So wird der edelste Boden des Verkehrs beider Geschlechter gewonnen. Es schwindet die falsche Scheu vor dem gesprochenen Wort, der ganze Mensch fühlt sich bewegt; denn die Gesellschaft gibt einmal einen Inhalt welcher dem Einzelnen fruchtbar wird für das Leben. Referent, der einer dieser Versammlungen beiwohnte, hat das Werden des neuen Lebens darin empfunden — eines Lebens, freilich noch in diesem abgeschlossenen Kreise, öffentlich wenig bekannt, aber doch in einer Versammlung von Menschen der verschiedensten Ansicht, die endlich in einem Höhern als der gesellschaftlichen Convention zusammentrafen.

Die Gründerinnen der Hochschule, edle Frauen in Hamburg, hatten sich durch den Gedanken zu noch viel höhern Ansprüchen begeistern lassen. Bei der ersten Gründung der Anstalt (sie besteht seit Herbst 1849) waren in der Hoffnung bedeutender Betheiligung weitaussehende Pläne gemacht. Man wollte die Hochschülerinnen zur Erlernung der fremden Sprachen und zur Kenntniß der Länder nach England, Frankreich, Italien reisen lassen; falls an andern Orten dem in Hamburg gegebenen Beispiel gefolgt würde, sollte das Ganze noch viel genauer organisirt, mit viel bedeutenderm wissenschaftlichen und praktischen Apparat versehen werden. Leider sind aber, wie soviel andere größere, diese Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen. Fern ist noch der allgemeine Wille und die energische That für sie. Bis heute wenigstens ist, soviel Referent weiß, die hamburger Hochschule die einzige Gestalt dieses Lebens geblieben und der gehofften Ausbreitung des Instituts hat vielmehr die stets wachsende Reaction immer engere Grenzen entgegengestellt.

Es ließ sich in der That kaum erwarten daß eine so revolutionnaire Schöpfung dem Schicksal der revolutionnairen Parteien, der Freien Gemeinden, der Presse, der Gerichte ganz entgehen sollte. Von staatswegen allerdings hat man ihr noch Nichts in den Weg gelegt. Der Anfang war eben zu unscheinbar, die Mitglieder gering an Zahl, auch in der wissenschaftlichen Bildung und den äußern Mitteln welche zur Theilnahme an derselben erfodert wurden erschien die nächste Garantie einer nur langsamen, vielleicht kaum der Rede werthen Ausbreitung der die Anstalt leitenden Principien. Aber wie groß mußte von vornherein das Widerstreben der Frauen selbst sein! Ihre Naturen wie die der Männer werden geboren, melancholisch und talentvoll, oder gewöhnlich, leichtfertig — sie sind verschieden nicht nur nach den Nationen, sondern innerhalb der geistig bewegten Völker bringt der Unterschied des Wohnsitzes und der Verhältnisse sogleich die größten Gegensätze hervor. Aber ebenso werden sie dann erzogen und die weibliche Erziehung blieb und hat sich in Deutschland wie in Frankreich (von den specifisch-katholischen Ländern, Italien und Spanien, oder gar den östlichen gar nicht zu sprechen) grundsätzlich ferngehalten von jeder umfassendern Theilnahme am Weltleben, grundsätzlich, als fodere Das die Natur des Weibes, sich auf den engsten, phili-

lerhaftesten Kreis beschränkt. Seit der Revolution, wo der weltgeschichtliche Zwiespalt auch die Familie ergriff, haben die Frauen, meist in reactionnairem Sinne, Partei genommen. Die Furcht, die Halbheit, die falsche, geistlose Weiblichkeit sträubten sich gegen jede durchgreifende Reform. Sie scheuten den nur halb begriffenen Zweifel, sie wollten sich ihre alte bequeme Religion nicht nehmen lassen. Das Höchste wozu sie es gebracht haben ist die Theilnahme an der pietistischen innern Mission gewesen. Wir wollen das Gute was von solchen und vielen Kreisen der Aristokratie zur Abhülfe der materiellen Noth geschehen auch keineswegs schmälern. Es ist da. Aber solange diese Abhülfe, statt aus dem Interesse für die Sache zu fließen, auf die dem geistigen Fortschritte der Menschheit widerstrebende, mit weltlicher Gewalt aufrecht erhaltene Form der christlichen Religion gestützt und durch den Glauben an dieselbe bedingt ist, kann sie nur achselzuckend und mit getheiltem Gefühl betrachtet werden. Es ist die alte Trennung: der Partei der Freiheit fehlen die äußern Mittel, der des Bestehenden der Geist. Der Geist scheitert zunächst an dem äußern Stoff; dann thut dies Aeußere sich umsomehr hervor, gegen den ihm feindlichen Geist. Je weiter so die revolutionnairen Elemente niedergedrückt worden, desto eifriger ist die innere Mission betrieben und desto geringer auch unter den Frauen die Zahl Derer welche den Muth und die Kraft haben gegen den Strom der allgemeinen Reaction ihre gewonnene Freiheit selbständig zu behaupten und den Foderungen ihres Princips gemäß weiter zu gestalten.

Man wird gewiß auch bei genauer Untersuchung an der Anstalt selbst Manches entdecken was theils mangelhaft, theils verfehlt ist. Sie ist jedenfalls nur ein Anfang, eine unscheinbare Gestalt: trotz ihrer Freiheit und der durchaus tüchtigen für sie gewonnenen Kräfte noch mehr eine reorganisirte Pensionsanstalt als eben eine Hochschule. Doch Das liegt in der Sache und die Theilnahme kann darum keine verminderte sein. Ja, wie anders würde Alles sich schon gestalten, stände den Unternehmern die Verfügung nur über einen kleinen Theil der Mittel zugebote deren die alte Welt in katholischen Ländern wie in protestantischen für Nonnenklöster und Fräuleinstifter in so unverhältnißmäßiger Fülle genießt! Könnte zum Domicil der Hochschule nur eins der schönen großen Gebäude dienen in deren zweien in Hamburg allein alte adelige Fräulein müßig und reichlich unterhalten werden! Mit den äußern Mitteln würde das Vermögen wachsen für die Anstalt zu werben, die hohen Preise wären herabzusetzen, welche gegenwärtig Viele am Eintreten in dieselbe hindern müssen. Durch die wachsende Anzahl der Theilnehmer würde das Institut fortschreitend an Glanz und Kraft gewinnen. Seine Lebensfähigkeit in weiterer Sphäre würde sich nicht nur erweisen, sondern erst da sich wahrhaft bethätigen; denn der Inhalt, immer reicher nach allen Seiten gegliedert, würde durch das organische Ineinandergreifen seiner einzelnen Richtungen das lebendige Element erzeugen in dem die Klarheit des Wissens nicht mehr getrennt ist von der Schönheit der Form, in dem die weibliche Natur, durch freie Bildung veredelt, zu ihrer wahrhaft menschlichen Erscheinung käme.

Die gegenwärtige Weltlage gibt zu solchen Erfüllungen wenig Aussicht. Der allgemeine Geist der Verwaltung der Staaten stemmt sich feindselig gegen die Lebensformen welche über seine Willkür hinauswachsen. Er würde es unerhört finden, wenn man für ihm entgegenstehende Zwecke die äußern Mittel schaffte; er würde, falls das Institut aus seiner Stille in den Horizont der geschichtlichen Oeffentlichkeit sich erhöbe, nicht mit seinen Beschränkungen auf sich warten lassen. Auch hat ja, wie schon bemerkt, in der That dieser Geist noch an dem größten Theile der Frauen seine Verbündeten. Doch es wäre thöricht darum die Hoffnung aufgeben, das Unternehmen darum als verfehlt seitwärts liegen lassen; in diesem Falle gleich thöricht, wie es thöricht sein würde an der Zukunft der ganzen Freiheit zu verzweifeln, weil hier und da Gewalt vor Recht geht, weil in einem großen Ansturme die sich überstürzende Revolution von ihren Gegnern besiegt worden ist. Die Hochschule für das weibliche Geschlecht ist nicht umsonst dagewesen; sie hat den Anfang gemacht und zur Lösung der socialen Wirren nach der Seite geistiger Bildung für die Frauen das Beispiel gegeben. Wir unsererseits schließen mit der Ueberzeugung und sprechen die Hoffnung aus daß, wie das lebendige Streben dem diese Hochschule ihr Dasein dankt nicht zugrundegehen wird, so der Ausbildung ihrer gegenwärtigen Form wachsende Kräfte zufließen werden, und auch diese Darstellung außer dem literarischen Interesse der Wissenschaft, soweit sie es vermag, jene praktische Theilnahme an der Sache erregen möge. 46.

Zwei vorgebliche Geschichten der deutschen Literatur und eine wirkliche.

Die deutsche Literaturgeschichte hat sich in den letzten 10—15 Jahren manche ungebührliche Behandlung müssen gefallen lassen, aber Eins war doch bisjetzt noch nicht dagewesen: daß Jemand dessen Anmaßung nur von seiner Unwissenheit übertroffen wird einen erbärmlichen Mischmasch zusammenschreibt, in welchem unter Anderm eine erkleckliche Anzahl von Verkehrtheiten oder Unrichtigkeiten über deutsche Literaturgeschichte vorkommt, und dieses Geschreibsel eine Geschichte der deutschen Literatur nennt, und daß diese ganze Mishandlung einer edeln Wissenschaft auf nichts Anderes hinausläuft als einerseits dem Groll des würdigen Verfassers über misliebige Recensenten Luft zu machen, andererseits den eigenen Geistesproducten eben desselben Verfassers unterschiedliche wohlgesetzte Lobeserhebungen zu spenden.

Der große Mann und kühne Geist dem dieses Unerhörte gelungen schreibt sich mit seinem vollen französisch-deutsch-portugiesischen Namen: Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca, Dr., Docent an der königl. Universität zu Berlin, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften u. s. w., und der Titel seines Werkes lautet wie folgt:

Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Literatur. Nebst einem Anhange: Bühnenzustände und Vorschläge zur Verbesserung derselben. Hamburg, Schuberth und Comp. 1851. 12. 1 Thlr.

Dieses Werk behandelt angeblich: erstlich die Geschichte der

deutschen Literatur bis zu den ersten Jahrzehnden des 19. Jahrhunderts auf 93 Seiten, von welchen 16 Seiten mit dem ebenso unpässenden als überflüssigen Abdruck altdänischer Gedichte in des Herrn Verfassers Verdeutschung, eine gute halbe Seite mit einem Stück „Prolog zu einem dramatischen Märchen“ desselben Herrn Verfassers, eine fernere halbe Seite mit abgeschmackten Vorwürfen gegen den Protestantismus, weil er den Mariencultus abgeschafft, wiederum über sieben Seiten mit Betrachtungen über und Proben aus einem, von dem Herrn Verfasser „aus zwei Handschriften copirten und übersetzten, aber leider durch die Ungunst der Verhältnisse noch nicht im Druck erschienenen“ indischen Thierfabelwerke, vier Seiten endlich mit allerlei Geschwätz gegen Kritik und Kritiker glücklich ausgefüllt sind. Bleiben somit von den 93 Seiten, auf welchen der Herr Verfasser „seine Mythologie“, welche ich die Ehre habe nicht zu kennen, neun mal citirt, noch 64 Seiten, auf welchen sich eine Literaturgeschichte finden soll. Der Herr Verfasser bemerkt gelegentlich (S. 75): daß „der Gang dieses Abrisses der Literaturgeschichte größtentheils demjenigen welchen Vilmar in seinem Lehrbuche beobachtet hat gefolgt ist“; obgleich Dies nun so vollkommen wahr ist daß der Herr Verfasser da wo er überhaupt Vilmar's Darstellung verstanden hat, bedeutend mehr als blos dem „Gange“ desselben gefolgt ist, so ist es ihm doch noch möglich geworden sein Machwerk nebenher mit einer ziemlichen Summe des stattlichsten Unsinns oder der gröbsten Fehler auszuschmücken. Da es ein ganz thörichter Luxus wäre, wenn Recensent durch ein einigermaßen vollständiges Sündenregister einige Bogen dieser Blätter einer nützlichern Verwendung entziehen wollte, so gebe ich nur folgende Stelle der ernsten Erwägung solcher Aerzte die sich nicht blos mit den körperlichen Krankheiten ihrer Mitmenschen beschäftigen anheim (S. 12): „Ursprünglich war wol im Deutschen die romantische Naturanschauung, die in die Tiefe gehende und sich selbst aufgebende Innigkeit, kurz das Insichsein des indischen Mutterlandes vorherrschend, durch das Christenthum ward aber das mystische, aus sich herausstrebende und egoistische Leben des Semitischen, versetzt mit der starrern, wenn ich so sagen darf, geronnenen Religionspoesie des Römischen eingeführt, und so verschmolz sich das Indo-Germanische mit dem Semitisch-Römischen zu jenem Romantischen welches den Grundzug des deutschen Lebens und den Ruhm der deutschen Poesie ausmacht, und welches jetzt die zum Empfinden dieses großartigen Gedankens zu sehr geistes- und gemüthsarme Schriftstellerzunft zu vernichten sich zum Ziele gesetzt hat.“ Von einzelnen groben Fehlern sei beispielsweise erwähnt daß Bodmer's durch die „Messiade“ veranlaßte „Noachide“ ein Vorläufer der erstern sein und Lachmann in seiner Ausgabe Lessing's auch über Lessing geschrieben haben soll, während weder des jüngern Lessing, noch F. Schlegel's, noch Danzel's Werke über Lessing erwähnt werden u. dgl. m. Daß bei der Besprechung Goethe's auch nicht eines seiner Werke genannt wird, ist eine Kleinigkeit.

Der zweite Theil des Machwerks behandelt angeblich die Geschichte der deutschen Literatur seit den ersten Jahrzehnden des gegenwärtigen Jahrhunderts auf 88 Seiten, von denen eine ungezählte, aber nicht geringe Anzahl wieder Windmühlengefechte gegen die moderne Kritik enthält. Zuerst wird auf 30 Seiten die „allgemeine Literaturgeschichte“ abgethan, also z. B. Schlegel's „Uebersetzung des Shakspeare“ als ein „Meisterwerk deutscher Verskunst“ verkündet (S. 96), und mit welcher Freude wird nicht Friedrich v. Raumer auf S. 123 lesen daß er sich durch seine „Briefe aus England und Paris“ eine Stelle unter den „bessern Romanschriftstellern und Novellisten der neuesten Zeit“ verdient hat! Schlosser und Ranke haben es noch nicht soweit gebracht! Es folgt sodann auf 57 Seiten eine Geschichte der neuesten dramatischen Poesie, und Dies scheint wenigstens das Gebiet zu sein von dem der Herr Chevalier einige Kenntniß, was jedoch nicht gleichbedeutend mit gesundem Urtheil ist, besitzt, wenn ich ihm hier auch seine unterschiedlichen Raisonnements mehr als gern geschenkt hätte. Außer Raupach, der namentlich für seinen verunglückten Hohenstaufen-Cyklus unbillig gepriesen wird, genießt den Beifall des Herrn Verfassers namentlich noch ein gewisser Wollheim, der zufälligerweise mit dem Herrn Verfasser eine und dieselbe Person ist. Derselbe hat (S. 130) „mit Glück versucht eine politisch-satirische Zauberposse einzuführen“ und „in mehren seiner Märchen den Weg Raimund's mit Erfolg eingeschlagen“; es bleibt Herrn Wollheim endlich (S. 178—180) „nur noch übrig einige Worte über Herrn Wollheim's Dramen zu sagen“, worauf er „nur drei von seinen Trauerspielen“ des Weitern erwähnt. Ueber die Richtigkeit dieser Urtheile in eigener Sache vermag ich bei meiner Unbekanntschaft mit Herrn Wollheim's dichterischen Schöpfungen Nichts zu sagen, muß mich also darauf beschränken das Wörtchen „Bescheidenheit“ zwischen den Zähnen zu murmeln, was ich umsomehr mit gutem Gewissen thun kann, da ich weder Theaterdichter noch Theaterrecensent bin. Da mich also auch der Anhang „Bühnenzustände“ betitelt Nichts angeht, so scheide ich von Herrn Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca u. s. w. mit dem lebhaften Wunsche ihn nie wieder im literarhistorischen Gehege zu betreffen, und mit der Bitte an das lesende Publicum: es sich zum abschreckenden Beispiele dienen zu lassen daß ich für besagte vorgebliche Literaturgeschichte Einen Thaler, also reichlich 359 Silberpfennige preußisch Geld zu viel ausgegeben habe.

Reines Gold im Vergleich zu dem eben glücklich überstandenen Pseudo-Literarhistoriker ist ein höchst unschuldiges und unbedeutendes Büchelchen:

Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte. Mit Biographien der hervorragendsten Prosaiker und Dichter. Ein Bildungsbuch für die reifere Jugend. Von F. Orelli. Halle, Riese. 8.

Herr Dr. Orelli hat sich die überflüssige Mühe gegeben über verschiedene Erscheinungen der deutschen Literaturgeschichte zu verschiedenen Zeiten einige gutgemeinte, aber ziemlich seichte Redensarten niederzuschreiben, hier und da Proben einzuschalten und von den hervorragendsten Männern einige allbekannte Notizen zusammenzustellen. Von Vollständigkeit kann in dem Büchlein natürlich die Rede nicht sein, der Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung ist sehr lückenhaft behandelt. Ungleichmäßigkeiten sind nicht vermieden, die Nibelungen z. B. erhalten über 18 Seiten, Klopstock 14, Goethe 22, Th. Körner über 7. Ungenauigkeiten sind auch hinreichend vorhanden: S. 12 scheint der große Ostgothe Theoderich mit dem in der Attilaschlacht gefallenen Westgothenkönig gleiches Namens zu einer Person verschmolzen zu sein; die Longobarden-Namen aus Paul Warnefrid's Chronik sind nicht genau wiedergegeben; nicht minder inconsequent ist die Schreibung „Hildebrand und Hathubrand“; von dem Namen „Gral“ wird S. 53 eine längst widerlegte Ableitung wieder einmal aufgefrischt. Der Art ließe sich noch Manches anführen, wenn nicht die flache Oberflächlichkeit, die das ganze Schriftchen durchdringt und z. B. in der Besprechung der mittelalterlichen Ritterdichtung und des Meistersanges recht grell hervortritt, ein Eingehen in weitere Einzelheiten durchaus unnöthig machte. Die gute Absicht des Verfassers, der den Sinn für die vaterländische Literatur auch etwas anregen möchte, wird Niemand verkennen, aber er hat doch Unrecht gethan den Absichten der Herren Papierfabrikanten, die neulich auf ihrem frankfurter Congreß beschlossen haben ihre Preise zu steigern, durch unnöthigen Verbrauch eines recht hübschen weißen Maschinenpapiers Vorschub zu leisten.

Ich habe in der Ueberschrift dieses Aufsatzes versprochen schließlich auch noch eine wirkliche Geschichte der deutschen Literatur zur Sprache zu bringen, die einer freudigen Begrüßung

schon jetzt vollkommen würdig ist, obgleich erst der kleinere Theil derselben vorliegt. Es ist dies die

Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch von Wilhelm Wackernagel. Erste Abtheilung. Basel, Schweighauser. 1851. 4. 25 Ngr.

Wer sich jemals ernstlich mit deutscher Literaturgeschichte beschäftigt hat, Dem kann Wackernagel's „Deutsches Lesebuch" nicht unbekannt und unbenutzt geblieben sein. Gewiß aber ist oft ein Commentar zu demselben vermißt worden, da es eine Menge von Proben und kurzen Andeutungen enthält über welche man auch in den guten Lehrbüchern der Literaturgeschichte keine genügende Auskunft fand, weil eben nur Wackernagel im Besitz so mancher Schätze sich befindet. Also schon Das ist ein Verdienst daß er diesem Bedürfniß abzuhelfen begonnen hat. Aber das Buch hat auch seinen bedeutenden selbständigen Werth: freilich ist es nicht so lesbar und fesselnd als das von Vilmar; schon der lateinische Druck mit seltenen und wenig ins Auge fallenden Absätzen erschwert die Lesbarkeit. Aber auch von diesen Aeußerlichkeiten abgesehen ist der Inhalt durchaus nüchtern und ernst wissenschaftlich gehalten; die äußerst umfangreichen Anmerkungen strotzen förmlich von Citaten, unter denen man kaum irgend eine literarhistorisch wichtige Nachweisung vermissen dürfte. So hat das ganze Buch einen ähnlichen Typus wie Koberstein's werthvoller „Grundriß", steht diesem auch an wissenschaftlichem Werthe nicht nach. Die erste, bisjetzt allein vorliegende Abtheilung, welche einen überaus reichen Stoff zusammendrängt, führt die Kunstepik der mittelhochdeutschen Zeit bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Bewältigung des massenhaften Materials ist hauptsächlich dadurch möglich geworden daß sich Wackernagel alles und jedes ästhetischen Raisonnements enthält. Auf eine Besprechung von Einzelheiten, wo etwa bei noch offenen Streitfragen Wackernagel's Auffassung nicht über allen Zweifel erhaben sein dürfte, gehe ich hier nicht ein, da jeder solcher Punkt eine förmliche gelehrte Untersuchung nöthig machen würde. Vielleicht wird mich die hoffentlich nicht zu späte Vollendung des werthvollen Werkes ausführlicher auf dasselbe zurückführen. Einstweilen aber möge es der Beachtung und dem eingehenden Studium aller Derer empfohlen sein denen die Geschichte der vaterländischen Literatur mehr als ein flüchtiger Zeitvertreib in müßigen Stunden ist.

W. A. Passow.

Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg, und Memorabilia aus dem Leben der Markgrafen von Brandenburg, aus den Quellen des plassenburger Archivs bearbeitet von Julius von Minutoli. Mit drei lithographirten Beilagen. Berlin, A. Duncker. 1850. Lex.-8. 4 Thlr.

Die Geschichtschreibung des preußischen Staats hat seit ungefähr einem Vierteljahrhunderte wesentliche Fortschritte gemacht und zum Theil Vorzügliches geleistet: das Bewußtsein von der jetzigen Bedeutsamkeit Preußens und dem ganzen gegenwärtigen europäischen Staatensystem wies mit Nothwendigkeit den denkenden Geschichtsforscher auf die Beantwortung und Untersuchung der Frage: wie das Gegenwärtige im Bösen und im Guten von kleinen und selbst schwierigen Anfängen aus geworden sei. Aus einem gleichen Bewußtsein ist auch das vorliegende Werk hervorgegangen, getragen von hoher Achtung für die Geschichte und deren Studien überhaupt: in der schönen Vorrede, die wir mit wahrem Vergnügen gelesen haben, spricht sich Dies deutlich aus. Nachdem der Verfasser von der Unruhe gesprochen welche die Gemüther jetzt beherrsche, und die nur an die Gegenwart und Zukunft, nicht gern an die Vergangenheit denken lasse, in der doch soviel Belehrendes und Erhebendes liege, fährt er fort: „Schlagen wir nach in den Büchern der Weltgeschichte. Es ist Alles schon dagewesen, und Fingerzeige gibt es in Menge von oben herab und von unten herauf. Wenn auch nicht die Norm, so werden sie uns doch in vielen Fällen einen Halt bieten zur Würdigung und richtigen Beurtheilung der Gegenwart. Ein begründetes, gerechtes und erschöpfendes Urtheil über die Zeitereignisse kann erst von der Zukunft gefällt werden, wo neben den Resultaten auch die Motive der Handlungsweise zur Geltung kommen. In dem zufälligen Zusammenwirken unvorhergesehener Umstände wird ebenso häufig der Grund eines günstigen Ausgangs wie die Veranlassung zur Vereitelung der trefflichsten, wohlunterstützten Pläne zu suchen sein. Nur für die Vergangenheit sind wir im Stande das Recht der Macht und die Macht des Rechts gegeneinander abzuwägen. Wer jemals eine öffentliche Stellung in kritischen, aufgeregten Zeiten innegehabt und zum Handeln berufen war, wird an sich selbst erfahren haben welcher Werth auf den Beifall der Menge zu legen, und worin der Grund eines plötzlichen bis zur Verfolgung reichenden Wechsels der Ansichten zu suchen sei; Der wird sich sehnen über die Jetztzeit hinaus nach der Zeit wo die Gegenwart zur Vergangenheit geworden, wo Parteihaß, Verleumdung und Egoismus schweigen, die trüben Fluten sich abklären, der schlammige Bodensatz in der Tiefe fault, und Wahrheit, Unparteilichkeit und Würde mit zu Gericht sitzen. Ist das Studium der Geschichte an sich schon ein überaus dankbares, wieviel mehr die Forschungen in den Quellen der vaterländischen Geschichte insbesondere: das Erkennen von Preußens Beruf als einer innern Nothwendigkeit; dem Beruf des Fortschritts, des Ringens nach dem Uebergewichte und der Führung in Deutschland. Dieser Beruf datirt nicht erst aus den Freiheitskriegen, wo Preußen durch die Schule der Leiden geläutert, gehoben, erstarkt, von dem einzigen Gedanken für König und Vaterland beseelt kämpfte und siegte; er beginnt nicht erst seit dem Ruhme den der große König in den Heerschlachten und in der Richtung seiner Politik begründete; nicht erst seit dem Großen Kurfürsten der so bedeutenden Länderbesitz, Macht und Einfluß unter seinem Scepter vereinigte; er läßt sich vier Jahrhunderte zurückführen in die Zeit wo Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg anfangs als Statthalter und dann als Kurfürst der Mark Brandenburg in der Entwickelung des Territorialsystems den Weg anbahnte den das Haus Hohenzollern im richtigen Verständnisse der Zeit verfolgte um seinem Ziele entgegenzustreben. Durch das Quellenstudium erschließt sich uns der innerste Gang der Geschichte; dadurch lernen wir die Motive zu den Ereignissen, den Charakter, die Lage, die Mittel, die Beziehungen und die Talente Derjenigen würdigen welche berufen waren vom Throne aus die Geschicke, die Entwickelung und die Wohlfahrt der Völker zu leiten und zu fördern. Es ist bei solchen Forschungen wahrhaft erhebend in der Prüfung der Zeitverhältnisse und der Schwierigkeiten welche sich ihnen entgegenthürmten das Auftreten und die Regierung der ersten Kurfürsten von Brandenburg zu beobachten. Es sind Charaktere von seltener Größe und Reinheit. Unter ihnen steht Friedrich I. obenan. Man möchte es fast bedauern daß die Geschichte auch nicht den kleinsten Schatten auf ihn geworfen hat: es müßte eine wahre Genugthuung gewähren seine Vertheidigung zu übernehmen." Die soeben mitgetheilten Worte des Verfassers sind bezeichnend genug um den Standpunkt zu erkennen auf den er sich gestellt hat: er ist von hoher Achtung gegen die Geschichte und ihre Lehren durchdrungen, und fühlt sich als Preuße mächtig erhoben durch das Bewußtsein der Thaten der Hohenzollern, die dem Staate und dem Volke eine ruhmvolle Vergangenheit errungen, und beiden die Möglichkeit einer glänzenden Zukunft in Aussicht gestellt haben, wenn sie nicht abfallen von dem Geiste ihrer Väter, die Lehre nicht verlassen die ihnen dieselben vorgezeichnet, und eingedenk Dessen sich zeigen daß Thatkraft, Entschlossenheit und Weisheit allein die Tugenden sind die große Bestimmungen zu erfüllen vermögen.

Der Verfasser machte es sich zur Aufgabe zunächst diejenigen Quellen zur Geschichte der Hohenzollern zu be-

nutzen die noch nicht hinlänglich ausgebeutet wurden: daß er seine Aufmerksamkeit dem berühmten plassenburger Archiv, von dem uns zuletzt der bekannte Ritter von Lang in seinen Memoiren einige Notizen gegeben hat, vor allem zuwenden mußte, war ganz natürlich. Denn dieses Archiv war auf Befehl des ersten hohenzollernschen Kurfürsten von Brandenburg, desselben Friedrich's den der Verfasser feiert, angelegt, indem die vorhandenen Familienurkunden, Correspondenzen, Privilegien, Bullen, Lehn- und Landbücher, sowie die wichtigsten Proceßacten gesammelt und geordnet und unter der Bezeichnung „Hausarchiv" in die gewölbten untern Räume des westlichen Flügels der Plassenburg untergebracht wurden. Dieses berühmte Archiv, das um das Jahr 1500 seinen ersten Archivar mit Namen Peuker durch Albrecht Achilles von Brandenburg erhielt, und in dem schon erwähnten Ritter von Lang bis 1805 den letzten thätigen und sachkundigen Pfleger hatte, ist jetzt zerstreut in München, Bamberg, Baireuth und auf der Plassenburg; Manches ist aber auch veruntreut worden. Da keine Repertorien über die Urkunden vorhanden, so hat der Verfasser nur diejenigen einsehen und benutzen können die ihm vorgelegt worden sind; es ist darum sehr wahrscheinlich daß noch Manches was einen historischen Werth hat irgendwo verpackt liegt. Indeß haben ihm doch mehre Hundert Urkunden zur Einsicht und Benutzung vorgelegen, und es beziehen sich dieselben auf die mannichfachsten Verhältnisse und Situationen der Hohenzollern: das älteste jener Documente ist vom Jahre 1261, das jüngste vom Jahre 1734. Recht verdienstlich ist es daß der Verfasser dieselben sowol materiell als chronologisch geordnet hat: ihr Gebrauch ist dadurch wesentlich erleichtert worden. Unter den mitgetheilten Urkunden befinden sich auch einige die sich auf die Rolle beziehen welche Friedrich in den Hussitenkriegen spielte: er war im Interesse des Kaisers Sigismund vielfach dabei betheiligt, ohne jedoch die unkluge Hartnäckigkeit zu billigen welche der Kaiser als König von Böhmen und die päpstliche Politik den Hussiten gegenüber fortwährend bewiesen. Und eine aufrichtigere und etwas nachgiebige Haltung gegen diese religiösen und politischen Fanatiker würde schwerlich den Krieg zu einer Gräßlichkeit und Verderblichkeit haben kommen lassen daß noch heutigen Tags die Spuren davon und das Andenken daran in Deutschland nicht völlig verschwunden sind; insbesondere erinnern verfallene Grubengebäude an jene unglückliche Zeit. Eine wahre Bestialität, eine schonungslose Grausamkeit entwickelten die Hussiten gegen Alles was dem Kaiser sich anschloß um sich feindlich den Böhmen gegenüberzustellen. Und daß der Haß des Czechenthums gegen das deutsche Wesen sich zugleich geltendmachte ist keinem Zweifel unterworfen. War ja doch auch der Repräsentant und das Haupt des czechischen Geistes, Johann Huß, in Deutschland, in einer deutschen Stadt, durch die Treulosigkeit eines deutschen Kaisers hingeopfert worden. Raub, Mord und Brand bezeichneten deshalb die Züge der Hussiten, welche Oestreich, Meißen, Schlesien, die Lausitz und einen Theil der Mark verheerten, mehre Fürsten sogar und Städte tributpflichtig machten, und dann auch einen großen Theil von Franken in eine Wüste verwandelten aus Rache, weil Friedrich mehr als ein mal das Commando der Reichsarmee wider die Hussiten übernommen hatte. Die größten Anstrengungen gegen die Letztern machte der Kaiser mit dem Reiche und der Kirche vereinigt im Jahre 1431. Zum zweiten male übernahm Kurfürst Friedrich die Reichshauptmannschaft. In der Sebalduskirche zu Nürnberg — dahin hatte der Kaiser die Fürsten berufen — wurde ihm die Feldherrnstelle feierlichst übertragen. Der päpstliche Legat erhob Friedrich's Talente und Verdienste in einer lateinischen Rede, ließ ihm das aus des Kaisers Händen empfangene Schwert umgürten und überreichte ihm sodann das Kreuzbanner, welches später Graf von Hohenlohe als Träger in Empfang nahm. Am 1. August brach das Reichsheer nach Böhmen auf; 130,000 Mann zu Fuß und 40,000 Reiter. Die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg folgten ihrem Vater, sowie die Herzöge von Baiern, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Eichstädt. Herzog Albrecht von Oestreich und der päpstliche Legat begannen die Feindseligkeiten durch furchtbare Verheerungen der böhmischen Ortschaften die sie berührten; allein sie wichen bei Tauß vor den erscheinenden Hussiten, warfen sich bald in wilder Flucht auf das Hauptheer und rollten die Massen vor sich auf, die nach vergeblichen Anstrengungen der Heerführer unaufhaltsam davoneilten. Der päpstliche Legat hielt sich tapfer, aber auch er konnte nicht widerstehen. 11,000 Deutsche blieben auf der Wahlstatt, 150 schwere Geschütze, 240 Munitionswagen, Gepäck und Zelte der Reichsarmee, des Legaten Cardinalshut, Meßgeräthe und Gewänder, Alles fiel in die Hände der Sieger; eine unermeßliche Beute, ebenso groß als die Schmach welche für Deutschland aus diesem Kampfe hervorging. Wie war eben diese Schmach möglich? Waren denn die Deutschen so schmählich von der berühmten Tapferkeit der Väter abgefallen? Keineswegs. Aber der Verfasser macht folgende sehr richtige Bemerkungen über diese Erscheinung: „Die Unbesiegbarkeit der hussitischen Krieger und die Muthlosigkeit der deutschen Truppen, sowie die höchst geringen Erfolge welche Letztere in diesen Kämpfen erreichten, erklären sich einerseits durch den Fanatismus, den Rachedurst, die Disciplin und durch das kräftige, abgehärtete Wesen der Böhmen; andererseits durch den Mangel aufrichtiger Begeisterung für die Sache, durch die verfallene Heerverfassung überhaupt wie insbesondere durch die Uneinigkeit der Fürsten, durch den fehlenden Gehorsam der Söldner und durch die veränderte Gestalt der Kriegführung, in welcher die Feuerwaffen den Einzelkampf ersetzen sollten, jedoch durch die höchst ungeschickte Bedienung und bei der Unbeweglichkeit der Geschütze wenig erreichten und eine freie Bewegung hinderten." Wir haben uns bei diesem schattenvollen Blatte der deutschen Geschichte etwas länger deshalb aufgehalten, weil die Kenntniß davon nicht so allgemein verbreitet ist, und Aschbach's Werk über Kaiser Sigismund über gelehrte Kreise hinaus nicht weit verbreitet sein wird.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt der Verfasser das Thema von der Weißen Frau. Es existirt eine umfangreiche Literatur über diese seltsame, noch nicht völlig ins Klare gebrachte Erscheinung. *)

Schließlich machen wir Culturhistoriker noch aufmerksam auf Das was der Verfasser über den Hofstaat des Großen Kurfürsten mitgetheilt hat: besonders merkwürdig ist die überaus große Anzahl von Pferden und Kutschen welche derselbe bei seinem Tode hinterließ und testamentarisch unter die Familie vertheilt hatte. 44.

Zur Kritik des „politischen und religiösen Wahnsinns". Aus dem Irrenhause bei Halle von H. Damerow. Berlin, Hirschwald. 1851. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Wahnsinn ist im Allgemeinen eine Verrückung des Bewußtseins. Der Wahnsinnige hat vergessen wer er ist, und hält sich in der Einbildung für einen ganz Andern als wofür er sich früher bei noch ungestörter Gesundheit des Geistes ansah. Eine solche Verrückung des Bewußtseins — die, beiläufig gesagt, zeigt, wie das menschliche Bewußtsein gar nichts so Festes, Unwandelbares, Unverrückbares sei als man gewöhnlich glaubt — kann auf zwiefache Weise entstehen, entweder durch so starke, übermächtige Eindrücke von außen, daß die durch dieselben erregten Vorstellungen plötzlich aus der völlig unvorbereiteten Seele den ganzen bisherigen Gedankenlauf verdrängen und sich so fest in den Kopf setzen daß sie

*) Wir haben darüber auf Veranlassung einer besondern Schrift Minutoli's bereits in Nr. 300 d. Bl. f. 1850 berichtet, und lassen daher Das was unser Referent darüber gibt hier weg. D. Red.



nunmehr das Centrum eines ganz neuen Vorstellungskreises werden, wie wenn z. B. Einer, durch den plötzlichen Ueberfall von Räubern erschreckt, sich nunmehr überall von Räubern verfolgt sieht, die ihre Dolche auf ihn zücken. Oder zweitens die Verrückung des Bewußtseins entspringt von innen, durch einen so heftigen, ungestümen, jedoch mit der Außenwelt und dem Schicksal in Conflict gerathenden Willen, daß das von diesem besessene Individuum, um das peinliche, unerträgliche Bewußtsein seines gehemmten Strebens und verfehlten Zwecks von sich abzuschütteln, sich gewaltsam ein neues, seinem Wunsch und Willen schmeichelndes Bewußtsein schafft, und so eigentlich nicht wie die Kranken der vorhin genannten ersten Kategorie verrückt wird, sondern sich selbst verrückt macht, wie wenn z. B. eine Mutter, die ihr einziges Kind, einen Säugling, durch den Tod verloren hat, nunmehr um das herzzerreißende Bewußtsein dieses für die leidenschaftliche Mutterliebe so empfindlichen Verlustes von sich zu schütteln, eine Puppe für ihr Kind hält, dieselbe in den Arm nimmt und pflegt und wartet wie ihr verlorenes Kind (welcher Fall wirklich vorgekommen sein soll).

Der letztere Entstehungsgrund des Wahnsinns, nämlich aus einem leidenschaftlichen, durch widriges Geschick jedoch in seinem Streben auf eine unerträgliche Weise gehemmten Willen, mag wol der beiweitem häufigste sein. Leidenschaftliche, aber unglückliche Liebe; übermäßiger, aber in seiner Erwartung gekränkter Ehrgeiz; unersättliche durch harte Verluste der bereits erworbenen Schätze betroffene Habsucht — alles Dieses und überhaupt jede aus den Grundtrieben der menschlichen Natur entspringende Leidenschaft macht, wenn sie einen hohen Grad erreicht hat und in unüberwindlichen Streit mit der Außenwelt gerathen ist, reif zum Irrenhause. Man kann daher auch, scheinbar widersprechend, sagen der Wahnsinn sei ebenso ein Zeichen von Stärke als von Schwäche des Charakters. In der That gibt sich Beides, sowol Stärke als Schwäche, in den zum Wahnsinn befähigten Individuen kund, jedoch Beides in verschiedenem Sinne, weshalb eben der Widerspruch nur ein scheinbarer ist. Die Stärke nämlich liegt in dem hohen Grade der Leidenschaft, in der Heftigkeit und Unbezwingbarkeit des Willens, der zum Wahnsinn erfoderlich ist; die Schwäche hingegen liegt in der Unfähigkeit, sei es aus vernünftigen oder moralischen oder religiösen Gründen das dem Willen widrige Geschick zu ertragen, die von ihm geschlagenen Wunden zu verschmerzen, ja zu resigniren.

Liegen nun auf solche Weise die zwiefachen Entstehungsgründe des Wahnsinns, nämlich einerseits aus durch übermäßige äußere Eindrücke plötzlich erregten Affecten und andererseits aus von innen durch starke festgewurzelte Neigungen entsprungenen Leidenschaften, klar vor, so scheint es daß auch der sogenannte „politische und religiöse Wahnsinn", der zu Zeiten in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat, sich mit Leichtigkeit aus jenen beiden Arten von Entstehungsgründen werde erklären lassen. Man braucht ja nur auf die politischen und religiösen Affecte sowie Leidenschaften zurückzugehen, um es ganz natürlich zu finden daß z. B. Einer von politischer Furcht, von dem Schreck vor dem Gespenst der Rothen Republik ergriffen, überall Barrikaden und Guillotinen errichtet und Blut in Strömen fließen sieht; daß ein Anderer, von politischem Ehrgeiz gepeitscht, der jedoch anstatt seinen hohen Zweck zu erreichen eingesperrt worden, sich nun doch einbildet der Präsident der alleinseligmachenden europäischen Republik zu sein. Oder, um ein paar Beispiele religiösen Wahnsinns zu wählen, wer findet es nicht natürlich daß ein Candidat der Theologie, dessen Kopf mit der radicalen Verderbniß der menschlichen Natur und den Schrecknissen der Hölle angefüllt worden, sich im Bewußtsein seiner fleischlichen Sünden und seiner Unwürdigkeit zu seinem heiligen Beruf zuletzt einbildet ein Kind des Teufels oder wol gar der leibhaftige Satan selbst zu sein; während ein Anderer, von geistlichem Hochmuth getrieben, sich für einen neuen zur Erlösung des Geschlechts auserkorenen Messias hält, oder in Seligkeitsgenüssen schwelgend, schon das himmlische Jerusalem erreicht zu haben wähnt. Wer die unglaubliche Macht des religiösen Wahns in seinem ganzen Umfange kennenlernen will, Der lese Ideler's lehrreiches Werk hierüber. Von politischem Wahnsinn sind uns die Erscheinungen nicht in gleicher Weise bekanntgeworden.

Indessen, so natürlich sich auch der politische und religiöse Wahnsinn erklären läßt, wenn zu den betreffenden Erscheinungen sich wirklich politische und religiöse Affecte, sowie Leidenschaften als Entstehungsgrund nachweisen lassen, so unkritisch ist es doch andererseits solche Wahnsinnsformen, in die nur politischer und religiöser Wahn mithineinspielt, die übrigens aber aus ganz andern Gründen entsprungen sind, ohne Weiteres als politischen und religiösen Wahnsinn zu bezeichnen. Und diese Kritiklosigkeit ist es der unser Verfasser durch seine Schrift entgegenarbeiten will. Zwar stützt er sich hierbei nur auf die wenigen im Irrenhause bei Halle vorgekommenen Fälle, aber diese sind lehrreich genug um an ihnen kritisch unterscheiden zu lernen welche Fälle überhaupt in den Bereich des politischen und religiösen Wahnsinns gehören und welche davon auszuschließen sind.

Der Verfasser weist nach daß von 107 in die Anstalt Recipirten es höchstens vier Männer waren (drei aus dem Jahre 1848 und einer aus dem Jahre 1849) bei welchen der Einfluß der politischen Zustände in den Ursachen und Erscheinungen der psychischen Krankheit zu erkennen war — und alle Vier waren früher schon seelenkrank gewesen. Die Ursachen der Krankheit waren keineswegs wesentlich politische. Der eine z. B., ein Geistlicher, Wahlmann, sprach zwar eine zeitlang die Idee aus: daß, obgleich in seinem Wahlbezirk die Stimmen auf Beckerath gefallen, er doch eigentlich gewählt sei, da die Wahlmänner aus einem „geheimnißvollen Grunde" ihn gemeint und statt seines Namens den von Beckerath hätten bezeichnen müssen; allein er selbst hielt nicht fest an dieser Idee. Losgerissen, sagt der Verfasser, von dem lebendigen genetischen Zusammenhange der Krankheitsentwickelung und an sich isolirt aufgefaßt, mag jene Idee als politischer Wahnsinn, als Wahlwahnsinn (um den modernen Speciesmachern gefällig zu sein) erscheinen; sie war aber nur ein Symptom der schon Monate vor den Märztagen vorhandenen Krankheit, das ist des „geheimnißvollen Grundes". Nämlich der Mann hatte schon lange vor den Märztagen gewisse zu fixen Ideen gewordene Vorstellungen, namentlich die: von Feinden vergiftet und verfolgt zu werden, wobei sich auch die Meinung beigemischt hatte unter dem Einflusse der Freimaurer verschiedene Aufgaben lösen zu müssen, um dadurch auf geheimnißvolle Weise die Wirkung des Gifts zu paralysiren. Als nun die Märztage mit dem Inbegriff ihrer Einwirkungen diesen Kranken trafen, der schon in gesunden Tagen von ungewöhnlicher Erregtheit der Einbildungskraft, poetischer idealer Lebensanschauung, der die Wirklichkeit nicht entsprach, und mit der Neigung behaftet war schon in dem Gewöhnlichsten oft eine tiefe Anspielung auf sein Geschick zu erkennen, da verwandelte sich seine frühere psychische Krankheitserscheinung, bei seiner Betheiligung an den politischen Versammlungen, Wahlagitationen und daneben häuslichen und amtlichen Sorgen, Hämorrhoiden, Blutandrang nach dem Kopf, Schwindel bis zur Ohnmacht, — in jenen politischen Wahnsinn.

Daß unter ein paar Hundert Menschen je nach der Individualität rasende, verrückte, verzweifelte, verwirrte, blödsinnige Aeußerungen über die Irren und Wirren der Zeit fallen, daß bei Wahnsinnigen die Zeitbegebenheiten, die hervorragendsten Erscheinungen und Gestalten mit in den Kreis der Krankheitssymptome treten, Dies, sagt der Verfasser sehr wahr, könnte nur Denen auffallen welche in dem Seelenkranken den Menschen negiren, also über das Irresein total irrige Vorstellungen hätten. „Nur für Solche noch die Bemerkung daß, wenn derartige psychische Krankheitserscheinungen als politische Wahn-

heitsformen angegeben werden sollten, wir leicht so viele Formen und Arten politischen Wahnsinns hätten als politische Begebenheiten, Zustände, Zufälle, Persönlichkeiten". (S. 8.) Nach den Erfahrungen in der seiner Leitung und Beurtheilung anvertrauten Anstalt findet der Verfasser auch die von Andern ausgesprochene Bemerkung bestätigt: daß sich im Jahre 1848 keine Vermehrung der Irrenzahl gezeigt hat, und behauptet demgemäß daß die Märzereignisse mit ihren Folgen nichts als zufällige Gelegenheitsursachen und Krankheitserscheinungen waren, und der Einfluß derselben mindestens nicht größer gewesen ist als der des Hungerjahrs, der kirchlichen und religiösen Wirren, der Separationen der Grundstücke u. s. w.

Was den religiösen Wahnsinn betrifft, so theilt der Verfasser mit daß er zwar in den Jahren der religiösen Wirren 1845—48 eine Reihe von Seelenkrankheiten mit mehr oder minder hervortretenden religiösen Erscheinungen gehabt; allein vorher und in dem alten königlichen Institut zu Halle seit 1836 verhältnißmäßig ebenso viele. Ueberdies waren auch bei den bezüglichen Fällen, außer den kirchlich-religiösen Ursachen und Symptomen, viele andere nachzuweisen, was der Verfasser durch einige sehr interessante Fälle belegt. Einer z. B. war in seiner Einbildung Christus, der Heiland; Tholuck war ihm Paulus; Schwetschke, Schwarz und Wislicenus waren ihm die drei Männer im feurigen Ofen; aber außer Christus war er doch auch Christian VI. von Dänemark und hatte ebenso sicher eine Familienerbschaft von einer Masse Millionen zu erwarten. „Er hatte also folgerecht oder unrecht, wenn Religionswahnsinn, auch noch Königs- und Geldwahnsinn." Ein Anderer sprach unmittelbar durch Gott und Gott durch ihn; allein er hatte auch die Eisenbahn erfunden und wollte noch andere unerhörte Entdeckungen machen. Ein Dritter, ein sehr kleiner, reizbarer, freundlicher armer Leinweber, verkündete zwar auf einem Hügel seines Orts laut vor Vielen ein neues Evangelium; allein er verlangte dafür auch von der Commun die von dem Hügel aus seinen Blicken sich zeigende Umgegend und außer sonstigen irdischen Gütern noch die Liebe und Ehe von zwei Mädchen des Orts — nachdem ihm, dem recht Liebesbedürftigen, wirklich ein Mädchen den Korb gegeben hatte wegen seiner Unbedeutendheit und Armuth.

Man sieht aus diesen sowie noch manchen andern vom Verfasser angeführten Fällen (worunter einige die tragikomisch auf den Leser wirken) daß die Wahnsinnsformen nicht immer einen reinen, ungemischten, consequenten Charakter ansichtragen, sodaß man entschieden nur religiösen oder politischen oder Liebeswahnsinn vor sich hätte, sondern oft verschiedene Arten des Wahns durcheinandergehen und sich combiniren, wobei jedoch immer ein starkes Bedürfniß, sei es nach Ehre, oder nach Besitz, oder nach Liebe, zugrundeliegt. Eine und dieselbe Richtung des Willens, z. B. der Hochmuth, die Herrschsucht, die Großmannssucht, kann in verschiedenen Wahn ausschlagen, jenachdem gerade religiöse oder politische oder industrielle Ideen den Kopf vorherrschend beschäftigen. So kann es denn kommen daß Einer sich nicht blos einbildet Christus, sondern auch ein weltlicher König oder ein großer Entdecker und Erfinder zu sein. Immer aber ist es eine zugrundeliegende Leidenschaft, die sich solcher verschiedenen Arten des Wahns bemächtigt, um, weil sie unbefriedigt geblieben, sich durch eingebildete Welten Ersatz zu schaffen für die verlorene wirkliche.

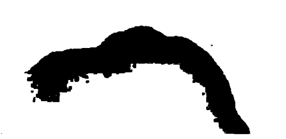
Die unentschiedenen, gemischten Formen des Wahnsinns hat der Verfasser besonders bei Theologen beobachtet. Es sind in der Anstalt seit der Eröffnung derselben, sowie früher in dem königlichen Irrenheilinstitut zu Halle von 1836 ab zusammen 17 Theologen — Pastoren, Candidaten und Studenten — beobachtet und behandelt worden, die mit wenigen Ausnahmen „keine einfachen, kräftigen, markirten Grundformen der Seelenkrankheiten darstellten: keine einzige tüchtige Manie, keinen großartig in sich abgeschlossenen Wahnsinn, keine tiefe einfache Melancholie, nicht einmal vollständige Narrheit. Es waren keine charakteristischen mit logischer Energie aus dem alogischen Grunde entwickelten Gestalten — ich möchte sagen keine reinen Racenformen —, sondern Uebergangs- und Mischlingsformen, welche dem Systematiker viel zu schaffen machten". Der Verfasser erklärt Dies jedoch aus dem nicht zu bewältigenden Maß von Widersprüchen und Gegensätzen, als Ursachen zu Seelenkrankheiten, denen die Theologen in ihrer innern und äußern Geschichte sowie in der Geschichte der Theologie ausgesetzt sind, und die er namentlich anführt.

Die Grundlehre die wir aus des Verfassers Schrift schöpfen ist die: daß politische und religiöse Wahnvorstellungen noch keinen eigentlichen politischen und religiösen Wahnsinn begründen, da es sich ganz von selbst verstehe daß zu Zeiten der Aufregung des religiösen und politischen Lebens bei den Individuen und Völkern, bei den zu solchen Zeiten psychisch Erkrankten religiöse und politische Krankheitssymptome, Wahnvorstellungen häufiger vorkommen, ohne daß hierin irgendwie die Berechtigung läge zur Bezeichnung der Krankheit als „politischer und religiöser Wahnsinn". Nach des Verfassers Erfahrungen waren in den meisten Fällen die religiösen oder politischen Symptome wenn nicht zufällige doch unwesentliche, konnten andere sein und waren gleichzeitig andere gleichberechtigte da. Die religiösen oder politischen Ansichten wurden erst zu krankhaften, zu Krankheitserscheinungen durch die psychische Krankheit, die selbst aus andern Ursachen entstanden war. Gegen diese Verwechselung von Krankheits-Symptomen mit Ursachen der Krankheit warnt der Verfasser, auf eine strengere Begriffsbestimmung des Wahnsinns dringend, mit Recht zu wiederholten malen und sagt in dieser Beziehung treffend: „Ursachen der Seelenkrankheit sind diese äußern Momente, die Krankheit selbst sind diese Symptome in vielen Fällen ebenso wenig als die Wetterfahne auf hiesiger Irrenanstalt das Wetter macht." 22.

Von Idstedt bis zum Ende. Von Uffo Horn. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser verwahrt sich im Vorworte mit Recht gegen die Zumuthung als habe er ein Stück Geschichte bringen wollen; er gibt sich als Aehrenleser und — parteiischen Beurtheiler. Was indeß seine Parteilichkeit anbelangt, so ist sie damit bezeichnet daß er sich von der großen politischen Beleidigung, von dem Aufgeben Schleswig-Holsteins seitens der deutschen Staaten mitgetroffen fühlt, also sich zu der Partei der Beleidigten zählt. Andere Parteirücksichten haben wir nur in sehr geringem Grade vertreten gefunden, jedenfalls so geringfügiger und unabsichtlicher Natur daß sie keine fremde Partei bis auf die Gothaer unangenehm berühren dürften. Wir halten Dies bei einer Arbeit die ihrem Ganzen nach den Zweck hat eine Reihe von Genrebildern, gewissermaßen „zur nähern Orientirung", „zur Situation" zu geben, entschieden für einen Vorzug, und waren um so angenehmer davon überrascht als die angekündigte Parteilichkeit in dem Sinne, den wir allerdings nur auf Grund des Namens des Verfassers vermutheten, wahrscheinlich den leichten Federzeichnungen aus denen das Buch zusammengesetzt ist schlecht angestanden hätte.

Man wird die Skizze eines begabten, technisch durchgebildeten aber ungeübten Zeichners immer leicht von den Entwürfen eines geübten Künstlers unterscheiden können, und zwar wird der Erstere stets peinlich genaue Umrißlinien ziehen, seinen Arbeiten aus Furcht vor dem Falschen, selbst wo er das Richtige trifft, eine gewisse Steifheit geben und ihnen dadurch das „Ansehen" rauben, während der Andere mit nahebei mechanischer Sicherheit den Stift über das Blatt führt und ohne Detailüberlegung jenen Strich nur leise haucht und diesen betont, sodaß zuletzt rund hervortritt was vortreten soll und verschwimmt was bedeutungslos ist. Zu diesem Verschwimmenlassen



des Unwesentlichen bringt es der Dilettantismus in seiner Aengstlichkeit nie, er accentuirt Alles. Gleiches gilt von der Zeichnung in Worten. Wir sahen früher ein Buch das ebenfalls den Versuch machte Skizzen aus dem schleswig-holsteinischen Kriege zusammenzustellen und sich vergeblich bemühte den Dilettantismus des Auges, des Urtheils und der Feder unter mancherlei Rodomontaden zu verbergen, es war ein Buch das burlesk wurde, weil sein Verfasser nicht fähig war ernst und sicher zu sein. Derartige Vorwürfe wird man Uffo Horn's Arbeit nicht machen können. Referent hatte Gelegenheit vielfache mündliche Schilderungen der eigenthümlichen Kriegsführung jenseit der Eider von Offizieren verschiedener Truppengattungen und verschiedener Grade, sämmtlich Augenzeugen der Kämpfe, zu hören, und er gesteht daß er sich von diesem Vorposten- und Koppelkriege trotz, oder gerade wegen der scharfen Umrisse kein recht anschauliches Bild machen konnte. Man ließ Begriffe, aber nicht Gestalten agiren, es war mehr militairische Abstraction in alledem als der Laie verdauen konnte. Uffo Horn schildert genau dieselben Vorgänge, er schildert sie sogar genau ebenso, aber es liegt etwas in den Contouren das die Begriffe „nächtliche Patrouille", „Hüttenbau", „Ueberfall", „Vorpostendienst" zu Fleisch und Blut macht und gewissermaßen vermenschlicht. Dies Liegen hinter den Hecken, diese Strohhütten und endlich die langen impassiblen Holsteiner selbst mit ihrer Eßlust und ihrem gemächlichen Butterkaufe, das Alles wird lebendig, lebhaft und frisch uns vorübergeführt. Man sieht daß diese Scenen aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangen, daß die Farben der Natur entlehnt sind; darum macht denn auch das Colorit selbst dort wo etwas derb Tinte auf Tinte gesetzt ist den Eindruck der Treue, und läßt uns, wenn wir nicht zu genau hinsehen, die Lasur nicht allzu empfindlich vermissen. Die kleinen Vorgänge im Felde, die hier mit so großer Wärme gezeichnet werden, sind es namentlich die dem Buche Theilnahme und Verbreitung sichern: man wird diese Skizzen unter die Prolegomena für eine künftige ganze Geschichte des merkwürdigen Kriegs rechnen müssen, weil eine solche sich doch schwerlich mit den für das Verständniß des Kriegs gegen Dänemark dringend nothwendigen Details in so anschaulicher Weise wird beschäftigen können.

Die Genrebilder, Portraits aus dem Lager, die Charakterskizzen aus der nächsten Umgebung des Verfassers, die mitunter einen tiefen Blick in die Organisation des Heers zulassen, sind der Kern des Buchs. Interessant sind seine Bemerkungen über höherliegende Punkte, über die Statthalterschaft und das Generalcommando allerdings auch, aber der Verfasser sagt selbst daß er aus zu weiter Ferne gesehen um für diese Notizen großes Gewicht zu beanspruchen. Mit Glück macht sich dagegen der Humor in dem Friedensaposteldiner und bei Gelegenheit der Schilderung des rendsburger Dressirbataillons geltend.

Im Uebrigen erinnert Vieles in diesem Buche sehr scherzhaft an die Charakteristik des Verfassers in einer kleinen Broschüre die uns zufällig zur Hand ist und „Oestreichischer Parnaß" heißt. Allenthalben wo Horn sich selbst spielen läßt, tritt er in der ihm dort vorgeschriebenen Rolle auf und thut sich etwas mit seiner Bravour. Er gibt sogar, um eine Folie zu haben, den Dichtern und Schriftstellern, die wol Sympathie für die Sache gezeigt, nicht aber wie er die Büchse auf die Schulter genommen, dort und da einen Seitenhieb. „Händelmacher aus Bravour" heißt es von ihm in jener Charakteristik, und „tobt und rast im Leben wie in der Poesie" — Das sind Eigenschaften die ihn ganz gut für den Kriegsdienst ausrüsten; aber nicht alle Poeten bringen derartige Elemente mit und die wenigsten sind in ihrer äußern Stellung so frei daß sie ohne sich zu derangiren einen Spaziergang mit der Patrontasche über dem Magen unternehmen können.

Es versteht sich von selbst daß der Verfasser dem Régime seines Buchs nach sich zum Mittelpunkte machen mußte, wir hadern also deshalb nicht etwa mit ihm, sondern sind sogar der Ueberzeugung daß diesem Umstande ein großer Theil der Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung zu verdanken ist. Schließlich noch die Bemerkung daß die Leser, deren wir dem Buche viele wünschen, einige muntere und ein sehr wackeres Gedicht darin finden werden.

Max Waldau.

Pariser Theaterschau.

II.*)

„Valeria" und das historische Schauspiel.

Von allen Theaterstücken die seit einigen Jahren in Paris erschienen sind ist keines welches den Verfall der dramatischen Dichtkunst deutlicher zu zeigen vermöchte als „Valeria" von Maquet und Lacroix, keines welches weniger den Namen eines historischen Schauspiels verdiente, keines welches so offenkundig nur um einer Schauspielerin eine Glanzrolle zu geben geschrieben worden wäre. Die Verfasser von „Valeria" scheinen keinen Augenblick daran gedacht zu haben Geschichte auf die Bühne zu bringen. Keine einzige Figur des Stücks trägt jene Wirklichkeit an sich die uns durch die authentischsten Zeugnisse überliefert worden ist. Es ist ein Phantasiestück mit historischem Namen in der kühnsten Bedeutung des Worts.

Trotz seines großen Anlaufs, seiner Ansprüche, seiner Entlehnungen aus Juvenal, Tacitus und Sueton vermag das Stück nicht im mindesten uns die antike Welt, die kolossalen Orgien und die grandiosen Verbrecher des römischen Kaiserreichs vorzuführen. Diese ganze tragische Größe ist zu spät an eine Intrigue angeknüpft worden die aus einem Journalfeuilleton entlehnt zu sein scheint.

Eines Tags fiel es den Verfassern ein daß in einem Hemistich des Juvenal gesagt ist, die Kaiserin Messalina habe sich unter dem Namen Lycisca prostituirt. Davon auf die Existenz einer wirklichen Lycisca zu schließen war kein großer Schritt, und Messalina ward auf die Bühne gebracht um rehabilitirt, gerechtfertigt, freigesprochen zu werden. Man hat dem Stücke deswegen Immoralität vorgeworfen, gewiß mit Unrecht. Den Herren Maquet und Consorten war es sicher gleichgültig als sie die Ehrenrettung der Messalina unternahmen. Ihnen war es nur darum zu thun einige dramatische Effecte auf die Bühne zu bringen.

Als sie Dies thaten, als sie aus der nur zu sehr berühmten Kaiserin eine tugendhafte Frau machten, die fälschlich beschuldigt wird, nahmen sie dem Drama eigentlich jedwedes Interesse. Messalina ist in der That so gut eine historische Person wie Nero und Tiberius; ihre Schande ist notorisch, und sie hat das traurige Verdienst daß ihr Name aufgehört hat ein Eigenname zu sein, um die Bezeichnung für eine ganze Classe von Frauen zu werden. Messalina ist auch dem Publicum bekannt welches nie den Tacitus oder Juvenal in die Hände bekam; ihr Name wird hundert mal genannt ohne daß man weiß wer sie ist. Und mit diesem Gedanken geht man ins Theater, wo man dieselbe Frau gerechtfertigt sehen soll. Fortwährend kämpft man gegen die Erinnerung an, vergleicht man die Geschichte mit der Fabel des Dichters. Diese fortwährende Qual muß jedes Interesse an dem Stücke verbannen. Die Verfasser haben Dies selbst gefühlt und den andern Namen der Kaiserin, Valeria, zum Titel genommen.

Und warum dieser ganz unnütze Zwang den wir unsern Gedanken anthun müssen, wo die nackte Wahrheit, die Geschichte selbst ein vollendetes Drama ist?

Messalina von Mordthaten und Ausschweifungen erschöpft hat die Römer die sie verachteten zum Schaffot geschickt, in ihrem Palaste dem Ehebruche offen gefröhnt und die erlauchtesten Patricier gezwungen in dem Palaste des Kaisers selbst ihrer Schande beizuwohnen. Sie gibt dem Silius, der seine Frau verstoßen hat um sich der Leidenschaft der Kaiserin ungestörter hinzugeben, nach, sie willigt ein ihn öffentlich im Ange-

*) Vergl. Nr. 110 d. Bl. D. Red.



fichte Roms zu ehelichen, sie verkündet ihre Scheidung und wählt aus dem Senate Zeugen welche die neue Eheacte unterzeichnen sollen, wie um die Kinder zu legitimiren die aus der ehebrecherischen Verbindung entstehen könnten. Ein gefügiger Priester empfängt den neuen Eid. Dies Alles geschieht während der Kaiser Claudius sechs Meilen von Rom in Ostia ist.

Währenddem erschrecken Callistes, Pallas und Narcissus, die Günstlinge des Kaisers die ihn beherrschen, über dieses neue Verbrechen seiner Gemahlin, und gehen zu Rathe was sie thun sollen. Claudius benachrichtigen oder Messalinen nöthigen den neuen Gemahl wiederaufzugeben, mit welchem sie sich in Gegenwart der Gäste nach dem Banket niedergelegt hat, und an den sie Küsse verschwendet gleich als hätte sie Götter und Menschen nicht zu fürchten. Trotz seiner Schwäche ist Claudius leicht zum Zorn zu erregen; wenn aber Messalina ihn spricht, so sind ihre Angeber verloren. Pallas und Callistes beben zurück; nur Narcissus beharrt bei seinem Entschluß die Feigheit Jener verachtend.

Nur Kühnheit kann seinen Plan gelingen machen. Claudius unterhält zwei Buhlerinnen, Calpurnia und Cleopatra. An diese wendet sich Narcissus. Ihnen bleibt das Gemach des Kaisers nie verschlossen. In Ostia wirft Calpurnia sich zu seinen Füßen und erzählt ihm die Vermählung Messalina's mit Silius. Entsetzt will Claudius die Botschaft nicht glauben. Allein Calpurnia ruft Cleopatra zum Zeugniß auf und diese bestätigt ihre Aussage. Endlich erscheint Narcissus und bittet seinen Herrn um Verzeihung, weil er ihm solange die Ausschweifungen seiner Gemahlin verschwiegen. Jetzt handelt es sich aber nicht mehr um eine Untreue, sondern um den Thron. Wenn Claudius nicht alsbald in Rom vor dem Senat, der Armee die Scheidung die Messalina verkündet hat Lügen straft, so steht Reich und Leben auf dem Spiele. Allgemeine Verachtung ist sein Loos. Claudius bricht auf und Narcissus steigt mit in die Sänfte des Kaisers um die Unentschlossenheit desselben zu bekämpfen.

Trunken vor Freude feiert Messalina die Weinlese in des Silius Palast. Den Thyrsusstab in der Hand, mit gelöstem Haar, um die Schultern eine Pantherfell ahmt sie die Wuth der Bacchantinnen nach. Als Bacchus gekleidet tanzt Silius beim Gesange eines schlüpferigen Liedes. Ein dumpfes Gerücht meldet die Ankunft des Kaisers. Verius Valens steigt auf einen Baum der die Umgegend beherrscht und antwortet Denen die ihn über das Aussehen des Himmels befragen daß er einen schrecklichen Sturm am Horizont gewahre. Alle lachen über seine Antwort und fahren fort zu tanzen. Allein bald bleibt kein Zweifel mehr. Messalina flüchtet sich zu der Obervestalin Ventidia und beschwört sie für sie einzutreten bei Claudius; sie schickt ihre Kinder, Octavius und Britannicus, zu Claudius, und besteigt einen Wagen, der bestimmt ist die Unreinlichkeiten aus den Gärten zu schaffen, um so ihrem Richter kühn zu nahen. Narcissus sagt Ventidia daß Messalina gehört werden solle, und schickt sie zu ihrem Dienst zurück. Als Octavius und Britannicus nahen befiehlt er sie zu entfernen, und gibt Claudius, um zu verhindern daß er Messalina die sich naht sehe, ein Memoire über die Ausschweifungen der Kaiserin zu lesen. Gleich nach der Ankunft in Rom öffnet er das Haus des Silius und zeigt Claudius alle die Reichthümer des kaiserlichen Palastes welche Messalina bei ihrem Liebhaber aufgehäuft hat; seltene Möbel, kostbare Gefäße, Nichts fehlt darin. Claudius kann nicht mehr an seiner Schmach zweifeln, Narcissus nimmt ihn mit in das Lager der Prätorianer. Die im voraus unterrichteten Soldaten verlangen laut die Namen der Schuldigen, und Claudius zieht sich in seinen Palast zurück.

Silius wird auf dem Forum verhaftet ohne einen Versuch zu machen sich zu vertheidigen, und verlangt einen schnellen Tod. Alle Liebhaber Messalina's, selbst Diejenigen die sie in ihr Bett genommen und noch dieselbe Nacht fortgejagt hat, zeigen denselben Muth. Mnester allein zittert und stottert eine unnütze Vertheidigung her. Er zerreißt seine Kleider und zeigt die Schwielen auf seinem Körper. Claudius selbst hat ihn Messalina gegeben um ihr in Allem zu gehorchen. Was sollte der arme Tänzer machen? War er nicht ein Spielzeug der Kaiserin geworden? Er bestieg Messalina's Bett nicht aus Ehrgeiz oder Wollust wie Andere, sondern um dem Kaiser zu gehorchen. Vergeblich! Auch er wird zum Tode geführt. Messalina hat sich in die Gärten des Lucullus geflüchtet. Zu den Füßen ihrer Mutter Lepida hingestreckt, die sie während ihres Glücks verstoßen hatte und jetzt wieder aufsucht, will sie an ihren Sturz nicht glauben. Claudius hat sich zu Tisch gesetzt, und da der Wein, den er nicht schonte, sein Mitleiden erweckt, befiehlt er die „arme Messalina" den andern Morgen herbeizubringen, damit sie sich rechtfertige. Narcissus fürchtet daß die Schönheit Messalina's noch denselben Abend beenden werde was der Wein begonnen hatte. Er befiehlt dem wachthabenden Centurio sie zu tödten: auf Befehl des Kaisers. Der Centurio gehorcht. In Begleitung des Freigelassenen Erodus, der ihn überwachen soll, eilt er in die Gärten des Lucullus. Lepida ermahnt ihre Tochter muthig zu sterben und mit fester Hand dem Henker zuvorzukommen; zitternd näherte Messalina den Dolch ihrer Brust; der Centurio durchstieß sie mit dem Schwert.

Gibt es nicht in dieser Skizze Elemente welche sich von selbst für ein Drama eignen? Und doch ist sie nur die wirkliche Geschichte. Sie verkennen verräth große dramatische Unkenntniß. Und welches ist der kindische Knoten um den in „Valeria" die Handlung sich dreht? Die römische Satire erzählt uns daß Messalina um ihren Ausschweifungen zu fröhnen den Namen Lycisca angenommen habe; nach den Verfassern von „Valeria" hat Lycisca den Namen der Messalina angenommen. Ein solches Manoeuvre ist wol in einem Ballet erträglich, aber es ist in einem poetischen Gedicht lächerlich. Wenn Messalina den Namen der Lycisca annahm, wollte sie ihre Ausschweifungen verbergen; wenn Lycisca den Messalina's annahm, handelte es sich um ihren Kopf.

Dieser Einfall basirt wieder auf einem andern, auf einem Quiproquo. Um nämlich diese Verwechselung möglich zu machen, müssen sich Messalina und Lycisca vollständig ähnlich sehen. Paßt Dies aber in ein Drama? Die Sosia und Menechmen sind Figuren für das Lustspiel, und die Verwechselungen, die Quiproquos, die Irrthümer welche die Lustspiele Molière's und Regnard's füllen werden nie zu einem tragischen Stoffe umgewandelt werden können. Man kann über die tollsten Verwechselungen lachen, aber kein Mitleid empfinden. Wenn es aber auch möglich ist daß ein einfacher Irrthum des Auges Ursache einer Verleumdung werden kann, so ist es doch abgeschmackt anzunehmen daß solch ein Irrthum fünf Acte hindurch dauern könne. Ein solcher Irrthum kann zur Lösung des Knotens dienen, aber in keinem Falle kann auf ihn allein ein dramatisches Werk gegründet werden.

Das Stück zeigt es warum die Verfasser ein solches Mittel gewählt haben. Es war ihnen um gewisse Effecte, gewisse Situationen zu thun, statt Leidenschaften und Charaktere zu schildern; sie haben vergessen daß die dramatischen Situationen ihren Grund in den Leidenschaften der Menschen haben und eine Wirkung derselben sind. Von Charakterzeichnung ist nun gar keine Spur. Nichts in der Sprache der Agrippina verräth etwas Charakteristisches, und man würde sehr verlegen sein, sollte man sagen welchen Charakter die Verfasser der Tochter des Germanicus beigelegt haben. Silius ist nach Messalina die tugendhafteste Figur des Stücks: er ist ein Stoiker, voll Sehnsucht nach den Sitten des alten Rom und voll Bewunderung für die Mörder Cäsar's. Wie kommt es aber daß diese Tugend sich nur in conventionnellen Phrasen ausdrückt und daß die Verfasser weiter Nichts in den Mund dieser Figur zu legen vermochten als vulgaire Maximen und moralische Gemeinplätze? Silius ist nicht im mindesten ein Römer, und seine Rolle ist: so tugendhaft zu sein wie Messalina es ist und wie Lycisca lasterhaft ist. Narcissus und Pallas

sind in keiner Beziehung die grandiosen Verbrecher, die merkwürdigen Intriganten die Tacitus uns schildert; es sind zwei erbärmliche Schufte, welche ihr Gewerbe als Verbrecher darin zu finden scheinen daß sie sich gegenseitig zu verderben suchen. Ihre Sprache und ihre Handlungen sind weit eher verächtlich als hassenswürdig. Man denke sich zwei Bedienten die ihr Gewerbe der Vergiftung im Dienste der Brinvilliers oder des St.-Croix gelernt haben, man denke sich Schauspieler die einen Verbrecher spielen wie sie einen Marquis spielen, und man wird eine ziemlich richtige Idee von dem Narcissus und Pallas der Herren Maquet und Lacroix bekommen. Claudius ist noch die einzige Figur welche gelungen ist; wahrscheinlich weil er an sich kein Charakter, sondern eine bloße Figur im weitesten Sinne des Wortes ist.

Wie soll man aber überhaupt von Charakteren, von Leidenschaften sprechen. Die Verfasser stellten sich einmal die Aufgabe — für die Rachel zwei Rollen zu schreiben. Ihre Figuren existiren nur um die Rachel an einem Abende in zwei verschiedenen Rollen erscheinen zu lassen, als Lycisca und Messalina. Vaudevilleschreiber und überhaupt untergeordnete Schriftsteller schreiben an kleinen Bühnen für Schauspieler Stücke, wo diese sich besonders zeigen können. Aber es scheint Dies des Théâtre français ebenso unwürdig zu sein als der Rachel selbst.

Leider entschädigt auch der Stil der „Valeria" nicht im mindesten für die Schwäche der Composition. Rhythmische Fehler sollen gar nicht gerügt werden; aber es herrscht überhaupt in dem ganzen Stile eine Mischung von Weichlichkeit und Trivialität welche man nicht für ein Aequivalent dichterischer Freiheit annehmen kann. Statt daß der Reim eine bloße Zierde sein soll, beherrscht er in der Regel den Vers und den Gedanken des Dichters.

Vermöge einer seltsamen Laune haben die Verfasser, welche jede historische Ueberlieferung mit Füßen getreten haben, um ihrer Phantasie freien Spielraum zu lassen, geglaubt bei den unbedeutendsten Details ihre classische Bildung zeigen zu müssen. Sie verachten die Geschichte wo es sich um die Personen, um die eigentliche Substanz des Stücks handelt, und bei Möbeln, Hausgeräthschaften sprechen sie wie Alterthümler. Eine seltsame Manie! Shakspeare, der doch auch manche Episoden der römischen Geschichte auf die Bühne brachte, hat nie daran gedacht eine solche Methode zu befolgen. Er dachte an die Geschichte, nicht an die Archäologie. Das kann höchstens den Gelehrten interessiren. Und bis wieweit soll diese Archäologie gehen? Wird der Dichter nicht dunkel wenn er zu genau ist? Nachdem die Verfasser esclave auf laticlave gereimt haben, wollen sie von Sesterzen sprechen. Aber wer weiß was eine Sesterze ist? Und wenn man statt dessen sagt „römischer Thaler", ist Das nicht auch schlimm? Für den Gelehrten ist der écu romain sicher kein Beweis von Gelehrsamkeit, und doch haben die Herren Maquet und Lacroix von römischen Thalern gesprochen. Unter den Pateren, den Epitogen, den Amphoren und Triremen nimmt sich der „römische Thaler" ziemlich traurig aus. 13.

Eine Scene aus der basse volée der Weltstadt.

Ich entnehme einem unlängst in London erschienenen Halbroman socialistisch-philanthropischer Tendenz, der den Titel führt: „*Alton Locke*. Tailor and poët; an autobiography" (London 1850), die nachstehende, einfach erschütternde Schilderung. Sie berührt zwar die alte Geschichte, die immerfort neu bleibt, es liegt aber darin eine so anspruchslose, stumme, halbversteckte Tragik, daß wir uns fragen: wieviel Apparat würde wol ein französischer Modeautor gebraucht haben um ein ähnliches Genrebildchen zustandezubringen?

„Es war kein Bett in der Stube, nicht einmal ein Tisch. Sie war von Allem bloß was nur entfernt an Bequemlichkeit erinnert... aber kalt war es darin, gräulich kalt... Trotzdem wandelte darin ein eigener Geist ängstlicher Sauberkeit, wenn auch die zerbrochenen Fensterscheiben mit Lumpen und Papier verklebt waren und der Kalk von der Decke herabbröckelte. Auf einem zerbrochenen Stuhl nahe dem eiskalten Kamin saß eine alte elende Frau. Sie that immer als wärme sie sich die Hände über der längst erkalteten Asche, während sie zwischen den frosterstarrten Lippen allerlei Dinge vor sich murmelte, von Aufseherin, Arbeitshaus und dergleichen, während am Boden auf einem Haufen Lumpen ein häßliches, abgezehrtes, hohläugiges, von Blattern entstelltes Mädchen lag. Zur einzigen Decke dienten der Armen die Schöße eines weiten, kostbaren Reitkleids, an welchem zwei andere Mädchen, die zu beiden Seiten der Kranken auf der Diele hockten, ämsigst nähten. Die alte Frau nahm von unserm Eintreten keine Notiz; aber eine von den Mädchen schaute auf, legte mit der Miene befriedigten Wiedererkennens den Finger an die Lippen und wisperte leise: «Ellen schläft!»

«Ich schlafe nicht, Lizzy», antwortete eine schwache, klanglose Stimme, «ich betete nur ein bischen. Ist Das Herr Mackaye?»

«Jawohl, meine Mädchen, bin ich es. Aber habt ihr denn heute Abend noch kein Feuer gemacht?» «Nein», sagte eine von den Mädchen im bittern Tone, «wir haben bei dem hübschen Kram hier heute noch das Feuer nicht verdient.»

Ich sah wie Hr. Mackaye der einen der beiden Nähterinnen Etwas in die Hand schob. «Da», flüsterte er ihr zu, «da..., es ist ein Scheffel Kohlen...» Auf diese Liebesgabe antwortete das Mädchen mit einem ganz unbeschreiblichen Blick des ungestümen Dankes der sich nicht zu äußern wagt, sprang auf und rannte sogleich hinaus. Jetzt begann die Kranke, gleichsam froh die Abwesenheit der Schwester benutzen zu können, mit der hastigen Lebhaftigkeit die Schwindsüchtigen eigen zu sprechen:

«O Mister Mackaye, lieber, guter Mister Mackaye, sprecht mit ihr, sprecht mit der armen Lizzy hier... Ich bin nicht bange Dies in ihrer Gegenwart zu sagen... weil sie artig ist und bei alledem keine schlechten Redensarten an sich hat... aber redet mit ihr und sagt ihr sie solle nicht mehr die schlechten Wege gehen wie bisher... Sagt ihr daß es ihr sonst nie wohlgehen kann... Ich weiß wohl, der Mangel treibt sie dazu, der uns Allen so hart zusetzt... aber sagt ihr nur daß es besser ist zu darben und zu sterben als ehrliche Mädchen... als so herumzulaufen... mit der Schande und Gottes Vorwurf... blos um den elenden Leib zu erhalten, blos um ein paar Jahre mehr oder weniger in dieser Welt voll Sorgen... Denn die Lizzy hier... ich hoffte wol sie würde es bereut haben, nach alledem was ich ihr gesagt habe... aber seitdem es so schlecht mit mir geht... und die Schwestern mich solange schon haben ernähren müssen... seitdem... läuft sie wieder des Nachts aus, und... geht die alten schlechten Wege.»

Lizzy hatte während die Schwester sprach ihr Gesicht tief in die Hände gedrückt, jetzt schaute sie leidenschaftlich empor, ich kann sagen, mit Stolz:

«Bereut, sagst du? Ich habe bereut! ich bereue es jede Stunde: ich hasse mich selbst, und hasse die ganze Welt wegen Dessen; aber ich muß, ich muß ja! Ich kann sie nicht hungern sehen, und ich kann selbst auch nicht hungern. Wie sie krank wurde, hielt sie aus und half uns solange sie konnte, und da verdienten wir blos drei Schillinge die Woche... und jetzt... nun die Ellen gar Nichts mehr thun kann, und wir mit der alten Mutter unsere Vier sind... und doch nur Zwei die arbeiten können... nun will es ja doch nicht mehr gehen.»

In diesem Augenblicke trat die andere Schwester mit den Kohlen ein. «Wir haben dem guten Mister Mackaye Alles gesagt», rief ihr die arme Lizzy zu.

«Eine schöne Geschichte... nicht wahr, Mister Mackaye? O wenn die schöne große Lady, für die wir das Reitkleid hier machen, nur halb das Geld gespart hätte was ihr ihr Staat zu Pferde nach dem Park kostet, und hätte uns dafür in die

Colonien geschickt... wäre ich da nicht ein ordentliches Mädchen? vielleicht auch die Frau von einem rechtschaffenen Manne? O mein Gott, wollte ich ihm dann nicht allewege dienstbar sein in Liebe und Treue und Fleiß... ja, Das hieße uns arme Kinder aus der Hölle in den Himmel werfen!... Aber so... so... ja, da müssen wir, wir müssen, sage ich Euch...»

So sprechend setzte sich die Dirne wieder auf die Diele nieder zur Arbeit an «dem schönen Reitkleid», von dem das andere Mädchen kaum ein mal während unserer Anwesenheit aufgesehen oder mit der Nadel geruht hatte."

Ja, wenn einmal dort drüben die Leidensgeschichten alle, alle erzählt werden, ich glaube die Leidensgeschichte der armen Nähterinnen wird dann eine der umfangreichsten und traurigsten sein! 65.

Notizen.

Olympia Morata.

Von Jules Bonnet ist eine interessante Lebensbeschreibung der berühmten Olympia Morata erschienen, der jungen Schützlingin der Herzogin Renata von Ferrara, der Studiengenossin der Herzogin Anna von Guise, der Tochter Peregrino Morata's, der Gattin des Doctor Gundler, des traurigen Schlachtopfers der Religionskriege Deutschlands. Der Name Olympia Morata gehört den literarischen Annalen Italiens an, denn Olympia war Dichterin und schrieb in der Sprache Dante's, Virgil's und Pindar's. Beza, der Nachfolger Calvin's, der Gefährte Coligny's und der Präsident der protestantischen Synode zu Rochelle, rühmt ihr unvergleichliches Wissen; Melchior Adam, der Rector der heidelberger Universität, weist ihr einen Platz „unter den Philosophen" Deutschlands an. Der berühmte de Thou preist die Reinheit ihres Charakters und die Vortrefflichkeit ihrer Schriften. Ohne eine falsche Begeisterung hat Bonnet die Vorzüge Olympia's anerkannt und eine unzweifelhaft höchst schätzenswerthe Monographie geliefert. Die Schilderung des Hofs von Ferrara, der ersten Strahlen der Reformation, der Prüfungen welche Olympia zu bestehen hat, als sie Italien, das Land der Beredtsamkeit und Kunst, verlassen muß, um einem Ehegatten in die Wirren Deutschlands unter die Belagerungen und die Schrecknisse einer religiösen Verfolgung zu folgen, zeigt den Verfasser zugleich als geschickten Historiker und Erzähler. Jedenfalls ist ihm Dank zu wissen daß er einen so edeln Charakter wie den der Olympia Morata der Vergessenheit entrissen und der Gegenwart wiedergegeben hat. 2.

„Literarischer Ruhm", sagt der englische Dichter Robert Southey, „ist der einzige wonach der weise Mann Verlangen tragen und welchem er nachstreben soll, denn er allein ist der wahrhaft dauernde und lebendige Ruhm. Bonaparte wird vergessen sein bevor seine Läuterungszeit im Fegefeuer zur Hälfte abgelaufen ist." 74.

Bibliographie.

Appert, B., Rathschläge für Directoren, Geistliche und Aerzte von Gefängnissen, so wie über Phrenologie und Monomanie in Bezug auf die Behandlung von Verbrechern. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 12. 20 Ngr.

Auerbach, B., Deutsche Abende. 2te neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Mannheim, Bassermann. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Brauns, E. L., Europa und Nordamerika im Lichte der Gegenwart. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 12 Ngr.

Cockton, H., George Julian oder Londoner vornehmes Gaunerleben. Roman und doch Wahrheit. Mit 16 Illustrationen von G. Cruikshank. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Dietrich, E., Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des sächsischen Königshauses als Fürst, Held und Familienvater. Ein Lebensgemälde für das sächsische Volk. Nebst 2 Abbildungen. Meißen, Goedsche. 8. 7½ Ngr.

Dorn, P., Gedichte. Leipzig, Leiner. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Moderne Geheimnisse von Leipzig. Von Asmodeus. Leipzig, Naumburg. 1852. 8. 1 Thlr.

Gotthelf, Jeremias, Die Armennoth. Zweite durchgesehene und mit einem Schluß-Capitel vermehrte Auflage. Berlin, Springer. 8. 12½ Ngr.

— — Dursli, der Branntweinsäufer, oder der heilige Weihnachtsabend. 3te Auflage. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

— — Hans Jacob und Heiri oder die beiden Seidenweber. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

— — Ein Sylvester-Traum. 3te Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

Hammer, J., Die Familie und ihr Einfluß auf die Gesellschaft. Dresden, Türk. Gr. 8. 5 Ngr.

Hubertus, Salon-Novellen. Cassel, Hotop. 8. 25 Ngr.

Klencke, Freimüthige Briefe über die Gebrechen, Misbräuche und Sünden im deutschen Medicinalwesen. Neue Ausgabe in 1 Bande. Cassel, Hotop. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Die Fehler der menschlichen Stimme und Sprache. Eine wissenschaftliche Darstellung ihrer Ursachen und ihrer rationellen Heilung. Durchaus nach selbstständigen Erfahrungen für Aerzte, Erzieher und Lehrer herausgegeben. 2te vermehrte Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 10 Ngr.

Siegfried, J., Die Schweiz, geologisch, geographisch und physikalisch geschildert. 1ster Band. Allgemeine Verhältnisse und Jura. — A. u. d. T.: Der schweizerische Jura, seine Gesteine, seine Bergketten, Thäler und Gewässer, Klima und Vegetation. Mit 9 in den Text eingedruckten Profilen und 2 Tafeln. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tiedemann, O., Die Töchter der Sterne. Dramatisches Gedicht in 1 Act. Herzberg, Mohr. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Der christliche Hausstand. Vier Predigten über Epheser 6, V. 1—9, gehalten in der Trinitatiszeit 1850. Halle, Mühlmann. 8. 7½ Ngr.

Albrecht, F., Predigten über die Missions-Jesuiten und ihre Lehre von der Hölle. Eine Belehrung und Warnung. 3te Auflage. Ulm, Gebr. Rübling. Gr. 8. 3 Ngr.

An die 23 Streiter des Herrn. Worte der Anerkennung und Bewunderung. Von einem Gläubigen. 2te Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Beiträge zur Beurtheilung des Deutsch-Dänischen Krieges von einem Generalstabsofficiere a. D. Hamburg, Richter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Edelmann, J. C., Rede gehalten am Sonntage den 11. Mai 1851 bei der Einweihung der protestantischen Kirche zu Amberg. Amberg, Pohl. Gr. 8. 2½ Ngr.

Forwerk, F. A., Geschichte und Beschreibung der königlichen katholischen Hof- und Pfarrkirche zu Dresden. Nebst einer kurzen Geschichte der katholischen Kirche in Sachsen vom Religionswechsel des Churfürsten Friedrich August I. an bis auf unsere Tage. Nach Urkunden, Aktenstücken und andern glaubwürdigen Quellen bearbeitet. Eine Denkschrift zu der am 29. Juni 1851 stattfindenden 100jährigen Jubelfeier der Einweihung der katholischen Hofkirche zu Dresden. Dresden, Janssen. Gr. 8. 15 Ngr.

Martius C. F. P. v., Denkrede auf Heinrich Friedrich Link, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 28. März 1851. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 112. —— 2. August 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Von Ch. H. Pertz. Zweiter Band. 1807—12. Dritter Band. 1812—14. Berlin, G. Reimer. 1851. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Als wir in Nr. 148 d. Bl. f. 1850 den ersten Band dieses Werks besprachen, glaubten wir in einem zweiten Artikel von dessen Vollendung Rechenschaft geben zu können, indem, wenn wir uns recht entsinnen, damals nur noch von einem zweiten und dritten Bande die Rede war. Nicht nur in dieser Hinsicht scheint also der erste Plan geändert, sondern (wenn sich Das so verhält was dem Referenten kürzlich erzählt wurde) auch noch in einer andern. Von dem Schwiegersohne des Ministers Stein, dem Grafen Kielmannsegge zu Hanover, soll der damalige Archivrath Pertz zu Hanover sämmtliche Papiere des Verewigten zur Ausarbeitung einer Biographie sehr bald nach 1831 in die Hände bekommen haben. Allein waren die Zeiten oder die persönlichen andern vom Herausgeber übernommenen Verpflichtungen nicht günstig, — man hörte vom Fortgange des Werks Nichts. Als Pertz später nach Berlin kam und die Zeit eintrat wo Preußen für eine große Mission sich berufen glaubte und doch nicht den Muth hatte sie durchzuführen, als es aber nichtsdestoweniger um alle Sympathien buhlte, da gedachte man auch wieder des Ministers Stein. Man hielt eine Darstellung des Lebens dieses preußisch-deutschen Staatsmanns für zweckmäßig, umsomehr, wenn man ihn als den Urtypus einer Politik darstellte welche für Preußen so nothwendig sei daß man (die Ausnahmen freilich dürfen nicht gezählt werden) ihrer nie vergesse. Nach solchen oder ähnlichen Andeutungen welche dem Historiker höhern Orts wurden soll dann schnell der erste Band unsers Werks erschienen sein.

Doch mag sich diese Sache verhalten wie sie will, die Zeit Deutschland durch das Andenken an seinen Stein zu gewinnen ist für Preußen jedenfalls vorüber. Der Historiker kann ohne jede politische Nebenabsicht sein Ziel verfolgen, und offenbar scheint es auch als wenn im zweiten und dritten Band schon mehr der ruhige editor monumentorum hervortritt als im ersten. So belehrend und willkommen übrigens für Manchen auch die größere Ausführlichkeit des Werks sein wird, auf der andern Seite kann man sie wieder nur beklagen. Es wird in seinen fünf bis sechs Bänden, bei seinem Preise von 18 — 20 Thlrn. ziemlich unzugänglich werden, und nur seinen Platz in mehr zum Staat als zum fleißigen Gebrauch angelegten Privatbibliotheken finden. Ein Buch über Stein müßte auch äußerlich so gehalten sein daß es ohne Schwierigkeit in Jedermanns Hände gelangen könnte.

Der zweite Band behandelt die Verhältnisse von 1807 — 12, und zwar zunächst den Glanzpunkt in Stein's Leben, sein Ministerium vom September 1807 bis November 1808. Stein fand bei Uebernahme desselben Preußen nach dem Frieden von Tilsit in einem Zustande der vollständigsten Rath- und Hülfslosigkeit.

Die Aufgabe war, den kleinen Rest des Staats Friedrich's des Großen innerlich nicht nur zu halten, sondern ihn auch materiell und vor allen Dingen geistig so zu heben daß er die Hoffnung und die Zuversicht zu einer künftigen glorreichen Auferstehung nie verliere. Das spricht sich freilich so auf dem Papiere leicht aus, aber in der Wirklichkeit war es ein Ziel was Wenige erreicht haben würden. Denn man bedenke die Mittel die Stein vorfand. Heer und Volk nach den fürchterlichen Schlägen ohne Muth; das Land besetzt von einem siegreichen Feinde, der es nicht allein aussog um nur Geldprätensionen auf diese Weise zu erreichen, sondern der auch jede freie Bewegung im Innern mistrauisch beobachtete und hemmte; die königliche Familie unentschlossen und auf einen äußersten Winkel des Staats als Wohnsitz beschränkt; die Kassen ohne Geld und Credit zu einer Zeit wo man Beides so nöthig hatte, und wo noch dazu Jeder sich an die Regierung zur Abhülfe und Entschädigung der Kriegslasten wandte; Handel und Verkehr durch die Continentalsperre so gut wie vernichtet; dazu endlich noch eine Partei am Hofe welche Ruhe um jeden Preis, selbst um den der Freundschaft mit den Franzosen wollte, an deren Spitze die Generale von Zastrow und von Kalckreuth standen, und die deshalb Stein in allen seinen Plänen entgegenarbeitete, weniger stark und ehrlich, mehr hinterrücks durch Hofintrigue. Dagegen fand er auch schon damals Männer wie Niebuhr, Schön, Schröter, Stägemann u. A. zu seinen Gehülfen, und die ganze Schule des wackern Professor Kraus in Königsberg diente ihm als Stütze in der öffentlichen Meinung bei seinen staatsökonomischen Plänen.

Was der neue Minister Alles gethan um sein Ziel zu erreichen, welche Mittel er anwandte zur Erreichung seiner Zwecke, Das ist mit großer Vollständigkeit und Klarheit entwickelt. Wir können hier nur Einzelnes hervorheben.

Durch das Edict vom 9. October 1807, welches verordnete daß mit dem Martinitage 1810 alle Gutsunterthänigkeit in Preußen aufhören solle, ward statt des ehemals erbunterthänigen Bauernstandes ein neuer Stand der freien kleinen Gutsbesitzer geschaffen, ein Stand der nicht allein durch die gewonnene neue Liebe zum Gute dessen Werth und Ertrag steigerte, sondern der auch dem Staate durch jene Aufopferung für das Gebotene zu danken bereit war. Auf den königlichen Domainen ging man mit einleitenden Verfügungen als Beispiel voran. An die Stelle des Gesetzes Friedrich Wilhelm's I. von 1719, welches die Städte als dem Thron eigenbehörige nutzbare Corporationen ansah und sie demgemäß verwalten ließ, trat die berühmte Städteordnung vom 19. November 1808, ein Muster für andere Staaten, die mit einem ganz neuen Gemeindewesen auch einen ganz andern Gemeinsinn unter den Bewohnern preußischer Städte hervorrief. Der Organismus der Behörden, einst streng nach Provinzen getheilt, ward vereinfacht, nach den zu behandelnden Gegenständen geordnet und durch ein Plenum wieder zusammengehalten. Der Entwurf dieserhalb (S. 117) ist für den Staatsmann im höchsten Grade lehrreich. Ganz besonders aber galt es Herstellung der Finanzen, denn soviel man auch aufbrachte, dem Staat kam Nichts zugute, die französischen Foderungen, welche nicht nach Grundsätzen des Rechts, sondern nach dem Ausspruch Daru's, nach denen einer „politischen Rechnung" erhoben wurden, droheten gleich einem Abgrunde Alles zu verschlingen. Ersparungen allein genügten nicht; Stein wußte das preußische Papiergeld, welches ganz gesunken war, neu im Credit zu befestigen, und erhielt daher dem Staate diese Valuta; allen durch den Krieg beschädigten Schuldnern ward eine allgemeine Capitalzahlungsfrist bewilligt, und dadurch verhindert daß eine Menge Immobilien dem Hammer, der Verschleuderung und dem Wucher entzogen wurde. Neue Steuern, namentlich eine progressive Einkommensteuer, Anleihen in Holland und endlich ein Domainenverkauf bis zu 12 Millionen Thaler mußten hinzukommen. Eine Sendung des Prinzen Wilhelm nach Paris, um Ablaß der französischen Foderungen, jedenfalls doch Vergünstigungen bei den Zahlungsfristen zu erlangen, kann als vollständig mislungen angesehen werden; auch dies Geschäft ward damit Stein's directer Thätigkeit zugewälzt, sowie überhaupt kein Gegenstand im preußischen Staat war dem er nicht seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zuwandte: so auch der Erziehung des damaligen Kronprinzen, die er den Händen des pedantischen Delbrück mehr entnahm und sie zweckmäßiger einrichtete.

Für ein ganz neu zu gründendes Heerwesen hatte Stein freilich zunächst nur die Mittel herbeizuschaffen; das eigentliche Geschäft der technischen Reorganisation fiel Scharnhorst zu. Seine Thätigkeit in dieser Hinsicht ist vollkommen ausführlich behandelt, und es bietet einen erhebenden Haltpunkt in einer traurigen Zeit, zwei Männer in seltener Uebereinstimmung unausgesetzt auf ein hohes Ziel hinarbeiten zu sehen. Die erste Idee der preußischen Landwehr, so oft für Verschiedene, namentlich noch kürzlich für den Grafen Dohna in Anspruch genommen, scheint ganz nach unserm Verfasser Scharnhorst zu gehören. *)

Beide Männer dachten stets an die künftige Erhebung Preußens, und als 1808 Napoleon's Verhältnisse gegen Spanien schwieriger wurden, als auch das Einvernehmen mit Oestreich immer mehr schwand, da wurden in Gutachten alle Eventualitäten für Preußen für den Fall eines europäischen Kriegs reiflich erwogen. Aber immer kamen Beide stets auf den Punkt zurück: kein Anschließen an Frankreich im Frieden und in Freundschaft; Dies reibt Preußen sicher auf; energischer Krieg mit Napoleon, wenn die Zeit dazu gekommen, denn er kann im günstigen Falle Alles geben, dem Lande im ungünstigen Falle aber nicht mehr nehmen als wie es doch als Freund Napoleon's oder gar als Mitglied des Rheinbundes verliert. Stein sowol wie Scharnhorst

*) Man vergl. jedoch Beilage 27 zum dritten Bande, wo noch mehr Stoff sich über diesen Gegenstand findet.

suchten immer den König ganz für eine solchen Absichten entsprechende Politik zu bewegen. Mit England ward die Verbindung neu gefestigt; dieser Staat sollte Subsidien und Waffen liefern, vielleicht auch eine fördernde Diversion machen, im schlimmsten Fall aber der königlichen Familie ein schützendes Asyl werden. Ehrlicher, treugemeinter Anschluß an Oestreich ward nicht minder gepredigt. Nebenbei benutzte man alle, wenn auch vorerst noch schlummernden Elemente zu einer Erhebung Norddeutschlands gegen die französische Herrschaft. Was im Innern Preußens den Absichten jener Männer entgegen war, namentlich die schon erwähnte Friedenspartei, sollte ganz von der Person des Königs entfernt werden. Hier muß auch noch der Stiftung des Tugendbundes erwähnt werden, weil diese Verbindung mit dazu dienen sollte jene patriotisch-preußische Stimmung im Innern zu fördern. Wir haben kürzlich über diesen Gegenstand eine actenmäßige Monographie von F. Voigt erhalten, welche die darauf bezüglichen Data besser angibt als Pertz' Werk. Richtig ist, wie wir auch hier finden, daß Stein niemals Mitglied dieses Bundes war; sein Stifter war aber nicht, wie Pertz angibt, der Assessor von Bardeleben, sondern der Regierungsrath Mosqua; Jener war anfangs nur der eifrigste Arbeiter für, nachher aber gegen den Bund. (Vergl. Nr. 253 d. Bl. f. 1850.)

Als Alexander zu der berühmten Conferenz nach Erfurt ging, verweilte er zuvor drei Tage in Königsberg bei der preußischen Königsfamilie. Stein und Scharnhorst suchten ihn hier schon für einen künftigen Bund gegen Frankreich zu stimmen; noch schien Alexander nicht daran zu denken, er rieth das Einvernehmen mit Napoleon um jeden Preis aufrechtzuerhalten. Aber klar ist auch daß jene Männer mit ihrem geistigen Auge klar sahen was kommen mußte, und — endlich auch kam. Andere brachen dann die Frucht die sie gesäet.

Die Veranlassung welche Stein's kurzem Wirken ein Ende brachte ist bekannt. Ein Brief an den Fürsten Witgenstein vom 15. August 1808, auf dessen Inhalt Stein selbst anfangs gar keine Wichtigkeit gelegt, ward aufgefangen und mit großem Eclat im „Moniteur" und „Telegraphen" abgedruckt. Es folgte nun schnell von Napoleon die aus dem Lager von Bayonne dictirte Achtserklärung des: „nommé Stein, voulant exciter des troubles en Allemagne", sowie das Wüthen der französischen Partei. Stein, der wohl einsah daß er unter solchen Umständen nicht wohl Minister in Preußen bleiben konnte, bot sofort seine Entlassung an; sie ward ihm aber nicht eher gegeben bis noch zuvor schnell eine Reihe von Gesetzen, an denen man schon länger gearbeitet hatte, bis zur Unterschrift vollendet waren. So eine Verordnung, die obersten Verwaltungszweige betreffend; Gesetze über Stellung der Juden. Auch legte Stein noch die Grundzüge eines Staatsdienergesetzes vor. Dann, nachdem der König sich für den Minister Altenstein als Stein's Nachfolger entschieden, reiste Letzterer am 5. December 1808 vorerst nach Berlin ab, woselbst aber seines Bleibens nicht war. Die französischen Verfolgungen, die ihn auf eine zeitlang um sein Erbe in Nassau brachten, trieben ihn weiter nach Oestreich in die Verbannung. Hier, wo man schon im Stillen den Krieg von 1809 vorbereitete, war Stein, der mittlerweile durch sein Schicksal eine europäische Macht geworden, ein willkommener Gast. Er holte wieder seine alten Pläne hervor. Ein englisches Heer sollte in Norddeutschland landen; schon trieb Stein diesen Krieg als einen deutschen für die allgemeine deutsche Sache gegen Napoleon zu führen. Die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" brachten über diese Angelegenheit schon einige bisher unbekannte Data, die um Vieles vervollständigt wiedergegeben werden.

Aber noch war die Zeit der Erfüllung nicht gekommen, die Hoffnungen von Aspern waren durch Wagram zu Boden geschlagen. Stein, wollte er sich nicht auch die Zuflucht in Oestreich verschließen, mußte jedes öffentliche Auftreten vermeiden und die Ruhe des Privatmannes suchen. Er benutzte sie um die östreichischen Verhältnisse kennenzulernen. Aus jener Zeit ist eine Denkschrift von ihm über die Lage der Dinge und die Leitung des Unterrichtswesens in Oestreich. Mehr noch schienen ihn national-ökonomische Fragen anzuziehen. Er beschäftigte sich viel mit Adam Smith, Ganilh, Herder und Sismondi, und schrieb seine Bemerkungen beim Lesen der Werke dieser Männer nieder. Ueber das östreichische Finanzwesen, namentlich über das Papiergeld, conferirte Stein viel mit Gentz und arbeitete auch über den Finanzplan des damaligen Finanzministers, des Grafen Wallis, eine eigene Denkschrift aus.

In Preußen war mittlerweile die Regierung nach Ausgleichung der Hauptdifferenzen mit Napoleon wieder nach Berlin verlegt worden. Die oberste Leitung der Geschäfte war übrigens seit dem 10. Juni 1810 in die Hände des zum Staatskanzler ernannten Grafen Hardenberg übergegangen. Noch immer blieb man mit dem exilirten Stein in Verbindung. Eine Prüfung des Hardenberg'schen Finanzplans, sowie eine Denkschrift über die Hauptgegenstände der preußischen Verwaltung, die wir aus unserm Werke kennenlernen, beweisen Dies genügsam. Alles was sich sonst in Preußen ereignete, in Freude und Leid, bewegte den ernsten Staatsmann; Nichts mehr aber wie der Tod der Königin Luise. Die Correspondenz mit verschiedenen Mitgliedern der königlichen Familie, namentlich mit der Prinzessin Luise und der Prinzessin Wilhelm von Preußen, sind rührende Beweise der Anhänglichkeit Stein's an das Land was er zu seinem neuen Vaterland sich erkoren.

Unter solchen Beschäftigungen gingen die Jahre 1809, 1810 und 1811 vorüber, — bittere Jahre, denn sie waren ja die eines exilirten Flüchtlings. Ein Versuch die Familiengüter wenigstens für seine Töchter zu erhalten, den auch seine Frau unterstützte, indem sie sich direct an Napoleon und den Herzog von Cadore wandte, führte nicht zu dem erwünschten Resultate. Oft erfaßte daher Stein ein grenzenloser Unmuth, eine Bitterkeit gegen die Menschen wegen ihrer Handlungsweise gegen ihn, sodaß ihm sogar einmal allen Ernstes der Gedanke

kam nach Kentucky überzusiedeln und in einer neuen Welt die alte mit ihren Erbärmlichkeiten zu vergessen. In Prag, wo Stein seit 1810 lebte und wohin ihm seine Familie folgte, widmete er sich eifrig der Erziehung seiner beiden Töchter; für ihren Unterricht in der Geschichte der neuern Zeit hatte er einen eigenen Entwurf niedergeschrieben, ganz auf das ethische Bedürfniß der jugendlichen Herzen berechnet, der bis zum Jahr 1799 reicht. Kleine Reisen, vorzüglich aber die Correspondenz mit verwandten Geistern in Preußen füllten die übrige Zeit aus, mit Scharnhorst, Humboldt, Schleiermacher, Gneisenau u. A. Nur ein Gegenstand ist es der immer wieder in anderer Form in diesen Briefen besprochen wird: Festhalten an dem Systeme was man nach 1807 angenommen, und die Gewißheit der Ueberzeugung daß es die Hoffnungen der trauernden Patrioten endlich einmal erfüllen werde und erfüllen müsse. Das Geschick war schon im Begriff zu zeigen wie der alte Staatsmann das Richtige vorausgesagt habe!

Der dritte Band beginnt mit einer Auseinandersetzung der Ursachen und Verhältnisse welche nach und nach zum russischen Kriege führten. Sie sind so aufgefaßt daß daraus Napoleon's langjähriges Hinarbeiten darauf hervorleuchten soll, und daß seine Pläne auf Alleinherrschaft in Europa, mehr noch aber die Absicht über das niedergeworfene Rußland nach Ostindien vorzudringen als die wahre und einzige Veranlassung jenes Völkerstoßes dastehen. Obgleich diese Ansicht an vielen Punkten mit Urkunden belegt ist, so ist sie, in dieser Einseitigkeit dargestellt, doch ganz gewiß die falsche; denn man darf nicht vergessen daß jene Urkunden nicht allgemeine, sondern nur aus einem gewissen Kreise gezogene bleiben. Wir gehören nicht zu Denen welche dagegen das französische Extrem der Auffassung als das richtige ansehen, vermöge dessen Alexander die nothwendigen Veranlassungen zum russischen Kriege absichtlich herbeiführte, obwol auch hierfür genug ebenso einseitige Documente anderwärts beigelegt sind. Gewiß scheint nur zu sein daß Alexander ein Krieg mit Napoleon schon lange reichlich ebenso erwünscht war wie vielleicht Napoleon selbst 1812; daß er Nichts that um ihn zu hindern, daß er seit Jahren besser und mehr darauf vorbereitet war wie Napoleon selbst. Wer wird sich groß darüber wundern? Foderte ihn nicht die constante russische, ewig auf den Westen Europas gerichtete Politik? Warum ist nicht der theatralischen Haltung Alexander's in Erfurt erwähnt, vermöge der er Napoleon öffentlich umarmte, während im kleinen Kreise bei der Fürstin Thurn und Taxis mit Talleyrand ganz andere Dinge erwogen und besprochen wurden? Warum nahm Alexander schon so lange Unterricht in der Strategie bei dem ehemals preußischen Oberst Phull, in einer Strategie die nur auf die Voraussetzung eines Kriegs mit Napoleon basirt war und zu welcher die durchgenommenen Feldzüge Friedrich's des Großen nur die Einleitung bildeten? Warum war Rußland beim Ausbruch des Kriegs auf seinen Flügeln gegen Schweden und die Türkei Herr alles Terrains? Hätte wol Napoleon, wenn er seit Jahren auf einen russischen Krieg gesonnen, Vortheile die er allein hätte haben können sich entgehen lassen? Doch wir wollen nicht über Ansichten rechten für welche beide Theile gleich starke Beweise bringen können. Nur auf einen Punkt aus jener Einleitung, der eine unmittelbare praktische Beziehung auf die Politik und Ansichten unserer Zeit hat, soll hingewiesen werden. Während schon der Ausbruch des Kriegs droht und vielfach über die Stellung Preußens gegen Stein dabei die Rede ist, äußerte er allemal: Preußen mit Rußland alliirt, kann auch allenfalls das nördliche Deutschland befreien; die Befreiung aber des ganzen Deutschlands und die Sicherung dessen Selbständigkeit gegen Frankreich beruht allein auf dem Beitritt Oestreichs. Das ist ein wahres und goldenes Wort eines großen Politikers, der wahrlich nicht zu wenig Preuße war, sondern der vielfach und nicht mit Unrecht den Vorwurf gehört hat daß er es zu viel gewesen. Ueber jenen Ausspruch hätte der Herausgeber nicht so schnell hinweggehen sollen. Wie hat sich die neuere preußische Politik an diese Weisheit einer bessern und größern Zeit gehalten — eine Politik die künstlich Oestreich von Deutschland ausstoßen wollte und diese Absicht als den reinsten nationalen Patriotismus hinstellt? Möge zur Ehre Preußens die Nachwelt beweisen daß jene Absicht nicht dem Staate, sondern nur einigen aufgeblasenen Professoren angehört, die im Range der Bergbeamten von der Feder stehen, von denen es bekanntlich heißt: „Sie verstehen es, aber können es nicht machen." Solche Hinweisungen freilich, ich gestehe es, würden gewiß für den Herausgeber dieses Werks in Berlin mit kaum für Varnhagen von Ense zu umsegelnden Schwierigkeiten verbunden sein: desto mehr ziemt es aber dem Leser sie nicht zu versäumen.

Doch genug dieser Abschweifung. Stein gefiel seine Stellung in Prag bei den sich häufenden continentalen Verwickelungen schon lange nicht mehr. Seit 1811 schon hatte er mit Münster angeknüpft, um durch ihn vielleicht in England eine Zuflucht zu erhalten. Da erfolgte plötzlich eine Berufung zu einer Thätigkeit die mit Stein's Sympathien ganz harmonirte.

Während nämlich der Ausbruch des russischen Kriegs bevorstand und Preußen gegen den Rath seiner reinsten Patrioten nicht daran theil gegen Frankreich, sondern einstweilen noch für dasselbe nahm — während diese abgingen und sich zur Unthätigkeit verdammten, erhielt Stein am 27. März 1812 von Alexander einen Brief, zu ihm nach Wilna zu kommen, um bei der bevorstehenden Katastrophe dem schwachen Kaiser, der überall der starken Stütze bedurfte, mit seinem Rathe zur Seite zu stehen. Stein nahm es sofort an und war bereits im Juni in Wilna. Jedoch verschmähte er sich durch eine feste russische Anstellung zu binden; er behielt sich nur vor in einer unabhängigen Stellung von Rußland aus auf die deutschen Angelegenheiten einzuwirken. Die Schilderung der Umgebung in welcher Stein den Kaiser fand

ist wohl zu beachten. Eine am 18. Juni überreichte Denkschrift, welche Vorschläge enthielt auch Deutschland für die Sache Rußlands zu gewinnen, und Napoleon in Deutschland Hindernisse zu schaffen, ist das erste Document seiner Thätigkeit in einer neuen Stellung. Leider ist es unmöglich auf die interessanten Einzelheiten derselben ganz vollständig einzugehen. Es sei nur bemerkt daß infolge von ihr vom zweiten Theile von Arndt's „Geist der Zeit" ein Abdruck veranstaltet wurde, den man Gruner in Prag zur Verbreitung im Rücken der Franzosen zustellte. Letzterer ward ferner mit Geld versehen um ein vollständiges deutsches gegen Napoleon gerichtetes Comité zu bilden, um Kuriere aufzufangen und die Gelehrten zur patriotischen Schriftstellerei zu ermuntern. Den mit den Franzosen in Rußland einziehenden deutschen Truppen wurden deutsche Offiziere entgegengestellt um sie zum Uebergange zu veranlassen. Am wichtigsten waren in dieser Hinsicht die Verbindungen die bereits beim Beginn des Kriegs mit dem General York angeknüpft wurden, der nach Grawert's Abgang der erste Befehlshaber der unter dem Marschall Macdonald marschirenden Preußen geworden war.

Wir übergehen das Militairische des russischen Feldzugs, und bemerken nur daß nach dem ungeschickten Anfange desselben die Entfernung Alexander's vom Heere, bei welcher der Generalmajor Paulucci eine viel bedeutendere Rolle spielte als man aus den hier niedergeschriebenen Andeutungen schliessen möchte, nicht so sanft und auf dem Wege ganz freiwilliger Berathung und Entschliessung erfolgte. Hier lag im Geheimen mehr von einem russischen pas de force unter. Stein folgte dem Kaiser zunächst nach Moskau, nachher nach Petersburg.

Hier trat er an die Spitze eines deutschen Comité, und Arndt arbeitete unter ihm. Alles war auf eine Erhebung Deutschlands, vorzüglich zwischen Yssel und Elbe, berechnet, die nach einer englischen Landung an den Küsten der Nordsee erfolgen sollte. Stein nimmt sie nicht allein als möglich, sondern sogar als gewiß an; ob seine Voraussetzungen eingetreten wären vor den Schlägen in Rußland, Das kann immer noch sehr bezweifelt werden. Hier sah der Wunsch und die Hoffnung wol weiter als möglich war. Gruner in Prag blieb bis zu seiner Verhaftung der Vermittler aller Stein'schen Pläne in Deutschland, die dann von selbst eine zeitlang ruhen mußten. Daß übrigens Stein's Ansichten über die politischen Verhältnisse Deutschlands nicht immer der Wirklichkeit entsprechend waren, und daß über die positiven Zustände wie sie waren, nicht wie sie sein sollten, auch ein Mann wie er irren konnte, geht auch aus einer Denkschrift über die künftige Verfassung jenes Landes, vom 18. September 1812 datirt, hervor. Infolge davon wird als das Beste vorgeschlagen: entweder Deutschland zu einer Monarchie zu vereinigen, oder es durch die Linie des Main zwischen Oestreich und Preußen zu theilen, oder unter diesen Mächten zwei föderative Staatengebiete einzurichten. Den letztern Plan, den er besonders begünstigte, entwickelte er nochmals im November gegen Lord Walpole und erwähnt (S. 332) gegen Hardenberg 1813: daß es der Wille des Kaisers von Rußland sei in Deutschland zwei Mächte zu bilden!! Die Zeit hat genug geurtheilt daß es mit allem Diesen Nichts sei, und unter den spätern Stein'schen Memoires ist auch eins welches schon lange vor dem Wiener Congreß, ganz andern Ansichten huldigend, einen einzigen Föderativstaat vorschlägt. Dieser Umstand gibt einen Fingerzeig für Etwas was bei Beurtheilung Stein's als Staatsmann nicht außer Acht zu lassen ist. Er war in allen seinen Plänen und Absichten stets genial, stets dem Höhern, nie dem Gemeinen huldigend; aber nicht Alles was er gesagt, selbst nicht Das was er einmal mit der ganzen Heftigkeit seines sanguinischen Charakters ergriffen, ist als ein unumstößliches, für ewig geltendes Evangelium und nur als Theil eines Panegyrikus aufzufassen. Stein's Werth im Ganzen und Großen wird nicht dadurch geschmälert, wenn man ihn als Mensch, der auch dem Irrthum zugänglich war, darstellt; nur die unbedingten Lobredner, die einen Gott aus ihm machen wollen, sind es die sein Andenken bei der Nachwelt gefährden.

Während Stein, anfangs im Gasthof zur Demuth wohnend, im Winter 1812 das große gesellschaftliche Leben in Petersburg mitmachen mußte, geschahen die Schläge die den Anfang vom Ende Napoleon's bildeten. So furchtbar sie anfangs für Rußland schienen — namentlich die Schlacht von Borodino am 7. September und die Einäscherung Moskaus —, Stein verlor weder seinen Muth noch die freudige Zuversicht, und er hat unendlich viel gethan daß auch Alexander in dem Entschluß befestigt wurde die Friedenspartei mit dem Kanzler Romanzoff an der Spitze ganz von sich zu entfernen und: „Er oder ich!" zu seinem Wahlspruch zu machen. Hier erlaubt sich Referent zu S. 158 noch einen Zusatz. Dort heißt es: „Die Größe des Kriegsunglücks habe Alexander tief gebeugt; er habe sich den Blicken seines Volks entzogen, und als er sich nach glücklicherer Wendung der Dinge zum ersten mal wieder gezeigt, sei er ergraut und gealtert erschienen." Das ist richtig mit folgendem Zusatz: Das Jahr 1812 bildet einen eigenen Abschnitt im Leben Alexander's. War es ein Wirkliches oder nur Etwas was der Mensch ohne Grund sich schafft, was den sonst so heitern Geist des Lebemanns umflorte, — Gott mag es wissen! Aber dieser Trübsinn war auch die nächste Ursache warum die Generale von ihrem Kaiser nichts Energisches sahen und auf seine Entfernung drangen; er war es der ihn in den Stunden der Nacht oft einsam auf dem Kai der Newa auf- und abwandeln ließ; es war endlich derselbe der ihn später alten Weibern und Mystikern in die Hände trieb. Was mußte ein Stein dem Kaiser bei solcher Stimmung sein! Aber schon im September schrieb er an Münster: daß er England bei jener Weichheit Alexander's für am meisten geeignet halte die Erhebung Deutschlands zu besorgen. Die Correspondenz über diesen Punkt mit Münster und Gnei-

senau, der zu jener Zeit in England weilte, ist von großer Wichtigkeit. Was Stein Alles that für Bildung einer englischen Legion, nachher für Bestimmung der russischen Politik den großen Sieg zu benutzen, Das ist unmöglich auszugsweise wiederzugeben.

Ein Ereigniß, die Capitulation York's und seiner wenigen Tausend Preußen, mit den Russen in der poscherunger Mühle abgeschlossen, hat auch hier seine weitläufige Erzählung gefunden und mit Recht. Die ganze Allianz Rußlands und Preußens knüpft sich mehr oder weniger daran. Wir erwähnten aber bereits daß Etwas der Art schon beim Beginn des Kriegs vorbereitet wurde, obwol es sich erst am Schlusse des Jahrs 1812 vollendete. Das mittlerweile von Droysen herausgegebene „Leben des Generals von York" bildet zu dem hier Mitgetheilten einen erwünschten Commentar.

Ob Stein es gewesen der die Russen bewogen nach Deutschland zu ziehen um bis dahin ihren Sieg zu verfolgen? Dieser Frage ist auch in der Einleitung zum dritten Band gedacht. Sie beantwortet sich nicht schwer. Hätten die Russen nicht die Absicht dazu gehabt, Stein allein würde sie nicht veranlaßt haben. Wol aber trafen Stein's Wünsche mit der russischen Politik zusammen, und er mit seinen Verbindungen erleichterte ihr die Straßen. Haben wir Deutsche Dies zu beklagen? Müssen wir uns auf Seite des Staatsmannes stellen dessen Pertz gleichfalls in der Einleitung erwähnt, und der meinte: „Das möge ihm (Stein) Gott vergeben daß er die Russen nach Deutschland gerufen", und sollen die kräftigen Worte die wir in der Correspondenz Scheffner's und Stägemann's finden, vermöge der die Russen viel „Rettungsbiester" genannt wurden, Anklang finden? Pertz will Nichts davon wissen, und meint nie sei eine Befreiung aus so uneigennützigen Absichten von irgend Jemand unternommen als von Alexander. Auch darin kann man ihm Recht geben; aber die russischen Kaiser haben nicht freie Hand zu thun was sie wollen; die Politik Rußlands und der herrschenden Partei in ihm steht über ihnen und verschlingt den sich Dagegensetzenden. Diese Politik war noch nie uneigennützig!

Hier als deutscher Patriot könnte man allerdings wünschen daß Manches von Stein nicht geschehen wäre, und das „Moskowitisiren", was ihm schon Gleichzeitige, unter Andern auch Niebuhr, soweit vorwarfen daß es bis zur völligen entzweienden Trennung kam, ist wol nicht ohne allen Grund gewesen. Das Vergöttern Alexander's, der sich schon überlebt hatte, und dem nur die Ereignisse noch einmal eine strahlende Glorie verliehen, berührt oft unangenehm. Für Preußen war Stein aber stets der Gewaltige, Treibende, alle Lauheit Bekämpfende. Obwol er freilich dabei immer nur vom allgemeinen Deutschland redete, so war er doch, ohne es selbst klar zu wissen, schon ausschließlich Nationalpreuße geworden, Das was er sich kurze Zeit darauf von seinem Freunde Münster weitläufiger auseinandersetzen lassen mußte. Bestehen dagegen die Freunde Stein's darauf in ihm immer nur den deutschen Patrioten und ganz ausschließlich diesen zu sehen, so muß man eingestehen daß das Jahr 1813 nicht der Glanzpunkt seines Lebens war. Sein Haß gegen die Herrschaft der Franzosen riß ihn dann hin in seinem heftigen sanguinischen Charakter nur diese zu brechen, ohne die Mittel zu prüfen die dazu angewandt wurden, und wenn seine Freunde ihm ein „Suaviter in modo!" dabei zuriefen, so war ihm Dies nur Veranlassung desto schroffer und heftiger seinen Gang zu gehen. Der Herrschaft Eines fremden Staats wurden wir ledig, aber nur durch Verträge und Verbindungen welche von der andern Seite unsere Selbständigkeit in Gefahr setzen, und die Fäden schon geschlungen haben wodurch sich ein Netz bildete was jede freie Bewegung und Entwickelung zu hemmen droht. Wie kann Stein als deutscher Patriot verantworten das von Rußland geschehene Anerbieten Sachsen für Preußen anzunehmen, einen Staat der nicht mehr gegen Deutschland gethan als Baden, Würtemberg, Baiern und andere? Wie den Vertrag vom 19. März 1813 unter Rußlands Aegide geschlossen über die Verwaltung der zu befreienden Länder? Wie die Centralverwaltung später, wo er als englisch-russischer Beamter schlimm mit Deutschen verfuhr? Wie sein Verhältniß mit dem Russen Repnin und die Befehle die er diesem Commandanten Sachsens zu Gunsten persönlicher Sympathien gab? Ueber dies letzte Verhältniß namentlich sind wir auf die Aufklärungen begierig welche der folgende vierte Band bringen muß. Nur dann verschwindet jeder Tadel, wenn man in Stein nur den preußischen Staatsmann auffaßt.

Ueber die Periode des Kriegs in Deutschland gehen wir rasch hinweg. Stein folgte allenthalben dem Hauptquartier, um hier rathend und treibend zu wirken, denn die eigentliche „große Politik" war nicht in seinen Händen. Oft bricht sein gereizter Unmuth aus über Metternich und seine zögernde Politik, weil dieser nicht gleich den Beitritt zum russisch-preußischen Bund erklärte. Deutschland zählt wenige Freunde dieses östreichischen Diplomaten, aber wegen Handlungen die lange hinter der Zeit liegen wo wir Stein ihn verdammen hören. Hier riß diesen wol wieder der Eifer zu einiger Ungerechtigkeit hin, und wir gestehen daß Metternich uns die östreichische Politik 1813 meisterhaft geleitet zu haben scheint. Statt hier ins Einzelne einzugehen, nur das von allen Militairs bestätigte Factum: Hätte sich Oestreich gleich, wie Stein wollte, erklärt, so hätte das Kriegstheater nicht die Elbe, sondern die feste Aufstellung Napoleon's am Rhein sein können. Und wenn damit auch schon viel für die Verbündeten gewonnen war, — Napoleon wäre immer in der Lage geblieben einen für ihn zehn mal günstigern Frieden zu dictiren.

Nach der Schlacht von Leipzig trat Stein als Haupt der Centralverwaltung wieder in eine selbständige verantwortliche Thätigkeit. Aber bald nach Einrichtung dieser Behörde ward er ins Hauptquartier nach Frankfurt berufen, um hier an verschiedenen Commissionen, wie: für Lieferungen und Geldbeiträge, für Deutschlands

Vertheidigung, später dann auch für Lazarethwesen u. s. w., theilzunehmen. Viel wohlthätiger und eingreifender auf das Geschick Europas aber war nach der Erzählung Pertz' eine andere Thätigkeit von seiner Seite. Bald nach der Flucht Napoleon's geschahen auch schon, namentlich von Seiten Oestreichs, durch den gefangenen St.-Aignan, Friedensanerbietungen, die auf ein anzuerkennendes Frankreich zwischen Pyrenäen, Rhein und Alpen hinausgelaufen sein sollen. Stein soll es gewesen sein welcher Alexander zu einem weitern, nur mit Napoleon's Sturz zu beendenden Kriege stimmte. Auf der einen Seite wird freilich auch erzählt daß Napoleon's Tollheit den Frieden ausgeschlagen. Das ist überhaupt in fast allen Erzählungen aus den Befreiungskriegen zu bemerken: Hebung des eigenen Verdienstes und allenthalben dazu noch Herabsetzung des Feindes. Das letztere schmälert ja nur das erste, und verhinderte Napoleon schon selbst den Frieden, was bedurfte es denn noch einer Ueberredung bei Alexander zum Kriege?

Als mit dem Jahre 1814 der beschlossene Krieg auf französischen Boden hinübergespielt wurde, war es wieder Stein dessen Erfahrung und Energie man benutzte um die Verwaltung der von den verbündeten Heeren eroberten und im Rücken gelassenen französischen Departements anzuordnen. Nebenbei hatte er wieder viel zu thun um der Friedenspartei, die im Hauptquartier immer mehr Anhang zu gewinnen schien, die Wage zu halten. Es war schon vorgeschlagen nur bis Langres in feindliches Gebiet vorzudringen und hier den Frieden zu dictiren. Alles Dies hatte wenigstens die Folge daß in Chatillon die bekannten Friedensunterhandlungen im Februar 1814 vorsichgingen, wo man Frankreich die Grenzen von 1792 anbot, und deren fruchtloses Auseinandergehen die französischen Historiker den Verbündeten, und diese wieder umgekehrt allein Napoleon zuschieben. Leider geht die Darstellung über diesen Congreß, bei dem soviel aufzuklären wäre, fast kaum andeutend hinweg. Wir erlauben uns hier wenigstens folgende ergänzende Fragen aufzustellen:

Daß der Kaiser Napoleon nachgerade den Frieden wollte ist gewiß; oder ist das Document vom 19. Januar 1814 etwa falsch, worin Caulaincourt's Instruction für den Congreß enthalten ist, und was den gemachten frühern Anerbietungen nicht entgegen ist? Wie auch aus unserer Darstellung ersichtlich ist, so gab es unter den Verbündeten zwei Parteien, die eine für Krieg, die andere für Frieden, die sich entgegenarbeiteten und auch die kleinsten Mittel nicht scheuten. Die Kriegspartei stützte sich aber ebenso wol auf Alexander als auf die Bourbonische Partei in Frankreich, mit der man alsbald in Verbindung trat. Die kleine Schrift vom Brichambault: „De la nécessité de renverser Buonaparte et de rétablir les Bourbons", zu jener Zeit in Chatillon verbreitet, machte grosses Aufsehen als eine Stimme aus der Armee. Benutzte Stein diese Elemente, und wie war es? *) Darüber und über manches Andere hofften wir Sicheres zu erfahren. Fast scheint aber auch aus unserer Darstellung hervorzugehen daß der Erfolg der Unterhandlungen in Chatillon viel weniger an Napoleon hing und an den dort befindlichen Franzosen *als an dem Erfolge des Kampfes der beiden Parteien im verbündeten Hauptquartier.* Hier siegte die russische Partei, die in Pozzo di Borgo einen ausgezeichneten Verbündeten gewonnen, und mit dem Congreß von Chatillon mußte es sich schon von selbst aus sein. Der Vertrag von Chaumont am 1. März 1814 verpflichtete zum ernstlichen, nie abreißenden Kriege gegen Napoleon.

Um diese Zeit war es wo Stein, der stets Berichte von den in Deutschland zurückgelassenen thätigen Commissionen erhielt, sich auch mehr und mehr mit dessen künftiger Gesammtverfassung beschäftigte. Er hatte auch seine frühere Ansicht eines zweigetheilten Deutschlands aufgegeben, und legte nun, am 10. März, einen Entwurf für eine föderative Verfassung vor, für welche man sich in Chaumont definitiv erklärt hatte. Diese Denkschrift war bereits früher schon von dem Herausgeber mitgetheilt worden, und wir dürfen sie als bekannt voraussetzen. Fand sich denn aber gar Nichts in dem Stein'schen Nachlaß über die geheimen preußischen und östreichischen Negociationen, vermöge deren jeder dieser Staaten dem andern Garantien gab nie eine ausschließliche Hegemonie in Deutschland anzustreben? Oder ist man absichtlich darüber hingegangen?

Die nächste Folge des obigen Bündnisses war der Zug nach Paris und Napoleon's Absetzung. Stein ging zu Alexander am 9. April dahin ab, und meldete am folgenden Tage seiner Frau daß er sich unter den Siegern in der Hauptstadt seines Feindes befinde, der ihn vor sechs Jahren geächtet und von Haus und Hof getrieben. Die letzten Worte dieses Briefs, der zugleich den dritten Band dieses Werks schließt, drängen von selbst noch zu einer ernsten, aber auch wehmüthigen Bemerkung. Sie lauten: „Napoleon denkt nur an seine gewöhnlichen Genüsse. Derselbe Mangel an Geisteserhebung der ihm die Flucht aus Rußland eingab, indem er sein Heer allen Gräueln der Kälte und des Hungers überließ, macht ihm jetzt ein schamvolles Dasein erträglich. Die Erzherzogin kehrt zu ihrem Vater zurück, Jérôme geht nach Stuttgart, Joseph nach der Schweiz, so *ist alles dies Lumpengesindel zu Boden!*"

Stein lebte noch lange genug um wenigstens zu erfahren was aus Spanien wurde, indem man ihm Ferdinand VII., die Pfaffenwirthschaft, die Weibererbschaft nebst deren unvermeidlichen Accidenzien *gab*, und ihm dagegen seinen guten Joseph *nahm*, der noch oft später von Millionen Spaniern, nicht den schlechtesten Patrioten, zurückgewünscht ist! Wie nun gar, wenn Stein's Geist *jetzt* einmal unter uns herumwandeln und die heillosen Zustände von heute sehen könnte! Wenn er sich

*) Aus S. 570 sollte man schließen, es sei Dies erst kurz vor der Eroberung von Paris, am 29. März, geschehen. Allein es war gewiß schon viel früher.

dabei der Worte Napoleon's erinnerte: „Die Regenten wissen nicht was sie thun, indem sie mich absetzen, mich der ich die Revolution, welche sie zu Boden geworfen hat, allein besiegen und daniederhalten konnte; 30 Jahre nach meinem Tode ist Europa entweder republikanisch oder kosackisch" — sollte er da nicht vielleicht geneigt sein in diesen Worten den großen gewaltigen Geist anzuerkennen, der wenigstens bei Beurtheilung der Menschen und Zustände wie sie wirklich sind richtiger und klarer sah als er selbst? Sollte nicht bitterer Zweifel über sein Gemüth kommen, ob er doch Recht daran gethan das Kriegspiel von Europa bis zu dem Feldgeschrei: Alexander oder Napoleon! getrieben und Europa gezwungen zu haben mit dem Erstern für den Letztern vorliebzunehmen? Welche Gewinnste hat unsere Gesellschaft durch die seit der Zeit unbezweifelte territoriale Uebermacht Rußlands; welche Institutionen wurden durch sie bedingt? Müßte nicht endlich eine Abbitte auf Stein's Zunge schweben gegen die Staatsmänner die er hart und bitter anklagt und beurtheilt, indem sie nach den Siegen von 1813 und 1814 auf einen Frieden mit einem Napoleon'schen Frankreich bestanden, als dies in der Gestalt von 1792 Niemand mehr gefährlich werden konnte, als alle Nationalitäten befreit und wieder selbständig dastanden! Wahrlich, Napoleon hat Stein gehaßt, und groß Unrecht hat er ihm gethan, im blinden Haß; aber Stein tilgt auch die Rechnung mit gleicher Münze. Nie hätte die Erbärmlichkeit in Europa ihre geheimen Sitzungen in hohen Gerichtshöfen halten können, wenn Napoleon statt der Bourbons in Frankreich regierte; sie kam zur Herrschaft erst, nachdem man diese geborene Opposition gestürzt. Denn um sich nicht von ihr besiegen zu lassen, mußte man schon gut und edel sein, indem man nur dadurch die Widerstandskraft gewinnen konnte; jetzt nach Vernichtung dieses Alps machte man sich die Sache bequemer. Mag man über Napoleon aber anders und nicht sowie oben urtheilen wollen, jedenfalls war er ein gewaltiges Mittel in der Hand der Vorsehung, die durch ihn als Weltgericht zu den Nationen gesprochen, mögen sie nun hören wollen oder nicht. Ein Mann den die Vorsehung sich zu einer solchen Sendung, die sich nicht in jedem Jahrhundert wiederholen wird, ausersehen und 18 Jahre die Geschichte eines ganzen Welttheils von ihm abhängig machte, der gehört wenigstens nicht zum Lumpengesindel. Stein's Ehre würde nur gewonnen haben, wenn sein Charakter ihn nicht zu dieser Aeußerung hingerissen, und seine wahren Freunde, glaube ich, mußten wünschen sie wäre dem Publicum vorenthalten.

Uebrigens können wir nicht von diesem Werke scheiden ohne nochmals des unendlich reichen Inhalts desselben zu gedenken, der sich durch keine Relation, und wäre sie die weitläufigste, wiedergeben läßt. Die bereitwilligsten Mittheilungen scheinen, außer dem Stein'schen Nachlaß selbst, dem Verfasser von allen Seiten zugeflossen zu sein, deren geschickte Verarbeitung schon im voraus von dem Herausgeber so vieler anderer Quellen deutscher Geschichte zu erwarten war. Und so steht denn dies Werk als eine unerschöpfliche Fundgrube für Kenntniß unserer neuern Zeit und der Männer die in ihr gewirkt haben da, auf welches man noch oft zurückkommen wird.

55.

Bachmayr's „Trank der Vergessenheit". *)

Ich empfehle hier der deutschen Lesewelt ein Drama das meiner innigsten Ueberzeugung nach zu den beachtenswerthesten Erscheinungen unserer gesammten dramatischen Literatur gehört. Ich verhehle mir nicht wie mislich gerade in diesem Augenblick derartige Empfehlungen gestellt sind. Das ungeduldige Sehnen und Drängen mit dem wir seit einem Jahrzehnd auf einen dramatischen Messias harren, hat in der jüngsten Zeit mehrfach enthusiastische Kritiker verleitet in liebenswürdiger aber verblendeter Begeisterung aufsprossende Keime schon für vollendete Blüten zu nehmen. Diese gepriesenen Dichtungen sind verpufft, sie haben nirgend eine Spur zurückgelassen von ihrem rasch vorübereilenden Dasein. Dadurch ist das ohnehin rathlose Publicum nur noch rathloser geworden. Es hegt Mistrauen gegen jedes neu auftretende Dichtwerk sowol wie gegen die Kritik die einem solchen Werke mit Liebe entgegenkommt.

Warum soll denn aber der wirkliche Künstler darunter leiden daß zufällig früher einmal blinde Begeisterung schlechte Musikanten für große Musiker gehalten hat? Bachmayr ist eine durch und durch neue, eigenthümliche, tiefursprüngliche Dichterkraft; und was uns hier besonders angeht, er ist eine specifisch-dramatische. Ich verkenne nicht die Schwächen und Mängel der hier vorliegenden Dichtung, ich selbst werde sie später darlegen. Aber Das beeinträchtigt nicht im mindesten die große Bedeutung dieser neuen Erscheinung.

Der Dichter nennt diesen „Trank der Vergessenheit" ein Volksdrama. Ich für mein Theil hätte die althergebrachte Bezeichnung eines bürgerlichen Trauerspiels unbedingt vorgezogen. Dies Drama ist nicht ein harmlos genrebildliches Charakter- und Seelengemälde, und am allerwenigsten ist es eine dramatisirte Dorfgeschichte im Sinne der Frau Birch-Pfeiffer; es ist eine Tragödie im höchsten Sinne.

Wir befinden uns in einem östreichischen Dorfe. Der Richter dieses Dorfes ist ein wackerer, kreuzbraver Mann, in seiner Bildung und Denkweise weit über die gewöhnliche Bildung der Bauern hinausragend. Der Wunsch nach Kräften zur sittlichen und geistigen Hebung des Bauernstandes beizutragen, glüht in ihm als verzehrende Leidenschaft. Sein höchstes Ideal ist: einmal Deputirter zu werden. Von den sogenannten höhern Ständen hofft er nichts Gutes für das Volkswohl, er selbst will, soviel an ihm liegt, zur durchgreifenden Aufklärung des Volks mitwirken. Er hat eine einzige Toch-

*) Der Trank der Vergessenheit. Volksdrama in fünf Aufzügen von J. N. Bachmayr. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

ter, Gertrud; er hat sie in seinem Sinne erzogen. Sie ist tüchtig und umsichtig im Hauswesen, aber ein tiefpoetisches Gemüth, das nach Bildung lechzt und diesen Drang befriedigt, soweit ihr Dies in ihrem beschränkten Kreise möglich ist. In demselben Dorfe wohnt der Besitzer desselben, Baron Mannen; eine edle, durchgebildete Natur. Er hat Ueberdruß an der innern Leere der städtischen Salondamen, er glaubt nur an der Seite eines geistigfrischen und gesunden Landmädchens Kraft zu finden, freudig für das Wohl des Vaterlandes zu arbeiten. Er liebt Gertrud.

Der Baron bekennt dem Richter seine Pläne und Absichten. Dieser ergreift sie mit Freuden, denn er sieht hier die beste Gelegenheit durch Vermittelung des Barons die längst ersehnte Deputirtenstelle endlich erreichen zu können. Keinem von beiden Theilen fällt es ein danach zu fragen was denn nun Gertrud selbst zu dieser beabsichtigten Verbindung sagen werde. Deren Einwilligung setzen sie ohne Weiteres voraus, obgleich sie wissen daß Gertrud ihren Vetter liebt, einen braven armen Burschen, der mit ihr im älterlichen Hause aufgewachsen ist, und dessen Liebe sowol die verstorbene Mutter Gertrud's, wie auch bis dahin der Richter selbst sehr begünstigt hatten. Der Baron will sich Gertrud erziehen. Er unterrichtet sie in Geschichte, Geographie, Naturlehre und ähnlichen nützlichen Kenntnissen. Gertrud nimmt diesen Unterricht mit freudigem Danke an. Sie ahnt nichts Böses dabei; ihr Herz hängt unverändert an Stephan.

Stefan (oben an der Heubodenthür).

Gertrud!

Gertrud (die ihn erblickt).

Der Stefan!

Stefan (winkt Gertrud näherzutreten).

Gertrud.

Was machst du da oben? Geh, komm herunter!

Stefan.

Ich hab' abwarten wollen bis die vornehmen Leut' fort sind. Ich kann dem Vetter nicht unter die Augen treten bis er wieder freundlich schaut.

Gertrud.

Armer Stefan!

Stefan.

Hast mich denn noch lieb?

Gertrud.

Von Herzen.

Stefan.

Denkst auch an mich?

Gertrud.

Wo ich geh' und wo ich steh'.

Stefan.

Wirst mir treubleiben?

Gertrud.

Bis in den Tod.

So treten die Gegensätze immer schärfer hervor. Ein voreiliges Wort oder eine hastige That, und Gertrud wird fürchterlich aufgeschreckt aus jener naiven Sicherheit, mit der sie bisher durch alle diese beginnenden Wirrnisse hindurchwandelt!

Die ersten Scenen des dritten Acts führen uns in eine Unterrichtsstunde, die der Baron der Geliebten ertheilt. Gertrud weiß prächtig zu erzählen vom Aequator, vom Meridian, vom Schall und vom Lichte, von den ägyptischen Todtengerichten und von den Anachoreten; aber alle diese Dinge bleiben ihr nur äußerlich. Sie haben für sie nur Sinn und Werth insoweit sie sie unmittelbar zur wirklichen Ausbildung ihrer geistigen und gemüthlichen Natur zu verwenden weiß. Sie steht in ihrer sittlichen Ruhe und Harmonie weit über dem Baron, obgleich dieser wähnt er müsse sie erst zu sich heraufziehen. Tief gerührt und entzückt wirft sich ihr der Baron zu Füßen und bekennt ihr seine Liebe. Gertrud erwidert kurz: „Herr Baron! Was thun Sie? Sie knien vor mir und Sie wollen mein Lehrer sein? Nein, nein, es ist Spott. Das ist nicht recht, Das ist sehr schlecht von Ihnen, Herr Baron!" (Weint und eilt ab.) Mit diesem Einen Worte hat Gertrud den furchtbaren Widerspruch ausgesprochen an dem die Liebe des Barons krank ist. Mit Recht schaut er zu dieser geistigen Gesundheit Gertrud's hinauf wie zu einem höhern Wesen, und doch vermißt er sich hinwiederum als bringe er ihr erst das volle Glück und die wirkliche Bildung.

Gertrud ist in ihrem Innersten verletzt. Sie eilt erschreckt zu ihrer Freundin Lene und erzählt ihr was vorgefallen.

Lene.

Ist's möglich? Ist's wahr? Gott sei Dank! Endlich, hat er es endlich gethan?

Gertrud.

Was? Weißt du daß er es schon früher habe thun wollen?

Lene.

Ob ich Das weiß daß er dich zum Altar führen will, daß ich dabei den Jungfraukranz tragen soll? Ob ich das Alles weiß? Und wenn ich's weiß! Hat er dich doch darum in so vielen Sachen unterwiesen.

Gertrud.

Heiliger Himmel!

Lene.

Hat doch darum dein Vater dich von ihm unterweisen lassen!

Gertrud.

Darum? Jesus Maria!

Lene.

Hast du doch darum all die schönen, kostbaren Kleider, all die schönen Steine, die Perlen geschenkt bekommen!

Gertrud.

Darum? Also er hat sie mir geschenkt, durch ihn sind sie in meine Kammer gekommen, und man that als ob es durch ein Wunder geschehen wäre. Und du weißt davon, der Baron weiß davon, der Vater weiß davon und doch gethan als ob sie Nichts wüßten. Abscheulich! Abscheulich!

Lene.

Was ist Das? Das nennst du abscheulich was mich glückselig macht? Was soll ich denken?

Gertrud.

Ich bin verkauft, verhandelt, und Das hat mein Vater gethan!

Lene.

Um Gotteswillen, hör' auf!

Gertrud.

Und der Baron und mein Vater meint ich hätte Nichts dazu zu sagen? Ich wäre, wenn man mich verkaufen und verhandeln wollte, nicht die Hauptperson?

— — — — —

Gertrud.

O, jetzt ist mir Alles klar! Ich aber werde nicht sein Weib. Diese Falschheit, und kann Einem doch so aufrichtig in die Augen sehen! Dieser Eigennutz, und hat doch wissen müssen daß ich den Stefan lieb habe! Pfui! Pfui! Er hat den Stefan aus dem Hause gebracht. Wie schlecht! Wie abscheulich! Und mein Vater! Alle gegen mich verschworen! Alle!

Lene.

Du wirst doch deshalb deinen Vater nicht verachten?

Gertrud.

Wenn er so gegen mich denkt — ja, ich habe das Recht dazu.

Lene.

Er wird dich zwingen.

Gertrud.

Zwingen?

Lene.

Dagegen ist keine Hülfe.

Gertrud.

Keine? Keine? — Himmel, wie wird mir plötzlich! — Es hebt mich über die Erde! — Als ob sie vor mir glänzten die ewig glänzenden Sterne!

Lene.

Wie verklärt ihre Augen sind! Gott, was ist Das?

Gertrud.

Ich spüre in mir eine Riesenkraft! — Mich zwingen? Wahn, Unsinn, Wahnsinn! Muhme, du weißt nicht was du sagst, du weißt es nicht, sonst hättest du gar nicht denken können was unmöglich ist.

Lene.

Ja, wenn deine gute Mutter noch lebte!

Gertrud.

Sie lebt, sie lebt über den Sternen! Der Vater weiß daß sie mich für den Stefan bestimmt hat an ihrem Todtenbette .... Geist meiner Mutter! Du lebst oben, du lebst in mir!

Lene.

Sie ist verwandelt! Das ist die Gertrud nicht mehr.

Gertrud.

Die alte Margareth und der Vetter Sedelmayr waren zugegen. Ich will mit meinem Vater reden, heute noch, aber nicht allein. Auch sie sollen ihn an sein Versprechen am Sterbebette meiner frommen Mutter erinnern. — Muhme! Ich gehe aus. Wenn mein Vater fragt wo ich bin, so sag' ihm, ich bin fort die alte Margareth und den Vetter zu holen. (Eilt ab.)

Lene (allein).

Der Stefan ist für mich verloren. (Ab.)

Der Dichter hat es vortrefflich verstanden die Gegensätze in ihrer gegenseitigen Schuld dicht aneinander zu rücken. Es kämpfen hier auf der einen Seite die instinctive Volksnatur, vertreten durch Gertrud und Stefan und dann weiterhin durch die alte Base Margareth und den Vetter Sedelmayr, und auf der andern Seite die herrschende Bildung, in verschiedenen Schattirungen vertreten durch den Baron und den Richter. Es ist der tiefgreifendste Mangel den hier der Dichter an der dünkelhaften Halbbildung unserer Tage bloßlegt. Unserer sogenannten Bildung fehlt die Liebe, die echte Nächstenliebe. Sie ist tyrannisch und selbstsüchtig, wo andere beglücken will. Sedelmayr spricht diesen Mangel, der namentlich auch die Schuld aller demokratischen und liberalen Bestrebungen der letzten Jahre gewesen ist, einmal sehr schön aus, indem er dem Richter erklärt, warum dieser für all sein redliches Bemühen das Volk aufzuklären und zu beglücken bisher nur immer den schnödesten Dank geerntet habe. Er sagt:

> Gib den Bauern was sie fodern und brauchen; alles Neue aber was über ihre Begriffe geht und du ihnen aufzwingen müßtest, das halten sie für Unrecht, und — nicht mit Unrecht. Sind die Bauern nicht auch Menschen wie alle andern? So haben sie auch das Recht Nichts für gut zu halten als wovon sie überzeugt sind. Belehre sie, überzeuge sie von dem Nutzen deiner Neuerung, und sie werden sie annehmen heut oder morgen, wie Menschen Etwas annehmen sollen, wenn sie Menschen sein und heißen wollen, nämlich — mit freiem Willen. Aber du! du meinst was du für gut hältst, müssen deswegen auch alle Andern schon für gut halten, und wer's nicht für gut hält, der beleidigt dich, der ist dein Feind, und du trittst Den am Ende in den Koth den du kurz vorher hast erheben wollen, hoch hinauf bis in die Wolken!

Die Bildung unserer Tage hat noch immer nicht die abstracte Gleichmacherei der alten Aufklärung überwunden, sie läßt die Individualität nicht in ihrem unveräußerlichen Rechte der freien Selbstbestimmung gewähren, sie achtet nicht die freie Selbstbestimmung. Vor dieser dünkelhaften Selbstüberhebung ist die instinctive Volkssitte sicher. Dafür aber hat sie, eben weil sie nur instinctiv ist, wieder ganz andere tiefwurzelnde Mängel und Schwächen. Der Dichter hat dafür gesorgt daß, wie er die Schwächen unserer vermeintlichen Bildung schonungslos aufdeckt, auch die Schwächen dieser umgebildeten Volksnatur offen zutagetreten. Hat er der Schwäche der herrschenden Bildung die Schürzung des Knotens entnommen, so baut er nun die Katastrophe einzig auf die Schwäche der blos instinctiven Denkart und auf die daraus unumgänglich entspringenden Einseitigkeiten.

Noch stehen wir in der Schürzung des Knotens und damit in der Schuld der aristokratischen Bildung. Erst von dem Augenblick an da die Peripetie eintritt fällt die Schuld auf der andern Seite Schritt für Schritt immer klarer ins Auge.

Der Baron erzählt dem Richter daß er Gertrud seine Liebe gestanden. Und es ist charakteristisch, wie gerade bei dieser Gelegenheit wieder sich die Selbstsucht Beider offen darlegt. Daran daß Gertrud ihm die Einwilligung versagen könne denkt der Baron nicht im mindesten. Ueber Gertrud's Liebe zu Stefan setzt er sich leicht hinweg, Das sei nur die Liebe zueinander,

jetzt aber werde sie eine andere Liebe kennenlernen, eine Liebe in der ihre junge morgenfrische Seele aufblühen solle in nie geahnter strahlender Schönheit. Und dann werde und müsse sie einzig ihn, den Baron, für den Schöpfer dieses neuen Lebens halten. Er schwelgt im Vorgefühl dieses Glücks. Und auch der Richter denkt nur daran wie er jetzt für den nächsten Landtag Deputirter werde, wie er dort reden und wirken wolle für die Bildung des Bauernstandes; er sieht sich als den Schöpfer einer neuen Aera, er träumt bereits von dem Denkmal das ihm einst dankbar die Bauern setzen werden. So denkt Jeder nur an sich. Sie sitzen da und trinken den besten Wein den der Keller des reichen Richters liefert, sie stoßen an in jubelnder Lust auf ihr künftiges Glück. Und als nachher der Baron fortgegangen, muß sich der Richter beschämt eingestehen daß sie die Hauptsache vergessen haben, daß „sie das Mädel nicht einmal haben leben lassen".

Mitten hinein in diesen Jubel des Alten tritt Gertrud; an ihrer Seite Sedelmayr und die alte Margareth. Sedelmayr und Margareth sind die Vertreter und Verkündiger der ländlichen festen Sitteneinfalt; aber diese Kraft instinctiver Volksnatur ist namentlich in Margareth zu einer Höhe und Energie gesteigert die ihr den Charakter des Dämonischen aufdrückt. Wer wissen will ob Bachmayr ein Dichter ist, Den verweise ich getrost auf diese Margareth — eine Gestalt die aus dem tiefsten Borne der dichterischen Phantasie geschöpft ist. Wie wahrhaft großartig macht sie mit der unwiderstehlichen Allgewalt ihrer sittlichen Klarheit die kernlose Eitelkeit der selbstsüchtigen Halbbildung zu Schanden!

Es ist eine tiefe Scene, dieser scharfe Zusammenstoß der streitenden Gegensätze. Hier ist sie:

Gertrud.

Vater! Mit dem Herrn Baron red' ich kein Wort mehr. Ich kann ihn nicht mehr ansehen, er ist ein schlechter Mensch. Heirathen will er mich gegen meinen Willen. Die vornehmen Herren, Vater! Das habt Ihr selbst oft gesagt, thun für Unsereins Nichts außer ihrer selbst wegen. Ich nehme den Baron nicht, ich darf nicht und Ihr dürft mich nicht dazu zwingen — (sie kann vor Weinen nicht weiter sprechen).

Richter (geht auf und ab und bleibt plötzlich stehen).

Stefan! Du weißt, der Pacht von meiner großen Wirthschaft läuft ab mit nächstem Martini. Nimm die Lene. Habt Beide Nichts von Hause aus. Ich nehme dich an als Pächter ohne Bürgschaft. Willst? Die Schulden, die der Sedelmayr für deinen Vater gezahlt hat, zahl' ich extra.

Gertrud.

Ich liebe den Stefan, er mich.

Stefan.

Ich kann von der Gertrud nicht lassen.

Gertrud.

Ich nehme keinen Mann den ich nicht liebe.

Richter (nach einer Pause).

Ist das Alles was ich da hören soll?

Gertrud.

Für mich Alles!

Richter.

Und dazu die Komödie? Dann hast du eben nicht viel profitirt vom Baron.

Sedelmayr.

Vielleicht mehr als dir lieb ist.

Richter.

Als mir lieb ist? Sehr möglich. Einen Mann will sie nicht nehmen den sie nicht liebt? Das hat sie vom Romanlesen. Die Mädels in der Stadt drinnen können so reden; bei uns zu Land ist Das nicht üblich.

Margareth.

Ei der Tausend! Nicht üblich? Bitt' auch ums Wort. (Steht auf vom Stuhl.) Was hat mich und meinen Alten zusammengeführt? Die Lieb', ein Herz und ein Sinn. Und es war wahrhaftig ein Glück für mich, ein großes Glück! Ich hätt' längst mein Trankel von ihm bis auf den letzten Tropfen ausgeleert und Vergessenheit trunken, wär's nicht die Lieb' gewesen was mich bunden hat an ihn. Was hat mich später als er sich von der falschen Müllerin hat von mir abwendig machen lassen, was hat mich ausharren lassen an seiner Seite mit dem Wurm im Herzen? Die Lieb'! Und wie er sich dann zum Trunk hat verleiten lassen, seine Baderkunst versäumt hat, was war's daß ich mein Leid hinuntergeschluckt hab' und hab' ihn doch nicht verlassen? Die Lieb'. Und wie er Schulden halber in Arrest kommen ist, was hat's gemacht daß ich mein letztes Hemd verkauft hab' und mir die Augen halb ausgebrannt hab' bei der Nachtarbeit? Auch wieder die Lieb'. Die Lieb' laßt uns zusammenhalten in Freud' und Leid, bei gutem und schlimmem Wetter, immerdar. Er ist mir untreu worden, ich hab's vergessen, er hat mich mishandelt, ich hab's vergessen; verhöhnt haben mich seinetwegen die Leut', verspottet: ich hab's geduldet und vergessen. Und hat man mich nicht immer die böse Margareth, den Drachen, genannt? Bin ich fromm von Natur, so lammfromm wie Die da? — Wer kann Das? Nicht der Reichthum, nicht die Herrlichkeit, die Lieb' allein — (setzt sich nieder). Ist auch üblich, gestrenger Herr Richter, auch üblich bei uns zu Land.

— — — — — —

Der Richter, aufgereizt, droht mit seinem Fluche.

Sedelmayr.

Tyrann.

Margareth.

Ungeheuer!

Richter.

Mich zwingen! Der muß erst geboren werden der mich meistern will. Ich will ein Tyrann sein, ein Ungeheuer; aber Die hier kriegt mit meinem Willen keinen — Bauer. Das schwör' ich. (Ab.)

Sedelmayr.

Also Das ist's? Kinder! Dann nehmt Abschied voneinander. (Gertrud und Stefan fallen sich in die Arme.)

Margareth.

Das wird ihm noch theuer zu stehen kommen.

Gertrud.

Stefan! Weine nicht! Solange du mich nicht verläßt, bau' auf mich. Mein Vater kann uns trennen, mich von dir reißen, verfluchen, tödten, aber nicht zwingen einen Mann zu nehmen der nicht mein Herz besitzt. Ich bin ein freies Wesen; ein freies Wesen kann Niemand zwingen, Niemand! (Sie umarmen sich unter den Segnungen Margarethens und Sedelmayr's.)

Aber noch ist der Conflict nur ein äußerer; nur ein Conflict der verschiedenen Parteien. Die dramatische Spannung steigert sich aufs höchste, wenn sich der Zwiespalt in die Charaktere selbst, namentlich in den Charak-

ter der eigentlichen Heldin, hineinwirft. Der Dichter hat Dies mit genialster Intuition durchgeführt. Der vierte Act zeigt diesen gewaltigen Umschwung.

Lene, die den Stefan liebt aus innigster Seele, macht den Versuch, ob nicht Stefan am Ende von der Gertrud lassen möge; es wäre ja dann Allen geholfen, ihr und der Gertrud, dem Stefan und dem Richter. Vergebens! Stefan liebt so tief und fest wie Gertrud; er will Nichts hören, Nichts als die Liebe, die da drinnen im Herzen pocht und hämmert. Und der Dichter verstärkt diesen Eindruck unwandelbarer Treue, indem nun auch der Baron von seiner Seite bei Stefan denselben Versuch macht. Stefan bleibt unverändert der alte. Der Baron hat ihm vorgestellt wie sehr ihm Gertrud jetzt an Bildung und Wissen überlegen sei und wie sie darum mit ihm nicht mehr glücklich sein könne. Stefan erwidert ihm: „Das Wissen ist's just was mir so gefällt. Darum nicht glücklich sein? Um so glücklicher! Die Welt ist noch einmal so schön und herrlich, wenn man sie von allen Seiten betrachten und begreifen lernt." Nun erinnert ihn der Baron an die Noth seiner Verwandten; er verspricht ihm Alles zu bezahlen und sie zu schützen vor Mangel. Es werde ihm anfangs schwer fallen der Geliebten zu entsagen, er solle für einige Zeit die Gegend verlassen, die Zeit werde die Wunde heilen. Stefan tritt stolz hin vor den Baron und sagt ihm:

Herr Baron, ich habe Sie ausreden lassen, ich weiß Das ist schicklich; aber Sie irren sich in mir. Meine Verwandten will ich schützen vor Noth und Mangel, Das kann ich auch noch; aber Ihretwegen werde ich auf Gertrud nicht verzichten. Meinen Sie mit Ihrem Geld wär' Alles ausgeglichen? Meinen Sie ich könnte meine Herzliebste verkaufen, wie Sie Ihre Kühe und Pferde verkaufen? Ich hab' nicht soviel studirt wie Sie, Herr Baron, aber Das seh' ich, Das wär' schändlich von mir, nein! Das wär' niederträchtig. (Ab.)

Der Baron ist aufs tiefste ergriffen. Bis dahin war er seiner Sache so sicher; jetzt nistet sich ihm der Kampf ins eigene Herz hinein. In aristokratischer Selbstüberhebung hatte er sich so hoch über Stefan gedünkt, und wie kommt er sich ihm gegenüber jetzt so klein vor!

Und ich träumte bisher —, sagt er zu sich — ein Mann der Intelligenz und besser zu sein als diese Menschen? Ich brüstete mich mit der Tiefe meiner sittlichen Welt- und Lebensanschauung? Wie frisch und gesund, wie schlicht und natürlich und darum wie sittlich ist die Gefühls- und Handlungsweise dieser Menschen! Wie faul, wie krankhaft, wie egoistisch und herzlos dagegen die meinige! Ist Das die Frucht der Bildung daß sie mich lehrt den Menschen als Waare betrachten?

Zum ersten mal überkommt ihn das Gefühl von der Herzlosigkeit der herrschenden Bildung; er fängt an das Volk zu achten das er bisher nur vornehm beschützt hatte. Und doch! Sollte er nun ganz und gar auf seine Liebe zu Gertrud verzichten? Ist er ihrer jetzt nicht nur um so würdiger? Es ist ihm nicht zu verargen, wenn er noch immer wähnt Gertrud müsse sich binnen kurzem über Stefan erheben. Er dringt nur in den Richter daß dieser nicht gewaltthätig, durch Zwang oder Drohung in den Entschluß Gertrud's eingreife. Gertrud solle die freie Wahl haben zwischen ihm und Stefan, denn der wahre Mann könne nur glücklich werden mit einem sittlich-freien Weibe, das die Kraft der innern Freiheit habe, die Kraft sich in Allem selbst zu bestimmen.

Eben dieselbe Wandlung geht auch in Gertrud vor; nur noch tiefer und innerlicher.

Gertrud hängt mit ihrem Herzen nicht blos an Stefan; sie ist auch die Tochter ihres Vaters. Der alte Richter aber hat sich, während der Baron im Verlaufe dieser Dinge Achtung vor dem Volke gewann, in seiner Starrköpfigkeit nur immer tiefer in Haß und Groll verbissen. Voll Wuth über den ihm jüngst angethanen Schimpf hat er auf Grund einer alten Schuld den Vetter Sedelmayr pfänden lassen. Die alte Margareth hat ihn nun in der innern Empörung über diese schmachvoll-rachsüchtige Gewaltthat mit allen ihren Flüchen überschüttet, und aus all dieser Unbill die der Richter erfahren, hat er sich nur die Eine Lehre zurechtgelegt: unter Bauern könne Niemand glücklich werden; es sei seine Vaterpflicht die Verbindung seiner Tochter mit einem Bauer nimmer zuzugeben. So spricht er jetzt nicht mehr zornig, sondern dringend und innig zu Gertrud; er mahnt sie aus voller Seele vernünftig zu sein und vom Stefan zu lassen; glücklich werde ein Weib nur mit einem gebildeten Manne. Gertrud ist weicher geworden, denn sie gewahrt wie sie der Vater nur überzeugen, aber nicht zwingen wolle. Und dieser Umschwung in ihrer Stimmung steigert sich, da ihr der Vater nun gar einen Brief des Barons gibt, in welchem auch dieser versichert: wie er nie wagen werde in das heilige Recht ihrer innern Selbständigkeit einzugreifen, und wie er zwar sein Glück wolle, zugleich aber auch das ihrige.

Schon schwankt sie. Wie gern möchte sie dem Vater den bittern Gram ersparen, und auch dem Baron schuldet sie herzliche Dankbarkeit. Aber wie kann, wie darf sie es? Wie gewönne sie es über sich treulos an Stefan zu werden!

Und in diesem verhängnißvollen Augenblicke kommt Stefan. Er ist entschlossen sich von Gertrud zu trennen.

Stefan.

Gertrud, wir müssen scheiden!

Gertrud.

Scheiden?

Stefan.

Nimm den Baron, wenn du kannst. Ich verzicht' auf dich.

Gertrud.

Willst du, kannst du mich vergessen?

Stefan.

Ich will's nicht, werd's auch nicht können.

Gertrud.

Stefan! Du liebst mich nicht mehr oder willst du dir was anthun?

Stefan.

Leben muß ich, leben für die Meinigen. Leb' wohl. Dein Glück will ich, nicht meines.

Stefan geht. Gertrud steht allein; allein in der ganzen Welt. Vorher hatte sie sich rathsbedürftig an die alte Margareth und an den Vetter Sedelmayr wen-

den können; jetzt, da sie nicht mehr so fest hängt an ihrem frühern Entschlusse, jetzt kann sie nicht mehr. Keine Seele die ihr über diesen ungeheuern Kampf hinüberhelfen könnte! Ihr Herz ist unwandelbar treu dem Geliebten, und ihr Verstand sagt ihr doch daß es zuguterletzt die erbärmlichste Selbstsucht sei, wenn sie aus eitel Nachgiebigkeit gegen dies kindische Herz ihre ganze Umgebung ins Unglück stürze. Es ist ein tieferschütterndes Selbstgespräch, in welchem Gertrud diesen furchtbaren Kampf in sich durchkämpft. Es lautet:

Gertrud (allein).

Er ist verschwunden. Leb' wohl. — (Pause.) Jetzt erst steh' ich allein, freigegeben von aller Welt, mir selbst überlassen, allein zwischen Himmel und Erde. Und wählen soll ich, muß ich, jetzt, heute noch zwischen Beiden, den Baron oder den Stefan. Beide sind edel und gut, Beide lieben mich. Welcher aber von Beiden ist edler und besser, welcher von Beiden liebt mich mehr? Der Baron sagt: „Ich will mein Glück, aber auch das Ihrige." — Der Stefan sagt: „Dein Glück will ich, nicht meines." Was der Baron will, ist gut gemeint, aber besser, besser meint es der Stefan. Der Baron will ich soll wählen zwischen ihnen Beiden und weiß doch wie schwer eine solche Wahl, wie schmerzlich sie sein muß; der Stefan nimmt einen Theil dieser Schmerzen auf sich und will mir den Schmerz des Wählens ersparen. Der Baron liebt mich, aber mehr doch seinetwillen; meinetwillen mehr liebt mich der Stefan. O es ist klar, der Baron ist edel und gut, aber edler und besser ist der Stefan. Und ihn sollt' ich lassen, den vertrauten Gespielen meiner Kindheit, den Liebling meiner Mutter, das Herz meines Herzens, mein Leben? Ich kann's nicht, ich kann's nicht. Aber mein Vater, was wird er thun, was leiden? Die Lene? Der Baron? Der Vetter und die alte Margareth? Ich zittere. Mein Glück ist nicht möglich ohne so Vieler Leiden und ein solches Glück ist das Glück der Selbstsucht, nicht das Glück der Liebe! Aber wähl' ich den Baron, wie unglücklich würde ich, wie unglücklich der Stefan! Freilich die andern Alle könnten glücklich sein oder noch werden — aber der Stefan! Wie? Warum gibt er mich auf? Er ist fromm und fromm wird er bleiben. Der Baron ist nicht so fromm noch, er will es erst werden, aber er muß es auch, will er Gutes thun, unbekümmert was von ihm die Menschen denken und reden. Der Stefan kann auch Gutes thun, aber mehr der Baron; mit dem Stefan ging viel Gutes für die Welt verloren, aber mehr mit dem Baron. Der Baron hat Bildung, Geist, Wissen und ein großes Vermögen, vor allem aber das edle Streben mitzuwirken zum Wohle des Ganzen und beizutragen die Menschen wieder zu befreien von Neid und Haß, von Furcht und Mistrauen, von Unglauben und Selbstsucht, von ihrer Lieblosigkeit! — Ich will dem Stefan entsagen, er will ja mein Glück, nicht seines, und soll mein Glück nicht das Glück von Tausenden sein? Ich will den Baron nehmen, er wird ein Vater der Armen, ein Führer der Verirrten, ein Lehrer der Unwissenden, ein Unterstützer der Talente, ein Freund und Wohlthäter der Menschen, ein Gott soll er werden auf Erden! — Und was bin ich mit diesem Entschlusse? Eine Braut. Der Baron wird mich nunmehr zum Altar führen, sein werd' ich sein mit Leib und Seele! — Mit Leib und Seele? — Was schaudert's mich so plötzlich! Er hat mir zwar oft die Hand gedrückt, aber meine Lippen sind noch unberührt von den seinigen. Jetzt aber soll ich ihn küssen — küssen? Und der Stefan? Mich schaudert! Mich friert! ich kann nicht. Meine Seele will vergehen in diesem neuen Schmerz. Was soll ich jetzt noch thun? Mutter! Mutter! ein Zeichen — (sie geht zum Fenster) ein Zeichen von dir in diesem endlosen Zwiespalt! (Der Mond ist indessen hervorgetreten. Das Zimmer wird plötzlich heller) Es wird lichter im Zimmer, — ha, was sehe ich dort blinken im Mondesstrahl, so grün und so licht wie Gold? Das Fläschchen! (Sie eilt zum Schrank.) Der Schrank ist verschlossen; ich kann nicht dazu. Man vergißt was man vergessen will, wenn man trinkt davon. Aberglaube! Nichts weiter. Aber wenn's doch wäre? Wär' mir nicht geholfen? Kann ich den Baron umfangen mit der Liebe zum Stefan im Herzen? Ist's nicht gottlos? Ist's nicht Sünde, Verbrechen? Und ich muß ihn vergessen, muß, wenn ich nicht sterben will in den Armen des Andern. Ich will trinken, ich will. (Sie schlägt das Fenster des Schrankes ein und nimmt das Fläschchen heraus.) Ich hab's, ich hab's. Vielleicht ein Hexentrank. Aber ist's nicht auch Sünde seine Liebe vergessen, sie gewaltsam herauszureißen aus dem Schrein des Herzens? — Welche Sünde ist die größere? Offenbar die zu lieben und das Weib des ungeliebten Mannes zu werden. Bedarf es der Sünde um mich aus diesem Zwiespalt zu retten, so sei's die geringere; vergessen will ich, vergessen. Wenn aber der Trank mich tödtete? Hat ihn nicht die Lene trinken wollen? Soll sie mehr Muth haben als ich? Tödtete? Sei's. Trink' ich ihn und ich sterbe, ist wol der Tod mein Loos, aber trink' ich ihn nicht und werde die Frau des Barons mit dem Stefan im Herzen, ist mein Leben ein Sündenleben, ein todtes. Tod hier und Tod dort. Ich trinke. (Sie trinkt.) Vielleicht (lächelnd) war's doch ein Zeichen der Mutter!

Das ist das Ende des vierten Aufzugs. Das sehen wir, der tragische Ausgang ist nunmehr unvermeidbar. Gertrud hat eine schwere Schuld auf sich geladen.

Was hat sie gethan, die arme Gertrud? Bis dahin überstrahlte sie so fest und sicher alle Halbheiten und Dünkelhaftigkeiten der herrschenden Bildung; hier aber offenbart sich in tiefergreifender Nemesis die Schwäche und Schuld einer Natur die nur naive Natur ist und sich nicht zur vollen und klaren Bewußtheit sittlicher Freiheit erhoben hat. Alle nur naive Bildung ist bewunderungswürdig groß und glücklich in allen einfachen und natürlichen Lagen und Verhältnissen; in Kämpfen und Zweifeln aber ist sie halt- und rathlos. Gertrud, durch die unglückseligste Verkettung der Umstände mitten hineingestellt in den qualvollen Zusammenstoß wild durcheinanderwogender Pflichten und Leidenschaften, hat nicht den Muth und die Thatkraft mit klarer Seele diesen gewaltigen Kampf fest in sich durchzukämpfen. Sie sucht dem Kampf zu entfliehen; sie macht es wie es alle nur instinctive Bildung in solchen Fällen zu machen pflegt, und wie es selbst die gebildetsten Völker des Alterthums in ihrer nur instinctiven Bildung immer gemacht haben, sie wälzt die Schwere des eigenen Entschlusses von sich ab, sie greift nach schicksalbestimmenden Wundern und Orakeln, und bedenkt nicht daß damit der Frieden der Seele nicht gewonnen wird, sondern der Wurm nach wie vor im Innersten verzehrend fortnagt.

Entweder mußte sich Gertrud für den Baron entscheiden, durch die Rücksicht daß sie einzig durch diese Entscheidung dem Baron und durch diesen dem Volke ein guter Engel werde. Und dann hätte sie darauf vertrauen müssen daß die sittliche Erkenntniß dieser eisernen Nothwendigkeit ihr den Schmerz der Entsagung erleichtere, wie ja auch bereits Stefan durch die sittliche Erkenntniß seiner schweren Pflicht gegen die Seinigen zwar nicht die Macht die Geliebte zu vergessen, aber doch die Thatkraft sich von ihr zu trennen gewonnen hatte.

Oder sie mußte dem Geliebten treubleiben immerdar und unabänderlich; und dann durfte im Bewußtsein daß Dies die Pflicht der Selbsterhaltung erfodere, sie sich nicht kümmern lassen weder durch den Gram des Vaters noch durch den Gedanken daß sie an der Seite Stefan's weniger als an der Seite des Barons für das Wohl der Menschheit wirke. So aber hat sie weder das Eine gethan noch das Andere. Sie entscheidet sich nicht, sie übertäubt sich nur. Sie trinkt jenen Zaubertrank, den die Lene der alten Margareth entwendet hat, und sie trinkt ihn in dem unseligen Wahne als könne sie hier mit Einem Zuge das Bild des Geliebten in der Seele ertödten. Aus Scheu vor den Schmerzen selbstbewußter Entsagung hat sie in feiger Gewaltsamkeit einen unheimlichen Mord begangen an ihren heiligsten Lebenserinnerungen, an ihrem eigensten Selbst, an ihrer unverletzlichen Liebe.

Diese grause Schuld rächt sich. Und wenn es bis dahin erscheinen konnte als schiebe der Dichter nur alle Schuld auf die Schultern der aufdringlichen Aufklärung, oder spreche er wenigstens ganz einseitig nur zu Gunsten der unbewußten und nur naiven Sitte und Denkart, so ist er jetzt durch diese tiefgreifende Motivirung der Katastrophe wol vollständig vor diesem ganz unverständigen Vorwurf gerechtfertigt.

Gertrud gibt dem Baron ihr Ja. Alles schwimmt in Jubel und Freude. Leider ist aber dieser Jubel nur von sehr kurzer Dauer. Kaum hat sie sich durch ihr Ja gebunden, da erwacht sie nur um so fürchterlicher aus ihrer frevelhaften Selbstübertäubung. Die Wucht des gethanen Schrittes übermannt sie. Der Dichter zeigt uns ihre wilde Verzweiflung, indem er sie uns in einem Zwiegespräche mit ihrer Freundin Lene vorführt. „Sein Bild", ruft sie aus, „verfolgt mich wo ich gehe und stehe. Noch hör' ich wie er mich fragte vom Boden herab: Wirst du mir treubleiben? Bis in den Tod, sagt' ich, und ich hab' ihn vergessen wollen, ich hab' ihn verrathen." Gertrud ist in der Kirche gewesen um sich Trost zu suchen in der Angst ihrer Seele. Aber „da schrie's auf einmal Verrath! Verrath! um mich, Verrath! schrie's auf mich herab aus den Klängen der Orgel, Verrath! aus den unschuldigen Gesängen und Stimmen der betenden Kinder. Ich mußte fort, ohne die Hostie empfangen zu haben; wär' ich blieben, ich wäre wahnsinnig geworden."

Ach, sie ist es schon die Unglückliche, sie braucht es nicht erst zu werden! Ihre Kraft war zu schwach die bösen Geister dieser wilden Wirrnisse siegreich zu bannen. Diese sind Herr über sie geworden, sie haben ihre Natur zerstört und umnachtet.

Der Dichter malt uns hier eine Wahnsinnsscene, die nicht gemacht und gekünstelt, sondern tief ursprünglich wie sie ist an die schönsten Perlen Goethe'scher und Shakspeare'scher Seelenmalerei erinnert. Ich kann mich nicht enthalten sie zum Theil hierher zu setzen:

Baron.

Was sagen Sie, Doctor?

Arzt.

Sehr bedenklich. Sie drängte herein. Sie ahnt seine Nähe. Es zieht sie zum verwandten Herzen. (Nimmt Stefan an der Hand und führt ihn zu ihr.) Vielleicht kann Das helfen, sonst ist Alles umsonst.

Gertrud.

Sobald dann die Sonne wieder warm schien, ging es heraus und setzte sich vor den Baum und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es lange Zeit und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.

Amtmann (ganz ernüchtert, zu sich).

War Das nicht ein Märchen aus meiner Kinderzeit? So muß ich es wiederhören? Entsetzlich! Schrecklich! (Zur Baronesse, die neben ihm steht.) Daran sind auch Sie schuld wie ich. (Ab.)

Gertrud.

Violett sieht nett, recht nett sieht violett. Der Sperber sprach, was macht die Wachtel? Was fragst du, Sperber? sprach die Wachtel. Ich will ihn finden, will ihn finden!

Arzt (zu Stefan).

Sprich mit ihr, spiel' mit ihr eure Kinderspiele.

Stefan.

Es bricht mir das Herz. Aber ich will ein Mann sein. Gott will's. (Stellt sich vor sie hin.)

Es war ein fauler Schäfer
Ein rechter Siebenschläfer,
Den kümmerte kein Schaf —

Gertrud.

Geh', Das hast du von Stefan, der Stefan hat's von mir, ich von der Mutter. Weiß ich, wie's weiter geht?

Da ist der Wolf gekommen
Und hat ihm weggenommen
Die Schaf' und auch den Schlaf.

Weißt noch Eins, heraus damit, will's wissen. Aber der Aequator durchschneidet die Erde in die nördliche und südliche Hälfte und Das sind Passatwinde. Kennst du den Amazonenstrom und die ägyptischen Pyramiden? Ich weiß Alles, aber ich weiß auch ein schönes Lied. (Sie singt.)

Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir anbefohlen sein,
Treib' mich stets an zu Gottes Ehr',
Wend' ab von mir alle böse Lehr'.

Ich bin eine Sünderin, er ist ein Heiliger.

Richter.

Der Baron hat sie zu viel angestrengt. Sie hat immer Alles gleich wissen wollen. Der Baron ist ihr Mörder.

Gertrud.

Still! Ich will euch was erzählen. Es war einmal ein alter Bauer und eine alte Eule. Der Bauer saß in der einen Ecke und die Eule saß in der andern Ecke und der Bauer sah die Eule an und die Eule sah den Bauer an. Ist Das nicht Sauerstoff? Die Aegyptier halten Todtengerichte und Helena ist schuld am Trojanischen Kriege. Wart', noch Eins, das weiß auch der Stefan.

Es stieg ein Büblein auf den Baum,
O so hoch, man sah es kaum.
Schlüpfte
Von Ast zu Aestchen —

Stefan (unterbricht sie und fährt fort).

Hüpfte
Zum Vogelnestchen;
Hei da lacht es,
Ei da kracht es

Gertrud (unterbricht ihn und fährt fort).

Plumps! da lag es drunten. Und im Hof standen vier Rosse, die droschen Korn aus allen Kräften und zwei Ziegen, die den Ofen heitzten und eine rothe Kuh schoß das Brot in Ofen; da krähte der Hahn —

Stefan.

Kikiriki!

Gertrud.

Und ich bin schneller als du, vier Schritte voraus, ich wette, zwei rothe Aepfel und eine Nuß — du holst mich nicht ein. Hurra! (Sie läuft hinaus.)

Arzt.

Thu' nur als ob du nachliefest.

Stefan.

Es bricht mir das Herz, aber ich muß. (Eilt ihr nach.)

Baron.

Ich bin erschüttert. So tief hinab reicht die Wurzel ihrer Liebe. Hätt' ich Das ahnen können in meiner Leidenschaft!

Richter.

Es ist klar, Sie haben sie zu viel angestrengt: Sie sind ihr Mörder.

Und nun gibt sie dem Stefan Räthsel auf; Räthsel die sie in glücklicher Kinderzeit so oft ihm zu lösen gegeben hatte. Stefan löst sie.

Gertrud.

Du bist ein Kreuzkopf. Das hat sonst der Stefan am besten gewußt. Alle gute Dinge sind drei.

Vorn wie ein Kamm,
Mitten wie ein Lamm,
Hinten wie eine Sichel,
Rath', mein lieber Michel.

Stefan.

Gertrud! Das ist der Hahn.

Gertrud.

Was! Auch Das? Deine Stimme, dein Blick, deine rothen Lippen, deine Wänglein, Stefan, Stefan! (Sie erkennt ihn und fliegt an seinen Hals.)

Stefan.

Gertrud! Gertrud! (Sie umarmen sich.)

Gertrud.

Hab' ich dich wieder? Nun lass' ich dich nicht mehr. Ich hab' dich vergessen wollen, ich hab' den Trank statt der Lene getrunken.

Margareth (schreit laut auf).

Gott im Himmel, sie hat Gift genommen. Jeder hätte damit freilich Alles vergessen, Jeder.

Arzt.

Alle Gegenmittel sind fruchtlos.

Richter.

Himmeldonnerelement!

Gertrud.

Gift? Was? Gift? Muß ich sterben deshalb? Weil ich ihn vergessen wollte? Ich will ihn nicht vergessen, will nicht.

Margareth (zunächst zum Richter).

Hier hilft kein Fluchen. Bereite sie vor zum Sterben. Mein Alter verstand es. (Zu Gertrud.) Kind! bete, bete! du mußt sterben.

Gertrud.

Sterben? Ich so jung, und war doch so gut und fromm, und ich soll sterben? Unmenschen! Ihr habt mich Alle getödtet, Alle! — Vorbereiten soll ich mich zum Tode? Die Welt ist so schön und ich soll sterben? Heirathen will ich, Hochzeit machen. Stefan! Stefan! Du bist mein Auserwählter. Dein Bild in der Kirche hat mir gesagt: Du bist mir treugeblieben, ich, ich will dich auch nicht verrathen.

Richter.

Herr Pfarrer! Segnet sie ein, sie soll ihn haben, nur leben soll sie, leben!

Pfarrer (legt Beider Hände ineinander).

Kinder! Ich segne euch.

Stefan.

Mein Weib!

Gertrud.

Mein Mann! (Sie umarmen sich; Gertrud sinkt bald darauf zusammen.)

Richter.

Gott! sie stirbt dennoch.

Arzt.

Ich sehe die Zeichen nahen Todes.

Lilienstern.

Was für ein schrecklicher Zufall!

Margareth.

Zufall? Kurzsichtiger Herr! Das ist die Hand des Herrn. Laßt uns ihm dienen in alle Ewigkeit.

Sedelmayr.

Warum ist die Welt so arm an guten Menschen? Bringen sie sich nicht selbst um, so thun es die Andern. (Er blickt wehmüthig vorwurfsvoll auf den Richter.)

Richter

(der bisjetzt rathlos dastand, plötzlich von Sedelmayr's Blick ins Innerste getroffen).

Was? Sie muß sterben? Keine Hülfe? Keine? Dann rauft mir das Haar aus, schlagt mir die Stirne ein, reißt mir das Gehirn heraus, tödtet — tödtet mich. (Er sinkt wie verzweifelt zu Boden, wird aber im Falle von den umstehenden Bauern aufgehalten.) Ich bin ihr Mörder! — (Er weint und schluchzt heftig.)

Gertrud

(erhebt sich über diesen Verzweiflungsschrei des Vaters).

Wer klagt sich hier meinetwegen an? — Vater! Ich bin die Schuldige, ich allein. Ich entschloß mich aus freier Wahl zur Ehe mit dem Manne, der mein Herz nicht besaß und Das war Sünde; ich hätte diesen Entschluß nicht fassen oder gerüstet sein sollen mit der Kraft der Entsagung, mit Geduld und Ergebung. Gott wird verzeihen, ich erkenne meine Schuld. Muß ich sie mit dem Tode büßen, so will ich es auch; es ist ja auch dein Wille, Geist meiner Mutter. (Ihr Auge verklärt sich.) Noch seh' ich dich lächeln im goldenen zitternden Mondesstrahl, du lächelst wieder, du winkst — ich komme, Mutter! ich komme. (Sie stirbt.)

Richter

(der sich inzwischen wieder erhoben. Mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes).

Mein Kind, meine Tochter!

Baron.

Sie starb so fromm wie sie lebte. Mir aber wird es wie niemals klar in der erschütterten Seele: Die Liebe ist nicht die Frucht eines bloßen sittlichen Entschlusses, sie ist die Blüte und Frucht des ganzen Menschen; heilig aber und unveräußerlich auch ist die freie, selbständige Persönlichkeit des Menschen. (Auf den Richter zugehend.) Wackerer, edler Mann! Unglücklicher Vater! Wir haben geirrt, Beide. Unser Schmerz soll

nicht blos uns, er soll auch Andern frommen. (Der Richter reicht dem Baron weinend die Hand.)

Blicken wir zurück auf das Ganze, so meine ich daß ich ein Recht hatte Bachmayr eine tiefursprüngliche und echtdramatische Dichternatur zu nennen. Das ist eine Kraft der Charakteristik und eine Tiefe der Situationen die das Größte erwarten läßt, wenn es anders die Ungunst der Zeit erlaubt daß sich heutzutage eine gesunde Dichterkraft gesund entwickele.

Dabei sollen die Mängel dieser Dichtung nicht verschwiegen werden. Der Dichter hat einen schurkenhaften Amtmann unter die Personen des Stücks eingeschoben, der namentlich in den ersten Acten fortwährend die Glut des Richters schürt, ihn gegen die Bauern und die Bauern hinwiederum gegen ihn aufhetzt, und das Alles nur darum, damit der Richter desto hartnäckiger auf seiner Abneigung gegen Stefan bestehe. Er, der Amtmann, darf hoffen daß wenn die Heirath zwischen Gertrud und dem Baron zustandekomme, die Schwester des Barons sich entschließen werde nun auch ihm, dem Bürgerlichen, Hand und „Vermögen" zu reichen. Ich begreife warum der Dichter diese Episode eingeschlossen hat. Er wollte offenbar in diesem „Volksdrama" auch die Bureaukratie, „das Schreibervolk", kennzeichnen. Aber Das ist eine ganz ungehörige Zuthat. Ich habe sie daher in der Darstellung der Fabel absichtlich nirgend berühren mögen. Nicht nur daß der meisterhaft gezeichnete Charakter des Richters in den Augen des Zuschauers sehr an Gewicht verliert, wenn wir ihn am Narrenseile eines so leicht durchschaubaren Schurken erblicken. Nein! Die ganze Tragödie bekommt dadurch auch eine falsche, intriguenhafte Grundlage. Und diese falsche, intriguenhafte Grundlage ist für das Ganze in dem Grade verderblich daß die ersten beiden Acte unleugbar in dramatischer Wirkung unendlich viel schwächer sind als die drei letzten.

Nichtsdestoweniger glaube ich daß trotz dieser Bedenken gegen die Wirkung der ersten Acte das Stück nicht nur eine Aufführung verdient, sondern auch herrlich belohnen würde. Die Rollen sind schwierig, aber dankbar; an der theatralischen Aufführbarkeit selbst ist, wie mir ein kundiger Regisseur versichert hat, durchaus kein Zweifel. Wo ist die Bühne die sich des verwaisten Kindes annimmt?

H. Hettner.

Die Religion der Humanität, in ihrer geschichtlichen Begründung durch die schöpferischen Persönlichkeiten der Neuzeit, dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volks von Karl Krane. Worms, Schmidt. 1850. 8. 15 Ngr.

Das Christenthum ist gleich anfangs mit dem Anspruch aufgetreten die Religion der Menschheit zu werden, alle Menschen zu einer großen Familie zu vereinen, und zur Religion der Menschheit gehörte im Sinne ihres Stifters vor allem Dies daß der Mensch im wahren und umfassenden Sinne des Worts Mensch sei. Aber bald, Dies ist der Standpunkt des Verfassers, kam man dazu durch allerlei äußere Verhältnisse in Jesu nicht mehr blos den echten vollendeten Menschen zu sehen, sondern ihn als ein übermenschliches, göttliches, unerreichbares Wesen zu verehren. Neben der Religion Jesu kam eine besondere christliche Religion auf, und hatte das Christenthum damit zwar nicht aufgehört Religion der Humanität zu sein, so hatte es doch den wahren Menschen in den Himmel, in das unerreichbare Jenseits versetzt und die Erde zu einem Jammerthal herabgewürdigt. Die umfassende Läuterung des Christenthums ist damit zu einer Nothwendigkeit geworden, die Möglichkeit liegt vor in den Bestrebungen der Heroen der Geistesfreiheit und der Apostel der Humanität. Ihre Stimmen sollen hier vereinigt werden, sie sollen die selbstredenden Zeugen der Vervollkommnungsfähigkeit des Christenthums sein, sie sollen die Ueberzeugung allgemein machen daß, wie der Zeitgeist, die Form der Religion wechselt, daß nur ihr Innerstes, ihr wahres ewiges Leben über der Zeit in jenen Tiefen des Geistes steht, in welchem alle Jahrhunderte mit ihren Geschlechtern ewig Eins sind. Als diese Genien reden nun hier Gotthold (nicht Gottfried) Ephraim Lessing, Kant, Herder, Schiller, Goethe, Fichte, Novalis, Schelling, Hölderlin, Schleiermacher und F. Schlegel, Hegel, David Strauß, Feuerbach, Ruge, Bettina, Sallet.

Nun kann allerdings darüber kein Zweifel sein daß das Christenthum die Religion der Humanität ist; daß zur Humanität und Religion der Mensch gebildet ist, ist allgemeiner Satz. Aber welches eben das Wesen der Religion sei, welches der wahre Gehalt des Christenthums, darüber sind keineswegs die Männer deren Stimmen der Verfasser hier zusammengestellt hat so einig daß sich der Schluß ziehen ließe, sie bildeten eine einträchtige Macht, der sich kein Widerstand weiter entgegenstellen lasse. Man kann gern dem Verfasser zugeben daß aus den Schriften der zuletzt aufgeführten Denker der Schlußsatz sich ergebe: daß die Religion nur noch als eine Religion des Diesseits für uns ein Jenseits und eine Zukunft habe, daß der Humanismus der allein positive Inhalt sei, der aus dem Zerfall und Schiffbruch des Alten übrigbleiben werde als der Schöpfergedanke der neuen Welt, auch daß der Lebensboden, auf welchem die Religion der Humanität ihre Existenz haben werde, der politisch-sociale Boden, daß der Humanismus die Religion der Gesellschaft, die demokratisch-sociale Religion sei, deren Durchführung die nächste weltgeschichtliche Nationalthat des deutschen Volksgeistes sein werde, daß das Wesen der Kirche der Zukunft nichts Anderes sei als daß die Kirchen aufhören Kirchen zu sein, daß die Kirche sich in die allgemeine freie Gesellschaft auflöst, in die sittliche Gemeinde. Aber mit diesem Begriff der Humanität läßt sich der Begriff Herder's unmöglich vereinigen, dessen Humanität immer nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume, dem die Erde nur Uebungsplatz, Vorbereitungsstätte ist.

Wie es aber schwer ist Herder mit der Philosophie der Jetztzeit in ein friedliches Verhältniß zu bringen, so ist es überhaupt auffallend die obenangeführten als eine Reihe gleichgesinnter Denker anzusehen, die denselben Grundgedanken einer auf des andern Schultern stehend weiter fortbilden. Wie kommt Saul unter die Propheten? mag man mehr als ein mal fragen. Und selbst da wo eine Verwandtschaft der Grundgedanken zugegeben werden muß, kann man noch nicht dem Ersten die Schlußfolgerung beilegen die der Letzte gezogen hat. Lessing's Verhältniß zur Kirchenlehre ist, namentlich aus seinem Aufsatze über die Erziehung des Menschengeschlechts, hinlänglich bekannt; wir wissen aber auch daß er die Achtung vor der geoffenbarten Religion und den Glauben an das Christenthum nicht aufgab, daß er die historischen Beweise für das Christenthum glaubte und für wahr hielt, wenn er auch nicht weniger andere positive Religionen für wahr hielt. Er warnt ausdrücklich die Fähigern nicht blos daß sie nicht zu früh ihre schwächern Mitschüler zu ihrer vollkommenern Einsicht emporzuheben suchen, sondern auch daß sie nicht glauben möchten selbst über die Fingerzeige hinweg zu sein welche in der geoffenbarten Religion für sie selbst zur Hinweisung auf noch nicht erkannte Wahrheiten liegen dürften. Die scheinbar conventionnellen Zusätze zur

natürlichen Religion sind ihm Vorschriften die wirklich von Gott kommen; es ist nicht wahr, sagt er, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist; er kennt keine Religion der Weisen. Er läßt die conventionnellen Zusätze der Religion bestehen, sie sollen als Mittel dienen durch welche das Wesen der Religion zu immer besserm Verständniß gelangt, und die Vernunft soll nur was wir anfangs als Offenbarung anstaunten aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden. Er ist daher überzeugt (Werke, X, 513) daß das Christenthum in der Consistenz in der es im Evangelium des Johannes uns vorliegt ewig fortdauern werde, und faßt die Vervollkommnung des Christenthums als das völlige Verständniß der Lehren desselben. Die Religion Nathan's des Weisen ist also nicht eine Polemik gegen die positiven Religionen als solche, sondern das Christenthum der Vernunft als Humanität, vermöge deren die Bekenner aller positiven Religionen sich als Menschen, als Brüder begrüßen. Lessing's Ansicht ist daß die positiven Religionen sich in der Religion der reinen Vernunft, in dem Johanneischen Christenthum der Vernunft aufheben werden; aber er läßt das erziehende Element welches in der positiven Religion liegt fortwirken, er bekämpft die positiven Religionen nicht als solche, auch da wo er den Irrthum in ihnen gewahr wird, denn er erkannte gerade darin daß Gott seine Hand im Spiele habe; er will die Zukunft nicht beschleunigt wissen; er nennt Diejenigen Schwärmer die da verlangen daß, wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nehme, in dem Augenblicke ihres Daseins reife.

Wie es so gewagt ist die Entwickelung der Ansichten der Philosophen der Gegenwart aus den Principien Lessing's für nothwendig zu halten, so ist eine Erhebung der Dichter auf den philosophischen Stuhl nicht minder gewagt. Goethe's Wort von sich selbst bei Gelegenheit des Ausspruchs Napoleon's ist bekannt genug: „Man sieht daß ich ein recht ausgemachter Heide bin" („Briefe an und von Goethe" von Riemer, S. 325; „Briefe an Reinhard", S. 44); sein entschiedenes Heidenthum hebt er gegen Jacobi („Briefwechsel", S. 165) hervor, und die Kirche hat er sein Lebelang aus Liebe zu häuslicher Bequemlichkeit, aus Furcht vor unerwünschter Unterbrechung seiner Beschäftigungen, aus dem Mangel des Bedürfnisses besonderer Anregung zur Selbstbeschäftigung wenig besucht, wie er denn an Frau von Stein (II, 203) schreibt: „Ich wohne der Kirche gegenüber, Das ist eine schreckliche Situation für Einen der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet, noch vorgeschriebene Stunden hat Gott zu ehren. Sie läuten schon seit früh um Vier und orgeln daß ich aufhören muß, denn ich kann keine Gedanken zusammenbringen." Aber darum mache man ihn nicht zu einem systematischen Philosophen. „Dich", schrieb er 1786 an Jacobi, „hat Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde." Seine Philosophie war: Im Anfang war die That; die Natur war sein Evangelium. So gab er sein Wesen allen äußern Eindrücken preis, er war selbst nur ein unwillkürlicher Widerschein der Dinge außer ihm. Die Dinge verstehen zu lernen war sein Ziel. Wie viele Aussprüche finden wir daher bei ihm die allgemein gefaßt sich widersprechen, die nur unter gewissen Verhältnissen wahr sind. Abhängig von jeder Beschäftigung, jeder Stimmung brachte er überall seinen Lebensrausch zu Papier, es wechseln bei ihm immer neue Perioden. Diese und jene Weltanschauung, welche seine dichterischen Personen haben, daher für seine eigene eigentlich wahre philosophische Anschauung auszugeben müssen wir uns durchaus enthalten. Weil er überall das Ideelle schätzen gelernt hatte, schlossen sich denn auch an ihn die verschiedensten Richtungen als ihren vermeintlichen Vorgänger an, wie es ihm denn sogar ergangen ist daß auf seinem eigenen Grund und Boden das Kreuz aufgepflanzt wurde („Briefe an Jacobi", S. 239). In dem brausenden Jugendenthusiasmus des Prometheus haben wir ebenso wol wie in dem majestätischen Strome der ruhigen Anschauung Goethe zu verehren.

Entschiedener ist der Standpunkt Schiller's. Die Vernunftreligion ist ihm die Religion der Menschheit, der Vernunftstaat durch das Wesen der Menschheit gefodert. Da aber gegenwärtig noch die zwingenden Gesetze des Naturstaats herrschen, so bedarf es eines Mittelstandes, der nur in der harmonischen Ausbildung bestehen kann, wo wir ohne äußern Zwang, durch die eigene glückliche Natur getrieben, das Schöne und Gute vollbringen. Jetzt ist unsere Bildung eine zersplitterte, ein steter Kampf der geistigen Kräfte. Davon kann nur die Pflege des ästhetischen Sinnes heilen, und so stellt Schiller als höchstes Ideal eine durch Cultur des Gefühls, durch bewußt gebildeten Schönheitssinn harmonisch vollendete Menschheit, einen Staat des schönen Scheins hin, der aber bisjetzt nur in feingestimmten Gemüthern als Wunsch und als Bedürfniß ausgebildet und verwirklicht sei, wie die reine Republik und die reine Kirche nur im begünstigten Kreise Weniger sich erwarten lasse. Obschon Schiller auf Kant's Schultern steht, wendet sich diese ästhetische Richtung doch gegen Kant's moralischen Rigorismus. Und er steht damit dem positiven Christenthum sehr nahe, wie er denn selbst sagt in einem Briefe an Goethe (I, 193) bei Erwähnung der „Bekenntnisse einer schönen Seele": „Mir däucht daß über das Eigenthümliche christlicher Religion und christlicher Religionsschwärmerei noch zu wenig gesagt sei; daß Dasjenige was diese Religion einer schönen Seele sein kann, oder vielmehr was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genügend angedeutet sei. Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderm als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kant'schen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." Daß man gegen solche Aeußerungen nicht auf die Götter Griechenlands hinweisen möge, ist heutzutage zu bemerken wol unnöthig.

Wenn wir nach alledem dem Verfasser nicht beistimmen können daß in Bezug auf Auffassung des Dogmatismus des Christenthums die von ihm aufgeführten schöpferischen Persönlichkeiten der Neuzeit einen gleichstimmigen Chorus bilden, so pflichten wir ihm doch gern bei daß Alle in der Unterordnung des dogmatischen Elements unter das praktische Gebot der Humanität einig sind, daß dies Gebot der Humanität immer tiefer erfaßt und immer entschiedener gepredigt ist, und räumen gern ein daß von dem Verfasser die hierherzielenden Schriften unserer Denker und Dichter gründlich studirt sind. 20.

Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Von Wilhelm von Humboldt. Breslau, Trewendt. 1851. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Diese bisher nur zum kleinsten Theile bekannt gewesene, hier fast vollständig der Oeffentlichkeit übergebene Schrift Wilhelm von Humboldt's aus den ersten Jahren der Französischen Revolution ist die erste größere Schrift seines großen Urhebers und verdient nach ihrem Inhalte sowie um des Verfassers selbst willen das allgemeinste Interesse. Sie entstand auf Veranlassung des Coadjutors Dalberg, des künftigen Regenten des Erzbisthums Mainz, und Humboldt hatte dabei den praktischen Zweck vor Augen: Dalberg davon zu überzeugen: wie verderblich die Sucht zu regieren sei. Was im Uebrigen die Verhältnisse anlangt unter denen die Schrift entstand, sowie was ihre frühern Schicksale betrifft, so gibt hierüber der

Herausgeber Dr. Eduard Cauer in Breslau in der höchst lesenswerthen Einleitung ausführliche Auskunft. Derselbe bemerkt zugleich daß Humboldt die hier niedergelegten Ideen bald nachdem er die Schrift abgefaßt, theilweise nicht mehr vertreten zu können erklärte, daß er vielmehr, in seinen Ansichten und Gesinnungen durch die im Sommer 1792 bis zum Januar 1793 in Frankreich eingetretene politische Katastrophe vielfach erschüttert, die Absicht hatte an der Schrift Manches zu ändern. Indeß konnte Dies kein Hinderniß sein dieselbe so wie sie Humboldt ursprünglich verabfaßt und wie sie hier erscheint, dem Publicum zu übergeben, und zwar um so weniger, da auch sie Hülfsmittel zum Verständnisse Humboldt's darbietet und Vieles aus ihr für die vollere Anschauung seiner Individualität und seines Ideengangs sich ergibt. Die Schrift selbst wurzelt in dem Gefühle warmer Bewunderung für die in Frankreich (seit 1789) zum Durchbruche gekommenen Ideen; daher mag es sich auch erklären daß die Anlage des Ganzen ideal ist, daß in ihr eine ausdrückliche Verleugnung der nächsten Außenwelt und der unmittelbaren Wirklichkeit, also des praktischen Gesichtspunktes, sich ausspricht, vielmehr in ihr ein Kampf mit der Gesammtheit der bestehenden Zustände und der freieste Schwung zum Idealen sich kundgibt. Das große Grundthema der Schrift ist der Kampf gegen die Hemmungen, die in der Enge, Unfreiheit und Einförmigkeit unserer modernen Zustände für die energische und allseitige Entfaltung der Individualitäten liegen (S. XIX); sie gibt in dieser Hinsicht eine umfassende Uebersicht der Gedanken und Strebungen welche Humboldt's Jugend (er war damals 25 Jahre alt) bewegten, und er selbst ist darin von der Hoffnung erfüllt durch äußere Veränderungen der Welt die Freiheit zu bringen. Den Hauptgewinn, welcher sich aus vorliegender Schrift für Humboldt's Verständniß ergibt, setzt der Herausgeber mit Recht darein (S. XVIII): daß „der Genius seiner Jugend der ihn durchs Leben geführt in aller seiner Frische und Ursprünglichkeit uns hier zum ersten male näher tritt", daß „sich uns hier eine duftige Blüte aus dem Kranze seiner Jugend darbietet", und daß also danach die Schrift eine besonders große Bedeutung als ergänzendes Document für die Geschichte von Humboldt's innerm Leben hat. Allein auch aus dem objectiven Gesichtspunkte betrachtet, stellt sie sich als eine Bereicherung unserer Literatur dar, namentlich insofern als hier zuerst die Grundsätze der Kant'schen Philosophie in die Gebiete des individuellen Lebens, der Rechts- und Staatsverhältnisse hineingetragen wurden ehe es noch Kant selbst gethan (S. XXIV fg.), und als Humboldt bei selbständiger Auffassung der Kant'schen Ideen in den ästhetischen wie in den moralischen Principien weiter gegangen ist als Kant selbst, indem er in Ansehung der letztern bereits den Standpunkt Fichte's erreicht. Denn wenn Humboldt dazu kommt, sagt der Herausgeber S. XXVI, „die Energie die erste und einzige Tugend des Menschen zu nennen, womit zugleich die Trägheit als das eigentlich böse Princip in der menschlichen Natur bezeichnet wird, hat er in der That den Kernpunkt der Fichte'schen Sittenlehre getroffen. Nur daß der Gedanke in unserer Schrift sogleich eine Wendung auf das Politische bekommt." Uebrigens kann an diesem Allen auch Das Nichts ändern und es kann dem Werthe der Schrift keinen Eintrag thun daß, wenn die wissenschaftliche Richtung, welcher Humboldt hier im Einklange mit seiner Zeit folgt, sich in dem Kampfe gegen den Staat als gegen eine fremde feindselige Gewalt erschöpft, dieser Kampf längst mit einem vollständigen theoretischen Siege geendigt hat, „durch den aus der uns entgegenstehenden Macht unsere Macht geworden ist" (S. XXIII). Man kann dem Herausgeber nur Recht geben, wenn er weiter fortfährt und sagt: „Unser Ideal staatlicher Zustände liegt in einer ganz andern Richtung als das Humboldt'sche. Nicht unsern Willen gegen die Gewalt des Staats sicherzustellen ist unser Ziel; das Ziel ist: ihn in die Staatsgewalt hineinzutragen. Nicht vom Staate, sondern im Staate wollen wir frei sein." „Die politische Anschauungsweise der Gegenwart", fügt der Herausgeber hinzu, „hat sich darin um ein gutes Theil der Denkart des Alterthums genähert, von der die moderne Staatstheorie wol niemals weiter entfernt war als gerade in der Zeit in welcher unsere Schrift entstanden ist und gegen die das in derselben aufgestellte Ideal den directesten Gegensatz bildet. Humboldt selbst ist zu diesen tiefern Tendenzen fortgeschritten. Seine spätere staatsmännische Thätigkeit legt davon Zeugniß ab, soweit sie darauf gerichtet war Formen zu schaffen durch die der Wille der Nation zur Geltung kommen sollte, Formen gegen die er auf seinem frühern politischen Standpunkte die vollkommenste Gleichgültigkeit an den Tag legt. Und wenn es gewiß ist daß diese spätere politische Richtung Humboldt's ungleich praktischer war als seine frühern Ideen, so muß man weiter sagen daß sie es eben darum war, weil sie sich auf eine bessere Theorie gründete."

Die Summe des positiven Gehalts der ganzen Untersuchung liegt eigentlich in der Foderung: daß die öffentlichen Verhältnisse so geordnet werden sollen daß sie die Energie der Individuen möglichst steigern und ihre Selbstthätigkeit auf recht vielfältige Weise herausfodern. Es ist nicht zu leugnen daß, von dieser Seite betrachtet, die Schrift Humboldt's eine große Lehre enthält, die unter unsern heutigen Verhältnissen mehr an ihrem Platze ist als sie es je früher gewesen wäre, und die von den segensreichsten Wirkungen sein könnte, wenn die Gegenwart in demselben Maße für dieselbe empfänglich wäre in dem sie ihrer bedürftig ist. „Das Grundübel in den Wirren der letzten Jahre lag doch am Ende darin: daß die Bestrebungen von denen die Massen in Bewegung gesetzt waren das vollkommene Widerspiel des Humboldt'schen Freiheitsideals waren. Alles lief in ihnen auf Steigerung der Genüsse hinaus. Ein Jeder will es so bequem haben wie möglich. Je weiter sich die Foderungen der politischen Schwärmer von heute und gestern von der Wirklichkeit entfernen, desto bestimmter tritt Dies als ihr Grundzug hervor, und in letzter Instanz steigert sich diese Richtung zu dem Ideale eines gesellschaftlichen Zustandes, welcher der freien Bewegung der Individuen gar keinen Spielraum mehr läßt, in welchem Alles von dem Allgemeinen absorbirt, die Freiheit vollkommen der Wohlfahrt zum Opfer gebracht wird" (S. XXVII). Dazu suchte man das Heil in Verfassungs- und Staatsformen ohne nach dem Inhalte des Staats und nach dem Geiste der Verfassung zu fragen, und machte die individuelle Ansicht, das individuelle Bewußtsein, die persönliche Freiheit des Einzelnen in einem den Egoismus auf die höchste Spitze steigernden Grade und dabei ohne sittliches Bewußtsein, ohne intellectuellen Halt und ohne vernünftigen Zweck in einer Weise geltend daß der Ausgang der Wirren der letzten Jahre ein anderer als er gewesen gar nicht hat sein können, und er leicht noch ein weit schlimmerer gewesen wäre. Dagegen mag man aus Humboldt's Schrift lernen „die Freiheit nicht um der Genüsse willen zu lieben die sie verspricht, sondern um der sittlichen Kraft willen die sie zugleich fodert und schafft".

Als den eigentlichen Zweck des Staats erkennt Humboldt in vorliegender Schrift nur die Sicherheit theils gegen auswärtige Feinde, theils der Bürger untereinander, und er ist der Ansicht daß die Theorie dem Staate nur die Sorgfalt für diese Sicherheit erlaubt, weil „die Erreichung dieses Zwecks allein dem einzelnen Menschen unmöglich und daher diese Sorgfalt allein nothwendig ist", und es ist demnach das Princip der Nothwendigkeit, zu welchem alle in dieser Schrift vorgetragenen Ideen wie zu ihrem letzten Ziele hinstreben (S. 187). Humboldt faßt nun jene Sorgfalt des Staats für die Sicherheit der Bürger — unter näherer Bestimmung dieser Sorgfalt — genau ins Auge, und er bespricht dann zugleich ausführlich, unter Eingehung auf die einzelnen Richtungen dieser Sicherheit und auf die speciellen Zwecke, die diesen Zwecken entsprechenden Mittel und Veranstaltungen. Alles Dies muß man bei Humboldt selbst nachlesen, und man wird es

nicht ohne Belehrung in Ansehung des wichtigen Gegenstandes um welchen es sich handelt. Dies wird auch dann der Fall sein, wenn man sich mit der Grundansicht Humboldt's nicht einverstanden erklären kann, und vielmehr der Meinung ist daß der Zweck des Staats im Lichte einer erleuchteten Politik sowie nach den Grundsätzen der Humanität und des Christenthums selbst nicht so enge gefaßt werden dürfe wie es von Humboldt geschieht. Man sollte glauben daß die Aufstellung der bloßen Sicherheit als des eigentlichen Staatszweckes auch dadurch sogleich als irrig sich darstelle, daß dieser angeblich einzige Staatszweck zu Ergebnissen und Folgerungen führt die zu auffallend sind als daß sie nicht die Grundlage selbst auf welcher sie ruhen als irrig und verwerflich sollten erkennen lassen. Dies z. B. insofern als Humboldt die öffentliche Erziehung für nachtheilig und unnütz erklärt (S. 53, 56 fg.) und er daher der Ansicht ist daß, weil die Sorge des Staats für die Erziehung nicht aus jenem Zwecke sich ergebe, dieselbe außer den Grenzen der Wirksamkeit des Staats liege.

Die vorliegende Schrift trägt in sich selbst die Bürgschaft dafür daß, wie Humboldt S. 189 bemerkt, er sich dabei „von der tiefsten Achtung für die innere Würde des Menschen und die Freiheit beseelt gefühlt" habe; man könnte hinzusetzen: mehr vielleicht als die Würde der Menschen selbst und als die Achtung der Menschen für die Freiheit es verdient, wie sich Dies leider in den letzten Jahren auch bei uns in Deutschland offen zu Tage gelegt hat. Ein Grund dieser traurigen und tief beschämenden Erscheinung liegt vielleicht mit in den Worten Wilhelm von Humboldt's ausgesprochen, die wir in vorliegender Schrift S. 7 lesen und womit wir diese Anzeige schließen: „Wenn in den letztern Jahrhunderten die Schnelligkeit der gemachten Fortschritte, die Menge und Ausbreitung künstlicher Erfindungen, die Größe der gegründeten Werke am meisten unsere Aufmerksamkeit anzieht: so fesselt uns in dem Alterthum vor allem die Größe, welche immer mit dem Leben Eines Menschen dahin ist, die Blüte der Phantasie, die Tiefe des Geistes, die Stärke des Willens, die Einheit des ganzen Wesens, welche allein dem Menschen wahren Werth gibt. Der Mensch und zwar seine Kraft und seine Bildung war es welche jede Thätigkeit regemachte; bei uns ist es nur zu oft ein ideelles Ganzes, bei dem man die Individuen beinah zu vergessen scheint oder wenigstens nicht ihr inneres Wesen, sondern ihre Ruhe, ihr Wohlstand, ihre Glückseligkeit. Die Alten suchten ihre Glückseligkeit in der Tugend, die Neuern sind nur zu lange diese aus jener zu entwickeln bemüht gewesen." 51.

Joseph Korzeniowski's neuester Roman „Emeryt".

„Drama und Erzählung sind die einzigen Dichtungen denen Zeit, Veränderung in den Ansichten über Literatur und den Zustand der Gesellschaft und ganz besonders die Zeitungsliteratur bisjetzt Nichts anhaben konnten. Jede andere Art ist für immer untergegangen und mit ihr die verschiedenen, manchmal so angenehmen und dankbaren Formen, um nie mehr wiederzukehren. Es scheint die Erzählung werde mit der Zeit alle Elemente der Poesie in sich einschließen, und sogar das Drama ersticken und verdrängen." Mit diesen Worten beginnt der Autor eins der Capitel seiner Erzählung. Weit entfernt hier in einen Kampf über ästhetische Grundsätze einzugehen, kann ich doch nicht umhin zu erklären daß, wie es mir scheint, jedes Hervortreten einer geistigen Potenz, sobald sie sich ihren Weg durch die Gleichgültigkeit des Jahrhunderts bahnt und sozusagen gewissermaßen der Träger ihrer Zeit wird, eine Bedingung, aber dafür auch eine unerlaßlich nothwendige, erfodere — den Genius, dessen Auflodern weder künstlich hervorgerufen werden kann, noch, wenn es erscheint, gewaltsam aus dem Wege zu räumen ist. Gleichwie sich an die Namen eines Homer und Ariosto das Epos, an Aeschylos und Shakspeare das Drama, an Walter Scott der historische Roman und an Balzac der Sitten- und Tendenzroman knüpfen, so kann unvermuthet aus irgend einem unbekannten Winkel der Erde der Genius der Lyrik auftauchen und Ovid's und Tibull's Elegien, Theokrit's Idyllen, Persius' und Rabner's Satiren können neu erstehen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen welche Art dieser Dichtungen durch die eigenmächtige Richtung des Genius einer bedeutenden Zukunft in der Literatur entgegengeführt wird; ich will vielmehr die Eingangs erwähnten Worte Korzeniowski's auf Treu und Glauben hinnehmen, und sie als den Fels betrachten den er wahrscheinlich seiner Schöpfung als Basis untergelegt sehen will. Suchen wir denn also in der Erzählung jene „Gedanken und Gefühle, welche die tägliche Nahrung unsers Geistes sind, und die er gierig erfaßt und insichaufnimmt, bis sie endlich zum Blute seines Bluts geworden sind", forschen wir nach jenem „Leben voller Kraft und Freiheit in seinen Bewegungen", die nach des Autors Meinung die heutige Belletristik charakterisiren sollen.

Die Handlung der Erzählung spielt abwechselnd in Warschau und in Podberize.

In der polnischen Hauptstadt wohnt der Emeryt, ein würdiger, ausgedienter Lehrer, dem nur drei Leidenschaften in den Ruhestand gefolgt sind: das Latein als Ideal seines Kopfes, die Dose als dasjenige seiner Sinne, und eine Tochter, das Ideal und Idol seines Herzens. Die Letztere hat gleich allen Evastöchtern ebenfalls ihre kleinen Liebhabereien, und findet das Ideal ihrer Träume in einem jungen Manne, dem es natürlich an allen nur möglichen guten Eigenschaften und Vorzügen nicht fehlt. Gelegenheit sich gegenseitig zu nähern bieten einige Verkaufsgewölbe, und dort erfahren wir mehr über die Kühnheit des jungen Mannes als über die bescheidene Zurückhaltung der Lehrerstochter. Das einmal angeknüpfte Verhältniß ist rein und wahr, und die Liebe hat bereits solche Fortschritte gemacht daß selbst längere Trennung ihr nicht Eintrag thun kann. Diese erfolgt denn auch, und zwar durch eine reiche, alte und kinderlose Tante des jungen Mannes, die in Podberize wohnt und vor ihrer letzten Verfügung gern noch einmal den nahen Verwandten gesehen hätte. Der Liebende und Geliebte schwört nochmals mit Herz und Mund ewige Treue und reist ab. Doch nicht lange dauert es, und die gute alte Tante, die bei vielen andern löblichen Eigenschaften auch die Sucht hat Heirathen zu stiften, sowie eine mit allen Reizen des Körpers und Geistes begabte Frau, bringen in dem jungen Mann eine Sinnesveränderung hervor und lassen ihn Warschau, dessen Herrlichkeiten und die Geliebte vergessen. Unterdessen facht die Lehrerstochter das Feuer der Liebe in dem Herzen eines älternlosen, gutmüthigen Natursohnes an, der ihrem Vater zur Erziehung anvertraut ist. Der Brief einer Freundin, die in der Nähe der alten Tante wohnt, unterrichtet sie von der Untreue des Geliebten und dessen nahe bevorstehender Verheirathung; in der Verzweiflung willigt sie in die Bitten des Vaters, erhört das heiße Flehen ihres viereckigen Anbeters und verspricht diesem ihre Hand. Hier nun ist die Sache der Entwickelung nahe, nimmt jedoch auf einmal eine unerwartete Wendung. Die podberizer Schönheit, die sich darin gefällt Jeden an ihren Siegeswagen zu spannen, sich selbst aber die goldene Freiheit zu erhalten, erklärt im entscheidenden Augenblick mit edler Offenheit: sie trage bereits eine andere, mächtigere Liebe im Herzen. Der von den drückenden Fesseln der Leidenschaft befreite Bräutigam eilt auf den Flügeln der neuerwachten Liebe nach Warschau, wo er zwar den Gegenstand seiner Wünsche bereits im Hochzeitskleide an den Stufen des Altars findet, doch eine zu rechter Zeit eingetretene Ohnmacht zur Vermittlerin wird, indem sie die heilige Handlung stört und nicht lange darauf die Glücklichen zusammenführt.

Es ist einleuchtend daß diese flüchtig gezeichnete Skizze kein ganzes, getreues Bild der Erzählung geben kann, doch reicht sie hin um zu zeigen daß der Rahmen der neuesten Schöpfung Korzeniowski's einfacher und gewöhnlicher ist als

man es von solchem Autor hätte erwarten dürfen. Ist Das die „Poesie die alles Andere erstickt und verdrängt"? Manche Unwahrscheinlichkeiten in der Geschichte wollen wir nicht erst weiter berühren, sondern uns nur noch die Bemerkung erlauben daß ein verlassenes Mädchen, die dem untreuen Geliebten zum Possen und um dem Wunsche des Vaters nachzukommen ihre Hand einem Manne zugesagt für den sie wenig oder gar Nichts fühlt, eine Figur ist die weder im Leben noch in Büchern den Reiz der Neuheit für sich hat.

Wenn ungeachtet der Einfachheit in der Anlage, die auch noch dazu sehr aphoristisch auftritt (eine Ursache die vielleicht in der Entstehung der Geschichte zu suchen ist), die Sache selbst das Interesse des Lesers erweckt und er nach Durchlesung das Buch, wenn auch durch manchen Eindruck nicht gerade angenehm berührt, doch im Ganzen genommen befriedigt aus der Hand legt, so suchen wir den Grund dafür in der echtkünstlerischen Leichtigkeit und der gewandten sorgfältigen Darstellung der Situationen, sowie in dem Zauber der lebensvollen Bilder, in den glücklich aufgefaßten Charakteren und leichten Schattirungen des menschlichen Herzens, und endlich in den gemüthlichen Sarkasmen, die Niemandem wehethun und über das Ganze den warmen Hauch der Liebe ausströmen. In dem vor uns liegenden Buche erkennen wir aufs neue den Schriftsteller der vom Gefühl des Edeln und Schönen durchdrungen ist, und lieben ihn selbst da wo er hinter Plan oder Aufgabe zurückgeblieben zu sein scheint, wo Mangel an Erfindung ihn zu nicht durchaus nothwendigen Uebergängen verleitet hat, oder die Symmetrie des organischen Ganzen durch Bevorzugung einzelner Schönheiten beeinträchtigt worden ist.

Wir wollen dem Leser durchaus nicht in Hervorhebung Dessen was das Buch Eigenthümliches und Schönes enthält vorgreifen und auf diese Art einen Einfluß auf sein Urtheil ausüben; es genügt uns ihn auf eine jedenfalls anerkennenswerthe Arbeit Korzeniowski's aufmerksam gemacht zu haben, in welcher der Autor uns als Moralist entgegentritt. Die in die Erzählung häufig eingestreuten oft tiefen, immer aber wahren Beobachtungen erhöhen den Werth des Buchs bedeutend. Wir führen beispielsweise an was er über die Klatschsucht, diese ebenso abscheuliche als schädliche Manie aller Derer sagt die sich zum Sittenrichter ihrer Nebenmenschen berufen wähnen, und den Splitter in des Nächsten Auge erblicken, während sie den Balken im eigenen nicht gewahr werden.

Es unterliegt wol keinem Zweifel daß Korzeniowski in seinem „Emeryt" abermals etwas Bedeutendes und Werthvolles geliefert hat. Das Publicum wird ihm für die neue Gabe Dank wissen, und er in dessen Anerkennung die Auffoderung sehen rüstig auf der betretenen Bahn fortzuwandeln.

Zum Schluß noch eine Frage. Warum hat ein so talentvoller und beliebter Schriftsteller wie der in Rede stehende noch immer keinen deutschen Bearbeiter gefunden? Liegt die Schuld an mangelndem Interesse seitens der deutschen Lesewelt, die vielleicht glaubt „in Polen sei nicht viel zu holen", oder an der Aengstlichkeit der Verleger, oder an dem Mangel an Eifer Derjenigen die hier vorzugsweise thätig sein und der vaterländischen Literatur aus der Fremde neue Schätze zuführen sollten, ich meine unsere der polnischen Sprache kundigen Literaten. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben dies Thema bereits in Nr. 248 für 1850 zur Sprache gebracht, doch ihr Ruf war eine Stimme in der Wüste. Wird er es noch lange, wird er es vielleicht immer bleiben? Die Sache verdiente Erwägung. 35.

Die „Foreign reminiscences" von Lord Holland und Talleyrand.

Die unlängst in London erschienenen „Foreign reminiscences" aus der Feder des verstorbenen Lords Holland — eines öffentlichen Charakters, der seiner warmen Freiheitsliebe, seines aufrichtigen Hasses gegen Alles was Unterdrückung heißt und seines unermüdeten Schaffens und Wirkens im Gebiete der religiösen Toleranz halber bei der Nachwelt in Ehren bleiben wird — sind nicht Das was man geschichtliche Memoiren im großen Stil nennt; auch geben sie, obwol die ereignißstrotzenden Jahre von 1791—1821 umfassend, Nichts weniger als eine raisonnirende Uebersicht dieser inhaltsschweren Jahre. Sie sind aber ein höchst interessantes Anekdotenbuch und stellen, weit entfernt eine eigentliche Galerie von Zeitportraits zu liefern, doch so manche berühmte und welthistorische Persönlichkeit, so manche denkwürdige Einzelthatsache in ein neues interessantes Licht. An individuellen Charakterzügen aus persönlichem Umgang mit den Totalitäten jener Zeit geschöpft ist das Werk überaus reichhaltig. Oeffentliche Charaktere wie Mirabeau, Talleyrand, Pozzo di Borgo, Guizot, de Broglie, Alava, Everett, Arguelles, Czartoryiski, Washington Irving figuriren als Prosopa dieses Gedenkbuchs, und da der Autor bereits im Jahre 1791 (erst 19 Jahre alt) seinen ersten Ausflug nach Frankreich machte, so fehlt es auch dieser allerdings für einen jungen Lord bedenklichen Epoche nicht an interessanten Details über den unglücklichen König, den Herzog von Orleans, die Königin Marie Antoinette, die Herzogin von Angoulême und den in mehr als einer Beziehung unwürdigen Calonne, wennschon sich der „große Blick" in die welterschütternden Ereignisse bei dem Autor selbst vermissen läßt, was man von einem 19jährigen Jünglinge auch kaum erwarten kann. Die Wirthschaft der Marie Antoinette anlangend, so ist sie bekannt und historisch constatirt genug. Neues läßt sich über dies Capitel schwerlich aus irgend einem Gedenkbuch beibringen; man kann nur immerfort den Ausgang eines Wesens beklagen dessen normaler Leichtsinn auch nicht einen Augenblick seines Daseins zu dem ernsten Bewußtsein seiner Stellung gelangen konnte. Die leichtsinnigste der Königinnen war vielleicht auch die leichtsinnigste der Frauen. Ob Lord Holland gerade der Mann war einem Charakter wie Talleyrand eine neue Seite abzugewinnen, möchte ich bezweifeln, jedenfalls hat aber von seiner Seite ein hohes Interesse für diesen Charakter stattgefunden, denn ein bedeutendes Volumen des Werks ist dieser in der neuern Geschichte gewiß einzigen Persönlichkeit gewidmet. Allerdings faßt der gute Lord den feinen Talleyrand immer nur als den Mann der „Gesellschaft"; allein Dies darf nicht verwundern in einem Buch das eben wenig mehr als eine gesellschaftliche Bedeutung haben soll. Gerade so betrachtet aber imponirt Talleyrand am furchtbarsten durch die grandiose Unfehlbarkeit seines classischen Witzes. Der Witz Talleyrand's ist eigentlich der Witz in seiner exclusiv-vornehmsten Gestalt; er ist die Crême des Witzes. Subjectiv ist er noch mehr — er ist Talleyrand's Charakter selbst. Voltaire war witzig, aber sein Witz war positiv-boshaft. Talleyrand's Witz ist nur negativ-boshaft, besser gesagt: er ist der Witz der feinsten Gesellschaft, die stets negativ ist, der Witz des negativen Genies, und darum ist er der classische Typus allen Witzes. Es gibt gar keinen gutmüthigern Gevatter als den Witz Périgord's — nur das Eine: daß es der Gevatter stark hinter den Ohren hat. Man kann noch weiter gehen und sagen: die Chronologie der Talleyrand'schen Witze ist die Geschichte seiner Zeit, denn es gibt kein einziges Evénement — und wer hat deren größere und mannichfaltigere erlebt und hervorgerufen als er? — darin welches nicht ein Witz Talleyrand's accompagnirt hätte. Das ist das Große dieses abgefallenen aber classischen Geistes daß er die Zeit schaffen hilft und sie doch verhöhnen kann.

Einige köstliche persönliche Witze Talleyrand's, die uns der Autor der „Foreign reminiscences" aufbewahrt hat, dürfen wir dem Leser nicht vorenthalten: Chateaubriand klagte einmal zu einer Zeit lebhaft über Taubheit an der er leide, und diese Klage machte, einer Zeitungsente zu vergleichen, alle pariser Cirkel durch. „Je comprends", sagte Talleyrand, „depuis qu'on a cessé de parler de lui, il se croit sourd." Einen albernen Gecken, der die große Schönheit sei-

ner Mutter rühmte, natürlich nur aus dem Grunde um (par droit de naissance) die gleiche Eigenschaft für sich selbst zu beanspruchen, warf Talleyrand sarkastisch ein: „C'était donc Mr. votre père, qui n'était pas si bien." Zwei Prachtstücke von bonmots und echt Talleyrand'sche Geisteskinder sind die nachstehenden: Eine junge Dame, etwas coquetter Natur, hatte bereits mehre vergebliche Versuche gemacht Talleyrand in ihr Gespräch zu ziehen. Endlich keinen Anknüpfungsfaden mehr findend, fragt sie ihn wie ihr ihr Kleid stehe? Talleyrand schlägt auf diese Frage ruhig die Augen zu ihr auf, prüft musternd die reizende Fragerin von der Büste herab bis zur Fußspitze, dann gibt er mit der ganzen Ernsthaftigkeit eines unfehlbaren Kleiderkenners zur Antwort: „Madame, elle commence trop tard, et elle finit trop tôt." — Talleyrand hatte eine zeitlang Frau von Staël den Hof gemacht. Er gab dieses Verhältniß auf um eines neuen willen mit einer gewissen Madame Grand, die weder für allzu reizend noch für allzu geistreich galt. Talleyrand aber rechtfertigte den Tausch durch folgende Bemerkung: „Il faut avoir aimé Madame de Staël, pour connaitre tout le bonheur d'aimer une bête!" Kann es ein schneidenderes zweispitzigeres Equivoque geben? Und es klingt doch so gar einfach-treuherzig. 65.

Eine englische und französische Uebersetzung des Rig-Veda.

Seitdem die Sanskritsprache als die älteste und reichste Sprache des indogermanischen Sprachstammes erkannt worden, sind die in derselben niedergeschriebenen Literaturschätze von einem Jones, Wilkins, Wilson, Bopp, Burnouf, Langlois u. s. w. allmälig aus den Tempelarchiven zu Tanjora, Ramisseram und Travankore, aus den Privatbibliotheken zu Bhatgoong, Nepaul und Benares zu Tage befördert worden. Wir kennen das Theater der Hindus, die Heldengedichte „Ramayana" und „Mahabharata" und das Gesetzbuch Manu's. Jetzt hat man sich auch die Handschriften der Vedas und ihre Commentare verschafft; man kann jene Bücher endlich lesen in denen die unwissende Philosophie des 18. Jahrhunderts Waffen gegen das Christenthum zu finden glaubte. Und während die Doctoren Max Müller in London und Roer in Kalkutta die Veröffentlichung der Vedas in ihrer Ursprache unternahmen, fügte es der Zufall daß zwei gelehrte indische Sprachforscher, Wilson und Langlois, sich zu gleicher Zeit an die Uebersetzung derselben gemacht haben. Von Jenem ist: „Rig-Veda-Sanhita, a collection of ancient Hindu hymns, translated from the original sanscrit, by H. H. Wilson", und von dem Letztern: „Rig-Veda, ou livre des hymnes, traduit du sanscrit par M. Langlois", erschienen.*)

Der Sanskrit oder die alte Hindusprache verhält sich zu der neuen Hindusprache wie die romanische zum Lateinischen, nur daß Das was bei Letztern die Barbaren waren, bei den Hindus die Muselmänner und deren Sprache war.

Eigentlich gibt es nur drei Vedas, Rig-Veda oder Lobveda, Yadschur-Veda oder Opferveda und Sâma-Veda oder Liederveda; der Atharva-Veda oder Priesterveda ist eigentlich nur ein Supplement zu den drei andern. Der Rig-Veda besteht aus religiösen Hymnen an die Rischis oder Heiligen, von denen manche durch berühmte Legenden bekanntgeworden sind. Er ist der berühmteste Veda und besteht aus etwa 10,000 Doppelversen. Sein Ursprung datirt aus den Zeiten Mosis und er wurde lange Zeit nur mündlich fortgepflanzt bevor er geschrieben wurde. Er enthält keineswegs philosophische Gedanken verwebt mit ziemlichen mythologischen Bildern, sondern nur den einfachen Cultus der Elemente mit einer Art von symbolischem Pantheismus. Damals war der Gott noch unbekannt und Brahma das Feuer, Schiwa die Luft und Wischnu die Sonne. Nicht einmal das Kastenwesen kannte man und dieses ist doch mindestens 1500 Jahre alt. Die Opfer bestanden in Libationen, Gebeten und Lobliedern. Gewöhnlich wurden die Götter um irdische Güter gebeten, um Reichthum, langes Leben, Kühe, Pferde und Dergleichen.

Außer diesen Streiflichtern, die die Hymnen des Rig-Veda auf die alte Religion werfen, lassen sie uns auch die politische und sociale Lage der alten Inder erkennen. Es war ein Viehzucht treibendes und ackerbauendes Volk, dem Handel, Schiffahrt und Gewerbe nicht fremd waren. Das Land war in kleine Provinzen getheilt, die oft miteinander in Feindseligkeiten lagen; wir erfahren ferner daß die sogenannten Sonnen- und Mond-Dynastien noch nicht begonnen hatten.

Der größte Theil der Hymnen ist dem Agni (Feuer) oder dem Indra (Firmament) gewidmet; viele sind auch den Winden, den Aswins, Reitern welche den Tag und die Nacht vorstellen, dem Himmel, der Erde und andern niedern Gottheiten geweiht.

Der Rig-Veda zerfällt wie alle heiligen Bücher der Inder in zwei Theile; der erste enthält die Hymnen, der zweite prosaische Abhandlungen über Fragen der Theologie und Liturgie. Wilson und Langlois haben Beide nur den ersten Theil übertragen und zwar hat sich der Erstere streng an den Text gehalten, was Langlois vermieden hat, um den an sich sehr dunkeln Stil genießbarer zu machen.

Wir geben zum Schlusse noch einige Strophen welche auf Agni, das Feuer, gedichtet sind; dieses erscheint als eigentliches Feuer, als Blitz und Licht der Himmelskörper:

„Belebt vom Hauche des Windes, erhebt Agni sich leicht über den Holzstoß, prasselnd mit Gewalt unter den Trankopfern die aus den heiligen Gefäßen fließen. O Agni! Mit dem Ungestüm des Stiers stürzest du dich auf deine Nahrung, du breitest immer erneut deine Flamme aus und zeichnest deine schwarze Spur."

„Mit deinen Flammenzähnen ergreifst du den Holzstoß, angeblasen vom Winde. Da herrschst du wie der mächtige Stier inmitten der Heerde. Durch deine Gewalt erhebst du dich in die Luft; du bist unzerstörbar. Alle lebendigen und todten Wesen fürchten deine Berührung."

„Zuerst von allen Opfernden welche in dem heiligen Gepränge die sieben Schalen des Priesters geehrt haben komme ich, um dieses Agni, den Vertheiler aller Wohlthaten, durch meine Gaben zu ehren; ich wende mich zu ihm, dem kostbarsten der Wesen."

„Sohn der Stärke! Schütze deine Freunde, gewähre uns, deinen Lobpreisern, heute ein Glück ohne Rückhalt. O Agni! Kind heiliger Speisen, sei für uns gleich einer eisernen Rüstung und befreie Den der dich besingt von dem Schmuze des Unglücks." 13.

*) Eine deutsche Uebersetzung des Rig-Veda, nebst Text, Anmerkungen und erläuternden Abhandlungen, von Max Müller wird später in der Verlagshandlung d. Bl. erscheinen. D. Red.

Notizen.

Ungedrucktes von Burns.

Eine schottische Zeitschrift, „Glasgow citizen", erzählt: „Während seines Aufenthalts in Edinburg wurde Burns von einem Freunde in das Atelier eines rühmlichst bekannten Malers eingeführt, welchen er bei einer Darstellung von Jakob's Traum beschäftigt fand. Nachdem er die Arbeit sorgsam geprüft, schrieb er auf die Rückseite einer kleinen, von der Familie des Künstlers treu bewahrten Skizze folgende Zeilen:

Dear —, I'll gie ye some advice,
You'll tak it no uncivil:
You shouldna paint at angels mair,
But try and paint the d—l.

To paint an angel's kittle wark,
Wi' auld Nick there's less danger;
You'll easy draw a weel-kent face,
But no sae weel a stranger.

Wahlenberg.

Nach Briefen aus Schweden ist Wahlenberg, der berühmte Botaniker und Geolog, Professor an der Universität Upsala und Director des dortigen botanischen Gartens, in einem Alter von 71 Jahren zu Stockholm vom Tode aus dem Leben abgerufen worden. Dreißig Jahre lang hat er alle Länder Europas zu wissenschaftlichen Zwecken bereist und den reichen Schatz seiner Forschungen in mehren gelehrten Werken niedergelegt. Laut seines letzten Willens ist die Universität Upsala, auf welcher er studirt und bei welcher er im Laufe von fast 43 Jahren verschiedene Stellen bekleidet hat, alleinige Erbin seiner Sammlungen, seiner Bibliothek und seines literarischen Nachlasses. 31.

Gelehrte Kinder.

Unter den zahlreichen Wunderkindern war Christian Heinrich Heinecken vielleicht das merkwürdigste, geboren zu Lübeck 1721. Man erzählt daß dieser ungewöhnliche Knabe mit zehn Monaten Geographie so gut als alte und neue Geschichte kannte, und daß er schon im Alter von zwei und einem halben Jahre geläufig französisch und lateinisch reden konnte. Man brachte ihn in seinem vierten Jahre nach Dänemark, wo er den König und die königliche Familie haranguirte. Sein Körper war zart und schwächlich, und jeder andern Nahrung als der Milch seiner Amme zeigte er sich abgeneigt. Er starb 1725 im vierten Jahre seines Alters und sein Tod soll so erbaulich gewesen sein daß er die Umstehenden in noch größeres Staunen versetzte als die wunderbaren Kenntnisse welche das Kind während seines kurzen Daseins entfaltet hatte.

Die Jungfrau Maria und die spanische Regierung.

Der Spanier aus dem Volke pflegt dem Wanderer folgende Anekdote gern zu erzählen: Als Ferdinand III. Sevilla errang und starb, entging er dem Fegefeuer, weil er ein Heiliger war; und Santiago (St.-Jakob) stellte ihn der Jungfrau Maria vor, welche ihn auffoderte einige Wohlthaten für sein geliebtes Spanien zu begehren. Der Monarch bat um Oel, Wein und Korn — zugestanden; um sonnigen Himmel, tapfere Männer, schöne Weiber — zugestanden; um Cigarren, Reliquien, Knoblauch und Stiere — ebenfalls bewilligt; um eine gute Regierung — „Nein nein", sagte die Jungfrau Maria, „die kann man nimmer gestatten, denn wenn man auch die noch verliehe, dann bliebe kein Engel mehr einen Tag im Himmel." 8.

Bibliographie.

Baader's, F. v., sämmtliche Werke. Systematisch geordnete, durch reiche Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften sammt dem Nachlasse, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: F. Hoffmann, J. Hamberger, A. Lutterbeck, F. v. Osten, E. A. v. Schaden u. C. Schlüter. 1ster Band: 1. Hauptabtheilung, Systematische Sammlung der zerstreut erschienenen Schriften. 1ster Band — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften zur philosophischen Erkenntnisswissenschaft als speculative Logik. Herausgegeben von F. Hoffmann. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Cöllen, F. A., Reise-Album vom 15. bis zum 22. Lebensjahre. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 4 Kupfern. Bonn. 1850. Gr. 16. 24 Ngr.

Eiselein, J., Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung. Konstanz, Meck. 8. 20 Ngr.

Zwei Erzählungen alter Leute. Der Krüppel. Die Admirals-Tochter. Vom Verfasser von: „Mount Sorel, Emilia Wyndham" ꝛc. Nach dem Englischen von M. B. Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Fata Morgana. Spiegelbilder aus der Vergangenheit aller Völker. Original-Novellen treu nach authentischen Geschichtswerken. 1ster Band. 12 Hefte. Berlin, Sacco. Gr. Lex.-8. à 5 Ngr.

Fischern, H. Frhr. v., Der deutsche Nestor oder die Grundwahrheiten für Kirche und Staat in ihrer reinmenschlichen sittlichen Einheit. Ein Versuch, alle Gebiete des Lebens und Wissens auf das im reinen lebendigen Christenthume ausgesprochene oberste metaphysische Weltgrundgesetz des Geistes der Einheit, der Liebe zurückzuführen. Saalfeld, Niese. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goehring, C., Geschichte des Polnischen Volkes von seinem Ursprunge bis zur Gegenwart. Anhang. Geschichte der Jahre 1847 bis 1850. Mit Mieroslawski's Portrait in Stahlstich. Leipzig, Meißner. Gr. 16. 10 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben. Heimatklänge. Lieder. Mainz, Wirth Sohn. 8. 5 Ngr.

Horn, U., Von Idstedt bis zum Ende. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

James, G. P. R., Gowrie, oder des Königs Complott. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Jarisch, H. A., Blicke in das Leben der Thiere oder Forschungen über die Thierseele. Wien. Gr. 16. 27 Ngr.

Köberle, G., Heinrich der Vierte von Frankreich. Tragödie in 5 Acten. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 16. 1 Thlr. 22 ½ Ngr.

Mayer, C., Liederblüthen. Ein Buch lyrischer Gedichte. Linz, Fink. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nees von Esenbeck, C. G., Vergangenheit und Zukunft der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Breslau. Gr. 4. 20 Ngr.

Ortenburg, H. v., Nachtblüthen. Erzählungen. 2te Auflage. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Raumer, G. W. v., Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy. Historische Skizze. Mit einer Karte der Insel Wollin. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Ungarns politische Charaktere. Gezeichnet von F. R. Mainz, Wirth u. Sohn. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ungarns Selbständigkeit im Interesse von Europa. Aus einer ungarischen Handschrift übersetzt von Garambüsy. Leipzig, Matthes. 8. 15 Ngr.

Vehse, E., Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Waldau, Max, Cordula. Graubündner Sage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Küchenmeister, C. J., Die Sonnenfinsternisse. Mit besonderer Bezugnahme auf die am 28. Juli d. J. stattfindende totale Sonnenfinsterniß faßlich dargestellt. Nebst einer Einleitung über die Mond- und Erdbahn im Allgemeinen und einem Verzeichnisse sämmtlicher im gegenwärtigen Jahrhundert noch eintretender Sonnenfinsternisse. Mit 2 Figurentafeln. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Die innere Mission und ihr Vater. I. 2. Auflage. Hamburg, Richter. Gr. 8. 4 Ngr.

Sachse, C. F. H., Predigt zur Eröffnung des Landtags für das Herzogthum Sachsen-Altenburg am 12. Juni 1851. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 2½ Ngr.

Souchon, A. F., Der Glaube an den heiligen Geist. Predigt am Sonntage Exaudi, den 1. Juni 1851 gehalten. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1½ Ngr.

Thetter, F., Freimüthige Aeußerungen über die Verhältnisse der Wiener-Volksschulen. Wien. Gr. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIV und XV des Literarischen Anzeigers.)

37. **Althaus (E.) (Emile d'Estrées), Leid und Lust.** Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

38. **Beaumont (Mad. Leprince de), Le Magasin des enfants.** Revu et augmenté de nouveaux contes par Mme. *Eugénie Foa*. Seconde édition. In-8. Geheftet 24 Ngr.; gebunden 1 Thlr.

39. **Burg (Gerhard), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.

40. **Castres (G. H. F. de), Phonologie française au dix-neuvième siècle**, suivie d'un Cours de lecture et de débit à l'usage des écoles supérieures d'Allemagne. In-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

41. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Achtes bis zwölftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., in einer Prachtausgabe 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist, sowie ausführliche Anzeigen, in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 5 Ngr. berechnet.

42. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Monographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Zehnte Abtheilung: Gewerbswissenschaft (Technologie). (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die erste bis neunte Abtheilung, deren jede einzeln zu beziehen ist, enthalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.

Ein vollständiges Register über den Bilder-Atlas ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

43. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Tome XX. 8. 15 Ngr.

Der 12. bis 17. Band dieses Romans führen auch den besondern Titel:
Le Collier de la Reine. 6 vol. 8. 3 Thlr.
Der 18.—20. Band enthalten unter besonderm Titel:
Ange Pitou. Tomes I—III. 8. Preis des Bandes 15 Ngr.
In demselben Verlage erschien früher von A. Dumas:
La Dame de Monsoreau. 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

44. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Fünfte Abtheilung: **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie**, nach den neuesten Quellen bearbeitet von **A. Moser** und **J. C. Strahl.** Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Die frühern Abtheilungen dieser Encyklopädie enthalten:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. **L. Rochmann.** 1844. 3 Thlr.
II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. **L. Posner.** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
Der erste Band umfaßt die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).
III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. **A. Moser.** 1845. 2 Thlr.
IV. **Geschichte der Medicin.** Von Dr. **E. Morwitz.** Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.

45. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Sechsundsechzigstes und siebenundsechzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden in der Regel zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

46. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Siebenter Band. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste bis vierte Band kosten jeder 1 Thlr., der fünfte und sechste Band jeder 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:
Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. 1845—50. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

In besonderer Ausgabe erschienen 1850 und sind einzeln zu beziehen:
Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. —

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842–50. 5 Thlr. 25 Ngr.

Neue Novellen. I. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

Ferner ist von jetzt an durch mich zu beziehen:

Karl Gutzkow's Portrait. Gestochen von A. Wegener. Gr. 4. 10 Ngr.

47. **Kirsten (A.), Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

Raumer (F. v.), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.

Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt. Zwei Bände. Mit einer Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. 6 Thlr.

48. **Die Kurmark Brandenburg** im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Erster Band. Nebst zehn Beilagen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Gr. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

49. **Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Erster Band. Mit 18 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Species Algarum. Gr. 8. 1849. 7 Thlr.

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

50. **Lamartine (A. de), Le Tailleur de pierres de Saint-Point.** Récit villageois. In-8. Broché. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Geneviève. Histoire d'une servante. In-8. 24 Ngr.

Les Confidences. In-8. 1 Thlr.

Nouvelles Confidences. In-8. 12 Ngr.

Raphaël, Pages de la vingtième année. In-8. 22½ Ngr.

Histoire de la révolution de 1848. 2 vol. In-8. 2 Thlr.

Histoire des Girondins. 8 vol. In 8. 8 Thlr.

Geschichte der Girondisten. Aus dem Französischen. 8 Bände. 8 Thlr.

51. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Euthydemos, oder der Silbenstecher. — Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron, oder von der Gottseligkeit. Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton, oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos, oder die Wortbildung.

Der erste Band (1850) hat denselben Preis und enthält:

Jon, oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere, oder das Schöne. — Hippias der Kleinere, oder die Lüge. — Alkibiades der Erste, oder der angehende Staatsmann. — Lysis, oder die Freunde. — Charmides, oder die Besonnenheit. — Laches, oder die Tapferkeit. — Protagoras, oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite, oder das Gebet.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von **H. Müller.** Drei Bände. Gr. 8. 1843–46. 5 Thlr. 12 Ngr.

52. **Prutz (R.), Das Engelchen.** Roman. Drei Theile. 12. Geh. 5 Thlr.

53. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Von E. Schulze erschien ebendaselbst:

Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. 1849. Gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. 1844. 1 Thlr. Mit Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

54. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome IX. In-8. Geb. Preis des Bandes 15 Ngr.

Der erste bis achte Band (1850—51) kosten zusammen 4 Thlr.

55. ——— **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Neunter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der erste bis achte Theil (1850—51) kosten zusammen 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 113. —— 9. August 1851.

Inhalt.

Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von Eduard Boas. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. 1851. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die vorliegende gründliche Schilderung eines so auffallenden und bedeutsamen Phänomens wie der Xenienkampf muß als ein überaus erfreulicher Zuwachs für das Gros unserer Literargeschichte bewillkommt werden, und sind wir dem Verfasser umsomehr zu Dank verpflichtet als in der That nur ein so sehr von Liebe zur Sache befeuerter Fleiß sich mit Aussicht auf Erfolg der Aufgabe widmen konnte einen so verwickelten Knäuel möglichst zu entwirren. Je klarer und anschaulicher das Dargestellte selbst geworden ist, desto klarer treten auch die Hindernisse hervor die zunächst überwunden werden mußten, und, wäre Boas nicht ohnehin als ebenso rastloser als rüstiger Forscher auf allerschwierigstem Felde bekannt, so würde man nicht umhinkönnen oft ausdrücklich den Muth zu rühmen, der sich selbst dort wo Alles pfadlos zu werden schien nicht vom Vorwärtsdringen abschrecken ließ.

Die historische Thatsache, die Xenienfehde selbst bietet, jenachdem sie vom Standpunkte ihrer Zeitgenossen oder von dem unserigen betrachtet wird, zwei wesentlich verschiedene Bilder.

Man darf nicht verkennen — und dieser Umstand tritt sogar bei Gelegenheit des Xenienkampfes sprechend hervor — daß in den Tagen welche der Fehde zum Hintergrunde dienen trotz aller Spaltungen immerhin noch Etwas wie ein Zusammenhang in der gelehrt-schönwissenschaftlichen Welt existirte. Corporatives Zusammengehören und solidarisches Zusammenstehen war allerdings nicht durch Umrißlinien bestimmt, aber esprit de corps war nichtsdestoweniger vorhanden, und selbst ein äußeres Band ließe sich im Wesen der damaligen Journalistik finden. Dieser quasi-Körper, gebildet von gelehrten Dichtern und poetisirenden Gelehrten, hatte die Tradition als souverainer Senat berufen zu sein die respublica literarum durch alle etwanigen Stürme zu leiten. Stillschweigend oder ohnmächtig grollend war ihm dies Recht bisher immer zugestanden worden, er hatte stets das letzte, entscheidende Wort behalten. Es wäre demnach der ganz natürliche Lauf der Dinge gewesen, wenn die erste Empörung ein bündiges Verdammungsurtheil gegen die Rebellen, die Feinde göttlicher und menschlicher Ordnung zuwegegebracht hätte, da der Senat sich nun doch schier in corpore angegriffen sah und man seinen historischen Rechten ein nagelneues literarisches Naturrecht entgegensetzte. Ward ja doch den Senatoren an der Toga gezerrt, wies man ihnen doch statt curulischer Sessel die Schulbank oder gar den Erbsensack in der Armensünderecke zu; — die entsetzlich gewaltige Beredtsamkeit zweier Gracchen zugleich donnerte an ihr Ohr, was Wunder wenn sie zeterten: „Videant consules ne quid detrimenti capiat respublica!" Oder stürmten nicht die Titanen den Olymp, und waren Jene die sich für unsterbliche Götter hielten, obgleich keinem Sterblichen die olympische Heiterkeit fremder war als ihnen, nicht schon ex officio verpflichtet die Verwegenen mit Lastblöcken und Donnerkeilen zu vernichten? Man erwartete auch nichts Anderes, denn formell schienen sie im Rechte, und wenn das große Publicum, der skandalfrohe Haufe, auch im Augenblicke dem kühnen Handstreiche der Xenienschleuderer Beifall zujubelte, er gab darum seine alten Freunde nicht auf und schwelgte in der Hoffnung auf ein tüchtiges Handgemenge. Dessen daß der Angriff schon die entscheidende Schlacht gewesen, war Niemand und die Sieger selbst nicht bewußt. Die Schriftstellerwelt aber, vom Quartantenritter bis zum Artikelschmiede, war entrüstet, und, soviel warme Verehrer auch die Angreifer schon damals besaßen, keine Stimme von einigem Gewichte mochte den Angriff offen und laut in Schutz nehmen. Nach irgend einer Richtung hin war Jedermann der Ansicht daß — ein Unrecht geschehen sei.

Der Standpunkt von heute kehrt die Sache nahebei

um. Immerhin mag es der Aufstand der Gracchen gewesen sein; die heutige Geschichtsanschauung läßt die Gracchischen Wirren als einen Aufruhr des Senats gegen berechtigte Foderungen erscheinen. Zudem erlag diesmal der Senat, und hätte auch Manso gern den prügelnden Saturnius gespielt, und hätte auch manch Anderer gern wie Septimuleius für einen mit Blei gefüllten Kopf 17 Pfunde Goldes verdient, die Gelegenheit dazu fand sich eben nicht. Auch die Blitze des Zeus sehen wir nicht in Nicolai's oder Reichardt's Händen, wir meinen sogar daß die Mehrzahl der Getroffenen nur dem vernichtenden Angriffsstrahle die Weihe zur Unsterblichkeit verdankt. Vor unsern Augen stehen die „Rebellen" von 1796 als hohe, unantastbare Göttergestalten da, sie leben noch und haben Altäre und Opfer, während alle Dii minorum gentium die ihrerzeit Hekatomben foderten todt und vergessen sind. Was in jener Zeit noch eine Zukunft war, der Erfolg auch und die Folgen der That, all Dies wirkt auf unser Urtheil ein und läßt endlich die Abwehr sich in arg grellem Lichte zeigen. Aber es ist ein Anderes: draußen, mitten im blitzespeienden Unwetter gefährdet zu stehen, oder — wie wir jetzt thun — hinterher wenn der Sturm verbraust ist behaglich die gereinigte, erfrischte Luft zu schlürfen und sich des wohlthätigen Einflusses bewußt zu werden den der Kampf in der Natur auf die Natur selbst ausgeübt hat. Es ist ein Anderes: einen Platz zu räumen den man lange Zeit, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, unangefochten eingenommen hat, oder völlich parteilos, wie wir, einem Dritten Rang und Würde zuzuerkennen.

Trifft Boas ein erheblicher Vorwurf, so ist es der daß er Alles was zur Vertheidigung gehört ganz unter dem Einflusse der heutigen Anschauung schildert und, während er Schiller's und Goethe's stets mit Emphase gedenkt, auf Seiten ihrer Gegner fast nicht das geringste Anerkennenswerthe in Act setzt. Diese werden hierdurch so sehr „Pygmäen" daß sich, hätte er Recht, fast der ganze Kampf nicht begreifen ließe. Die Epigonen werden freilich, vom Meister bestimmt, sich Nicolai nur als langweiligen, breitspurigen, urphilisterhaften Proktophantasmisten vorstellen können, wie er denn jetzt schon den Meisten wenig mehr als durch die bekannte Soulagementsstelle im „Faust" erinnerlich ist. Gleichwol kann nur grobe Ungerechtigkeit dem Manne alles Verdienst absprechen. Dasselbe gilt, wie von Jacobs und vielen andern Verletzten, auch in hohem Grade von Manso. Mehr als ein Ne sutor ultra crepidam hatte Dieser nicht verwirkt. Eine solche Abfertigung war am Orte und hätte sollen zu dauernder Warnung in Breslau an die Katheder geheftet werden; denn Manso's Schatten spukt dort ab und zu noch jetzt. Manso, der tüchtige Philolog, war ein winziger Poetaster; Kannegießer, der gründliche Kenner neuerer Sprachen, taktfest als Forscher, wenigstens früher Breslau angehörend, wird als Uebersetzer mitunter einem Reime zu Liebe bis zur Komik taktlos. Wenn wir nicht irren ist es diese Terzine Dante's:

Allor fu la paura un poco queta
Che nel *lago* del cor m'era durata
La notte, ch' i' passai con tanta pieta —

in welcher er „lago" mit „Weiher" wiedergibt. Der Werth seiner Dante-Uebersetzung ist anerkannt und wird von uns nicht verkannt, aber man muß gestehen daß der Misgriff hier, da der Uebersetzer als „Ich" an die Stelle des Dichters tritt, Etwas von einer selbstironischen Parallele an sich hat. Daß das Herz des Dichters ein See sein soll, ein unergründlich tiefer, sturmbewegter, wogenrollender, Das läßt sich ganz gut hören; aber wer denkt bei einem Weiher nicht an Binsen, Schlamm und Unken? Schönborn, auch ein verdienter breslauer Philologe, macht es nicht besser. Er schreibt ein „christlich-germanisches" Programm über Goethe's „Faust", das bei all seinen wohlmeinenden Absichten auch den wohlmeinendsten Leser nicht davor schützt sich angesichts der reichen Naivetäten des gelehrten Herrn immer und immer wieder auf einem xeniendrohenden Lächeln zu ertappen. Manso's Schatten spukt.

Genug hiervon! Der Leser sehe dem Referenten seine breslauer Excursion nach, das Andere konnte nicht umgangen werden, wollten wir den Standpunkt des Werks feststellen und uns davon dispensiren in einzelnen Fällen auf die Auffassung zurückzukommen.

Die Arbeit zerfällt nach Angriff und Abwehr in zwei Theile.

Ein erstes sachliches Capitel erzählt von der Lage der „Horen" im Jahre 1795. Die Angriffe der nicht engagirten Kritik auf diese Zeitschrift, welche wirklich nicht gehalten hatte was sie versprochen, stehen unter den äußern Veranlassungen der Xeniendichtung in erster Reihe. Mancherlei persönliche Reibungen kamen, da Schiller und Goethe sich von vornherein exclusiv gegen die große Clique verhielten, hinzu, und diese reizten zunächst in Goethe den Gedanken wach die deutschen Journale mit einer Reihe von Epigrammen zu bedenken. Man kann sagen daß verletzte Eitelkeit die Mutter eines epochemachenden Ereignisses wurde. Schiller ging mit seinem gewöhnlichen Feuereifer auf den Plan ein, und wie dieser nun unwillkürlich über seinen ersten Rahmen hinauswuchs, wie aus einem engen, mehr neckischen Strafgerichte fast absichtslos jene große, segensreiche Oppositionsmine wurde, die den halben Parnaß, das privilegirte Zopfthum und die Dictatur des Winkelmaßes in die Luft sprengte, wird in dem Abschnitte „Die Entstehung der Xenien" übersichtlich geschildert. Hierzu bot der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel bequeme Unterlagen. Vom Verfasser schwieriger zu geben und von uns schwieriger anzufassen ist der Aufsatz über „Chorizonten und Commentatoren". Hier ist überwiegend die Chemie der Kritik thätig, und, läßt sich auch auf Grund von Combinationen ein mal für alle mal entscheidend negiren, so bleibt doch, wir erinnern wiederholentlich daran, immer Hypothese was ohne andere Unterstützung als die Schlüsse der Kritik gesetzt wird.

Boas scheint uns mit Recht nicht sonderlich von der

Wichtigkeit eines durchgängigen Scheidungsprocesses durchdrungen zu sein; er nimmt ihn auf und geht auch in Beantwortung dieser Frage weiter als man vor ihm gekommen war: — er würde es aber in jedem Falle, selbst mit Unlust, gethan haben, da er einen bereits vor ihm angeregten Punkt nicht umgehen konnte ohne sein Bild für unvollständig zu erklären.

Für die Literargeschichte hat nur die ganze Thatsache des Xenienkampfes hohe und ernste Bedeutung; nicht dies oder jenes Distichon beschwor das Unwetter herauf und brachte die Revolution, die neue Zeit der deutschen Literatur in Schuß: die Xenien konnten nur en masse ihre großartige und nachhaltige Wirkung haben. Weitern literarhistorischen Zwecken wird also die Mühe der Chorizonten keinen Vorschub leisten, und in der That sind auch psychologische Streiflichter für die Charakteristik der beiden Dichter Alles was sich gewinnen läßt. Das ist nun eine wunderliche Sache, denn es versteht sich von selbst daß wir das Räthsel nur lösen weil wir die Bedeutung des Räthselwortes im voraus wissen. Wir schließen aus den durch Namen bestimmten Xenien auf die Eigenthümer zurück, was wir als uns von der Weise der Dichter ohnehin bekannt zuerst als Mittel für die Bestimmung verwendet haben; bestenfalls bringen wir das von den uns bereits vorschwebenden Charakterbildern Entlehnte denselben hernach wieder mit einigen Ertragsprocenten in Einnahme. Gervinus bezeichnet in wenig Zeilen treffend jene Distichen die für solches Experimentiren von Werth sind. Sie haben am meisten Charaktergepräge, weil sie ihre Verfasser am leichtesten verrathen. Aus ihnen ergeben sich denn auch die von Boas (I, 47) zusammengestellten Grundlinien der epigrammatischen Weise Schiller's und Goethe's: — diese sind das letzte nutzbringende Resultat der Scheidung, aber zugleich nicht ganz das Verdienst späterer Chorizonten, da die Dichter selbst hierin das Beste gethan hatten. Nahebei gibt auch J. W. Schäfer zu daß die Bestimmung der übrigen, minder prägnanten Disticha, wenn nicht unmöglich, doch müßig sei. Wir glauben daß die Durchführung der itio in partes am meisten Reiz als eine Scharfsinnsprüfung für den Scheidekünstler selbst hat. Dieser Reiz ist groß, obgleich auch die glänzendsten Erfolge keine weitern Consequenzen haben, er läßt die einmal ausgesprochene Frage nicht mehr ruhen und ist sogar, wie man sehen wird, ansteckend.

Was die durchgängige Zutheilung erschwert und immer noch eine Controverse zulassen wird, ist ein zwar angezweifelter, aber darum doch nicht unwahr gemachter Umstand. Es hat nämlich offenbar während der Dichtung der Epigramme zwischen ihren Vätern Etwas wie eine Gedankenfusion, wie ein Ideentausch stattgefunden. Wir wundern uns darüber daß Boas eine J. W. Schäfer'sche Bemerkung über einen Ausspruch Goethe's, der sich bei Eckermann findet, eher unterstützt als zurückweist. Jene Aeußerung: „Oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall", ist weder unwahrscheinlich noch gar, wie Schäfer meint, „der Natur des dichterischen Schaffens zuwider". Es ist nie einem Dichter eingefallen eine derartige Behauptung, zumal so accentuirt wie hier, auszusprechen, und daß wir in diesem Falle nur den Künstler selbst für competent halten, kann uns Niemand verargen. Es ist selbst beim Epigramme eine bare Unrichtigkeit daß Gedanken und Form in Einem und vor allem a tempo geboren werden müssen. Letzteres wird nur selten geschehen und unter die Ausnahmsfälle glücklicher Improvisation gehören. Die Theorie mag hundert mal sagen: So muß es sein! Die Praxis macht es doch wie sie nicht anders kann. An das wirklich Fertige läßt sich immer jede beliebige Regel anpassen, daß die Regel aber jemals vorwiegend als Nöthigung, Gesetz und Basis der Production aufgetreten, wäre etwas schwer zu erhärten. Bei solchem Zusammenarbeiten wie bei Entstehung der Xenien ist nun gar ein Entlehnen und Gestalten des fremden Gedankens ganz unausbleiblich. Die Details ihrer Genesis unterstützen Goethe's Worte und weisen das gegenseitige Eingehen direct nach; und endlich zeigt der Briefwechsel zur Evidenz wie oft im Verkehre der beiden Dichter vom Andern Erdachtes auch außerhalb des Xenienkreises eigenst eigen gestaltet wurde. Das Durchsprechen von Plänen, Aenderungsvorschläge, neue Skizzen von Scenen, all diese Acte kritischer Thätigkeit, gleichviel ob dem Manuscripte oder Gedrucktem gegenüber vorgenommen, bringen fremde Gedanken in fremde Form und wurden bekanntlich gerade zwischen Goethe und Schiller nie abgelehnt, sondern sorgfältigst benutzt. Ueberhaupt müßte man der Kritik jeden fruchtbringenden Einfluß auf das Werden oder die Zukunft einer literarischen Arbeit absprechen, wenn man jenen Satz gelten ließe, und die Kritik selbst würde dadurch fast nur zu jener scheeläugig schadenfreudigen Misgriffsdenunciantin degradirt als welche sie G. E. Lessing so sehr zuwider war. Befremdlich bleibt es, wie gerade eine achtbare kritische Stimme eine Formel finden konnte die alle directe Kritik zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Die Deutung der Xenien wird, wo sich etwa noch eine oder die andere Lücke kundgibt, jetzt da eine so umfassende Arbeit vorliegt, unschwer zur Vollständigkeit gebracht werden können. Es ist eine bekannte Sache daß der Zufall oft, und müßte er die Gestalt eines alten Anekdotenjägers nehmen, gern zu Hülfe kommt, wenn erst die überlegte Forschung das Möglichste gethan hat. An solch mächtigen Baum wie das Werk von dem wir reden, wird gewiß im Laufe der Zeit noch manches, im Augenblicke verwehte Blatt anfliegen.

Alte Deutungen erhielten ihre endgültige Fassung, irrige wurden emendirt und neue gefunden. Das Wie mag man, da wir nicht die Absicht haben zu excerpiren, bei Boas selbst nachlesen.

Die I, 54 angezogene, und in der Anthologie auf das Jahr 1782 mit der Chiffre „D" (Schiller) versehene „Grabschrift eines gewissen — Physiognomen" lautet dort wie folgt:

Weß Geistes Kind im Kopf gesessen,
Konnt' er auf jeder Nase lesen:
Und doch — daß er es nicht gewesen
Den Gott zu diesem Werk erlesen,
Konnt' er nicht auf der seinen lesen.
Conf. X. 12, 20 und 21 auf Lavater.

Als Verfasser von X. 128. Der „Leviathan" und die Epigramme:

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser,
Aber versuch' es einmal, Fisch! in den Lüften mit mir —

wäre bei der Beziehung auf Baggesen und der hierdurch gegebenen Verbindung mit X. 249 Goethe wahrscheinlicher, zumal da nur dann das „mit mir" seinen richtigen Sinn hätte. Indeß gehört das Distichon wol Schiller und darf darum die Düntzer'sche Deutung auf Manso nicht, wie Boas will, ohne Weiteres verworfen werden. Fliegende Fische sind keine wahren Flieger, sie schnellen heraus und klatschen bald wieder ins Wasser zurück. Das „mit mir" statt „mit uns" ließe sich dann, wenn wir die Xenien für die in der Ueberschrift genannten Epigramme nehmen, durch alleiniges Beziehen auf dies eine, direct herausfodernde Xenion erklären. Baggesen ist als „Leviathan" jedenfalls auffallender als Nicolai oder Manso; die Bezeichnung würde nur eine gute Folie haben, wenn sich etwa in der verlorenen Satire Baggesen's auf die „Venetianischen Epigramme" irgend eine leviathanische Redewendung befunden hätte.

Die Xenien auf Reichardt, von denen mit Recht mehre Schiller zugesprochen sind, zeigen aufs neue daß selbst dort wo bestimmte Anleitungen aus den persönlichen Beziehungen der Verfasser ihr Eigenthumsrecht greifbar zu machen scheinen, die Scheidung immer noch schwankend bleibt und mehr Schwierigkeiten bietet als Gervinus andeutet. „Baalspfaffen", X. 214, hält Referent für Eigenthum Schiller's. Die Charade X. 282 ist jedenfalls im Anhange mit „Salzmann" richtig gelöst und gehört, wie dort angegeben, Schiller. Da uns keine Bedenken aufgestoßen sind, die wir in schwebender Sache nur einigermaßen positiv begründen könnten, verfolgen wir Commentator und Chorizonten nicht weiter. Nur die beiden einleitenden Distichen S. 618 und 619 (Vielen) glauben wir noch Goethe vindiciren zu müssen. Die Noten der Frau von Schiller, die sonst, wie Boas treffend bemerkt, in diesem Abschnitte über allem Zweifel stehen, sind hier bedeutungslos, weil die Verse keine Beziehungen enthalten die den Chiffern ihre Zuverlässigkeit geben. Der Gedanke dieses kleinen Bouquets gehört ganz Goethe, also wahrscheinlich auch die Introduction; der Ton im „Neuen Pausias", eine so specifisch-Goethe'sche Wendung wie „Doch einige sind nur dem Auge, — Andere" u. s. w. und endlich die Schärfe aller diesem Kreise einverleibten Distichen Schiller's unterstützen unsere Behauptung, obgleich wir sie gegen Hoffmeister, Boas und die Chiffern Charlotte von Schiller's aufrechthalten müssen. Goethe hat indeß die andern, unzweifelhaft von Schiller verfaßten Doppelverse auch in den „Jahreszeiten" abdrucken lassen.

Dies ist der Angriff. Die Palme gehört Schiller, was freilich bei den Eigenthümlichkeiten beider Dichter Niemand Wunder nehmen kann. Hier war es wo sein intuitives, unmittelbares Fassen, jene rasche Prägnanz seines Urtheils die sich, namentlich im Briefwechsel, Goethe gegenüber so glänzend bekundet, und endlich die rücksichtslos geniale Frische mit der sich seine Arbeiten schmückten dem stetigen Erwägen und der überlegenen Weltklugheit seines Partner den Vorsprung abgewinnen mußte.

Der zweite Theil bringt die Abwehr. Sie bietet im Großen und Ganzen eine sehr traurige Schau. Das Gefühl einen gewaltigen Strafact zu vollziehen neben beneidenswerther Sicherheit wie sie nur aus dem Bewußtsein unantastbaren Eigenwerthes entspringen kann, gab bei den Angreifern auch dem mattesten und kleinsten Hiebe noch eine gewisse Größe, während auf Seiten der Gegner selbst die Größten im Kampfe mehr oder minder klein, Einige sogar niedrig auftraten. Es sind ihrer Wenige aus deren Rachezeilen sich auch nur annähernd das ruhige Selbstbewußtsein einer „Ebenbürtigkeit trotz alledem" herausliest das man ihrer damaligen Stellung nach hätte erwarten können. Die Klügsten schwiegen, und die Lautesten schienen unverschämt aus Verlegenheit, wie ja Menschen die keine Tournure haben in der Gesellschaft stets ihre Unbehülflichkeit durch Keckheit zu cachiren suchen, ohne zu bemerken daß sie dadurch erst recht ans Licht gestellt wird. Die Herren fühlten zwar nicht daß ihre Geltung eine usurpirte war, aber sie handelten instinctiv so als ob sie es fühlten, als ob sie wüßten daß sie bisher einen Senat ohne Senatoren gebildet hätten. Der Sieg der Xenienschleuderer offenbarte sich rasch dadurch daß die Angegriffenen im Innern an sich selbst irre wurden und, nachdem sie so den Boden erst unter sich wanken fühlten, alle Mittel ihrer Vertheidigung vergriffen. Auch an die Trotzigsten kam ein panischer Schrecken heran; eine düstere Ahnung raunte ihnen wie einst den Danaern vor Ilium zu daß sich es hier nicht darum handele gegen den Wurfspeer Hektor's oder die Pfeile des Paris standzuhalten, sondern daß der Ferntreffer Apollo selbst den silbernen Bogen erklingen lasse und zur Strafe für die Beleidigung seines Priesters beschwingten Tod durch das Lager sende. Aufregung und Verwirrung herrschten allenthalben; dann kamen die Eruptionen der Wuth. Wo diese nur eine ohnmächtige war, gebar sie plumpe, bäurisch-flegelhafte Wechselbälge; wo sie sich aber mit niedriger Gesinnung paarte, verkroch man sich scheinheilig hinter die Decenz, die Pietät, die Moral und ein Dutzend ähnlicher Altweiberschilder, setzte aber dabei natürlich erst recht allen Anstand außer Augen. Dieser jämmerliche Schanzenbau und diese schmuzig-persönliche Vertheidigung machen es Boas, dem Geschichtschreiber des Kampfes, nicht schwer die ganze Gesellschaft widerwärtig und unbedeutend zu geben; aber ein mal traten nicht Alle in dieser Weise auf, zweitens waren Viele unter ihnen bekanntlich Nichts weniger als absolute Nullen, und endlich steht

es ebenso fest daß sich die Xenien an manch wackerm Manne übel vergriffen hatten. Den Starken wird noch mehr gegeben, den Schwachen wird Alles genommen! Das steht schon in einem sehr „alten" Schriftsteller — und diesen hat sich Boas hierin zum Muster genommen.

Der Gegenkampf wird in seiner ganzen Ausdehnung auf das übersichtlichste geschildert, und beansprucht unser Interesse umsomehr als er eine große Menge vergrabenes und vergessenes Material zutagefördert und zum Ganzen vereint. Referent gesteht daß er bei Boas Mancherlei zum ersten mal sah, und muß sich, da ihm keine weiter zu benutzenden neuen oder unbeachteten Quellen bekannt sind, mit der Anzeige begnügen daß auch in diesem Theile das Vollständigste geboten wird was sich, solange der Zufall nicht Stoff zu Nachträgen liefert, wahrscheinlich für lange oder immer bieten läßt.

Wir hatten unsere ehrliche Freude an dieser trefflichen Arbeit und dürfen jedem Leser nach dem Maße seines Interesses an der Sache in gleicher Weise Genuß und Anregung versprechen. **Max Waldau.**

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Dritter und letzter Artikel.*)

Ungarns Gegenwart und Zukunft.

Es dürfte dem ausländischen mit den specifisch-ungarischen Verhältnissen nicht bekannten Leser schwer fallen aus dem Wuste der in der neuern Zeit über Ungarn erschienenen Schriften, aus dem Gezänke der gouvernementalen und freisinnigen Tagesblätter ein klares Bild der ungarischen Zustände zu gewinnen. Und doch wäre heutzutage Nichts leichter als eine Genesis jener denkwürdigen Revolution zu schreiben, welche das schöne blühende Ungarland entkräftet zu den Füßen des Siegers geworfen, aber auch Reich und Krone an den Rand des Abgrunds geführt hat. Die maßlosen Verdächtigungen einerseits, die hohlen, von dem Ziele abschweifenden Declamationen andererseits haben den Standpunkt wesentlich verrückt von dem allein die magyarische Erhebung zu betrachten und zu beurtheilen ist. Es hat sich in Ungarn nicht (wie volksfreundliche Publicisten glauben oder zu glauben vorgeben) um ein plus oder minus von Freiheit, um einen Sieg der reinen Demokratie gehandelt, sondern einfach um die Frage: ob die alte durch Urkunden verbriefte Verfassung des Landes zu Recht bestehe oder nicht, um die Behauptung jener nationalen Selbständigkeit, für welche der Ungar seit Jahrhunderten Gut und Blut eingesetzt und einen fortwährenden Kampf mit den Nivellirungsgelüsten des Hofs zu bestehen hatte. Ob diese Sonderstellung fortzubestehen oder aufzuhören habe, ist heute nur mehr (es ist hart Dies aussprechen zu müssen!) eine Frage der Convenienz und höhern Politik, über welche der Sieger allein, wenn er den Boden des Rechts und der Verträge verlassen will, als supremus arbiter zu entscheiden hat. Wenn wir daher in den vorausgegangenen Artikeln zur Beleuchtung der dem Leser vorgeführten Schriften von einem ungarischen Freiheitskampfe sprachen, so ist dieser Ausdruck nur insofern richtig als der Kampf des Rechts gegen die Willkür allerdings auch ein Kampf für die Freiheit ist, und die Ungarn in dem gegen ihre nationale Selbständigkeit geführten Streiche auch die Freiheit bedroht sehen mußten.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 69 — 71 und 168 d. Bl. D. Red.

Um die Richtigkeit dieser Behauptung nachzuweisen, sei es uns gestattet etwas weiter zurückzugehen, und — im scheinbaren Widerspruche mit der Ueberschrift dieses Aufsatzes — von Zeiten zu sprechen die längst vorüber sind. Wir sagen: im scheinbaren Widerspruche; denn die Parteien die sich früher in Ungarn um die Herrschaft stritten existirten bis in die neueste Zeit, ihre Namen waren dieselben, und zum Theil auch die Devise die sie auf ihre Banner geschrieben. Stillstand oder Reform, Ausbildung der nationalen Institutionen im Geiste der altungarischen Verfassung oder — im Metternich'schen Geschmacke, Dies waren die Fragen welche früher in den Journalen und Comitatsberathungen, später als auch die durch Lockungen bethörten „partes adnexae" Ungarns sich zur Hofpartei schlugen, auf den Schlachtfeldern entschieden wurden. Nach wie vor aber ist der höchste Adel des Landes mit wenigen Ausnahmen auch der Träger der nationalen Idee; immer noch ist die alte durch die Friedensschlüsse von Wien, Linz und Szathmár verbriefte und besiegelte Verfassung das „Ne plus ultra!" beider Parteien, sowol nach oben als nach unten. Erst in den Tagen der höchsten Exaltation, in der Fieberhitze des Kampfes war es möglich daß in dem strengmonarchischen Ungarn eine Partei Madaraß erstehen konnte welche offen die Rothe Republik anstrebte, nebst allem nothwendigen Zubehör dieser Staatsform, wie Guillotine, Bluthochzeiten und dergleichen unschuldige Vergnügungen mehr.

Jene Parteien nun, auf deren eine die vormärzliche Regierung sich stützte, während sie gegen die andere alle Hebel der List und Gewalt in Bewegung setzte, nannten sich in Ungarn wie auch anderwärts: die conservative und liberale. In dem wichtigsten Punkte, in der Lebensfrage Ungarns gingen sie zusammen; nicht so in den Fragen der Reform und des Fortschritts.

Daß die vormärzliche Regierung nicht auch gegen die ungarische Aristokratie (die im Grunde eine ebenso lästige Opposition bildete wie die Reformpartei) jene Mittelchen in Bewegung setzte die sie in andern Provinzen des Reichs mit Glück versucht hat, daß sie nicht auch hier wie in Galizien das Volk gegen den bevorzugten Adel ins Feld führte, hat seinen Grund in den eigenthümlich ungarischen Verhältnissen, deren Erörterung uns zu weit führen würde. Genug, der conservative Adel ging im Vormärz mit der Regierung Hand in Hand, schloß sich offen dem „Systeme" an, solange es sich blos um Reformen handelte, um Hebung des materiellen und geistigen Zustandes des Landes, Aufrechthaltung der Adels-

privilegien und Niederdrückung des „französischen" Geistes im Volke.

Die liberale Partei, auch Opposition genannt, hatte sich seit den zwanziger Jahren in Ungarn zu bilden angefangen, und ihr Streben war vorzüglich auf zeitgemäße Ausbildung der nationalen Institutionen gerichtet, auf Kräftigung der Municipalverfassung und Aufrechthaltung oder vielmehr Wiedererringung der im Sinne der Personalunion begründeten Selbständigkeit des Landes. Alle innern Reformen, wie die Adelsbesteuerung, Aufhören der Urbarialpflichtigkeit, Volksunterricht, Einführung eines Criminalcodex, die Avicitätsfrage, so wichtig an und für sich, waren doch nur Ausflüsse jenes Strebens, und blieben stets dem Hauptzwecke untergeordnet. Dies erkannte die Regierung und verfolgte in richtiger Würdigung der Tragweite jener Reformen mit unversöhnlichem Hasse die Partei von der sie ausgingen. Mit den bekannten Märzgesetzen hatte die Reformpartei endlich das Ziel ihres langjährigen Strebens, ein unabhängiges Finanz- und Kriegsministerium erreicht, aber auch das Signal zu jenem tödtlichen Kampfe gegeben welcher bald darauf entbrannte, und nur mit der völligen Besiegung Ungarns oder dem Zerfalle Oestreichs enden konnte. Aus dem Schoose dieser Partei, die natürlich ihre Schattirungen hatte, gingen die berühmtesten Männer der neuern Geschichte Ungarns hervor, so der gemäßigte Deák, Batthyány, der Chef des Märzministeriums, und — sie alle überholend, Lajos Kossuth.

In der neuesten Zeit jedoch, als nach mit russischer Hülfe beendetem Kampfe Ungarn zur tabula rasa ward und es sich um Sein oder Nichtsein der Nation handelte, ist (in der That ein geschichtliches Phänomen!) eine Fusion zwischen den hier geschilderten Parteien eingetreten; die der „Conservativen", welche sich im Vormärz von dem Volke gehaßt, später verachtet, zu allen Zeiten von der Regierung dupirt sah, hat sich aufgelöst, und ein Theil derselben ist mit klingendem Spiele in das Lager ihrer alten Gegner, der Liberalen, übergegangen. „Heutzutage", sagt Paul von Somsich, der beredte Wortführer der ungarischen Conservativen, „gibt es in Ungarn nur noch Eine Partei, und diese ist die nationale, sie ist die gesammte Nation selbst!!"

So stehen denn jetzt (wenn diese, wie man sagt, durch die Bemühungen der ungarischen Emigration bewerkstelligte entente cordiale eine Wahrheit ist) jene Conservativen und Liberalen, die sich im Vormärz bitter anfeindeten und haßten, als geschlossene Phalanx den Centralisirungsgelüsten des Ministeriums gegenüber.*) Eine dritte Partei gab es vor dem Ausbruche des Kampfes in Ungarn nie, falls wir nicht etwa die der „bedächtig Vorschreitenden", deren Chef der unglückliche Graf Széchenyi war, als solche rechnen wollen. Erst in der jüngsten Zeit, die überhaupt des Wunderbaren viel in ihrem Schoose birgt, sehen wir einen Bundesgenossen dem Ministerium zu Hülfe eilen, von einer Seite wo wir es am wenigsten erwartet hätten, eine Partei auftreten, die sich aus den zersprengten Elementen der nachmärzlichen Radicalen gebildet hat, und deren Programm merkwürdig genug — Unionirung mit Oestreich lautet. Da eine völlige Lostrennung für die nächste Zukunft nicht möglich ist — argumentiren die Wortführer dieser Partei —, so bleibt uns, um die Nation zu retten, Nichts übrig als ein Aufgehen in der Gesammtmonarchie.

Diese Erörterung schien uns nothwendig um den Leser mit der Tendenz der nachfolgenden Schriften vertraut zu machen.

20. Ungarns Gegenwart. Von einem Ungar. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1850. 8. 12 Ngr.
21. Das legitime Recht Ungarns und seines Königs. Von Paul von Somsich. Zweite Auflage. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.
22. Die Conservativen in Ungarn und die Centralisation. Zur Beleuchtung der ungarischen Zustände. Von einem Altliberalen. Zweite Auflage. Leipzig, Geibel. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.
23. Zur ungarisch-östreichischen Centralisationsfrage. Von J. E. Horn. Leipzig, Herbig. 1850. 8. 15 Ngr.
24. Ungarn und die Centralisation. Von Koloman Graf Mailáth. Leipzig, O. Wigand. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.*)

Wir sagten oben daß die Partei der vormärzlich Conservativen, die während der bewegungsvollen zwei Jahre unthätig blieb und sich versteckt hielt (so versteckt, sagte damals der Volkswitz, wie die östreichischen Silbermünzen), gegenwärtig als Partei sich aufgelöst habe. Eine Fraction derselben, die aus den intelligentesten Führern dieser geschlagenen Armee besteht, ging offen zu den Liberalen über; eine andere nicht minder bedeutende Clique aber blieb bis in die neueste Zeit ihrer unheilvollen Politik getreu, und trat im April dieses Jahres mit jener berühmten Denkschrift der 24 auf, die in ganz Oestreich viel Sensation gemacht hat.

In diesem Memoire legten die Altconservativen ihre Wünsche in Betreff der Reorganisation des Vaterlandes zu den Stufen des Throns nieder. Sie desavouirten die Märzbewegung, nannten dieselbe eine „offene Empörung" und wollten mit den Altliberalen, „die unter dem trügerischen Schein politischer Reformen die im Sinne der Verfassung mächtige Stellung der königlichen Gewalt zu verrücken strebten", Nichts gemein haben. Dem-

*) Wir bitten den geneigten Leser diesen Umstand wohl zu beherzigen, und sich durch die Vorgänge der neuesten Zeit, sowie durch die Terminologie einiger östreichisch gesinnten Blätter nicht beirren zu lassen. Wenn in den letztern fortwährend von den ungarischen „Altconservativen" die Rede ist, so vergißt oder ignorirt man daß eine Partei der ungarischen Altconservativen nicht mehr existirt, daß vielmehr heutzutage nur von einer Fraction, wir möchten sagen von den letzten Nachkommen jener einst mächtigen Partei die Rede sein kann.

*) Außer den hier angeführten Schriften sind wol noch einige andere welche denselben Gegenstand behandeln erschienen, wie unter Anderm die geistreiche Flugschrift von Eötvös: „Zur Gleichberechtigungsfrage", einige in ungarischer Sprache verfaßte Broschüren, wie: „Forradalom után" (Nach der Revolution) von Keménv, der sich gleichfalls für die Centralisation ausspricht; doch dürften die oben citirten wol die wichtigsten sein.

zufolge riefen sie die „abgedrungenen" Märzgesetze, „die als eine der Verbindung mit dem Kaiserreiche widerstrebende Verwaltungsform weit über die Wünsche und Bedürfnisse der Völker Ungarns hinausgegangen sind", zurück, behaupteten aber dennoch daß die mit königlicher Einwilligung erfolgte Aufhebung der Urbarialleistungen und das Aufhören der frühern Prärogative des Adels vollendete Thatsachen seien, deren rechtlicher Bestand nicht mehr in Frage gestellt werden dürfe. Dem leitenden Gedanken des Octroi stimmten sie bei, protestirten jedoch gegen jene Maßregeln der Regierung die durch die Einheit der Monarchie nicht als geboten erscheinen, und erklärten zum Schlusse daß „das Bewußtsein der uralten Autonomie der ungarischen Gesetzgebung in Bezug auf den ganzen Umfang innerer Landesangelegenheiten fortwährend als die historisch berechtigte Errungenschaft der Vergangenheit zu betrachten sei".

Einen Commentar zu dieser widerspruchsvollen, mit dem Hofe sowol als mit der Nation liebäugelnden Denkschrift bildet die Broschüre Zsedényi's: „Ungarns Gegenwart." Der Verfasser, zu derselben Partei gehörend, resumirt die in jenem Actenstücke vorgebrachten Argumente und sucht dieselben, mit einer piquanten Sauce von volksthümlichen Phrasen übergossen, dem größern Publicum mundgerecht zu machen. Wir erfahren aus dieser Schrift einige interessante Thatsachen. Zu derselben Zeit nämlich, sagt der Verfasser, als nach erhaltener Kunde der bei Kápolna gewonnenen Schlacht das Olmützer-Octroi vom Stapel gelassen wurde, hatte Stadion eine Commission von ungarischen Vertrauensmännern niedergesetzt, die in Uebereinstimmung mit jener Charte ein Statut für Ungarn ausarbeiten sollten. Die Commission war in bester Thätigkeit, als „zu ihrer größten Ueberraschung" am Morgen des 7. März 1849 die neue Verfassung an den Straßenecken Wiens angeheftet erschien. „Indessen", fährt Zsedényi in seinen Enthüllungen fort, „der Schritt war gethan, die Krisis der ungarischen Zustände hieß die Vertrauensmänner ihrer persönlichen Kränkung vergessen, um von den Elementen des ungarischen Staatslebens Dasjenige zu retten was mit der politischen Verfassung, zu der ganz Oestreich gelangt, vereinbar und unumgänglich nothwendig war um Ungarn mit der neuen Charte auszusöhnen." Zum zweiten male traten die Vertrauensmänner auf Verlangen der Minister zusammen — „gingen rasch ans Werk, um auf die Trümmer ihrer Hoffnungen eine wenigstens mögliche Zukunft für die Verfassung vom 4. März zu begründen" — und sahen sich zum zweiten male — getäuscht. Zsedényi klagt S. 9:

Man war gewillt die historischen Institutionen Ungarns, insofern sie den Bestimmungen der Reichsverfassung nicht widersprechen, ihrem Wesen nach beizubehalten; .... kaum hatte jedoch die Commission den Entwurf eines Provisoriums ausgearbeitet und dem Ministerium vorgelegt, als zu ihrer nicht geringen Ueberraschung Baron Geringen zum bevollmächtigten Civilcommissair für Ungarn ernannt und mit einer ohne Mitwirkung der ungarischen Vertrauensmänner ausgearbeiteten Instruction für die Civiladministration nach Pesth abgesendet wurde.

Der übrige Theil der Schrift beschränkt sich wie gesagt auf eine Erklärung, respective Rechtfertigung des oben angedeuteten Memorandums. Die naiven Geständnisse Zsedényi's (der selbst zu jenen zwei mal getäuschten „Vertrauensmännern" gehörte) werfen ein helles Licht auf die Umtriebe der ungarischen Altconservativen, beweisen aber auch wie kläglich diese Partei zu allen Zeiten dupirt wurde. Man war im Lande nicht wenig über die Doppelgängigkeit dieser Stützen des Throns erbost, beschuldigte sie daß sie nur ihre alten, verrotteten Privilegien festhalten, die jämmerliche Rolle die sie im Vormärz gespielt von neuem spielen wollten. Um diese Vorwürfe zu widerlegen, andererseits um ein positives, klar formulirtes Programm der ungarischen „Neuconservativen" zu geben, trat Paul von Somsich mit seiner Schrift: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs", auf, in die wir hier näher eingehen wollen.

Der Verfasser schildert in einer kurzen Einleitung Ungarns nächste Vergangenheit vor den Märztagen, und sucht den Vorwurf zu entkräften daß die Ungarn stets zu Revolutionen geneigt gewesen seien, um sich von Oestreich loszusagen, da sie doch nach dem Frieden von Szathmár die Treue und Hingebung gegen ihren König jederzeit glänzend, meistens mit Erfolg bewiesen haben. Aber auch die frühern Aufstände, fährt der Verfasser cum grano salis fort, sind nur infolge der noch nicht beendigten Verhandlungen über das dem Hause Habsburg auf welche Art zu übertragende Erbrecht der ungarischen Königskrone erfolgt (ein Passus den wir aufrichtig gesagt nicht verstehen, denn Verhandlungen über die Art des Erbrechts pflegten auch in frühern Zeiten nicht auf den Schlachtfeldern geführt zu werden). Sodann über die Ereignisse des Jahres 1848 zart hinweggleitend (bei welcher Gelegenheit die etwas barocke Behauptung aufgestellt wird: daß die ungarische Revolution durch die europäische Umsturzpartei hervorgerufen und — durch die wiener Erhebung zum Ausbruch gedrängt worden sei), geht der Verfasser auf die Politik des Ministeriums Schwarzenberg über und faßt dessen Verfahren gegen Ungarn in folgenden drei Momenten zusammen: Centralisation aller Gewalten, Deutschthümelei, vor allem aber: gänzliche Misachtung des geschichtlichen Rechts.

Das historische Recht — sagt Somsich und Dies ist unstreitig die meiste Beachtung verdienende Partie des Buchs — ist in einem erblich monarchischen Staate die einzige durch Nichts zu ersetzende Basis, worauf einerseits die Macht der Krone und der Bestand des Throns beruht, andererseits die Rechte und Pflichten der Völker verbrieft, die Beziehungen beider aber gegenseitig beurkundet sind. Wer diese angreift, Der rüttelt an den Grundpfeilern der Monarchie, spielt mit den heiligsten Rechten der Könige und Völker ein gefährliches verbotenes Spiel! Dieses Recht kann nur eine Revolution ignoriren; eine Revolution die alles Bestehende umstürzt um eine ganz neugefaßte Idee der staatlichen Gesellschaft, die mit der Vergangenheit in jeder Hinsicht bricht, zu realisiren. Das historische Recht mit den Bedürfnissen der Umstände in Einklang

zu bringen, es nach Zeit und Verhältnissen umzugestalten, kann und soll die Aufgabe einer gesetzlichen Regierung sein; aber auch diese Aufgabe darf nie willkürlich und einseitig, sondern nur mit Einfluß der rechtmäßig Betheiligten, nebst Beobachtung der vorgeschriebenen Formen, ausgeführt werden.

Das ist offen und männlich gesprochen, und der edle Freimuth mit welchem der Verfasser für das gute Recht seines Volks einsteht, während Ungarn noch unter dem Schwerte des Siegers blutet, verdient unsere volle Anerkennung. Mit Rücksicht auf diese und ähnliche Stellen, welche den Grundgedanken des Buchs bilden, müssen wir auch die in den Eingangscapiteln entwickelten Ansichten als eine dem Belagerungszustande dargebrachte Huldigung, oder — als die „derniers soupirs" der im Verscheiden begriffenen Partei betrachten.

Wahrhaft rührend aber ist es, wenn der Verfasser mit großem Aufwande an Geist und Scharfsinn den Beweis erst herzustellen sucht daß durch die von dem Ministerium improvisirte „Woywodina" Ungarns Grundgesetze welche die Integrität des Reichs verbürgen verletzt, ja vernichtet worden seien.*) Dieser Ansicht, welche heutzutage auch dem blödesten Auge klar ist, traten schon damals alle Juristen und Nichtjuristen bei, als die noch ministerielle „Presse" nicht blos für eine Woywodina schwärmte, sondern auch mit unbeugsamem Starrsinne die Errichtung einer selbständigen Slowakei verlangte. In den nachfolgenden Abschnitten unterwirft der Verfasser die Gleichberechtigungsmarotte, das Centralisationssystem und die Germanisirungswuth des Ministeriums einer scharfen Kritik, deckt mit staatsmännischem Scharfblicke die Fehler und Mängel des modernen Repräsentativsystems auf, welches dem Ungar als Ersatz für die „mit seinem innersten Leben verwachsene" Municipalverfassung geboten wird, und — auf den zur Regel gewordenen Ausnahmszustand übergehend, durch welchen ein Neubau begründet werden soll, dessen Basis die Gewalt und das Recht des Stärkern bildet, ruft er aus:

Auf das Recht des Stärkern eine Monarchie begründen! Ein erbliches Kaiserthum auf das vergängliche Recht der so wandelbaren Gewalt gründen zu wollen! Das ist eine unbegreifliche Verirrung! Ihr wollt einen östreichischen Gesammtstaat als ein erbliches Kaiserthum erbauen und wählt zum Ausgangspunkte eures Systems, zur Basis des Neubaus nicht das geschichtliche Recht? Ihr verwerft, misachtet, vernichtet jene Grundrechte, garantirte Verträge und verbriefte, beiderseits beschworene und geheiligte Urkunden, deren Resultat eben die erbliche Monarchie selbst ist! Ihr verwerft das historische Recht welches den Monarchen als die höchste, unveränderliche, personificirte Macht im Staate mit allen seinen Rechten und Pflichten aufstellt und in ihm die Monarchie selbst erblich begründet, und ihr wollt ja doch einen erblichen Kaiserstaat? Auf was wollt ihr ihn denn gründen? Auf das Recht des Stärkern? Und wenn Zeit und Umstände die Macht schwächen, die Kraft lähmen, die Monarchie bedrängen: auf was soll dann eine solche Monarchie appelliren, deren Krone und Thron nicht im Namen des Rechts begründet, sondern eigenmächtig aufgebaut worden ist? Wahrlich, als gutmonarchisch gesinnte Freunde des legitimen Rechts dürft ihr auf diesem Wege nicht fortfahren; ihr gefährdet ja Alles was einem guten Bürger der Monarchie theuer und lieb, schätzenswerth und heilig ist!!

Am Schlusse seiner Schrift widerlegt der Verfasser die Behauptung daß Ungarns alte Verfassung und Institutionen durch die Ungarn selbst theils auf dem letzten presburger Landtage, theils in der darauf gefolgten Revolution vernichtet wurden, und weist den Vorwurf zurück daß nur die privilegirten Kasten, insonders die vormärzlichen Conservativen Diejenigen sind die, mit dem System des kaiserlichen Ministeriums unzufrieden, blos ihre vormärzliche Stellung mit allen ihren Vorrechten zurückwünschen.

Die erste Behauptung — führt Somsich aus — ist gänzlich unbegründet; denn der Landtag von 1848 — „abgesehen davon ob er sich bis zu seinem Ende auf legalem Wege bewegte" — und als competent angenommen, sei weit entfernt davon gewesen die Constitution Ungarns zu vernichten, oder seine tausendjährigen Institutionen zu verwischen, habe vielmehr zum Ausgangspunkte seiner Beschlüsse und späterhin sanctionnirten Gesetze immer die Constitutio avita und deren Grundgesetze angenommen: die Revolution aber könne als solche keine politisch rechtlichen Folgen haben; eine besiegte Revolution dürfe nicht als Rechtsvorwand zur Vernichtung eines Landes dienen; die Aufgabe der legitimen Gewalt bestehe vielmehr nur darin das gestörte legitime Recht wiederherzustellen und ihm Geltung zu verschaffen.

Was die zweite Behauptung betrifft, so sei es bezeichnend daß fast alle von der Regierung abhängigen Journale jene Männer Ungarns die, mit ihrem Systeme nicht einverstanden, sich passiv oder positiv dagegen aussprechen, als Altconservative anpreisen, der Reaction beschuldigen und ihnen die geheime Tendenz unterschieben als wünschten sie nur ihre vormärzlichen Privilegien wiederherzustellen. Das Letztere, weist der Verfasser mit vielem Eifer und einem großen Aufgebote von Argumenten nach, sei durchaus nicht der Fall; es sei aber auch ein grober Misgriff, wenn man glaube daß man bei der Durchführung des ministeriellen Plans in Ungarn nur mit den Conservativen als Gegnern zu thun haben werde; man habe vielmehr eine ganze nationelle Partei, ja eine ganze Nation gegen sich; eine Nation die leben will weil sie Lebenskräfte in sich fühlt.

Wir haben also hier ein Programm und sehen daß Paul von Somsich, eines der begabtesten Mitglieder der vormärzlich Conservativen, mit der wetterwendischen nach

*) Der „Allerunterthänigste Vortrag des Ministerrathes vom 18. November 1849, die Organisirung der serbischen Woywodschaft und des Temescher Banats betreffend", beantragt die Losreißung der östlichen Bezirke des Syrmier Comitats von Kroatien, der Backa und des Banats (600 Quadratmeilen, also der zehnte Theil des Gesammtflächenraums) von Ungarn, und constituirt diese zusammengewürfelten Landestheile „aus ethnographischen Gründen" zu einem eigenen Kronlande. Um diese „Arrondirung" zu rechtfertigen, beruft man sich auf die §§. 6, 72 und 87 der Charte (der letztere spricht von dringenden, mit Gefahr auf dem Verzuge erfoderlichen Maßregeln) und stellt den Fundamentalgesetzen des Reichs die Privilegien eines Volksstammes, dem geschichtlichen Rechte Ungarns nationalökonomische und „höhere" politische Rücksichten gegenüber.

beiden Seiten coquettirenden Politik seiner frühern Parteigenossen entschieden gebrochen hat. Diese wiesen noch im Sommer dieses Jahres die abgedrungenen „Märzgesetze" zurück; Somsich beweist daß sie in noch voller Kraft bestehen; die Altconservativen waren „gewillt" von den Elementen des ungarischen Staatslebens nur Dasjenige zu retten was mit der politischen Verfassung Neuöstreichs vereinbar sei, Somsich, auf das historische Recht sich stützend, verlangt die auf Fundamentalgesetzen beruhende Autonomie und Integrität seines Vaterlandes; Jene wollten das Octroi in seinen Grundzügen anerkennen, Somsich führt gerade gegen die Charte das schwere Geschütz seiner mächtigsten Gründe auf.

Der Angstschrei welcher jetzt in Ungarn erschallt und sein tausendtöniges Echo in der Presse findet, die auffallende Erscheinung daß Conservative und Liberale ihren langjährigen Zwist vergessen haben um vereint gegen das Ministerium Fronte zu machen: dürfte das nichtöstreichische Publicum zur Genüge belehren um was es sich heutzutage handelt, und welche Tragweite die ministeriellen Reformen in Ungarn haben. Dem Nivellirungssysteme des olmützer Cabinets gegenüber sieht sich der Ungar in seinem Leben bedroht und kämpft mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte für das gute Recht der Nation. Merkwürdigerweise aber hat noch kein ungarischer Publicist die doch so naheliegende Idee ergriffen die Föderation (das eigentliche punctum litis) vom östreichischen Standpunkte zu beleuchten, man protestirt nur gegen das Unrecht welches Ungarn zugefügt werden soll, man vindicirt nur für Ungarn jene nationale Selbständigkeit die ihm nach Recht und Gesetz gebühre, ohne das Föderationsprincip in seiner Totalität aufzufassen und zu besprechen.

„Entweder", ruft der „Altliberale" aus — und dieser Gedanke bildet die Grundidee seiner Schrift, deren geistreicher Stil und Haltung uns in dem Verfasser eine der größten Capacitäten der vormärzlichen Opposition erkennen lassen — „Oestreich wird noch absoluter regiert als Dies im Vormärz der Fall war, oder Ungarn wird nie zu einer östreichischen Provinz!" Was heißt Das mit andern Worten? Ihr bewegt euch in einem Cirkel; ihr wollt ein constitutionnelles Oestreich, weil ihr mit dem alten Systeme gebrochen habt, und greift zu den Mitteln des alten Systems um euren Zweck zu erreichen; ihr wollt einen Neubau gründen dessen Stützen in dem berechtigten Nationalitätsbewußtsein der Völker wurzeln, und reißt eure eigene Schöpfung wieder ein, indem ihr Ungarn zum Kronlande degradirt. Es liegt viel Wahrheit in diesem Vorwurfe, wenn man anders die Minister nicht damit entschuldigen will daß man die etwas casuistische Behauptung aufstellt: das verjüngte Oestreich bestehe (nach §. 5 der Charte) nicht aus Völkern, sondern aus Stämmen, in welchem Falle allerdings in jenem Kessellande zwischen den Karpaten nur von Serben, Raitzen, Magyaren, Kroaten, Walachen die Rede sein könnte, die in ihrer Totalität Dasjenige bilden würden was früher von böswilligen Statistikern das ungarische Volk genannt worden ist. Abgesehen von dieser wie gesagt etwas subtilen Unterscheidung, zählt Neuöstreich auch außer Ungarn Völker deren berechtigtem Nationalitätsgefühle die Charte nicht genügt, und die durch die Revolutionsstürme der letzten Jahre in ihren Grundvesten erschütterte Monarchie muß entweder, wie einige nichtungarische Publicisten behaupten, als Föderativstaat sich neue Bahnen öffnen, oder in dem fruchtlosen Streben die Centralisation zu erzwingen dem Verhängnisse entgegeneilen.

Es sind in Oestreich selbst trotz des in fast allen „Kronländern" des Reichs permanenten Belagerungszustandes gewichtige Stimmen für die Föderation vernommen worden; und wirklich scheint, wenn man nicht von heute auf morgen rechnet, eine andere Lösung kaum denkbar zu sein. Die Lebensfähigkeit der Charte findet heutzutage selbst in dem gläubigsten Gemüthe kein Vertrauen mehr, und die Minister selbst scheinen hierin mit gutem Beispiele vorangehen zu wollen. Daß sie dennoch im Princip an ihrem Gedanken festhalten, dürfte wol nur in jener väterlichen Hinneigung seinen Grund haben, mit der man ein Kind um so inniger zu lieben pflegt, je schwächer seine Gesundheit ist und jemehr es der Pflege bedarf. Im Uebrigen macht man sich keine Illusionen mehr; man hat den unnützen Ballast über Bord geworfen, und das durch die Stürme der vergangenen Jahre beschädigte Staatsschiff läuft mit vollen Segeln in den längstverlassenen Hafen wieder ein. Gedrängt im Norden und Süden, erstickend unter der Umarmung seines allzu zärtlichen Freundes sahen wir Oestreich in der jüngsten Zeit zu einem Kampfe auf Leben und Tod bereit um seine deutsche Stellung zu behaupten, weil es fühlt daß es nur dem deutschen Princip seine staatliche Existenz verdankt; nicht Eroberungslust, nicht blos das Streben nach Hegemonie, eine innere Nothwendigkeit treibt Oestreich vorwärts.

Wie aber fassen ungarische Publicisten diese deutsche Stellung Oestreichs auf? Eine Stelle in der vorliegenden Schrift gibt uns hierüber merkwürdigen Aufschluß. Der Verfasser sagt (S. 61):

> Wir wollen unser eigenes inneres Staatsleben mit aller Kraft wahren, weil wir einerseits die Kräftigung des Kaiserstaats nach innen und außen aufrichtig wünschen, und im Vertrauen daß Oestreich sich bestreben wird wahrhaft constitutionnell zu werden, auch mit Zuversicht hoffen; andererseits aber Oestreich als eine deutsche Macht betrachten die in dem großen Germanien mit einem mächtigen Nebenbuhler zu kämpfen hat. Dieser Kampf kann nicht rein in der Schwebe erhalten werden, denn der bewaffnete Friede muß endlich Throne und Völker zugrunderichten, und die Diplomatie kann Deutschland für eine Zeit zusammenflicken, nie aber zu einer festen Gestaltung führen. Und gelingt es einst Oestreich oder Preußen das unzerstörbare Verlangen der deutschen Stämme nach Einigung zu realisiren, so werden wir mit der Centralisation von Deutschland absorbirt, und der Thron verliert die einzige Stütze die ihm eine sichere Zukunft bieten kann.

Dieses „Oestreich oder Preußen" hat uns nicht wenig überrascht. Wir konnten unser Erstaunen nicht unterdrücken, wie es dem geistreichen Verfasser entgehen konnte

daß nur bei Oestreichs deutscher Stellung die Föderation noch Chancen haben dürfte; noch weniger aber will uns die Gefahr einleuchten die dem „eigenen innern Staatsleben" Ungarns droht, wenn Preußen endlich zu jener Position in Deutschland gelangt zu der es durch Natur und Geschichte berufen ist.

Wir haben oben von einer Partei gesprochen die jetzt, da doch die ungarische Revolution vollständig besiegt und an eine Erneuerung des Kampfes für die nächste Zukunft nicht zu denken sei, innigen Anschluß an Oestreich will um (wohlgemerkt, im Geiste der Charte) das Staatsleben der Nation zu retten. Diese Partei war so glücklich einen beredten Wortführer in dem aus einer frühern im ungarischen Sinne gehaltenen Broschüre: „Arthur Görgey", uns bekannten J. E. Horn zu finden, der in seiner neuesten Schrift: „Zur ungarisch-östreichischen Centralisationsfrage", die Verschmelzung mit Oestreich mit einem Aufgebote von Argumenten predigt die uns fast an das Sprüchwort gemahnen: „Qui nimium probat etc.!" Der Kern der Horn'schen Theorie läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Die Verbindung Ungarns mit Oestreich seit 1526 war von Anfang an eine außergewöhnliche Erscheinung. Sie war nicht die Geburt eines historischen Zufalls, sondern das Ergebniß einer freien Wahl der ungarischen Nation. Sie fand ihren Ausdruck in der Personalunion und führte zu beständigen Reibungen zwischen der Dynastie und dem Volke, oder eigentlich der „Nation Verböczys", da das ungarische Volk bis in die neueste Zeit nur durch den Adel repräsentirt war. Volk und König fühlten daß dieses Verhältniß ein unnatürliches sei, Beide standen sich durch Jahrhunderte auf dem Qui vive gegenüber, und die Intriguen der Dynastie, die Joseph'schen Reformbestrebungen einerseits, wie die Aufstände Bocskay's, Tököly's, Rakoczy's, Bethlen Gabor's bis herab auf die jüngste Revolution andererseits waren Nichts als das Product der allgemein gewordenen Erkenntniß daß die Personalunion von jeher „verderbenvoll, hemmend und lähmend" auf Ungarns materielle und geistige Entwickelung, auf sein staatliches und nationales Gedeihen eingewirkt, und daher um jeden Preis aufgehoben werden müsse. In der Lostrennungsacte vom 14. April versuchte die Nation eine gewaltsame Lösung; sie wurde besiegt, und es bleibt ihr jetzt Nichts übrig als sich dem Sieger auf Discretion in die Arme zu werfen.

Diese Beweisführung enthält eine merkwürdige contradictio in adjecto. Weil die ungarische Nation durch Jahrhunderte nicht dazu kam ihr Verfassungsleben zur Wahrheit zu machen, darum soll sie jetzt geneigt sein die Verfassung selbst zu opfern? Weil die frühern Aufstände, die in der Kossuth'schen Erhebung ihre Spitze fanden, keine andere Quelle hatten als jene dem Hofe so unbequeme Personalunion, darum soll es auch von jeher der Wunsch des Volks gewesen sein die Personalunion zu beseitigen? Weil endlich dieses Volk durch Jahrhunderte nicht zu bewegen war seine nationalen Institutionen freiwillig aufzugeben, darum soll jetzt um dem ewigen Streite, den „Zerwürfnissen der widerwärtigsten Art" (um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen) ein mal für alle mal ein Ende zu machen, die gesammte Nation bereit sein das Object des Streits mit eigenen Händen todtzuschlagen?

Horn's Raisonnement ist nur darum irrig, nicht weil die Schlußfolgerung, sondern weil die Prämisse falsch ist. Die ungarische Nation kämpfte nie, wie der Verfasser (S. 102) behauptet, für die Aufhebung eines an und für sich abnormalen und darum unheilvollen staatlichen Verhältnisses, sondern einfach für die Aufrechthaltung der Personalunion, die an und für sich nie abnorm, und nur darum unheilvoll war, weil sie von der einen Seite stets angegriffen wurde, von der andern stets vertheidigt werden mußte. Der Verfasser behauptet: wir wollen annehmen in bona fide daß die Reichsverfassung vom 4. März dem ungarischen Volke genügenden Schadenersatz für seine Magna charta bieten werde. Daß jene Verfassung zur Wahrheit werden wird, glaubt Horn aus dem Umstande folgern zu dürfen daß die constitutionnelle Staatsform für Neuöstreich zur Nothwendigkeit geworden sei, und er die Minister für klug genug halte um einzusehen daß sie constitutionnell regieren müssen; denn der März habe in Oestreich nicht wie anderwärts nur Wünsche und Begierden, sondern wilde glühende Leidenschaften wachgerufen, die befriedigt werden müssen, wenn sie nicht verheerend und zerstörend wirken sollen. Wir nehmen Act von diesen Gründen, glauben jedoch daß nicht Alles was nothwendig darum auch möglich ist. Nothwendig und doch nicht möglich, Dies scheint das Fatum der östreichischen Dynastie zu sein.

Wir leben in einer verhängnißvollen Zeit. Die Ereignisse überstürzen sich heutzutage, und die nächste Zukunft wird Ungarns Schicksal zur Entscheidung bringen. In dem großen Kampfe der uns bevorsteht scheint auch Ungarn eine Rolle vorbehalten zu sein. Eingekeilt zwischen zwei Großmächten, alleinstehend zwischen so vielen Völkern, ohne Stammgenossen, ohne Freund, wird es sich zeigen ob Ungarn auch dem über der Leiche der verwesenden Türkei heranstürmenden Moskowiten gegenüber sein: „Moriamur pro rege nostro!" nicht vergessen hat. Schon lassen sich drohende Zeichen des herannahenden Gewitters sehen, schon durchstreifen geheimnißvolle Agenten das Land und werben für den weißen Zaren im Osten; schon hat ein einst liberal genannter Publicist sich zu dem Ausrufe hinreißen lassen: „Lieber ein kosackisches als gar kein Ungarn!" Die östreichische Regierung aber fährt unermüdet fort sich das Volk zu entfremden, und führt Schlag auf Schlag auf das blutende, zu Boden geworfene Land. Die Einführung des Tabackmonopols, die Creirung der Oberlandesgerichte, die planmäßige Zerstörung alles Dessen was dem Volke durch jahrhundertlange Gewohnheit lieb und theuer geworden ist, gibt eben kein glänzendes Zeugniß für die politische Sagacität der östreichischen Staatsmänner. Wird Ungarn in dem unvermeidlichen Kampfe seiner alten Miß-

sion getreubleiben der Grenzhord europäischer Gesittung und Freiheit zu sein? Wir wissen es nicht; Das aber glauben wir behaupten zu dürfen daß eine Nation die so überraschende Proben ihrer Kraft gegeben hat sich nicht vernichten läßt, daß sie ein Anrecht zum Leben insichträgt und auch leben wird; wir glauben noch lange nicht bei dem letzten Acte des Trauerspiels zu sein, denn, wie ein edler östreichischer Dichter der Neuzeit singt:

Nicht wird dem Fremden zum Hohne das Volk der Magyaren,
Solang' sie die heilige Krone und Stefan's Schwert sich wahren!

45.

Neue Romane.

1. Die weiße Rose. Geheimnisse aus dem Serail. Morgenländischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Plauen, Schröter. 1851. 8. 4 Thlr.

Der Roman beginnt mit der Schilderung des Blumenpavillon in welchem die erste Kadine des Sultans Mustapha wohnte, und mit der Intrigue welche diese mit andern Odalisken ersann zur Vernichtung der zur Ikbale, das ist Lieblingsodaliske, erhobenen Leila, da sie die Aussicht hatte dem Sultan, oder wie ihn die Frauen nennen, dem Löwen ein Kind zu gebären. Die Exposition des Romans führt uns sodann in die Gemächer der französischen Gesandtschaft, wo eben ein Fest zu Ehren Omar-Pascha's wegen Unterdrückung der Insurrection einiger griechischen Inseln gefeiert wurde. Hier wurden ebenfalls Intriguen angezettelt, indem Frankreich Alles aufbot die Pforte zu einem Kriege gegen Oestreich zu reizen, das durch Hrn. von Trautmansdorf vertreten war. Der Großvezier, Abdullah, stand in Spannung zu Omar-Pascha, welcher diesen Krieg wünschte, dieser suchte daher Alles aufzubieten in die volle Gunst des Sultans zu gelangen; er glaubte hierzu einen besondern Schritt zu thun dadurch daß er dem Sultan eine gefangene Griechin von ausgezeichneter Schönheit, bekannt unter dem Namen „die weiße Rose", für den Harem zum Geschenk machen wollte. Die weiße Rose war erkrankt und Omar konnte daher seinen Plan noch nicht ausführen. Der Stern der Nacht, in Ungnade bei dem Sultan gefallen, ließ sich in eine Verbindung mit Achmet, dem Bruder des Sultans, zum Sturze dieses ein; vor der Entbindung Leila's sollte der Plan ausgeführt werden, weil die Geburt eines Prinzen für Achmet die Gelegenheit zum Throne zu gelangen abschnitt. Auf der andern Seite suchte der Großvezier Alles aufzubieten daß die weiße Rose nicht in den Harem des Sultans gelange, weil er fürchtete daß dadurch Omar's Ansehen zu stark wachsen werde. Er zog deshalb einen reichen sklavenhandeltreibenden Juden in sein Interesse. Hier erfährt nun der Leser daß die weiße Rose die Tochter des östreichischen Gesandten ist, und daß diese durch Seeräuber entführt auf die griechischen Inseln und so in die Hände Omar's gekommen, sowie daß der Stern der Nacht ihre Schwester ist. Der französische Gesandte hatte erfahren daß der Gesandte Rußlands an Oestreich ein Mémoire übergeben, worin eine Theilung der Türkei projectirt war. Der französische Gesandte suchte sich auf jede Weise in den Besitz dieses Actenstücks zu setzen um damit den Einfluß Oestreichs vollständig zu vernichten. Es brach ein Aufruhr aus, in welchem das Haus der östreichischen Gesandtschaft zerstört und das Portefeuille worin jenes wichtige Document lag entwendet wurde und in die Hände des sklavenhandeltreibenden Juden gekommen war. Dies erfuhr Trautmansdorf und wußte sich seines Portefeuille wieder zu bemächtigen als es gerade in die Hände des französischen Gesandten übergehen sollte; zugleich erfuhr Trautmansdorf daß seine Tochter, die weiße Rose, den Händen Omar's entrissen sei. Omar als Hauptanstifter des Aufstandes lebte in der Verbannung und zettelte nun eine weit größere Verschwörung an, deren Folge die Absetzung des Sultans und die Einsetzung Achmet's sein sollte. Man hatte einen Theil der Sturbiß, der wildesten Janitscharenorta, gewonnen, und bald brach der Aufruhr, unterstützt durch den Stern der Nacht, im Serail aus. Das Serail wurde erstürmt, der Sultan floh und Achmet trat an seine Stelle. Omar suchte sich vollständig der Herrschaft zu bemächtigen und wurde darum getödtet. Ein ähnliches Schicksal traf den Stern der Nacht; sie wurde statt Leila ermordet, der Sultan Mustapha wieder eingesetzt, in einem Attaché der östreichischen Gesandtschaft erkannte der alte Othmann, Anführer der Sturbiß, seinen Sohn wieder. Dieser heirathete die weiße Rose, der französische Gesandte reiste ab und es ward dauernder Friede mit Oestreich. Ueberblickt man noch ein mal den reichen Inhalt dieses Intriguenstücks, so kann man nicht verkennen daß er Vieles darbietet um als gefällige Lecture angesehen werden zu können; nimmt man noch dazu daß in dem ganzen Buche eine große Anzahl von Notizen über türkisches Leben und türkische Gewohnheiten und Gebräuche eingewebt sind, so wird man, wenn man von der hier und da entstandenen Breite absieht, ebenfalls nicht umhinkönnen diese Lecture nicht als verwerfenswerth zu erklären. Der Verfasser hat seinen Stoff mit behaglicher Ruhe vor uns ausgebreitet, er eilt nie, überstürzt sich nicht, sondern schreitet gemessen und langsam seinem Ziele zu; aber leider wird der Stoff hier und da doch etwas zu weit auseinandergespreizt und einzelne Theile der Erzählung, wie die Geschichte der weißen Rose und des Attaché Erwin, klingen viel zu abenteuerlich und sind viel zu gesucht als daß man sie für wahr halten könnte. Der Stil der Erzählung ist übrigens recht fließend, und der Leser läßt sich ruhig von einem Capitel zum andern bis zum Schlusse fortspielen, freilich ohne daß er gerade besonders sich angeregt fühlt.

2. Der Sträfling. Eine Familiengeschichte von B. Wedekind. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1850. 8. 22½ Ngr.

Gubitz hat diesem Buche ein sehr anerkennendes Zeugniß mitgegeben und die Ueberzeugung ausgesprochen daß Jeder der diese Familiengeschichte zu lesen beginnt gewiß in steigender Spannung bleibt bis zum Schlusse, ebenso gefesselt durch die Kraft des Gemüths wie durch einfach-seelenvolle Vernünftigkeit. Es läßt sich nicht verkennen, das Buch hat manche Seite die ihm diese Empfehlung zukommen läßt. Der Gang der Erzählung ist einfach und klar, es herrscht darin ein kräftiger, tüchtiger Volkssinn, und das Leben unter diesen schlichten Menschen in der freien Natur thut wohl, namentlich da ihr Streben so rückhaltslos vor unsern Augen sich gestaltet, und wir Gelegenheit haben sie in ihren Leidenschaften zu beobachten; aber etwas nüchtern bleibt darum doch die ganze Darstellung, das eigentliche poetische Feuer oder auch nur die poetische Wärme ist zu sehr der klaren Verständlichkeit gewichen. Vater Struve, Imker genannt wegen der Bienenzucht die er um seine einsame Wohnung herum in der Haide trieb, hatte sich entschlossen einen Burschen der wegen lebensgefährlicher Schlägerei ins Zuchthaus verurtheilt worden war bei seiner Entlassung in sein Haus aufzunehmen; so sehr auch seine Gattin dagegen war, so führte er es dennoch durch und fuhr nach der Stadt um ihn abzuholen. Während seiner Abwesenheit ging seine Nichte, Hanna, nach einem entfernten Brunnen um Wasser zu holen; hier überraschte sie Steen Anderson, der liederliche Sohn eines reichen Bauers, und bot ihr seine Liebe an, welche diese jedoch entschieden ablehnte. Seinen Roheiten konnte sie sich nur mit Gewalt widersetzen, sie floh sodann, indeß Steen sie wüthend verfolgte; beinahe hatte er sie schon erreicht als ein botanisirender Professor aus der Residenz, der immer bei dem Imker abstieg, dazwischentrat und sie rettete. Der Imker hatte eine Tochter, Rosa, welche seither in Hanover bei einer

Tante gewesen war, und nun auch in ihr väterliches Wohnhaus zurückkehrte, zugleich mit ihrem Vater und dem Sträfling. Frau Struve hatte einen Plan sich ausgedacht daß der Professor Rosa heirathen sollte, aber Rosa hatte in der Residenz bereits mit Leo von Ahlendorf ein Liebesverhältniß angeknüpft, und zwischen Hanna und dem Sträfling entwickelte sich bald ein ähnliches. Da kam in der Nacht Steen Anderson um sich zu erkundigen ob der Professor im Hause sei, und nähere Auskunft zu erlangen ob derselbe wirklich soviel Geld geerbt habe als Dies die Leute sagten. Hanna, welche vom Hause aus Männer um das Haus hatte schleichen sehen, war hinuntergeeilt und belauschte hier den Anschlag der Genossen des Steen, den sie auf die Gartenwohnung des Professors gemacht hatten. Hanna band das Roß Steen's los, schwang sich in den Sattel und jagte davon um den Professor zu warnen. Die Räuber erkannten sie und setzten ihr nach, aber vergeblich, Hanna erreichte die Wohnung zuerst und machte den Professor auf die Gefahr aufmerksam. Der Professor bot später dem Mädchen seine Hand, aber diese zog es vor den Sträfling zu heirathen. Hierzu gab der Imker gern seine Einwilligung, dagegen wollte er die Wahl Rosa's nicht billigen, und das Mädchen entschloß sich mit ihrem Geliebten nach der Capstadt zu entfliehen; später verzieh ihr der Vater diesen Schritt und so waren alle Verwickelungen gelöst; der Sträfling war zu einem rechtschaffenen Manne geworden, und Steen Anderson erlitt in seinem Sohne noch die Strafe seiner Verbrechen.

3. Uriel der Teufel. Satirischer Roman in acht Büchern von C. L. Kaulbach. Zwei Bände. Stuttgart, Rieger. 1851. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Ein eigenthümliches Gefühl bemächtigt sich des Lesers wenn er dieses Buch hinweglegt. Er fühlt den Boden unter sich wanken, er sieht ringsum Schlamm und Morast, die Blätter der Bäume sind verdorrt; vergebens sucht das Auge wie Noah's Taube nach einem grünen Zweige auf dem es ausruhe, auf dem es mit Freuden verweile, nirgend ein Halt; Alles ist in den großen Herenkessel der Gemeinheit, des Egoismus, der Sittenlosigkeit mithineingezogen; trüb und düster breitet sich die Gegenwart vor uns aus, nirgend ein lichter Schein der uns die bessere Zukunft ahnen ließe, nirgend ein blauer Himmelsstreifen der uns andeute daß inmitten aller dieser Schlechtigkeit, aller dieser Wirrnisse, dennoch ein ewiger Gedanke zu finden sei, daß die Poesie versöhnend und friedebringend für das gute Herz eine Zuflucht bieten könne. Aber gerade weil diese eine positive Seite dem ganzen Buche abgeht, darum wird die Satire auch ganz ihre Wirkung verfehlen; wer im Schlamme steckt und sich retten soll, muß irgend einen festen Punkt sehen auf den er losgehen soll, er muß Richtpunkte haben die er einhält, er muß Lichtstrahlen haben die ihm auf seinem Pfade leuchten, sonst versinkt er und erstickt ebenfalls im Schlamme. Außer diesem Gesichtspunkte ist es noch ein anderer der uns zweifeln läßt daß das Buch einen sonderlichen Erfolg haben werde. Der Dichter und Schriftsteller der als Tröster und Lenker seinem Volke vorangehen soll, muß nicht wenn das Volk, wie Dies gegenwärtig in Deutschland der Fall ist, trostlos auf seine Zukunft blickt, wenn es mit Trauer und Wehklagen seine Hoffnungen alle im Staub darniederliegen sieht, wenn es überall aus tausend Wunden blutet, diesen Schmerz durch Aufgießen von Aetzmitteln noch vermehren, nein, er muß ihn zu heilen, zu lindern suchen; er muß die Niedergebeugten aufrichten, die Trauernden trösten, er muß über die engen Schranken der Gegenwart hinaus ihm die schöne Fernsicht in die Zukunft öffnen, er muß mitten in der Zerstörung und den Trümmern ihm den Weg zeigen der zu einem höhern Ziele führt: denn sonst wäre die Poesie beiweitem schlechter als die Wirklichkeit. Außer diesen beiden Hauptgesichtspunkten, unter denen wir das vorliegende Buch betrachten müssen, fällt noch auf daß die Satire eben dadurch weil sie zu allgemein ist auch keine Wirkung — hat wo Alle sich getroffen fühlen sollen fühlt sich Keiner getroffen —, und daß die überall vorwaltende Negation so stark abkühlt daß man das Buch frostig und unbefriedigt aus der Hand legt. Der Verfasser sagt zwar, und man muß trotz alledem sein redliches Streben anerkennen, wenn er auch in der Ausführung unserer Ansicht nach sich vergriffen hat: der wahre Politiker solle in seinem Buche Politik, der Philosoph Philosophie, das poetische Gemüth Poesie und der spott- und lachlustige Leser eine piquante Satire finden; aber um Dies möglich zu machen, dazu gehörte für die Darstellung der Schatten auch Licht, sonst verschwimmt Alles und läßt uns kühl. Der Verfasser führt uns in seinem Tagebuche eines menschgewordenen Teufels „Uriel" zuerst an den Hof eines deutschen Fürsten nach Duslingen; hier werden mit grellen Farben die Verworfenheit und Speichelleckereien der Hofdiener, sowie das gesammte sittenlose Hofleben dargestellt. Das Buch ist reich, überreich an grellen Streiflichtern, an kecken Satiren unsers gesammten öffentlichen Lebens, literarischen wie häuslichen. Es führt uns durch alle Kreise der menschlichen Gesellschaft: vom Hofe in die Volksversammlung, in die geheimen Verschwörungen, von dem schmuzigsten schamlosesten Pöbel, der seine Schande und Schmach offen zur Schau trägt, zu den glatten anständigen Formen adeliger und literarischer Berühmtheiten, hinter denen Intrigue, Verleumdung und Schlechtigkeiten sich breitmachen. Der politische Dichter, die Literatur, wissenschaftliche und literarische, bieten dem Verfasser Stoff genug um seine satirische Lauge auszugießen; es wird endlich Alles flüssig in diesem scharfen Safte, Liebe, Treue, Tugend, Menschenglück, Edelsinn, Alles zerrinnt in sein Gegentheil. Es ist ein großer Scheiterhaufen den der Verfasser aufbaut, aber nur Eines fehlt ihm: daß der Phönix des Menschengeistes, der Geist Gottes in der Brust des Einzelnen wie im Leben der Völker siegreich und triumphirend aus dem beizenden Qualme aufsteige, denn sonst ist Alles eitel Dunst und Lug, und der Mensch sieht trostlos diesem Brande zu, aber mit dem Bewußtsein daß diese Zustände übertrieben sind, und verlangt daß, wenn mitleidslos, wie Prutz in der „Politischen Wochenstube" singt, der Poet „in Ruinen zerschlägt was immer von irdischem Thon ist: doch über dem Schutt, im unendlichen Blau schmetternden Liedes die Lerche sich wiegt".

4. Pater Johannes. Novelle aus dem östreichischen Klosterleben von Franz Wirkner. Zürich, Kiesling. 1851. 8. 18 Ngr.

Wenn nicht alle Spuren trügen, so ist dieses Buch die Arbeit eines literarischen Anfängers; es wäre sonst nicht zu erklären wie die Verbindung der einzelnen Theile so los und locker gehalten, und wie der eigentliche Faden der ganzen Erzählung so ungemein schwach ist daß man Mühe hat denselben festzuhalten. Es ist dies Buch eigentlich eine Novelle gar nicht zu nennen, denn es geht ihm vollständig der innere Zusammenhang ab, die Entwickelung der Seelenzustände ist so lückenhaft und verworren daß der Leser sich gar nicht erklären kann was vor seinen Augen vorgeht, und warum das Alles vorsichgeht, kurz, das Buch ist durchaus unreif; auch die Schreibart bewegt sich noch in den Phrasen eines Anfängers, der da glaubt wunderschön zu schreiben wenn er jedem Hauptworte des Satzes sein schmückendes Beiwort verleiht. Das Ganze hat eher den Anschein als ob es einzelne loshingeworfene Skizzen seien, die später zu einer größern klarern Einheit hätten verarbeitet werden sollen; in der vorliegenden Form entbehrt es durchaus jeglicher künstlichen Abrundung, und ist selbst für die schlechteste Leihbibliothek ein hartes Futter.

5. Drei Handwerker von Ernst Fritze. Zwei Bände. Leipzig, Berger. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Geschichte ist geschrieben im Februar 1848 unter den Eindrücken die das Leben und Treiben, das innere Wogen und das äußere Wallen im Handwerkstande zu entwickeln im

Stände war. Es wird wol jedem Leser der dieses Buch zuerst in die Hände nimmt ergeben wie dem Referenten, daß er es nach Ansicht des Titels wieder weglegen möchte. Allein es wäre Dies mit Unrecht: das Buch ist keineswegs so ein Machwerk der sogenannten socialen Literatur die zu einer blosen Modespeculation und gehaltlosen Büchermacherei herabzusinken droht, und den ihr zugrundeliegenden sittlichen Gedanken ästhetisch vernichtet, sondern es ist eine Erzählung aus dem Theile des Volks der ebenso wie jeder andere seine Beachtung verdient. Der Verfasser stutzt seine Charaktere nicht mit modernen Phrasen auf, sondern schildert sie als Menschen in ihrem Berufskreise; nur Den welchen er auserwählt hat zum Träger des Arbeitersocialismus und all der Liederlichkeit die sich um diesen Kern abgelagert hat, schildert er sehr genau und stellt ihn in seiner Erbärmlichkeit und Niederträchtigkeit entlarvt hin. Der Verfasser stellt in den drei Handwerkern des vorliegenden Werks die realen Elemente des Standes dar der in seiner wahren Ehrenhaftigkeit die Stütze der bürgerlichen Gesellschaft ist. Er zeigt wie in den Lebensschicksalen dieser drei verbündeten Standesgenossen die Harmonie und der Conflict ihrer Grundsätze und Thaten auf das bestimmteste hervortritt, er versucht in ihnen das Bild aufzustellen, wohin wahres, echtes Streben nach Bildung, eitle Selbstüberschätzung und ruhiges Beharren im alten Gleise des Herkommens führen können. Die Geschichte spielt in einer Stadt am Harze und eröffnet sich mit einer Hochzeit, nachdem der Verfasser aufmerksamgemacht hat auf die Spannung wie sie in dieser Stadt zwischen Oekonomen und Handwerkern bestand. Bei dieser Hochzeit war auch Gottfried, ein Gerber, zugegen, welcher Kathe, die Tochter des Oekonomen Goltermann, liebte; es war zwischen den Liebenden eine gewisse Spannung, die an diesem Tage besonders wuchs als Kathe den Inspector des Schlosses einlud zur Hochzeit zu kommen. Gottfried betäubt von den Getränken und innerlich aufgeregt beschloß den Inspector, in dem er seinen Nebenbuhler und den Störenfried seiner Liebe sah, zu tödten. Er vollführte auch wirklich seinen Plan, aber bald fiel durch eine unvorsichtige Aeußerung Kathe's der Verdacht auf ihn, und er wurde eingezogen. Es ergab sich nun bald daß der Inspector nicht tödtlich verletzt, aber daß er zu gleicher Zeit auch einer bedeutenden Summe, die er bei sich trug, beraubt worden sei. Dieser Verdacht beugte den ehrlichen Gottfried schwer nieder, aber man konnte ihn nicht überführen, obwol man ihn unter den obwaltenden Umständen für verdächtig hielt. Der Verfasser schildert nun ausführlich die Nebenzustände des Gefangenen, sowie Kathe's und seiner und ihrer Angehörigen, und was sie Alles aufboten seine Unschuld zu beweisen. Vergeblich! Gottfried wurde zu Zuchthausstrafe verurtheilt; er verbüßte seine Strafe und kehrte niedergebeugt aus dem Gefängnisse zurück. Mochten auch Alle an ihm irre geworden sein, nur Kathe hatte nie die Liebe zu ihm und das Vertrauen zu seiner Redlichkeit aufgegeben; aber Gottfried wollte sie nicht unglücklich machen und wollte ihr entsagen, aber desto fester klammerte sich das Mädchen an ihn. Der Leser erfährt nun auch daß der Bruder Gottfried's, ein Tischler, es gewesen welcher den Inspector geplündert, und daß Gottfried nur aus Schonung für ihn die Strafe getragen hat; dieser zwingt ihn jedoch daß er von seinem väterlichen Erbe die Summe anonym wiederersetzt, sodaß Gottfried öffentlich gerechtfertigt erscheint und nun der Mann Kathe's wird. Hiermit schließt die eigentliche Geschichte, und was noch weiter folgt, stellt das Verhalten dieser beiden Brüder, wozu noch der dritte, ein Schuster, in den Vordergrund mit tritt, im Jahre der Bewegung 1848 dar. Der Tischler ist reisender Wühler, Schwätzer, socialer Maulheld geworden, und im Stande seinen Bruder, den Schuster, der früher sich gar nicht um Politik gekümmert hat, mit seinen Phrasen von Gleichheit und Brüderlichkeit anzustecken, ihm 50 Thlr. abzuschwatzen, seinen andern Bruder, Gottfried, der so sehr für ihn gelitten, öffentlich zu verleumden, bis er endlich entlarvt flüchtig umherirrt, indeß Gottfried die Achtung der gesammten Bürgerschaft genießt und als Deputirter in Vorschlag kommt. 11.

Zur amerikanischen Literatur.

1.

Emerson, der geistreiche Eklektiker, auf den wir in Nr. 11 und 12 d. Bl. die deutsche Lesewelt aufmerksamgemacht haben, verdient mehr Beachtung und Anerkennung als ihm bisjetzt zutheilgeworden; er ist ein Gradmesser für die Höhe der Philosophie- und wissenschaftlichen Literatur in Amerika, dieser neuen Pflanzschule europäischer Bildung. Emerson's Schriften sind bisjetzt noch völlig unbekannt in Deutschland, wir haben zum ersten mal in diesen Blättern ihnen eine würdige Stelle anzuweisen versucht und wollen abermals auszugsweise eine Arbeit mittheilen die in Amerika und England seinem Namen den besten Klang erworben hat. Es sind Dies seine „Vorlesungen über Natur und die gegenwärtigen Zeiten"; er hat so glänzende Antithesen und so geistreiche Reflexionen darin niedergelegt daß es schwer halten wird in einem Bruchstück ein genügendes Bild des Inhalts zu geben.

„Unsere Zeit ist zurückschauend, sie baut ihren Vätern Gräber und schreibt Biographien, Kritiken — Geschichte. Die vorhergegangenen Menschen schauten Gott und die Natur von Angesicht zu Angesicht, wir durch ihre Augen! Warum haben wir nicht eine Poesie und Philosophie aus eigener Anschauung, warum keine Religion aus gegenwärtiger Offenbarung? Die Lebensströme der Natur stehen uns offen, warum sollen wir unter Todtengebein wühlen?... Alle Wissenschaft hat nur den einen Zweck eine Theorie der Natur zu gründen; wir haben noch immer keine klare Idee von der Schöpfung und die gewöhnlichsten Erscheinungen sind uns unerklärlich, wie Sprechen, Schlafen, Träumen u. s. w. Philosophisch betrachtet besteht das Universum aus Natur und Seele. Die Natur besteht aus Stoffen die der Mensch nicht veränderte, die Seele des Menschen oder sein Wille erzeugte die Kunst, und diese bildet aus Naturstoffen ihre Schöpfungen, wie Bildsäulen, Gebäude, Gemälde u. s. w. Wenige verstehen die Natur, nur Die die einen kindlichen Sinn bis ins Alter behalten; sie werden bei ihrem Anblick von romantischem Entzücken ergriffen. Die Natur spricht zu ihnen: Ihr seid meine Geschöpfe, ihr sollt euch mit mir freuen, wie sehr euch das Leben auch quälen mag. Das Elend der Menschen erscheint so nichtig, betrachten wir diesen grünen Ball der durch die Welten fliegt, diesen Ocean von Luft, dieses Meer auf Erden, diesen Zodiacus von Licht, diese Wolkenzelte. Nichts Göttliches stirbt, alles Gute ist ewig hervorbringend, die Schönheit der Natur theilt sich dem Gemüthe mit zu neuer Befruchtung und Erzeugung. Die Liebe zur Schönheit ist Geschmack, die Schöpfung der Schönheit ist Kunst. Die Hervorbringung eines Kunstwerks erhellt die Geheimnisse der Menschennatur. Dichter, Maler, Bildhauer und Componist streben alle danach den Glanz der Schöpfung in einem Punkt zu sammeln und in ihren Werken die Liebe zur Schönheit zu befriedigen, die sie zur Arbeit trieb. Die Natur, durch den Destillirkolben Mensch getrieben, wird Kunst. Keine Vernunft kann erklären warum die Seele nach Schönheit strebt; um dies Streben zu befriedigen wurde die Welt geschaffen. Gott ist das Ewigschöne, Güte und Wahrheit sind andere Seiten seines Wesens... Die Sprache ist das edelste Geschenk der Natur, Worte sind Zeichen von Thatsachen, Natur ist das Symbol der Geister; die Geschichte der Natur hilft uns das Uebernatürliche verstehen. Jede Erscheinung der Natur steht in Beziehung zu irgend einem Gemüthszustande, und diese kann nur dadurch geschildert werden daß wir die Naturerscheinung nennen. Der Mensch ist sich einer Universalseele bewußt, in der, wie am Firmament die Sterne, Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit nie untergehen. Diese Universalseele nennen wir Vernunft. Der blaue Himmel in dem unsere Erde schwimmt ist der Typus der Vernunft. Wenn wir in der Geschichte zurückgehen, wird die Sprache

malerischer, in der Kindheit ist sie Poesie, weil alle geistigen Thatsachen durch Symbole aus der Natur bezeichnet werden. Darum ist die Unterhaltung mit einem Farmer oder Hinterwäldler so anziehend. Die Natur ist der Dolmetscher des Menschen. Die Verderbniß des Menschen brachte auch Verderben der Sprache hervor. Wenn die Einfachheit des Charakters und die Erhabenheit der Ideen gebrochen wird durch Verlangen nach Reichthum, Macht und Lebensgenuß, drücken sich diese Begierden auch in der Sprache aus. Es gibt Hunderte von Schriftstellern in jeder lange civilisirten Nation die glauben und glauben machen sie schrieben Wahrheit, und doch kleiden sie keinen Gedanken in sein Naturgewand, sondern folgen unbewußt der Sprache ihrer Vorgänger. Der Weise aber überspringt diesen Wust und verbindet wieder die Worte mit sichtbaren Dingen. Eine solche Sprache ist ein Beweis daß man in Verbindung steht mit Gott und der Wahrheit. Sowie unsere Rede sich über das alltägliche Leben erhebt, von Leidenschaften oder Gedanken getragen, so kleidet sie sich in Bilder, sie wird schöpferisch. Die erste Ursache aller Dinge tönt durch die Instrumente die sie bereits erschuf. Darum ist für den Dichter das Landleben der Einsamkeit dem Geräusch der Städte weit vorzuziehen. Der Dichter soll die Natur beleben wie ein Schöpfer mit seinen eigenen Gedanken. Der Philosoph und der Dichter sind nahe verwandt; der eine sucht Schönheit in Wahrheit, der andere Wahrheit in Schönheit.

Tugend ist der gold'ne Schlüssel,
Der öffnet den Palast der Ewigkeit.

Jeder Geist baut sich sein eigenes Haus und über dem Hause seine Welt und über der Welt seinen Himmel. Adam nannte sein Haus Himmel und Erde, Cäsar das seine Rom, das eure ist vielleicht ein Laden oder eine Hufe Landes oder eine Schulstube, aber darum ist euer Reich nicht kleiner als ihres."

....„Jedes Zeitalter wie jeder Körper hat seine eigene Krankheit. Unsere Vorväter gingen durch die Welt, gepeinigt von der Furcht vor der Sünde und dem Jüngsten Gericht. Diese Schrecken haben ihre Macht verloren. Jetzt quält uns der Unglaube, die Ungewißheit über Das was wir thun sollen, das Mistrauen in den Werth Dessen was wir thun. Unsere Religion nimmt die negative Gestalt der Verwerfung an, sie ist eine abschaffende Kritik geworden. Wir haben eine zu intellectuelle Tendenz, aber unsere Kritik endigt in Gedanken, ohne eine neue Lebensweise zu erschaffen. Der Genius der Gegenwart liebt mehr zu schauen als zu handeln; in keiner Periode der Geschichte finden wir eine ähnliche Richtung. Die Welt hat kein leichtes Herz mehr wie sonst, sie liebte nie das Leben weniger; Sorge und Zweifel standen nie so deutlich auf den Zügen der Menschen geschrieben. Diese Langeweile, welche die alten Sachsen nicht kannten, aber die Franzosen unter dem vieldeutigen Wort ennui tief verstehen, hat eine furchtbare Bedeutung gewonnen; sie verkürzt das Leben und verfinstert den Tag. Das Alter beginnt in der Kinderstube und ehe ein junger Amerikaner Jacke und Beinkleider anzieht, sagt er schon: «Ich möchte Etwas haben was ich nie sah, und wünschte daß ich nicht existirte.» Dieselben Gedanken schweben sogar auf den Stirnen mancher niederer Arbeiter und hoher Staatsmänner, die ihr thätiges Leben doch davor schützen müßte.

Man muß Geduld haben mit dieser Melancholie, sie entsteht aus der Liebe zur Größe, aus dem Bedürfniß nach Harmonie in dem Contrast des elenden Lebens mit einer großen Idee. Man muß sich hüten die Richtungen unserer Zeit mit denen frühere Geschichtsepochen zu vergleichen. Die Revolutionen kommen jetzt nicht aus Ehrgeiz und Habsucht, nicht vom Verlangen nach einer andern Regierung, sie kommen von einer neuen Art zu denken, die eine neue Gesellschaft erschaffen, die Arbeit durch Liebe und Wissenschaft beleben, die einen Theil des Eigenthums zerstören und das Bleibende unter die Herrschaft des Verstandes und der Billigkeit stellen will. Nie, solange die Welt steht, hat ein so großer Gedanke in der Brust des Menschen gearbeitet. Die Idee die fabelhaft und hieroglyphisch erschien ist jetzt klar ausgesprochen in dem Wort: «Der Schöpfer wohnt im Menschen!» Die Spiritualisten haben aber, indem sie diese Ideen verfolgten, sich vom Quell der Liebe abgewandt.

Die Zeit ist das Kind der Ewigkeit; wir wollen in ersterer den großen Geist entdecken der uns die Fragen lösen soll: Wer sind wir? wohin gehen wir? Unser weißes Segel treibt über das wilde Meer, bald auf lichter Welle, bald im tiefen Abgrund. Aus welchem Hafen kommen wir? in welchen gehen wir? Was die alten Seeleute sagen wird nicht mehr gehört. Aus unserm Innern wollen wir Antwort haben, und wir bekommen sie durch die Erkenntniß daß unter allen vorübergehenden Gestalten ein Etwas liegt das lebt und Leben erzeugt.

Die Conservativen und Neuerer sind sehr alt; sie haben sich von jeher den Besitz der Welt streitig gemacht. Die Hierarchie und Monarchie der alten Welt dem Conservativismus ihren Ursprung. Der Streit zwischen Patriciern und Plebejern, zwischen Mutterstaat und Colonie, zwischen Herkommen und Neuerung, zwischen Reichthum und Armuth erscheint zu allen Zeiten und in allen Ländern. Die Welt rollt indessen immerfort und das Alte wiederholt sich unter neuen Namen. Es ist der Gegensatz von Vergangenheit und Zukunft, von Erinnerung und Hoffnung, von Verstand und Vernunft. Alle denkenden Menschen bestehen aus zwei Sekten: aus Materialisten und Idealisten. Die erstere gründet sich auf Erfahrung, die zweite auf Bewußtsein. Der Materialist beruft sich auf Thatsachen, auf Geschichte, auf die thierischen Bedürfnisse des Menschen, der Idealist auf die Macht des Gedankens, des Willens, auf Begeisterung und Wunder. Der Idealist gibt Alles zu was der Andere behauptet, er räumt die Macht der Sinne ein, aber er fragt ob die Dinge auch wirklich so sind wie sie den Sinnen erscheinen. Der Materialist spottet über Sterndeuter und Träumer, er glaubt im Rechten zu sein, weil er weiß wo er steht und was er thut. Aber es ist leicht ihm zu zeigen daß auch er nur ein Phantom ist das neben Phantomen lebt, und daß wenn man nur einige Fragen außer den alltäglichen an ihn richtet das Universum vor ihm in Nebel verschwindet. Der Materialist achtet die äußern Erscheinungen: Gesellschaft, Regierung, Reichthum, Luxus. Der Idealist hält Nichts für wirklich als seine Seele; sein Gedanke ist das Universum. Er glaubt an Wunder, an Begeisterung. Der transcendentale Philosoph Jacobi sagte daß jedes Verbrechen eine Ausübung der Souverainetait des menschlichen Geistes sei. Transcendentalismus ist die Saturnalia des Glaubens. Fällt solche Gesinnung in die Zeit der Römer, so bildet sie Stoiker, in despotischen Zeiten Patrioten wie Cato und Brutus, in abergläubischen Zeiten Propheten und Apostel, unter dem Papstthum Protestanten und Asceten, in der Zeit der Hochkirche Quäker und Puritaner und in der conservativen Zeit den Idealismus, den wir kennen und nach Immanuel Kant transcendental nennen. Er widerlegte die skeptische Philosophie von Locke, der Alles auf die Erfahrung durch Sinne baut, durch die Behauptung daß es eine wichtige Classe von Ideen gibt die nicht aus der Erfahrung, sondern aus der Intuition der Seele herzuleiten sind; diese nannte er transcendentale Formen. Die Tendenz derselben hat der Conversation und Poesie die Farbe gegeben. Der Genius und die Religion, obwol noch ohne Lauterkeit und noch nicht in einem mächtigen Individuum erschienen, wird durch diese transcendentalen Formen eine neue siegreiche Laufbahn betreten."

2.

„Typen aus dem polynesischen Leben von Hermann Melville" heißt ein neues Reisewerk, welches in Amerika den allgemeinsten Beifall gefunden und auch bereits seinen Ruf in England begründet hat. Die Amerikaner sind sehr stolz auf den jungen Autor, der ein glänzendes Erzählertalent

mit Schärfe und Geist der Beobachtung verbindet. Die Literatur der Neuen Welt besitzt noch nicht die Reife und Ueberfülle der unserigen, daher jeder Anbauer des nach Cultur dürstenden Bodens freudig und dankbar empfangen wird. Es ist schwer unter den Schätzen der Weltliteratur die in Amerika von allen Nationen ausgeladen werden Theilnahme und Anerkennung zu erwerben für das einheimische Samenkorn, das nur von den Besitzern des Feldes selbst geachtet wird. Hermann Melville zeigt jedoch in der That eine Strebsamkeit und Frische die ihm auch in der Alten Welt einen Platz zu erringen vermöchte; denn wir lieben das Neue, gerade wie die Amerikaner nach dem Alten schmachten. Statt aller Kritik wollen wir den Verfasser selbst reden lassen und einige seiner südlichen Reisebilder vor dem Leser aufrollen:

„Wir waren sechs Monate auf der See und bekriegten den Walfisch unter der brennenden Linie über den rollenden Wellen des Stillen Meers. Unser Proviant war aufgezehrt; o wie verlangten wir nach einer Kartoffel, nach einer Yamswurzel, welch eine Seligkeit würde eine Banane hervorgerufen haben! Wir hatten Nichts als gesalzenes Pferdefleisch und Schiffszwieback; wie verlangte uns nach grünem Gemüse und brauner Erde! Wenn nur erst der alte schwarze Hahn des Capitains geschlachtet wäre, dann würde er wol das müde Schiff nach dem Lande steuern lassen; solange er noch Hoffnung auf einen Bissen frischen Fleisches hat, ist keine Aussicht dazu vorhanden. Noch eine langsame Woche und die berühmten Marquesasinseln nahmen uns auf. Wie lebhaft entbrannte die Phantasie bei der Erwartung dieser ausländischen Wunderwelt! Ich dachte an die glühenden Reisebeschreibungen über die Marquesasinseln, an die Houris mit ihrem südlichen Liebreiz, an Wälder von Cocosnuß- und Brotfruchtbäumen, an Korallenklippen, künstlich geschnitzte Canote, Tempel von Bambusrohr und an Menschenopfer und an tätowirte Häuptlinge. Die Wirklichkeit gab mehr als Das! Die Marquesasinseln wurden schon 1595 von den Spaniern entdeckt unter dem Marquis von Mendoza, damals Vicekönig von Peru, dessen Namen sie noch jetzt führen; aber die Eroberer hielten sich nicht lange; sie verließen die Inseln bald, die später von christlichen Missionnairen aufgesucht wurden, die jedoch die Götzenwelt nicht besiegen konnten. Ueber ein halbes Jahrhundert blieben die Inseln unbeachtet, nur der Walfischfang brachte zuweilen Amerikaner und Engländer zu einer kurzen Rast auf denselben; sie wagten es aber nicht sich den Einwohnern zu nähern. Erst neuerdings beginnt man wieder sich mit dem vergessenen Stückchen Zauberland zu beschäftigen, und ich fühle mich ermuthigt durch den Gedanken daß meine Aufzeichnungen das Verdienst haben werden den Schleier zu heben der soviel unbekannte Schönheit und Romantik bisjetzt verborgen hat. Nie werde ich den Moment freudiger Ueberraschung vergessen als ich bei dem Ruf des Schiffsvolks: Land! die bläulichen Umrisse der erhabenen Höhen von Nukuheva am Horizonte entdeckte. Man glaubt gewöhnlich die Inseln der Südsee seien schwellende Rosenflächen mit niedrigen Ufern und schattigen Wäldern; die imposante Felsenbildung wird Jeden überraschen der sie zum ersten male sieht. Nukuheva ist die bedeutendste unter den drei Inseln, welche man die Washingtongruppe nennt; sie bilden einen Triangel und liegen zwischen 8° 38″ und 9° 32″ südlicher Breite und 139° 20″ und 14° 10″ westlicher Länge.“

„Nukuheva enthält ungefähr 20 Quadratmeilen und besitzt drei gute Häfen. Als das Schiff im Begriff war zu landen, schwammen ihm eine Menge Canote entgegen um die Früchte der Insel zum Verkauf anzubieten. Es fiel auf daß keine einzige Frau sichtbar wurde; es herrscht nämlich ein Verbot welches jedem weiblichen Wesen streng untersagt ein Canot zu besteigen. Als aber das Schiff in die Bai einlief, schwammen ganze Reihen junger Mädchen, schön wie Nereiden, ihm entgegen; sie hielten den rechten Arm rudernd über dem Wasser, ihr langes schwarzes Haar umfloß sie wie ein Schleier und ein weißer Gürtel von Tappa umschloß ihre Leiber; Tappa ist ein Stoff von Baumrinde von ihnen selbst verarbeitet. Sie erreichten lachend das Schiff und hingen ihre glatten glänzenden Körper an die Stricke, an denen sie sich geschickt auf das Schiff schwangen. Dort machten sie erst die einfachste und schnellste Toilette, indem sie sich einander abtrockneten, einige Streifen Tappa unter die Gürtel befestigten und ihr Haar in festen Zöpfen um den Kopf wanden, wobei sie sich eines Oels bedienten welches sie in einer zierlichen Muschel bei sich führten. Dann zögerten sie nicht länger sich auf das Verdeck zu begeben, wo man sie reizend fand; ihre feinen Züge, die schlanken Glieder, die hellbraune Hautfarbe und ihre anmuthige Beweglichkeit entzückten alle Augen. Sie kamen späterhin öfter mit Blumen im Haar und mit bunten Tappakleidern, das Verdeck wurde mit Lampen illuminirt und es fand ein Ball statt, der aber leider mit Trunkenheit und Ausschweifungen aller Art endigte.“

„Die Bucht von Nukuheva hat neun englische Meilen im Umfange, sie bildet ein Hufeisen. Von der See her hat sie einen schmalen Eingang und von der Seite zwei aufsteigende Berge, die sich allmälig bis zu 500 Fuß erheben. Tiefe romantische Schluchten, die von einem Mittelpunkte ausgehen und in gleichen Zwischenräumen die Abhänge durchschneiden, erhöhen die Schönheit des Anblicks. Durch jedes dieser kleinen Thäler fließt ein klarer Strom, zuerst als Cascade, dann als rauschender Wasserfall in das Meer herab. Die Hütten der Eingeborenen liegen zerstreut in diesen Thälern unter dem Schatten der Cocosbäume, aus gelbem Bambusrohr erbaut und mit den Blättern des westindischen Palmbaums gedeckt. Neben diesem Bach haben die Ufer der Inseln mehre Einschnitte, die zu weiten grünen Thälern führen. In ihnen wohnen wilde Stämme, die seit ewigen Zeiten Krieg untereinander führen, obgleich sie dieselbe Sprache reden, dieselben Gesetze und religiösen Gebräuche haben. Hohe Berge, die sich 3000 Fuß über das Meer erheben, scheiden diese Stämme voneinander. Dicht bei Nukuheva liegt das reizende Thal der Happars, die sehr gut mit den Bewohnern von Nukuheva stehen, und auf der andern Seite des Bergs liegt das Thal der Typees, die unversöhnliche Feinde beider Stämme sind.“

Die Abenteuer des Verfassers, nachdem er das Schiff verlassen und sich tollkühn unter die Insulaner begeben hat, gestalten sich so verwickelt und gefährlich daß wir nur andeutungsweise ihnen zu folgen vermögen. Er gerieth unter die Typees; man führte ihn in eine große Bambushütte und hieß ihn sich in eine Matte niederzulegen. Acht bis zehn finsterblickende Häuptlinge umstanden sein Lager und fragten drohend: Typee oder Happar? Melville erwiderte muthig: „Typee Motarkee“, welches gut bedeutet. Dies Lob aus dem Munde des Amerikaners brachte ein lautes Freudengeschrei der Wilden hervor: sie klatschten in die Hände und überhäuften ihn mit Aufmerksamkeiten. Man nahm ihn und seinen treuen Gefährten Tobias als Gäste auf und ließ Beide theilnehmen an der Lebensweise der Eingeborenen. Die gemeinschaftlichen Bäder in dem Strome gehörten für den jungen Amerikaner zu den angenehmsten Zerstreuungen, weil stets die ausgelassenste Heiterkeit dabei herrschte und alle die reizenden jungen Mädchen des Stammes ganz arglos daran theilnahmen. Eine der schönen Nymphen, Namens Fayaway, wird ganz besonders bezaubernd geschildert und scheint dem Verfasser ein romantisches Interesse eingeflößt zu haben. Ueberaus anmuthig beschreibt er ihre Toilette: die schönen schlanken Glieder in der Tracht des Paradieses, nur mit Blumen geschmückt, die als Kopfputz, als Ohrgehänge und Armbänder dienen, muß wirklich ein eigenthümlicher Anblick gewesen sein. Die Art der ehelichen Verbindungen ist noch überraschender für cultivirte Völker. Es herrscht nämlich eine Art Vielmännerei in folgender Art: ein junges Mädchen wählt sich einen Jüngling, und wenn sie eine zeitlang zusammengelebt haben, nimmt ein älterer Mann Beide in seine Hütte auf, wo das ungestörteste Verhältniß aller drei Eheleute stattfindet. Sel-

ten ist es daß eine Frau mehr als zwei Männer hat, aber niemals kommt Vielweiberei vor. Die männliche Bevölkerung übersteigt die weibliche beiweitem. Die Wohnungen liegen in den Wäldern zerstreut, ihre Wände von gelbem Bambusrohr glänzen von fern wie Gold und ihre weißen Dächer von Baumrinde wie Silber zwischen dem saftigen Grün der üppigen Vegetation. Der Brotfruchtbaum und der Kleiderbaum sind die merkwürdigsten Erzeugnisse derselben. Der erstere gleicht einer Ulme, seine Blätter sind sehr groß und seine Früchte sehen aus wie Melonen; zur Zeit der Reife machen sie einen zauberischen Eindruck. Sie werden niemals roh genossen, die dicke Rinde wird davon gelöst und der weiße Kern am Feuer auf mancherlei Weise bereitet, zu Mehl zerstoßen und in Blätter gewickelt; alsdann hebt man sie jahrelang in der Erde auf. Der Kleiderbaum wird von seiner grünen Rinde befreit um die faserige Substanz zu gewinnen welche darunter liegt. Diese wird ungefähr wie der Flachs eine zeitlang ins Wasser gebracht, mit einem Hammer dünn geklopft, dann gebleicht und zu den Gurten um die Lenden, zu Mänteln und kurzen Röcken verwendet. Mangel und Krankheit schien den glücklichen Insulanern gänzlich unbekannt; ihre Todten begraben sie in den dichten Wäldern, einzelne berühmte Häuptlinge werden auch einbalsamirt und als Mumien aufbewahrt. Ihre Religion ist Götzendienst, wobei sie Früchte und Thiere auf hohen Steinaltären opfern. Melville fühlte sich lange Zeit ganz behaglich bei seinen Naturforschungen unter diesen Naturkindern, aber er entdeckte einst zu seinem Schrecken daß sie heimlich einer furchtbaren Neigung fröhnten: er fand bei seinen Wanderungen zerstreute Menschenknochen und ahnte daß man ihm nicht nur aus Scham vorsichtig das Laster der Menschenfresserei verbarg, sondern um auch ihn bei guter Gelegenheit als einen guten Bissen zu benutzen. Er bewerkstelligte unter vielen Mühseligkeiten und Gefahren, die er mit dramatischer Lebendigkeit schildert, seine Flucht und erreichte glücklich ein rettendes englisches Schiff, welches zum Walfischfang an den Küsten kreuzte. 16.

Künstliche Volkspoesie.

Die schwäbische Ilias. Von Ludwig Aurbacher weiland erdacht, Nun aber von mehrern Von seinen Verehrern In holprige Verse gebracht. Edidit et hoc K. S. (Karl Simrock.) Frankfurt a. M., Brönner. 1850. 8. 10 Ngr.

Das vorliegende Büchlein enthält die bekannte Geschichte der sieben Schwaben in Vers und Reim gebracht. Ueber den Inhalt der Historie wäre demnach Nichts zu sagen und in Beziehung auf die Behandlung des Versificators mögen die Leser d. Bl. aus folgender Probe urtheilen.

Wie endlich unsre sieben Schwaben
Den mordlichen Strauß bestanden haben.

Da es nun, günstiger Leser, an dem ist,
Daß ich berichte, wofern dir's bequem ist,
In schlichter Erzählung und wahrheitsgetreuer
Der Schwaben haarsträubendstes Abenteuer,

So befind' ich mich billig in einiger Verlegenheit,
Denn es scheint dir vielleicht und mit Recht Verwegenheit
Daß Einer, der leider nicht Theil an dem Strauß nahm,
Ihn so genau zu beschreiben sich gleichwol herausnahm;

Aber hättest du selber die Helden hier,
Sie könnten's nicht besser vermelden dir,
Als der die gesammte schwäbische Nation
In sich hat stecken durch Inspiration.

Darum könntest du's schwäbischer gar nicht verlangen
Und käme der Seehas leibhaft gegangen,
Der der Urheber war ihres Heldenthums
Und dann der Verkündiger ihres Ruhms;
Denn dieser Windbeutel hat ja gelogen,
Der Ploderer, daß sich die Balken bogen,
Während ich Alles nach der Wahrheit berichte
Und so fortfahre mit meiner Geschichte.

Es sei also männiglich zu wissen kund,
Wie in den Strauß zog der schwäbische Bund
Hübsch langsam voran, zum Waldreviere,
Wo, wie der Seehas sagte, der Drache hausire.

Als er nun schon ganz nahe war,
Sagte der Spiegelschwab zu der Schar:
„Mich grimmt's im Bauch, und ich muß abseiten."
Der Allgäuer wollt' ihm das Recht bestreiten

Und sagte, er solle bei den Andern bleiben
Und keine aparten Allotria treiben.
Der Spiegelschwab versetzte, er wolle in der Hecke
Ja nur spioniren wo das Unthier stecke.

„Laß es stecken", sagte der Allgäuer bange,
„Wo es stecke, und bleib' bei der Stange!"
„Jetzt seid stät und schweigt", ermahnte der Seehas,
„Und lugt und lost! Dort, dort, ich seh' was."

Und wie sie tiefer in des Waldes Nacht
Vorrücken und lugen und losen mit Macht,
Siehe, da liegt im Busch ein Has
Mit langen Löffeln und kurzer Nas,

Der lugt und lost im Busch halt auch
Und macht ein Männle gegen den Strauch,
Und erschrickt und springt davon — husch! husch!
Hast du nicht gesehen, durch Strauch und Busch.

Aber ganz erstaunt und bockstarr blieben
Unsere Schwaben da stehen, die sieben:
„Hast's gesehen?" so ging es im Kreise rund,
„Hast's gesehen? so groß wie ein Pudelhund,

Wie ein Mastochs war's, wie ein Trampelthier,
Klein wie ein Lindwurm, ein Mammuth schier."
„Bygost!" fiel endlich der Allgäuer ein,
„Wenn das kein Has soll gewesen sein,

So kann ich den Grindten nicht unterscheiden
Vom kleinsten Büchel — doch mag ich's leiden."
„Nun ja", rief der Seehas, „Has hin, Has her,
Ein Seehas ist halt größer und grimmiger

„Als alle Hasen im römischen Reich."
Und das hat er gut gemacht. Und gleich
Ist ihm der Name „Seehas" geworden,
Den er trug seitdem im schwäbischen Orden.

Ich kann nicht finden daß Schwänke durch eine gereimte Einkleidung etwas Wesentliches gewinnen; vielmehr müssen so hausbackene, derbe Späße auch in einem möglichst modesten Kleide auftreten, d. h. in Prosa. Diese meine Ueberzeugung ist auch durch diese Arbeit Herrn Simmrock's nicht geändert worden; nach meinem Gefühl macht die prosaische Erzählung, wie sie sich z. B. in Marbach's Volksbüchern findet, einen beiweitem bessern Eindruck. Ueberhaupt: Herrn Simrock's Verdienste in Uebertragungen und Erläuterungen von Werken unserer ältern Literatur erkennt Jedermann mit voller Hochachtung an. Neuerdings aber scheint es beinahe als ob es ihm ähnlich gehe wie F. A. Wolf von dem alten Voß behauptete: daß er nicht leben könne, wenn er nicht alljährlich wenigstens einen alten Autor ins Haus schlachte. 68.

Pariser Theaterschau.

III. *)

Die Erzählungen Hoffmann's.

Ist es möglich in den „Erzählungen" unsers berliner Hoffmann das Sujet eines interessanten Drama zu finden?

*) Vergl. Nr. 110 und 111 d. Bl. D. Red.

Allerdings. Der Dichter welcher aus dieser Quelle schöpfen will hat nur das Unangenehme der Wahl; allein ein Drama zu schreiben welches „Die Erzählungen Hoffmann's" betitelt ist, heißt unter den zahlreichen Phantasien dieses seltsamen Geistes einige Geschichten, denen die Person des Verfassers zum alleinigen Held dient, herausgreifen; aus diesen miteinander verknüpften Geschichten eine Handlung bilden welche einen Anfang, eine Mitte und ein Ende hat, und Dies ist denn doch ein Versuch den der Geschmack und der vernünftige Sinn mit gleicher Stärke zurückweisen muß. „Das Majorat", „Das Glück im Spiel", „Der Rath Krespel" — so scheint Kreisler von den französischen Verfassern genannt zu werden — schließen unzweifelhaft dramatische Elemente in sich; es ist allerdings nicht leicht sie zu verarbeiten, dazu gehört eine geschickte und kräftige Hand. Allein jede dieser Erzählungen würde doch die Einheit des Interesses haben welche die dramatische Poesie nicht entbehren kann. Eine Einheit wo die Handlung innerhalb eines Palastes und innerhalb 24 Stunden vorsichgeht, soll nicht verlangt werden. Aber eine Reihe von Abenteuern macht noch kein dramatisches Gedicht aus. Wenn die Verfasser, Jules Barbier und Michel Carré, allen Einwürfen im voraus widersprochen zu haben glauben, wenn sie ihrem Werke den Namen „phantastisches Drama" vorsetzen, so täuschen sie sich. „Faust", „Manfred", „Sommernachtstraum" bieten uns so gut Einheit der Handlung wie die reinsten Schöpfungen des athenischen Theaters.

Die Verfasser haben drei Erzählungen Hoffmann's gewählt und sie zwischen einen Prolog und einen Epilog eingerahmt. Den Verfassern nach gehört jedes dieser Abenteuer dem Leben Hoffmann's an, und sie haben sich nicht bedacht es auf die Bühne zu bringen. Ist es an sich schon schwer einen Künstler, einen Dichter auf die Bühne zu bringen, so ist Dies bei Hoffmann noch weit mehr der Fall. Wie soll man einen Mann sprechen lassen der so viele originelle Personen erfunden, soviel wunderbare Dinge erdacht hat? Will man um den Charakter nicht zu entstellen die Worte dem Dichter selbst entlehnen, so hat man nur eine Copie; läßt man dagegen seiner Phantasie freien Spielraum, so wird eine Figur daraus die man nicht wiedererkennt.

Wie die Herren Barbier und Carré dazu gekommen sind aus dem deutschen Novellisten eine Art Zigeuner zu machen, der in den Tag hineinlebt und im Weinkruge völlige Vergessenheit des wirklichen Lebens sucht, ist nicht recht einzusehen. Man braucht nur die Biographie Hoffmann's von Hitzig zu lesen, um zu wissen daß Hoffmann kein Zigeuner war. Wenn er während der französischen Occupation Südpreußens harte Duldungen zu erfahren hatte, so brachte er doch den größten Theil unter einer regelmäßigen Beschäftigung hin. Wenn Musik, Zeichnen und Dichten ihm die angenehmsten Stunden bereiteten, so dankte er seinen Kenntnissen als Jurist ein reichliches Auskommen.

Hoffmann erzählt in dem Stücke selbst seine Liebschaften seinen Kameraden in der Schenke, und diese Erzählung haben die Verfasser in Scene gesetzt. Wir sehen vor unsern Augen die schöne Olympia vorübergehen, die nur eine Puppe, ein Automat ist; Antonia, die Tochter des Raths Krespel, und endlich Giulietta, die florentinische Sängerin. Um das Richtige der Liebe zu zeigen, haben die Verfasser sich nicht gescheut die Personen von denen sie den Namen entliehen haben ganz zu entstellen. Um ihre Aufgabe zu lösen mußten sie beweisen daß es keine Frau gebe die einer wirklichen Leidenschaft fähig sei. Sie stellten daher zwischen Olympia, der bloßen Puppe, und Giulietta, die das Herz ihres Geliebten wegen einer Laune verliert, Antonia, die der Sucht Beifall zu erlangen das Glück des Mannes opfert der sie über Alles liebt.

Will man den Verfassern auch nicht die Art vorwerfen wie sie die „Sylvesternacht", deren erster Gedanke Chamisso gebührt und die Hoffmann zu erneuen wußte, umgeformt haben, will man auch nicht fragen was sie mit Olympia gemacht haben, so kann man ihnen doch nicht verzeihen daß sie Antonia gänzlich entstellt haben. Egoismus und Eitelkeit sind diesem reizenden Geschöpf stets fremd geblieben. Als sie erfährt daß die Aerzte ihren sichern Tod voraussagen wenn sie noch länger singt, so entsagt sie ohne Bedauern ihrer geliebten Kunst um das Glück des Geliebten zu sichern; sie läßt kein Zeichen des Unwillens merken. So oft der Rath Krespel seinen Bogen über die Geige Amati's streicht, glaubt sie ihre Stimme zu hören und sagt zum Vater: „Ich habe gut gesungen." Aus Antonia den Typus des Egoismus und der Eitelkeit machen, ist geradezu abgeschmackt. Warum überhaupt eine reizende Figur Hoffmann's entlehnen, wenn man den Charakter den er ihr gegeben nicht achtet? Wenn Antonia während Krespel schläft trotz des ärztlichen Verbots noch ein mal singt und dann singend stirbt, so geschieht Dies nicht um den Beifall des Theaters zu erlangen, sondern um ihren Liebhaber zufriedenzustellen, der für sie eine Melodie geschrieben hat die keine Stimme der Welt singen kann als nur die ihrige; sie stirbt als ein Opfer ihrer Ergebenheit. Eine eitle Frau konnte man in Hoffmann's Erzählungen wol finden, ohne der Engelreinheit Antonia's zunahetreten zu müssen.

Der erste Theil dieses phantastischen Dramas: „Das Automat", bietet wenig Interessantes dar. Der zweite: „Antonia", könnte uns vielleicht bewegen, wenn er nur nicht mit unsern ganzen Erinnerungen in Widerspruch stünde. Der dritte Theil: „Der verlorene Reflex", überrascht durch die Inscenesetzung wie die Erzählung eines Traumes. In diesem dritten Theile spielt der Maschinist und der Decorationsmaler eine große Rolle.

Der Epilog zu den „Contes d'Hoffmann" ist wie die Moral in den Fabeln Aesop's abgefaßt. Es ist unmöglich über die Absicht der Verfasser zweifelhaft zu sein; der Epilog spricht mit zu deutlichen Worten.

Der Stil der „Contes" verdient mehr als einen Tadel. Die Mischung der Prosa mit Versen ist verfehlt. Wenn Shakspeare ein Gleiches that, so paßte er beide Arten des Ausdrucks den Gedanken an. Barbier und Carré haben sich nicht daran gekehrt daß die Prosa dem gewöhnlichen Dialog, der Vers dem gehaltenen Dialog und der Reim dem reinlyrischen Gefühle angehört. Außerdem findet man hier und da Bilder, Vergleichungen, die von einer merkwürdigen Unkenntniß alltäglicher Dinge zeugen. Wenn Hoffmann's Freund, Friedrich, zu diesem sagt: „Le prisme de l'amour voile encore tes yeux", so ist Dies geradezu lächerlich. Das Prisma, welches dient das Licht zu theilen, hat noch niemals die Augen irgend Jemandes verschleiert. Jetzt, wo dergleichen wissenschaftliche Begriffe populair geworden sind, ist ein solcher Verstoß unverzeihlich. Ferner sagen die Verfasser um die seltene Schönheit der Stimme Antonia's zu bezeichnen, die Geige Krespel's chantait à l'unisson avec cette voix divine. Sicherlich ein seltsames Compliment für Krespel und Antonia. Die Violine spielt die für die Stimme geschriebene Partie nur wenn es sich darum handelt dem Sänger der die Noten nicht lesen kann eine Melodie zu lernen, was heutzutage selbst bei berühmten Virtuosen nicht selten der Fall ist. In jedem andern Falle begleitet sie nur und spielt nie gleichstimmig. Dies weiß jetzt Jedermann. Endlich scheinen die Verfasser zu glauben daß alle diaphanen Körper keinen Reflex haben; von der Luft die wir ausathmen ist Dies allerdings wahr, aber die Verfasser mögen nur ein Stück Bergkristall an ein Stück Eis setzen, und sie werden sehen daß es Reflex hat. 13.

Doctor Koreff.

Koreff ist vor kurzem in Paris gestorben. Lange vor seinem Tode war er in Deutschland ganz und gar, in Frankreich beinahe vergessen, und doch gehörte er zu den geistreichsten Männern seiner Zeit; sollten einst seine Memoiren veröffentlicht werden, würden wir ohne Zweifel über Vieles, namentlich über das Hardenberg'sche Ministerium und die Ereig-

aus jener Epoche interessante Aufschlüsse erhalten. Während seines Lebens hat Koreff sehr wenig veröffentlicht; die Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften trugen selten seinen Namen, aber ich erinnere mich noch einer geistreichen Schilderung eines Balles bei Guizot, welche er für die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ geschrieben. Daß Koreff damals von Guizot eingeladen wurde, war eine Art von Wiederanerkennung, denn die Regierung Ludwig Philipp's war ihm nicht gewogen, namentlich seit jenem Processe mit einer hochadeligen englischen Familie, der soviel Aufsehen machte und eigentlich am meisten beigetragen hat Koreff's Stellung zu untergraben.

Koreff war nämlich einer der ausgezeichnetsten Aerzte unserer Zeit. Das ist namentlich in Paris anerkannt worden. Ich habe es selbst gehört daß die ersten Professoren der École de médecine ihn wie eine Autorität citirten, und in schwierigen Fällen wurde er oft zu Rathe gezogen. Er hatte Curen vollbracht welche ihn so berühmt machten als wenn er ein Wundermann gewesen wäre. Und als er einst eine englische Dame aus den reichsten Familien des Landes nach jahrelanger Behandlung wiederhergestellt hatte, ward ihm sein Lohn streitig gemacht. Er hatte jene Familie auf Reisen, in die Bäder begleitet, und während alle Aerzte sie aufgegeben, hatte er sie vollständig wiederhergestellt. Großer Lohn und eine jährliche Rente war ihm verheißen worden, nachher aber wollte man seinen Lohn verringern. Es kam zu einem Processe, in welchem Koreff der Uebervortheilung angeklagt wurde. Dieser Proceß füllte damals die Spalten aller Blätter. Koreff verlor ihn, und man untersagte ihm die Praxis. Er hatte für Außerordentliches das er geleistet außerordentlich verlangt, das ihm übrigens zugesagt gewesen, und die Gesetze verurtheilten ihn. Aber die Männer der Wissenschaft urtheilten anders. Cuvier, der berühmte Naturforscher, schrieb damals an den Minister, Hrn. von Boisbertrand, einen Brief im Interesse des Dr. Koreff, den ich noch in einem Autograph besitze und ihn hier vollständig mittheilen will:

Monsieur et cher collégue!

J'apprends avec stupéfaction, c'est le mot, que Mr. Koreff, l'un des médecins les plus savants et certainement les plus spirituels de l'Europe, a encore besoin d'une permission pour continuer de faire du bien aux Français. Ce n'est pas à un administrateur aussi éclairé que vous qu'il est nécessaire de dire que Mr. Koreff est des hommes qu'il faudrait aller chercher, aller prier de venir, s'ils ne venaient pas d'eux-mêmes. Ainsi je ne lui ferai pas le tort de solliciter pour lui, ni à vous celui de supposer que vous ayez besoin de sollicitations dans une affaire comme la sienne. Toutes les protections envers un homme de ce mérite ne peuvent qu'honorer les fonctionnaires qui les accorderont.

Veuillez, Monsieur et cher collégue recevoir avec votre bonté accoutumée la nouvelle assurance de ma haute considération et de mon dévouement. B. C. Cuvier.

Dieser Brief gibt Zeugniß von dem Ansehen in welchem Koreff bei den Gelehrten der französischen Hauptstadt gestanden. Und diese Achtung ist ihm geblieben bis zu seinem Tode.

Was er als Arzt geleistet, inwiefern er die Medicin durch seine Forschungen bereichert, Das wird vielleicht erst jetzt vollständig gewürdigt werden können, wenn seine vielen, sehr gut geordneten medicinischen Manuscripte veröffentlicht werden.

Aber Koreff war nicht nur Arzt, er war überhaupt ein gründlich wissenschaftlich gebildeter Mann, und bis in die letzten Jahre seines Lebens immer bemüht den Schatz seiner Kenntnisse zu vermehren. Er war ebenso wol ein tüchtiger Kenner der alten wie der neuern Sprachen, und keine beachtungswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur ist ihm fremd geblieben. Ebenso wandte er den schönen Künsten aufmerksame Theilnahme zu. Sein Haus war der Mittelpunkt alles Schönen und Ausgezeichneten; es kam — wenigstens in frühern Jahren — keine hervorragende Erscheinung nach Paris die man nicht in den Cirkeln Koreff's gesehen hätte, wie überhaupt Alles was in Paris auf Bildung Anspruch machte seinen Umgang suchte. Alexander von Humboldt ist ihm stets befreundet gewesen. Als ich einmal in Koreff's Gesellschaft in die Vorlesung des Hieroglyphendeuters Letronne kam, war Humboldt hier schon anwesend: wie in Berlin so auch in Paris fehlte Humboldt in solchen Vorlesungen nicht, und Koreff saß neben ihm bis Letronne seinen Vortrag geendet. Dann konnte man gewöhnlich diese drei Männer noch lange im traulichen Gespräch miteinander sehen.

Wie Koreff trotz einer sehr ausgedehnten Praxis Zeit genug hatte so viele Vorlesungen, des Abends so viele Gesellschaften, und so oft die Theater zu besuchen, hat mich oft in Erstaunen gesetzt.

Der verstorbene König von Preußen hatte ihm den Titel eines Geheimen Regierungsraths verliehen und zwar infolge vielfacher Dienste die er unter dem Hardenberg'schen Ministerium geleistet. Koreff war jahrelang Hardenberg's treuester Begleiter. Wahrscheinlich ist in jener Zeit Vieles von ihm aufgezeichnet worden das sich in seinem Nachlasse findet; es wäre um so dankenswerther diesen durch eine geschickte Hand sichten zu lassen und durch den Druck zu veröffentlichen, als bekanntlich die Hardenberg'schen Memoiren bis 1850 versiegelt bleiben sollten, und es noch jetzt sind.

Koreff stammte aus einer jüdischen Familie in Breslau und machte an der dortigen Universität seine ersten Studien; er hat trotz seiner bevorzugten Stellung seinen frühern Glaubensgenossen fortwährend eine rege Theilnahme erhalten. Ebenso fanden die Deutschen welche nach Paris kamen bei ihm stets freundliche Aufnahme. Mit dem Dichter Heine war er sehr befreundet. Ich kann nicht unterlassen hier eine Anekdote mitzutheilen, für deren Glaubwürdigkeit ich umsomehr bürgen kann als ich sie aus seinem eigenen Munde gehört. Als nämlich Heine einst mit Hrn. Strauß, dem Gemahl der Freundin Börne's, ein Duell hatte — man erinnert sich der Anklagen Heine's, die er vor einigen Jahren übrigens zurückgenommen — wurde Heine sehr leicht durch einen Streifschuß verwundet, so leicht daß Koreff, welcher in aller Eile hinzugerufen wurde die Wunde zu verbinden, den ängstlichen Dichter mit den Worten beruhigte: „Legen Sie kaltes Wasser auf, Das ist ja keine Wunde, Das war gewiß eine Schabbeskugel!“ (Die beim Duell betheiligten Personen waren Juden, daher konnte Koreff von dieser traditionnellen Sprache der Juden hier sprechen.)

Als Mensch war Koreff nicht minder ausgezeichnet wie als Gelehrter. Immer war er bereit durch Rath und That zu helfen, und arme Kranke fanden in ihm nicht nur den treuesten Arzt, sondern auch einen Helfer in der Noth. Wo seine Macht nicht ausreichte, mußten seine Freunde beisteuern. Diesen Gesinnungen ist er bis zu seinem Tode treugeblieben, wenngleich er manche Täuschungen im Leben erfahren hatte! Er erreichte ein sehr hohes Alter.

Vielleicht werden diese wenigen Zeilen die Veranlassung zu einer ausführlichern Lebensbeschreibung; in jedem Falle wäre es zu bedauern wenn Koreff's hinterlassene Manuscripte ganz unbenutzt bleiben sollten. 38.

Die frühesten Autographensammler und ein Autographon Rafael's.

Die genaue Kenntniß aller Umstände welche die Regierung Heinrich's IV. bezeichneten verdankt man zumeist der mit soviel Industrie und Fleiß veranstalteten Sammlung von Lomenie de Brienne, Staatssecretair dieses Fürsten. Von diesem Zeitpunkte an beginnt das wirkliche Wissen der in Frankreich vorgefallenen Ereignisse. Jener Cabinetsmann gab das seitdem soweit ausgedehnte Beispiel jedes Document dessen man habhaft werden konnte aufzuspeichern: — Briefe, Manu-

scripte, Tagebücher, öffentliche von Autoritäten unterzeichnete Actenstücke. Diese Sammlung hat uns nicht blos einen Einblick in Begebenheiten vergönnt, sondern auch mit Menschen, ihren Sitten und Bräuchen, Tugenden und Lastern bekanntgemacht. Classificirt durch die Herren Dupuy, welche die Greuzvern des Besitzers waren, entstanden Copien, welche diese Herren als Lohn für ihre Mühe erhielten, indeß die Originale, die 300 Bände füllten, durch Ludwig XIV. eingetauscht, sorgfältig in der französischen Nationalbibliothek verwahrt werden.

Pierre Dupuy und sein Bruder schritten auf dem betretenen Pfade vor und vervollständigten im Laufe von 40 Jahren die vorzüglichste Sammlung der Originalschriften welche je gegründet ward. Dieses werthvolle Archiv, welches Ludwig XIII. erhielt, bleibt ein Denkmal von Arbeit und Thatkraft. Die Literatur des 17. Jahrhunderts wäre ohne dasselbe unvollständig; die Papiere beschränken sich nicht auf französische Autographen, sondern umfassen italienische und deutsche Geschichte und selbst griechische und lateinische Sprachen. Der Herzog von Béthune, ein unmittelbarer Bekannter Sully's, raffte nicht nur Briefe der Zeiten in welchen er lebte zusammen, sondern auch Schätze alter Tage, worin ihm der Abbé von Marolles beistand. Ueber tausend Briefe, mehrentheils von Königen und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen und dem höchsten Adel, kamen in seinen Besitz. Sein Sohn trieb die gleiche Jagd nach Documenten. Herr v. Gaignères war der Nächste welcher diese geschichtlichen Beleze fortführte. Er übertrug seine literarischen Kleinode auf Ludwig XIV.

Viele ausgezeichnete Männer haben seither ihr Leben theilweise ähnlichen Sammlungen gewidmet. Unter ihnen der große Colbert; sein antiquarischer Geschmack leitete ihn auf die wichtigsten Forschungen. Alles was die Verwaltung des Cardinals Mazarin verherrlichen konnte ward mit Eifer aufgesucht, und 60 Mappen voll Originaldocumente von Philipp August bis auf Franz I. zeugen von dem rastlosen Streben des Ministers. Die kürzlich gegen Libri erhobene Klage wegen Entwendung einiger Handschriften von öffentlichen Bibliotheken in Frankreich hat die Aufmerksamkeit auf die in der Nationalbibliothek gehäuften Schätze gelenkt. Eine Anzahl von Schriftstellern betrat dieses Feld, u. A. der Bibliophile Jacob (Paul Lacroix), Achille Jubinal, Gustav Brunet und Crétaine. Von diesen vernehmen wir daß die Diebstähle und Verstümmelungen im handschriftlichen Departement entsetzlich waren. Bekanntlich erstreckte sich der Vandalismus der Revolution von 1789 auf jeden Gegenstand der Literatur und Kunst. Manuscripte wurden zerstört, weil man in ihnen Adelsbriefe und aristokratische Correspondenzen vermuthete. In einer Haussuchung bei Duplanil, dem Uebersetzer von Busching's Arzneikunde, bemerkte einer der Commissaire mehre Mappen in einem Fache der Bibliothek; sie wurden aus dem Staube vorgezogen und man beschuldigte augenblicklich den Besitzer in Briefwechsel mit dem Feinde zu stehen. Duplanil zeigte daß es Briefe von Ludwig XIV. und Turenne seien und versicherte diese lebten nicht mehr. Die Antwort hieß: „Nach der Guillotine mit ihm! Er hat gewagt Briefe von dem Tyrannen und seinen Doctoren zu empfangen und aufzuheben." Erst nach dem Verbrennen von unzähligen kostbaren Acten, Pergamenten, Büchern, Wappenzeichnungen und historischen Manuscripten erhob im Jahre 1793 der Abbé Grégoire seine Stimme gegen diese Zerstörungen, und der Convent verbot durch ein Decret weiteres Plündern.

Jubinal bewies daß in einer kurzen Periode Briefe von Ludwig XI., Calvin, Melanchthon, Galilei, Rubens, Theodor Beza, Ronsard, Montaigne, Maria Stuart u. s. w. verschwanden. Die Geschichte welche er von dem Autographen Rafael's gibt, einem der wenigen welche man von diesem hohen Meister als vorhanden kennt, scheint uns merkwürdig genug um sie ausführlich zu wiederholen: In der berühmten Sammlung von Facsimiles der Autographen, unter dem Titel „Isographie" veröffentlicht, befindet sich einer von Rafael mit einer Anmerkung, welche besagt daß das Original sich in der Nationalbibliothek befinde. Jubinal, voll Begierde mit eigenen Augen eine der größten literarischen Curiositäten zu schauen, begab sich auf die Bibliothek und erfuhr mit Staunen daß das Autograph niemals dagewesen. Darauf zog er bei Duchesne, einem der Herausgeber der „Isographie", Erkundigungen ein. Es ergab sich daß die Handschrift während der Siege Napoleon's unter andern zum Schmucke der Anstalten von Paris bestimmten Schätzen aus Italien gebracht worden und in den Händen des Conservators vom Louvre war, dem man als öffentlichem Beamten die Venus von Medici, den Laokoon, den Apollo von Belvedere sowol als das Autographum Rafael's übergab. Dieses letztere hatte er in seiner Privatbibliothek verwahrt. Bei seinem Tode wurde seine Sammlung von Autographen zum Verkaufe ausgesetzt, und unter ihnen dies Kleinod. Dubois, seither Director des Aegyptischen Museums, legte Protest ein gegen diese Beeinträchtigung vom Nationaleigenthum und die Handschrift ward aus dem Verkaufe zurückgezogen. Duchesne erbat und erhielt die Erlaubniß das Document zu lithographiren; aber das Individuum welches das Blatt zu diesem Zwecke lieh bestand darauf daß der Name der Person welche es aufbewahrte nicht genannt würde, weshalb jene Herausgeber es als Eigenthum der Königlichen Bibliothek aufführten, obwol es sich nie in deren Mauern befand. Auf die Vorstellungen des Herrn Dubois händigte man den Brief dem Aufseher vom Louvre ein; die Handschrift schien aufs neue von dem Geschick bedroht. Es ging ein Gerücht daß sie von ihrer Stelle verschwunden war. Funfzehn Jahre blieb sie der Welt verloren. Die Revolution von 1848 erwies sich dem berühmten Autographon günstig. Der neue Administrator vom Louvre Jeannon legte die Hand auf das Blatt. Man fand es in dem Originalumschlage in welchem es sich ursprünglich befunden. Darin ein von Tinet und Berthollet unterzeichnetes, aus Venedig datirtes Actenstück, welches bezeugt daß die mit Einführung der Kunstwerke aus Italien nach Frankreich beauftragten Commissaire unter den „chefs-d'oeuvre" eine Handschrift von Rafael aufgefunden über einen Verkauf den Rafael mit einem die Krönung der Jungfrau darstellenden Gemälde machte. Das Autograph ist an sich selbst von Interesse. Er ist vom 21. Juni 1516 datirt. Er enthält das Ablassen eines Gemäldes der Himmelfahrt Maria's, für welche 200 Dukaten zu bezahlen sind, 30 beim Beginn des Werks und der Rest bei dessen Vollendung. Dann folgen drei Zeilen von Rafael's eigener Handschrift in festen Zügen. Es lautet: „Io Raphaello so contento qto de sopra è scritto ed a fede ho facto questo de mia mano in Roma."

Niemand hat größern Gebrauch von Autographen gemacht als Lamartine. Die in Paris befindlichen gewichtigen Sammlungen lieferten ihm Material zur Berichtigung von Irrthümern in welche Geschichtschreiber der Revolution verfallen waren. Es gelang ihm bedeutendes Licht auf die schwebende Frage zu werfen: ob Robespierre auf sich selbst schoß im Hôtel de Ville im Augenblicke der Festnehmung, oder ob er wie man so oft versichert hat zufällig durch eine andere Person verwundet ward. Letzteres scheint sich aus einem Briefe der Sammlung eines eifrigen Verehrers von Robespierre zu ergeben. Bekanntlich saß der Führer der Jakobiner einige Zeit im Saale ohne am Widerstand gegen seine Feinde besondern Theil nehmen zu wollen; er schien alle Energie verloren zu haben. Wenn er alle Sectionen auf ein mal aufgeboten und sich an die Spitze gestellt hätte, wäre es ihm möglich gewesen seine Gegner zu überwältigen. Schwer brachte man ihn zum Handeln; endlich entschloß er sich Befehle zu erlassen. Er fing eine Adresse an die Commune an und hatte den Theil beendet der ihm oblag, war im Begriff die Unterschrift beizufügen als das Detachement in das Zimmer trat. Die ersten Buchstaben seines Namens waren geendet, die letzten verriethen eine zitternde Hand. Aber dann mußte er unterbrochen worden sein und Blutflecken verwischten einige seiner Schriftzüge. Es ist etwas

wahrhaft Sprechendes im Anblicke dieses Manuscripts, das wenn man es in Verbindung mit dem Gemache bringt in welchem der Vorgang stattfand, seine eigene Geschichte mit sich trägt.

Ein anderer Umstand ward durch einen Brief erhellt. Im Augenblicke da Ludwig XVI. vom Schaffote das Volk anzureden wünschte, ertheilte man einen Befehl: die Trommeln unterbrachen den König und verhinderten daß man ihn hörte. Weil Die welche ihn zum Tode verdammten keinen Befehl in dieser Hinsicht erlassen hatten, blieb die Verantwortlichkeit auf dem Befehlshaber der bewaffneten Macht, Santerre, haften. Die Royalisten beschuldigten ihn eines willkürlichen Acts der Unmenschlichkeit und häuften Verwünschungen auf ihn. Er leugnete die Wahrheit der Angabe, aber Niemand hörte auf ihn. Bei dem Verkaufe von Bourdillon's Autographen ward ein Brief von General Santerre veräußert, von 1802 datirt, an den Bürger Chateauneuf adressirt, auf der Rückseite befanden sich einige Bemerkungen von Chateauneuf, welche aus dessen persönlichen Wissen völlig darlegten daß es nicht Santerre, sondern ein Beamter war, welcher Mitglied vom Haushalte Ludwig's XVI. gewesen. Dieser Mann, der damals noch lebte und eine hervorragende Stellung einnahm, ward befragt, bekannte sich selbst als Denjenigen auf dessen Befehl die Trommeln ertönten, und rühmte sich öffentlich dieser That. 21.

Notizen.

Auch eine Kaiserwahl.

Wennschon Soulouque dem Wesen nach schon lange unumschränkter Herrscher Haitis war, so genügte ihm der Titel Präsident doch nicht mehr. Er ging damit um sich zum Kaiser zu machen. Am 21. August 1849 begann man daher in Port-au-Prince von Haus zu Haus, von Laden zu Laden eine Petition an die Deputirtenkammer herumzutragen, durch welche das haitische Volk, eifersüchtig darauf die geheiligten Grundsätze der „Freiheit" zu bewahren, in Anerkennung der „unaussprechlichen Wohlthaten" mit denen Seine Excellenz der Präsident Faustin Soulouque das Land beschenkt hatte, zur Belohnung der unaufhörlichen und heldenmüthigen Anstrengungen mit denen er „die Verfassung zu befestigen" versucht hatte, ihm ohne weitere Umstände den Titel eines Kaisers von Haiti übertrug. Natürlich haßte Niemand sein Leben so sehr daß er es gewagt hätte seine Unterschrift zu verweigern. Am 25. August ward die Petition an die Repräsentantenkammer gebracht, die sich mit der zwiefachen Beeilung des Schreckens und der Begeisterung „dem Wunsch des Volks anschloß". Am folgenden Tage sanctionnirte der Senat den Entschluß der Repräsentantenkammer.

An demselben Tage begaben sich die Senatoren in corpore zu Pferd in den Palast. Der Präsident des Senats trug in der Hand eine Krone aus vergoldeter Pappe, die in der Nacht verfertigt worden war. Er setzte sie vorsichtig auf den erhabenen Kopf Soulouque's, dessen Gesicht sich bei dieser ersehnten Berührung erheiterte. Der Präsident befestigte dann an der Brust des Kaisers einen großen Orden unbekannten Ursprungs, hing der Kaiserin eine Kette um den Hals und hielt seine Rede, welche Seine Majestät Faustin begeistert mit „Es lebe die Freiheit, es lebe die Freiheit!" beantwortete. Dann begab sich der Kaiser mit seiner Begleitung in die Kirche unter dem Getöse der schauderhaftesten Musik, unter Artilleriesalven und dem Vivatgeschrei der Menge. Acht Tage lang gab die Polizei genau Acht daß alle Häuser gehörig mit Blumen und Guirlanden geschmückt und Abends illuminirt waren.

Indessen betrachtete Faustin I. in seinem Cabinet stundenlang eine Reihe Kupferstiche, welche die Krönungsfeierlichkeiten Napoleon's darstellten. Eines Morgens bestellte er sich daher bei seinen Hauptnegocianten in Port-au-Prince ein dem Napoleon'schen „ganz gleiches" Krönungscostume, dann zwei Kronen, eine für sich und eine für die Kaiserin, ein Scepter, einen Erdapfel, eine Gerechtigkeitshand, einen Thron und andere Krönungsutensilien. Alles wurde pünktlich bezahlt und nur der Bau des neuen Krönungssaals hielt die feierliche Krönung bis Weihnachten 1850 auf. Die Provinzen erfuhren diese Vorgänge eigentlich ziemlich spät durch Gerüchte. Der allgemeine Enthusiasmus blieb nicht aus. Die Worte „Sire" und „Kaiser" waren zu gering, man ersetzte sie durch „großherzigen Held", „berühmten Souverain" oder „berühmter großer Herrscher". Auch „vor Sr. sehr christlichen Majestät" ward gesprochen. Die kaiserliche Constitution datirt vom 20. September. Die Gesetze werden unter der Formel: „Im Namen des Volkes, wir Soulouque &c., durch die Gnade Gottes und die Verfassung des Kaiserreichs." Die Civilliste beträgt 800,000 Francs ohne die Apanage der Kaiserin und der Prinzen. Um dem Hofe ein Ansehen zu geben, creirte Soulouque gleich zu Anfang 4 Fürsten, 59 Herzöge, 2 Marquisinnen, 82 Grafen, 215 Barone und 20 Chevaliers, im Ganzen 400 Edelleute, wonach in Frankreich es verhältnißmäßig 29,000 Edelleute geben müßte.

Eine neue Quelle für die Geschichte der Maria Stuart.

Das Leben Maria Stuart's, welches schon so oft Gegenstand so vieler Discussionen gewesen ist, scheint bestimmt zu sein den ewigen Text zu Streitigkeiten hergeben zu müssen, und unaufhörlich werden neue Documente entdeckt welche irgendwelche auf ihr sturmbewegtes Leben sich beziehende Thatsachen von neuem den Streitigkeiten anheimgeben. So sind neuerdings in den brüsseler Archiven zahlreiche Briefe Philipp's II. von Spanien und des Herzogs von Alba aufgefunden worden, welche unbestreitbare Beweisstücke für die Intriguen und die Operationen einer ganzen Partei liefern, die in den Jahren 1569—71 unter dem Vorwande sich für die unglückliche Königin zu bewaffnen, im Grunde nur den Interessen der spanischen Krone diente. Jerdan hat in der londoner Königlichen Gesellschaft für Literatur einen analytischen Extract jener Correspondenz vorgetragen und besonders auf die Kunstgriffe Rücksicht genommen welche angewendet wurden um Maria Stuart an den Herzog von Norfolk zu verheirathen; jene Kunstgriffe brachten sie auf das Schaffot. 2.

Wie der italienische Feldzug zu Stande kam.

Das französische Directorium, wie es scheint, war nicht gewillt oder nicht im Stande seinem General die von ihm für seine eigene Person und seinen Stab beanspruchte Summe zu bewilligen. Nachdem Bonaparte die Mittel und die Großmuth aller seiner Freunde bereits in Anspruch genommen hatte und dies Alles nicht entfernt ausreichen wollte, kam ihm ein Gedanke: er ging zu Junot, der schon damals als junger Offizier die grünen Tische leidenschaftlich besuchte. Bonaparte übergab ihm alles Geld das er bei seinen Freunden zusammencollectirt hatte, wozu Junot, um doch auch Etwas zu thun — er war bekanntlich nie bei Kasse — noch den Werth seines Säbels mit silbernem Gefäß hinzufügte. Mit dem ausdrücklichen Befehl vom General Bonaparte das Ganze zu riskiren, es entweder zu verlieren oder soviel als zum Feldzug erforderlich ist zu gewinnen, trat Junot an den Spieltisch. Ihm selbst war im glücklichen Fall das Patent eines Flügeladjutanten zugesagt. Junot gewann eine seine Erwartung weit übersteigende Summe, die er dem Kaiser voll Freuden überbrachte, der ihm aber kurz bedeutet: er müsse sein Glück noch ein mal versuchen und entweder das Doppelte gewinnen, oder Alles verlieren. Und siehe, das Glück lachte Junot noch ein mal: er gewann 300,000 Francs. Dies reicht aus. Das Obercommando für Italien wird angenommen. Seine leuchtenden Thaten und glänzenden Resultate kennen wir. Nun aber leugne Niemand mehr daß der Zufall als solcher seinen mächtigen Einfluß auf das Weltereig-

niß hat. Kann es etwas Zufälligeres geben als das Treffen von ein paar Kartenblättern, und an diesem perdu oder gagné von zwei Stunden hingen Kronen und Reiche und das So-oder-so von einer Generation der europäischen Menschheit.

Napoleon und die Zeitungen.

Eine von Napoleon's Schwächen war seine übergroße Empfindlichkeit gegen die Unbilden und resp. Mishandlungen die er in englischen Zeitungen erfahren mußte. Was Lord Holland, der Verfasser des „Foreign reminiscences", „Scurrilität der Journale" nennt, Das hat dem Kaiser, der sich sonst über so manches Niedrige hinwegzusetzen wußte, zu allen Zeiten, besonders aber in gewissen entschiedenen Epochen, wo ein bedeutsames Stück Geschichte abgespielt werden sollte, viel zu schaffen gemacht. Sein Gemüth befand sich den Engländern gegenüber in fortwährender Gereiztheit, und diese mag zu der Unheilbarkeit des Bruchs zwischen den beiden Nationen nicht wenig beigetragen haben. Napoleon suchte eine gewisse Genugthuung darin in diesem ihm so fatalen Schaden selbst noch zur eigenen Qual recht hereinzuwühlen, und Mounier und seine zwölf Schreiber waren unaufhörlich beschäftigt Alles was sich von Invectiven gegen den Kaiser in den englischen Blättern vorfand auszuziehen und ihm in genauester Uebersetzung vorzulegen. Ein eigenthümlicher Zug tyrannenhafter Aengstlichkeit, die Napoleon als öffentlichem Charakter gewiß viel geschadet hat.

Napoleon über Rousseau und die Revolution.

Der Kaiser wollte von dem Weisen von Ermenonville und seinen Tendenzen durchaus Nichts wissen. Er verwarf und verdammte ihn ohne Rückhalt. Lord Holland erwähnt in den „Foreign reminiscences" eine Unterredung zwischen dem Kaiser und Stanislas Girardin; dabei äußerte sich der Erstere: „Rousseau war ein böser Mensch, ohne ihn hätte Frankreich keine Revolution gehabt!" Natürlich mußte Girardin hierauf bemerken daß es ihn seltsam dünke wie gerade der Kaiser die Revolution für ein so absolutes Uebel halten könne, worauf Napoleon hastig erwiderte: „Ah, Sie wollen sagen daß ohne die Revolution Sie mich nicht gehabt hätten. Kann sein — ich glaube es — aber darum wäre Frankreich nur um desto glücklicher gewesen." 74.

Englische Größe — oder nicht?

Der Gouverneur einer am Meere gelegenen Stadt Syriens, der das alte mohammedanische Gefühl der Verachtung gegen die Europäer bisher mit Andern getheilt hatte, war auf eine eigenthümliche Weise hiervon geheilt worden. Eine englische Brigg erschien eines Tags auf der Höhe der gedachten Stadt und schickte ihre Bote an die Küste um süßes Wasser einzunehmen. Nun war allerdings süßes Wasser daselbst (wie anderswo) eine seltene und kostbare Waare, und es ward daher die obenbemerkte Bitte ohne Weiteres zurückgewiesen. Der Capitain der Brigg war aber ein sehr hartnäckiger Mann und erklärte sogleich: daß wenn seine Fässer binnen drei Stunden nicht gefüllt wären, er die ganze Stadt zusammenschießen würde. Das half. Der Gouverneur hatte darauf Nichts weiter zu erklären als die Worte: „Wirklich ein großes Volk, ein wunderbares Volk die Engländer!" ließ jedes Faß sofort füllen und hegte von diesem Augenblicke an stets die größte Liebe und Achtung für die Engländer. Auch von andern Reisenden im Oriente ist uns versichert worden daß Derjenige der den Orientalen, diesen unterwürfigen Sklaven eines entnervenden Despotismus, zu imponiren verstehe, im voraus gewonnenes Spiel habe: die englische Regierung aber hat ihre Größe und Macht nicht blos Orientalen und den Regierungen des Orients fühlen lassen, sondern Dies auch oft schon, nicht blos einst vor Kopenhagen, sondern namentlich in neuester Zeit christlichen Regierungen gegenüber, die es verachten zu können glaubte, unternommen, ohne jedoch deswegen an Größe, auch nur in der Vorstellung der Gegner, gewonnen zu haben.

Erbfehler der Deutschen.

Es ist doch eine traurige Wahrheit, die in dem, seit längerer Zeit sprüchwörtlich gewordenen Oxymoron liegt: „Germani semper conveniunt et nunquam conveniunt" (Die Deutschen kommen immer zusammen und werden nie einig), eine traurige Wahrheit in Bezug auf den Charakter der Deutschen und in Betreff der öffentlichen Zustände, die trotz der Zusammenkünfte, Congresse und Conferenzen um Nichts oder doch nicht in der rechten Weise gebessert werden. Und wie noch tieferer Schmerz und eine noch trostlosere Wahrheit liegt in den Worten die Jakob Grimm im Jahre 1850 irgendwo aussprach: Wenn drei Deutsche zusammenkommen, so gibt es sicher — vier Meinungen. 32.

Bibliographie.

Aktenstücke zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte. 1stes Heft: Die Verhandlungen zwischen der Statthalterschaft von Schleswig-Holstein und den von Oesterreich und Preußen, Namens des Deutschen Bundes, ernannten Commissairen im Januar 1851. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Alemann, F. A. v., Ueber Forst-Culturwesen. Aus den Erfahrungen mitgetheilt. Mit 8 Tafeln Abbildungen. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 18 Ngr.

Der permanente landständische Ausschuß in Kurhessen vor dem Kriegsgerichte. Vertheidigungsschrift mit angehängten Rechtsgutachten der Juristenfakultäten zu Heidelberg und Göttingen nebst weiterer staatsrechtlicher Ausführung. Cassel, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. Oktbr. 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 1ster Band. Nebst 10 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Burg, Gerhard, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Curtius, E., Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. 1ster Band. Mit Karten und eingedruckten Holzschnitten. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Doering, H., Des Handelshauses Rothschild Ursprung, Wachsthum und Schicksale. Leipzig, Wengler. 8. 7½ Ngr.

Alemannische Gedichte. Für Schweizerreisende, Freunde der Natur und Poesie gesammelt und mit Worterklärungen herausgegeben von E. Bülow. Zürich, Meyer u. Hanisch. 16. 1 Thlr.

Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Zwei Theile. Erfurt, Körner. 8. 2 Thlr.

Gregorovius, F., Der Tod des Tiberius. Tragödie. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Gutachten deutscher evangelisch-theologischer Facultäten über den der vereinigten Kirche in der bayerschen Pfalz zugedachten Verfassungsentwurf. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Harms, C., Lebensbeschreibung verfasset von ihm selber. Nebst 5 Beilagen und dem Bildnisse des Verfassers. Kiel, akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kirchner, K. M., Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Zeugniß und Andenken in Spruch und Lied. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 22½ Ngr.

Kirsten, A., Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kutschker, J., Die Lehre vom Schadenersatze oder von der Restitution, nach dem Vorgange der Theologen mit Rückblick auf die kirchliche und staatliche Gesetzgebung. Zum Ge-

Brauche der Seelsorgsgeistlichkeit erläutert. Danzig, Neugebauer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kützing, F. T., Grundzüge der philosophischen Botanik. 1ster Band: Historische Einleitung. Methode. Naturleben. Die Pflanzentheile. Mit 18 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. Gr, 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Landau, G., Die Geschichte der Burg Krukenberg bei Helmarshausen. Mit 1 Stahlstich. Kassel, Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Leichhardt, L., Tagebuch einer Landreise in Australien von Moreton-Bay nach Port Essington während der Jahre 1844 und 1845. Aus dem Englischen von E. A. Zuchold. Halle, Schmidt. Gr. 8. 2 Thlr.

Lenz, H. O., Gemeinnützige Naturgeschichte. 1ster Band: Säugethiere. Mit 8 Tafeln Abbildungen. 3te sehr veränderte Ausgabe. Gotha, Becker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lucä, F., Zehn Tage in der Schweiz. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 10 Ngr.

M'Caul, A., Nethivoth olam, oder: Der wahre Israelit. Ein Vergleich zwischen dem modernen Judenthum und der Religion Moses und der Propheten. Nach dem Englischen herausgegeben von W. Ayerst. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyer, J. F. E., Göthe über Art und Unart, Freud' und Leid der Jugend und ihrer Erzieher, mit Illustrationen fremder und eigener Hand. Eutin, Bölckers. Gr. 8. 15 Ngr.

Nitsch, G., Uebung in der Heiligung. Theologische Sendschreiben. Aufs Neue gesendet durch F. W. Besser. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 15 Ngr.

Rechtsgutachten der Juristenfacultät auf der Königl. Preussischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin über die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Provinziallandschaft insbesondere der Ritterschaft der Fürstenthümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen durch die von der Königl. Hannoverschen Regierung beabsichtigte Ausführung des §. 33 des Gesetzes vom 5. September 1848. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Reichardt, C. F., Centro-Amerika. Nach den gegenwärtigen Zuständen des Landes und Volkes, in Beziehung auf die Verbindung der beiden Oceane, und im Interesse der deutschen Auswanderung bearbeitet. Mit 1 General- und 2 Special-Karten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ritter, F., Entstehung der drei ältesten Städte am Rhein oder Urgeschichte von Mainz, Bonn und Köln. Eine historisch-philologische Untersuchung. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder übersetzt von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 16. 27 Ngr.

Schaller, J., Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftlichen und praktischen Werthe. Mit 1 Tafel Abbildungen. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 20 Ngr.

Schlüter, C. B., Von dem wahren und falschen Begriff der Dreieinigkeit in der Philosophie. Münster, Theissing. Gr. 8. 5 Ngr.

Seiler, J., Sagen und Märchen aus Heimat und Fremde. Gesammelt und herausgegeben. Cassel, Luckhardt. 16. 15 Ngr.

Sinner, G. R. L. v., Bibliographie der Schweizergeschichte, oder systematisches und theilweise beurtheilendes Verzeichniss der seit 1786 bis 1851 über die Geschichte der Schweiz, von ihren Anfängen an bis 1798, erschienenen Bücher. Ein Versuch. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Strahlau, B., Klänge aus dem Norden. Gedichte. Hannover, Gebr. Jänecke. 8. 10 Ngr.

Strauß, V., Gudrun. Ein Schauspiel. Mit dem Portrait des Verfassers. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Tellkampf, J. L., Beiträge zur Nationalökonomie und Handelspolitik. 1stes Heft. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Thibaut, A. F. J., Ueber Reinheit der Tonkunst. 3te vermehrte Ausgabe. Mit einem Vorworte von K. Bähr. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 8. 1 Thlr.

Unsere Verfassung. 2te Auflage. Berlin, Schneider u. Komp. 8. 20 Ngr.

Weber, G., Literar-historisches Lesebuch enthaltend Proben aus den bedeutendsten Literaturwerken aller Völker und Zeiten in Poesie und Prosa nach deutschen Uebersetzungen, gesammelt und mit des Verfassers Lehrbuch der Weltgeschichte und Abriß der deutschen Literaturgeschichte in Beziehung gesetzt. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, W. Engelmann. 8. à 22½ Ngr.

Weiß, L., Lose Blätter. Berlin, Decker. 12. 20 Ngr.

Werne, F., Feldzug von Sennaar nach Taka, Basa u. Beni-Amer, mit besonderm Hinblick auf die Völker von Bellad-Sudan. Mit 3 Lithographien und 1 Landkarte. Stuttgart, Hofbuchdruckerei zu Gutenberg. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Ayerst, W., Die Hoffnung Israels oder die Lehre der alten Juden von dem Messias, wie sie in den Targumim dargelegt ist. Aus dem Englischen übersetzt von H. P. Frankfurt a. M., Zimmer. 12. 6 Ngr.

Bitterling, K., Amerika und die Auswanderungsfrage. Handbuch für Auswanderer und Freunde der Erdkunde, mit besonderer Berücksichtigung aller Fragen und Erfordernisse bei dem wichtigen Unternehmen einer Auswanderung, nebst 25 brieflichen Darstellungen der Reise, des Lebens und der Verhältnisse der bedeutendsten Auswanderungs-Staaten Nord-, Mittel- und Süd-Amerika's. Nach den neuesten, öffentlichen und Privat-Quellen bearbeitet und herausgegeben. Oels. 8. 10 Ngr.

Erk, L., Der alte Fritz im Volksliede. Zur Feier des 31. Mai. Berlin, Logier. 16. 3 Ngr.

Henry, Der Glaube Friedrichs des Grossen an Gott und an Preussen. Eine Predigt gehalten am Tage nach der Enthüllung seines Denkmals. Mit einigen Original-Stellen aus den Schriften des Königs. Berlin, Gaertner. Lex.-8. 5 Ngr.

Nielsen, Predigt über Psalm 43, V. 3 und 4 am Sonntage Judica den 6. April 1851 bei Gelegenheit des Antritts der Superintendentur in Eutin gehalten. Eutin, Bölckers. Gr. 8. 3 Ngr.

Die freie Presse gegen die Kontrerevolution vertheidigt durch die Advokat-Anwälte Aronheim und Lucius, vor dem Schwurgerichte in Braunschweig am 5. und 6. Juni 1851. Ein stenographischer Bericht von M. Wirth. Braunschweig. Gr. 16. 10 Ngr.

Sebald, H., Das Denkmal Friedrichs des Großen. Eine genaue Beschreibung des Monuments, nebst 31 kurzen, auf die am mittlern Piedestal dargestellten Personen bezüglichen Biographien. Mit einer Abbildung des Denkmals. Berlin, Logier. 8. 4 Ngr.

Die totale Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851 eine der größten dieses Jahrhunderts und die höchst merkwürdigen und räthselhaften Erscheinungen, welche dabei zu beobachten sind. Mit besonderer Rücksicht auf Wien und die österreichische Monarchie. Wien, Wenedikt. 16. 7½ Ngr.

Spieß, G. A., Gedanken über die Bildung von Friedens-Vereinen in Deutschland. Dem am 22. Juli in London zu eröffnenden 4. Friedenscongresse gewidmet. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Wie kann die Volksschule und der Wehrstand sich gegenseitig nützen und unterstützen? Gedanken eines Preußen. Strasburg, Köhler. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXVII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Beschluß aus Nr. XXVI.)

56. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Siebentes Heft. (Wadvögel.) Gr. 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845; das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel) 1846; das dritte Heft (Singvögel) 1848; das vierte Heft (Würger—Krähen) 1849; das fünfte und sechste Heft (Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel) 1850.

57. **Uhl (F.), An der Theiß.** Stillleben. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ausländische Commissions-Artikel,

zu beziehen durch F. A. Brockhaus in Leipzig.

Le Génie industriel. Revue des inventions françaises et étrangères, annales des progrès de l'industrie agricole et manufacturière, technologie, mécanique, chemins de fer, navigation, chimie, agriculture, mines, travaux publics et arts divers, biographie des inventeurs, nomenclature des brevets délivrés en France et à l'étranger par **Armengaud frères.** 1851. Nos. 1—6. Gr. in-8. Paris.

Der Jahrgang von 12 Nummern kostet 6 Thlr. 20 Ngr.

Humboldt (Alexandre de), Cosmos. Essai d'une description physique du monde. Traduit par **H. Faye.** T. III. 1re partie. Gr. in-8. Paris. 1 Thlr. 22 Ngr.

Letarouilly, Edifices de Rome moderne, ou Recueil des palais, maisons, églises, couvents et d'autres monuments publics et particuliers les plus remarquables de la ville de Rome. Livraisons 21—28. Gr. in-folio. Liége. Preis der Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Prospecte und Probelieferungen sind auf Verlangen zu erhalten.

Pétigny (M. J. de), Etudes sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque mérovingienne. T. III. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr.

La Politique nouvelle. Revue hebdomadaire. Politique, Sciences, Littérature, Beaux-Arts. 1851. Nos. 1—17. Gr. in-8. Paris.

Der Jahrgang von 52 Nummern kostet 11 Thlr. 15 Ngr.

Erste Preise der Architektur. Architektonische Entwürfe gekrönt durch die Königliche Akademie der schönen Künste von Frankreich. Herausgegeben von **D. Avanzo & Comp.** in Lüttich. 141 Tafeln. Gr. Folio. Lüttich. 32 Thlr.

Prospecte und Probelieferungen sind auf Verlangen zu haben.

Tillard, Analyse, classement et nomenclature des divers ordres de lois et de phénomènes moraux et politiques et des sciences correspondantes. Gr. in-8. Paris. 1 Thlr.

———, Des Actes dissolutifs de communauté, ou des actes de partage et de licitation et de leurs variétés. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr.

Widal (A.), Des divers caractères du misanthrope chez les écrivains anciens et modernes. Gr. in-8. Paris. 20 Ngr.

———, In Taciti dialogum de oratoribus disputatio. 8. Parisiis. 15 Ngr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXII. (1850.) Gr. 8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Gr. 8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Gr. Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Die Jahrgänge 1848 und 1849 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. Gr. 8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

Orientalische Literatur.

اخلاق محسنی

Akhlák-i Muhsini. The Morals of the beneficent. By Husain Váiz Káshifi. To which are prefixed a few easy stories for beginners. Edited by Lieut.-Colonel **J. W. J. Ouseley,** Professor of Oriental languages, at the East-India College. 8. Hertford. 1850. *Sewed.* Price 10*s.* 3 Thlr. 10 Ngr.

Akhlák-i Muhsiní. Literally translated into English. By the Rev. **H. G. Keene.** Royal 8. Hertfort. 1831. *Sewed.* Price 7*s.* 6*d.* 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 114. —— 16. August 1851.

Inhalt.

Der neue Pitaval.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Dreizehnter bis sechzehnter Theil. Neue Folge. Erster bis vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1848—50. Gr. 12. Jeder Theil 2 Thlr.

Zum dritten male befinden wir uns diesem vielgelesenen Sammelwerke merkwürdiger Rechtsfälle gegenüber, zu dem der Jurist von Fach, der Psycholog und der ästhetische Unterhaltung suchende Leser seit einer Reihe von Jahren stets mit gleicher Befriedigung zurückkehren.*) Als wir dieser Sammlung zum ersten mal begegneten — es war noch geraume Zeit vor Einführung des öffentlichen accusatorischen Processes in Norddeutschland —, sagten wir von diesem Werke voraus daß es wesentlich dazu beitragen würde die Entwickelung der von vielen Seiten gefoderten Proceßreform zu beschleunigen, indem es dem im Norden Deutschlands lautgewordenen Verlangen nach Einführung des damals fast noch unbekannten Anklageprocesses im Strafverfahren unfehlbaren Vorschub leiste, obwol die Herausgeber einen völlig unparteiischen Standpunkt einzunehmen behaupteten. Diese Voraussetzung — auf die Erfahrung gegründet daß Völker, sobald einmal ein ideales Ziel, ob mit Recht oder Unrecht, zu einem erstrebten geworden ist, nicht eher zur Ruhe kommen als bis dies Ziel erreicht, überboten, abgethan und überwunden ist — wurde insofern wahr als selbst in viel kürzerer Zeit als der Prophet geglaubt hatte die Einführung des öffentlichen Strafverfahrens mit Geschworenen in Norddeutschland vollendet war. Drei oder vier Jahre hatten zu dieser großen staaten- und sittengeschichtlichen Veränderung hingereicht. Jetzt berichteten wir über die Fortsetzung des „Pitaval" (Theil 6 — 12). Diesmal wagten wir eine andere Voraussagung. Wir bekundeten unsere Ueberzeugung, den Herausgebern gegenüber, welche mit einer Art von stillem Triumph auf die letzten Entwickelungen in der Geschichte des Strafprocesses zurückblickten, obgleich sie auch jetzt noch einen ganz unparteiischen Standpunkt für sich in Anspruch nehmen; wir bekundeten die Ueberzeugung daß man in nächster Zeitfolge das Wesen der Schwurgerichte, welche jetzt als eine liberale Errungenschaft über alles Maß gepriesen würden, richtiger erkennen, den thatsächlichen Erfolg besser würdigen und zwischen ihnen und dem alten Gerichtsverfahren eine minder große Kluft erblicken würde wie es in jenem Augenblick des Rausches der Fall war. Man würde, so sagten wir, von mancher unerwarteten Erfahrung geschreckt, den falschen Idealismus dieses wie manchen andern Zeitinstituts erkennen, und nach Auswegen und Formen suchen den nun leicht erkennbaren Uebeln in der neuen Errungenschaft einen abwehrenden Damm entgegenzusetzen.

Wir glauben die Zeit der Erfüllung auch dieses Spruchs ist schon gekommen. Man hat schon allgemein genug die Nothwendigkeit erkannt gewisse Gattungen von Vergehen in Deutschland der Wirksamkeit der Geschworenen zu entziehen, weil das Urtheil auch über die reine Thatfrage hier ein größeres Maß scharfen Denkvermögens und ein größeres Maß von Cultur und Geistesfreiheit, von Uneingenommenheit und Losbindung von Parteiinteressen und Standesverhältnissen erfodere als man dermalen noch von norddeutschen Geschworenen zu fodern berechtigt sei. Man hat die Nothwendigkeit erkannt auf allerhand Umwegen das natürliche Maß der Intelligenz in den Schwurcollegien zu erhöhen, und hiermit zugestanden daß es ein Irrthum war, wenn man noch vor wenigen Jahren überzeugt war, es gehöre zum Ausspruch über die „That" eben Nichts als ein wenig gesunder Menschenverstand; man hat eingesehen daß Schwurgerichte in welchen es

*) Die ersten beiden Artikel sind in Nr. 68—72 d. Bl. f. 1845 und Nr. 267—271 f. 1848 enthalten. D. Red.

an dem rechten Maß juridischen Denkvermögens, an dem richtigen Bestandtheil exacter Auffassung, sondernden und distinctiven Urtheils, ja selbst positiver juridischer Kenntniß und Vorbildung fehlt, gerade am unlenksamsten, untauglichsten und ungenügendsten befunden werden und ein wahres, offenes Unglück für ein Land oder eine Provinz sind, in welcher sie binnen wenigen Jahren das Rechtsbewußtsein in der Bevölkerung zu verwirren, ja vollständig und auf lange Zeit hin zu zerstören im Stande sind. Man hat erkannt daß gerade solche Schwurcollegien am meisten geneigt sind sich selbst das Gesetz zu machen und zurechtzulegen nach ihrer Willkür. Mit Einem Wort, man hat erkannt daß es, soll solchem Unglück vorgebeugt und das Institut der Schwurgerichte in seiner Heilsamkeit gesichert und festgestellt werden, ganz gegen die frühere Annahme und wie wir dieser gegenüber stets behauptet haben, durchaus intelligenter, denkgeübter und solcher Geschworenen bedarf die gerade in ihrer Geistesbildung einen sichern Damm gegen Parteistimmungen und dunkle Interessengefühle insichtragen. Wie weit es nun von dieser Ueberzeugung bis zu der Reform sei, Schwurcollegien aus akademisch oder juridisch gebildeten Personen zusammenzusetzen und dazu, dem Actenproceß von neuem sein unzerstörbares Recht widerfahren zu lassen, Das stellen wir dem Urtheil denkender Leser getrost anheim; glauben aber daß wenigstens der Versuch solcher Reform nicht fehlen werde, und daß auch dieser neue dem Institute nützliche Erfahrungen darbringen müsse.

Inzwischen ist nun die Neue Folge dieses Sammelwerks bereits bis zum vierten Theile erschienen und wir finden uns dieser anziehenden Erscheinung zum dritten mal gegenüber. Wir sehen ihr ins Auge und haben abermals unsere Freude daran, ja wir tragen ihr die stille Begünstigung welche die Darstellung der accusatorischen Proceßverhandlungen vor den inquisitorischen noch immer erfährt nicht weiter nach: sie ist einmal zeitgemäß und somit bedingterweise auch gerechtfertigt. „Der Stoff wuchs unter unserer Arbeit und die Zeit arbeitete weiter." Mit diesen wenigen Worten motiviren die Herausgeber die Fortsetzung dieser Sammlung über das ursprüngliche Ziel der zwölf Theile hinaus; wir aber sind ihnen ohne Weiteres dankbar dafür daß sie die Geschichten „menschlichen Wahnes", psychologischer Räthsel und lehrreicher historischer Beiträge welche wir in diesen Theilen angetroffen nicht vor ihrer Zeit abgeschlossen und dies merkwürdige Material der Gegenwart vorenthalten haben; ja wir haben ihnen noch besondere Anerkennung dafür zu bezeugen daß sie, einer frühern Auffoderung unsererseits entsprechend, eine Reihe von psychologisch und politisch merkwürdigen Thatsachen in diese Neue Folge aufgenommen haben welche nach dem ältern Plane davon ausgeschlossen erschien. Wir werden weiter unten sehen welche Sachen wir als eine glückliche Erweiterung des frühern Programms betrachten, jedoch zuvor noch des im Vorwort des zweiten Theils gegebenen Lebensabrisses des Gründers dieser Sammlung, des trefflichen Hitzig, welcher am 20. November 1849 vom Schauplatz seiner vielseitigen, verdienstlichen Thätigkeit abtrat, besonders zu gedenken haben. Dieser Lebensabriß schließt mit Worten welche wir im Munde des frühern Gefährten und jetzigen alleinigen Fortstellers dieses Werks für ein wichtiges Bekenntniß halten und daher hier im Auszuge näher betrachten müssen.

Hitzig's Theilnahme an dem Gang der Weltereignisse — sagt er — war eine durchaus harmonische, mit seiner ganzen Natur übereinstimmende. Als christlicher Optimist suchte er die rauhen, grellen Erscheinungen so oft zu erklären und irgendwie mit dem lutherischen System der Deutung — wonach alle Obrigkeit von Gott ist — in Einklang zu bringen. Bei den politischen Stürmen und Wolkenbrüchen verschloß er sich ohne große Bekümmerniß in sein Gottvertrauen daß, wenn es ausgetobt, Alles wieder in die Richt kommen werde. Auch in Poesie und Literatur sah er ruhig dem neuen Morgen entgegen!

Gottlob! Er hat sich nicht getäuscht! Ueber Criminalfälle wobei ihm das eigentliche Fundament der Beurtheilung, die Acten, fehlten liebte er nicht sich auszusprechen. Und in der That, wer kann leugnen daß in diesem Moment der Grund zu einer ganz veränderten Anschauung der Criminalprocesse überhaupt gegeben ist. Wir sind vom Urkundenbeweis gewissermaßen auf die bloße Tradition verwiesen. Denn was sind Berichte und Zeugenaussagen meist anders als Tradition? Man faßt mit seinen Sinnen auf und das Urtheil schleicht sich von selbst bei dieser Auffassung ein. Dagegen gibt der öffentliche Proceß allerdings eine Menge von Zügen her, aus denen der Psycholog und der Richter sein bestes Urtheil schöpft, und die in den Acten entweder gar nicht oder nur verzerrt und ins Grobe gezogen anzutreffen sind. Der Zug um die Muskeln des Mundes, das Lächeln, der erschrockene Blick und hundert andere Dinge werden zu Indicien, zum Gliede in der Beweiskette für den Geschworenen! Gut und schlimm sagen wir; denn wer belehrt uns denn, wie vielen wahren Werth für das Urtheil dergleichen unwillkürliche Aeußerungen in einer so ganz individuellen, specifischen Situation wie die des Angeklagten ist nun eigentlich haben, Aeußerungen obenein die wir vielleicht mit voreingenommenen und befangenen Sinnen wahrnehmen oder wahrzunehmen glauben? Ist der Angeschuldigte wirklich erschrocken, oder glauben wir nur daß er bestürzt, erschrocken, überrascht sei? Und wenn er nun wirklich erschrocken ist, ist er es über die Wahrheit oder über die Falschheit der Anschuldigung der Zeugenaussage? Wer sagt uns Das? Man sieht wie mislich selbst dieser präsumtive Vorzug des Anklageprocesses in der That sich erweist. Jedenfalls tritt nun ein anderer Maßstab der Beurtheilung ein als der frühere. Es mag sein daß die wichtigen Fälle, wo Richter, Vertheidiger, Geschworene, endlich das Publicum selbst eine ganz besondere Aufmerksamkeit verwenden, wo die Zeugen einer Controle der Oeffentlichkeit unterliegen wie nie zuvor, auch jetzt erschöpfender behandelt werden: gewiß ist daß die minder wichtigen und darum zahlreichern Fälle viel leichter abgethan werden als Dies im Untersuchungsproceß der Fall war. Die ganz ver-

schiedene Charakteristik beider Processformen verlangt aber von dem Darsteller auch eine bestimmt unterschiedene Darstellungsweise, und in der Lösung dieser nicht leichten Aufgabe beruht das ganz specielle Verdienst der Herausgeber dieses Werks. Wollte man bei Darstellung der neuen, durch die „Feuerschmiede" der Geschworenengerichte verarbeiteten Processe die ältere Darstellungsweise, die Geschichtserzählung, die Aburtheilung nach den systematisch geordneten Zweifels- und Entscheidungsgründen u. s. w. festhalten, so würde das durchaus dramatische Interesse der Processentwickelung meist völlig verlorengehen und eine Erzählung entstehen in der Form und Inhalt sich im grellsten Widerspruch befinden müßten. Denn, während bei den ältern Criminalfällen der Schwerpunkt des Interesses in der epischen Erzählung ruht, die sich bis zur Katastrophe novellenartig zu steigern hat, fodert der Inhalt der neuern Procedur gerade im Gegensatz hierzu die Zurückhaltung der Resultate, die Entwickelung des Processganges Stunde um Stunde, also die dramatische Form, die Aufführung der Zeugnisse in ihrer chronologischen Folge, ohne Rücksicht auf irgend ein System der Anklage oder Vertheidigung; kurz die Abwickelung des Processes in seinem thatsächlichen Verlauf. Gerade hierin liegt nämlich was dem Falle Leser und Theilnehmer verschafft, die plötzlich und überraschend hervorquellende Wahrheit aus einer Wüste von Aussagen, und es würde verkehrt sein, wie leicht es auch wäre, den Inhalt dieser Aussagen kurz zusammenzufassen, nur den Nerv des Sachverhalts wiederzugeben und damit der Entwickelung des Falles den größten Theil seines psychologischen und juridischen Interesses zu rauben. Der hiermit bedingte charakteristische Unterschied in der Darstellung der Untersuchungs- und der Anklageprocessfälle ist daher mit Einem Wort so zu bezeichnen: daß die erstern erzählt werden, die letztern sich selbst erzählen müssen, und an dieser nothwendigen Stilverschiedenheit halten die Herausgeber denn auch fest. Die wenigen Versuche einer Abweichung hiervon sind eben misglückte Versuche. Von der Richtigkeit dieser vom Inhalt gebotenen Formbedingung kann unter Anderm der im dritten Theile enthaltene jüngste Proceß Manning ein entscheidendes Zeugniß ablegen, indem diese höchst anziehende cause célèbre in der referirenden, in der systematischen Darstellungsweise beinahe ohne alles höhere Interesse sein würde, gegenwärtig aber ein höchst spannendes Interesse entwickelt.

Soviel über die Grundsätze welche für die Darstellung sämmtlicher Fälle der vorliegenden vier Theile maßgebend gewesen sind. Was die Auswahl des Inhalts betrifft, so können wir unsere vollständige Zustimmung zu dem Verfahren der Herausgeber diesmal noch unbedingter als früher bezeugen. Gegen den guten Geschmack, gegen das Princip der Abwechselung, selbst des Contrastes, das sie hierbei festgehalten haben, gegen Concentration oder weitere Ausführung der Berichte ist nicht das Geringste zu erinnern. Natur und Geschichte der Verbrechen ist im Menschengeschlecht stets dieselbe — immer ist es der „Wahn" den wir hier eine unbegreifliche Herrschaft, ja oft eine dämonische Gewalt üben sehen. Nur die Färbung der That ist nach den Zeiten verschieden, indem es gestern mehr der politische und religiöse Wahn, heute die Habgier oder die Herrschsucht, morgen die sinnliche Losgebundenheit ist welche die Verbrechen charakterisirt, oder in diesem Lande die Kühnheit und Verwegenheit, in jenem die Schlauheit und die kalte Berechnung, welche jenen nächtlichen Thaten ihr besonderes Gepräge mitgibt. Während in der Sammlung des ältern Pitaval, heißt es im Vorwort, die legitimistischen Verwickelungen, geraubte Erben, falsche Prätendenten u. s. w. mit dem Streit der Gerichtsbarkeiten, dem Herrenrecht und feudalistischer Eigenmacht eine Hauptrolle spielen, sind alle diese Dinge in der Gegenwart verschwunden und das ewig-menschliche Interesse der psychologischen Zweifel und Fragen tritt mehr in den Vordergrund. In dieser Beziehung nun liefern die vorliegenden Theile zahlreiche Symbole zur Sittengeschichte unserer Zeit, und um diese möglichst vollständig zu geben, haben die Herausgeber sich veranlaßt gesehen, einem frühern Rathe unsererseits nachfolgend, eine Anzahl jüngerer politischer Processe, welche die Zeit voll zurückspiegeln, in diese Theile aufzunehmen. Dahin gehören: der bekannte Leuenmord, der Proceß der Königin von England, die Rache an Ney, die Ermordung Marschall Brune's — eines Seitenstücks zu dem Morde Lichnowsky's und Auerswald's —, ferner Fieschi's, Alibaud's, Louvel's und Damien's Proceß und selbst die merkwürdige Geschichte von dem Verschwinden Lord Bathurst's, deren Geheimniß die Censur 40 Jahre lang mit der größten Aengstlichkeit hütete. Als höchst lehrreiche Beiträge dieser Art sind auch die englischen Aufruhrprocesse, der Spafield-Proceß und die Verschwörung in der Catostraße zu bezeichnen und namentlich den deutschen Schwurgerichtscollegien dringend zu empfehlen. Das glückliche England, sagt der Herausgeber des zweiten Theils, hat diese ersten Zuckungen des blutgierig auftretenden Communismus mit sehr geringer Anstrengung zu überwinden gewußt, ohne Blutvergießen und ohne darum in Reaction oder Absolutismus zu verfallen, vielmehr durch Erweiterung der Freiheitsidee und durch Heranziehung neuer Kreise zu den berechtigten. Hiermit hat es die Anarchie besiegt; in seiner alten Freiheit fand es die Mittel den Sturm ohne Opfer zu beschwichtigen, den Sturm der uns stets erschreckt und erschüttert, weil uns Alles neu ist was die Freiheit mitsichbringt. Einige andere Processe, wie der des Herzogs von Choiseul-Praslin, entfalten ein dunkles Gemälde von der Hohlheit und der tiefen Fäulniß unserer Cultur und unserer gleißenden Sitte. Doch genug! Wir sehen daß wir auf dem Wege sind uns selbst vorzugreifen, und daß wir besser thun dergleichen Betrachtungen dem Referat über die einzelnen Abschnitte dieser Sammlung vorzubehalten.

Zu solchen Betrachtungen gibt uns sogleich der erste Criminalfall des ersten Theils der Neuen Folge, der bekannte Leuenmord zu Luzern (1845) genü-

genden Stoff und hinreichende Auffoderung. Es ist ein Verbrechen das in seinen innern Motiven ganz der Politik der Gegenwart angehört, obwol in Ausführung mit den Schlacken des gemeinsten Eigennutzes (ein Mord um Lohn) gemischt. Es ist der unnatürliche, wilde Ehebund, sagen die Herausgeber, einer reinen Flamme mit der tiefsten sittlichen Verworfenheit, kurz derselben Verbindung welche in der nächsten Vergangenheit so viele, so entsetzliche politische Unthaten erzeugt und bis auf den heutigen Tag die Begeisterung für Freiheit, Volkswohl und Vaterland mit unauslöschlichen Flecken besudelt hat. Der Proceß gegen den Mörder Jakob Müller schloß mit dessen Ende; der Proceß gegen die intellectuellen Urheber der That dauert eigentlich noch jetzt fort, nachdem er in die politischen Bebungen der jüngsten Zeit übergegangen und von der damals besiegten, jetzt siegenden Faction seine Revision gefodert wird. Höchst lehrreich aber ist dieser Proceß darin daß er uns abermals zeigt wie elastisch jede Processform ist, wenn sich die Leidenschaft der Parteiung ihrer zu dem Zwecke bemeistert ihren Gegner hinter der Bühne zu treffen, oder ein Opfer schnell zum Schweigen zu bringen von dessen Aussagen sie für sich selbst zu fürchten hat. Denn die Thatsache steht fest daß Müller's Haupt fiel bevor der Proceß seiner Complicen beendet war.

Von großem psychologischen Interesse ist in diesem Theile ferner der Proceß der berliner Hochstaplerin, Miß Sophy Menges-Hereforth, der zum Theil noch immer in Räthsel gehüllt, uns eine Verbrecherin in allem Trotz des Unschuldbewußtseins zeigt, wie es nur mittels eines sehr seltenen Grades von Selbsttäuschung in einer menschlichen Seele behauptet werden kann. In dieser Beziehung steht dieser Proceß fast einzig da, und verdient daher den Platz den er hier einnimmt vollkommen. Ein anderer nicht minder merkwürdiger Fall, dessen Interesse jedoch auf eine ganz andere Seite des öffentlichen Lebens fällt, ist die Geschichte des seltsamen Eheprocesses der Mademoiselle Alliot (1761), einer derjenigen Rechtsfälle welche uns als Vorläufer der Französischen Revolution den tiefen Verfall und die unglaubliche Verwirrung vor Augen stellen in welche die freie Justizpflege verfallen war, und welche das entschlossene Verlangen nach einem andern Rechtszustande erklärlich und zugleich begreiflich machen, warum das französische Volk nach Vernichtung der Prévôtal- und Parlamentsjustiz sich selbst bei den noch höchst unvollkommenen neuen Rechtsformen gleichsam wie im Himmel fühlte. Dieser scharfe Contrast gegen einen wirklich ganz unerträglichen frühern Rechtszustand ist es denn auch vorzüglich was den Franzosen die maßlose Bewunderung ihres „Code" eingeflößt und ihnen die Propaganda für denselben zu einer heiligen Sache der Humanität gemacht hat; denn so oft sie von deutschem Gerichtswesen hörten, so dachten sie dabei und denken auch jetzt noch nur an ihre eigenen Parlamente und Cours de justice und wandten ihre Erfahrungen auf diese an. Dieselben Ideen nahm das Rheinland unter ihrer Herrschaft auf, und diesem Umstande ist die unbegrenzte Anhänglichkeit der Rheinprovinzen an das französische Rechtswesen zuzuschreiben. Wir leugnen dabei nicht daß auch in diesen Provinzen eine sehr mangelhafte Rechtspflege in Kraft stand, bestreiten dagegen — und wol mit Recht — daß das Urtheil richtig sei welches Franzosen und Rheinländer von der eigentlich deutschen Rechtspflege vor 1848 sich gebildet hatten. Genug, dieser Rechtsfall, dessen Ausgang zwei Ehegatten die es nie gewesen zwang vor dem Gesetz und der Welt dafür gegen ihren Willen zu gelten, ist sittengeschichtlich höchst merkwürdig. Die übrigen Fälle dieses Theils, die Ermordung des Marschalls Brune und ihre Nachwirkungen im Jahre 1821 und 1829, der Richter von Rhode-Island (1786) und die Geschichte des allbekannten Cartouche (1721) sind gleichfalls dankenswerthe Beiträge. Einen eigenthümlichen, romanhaften Eindruck macht besonders der Letztere als Held von Schauspielen und Heldengedichten, noch mehr aber als eine Probe zu welcher Macht, Verwegenheit und Schlauheit führen können, und was in einem sittlich zerrütteten Zustande der Gesellschaft einem entschlossenen Organisationstalente möglich und ausführbar ist.

Im zweiten Theile der Neuen Folge ist es besonders der so unbedacht, ja sündhaft begonnene Proceß gegen die Königin Karoline von England, Gemahlin Georg's IV., welcher unser Interesse in Anspruch nimmt. Die Sache liegt nun schon weit hinter uns; die Kreise ihrer Wirkungen aber schwingen noch fort bis auf den heutigen Tag. Denn wie man auch über Schuld oder Unschuld der Angeklagten denken möge, darüber wird kein Zweifel bestehen daß dieser verhängnißvolle Proceß einer der härtesten Schläge war die das Königthum in seiner alten Auffassung, im 19. Jahrhundert treffen konnten! Die Minister Georg's IV. fühlten Dies bei aller ihrer Unbesonnenheit durch; allein ihre erwiesene Schwäche gegen die Foderungen der Krone siegte über ihre bessere Ueberzeugung, und diese Thatsache führte zu einer sehr fühlbaren Beschränkung der Krone selbst, sodaß dieser traurige Proceß nicht nur durch die sittliche Preisgebung der königlichen Würde, sondern auch durch seine unmittelbaren politischen Folgen den Machteinflüssen des Königthums die schwersten und unheilbarsten Wunden schlug; schwerer vielleicht als selbst der Tod Ludwig's XVI. Diese Gesichtspunkte, allerdings die wichtigsten bei der Darstellung dieser merkwürdigen Procedur, haben die Herausgeber auf verdienstvolle Art mit Recht hervorgehoben. Karoline siegte am Ende über ihre Gegner, nicht sowol durch ihre Schuldlosigkeit als durch die Verachtung welche ihre schuldvollern Ankläger traf. Die Sache selbst war vollständig zur politischen Parteisache geworden und verwirrte die Köpfe selbst in Deutschland zu ihrer Zeit, sodaß, wie uns erzählt wird, sogar der ritterliche Fouqué in der Zurücknahme der Klagebill gegen die Königin einen Act des Jakobinismus erblickte und ausrief: „Die Minister haben den Kopf verloren, ihr Schritt ist ein Hochverrath gegen die Krone!" Der Herausgeber schließt:

Ich citire diesen Fall aus der alten Zeit als eine historische Curiosität, die uns heute so unglaublich erscheint wie, ich hoffe es vom Geist der Menschheit, in 30 Jahren manche heutige Verirrung des moralischen Gefühls aus Parteiwuth, und ich schreibe Dies im Augenblick wo ich höre daß in Köln Tausende vor Jubel gebrüllt haben als die Nachricht kam von der Ermordung Auerswald's und des Fürsten Lichnowsky!

Der Verlauf dieses merkwürdigen Processes, welcher bekanntlich damit endete daß das Ministerium Liverpool, nachdem es die Ankläger, die Zeugen, sich selbst und die Angeklagte mit Schmach bedeckt hatte — seine Bill zurücknahm, nachdem bei ihrer zweiten Lesung nur eine Majorität von neun Stimmen ihm übriggeblieben war — ist unsern Zeitgenossen wol mehr oder minder bekannt. Die Anhänger der Königin, die untern Volksschichten, erfüllten die Stadt mit einem an Raserei grenzenden Jubel, der sich von hier durch das ganze Land verbreitete. Man illuminirte; die Zeugen gegen die Königin liefen Lebensgefahr; man hängte sie im Bildniß auf. Einer der Minister der in einen jubelnden Pöbelhaufen gerieth wurde genöthigt der Königin ein Lebehoch zu bringen; er that Dies, seinen Hut schwenkend, und indem er hinzusetzte: „Und ich wünsche euch Allen ebenso gute Frauen!" Auch die Aristokratie brachte der Siegerin ihre Huldigungen dar. Mitten im Siege aber, und im Begriff den Gegnern ihre Bedingungen vorzuschreiben, starb Karoline — nicht ohne Verdacht der Mitwirkung ihrer Widersacher. War sie schuldig oder unschuldig? Canning, einer der lautersten Charaktere seiner Zeit, erklärte sich laut für sie, und gewiß nicht aus Parteigeist; denn er verließ seine Partei und das Ministerium um nicht gegen sie wirken zu müssen. Brougham war ihr Advocat; allein als Geschichtschreiber, ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode, sprach er laut seinen Glauben an ihre Unschuld aus. Doch Dies ist hier nicht die Hauptsache, und wichtiger ist für uns die Betrachtung welche F. Buchholz macht: daß eine Königin im Vertrauen auf die Gesetzgebung ihres Landes, trotz dem Gefühl ihrer Schuld, es gewagt hat ihrem Gemahl, dem mächtigsten Monarchen Europas (!), auf seinem Thron zu trotzen als er damit umging ihren Rechten zu schaden. Die Engländer in Masse hatten ihre Partei genommen und ihr den Sieg über ein verhaßtes Ministerium verschafft; aber über die Schuldfrage urtheilten sie anders. Sie war unschuldig — Georg IV. gegenüber! Hatte er ihr doch, um sich von verhaßten Banden freizumachen, einen Freibrief in bester Form gegeben, ehe sie England verließ! Für ihre Schuld aber im Punkte der Anklagen spricht Alles, selbst Bergami's gleißende Selbstmemoiren lassen sie deutlich erkennen. Was aber veranlaßte die Schuldige nach England zurückzukehren, um einen alten Streit neu zu beginnen? Das war ein Leichtsinn der das Schicksal herausfoderte. Es traf sie schwer — denn ihr scheinbarer Sieg war nur eine Niederlage ihres schuldigern Gatten, nicht ihre eigene Erhebung; hätte sie gelebt, so würde eine desto tiefere moralische Niederlage diesem Siegesschein gefolgt sein! Die Früchte dieses Siegs aber kamen den englischen Volksgleichheiten zustatten; denn wie schon oben angedeutet, mit dieser Niederlage des Ministeriums Liverpool hatte das Camarillen- und Günstlingsregiment in England für immer ein Ende und das System der parlamentarischen Ministerien war für alle Zukunft festgestellt. Zum Schluß aber sei bemerkt daß die gewiß nicht leichte Darstellung dieses denkwürdigen Rechtsstreits ganz ungemein gelungen ist und das spannendste Interesse unterhält, und endlich daß Referent selbst eine Hauptperson in diesem Proceß, nämlich den vielgenannten Bergami, im Jahr 1821 in allem Glanz einer aristokratischen Hofhaltung zu Pesaro in Italien gekannt hat.

Der Spafield-Aufruhr und die Verschwörung in der Catostraße (1816 und 1820) sind zwei lehrreiche Beispiele politischer und Aufruhrsprocesse in England, Processe die freilich auf ganz andern Grundanschauungen, Formen, Sitten und Ideen beruhen, wie äußerlich ähnliche Rechtsfälle unter uns. Dies Pochen auf ältere Rechte bei offen bekannter Feindseligkeit gegen die Regierung ist uns ganz etwas Neues. Auf dem Continent leugnet der politische Angeklagte seine feindliche Absicht oder sucht sie zu verbergen, in England rühmt er sich ihrer und nennt sich den Vertheidiger eines uralten Rechts, indem er das Volk erst recht zu seinem Schutz heranruft. Und ebenso eigenthümlich wie dies Verhältniß ist denn auch das der öffentlichen Meinung zu diesen Rechtsfällen. Die englische Presse lächelt vornehm-verächtlich zu diesen Anstrengungen „hungeriger Schwärmer und Aufruhrprediger", die an der „ewigen" Constitution Englands zu rütteln wagen. Sie gibt sich den Anschein als gingen dergleichen Versuche sie gar Nichts an; allein, während die Rebellen hängen, kommt über Nacht eine Reform nach der andern herbei, und indeß bei uns jede Empörung zu engerer Umgrenzung der Volksfreiheiten führt, hat diese in England, durch eine unbenennbare Macht geschirmt, die gerade entgegengesetzte Wirkung, die Volksfreiheiten zu erweitern und immer neue Kreise und Schichten zu ihrem Genuß heranzuziehen! Dies ist es was England vor einer Revolution schützt, vor Communismus und Socialismus, selbst der Form des Chartismus. Den Opfern des Volkswahns fällt regelmäßig ein anderes Opfer, der Minister unter dessen Regiment ein solcher Wahn entstehen konnte — Castlereagh öffnet sich die Adern und der Blutumlauf des englischen Volks ist wieder frei. Dies ist die Lehre welche diese Processe enthalten, die Lehre von einem politischen Zustande von dem wir noch weit, sehr weit entfernt sind; die Brunt, Davidson und Ing starben dort nicht umsonst!

Die beiden folgenden Criminalfälle dieses Theils geben zu erheblichen Bemerkungen wenig Stoff: der erste, die Ermordung des Juden Borig (1828) ist nur durch eine merkwürdige Freisprechung von Interesse. Höchst ergreifend ist dagegen die Erzählung von der noch in frischem Andenken der Zeitgenossen lebenden schauervollen Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin durch ihren Gatten (1847). Daß auch dies Verbrechen eines

Einzelnen auf den politischen Zustand seines Vaterlands nicht ohne unmittelbaren Einfluß gewesen sei, ja daß die Leidenschaft der Volksverführer mit hämischer Freude auch diesen Fall benutzt habe dem Volke zuzurufen: „Seht hier — Das sind eure Herren!", daß diese Geschichte somit zu einem Vorläufer der Revolution von 1848 heranwuchs, Das leugnet Niemand! Die Herausgeber erblicken in dem Herzoge mehr einen Unseligen als einen Mörder; mindestens stellen sie den längern Vorbedacht der gräßlichen That entschieden in Abrede. Diesem Verdict — denn es erfolgte bekanntlich kein anderes — schließen wir uns ebenso entschieden an; der Mord erwuchs sicher aus altem Haß und frischer Thätlichkeit, die in blinder Wuth bis zur äußersten Vollendung überging. Langer Vorbedacht ist nach unserer Meinung hier gar nicht denkbar. Zum Schluß heißt es:

Das Gräßliche der That tritt hier zurück vor der innern Tragödie, die in Briefen und Memoiren sich Schritt für Schritt entwickelt, ein reiches Seelengemälde mit Charakteren die heißblütig und fertig hier aus dem Rahmen springen; Producte eines socialen Zustandes der bei aller Weihe der Bildung den Keim der Fäulniß insichträgt. Erschlaffung und Ueberspannung bilden kein Eheband. Hier liegt ein Trauerspiel fertig vor — nur der Dichter fehlt der es dialogisirt!

Mit dem dritten Theile des Werks wird uns eine inhaltreiche Vorrede geliefert, aus der wir besonders auf die geistvolle Lebensskizze des am 26. November 1849 vollendeten Mitstifters dieser Sammlung Dr. J. E. Hitzig verweisen möchten, eine Lebensskizze die, obwol von der Hand seines Schwiegersohns Dr. Kugler entworfen, doch nur ein naturwahres Bild von dem wahren, redlichen und selbstlosen Charakter dieses trefflichen Criminalisten darbringt, ganz so wie auch Referent diesen Freund Werner's, Bartholdy's, Chamisso's, Fouqué's, Eichendorff's und Streckfuß' noch gekannt hat. Im Uebrigen ist der Inhalt dieses Theils fast ausschließlich politischen Verbrechen gewidmet und gibt in gedrängten und gelungenen Darstellungen die Processe gegen Fieschi, Alibaud, Ravaillac, Clément, Damiens, Louvel, Papavoine u. A. Der merkwürdigste Rechtsfall dieses Theils ist die jüngste cause célèbre Englands, der Proceß gegen die Eheleute Manning, in welchem der Kampf der Angeklagten über die Schuld unter sich, wie derselbe sich erst vor der Jury entwickelte, ein spannendes Interesse erregt, das durch täglich neue Enthüllungen sich dergestalt steigerte daß ganz London an der tragischen Stunde der Execution in wahrhaft fieberhafter Bewegung theilzunehmen gezwungen war. Gegenüber dem romanhaften Fall der unter dem Titel „Eine Entführung" uns hier berichtet wird, ist der des Brudermörders Mathias Lenzbauer durch die thierische Stupidität des Verbrechers fast nur widerwärtig, dergestalt daß seine Aufnahme nur darin eine Berechtigung findet daß dem Criminalisten auch Proben so tiefer Versumpfung des menschlichen Geistes merkwürdig sind.

Das neue preußische Strafgesetz enthält den kühnen Fortschritt beschränkter Oeffentlichkeit bei der Hinrichtung: ein Schritt der höchst wahrscheinlich die Runde durch alle europäische Strafgesetzgebungen, England ausgenommen, machen wird. Die Motive dafür hat uns der Commissionsbericht der Kammern in aller Ausführlichkeit mitgetheilt; will man jedoch einen praktischen Beweis für die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Abänderung eines alten und traurigen Misbrauchs erhalten, so lese man die wenigen Blätter auf welchen hier eine Hinrichtung in Appenzell aus dem Jahr 1849 erzählt wird, als eine gar schlimme Probe aus der Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Den Geist gegen die Uebermacht der Leidenschaft zu stählen ist die Aufgabe aller guten Lecture. Welch ein abschreckenderes Bild aber könnte die Erfindung von der Gewalt einer dämonischen Leidenschaft liefern als hier die actenmäßige Erzählung von dem Verbrechen des Rechtscandidaten Weise (1835) gewährt? Diese That und ihre Folgen gehören zu denen welche uns deshalb so tief ergreifen, weil sie gerade gebildeten und gefühlvollen Geistern näher liegen als rohen Seelen, und welche durch die völlige Umnachtung der Seele, unter dem Druck einer an sich naturbedungenen Leidenschaft, an der Zurechnungsfähigkeit des Urhebers der That gerechte Bedenken erzeugen. Die Frage bleibt immer die: War ein Zustand der Seele vorhanden in welchem, wie beim Wahnsinne, die Möglichkeit aufgehoben war entweder nach Willkür zu handeln oder doch diese Willkür dem Strafgesetz gemäß zu bestimmen? Und diese Frage entscheidet kein Collegium medicum; sie ist die Grenzscheide der irdischen Gerechtigkeit, der Markstein der menschlichen Strafberechtigung!

Wir kommen zu dem vierten Theil unserer Sammlung, reich, fast überreich an interessanten Darstellungen. Zuerst sind es drei politische Processe die unsere Aufmerksamkeit fesseln müssen. In dem Processe Lord Lovat's und der Rebellen von Culloden (1745—53) ist für Walter Scott'sche Leser zunächst viel Belehrung über den wahren moralischen Werth und über die Motive der Karl Stuart-Helden zu finden. Man sieht daraus daß dieses Heldenthum beiweitem nicht so rein oder gar so selbstaufopfernd ist als der Romandichter es uns vorführt, und daß tiefe Schlagschatten das Licht mit dem er seine Charaktere beleuchtet bedeutend verdunkeln. Dieser achtzigjährige Lord Lovat z. B. gehört sicher zu den verächtlichsten und moralisch verwerflichsten Charakteren die wir uns denken können, ein Mann der von seinen Jünglingsjahren bis zu seinem Tode im hohen Greisenalter sein ganzes Leben zu einer langen Kette des Verraths, des Freundesverraths machte, ohne ein anderes sichtbares Motiv als eben die Lust am Verrath und an der Intrigue! Die Andern, Ratcliff, Camaron von Lochial u. A. waren minder schlecht; mit Recht aber büßten, was man auch gegen die späte Verfolgungssucht des englischen Gouvernements sagen möge, Alle.

Die beiden Processe gegen Labédoyère und Ney machen in unsern Tagen einen eigenthümlichen Eindruck. Labédoyère fiel gleichsam als ein Opfer des Kriegs, als besiegter und gefangener Feind von einem Kriegsgericht

rasch nach der That verurtheilt: dagegen ist nicht viel zu sagen. Allein Ney, der Bravste der Braven, wie er allgemein genannt wurde, Ney, der im vollen Vertrauen auf die Wirkung des Amnestieacts sechs Monate lang ruhig im Schoos seiner Familie und mitten in Frankreich gelebt hatte, Ney, von der Pairskammer wegen Bruchs seines Eides als Soldat verurtheilt, dieser gibt zu Betrachtungen Stoff welche unsere Lage, unsere Denkart, unsere Erfahrungen näher berühren als wir wünschen möchten. Ney's Verurtheilung war ein Act politischer Rache, und vor Handlungen dieser Art, vor nachträglicher Erhitzung der Gemüther gegen politische Widersacher möchten wir unsere Zeit und unsere Regierungen auf alle Weise gern warnen. Diese Erhitzung, deren Wirkungen auch wir erlebt haben, verfehlt ihr Ziel; sie führt zu nichts Gutem, sie wendet das Schwert auf Den zurück der es führt, sie beschädigt Den den sie schützen soll! Möchten die Männer der Regierung doch Dies aus Processen wie der gegen Ney geführte lernen, möchten sie den Grenzstein erkennen von dem ab bei politischen Verbrechen — Vergessenheit die beste Strafe ist! In dieser Beziehung ist der Proceß Ney's eine allen Staatsmännern nicht genug zu empfehlende Lecture. Allein er ist auch noch in einer andern Hinsicht höchst merkwürdig. Der Fürst von der Moskwa, der Bravste der Braven, der erst sechsundvierzigjährige Held und Führer bei den Napoleon'schen Siegen, ein Charakter den man für „eifern" zu halten berechtigt wäre, und dessen Seelenstärke sich auch bei dem Processe, ja bei seiner Hinrichtung völlig bewährte — wie schwach, wie weibisch, wie kindisch sogar zeigte er sich in jener verhängnißvollen Nacht vom 14. März 1815! Hier liegt wahrlich ein psychologisches Räthsel vor, und zwar ein solches daß man wünschen möchte, nicht er, der Angeklagte, in seiner Vertheidigung, sondern die Anklage hätte Recht — zu seiner Ehre! Was soll man davon halten, wenn Ney selbst behauptet: bis zur Stunde da die Napoleon'schen Emissaire bei ihm erschienen seinem Eide treugeblieben zu sein und mit keinem Gedanken an Abfall gedacht zu haben — und ein Stück Papier, eine Proclamation Dessen den er für ein Ungeheuer erklärt hat, das man im „Käfig" durch Frankreich führen müsse, ein solches Stück Papier macht ihn aller seiner Eide vergessen und seiner eben erst gelobten Treue!? Diese Helden Napoleon's, welche Kinder und Unmündige waren sie doch in Sachen des Urtheils, weil ihnen der Grund des menschlichen Urtheils — die Religion — fehlte. Fürwahr, besser wäre es für Ney gewesen der Anklage Recht zu geben und zuzugestehen, er habe seit dem ersten Pariser Frieden mit dem Mann von Elba in Verbindung gestanden! Er wäre dann mindestens doch ein mal treu gewesen! Aber noch in einer andern Beziehung ist dieser Proceß für unsere Zeit lehrreich. Niemand glaube doch, in welcher Lage er auch sei, das Wohl des Vaterlands in seiner Hand zu tragen, wie der arme Ney Dies glaubte! Noch weniger aber glaube Jemand, das Wohl des Vaterlands fodere einen Bruch des Moralgesetzes von ihm. Er ist in hundert Fällen hundert mal im Irrthum; er hat die moralische Weltordnung im ersten wie im letzten Falle gegen sich und wird sie ewig gegen sich haben! Endlich sind noch in der Darstellung dieses Processes die historischen Aufklärungen die sie enthält der dankbarsten Beachtung zu empfehlen.

Ein nicht minder fesselnder, jedoch in einer ganz andern Richtung hin merkwürdiger Rechtsfall ist der des James Blaomfield Rush. Hier erblicken wir den englischen Juryproceß gewissermaßen in seiner classischen Form und erkennen deutlich wie weit er in der selbständigen Action der Geschworenen, in Erfahrung und im thätigen Eingreifen des Schwurcollegiums unserm jungen, zaghaften und durch viele bedenkliche Formen gebundenen Institute voraus sei. Ein Verbrechen von unglaublich kühner Art und von einem Charakter der an Heuchelei und Sicherheit im Bösen nicht seines Gleichen hat, wird hier aus bloßen Indicien, ohne allen materiellen Beweisbestand, aus der Nacht tiefster Verborgenheit blos durch die Querfragen der Geschworenen dergestalt andentaggebracht daß das Verdict ein einstimmiges Schuldig ausspricht, und nachdem der Verbrecher mit den feierlichsten Anrufungen seine Unschuld betheuernd gestorben ist, findet sich der volle materielle Beweis seiner Thäterschaft, den Wahrspruch bestätigend, vor! Für deutsche Geschworene eine empfehlenswerthe Lecture, ein lehrreiches Studium! Andererseits aber läßt uns dieser Proceß auch einen merkwürdigen Einblick in die fast noch mittelalterlichen Eigenthumsverhältnisse des englischen Grund und Bodens thun, ein Rechtsverhältniß dem wir in Deutschland glücklicherweise längst entwachsen sind.

Die wenig umfangreichen Darstellungen des Processes der Giftmörderin Ruthardt (1845) und der anziehenden Eheprocesse Charlotte de Calvierre, Angelique d'Apremont (1662) und Honorée de Berghes (1700) lesen sich gut. Der erstere ist darin merkwürdig daß er zu seiner Zeit als eine Waffe des politischen Socialismus gegen Aristokratie und Bildung vielfach benutzt wurde. Die letztern geben ein volles Bild der wunderlichsten Verwirrungen der Justizform die man sich denken kann, einer Justiz in der Rechtsspruch und Gewaltthat, Kirche, Parlament und Cabinetsjustiz, Militairgewalt und Advocatenlist fortdauernd im beständigen Wechsel zur Geltung kommen, um zu siegen und zu erliegen. „Die weiße Katze und das weiße Mädchen" (1783) hat dagegen den Charakter einer unterhaltenden gerichtlichen Schnurre aus der altfranzösischen Rechtspraxis. Den Schluß dieses Theils bildet die Erzählung von dem geheimnißvollen Verschwinden des Lord Bathurst in Perleberg (1809), ein unaufgeklärtes Geheimniß das dem Geschichtsfreunde, vor dem es über 40 Jahre lang unter dem diplomatischen Siegel gehütet wurde, hier zum ersten male aus den Acten erzählt wird; ja von dem es unter der Herrschaft der Censur in Preußen nicht einmal zu sprechen erlaubt war, während uns Nichts andeutet aus welchem Grunde die Thatsache selbst mit so unerklärter Aengstlichkeit gehütet worden sei. Diese denkwürdige Geschichte ver-

diente unser näheres Eingehen in d. Bl., und nur ungern versagen wir uns ein solches mit Rücksicht auf den Raum den wir für diesen Aufsatz schon in Anspruch genommen haben und den weit geringere historische Räthsel häufig finden. War das Verschwinden des Lord Bathurst ein Gewaltact der damals allmächtigen Militairjustiz Napoleon'scher Herrschaft? War das preußische Gouvernement dabei irgendwie betheiligt? Niemand weiß es! Das Schlimmste was man sagen könnte, meint der Herausgeber, sei Dies daß das preußische Gouvernement sich damals zu schwach fühlte ein von höherer Macht befohlenes Verbrechen zur Entdeckung zu bringen! Immerhin aber erklärt selbst Dies es nicht, warum die Censur 40 Jahre lang mit merkwürdiger Consequenz jede Erwähnung des Vorganges auch in der harmlosesten Gestalt unterdrückte, und selbst als 20 Jahre später in der Nähe des Orts ein Leichnam in einer Mergelgrube entdeckt wurde — der jedoch erwiesenermaßen mit Bathurst's Verschwinden keinen Zusammenhang hatte —, selbst diese Thatsache jeder Besprechung entzog und es vorzog dunkle gehässige Gerüchte unwiderlegt fortleben zu lassen.

Mit dieser unentschleierten historischen und criminalistischen Sphynx mag für diesmal unser Aufsatz abschließen. Die Herausgeber des Sammelwerks und mit ihnen der Leser werden unschwer erkennen mit wie wahrer und warmer Theilnahme wir diese verdienstvolle, aber auch mühevolle Arbeit besprochen haben, eine Arbeit die unsers Wissens für jetzt in Deutschland allein steht, und in dieser Stellung einem ganz unverkennbaren Zeitbedürfniß mit großer Umsicht und vollem Erfolge entspricht. Wir stehen auf dem Gebiete der Rechtsbildung offenbar in einer Uebergangsepoche, und weil Dem so ist, so hoffen wir daß uns dieses wesentliche „Bildungsmittel" denn auch nicht sobald verlorengehen, vielmehr bis an sein natürliches Ende erhalten bleiben werde. 17.

Ein schwäbisches Lebensbild.

Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Von David Friedrich Strauß. Manheim, Bassermann. 1851. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zu Würtemberg in dem Lande erzeugt sich schon seit Menschenaltern ein absonderlich und seltsam Volk. Es wird gewöhnlich in kleinen Städten, ja sogar auf den Dörfern geboren und in engen Stuben steht zumeist seine Wiege. Sobald es laufen kann, springt es auf die Wiesen hinaus und verlebt seine Kinderjahre in kleinen abgeschiedenen Thälern, die von schwäbischen Wäldern und Weinbergen umgeben sind. Auf Dieses begibt sich das Volk in etliche altersgraue, ehedem katholische Klöster, hinauf in das Tübinger Stift und wühlt sich ämsig in den Protestantismus hinein. Etliche davon vertiefen sich so rücksichtslos in den lutherischen Glauben und geben sich seinen Geheimnissen mit solcher Inbrunst und solcher Weltentsagung hin, daß man sie später, wenn sie ganz erwachsen sind, mit Recht Pietisten heißt. An diesen spiegelt sich die Allmacht Gottes oft dergestalt daß sie es schon auf dieser Welt fast ohne ihr Zuthun zu den höchsten Ehrenstellen und Würden bringen, und Viele werden durch ihre Wissenschaft, Viele durch ihre Beschränktheit berühmt. Ein anderer Theil findet mehr Genuß und Seelenvergnügen an verschiedenartigem Zweifel. Dieser meldet sich allererst als ein kleines harmloses Wesen, das anfangs mit sanftem Gängelbande zum Nachdenken über immer größere Dinge leitet. Je mehr das Wesen aber gewachsen, desto lebendiger wird der innere Kampf zwischen der Tradition und Dem was nunmehr als Wahrheit aufgehen will. Ein besonderes Geschäft dieser Jünglinge ist es dann daß sie sich tagtäglich den theologischen Boden unter den Füßen wegziehen, worauf sie eine zeitlang mit ruhiger Heiterkeit in der Luft schweben. So versuchen sie sich zum Beispiel an den heiligen Büchern und leugnen die göttliche Eingebung. Und nachdem sie dem lieben Gott seine Autorwonne bestritten, stellen sie auch seine Vaterwürde in Frage und zerfallen mit der Kirche über die Herkunft des Heilandes. Mitunter polemisiren sie auch gegen das allerdings ungeographische Jenseits und schreiben sich Briefe voll merkwürdiger Einfälle, die man selbst die großen Kinder dieser Welt nicht alle lesen lassen dürfte. Nachdem sie lange so im Vertrauen ihr heimliches Spiel getrieben, treten sie mit ihren Gedanken vor die Welt und lassen sich öffentlich lieben oder hassen, bewundern oder verabscheuen. Mancher nennt sich dabei gleich selbst einen Heiden, ohne jedoch zum alten Tempeldienst zurückzukehren. Hat nun ein solcher Sonderling einen schönen Erwerb oder jenes von den Gottseligen wie von den Kindern der Finsterniß gleich hochgeschätzte und verehrte, freiheitspendende Gut, nämlich Geld, dabei auch leichtes Blut und angenehme Verdauung, eine nette Frau und gutgerathende Kinder, dann ist er gleichwol ein sehr reputabler Mann, ein Ehrenmann könnte man sagen. Er liest in diesem Zustande statt der Kirchenväter Tacitus und die großen Alten, verlegt sich auf Kunst, Wissenschaft, Naturgenuß und lebt ein vergnügliches Leben, nimmt viele Freunde gastfrei auf und schreibt sich in verschiedene Stammbücher. Am Ende stirbt er wie die Andern auch und läßt seinen Vertrauten ein Gefühl der Sehnsucht zurück nach dem dahingegangenen edeln Menschen. Wenn aber der Mann kein Geld und keine Stellung, also auch wenig oder gar keine Freunde hat, wenn die Menschen ihn verfolgen, wenn ihn der Zweifel trübsinnig gemacht hat und das Elend über ihn kommt, so sagt man achselzuckend: Er ist an seinem Irrwahn untergegangen. Dieses ganze Volk, die Gläubigen und die Andern, die Glücklichen und die Unglücklichen, nennt man oft scherzweise die würtembergischen Magister und ist aus denselben schon mancher berühmte Mann hervorgegangen.

Eines solchen Menschen Erdenwallen schildert nun jenes Lebens- und Charakterbild der Gegenwart welches David Friedrich Strauß von seinem dahingegangenen Freunde Christian Märklin entworfen hat, um zu zeigen „daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch

sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mitsichführe", und „daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat oder brechen mußte, es gewesen ist welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines sittlichen Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war".

Christian Märklin war der Sohn und Zögling eines Vaters welcher mit der hellen Denkart der neuen Zeit noch die ganze Sittenstrenge der alten verband. Dieser war als ein Jüngling im Stift zu Tübingen Hegel's Schulgenosse und Banknachbar gewesen, und der große Denker fragte selbst zu Berlin die ankommenden Schwaben noch jeweils gern nach dem alten Jugendfreunde Jakob Friedrich Märklin, mit dem er einst die Kant'sche Philosophie einstudirt hatte. Später wurde der Biedermann Prälat und also Ständemitglied, als welches er nicht allein die Rechte der Kirche, sondern auch die des Volks bis zu deutlichen Zeichen fürstlicher Ungnade vertrat. Nach langem arbeitsamen fruchtbar wirkenden Leben ereilte ihn der Tod zu Stuttgart, sozusagen auf dem Schlachtfelde, weil der Krieg über das neue Gesangbuch, gegen welches er selbst mit jugendlichem Muthe zu Felde gezogen, gerade damals am heftigsten entbrannt war.

Dessen Sohn also, Christian Märklin, kam 1807 auf die Welt zu Maulbronn, was ein altes gothisches Kloster ist, still und ehrwürdig, von hoher Mauer umgeben. Es liegt in einem weltentlegenen Thale, das von einem Bache bewässert wird welcher nacheinander mehre Teiche durchströmt. Aus diesen wußten vor langen Zeiten die ehrwürdigen Väter ihre Fastenspeisen zu fischen. Im Innern des Stifts ist eine Schule, und es haust da, statt jener Mönche welche die Reformation vertrieben, eine Anzahl junger Leute von 14 bis zu 18 Jahren, die von einem lutherischen Prälaten unter strenger Clausur gehalten, und mit Hülfe und Beistand zweier Professoren, die auch im Kloster wohnen, zur Aufnahme in das theologische Stift in Tübingen vorbereitet werden. Märklin, der Vater, war gerade zu derselben Zeit ein solcher Professor an der Klosterschule zu Maulbronn. Christian, der Sohn, wuchs gesund und frisch heran, lernte seine Sprachen, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, sah schon früh verschiedene Städte seines eigenthümlichen Vaterlands, und kam mit 14 Jahren, in strenger Prüfung als vorzüglich befunden, in das Kloster zu Blaubeuren, wo er Wohnung, Holz, Kost, Beleuchtung und Bedienung frei hatte, und für den Tischwein, welcher als untrinkbar anerkannt war, eine Entschädigung erhielt. Der Biograph rührt hier sichtlich an manche bedeutsame Erinnerung aus der eigenen Jugend, und gibt ein anmuthiges Bild des Klosterlebens von der sogenannten „Einlieferung" bis zum Austritt aus dieser Vorschule. Mit dankbarem Herzen werden dabei auch die beiden Lehrer Bauer und Kern erwähnt, denn „ein solches Paar von Lehrern", sagt der Verfasser, „jeder so trefflich für sich selbst und überdies so schön sich ergänzend, mag wol selten an einer Anstalt sich zusammenfinden". Die Klosterknaben selbst vertrugen sich auch gut untereinander: Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfizer und Friedrich Vischer gaben schon Zeichen ihrer künftigen Bedeutsamkeit.

Allmälig kam auch die Zeit heran daß die blaubeurer Jugend für die Hochschule zu Tübingen reif wurde und ins dortige Stift zog. Sie las in diesen Mauern Kant und fand ihn etwas bitterlich. Jacobi schmeckte um ein Gutes angenehmer, aber Schelling war es erst der sie völlig dahinriß. Am nachhaltigsten wirkte jedoch Schleiermacher und Hegel's Phänomenologie nicht allein auf die jungen Theologen, sondern auch auf ihre Lehrer, und in diesen Zeitläuften war es daß die alte von Storr ausgegangene Schule von Tübingen sichtlich dahinstarb, während mit Bauer, der nun von Blaubeuren an die Hochschule gekommen war, und mit dessen Jüngern dort eine neue, wissenschaftlich ungleich bedeutendere Genossenschaft erwuchs.

Die Schüler tranken und sangen zwar auch ihr gutes Theil, aber gedacht, betrachtet und gegrübelt scheinen sie mehr zu haben als man es sonst auf einer ordentlichen Landesuniversität zu thun pflegt. Im Allgemeinen gingen sie dabei mit weniger Schüchternheit voran als die Magister sonst im Privatleben zu thun pflegen, und gestatteten sich Fragen in neue Untersuchung zu ziehen welche für die wahren Gläubigen längst abgemacht und entschieden sind. Schon in diesen Jahren schrieb Märklin an seinen Vater, mit dem er gern über philosophische Studien Briefe wechselte, verschiedene Meinungen über die Persönlichkeit Gottes, welche eine der gewöhnlichen Annahme sehr abgewandte Richtung kennzeichnen. Dabei gibt er aber seinem Vater die beruhigende Versicherung daß ihm sehr wohl bewußt sei wie unsere Ueberzeugungen in keinem Augenblicke unsers Daseins vollendet, sondern immer im Werden begriffen seien, mithin von einem endgültigen Abschlusse nie die Rede sein könne, und zwar bei ihm umsoweniger, da er, je länger er sich mit Philosophie beschäftige, umsomehr von seinem Nichtwissen sich überzeuge.

Aber — fährt er hierauf fort, denn hier muß man ihn selbst reden lassen — zu welchen Resultaten mich mein philosophisches Studium führen werde, Das muß mir selbst ganz frei überlassen bleiben, wenn jene auch von der gewöhnlichen Denkweise noch so sehr abwichen; denn das eigene Denken des Geistes treibt mich fort, und dem einmal Erkannten kann ich mich nicht widersetzen; und wenn ich endlich bei solchen Resultaten ankäme vor welchen die Menschen gewöhnlich zurückschrecken, und welche sie unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstande sowol als mit den Wahrheiten des Christenthums finden, wenn ich auf Pantheismus, Leugnung der Freiheit und Unsterblichkeit käme, so könnte mich an meinen Ueberzeugungen, hätte ich nur in denselben innere Befriedigung gefunden, auch Das nicht irremachen daß ich mich damit in Gegensatz gegen die gäng und gäbe Landesphilosophie gesetzt hätte.

Unterdessen aber wurde Christian Märklin immer älter, und die Zeit war da wo er nach dem natürlichen Laufe der Dinge Vicar werden sollte. Diese Aufgabe löste er zu Brockenheim, einem kleinen Städtchen, und

verwendete die Zeit die er nicht zur Auferbauung der Gemeinde bedurfte auf seine Bücher und die Briefe die er den Freunden schrieb. Im Stillen merkte er gleichwol während dieses Lebens daß so Manches was er als titanischer Denker für sich errungen auf seine brockenheimer Mitchristen wenige Anwendung hätte. Wenn auch, mit Hegel, christliche Religion und Philosophie den gleichen Inhalt, nur jene in der Form der Vorstellung, diese in der des Begriffs haben, so gewahrte er doch manchmal wie eigene Ueberzeugung und Bewußtsein der Gemeinde so wenig ineinander aufgehen wollten, daß immer „ein heimtückischer, hinterlistiger" Rest zurückbliebe. So hatte ihn, als er die enge, doch warme Jacke des bürgerlichen Begriffspensums abgelegt, der schnürmiederlose Gedankenwuchs rasch in die freie, aber kalte und feine Höhe einer dem Dogma entfremdeten Philosophie geführt. Er fühlte daß die Betrachtung seiner Lage und Aufgabe auf die Stahlfedern seines Zweifels unangenehm drückte, und er hielt es nicht für ungereimt diesen Zwiespalt durch Rücktritt aus dem geistlichen Amte zu beseitigen. Und doch glaubte er sich zu nichts Anderm als zum geistlichen Berufe geschaffen. „Es fließt", sagte er, „durchaus geistliches Blut in meinen Adern. Was ist zu machen?"

So schildert das Buch die Kämpfe die er als ein zwanzigjähriger Priester in seinem Innern führte, theils über Probleme die erst der neuere Gedanke aufgestellt, theils über uralte Fragen, wie z. B. über die welche Odysseus schon an jener Asphodillwiese in der Unterwelt mit dem göttlichen Achilles näher besprochen hat. Es ist kaum zu leugnen daß während dieses mühseligen Suchens nach einer andern als der gewöhnlichen Wahrheit in dem Gemüthe des redlichen Forschers manche Unruhe in eine mehr als vorübergehende Beklemmung aufstieg, aber doch ist keine Spur gegeben daß er sich je in jene stille unbehelligte Seligkeit hineingewünscht, welche sich seine Amtsgenossen dieser und anderer Sorten und Sekten in Stellungen erworben wo Gottesdienst, Schlaf und Kartenspiel, etwas Gärtnerei und Schweinezucht den langen Tag um seine trägen Stunden betrügen.

Mittlerweile übte sich Christian Märklin in einer gehaltvollen, dogmatisch-kirchenrechtlichen Abhandlung über die Ehe, und gedachte mit seinem jetzigen Biographen auf ein halb Jahr nach Berlin zu gehen, um Hegel und Schleiermacher persönlich zu hören, wurde aber daran durch ein böses Schleimfieber gehindert, während der Freund den langgehegten Wunsch glücklich zur Ausführung brachte. Auch in der Metropole der deutschen Intelligenz ging der Briefwechsel mit dem Vicar zu Brockenheim seinen alten Gang, und als der Eine im Frühling zurückkehrte, eilte er zuerst in dieses Städtchen um den Andern zu begrüßen. Daß Märklin bei diesem Besuche aus Rücksicht auf seine kirchliche Stellung nicht zu bewegen war dem Freunde in das Wirthshaus wo er übernachtete zu folgen, konnte dieser dem tiefen, vorurtheillosen Denker lange nicht verzeihen.

Endlich war auch für Märklin die Zeit gekommen daß er zur Ergänzung seiner Bildung die Reise nach Norddeutschland unternehmen konnte. Er ging nach Heidelberg, den Rhein hinab, lernte da und dort bedeutende Gelehrte und Priester kennen, und hörte bei Elberfeld eine Predigt des großen Pastor Krummacher, aus der er allerhand Kostbarkeiten, als da find: Funken von dem Herde des großen Todtenbelebers, Siegel aus dem Cabinete des Ewigen, in seinem Notizenbuche aufbewahrt hat. Endlich im October 1832 erreichte der Reisende das große Ziel seiner Wanderung, der Urheimat seiner philosophischen Gedanken, eilte von langer Sehnsucht getrieben zu Schleiermacher, der ihn nunmehr — sehr spröde aufnahm, und ohne alle weitern Folgen wieder entließ. „Schleiermacher", sagt der Biograph, „sah damals in jedem Würtemberger zum voraus einen Hegelianer, und gab sich da ordentlich widerwärtig." Sehr wohlwollend war dagegen die Aufnahme bei Marheineke und bei den jüngern Docenten der Hegel'schen Schule. Auch Hegel's Witwe und Söhne kamen dem jungen Verehrer ihres Abgeschiedenen freundlich entgegen, und mit den Letztern wurde eines Abends in des alten Hegel Studirstube tüchtig geraucht und getrunken. Zu größerm Vergnügen langte kurz nachher auch Vischer in Berlin an, und es fanden sich andere Schwaben ein, so viele daß es bald ihrer sieben waren, die in einem Café am Wilhelmsplatze bei bairischem Bier zusammenkamen. Märklin fand sich in der großen Stadt nicht unbehaglich; über die Vorlesungen die er hörte hinaus gestattete sich der junge Mann auch manchen Blick in das Leben das ihn umgab. Ueber die grellen Gegensätze von Armuth und Reichthum, höchster Bildung und tiefster Roheit in der großen Stadt, wie sie oft unter demselben Dache ohne Etwas voneinander zu wissen beisammen wohnen, über die Eigenthümlichkeit der Berliner, selbst über die Eckensteher, legt er in den Briefen an den Vater allerlei Bemerkungen nieder.

Als Märklin von Berlin zurückgekommen war und sich nur erst kurze Zeit bei den Seinigen ausgeruht hatte, trat er (1833) das Amt eines Repetenten am Stifte zu Tübingen an, wo er wieder mit seinem Biographen, mit Vischer, G. Pfizer und andern Freunden aus den Klosterzeiten, die dieselbe Bahn gewählt, zusammentraf. Die Repetentenjahre haben vielerlei schöne Seiten und werden von Denen die sie durchlebt zu den angenehmsten des Lebens gezählt. Als Repetent hielt Märklin eine Vorlesung über die Thessalonicher-Briefe. Zu dem grammatisch-historischen und theologischen Momente der Schrifterklärung fügte er da noch das philosophische hinzu, welches darin besteht daß zwischen Wesen und Form des Schriftinhalts unterschieden, und bei anerkennender Festhaltung des erstern die letztere um so unbefangener der Auslegung und Beurtheilung preisgegeben wird. Die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit einer solchen Auslegemethode nun ließ sich allerdings ganz besonders an den Thessalonicher-Briefen mit ihren crassen Vorstellungen von der baldigen sichtbaren Wiederkunft Christi einleuchtend machen. Welche feine

und wunderbare Wendungen der Repetent bei dieser Gelegenheit nehmen mußte, um dem Apostel Etwas sagen oder meinen zu lassen was nach des Auslegers Ansicht haltbar und vernünftig wäre. Das ist in dem Buche selbst sehr deutlich nachzulesen.

Zu derselben Zeit beschäftigte sich Märklin mit dem Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, und schrieb eine geistreiche Schrift „Ueber die Reform des protestantischen Kirchenwesens mit besonderer Rücksicht auf die protestantische Kirche in Würtemberg“.

Mitten unter diesen Arbeiten und Bestrebungen verreist aber, kaum aus den Herbstferien zurückgekehrt, der Repetent — keiner der Freunde weiß warum — nach Stuttgart, und kommt nach wenigen Tagen zur angenehmen Ueberraschung seiner Vertrauten als Bräutigam zurück. Und wie es zu geschehen pflegt, zwei Jahre danach als er Diakonus zu Calw geworden, führt er seine Hochzeit aus, und überzeugt sich sofort von Tag zu Tag inniger was ihm für ein guter Wurf gelungen; „denn in meinem Hause“, rief er oft wie im Triumphe aus, „ruht ein Schatz von Glück!“

Unter den würtembergischen Städten ist Calw eine so der fleißigsten wie der andächtigsten, und hat seit dem Aufkommen des Pietismus eine vorzügliche Empfänglichkeit für denselben gezeigt. Der neue Diakonus selbst fand seine Lage neu und ansprechend, wie er es denn auch als einen Vortheil betrachtete daß ihm sein Amt so viele Gelegenheit gab fremdartige Naturen und Denkweisen zu studiren und sich in sie schicken zu lernen. Er habe, schrieb er nach einiger Zeit, in zwei Jahren seines dortigen Lebens die Menschen besser kennengelernt als vorher in 27 Jahren; er finde sein Bewußtsein in Vielem erweitert, und er möchte nicht mit einem bloßen Stubengelehrten tauschen! Der religiöse Ideenverkehr mit der erwachsenen Gemeinde mag indessen immerhin etwas bedenklich und von Misverständnissen bedroht gewesen sein, sodaß der junge Priester der Kinderlehre den Vorzug gab, wo er manches ihm Lästige zur Seite liegen lassen konnte. Was er dabei gewollt und wie er verfahren, sagt er später selbst in folgenden Worten:

Meine Tendenz — so äußerte er sich später in einem gedruckten Sendschreiben, auf welches wir an seinem Orte noch zu reden kommen werden — in der Verwaltung meines Amtes und der Geist in welchem ich demselben zu genügen gesucht habe, war von Anfang an, eingedenk des Tertullianischen „Testimonium animae naturaliter Christianae“, die Mittheilung der christlichen Wahrheit auf das innere Bedürfniß und die im tiefsten Wesen des menschlichen Geistes selbst liegende Empfänglichkeit für dieselbe zu gründen; den in der Heiligen Schrift gegebenen Inhalt des christlichen Glaubens den mir Anvertrauten als wesentliche Momente ihres eigenen innersten frommen Selbstbewußtseins nachzuweisen oder solchen zu beleben, und so die Ueberzeugung, durch welche am besten für das Interesse des Glaubens gesorgt ist, in ihnen lebendig zu machen daß die Religion nicht in Satzungen, nur von außen her dem Menschen dargeboten und seinem Wesen an sich fremd, bestehe, sondern die Verwirklichung des tiefsten Innern unsers menschlichen Wesens sei.

Sittliche Volkserziehung war die Grundidee von Märklin's geistlicher Wirksamkeit. Um gründlich von vorne anzufangen, war er für Gründung einer Kleinkinderschule thätig; ferner stiftete er einen Lehr- und Lernverein für die ledigen Bürgerssöhne. Auch für eine Industrieschule, für eine Art höherer Töchterschule, für die Redaction einer pädagogischen Zeitschrift zeigte er geschäftige Theilnahme. Dabei sah er aber auch klar ein daß die sittliche Erziehung nicht gedeihen kann, wo die materielle Noth den Menschen zum Thiere macht; daß demnach die Sittenpflege sich mit der Armenpflege verbinden müsse. Auch auf dieser Bahn ging er mit werkthätigem Beispiel voran und that sein Möglichstes. Aergerlich konnte er werden, wenn die wohlthätigen Spenden weit über Land und Meer verschickt und die Hungernden in der Nachbarschaft vergessen wurden. „Da läßt man“, schreibt er, „die Proletarier als Nichtmenschen herumlaufen und bekehrt die Heiden, statt daß man die Christen zu Menschen bekehren sollte.“ Es ist mehr als wahrscheinlich daß er die Razzia die der begeisterte Gützlaff durch das gutmüthige Deutschland zu Gunsten der Chinesen von Fo-tscheu-fu unternommen auch für ein Beispiel angesehen habe, wie leicht die alberne Menge sich ausbeuten lasse, wenn die rechten Mittel und Wege eingeschlagen werden.

Was die Geselligkeit betrifft, so war Calw freilich nicht der Ort der unsern Freund ganz zufriedenstellen konnte. Der Umgang mit Theologen zumal verursachte ihm manche Beschwerde. „Die Theologen“, schreibt er, „namentlich Geistliche haben doch alle ein eigenes Geschmäckchen. Ich verhandle nicht gern mit ihnen; die wenigsten haben einen freien Blick und Geist.“ Später nennt er die Theologen das allerschlimmste Volk; hinter dem scheinbar harmlosesten stecke doch oft der Pfaffe und der Fanatiker.

Die Berührung mit den Frommen zu Calw hatte indessen den Diakonus daselbst allmälig zu tieferm Nachdenken über das Wesen des Pietismus geleitet, und so reifte, freilich langsam, eine Schrift heran, welche er „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus“ nannte. Es war ihm nicht erträglich gewesen in der Kirche nur der Geduldete zu sein, und um seiner Ansicht das Recht der Geltung zu vindiciren, hat er jene Arbeit unternommen. In der Vorrede sagt der Verfasser:

Je größer die Ansprüche sind welche der Pietismus in unsern Tagen macht, je entschiedener er seine Sache geradezu mit der des Christenthums identificirt, und deshalb Alle die ihm nicht zufallen als Ungläubige oder zweifelhafte Christen behandelt: desto dringender müssen Alle die sich dazu für befähigt ansehen dürfen sich aufgefodert fühlen nachzuweisen daß Dem nicht so ist, daß der Pietismus wol ein für die Gegenwart berechtigtes Moment in der religiösen Entwickelung, aber keineswegs eine adäquate Darstellung des Christlichen ist, und daß man also auch wol ein guter Christ und Protestant sein kann ohne ein Pietist zu sein.

Obwol nun Märklin den Pietismus bekämpfte, so war er billig genug jene Seite desselben hervorzuheben die ihm wahr und berechtigt schien. Wie in dem alten Spener'schen, so erkennt er auch in dem heutigen Pietismus „die Tendenz zu Grunde: den Inhalt des christ-

lichen Glaubens aus seiner Objectivität in die Sphäre des Bewußtseins einzuführen, das Christenthum aus einem bloßen Inbegriff von Lehren zu einer Bestimmtheit des innern Lebens zu machen". Allein diese Tendenz ist nur das eine Moment des Pietismus; das andere und zwar Das was ihn zum Pietismus macht ist:

> daß ihm dieses Streben immer wieder mislingt, daß das Bewußtsein in demselben Acte das Widersprechendste in sich vereinigt: die Objecte des Glaubens verinnerlichen zu wollen und sie doch wieder als etwas ihm Fremdes anzusehen und außer sich zu halten. Wir sehen an dem Pietismus jenen Drang nach Verinnerlichung, wir freuen uns hier lebendige Frömmigkeit zu finden: aber indem wir nähertreten, finden wir uns unbefriedigt und sehen daß, was seinem Wesen nach das Innerlichste ist, hier doch wieder nur äußerlich ist, aber — und Dies ist eben das Abstoßende — mit dem beständigen Anspruche als Innerlichkeit zu gelten.

Diese Auffassungen schließt denn aber freilich der Biograph mit folgendem bedeutsamen Epilog:

> Wenn in Betreff der Darstellung die er sofort von der dogmatischen Eigenthümlichkeit des Pietismus gibt (wovon gleich hernach) von den Anhängern desselben unserm Freunde vorgeworfen worden ist daß seine Angriffe über jenen hinaus das Christenthum selbst treffen: so drängt sich in Bezug auf die soeben dargelegte allgemeine Charakteristik sogar die weitergehende Frage auf: ob damit wirklich nur der Pietismus, und nicht vielmehr der Standpunkt der Religion überhaupt, gezeichnet sei. Das Innerliche immer wieder zu veräußerlichen, die Idee nur im Bilde, im einzelnen Factum zu sehen, die religiöse Sphäre den übrigen Lebensgebieten als heilige dem Profanen entgegenzustellen — ist Das nicht die Weise aller Religion? Wenn Märklin den Pietismus eine religiöse Partei nennt, so möchten wir ihn vielmehr die religiöse Partei nennen, d. h. diejenige Partei welche in der modernen Zeit den religiösen Standpunkt als solchen noch festhalten will. Zwar religiös und näher christlich-gläubig in gewissem Sinn ist noch immer der größte Theil unsers Volks; aber während in dem gewöhnlichen Christen das religiöse Element vielfach alterirt, beschränkt, gemildert ist durch die verschiedensten Bildungselemente der neuen Zeit, durch die Ergebnisse der fortgeschrittenen Naturkenntniß und sittlichen Cultur, sucht der Pietist diese Einflüsse möglichst abzuwehren und sich steif und im Widerspruche mit dem Entwickelungsgange der Menschheit auf dem orientalischen, reinreligiösen Standpunkte zu behaupten. Insofern hatte Märklin mehr Recht als er dachte den Pietismus so zu schildern daß er damit die Religion selbst traf; denn der Pietismus ist nichts Anderes als die im Laufe der Zeit zur Partei und Parteisache gewordene Religion.

Daß aber die Schrift über den Pietismus den Anhängern desselben misfiel, ist begreiflich. Ebenso nahe liegt es daß der Verfasser recht bitter angefeindet und von Leuten bekämpft wurde welche die Sache nicht halb so gut verstanden als er selbst. Man suchte ihn zu überzeugen daß er überhaupt nicht mehr auf dem kirchlichen Standpunkte stehe, und daß er, wenn ihm Wahrheit und Aufrichtigkeit Etwas werth seien, Dieses öffentlich erklären sollte. Der Diakonus wunderte sich über diese seltsamen Zumuthungen, betheuerte ganz laut daß er allerdings ein Christ, nur von anderer Auffassung sei u. s. w., aber nach wenigen Monden fand er denn doch selbst, er habe es überstanden, und es sei keine Möglichkeit seinen Stuhl in der Kirche noch mit Würde und ohne Aergerniß einzunehmen.

Ueber diese Kämpfe der innern Ueberzeugung mit der äußern Lage ergeht sich der Biograph in nachstehender Betrachtung:

> In seiner Zögerung mit der Kirche zu brechen, in dem Bemühen einen Weg zu finden der, wenn auch noch so nahe an der Grenze sich hinschlängelnd, ihn doch nicht aus ihrem Bereiche herausführen möchte, in dem Widerstand gegen die Brutalität ihrer Diener, die ihm immer unverholener die Thüre wiesen, ist Märklin der getreue Repräsentant der speculativen Theologie jener Zeit. Wir Alle machten es nicht anders, wir wollten es nicht glauben was unsere Gegner uns laut genug in die Ohren schrien: daß wir nicht mehr auf christlichem Boden stünden. Und wir denken deshalb nicht schlechter von uns, weil wir Das, so klar es auch war, nicht einsehen wollten. Wer mag gern von einer lieben Gewohnheit des Denkens und Fühlens, ja des Daseins überhaupt, scheiden? Wer eine Kluft zwischen sich und seinen Mitmenschen aufreißen, über die keine Gemeinsamkeit des Vorstellens, keine Möglichkeit der gemüthlichen Einwirkung mehr hinüberführt? Es ist für Solche welche ihre Ueberzeugung ein mal für alle mal unter den Gehorsam der Kirche gefangen genommen haben sehr leicht über Diejenigen den Stab zu brechen welchen Dies nicht gelingen will, und die sich darum doch nicht entschließen können der Kirche das letzte Wort der Aufkündigung zu sagen, so leicht ist Dies als es von jeher dem Pharisäer war den Zöllner zu verdammen. Allein man stelle sich nur den Fall etwas näher vor. In dem Theologie studirenden Jünglinge steigen auf der Universität, infolge der Bekanntschaft mit Philosophie und Kritik, allerlei Bedenken gegen das kirchliche Lehrsystem auf, sie ergreifen ihn tief, aber er schließt natürlich noch nicht mit sich ab, sondern verläßt die Universität in einem Zustande innern Ringens, in welchem jedoch die Aussicht auf eine friedliche Lösung des Zwiespalts, wie damals die Philosophie sie verhieß, ihn beruhigt. So macht er sich versuchsweise die geistliche Praxis, die ihn, je mehr er neben dem wissenschaftlichen Sinn auch Gemüth und praktischen Trieb hat, desto mehr anzieht. Die wissenschaftlichen Scrupel treten in den Hintergrund, er sieht vor sich ein reiches Feld segensreicher Wirksamkeit sich öffnen; so der Zukunft sicher, läßt er sich ein geistliches Amt übertragen, gründet sich einen eigenen Herd, heirathet, bekommt Familie. Wohl ihm, d. h. seiner fleischlichen Ruhe, könnte er es über sich gewinnen, wie so Viele, von nun an von der Wissenschaft keine Notiz mehr zu nehmen. Aber Das ist ihm unmöglich; er studirt fort, er folgt der weitern Entwickelung der Theologie; es drängt ihn wol gar selbst schreibend in den Gang der Verhandlungen einzugreifen. Ein verhängnißvoller Schritt. Bildete er zwar seine wissenschaftliche Ueberzeugung fort, aber verschloß sie in sich, sprach sie nur mündlich unter Gleichgesinnten aus, so konnte er unangefochten an seiner Gemeinde fortwirken und über jene Zurückhaltung sich durch die Ueberlegung beruhigen: auf dieses dir anvertraute Häuflein wirkst du heilsam, du hilfst ihre Kinder zu Menschen erziehen, du hältst in den Erwachsenen durch kirchliche Ansprache das höhere Bewußtsein wach und mahnst und stützest sie wenn sie straucheln, tröstest wenn sie leiden. Diesen echt humanen Inhalt deiner Wirksamkeit mußt du freilich, um ihn den guten Leuten erträglich zu machen, in Formen hüllen welche für dich keine Wahrheit mehr haben; allein gab nicht auch der Apostel Denen Milch welche die feste Speise noch nicht zu ertragen im Stande waren? So konnte er im Stillen fortstudiren und öffentlich fortwirken, und die Gegensätze für sich in seinem Innern ausgleichen, solange er sich nicht thätig bei dem wissenschaftlichen Streite betheiligte. Jetzt hat er Dies gethan; seine Gegner drängen ihn von Consequenz zu Consequenz, und nun machen sie Miene ihn gar aus seiner kirchlichen Stellung hinauszudrängen; er soll gestehen, ihnen gestehen und sich selbst gestehen daß er kein Christ mehr sei. Nun muß man sich aber erinnern: der Mann hat Familie. Vermögen besitzt er keins

oder wenig gelernt hat er, sonst Nichts als eben das geistliche Handwerk, die bloße Schriftstellerei ist ein precairer Nahrungszweig; er macht also sich mit seiner Familie elend, wenn er jenes Geständniß ablegt. Das ist eine sehr ernste, höchst grausame sittliche Collision, keineswegs blos ein Zusammenstoß von Pflicht und Neigung oder Bequemlichkeit, sondern Pflicht steht gegen Pflicht, und es ist ein oberflächliches, herzloses Gerede oft von Solchen welche sich eine derartige Collision nur durch Geistesträgheit erspart haben, daß in derselben, wie sie sagen, durchaus der Wahrheit die Ehre gegeben werden solle. Es kommt aber noch mehr hinzu. Gesetzt auch, für das materielle Bedürfniß wäre durch Vermögen gesorgt, so bringt sich der Mann durch jenes Zugeständniß um seine ganze bisherige Wirksamkeit, in der er sich wohlbefand, weil er sah daß er nicht vergebens wirkte. Was sollte er in Zukunft thun? Den Schriftsteller machen? Dazu findet er keinen Beruf in sich. Er hat sich einmal verleiten lassen ein Wort mit drein zu reden; doch nun sich als Schriftsteller aufzuthun, daraus seinen Lebensberuf zu machen, dazu findet er sein Talent nicht zureichend. Aber, sozusagen, Nichts zu werden, die bisherige Erfüllung seiner Tage, den Inhalt seines Daseins aufzugeben, Das ist ein Entschluß vor dem ihm schaudert. Ist es ein Wunder daß er solange wie möglich sich sträubt das verhängnißvolle Geständniß auch nur vor sich selbst abzulegen? Denn freilich, hätte er es einmal vor sich selbst gemacht, dann würde es ihm sein ehrliches Herz abdrücken, wenn er es nicht auch vollends öffentlich ablegen sollte. Bei Märklin kam die ökonomische Frage nicht ins Spiel, da er das Glück hatte von dieser Seite zureichend gedeckt zu sein; aber umsomehr und reiner die andere. Wie konnte der Mann dem rastloses Wirken für sittliche Menschenbildung Lebensbedürfniß war einen Wirkungskreis so leicht aufzugeben geneigt sein in welchem ihm so schöne Früchte reiften? In welchem er sich sagen durfte mit seinem schadhaften Glauben dennoch gedeihlicher zu wirken als die meisten seiner Amtsbrüder von der tadellosesten Rechtgläubigkeit?

Der Diakonus zu Calw empfand nun allerdings daß der Wunsch nach einer Aenderung seines Amtes sehr rasch in ihm emporkeimte. Auch schien es ein mal als sollte er für die Hochschule zu Tübingen gewonnen werden; doch scheiterte seine Hoffnung an den mannichfachen Bedenken des Senats, wogegen es ihm etwas später gelang eine am Gymnasium zu Heilbronn erledigte Professur zu erlangen. Märklin fühlte sich in dieser Zeit sehr glücklich. Er schrieb einem Freunde:

Ich freue mich nach Heilbronn. Meine künftige Beschäftigung wird doch nicht mehr die mit verschrobenen Zuständen sein wie bisher. Denn was ist denn alle Theologie und Kirche als die pure Verschrobenheit, Unwahrheit, Unnatur? Ich sehne mich nach der gesunden Nahrung der alten Classiker und der Geschichte. Ich will aus voller Seele ein Heide sein; denn hier ist doch Wahrheit, Natur, Größe.

Und als er nun ein Heide und soweit war um Urlaub zu nehmen von seiner Gemeinde, da zeigte sich es offen wie viele Gemüther er sich gewonnen, wie seine Menschenliebe, seine Herzensgüte, seine Wohlthätigkeit selbst die calwer Pietisten nicht uneingenommen gelassen hatte. Und so schied er unter allgemeinem Bedauern über den Verlust eines so tüchtigen und ersprießlichen Mannes.

In Heilbronn war er dann stets eifriger bedacht sich die Theologie, die ihm die Bringerin so vieler bitterer Stunden gewesen, möglichst fernzuhalten. Immer mehr glaubte er sich zu überzeugen „daß alles Positive sich überlebt habe, statt dessen nun das Reinhumane, das Echtmenschliche hervorzubilden und ins Leben einzuführen sei". Soweit war er allmälig von seinem frühern Fache abgekommen daß er einmal sogar im Vertrauen schrieb: man sollte polizeilich vor der Theologie warnen, da sie die Leute unwahr, herrschsüchtig, unduldsam und unnatürlich mache, wozu er, nach des Biographen Ansicht, auch unglücklich hätte hinzusetzen können.

Sonst gestaltete sich das Leben in Heilbronn bald so daß es bei all seiner Stille und Vereinzelung — denn an theilnehmenden, verstehenden Freunden war damals ziemlicher Mangel — Märklin immer behaglicher und lieber wurde. Während er als Lehrer zumal in seinen geschichtlichen Vorträgen mit dem ganzen Gewicht seiner moralischen Gesinnung fördernd und erweckend auf die Schüler wirkte, führten seine neuen Aufgaben ihn selbst auf manches Feld, auf dem er noch zur eigenen Ausbildung reiche Ernte finden konnte. Insbesondere beschäftigte ihn die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, zumal das Nibelungenlied und das wiederaufgenommene Studium der Classiker, bei deren Behandlung er wie Wenige die Gemüther der Jugend für solche Studien zu gewinnen wußte. Doch war seine Einwirkung auf seine Schüler keineswegs auf die Unterrichtsstunden beschränkt, umfaßte vielmehr ihr ganzes Wesen, erlosch daher auch nicht mit den Schuljahren, sondern sein Beispiel und seine Lehren blieben unvergeßlich. Manche Erheiterung und Anregung brachten die Gäste mit sich, die häufig in dem freundlichen Hause zusprachen und, sagt der Biograph, wo hätte man sich auch lieber zur Erholung ein paar Tage aufhalten mögen als unter so herzlich wohlwollenden, innerlichst edeln Menschen, in einem Kreise dessen gemüthliche Harmonie, durch keinen Mislaut gestört, sich wohlthätig auch den Gästen mittheilte?

Im Sommer 1846 unternahm Märklin mit seiner Frau und einer Gesellschaft von Freunden eine Reise nach München und ins bairische Hochgebirge, wo es ihn, schreibt er,

oft gelüstete mitten unter himmelhohen Bergen, an stillen, tiefdunkeln Seen, unter freundlichen gutmüthigen Menschen seine Wohnung aufzuschlagen.

In München verweilte die Reisegesellschaft sechs Tage,

und dann — schreibt Märklin — war ich satt von dem Kunstgenuß. Es ist überhaupt schon unnatürlich expreß zu Kunstgenüssen zu reisen; wenn man nicht täglich und von selbst von Kunstanschauungen umgeben ist, so kommt nicht viel heraus. Die Antiken erschienen mir auch wie eingesperrte Vögel denen man ihren natürlichen Platz genommen hat, wie in Weingeist conservirte Thiere, die nur in der freien Luft und unter einem schönen Himmel ihre rechte Stelle haben. Die Kunst wird bei uns immer etwas Künstliches bleiben. Uebrigens waren mir diese Antiken fast das Liebste; es war das erste mal daß ich so viele und so ausgezeichnete sah; ich habe mehr Sinn und Verständniß für sie als für Gemälde. Unsere und besonders meine sinnliche Formbildung ist zu sehr vernachlässigt — wir sind entweder religiös oder Kantisch-moralisch erzogen. Diese Einseitigkeit wird uns auch bleiben bis an unser seliges Ende.

Diesen Zeitraum, wo Märklin so in bester Mannes-

Kraft zu Heilbronn waltete, benutzt nun der Biograph zu einer tiefergehenden Charakterisirung seines Wesens, die der anziehenden Momente, namentlich schöner gesunder Sprüche und geistreicher Briefstellen eine Menge enthält. Mit allen Denkenden der damaligen Zeit theilte er auch das tiefe Unbehagen an den öffentlichen Zuständen und die klare Voraussicht einer kommenden Katastrophe, die freilich Das was er erwartete noch nicht gebracht hat. So z. B. schreibt er im Jahre 1841:

Die Zeit ist freilich scheußlich, aber es ist so gut und recht. Je schlimmer, desto weiter kommen wir vorwärts, desto näher liegt der Anbruch des neuen Tags. Ich glaube es muß zuletzt noch ein Krieg dazu kommen, der wird in Politik und Religion Fortschritt und wieder Wahrheit bringen.

Ein anderes mal findet er: wir seien erst die Albigenser, und wie lange brauchte es von da noch bis zur Reformation! Oft sehe er sein neugeborenes Töchterchen darum an, was es wol, wenn es am Leben bleibe, noch erleben werde?

Gehen unsere Kinder bessern Zeiten entgegen? Ich glaube kaum. Vielleicht unsere Enkel. Oder am Ende hat die ganze jetzige Bildung schon ihren Kreis durchlaufen und es kommt eine neue Völkerwanderung.

So kam denn auch das Jahr 1848 heran und brachte die Französische Republik, und „wer der die Alten gelesen, sich an den Zeiten eines Perikles und Scipio begeistert hat, wäre ganz ohne Schwäche für jenes Wort?" Das große siegesfreudige Wesen das damals durch ganz Deutschland ging elektrisirte auch Märklin zu Heilbronn.

Nun haben wir doch noch erlebt was wir in unsern kühnsten Träumen nicht gehofft; es ist wieder der Mühe werth zu leben. Mag es nun auch in der nächsten Zeit kopfüber gehen; ich lasse mir Alles gefallen, da man doch wieder Vernunft und Bewegung in dem Gang der Geschichte sieht. Ich für meine Person sehe dieser ganzen Bewegung mit der innigsten Freude und mit der größten Ruhe zu.

Freilich dauerte diese gute Meinung nicht sehr lange nach; schon vor Ende März fand er daß sich der Himmel wieder trübe. Er schreibt:

Es thut noth in diesen Wochen daß man sich auch mitten durch die drohenden Verwirrungen hindurch den Glauben an die große Idee welche die bewegende Seele dieser Gährungen ist fest erhalte. Ob Europa im Stande ist diese Idee gesetzlicher Freiheit, freier Entwickelung der Nationalitäten, freier Bewegung der Individualität zu verwirklichen, Das muß die nächste Zukunft schon zeigen. Bei uns in Deutschland hat dieser große Umschwung die Masse politisch allzu roh gefunden, und daran, fürchte ich, werden wir wenigstens in der nächsten Zeit vielfach zu leiden haben. Aber gehe es wie es wolle, wir müssen uns vor der Nothwendigkeit der geschichtlichen Bewegung beugen; die alten Zustände waren überlebt, faul, des Menschen und Bürgers unwürdig; nach ihnen kann sich kein Denkender zurücksehnen. Es bleibt Nichts übrig als der Zukunft ruhig, muthig und auf persönliches Glück und Behagen verzichtend entgegenzusehen.

So that er denn auch rüstig mit als man zu Heilbronn die Bürgerwehr errichtete, und nannte die militairischen Uebungen, denen er sich drei mal in der Woche auf dem Exercirplatz unterzog, eine seiner liebsten Märzerrungenschaften. Der Verlauf der Bewegung sprach ihn allerdings nur selten noch freundlich an, mit den Fortschrittsmännern zerfiel er, seine Bewerbung um die Wahl ins Parlament mislang und im Streite der Parteien wurde er selbst vielfach persönlich verletzt. Zu Winters Anfang war Märklin auch schon wieder in Studien und Literatur vertieft. Auerbach's „Dorfgeschichten" müssen ihm damals besonders gefallen haben. „Ich nehme", sagte er, „den Hut ab vor Respect gegen den Mann. Alles schöne poetische Genrebilder und in aller Einfachheit oft voll lyrischer Tiefe." Mancher liebe Besuch erheiterte sein Herz, das sich immer lebhafter nach der alten Ruhe und Friedlichkeit des Lebens zurücksehnte. Für den October, für die Ferien nämlich, hatte er sich eine besondere Ergötzung vorbehalten, eine Reise nach München zu seinem Freunde, dem Biographen. Allein diese Fahrt hat er nicht mehr ausgeführt, er erkrankte in demselben Monat zu Heilbronn, und in wenigen Tagen war er einem typhösen Fieber erlegen, bald nachdem er das zweiundvierzigste Lebensjahr zurückgelegt. Die Trauer über seinen Tod war allgemein in den Kreisen in denen er gewirkt hatte und bekannt war.

So hat der Freund das Leben des Freundes beschrieben, mit dem er sich weit ab von den gewöhnlichen Meinungen des Jahrtausends auf stillen Weideplätzen des Gedankens zusammengefunden hatte. Obwol die schweren Freiheitskämpfe die der Denker von Heilbronn gegen seine Berufswissenschaft durchgestritten ihm einen guten Theil seines Daseins verbittert hatten, so schien er doch einem schönen Abend des Lebens entgegenzugehen, als eine rasche Krankheit ihn zu einer Frist dahinraffte, wo die deutsche Bewegung eine Wendung genommen die seinen Hoffnungen nicht mehr entsprach und ihm die bitterste Enttäuschung zufügte, eine Empfindung deren Schmerzlichkeit auch durch das Dämmern schönerer Zeiten, dem wir Uebergebliebenen entgegenharren, nicht mehr gehoben wurde. Nehmen wir aber sein Leben, wie es unter Verzicht auf manche Hülfsmittel, die sonst als unentbehrlich erachtet werden, sich in stetiger Entwickelung herausgebildet hat, so gibt es uns in dieser glaubensleeren Zeit den Trost daß der menschliche Geist, ob auch verlassen von allen Dogmen, von aller Furcht oder Hoffnung jenseitiger Vergeltung, denn doch auch für sich im Stande sei mit reinem Willen die Blumen der Humanität zur schönsten Blüte zu bringen, was uns bei gutem Muthe erhalten kann, wenn uns die Weissagungen über die entsetzlichen Folgen des allerdings immer mehr einreißenden Unglaubens alles Vertrauen auf eine schönere Zukunft nehmen wollen.

69.

Reisen in den Niederlanden von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 4 Thlr.

„Der deutsche Leser ist sehr leselustig, Dies ist wahr. Auch läßt er sich wol eine Wiederholung gefallen. Er liest über dasselbe Land und über dieselben Dinge mit großer Geduld viele Bücher." Diese Worte stehen in dem vorliegenden Werke I, 239, und können wol als Einführung dazu dienen. Wenn man die von Kohl verfaßte Bibliothek betrachtet, welch ein Abstand findet sich zwischen „Südrußland" und den „Ost-

seeprovinzen", welche dem größern deutschen Publicum eine neue Welt eröffneten, einerseits und den „Hundert Tagen in Oestreich", „Schleswig-Holstein" u. s. w. andererseits. Gegen das letztgenannte bildet das vorliegende Werk der Fülle des Stoffs nach zwar einen Fortschritt, doch scheint der Grund des Abfalls in den Wiederholungen zu liegen, mit denen der Verfasser die Geduld der Leser übermäßig in Anspruch nahm: denn Länder welche wie Böhmen, die Donau, der Rhein, die Niederlande, die Niederelbe-Gegenden zu den von Deutschland aus besuchtesten gehören, bedürfen doch wol einer weniger ausführlichen Betrachtung als die südrussischen Steppen oder die kurländischen Edelhöfe. Natürlich fehlt es nicht an interessanten Wahrnehmungen, die dem dafür geschärften Auge des Verfassers vorbehalten waren, an überraschenden Vergleichen, wie sie seine weiten Reisen ihm gewähren; aber wir zweifeln ob das ganze Werk in seiner breiten und doch fragmentarischen Form für das größere Publicum ein lebhaft fesselndes Interesse haben werde und wollen deshalb auf die gelungensten Stellen hinweisen.

Sein Werk beginnt der Verfasser mit Beantwortung der Frage: „Warum man eine niederländische Reise in Köln beginnen muß?" aus der geographischen Lage, der Handels- und politischen Stellung dieser Stadt. Dann kommt der Dom von Köln, Geschichte des Baus, Eindrücke des Anblicks, Vergleichungen der unvollendeten Ruine mit dem Deutschen Reich ꝛc., Alles schon oft dagewesen. Nur Etwas ist neu, aber leider auch schon wieder veraltet, so schnell geht heutzutage unsere Geschichte — rückwärts! „Von unserm Thurmstumpf aus blickten wir zu dem goldenen Sterne hinüber der sich auf dem äußersten Vorgebirge des vollendeten Chordachs erhebt. Es ist der Hoffnungs- und Leitstern der drei Könige, denen der Thurm gewidmet ist. Es ist aber auch zugleich das helle Licht aller Derer die auf eine Vollendung des ganzen Werks hoffen und die ihn daher gern über dem Dache erblicken. Möchte doch auch dieser Stern der jetzt unsern drei Königen von Preußen, Sachsen und Hanover vorschwebt, und der sie leitet, das Licht der Vollendung der deutschen Einheit, möchte er erreichbar sein!"

Von der Versunkenheit des „deutschen Roms", dessen Stolz seine 365 Gotteshäuser waren, im 17. und 18. Jahrhundert zeugt auch die Behandlung der herrlichen gemalten Fenster am Chor, welche sich infolge der langen Vernachlässigung mit einer dunkeln Schmuzdecke überzogen hatten. „Die plumpen Hände der Barbaren des 17. und 18. Jahrhunderts gaben sich auch hier keine besondere Mühe. Als ihre Kirche sich zu verfinstern anfing, rissen sie, um Licht zu schaffen, ohne Weiteres einzelne Theile der schmuzigen Scheiben, die aber die herrliche Farbenpracht unter ihrer Schmuzdecke verbargen, heraus, warfen sie ohne Barmherzigkeit beiseite und setzten dafür weiße durchsichtige Scheiben ein." Von diesem Verfall der „Königin des Rheins", bevor die großen Weltereignisse sie aus ihrem fanatischen Hinbrüten weckten und die Stadt die sich selbst eine Welt dünkte an das Geschick großer Reiche ketteten, liegen werthvolle Zeugnisse vor, die wir hier gleich mittheilen wollen. K. Risbeck sagt in seinen 1783 erschienenen „Briefen über Deutschland": Köln ist in jedem Betracht die abscheulichste Stadt von Deutschland. In ihrem weiten Umfang von drei Stunden findet man nicht Ein sehenswürdiges Gebäude. Die meisten Häuser drohen den Einsturz. Ein großer Theil derselben steht ganz leer, und von der Bevölkerung kann ich dir überhaupt keinen bessern Begriff geben als wenn ich dich auf meine Ehre versichere daß mein Hauswirth, ein Stadtoffizier, bei dem ich mich auf etwa zwei Monate einquartiert habe, für sein schönes und geräumiges Haus nebst Hof, Stallung und einem großen Garten jährlich 50 rheinische Gulden Miethe bezahlt. Und das Haus liegt in einer guten Straße. Im Umfang der Stadtmauern, die das ganze Gebiet derselben einschließen, zählt man einige Hundert Bauerngärten, worin alles Gemüse für die Stadt gezogen und auch soviel Vieh unterhalten wird als zur Versorgung derselben mit Milch, Käse und Butter hinlänglich ist. In vielen Straßen liegt daher zu beiden Seiten der Mist vor den Häusern. Manche sind so öde daß man stundenlang darin spazieren kann ohne ein lebendes Geschöpf zu erblicken. Einen Drittheil der Einwohner machen privilegirte Bettler aus. Diese bilden eine förmliche Zunft. Vor jeder Kirche sitzen sie reihenweise auf Stühlen und folgen einander nach der Anciennetät. Stirbt der Vorderste ab, rückt sein nächster Nachbar in der Reihe vor. Die Aeltern geben einen bestimmten Platz an einer Kirchthür ihren Söhnen und Töchtern zur Aussteuer mit. Einen andern Drittheil der Einwohner machen die Pfaffen aus. Man zählt hier blos 39 Nonnenklöster. Der Mannsklöster und Prälaturen sind über 20 und der Stifte über 12. Den letzten dritten Theil machen einige Patricierfamilien, die Kaufleute und Handwerker aus, von denen die andern zwei Drittheile leben. Ueberhaupt ist Köln wenigstens noch um ein ganzes Jahrhundert hinter dem übrigen Deutschland zurück, Baiern selbst nicht ausgenommen." Der Ritter von Lang schildert in seinen Denkwürdigkeiten (I, 190) aus dem Jahre 1790 Köln so: „Die Häuser eingefallen, ganze Straßen leer, der Dom von Haus aus unvollendet; hungernde flehende Jammergestalten in abgenutzten Mänteln an den Thüren und lauernde schmuzige weibliche Gestalten."

Endlich auf G. Forster („Ansichten vom Niederrhein", 1793) machte ebenfalls 1790 „das finstere, traurige, halbentvölkerte" Köln einen betrübenden Eindruck. „Neben unzähligen katholischen Kirchen fand sich kein Gotteshaus der Protestanten, denn der Pöbel hatte den Stadtrath durch Drohungen von Aufruhr, Mord und Brand zur Zurücknahme seiner Erlaubniß gezwungen; zerlumpte, müßige, freche Bettler bildeten fast die Hälfte der auf 40,000 Menschen herabgesunkenen Bevölkerung und waren durch ihren rohen Aberglauben das geschmeidige Werkzeug der überaus zahlreichen Geistlichkeit aller Orden."

Möchten die Kölner doch mehr bedenken daß sie den heutigen Aufschwung aus dem selbstverschuldeten Verfall ihrer Stadt wesentlich Preußen verdanken, das selbst in religiöser Beziehung ihnen mehr nachgab als Napoleon, unter dessen Herrschaft sowol die Processionen außer der Kirche, als auch die den Kölnern so theuern Kirmessen abgestellt waren!

Im Abschnitt „Aachen" bewegt sich der Verfasser in den schroffsten Gegensätzen; von der geschichtlichen Betrachtung des alten Sitzes der Weltherrschaft Karl's des Großen (welchen die Belgier und zwar die Wallonen ebenso als Landsmann in Anspruch nehmen wie die Deutschen und Franzosen) springt er über zur Schilderung eines jungen leidenschaftlichen Spielers, und knüpft in gewohnter Weise daran etwas langausgesponnene Betrachtungen über die Leidenschaft des Spiels. Die dritte Seite Aachens neben dem Kaisersitz und dem Badeort, die Fabrikstadt, ist in dem Abschnitt „Nadelfabrik" abgehandelt.

Endlich überschreitet der Verfasser (I, 94: „Von Aachen nach Lüttich; das Vesder-Thal") die Grenze des Landes von dem der Titel spricht. Da hier zugleich die Nationalitätsgrenze ist, so geht der Verfasser weitläufiger auf die Eigenthümlichkeiten des wallonischen Charakters ein, auf die ausgezeichnete technische Cultur ihres Landes und theilt Einiges über ihre bisher zu wenig beachtete Sprache mit, was wir, da in unserer Zeit solche Nationalitätsforschungen auch bei einem größern Publicum Interesse finden, hier mittheilen wollen:

„Ich besuchte vor allen Dingen den Pfarrer Davivier, einen gelehrten Kenner der wallonischen Sprache. Er ist einer jener Sprachforscher die man jetzt überall in der Welt findet, und die in irgend einem Thale oder einem Stadtquartier versteckt sich mit der Beobachtung der Sprache im Leben beschäftigen und bemüht sind die Geschichte des Untergangs der vielen jetzt dahinsterbenden Mundarten unserer großen Sprachen zu schreiben, um sie der Nachwelt zu überliefern. Mit der Vollständigkeit der bisjetzt vorhandenen Wörterbücher und Sprachschätze des Wallonischen war der Pfarrer sehr unzufrie-

den. Alle Tage, sagte er mir, erhasche er noch neue und gar nicht verzeichnete Ausdrücke aus dem Munde des Volks. Er sammelt sie alle und will in seinem Alter ein vollständiges wallonisches Wörterbuch herausgeben. Er meinte der Verfall des Wallonischen ginge rascher vor sich als je zuvor, trotzdem daß man nun mehr Bücher in wallonischer Sprache herausgebe als früher. Er beobachtet diesen Verfall im Einzelnen." Im Kern der Stadt Lüttich ist er am schnellsten, langsamer in den Vorstädten. Diese Erscheinung findet sich in allen wallonischen Städten. Natürlich geschieht dieses Absterben des Wallonischen fast überall zum Vortheil der Ausdehnung des Französischen. Doch gibt es in Luxemburg und Preußen auch einige wallonische Striche wo das Deutsche sich diesen Vortheil zueignet. Außer Lüttich sind Namur und Mons (Bergen) die Hauptsitze des Wallonischen, und auch hier sind nicht nur Gelehrte, sondern auch in Bergen ein Dichter, Matthieu, für das Wallonische aufgetreten. Sehr bedeutend ist die Zahl deutscher Wörter, welche, mehr oder weniger verändert, dem Wallonischen beigemengt sind. Wie die Bewohner mancher andern armen und gebirgigen Gegenden wandern auch die Wallonen periodisch als Arbeiter nach den reichen Städten der umliegenden Ebenen, nach Paris, Amsterdam (wallonische Kirche), Rotterdam, Utrecht, nach den belgischen Städten, nach Köln, Trier, Düsseldorf, Krefeld (1843 : 200) u. s. w. Ueberall sind sie als Arbeiter ihrer Kraft und Ausdauer wegen sehr geschätzt.

Die Strecke von „Lüttich nach Löwen" bezeichnet Kohl als flämisch-wallonisches Grenzland, welches zugleich in geographischer Hinsicht das Uebergangsland zwischen der großen niederländischen Ebene und dem belgischen Ardennenlande ist. Er wiederholt an dieser Stelle den schon oft durchgeführten Vergleich Belgiens mit der Lombardei und findet außer den bekannten Punkten der Aehnlichkeit: die trefflich gebaute Ebene mit reicher Bewässerung und einer Fülle freiheitsstolzer, gewerbfleißiger und an Kunstwerken überreicher Städte, welches Land aber in der beiweitem längsten Zeit seiner Geschichte kein selbständiges politisches Leben geführt hat, noch einen weitern Gegensatz, den beide Länder, Belgien und die Lombardei, zu andern Staaten bilden. Während nämlich in Polen, Ungarn und den russisch-deutschen Ostseeprovinzen der Adel, in Zürich, Bern, Basel die Städter, in den Urcantonen, Friesland und Dithmarschen der Bauer allein Geltung erlangte, haben in Belgien und der Lombardei alle Stände geblüht und sich gegenseitig die Wage gehalten, und daher die Mannichfaltigkeit die sich in der Baukunst z. B. ausspricht, wo prächtige, große Kirchen und Stadthäuser und großartige Wohlthätigkeitsanstalten eine interessante Stafage der schön bebauten Gegend bilden. Wir müssen uns nur wundern daß der Verfasser weder hier noch später die nicht weniger treffende Parallele zwischen Holland und Venedig durchgeführt, welche zugleich die natürlichen Gegensätze zu ihren Hinterländern Belgien und der Lombardei bilden. Beide dem Meere abgewonnen und durch ihre Lage einerseits gegen feindlichen Angriff geschützt, andererseits zum Handel geeignet, entwickelten ihre durch den Kampf mit den Elementen gestählten Bewohner im Gegensatz zu dem Hinterland ein selbständiges politisches Leben, errangen bedeutende Macht durch auswärtige Colonien und bedeutende Reichthümer durch Handel. Beide überstanden furchtbare Krisen (Venedig die Liga von Cambray, Holland den 80jährigen spanischen Krieg) und endeten beide ruhmlos im Verhältniß zu ihrer frühern glänzenden Geschichte. Beide stellten das Staatswohl über jede religiöse Rücksicht und beide endlich bildeten ihren Dialekt zu selbständiger Sprache aus; denn in Venedig wurde bis zu Ende der Republik im Großen Rathe in Venedigdialekt verhandelt. Löwen ist denn auch der passendste Ort etwas Allgemeines über die niederländischen Rath- und Stadthäuser zu sagen. Der Abschnitt „Von Löwen nach Brüssel" führt die zweite Ueberschrift: „Priester und Fremde und die Belgier." Die Priester in Belgien sind schon oft genügend abgehandelt, unter den Fremden sind, soweit sie wirklich in das Leben des Landes eingreifen, besonders Franzosen und Deutsche zu verstehen, deren Einfluß sich ausschließt. Vor 1830 waren zahlreiche deutsche Professoren in Löwen, Kaufleute in Antwerpen; beide verließen nach der Trennung Belgiens von Holland größtentheils das Land, jene von der Geistlichkeit, diese von dem stockenden Handel Antwerpens vertrieben. Dafür trat in Regierung, Presse und Heer der französische Einfluß fast allein geltend hervor. Sobald aber durch die rheinisch-belgischen Eisenbahnen Antwerpen zum deutschen Seehafen, Ostende zum deutschen Seebad geworden war, hat auch die Zahl der Deutschen in Belgien wieder zugenommen, und seit die liberale Partei der katholischen den Rang abgewonnen, hat auch deutsche Wissenschaft in Belgien wieder einige Sitze erobert.

Bei der Beschreibung von Brüssel, wo die hohe Stadt von Franzosen, die niedere von Flamändern bewohnt wird, weist der Verfasser auf die slawisch-deutschen Städte hin, wo die Deutschen auf der Höhe, die Slawen in der Tiefe sitzen. Es ist dies ein sehr wichtiger Punkt, denn den obern Theil mit seiner bessern Luft und schönern Aussicht, welcher zugleich durch seine steilern Straßen zum Verkehr wenig geeignet ist, wird immer der wohlhabendere und vornehmere Theil der Bevölkerung aufsuchen und die Bewohner der obern Stadt werden immer die tonangebenden sein. Diese Seite ist bei Betrachtung mehrsprachiger Länder häufig zu sehr außer Acht gelassen worden; wenn eine Sprache sich einmal der amtlichen eleganten und wissenschaftlichen Literatur, was gewöhnlich zusammengeht, bemächtigt hat, so ist es für die andere Sprache, sei sie auch beiweitem die Sprache der größern Mehrzahl der Bevölkerung, fast unmöglich dagegen aufzukommen. Darin liegt die Trostlosigkeit der flämischen, der elsässischen Sprachbewegung, aber auch auf einem weit größern, dem magyarischen und preußisch- und östreichisch-slawischen Gebiete, der sichere Sieg der deutschen Sprache. Freilich dauern solche Processe Jahrhunderte und eine künstliche Agitation kann sie für einige Zeit hindern, selbst zurückdrängen; aber deshalb muß man ihre Geschichte im Zusammenhang betrachten. In dem vielbeschriebenen Brüssel weiß der Verfasser immer noch einige weniger bekannte Punkte herauszufinden oder bekannte Dinge durch angeknüpfte Excurse zu erläutern. So beginnt er die Schilderung des brüsseler Versorgungshauses für Greise (Hospice des vieillards) mit einer herben Strafpredigt über die Erbärmlichkeit der dresdener Wohlthätigkeitsanstalten, welche zwar noch von mancher andern Residenz gilt, aber doch nirgend unangenehmer auffällt als in Dresden, wo eine eitle und hohle Prunksucht sich mit zwecklosen Prachtbauten früher so breitgemacht hat. Kohl schildert auch in anziehender Weise einen 109jährigen Bewohner des Versorgungshauses. Bei Besprechung des „ältesten Bürgers von Brüssel" gibt er eine längere Abschweifung über die niederländische derbe Ausdrucksweise, welche mit einem lateinisch-griechischen Zaun vor den Augen der Leserinnen verschanzt ist; desto mehr wird die Leserin das folgende Capitel: „Spitzen und Spitzenklöpplerinnen", fesseln. Hier ist nicht nur die Art des Klöppelns, die Theilung der Arbeit, die Gesänge der Klöpplerinnen u. s. w. mit behaglicher Breite geschildert, sondern auch die ganze Flachscultur und daran geknüpft die sorgfältige Düngung der Flachsfelder, welche wieder eine große Anzahl armer Leute beschäftigt, die den Kehricht der Städte sorgfältig sammeln. Er erzählt daß in Hamme, einem Hauptsitz der Flachscultur, ein großer Flachsproducent eine geschickte Hechlerin, um sie in seinen Diensten zu erhalten, ihrem Wunsche gemäß jeden Sonn- und Feiertag mit seiner eigenen Equipage in ihre Heimat, in die Gegend von Cortrijk, habe fahren und von dort wieder abholen lassen, und schließt dann die ganze Verhandlung mit folgender Zusammenfassung: „Wenn man bedenkt daß man im Waeslande die Städte bis Brüssel und Rotterdam von aller Asche und allem Kehricht sorgfältig reinigt, um den Flachs düngen zu können, daß man sich die Mühe nicht verdrießen läßt allen rohen Flachs aus Flandern

nach Hamme zu schicken, um das dortige so gute Röstwasser zu benutzen, daß man auch das Flachsland in der Regel mit dem Spaten sorgfältig umarbeitet; daß man die Hechlerinnen, die doch blos einen einzigen Handgriff bei dem Flachse geschickt vorzunehmen verstehen, auf alle mögliche Weise und mit großer Aufopferung bei guter Laune zu erhalten sucht: so kann man sich ein so vollkommenes Fabrikat wie die brüsseler Spitzen erklären."

Unser Reisender hat sich auch seitwärts von der großen Eisenbahn entfernt und im französischen Flandern die den heimischen (bremer) Zuständen verwandtesten gefunden: „Als ich die ganze niederdeutsche Körperbildung, Lebensweise und Hauseinrichtung dieser Leute erblickte, als ich den Torf auf ihrem Herde ebenso qualmen sah wie auf dem Herde unserer lüneburger oder schleswig-holsteinischen Bauern, als sie auf Holzschuhen ebenso um mich herumschlurften wie in meiner Jugend meine bäurischen Landsleute an der Weser; als sie mir die deutschen Namen ihrer Dörfer nannten und mit mir ganz in derselben Weise und Sprache sich unterhielten wie die Umwohner von Antwerpen, Amsterdam oder Hamburg, da überraschte mich an diesem äußersten Ende dieser niederdeutschen Welt ihre Ausdehnung, die sich vom Pas de Calais bis nach Preußen und der Grenze Skandinaviens hinzieht, besonders stark."

Bei der Schilderung in den „Miscellen" der frühern Blüte von Gent und Brügge, welche ebenso wie Löwen, Antwerpen und Lübeck 200,000 Einwohner gezählt haben sollen, findet der Verfasser mit Recht diese Uebereinstimmung verdächtig. Für Lübeck gibt es eine Nachweisung daß Lübeck innerhalb des Umfangs seiner uralten Wälle nur 38,000 Geviertruthen Häuserraum besitzt, daß es nie Vorstädte gehabt und daß die Häuser früher im Durchschnitt niedriger waren als jetzt, sodaß die Annahme selbst nur von 100,000 Einwohnern eine Unmöglichkeit ist. Dasselbe ließe sich gewiß auch von den übrigen genannten Städten nachweisen, und es ist überhaupt unbegreiflich wie man solchen willkürlichen Schätzungen alter Chronisten, welche immer das Bestreben hatten die Macht der Vaterstadt zu übertreiben, nur den geringsten Werth beilegen kann.

Der zweite Band wird mit einer Darstellung der flämisch-französischen Sprachverhältnisse eröffnet. Die Sprachbewegung ist wol größtentheils nach den bekannten Quellen bearbeitet, doch war Referenten der Zug neu daß die Franskiljons die französische Sprache sogar in den Schiffahrtsschulen einzuführen versucht, während doch die belgische Schifferbevölkerung eine durchaus flämische ist und die meisten Seeausdrücke aus dem Niederdeutschen stammen; in der Sprachmischung dagegen sind viele dem Verfasser eigenthümliche Beobachtungen eingeflochten über die Beimischung einzelner französischer, oft seltsam entstellter Wörter zu dem Deutschen bis Holstein hin. Aehnliche Beispiele hat E. M. Arndt in den „Erinnerungen aus dem äußern Leben" bekanntlich für Pommern und Rügen angeführt; es gibt deren verschiedene, doch immer aus denselben Begriffskreisen gewählte in allen deutschen Gegenden, wohin französische Heere nur selten und vorübergehend drangen, sodaß diese Erscheinung weniger der directen Einwirkung der Franzosen als vielmehr der in Paris gebildeten deutschen Junker, welche mit französischen Sprachbrocken prunkten und von ihrer Umgebung nachgeahmt wurden, zuzuschreiben ist. Zu diesen Sprachmischungen rechnet der Verfasser auch den Namen van Hoogstraten-Merode; Merode ist aber nicht französisch, sondern es sind die westfälischen Herren „vomme Rode" (vom Rade), woraus „von Merode" und endlich de Merode wurde.

Bei „Brügge" handelt der Verfasser über niederländische Volksfeste und weist auf den historischen Sinn des Volks hin, wonach diese Feste merkwürdige geschichtliche Ereignisse verewigen, und bespricht dann die Kunstblüte Brügges, welches manche ausgezeichnete Meister hervorgebracht hat, deren Werke fast ausschließlich in dieser Stadt geblieben sind, z. B. Peter Pourbus und die Familie Olaeyssens. Im Gegensatz zu diesen Kunststudien gibt das folgende Capitel: „Von Brügge nach Ostende", eine interessante geographisch-naturhistorische Besprechung: „Das Phänomen des Absterbens der Baumvegetation nach dem Meere zu." Auch in dem folgenden Abschnitt: „Ostende", hat der Verfasser mit vielem Takt mehr die „Beschäftigungen am Meeresstrande" als die Badegesellschaft besprochen und über das Leben der Seethiere hübsche, zum Theil auch rührende Beobachtungen mitgetheilt. Bei Antwerpen wird die Marienkirche nach ihrer Bauart und den in ihr aufgehäuften Kunstschätzen der Malerei besprochen und dann einige Notizen über die Taubenpost mitgetheilt. Auf diesen vorwaltend artistischen Abschnitt folgt abermals ein Naturbild: „Auf der Schelde zum Rhein. Flut- und Ebbebilder", die Schelde- und Maasarme, die flache Inselwelt an ihnen mit ihren Dämmen, geschichtlichen Erinnerungen, ihren Fiebern u. s. w. schildernd.

In Rotterdam, der ersten nordniederländischen Stadt, wird ein Scheideblick rückwärts auf die mannichfachen Verschiedenheiten Belgiens und Hollands, nach Land und Volk geworfen und dann die „holländische Städtegruppe": Rotterdam, Delft, Haag, Leyden, Haarlem, Amsterdam, charakterisirt. Wir finden hier in den eigentlichen Niederlanden sehr bekannte Gegenstände gar zu breit besprochen, wie den Umstand daß der Rhein in Holland seinen Namen verliert, ferner die ähnliche Geschichte der Quell- und Mündungslande des Rheins, das großartige Damm- und Kanalsystem in Niederland u. s. w. Interessanter ist die Vergleichung der norddeutschen Niederlande mit den batavischen, wobei der Verfasser eine Menge individueller Züge aus seiner Heimat einflicht. Er erweitert diesen Vergleich im nächsten Abschnitt, wo er die Punkte hervorhebt welche allen Deltalanden der Welt eigenthümlich sind. Das folgende Capitel hat ausnahmsweise ein nicht blos historisches Interesse, wie sonst fast Alles in Holland, es greift in die Gegenwart ein: sein Inhalt ist eine höchst anschauliche Schilderung der Austrocknung des Haarlemer Meers mit ihren unendlichen Schwierigkeiten. In den Geist der niederländischen Landschaftsmalerei hat Kohl sich sehr vertieft; Zeuge davon ist die Betrachtung der Scenerie der Niederlande unter dem Gesichtspunkt wie sie zur künstlerischen Darstellung benutzt werden kann, und dann der Versuch selbst ein niederländisches Landschaftsgemälde mit der Feder zu entwerfen, wir meinen „Eine Trekschuitenfahrt bei Nacht". Damit zusammenhängt, weil dieselbe fast mikroskopische Betrachtungsweise verlangend, die Erklärung der niederländischen Ortsnamen aus den fast unmerklichen Bodenverschiedenheiten des Landes, welches dem oberflächlichen Blick als Eine Ebene erscheint. Doch ist die Etymologie zuweilen etwas gewagt: so bezweifeln wir die Ableitung des Namens Utrecht von trecht, welches ein Gewässer bedeuten soll, auf dem das Schiffziehen (trekken) stattfindet; vielmehr spricht der lateinische Namen Ultrajectum, Trajectum dafür daß hier der Uebergang über den Fluß, wie bei allen Ortsnamen mit Furt, Brücke u. s. w., als ein weit wichtigeres Moment die Benennung veranlaßt hat. Auf der Heimfahrt kommt auf dem Dampfschiff die Rede auf den Maitrank, welcher in den letzten Jahren von seinem Heimatlande, dem Rheingebiet, seinen Weg nach Norddeutschland, Holland und England gefunden. Dem wollen wir die komische Notiz hinzufügen daß kürzlich in einer französischen Modezeitung „l'usage fréquent du Maitrank" als die hauptsächlichste Ursache de la force, de l'éclat et de la fraicheur des dames allemandes dargestellt und daran die Empfehlung einer Niederlage von Maitrank in Paris geknüpft war! 70.

Nachtgedanken des Publicisten Gotthelf Zurecht im Februar 1851. Leipzig, F. Fleischer. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Man kann nicht ehrlicher sein als diese Broschüre. Der Titel und das Motto: „Decipimur specie recti!" charakterisiren sie vollständig, sodaß uns eigentlich der Umschlag schon

jede weitere Bemerkung ersparen könnte. Der Titel paßt, man mag das Heft ansehen von welcher Seite man will. Von einer Nacht geboren, in eine Nacht geschleudert und eine Nacht im Schooße bringend, endlich zur Basis alles Denkens den Nachtgedanken der menschlichen Natur, das Mistrauen habend — so gibt es sich durchweg. Auf diese Weise wird es unmöglich Mistrauen gegen den Verfasser zu hegen, man gewinnt sofort eine Ueberzeugung und sobald man sich einer Sache vollständig klar geworden ist, hört das Mistrauen von selbst auf. Aus so niedlichen pragmatischen Angaben wie: Necker berief im Jahre 1789 die Stände, weil die Franzosen mistrauisch waren; Ludwig XVI. fiel dem Mistrauen zum Opfer; Napoleon wurde aus Mistrauen entthront u. s. f. — ziehen wir daher keinen andern Schluß als den: daß der Verfasser ein ganz absonderlicher Historiker sein müsse. Wir sind uns außerdem vollständig klar darüber warum er lieber einen vagen allgemeinen Begriff, der allerhand Hokuspokus und logische Escamotirkunststückchen zuläßt, an die Spitze stellt statt wirklicher Motive. Man kann auch sagen daß Graf Bocarmé, wenn das Urtheil der Jury anders zu Recht steht, seinen Schwager aus Mistrauen umgebracht habe, denn Motiv der That war jedenfalls das Mistrauen das Vermögen Gustav Fougnies nicht zu erhalten. Indeß, ein Historiker der sich solche Brücken baut stellt sich sein Zeugniß selbst aus. In Bezug auf Napoleon — wir heben diesen Fall hervor, weil auch von wirklichen Geschichtschreibern immer noch die Entthronung des Kaisers wie ein schändlicher Act des Vergessens und leichtsinniger Undankbarkeit dargestellt wird — mag er die Gründe aus denen der Senat am 2. April 1814 decretirte: „Napoléon est déchu du trône; le droit d'hérédité est aboli dans sa famille; le peuple français et l'armée sont déliés envers lui du serment de fidélité“, — die Gründe, die allerdings nicht im Sénatus-consulte aufgeführt sind, bei Augustin Thierry nachlesen. Von Mistrauen ist nicht die Rede, sondern sie heißen sehr positiv: „les souffrances inouïes des dernières années du régime impérial, l'excès de la police, l'immense abus de la conscription, la justice prévôtale des commissions militaires, l'énormité des impôts, la tyrannie des prohibitions commerciales ....“ kurz die Tyrannie überhaupt. Auch die Julirevolution ist eine Explosion des Mistrauens, der Februar 1848 nicht minder, die deutsche Märzherrlichkeit gehört in dieselbe Kategorie, kurz: der Denker zur Nachtzeit belegt seine historischen Kenntnisse und sein Urtheil schon auf den ersten Seiten mit so glänzenden Proben daß wir Alles von ihm denken können was uns beliebt, vorausgesetzt daß wir das Mistrauen ihm allein überlassen. Auch seine Logik fechten wir nicht an, denn er zeigt überall wo es ihm nützlich ist zur Genüge daß er untadelige Schlüsse zu ziehen versteht; wir nehmen nur Act davon daß er allenthalben wo der gewöhnliche Schluß nicht zu seinen Gunsten sprechen könnte, einen seiner eigenen Kraftschlüsse wagt, die an Originalität kaum ihres Gleichen haben. Wer will bezweifeln daß er im Rechte sei, wenn er Alles der Negation verfallen findet, die alten Grundlagen der Gesellschaft unhaltbar glaubt, aber zugleich behauptet daß noch kein Boden für die neue Gesellschaft da ist? Wenn er ferner sagt daß über dem Schutte der jetzt so sehr angefeindeten Bureaukratie des Staats sich in Folge des Selfgovernments sofort eine Bureaukratie der Gemeinde erheben würde, so vergißt er, alles Andere zugegeben, nur im rechten Momente seinen eigenen Satz: daß es sich nämlich in den Kämpfen der Neuzeit gar nicht um Staats- und Verwaltungsformen, sondern um neusociale Zustände, um eine Umgestaltung der Gesellschaft handle. Die Masse der Frachtfuhrleute war auch unentbehrlich bis es Eisenbahnen gab. Eine kleine Begriffsverwechselung mag nicht minder in der Ansicht liegen daß die Verbündeten seiner Ordnung, von der wir später ein sonderbares Bild bekommen, der Armuth gegenüber „religiöses Gefühl und Ehrfurcht vor den Gesetzen“ seien. Die Armen die er bezeichnet kennen keine Gesetze, noch weniger aber religiöses Gefühl. Der Aberglaube und die Unwissenheit sind die Schutzgeister seiner Ordnung. In diesem Capitel begegnen wir auch wieder einem Stücke à la maître d'hôtel präparirter Weltgeschichte. Wir steigen auf der bekannten Leiter von der Familie zur Gemeinde, von da zu den Herrschaften unter einem betrauten Führer und endlich zum Staate, und hören daß die Grundlage all dieser Verhältnisse das Vertrauen der Menge zu einem Einzelnen sei. Wer gäbe Das nicht zu? Aber kaum ist unsere Zustimmung laut geworden, so kommt wieder ein Kraftschluß; der Verfasser zweifelt keinen Augenblick daß durch die Annahme dieses Bindemittels sonnenklar bewiesen sei: daß zwischen Herrschern und Beherrschten nie ein „bilateraler Vertrag“ existirt habe. Wie schade daß Herr „Gotthelf Furcht“ diesen Satz, der einen furchtbar revolutionnairen Rechtsboden brächte, nicht beweisen kann. Schließt das Vertrauen der Regiertseinwollenden einseitig den Pact zwischen Regent und Volk, so ist es eine logische Consequenz, die kein Tertianer übersehen wird, daß das ganze Verhältniß sich in Mondenschein auflöst, sobald die Regierten aufhören „Vertrauen“ zu ihrem Regenten zu haben. Die Theorie von Vertrauensgnaden ist eben die moderne Thronerschütterin. Die Theorie hat ihr Recht; wir sind wieder in der Lage einen Obersatz gelten zu lassen, und begnügen uns damit nur den zufällig von der Wahrheit abweichenden Schluß ein wenig einzurenken. Die Theorie steht zu Recht und bedarf keines historischen, sondern nur eines logischen Rechtsbodens. Wenn aber ein Mensch ein Amt, und mit diesem Amte natürlich Pflichten übernimmt, während zugleich seine Vollmachtsgeber sich zur Unterstützung, zur Aufrechthaltung jenes Einen im Amte verpflichten, so ist Dies ein — bilateraler Vertrag. Ein solcher existirte auch bei der einfachen Uebertragung der Heerführerschaft, denn in dem: „Du führst uns zum Siege!“ liegt implicite: „Da wir voraussetzen daß du ein tüchtiger, für den Zweck passender Mann bist.“ Der Gewählte übernahm aber durch die Annahme der Wahl selbstverständlich auch sowol allgemeine als specielle Verpflichtungen. Der im Texte citirte Moses versprach z. B. den Israeliten sie nach Kanaan zu führen, und unter dieser Bedingung nur schloß sich ihm das Volk an. Im 9. Jahrhunderte — die eigenthümliche Geschichtskunde des Verfassers der „Nachtgedanken“ erlaubt keine Citate aus allzu barbarischer Zeit — finden wir schon eine Formel für den bilateralen Vertrag, und zwar in den bekannten Schwurformeln des Vertrags zu Verdun. Nachdem die Herren den Eid geleistet, schwört das Volk ganz ausdrücklich Dem der den Eid bricht gegen seinen Bruder nicht zu helfen, ja es verpflichtet sich sogar alle Mittel aufzubieten ihn zur Aufrechthaltung des Versprochenen zu zwingen. Ein solcher Schwur setzt jedenfalls die Möglichkeit der Erfüllung, also ein Verhältniß der Gegenseitigkeit voraus, und diente als Beweis für ihre Existenz, auch wenn wir sonst Nichts von den Einrichtungen und, wenn man so sagen kann, Staatsgebräuchen der germanischen Stämme wüßten.*) Der Verfasser

---

*) Wir mögen unsern Text nicht noch mehr mit Citaten befrachten, können es uns aber, von der rühmlichen historischen „Genauigkeit“ des Verfassers verführt, nicht versagen bei dieser Gelegenheit und mit Bezug auf die später angefeindete Steuerbewilligung seitens des Volkes noch einen sehr unverfänglichen Autor, den Panegyriker des tyrannischen Ludwig XI., Philipp von Comines reden zu lassen (nach der Ausgabe von 1546):

„Y a-t-il roy ne seigneur sur terre qui ait pouvoir, outre son domaine, de mettre un denier sur ses subjets, sans octroy et consentement de ceux qui le doivent payer, sinon par tyrannie ou violence? On pourroit respondre qu'il y a des saisons qu'il ne faut pas attendre l'assemblée, et que la chose seroit trop longue à commencer la guerre et à l'entreprendre: je responds à cela qu'il ne se faut point tant haster, et l'on a assez temps: et si vous dis que les roys et princes en sont trop plus forts, quand ils entreprennent quelque affaire du consentement de leurs

kommt indeß rasch über dergleichen Dinge hinweg und beschäftigt sich dicht daneben behend mit dem Untergange der Gesellschaft, der ihm drohend vor der Thüre zu sein scheint. Hannibal ante portas! Natürlich läßt ihn die Geschichte wieder im Stiche; er thut als ob die heutige Gesellschaft die erste culminirende wäre. Man schrie aber schon zu den Zeiten Julian's des Apostaten: Après nous le déluge! Nur beliebe man sich zu erinnern daß noch nach jeder Sündflut wieder Etwas gekommen ist. Es heißt grenzenlos klein von der Menschheit denken, wenn man ihre Existenz von der Existenz eines Viertelduzends mottenfräßiger Systeme abhängig machen will. So kommen wir denn auf Umwegen zu den Institutionen des Mistrauens; der Kampf gegen den eigentlichen Feind, den Constitutionalismus, beginnt. In Nr. 4 wird die Volksbewaffnung „abgethan", mit ihr aber auch durch Unwissenheit oder einen leichtsinnigen Schreibfehler (im Druckfehlerverzeichniß ist er nicht corrigirt) Herr Heckscher, dessen Name, nach Gotthelf Zurecht, nur dort zu finden ist wo es sich um Zerstörung der Ordnung handelt. Der Arme ist doch ganz friedlich bei Mabille zwischen Grisetten und Opernratten gesehen worden. Hecker ist im Texte gemeint. Weiter geht es über die Leichen der Schwurgerichte, des Steuerbewilligungsrechts, der Ministerverantwortlichkeit, der Vereidung des Heers auf die Constitution, und durch einige Geistercoulissen mit anarchisch-republikanischen Schlagschatten u. s. w. plötzlich mitten in nagelneue, vertrauensvoll verlarvte Staatsformen hinein. Der Verfasser glaubt zwar nicht wie Donoso Cortès, Marquis von Valdegamas, die Gesellschaft durch Vermehrung der stehenden Heere und Bekehrung Englands zum Katholicismus zu retten, aber er findet die Rettung endlich doch, und zwar in einer Komödie. Er will nämlich, Das ist der kurze Sinn seiner langen Rede, ein constitutionnell garantirtes „Jubeo" für die Regenten. Eine constitutionnelle Garantie für den Absolutismus ist doch in der That das interessanteste Erzeugniß des neupolitischen Gewerbfleißes; schade daß dies Heft nicht zur exposition gesandt worden ist. — — Referent ist gern gründlich, aber er bricht ab, denn der Text ist bodenlos.

Max Walhau.

Pariser Theaterschau.

IV. *)

Leclercq und die „Proverbes dramatiques".

Am 15. Februar dieses Jahres ist ein Mann gestorben dem die Franzosen eine ganz neue Art dramatischer Werke verdanken. Einer Krankheit von fast drei Jahren erlag der Schöpfer der „Proverbes dramatiques", Theodor Leclercq. Der Tod seiner Schwester und seines Jugendfreundes Fiévée hatten ihn tödtlich getroffen. Geboren im Jahre 1777 von anständigen und wohlhabenden Aeltern, wollten ihn diese gern zu etwas Großem machen; allein er fühlte keine bestimmte Neigung. Man verschaffte ihm eine Finanzstelle mit reichlichem Auskommen, bei der er wenig zu thun hatte. Seiner unabhängigen Laune war auch Das zu viel. Eine Kasse zu hüten, Untergebene zu überwachen, Bittsteller abzuweisen, Verantwortlichkeit wegen Führung seines Amtes zu übernehmen, waren Dinge die ihm bald sein Amt verleideten. Nach 18 Monaten nahm er seine Entlassung und befand sich so glücklich wie der Schuhflicker seines Proverbe als er den Sack mit Thalern losgeworden.

Sein dramatisches Talent ward von Madame de Genlis entdeckt. Eines Tages würdigte sie ihn ihr in einem Sprüchworte, welches sie in einer zahlreichen Gesellschaft spielte, antworten zu dürfen. Die Rolle der Genlis war die eines lächerlichen Blaustrumpfs; Leclercq gab einen jungen Dichter, der seine erste Elegie gemacht hat. Nach einer Besprechung von fünf Minuten waren die beiden Darsteller über die Skizze einig und der Dialog ward improvisirt. Die Zuhörer fanden daß Madame de Genlis noch nie so geistreich gewesen war; sie wußte dafür ihrem jungen Schauspieler Dank und ermunterte ihn Lustspiele zu schreiben. Es bedurfte dieser Ermunterungen der berühmten Frau um die Schüchternheit Leclercq's zu besiegen. Ueber die Rathschläge die sie ihm gab mag folgende Anekdote Aufschluß geben. Eines Tages erzählte er ihr eine hübsche Scene der er eben beigewohnt hatte. „Allerliebst", sagte sie, „aber das Ende muß anders werden." — „Wie!" rief er aus, „ich habe es ja mit meinen eigenen Augen gesehen, es ist wahr." — „Nun, was thut Das? Vor allem muß man amusiren." Liest man die Proverbes Leclercq's, so muß man sagen daß er auch ohne diesen Rath der Genlis zu befolgen zu amusiren weiß.

Seine ersten Proverbes wurden in Hamburg gedichtet und aufgeführt; dort hatte sich unter dem Kaiserreich eine kleine Gesellschaft Franzosen infolge der politischen Ereignisse zusammengefunden. Militairs, Diplomaten waren seine ersten Schauspieler und er wie Shakspeare und Molière Dichter, Director und Schauspieler zusammen. Im J. 1814 und 1815 errichtete er in Nevers ein Gesellschaftstheater, rekrutirte seine Truppe aus allen Häusern und zwang die Provinzbewohner sich und Andere zu amusiren. Einige Jahre später finden wir ihn in Paris, das er nicht wieder verließ, an der Spitze einer Truppe die ihres Gleichen nicht hatte. Man versammelte sich in den Salons des Generalpostsecretairs Roger. Herr und Madame Mennechet, Augier, Mitglied der Französischen Akademie, Madame Augier waren seine vorzüglichsten Schauspieler. Die Zuhörerschaft war Dem entsprechend. Die Vorstellungen wurden häufiger und mannichfaltiger. Noch immer fürchtete sich aber Leclercq Etwas drucken zu lassen; er glaubte seine Dialoge könnten das Spiel der Darsteller nicht entbehren. Mancherlei Indiscretionen waren indeß vorgekommen: die Darsteller hatten ihre Rollen gezeigt, in den Salons wurden reizende Scenen wiedererzählt, die Lustspieldichter benutzten ihn ohne Weiteres zu ihren eigenen Stücken, gleich als wäre mit einem andern Titel das fremde Werk ihr Eigenthum geworden. Leclercq freute sich über diesen indirecten Beifall und er ließ die beiden ersten Bände der „Proverbes dramatiques" für seine Freunde auf eigene Kosten drucken. Jetzt sprachen die Journale davon, die Verleger kamen und er mußte seine Bücher verkaufen. Als er den ersten Preis erhielt, wußte er nicht ob er ihn annehmen solle, er glaubte den Buchhändler zu ruiniren. Mehre schnell aufeinanderfolgende Auflagen konnten ihn darüber beruhigen.

Ganz Frankreich kennt jetzt seine Proverbes und im Herbste werden sie in manchem Schlosse, wo der Geschmack an geistigen Genüssen nicht verlorengegangen ist, gespielt. Das Proverbe ist das Vaudeville der Salons geworden. Ohne dessen Lustigkeit zu verlieren, sind die auf das Volk berechneten Scherze feiner und der eleganten Welt angemessener geworden. Jedes Proverbe wird nur von wenigen Personen gespielt, und in dem scheinbar engen Rahmen findet man eine Menge geistreicher Beobachtungen, Züge von solcher Natürlichkeit und Mannichfaltigkeit, und Charaktere von so kunstreicher Zeichnung daß man in vielen Scenen die Personen wiedererkennt, gleich alten Bekannten, mit denen man lange Jahre umgegangen ist. Das Charakteristische des Proverbe, von dem es auch den Namen hat, liegt noch darin daß die Handlung ein Sprüchwort errathen läßt, auf welches das Stück gemacht ist.

Leclercq hat in einer Reihe von Bildern aller Art die Laster, das Verschrobene und Lächerliche aller Zeiten gezeigt. Ein Theil der Stücke sind politische Satiren, die mit einer kühnen und sprudelnden Laune geschrieben sind und die geistige Richtung in den letzten Jahren der Restauration schildern; denn

---

subjects, et en son plus craints de leurs ennemis." — Wer, wie der Nachtdenker, eine historische Basis affectirt, muß auch die Geschichte kennen.

*) Vergl. Nr. 110, 111 u. 113 d. Bl. D. Red.

so wenig Politiker Leclercq auch war, er konnte den großen Kämpfen jener Zeit doch nicht ganz fremd bleiben. Immer blieb er jedoch, so lebhaft er auch wurde, in den Schranken der Wahrheit; er beleidigte nicht und verleumdete noch weniger; seine Stiche waren derb, aber nicht vergiftet. Er weiß zu scherzen, aber nicht zu hassen. Frankreichs politische Lage hat jetzt allen harmlosen Scherz ertödtet.

Diese Heiterkeit ist das Charakteristische an Leclercq's Talent. In allen seinen Bildern, selbst wenn er die traurigsten Fehler unserer Zeit abconterfeit, kommt sie zum Vorschein. Courier hat von den Franzosen gesagt daß sie kein Volk von Sklaven, aber ein Volk von Dienern seien. In dem esprit de servitude hat Leclercq diesen Fehler der Franzosen, die heute Höflinge Ludwig's XIV. und morgen Schmeichler des souverainen Volks sind, mit weniger Bitterkeit gegeißelt. Der alte Kammerdiener, der ein guter und wohlhabender Bürger ist und sich nach seiner Sklaverei bei dem Herrn Marquis zurücksehnt, gibt eine ebenso nützliche und viel amusantere Lehre als ein in Ungnade gefallener Minister oder ein von der Masse vergessener Tribun. Nicht blos in diesen Schilderungen der Fehler und der Lächerlichkeiten hat Leclercq sein Beobachtungstalent gezeigt; der honnête homme, wie man im 18. Jahrhundert sagte, ist in einigen seiner Stücke so dargestellt daß ihn das Urbild nicht verleugnen würde; es gibt keine reizendere Schilderung des Glücks des Familienlebens als die welche Leclercq in seinem „Château de cartes" gegeben hat.

Leclercq hat lange bevor sein Talent irgend etwas an Kraft und Mannichfaltigkeit verloren hatte aufgehört zu schreiben; er liebte es aber stets von Literatur zu plaudern und folgte mit Interesse den Versuchen seiner Zeitgenossen. Man war sicher bei ihm eine ebenso geistreiche als wohlwollende Kritik zu finden. Während Andere nur Fehler sahen, war er bemüht Talente zu entdecken, Verbesserungen anzubringen und selbst neue Gedanken einzugeben. Selten hatte ein Mann so zahlreiche Freunde unter seinen literarischen Genossen. 13.

Ein Urtheil über „Aus den Papieren einer Verborgenen".

Aus einem Briefe des Oberconsistorialraths Dr. Nitzsch zu Berlin theilen wir folgendes Urtheil über das obengenannte Werk mit:

„Die Verborgene ist mir dennoch eine Bekannte, und in dem Maße mehr als ich in so vielen Beziehungen eine Geschwisterschaft unserer Denkart und Anschauungsweise erkenne. Mir ist durch dieses Geschenk eine viel reichere Freude beschert worden als Sie vielleicht ermessen können. Einerseits freue ich mich innig im Namen so Vieler welchen es mitgeschenkt ist, weil diese Nahebringung eines christlichen Gedankenschatzes in reinen edeln Kunstgefäßen, wie sie hier gelungen ist und einer christlichen begabten Frau viel eher als einem Manne zu gelingen pflegt, oft der einzige Weg ist für das Anbringen an Seelen gebildeter Kreise. Aber auch Vielen von Denen welche den Schatz des Christenthums durch Gottes Wort und Schrift innehaben ist es ein Gewinn und Segen, ein Genuß und eine Stärkung wahrzunehmen wie er sich in irgend einer bedeutenden und eigenthümlichen Bildung und Sprache neu aufthut und sein gediegenes Wesen der ganzen mit ihm umgehenden Haushaltung mittheilt. So in anderer Leser und Leserinnen Namen könnte ich mich aber nicht an dem Buche freuen, geschähe es nicht auch in meinem eigenen.

Es ist so Manches was mich geschwisterlich und heimatlich anzieht in diesen Papieren, schon das Bild dieser Persönlichkeit, dieses Lebensganges, die Erinnerungen an meinen Vater, an «Karoline v. H.», eine Erscheinung die von jeher tiefen Eindruck auf mich gemacht hat und deren Ausgang ich so nicht kannte; ferner das vielfache Zusammentreffen der «Parabel vom Winter und Frühling» mit eigenen Poesien, zum Theil mit eigenen Predigten, endlich aber diese ganze kindliche und doch geistig-männliche, gläubige und doch menschlich-vermittelnde, jugend-frohe und doch verständige Auffassung der göttlichen Lichtstrahlen aus dem Evangelium.

In Ansehung des «Schreiben von Minna» und der Vorstellung von der wirkenden und wissenden Theilnahme der Seligen an ihren hiesigen Hinterlassenen glaube ich die Verborgene von Irrlehren ganz freisprechen zu müssen, sie geht nur aus von den unangetasteten Grundlehren: Herrlichkeit Christi, Mitherrschaft, verklärtes Menschenleben u. s. w.; sie verletzt weder mit Willen noch mit der That die Wahrheit der Endepoche und der letzten Allverklärung der Schöpfung, sie bedient und erfreut sich des Ahnungsrechts gläubiger Seelen, der gläubig-prophetischen Befugniß christlicher Phantasie, deren Thätigkeit unsere Heiligung ebenso fördert, als dieser eine jene Regionen fliehende und dennoch fleißige Einbildungskraft Eintrag zu thun pflegt. Unter dem Begriff «Ahnung der Frommen» verstehe ich nicht etwas Nebelgraues und Inhaltloses, sondern es gilt mir als etwas Inhaltreiches und Berechtigtes, nur für keine Glaubenslehre; eine solche ist schlechthin evident für Die welche überhaupt gläubig sind und in der Schrift leben. Wenn von einem Unrecht der Verborgenen auf dieser Seite die Rede wäre, könnte dies nur darin bestehen daß sie, was nur die Würde christlicher Ahnung — die etwas sehr Wahres und Lebensvolles enthalten kann — behauptet, zu dogmatisiren sucht, und deshalb bei mancher biblischen Stelle Auslegung zu kühn und zu eilig zuwerkegeht. Ganz aus meiner Seele ist geschrieben was in den Papieren über Schiller, Goethe, Musik, Baukunst, auch was für uns Prediger gesagt ist — und Dank sei der Verborgenen für Das was sie den Rechtgläubigen und den Freisinnigen zu bedenken gibt. Was sie über die Gründe des Glaubens an die Gottheit Christi sagt ist trefflich; diese Beweisart ist faßlich und gelehrt zugleich."

Dieses gewichtvolle Urtheil eines unserer angesehensten Theologen möchte dazu dienen ein schriftstellerisches Werk beim lesenden Publicum wieder in Erinnerung zu bringen, dessen zweiter Theil leider in einer Zeit erschienen ist wo bei den Stürmen der äußern Verhältnisse derartige Geistesproducte gar leicht weniger beachtet wurden. Wir dürfen erwarten daß jetzt diejenige Stimmung beiweitem mehr vorhanden ist welche genanntes Werk voraussetzt. 71.

Zur spanischen Literatur.

Das Erscheinen der gesammelten Werke, „Obras escogidas", des Don Juan Eugenio Hartzenbusch (Paris 1851) dürfte deutschen Freunden spanischer Literatur schon wegen des deutschen Namens des Verfassers interessant sein. Madrid ist seine Geburtsstadt und 1806 sein Geburtsjahr; aber sein Vater war Rheinpreuße, der als wandernder Tischlergeselle Spanien erreicht, sich in Madrid niedergelassen und eine hübsche Bäuerin geheirathet hatte, welche nach der Geburt zweier Söhne ihn in ihrem dreiundzwanzigsten Jahre zum Witwer machte. Beide Söhne folgten dem Gewerbe des Vaters, der zwar seinen Juan zum Priester bestimmte und deshalb auch in die Schule schickte, jedoch den stolzen Wunsch aufgab, sobald er sah daß Juan lieber Tischler als Priester werden wolle. So arbeitete Juan in der väterlichen Werkstatt bis zu seinem funfzehnten Jahre, wo ein Zufall ihm ein Buch über die Regeln der Dichtkunst in die Hände brachte. Er las, meinte er könne auch Dichter werden, verschaffte sich hinter dem Rücken des Vaters, welcher dichterischem Zeitvertreibe nicht hold war, einige Theaterstücke und studirte sie nach Möglichkeit. Etwas Französisch das er irgendwie gelernt, und etwas Deutsch das ihm von väterlicher Seite zugeflogen, kamen ihm zu Hülfe, und seine ersten literarischen Wagnisse waren Uebersetzungen kleiner französischer Lustspiele, von denen zwei oder drei in Journalen abgedruckt wurden. Nun versuchte er selbst zu produciren, strengte sich an und mühte sich ab, ließ von keiner Täuschung sich nieder-

schlagen, und war der Glücklichsten Einer als er 1829 ein umgearbeitetes Lustspiel von Rojas im Theater de la Cruz über die Breter wandeln sah. Er säumte nicht mit ähnlichen Leistungen aufzuwarten, heute mit Nachbildungen von Regnard und Dancourt, morgen mit Auffrischungen von Calderon und Moreto. Nachdem er in solcher Weise eine Reihe von Lehrjahren mit mehr geistigem als pecuniairem Gewinn glücklich bestanden hatte, ging er zu einer eigenen Schöpfung über und wählte zum Gegenstande eine der rührendsten und beliebtesten spanischen Erzählungen: „Die Liebenden von Teruel." Im Januar 1837 wurde das Stück zum ersten mal mit vielem Beifall aufgeführt. Inzwischen hatte Hartzenbusch aufgehört Tischler zu sein, hatte beim Tode seines Vaters 1834 dem Handwerke Valet gesagt, hatte Stenographie gelernt und war als Berichterstatter der Cortes-Debatten bei der madrider „Gazeta" angestellt gewesen. Der günstige Erfolg seiner „Liebenden" entfremdete ihn der Stenographie und reihte ihn den Dichtern Madrids an. Im Ganzen ist aber die Zahl seiner günstigen Erfolge eine verhältnißmäßig kleine geblieben, und obgleich seine besten Dichtungen dem tragischen Fache angehören, befinden sich doch nicht eigentlich regelrechte Trauerspiele darunter. Das von seiner „Heirath in der Inquisition" erregte Aufsehen resultirte zum großen Theile aus der Keckheit einen solchen spanisch-fürchterlichen Stoff für die Bühne zu behandeln. Die Grundidee seines „Alfonso der Keusche" hält sich an die alte Heirathsgeschichte, welcher der beliebte spanische Romanheld, Bernardo del Carpio, sein Dasein verdankt. „Der Schwur in Santa-Gadea" stützt sich auf ein Zwischenereigniß in der Legende vom Cid. „Pelayo's Mutter", ein allerliebstes Drama, legt einer spanischen Sage die Beweggründe von Voltaire's „Mérope" unter. Die nächstbesten Dramen sind: „Der Junggeselle Mendarias", „Zuerst komm' ich", und „Honoria". Eine Partie andere Lustspiele haben geringen oder gar keinen Werth.

Außer den Theaterstücken enthält die Sammlung Gedichte, theils eigene theils Uebertragungen, unter letztern von Pfeffel und Lessing. Den Schluß macht ein Abdruck in madrider Journalen erschienener Aufsätze, von denen es unentschieden bleiben mag ob sie den Abdruck rechtfertigen. Daß aber jedenfalls Don Juan Eugenio Hartzenbusch in Spanien Etwas gilt, dafür zeugt seine Anstellung als Unterbibliothekar in Madrid (1844) und seine Erneuerung (1847) zum Mitgliede der königlich spanischen Akademie. 5.

Notizen.

Politische Maximen.

Die Geschichte sei die Lehrerin der Herrscher! Sei sie es, aber wie selten ist sie es! Selbst was die jüngste Vergangenheit gelehrt hat, geht oft spurlos an der Gegenwart vorüber. Und dennoch soll man nie aufhören auf solche Zeiten zurückzuweisen die mit den Zuständen des Tags eine auffallende Verwandtschaft haben. Wie nahe liegt aber ein Vergleich des Jahres 1851 mit 1821; die Bestrebungen von damals treten von neuem kühn hervor. Was aber davon zu halten, hat wol Niemand richtiger gewürdigt als einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner, Graf Reinhard, 1821 französischer Gesandter am Bundestage, der darüber an Goethe schrieb: „Was ich unter den gegenwärtigen Umständen am meisten fürchten würde, wäre, wenn die verbündeten Herrscher Dogmen politischer Rechtgläubigkeit aufstellten. Wie mild und nachgebend ihr Henotikon sein möchte, damit würden sie nicht zum Ziele kommen. Fürsten können und dürfen niemals den Geistern gebieten, nur dem Herzen und dem Willen. Das Gebiet der Regierungen sind die Maximen, nicht die Principien (außer solchen die sie als Menschen haben und haben müssen, und die ihr göttliches Recht sind, wie das unserige). Und doch scheint es mir, eben jetzt sei ihnen die Versuchung nahe auf jenen fremden, ihnen gefährlichen Kampfplatz zu treten. Ihre sogenannten Vertheidiger fodern sie dazu auf. Die Partei will zur Sekte, die Sekte zur Kirche werden, außer der kein Heil ist. Im politischen Leben ruft immer erst die That die Meinung hervor; Völker die sich glücklich fühlen fragen nicht nach der Theorie, aber sie fragen nach der Theorie die sie unglücklich macht und ergreifen dann die entgegengesetzte, bis auch diese wieder durch die That zum Falle kommt. Daher die ewigen Sanctionen der Meinung. Nun steht es aber nicht mehr in der Macht der heutigen Herrscher von Europa durch Befolgung der alten Maximen ihren Völkern das Gefühl des Wohlseins wiederzugeben; folglich müssen die Maximen geändert werden um die Doctrinen außer Kraft zu setzen; die Principien sind für Alle gleich, Recht, Pflicht und Gewissen; die Doctrinen, aus jenen hergeleitet, sind falsch, sobald sie, praktisch eingreifend, das Uebel bewirken; und Dies kann jede; die Maximen sind Kinder der Zeit, der Umstände und der Verhältnisse."

Historische Parallele.

Denken wir an die neuliche Opposition der beiden mächtigsten deutschen Staaten gegeneinander und ihr Verhältniß zu dem Ausland, so ist es als ob mit directer Beziehung auf Deutschland geschrieben sei was Justinus (VIII, 8) von den Griechen zur Zeit Philipp's von Macedonien äußert: „Foedum prorsus miserandumque spectaculum Graeciam etiam nunc et viribus et dignitate orbis terrarum principem, regum certe gentiumque semper victricem et multarum adhuc urbium dominam, alienis excubare sedibus aut rogantem bellum aut deprecantem: in alterius ope omnem spem posuisse orbis terrarum vindices, eoque discordia sua civilibusque bellis redactos, ut adulentur ultro sordidam paullo ante clientelae suae partem: et haec potissimum facere Thebanos Lacedaemoniosque antea inter se imperii, nunc gratiae imperantis aemulos." (Ein widerliches und beklagenswerthes Schauspiel, wahrlich, daß Griechenland, auch jetzt noch durch Macht und Ansehen das erste unter den Ländern der Erde, stets siegreich über Könige und Völker und noch im Besitze vieler Städte, an fremden Höfen seine Aufwartung macht, um zu flehen, entweder daß man Krieg bringe oder daß man damit zurückhalte; daß sie alle ihre Hoffnung setzten auf den Beistand des Fremdlings, sonst die Beherrscher der Welt, nun aber durch ihre Zwietracht und Bruderkämpfe so weit heruntergekommen daß sie von selbst Denen ihre Huldigungen darbringen die vorher unter ihren Schützlingen eine unbedeutende Stelle einnahmen; und Dies thun nun die Thebaner und Spartaner, früher Nebenbuhler um die Macht, jetzt um des Mächtigen Gunst.) 34.

Die Schlacht bei Eylau.

Unter den Schlachten der neuern Zeit macht keine den Geschichtschreibern derselben soviel Sorge wie die von Preußisch-Eylau, was wol daher rührt daß in allen geschichtlichen Werken, selbst in vielen militairischen, z. B. in der ausgezeichneten „Geschichte der Kriege seit 1792" (Bd. 7), ihre Darstellung unrichtig gegeben wird, sodaß, besonders aus den erstern, ein aufmerksamer Leser sich kein wahres Bild derselben machen kann. Die jüngste Klage darüber findet man in Nr. 104 d. Bl., die Wachsmuth's „Zeitalter der Revolution" besprachen. Doch weder Adair noch Graf Schladen geben lehrreichen Aufschluß über die Schlacht vom 7.—8. Februar 1807, auch berichten Diplomaten selten genau über kriegerische Ereignisse; aber Wachsmuth konnte bereits die im „Militair-Wochenblatte" (Jahrgang 1842) befindliche vortreffliche nach den Acten des preußischen Kriegsarchivs gearbeitete Darstellung des Feldzugs 1807 vom Oberst von Hoepfner benutzen. Diese Arbeit, die alle vorhergehenden entbehrlich macht, ist jetzt, verbunden mit einer Geschichte des Feldzugs 1806, bis auf einen Band, der die kriegerischen Ereignisse in Pommern und Schlesien enthalten wird, in Berlin zum zweiten male erschienen. Sie berichtet auch in Bezug auf die Schlacht von

Preußisch-Eylau Vieles was durch französische Aufschneidereien bereits unumstößlich als wahr angenommen ist: so daß Preußisch-Eylau am 7. nach blutigem Kampfe im Besitze der Franzosen geblieben sei. Einsender Dieses hat das Gegentheil durch Nachforschungen an Ort und Stelle ermittelt („Militair-Wochenblatt", 1842, S. 262); es blieben vielmehr die Russen im Besitze des Städchens und räumten es freiwillig den Absichten Bennigsen's gemäß spät am Abende. Wer Hoepfner's Arbeit ihres Umfangs wegen nicht lesen will, Der findet treu nach demselben in ihren großen kriegerischen Umrissen den Feldzug und die Schlachten 1807 auf S. 249—257 im zweiten Bande meiner „Preußischen Geschichte" erzählt. **F. Gottschalk.**

Bibliographie.

Augustinus, des heiligen, Bischofs von Hippo, Nachtgedanken. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Arnoldi und M. Heuser. 4te Auflage. Mit 1 Stahlstich. Trier, Troschel. 8. 20 Ngr.

Beiträge zur Geschichte des Feldzuges im Jahre 1848 in Italien. I. Zug des 3. Corps von Bisnadello, vor Treviso, nach Verona. II. Begebenheiten beim 3. Corps in Tirol und Italien. Von einem höhern k. k. Offizier. Wien, Gerold. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Bekk, J. B., Das Großherzoglich Badische Preßgesetz vom 15. Februar 1851, mit Erläuterungen. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Mündliche Vorträge über die Großherzoglich Badischen Strafgerichte, einschließlich der Schwurgerichte, und das Verfahren derselben. Gehalten zu Karlsruhe. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

Beyschlag, C., Geschichte der Stadt Nördlingen bis auf die neueste Zeit. Nördlingen. Gr. 8. 25 Ngr.

Bluntschli, J. K., Der Sieg des Radikalismus über die katholische Schweiz und die Kirche im Allgemeinen. Vom Standpunkte des Rechtes und der Politik. Schaffhausen, Hurter. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cuvier, G., Die Erd-Umwälzungen. Deutsch bearbeitet und mit erläuternden Bemerkungen über die neuesten Entdeckungen in der Geologie und Paläontologie versehen von C. G. **Giebel**. Mit dem Portrait Cuvier's und 2 Tabellen. Leipzig, Abel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Daum, H., Der verlorne Sohn. Moderne Dichtung. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Br. 8. 22½ Ngr.

Erinnerungen an Teplitz. Radeberg, am Ende. Gr. 8. 5 Ngr.

Franke, G. M. A., Die Homiletik der Neuzeit. Was soll in der Gegenwart gepredigt werden? Eine mit vielen Zitaten und Beispielen versehene homiletische Schrift für den jüngern Klerus. Schaffhausen, Hurter. 8. 12 Ngr.

Grünewald, H., Prüfungen des Lebens. Ein Volksbuch. Mit 3 Bildern. Düsseldorf, Kampmann. 8. 25 Ngr.

Heigl, G. A., Die Syllogismen. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 15 Ngr.

Hirsch, Poetische Schriften. Zwei Theile. Wien, Tasner, Hügel u. Manz. Gr. 16. 2 Thlr.

Hodde, L. de la, Geschichte der geheimen Gesellschaften und der republikanischen Partei in Frankreich. Vom Regierungsantritt Louis Philipp's bis zur Februarrevolution. 1830—1848. Schilderungen, Verschwörungsscenen und unbekannte Thatsachen. Aus dem Französischen. Basel, Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Meißner, A., Das Weib des Urias. Tragödie in fünf Acten. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr.

Meyer, B., Beitrag zur Kenntniß der radikalen Gerechtigkeitspflege mit einem Blick auf den gegenwärtigen politischen Zustand der Schweiz. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Meynert, H., Neueste Geographie und Staatskunde des Kaiserthums Oesterreich, nach der gegenwärtigen Verfassung und nunmehrigen politisch-gerichtlichen Eintheilung; nebst einer Geschichtsskizze sowohl der Monarchie überhaupt, als jedes einzelnen Kronlandes. Mit Benützung amtlicher Nachweisungen, handschriftlicher Mittheilungen und der besten Hülfsquellen bearbeitet. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr.

Prutz, R., Das Engelchen. Roman. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.

Reyscher, L., Drei verfassungberathende Landesversammlungen und mein Austritt aus dem Staatsdienste. Ein Beitrag zum Verfassungsrecht und zur parlamentarischen Praxis. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 22 Ngr.

Rohlfs, A., Handbuch der Erdbeschreibung. Nach den neuesten Quellen bearbeitet und mit erläuternden Zeichnungen versehen. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 Thlr.

Scherr, J., Allgemeine Geschichte der Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein Handbuch für alle Gebildeten. Erste Hälfte. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schmid, X., Grundgedanken des kirchlichen Lebens. Kanzelreden. Erstes Buch. Rastatt, Hanemann. Gr. 8. 21 Ngr.

Die Tochter Sion oder die minnende Seele. Gedicht des 13. Jahrhunderts. Uebersetzt von K. **Simrock**. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 12. 10 Ngr.

Spitta, C. J. P., Psalter und Harfe. 2te Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 6te Auflage. Leipzig, Friese. 8. 15 Ngr.

Tholuck, A., Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner oder: Die wahre Weihe des Zweiflers. 7te Auflage. Hamburg, Fr. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Weiss, S., Zur deutschen Staats- und Handelspolitik der Gegenwart. Wien, Schaumburg u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Wolff, O. L. B., Classischer Hausschatz der Poesie des römischen und griechischen Alterthums in zahlreichen, meisterhaft übersetzten Auszügen und Musterstellen seiner besten Dichter mit biographisch-historisch-kritischen Erläuterungen für alle Gebildete Deutscher Nation bearbeitet. Erster Band. Erste bis dritte Lieferung. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. à 2 Ngr.

Zermann, F. A., Chronik der Stadt Strasburg in Westpreußen. Aus der frühesten Zeit, wohin die geschichtlichen Quellen reichen, bis zur Gegenwart. Strasburg, Köhler. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Offener Brief über die Kirche. Ein Wort der Mahnung und Bitte an alle protestantischen Theologen, namentlich in England, so von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten sind oder übertreten werden. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 6 Ngr.

Fischer, R. M., Predigt am Sonntage Rogate 1851 zu Löbau nach der Hinrichtung des Giftmörders Haltschanz gehalten. Löbau. 8. 2 Ngr.

Gotthelf, J., Der erneuerte Bundestag und die Rechte des deutschen Volkes. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Grone, A. C. E. v., Ueber die kirchlichen Zustände und die kirchliche Verfassungsfrage im Herzogthum Braunschweig. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Lössel, H., Eine Hochzeitsladung. Predigt gehalten am Sonntage Cantate in der Schottischen Kirche zu Rotterdam. Rotterdam, Baedeker. Gr. 8. 6 Ngr.

Die steigende Macht der katholischen Hierarchie seit der Februarrevolution. Eine Warnungsstimme aus der evangelischen Kirche. Bremen, Schlodtmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Die eidgenössische Universität. Bern, Jenni, Vater. Gr. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXVIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben das

funfzehnte Heft, Bogen 37—42 des zweiten Bandes.

Bernis — Bier und Bierbrauerei.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im August 1851.

F. A. Brockhaus.

Le Magasin des enfants

par *Madame Leprince de Beaumont*, revu et augmenté de nouveaux contes par *Madame Eugénie Foa*. Seconde édition. In-8. Broché 24 Ngr. Cartonné 1 Thlr.

Comte (Mad. Achille), Sagesse et bon cœur, ou Science du bien. Nouvelles morales. 4 parties. In-8. Preis einer einzelnen Abtheilung 12 Ngr. Alle vier Abtheilungen in einem Band geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Ausgabe mit einem Titelbilde und in verziertem Umschlage cartonnirt 2 Thlr.

Genlis (Mad. de), Les Veillées du château. (Contes choisis.) In-8. Geh. 1 Thlr. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gérard (Mad.), Aglaé et Léontine, ou les Travers ridicules de Hélène, ou le Bal manqué et Julie ou la Morale de Mad. Croque-Mitaine. In-16. 6 Ngr.

Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Mit Anmerkungen zum Rückübersetzen von L. von Stepser. 16. 6 Ngr.

Vorstehende Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im August 1850.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Leid und Lust.

Roman

von

Emil Althaus

(Émile d'Estrées).

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben

von den Geschäftsführern

unter der verantwortlichen Redaction

des Prof. Dr. **R. Anger** in Leipzig.

Fünfter Jahrgang. 1851.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein *Literarischer Anzeiger* beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Drittes Heft.

Auszüge aus Saalebi's Buche von den Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht. Von Freiherrn *von Hammer-Purgstall*. — Aus Dschami's Liebesliedern. Von *Rückert*. — Ueber das numidische Alphabet. Von *Blau*. — Ueber die Musik der Armenier. Von *Petermann*. — Ueber Dr. Tobler's Grundriss von Jerusalem. Von *Tobler*. Nachschrift von *Tuch*. — Miscellen. Von *Steinschneider*. — Bâb und seine Sekte in Persien. Von *Wright*. — Bedagebet über einen Todten. Von *Bühler*. — Zehn Rubâ'i des persischen Dichters Chakani. Von *Graf*. — Aus einem Schreiben des Prof. Tornberg. — Aus einem Schreiben des Dr. Chwolsohn. — Aus einem Schreiben des Staatsraths von Dorn. — Aus einem Schreiben des Missionairs Perkins. — Bibliographische Anzeigen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 115. —— 23. August 1851.

Inhalt.

Ein literarhistorisch-theologischer Kreuzzug.

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Karl Barthel. Braunschweig, Leibrock. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Alle Richtungen menschlicher Erkenntniß und alle Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit lassen sich von den verschiedensten Stand- und Gesichtspunkten aus beurtheilen, aber vollkommen berechtigt und deshalb allein vollkommen richtig ist unter allen möglichen Urtheilen über einen und denselben Gegenstand immer nur das eine, welches seinen Maßstab von dem Zweck oder der Idee entlehnt welchen oder welche der beurtheilte Gegenstand zu erreichen und zu verwirklichen bestimmt ist. Wollte z. B. Jemand eine lateinische Grammatik lediglich danach beurtheilen, ob sie ein stilistisches Meisterwerk ist oder nicht, so würde er darüber manches an sich ganz Wahre behaupten können, sein Urtheil würde aber doch immer ein verfehltes sein, weil der Beurtheiler nicht nach denjenigen Eigenschaften gefragt hätte welche zur Idee einer lateinischen Grammatik wesentlich nothwendig sind.

Für das eben angeführte Beispiel wird Niemand meine Behauptung in Abrede stellen, und doch wird der Fehler so unendlich oft begangen daß man falsche Maßstäbe anlegt, mithin nothwendig zu schiefen Urtheilen gelangt und dann doch glaubt eine ganz neue Weisheit aufgebracht zu haben.

Auch Barthel ist bei seinem Versuche „Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" darzustellen in den eben erwähnten Fehler verfallen und dadurch zu einer in den wesentlichsten Punkten verfehlten Auffassung seiner Aufgabe verleitet worden, was umsomehr zu bedauern ist, da sein Buch im Einzelnen sehr viel Schönes, Wahres und Treffendes enthält. Ich schmeichle mir allerdings nicht mit der Hoffnung Barthel selbst von der Richtigkeit meines Urtheils zu überzeugen: gerade der Standpunkt welchen er einnimmt ist selten geneigt einer andern Ansicht leichtes Gehör zu schenken; aber den Lesern dieses Aufsatzes, bei welchen ein verbreitetes Interesse für die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit vorausgesetzt werden darf, bin ich eine nähere Begründung meines Urtheils schuldig.

Die Aufgabe aller Dichtkunst ist keine andere als die Idee der Schönheit zu verwirklichen und verkörpert zur Anschauung zu bringen. Auch die Schönheit ist in ihrer reinsten und höchsten Auffassung, von der hier allein die Rede sein kann, ein Strahl des göttlichen Geistes. Aber weil wir schwaches Menschenvolk eben nicht im Stande sind den Gottesdienst in seiner Ganzheit und Einheit zu erfassen oder gar in unsern Menschenwerken treu und ungetheilt widerzuspiegeln, so erleidet derselbe, indem er durch unsern Geist hindurchgeht, gewissermaßen eine Brechung und Zersetzung in verschieden gefärbte Strahlen, die wir in unsern Schöpfungen einzeln wenigstens einigermaßen wiederzugeben vermögen. Veranschaulicht uns die Religion das sittlich Gute und das ewige Recht, bringen wir auf der Bahn der Wissenschaft zur Erkenntniß der reinen Wahrheit, so soll uns die wahre Kunst ein Bild der höchsten Schönheit vor die Seele zaubern und uns erkennen lassen daß in Gott nicht blos das Gute und das Wahre, sondern auch das Schöne beschlossen liegt. So hat dies letztere mit jenen beiden ersten Eigenschaften einen und denselben Ursprung, ja sie werden für die vollkommene Erkenntniß alle drei in einen Begriff oder in ein Gefühl zusammenschmelzen, aber für unsere unvollkommene Erkenntniß sind und bleiben sie doch etwas bei aller Verwandtschaft voneinander Geschiedenes. Es hat somit eine gerechte Beurtheilung von Dichtwerken, mag sie deren einzelne oder eine ganze Reihe behandeln, immer nur danach zu fragen: inwieweit dieselben der Idee der Schönheit entsprechen; die literarhistorische Betrachtung fügt dann

noch die weitere Frage hinzu: durch welche Umstände der einzelne Dichter oder eine ganze Zeit in dem Streben nach Erreichung ihres Ideals aufgehalten oder gefördert worden sei, welche Irrthümer sich zu gewissen Zeiten in die Auffassung jenes Ideals eingeschlichen oder die reinere Erfassung desselben ermöglicht haben u. dgl. m. Immer aber muß die Idee des Schönen als der einzig richtige Augenpunkt unverrückbar festgehalten werden.

Dieses Gesetz hat Barthel in den wesentlichsten Theilen seines Werkes vielfältig verletzt und deshalb viele Dichter theils unter- theils überschätzt. Allerdings hat er bei den Dichtungen die er bespricht auch danach gefragt, inwieweit dieselben der Idee der Schönheit entsprechen, und hat darüber manches äußerst feine und treffende Wort ausgesprochen. Aber immer und immer wieder begegnet es ihm daß er die Schranken überspringt die ihm durch das Wesen seiner Aufgabe gesetzt waren. Er selbst ist sich Dessen keineswegs unbewußt geblieben, scheint es aber nicht recht als Fehler anerkennen zu wollen; er sagt (S. 127):

> Sie könnten mir nun vorwerfen, ich sei zu scharf gewesen gegen das Junge Deutschland und sähe es zu sehr vom blos theologischen Standpunkte an. Wol mag Das sein, es ist ja schwer den Theologen zu verleugnen, wenn man es nun einmal ist.

Und in der That, hier liegt des Pudels Kern: hätte Barthel dem Titel seines Buchs die Worte beigefügt „vom religiösen Standpunkte aus dargestellt", so wäre Nichts einzuwenden; es gibt zwar sehr verschiedene religiöse Standpunkte, aber der unsers Verfassers ist ebenso gut berechtigt als irgend ein anderer. Da nun aber eine derartige Bemerkung auf dem Titel fehlt, so erwartet man eine Besprechung der neuesten deutschen Literatur von dem Boden aus den allein die reinästhetische und reinliterarhistorische Darstellung einzunehmen befugt ist; statt Dessen aber erhalten wir eine Darstellung die einen fremden, außerhalb der Sache liegenden Maßstab anlegt, also auch kein reines und ungetrübtes Urtheil zu schöpfen im Stande ist. Es findet eine unleugbare Geistesverwandtschaft statt zwischen dem Buche von Barthel und Gelzer's „Neue deutsche Nationalliteratur", nur daß Letzterer gleich auf dem Titel sein Panier offen aufsteckt und hinzusetzt: „nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus." Gelzer erklärt somit von vornherein daß er gar kein literarhistorisches Werk in dem gewöhnlichen Sinne des Worts hat schreiben wollen; Barthel hat jede derartige Ankündigung unterlassen, und so muß man glauben daß er seine Anschauungsweise für die recht eigentlich wissenschaftlich berechtigte und die specifisch-richtige hält. Wenn aber ein Theologe in Bezug auf die Dichtung behauptet: „Der rechte Geist ist allein der Heilige Geist" (S. 265), und dabei offenbar den strengkirchlichen Begriff vom „Heiligen Geist" im Sinne hat, so werde ich, und wol nicht ich allein, Das niemals zugeben, obgleich aus Dem was ich oben über die Aufgabe der Dichtkunst überhaupt sagte wol klar ist daß ich die Dichtkunst keineswegs als einen Feind des „Heiligen Geistes" angesehen wissen will; es handelt sich hier aber nach meinen Begriffen gar nicht um den „Heiligen Geist" der Herren Theologen, sondern um den „Geist des Schönen", der mit jenem erstern zwar nahe verwandt, aber doch keineswegs identisch ist, wie mir unter Anderm daraus hervorzugehen scheint daß letztern schon vor fast drei Jahrtausenden verschiedene blinde Heiden in reichster Fülle besaßen.

Somit glaube ich den Grundfehler an dem Barthel's Buch leidet nachgewiesen zu haben; da er aber doch zugleich ein sehr feines und zartes ästhetisches Gewissen besitzt, welches ihn vor unbilligen Verketzerungen fast durchweg bewahrt, ihm z. B. sogar gestattet die Lichtseite von Heinrich Heine's Dichtergabe sehr gut darzustellen, so entgeht er nicht allen Inconsequenzen. Ich kann kaum glauben daß Barthel Goethe's und Schiller's Dichtungen als vom „Heiligen Geiste" eingegeben ansieht, und bekanntlich sind dieselben von theologischer Seite gerade genug verketzert worden; von dieser Schuld hält sich Barthel in würdiger Weise durchaus frei; nur an einer Stelle kann er nicht umhin auf den doch sonst vielfach mit gebührender Achtung von ihm genannten Goethe einen leichten Streifschatten fallen zu lassen.

Noch ein anderer Punkt ist als mit dem theologischen Grundgedanken eng zusammenhängend gleich hier im Allgemeinen zu erwähnen: Barthel gehört offenbar zu derjenigen theologischen Schule welche den Staat mit allen seinen Instituten unter den schützenden Fittig der Kirche aufzunehmen geneigt ist; nicht nur der König von Gottes Gnaden ist ihr heilig, sondern alle Behörden und jede Verordnung die irgend eine unglückliche Schreiberseele ersonnen nehmen von dieser Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihr Theil in Anspruch; jeder Widerspruch gegen dieselben ist eine Sünde gegen den „Heiligen Geist" dieser Partei. So verwirrt sie die Idee des Sittlich-Guten und des ewigen göttlichen Rechts mit Dem was menschliche Schwäche oder menschliche Laune als ewig wechselndes Gesetz proclamirt hat. Wenn ich auch gerade nicht behaupten will daß Barthel in dieser Beziehung an allen Extremen gewisser Publicisten mitschuldig sei, so steht er ihnen doch nicht gar fern: daher sein bitteres Verwerfungsurtheil über die ganze politische Poesie der vierziger Jahre und sein noch weit ungerechteres Urtheil über Berthold Auerbach, auf welches ich noch zurückkomme. Ohne alle Inconsequenzen geht es freilich auch hier nicht ab: denn Uhland's „Wanderung", die mit ihrer furchtbar bittern Ironie unendlich tiefer schneidet als irgend ein Gedicht von Herwegh, wird mindestens nicht verworfen, und während bei gelegentlicher Hindeutung auf politische Vorgänge die Julirevolution ebenso entschieden getadelt als die Polizeimaßregeln gegen das Junge Deutschland gebilligt werden, spricht Barthel doch auch wieder wie ein Liberaler vom reinsten Wasser von dem „Geistesdruck der Metternich'schen Polizeiherrschaft".

Ich habe es schon ausgesprochen daß Barthel ein

feines ästhetisches Urtheil besitzt, auch muß ich ausdrücklich anerkennen daß er überall wenigstens die Absicht zeigt unparteiische Gerechtigkeit zu üben und seinem theologischen Standpunkt die Alleinherrschaft nicht einzuräumen; ganz ohne Einfluß hat derselbe aber doch auf seine ästhetischen Grundsätze nicht bleiben können. So ist es ein sehr weitgreifender Widerspruch, wenn es einmal ganz richtig heißt daß „im Grunde alle specielle Tendenz dem Wesen der Kunst widerspricht", und doch eine Blüte der Dichtkunst nur in solchen Werken begrüßt wird welche eine ganz specifisch-strenggläubige Tendenz offen zur Schau tragen. Eine ganz besondere Abneigung hegt Barthel gegen jede dichterische Darlegung ungelöster innerer Kämpfe; er verlangt von dem Dichter vor allen Dingen den innern Frieden, den „allein das unmittelbare Ergreifen des Göttlichen der Seele verleihe", „die Einheit des Menschen und des Dichters"; er will nicht nur „ein weibliches Element bei jeder wahrhaft poetischen Natur voraussetzen", sondern ein Dichtwerk wird ihm eben „trotz seines oder vielmehr mit seinem vorherrschend weiblichen Grundzuge eine in ästhetischer Hinsicht tadellose Schöpfung". So wird also die tiefberechtigte Vorschrift der Religion, die den Frieden mit Gott und dadurch mit sich selbst als höchstes Ziel menschlichen Strebens hinstellt, ohne Weiteres zu einem Gesetz der Aesthetik umgestempelt; während doch das Ideal des Schönen keineswegs auf diesem Wege allein erreicht werden kann, die Schönheit im Gegentheil in Kunst und Natur gerade sehr häufig in der Gegenüberstellung scharfer Contraste besteht. Barthel's Combination religiöser und ästhetischer Gesetze würde eine höchst bedeutende Anzahl der werthvollsten und wirksamsten Stoffe vom Gebiete der Poesie ausschließen, sie würde durchaus entnervend und verweichlichend wirken und jeder männerstärkenden Dichtkunst den Garaus machen.

Nachdem ich mich bis hierher mit den allgemeinen Grundgedanken beschäftigt habe welche die ganze Arbeit Barthel's durchziehen, füge ich noch eine gedrängte Durchmusterung ihres positiven Inhalts bei.

Hier habe ich zunächst die ebenso geschickte als sachgemäße Anordnung und Gruppirung des Ganzen hervorzuheben, welche nicht nur die Uebersichtlichkeit außerordentlich erhöht, sondern auch die Aufnahme und Verarbeitung eines sehr reichen Materials wesentlich erleichtert hat.

Die Einleitung, welche natürlich von der romantischen Schule ausgeht, theilt die ganze neudeutsche Dichtung in zwei Theile: „Die Romantiker streben nach Idealem, mehr oder weniger gleichgültig gegen Naturwahrheit, die Masse der Uebrigen dagegen nach einer Naturwahrheit, gleichgültig gegen alles Ideale" (S. 5). Es geht dieser Behauptung wie sehr vielen solchen allgemeinen Sätzen: sie ist mehr blendend als wahr; die ächtesten Romantiker wie Tieck mit seiner Waldeinsamkeit waren durchaus nicht gleichgültig gegen Naturwahrheit, wie sie sie eben auffaßten; und so ganz unromantische Dichter wie Platen oder Anastasius Grün ringen auf das ernsteste nach Idealen, wenn auch ihre Ideale denen Barthel's nicht ganz entsprechen. Weit mehr Wahrheit liegt in der andern allgemeinen Behauptung: „Lyrik ist der Grundzug unserer neuesten Literaturepoche", doch ist auch ihm in dem vorliegenden Buche eine zu ausgedehnte Anwendung gegeben worden, indem den vielseitigen dramatischen Versuchen der neuesten Zeit nicht ganz die verdiente Beachtung geschenkt und noch weit mehr der so einflußreiche Roman vernachlässigt worden ist; so ist es namentlich eine der mannichfachen Lücken, die wir noch zu erwähnen haben werden, daß Jean Paul nirgend auch nur mit einer Silbe erwähnt wird. Die Zeichnung der romantischen Schule, welche den beiweitem größten Theil der ersten Vorlesung ausfüllt, ist eine größtentheils sehr gelungene und gerechte, doch von einigen Ueberschätzungen nicht ganz frei, denn ich möchte weder von Tieck's „Vittoria Accorombona", deren Mängel Barthel selbst hinreichend berührt, sagen daß sie „doch den Eindruck vollendeter Schönheit zurücklasse", noch weit weniger aber in das Lob des geleckten „Arion" A. W. Schlegel's einstimmen. Mit Recht sehr hochgestellt werden die religiösen Dichtungen von Novalis, sowie weiterhin die von Max von Schenkendorf; wenn aber an ersterer Stelle hinzugefügt wird: „Es ist nur zu bedauern daß sie zu subjectiv sind um Gemeingut des christlichen Volks werden zu können", so hätte ich gerade von dem protestantischen Theologen erwartet daß er auf diesen Mangel einen weit größern Nachdruck gelegt haben würde: denn jene Gedichte sind eben nur religiöse, aber keine Kirchenlieder, und doch ist die Schöpfung des Kirchenliedes neben Luther's Bibelübersetzung die größte literarische Errungenschaft des Protestantismus. So nimmt es denn auch gerade bei Barthel's Standpunkt höchlichst Wunder daß er in dem ganzen Verlaufe seines Werks nur noch bei Fouqué, E. M. Arndt und mit zwei Worten bei A. Knapp die reingeistliche Dichtung erwähnt, ein Mangel den ich weiter unten noch ganz besonders zu betonen haben werde.

In der zweiten Vorlesung geschieht nach Erwähnung H. von Kleist's und Z. Werner's den Schicksalstragödien ihr wohlverdientes Recht, welches aber zum Unrecht gegen Zedlitz wird, da dieser nur an dieser einen Stelle mit seinen unreifsten Jugendarbeiten vorgeführt wird. Nach ihnen kommen die patriotischen Sänger der Freiheitskriege an die Reihe, an deren ästhetisch sehr gerechter Würdigung ich doch eine stärkere Hervorhebung ihres nationalen Verdienstes vermisse; auch scheinen mir die im Volkston gehaltenen Gedichte Rückert's welche hierher gehören verhältnißmäßig zu sehr bevorzugt, da ihr Kunstwerk doch kein sehr hoher und ihr Volkston nicht ganz frei von Manier ist. Es folgt in der dritten Vorlesung die schwäbische Dichterschule: die Würdigung Uhland's ist eine durchaus gerechte, aber sie geht beiweitem nicht tief genug, da sie das Hauptverdienst dieses Dichters nicht scharf genug bezeichnet, welches in der wahrhaft lebenskräftigen Verjüngung und Neubelebung urdeutschen Liederklanges besteht und eben deshalb einen

so wohlthuenden Gegensatz gegen alle scheinlebigen Restaurationsversuche bildet. Auch finden sich in diesem Abschnitt manche Lücken: von A. Knapp ist der Hohenstaufencyklus gar nicht, seine kirchliche Dichtung zu kurz erwähnt; von Hermann Kurtz hätte eher als „Tristan und Isolde" der treffliche Roman „Schiller's Heimatsjahre" namhaft gemacht werden sollen; noch weit unbilliger ist die gänzliche Umgehung des lieblichen W. Hauff, der nur weiter oben als Clauren's Gegner genannt ist; ebenso würde wol an dieser Stelle der passende Platz zu einer ausführlichen Besprechung W. Müller's gewesen sein, der jetzt nur viel später mit einem ganz gelegentlichen kurzen Lobspruche bedacht wird. Die vierte Vorlesung beschäftigt sich mit dem Nachwuchs der Romantik in Chamisso und Eichendorff, den ich etwas zu lebhaft gepriesen finde, und mit dem Jungen Deutschland; letzterm ist ein scharfes Strafgericht bereitet, dem allerdings der versöhnende Schlußsatz nicht ganz fehlt, aber es fehlt doch der Nachweis derjenigen Verhältnisse und Einwirkungen in dem geistigen Leben Deutschlands welcher auch die Verirrungen dieser Schriftsteller als eine ganz naturgemäße, ja nothwendige Entwickelungsstufe der Literatur erkennen lehrt. Barthel kann diese freilich unter Anderm deshalb nicht geben, weil er die Hegel'sche Lehre eben auch nicht in den nothwendigen Zusammenhang der Dinge einreiht, sondern sie als eine fast willkürliche Schöpfung ihres Urhebers ansieht, wie Dies überhaupt in dem ganzen Buche bei den von dem Verfasser verworfenen Geistesrichtungen mehrfach geschieht, deren wenigstens relativer Berechtigung dadurch die gebührende Anerkennung versagt wird. Die fünfte Vorlesung führt das allgemeine Urtheil über das Junge Deutschland aus durch eine detaillirte Beurtheilung Gutzkow's, Laube's, Kühne's, Wienbarg's und Heine's, welche letztere erst in der sechsten Vorlesung ihren Abschluß findet. Da es zu weit gehen würde, wenn ich jede einzelne Abweichung von Barthel's Urtheilen hier anführen und begründen wollte, so gehe ich sofort zu der hier sich anschließenden Besprechung Rückert's über: dieselbe ist mit sichtbarer Vorliebe gearbeitet und im Ganzen zu billigen, wenn ich auch statt der „Haus- und Jahreslieder", die doch neben höchst Anmuthigem gar zu viel Unbedeutendes enthalten, lieber das reizende Idyll „Amaryllis" erwähnt gefunden hätte. Wesentlicher ist es daß die „Weisheit des Brahmanen", eine von Rückert's Hauptarbeiten, eine zu oberflächliche Beurtheilung erfahren hat; der Quietismus und Pantheismus, der dieselbe durchdringt, war als charakteristisches Merkmal des Ganzen um so schärfer hervorzuheben, als sich wenigstens der letztere auch in andern seiner trefflichsten Dichtungen, die hier unerwähnt geblieben sind, z. B. in „Die sterbende Blume", „Die griechischen Tageszeiten", „Edelstein und Perle", ausspricht, freilich eine Geistesrichtung mit der Barthel's sonstiges Lob gegen Rückert sich nicht recht vereinigen läßt. Rückert's dramatische Versuche sind von rechts'wegen nur mit schonender Kürze erwähnt. Von einigen poetischen Schülern Rückert's, unter denen der oft unklare und verworrene Leopold Schefer viel zu hoch gestellt ist, wendet sich die siebente Vorlesung zunächst zu Platen und Immermann: Ersterer wird nicht nach Gebühr gewürdigt; für die Strenge und Kälte seines Wesens fehlt es Barthel an dem rechten Verständniß, denn nur so kann man es erklären, wenn z. B. die wohlverdiente Züchtigung Kotzebue's und Müllner's in „Die verhängnißvolle Gabel" als „gesinnungslose Poesie" charakterisirt und überhaupt Platen's dichterisches Verdienst fast ausschließlich auf die formelle Vollendung beschränkt wird. Unmittelbar an Immermann und zwar speciell an seinen „Westfälischen Hofschulzen" reiht Barthel die „volksthümliche Richtung unserer heutigen Schriftstellerei", zunächst Berthold Auerbach an. Hier ist aber eine der allerschwächsten Partien des ganzen Buchs, da fast jedes Wort über Auerbach eine ebenso grelle als unverständige Ungerechtigkeit enthält. Es heißt hier (S. 217):

> Alle diese Dorfgeschichten gehen doch im Grunde darauf aus das Volk gegen seine Beamten zu erbittern und ihm die Gebräuche der Kirche, wie er (?) sie aus seiner Heimat kennt, lächerlich zu machen.... Noch gefährlicher ist Auerbach's „Gevattersmann", worin der Verfasser sein demagogisch-antichristliches System noch mehr zugespitzt hat, und worin seine Satire gegen Obrigkeit und Glauben in der höchsten Unverschämtheit auftritt.

Ein sehr schwaches Gegengewicht gegen solche Anschuldigungen liegt dann in den Worten:

> Dennoch muß ich zugestehen daß Auerbach das hohe Verdienst sich erwarb in der Romanliteratur wieder die volksthümliche Wirklichkeit zur Geltung gebracht zu haben.

Es zeigt sich in jenen harten Anklagen recht deutlich die Begriffsverwirrung mancher Leute, die jede Opposition gegen Polizeimaßregeln und Beamtenwillkür oder Verkehrtheit sofort für eine Verletzung aller göttlichen und menschlichen Rechtsgrundsätze ausschreien. Nirgend, weder in den „Dorfgeschichten" noch im „Gevattersmann", tastet Auerbach die ewigen Ideen der Religion und des Staats an, sondern überall nur einzelne Erscheinungsformen des Augenblicks sind seinem Tadel, seiner Ironie, seiner Satire ausgesetzt, und in alle Dem ist eine so reiche und tiefe Wahrheit, ein so feines Gefühl für des Volks wahres und wirkliches Bedürfniß, ein solches Fernhalten von allen Uebertreibungen, vor denen er sich nur etwa in seinem „Lucifer" nicht hinlänglich gehütet hat, daß solche Schöpfungen nicht dem Gefühle des Hasses und der Zerstörungslust entsprungen, sondern nur aus warmer Liebe und innigem Einleben in das Volksthum hervorgegangen sein können. Fast sollte man glauben daß Barthel die von ihm besonders angegriffene unschätzbare Erzählung „Befehlerles" gar nicht gelesen hat, zumal ein unglücklicher Druckfehler daraus ein zweideutiges „Befehlerlos" macht. Ich bedauere den argen Misgriff, den Barthel hier begangen hat, umsomehr, da es das einzige mal ist daß ihn sein christlicher Eifer zu verdammungssüchtigem Zelotismus fortgerissen hat.

Ungleich kürzer als über Auerbach ist das über Jeremias Gotthelf (Bitzius, nicht Bitsius) Gesagte, dessen

in Kunstlosigkeit große Kunst wol ein ausführlicheres Wort verdient hätte; hat denn aber Barthel ganz übersehen daß Bitzius mindestens ebenso scharf als Auerbach Opposition macht gegen die Schwächen und Mängel seiner gesetzlichen Obrigkeit? Oder macht Das einen Unterschied daß Bitzius gegen ein radicales Regiment ankämpft?

Unter den übrigen Volksschriftstellern nimmt einen großen Raum und noch überdies eine besondere Beilage Gustav Jahn ein; ich kann auf eine ästhetische Beurtheilung seiner Dichtungen nicht eingehen, da ich sie nur aus der einen hier mitgetheilten, unleugbar schönen Probe kenne; Barthel selbst rühmt vorzugsweise seine religiöse Richtung.

Ich sehe aber daß ich mich allmälig kürzer fassen muß: ich referire deshalb blos daß in der achten Vorlesung Freiligrath, in der neunten Kopisch und Lenau, in der zehnten Anastasius Grün und Friedrich Halm an die Reihe kommen. Die lyrische Schwächlichkeit und Haltlosigkeit der Halm'schen Dramen wird gut bloßgelegt, zu wenig aber das übertriebene Haschen nach Bildern bei den östreichischen Lyrikern gerügt, ja die Lerchen, die Lenau „als Singraketen in die Luft schleudert", scheinen sogar für eine poetische Schönheit ausgegeben zu werden.

Die elfte Vorlesung beschäftigt sich mit Herwegh, Prutz und Hoffmann von Fallersleben. Es ist seit der famosen Spritzledergeschichte keine Kunst mehr über Herwegh's Poesie, die schon mit dem zweiten Bande des „Lebendigen" in Verfall gerieth, den Stab zu brechen; es ist eben offenbar geworden daß sein Talent ein reinformelles, mithin einer fortschreitenden Entwickelung unfähiges war, die man nach dem ersten Bande seiner Gedichte wol erwarten mochte. Sehr richtig wird bei Hoffmann seine köstliche Liederdichtung von seinen politischen Reimereien geschieden, die ich freilich vom ästhetischen Standpunkte aus weniger ihres oppositionnellen Inhalts wegen verwerfe als deshalb, weil ihr Verfasser in den Irrthum verfallen ist Witz und sogar faden Witz für Poesie zu halten. Unbillig wird Prutz behandelt, wie schon die ihm zwischen den beiden eben genannten Dichtern angewiesene Stellung beweist. Prutz kann nur richtig beurtheilt werden wenn man seine gesammte literarische Thätigkeit ins Auge faßt; dann fällt der Schwerpunkt offenbar in seine wissenschaftliche Thätigkeit, die umsomehr in das Gebiet der Nationalliteratur gezogen werden darf, da sie fast ausschließlich vaterländischen Stoffen zugewendet ist, und die große Aufgabe, die Wissenschaft mit der Gegenwart und ihren geistigen Strömungen in lebendige Verbindung zu setzen, auf eine Weise löst wie sie Wenigen gelungen ist. Seine Poesien, mit Ausnahme der „Wochenstube", die selbst Barthel einigen Beifall abzwingt, sind mehr dilettantischer Natur, und selbst seine beiden historischen Dramen dringen zu recht frischer dichterischer Unmittelbarkeit nicht hindurch, zeichnen sich aber durch formelle Abrundung und würdige Auffassung ihrer Vorwürfe aus.

So sind wir denn bei der letzten Vorlesung angelangt: ein Anhang zu derselben führt eine Reihe von literarischen Frauen auf; hier ist es ungerecht, wenn Charlotte Stieglitz für das verkehrte Buch, in welchem Theodor Mundt ihre geheimsten Aufzeichnungen an das Licht der Welt gezogen hat, verantwortlich gemacht wird. Inconsequent ist das Lob welches den Lustspielen der pseudonymen „Amalie Heiter" gespendet wird insofern als dieselben doch nur eine geschickte Erneuerung Iffland's sind, welcher gleich in der ersten Vorlesung schlecht wegkommt.

Etwas ausführlicher muß ich endlich noch den übrigen Inhalt der zwölften Vorlesung besprechen, der sich ausschließlich mit Geibel und Redwitz beschäftigt. Von diesen beiden Dichtern hofft Barthel eine neue Zukunft der deutschen Poesie. Es heißt hier (S. 408):

> Geibel bleibt, was unsere Poesie betrifft, die Hoffnung unserer Tage.... Doch schon taucht aus unserer untröstlichen Zeit eine zweite, ebenso hoffnungsreiche, wenn nicht noch hoffnungsreichere Dichtergröße hervor, die mir nebst Geibel als der sicherste Bürge einer schönern Zukunft unserer Poesie erscheint. Es ist der Sänger der „Amaranth".

Wer sollte nicht gern und freudig in das Lob Geibel's einstimmen? Wer hätte sich nicht an seinem anmuthigen, frischen und reinen Liederklang erquickt? Aber der Heiland der uns eine neue Zeit hervorzaubert ist er bei alledem nicht. So vielseitig und so werthvoll in jeder Richtung seine Lieder sind, so schlägt er doch einen wesentlich neuen Ton nirgend an, den man nicht schon sonst bei Uhland, oder bei W. Müller, oder einem der andern Sangesmeister fände; er ist keine der geistesmächtigen schöpferischen Naturen die noch nicht Dagewesenes mit einem Schlage fertig hinstellen und ein Vorbild sind für kommende Geschlechter. Daß ihm die Kraft wahrhaft lebenskräftiger Gestaltung abgeht, zeigte schon 1844 sein lyrisch verschwimmendes Trauerspiel „König Roderich"; mag dasselbe immerhin eine Jugendarbeit gewesen sein, eine wahre Kraftnatur verräth sich auch in einer solchen wenigstens durch ihre Fehler. Barthel hat deshalb nicht wohlgethan für Geibel eine Stellung in Anspruch zu nehmen die nur zur Folge haben könnte die in Wahrheit vorhandenen reichen Schönheiten seiner Dichtung verkennen zu lassen; man lasse ihm den Ruhm unter den lebenden und thätigen Lyrikern den ersten Ehrenkranz zu verdienen: der Herold einer neuen Zeit ist er nicht.

Denselben Fehler wie bei Geibel begeht Barthel in noch weit höherm Grade bei Redwitz, den er sogar über Geibel zu stellen geneigt ist. Ich bemerke hier gleich daß auch ich in der „Amaranth" eine seltene Fülle der lieblichsten Einzelheiten finde, eine Naturmalerei wie sie wenigen Dichtern geglückt ist, eine Zartheit, Innigkeit und Reinheit die ihrem Urheber den echten Dichternamen mit vollstem Rechte einträgt; aber als Ganzes ist das Gedicht, wenn nicht geradehin verfehlt, doch vielfach mangelhaft, und noch weit weniger kann es als ein die Zukunft der deutschen Dichtung bestimmendes oder auch nur lenkendes Werk angesehen werden. Barthel sagt (S. 412):

Nie hat mich ein Dichter so wunderbar gemahnt an die große Sängertrias des deutschen Mittelalters als dieser. In ihm scheint sie wie in einer Person wiedererwacht und verjüngt.

Diese Behauptung ist erstens unrichtig: denn es fehlt diesem Dichter dazu vor allem Wolfram's heller Mannesmuth, und sein „Jung Walther" zeigt die wesentliche Mannestugend des Heldenthums nur in zwei Zeilen hinter den Coulissen. Wäre aber jene Behauptung auch wahr, so wäre damit wenig gewonnen, denn eine kranke Zeit wird nicht dadurch geheilt daß man sie um einige Jahrhunderte zurückschraubt und des Mittelalters mondbeglänzte Zaubernacht in der alten Pracht aufsteigen läßt, sondern dadurch daß man die stockenden Säfte anregt zu neuem Umlauf und zu frischer Entwickelung, die neue Blüten und neue Früchte zu zeitigen vermag wie eine neue Zeit sie fodert. Redwitz aber führt schnurstracks zurück in das Mittelalter; wol vermag er durch seine dichterische Begabung es reizend genug erscheinen zu lassen, aber zu einer neuen Zeit die die Gegenwart kräftigen und veredeln könnte wird es dadurch immer nicht. Abgesehen von dieser Richtung bietet auch die Anlage des Gedichts mancherlei Verfehltes. Jung Walther, dem es durchaus an Männlichkeit gebricht, hat die gottlose Ghismonda gut verschmähen, da eine andere Liebe sein Herz bereits erfüllt, und die Erinnerung an Amaranth ist es denn auch nicht zum geringsten Theile die ihn mit der Italienerin brechen läßt, und dieser Bruch ist zuletzt nicht einmal sein eigenes Werk, sondern im entscheidenden Augenblick muß ihm der Priester dazu verhelfen. Freilich wird ein katholisirender Geschmack eben daran Gefallen finden daß nicht das eigene Herz Walther's den Kampf durchkämpft, sondern der Vertreter der Kirche den Knoten löst, aber es gehört eben auch diese Art von specifischem Geschmack dazu. Dieser katholisirenden Richtung entspricht es überhaupt daß von einem innern Seelenkampfe Walther's wenig oder gar nicht die Rede ist, der doch allein zum wahren Siege und zur bleibenden Ruhe zu führen vermag. Sind so an der „Amaranth" als Ganzem ebenso ästhetische als religiöse Ausstellungen zu machen, so verleitet das Lob derselben Barthel zu verschiedenen Widersprüchen: er verwirft alle Tendenzpoesie und doch ist die poetische Vorrede, Widmung und Nachrede zur „Amaranth" von höchst tendenziöser Breite. Barthel tadelt Lenau, weil dieser seinem Savonarola ein Wort über den modernen Abfall vom Christenthum in Form einer Prophezeiung in den Mund legt, und doch ist Redwitz' Ghismonda Nichts als eine Verkörperung und Verquickung Feuerbach-Aston'scher Lehre, die hier im 12. Jahrhundert mit Fleisch und Bein auftreten soll. Geradezu schwach, poetisch schwach ist im dritten Cyklus der „Amaranth" die religiöse Disputation zwischen Walther und Ghismonda. Wo ein Gedicht so manche Schattenseite hat, wo es dem ganzen, auch dem edelsten Geistesleben der Gegenwart so fremd und abgewandt ist wie „Amaranth", da wird der gerechte Beurtheiler gern die reichen einzelnen Schönheiten desselben anerkennen und sich ihrer herzlich erfreuen, aber nicht Uebertreibungen unterschreiben wie (S. 421):

Redwitz, dieser neueste und hoffnungsreichste Sänger unserer Zeit, den Gott vor Allen berufen zu haben scheint unsere Poesie aus den Banden des Unglaubens zu erlösen und sie freizumachen durch die Wahrheit, die allein freimacht.

Wie Barthel hier viel zu viel gethan hat, so muß ich noch einen Punkt erwähnen wo er zu wenig gethan hat. Mir wenigstens ist es unbegreiflich daß er, der protestantische norddeutsche Theologe, der die Blüte der Poesie in der christlichen Gesinnung sucht, einen Dichter der Neuzeit nicht mit einer Silbe nennt, gar nicht zu kennen oder kennen zu wollen scheint, der wenigstens nach einer Seite hin ganz gewiß zu den Höhepunkten der neuern Poesie gehört; es ist dies Johann Philipp Spitta. Ich wenigstens gestehe offen daß ich die vier Strophen von Spitta's Liede: „Bleibt bei Dem der euretwillen auf die Erde niederkam" rc. nicht für zehn „Amaranthe" weggeben möchte; aber freilich letztere schmeichelt bei allem religiösen Ernst doch durch Wohllaut und Anmuth den Sinnen, während in Spitta der strenge protestantische Gedanke allein herrscht und Etwas mehr verlangt als ein müßiges Versenken in religiöse Empfindeleien und ein werkheiliges Sichabsolvirenlassen durch das Wort des Priesters. So finde ich es denn gar nicht wunderbar daß die „Amaranth" rasch ein Liebling der Modewelt geworden ist, umsomehr aber verdenke ich es Barthel daß er auch nicht mit einem Worte aufmerksamgemacht hat auf den Sänger eines lebendigen, glaubensstarken, thatkräftigen Christenthums. Durch süßsäuselnde Schönrednerei, herrnhutische Gefühlsspielerei und mittelalterliche Unklarheit wird unserer Zeit nicht aufgeholfen; Stahlbäder, womit ich aber nicht etwa eine Säbelherrschaft meine, und bittere Pillen sind nöthig für erschlaffte Nerven; wer aber den Nervenkranken nur auf das sorgfältigste vor jeder kräftigen Erregung hütet, weil sie ihm unbehaglich ist, Der verlängert, ja verewigt sein Leiden.

Ich habe durch vorstehende Recension die Geduld der Leser vielleicht in etwas zu hohem Grade in Anspruch genommen, theils weil mir das Buch um das es sich handelt trotz aller seiner Mängel ein lebhaftes Interesse abgewonnen hat, theils weil es keines der unbedeutendsten Erzeugnisse einer Richtung ist welche gegenwärtig auf allen Gebieten des Lebens Geltung zu erlangen eifrig bemüht ist. Als Resultat meiner eingehenden Prüfung möchte ich Folgendes aufstellen: Allen Denen welche derartige Uebersichten nur lesen um das Gebotene urtheilslos anzunehmen und nachzusprechen kann ich Barthel's Buch nicht als Erkenntnißquelle empfehlen, denn es ist vielfach einseitig und weichlich; allen Denen aber die den Muth, die Kraft und die Einsicht besitzen Alles zu prüfen und das Beste nach eigenem freien Urtheil zu behalten empfehle ich das Buch als eine anziehende, vielfach belehrende und anregende Erkenntnißquelle.

W. A. Passow.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staats und der religiösen Sitte. Von Heinrich Moritz Chalybäus. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.*)

Die religiöse Ethik.

Die Unklarheit und Verworrenheit unserer Tage des Uebergangs und der Gährung tritt kaum anderwärts so deutlich hervor als in der Stellung welche die verschiedenen Parteien sich zur Religion und zum Christenthum geben. Da sind Männer die sich Humanisten nennen, und wenn wir die Selbstsüchtigen abziehen, die als Communistenchefs herrschen und den Andern Arbeit und Genuß dictiren wollen, so finden wir ernste wohlwollende Geister unter ihnen, welche die Freiheit des Menschen in seiner Lostrennung von einem ewigen Gesetz, die Autonomie des Willens in der Verleugnung seines ewigen Lebensgrundes erblicken, welche meinen nur der Atheismus könne uns frei und glücklich machen, indem er den Blick von einem eingebildeten Himmel hinweg auf die Erde und ihre Wirklichkeit richte; sie proclamiren den Sinnengenuß und den Egoismus und wollen doch zur Brüderlichkeit führen, aber sie graben die Wurzel derselben ab, das Gefühl daß ich nicht als Einziger für mich, sondern nur in der Gemeinsamkeit eines großen Ganzen mein Bestehen habe, und daß dessen Wohl und somit auch mein Wohl nur in der Aufrechthaltung des Gebots der Liebe gefunden werden kann: das Christenthum welches dies Gebot der Liebe gibt soll aber ausgerottet werden! Das Humane im Unterschied von dem Brutalen, Bestialischen und blos Natürlichen besteht darin daß der Geist in seiner Freiheit aus dem Mechanismus der Dinge heraustritt, daß er opferlustig über das Sinnliche sich in ein Reich der Ideen erhebt, für sie lebt und wirkt, und wie er Alles in einer höchsten Idee gegründet sieht, so auch sein Denken und Wollen auf diese bezieht. Jene aber leugnen den Geist, leugnen die Freiheit und leugnen Gott, und die Vernunft die sie vom Thier unterscheidet gebrauchen sie um den Begriff des Thiers an die Stelle des Menschen zu setzen. Andere Männer dagegen erblicken in der Religion den einzigen Rettungsanker, aber der Grund ihrer Religiosität ist das Gelüsten nach der Steuerfreiheit der Rittergüter, nach der Sicherung des theuren Geldsacks, den sie zu ihrem eigentlichen Gott gemacht haben; die Priester sollen die großen Polizeidiener sein welche die Masse in Ordnung halten, und gegen den wühlerischen Verstand und die gefahrdrohende Macht des Selbstdenkens soll die Autorität der Kirche durch die Schranken ihres Bekenntnisses einen Damm setzen; nicht durch völlige Aufklärung über sich selbst soll die Vernunft zur Wahrheit gebracht werden — was ist Wahrheit? fragen diese Pilatus mit den Spöttereien des Weltmanns —: das Christenthum, das ein Gottesreich der Freiheit erzielt, soll der Kitt für die Mauersteine einer reactionnairen Zwingburg sein, das Christenthum, das uns nur die Verwalter des zeitlichen Guts zum Besten unserer Mitmenschen nennt, soll Schloß und Riegel sein um den durch die Ausbeutung und den Schweiß der Armen und Verlassenen im Uebermaß gewonnenen Mammon zu sichern. Während Einige die Religion mit Haß verfolgen, sind Andere längst mit ihr fertig geworden, in eigener Bildung über ihre Fabeln hinausgekommen, sodaß sie ihnen ein Object des Erkennens ist wie irgend ein Naturphänomen oder wie irgend eine chinesische Kleiderordnung; noch Andere sehen in der Religion einen Gemüthsdusel, eine Schwäche sich hingebender Gefühle, unverträglich mit der Energie der That und des Gedankens: die Ideentiefe eines Platon und Leibniz, der Glaubensmuth der Glaubensstreiter, der Herzschlag des Volks hat für diese abstracten Literaten keine Bedeutung, und die durch die Religion sieghafte Heldengröße eines Cromwell verschrumpft ihnen zur Pfiffigkeit der Heuchelei.

Wer Freiheit und Ordnung will hat heute dem Umsturz und der Reaction gegenüber einen schweren Stand, aber wie Gideon's kleine Schar die Palme errang, so gehört die Zukunft sicherlich den Wenigen welche der blinden Orthodoxie wie der verwilderten Irreligiosität zum Trotz die Fahne des gottinnigen Wissens und des erkennenden werkthätigen Christenthums hoch emporhalten. In ihrem Dienst arbeiten ihre Gegner, die da zu schieben glauben und geschoben werden. Der Glaubenseifer unserer Tage, und wenn er sich noch so sehr an die Augsburger Confession oder den Katechismus romanus hält, kann weder aus der Geschichte noch aus dem eigenen Ich die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts und die deutsche Philosophie vertilgen, noch kann der Gedanke, der sein eigenes Reich zu erbauen meint, den Bedingungen der Geschichte und den Foderungen des Gefühls sich entziehen. Das Christenthum des Geistes, ein freier Glaube oder eine gläubige Freiheit ist und bleibt Ziel und Aufgabe der Gegenwart.

Ich habe schon in dem ersten Artikel angedeutet daß Chalybäus dies Ziel im Auge hat und ein Mitarbeiter an der Lösung dieser Aufgabe ist; der Kritik seiner Ansichten über Familie und Staat will ich nun noch einige Worte über seine Darstellung der religiösen Sittlichkeit anschließen.

Im Rechtsstaat bleibt immer ein Ungenügen; der Schutz und die Handhabung des Rechts ist eigentlich nur ein Negatives, die Bedingung ohne welche kein freies und menschliches Gemeinleben möglich ist, noch nicht die positive Förderung und Ermöglichung dieses Gemeinlebens für Alle. Deswegen ist auch der Staat von jeher mehr gewesen als der juristische Nationalismus will, und wie ursprünglich seine Einrichtungen mit dem Nimbus göttlicher Heiligkeit und Einsetzung bekleidet sind, so bedarf er immerdar für sein Gedeihen der religiösen Gesinnung seiner Bürger, der religiösen Weihe der wichtigsten Lebensacte. Religion aber ist nur möglich wenn Gott und Mensch selbstbewußte Subjectivitäten

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 105 d. Bl. D. Red.

sind, der Mensch aber zugleich mit Gott in ewiger Wesengemeinschaft steht; das Bewußtsein derselben kann der Mensch sich verdunkeln, wenn er in seinem Willen von Gott sich abkehrt, sie selbst kann er nicht aufheben; aber auch für Gott ist, um das Ziel des Daseins, die Liebeseinigung und Harmonie mit der Welt zu erreichen, die menschliche Freiheit das nothwendige Mittel, weil eben die Menschheit nicht gezwungen, sondern in selbstgewollter Einstimmung sich zu ihm erheben soll. Im Einklang mit solchen Betrachtungen sagt der Verfasser:

Die Religion ist nicht die Abhängigkeit des Menschen von Gott, sondern das Gefühl derselben, setzt also das reale Abhängigkeitsverhältniß als ihre objective Wahrheit voraus, dessen Reflex sie ist; jene Realität und dies Innewerden im Gemüth, das Sein und Bewußtsein davon durchdringen sich im Wesen der Religion, daher sie im Gefühl ist und bleibt, aber auch von diesem Gefühl wieder ein deutliches Bewußtsein, ein bestimmter Begriff, ein entwickeltes Wissen, ja eine Wissenschaft vorhanden sein kann, die doch als die eine Seite nicht mit dem Ganzen der Religion verwechselt werden darf, wenn dieselbe nicht in ein logisches Gedankengewebe verflüchtigt werden soll, welches ebenso wenig für Religion gelten kann als andererseits die bewußtlose reale Abhängigkeit selbst, in welcher auch die Natur vom absoluten Urgrunde steht.

Mit Recht findet Chalybäus das Wesen der Religion in der Versöhnung, in der positiven Liebe; mit Recht findet er dieses in Christi Wort und That begründet; aber wenn er den Heiland als den Mittler zwischen Gott und Menschheit auch ein Mittleres zwischen beiden sein läßt, so muß er selbst eingestehen daß hier ein Wunder und ein mystisches Dunkel walte, das heißt daß seine Darstellung und Auffassung philosophisch ungenügend ist. Ich verweise auf Das was ich über diesen Punkt in mehren meiner „Religiösen Reden" gesagt habe. Allerdings ist dort ein „unvollständiger Auszug" von Weiße's „Leben Jesu" gegeben, wie Weiße in d. Bl. gesagt hat: das heißt ich habe Einiges was diesem geistreichen Forscher eigenthümlich ist dankbar anerkennend aufgenommen, aber dem Ganzen eine originale metaphysische und ethische Begründung gegeben.

Ein schönes Wort von Rothe bahnt den Weg zur christlichen Sittenlehre: „Das Christenthum ist uns immer noch zu sehr blos Religion, während es doch in Wahrheit ein ganzes neues menschliches Leben ist, gerade wie der Erlöser ein ganzer Mensch war und ist." Klar und in freier Uebereinstimmung mit der Bibellehre redet der Verfasser von der Sünde und deren Ueberwindung, und schildert ausführlich den Heilsproceß, um dann aus dem versöhnten Gemüth Demuth, Frömmigkeit, Kirchlichkeit und Grundlage der religiösen Sittlichkeit zu entwickeln.

Das zweite Capitel behandelt die christliche Weisheit im Gemeindeleben, und zwar 1) die unmittelbare Bethätigung des Christenthums in der Familie, 2) die christliche Menschenliebe, 3) die christliche Sitte. Die Liebe stellt sich ihm zunächst als Wohlwollen, Dankbarkeit und Treue dar; aus den höchst anziehenden Erörterungen, die Chalybäus aus der Tiefe seines deutschen Gemüths über die letztere hervorzieht, kann ich mich nicht enthalten Einiges mitzutheilen; es ist interessant zu sehen wie eine Gesinnung die im Mittelalter der Mittelpunkt der Poesie war, auf welcher der Herzensantheil an unserer Dichtung großentheils beruht, jetzt auch in der Wissenschaft zu voller Würdigung kommt.

Nur wo wahre Frömmigkeit lebt, da geht die Sonne der Wahrheit am Horizonte des Geistes niemals unter; wo sie nicht ist, da wechseln Tag und Nacht der sanguinischen Hoffnung und des zweifelnden Kleinmuths. Denn die Menschen sind schwach und ein Wolke der Leidenschaftlichkeit zieht sich auch oft durch das klarste Gemüth. Ueber diesen Wandel muß die Treue erhaben sein, denn eben in der Unwandelbarkeit der Liebesgesinnung besteht sie. Gott ist wahrhaftig und treu, und auch der Erlöser war es in den dunkelsten Momenten der Erdenzeit. Vertrauen zu genießen, Vertrauen hegen zu können und fest in der Treue zu stehen ist ein unendlich werthvoller Trost; die unerschütterliche, nie wankende Treue im Herzen selbst aber eine sittliche Erhabenheit des Gemüths, die, so oft sie auch verkannt, ja verspottet wird, doch über alle Anfechtung hinausragt. Sie ist ein Vertrauen auf die Menschheit, entsprechend dem Vertrauen auf Gott, den Treuen, und seine Wahrhaftigkeit; entgegengesetzt ist ihr die Menschenverachtung, das kleinmüthige Aufgeben des Glaubens an die Verbesserlichkeit der Menschen im Allgemeinen, die Verzweiflung an der Menschheit, die Verstimmung des sogenannten Menschenfeindes. Sowie diese der Tod alles Edeln und Schönen ist, so ist jenes Vertrauen auf die Menschheit, das selbst wieder aus der eigenen Gesinnungstreue entspringt, der Quell aller Begeisterung für das allgemeine Wohl und den endlichen Sieg der Wahrheit, und dieser Glaube ist die christliche Weltansicht.

Chalybäus hätte hier der schönen Strophe gedenken können die Goethe auf Schiller gedichtet; überhaupt würde es ein Gewinn für unsere Ethik sein, wenn sie auf die Darstellung der sittlichen Ideen in der Poesie Rücksicht nähme, wo namentlich Shakspeare eine herrliche Ausbeute gewährt. Jene Strophe lautet:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Auf daß das Gute wachse, wirke, fromme,
Auf daß der Tag dem Edeln endlich komme.

Bei der Betrachtung der thätigen Menschenliebe wird auch der innern Mission gedacht; dann wird die Verträglichkeit besprochen, und hier sind Versöhnlichkeit, christliche Klugheit, Friedfertigkeit einzelne Momente. Man könnte hier wie oft eine andere Ordnung des Stoffs vorschlagen, wird aber hier wie überall tiefgefühlte und feine Bemerkungen finden. Die Klugheit nennt er eine dienende Tugend, aber eine unentbehrliche Dienerin, und setzt hinzu:

Wer sein Leben in der Erinnerung durchgeht wird sich gestehen daß überall da wo ohne seine Schuld ihm Lieblingsplane fehlschlugen und Unternehmungen ganz anders endeten als sie begonnen wurden, der wirkliche Erfolg doch zuletzt mehr zu seinem Heile war als der beabsichtigte gewesen sein würde. Die Philosophie hat es Ironie des Schicksals genannt; der Mensch denkt, Gott lenkt, sagt das Sprüchwort.

Ich füge hinzu: Wer des Daseins Gottes empirisch gewiß sein will, Der achte nur in der angegebenen Weise auf sein eigenes Leben, und er wird innewerden daß

das Schicksal Vorsehung ist, das heißt allgütiger Wille eines wissenden Lenkers aller Dinge. Wenn Wilhelm von Humboldt Recht hat daß die Weltgeschichte nicht ohne eine Weltregierung verständlich ist, so gilt Das auch von der Geschichte jedes einzelnen Menschen; auch sie ist in ihrer Totalität Theodicee. Wenn man aber auch zugeben wollte daß den blindwirkenden Kräften der Natur und ihrer gesetzlichen Nothwendigkeit keine selbstbewußte Intelligenz einzuwohnen und vorzustehen brauchte, so muß diese doch jedenfalls da angenommen werden, wo eine erziehende, leitende Thätigkeit für geistige Wesen und das freie Spiel ihrer Lebenstriebe wahrgenommen wird. Endlich erhält auch noch die Wahrheitsliebe und der Muth im Geltendmachen der Wahrheit seine Stelle hier als Wirkungsweisen der thätigen Menschenliebe.

Die christliche Sitte erscheint als die zu ihrer idealen Wahrheit erhobene Humanität. Das ist der Geist des Christenthums: alles Berechtigte und Naturgemäße zur freien Selbstentfaltung zu entbinden und durch Freilassung in der Liebe zu einem großen Ganzen zu harmonisiren. Ueber die Bildung des sittlichen Geschmacks heißt es unter Anderm: „Gemüthvoll, sinnig und tief ist Alles was christlich schön ist, lieblich und wohllautend; es ist nicht blos eine architektonische, plastische Schönheit der Form." Daran reihen sich Betrachtungen über die Romantik der Ehre und Liebe, über gesellige Vereine, über die Stellung der Frauen, um hier das christliche Gepräge darzuthun; dann darüber daß die Festfeier den ganzen Menschen bedenken soll: der Morgen sei dem Heiligen, der Nachmittag und Abend dem geselligen Verkehr, dem Naturgenuß, der Kunst geweiht. Die Religion der Liebe, heißt es, umzieht die steinernen Träger des Staatsgebäudes überall mit dem Grün ihrer mildthätigen Associationen, sammelt die hingeworfenen Pfennige des natürlichen Mitleids oder auch des Stolzes und die Brosamen des Luxus unverloren zu einem Schatze der weisen Barmherzigkeit, und verwandelt die Moderstätte des hoffnungslosen Elends in eine Besserungsanstalt der Seelen. Dem Krieg der Völker kann sie nicht gebieterisch wehren, wo der Stolz der Machthaber oder die Leidenschaft der Massen ihn aufregt; aber sie wird nicht müde den ewigen Frieden von innen heraus vorzubereiten. Die christliche Wissenschaft erscheint als die freie Aneignung der religiösen Wahrheit durch die menschliche Vernunft; der Geist des Christenthums will eine völlig unbefangene Forschung um der Wahrheit willen; von der wissenschaftlichen Kritik ist kein Dogma ausgenommen, nur die persönliche Gesinnung ist unantastbar.

Das dritte Capitel bespricht die Organisirung der religiösen Gemeinde. Um die christliche Weltansicht und Sitte herrschend zu erhalten bedarf es einer Anstalt der Lehre und des Cultus. Dies ist die Kirche. Wie beim Staat so will Chalybäus auch hier eine gemischte Verfassung, freigewählte Synoden sollen dem Consistorium, Gemeindeglieder dem Geistlichen mitwirkend zur Seite stehen. Das Haupt der Kirche ist Christus; sein Reich soll die Mission über die Erde verbreiten, unter ihm sollen die einzelnen Confessionen zu einem Kirchenbund zusammentreten. Die religiöse Sittlichkeit will das Heil das sie selbst genießt zum Gemeingut machen; sie baut das eigene Wohl, das Recht und seine Ordnungen und die allgemeine Menschenliebe auf die Gottesliebe. Hierin findet Chalybäus das Ziel des Lebens und seines Buchs; wir schließen die Anzeige desselben gern mit seinen eigenen Worten:

Sich in und mit der Gesammtheit glücklich zu fühlen in vereinter Wirksamkeit für sie und versöhnt mit Gott, die Unendlichkeit des ewigen Lebens in ihm, durch ihn, für ihn, den Alliebenden, hoffnungsgewiß vor sich ausgebreitet zu sehen, dieser Ocean der Allgemeinschaft, diese Alles durchklingende Harmonie der Weltseele, in der kein Miston, nichts Vereinzeltes und Verstoßenes mehr ist, ist das Ideal dessen wir uns umsoweniger entschlagen können, je befriedigter wir in uns und in unserm nächsten Kreise sind, das aber auch durch Jedweden unter uns zu seinem Theil mitverwirklicht werden soll, denn es kommt Nichts von selbst, es ist ein Reich der Freiheit.

M. Carriere.

Neue Schriften von Fanny Lewald.

1. Dünen- und Berggeschichten. Erzählungen. Zwei Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1851. 8. 3 Thlr.
2. England und Schottland. Reisetagebuch. Erster Band. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1851. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reichthum der Phantasie, gewandte Scenisirung und Schreibfertigkeit bis zu einem gewissen Punkte, Das war Alles was die Kritik rühmen konnte, sobald sie sich in der Lage befand Arbeiten weiblicher Federn überhaupt anerkennend zu behandeln; auch in den hervorragendsten Fällen blieb die Anerkennung noch mit Recht bei jenen specifisch-weiblichen, einseitigen Geisteslançaden stehen, die schon ihrer schroffen Einseitigkeit wegen als etwas Halbes und Unfertiges zu beleuchten waren und spöttische Seitenhiebe erlaubten. Ueber das Genre, über die engste Situationsmalerei ragte auch, in Deutschland wenigstens, trotz aller Tendenzen keine der Heroinnen hinaus; im Gegentheile besaßen und besitzen sie sogar die Fertigkeit große Stoffe, historische Gemälde in das Genre hinabzuziehen, das Große winzig zu machen und — exempla sunt odiosa — auch das als bedeutend Geborene unter Kleinlichkeiten und Sottisen zu erdrücken. Kommt dazu noch jene Uebertreibewuth die mich bei einer meiner schriftstellernden Landsmänninnen immer glauben macht, es stehe während sie arbeitet ein Gespenst hinter ihrem Stuhle und brülle: „Sei geistreich, sei originell!" — muß man solch forcirten Geist, solche Originale, unnatürliche Wechselbälge und gestelzten Unsinn durch ganze Bände ertragen, so kann es nichts Erklärlicheres geben als daß man immer wieder das alte Anathem gegen die Schriftstellerinnen schleudert, wenn man es auch seit lange schon aus Chevalerie nur in einen Scherz, in eine doppelschneidige Phrase, in einen Witz packt. Fanny Lewald läßt sich aber gar nicht wie eine schreibende Dame behandeln, sie ist frei von der Einseitigkeit und Kleinlich-

keit sowie von allen unliebenswürdigen Schwächen ihrer Schwestern, ohne darum eine einzige liebenswürdig-weibliche Eigenthümlichkeit aufgegeben zu haben. Es ist Dies vor kurzem erst von einem Andern in d. Bl. nachgewiesen worden *), man kann also der Kritik, wenn sie allgemein im Wesentlichen jenes Urtheil zu dem ihrigen macht, keine so grobe Ungalanterie zumuthen galant gegen die Arbeiten der Dame zu sein, weil es eben Arbeiten einer Dame sind. Ei nein, wir werden nöthigenfalls ganz dreist mit der Sonde hineingehen und den Satz in unser Programm aufnehmen daß nur die Galanterie hier ungalant wäre.

Die beiden Bände „Dünen- und Berggeschichten" enthalten vierzehn Erzählungen aus verschiedenen Weltgegenden und von verschiedenem Werthe. Sie erscheinen überaus wichtig für gewisse Eigenschaften der Verfasserin, und will es uns bedünken daß sie gerade in ihrem Nebeneinandersein mehr als irgend ein anderes Werk von Fanny Lewald Zeugniß ablegen für die Intensität der Beobachtungsgabe, die Empfänglichkeit äußern Einflüssen gegenüber, und vor allem für die Fähigkeit den Localtinten Gemäßes zu empfinden und zu erfinden, Eigenschaften die allesammt der Verfasserin in hohem Grade zu Diensten sind. Selbst der fingirte Himmel ist von unabweislicher Wirkung und übt mit seinen Streiflichtern und Schlagschatten den fühlbarsten Einfluß auf die Personen und das Colorit jeder einzelnen Erzählung.

Es weht in der trefflichen Schilderung jener Düne gegenüber dem rothen Felsen von Helgoland Etwas wie feucht-kühle Seeluft, man begreift daß in der Baracke auf dem Sande nur durch nahes Aneinanderrücken, nur durch langathmigen Verkehr eine Art von Behaglichkeit und Comfort möglich wird. So ergibt sich denn aus der bloßen Schilderung des Ortes schon höchst ungezwungen, ja als Bedürfniß jener Anklang an die aufgereihten Perlen des „Dekameron", das Aneinanderfügen der Einzelbilder hat nichts Gemachtes und läßt uns von vornherein ein gernauflauschendes, wohlwollendes Ohr mitbringen. Ob diese einzig passende Exposition die Frucht reiflicher Ueberlegung ist, oder ob sie instinctiv gefunden worden, thut Nichts zur Sache, sie legt immer dasselbe günstige Zeugniß für den künstlerischen Takt der Verfasserin ab, da die Aneinanderfügung der „Berggeschichten" des zweiten Bandes, wo die Umgebung wesentlich andere Foderungen stellte, auch in anderer, dort ebenso angemessener Weise erfolgt. Unverrückbar stand der Verfasserin dort wie hier das Bedürfniß des Einklangs, der Versöhnung von Decoration und Handlung, von Hintergrund und Stafage vor Augen, obgleich naturgemäß gar kein so großer Accent auf den Erzählern liegt. Die Einkleidung in ihrem Ebenmaße ist ein reiner und freiwilliger Act des Kunstsinns und des guten Geschmacks. Wie tief dies Bedürfniß der Harmonie in der Verfasserin liegt und wie es nahebei als dämonischer Zwang auftreten kann, zeigt sich am klarsten in dem Gegensatze von „Des Malers Gefangenschaft" und „Der Geheimrath". Wie lebendig-sprudelnd, wie bestimmtes, warmes Colorit und feste Formen zeigend, wie typisch-italienisch in jedem Zuge ist die erste Geschichte; wie schwertrabend und doch wieder wie vollbackig pretentiös-berlinerisch die zweite! Man merkt daß hier borsdorfer Aepfel die Orangen, der Thiergartenstaub die Pinienschatten parallelisiren. Das Phänomen selbst ist gar nicht nothwendig an den Ort gebunden, aber der Name „Berlin" stand einmal da und gab der Erzählung ihr Gepräge. Uns misfällt diese Geschichte, wir finden die Zeichnung der Geisteszerrüttung nicht geglückt und haben auch sonst noch Mancherlei daran auszusetzen; aber wir müssen gleichwol dies Eingehen der Verfasserin auf den Localton loben, wenn wir auch ihm alle Schuld unsers Misvergnügtseins beimessen. Wie ganz anders sind die Geisteskranken in der Erzählung „Im Irrenhause" gefaßt, aber dort sind wir auch in dem wimmelnd-lebendigen Paris, auf dem wahren Rechtsboden des subjectiven Tollseins. Wir fanden jene Schilderungen meisterlich und von unmittelbarster Treue, während es scheint daß man in Berlin nicht einmal von Herzen wahr verrückt sein kann. Am Ende läßt sich auch der „lateinische" Lucian als ein berliner Irrthum bezeichnen. So Etwas passirt mitunter den allwissenden berliner Doctoren! Wir kamen auch mit solch einem Herrn zusammen, der sich in der Provinz außer unsaglich vielem Andern für einen großen Naturforscher gab, aber nebenbei Marmor für eine tertiäre Formation hielt. Genug hiervon! In seiner Einfachheit rührend und von sicherer Wirkung ist „Der Schiffscapitain". Wir ziehen diese schlichte, kräftige Darstellung eines herben Geschicks und in sich großen Charakters — obgleich wir im voraus wissen daß nicht alle Leser mit uns übereinstimmen werden — der sehr reichen „Geschichte eines Feldzugs", und vor allem dem Tendenzstückchen „Der Zwang" vor. In letzterm macht sich der Zwang der Absicht geltend, verschiebt die Pointe und schraubt die Sachlage, unserer Meinung nach, zur Ungebühr. Die Verfasserin findet, weil sie finden will wo sie sucht. Wir erkennen die Berechtigung des Widerwillens gegen den Zwang der äußern Sitte in vollem Maße an, aber wir glauben nicht daß dieser Widerwille allein hinreiche ein von edlern Naturen innerlich geschlossenes Verhältniß zu lösen, wie denn auch der Glaube an das hergebrachte Bindemittel seinerseits bekanntlich nie im Stande ist einen wahrhaftigen Bund fest zu machen. Auch die tiefern, persönlichern Motive, die uns mit der Thatsache versöhnen sollen, stehen unter dem Einflusse der Absicht und erfüllen darum ihren Zweck nicht wie sie sollten. Die Idee des Ganzen ist wahr, aber die Entwickelung ist zu sehr Relief geblieben, sie hat keinen Rücken und läßt deshalb Bedenken aufkommen. Freilich ist es schwer die Grenze der Macht eines Vorurtheils zu bestimmen das uns wenigstens in der Form eines Vorurtheils nicht beherrscht. Die beiden Märchen sind ihrem Charakter nach sehr verschieden, aber von gleichem poetischen Gehalte. Das erste, eine Votivtafel,

*) Vergl. den Aufsatz: „Fanny Lewald. Ein Literaturbild", von Nr. 308—311 d. Bl. f. 1850. D. Red.

gleicht einer Lotosblüte, die trotz ihrer warmen Farbenpracht und ihrer edel-vollendeten Form, trotz des sanften Wiegens auf weichen Wellen, und trotz des süßbetäubenden Duftes der sie umschwebt, doch so wehmüthig und schmerzlich dareinsieht als wäre sie ein vom Himmel gefallener Stern der sich zu seinen Brüdern hinaufsehnt; das zweite ist ein Gewinde buntblütiger, tausendfarbiger, sprühfroher Arabesken: an den Ranken hängt neckisches Volk, und die Blumen haben statt der Staubgefäße nur Märchengebilde in ihren Kelchen. Das Märchen „Vom Knaben und vom Mädchen" wird in manchem Herzen nachklingen, und hätte „Der junge Weinküfer" vielleicht noch einen drastisch-muthwilligen Schluß, einen Schluß à la Heine erhalten, so wäre die kleine Geschichte erst recht von unwiderstehlichem Reize gewesen. „Zwei Tage in einer kleinen Stadt", wieder ein Beweis für die sorgfältige Beobachtung der Verfasserin, ist bis ins Kleinste hinein voll Lebensberechtigung und so recht vom Blatte abgeschrieben; „Sarah" macht in ihrem Kreise einen fast heldenhaften Eindruck, und sind wir geneigt diese „Novelle" dem „Schiffscapitain" als ebenbürtig an die Seite zu stellen. „Weibliche Erziehung" ist allerdings durch die Situation in der es im Buche erzählt wird zu der theilweisen Skizzenhaftigkeit berechtigt mit der es sich gibt, aber wir sehen nur gegliederte Motive und ein Resultat, während die Bedeutung des Gegenstandes mehr als ein Aperçu, mehr als geätzte Umrisse beanspruchen durfte. Es wäre von Interesse gewesen, zum mindesten als Parabase die positive Ansicht der Verfasserin und ihr System als Paroli für die Negation und den apagogischen Beweis der in der Erzählung gegeben ist kennenzulernen. In „Eine Grisette" fehlt uns in den Details zum ersten mal der sprechend-treue Localton, den wir, von der Verfasserin verwöhnt, freilich ungern, aber doch mit Befriedigung vermissen. Er hätte in seiner Vollständigkeit der deutschen Patentpruderie zu viel Anstoß gegeben. „Geld und Leute" enthält viel Wahres und ist in seinem Gefüge spannend und höchst interessant. Manche Misère unserer gesellschaftlichen Zustände, die Hohlheit der ostensiblen Tugenden, Verbildungen welche die Folgen des Conflicts natürlicher Foderungen und gemachter Verhältnisse sind, der Kampf des Talents gegen Philister aller Art, wahre Sittlichkeit gegen recipirte Unsitte im Nachtheile, Das sind die Elemente aus denen sich ein lebhaftes Bild zusammenstellt. Spitzt sich die Erzählung auch etwas abenteuerlich-schroff zu, man fühlt doch daß ihre Wurzel im Boden der Wirklichkeit festsitzt. Den Schluß des ganzen Werks bildet wieder ein ganz allerliebstes Märchen für erwachsene Kinder, das mit den andern beiden zugleich unwillkürlich den Wunsch regemacht, die fleißige Verfasserin möchte uns eine größere Reihe solcher poetisch-phantastischen Schöpfungen geben. Wir meinen daß durch eine solche Spende die fremden, so sehr beliebten und doch herzlich eintönig-quietistischen Märchen Andersen's vollkommen entbehrlich würden. Es gibt ein Publicum für Märchen und wird immer eins geben, warum sollte Dies nicht auch, zumal wo natürliche Begabung dahin drängt, berücksichtigt werden dürfen?

Wenig wäre hier von männlicher Feder anders geschrieben worden, da wir es aber doch nun mit einer Dame zu thun haben, muß als besonders rühmlich hervorgehoben werden daß nicht die Spur jener überflüssigen Masse schmückender Beiwörter da ist, die den Damen in der Regel wie die Frösche an der Tafel Pharao's zu Dutzenden auf jede Seite springen; es muß ferner erwähnt werden daß alles falsche Pathos vermieden worden, und daß endlich jene Einfachheit die eine Frucht der Sicherheit ist sich allenthalben angenehm zur Geltung bringt. Die Lesewelt wird diese beiden Bände freundlich willkommen heißen.

Das „Reisetagebuch aus England" ist um so interessanter als es das oben besprochene Vertrautwerden mit Localeigenthümlichkeiten selbst als etwas Werdendes zeigt. Dies minutiöse Beobachten, dies Notizensammeln und Aufmerken auf tausend Dinge an denen Andere unberührt vorübergehen, diese allenthalben haftenden Blicke klären uns das Räthsel vollständig auf. Und mehr noch als Das, wir fühlen uns von der Wahrheit getroffen: daß in solcher Weise aufmerksam doch wieder nur eine Dame sein könne. Aber die Dame macht hierbei nur ihre nutzbringenden, liebenswürdigen und fruchtbaren Eigenthümlichkeiten geltend, sie ist ehrlich genug zu gestehen wo eine Lücke in ihren Kenntnissen das tiefere Eindringen hindert, und endlich liefert sie den unumstößlichen Beweis daß ein nicht geringes Wissen, klares Ueberschauen bunter Lebensverhältnisse, ein geübtes Auge und ein reifes Urtheil über Gegenstände der Kunst wie der Oeffentlichkeit sich ganz gut mit specifisch-weiblichen Eigenschaften vertrage, ja diese letztern selbst erst im vollsten Maße ausbeutbar mache. Der Band ist reich an guten, neuen und interessanten Bemerkungen über London, seine Bewohner, seine Schätze und seine Finsternisse. Das Inhaltsverzeichniß verspricht viel, ich darf dem Leser noch mehr versprechen, und bedauere nur daß der Raum nicht eine Reihe von Auszügen verstattet. Einzelne Schilderungen dürften schwer übertroffen werden, wie denn überhaupt, wenn es möglich wäre den Totaleindruck der Weltstadt in ein Buch zu bannen, diese Skizzen nach gewisser Seite hin der Lösung der Aufgabe sehr nahe kämen. Das Reinsubjective darin kündigt sich gleich selbst als solches an, kann also weder misverstanden werden noch zu Misverständnissen Veranlassung geben. Auch dies Werk darf nach bestem Wissen warm empfohlen werden. **Max Waldau.**

Diotima. Die Idee des Schönen. Philosophische Briefe von **Kuno Fischer**. Pforzheim, Flammer und Hofmann. 1849. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Begriff der Aesthetik, sowie die Art sie zu behandeln, hat, seitdem man in Deutschland theoretische Aesthetik kennt, bedeutende Wandelungen erfahren. Baumgarten wies in seiner „Encyklopädie der Wissenschaften" der Aesthetik eine unterge-

ordnete Stelle an; er sagte nämlich: das Schöne wende sich nur an die Sinnlichkeit des Menschen, an sein Sinnlichkeits- und Empfindungsvermögen, daher habe auch die Aesthetik einen viel geringern Werth und Rang als die Logik, die ja doch die eigentliche Wissenschaft des Verstandes und des Denkens sei. Kant behandelt die Aesthetik als eine Kritik des Geschmacks, als Geschmackslehre; die Werke von Krug, von Heidenreich, die Lehrbücher von Bürger, von Grohmann und Andern stützen sich auf Kant'sche Grundsätze, und bis auf diesen Augenblick sind Viele in Deutschland über die Kant'sche Ansicht noch immer nicht hinausgekommen, selbst nachdem Lessing und Winckelmann Vorbilder gewesen waren, nachdem Herder, Schelling, Solger und Hegel die Speculation in neue Bahnen gewiesen haben, und nachdem Jean Paul den Reichthum seiner Anschauung und die Schärfe seiner Beobachtung und seines Raisonnement in seiner „Vorschule" uns bewundern ließ. Ich will hier nicht weiter über die Bestrebungen die Aesthetik mit der christlichen Weltanschauung zu verbinden sprechen. So wenig es geleugnet werden kann daß, um mit einem Worte des geistreichen Kuno Fischer zu sprechen, nur aus der Immanenz des Göttlichen in der Welt das Schöne erklärt werden kann: ebenso gewiß scheint es nicht die richtige Ansicht zu sein das Gebiet des Schönen mit dem speciell Christlichen abmarken zu wollen, schon deshalb weil man ja sonst dem Antiken die größte Gewalt anthun müßte um es nicht direct vom Kreise des Schönen auszuschließen. Doch hier ist uns nicht der Raum vergönnt uns vollständig darüber aussprechen zu können. Die Werke der hierhergehörenden Schriftsteller haben den innern Ausbau der Aesthetik zu ehrenhaft gefördert als daß ich mir gestatten möchte über ihr Princip zu urtheilen, ohne mein Urtheil vollständig begründet zu haben.

Trotz aller dieser Bemühungen und Studien ausgezeichneter Geister hört man doch noch oder erfährt man doch noch praktisch den alten dummen Zweifel an dem Nutzen der Aesthetik. Als im Jahr 1740 Breitinger's „Kritische Dichtkunst" erschien, da that Gottsched den Mund sehr weit auf und sagte immer wieder und noch ein mal: aus dem Buche lerne auch nicht Einer eine Ode, oder Cantate, oder ein rechtschaffenes Carmen machen. Im Gegensatz gegen diesen und ähnliche Aussprüche von heute hört man oftmals die Behauptung aussprechen: das Schaffen eines Kunstwerks sei eine Art raptus, wozu der Künstler der Aesthetik nicht bedürfe, und in welchen diese trockene Wissenschaft ihn schwerlich jemals versetzen werde. Allein in dem einen wie in dem andern Falle scheint man zu sagen: die Aesthetik befähigt entweder zur Kunstschöpfung, oder sie befähigt nicht dazu; im ersten Falle ist sie nützlich, im zweiten dagegen unnütz. Indeß es waltet ein großer Unterschied ob zwischen dem Verständniß und der Ausführung, was ja das Wort Kunst schon ausdrückt, indem es von „können" abzuleiten ist. Allein ganz abgesehen davon daß ein Werk und eine Arbeit des Geistes nie nach äußerm Nutzen beurtheilt werden kann, so sind die Wirkungen der Aesthetik durchgreifend und erfolgreich genug in mannichfacher Weise.

Der Werth, ich darf sagen, die Würde der Aesthetik liegt darin daß sie eine Wissenschaft ist, und zwar eine philosophische Wissenschaft, das heißt eine solche die sich mit einer Idee beschäftigt welche dem Menschengeist ursprünglich eigen ist, ohne die der Menschengeist gar nicht Menschengeist wäre. Der Zweck der Aesthetik ist kein anderer als die Idee des Schönen dem Bewußtsein näherzubringen, sie zu erhellen und zu vollenden in allen ihren Gradiationen. Goethe sagt einmal in „Wilhelm Meister": „Die Menschen glauben die Organe ein Kunstwerk zu genießen bildeten sich ebenso von selbst aus wie die Zunge und der Gaumen; man urtheilt über ein Kunstwerk wie über eine Speise, und man begreift nicht was für eine andere Cultur es bedarf um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben." Mit diesem Goethe'schen Ausspruche steht es gewiß in Harmonie wenn ich behaupte daß die Aesthetik das Interesse von Allem was auf dem Gebiete des Schönen liegt steigert, daß sie das Urtheil über das Schöne, über Producte der schönen Kunst leitet, stützt, begründet, daß endlich wenn sie auch nicht befähigen kann eine Kunstschöpfung hervorzubringen, weil Theorie und Praxis zwei getrennte Gebiete sind, sie doch den Kunstverstand läutert, vor Abirrungen des Geschmacks warnt und bewahrt, mit Einem Worte die Aesthetik, als eine Wissenschaft die sich mit einer ursprünglichen Idee des Menschengeistes beschäftigt, wirkt dahin daß der Menschengeist zur vollen Herrschaft gelange. Wo aber der Geist herrscht da werden alle niedern Gebiete des Lebens in ihren rechten Grenzen gehalten; da kann das Gemeine, das Unwahre, da kann die ganze nichtige Wahnwelt sich nicht zur Geltung bringen, da gelingt es der Lüge nicht sich für Wahrheit, dem Schein nicht sich für Wesen, der Grobheit nicht sich für Kraft, der Infamie nicht sich für Schärfe, der Oberflächlichkeit nicht sich für genügend auszugeben. Wie hätte Lessing überzeugen, wie hätte Winckelmann belehren und hinreißen können, wie hätte der elende Klotz gründlich besiegt und der dürre Nicolai in seiner ganzen Armseligkeit bloßgestellt werden können, wenn nicht Aesthetik die Urtheile begründet und gestützt hätte. Wie sollte man noch heute, um nur einen Punkt zu bezeichnen, die Arroganz der Künstler in die rechten Schranken weisen können, wie die Haltungslosigkeit und Fadheit falscher Kritiker überzeugend darthun, wenn nicht Aesthetik das Denken geschärft, das Gefühl verfeinert, die Empfänglichkeit erhöht, kurz den Geist für Aufnehmen und Beurtheilen des Schönen gekräftigt hätte.

Es ist der alte dumme Irrthum, den man noch jetzt bisweilen vorbringen hört, daß die Aesthetik eigentlich eine ganz willkürliche Zusammenstellung von Definitionen, Observationen, Axiomen, Traditionen und Aphorismen über Kunst, Kunstschöpfung, Kunstdarstellung und Künstlersinn sei. Im Gegentheil, die Aesthetik ist ein nothwendiger Theil der Philosophie. Alle Philosophie nämlich geht aus von dem Gedanken des Absoluten. Das Absolute oder das Vollkommene in Beziehung auf den Verstand ist die vollendete Uebereinstimmung von Gedanke und Gegenstand, was wir das Wahre nennen; das Absolute oder das Vollkommene in Beziehung auf den Willen ist die vollkommene Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Handeln, was wir das Gute nennen; das Absolute oder das Vollkommene in Beziehung auf das Gefühl ist die vollkommene Uebereinstimmung des Gedankens mit der Form, was wir das Schöne nennen. Somit erzielt sich aus dem Begriffe des Absoluten selbst daß die ganze Philosophie in drei Theile zerfällt, nämlich in theoretische Philosophie, praktische Philosophie und ästhetische Philosophie. Wenn es also klar ist daß die Aesthetik ein wesentlicher Theil der Philosophie sei, so liegt darin ihre innere Berechtigung und es ist unstatthaft aus irgend einer Aeußerlichkeit ihr Bestehen und ihre Fortbildung rechtfertigen zu wollen. Der Verfasser des obenangezeigten Buchs spricht sich in der Einleitung über die Nothwendigkeit des freien Wissens, oder der Philosophie, höchst geistreich und mit so siegender Wahrheit aus daß wir es wol begreifen wie alte bestaubte Perücken und Zöpfe beben und wackeln mögen, wenn Fischer ebenso wahr als schlagend beweist daß der Geist des Menschen nur im Gedanken, nur im freien Wissen, das heißt in der Philosophie, sich vollkommen befriedigt. „Alle schönen, sittlichen Verhältnisse", sagt Fischer, „die Liebe, die Freundschaft, die Familie gelten immer nur für bestimmte Personen; die Befriedigung die sie gewähren ist nur für diese und keine andern Individuen; sie können deshalb den Geist selbst nicht wirklich erfüllen, denn in der Vernunft, im selbstbewußten Geiste, sind alle Menschen gleich, aber in der Empfindung sind sie verschieden. Außerdem sind diese Verhältnisse nur Punkte im Weltall; es ist deshalb nicht möglich daß sie die Welt im Ernst erschöpfen können, sie sind dem Schicksale des Endlichen, dem Loose des Schönen ausgesetzt, und weil sie Dies sind, kann sich die Sehnsucht nach dem Ewigen auch hier nicht befriedigen. Sie bedarf weiterer Kreise, der Mensch muß tiefer in die Welt oder tiefer in den eigenen Geist hineingreifen, wenn er an reinerer Quelle den

Durst auf ewig stillen will; ich nenne die sittliche Arbeit im Staat, die ideale Schöpfung der Kunst, die Andacht und Erhebung zu dem Göttlichen, die wir Religion nennen. Der Staatsmann, der Künstler, der Religiöse tritt dem Ewigen immer näher; der Staatsmann trägt ewige Gesetze hinein in das menschliche Leben, um es danach zu regeln; der Künstler stellt das Ewige dar in sinnlicher Erscheinung; der Religiöse sucht sich im Gefühl, im frommen Glauben, mit ihm zu durchdringen. Aber ob sie das Bild von Sais von Angesicht zu Angesicht sehen? Ich glaube der Schleier wird allmälig durchsichtiger, aber er schwindet nicht. Es fehlt das klare, reine Element in dem das Ewige sich ungetrübt spiegelt. Dies Element ist nur der Gedanke, und der Gedanke der sich erkennend auf das Ewige richtet ist die Philosophie. Erst in der Philosophie erhebt sich der Mensch zu dem Bewußtsein der ewigen Nothwendigkeit, und erst in diesem Bewußtsein kann die Geistesfreiheit triumphiren."

Wenn wir nun noch einen Schritt näher an das Fischer'sche Buch hinantreten, so erhebt sich vor allem die Frage: „Hat das Werk die Aesthetik gefördert, führt es die Wissenschaft weiter?" Und wir dürfen diese Frage mit einem freien Ja beantworten.

Zunächst ist die Wissenschaft der Aesthetik in diesem Werke gefördert durch die freiere Form. Fischer vermeidet die Schulterminologien, die Phrasenbildung und alles Formelwesen der Schulphilosophie, während ihm der Reichthum, die Größe und Eigenthümlichkeit seiner Gedanken nicht gestattet in die Trivialität mancher sogenannten populairen Philosophen überzugehen. Fischer's Vortrag verlangt einen Geist der an die Arbeit des Denkens gewöhnt ist, oder der den Willen hat sich daran zu gewöhnen. Man kann sein Buch nicht halb schlafend, halb wachend lesen; es fodert einen lebendigen, mitdenkenden, mitarbeitenden Geist; das Buch fördert die Wissenschaft weil es zu denken zwingt; es ist kein Werk zum Nachschlagen um sich fragmentarisch über ein Wort, einen Ausdruck, einen Begriff zu belehren: wer die Belehrung dieses Werks verlangt, Der muß sie in ihrem Zusammenhange sich anzueignen suchen. Und dieser Zusammenhang ist so geschlossen, so fest, so kräftig, so schön gearbeitet, wie die Ringe eines schimmernden Panzerhemdes.

Noch mehr. Es gibt noch eine andere Beziehung in welcher Fischer's Werk ein Fortschritt der Wissenschaft genannt werden muß; ich meine durch die innige Verbindung in welche der Verfasser die Idee des Schönen mit der Idee des Wahren und des Guten setzt. Diese Verbindung ist nicht wie sie sonst gewöhnlich gemacht wird eine Bemerkung, ein Theorem, sondern sie durchdringt und belebt den ganzen Organismus seines Werks. Die glückliche Wirkung dieser Verbindung zeigt sich, um nur ein Beispiel anzuführen, recht augenfällig in dem Capitel wo von dem Häßlichen gesprochen wird. „Es gibt", sagt unser Verfasser, „innerhalb des Schönen einen Augenblick den wir als das Häßliche empfinden; wir empfinden ihn an der Grenze des Schönen. Wie das Böse in die Erkenntniß der Freiheit, so gehört das Häßliche in die Erkenntniß des Schönen, und wie das Böse nichts Anderes ist als das gewollte Gegentheil des Guten, so ist das Häßliche nur der entschiedene Widerspruch gegen das Schöne. In dem Häßlichen kehrt sich das Schöne scheinbar gegen sich selbst; denn das Häßliche ist in der That ein ebenso ohnmächtiger Widerspruch wie das Böse. Ist das Häßliche ein Zufall der Natur, so ist es vergänglich wie der Zufall überhaupt in dem Reiche des Gesetzes; ist aber das Häßliche die Erscheinung welche wollend dem Ideal widerstrebt, so ist es vergänglich wie das Böse im Reiche der Freiheit. Das Häßliche nun das aus dem widerstrebenden Willen, also aus der Freiheit einer Erscheinung hervorgeht, entspringt doch offenbar aus der Idealität selbst; wie vermöchte es also das Ideale auszulöschen, da es ja erst durch dieses selbst möglich wird? So können wir sagen ist das Häßliche weniger der Gegensatz gegen das Schöne, als sich vielmehr das Schöne im Häßlichen selbst widerspricht: ein Widerspruch der natürlich nur auf einen Augenblick möglich ist."

Noch eine dritte Beziehung müssen wir angeben, in welcher Fischer's Buch ein Fortschritt der Wissenschaft genannt werden muß.

Der Verfasser nämlich will die Aesthetik nicht außerhalb des Lebens stehen lassen, sondern er bezeichnet die Momente scharf wo die Wissenschaft ins Leben hineindringen darf und muß. Während frühere Aesthetiker diese Verbindung nur schwach angedeutet und nur dunkel bezeichnet haben, spricht Fischer sie mit Entschiedenheit aus und begründet sie fest. „Wir wollen", sagt derselbe, „uns nicht damit begnügen daß die Kunst nur an einzelnen Punkten in das Leben eindringt und in einzelnen Seelen eine künstlerische Gemeinschaft erzeugt die sich von dem übrigen Leben absondert. Solche schöne Kreise die sich von dem Volksleben ausscheiden und sich wie die Künstler mehr von ihm emancipiren als aus ihm hervorgehen, sind nur die ersten Anfänge einer schönen Sittlichkeit, nur lose und äußerlich mit dem Ganzen verbunden, nur ein schwacher Abglanz von der Kunst, ohne eigenes Licht; sie bewegen sich um die Künstler, nicht wie freie Planeten, sondern wie selbstlose Trabanten. Diese Kreise der künstlerischen Receptiven, die an zerstreuten und abgelegenen Punkten des sittlichen Lebens entstehen, sind erst die schwachen Uebergänge der Kunst in die Sittlichkeit, nur in den glücklichsten Fällen von dem Enthusiasmus des Schönen getragen, in den meisten nur in der Grenze einer müßigen Schöngeisterei befangen. Das schöne Leben, wie es unwillkürlich aus jener Bildung des Herzens hervorgeht, welche wir die Religion des Schönen nannten, beschränkt sich nicht auf eine schöne Aristokratie die sich nur an dem geliehenen Lichte erwärmt, erschöpft sich nicht in dem ästhetischen Verstande der nur die schönen Gegenstände betrachtet, sondern wie von einem künstlerischen Triebe beseelt, vereinigt es wieder was eine einseitige Religion getrennt und in deren Gefolge ein seelenloses Gemeinwesen zerrissen hat. Und indem so das menschliche Gemüth wieder mit der Schönheit vertraut wird, fällt auch die Scheidewand die bisher die Kunst von dem Leben entfernt hielt. Jene heitere Wechselwirkung zwischen beiden stellt sich von neuem her, und die freie Sittlichkeit die aus einer befreiten und klaren Religion folgt nimmt die Gestalten der Kunst gern und willig in sich auf. Ich sehe nicht was die lebendige Oscillation zwischen Kunst und Leben noch hemmen sollte, wenn der sittliche Geist wieder erwacht und der Flug der menschlichen Seele wieder gelöst ist durch den Enthusiasmus des Göttlichen. Und dieser Enthusiasmus, welcher das Selbstgefühl des Menschen nicht erdrückt, sondern steigert, indem er es zur Gegenwart des Göttlichen erhebt, ist von selbst die Religion des Schönen, da in ihm das Geistige aufs vollkommenste mit dem Sinnlichen vereinigt ist. Wie vermöchte sich jetzt noch das Eine dem Andern zu entziehen, oder diese Religion nur ein Eigenthum besonderer Geister zu sein. Sie wird aus schönen Trieben schöne Gestalten, aus schönen Seelen schöne Gespräche erzeugen, und so in maßvollen Ordnungen durch schöne Familien und Gesellschaften zu schönen Gemeinwesen emporsteigen, und der von dem Schönen ergriffenen Menschennatur wird sich auch nicht eine Seele entziehen können."

Noch schärfer erweitert unser Verfasser diese Gedanken, indem er es ausspricht daß das menschliche Glück nur in dem schönen Weltbewußtsein, wie er es nennt, gefunden werden kann. Die Andern die es anderswo suchen dürfen wir belächeln: die Leichtsinnigen die von dem Glück nur einen Augenblick haschen und sich an die Welt zerstreuen, ohne die Welt in sich zu sammeln, und die Sophisten die aus diesem Leichtsinn eine Lehre machen; ferner die Gläubigen die von dem Glück nur träumen wie von einer Hoffnung, und die Schwärmer die aus diesem Traum eine Lehre machen. Denn der Genuß des Augenblicks und ein Traum von der Welt, Das sind die widersprechenden Wege auf denen die Meisten das glückliche Leben suchen, die Einen auf diesem, die Andern auf jenem,

Manche wie Doppelgänger auf beiden. Sie treffen es aber nirgend außer in ihrem Wahne, und wenn sie es doch genießen, so hat das schöne Weltbewußtsein die Befangenen gleichsam wider ihren Willen dazu genöthigt. Denn gegenwärtig ist es in Allen, sodaß es wol bis auf einen gewissen Grad verlängert, aber von Keinem ganz ausgelöscht werden kann; dort leuchtet es wie Oriflamme, hier glüht es wie ein flüchtiger Funken.

Nun hat Referent noch Einiges zu sagen über den Umfang des Fischer'schen Werks.

Die Aesthetik als Wissenschaft ist ein Theil der Philosophie, wie wir oben nachgewiesen haben. Die Aufgabe dieser Wissenschaft ist eine doppelte. Erstens, sie muß die Idee des Schönen dergestalt erhellen daß man ihre Verbindung mit dem Princip der Philosophie einsehe und ihren Inhalt erkenne. Zweitens muß die Aesthetik die allgemeinen Bedingungen des Schönen auf die schönen Objecte in Kunst und Natur übertragen, oder mit denselben vergleichen, zugleich ihren Zusammenhang oder ihre etwanige Differenz nachweisen. Nachdem wir so die doppelte Aufgabe der Aesthetik festgestellt haben, wird es deutlich sein daß die Aesthetik in zwei Theile zerfällt, erstens die allgemeine Aesthetik, zweitens die angewandte Aesthetik, welche man auch wol die Theorie der schönen Künste genannt hat. Hr. Fischer hat aus diesem weiten Gebiete sich für diesmal nur die Aufgabe gewählt die Idee des Schönen darzustellen. Darum macht er mit Recht in seiner Vorrede darauf aufmerksam daß sein Buch nicht eine specielle Aesthetik sei. Alles was in dem Cirkel dieser Aufgabe lag hat der Verfasser in harmonische Verbindung gesetzt; die Methode die derselbe befolgt dürfte mit wenig Worten in ihrer Vortrefflichkeit charakterisirt werden. Fischer gibt nicht das dürre Sparrwerk eines Systems, sondern einen lebendigen Organismus; die Architektonik ist einfach und schön. Der Verfasser sagt stets mit wenig Worten viel; seine Gedanken sprühen über das Maß der Worte hinaus; sein Raisonnement ist streng logisch, seine Beweisführung stringent, il va droit au but, er schlägt sicher ins Centrum, kann man von ihm sagen. Die Diction ist modern, aber niemals oberflächlich, nie coquettirend mit Witz oder Wort. Darum sind die Stellen wo der Ausdruck unwillkürlich erhaben wird, weil der Gedanke erhebend ist, von kräftigster Wirkung.

Ueber den Zweck seiner Schrift spricht der Verfasser selbst deutlich sich aus.

Der Verfasser will das Weltbewußtsein an dem Schönen entwickeln, und wünscht daß alle Strahlen menschlicher Bildung aus diesem Brennpunkte gleichsam entspringen möchten, darum wünscht er für sein Buch sich auch wirkliche Leser, ein Wunsch auf den schon die Inschrift „Diotima" hindeutet. Fischer spricht etwas durchaus zu Billigendes aus wenn er sagt er wolle die Frauen nicht in die philosophische Schule schicken; man kann philosophisch auf die Geister wirken ohne sie zu schulen, und man kann sie von dem Höchsten unterhalten ohne sie nur damit zu vergnügen. Die weibliche Erziehung pflanzt Kenntnisse fort und ein; aber die Aussicht in die ideale Welt, die Beschwingung des Geistes für dieselbe, ist etwas Unbekanntes und meistens Ungeahnetes.

Referent glaubt annehmen zu dürfen Fischer stimme darin ganz mit ihm überein daß die Christinen, die Katharinen, die Schürmann mit aller ihrer Gelehrsamkeit und Cultur doch mehr materiell als spirituell gebildet waren; daß Frau de Tencin, Frau Geoffrin und Fräulein l'Espinasse trotz aller Raisonnements über Poesie und Kunst doch von jener Beflügelung des Geistes Nichts ahneten, zu der die Frauen erhoben werden und sich erheben müssen, wenn ihr Weltbewußtsein an dem Schönen sich entwickelt.

Referent bedauert daß ihm nicht Raum vergönnt ist einzelne Partien dieses trefflichen Werks noch schärfer zu beleuchten, zum Exempel den trefflichen Excurs über die Romantiker, welcher dem Scharfsinnigsten und Gediegensten was über diese Materie gesagt ist mit Recht zur Seite gestellt werden kann.

Fischer stellt die Romantik dar als ein Aufgeben des Ideals und eine Seligsprechung des Genies. Die Willkür des Genies hält sich für losgebunden von dem Weltgesetze und sieht dem Laufe desselben ironisch zu. Das Genie persiflirt das Gesetz und Alle die es anerkennen; es unterscheidet wenig zwischen Denen die es in sittlicher Erkenntniß ausführen und Denen die ihm in gläubiger Gewohnheit gehorchen; die Einen wie die Andern sind untergeordnete Naturen, zu ohnmächtig um die Höhe des Geistes zu erreichen, und zu gemein um den feinen Aether der Ironie zu ertragen. So gründet das Genie ohne die Welt im Ernst zu bekämpfen eine künstlerische Anarchie, aber die Ironie der Kunst gegen die wirkliche Welt ist nur solange möglich als das Ideal und die Welt ihrem innern Wesen nach unversöhnt auseinanderfallen. Man kann die ironische Stimmung des künstlerischen Geistes begreifen, aber man wird weder die Ironie des Ideals noch die des Künstlers aus dem Wesen der Kunst rechtfertigen wollen. Die Kunst hebt die Entzweiung des Ideals und der sinnlichen Erscheinung auf, indem sie das Ideal darstellt. Nur wenn dieses sich gegen die Welt sträubt, sei es daß seine sittliche Größe sich nicht der sinnlichen Berührung, sei es daß die geniale Phantasie sich nicht an die Außenwelt preisgeben will, geräth der künstlerische Geist unwillkürlich in eine ironische Bewegung. Er wird die Versöhnung mit der Welt in einer Art religiöser Ironie suchen, indem er sie aufgibt, wenn ihn die Größe des Ideals zugleich zum Streben begeistert und dem Ziele entrückt; er stellt dann das Ideal nur dar um es verschwinden zu lassen, oder in einer eiteln, ich möchte sagen, diabolischen Ironie wird er den Sophisten unter dem Scheine des Weltmanns spielen, wenn ihn die Phantasie selbstsüchtig sowol gegen das Ideal als gegen die Welt stimmt. Die religiöse Ironie ist der Schein des Ideals, die geniale nur das Ideal des Scheins; die Kunst ist für jene noch eine Sache der Menschheit, für diese nur eine Sache des Künstlers. Ist die Kunst die sinnliche Idealwelt, so ist sie auch die ideale Sinnenwelt, und die künstlerische Wirklichkeit schwebt nicht blos träumerisch an der gewöhnlichen vorüber, sie ist die ästhetische Aufklärung der wirklichen Welt, wie der Staat die sittliche und die Wissenschaft die philosophische ist. Und so berührt sie auch nicht blos in flüchtiger Ironie die in den Kampf der Geschichte und in die Gewohnheit der Natur verflochtene Menschenwelt; sie geht liebevoll auf diese ein und winkt ihr mit leuchtender Hand den Spuren des Ideals zu folgen. Wie sollte man uns zwischen Kunst und Welt noch eine ironische Scheidewand aufbauen, wenn man die innere Gemeinschaft beider und das einstimmige Streben in dem künstlerischen, sittlichen und denkenden Menschengeiste richtig erkannt hat!

Noch Eins müssen wir unserm Verfasser zu Lob erwähnen, das ist seine Milde im Urtheil. In einer Zeit wo der kritische Verstand, also auch die Gerechtigkeit so selten ist, mag man darin wol eine erfreuliche Ausnahme preisen. 53.

Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk. Von Heribert Rau. Heidelberg, Groos. 1850. 8. 1 Thlr.

Die „Illustrirte Zeitung" faßt ihr ganzes Referat über diese Schrift in dem Witz zusammen: „sie enthalte ganz hübsche Donnerkeile eines deutsch-katholischen Menschen." Es mag sein daß die Farben darin oft etwas zu stark aufgetragen sind, auch die Tendenz des Verfassers nur die zu sein scheint das Volk gegen Fürsten, Adel und Pfaffen einzunehmen und mistrauisch zu machen, indem alles Unglück, alle Schmach welche Deutschland von jeher betroffen seinen jeweiligen Häuptern und Staatslenkern zur Last gelegt wird. Indessen dürfte über den Werth einer Schrift dieser Art trotz ihrer Richtung aufs Extreme nicht mit einem Spott hinzugehen sein, welcher der Unmacht einer oft nur allzu gerechten Entrüstung zu gelten

scheint; während die jetzigen Machthaber statt die Lehren der Geschichte zu nützen, eher zeigen, daß sie durch drei Jahre politischer Zerwürfnisse und Erschütterungen Nichts gelernt und Nichts vergessen haben. Und wenn die Hengstenbergianer im Bunde mit den reactionnairen Gewalthabern jetzt von einer Schmach des Jahres 1848 reden; wenn sie die Vernunftansprüche auf Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz als eine Auflehnung gegen Gottes Ordnung, den leidenden Gehorsam als Christenpflicht und die nationale Erhebung im Frühjahr 1848 als Folge dämonischer Einflüsse, als Wirkung eines maßlosen Stolzes und Hochmuths darstellen: sollten da nicht Kundgebungen die vom entgegengesetzten Extrem, wenn es ja ein solches ist, ausgehen, als natürliche Gegenmittel den wahren Freunden eines besonnenen aber ernsten und entschiedenen Fortschritts willkommen sein? Sollte da eine Anfeuerung zur Wachsamkeit aus einem befähigten und begeisterten Munde, welcher in diesem Büchlein spricht, überflüssig erscheinen?

Als ein Pröbchen jener Donnerkeile aber, die wir im Eingang erwähnten, möge hier stehen was sich in dem Abschnitt: „Innere Verhältnisse Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege" (S. 370) findet: „So erwuchs Deutschland der Fluch der stehenden Heere, dieser Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft — diese Schule des Lasters und entehrender Sklaverei — diese Stützen der Tyrannei und Willkür!"

„Und dieser Fluch der stehenden Heere, er ist dir, mein deutsches Volk, bis auf diese Stunde geblieben! — geblieben selbst mitten im Frieden, wo diese Heere in manchen Staaten den dritten Theil aller Staatseinnahmen verschlungen!"

„Wie würden Wohlstand, Sittlichkeit, Aufklärung, Selbstachtung, Volksvertretung und Vaterlandsliebe wachsen, wenn diese unwürdige, alle Menschenrechte verhöhnende Knechtung der Waffenhierarchie aufhörte, indem eine allgemeine Volksbewaffnung — nach altem deutschen Rechte und alter deutscher Sitte — an die Stelle dieser stehenden Heere treten würde!"

Der Verfasser, welcher durch seine auf das Volk berechneten Schriften, z. B. „Allgemeine Kirchengeschichte", „Geschichte des Alten und Neuen Bundes", „Biblische Geschichten", desgleichen durch seine schönwissenschaftlichen Leistungen, z. B. die Romane „Kaiser und Narr", „Thaddäus Kosciuszko", durch eine Abhandlung über Freimaurerei, die „Briefe eines Affen" u. s. w. seinem Namen einen guten Klang verschafft hat, wollte hier nach dem Vorgang seines Geistesverwandten, des vielseitigen Zschokke, und dessen „Geschichten des Schweizerlands für das Schweizervolk", in ähnlicher Weise und Kürze dem Volke Etwas bieten das zu dessen Mündigwerdung beitragen und mittels der unglücklichen Erfahrungen seiner Geschichte es Weisheit lehren sollte für die Zukunft. Wenn sich aber Jemand daran stoßen sollte daß derselbe den Deutsch-Katholiken nicht blos angehört, sondern auch deren Grundsätze mit Wort und Schrift kräftig verficht, so mögen einige darauf bezügliche Anmerkungen umsomehr gestattet sein, als es jetzt unter gelehrten und ungelehrten Mitgliedern der evangelischen Kirche Mode ist diese Religionspartei zu verspotten oder auch scheel anzusehen.

Es ist wahr, die Deutsch-Katholiken zählen keine großen Geister unter sich, noch Leute von hoher Gelehrsamkeit oder erhabener bürgerlicher Stellung, so wenig als Dies einst bei den Katharern, Albigensern, Stedingern, den Brüdern und Schwestern des freien Geistes und vielen ähnlichen Sekten der Fall war, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters der herrschenden Lehre, Kirche und Hierarchie sich widersetzten und zum Theil im Geruch politischer Gefährlichkeit und Ketzerei mit Recht oder Unrecht standen oder sonst zu Extremen hingerissen wurden. Allein keinem Kenner der Kirchengeschichte ist es unbekannt daß solche als Vorläufer der Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts zu betrachten sind, und die in ihnen lebende Idee keine andere war als die des Protestantismus selbst. Die Sekten gingen unter, die Idee blieb, siegte und durchdrang die christliche Welt. Die Genossenschaften welche als Vorläufer einer zweiten Reformation zu betrachten sein dürften werden ein nicht unähnliches Schicksal haben, oder schwach und klein ein kümmerliches Dasein fortführen. Die jetzigen Vertreter des deutsch-katholischen Princips werden dessen Sieg nicht erleben. Johannes Ronge wird als Kukupeter dieser zweiten reformatorischen Bewegung in der Geschichte genannt werden. Aber es möchte wol, um das Bild weiter zu führen, ein Gottfried von Bouillon, ein Balduin von Flandern früher oder später auftreten, die den heiligen Kampf auf großartigere Weise anfangen und mit geordneten Heeresmassen das Werk unternehmen und erfolgreich hinausführen. 57.

Ein neuer und werthvoller Beitrag zur Charakteristik Ludwig Philipp's.

Im Monat November 1848 bereiste ein französischer Schriftsteller, Eduard Lemoine, England. Ohne die flüchtige Königsfamilie während der 18 Jahre der Julireglerung irgendwie kennengelernt zu haben, stellte er sich doch in Claremont vor und ward vom König Ludwig Philipp sehr zuvorkommend empfangen. Lemoine hat diesen Besuch vor ungefähr einem Jahre in einer Broschüre: „Une visite au roi Louis-Philippe", beschrieben. Infolge dieser Veröffentlichung brachte ein Freund der königlichen Familie ihm den Dank des Königs und zugleich dessen Auffoderung ihn bei einem Besuche Londons nicht zu vergessen. Lemoine ward bei diesem zweiten Besuche nicht blos vom Könige, sondern auch von der Königin und den Prinzen zuvorkommend empfangen. Der Erstere sprach vorzüglich über seine Regierung und die Revolution die ihr ein Ende gemacht hat. Diese Gespräche hat Lemoine in einer Broschüre, „Abdication du roi Louis-Philippe, racontée par lui-même", die weniger bekannt sein dürfte als die ersterwähnte, veröffentlicht. Es möge hier auszugsweise ein Stück dieser interessanten Arbeit folgen. Der König hatte ihm zunächst seine Freude darüber ausgedrückt daß er das erste Gespräch so ganz getreu wiedergegeben hatte, fuhr indeß in diesem Lobe nicht fort, sondern meinte daß in einem Punkte die Erzählung nicht ganz genau sei. Lemoine erzählt:

„Sie lassen, sagte er zu mir, mich sagen: «Wenn die Truppen sich ohne Kampf zurückgezogen haben, so ist Dies auf meinen Befehl geschehen.» Dies ist nicht ganz genau; der Marschall Bugeaud hat unter Verantwortlichkeit der constitutionnellen Minister folgenden Befehl gegeben: «Das Feuer hat überall aufzuhören, die Nationalgarde wird den Dienst versehen.» Ich habe auch niemals bedauert daß der Marschall diesen Befehl gegeben hat. Von jeher war mir der Krieg und vor allem der Bürgerkrieg verhaßt; man hatte Recht mich den Friedenskönig um jeden Preis zu nennen... Man hat gesagt die Orleans conspirirten um die verlorene Krone wieder zu erlangen. Das ist nicht wahr. Die Orleans haben weder unter der ersten Republik, noch unter dem Kaiserreich, noch unter der Restauration, noch auch jetzt conspirirt. Sie haben Nichts gethan als abgewartet, Das was ich die «politique d'idonéité» zu nennen pflege. Wenn das Land ihre Dienste begehrt, werden sie nicht fehlen. Meine Söhne haben diese Grundsätze wie ich befolgt. Bei Antwerpen, in S.-Juan d'Ulloa, in Mogador, in Maskara, in Portes-de-Fer, in Konstantine, auf dem Schlachtfelde von Aïn-Taguin sind sie stets bereit gewesen für ihr Vaterland ihr Blut zu vergießen. Ich weiß wohl daß diese Zurückhaltung selbst von den ergebensten Freunden für Gleichgültigkeit angesehen wird, aber ich werde deshalb kein Haar breit von meinen Grundsätzen abweichen."

Als der Verfasser den König zwei Tage darauf besuchte, klagte dieser über seine persönliche Hinfälligkeit. „Ich bin alt, das Unglück hat mich sehr mitgenommen. Ich glaubte mein Vaterland den Revolutionsstürmen für immer entrissen zu haben, und doch hat das Volk von neuem der Anarchie sich in die Arme geworfen unter dem Vorwande sich an einem Könige

zu rächen dem man niemals ein Unrecht hat vorwerfen können; denn ich bin trotz der Verfassung gefallen. Ich hatte dieselben 40 Stimmen Majorität welche 1830 die Regierung Minorität hatte. Ich durfte das Ministerium nicht entlassen, solange es noch die Majorität hatte; ich wäre sonst nicht constitutionneller Regent gewesen. Man sagt mir das Land habe aber die Minister nicht haben mögen. Als wenn Dies nicht von jeher jede Opposition gesagt hätte. Auch zu Pitt sagte sie es als er mit 24 Jahren die Regierung übernahm, und Pitt ließ sich nicht irremachen. Nach 40 Niederlagen binnen drei Monaten (meine Regierung erlitt nicht eine einzige) wollte er wissen ob England so denke wie die Opposition und berief sich auf die Wähler. Und diese waren mit Pitt und Pitt regierte 20 Jahre lang. Ich frage weiter, was ist seit 1848 geschehen was meiner Regierung ein Démenti gäbe? Seit dem Juni 1848 regiert in Frankreich meine Politik wieder. Ich wollte die allmälige Entwickelung der großen Ideen des Jahres 1789 und Vernichtung des revolutionnairen Geistes. Auch das jetzige Ministerium proclamirt sich als Vertheidiger liberaler Doctrinen, erklärt aber der Revolution den Krieg ..."

„Sprechen wir von dem Vergangenen. Meine Freunde haben oft gesagt: «Wenn der König nicht die Reform verweigert hätte, wäre er noch in den Tuilerien.» Ich glaube es nicht. Guizot hatte das Versprechen gegeben sofort zurückzutreten, sobald die Kammer sich gegen ihn erkläre, und verpflichtete sich dafür zu sorgen daß das neue Ministerium sofort ein Reformgesetz einbringe. Das Versprechen war ein Fehler, denn jedes Versprechen hindert in der Politik. Es half aber auch Nichts. Die Opposition, die radicale und die liberale, rief immer fort: «Nieder mit Guizot, der die Reform nicht will!» Was mich anbetrifft, so durchschaute ich daß der Ruf nach Reform nur eine Waffe, ein Vorwand war. Ich war dagegen und erklärte daß ich abtreten würde, sobald die Opposition ans Ruder kommen würde. Denn der constitutionnelle König bleibt nicht wenn ihm sein Gewissen sagt daß er mithelfen soll an dem Unglück seines Landes. Er geht."

„Ach", sagte Lemoine traurig, „Ew. Majestät haben es bewiesen. Als die Opposition die Oberhand bekam, ist der König gegangen."

Bei diesen Worten runzelte der König die Stirn. „Sie sprechen von der Leichtigkeit mit der ich abdankte."

„Allerdings hat sich in Frankreich seit dem Juni 1848 und dem Falle Wiens die Meinung verbreitet daß jede Emeute unterliegen müsse, sobald sie ausdauernd bekämpft werde."

„Wie, selbst wenn die öffentliche Meinung uns verläßt, wenn Alles erschlafft, die Rathgeber der Krone unschlüssig zagen, die Mittel zur Unterdrückung fehlschlagen? ... Auch ich habe meine Junitage gehabt. Am 6. Juni 1832 sagten Laffitte, Arago, Odilon-Barrot zu mir: meine Popularität sei untergraben; sie war es nicht. Am Place du Châtelet war in jedem Winkel eine Barrikade; ich ging mit nur wenigen Begleitern auf sie zu und kein einziger Insurgent drückte ab. Sie riefen: «Bravo, der König!» Damals war die öffentliche Meinung für mich; im Februar 1848 war sie gegen mich ... Aber, sagt man, ich hätte auf Die hören sollen die mir die Vertheidigung anriethen. Wie konnte ich Das, da alle Welt mir die Unmöglichkeit derselben vorstellte und ich Nichts hörte als «Gehen Sie fort!» Und sollte ich trotzdem mich vertheidigen? Mit was? Die Armee allein genügte nicht. Die Nationalgarde, auf die ich mich so gern stützte, hatte mich verlassen. Ich gab den Thron auf, weil der Thron von den Ministern, von meinen Anhängern, von der Nationalgarde aufgegeben war."

„Und setzen wir nun den Fall, der Marschall Bugeaud hätte den Kampf fortgesetzt, das Volk hätte Widerstand geleistet, und nach einem hartnäckigen Kampfe hätte die Insurrection triumphirt. Die Armee wäre decimirt, der König gefallen, seine Familie im Exil oder in den Händen der Sieger. Was hätte Frankreich gesagt? Der Eigensinn eines alten Mannes, der nicht habe nachgeben wollen, habe all das Elend des Bürgerkriegs und der Anarchie verursacht. Und wenn ich Sieger geblieben wäre auf den Trümmern der Barrikaden, den Leichen ihrer Vertheidiger der Belagerungszustand wäre proclamirt, die Kriegsgerichte eingesetzt worden? Frankreich hätte gesagt, ich habe noch nicht genug Blut vom Juni 1832 gehabt, Tausende tapfere Männer seien umgekommen, Tausende in den Kerkern von Doullens und Mont St.-Michel; und dies Alles aus Egoismus und Blutdurst, da doch eine Abdankung und die Einsetzung einer Regentschaft dies Alles hätte abwenden können. Diese Unzufriedenheit wäre gewachsen, und nach drei Monaten eine neue Revolte ausgebrochen. Dann hätten meine besten Freunde gesagt: «Wenn der König im Februar abgedankt hätte, wäre Frankreich jetzt ruhig; jetzt ist es zu spät.» Nein, nein, die Verbannung ist besser für mich als der Sieg ..."

„Während meiner ganzen Regierung bin ich das Opfer jener Waffe gewesen die Voltaire «gedruckte Lüge» nennt; eine Waffe deren Wunden wir heilen weil sie vergiftet sind. Aber der Tag der Wahrheit wird kommen und ist schon gekommen. Ich erinnere nur an die Schätze die ich gesammelt, und an die Geldgier die ich gezeigt. Der Tag an welchem man meine geheimsten Briefe und Papiere veröffentlichte hat mehr gethan meine Politik zu vertheidigen als die glänzendsten Reden meiner Minister vermocht haben. Man hat gesagt daß ich Frankreich compromittirt habe durch meine Liebe zum Frieden. Meine Papiere haben den Beweis geliefert daß ich Frankreich stets den würdigsten Platz in Europa bewahrt habe, selbst wenn ich mit Krieg drohen mußte, ich der Mann des Friedens. Hätte man doch meine ganze diplomatische Correspondenz veröffentlicht, man hätte gesehen mit welcher Entschiedenheit trotz des Widerspruchs der nordischen Mächte Belgien, unser stärkster Wall, constituirt wurde; wie die Belagerung von Antwerpen entschieden war, noch bevor England seine Zustimmung gegeben hatte; wie Ancona besetzt wurde, obwol Metternich erklärte daß ein französischer Soldat in Italien der europäische Krieg wäre; wie das Julikönigthum den drei nordischen Mächten, die in Münchengrätz den Congreß hielten, erklärt daß ein fremdes Regiment in der Schweiz, Belgien oder Piemont sofort die französische Armee über die Grenzen rufen werde. Wie würden meine Papiere die Sprache zeigen welche die französischen Diplomaten in Berlin, Wien, Petersburg und London führten!"

„Man hat mir die spanischen Heirathen vorgeworfen als hätte ich sie aus persönlichem Eigennutz der englischen Allianz vorgezogen. Die englische Allianz! Fürst Metternich hat einmal gesagt: «Die Allianz zwischen England und Frankreich ist eine Nützlichkeitsallianz; aber man bedenke daß die Verbindung des Reiters und des Pferdes auch nützlich ist; schlimm also für diejenige Macht welche das Pferd abgibt.» Und ich wollte der Reiter sein. Das konnte England mir nie verzeihen. Und wo ist mein Egoismus? Als man dem Herzoge von Nemours die belgische Krone anbot, schlug ich sie ebenso aus wie die von Griechenland und Portugal. Ich konnte aber nicht dulden daß ein Koburg auch in Spanien sei, wie er in England, Belgien und Portugal ist. Ein Bourbon, ein Franzose mußte dort sein."

„Ich habe so gehandelt aus Patriotismus, nicht aus Liebe zu meiner Familie. Ein König kann seine Kinder nicht lieben, er muß sie jeder Gefahr aussetzen wenn das Vaterland es verlangt. Meine fünf Söhne haben alle in Afrika geblutet."

„Ich will mich nicht über den Lauf der Dinge beklagen; ich würde die Republik segnen, wenn sie Frankreich glücklich machte. Aber meine Ueberzeugung ist daß kein Volk glücklich ist ohne Stabilität der Regierung, und daß diese nur durch die Erblichkeit des Thrones möglich ist. Auch 1830 habe ich so gedacht. Ich habe die Revolution die mich zum Könige machte beklagt (déploré), denn sie geschah wider meinen Willen. Ich folgte ungern dem Rufe des Vaterlands; ich habe nie auf die Krone gehofft und gewartet. Im Gegentheil warnte ich den

König sein System zu ändern. Er hörte mich nicht. Eines Tags traf ich ihn in Rosny bei der Herzogin von Berri, er antwortete mir auf mein Drängen: die **Kammer** sei an Allem schuld, das Volk denke nicht wie diese. Am 13. oder 14. Juni veröffentlichte der «Moniteur» eine Proclamation des Königs an die Franzosen, welche eine förmliche Berufung ans Volk für die nächsten Wahlen war. Als mich der König sah, fragte er mich, ob ich seine Proclamation gelesen. Ich verneinte, weil ich den König nicht verletzen wollte durch eine andere Ansicht. Er zog aber einen «Moniteur» aus der Tasche und ich las sie. Sie ließ den Staatsstreich im voraus merken. «Nun, was sagen Sie dazu?» fragte mich der König. «Wenn ich fragen darf, von wem ist die Proclamation?» «Mein Gott, alle Welt hat daran geholfen, Polignac, Peyronnet, Chantelauze, ich selbst.» «Dann habe ich einen Satz erkannt der sicher vom Könige ist.» «Und welcher?» fragte mich der König neugierig. «Die Charte und die durch sie begründeten Institutionen aufrechtzuerhalten, war und ist das einzige Ziel meiner Anstrengungen.» «Gleichviel ob der Satz von mir ist oder einem Andern, ich werde ihn aufrechterhalten.» «Ich wünsche dem Könige dazu Glück; denn jede Regierung deren Boden nicht das Gesetz ist ist todt.» «Das heißt», versetzte der König, «ich meine die Charte **mit** Artikel 14.» «In dieser Beziehung bin ich mit Ew. Majestät nicht einverstanden.» «Wie, ist denn Artikel 14 nicht auch ein Theil der Charte?» «Sobald man diesen Artikel richtig auslegt, gewiß, sobald aber die Räthe der Krone in ihm das Recht erblicken wollen durch königliche Ordonnanzen die Landesgesetze ändern zu dürfen, so ist dieser Artikel im Widerspruch mit der Charte, er besteht nicht.» «Er besteht nicht? Nein, nein, Artikel 14 ist die Charte selbst.» «O Sire! mit Artikel 14 gibt es keine Charte und ohne Charte keine Monarchie.» «Sie verstehen ihn nicht, ich verstehe ihn und er wird uns retten!» «Er wird uns verderben!» «Ach gehen Sie», sagte der König lächelnd, «Sie sind ein Revolutionnair.» «Nein, Sire, aber constitutionnell habe ich gelebt, und constitutionnell will ich sterben.» Einige Wochen darauf fiel die Monarchie. Man bot mir **Alles** an. Ich weigerte mich. Da sollte die Republik proclamirt werden. Jetzt entschloß ich mich, denn ich hielt sie für das Unglück Frankreichs. Ich ging auf das Stadthaus. Im Palais-Royal noch fast allein, hatte ich dort eine Armee von Anhängern... Soll ich es bereuen daß ich die Krone angenommen habe? Nein, 18 Jahre eines ehrenvollen Friedens, eines seltenen Glücks sind mein Lohn gewesen. Freilich kam auch ein bitterer Tag als Frankreich rief: «Tolle! tolle! et crucifige illum.»" 13.

Das Ende der Welt.

Das Ende der Welt zu denken bleibt, Alles in Allem genommen, immer ein sehr verwegener Gedanke. Neu ist dieser Gedanke nicht, Das muß zugestanden werden, ja im Grunde ist er der ältesten einer. Der Prophetenzahl die das Ende der Welt vorausverkündigt haben ist Legion: Jünglinge haben davon geträumt und geschwärmt, Dichter haben davon gesungen, alte Weiber haben sich darob gefürchtet u. s. w., aber dennoch, dennoch bleibt es ein entsetzlicher Gedanke und er gewinnt neuwiederkehrend gerade im gegenwärtigen Zeitmoment eine doppelt erschütternde Tragik. Denn der Teufel hat zu keiner Zeit sein ärgeres Spiel gehabt als eben jetzt; abgefallener Geister hat es zu keiner Zeit zahllosere gegeben als es ihrer jetzt gibt; mit der Liebe, bekanntlich der einzigen wahrhaften Centripetalkraft im ewig auseinanderstiebenden Haßgetriebe des Weltalls, war es nie armseliger bestellt als eben jetzt. Dazu werden die Erwerbszweige immer schwieriger, die Kassen immer leerer, die Concurrenz immer stärker, der Glaube immer schwindsüchtiger, die Burg Zion immer wackliger, der Credit immer unsicherer, der Schwindel immer größer: was soll aus dem Allen endlich werden? Es ist wahrlich Niemandem, am wenigsten dem Poeten zu verdenken, wenn auch ihn zuletzt der ungeheure Schwindel faßt, er den Boden unter sich wanken fühlt, und, fortgerissen von seinen schwindeligen Ideen, die in der morschen Zeit keinen Halt mehr finden, es mit grabesdumpfem Eulenruf der abgefallenen Menschheit verkündet: daß ihr Ende nahe herbeigekommen.

Herr Braun von Braunthal ist der Dichter der uns dies Ende aller Dinge nicht sowol prophezeit (à la Adam Müller und Consorten), sondern es vielmehr uns leibhaftig darstellt, es vor unsern Augen **geschehen läßt**.*) Diesem Dichter ist die erhabenste, zugleich schrecklichste Anschauung geworden die einem Dichter werden kann: er hat die Welt und Alles was darinnen ist in Trümmer stürzen sehen, Alles in Nichts zerstäuben sehen, durch Pest, Tod, Krieg, Verheerung, durch Weltorgane, Feuergluten und Wasserfluten. Alles, Alles was der kühnste Adlerflug des Gedankens bisjetzt als die erschaffene Welt begriffen hat, ist „schimmerlose Nacht" geworden, Alles ist in Asche zusammengelodert:

> Tod, Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit,
> Und stoffbefreit die Geister alle, alle
> Um Gott, in Gott, als Gott in Ewigkeit.

Hier hätten wir also den reinen Begriff der Ewigkeit zum ersten mal poetisch-dialektisch zum leibhaften Sein, zur unfehlbaren Anschauung erhoben! Wenn es keine Zeit mehr gibt, wenn aller Stoff aus dem das All bestand niedergeschlagen ist, wenn stofflos alle Geister geworden, und nur noch „Um Gott, in Gott, als Gott" existirt wird, alsdann ist die Ewigkeit zur wirklichen Thatsache geworden, zu etwas Ewigerm kann es nicht kommen, Alles ist Gott und es gibt keine Welt mehr. Ich habe es doch stets behauptet: der Pantheismus ist der Ausgang, die Spitze aller Poesie, nur daß in diesem Sinne, wie von Herrn von Braunthal in seinem Gedicht geschehen, der Pantheismus noch von keinem Denker begriffen war.

Hören wir jetzt in der Kürze wie das Ende der Welt vorsichgeht. Es mögen vielleicht 1000 Jahre nach unserer gegenwärtigen Jahrzahl verflossen sein. Da wo einst „der Alten Welt Beherrsch'rin, die ewig einst genannte" Roma stand, steht jetzt die schöne Stadt Laetitia, die Residenz von ganz Europa, denn Europa ist jetzt unter Eine Herrschaft gebracht, ihr Fürst und Herrscher heißt Terrann, der der Alten Welt gebeut:

> Als Herr, uneingeschränkt in seinem Wollen,
> Auf dem Getrümmer der Vergangenheit —

Terrann ist kein Despot, er ist bereits ein gottgeläuterter, erdenthobener, des schnöden Erdballs und seines morschen Elends überdrüssiger Geist. Der Riesengedanke den er gefaßt ist der: die abgefallene Erde, Satan's Werk, ja mehr noch das ganze Weltall, das durchweg satanischen Ursprungs ist, **systematisch zu zerstören**, damit die von Ewigkeit abgefallenen Geister wieder zu Gott geführt werden. Untergehen muß die ganze Körperwelt, zerbeben muß die ganze Körperschöpfung, damit uns der Himmel nicht verloren bleibe, denn

> Zum Gottbewußtsein muß aus Ebb' und Flut
> Einst jede Menschenseele sich erheben,
> Da selbst der Teufel ist aus Gottes Blut . .

Wie es jetzt mit der Welt und Menschheit steht, ist

> . . . . Nichts von ihr zu hoffen.
> Sie siecht dahin auf eig'ner Fäulniß Pfühl
>
> Und gähnt dem Abgrund zu, der vor ihr offen,
> Gleichgültig für den Teufel, wie für Gott,
> Von Hölle wie von Himmel unbetroffen.
>
> Die längst zur Fabel wurden ihrem Spott.
> In ihr ist alles Geist'gen Keim verdorben,
> Hier liegt sie regungslos, lebendig todt.

*) Das Ende der Welt. Von **Braun von Braunthal**. Wien, Sollinger. 1851. 8. 20 Ngr.

Hier haben wir das Motiv zu dem großen Weltzerstörungsdrama. Wie dies selbst zu vollbringen sei, setzt Terrann seinen beiden Mitverbündeten, den Fürsten Brenno und Athorno auseinander.

Mit einem ungeheuern Act beginnt es. Auf einen Schlag — wie früher einmal, approximativerweise, bei der Sicilischen Vesper — werden alle Frauen hingemordet. So hat das weibliche Geschlecht, dessen Name bekanntlich Gebrechlichkeit ist, sein Geschick erfüllt. Die Leichen alle bleiben unbeerdigt. Dies muß nothwendig eine durchgreifende Pest geben, und

Der gift'ge Moderqualm aus der Verwesung
Ist unsers Freiheitsfestes Opferrauch.

Auf die Pest folgt dann der „große Tod“, der „durch die ganze Welt die Menschen hinmäht“. Im blutigen Bürgerkriege würgt sich die Menschheit weiter. Aber die Leichname der tausend Millionen Hingewürgten bleiben an der freien Luft liegen. Ein Moderduft von tausend Millionen! Daraus erheben sich natürlich Dämpfe, die die Luft „mit Ungewittern schwängern“. Die Erde, nur noch den Stürmen und Thieren preisgegeben, erbebt in ihrem Innersten,

Gedrängt von Wasser, Feuer und Orkan,
Die ungebändigt wüthen da zusammen.

Städte, Wälder sieht man himmelan lodern, bald steht nun Alles in einem großen Brande; die Continente sind nur noch Meere von Flammen. Die Sonne erbleicht; entsetzt starrt der Himmel...

Noch aber ist der Erdbau nicht zerstoßen,
Denn seine Veste blieb noch unverletzt.

Noch ein Jahrzehnd verfließt; jetzt bietet die Erde schon ein anderes Bild dar. Ein ewiger Regen ist darüber ausgegossen, Berge sind in Trümmer gestürzt, Klüfte ausgefüllt,

Die alte Tellus in den schwarzen Schleier
Der Todestrauer zitternd eingehüllt.

Ein organisches Leben gibt es nicht mehr; selbst die „Ungeheuer“ hat der „große Tod“ verschlungen. Von Flut und Feuer vernichtet ist Alles was Menschen schufen; vorbei Alles; „auf dem weiten runden halb aufgelösten Einerlei herrscht rings wilde Sturmnacht“. Wieder vergehen Jahre. Nun gleicht die anscheinend ruhende Erde „einem Krieger der an seinen Wunden verblutet“. Glut und Flut haben „mit wilder Mordgier“ solange in ihr gerast bis sie in sich zerfallen, ein Spiel der Elemente geworden. So spielen die Elemente abermals ein Weilchen mit ihr fort, bis sie nur noch eine „chaotische Leiche“ ist, die verwesend ihre Bahn hinwirbelt:

Todt aber, bringt dem weiten Sternenreiche

Sie rascheres und bess'res Ende dann.
Zerstört in ihr sind die Gesetze alle,
Wonach die Sonne sie gezogen an

Und abgestoßen, und im Donnerschalle
Hinstürzt sie, mit sich reißend ihren Mond,
Durch die Planeten in blitzschnellem Falle

Der Sonne zu, die jetzt vergebens thront,
Denn auch nicht einer ihrer Wandelsterne
Bleibt von dem ungeheuren Schlag verschont.

Sie brechen aus den Bahnen nah' und ferne
Und stürzen sterbend der Gestorb'nen nach
Hin bis zu ihrer Kreise Flammenkerne.

Der mächt'ge Fixstern ringt, doch allgemach
Läßt der Besiegte ab vom Widerstande;
Und kaum daß dieser erst zusammenbrach,

Fliegt hin der Tod durch alle Sternenlande:
Systeme schmettern jetzt Systeme fort;
Gelöst, zerstückt sind alle Daseinsbande

Durch der Gestirne grausen Brudermord;
Die Schöpfung ist vernichtet... (S. 34—36.)

Auf diese Art macht sich das Ende der Welt systematisch, genetisch, unfehlbar. Es ist traurig aber wahr. Die drei Fürsten beschwören diesen Weltvernichtungsbund, und schon im „zweiten Gesange“ sehen wir nach dem vorgesteckten Plane die allgemeine Weltzerstörung mit dem Mord aller Frauen beginnen. Terrann ist der Erste der das Zeichen dazu gibt, indem er sein geliebtes Weib Miranda, nachdem er ihre halb schon gottgeläuterte Seele in die nothwendigen Tiefen seines ungeheuern Plans eingeweiht, mit eigener Hand zur Leiche macht. Es kommt nun Alles so wie Terrann es vorausgesagt. Ein weites Schlachthaus wird Lätitia, Italien, Land auf Land, der ganze Welttheil. Brenno und Athorno tragen Pest und Zerstörung nach Afrika und Asien, und an einem schönen Morgen schwimmt Terrann mit einer Riesenflotte von wol 10,000 Schiffen in gleicher Absicht, die Pest und den „großen Tod“ an Bord, hinüber in die Neue Welt. Auch Dame Hungersnoth, gegen deren Pein die Pestqual Wonne ist, hat das Ihrige dabei gethan. Ein Nachtstück „mit Entsetzen zu schauen“ ist schon der halbe Continent. Für Amerika und Australien ist, wie bemerkt, bereits gesorgt. Satan, er von dem diese Erde ihren Ursprung hat, kann Das natürlich nicht so ruhig mitansehen. Was soll aus ihm werden, wenn diese seine Schöpfung zerbricht? Dies Haus das er so meisterlich gezimmert? Wenn diese ganze Körperwelt zertrümmert, wenn nicht „sein“ Morgen- und Abendroth (ich hätte wirklich nicht gedacht daß die auch mit zu Satan's Requisiten gehörten) mehr glüht? kein Stern mehr durch den Aether schimmert? Alsdann ist Satan allerdings ganz der arme Teufel der er früher war, und ein bischen Einsperrung „in einen Abgrund vielleicht“, ihm längst „vom Augesblitz des ewigen Despoten“ angedroht, ist für ihn nicht so ganz außer Frage zu stellen. Aus diesen Gründen machinirt Satan nach Kräften furchtbar gegen den „letzten Menschen“ der endlich übrigbleibt und naturgemäß Terrann ist. Ein mal hat ihn Satan beinahe:

An eines flammensprüh'nden Abgrunds Saume,

welches unbestreitbar die Hölle, Satan's letztes Refugium, ist. Allerdings ist dieser Gedanke richtig und poetisch: wenn es für den Teufel in der Welt Nichts mehr zu thun gibt, so muß er zurück nach Gehennah, wo man ihn alsdann sitzen sieht:

auf hohem Felsenthrone,
Der scheint aus einem einzigen Rubin,
Umblitzt die Stirne von topas'ner Krone...

Nahe dieser Hölle also steht Terrann; aber dem vom durchsichtigsten Gottesbewußtsein durchläuterten Mensch-Seraph kann kein Teufel mehr Etwas anhaben. Eine Rede nur aus dieses Mensch-Seraph's Munde und Satan muß erbeben auf seinem Rubinenthrone. Denn mit der Muttermilch vergiftet sieht er sich durch den „letzten Erdensohn“, weil dieser ihm, dem Satan selbst, dereinst wenn Alles aus ist und alle Geister stoffbefreit zu Gott hinüberquellen, ihm selbst dann die ewige Seligkeit verheißt. Dieser Geistesschlag ist zu viel für Satan.

Scheu blickt er nach dem letzten Erdensohne,
Deß Antlitz in Verklärung himmlisch strahlt,
Streift vom gesenkten Haupt sich dann die Krone

Und läßt das Scepter sinken. Da durchschallt
Ein Wonneschrei von tausend Millionen
Die Hölle und vom Himmel widerhallt

Jetzt weithin durch des Abgrunds Flammenzonen
Von Myriaden Harfen ein Accord
Als Gruß der Brüder die im Lichte wohnen.

Dies scheint Terrann nah und — sein Geist ist dort. Im sechsten und letzten Gesange schauen wir die „Vollendung“ von alledem. Mit der Oberfläche sind wir fertig; nunmehr geht der Kampf zwischen Feuer und Wasser (bei dem alten Satz von Vulkanismus und Neptunismus hat es also doch sein Bewenden) im Innern der Erde los, der den ekeln leichenhaf-

ten Ball zuletzt aufreiben muß. Der Dichter selbst schaut diesem Kampf im Bauch der Erde, die „Leiche und Grab" zugleich ist, nicht zu. (Es ist auch da nicht viel zu sehen, wo Feuer und Wasser sich durcheinanderwälzen; überdem ist es unnöthig, denn die Agonie sitzt der Erde schon im Herzen. Noch ein Pulsschlag, und ausgebrannt, ausgeflutet stürzt sie dem ersten nächsten Wandelstern in die Arme.) Der allgewaltige Geist führt vielmehr jetzt den Dichter „an des Mondes vulkanenreiche Grenze". Die Schilderung wie es auf dem Mond damals aussah, ist, komisch genommen, trefflich, denn Herr Gruithuisen mit seiner Mondgebäude- und Mondmenschen-Theorie ist darin vollständig widerlegt, und ernst genommen ist sie es auch. Von diesem Standpunkt aus besieht der Dichter die Vollendung des Weltuntergangs, dessen Genesis, schön und feurig geschildert, der Leser selbst auf Seite 173 bis zum Ende nachsehen möge. Noch ein mal, zum letzten mal, durchwehen den Dichter die heiligen Schauer des Weltgeschicks. Der Himmel selbst ist es den er plötzlich erglänzen sieht

Tief, unermeßlich von demant'nem Licht u. s. w.

Legionen Engel durchschweben ihn. Aber Das ist noch nicht der höchste Moment der Anschauung. Wo sich die Rosenthore der Ewigkeit öffnen, darf Gott Vater nicht fehlen:

Du, deren Staub' die Geister all entstammen,
Ich schaute dich!

Aber noch einen erblickt der allem Irdischen entraffte Poet, einen ohne den der absolute Gedanke der Ewigkeit allerdings nicht wohl gefaßt werden kann, dies ist der „hohe Seraph-Satan", der jetzt „verklärt am Throne Gottes steht". Ob der Schöpfer aller Dinge und der verklärte Seraph-Satan sich in Ewigkeit in ihrer Souverainetät sofort behaupten werden, bleibt dahingestellt, da „den stoffbefreiten Geistern" allen doch ein mal für alle mal die um-gottheitliche, in-gottheitliche und als-gottheitliche Existenz garantirt ist.

So endet nun der poetische Pantheismus des Herrn von Braunthal. Die Dichtung selbst nehme ich vorläufig vom Standpunkte des Ernstes. So nur ist sie ein Zeichen der Zeit. Anders genommen wäre sie eine Don-Quixoterie und Narrheit. 65.

Die pariser Polizei vor der ersten Revolution.

Keine moderne Institution bietet so merkwürdigen Stoff zur Betrachtung als die pariser Polizei. Wir finden Spuren von ihr auf den frühesten Seiten der französischen Geschichte. Unter Ludwig IX. führte Estienne Boylesve einen Polizeicode ein, welcher beibehalten blieb bis ihn der berüchtigte Tristan verbesserte, und die Basis zu all den Gräueln legte die diese Anstalt bald zum Schauder und zur Geißel machten. Er und Ludwig XI. erfanden das Postwesen blos als eine sichere und raschere Weise das Volk auszuspähen, wozu Katharina von Medici noch Erweiterungen lieferte. Von da bis zur Regierung Ludwig's XIV. erwies sich die von der Ligue entsittlichte und abgebrochene Institution ohne Macht und Achtung. Einige erbärmliche „Archers", einzig aus selbstsüchtigen Beweggründen handelnd, jagten oder beschützten, jenachdem sie bezahlt waren, die Räuber. An jeder Straßenecke befanden sich schwere Ketten, welche beim ersten Alarm gesperrt wurden. Jedes Haus hatte zur Vertheidigung Schießlöcher. Alles Dies nicht gegen einen fremden Feind, sondern nur gegen Uebelthäter.

Der erste Lieutenant-général der Polizei ward unter der Regierung Ludwig's XIV. erwählt, und hieß Gabriel Nicolas de la Reynie. Trotz der Größe dieses Herrschers, seinem Geschmacke für Kunst und Literatur und den allgemeinen Erfolgen Frankreichs steckte Paris voll Barbarei. Der „Cour des miracles", Dunkelheit, Schmuz, Mord und Straßenplünderung bei Tag und Nacht, bestätigten Boileau's Wort: daß der gefährlichste und einsamste Wald ein Sicherheitsplatz sei im Vergleich mit Paris. Dreihundert Spielhäuser und die Corporation der Lakaien und Pagen, welche den Pont-Neuf und den Platz Dauphiné zur Tageszeit unsichermachten, wurden durch Reynie geschlossen und zerstreut. Die Gebieter murrten. Reynie ließ einen Pagen der Herzogin von Chevreuse und einen Diener des Herzogs von Roquelaure wegen Tödtung eines Studenten hängen, und das Murren hörte auf. Hundert Diebesbuden, wo die Menschen für zwei Pfennige die Stunde Morden lernten, wurden niedergerissen; aber die große Erfindung Reynie's bestand darin die Straßen zu erleuchten. Der Widerstand des Parlaments hinderte ihn es vollständig zu verwirklichen; allein man vergönnte ihm mittels 3000 Lampen die gefährlichsten und finstersten Winkel zu beleuchten. In zehn Jahren war Paris bis zur Unkenntlichkeit verändert. Seine Art den „Cour des miracles" zu säubern ist zu originell um nicht erwähnt zu werden.

Die meisten dieser „Wunderhöfe" waren allmälig zerstört worden; nur einer blieb noch im Centrum der Altstadt, stolz auf seine reiche Bevölkerung von Vagabunden, seine mittelalterlichen Vorrechte und vor allem sein verpestetes Miasma, welches die Polizei in respectvoller Ferne hielt. Drei mal hatte Reynie Commissare mit Truppen zu Fuß und Roß entsendet den Hof zu reinigen; aber sie waren jedes mal zurückgetrieben worden. Zuletzt ging er selbst, entschlossen dem unleidlichen Uebelstand ein Ende zu machen. Mit Tagesanbruch erschien er am Eingange des Hofs; voraus zog die Sappeurcompagnie eines Schweizerregiments, gefolgt von 150 Soldaten der Fußwache, einer halben Schwadron Soldaten der Maréchaussée, einem Commissar u. s. w. Beim Anblick der Soldaten begann die ganze Einwohnerschaft, Weiber, alte Männer, Jünglinge, Kinder, zu kreischen; in einem Augenblicke ragten scharfe Spieße, eisenbeschlagene Stöcke, alte Dolche, Musketen und lange Messer über den Köpfen der unheimlichen Bevölkerung, deren Aussehen Laster, Betrunkenheit, Wuth verriethen. Die Krieger, solcher Feinde ungewohnt, traten ins Gewehr. „Feuert nicht!" rief Reynie; und dann zum brüllenden Haufen gewendet sprach er: „Ich könnte euch für euern Aufruhr strafen, euch Alle fangen und in den Kerker und auf die Galeere schicken; ich ziehe vor zu verzeihen, weil ich euch für minder schuldig als elend halte. Hört und seid dankbar: ich werde drei Löcher in euere Mauer machen, durch welche ihr entschlüpfen mögt; das letzte Dutzend soll für alle Uebrigen zahlen; sechs lasse ich hängen und sechs auf 20 Jahre nach den Galeeren bringen."

Schrecken malte sich auf allen Gesichtern; die Sappeurs gingen an das Werk, und bald waren drei Löcher in die schmuzige Mauer gemacht. „Jetzt geht!" schrie Reynie; „und der Himmel schütze die zwölf Wichte!" Alles ergoß sich durch die drei Breschen; der Blinde erhielt sein Augenlicht wieder, der Gelähmte rannte auf und davon, Hinkende warfen ihre Krücken weg, und in 20 Minuten war die ganze Völkerschaft verschwunden. Ein Offizier nahte sich Reynie ziemlich verlegen, und stotterte die Meldung heraus daß man die Zwölf nicht gefangen. „Um so besser", sagte der Polizeilieutenant; „und damit sie nicht wiederkommen schleift die Mauern und brennt die Hütten nieder."

Boyer d'Argenson folgte auf Reynie und führte manche Neuerungen ein. Man darf sagen daß er die geheime Polizei schuf, das Spionsystem und jene Verletzung des Briefgeheimnisses, welche bis in den heutigen Tag reicht. Sein Spionsystem war fürchterlich. Ueberall hatte er Agenten, und so erfolgreiche daß selbst der König darüber staunte und ihn fragte woher er seine Diener nehme. „Sire", entgegnete Argenson, „aus allen Classen, aber hauptsächlich unter Herzogen und Lakaien." Der König lächelte ungläubig. „Sire, manche Leute kosten mich zehn Louis die Stunde, manche zehn Sous." Der König lachte und Argenson verhieß Sr. Majestät eine Probe. Einige Tage darauf warf der König beim Ankleiden, blos von fünf Herren vom höchsten Range umgeben, einen etwas lebhaften Scherz über eine vornehme Dame vom Hofe hin. Den folgenden Morgen wartete Argenson auf. „Was gibt es Neues?"

fragte Ludwig. „Sire, der Rücktritt der Frau Marschallin von *** in ein Kloster macht viel zu sprechen." „Und was sagt man darüber?" „Wahrhaftig, Sire, Sie sagen sehr richtig daß...." und der Polizeilieutenant wiederholte Wort für Wort den Scherz des Königs beim Lever. Letzterer versprach künftig den Nachweisungen Argenson's unbedingt zu vertrauen.

Jetzt kamen Michault d'Amonville und Pierre Marc Boyer d'Argenson, nach ihm Tescherau, welcher Alles wissen wollte was in jedem Hause von Paris vorging, und Ravot d'Ombreval an die Reihe, ein strenger Classiker, welcher sich die alten Republiken zum Vorbilde nahm und den Spott des Hofs erfuhr. Eine seiner Anordnungen jedoch erwies sich trefflich. Ein Edelmann ward in einer Miethkutsche getödtet. Ravot traf Anstalt daß kein Wagen ausgeliehen werden durfte ohne eine Nummer und eine Erlaubniß zu haben. Dies war der Beginn des gegenwärtig zu Paris eingeführten vorzüglichen Fiakerwesens. Bis 1730 glich die Hauptstadt einem verworrenen Knäuel namenloser Straßen. Herault von Vaucresson, der Nachfolger des gelehrten Classikers, ließ die Straßenecken mit Namen, die Häuser mit Zahlen versehen. Noch heute gewahren wir an manchen alten Gassen die nach der zweckmäßigen Angabe dieses Polizeilieutenants in Steintafeln gehauenen Bezeichnungen. Er machte dem Stehlen der Leichname von den Kirchhöfen für die Wundärzte ein Ende.

Feydeau von Manille, dessen Reihe nun kam, fing damit an wohlfeile und belustigende Theater für das Volk zu errichten um es von den religiösen Streitigkeiten der Sorbonne abzuziehen. Darauf suchte er die Schlachthäuser aus Paris zu entfernen, sowie den Uebelstand des Treibens der Thiere durch die Straßen zu beseitigen, eine Reform welche der heftige Widerstand der Metzger hinausschob, bis sie 1805 von Napoleon vollbracht ward. Berryer ahmte seinen Vorgänger nicht nach und dachte einzig darauf der Marquise von Pompadour zu dienen. Bertin von Bellisle verbot den Milchweibern und Marktschreiern den Gebrauch von Trommeln und Trompeten in den Gassen.

Sartines führte große Verbesserungen in Paris ein: Straßenkehrer, große Lampen statt düsterer Lichter u. s. w. Nächstdem dehnte er das Spionsystem weit aus. Er wollte nicht nur Alles wissen was in Paris und in Frankreich vorging, sondern auch alles Bedeutende aus sämmtlichen europäischen Hauptstädten. Eines Tags erhielt er einen Brief aus Wien mit der Nachricht: daß ein berüchtigter Räuber welcher Kärnten und Krain lange verheert hatte sich in Paris befinde und verhaftet werden müsse. Sartines erwiderte: daß der Räuber sich nicht in Paris befinde, sondern in Wien selbst, und zwar in dieser Straße, diesem Hause u. s. w. Die deutsche Polizei stellte die geeigneten Nachsuchungen an und fand den Spitzbuben am bezeichneten Platze versteckt. Ein Diener des Papstes entlief von Rom, nachdem er aus der Sacristei von St.-Peter viele geweihte Geräthe und geistlichen Schmuck von beträchtlichem Werthe entwendet hatte. Die päpstliche Regierung vermuthete daß der Dieb auf einem französischen Handelsschiffe unter Segel gegangen und nach der Provence entflohen. Man sandte einen Kurier an Sartines mit dem Geheiße den Uebelthäter bei seinem Eintritte in Frankreich festzunehmen. Der Polizeilieutenant sandte den Kurier zurück, nachdem er auf die Rückseite der Depeschen geschrieben hatte: „Der von der römischen Polizei gesuchte Räuber hat Frankreich nicht betreten. Er hält sich zu Civita-Vecchia in einer sicilischen Barke verborgen, deren Herr Bartolommeo Fraudi heißt; er beabsichtigt nach Messina zu gehen und von da in die Türkei. Seid rasch und ihr werdet ihn zur See fangen." Der Papst ließ nach Empfang dieser lakonischen Botschaft eine Brigg und eine Galeere ausrüsten, und es gelang die sicilische Barke des Signore Fraudi, welche den Räuber und die reiche Beute von St.-Peter trug, in den Gewässern von Messina zu fangen. Ein Magistrat von Lyon äußerte einmal daß er bestimmt ohne Wissen des Hrn. von Sartines nach Paris kommen könne. „Verlassen Sie sich nicht zu fest darauf", meinte der Lieutenant. Sechs Monate später fand Jener Gelegenheit die Hauptstadt zu besuchen. Eingedenk des Gesprächs, verließ er Lyon heimlich, betrat Paris bei Nacht, und nahm unter falschem Namen eine Wohnung in einem geringen Stadttheile. Beim Grauen des Morgens weckte ihn ein Livréebedienter, in dessen Hand sich ein Schreiben befand; — es war eine Einladung zum Mittagsessen bei Sartines.

Paris verdankt Letzterm den Kornmarkt, eine Freischule zum Zeichnen für Arme, vierzehn Brunnen, sowie Pflaster in den meisten Straßen. Sein Ersatzmann Lenoir beschäftigte sich mit Gefängnissen und Spitälern. In diesen schliefen, trotz des Reichthums der Brüderschaften, vier Personen in Einem Bett. Er regelte die Kost, welche zu üppig war, besserte die Kerker und verbannte die Ketten. Vor Lenoir's Zeit starben jährlich sechs Gefangene von 28; nach einem Jahre seiner neuen Verwaltung starben nur zwölf von 100. In Paris schickt man fast jedes Kind auf das Land zum Säugen. Vor Lenoir's Regiment gingen Weiber von Thür zu Thür um Kinder zu holen und weit wegzuführen. Oefter als nicht brachten sie eins ihrer eigenen Kinder zurück, wenn das ihnen anvertraute starb. Lenoir setzte ein regelmäßiges Amt ein welches die Ammen zu überwachen hatte. Er stiftete eine Corporation von Feuermännern, und steuerte dem schändlichen Wucher der Juden mit den Armen durch die Errichtung des Mont-de-Piété, der zu mäßigen Interessen Geld auf Pfänder lieh.

Auf André-Albert kam du Crosne, der funfzehnte und letzte Polizeilieutenant. Ihm verdankt man eine große Verbesserung. Seit den Tagen Philipp's des Schönen war der Friedhof der Kirche von St.-Innocent, Rue St.-Denis, eine Begräbnißstätte. Eine dunkle Galerie, auf einer Seite mit Modebuden, auf der andern mit einer Mauer von ausgegrabenen Gebeinen, diente der Scenerie zum seltsamen und düstern Schmuck. Der Kirchhof war eine ergiebige Quelle von Krankheit für die ganze dichtgehäufte Nachbarschaft. Du Crosne erhielt vom Könige Vollmacht diesen Schaden zu heben, und die Reste von 1,600,000 Leichnamen wurden mit solcher Sorgfalt fortgebracht daß keine übeln Folgen daraus erwuchsen. Die Kirche riß man ein, und führte statt ihrer den prächtigen Brunnen auf welcher noch jetzt den Platz ziert. 21.

Russische Literatur.

Nicodem Danillo, Lehrer am Gymnasium zu Archangel, hat im Juniheft des Tageblatts des Ministeriums der Nationalaufklärung eine Abhandlung veröffentlicht welche die Beleuchtung der historischen Namen der lithauischen Fürsten und Oerter zum Zweck hat. Die fremden Schriftsteller haben mit der Zeit dieselben so sehr verdreht und sind so bedeutend vom Originale abgewichen, daß der echte Nachkomme des heldenmüthigen Kiejstut heute Mühe haben würde in den sonderbaren Lauten seine eigene Sprache wiederzuerkennen.

„Die Geschichte", sagt der Autor, „ist der treue Spiegel verflossener Zeiten, deshalb muß darauf gehalten werden daß bei Aufzählung der historischen Daten auch die Namen in ihrer ursprünglichen Gestalt auftreten, und die Benennungen der lithauischen Fürsten auch lithauisch seien. Auch in den Ortsnamen, wenn sie der Ausländer falsch angibt, erkennt der Lithauer sofort den Fehler und zweifelt der Unrichtigkeit wegen dann auch am geschichtlichen Factum." Um derlei Uebelstände für die Folge zu umgehen, erklärt Danillo mehre lithauische Ausdrücke und verbessert ihre Orthographie. Er zeigt uns unter Anderm: Biruta (oder richtiger Bieruti) bedeute ein kastanienbraunes Pferd; Gidymin Einen der die Schande verachtet; Kiejstut einen Veränderlichen; Witener und Witold (mit gleicher Wurzel) einen Pferdelenker oder auch einen eilenden Menschen u. s. w.; Jagiello oder richtiger Jagiela und Jagalla endlich: „wenn Schmerz, Kummer", und beweist, die Endungen llo, tt seien der lithauischen Sprache

Nichts weniger als eigenthümlich. Gleich den Namen der Fürsten geht er auch die geographischen durch und findet, Zmudz (Samogitien), eigentlich Ziamajcziuzemi, heiße ein niedriger Grund; Zemigala (Semigallen, das kurländische Küstenland) das Ende des Landes der Erde; Litwa (eigentlich Lituwa) endlich eine regnerische feuchte Gegend. Sonderbar und durch Nichts motivirt ist des Autors Ansicht, Zmudz vom polnischen zmudny (richtig smutny — traurig) abzuleiten und zwar deshalb, weil die Sprache der Eingeborenen dem Ohre des Polen unangenehm geklungen habe, oder in Samogitien etwas den Samojeden *) Aehnliches finden zu wollen.

Der Autor, dessen Werk manches Interessante enthält, wenngleich es selbst nicht für ein wichtiges angesehen werden darf, ist ein geborener Samogitier, besuchte erst die Kiewer, dann die petersburger Universität, wurde 1842 nach beendigten Studien Lehrer am Gymnasium zu Pskow und befindet sich heute in gleicher Stellung in Archangel. Außer dem oben angeführten Werke besitzen wir von ihm noch: eine historische Karte des Mittelalters für die Kreisschulen und Mädchenanstalten und zwei geschichtliche Atlas — Mittelalter und neuere Zeit — für die Gymnasien.

Siewruk, ordentlicher Professor an der Universität zu Moskau, hat Buck's „Lehrbuch der pathologischen Anatomie und Diagnostik" übersetzt und Alexander Mickiewicz in Charkow sein Werk über „römisches Recht", in welchem er unter Anderm auch eine bestimmte russische Terminologie desselben aufstellt, geendigt. Fonberg in Kiew hat den „Systematischen Katalog des Laboratoriums und chemischen Cabinets" vervollständigt, sowie auch eine „Geschichte und Statistik" dieser beiden Institute geschrieben. Sein College, der Adjunct Jakubowski, hat in dem Eingangs erwähnten Tageblatt eine Abhandlung „Ueber das Capital in der Landwirthschaft" veröffentlicht, und eine zweite: „Einleitung in den administrativen Theil der Landwirthschaft", zum Drucke fertig; außerdem hat derselbe auch noch ein „Handbuch über die Administration der Wirthschaft" geliefert. Ein römisch-katholischer Geistlicher, Namens Podlewski, der zugleich als Religionslehrer am rowiensker Gymnasium fungirt, ist der Verfasser des Buches: „Drei Tage Gott geweiht", und Radziszewski, Lehrer an der kraslower Kreisschule, ist mit dem Drucke seiner historisch-statistischen Nachrichten über die wichtigsten Bibliotheken im Königreiche Polen, im Großherzogthum Posen, in Galizien und den westlichen Gubernien beschäftigt. 35.

Notizen.

Das Tabacksmonopol in Frankreich.

Das Tabacksmonopol des Staats datirt in Frankreich bereits aus dem Jahre 1674. Ludwig XIV. brauchte in seinen Kriegen gegen ganz Europa viel Geld, und es erschien daher am 29. September des gedachten Jahres eine Erklärung die den Eigenthümern „die Fabrikation und den Verkauf des Tabacks bei 1000 Livres Strafe im ersten Falle und körperlicher Strafe das zweite mal untersagte", und Beides dem König, „der auf diese Art seine Völker von einem Theile der außerordentlichen Kriegskosten zu befreien hoffte", reservirte. Der Staat hat jetzt seine eigenen Beamten die den Taback produciren, während früher das Privilegium ausschließlich Taback zu bauen verpachtet ward, was bereits im Jahre 1715 eine Summe von 4 Mill. Livres einbrachte. Ein Befehl des Regentschaftsraths vom 29. December 1719 erlaubte den Franzosen den Handel mit auswärtigem Taback gegen einen Einfuhrzoll und nur der inländische Bau gehörte der Krone; allein am 1. August 1721 bereits ward das alte Monopol wiederhergestellt. Die Generalpächter zahlten im Jahre 1790 32 Mill. Livres Pacht dafür. Am 14. Februar 1791 gab die Nationalversammlung den inländischen Bau ganz frei, und belegte nur die Einfuhr des ausländischen Tabacks mit Zoll. Das Directorium und Napoleon legten aber nach und nach immer mehr Abgaben auf, brachten den Ertrag derselben indeß doch Ende 1809 nur bis auf 14 Millionen. Am 29. December 1810 stellte Napoleon das Tabacksmonopol daher wieder vollkommen her. Die Consumtion stieg nun enorm schnell. Vom 1. Juli 1811 bis 31. December 1814 wurden im Ganzen 55,897,975 Kilogramme Taback verkauft, was dem Schatze 93.355,842 Francs, also jährlich ungefähr 26,673,086 Fr. eintrug. Im Jahre 1815 stieg diese Summe bis zu 32,123,303 Fr.; 1830 war sie 46,782,408 Fr.; 1836 nahm der Schatz 55,649,540 Fr. ein, 1840 70,111,157 Fr., 1848 85,271,077 Fr. Im Ganzen wurden vom 1. Juli 1811 bis 31. December 1848 516,882,121 Kilogramme Taback mit einer Einnahme von 1,966,572,832 Fr. (ziemlich zwei Milliarden) verkauft. Im Jahre 1849 endlich wurden, immer steigend, 18,143,132 Kilogramme für 86 Millionen verkauft. Vorzugsweise den Bemühungen der Regie, hinsichtlich der Vermischung ausländischer mit inländischen Blättern u. s. w., ist dieser Erfolg zu verdanken. Es gibt zehn Manufacturen welche ihren Bedarf aus sechs Departements und außerdem aus ganz Europa, Amerika, Asien und Algerien beziehen. Als Curiosa mögen noch zweier Befehle aus der Regierung Ludwig's XIII. gedacht sein. Am 17. November 1629 legte Ludwig XIII. auf jedes Pfund ausländischen Taback eine Abgabe von 30 Sous. In den Motiven dazu heißt es: „Wegen der Erfahrung die wir gemacht haben: daß man seit einiger Zeit eine Quantität Taback kommen läßt, unter dem Vorwande er sei nicht mit unter den alten Tarifs und Zolltafeln begriffen, was denn Ursache geworden ist eine große Menge in unser Königreich einzuführen, dergestalt daß unsere Unterthanen wegen des wohlfeilen Einkaufs zu jeder Zeit davon genießen, und deshalb ihre Gesundheit nachtheilig gestört wird; deswegen haben wir vorsehen gewollt u. s. w." Am 30. März 1635 erließ der Civillieutenant an die Generalpolizei von Paris einen Befehl, und verbot allen Personen die Bier oder anderes Gebräu verkauften „Taback zu verkaufen oder Jemanden in ihren Häusern zu beherbergen um davon Gebrauch zu machen, bei Gefängniß- und Peitschenstrafe".

Statistik der Findelkinder und des Fremdenzuflusses in Paris.

Während des einen Monats Januar 1851 sind in Paris nach einer vom Polizeipräfecten publicirten Statistik im Ganzen 384 Kinder in das Findelhaus gebracht worden, und zwar 40 davon von 2—12 Jahren, worunter 21 nur einstweilen, 344 unter zwei Jahren, von denen 1 legitim, 297 unehelich und 46 unbestimmter Geburt sind. 159 sind in Hospitälern, 93 bei Hebammen geboren; 23 sind von Müttern welche in einem andern Departement als dem der Seine wohnen, 8 Kinder von Ammen gebracht worden, weil man ihnen das Honorar nicht bezahlt. Unter den Müttern sind 99 Dienstboten, 47 Näherinnen, 35 Weißzeugmacherinnen, 26 Tagelöhnerinnen, 9 Wäscherinnen u. s. w. Nur 32 dieser Mütter sind in Paris geboren, 237 sind fremd, 116 von ihnen haben noch Aeltern, 153 haben keine mehr, 80 haben schon Kinder gehabt, 189 hatten noch keine, 239 haben erklärt daß sie vom Vater des Kindes verlassen worden seien, 30 haben bekannt daß sie Unterstützung erhielten. Die Statistik über den Zufluß von Fremden während des Januars ist wie folgt: aus dem Innern von Frankreich sind 13,034 Reisende gekommen, nämlich 2408 Kauf- und Handelsleute, 2646 Grundstücksbesitzer und Rentiers, 5410 Künstler, Arbeiter u. s. w., 1193 angestellte Beamte, 1107 Militairs und 207 Studenten; aus fremden Ländern sind 2629 Reisende angekommen: 755 Engländer, 509 Belgier, 123 Deutsche, 193 Amerikaner und 193 Schweizer, 124 Italiener, 118 Preußen,

*) Sam heißt: allein, selbst, hier in der Bedeutung: nur, jeden, einer; das ganze Wort bezeichnet also wol die dünne, spärliche Bevölkerung, weil man auf weiten Strichen eben „nur einen" antrifft.

84 Holländer, 77 Spanier, 47 Polen, 45 Baiern, 13 Russen, 36 Piemontesen, 31 Badenser, 23 Sardinier, 22 Ungarn, 20 Oestreicher, 16 Würtemberger, 15 Türken, 14 Schotten, 12 Sachsen, 10 Irländer, 10 Schweden, 9 Dänen, 8 Griechen, 6 Hanoveraner, 6 Indier, 5 Portugiesen, 5 Brasilier, 4 Neapolitaner u. s. w. 2.

Zur Statistik des Verbrecherthums.

Die nachstehende tabellarische Uebersicht liefert die merkwürdige Thatsache daß in Irland das Jahr 1847 unter vielen vorhergegangenen und auch den beiden nachfolgenden Jahren 1848 und 1849 das reichste an Verbrechen war. Hier der vergleichende Auszug nach den officiellen Berichten über Verbrechen, wie sie der Constabulary department eingereicht wurden.

	1846	1847	1848
Mordthaten	170	212	171
Absichtliche Angriffe mit Schießgewehr auf Personen	159	264	97
Straßenraub	258	343	192
Bewaffneter Raub	611	1053	237
detto vermuthbar mit Waffen	138	206	55
Brandstiftung	167	257	95
Totalsumme:	1503	2335	847

Die officiell berichteten Fälle von Viehdiebstahl belaufen sich im Jahr 1847 auf die beträchtliche Zahl von 10,044, was über das Jahr 1846 einen Ueberschuß von 70,19, über das folgende Jahr 1848 einen solchen von 3,306 Fällen gibt. Es wäre interessant von demselben ominösen Jahr 1847 auch die vergleichenden Verbrecherlisten anderer europäischer Länder veröffentlicht zu sehen.

Ueberseeisches.

Auch Ceylon hat seine Mysterien, finanzielle und administrative wenigstens, die zum großen Theil noch der Enthüllung bedürfen. Wie diese britische Colonie — die vermöge ihrer geographischen Lage, die sie zum Schlüssel des Indischen Ocean macht, vermöge ihres ausgezeichneten Hafens, der Fruchtbarkeit ihres Bodens und ihres wohlthätigen Klimas ganz eigentlich dazu bestimmt ist der Hauptplatz des östlichen Handels zu sein — innerhalb der letztverflossenen Jahre unter verschiedenen Gouverneuren verwaltet worden ist zeigt der nachstehende tabellarische Auszug aus den sogenannten Blue books, die alljährlich zur Kenntnißnahme des Parlaments von dem Colonial Office in London veröffentlicht werden.

Jahr.	Gouverneur.	Colonialsecretair.	Einkommen. Pf. St.	Aufwand. Pf. St.	Ueberschuß. Pf. St.	Deficit. Pf. St.
1843	Campbell	Anstruther	383,118	325,155	57,963	—
1844	detto	detto	444,318	374,876	69,442	—
1845	detto	Wodehouse	454,146	448,232	5,914	—
1846	Tennent	Tennent	416,404	498,205	—	81,801
1847	Torington	detto	440,619	518,987	—	78,368
1848	detto	detto	414,766	431,326	—	16,560

Einer von den letzterschienenen „Reports from the select committee on Ceylon" macht hierzu die passende Bemerkung: daß man bei Uebersicht dieser Tabelle eben nicht die exaltirteste Meinung von den officiellen Documenten die alljährlich von der Downing-Street-Presse promulgirt werden zu hegen brauche. In einem frühern „Report" vom Jahre 1848 wird hierüber die gewiß nur gerechte Beschuldigung laut: „Die Zeit ist längst dagewesen, wo es die Pflicht der Regierung wurde das veraltete und durch und durch fehlerhafte System der Colonialbesteuerung abzuschaffen und zu einem gesündern und wohlthätigern zu greifen. (In Ceylon gibt es nämlich Steuern von allen erdenklichen Sorten: eine Kopfsteuer, eine Straßensteuer, eine Ladensteuer, eine Taxe auf Schießgewehre, auf Hunde u. s. w.) Auf diese Weise würde das mehr als zu sehr durch Natur und Verhältnisse begünstigte Ceylon sehr bald die wohlhäbigste und unabhängigste Colonie der Krone werden." 74.

Bibliographie.

Album vaterländischer Dichter auf Zürichs Bundesfeier. Herausgegeben von R. Weber. Zürich, Höhr. Gr. 8. 28 Ngr.

Arnd, E., Geschichte der französischen Revolution von 1789—1799. 1ster bis 3ter Band. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. à 20 Ngr.

Benseler, G. E., Berggeschichten vom Aufkommen des sächsischen Silberbergbaues erzählt. Freiberg, Reimmann. Gr. 16. 6 Ngr.

Bergmann, C., und R. Leuckart, Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs. Vergleichende Anatomie und Physiologie. Ein Lehrbuch für den Unterricht und zum Selbststudium. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. 1ste Lieferung. Stuttgart, J. B. Müller. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blüthen und Früchte aus dem Leben eines evangelischen Seelsorgers. Erinnerungen an Joh. Konr. Maurer, Diakon an der Münsterkirche zu Schaffhausen. Ein Denkmal der Bruderliebe. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Bollens, F., Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche, seine geschichtliche Entwicklung, liturgische Bedeutung und sein Verhältniß zum protestantischen Kirchengesange. Ehrenrettung desselben wider die Behauptung, daß Luther der Gründer des deutschen Kirchengesanges sei. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 25 Ngr.

Brün, F., Die Gefangennehmung und Rettung des Carl Lincke, ehemaligen Freiwilligen des berühmten Lützow'schen Corps der Cavallerie bei dem hinterlistigen Ueberfall der Franzosen zu Kitzen am 17. Juni 1813. Nach seiner mündlichen Erzählung dargestellt. Siegen, Kogler. 8. 15 Ngr.

Buchholz, C. F., Drei patriotische Predigten. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Carové, F. W., Römischer Katholizismus in der Papststadt und anderen Metropolen Italiens. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 12 Ngr.

Czerny, C., Umriss der ganzen Musik-Geschichte. Dargestellt in einem Verzeichniss der bedeutenderen Tonkünstler aller Zeiten, nach ihren Lebensjahren und mit Angabe ihrer Werke chronologisch geordnet, nach den Nationen und Epochen abgetheilt, den gleichzeitigen historischen Ereignissen zur Seite gestellt, und mit einem alphabetischen Namensregister versehen. 1ste Abtheilung bis 1800. Mainz, Schott Söhne. Qu. gr. 4. 1 Thlr. 22½ Ngr.

—, Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur nach alten Drucken und Handschriften herausgegeben von A. Hoefer. 2tes Bändchen: — A. u. d. T.: Burkard Waldis Parabel vom verlornen Sohn. Ein niederdeutsches Fastnachtspiel herausgegeben von A. Hoefer. Greifswald, Koch. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eppler, C. F., Das Leben des Indianermissionars David Brainerd. Ein Bild aus der älteren Mission, dem heutigen Christenvolke vorgestellt. Zürich, Hanke. 8. 12 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 8te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 18. 20 Ngr.

Förster, K. G. J., Gesetz der deutschen Sprachentwickelung, oder: Die Philologie und die Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zu einander und zum deutschen Geiste. Berlin, Landsberger. Gr. 8. 20 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 25ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Giefers, W. E., Die Externsteine im Fürstenthume Lippe-Detmold. Eine historisch-archäologische Monographie. Mit 1 Stahlstich und 1 lithographirten Zeichnung. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 12 Ngr.

Göhren, Caroline v., Victor und Thora. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gruppe, O. F., Die kosmischen Systeme der Griechen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Christian Friedrich Samuel Hahnemann. Ein biographisches Denkmal. Aus den Papieren seiner Familie und den Briefen seiner Freunde. Von einem seiner Freunde und Verehrer. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Härlin, H., Sprüchwort und Gotteswort. Deutsche Sprüchwörter mit Bibelsprüchen und kurzen Erklärungen oder Erzählungen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 7½ Ngr.

Harzgedichte. Herausgegeben und mit einem Wortregister versehen von G. Schulze. 2te verbesserte Auflage. Clausthal, Schweiger. 16. 7½ Ngr.

Hoffmann, H., Die Physiologie der Sinnes-Hallucinationen. Ein Vortrag in der öffentlichen Versammlung der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft am 4. Mai 1851. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 5 Ngr.

Janin, J., Der schöne Engländer in Paris. Deutsch von C. W. B. Grünbaum. Leipzig, Naumburg. 12. 5 Ngr.

Jäger, H., Gedichte. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

— — Reichenau oder Gedanken über Landesverschönerung. Eine Erzählung. Ebendaselbst. 8. 2 Thlr.

Jirsik, J. V., Warum bin ich Katholik? Ein Wort der Belehrung an den schlichten katholischen Christen zur Wahrung seines Glaubens. Nach der 4ten vermehrten Auflage aus dem Böhmischen übersetzt von F. A. Lemayer. Prag, Credner u. Kleinbub. 1850. 8. 5 Ngr.

Kahnis, K. F. A., Die Lehre vom Abendmahle. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kampff, G. C. v., Die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel, dargestellt für Hohe und Niedere. Als gekrönte Preisschrift herausgegeben vom Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 7½ Ngr.

Kerlen, G., Gerhard Tersteegen, der fromme Liederdichter und thätige Freund der innern Mission. Mühlheim a. d. Ruhr, Nieten. 8. 15 Ngr.

Kinkel, G., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Krause, J. H., Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bei den Griechen, Etruskern und Römern. Aus den Quellen dargestellt. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Legeler, W., Der Mensch und die Natur. Ein Lehrgedicht. Potsdam, Horvath. Gr. 16. 7½ Ngr.

Leibbrand, K. A., Die Missionen der Jesuiten und Redemptoristen in Deutschland und die evangelische Wahrheit und Kirche. Im Interesse der innern Mission beleuchtet. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 12 Ngr.

Liebig, J., Chemische Briefe. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg, C. F. Winter. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Des Stammes Letzter. Erzählung. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr.

Mandernach, J. M., Geschichte des Priszillianismus. Ein Versuch. Trier, Lintz. Gr. 8. 20 Ngr.

Meier, L., Die Richtigkeit der atomistischen Lehre. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 22½ Ngr.

Müller, F. v., Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 — 1813. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, H. D., Ueber den Zeus Lykaios. Eine mythologische Abhandlung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 4. 15 Ngr.

Niebuhr, B. G., Historische und philologische Vorträge, an der Universität zu Bonn gehalten. 3te Abtheilung. — A. u. d. T.: Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von M. Isler. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr.

Odvofredi-Hager, Julie Gräfin, Gelbe Blätter. Neueste vermischte Gedichte. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schambach, G., Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, gesammelt und erklärt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12½ Ngr.

Scherer, H., Londoner Briefe über die Weltausstellung. Leipzig, H. Schultze. 8. 1 Thlr.

Schmeling, A., Gedichte. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 16. 6 Ngr.

Turgan, J., Die Luftballone und das Reisen durch die Luft. Eine populaire Geschichte der Erfindung der Luftballone, aller bisherigen Fortschritte in der Kunst der Luftreisen, aller vorzüglichen Luftfahrten mit ihren merkwürdigsten Gefahren und Abentheuern. Frei nach dem Französischen und wesentlich bereichert von F. Frhrn. von Biedenfeld, auch veranschaulicht durch 17 historisch treue Abbildungen ꝛc. Weimar, Voigt. 12. 25 Ngr.

Zimmermann, F. W., Die Natur und ihre Wissenschaft, das beste Mittel zur geistigen Wiedergeburt unseres Geschlechtes. Eine pädagogische Gabe. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Tagesliteratur.

Denkmal König Friedrich's des Großen. Enthüllt am 31. Mai 1851. Berlin, Decker. 16. 2½ Ngr.

Eberwein, J., Die Londoner Ausstellung. Poetische Spaziergänge durch den Glaspallast. Jena, Luden. Gr. 16. 6 Ngr.

Sechstausend Fuß hoch oder das in seinen kühnsten Hoffnungen betrogene Leipzig. Leipzig, Naumburg. 12. 3 Ngr.

Zehn schöne neue Lieder aus dem siebenjährigen Kriege. Zur Erinnerung an den 31. Mai 1851. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 8. 3 Ngr.

Die Politik der Versöhnung und die Solidarität der Regierungen. Berlin, Brandis. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Recht der Schleswig-Holsteinischen Staatsdiener im Herzogthum Schleswig. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Schäfer, W., Die katholische Hofkirche zu Dresden. Gegründet am 28. Juli 1739. Eingeweiht am 29. Juni 1751. Vollendet im Jahre 1767. Nach den vorhandenen Urkunden und Acten des Königlich Sächsischen Haupt-Staats-Archivs, besonders des Geheimen Cabinets-Archivs, sowie des Königlich Sächsischen Finanz-Archivs, historisch und architectonisch dargestellt und als Gedächtnißschrift bei der Säcularfeier am 29. Juni 1851 herausgegeben. Nebst einer Einleitung: Die Geschichte der ersten katholischen Hofkapelle am Taschenberge. Dresden, Türk. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Schlacht bei Idstedt am 24. und 25. Juli 1850, und die vorangegangenen Operationen vom Einrücken der beiderseitigen Armeen ins Schleswigsche bis zur Schlacht. Mit einem Anhange: „Ueber einige Verhältnisse der Schleswig-Holsteinischen Armee vom Jahre 1850," den Formations- ꝛc. Uebersichten der beiden Armeen, einer Operationskarte und einem Plan. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, M., Die Stellung Oestreichs vom Gesichtspunkte der Handelspolitik. Wien, Gerold. Gr. 16. 10 Ngr.

Wurmbrand, W. Graf, Einige Worte über Preßanarchie, Preßfreiheit und Anonymität. Prag, Credner u. Kleinbub. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXIX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 116. —— 30. August 1851.

Inhalt.

Friedrich List und seine gesammelten Schriften.*)

Mit einiger Bedenklichkeit gehen wir an die Besprechung dieser Sammlung. Wir haben List persönlich gekannt, mit ihm in ganz freundlichen geselligen Beziehungen gestanden, niemals einen persönlichen Conflict mit ihm gehabt, durch seine Persönlichkeit aber uns Nichts weniger als angesprochen gefunden. Literarisch sind wir ihm entschieden entgegengetreten. Hier finden wir nun im ersten Theile eine höchst enkomiastisch gehaltene Biographie des auf Mitleid erweckende Weise aus der Welt Geschiedenen, welche, abgesehen von dem Urtheile über seine literarischen Bestrebungen, von dem ganzen Manne ein Bild entwirft welches mit dem Eindrucke den seine Persönlichkeit auf uns hinterlassen vielfach grell contrastirt, ihn in idealer Märtyrergröße erscheinen läßt, und von Lob und Bewunderung überfließt. Sollen wir unsere vielfach entgegengesetzten Ansichten über Leistungen, Beweggründe, Eigenschaften geltendmachen und zu begründen suchen? den Todtenkranz zerpflücken den warme Pietät auf das Grab eines Unglücklichen gelegt hat? Und mögen wir nicht, nachdem Jahre — und was für Jahre — seit seinem Tode verflossen sind, und die Frische des Eindrucks verwischt, die Lebendigkeit der Empfindung gemildert haben, mistrauisch werden, ob wir ihm nicht in Manchem zu viel gethan, ob wir ihn immer gehörig nach seinem eigenen Maßstabe und mit Rücksicht auf seinen Lebensgang und seine Verhältnisse gemessen, ob wir den eigenthümlichen Anschauungen in denen er sich bewegte immer gebührende Rechnung getragen? Vor allem diese neuesten Jahre haben uns so viele Beispiele geboten wie verständige und rechtschaffene Männer nicht blos sich auf schroff entgegengesetzte Seite stellen, sondern auch dabei so gänzlich in ihre Parteiansichten verwachsen können daß sie gegenseitig vollständig unfähig werden zu begreifen wie man aus Ueberzeugung und mit guter Gesinnung anderer Ansicht sein könne, und daß alle Möglichkeit des gegenseitigen Verstehens aufhört. Und macht nicht jedes Zunehmen der Erfahrung und Menschenkenntniß nachsichtiger und milder im Urtheil, weil es uns von dem unreifen Standpunkt der Jugend abführt, wo man nur Licht oder Schatten, nur Schwarz oder Weiß sieht, und für die unendlichen Mischungen und Schattirungen des Menschencharakters unempfänglich ist, die nicht minder unendliche Mannichfaltigkeit der Einflüsse nicht erkennt welche auf den Menschen wirken und vielfach ihm unbewußt sein Denken und Handeln bestimmen? Auch wo in der That das Interesse im Spiele gewesen ist, geschieht es doch oft daß der Handelnde selbst sich das nicht bewußt wird, sondern in der reinen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Trefflichkeit einer Tendenz handelt die er vielleicht auch ohne jenes Interesse ergriffen haben würde, für die aber Mancher unwillkürlich und unbewußt erst durch das Interesse gewonnen ward. Wir wissen es und haben uns oft darüber erbittert wie Unrecht List selbst manchen Gegnern in seinen Vermuthungen über ihre Beweggründe that. Könnte es uns hinsichtlich seiner nicht ebenso ergangen sein?

Begnügen wir uns also, statt einer Polemik gegen die uns übertrieben erscheinenden Lobeserhebungen, das Factische aus den Mittheilungen des Biographen soweit es allgemeines Interesse hat mitzutheilen, und lassen wir ebenso wol die Nutzanwendungen die der Verfasser aus seinen Angaben zieht wie Das beiseite was wir dagegen zu bemerken haben, es wäre denn daß eine zu starke Provocation eine Abwehr nothwendig machte.

Sind auch die Hauptzüge des Lebens des Verewigten sehr bekannt, so hat der Verfasser doch unstreitig

*) Gesammelte Schriften Friedrich List's. Herausgegeben von Ludwig Häusser. Drei Theile. Stuttgart, Cotta. 1850—51. Gr. 8. 5 Thlr.

manches schätzbare Detail noch beigebracht. Friedrich List war am 6. August 1789 in der schwäbischen Reichsstadt Reutlingen geboren und trat nicht als ein Altwürtemberger, sondern als ein Reichsstädter in das würtembergische Staatsleben ein. Die Aeltern List's waren ehrbare Bürgersleute, die in der Reichsstadt in verdienter Achtung standen und sich bei einem schönen Häuflein Kinder eines gesegneten Wohlstandes erfreuten. Der Vater, Johannes List, ein wohlbeleibter stattlicher Mann, unter dem Namen des dicken List bekannt, einem Namen auf welchen er seinem Sohne den Anspruch vererbte, war Weißgerber und betrieb dieses Geschäft in bedeutendem Umfange; er war zur Zeit der reichsstädtischen Unabhängigkeit Mitglied des Magistrats und behielt die Stelle im Stadtrathe nebst dem städtischen Waldmeisteramte auch nachdem die Stadt unter würtembergische Hoheit gekommen war. Die Mutter ward von dem Sohne als eine zartfühlende, vortreffliche Frau gerühmt. Der junge List besuchte die lateinische Schule, die damals von guten Lehrern geleitet war, seine Fortschritte waren aber nicht besonders groß. Er hatte wenig Freude an den alten Sprachen, las dagegen begierig Länder- und Reisebeschreibungen und Romane. In der Muttersprache war er den Altersgenossen überlegen, und man rühmte den „hellen, aufs Praktische gehenden Verstand" des Knaben. Gleichwol als er 14 Jahre alt die Schule verließ und nun Weißgerber werden sollte, wollte es auch mit dem „Praktischen" nicht gehen. Der ältere Bruder, der einzige neben sieben Schwestern, sollte ihn anweisen. Aber „an den Schabbaum gestellt zu werden" sagte ihm noch weniger zu als die lateinische Schule. Er meinte Das sei überflüssige Mühe, man könne ja Maschinen anwenden und diese von dem nahen Wasser treiben lassen. Er trieb es so arg daß der gewissenhafte Bruder zuletzt die Geduld verlor und die Aeltern bat den trägen Lehrjungen aus der Werkstatt herauszunehmen. Er blieb nun eine zeitlang sich selbst überlassen, ohne bestimmte Arbeit, und konnte sich seiner Liebhaberei für vage Lecture hingeben. Endlich beschloß man er solle „Schreiber" werden, weshalb er, 17 Jahre alt, erst nach Blaubeuren, dann nach Ulm geschickt ward. Etwas über 20 Jahre alt begann er seine amtliche Laufbahn als Steuer- und Güterbuchscommissair in Schelklingen bei Ulm, und setzte sie auf dem Oberamte in Tübingen fort, wo er die Gelegenheit benutzte Vorlesungen zu hören, und in vertrauten Umgang mit dem damals in Tübingen studirenden nachherigen Minister von Schlayer trat, auch dem Minister von Wangenheim bekannt wurde. Nachdem er die Prüfungen im Regiminalfache rühmlich bestanden, wurde er erst Kanzleiassistent, dann Secretair im Ministerium und 1816 Oberrevisor mit dem Titel Rechnungsrath. Mit Freudigkeit wirkte er nicht in seinem neuen Berufe, faßte vielmehr einen entschiedenen Widerwillen gegen die würtembergische Schreiberherrschaft, der natürlich dadurch nicht gemindert ward daß er den im Mai 1815 erfolgten Tod seiner seit 1813 verwitweten Mutter ihrem Aerger über an Amtsstelle erfahrene brutale Behandlung zuschreiben durfte, sowie auch der Tod seines Bruders, der mit dem Pferde stürzte, indirect durch bureaukratische Chicanen veranlaßt ward. Auf mehren Commissionen zur Untersuchung von Beschwerden der Unterthanen sammelte List allerdings viele Fälle von Bedrückungen durch Ortsvorsteher und Beamte. Mit um so größerm Eifer schloß er sich daher den Reformplänen Wangenheim's an, und kämpfte gegen die damalige Opposition der „Altrechtler". Wangenheim bestimmte ihn auch den neuerrichteten Lehrstuhl für Staatskunde und Staatspraxis zu Tübingen zu übernehmen. Schon an dem Entwurfe der Gründung einer staatswirthschaftlichen Facultät, welche die reinmechanische Routine durch wirkliche Bildung und wissenschaftliche Grundsätze ersetzen sollte, hatten List und Schlayer vielen Antheil gehabt. Im Spätjahr 1817 erhielt er jene Professur, erklärte aber später selbst daß er noch lange nicht reif dazu gewesen. Seit 1818 gab er mit Schübler von Hall und Keßler von Heilbronn den „Volksfreund aus Schwaben, ein Vaterlandsblatt für Sitte, Freiheit und Recht" heraus, in welchem die Ideen der Neuwürtemberger, im Wesentlichen die damalige Auffassung des constitutionnellen Staats, mit großer Wärme und Rückhaltslosigkeit verfolgt wurden. Das würdig gehaltene Blatt fand anfangs auch in den höchsten Kreisen Anerkennung. „Junge Beamte die nachher glänzende Carrière machten, Leute aus dem Ministerium die später tüchtige Stützen des bureaukratischen Systems wurden", haben im „Volksfreund" ihre liberalen Sporen verdient, zogen sich freilich auch zurück sobald das Blatt anfing misliebig zu werden. Zuletzt fanden sich alle drei Gründer des Blatts nacheinander auf dem Asperg, und das Blatt war an den Folgen der Karlsbader Beschlüsse verschieden. Wie übrigens List selbst in spätern Jahren seine Kraft auf andere Zielpunkte wendete als für welche er damals eiferte, so hat auch Schübler in unserer Zeit in mehren Schriften und Aufsätzen für eine ganz andere Form des constitutionnellen Staats gestritten als die des gewöhnlichen Systems. In der Feindschaft gegen die einseitige und mechanische Bureaukratie sind sie sich aber gleichgeblieben. Uebrigens fand List auch zu jener Zeit selbst unter den Liberalen nicht das rechte Verständniß, weil er kein Mann des constitutionnellen Formalismus war, sondern mehr auf den Zweck und Kern der Dinge eindrang. Mit Wangenheim's Rücktritt (1817) stand er fast vereinzelt da. Auch war ihm seine akademische Laufbahn früh verleidet worden, worüber jedoch der Verfasser nur sehr andeutungsweise weggeht. Doch sagt er daß seine akademischen Erfolge seinen eigenen Erwartungen am wenigsten entsprochen hätten, und daß er der Corporation gegenüber in Misverhältnisse gerathen sei. Seine Gegner aber griffen den „freisinnigen Politiker und Publicisten an, nicht die Mängel des akademischen Lehrers". Schon im Mai 1818 sah sich List veranlaßt eine Rechtfertigungsschrift an den König zu richten, die zunächst eine günstige Wirkung hatte. Bald aber werden neue Beschwerden laut, und der Senat erhält Auftrag über ihn

zu berichten. List bat (1819) seine Collegen um Auskunft, die ihm gewährt wurde, um Mittheilung der einzelnen Abstimmungen, welches Verlangen man natürlich „äußerst befremdend“ fand.

Inzwischen eröffnete sich ihm eine andere Bahn. Es begannen um jene Zeit die Bemühungen des süddeutschen Handels- und Fabrikstandes um eine geeinigte, schützende Handels- und Zollgesetzgebung; List wird mit Entwerfung einer Eingabe an die Bundesversammlung beauftragt, endlich zum Geschäftsführer des sich bildenden Vereins bestellt. Nachdem er den Antrag angenommen, macht er der Regierung Anzeige davon, ward aber andern Tags veranlaßt sich zu verantworten, warum er die Erlaubniß nicht vorher nachgesucht. Er verlangte nun seine Entlassung, worauf aber eine Entschließung verweigert ward, solange nicht die ihm abgefoderte Verantwortung eingekommen sein werde. So zwang man ihn selbst zu einer Schlußerklärung, welche wieder manches Verletzende hatte. Er erhielt aber die erbetene Entlassung. Bald darauf wurde er von seiner Vaterstadt Reutlingen zum Abgeordneten in die Ständeversammlung erwählt. Die Regierung erklärte die Wahl aus Formgründen für ungültig, zieht ihn noch wegen eines Schreibens an die Wähler eines andern Bezirks zur Verantwortung. So ward das Verhältniß immer gespannter und gegenseitig gereizter.

Zunächst zog ihn jedoch sein Wirken in der deutschen Handelssache von den würtembergischen Reibungen ab. Der Verfasser gibt sich hier Mühe seinem Helden die von manchen Rivalen bestrittene Priorität zu sichern. Wir glauben man kann ihm Alles zugeben, ohne daß dabei viel herauskäme. Er sagt selbst daß in einer Menge von Geistern zu gleicher Zeit dieselbe Idee sich geregt habe. Daß List zu jener Zeit das Meiste dafür gewirkt und gestrebt hat, wird ihm kaum bestritten werden können. Aber zu weit gegangen war es wenn man ihn deshalb zum Schöpfer des Zollvereins machen wollte, während dieser Zollverein aus ganz andern Anlässen hervorging, auf ganz anderer Basis errichtet ward, und eine ganz andere Haupttendenz hatte als jene Bestrebungen, die in der That gar keine Folge gehabt haben. List widmete sich ein paar Jahre lang der Sache ganz, reiste, hielt Vorträge, gab eine Zeitschrift heraus, machte Eingaben an die Höfe, ging selbst nach Wien, knüpfte Verbindungen mit einflußreichen Männern an u. s. w., kam aber zuletzt selbst mit seinen ursprünglichen Genossen in Misverständnisse und Zerwürfnisse, sodaß er wol weniger deshalb nach Würtemberg zurückkehrte um in der Kammer für die Sache zu wirken als weil seine Wirksamkeit in der zeitherigen Weise zu Ende war.

Am 7. December 1820 trat er von seiner Vaterstadt gewählt in die würtembergische Abgeordnetenkammer ein, und warf in den 14 Tagen seines ständischen Lebens mehr aufreizende und spannende Fragen in die Debatten als dem würtembergischen Landtage sonst in einer ganzen Session vorgekommen waren. Am 20. December wurden die Kammern vertagt. List reiste nach Reutlingen und entwarf hier eine Petition, welche die Wünsche und Beschwerden seiner Mitbürger zusammenstellen sollte, und die in einer Anzahl Exemplare lithographirt an die Bürger von Reutlingen vertheilt wurde. Sie enthielt die schwärzeste Schilderung der Zustände und Einrichtungen, und dann eine Reihe von kühnen Vorschlägen, unter denen sich neben manchem Guten auch offenbar sehr Unbedachtes fand. Das Unglück war dabei noch daß List in der Kammer beinahe ganz allein stand. Sobald jene Petition bekannt ward leitete das Criminalamt zu Reutlingen die Untersuchung gegen ihn ein, und der Criminalsenat zu Eßlingen erklärte deren Fortstellung für hinreichend begründet. Als die vertagte Kammer am 6. Februar 1821 wieder zusammentrat, verlangte die Regierung die Ausschließung des in eine Criminaluntersuchung verflochtenen List von der Kammer. List vertheidigte sich, und er sowol als Keßler und Griesinger führten aus daß hier eine Criminaluntersuchung nicht vorliege. Endlich wählte die Kammer sichtbar unter für den Angeklagten günstigen Stimmungen eine Begutachtungscommission, zu deren acht Mitgliedern außer Keßler und Griesinger auch Uhland, Schott und Burkart gehörten. Ehe dieselbe zur Erstattung ihres Berichts kam, erschien der Justizminister in der Kammer und suchte in einem längern Vortrage das ganze Verfahren und die angegriffene Zusammensetzung des Gerichtshofs zu rechtfertigen. Außerdem schadeten List wie gewöhnlich seine Freunde. Eine heilbronner Adresse, welche sich zu Gunsten List's in sehr starken Ausdrücken aussprach, rief einen wahren Sturm in der Kammer hervor. Zuletzt ward mit 44 gegen 37 Stimmen beschlossen die heilbronner Adresse aus den Acten zu entfernen. Dann stritt man sich zwei Sitzungen hindurch ob List das Wort zu einer Entgegnung gegeben werden solle. Als man endlich sah daß es ihm nicht gut zu verweigern sei, verlangte man wieder er solle sogleich reden, und gewährte ihm nur ungern eine Vorbereitungsfrist. In seiner Vertheidigungsrede versuchte er allerdings in einigen Punkten zu viel zu beweisen, nämlich daß die Verfassungsurkunde Etwas was sie mit klaren Worten vorschrieb nicht vorschreiben könne, weil es absurd sei. Der Commissionsbericht, von Uhland erstattet, war entschieden gegen den Regierungsantrag. Doch hatte eine Minorität wenigstens einen provisorischen Austritt List's verlangt. Inzwischen hatte List Recurs eingelegt, und die mit Erstattung eines neuen Berichts beauftragten Ausschußmitglieder hatten Aussetzung des Beschlusses bis zur Entscheidung über den Recurs beantragt. Dagegen trat der Minister von Maucler auf, und am 24. Februar beschloß die Kammer mit 56 gegen 36 Stimmen daß List aus der Kammer austreten solle. Bei der Bestimmtheit und Unbedingtheit mit welcher die Verfassungsurkunde die allerdings in dieser Unbedingtheit tadelnswerthe Bestimmung aussprach: daß kein Abgeordneter in eine Criminaluntersuchung verflochten sein dürfe, muß man annehmen daß die Majorität noch größer gewesen sein würde, wenn nicht manche Abgeord-

nete die billige Ansicht gehabt haben mögen der Aufschub wenigstens könne bewilligt werden. Solange nicht über den Recurs gegen Anstellung der Untersuchung entschieden war, konnte man die letztere allenfalls als noch nicht unzweifelhaft bestehend annehmen. Wurde der Recurs abgeschlagen, so war List's Ausschließung unvermeidlich, wenn die Kammer sich nicht über und wider die Verfassung setzen wollte. Häusser scheint in letzter Beziehung anderer Meinung; aber Robert Mohl, dessen Freisinn Niemand bestreiten wird, der aber mit dem Freisinn zugleich Rechtskenntniß verbindet, ist der unserigen. („Würtembergisches Staatsrecht", §. 98.) Die Sache ist in der That auch klar, und die von Häusser angeführten Gründe der Minorität sind keine Gründe des positiven Rechts, worauf es ankam. Uebrigens hat ein Vertheidiger List's, Schott, demselben kein Compliment gemacht wenn er sagt: ein englischer Minister würde die List'sche Schrift entweder gar nicht gelesen oder mit Lachen aus der Hand gelegt haben. Uebrigens sollte List blos vorläufig ausgeschlossen sein, und sollte nach der Ansicht der Mehrheit, der aber die Minderheit widersprach, wieder eintreten können, wenn sein Recurs gesiegt hätte. Merkwürdigerweise sagt uns der Verfasser nicht wie das Obertribunal über den Recurs entschieden habe. Indeß muß er verworfen worden sein. Denn die Untersuchung wurde mit allem Eifer fortgesetzt. Ja man dehnte sie selbst auf die Vertheidigungsrede aus welche er in der Kammer gehalten, und als er hierauf sich einzulassen verweigerte, wurde er von dem eßlinger Gerichtshof mit den gesetzlichen Zwangsmaßregeln bedroht. Allerdings bezeichnete der Gerichtshof als solche ausdrücklich nur ein dreitägiges den bisherigen Standesverhältnissen angemessenes bürgerliches Gefängniß. Er bezog sich aber dabei auf eine Verordnung welche die Zwangsmaßregeln gegen einen widerspenstigen Inquisiten bis zu 25 Stockprügeln zu steigern erlaubt, was es denn dem Verfasser möglich macht die Sache etwas drastischer zu gestalten und List mit Prügeln bedrohen zu lassen. Am 6. April 1821 wurde List zu sechsmonatlicher Festungsstrafe mit angemessener Beschäftigung innerhalb der Festung und Bezahlung von $^{11}/_{12}$ der Untersuchungskosten verurtheilt. Er floh zunächst nach Strasburg, wo er sich mit vielen literarischen Projecten beschäftigte, zumal die Nachrichten aus dem Vaterlande immer ungünstiger lauteten. Aber bald traf ihn die Verfolgung auch in Strasburg. Man verlangte seine Auslieferung, und er suchte sich einen neuen Zufluchtsort in Baden nahe an der französischen Grenze. Auch hier fand er Schwierigkeiten seit die Appellationsinstanz das Urtel lediglich bestätigt hatte. Er reiste nach Paris und London ohne festen Boden zu finden. Er ging in die Schweiz, fand aber auch hier überall Hindernisse. Endlich gestattete man ihm in Basel wenigstens den Aufenthalt. Seine Freunde und Verwandten riethen ihm inzwischen fortwährend zur Rückkehr schon um seiner Familie willen, und er entschloß sich endlich dazu. Auch auf dem Asperg fand er Grund zu neuen Beschwerden, ward als gewöhnlicher Abschreiber gebraucht und mit mancherlei Chicanen heimgesucht, bis man sich endlich dahin vereinigte daß ihm die Auswanderung gestattet ward (Anfangs 1825).

In Frankreich litt ihn die von der würtembergischen instigirte Regierung nicht, und er entschied sich, von Lafayette ermuntert, für Nordamerika, wohin er am 26. April absegelte, um am 10. Juni in Neuyork einzutreffen. In Philadelphia kam er mit Lafayette zusammen und begleitete ihn auf seinem Triumphzuge. Bei aller Eingenommenheit für das Amerikanische, konnte er doch die Bemerkung nicht unterdrücken: daß der Europäer alles Oeffentliche daselbst vortrefflich, aber das Privatleben langweilig, einsilbig, steif finde; was denn im Wesen der Demokratie liege, so wenig es auch der idealen Demokratie einleuchten möge. Der Mensch aber ist um des Menschen willen, nicht um des Staats willen auf der Erde, und der Staat ist kein Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke. Lafayette's Empfehlungen erwarben List überall einen freundlichen Empfang; durch ihn ward er an Henry Clay, durch diesen wieder an Harrison empfohlen und allmälig mit den ersten amerikanischen Staatsmännern bekannt. Nach vielen vergeblichen Wanderungen entschloß er sich in Pennsylvanien zu bleiben. In Pittsburg zerschlug sich der Plan, er ging daher einige Meilen nördlich nach Harmony, von wo er auch die Rapp'sche Colonie Economy besuchte, und dann, wie gewöhnlich mit großen Hoffnungen, eine Besitzung kaufte, die er nach Jahr und Tag leerstehen ließ um in Reading ein deutsch-amerikanisches Blatt zu redigiren. Der Präsident der pennsylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen, Ingersoll, ermunterte ihn gegen die Freihandelstheorie zu schreiben, was er in den „Briefen über die kosmopolitische Theorie der Oekonomie" that, und darin schon die Quintessenz Dessen vortrug was er später den Deutschen wiederholte. Die Briefe erregten Aufsehen und fanden natürlich bei den Freunden des Zollschutzes und bei der mit demselben verwebten politischen Partei Beifall. Eine glückliche Fügung der Umstände veränderte seine materielle Lage auf erfreuliche Weise. Auf einer Excursion ins Gebirge entdeckte er zufällig reichhaltige Kohlenlager. Diese Angelegenheit lenkte ihn von seinen literarischen Arbeiten auf andere für seine Unabhängigkeit und seinen Wohlstand einträglichere Beschäftigungen. Er brachte eine Gesellschaft zusammen die ein Capital von 700,000 Dollars beschaffte. Damit wurden nicht nur die reichhaltigen Minen dem Betrieb zugänglich gemacht, sondern auch nach List's Vorschlag eine Eisenbahn angelegt, welche die Kohlenlager mit dem Schuylkillkanal in Verbindung brachte. Dies führte ihn überhaupt auf die Wichtigkeit des Eisenbahnwesens. Alles ließ sich in seinen Verhältnissen wohl an, und er hätte allen Grund gehabt seinen amerikanischen Aufenthalt liebzugewinnen. Dennoch aber zog es ihn nach Deutschland, und wenn wir nicht in Abrede stellen wollen daß der edelste Beweggrund dazu Vaterlandsliebe war, so hat doch auch sein Lobredner gesagt: „Auch war die schöpferische Unruhe in ihm viel

zu mächtig als daß er es jemals über sich vermocht hätte geduldig die Früchte abzuwarten und zu ernten, nachdem er den Boden urbar gemacht und die Aussaat bestellt hatte." Bereits von Amerika aus stand er mit Baader in lebhaftem Briefwechsel über ein deutsches Eisenbahnsystem. Doch faßte er auch die übrigen Handelsstaaten des europäischen Festlandes ins Auge und entwarf z. B. Skizzen über die materielle Reform Frankreichs. Als davon die Rede war ihn mit einer Mission nach Frankreich zu beauftragen, trat er sofort mit einer Menge Pläne hervor, von denen der Verfasser selbst sagt: „Immer aufs Große und Allgemeine gerichtet, sprudelte er über von neuen und grandiosen Entwürfen, deren jeder (?) einzelne eine bedeutende Zukunft hatte, aber auch jeder einzelne die ganze angestrengte Thätigkeit des Autors und die bereitwillige Unterstützung von Regierungen und Bevölkerungen erfoderte." Er wurde am 8. November 1830 zum Consul der Vereinigten Staaten in Hamburg ernannt, sollte aber zuerst einen Auftrag in Paris besorgen, der sich zunächst auf Eröffnung einer neuen Absatzquelle für amerikanische Kohlen beschränkte, an den er aber viel weiter reichende Pläne und Hoffnungen anknüpfte. Am 20. December landete er zu Havre, durch die Nachrichten daß Polen sich unabhängig erklärt und die schweizer Cantons neue Verfassungskleider angezogen, zu dem Ausspruche gedrängt: „Ich bin überzeugt daß ganz Europa in sechs Monaten in Flammen stehen wird", aber schon in Paris von der ruhigen und sorglosen Stimmung überrascht in der er die französische Hauptstadt antraf. Das Heimweh das ihn in Amerika trotz des „freien, großen Staatslebens" befallen hatte kühlte sich bald ab. „Zerstreuung bot ihm nur die Arbeit; Menschen und Verhältnisse entsprachen nicht einmal dem bescheidenen Bilde das er sich jenseit des Oceans davon entworfen hatte." In Betreff seines nächsten Geschäfts, des Kohlenabsatzes, glaubte er auf über alle Erwartung günstige Resultate rechnen zu können, was wol auch nicht in Erfüllung gegangen ist. Dazwischen überkam ihn zuweilen eine gewisse resignirte Stimmung, die freilich nicht dauernd war. „Ich wünsche", schrieb er in einer solchen seiner Frau, „ein ruhiges, philosophisches Leben zu führen um nicht wieder späterhin genöthigt zu sein mich in die weite Welt zu wagen. Ich habe nicht im Sinne künftig Etwas zu wagen, denn ich fühle daß ich der Ruhe bedarf, und daß du, meine Liebe, ihrer ebenfalls bedarfst, und daß sie uns unentbehrlich ist um unsern Kindern eine gute Erziehung zu geben und ihre künftige Wohlfahrt zu sichern." Und doch warf ihn sein Geschick immer wieder in neue und unsichere und bewegte Lagen! Und war es blos sein Geschick? Deutschland betrat er noch nicht, schrieb aber: „Soviel kann ich dir sagen daß mir Alles oder doch das Meiste was ich von dort lese, so halb und dümmlich, so vertrackt und verzwickt vorkommt daß ich kaum eine deutsche Zeitung aufnehme, wenn sie mir zur Hand liegt." Die Franzosen fand er aber auch nicht besonders nach seinem Geschmack. Es sei ein herzloses, leichtes Volk. Aus seiner hamburger Function wurde Nichts. Er hätte durch ihre Annahme den zeitherigen Inhaber der Stelle verdrängt, und dieser brauchte sie und hatte Freunde. List hat dieses Verhältniß schon in Amerika gekannt, und schreibt am 28. Januar an seinen Sohn: Er sei von Neuyork bereits mit dem Entschlusse abgegangen Hrn. Cuthbert die Stelle zu lassen. Sollte sich eine Opposition zeigen, so möge der Sohn Dies in den Zeitungen erklären. In der That blieb eine solche nicht aus. Die hamburgische Regierung protestirte gegen seine Anstellung. Der nordamerikanische Senat verweigerte seine Sanction. Er nahm nun den Gedanken eine Revision seines Processes zu veranlassen wieder auf, und sah sich außerdem nach einem Aufenthaltsorte um. Während er bis dahin die meiste Neigung ausgesprochen hatte sich im Elsaß niederzulassen, sagte ihm jetzt auch dieses nicht mehr zu. „Es ist hier", schrieb er von Strasburg, „gar kein Ton, und die Halbheit zwischen Deutsch und Französisch ist mir im höchsten Grade widerwärtig." Nur seine Studien und nationalökonomischen Arbeiten gewährten ihm Befriedigung. Die Dinge in Belgien nahmen seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Seine Lieblingsidee war die Verbindung Antwerpens durch eine Eisenbahn mit dem Rhein. Daneben war er bemüht auch in Frankreich dem Eisenbahnwesen Eingang zu verschaffen, und prophezeite eine „nicht gekannte Höhe der ökonomischen Entwickelung", welche so wenig in Erfüllung gegangen ist wie seine weitere Versicherung daß Paris infolge der Eisenbahnen aufhören würde „aus der Centralisation der Regierung die Mittel für Erhaltung seines Wohlstandes schöpfen zu müssen", daß es sich „fortan durch die Production und deren Wohlthaten vergrößern würde, statt durch Consumtion und Misbräuche zuzunehmen". Ueberhaupt liebte er es bei seinen Empfehlungen seiner Entwürfe die von deren Ausführung zu erwartenden Vortheile ins Unbegrenzte auszumalen, die Schwierigkeiten gänzlich wegzudisputiren. Wir haben Das zu jener Zeit für bloße Agitatorkünste gehalten, es mag aber wol sein daß Das so in seinem Naturell lag, und daß er außerdem den gewöhnlichen Fehlschluß von den Ergebnissen in Amerika und England auf Das was unter deutschen und französischen Verhältnissen zu erwarten war gemacht hat. Wenn übrigens der Verfasser der Meinung ist, die französische Regierung habe List's Rathschläge nicht befolgt, und darum sei es gekommen daß das „schwergeprüfte Land abermals in das Chaos politischer Zufälle und Experimente zurückgeworfen worden", wenn er die 18 Jahre der Julirregierung, die es nicht verstanden habe, die „großen materiellen Kräfte der Nation zu nützen", nur von einem „traurigen Intriguenspiele ausgefüllt" findet, so fragen wir: was denn List der französischen Regierung für specielle Rathschläge gegeben hat die sie nicht erfüllt hätte, und die dem Unglück hätten vorbeugen können. Eisenbahnen sind genug gebaut worden in jenen 18 Jahren, die Fabriken haben geblüht, und an Zollschutz hat es auch nicht gefehlt.

Zu Ende October trat List seine Rückreise nach Amerika an. Nach dem Vorhergehenden hätte man erwarten sollen daß er sich nun für immer daselbst fixirt hätte. Statt Dessen erfahren wir daß er nur hinüberreiste um vollständig nach Europa überzusiedeln, daß er, nachdem ihm erst das hamburger Consulat „wenig am Herzen gelegen" gewesen, jetzt das leipziger annahm, und sehen ihn 1832 wieder in Hamburg eintreffen. Hier hielt ihn Unwohlsein seiner Gattin bis in den Sommer 1833 fest, während welcher Zeit er Eisenbahnpropaganda machte und sich mit literarischen Entwürfen trug. Wir erfahren daß der Gedanke des „Staatslexikon" von ihm war, daß er anfangs bei dem Verlag und der buchhändlerischen Leitung betheiligt war, und sich auch später einen Antheil am Ertrage vorbehielt, jedoch auch an diesem Unternehmen mehr Verdruß als Früchte erlebte. Ebenso hat er den Gedanken des „Rechtslexikon" und den einer historischen Encyklopädie gehabt. „Zahlreiche" Beiträge zum „Staatslexikon", wie Häusser sagt, hat er übrigens nicht geliefert.

In der zweiten Hälfte des Jahrs 1833 ging er nach Leipzig und ward 1834 Consul daselbst. Der Leipziger wird lächeln, wenn er hört daß ihm Dies „die Verbindlichkeit aufgelegt habe größern Aufwand zu machen". Wenn er es aber für nöthig gehalten hat, so war es freilich schlimm daß gerade damals die amerikanische Bankkrisis auch List's Vermögen in einer Weise bedrohte, bei der er sich auf das Schlimmste gefaßt machen mußte. Es kommen nun die Berichte über seine Bemühungen für die Leipzig-Dresdener Eisenbahn, die mit einer Broschüre beginnen deren Bezeichnung als „eindringlich" richtiger ist wie die als „vortrefflich". Er hat übrigens gleich anfangs nicht so allein damit gestanden wie Häusser glaubt, vielmehr gab es gleichzeitig noch einige andere, weniger bekanntgewordene und allerdings auch weniger einflußreiche, aber nicht minder unermüdliche und besonders in der kleinen Presse thätige Agitatoren, und außerdem können wir seine reellen Verdienste um jene Eisenbahnen nicht wesentlich über die Agitation für die Aufnahme und Ausführung des Projects hinauserstrecken. Daß er sich noch außerdem viel mit der Sache zu thun gemacht ist gewiß, eine andere Frage aber ob er mit dem Weitern Etwas gewirkt und genützt habe. Wie hoch wir aber auch seine Verdienste um jenes Unternehmen immer anschlagen mögen, die Ansprüche die er erhob waren sehr übertrieben, und daß man ihn nicht an der Leitung desselben theilnehmen ließ, fand seinerzeit auch bei den Unbetheiligtsten Billigung. Mag man ihn vielfach zu hart beurtheilt haben, gewiß ist daß seine Persönlichkeit in Leipzig keinen Anklang fand. Seine Stellung in Leipzig gab er anscheinend freiwillig auf, und wir erfahren erst hier daß auch die sächsische Regierung ihm Schwierigkeiten gemacht, deren Quelle er in Würtemberg suchte. Er nahm darauf den Titel eines Consuls in Baden an, legte ihn aber auch schon 1835 wieder ab. Er reiste in Sachen der Eisenbahnpropaganda, gründete ein „Eisenbahnjournal", besuchte 1836 selbst Würtemberg wieder. Hier ward er freundlich aufgenommen, war sogar der Löwe des Tags; aber seine Bitte um Rehabilitirung ward ihm abgeschlagen. Er sollte als Ausländer behandelt werden, welchem der Aufenthalt im Königreiche auf Wohlverhalten zu gestatten sei. Unter dieser Form wollte er nicht bleiben und ging nach Leipzig zurück. Da ward sein Journal in Oestreich verboten; zugleich kamen trübe Nachrichten aus Amerika; List beschloß Ende 1837 nach Paris zu reisen, zunächst um über seine amerikanischen Angelegenheiten genauere Erkundigungen einzuziehen. In Ostende traf er Dr. Kolb aus Augsburg, der in Tübingen sein Zuhörer gewesen war und mit ihm auf dem Asperg gesessen hatte. Dadurch ward seine Verbindung mit der „Allgemeinen Zeitung" lebhafter und inniger. In Paris bestimmte ihn eine Preisaufgabe zu der bekannten Abhandlung welche den Kern seiner nachherigen nationalökonomischen Schrift bildete, und deren Tendenz nun seine Berichte in die „Allgemeine Zeitung" belebte. Er wollte seine nationalökonomischen Entdeckungen anfangs den Franzosen schenken, fand aber bald daß „Krieg und Theater diese Leute allein interessire". Zu Laube, der damals in Paris war, sagte er: „Wenn ich mit meinem ersten Bande fertig bin, so komme ich nach Deutschland, predige dort eine politische Nationalökonomie wie sie mir eine zwanzigjährige Erfahrung als allein praktisch gelehrt hat, und ärgere mich mit den deutschen Gelehrten." Letzteres ist eingetroffen, während die „praktischen Wirkungen", von denen er mit „zuversichtlicher Hoffnung" gesprochen, nicht sonderlich gewesen sind.

Der Tod des einzigen Sohnes, den er neben drei Töchtern besaß und der in Algerien diente, traf List, dessen Familienleben ein treffliches gewesen sein soll, so schmerzlich daß ihm der Aufenthalt in Paris gänzlich verleidet wurde. Einen Antrag in französische Dienste zu treten, den ihm Thiers 1840 gemacht haben soll, über den wir aber nichts Näheres erfahren, schlug er um so unbedenklicher aus, als er die naheliegende Besorgniß hatte er könne dort gegen sein Vaterland gebraucht werden. Er wollte wieder nach Leipzig, ging auch zunächst dahin. Da er aber unterwegs von dem Streite über die thüringische Eisenbahn erfuhr, so betheiligte er sich mit großem Eifer an demselben, und bereiste auch die verschiedenen thüringischen Höfe. Er knüpfte auch hieran Hoffnungen und siedelte schon seine Familie nach Weimar über. Aber 100 Louisdor für drei „gerettete Fürstenthümer" erschienen ihm denn doch zu wenig. So wendete er sich denn nach Augsburg und ließ sein „Nationales System der politischen Oekonomie" erscheinen (1841). Wie er schon durch mancherlei Aufsätze darauf vorzubereiten gesucht hatte, so gab ihm dann die Vertheidigung seines Systems, sowie die Polemik gegen die englische Handelspolitik viel zu thun. Diese Thätigkeit erwarb ihm in Süddeutschland und bei der Schutzzollpartei aller Länder viele Freunde. Er erfaßte nun den Gedanken die Politik des Zollschutzes in einem eigenen Blatte zu vertreten, und entschloß sich nach Stuttgart

zu gehen um sich zunächst mit Cotta darüber zu besprechen. Ein Unfall verzögerte seine Ankunft, indem er in Kannstatt das Bein brach und sich später in das Wildbad begeben mußte. Hoffnungen auf Anstellung in Baiern hatten sich abermals zerschlagen. An freundlicher und ehrenvoller Aufnahme ließ man es aber nicht fehlen. Auch wurde ihm am 8. October 1841 eröffnet daß durch die Amnestie seine bürgerliche Ehre wiederhergestellt sei, wofür er zwei Kreuzer bezahlen mußte, wie er an den Rand des Decrets schrieb. Er dachte jetzt an Wiederanstellung in Würtemberg; aber auch damit wurde es Nichts. Dagegen fand sein Journalplan bei Cotta bereitwillige Aufnahme, und die Bildung der Fabrikantenvereine, welche List eifrig betrieb, versprach seiner Sache auch einen „materiellen Rückhalt". Er siedelte sich nun wieder fest in Augsburg an, wo sich im Frühjahr 1842 auch seine Familie wieder mit ihm vereinigte. Er kämpfte hier rüstig für seine Sache, wiewol ihn Kränklichkeit, Mismuth und Sorge über den Mangel einer völlig gesicherten Stellung oftmals niederdrückten und störten. Im October 1844 machte er eine Reise nach Oestreich und besonders nach Ungarn, nachdem er schon 1843 in Ischl eine Audienz bei Metternich gehabt. Seine Aufnahme war glänzend, ungeachtet er auch in Ungarn überall den Gedanken vertrat Ungarn mit deutschen Kräften zu heben und die magyarische Exclusivität für unhaltbar erklärte. Gleichwol kehrte er aus Oestreich „in tiefster Verstimmung zurück; es nagte an ihm die bittere Erfahrung für seine patriotischen Entwürfe, die ihm so manche Nachtwache gekostet, bei den Staatsmännern wenig Förderung, unter den Speculanten sogar schmachvollen Undank eingeerntet zu haben". Seine Gesundheit war erschüttert, seine innere Heiterkeit gestört; erst eine Herbstbadereise nach Rippoldsau kräftigte ihn wieder etwas zur Arbeit. Doch war er reizbarer als je. Er entzog der „Allgemeinen Zeitung" seine Mitwirkung ganz, weil sie seine Aufsätze zuweilen abgekürzt oder in der Form gemildert hatte. Er fing an sich über die Angriffe seiner Gegner zu ärgern. Mehr noch kränkte ihn der Undank einzelner Anhänger und Schüler, und am meisten verdroß es ihn als ihm um diese Zeit von mehren Seiten her die Priorität seiner Gedanken bestritten wurde. Aus der verdrossenen und unbehaglichen Stimmung rissen ihn die Peel'schen Maßregeln, welche seine ganze Aufmerksamkeit aufsichzogen, wieder auf, und zugleich spornte ihn die nicht näher erklärte Uebernahme des „Zollvereinsblatt" in eigenen Verlag zu erhöhter Thätigkeit. Eine Summe die der Fabrikantenverein dem „Zollvereinsblatt" spendete ward zu einer Reise nach England im Interesse des Blattes verwendet. Während er auf der einen Seite gegen den Eindruck zu warnen hatte welchen die englischen Freihandelsmaßregeln zum Nachtheil seines Systems machen konnten, begeisterte ihn auf der andern der Aufenthalt in England zu kräftiger Empfehlung einer Allianz zwischen Deutschland und Grosbritannien. Doch wirkte das englische Klima auf seine Gesundheit nachtheilig; bei zunehmender Abspannung ward ihm die literarische Arbeit lästig und der Mismuth doppelt drückend mit seiner äußern Existenz auf diese gewiesen zu sein; an dem Emporkommen des „Zollvereinsblatt" verzweifelte er; daß endlich seine Denkschriften in Betreff der englisch-deutschen Allianz auf keiner Seite Erfolg hatten schlug ihn aufs tiefste nieder.

In der hoffnungslosen und melancholischen Stimmung sah er seine eigene Zukunft mit den Augen eines Gemüthskranken an, obwol er für die nächste Zeit außer Sorge sein durfte. Es hatten ihm die Industriellen eine Summe von 6000 Fl. zur Verfügung gestellt; er ließ sie unberührt beim Banquier liegen, und erst nach seinem Tode wurde die Summe der Familie als Eigenthum übergeben.

Schmerzhafte Körperleiden verließen ihn nicht mehr und gänzliche Zerrüttung der Nerven erzeugte Abspannung und tiefe Melancholie. In dieser Stimmung erfolgte seine traurige Katastrophe (30. November 1846).

Die Mittheilungen Häusser's geben uns die Ueberzeugung daß List bei seinen Plänen und Bestrebungen wesentlich die Größe und Wohlfahrt Deutschlands im Auge hatte, ohne jedoch unsere anderweite Ueberzeugung zu schwächen daß er in vielen Hauptpunkten falsche Wege zu diesem Ziele empfahl. Sie machen uns wahrscheinlich daß Manches was uns in dem Wesen und Gebahren List's verletzte nicht in seinem ursprünglichen Wesen lag, sondern die Folge der vielfachen bittern Erfahrungen war die er gemacht hatte, zeigen uns aber zugleich daß er sich diese bittern Erfahrungen mehrfach durch allzu sanguinische Erwartungen und durch übel berechnetes Verfahren selbst zugezogen. Daß Häusser den Werth und die Wirkungen der literarischen Leistungen List's sehr hoch anschlägt darf nicht befremden. In ersterer Beziehung gehört er jedoch nicht zu den blinden Verehrern welche List eine zeitlang hatte, und erkennt ganz richtig daß List kein Systematiker, sondern ein Agitator war. Darin liegen seine Vorzüge wie seine Fehler. In Betreff der Wirkungen lebt er in den Illusionen einer bereits zurückliegenden Zeit, und ignorirt den heutigen Standpunkt, wo zum Theil dieselbe Opposition welche damals für das Schutzzollsystem schwärmte das Freihandelssystem vertheidigt, und jedenfalls die Schutzzolltendenzen sehr in den Hintergrund getreten sind.

Auf die Schriften selbst einzugehen beabsichtigen wir nicht. Sie sind allbekannt und ihrer Zeit vielfach besprochen worden. Wir bemerken nur daß der vorliegende zweite Band Folgendes enthält: das „Gutachten über die Errichtung einer staatswirthschaftlichen Facultät", von 1817; „Aufsätze in Sachen des Handelsvereins", aus den Jahren 1818 und 1820; „Die Freiheit und die Beschränkungen des auswärtigen Handels, aus dem historischen Gesichtspunkte beleuchtet", von 1839; „Das Wesen und der Werth einer nationalen Gewerbsproductivkraft", aus demselben Jahre; „Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung", von 1842, ein Aufsatz der am weitesten aus dem banalen Kreise der Grundirrthümer List's abführt, und uns zu dem Besten zu gehören scheint was er geschrieben; „Zur deut-

schen Eisenbahnfrage" (1844); „Ueber die Beziehungen der Landwirthschaft zur Industrie und zum Handel" (1844); „Ueber die nationalökonomische Reform des Königreichs Ungarn" (1845); „Die politisch-ökonomische Nationaleinheit der Deutschen" (1846); „Ueber den Werth und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland" (1846). Der dritte Theil endlich bringt einen unveränderten Wiederabdruck der vielbesprochenen Hauptschrift: „Das nationale System der politischen Oekonomie."

F. Bülau.

Gustav Kühne und seine Charakteristiken.

Dieser Schriftsteller kommt mit seiner Neigung, einzelne Gestalten der Literatur- und Culturgeschichte in gesonderten Bildern zu näherer Betrachtung zu bringen, aus einem literarischen Zustande her, dessen eigenthümlichste Züge auf eine zum Theil Nichts weniger als erfreuliche Weise in die Beschäftigung mit Persönlichkeiten hinüberspielten. Man vergegenwärtige sich nur jene Gruppe junger Autoren welcher Kühne nicht ohne Grund in gewissem Sinne beigezählt zu werden pflegte: das Genre von sogenannten Charakteristiken, welches diese literarischen homines novi Mode machten, war doch in manchem Betracht das allerbedenklichste. Eine unlautere kritische Richtung, eine Bitterkeit die sich nicht scheute als hämische Malice zu erscheinen war dabei nur die Hälfte des Uebels; indessen muß man gestehen daß die andere Hälfte keineswegs in bösem Willen, sondern im Irrthume und in leichtfertiger Einseitigkeit beruhte. Kühne, der sich als productiver Kopf nie sehr stark gezeigt hat, ist, während andere Hauptrepräsentanten jener aufgeregten Periode den mannichfaltigsten literarischen Versuchen und Wagnissen hingegeben reichere Begabung erprobten, zum Theil zersplitterten, vorzugsweise bei der erwähnten Thätigkeit geblieben und sucht sich in einer ernstern Fassung derselben zu befestigen. Eine Seite, die schon früher an der großen Lust der jungen Literatur zur isolirten Betrachtung literarischer Charaktere — wenn auch selten von der wünschenswerthen Gewissenhaftigkeit des Urtheils und Tüchtigkeit der Untersuchung gestützt — hervortrat, lag überhaupt in dem Streben Werth und Bedeutung des Individuellen, der besondern, persönlichen Entwickelung neu zum Bewußtsein zu bringen und gegen gewisse Nivellirungsgelüste pragmatischer Historik aufrechtzuhalten. Da sind denn auch umfassendere Arbeiten geliefert worden, welche im Fortgange des Allgemeinen dem Persönlichen einen unverkennbaren Accent zutheilen, und wie Theodor Mundt's „Vorlesungen über die Literatur der Gegenwart" hin und wieder kaum ihre Entstehung aus vereinzelten, selbständigen Schilderungen verleugnen können. Kühne hat das zweifelhafte Verdienst größerer Darstellungen nach solchem Zuschnitt nicht zu theilen begehrt, sondern beschränkt auf journalistische Wirksamkeit meistens äußern Anlaß für die Auswahl der Charaktere welche er zu behandeln unternahm abgewartet und Sammlungen derselben später in bunter Reihe herausgegeben. Im Jahr 1838 ließ er „Weibliche und männliche Charaktere" (2 Bände, Leipzig) und 1843 „Portraits und Silhouetten" (2 Bände, Hanover) erscheinen. Man möchte hier in der That die Erinnerung an den gelegentlichen Ursprung wie sie in der Form fragmentarischer Recension bei manchen Artikeln bestehen geblieben ist, etwas mehr getilgt wünschen. Feine Bemerkungen im Einzelnen, die eben nur da und dort einen Strich zu dem Gesammtbilde geben, füllen nicht aus was die versprechenden Titel umfassen; es war nur eine Ausflucht bequemer Selbstberuhigung, wenn bei jener zweiten Sammlung der Autor durch den bescheidenern Zusatz „Silhouetten" sich gegen diese Unzufriedenheit zu decken vermeinte. Kleine polemische Ausfälle, die der Tagesliteratur angehören, kritische Glossen zu dieser und jener Schrift, welche sich als Gegenstand journalistischer Discussion geltendgemacht hatte, entsprachen, so schätzbare Beiträge zur Kenntniß der literarischen Epoche sie theilweise immerhin abwerfen mochten, nicht Dem was man sich hier als Aufgabe des Schriftstellers denken mußte. Ich beziehe Dies, wie gesagt, nicht auf alle einzelnen Stücke, aber es ist doch ein Gebrechen das einmal am Ganzen haftet. Die „Portraits und Silhouetten" sind ein äußerst mannichfaltiges, interessantes Repertorium moderner Literatur, aber legt man der Bezeichnung gemäß einen strengern Maßstab an, so kann man die Rüge nicht zurückhalten. Gutzkow, der sich in diesen Dingen doch auch nie auf übermäßige Gründlichkeit eingelassen hat, darf, was eine gewisse künstlerische Abrundung betrifft, seine „Oeffentlichen Charaktere" wirklich als Muster dagegensetzen. Kühne hat seit 1840, wo der Roman „Die Rebellen von Irland" herauskam, nach keiner Richtung hin irgend ein größeres Werk aus einem Gusse geliefert, sodaß man den Aufwand von Fleiß und Sorgfalt den die Durcharbeitung und Ergänzung jener Aufsätze zu völlig in sich abgeschlossenen Charakterbildern erfodert haben würde, ihm desto eher hätte zutrauen sollen.

Gegenwärtig empfangen wir nun abermals Einiges von dem Ertrage seiner Thätigkeit auf demselben Gebiete in dem Buche:

Deutsche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 2 Thlr.

Die hier zusammengestellten Arbeiten nehmen sich schon ganz anders — weit respectabler — aus, wenn man sie unter dem angegebenen Gesichtspunkte mit den frühern vergleicht, obwol sie wiederum an Frische und lebendiger Natürlichkeit der Schreibart, wie mich dünkt, gegen diese erheblich im Nachtheil sind. Die beiden Artikel: Hölderlin und Friedrich Fröbel, ausgenommen, die auf Selbsterlebtes gegründet von der dargestellten Scene aus nur gelegentlich, soweit es der Gegenstand mitsichbringt, Rückblicke thun, läßt uns jede dieser Charakterzeichnungen ein menschliches Wirken seinem ganzen Verlaufe nach überschauen. Vor allen Dingen schweigt also hier der Vorwurf der Unvollständigkeit. Der äußere Anlaß, von welchem regelmäßig der Stoff der Besprechungen in Zeitschriften bestimmt wird, bleibt noch er-

[illegible]bar, aber nicht mehr in der störenden Weise der „Portraits und Silhouetten“, da es einem fertigen Ansehen dieser Darstellungen schon sehr zustatten kommt daß sie bis auf Fröbel lauter Charakteren gewidmet sind deren Leben bereits geschlossen vor uns liegt, bei einigen sogar, wie Kaiser Joseph, Moses Mendelssohn, Georg Forster u. A., der entferntern Vergangenheit angehört. Fünf Sechstel dieser Aufsätze wurden bei Gelegenheit neuerer literarischer Publicationen geschrieben, aber diese waren entweder Ausgaben von Gesammtwerken, welche die Lebensarbeit eines Geistes oder doch den wesentlichen Theil derselben in ganzem Umfange vor Augen brachten, oder biographische Mittheilungen welche auf ihre Art einem ähnlichen Zwecke dienten. Je nach den benutzten Vorlagen vertheilt sich auf die zwölf Nummern des Buchs das Verdienst selbständiger, eigenthümlicher Behandlung in ungleichem Maße. Fehlen auch nirgend ganz die Züge der Anschauung welche dem Gegenstande eine neue oder noch nicht hinreichend beachtete Seite abzugewinnen suchen, so kann doch oft dem Autor kein größeres Verdienst zugesprochen werden als daß er, was Andere vor ihm festgestellt und entwickelt, nachträglich zu richtiger Aufnahme gleichsam noch einmal zurechtrückt und dabei immer auf einen Standpunkt freier Würdigung hinarbeitet.

Mehre dieser Arbeiten sind nach des Verfassers eigenem Wort aus Drang zu Opposition gegen herrschende Meinungen entstanden. Hier kommt auch eine schon oben berührte Seite dieser Art von Charakteristiken in ausdrücklicher Erklärung wieder ans Licht, wenn Kühne zu seiner Schilderung des jüdischen Philosophen in der Vorrede bemerkt:

> Moses Mendelssohn fand ich in Gervinus' Deutscher Nationalliteratur ungebührlich herabgedrückt, wie denn in diesem pragmatisch werthvollen Werke selbst die bedeutendsten handelnden Personen gar selten als lebendige Gestalten und Menschenbilder hervortauchen, oft genug in den Acten begraben bleiben.

Daß in den Aeußerungen des Misbehagens und der Unzufriedenheit welche aus einem bestimmten Kreise von Literaten gegen Gervinus ziemlich zahlreich lautgeworden sind, besonders wo sie mit dem Sinn dieses Kühne'schen Ausspruchs zusammentreffen, neben dem Aerger verletzter Eitelkeit und andern gleichgültigen Privatgefühlen auch die Stimme der Wahrheit bedeutend mitklingt, läßt sich wol nicht verkennen. Jeder der nicht etwa das Werk von Gervinus zur Hand genommen hat um sich daraus erst die Bekanntschaft mit der deutschen Literatur zu holen, wird, während er die historische Arbeit im Ganzen, den Ernst des Charakters und die Gediegenheit des Studiums vielleicht bewunderte, irgend eine Partie, irgend eine bedeutungsvolle Gestalt zum wenigsten gefunden haben, deren innerstes Wesen ihm von dem Geschichtschreiber nicht begriffen, ja für deren wahres Verständniß diesem geradezu das Organ zu mangeln schien. Mit dem bloßen Schelten ist da wenig ausgerichtet. Im Interesse der Literatur muß man wünschen daß wer da auf irgend einem Punkte mit guter Begründung Etwas zu bessern, zu berichtigen, zur Steuer der Wahrheit nachzutragen habe, seine Ansicht in einer eigenen Darstellung niederlege und das polemische Motiv nur versteckt walten lasse, sodaß das concrete Bild durch den Geist in welchem es empfangen wurde, ohne alle unmittelbare Beziehung auf ein Fremdes für sich selbst einsteht.

Kühne's Aufsatz über Mendelssohn ist zu solcher ersprießlich aufbauenden Polemik ein recht willkommener Beitrag und beweist wie jene Richtung, welcher just diese schönste und würdigste Art der Bekämpfung nicht sehr entsprechend war, und an der auch des Verfassers eigene kritische Anfänge sich betheiligten, einer ernstern und gründlichern platzgemacht hat. Mit wahrem Takt weiß er, worauf es bei Darstellungen mit solchem innern Ausgangspunkt zunächst ankommt, sich trefflich vor jeglicher Ueberschätzung zu hüten. Der Werth welcher in der Frage nach der Bedeutung Mendelssohn's dessen Verhältniß zu Lessing beigelegt wird bildet einen Hauptzug der Charakteristik und somit die beste Garantie gegen eine unhaltbar hohe Auffassung. Und diesen Freund Lessing's bezeichnet Kühne überhaupt als eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmonisch zusammenfügende Natur. Deutlicher konnte sich hier ein sicheres Maßhalten nicht zeigen.

So durchdringt das ganze Buch, wie verschiedenartige und verschieden wirkende Charaktere auch darin vorgeführt werden, gleichmäßig ein wohlthuender Geist ruhig abwägender Betrachtung, sinnigen Eingehens in fremde Individualität, unbefangener Stimmung und Gerechtigkeitsliebe. Wunderlich genug aber entwickelt sich bei unserm Autor aus diesen lobenswerthen Eigenschaften gewissen Charakteren gegenüber leicht eine verkehrte Neigung, die uns an nunmehr verschollene, weiland jungdeutsche Modekrankheit erinnert. Damals galt ein Wichtigmachen des Subjects wie ungefähr 30 Jahre zuvor in der Romantik; aber während auf der einen Seite ganz nach romantischem Herkommen der in seiner Genialität sich wiegende Geist von den substantiellen Interessen des Lebens und der Wahrheit der Geschichte abfiel und in dieser Isolirung mit der Bedeutsamkeit des unklar Individuellen coquettirte, erhob sich auf der andern Seite zugleich ein so dringendes als unfruchtbares Bestreben: die Räthsel auserlesener Seelen, welche an tiefer, schmerzlicher Verstimmung zu leiden schienen, durch Hinweisung auf die allgemeine „böse Noth der Zeit“ zu erklären. Schon die augsburger „Allgemeine Zeitung“ hat bei dem nämlichen Anlaß ihren Lesern jene Periode der unglücklichen Charlotte Stieglitz, die auch unter Kühne's „weiblichen und männlichen Charakteren“ einen Platz einnimmt, ins Gedächtniß gerufen. Aemsiges Spüren nach den dunkeln Punkten im innern Leben des Menschen gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen der feinern Geister. Diese überall festgehaltene Rückwirkungstheorie des Zeitelendes wußte in die unbedeutendsten Persönlichkeiten eine sublime Natur hinein zu argumentiren. Eine Sucht des Problematischen war im

den Tagen des Weltschmerzes und der Zerrissenheit in der Literatur fast Epidemie geworden. Spuren dieses eigenthümlich abnormen Zustandes werden nun bei Kühne noch in dem reifern Stadium sichtbar; denn was man ihm bei der hier mitgetheilten Reihe von Charakteristiken vorwerfen kann ist: daß er da und dort des Guten zu viel hat thun wollen, indem er sich unnütz abmüht tiefere Offenbarungen zu gewinnen als bei der größten Anstrengung des Scharfsinns möglich ist. Auf solchem Wege geräth er in eine Dämmerungssphäre unsicherer Combination, aus welcher für die Charakteristik keinerlei brauchbare Resultate zu erbeuten sind. Mögen merkwürdige tragische Geschicke hochbegabter Menschen zum Nachdenken reizen, so soll doch der Schriftsteller, der uns ein Bild dieser ungewöhnlichen Verwickelungen vorlegt, seine Darstellung billigerweise nicht mit zwecklosen grüblerischen Fragen an das Schicksal durchweben, mit denen der Leser, wenn er ein Freund solcher Spintisirübungen ist, sich schon selbst hinlänglich quälen wird. Etwas von diesem ängstlichen Zergliederungsbestreben, von diesem Eifer überflüssiger Genauigkeit, der immer Miene macht, aber natürlich eben nur Miene macht, den Schleier des letzten Geheimnisses zu lüften, wird der aufmerksame Leser oft aus den Charakterschilderungen Kühne's herausfühlen, selbst wo es sich um äußerlich einfachere Zustände handelt, aber — wir haben auch Heinrich von Kleist und Friedrich Hölderlin in unserer Sammlung. Ueber den letztgenannten geisteskranken Dichter besitzen wir neben wenigen ästhetischen Versuchen, zu vollständiger Würdigung seiner Poesien, schon eine ziemliche Anzahl rhapsodischer Artikel, die, abgesehen von der erfreulichen Theilnahme welche sie ausdrücken, im Wesentlichen durch Wilhelm Waiblinger's interessantes Mémoire: „Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn" (Gesammelte Werke, zweite rechtmäßige Gesammtausgabe, III, 220 fg.), unnöthig gemacht werden. Kühne liefert mit seinem Aufsatze: „Aus einem Skizzen- und Tagebuche: Wanderungen durch Deutschland", einen neuen Beitrag in ähnlichem Genre. Er bemerkt im Vorwort:

> Daß ich der Aufgabe, zu der Freunde mir Muth gemacht, selbst auf meinen Wanderungen durch Deutschland, wo ich Städte und Landschaften aufzufassen suchte, eingedenk blieb, mögen die Artikel Hölderlin und Fröbel beweisen.

Ich kann nicht sagen daß ich Das mit dem Artikel Hölderlin bewiesen fände, denn was nützen die Hypothesen und melancholischen Aphorismen, die sich an eine flüchtige Begegnung mit dem hochbetagten Wahnsinnigen und an ein Gespräch mit seinem Hauswirthe knüpfen, zur Charakteristik des Dichters! Das längst Bekannte, oft Wiederholte führt auch hier zu keinem neuen Resultate; was als persönliche Erinnerung für den Verfasser von Werth sein mag, ist nicht von demselben für den Leser und würde jedenfalls angemessener als in dieser Galerie von ausgeführten Charakterbildern, die doch auf eine gewisse objective Haltung Anspruch machen, in dem ursprünglichen Zusammenhange eines Wanderbuchs erschienen sein.

Den Wahnsinn zu construiren ist immer ein schlechtes Unternehmen, das man denn auch hier, sowie die parallelisirenden Anhangsbemerkungen über Lenau, dem Verfasser gern geschenkt hätte. Kühne hat unlängst zu Berthold Auerbach's schönen Gedächtnißblättern: „Der letzte Sommer Lenau's", eine geringschätzige Note machen zu müssen geglaubt, welche sich im Lichte dieser seiner eigenen psychologischen Deutungsversuche wahrlich Nichts weniger als zu seinem Vortheil ausnimmt. Da hieß es: Auerbach sei nicht der Mann der uns solche Räthsel zu lösen vermöge u. s. w. Auerbach erzählt mit der edeln Wärme innigen Gefühls für den traurig untergegangenen Freund einfach und poetisch anschaulich das Erlebte. Er gibt uns nach Dichterart das lebendige Bild — ohne pretiösen Tiefsinn; höchst bescheiden deutet er auf alle ineinanderwirkenden Umstände hin die fast unmittelbar der schrecklichen Katastrophe vorangingen, und ich dächte das Wenige was er dort ausspricht wäre — wenn überhaupt solchen Erscheinungen nachzuforschen ist — gewichtig genug um mit Ernst darauf einzugehen. Kühne thut, indem er am Ende des Artikels über Hölderlin Lenau's gedenkt, ohne Weiteres, als ob es sich nur um ein Aufsummen der Opfer handle „die das Vaterland fodert". Er schließt mit beinahe anmaßender Bestimmtheit:

> Mit Hölderlin aber hat Lenau auch gemein daß wol nicht ein Weib sein Bewußtsein tödtete. Sie sind Beide an Deutschland irre geworden.

Einige kleine Uebelstände müssen bei dem soeben näher berührten Stück unserer Sammlung auch in der Form auffallen. Der Autor hat hier — zunächst besonders im Eingange — seinem Gegenstande einen etwas erhobenern Ton, einen Ton subjectiver Erregung angemessen erachtet und sich dadurch mehre male in Phrasen von begeistert-sentimentaler Salbung verloren, die dem stilistischen Charakter der ganzen Schrift umsoweniger glücklich zu Gesichte stehen, als sie mit ihrem Anlauf das vorwiegende nüchterne Element doctrinairer Wohlredenheit doch nicht zu überwinden vermochten. Zum Beleg mögen nur zwei kleine Sätze dienen, wie sie sich zufällig an verschiedenen Stellen darbieten:

> Und doch wollte nun die Gestalt des zerstörten Geistes nicht wieder fort von der Stirn meines Denkens.

Und:

> Der Landschaft gegenüber glich es (des Dichters Gemüth) einem kleinen, wenn auch nicht unfreundlichen Beinhause, wo der stille Geist sich selbst beigesetzt.

Aber noch weiter: Kühne hat den schlimmen Einfall gehabt jenen tübinger Tischler welcher den Geisteskranken in seinem Hause so lange Jahre hegte und überwachte mit seinen Eröffnungen im Dialekt redend einzuführen *) und natürlich nur für das bekannte unverbesserliche Ungeschick der meisten norddeutschen Naturen sich dieses Idiom in wahrer Gestalt anzueignen einen neuen Beweis geliefert. Unter Anderm erscheint Dies in dem

*) Dabei mögen doch in die Ergießungen des schlichten Handwerkers hin und wieder Kühne'sche Anschauungen miteingeflossen sein, wie z. B. der „starke Gischt der Verneinung".

ländischen Irrthum, das „s“ am Schluß oder nach einem Consonanten als gesprochenes „sch“ wiederzugeben. Wo in ganz Schwaben sagt ein Mensch: „herausch-kriege“, „fiksche Idee“, „losch geben“, „muckschen“ und dergleichen?!

Endlich kann ich zuverlässig die freilich gleichgültige factische Berichtigung beibringen daß Hölderlin nicht im Juni 1842, sondern 1843 gestorben ist.

In Heinrich von Kleist präsentirt sich eine andere Abnormität, die dem Liebhaber gleichfalls hinlänglich zu überlegen gibt. Diesem Aufsatze liegt die durch Eduard von Bülow mit anerkennenswerther Bemühung zusammengestellte Biographie des Dichters nebst dessen Briefen zugrunde. Was der Verfasser von Eigenem dieser Uebersicht des Lebensganges hinzugefügt hat, besteht wesentlich in den unzulänglichen, unfruchtbaren Betrachtungen oben beschriebener Art, an deren Stelle, wie sehr sie auch immerhin einen von solchem Verhängniß wahrhaft ergriffenen Sinn aussprechen, eine nähere Beschäftigung mit den Werken welche uns der wunderbare Geist hinterlassen ungleich passender und erwünschter gewesen wäre. Was hilft es nach dem Ungreifbaren zu tasten! Wir halten uns ohne Zweifel besser an die literarischen Zeugnisse, an die abgeschlossenen Schöpfungen, die dem Blick wirklich Stich halten und die Seele nicht in ein Labyrinth verworrener Meinungen fortlocken. Von dieser Seite hat neuerdings Julian Schmidt demselben Dichter eine eingehende Untersuchung voll der erfreulichsten Hochschätzung gewidmet, deren Werth wir denn allerdings in Betracht der dadurch geförderten Einsicht bedeutend höher als den der Kühne'schen anschlagen müssen. Indessen bietet auch die Sammlung unsers Autors selbst eine größere Anzahl von Artikeln welche darthun wieviel lohnender und erquicklicher es sei den festen Resultaten einer ausgezeichneten Existenz, den Wegen einer inhaltreichen Thätigkeit die Aufmerksamkeit zuzuwenden, als geheimnißvolle Leiden und Gebrechen hochbegabter Naturen in vergeblicher Nachforschung bis an ihre Quelle verfolgen zu wollen.

Des Kaisers Joseph reformatorisches Streben, wie es sich in die Bedingungen des Zeitalters nicht zu schicken weiß, finden wir in wohlgelungenem Bilde aufgefaßt, welches dem historischen Urtheil Kühne's alle Ehre macht. Klinger, dessen Name so oft ohne wahre Vorstellung seines sittlichen Wesens und des Geistes seiner Werke in oberflächlicher literarischer Tradition genannt worden ist, sieht man mit Vergnügen einer gründlichern Behandlung gewürdigt, mag auch daneben die Ueberzeugung Raum behalten daß wenigstens der prosaische Theil seiner Schriften eine höhere als die hier entwickelte Ansicht rechtfertige. In dieser Beziehung muß man neben Kühne's Auffassung an das beherzigenswerthe, wennschon in manchen Punkten gewiß zu modificirende Wort des alten Schlosser über Klinger's Romane in der „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs“ (VII, Abth. 1, S. 25—31, 94—114) erinnern.

Ueber Seydelmann muß uns jede Mittheilung willkommen sein welche den sittlichen Ernst, die musterhafte Energie, die reine ausdauernde Begeisterung, womit dieser edle Mensch seinen künstlerischen Beruf durchdrang und seine Aufgabe gleichsam heilig hielt, eindringlich vergegenwärtigt. Kühne ist hier zwar von der schätzbaren Arbeit Rötscher's unterstützt worden, hat aber zugleich das Ergebniß selbsterlebter Anschauungen in seine Schilderung mitaufnehmen können.

Heinrich Zschokke gehört zu den Persönlichkeiten unserer Literatur die im Stillen, ohne Hülfe der Kritik, mit ihrem Wirken in weite Kreise hinausgreifen und sich in der anhänglichsten Liebe unzähliger Leser umsomehr festsetzen, je weniger sie von dem specifischen Literatenthum berücksichtigt werden. Bei ihm tritt diese Erscheinung in so außergewöhnlichem Grade hervor daß man es als höchst verdienstlich ansehen darf, wenn nun endlich ein unbefangener Sinn diesen Charakter seiner wahren Bedeutung nach zu entwickeln und uns das Verhältniß zwischen innerer Anlage und äußerer Wirkung klarzumachen sucht.

Die Charakterbilder der beiden Pädagogen Pestalozzi und Fröbel, die sich in unmittelbarer Folge hübsch aneinanderschließen, bekunden aufs beste die ernste Theilnahme mit welcher der Verfasser auch die Interessen der elementaren praktischen Lebensbildung in seinem Innern bewegt hat. Die Berichte über Fröbel's Bestrebungen lassen in einer besonders frischen Lebhaftigkeit des Tones alles Gewinnende und Einnehmende nachempfinden was den Uebungen dieser neuen Methode, wie wenig im Allgemeinen noch über ihren Werth entschieden sei, für den gegenwärtigen Zuschauer und Hörer innewohnen mag.

Zu all diesen in den mannichfaltigsten Gebieten öffentlicher Geistesarbeit denkwürdigen Männern gesellen sich in Elisabeth von Stägemann und Henriette Herz zwei anmuthige Frauengestalten, deren schönes Thun auf anregende Einflüsse im engern Kreise persönlicher Freunde beschränkt blieb, und deren länger erhaltenes Andenken bei allem wirklichen Reiz und geistigen Gewicht ihrer Naturen doch vorzüglich auf eine günstige Lebenslage in werthvollem Verkehr mit ausgezeichneten Männern zurückzuführen ist.

Clemens Aristen.

Nikolaus Lenau's poetischer Nachlaß.

Addison sagt irgendwo sehr schön: „Die Ruinen von Babylon gemahnen uns nicht so tragisch und feierlich als der Anblick eines in sich selbst zerstörten edeln Menschengeistes.“ Sehr wahr; auf den Trümmern einer Weltstadt kann man weinen, wie Marius auf denen von Karthago. Nur weinen, denn Steine sind einmal nicht ewig. Aber die vom Wahnsinn oder Irrsinn zerstörte Pracht eines Menschengeistes rüttelt an den Grundvesten unsers eigenen, denn angstvoll fragen wir uns: Soll dies zerstörte, einst so herrliche Dasein Nichts, auch gar Nichts mithinübernehmen in die Ewigkeit des Jenseits? Im Irrsinn zu sterben ist für den Menschen die höchste Tragik seines Geschicks, weil sie in uns Allen den Glauben vernichtet daß der Geist persönlich ist. Oder sollte der Geist erst dann das Pfingstfest seiner wahren Persönlichwerdung feiern, wenn er alles Natürliche völlig abgestreift?

Solche Betrachtungen und Fragen liegen besonders nahe, wenn man das Bild der grauenhaften Zerstörung poetischer Geister vorsichhat, hochbegabter Dichter wie Hölderlin, Southey, Lenau. Allein der finstere Ausgang ihres geistigen Daseins gibt uns noch eine andere Lehre, die: daß die Geister nicht plötzlich, sondern nach und nach zerfallen.

Der Verfall der Geister ist ein Proceß der Zerstörung, dessen Verlauf sich wie ein dunkler Faden verfolgen läßt, wenn man es versteht ihn sinnvoll zu beobachten und für diese Beobachtung die Gelegenheit nicht mangelt. Damit soll keineswegs gesagt sein daß dieser Proceß bei allen verfallenden Geistern ein gleichnamiger, gleichförmiger sei. Nein, er ist qualitativ, genetisch unendlich verschieden. Hier macht er sich langsamer, dort rascher; hier verzehrend, dort galopirend; hier erscheint er deutlich übersetzt in die Atomistik des Naturverlaufs, dort enthüllt er sich in der reinern Idealistik des geistigen Verlaufs, elektrischer, schlagender, unnahbarer, gewaltiger: aber auch in dieser geistigsten Form geschieht die Steigerung zum Aeußersten auf successive Weise. Denn die Natur, trotz aller Obmacht die ihr im Irdischen einwohnt, vermag nicht den Geist auf ein mal zu zerstören.

Wenn wir uns diese geistigste, idealste und darum gewaltigste Form des Irrsinns ausdenken (wenn sie überhaupt auszudenken ist), so stehen wir bei dem unglücklichen und großen Dichter dessen poetischer Nachlaß hier vor uns liegt.*) Ahnungsvolle Blätter, die uns gemahnen wie wenn ein schöner lichter Maitag sich in tiefe blitzdurchzuckte Gewitternacht endigt. Sind die Blitze einer solchen Schauernacht nicht auch noch leuchtende Naturgedanken? Ja, sie leuchten noch, aber aus einem zerrissenen Himmel.

Doch verlieren wir uns nicht zu weit in allgemeiner Betrachtung, sondern wenden uns zur Sache. Der dichterische Nachlaß Lenau's, herausgegeben mit untadeliger Pietät gegen den großen Todten von seinem Freunde Anastasius Grün, scheidet sich in drei Partien: in das größere dramatische Gedicht „Don Juan", in das dramatische Bruchstück „Helena" und in eine Anzahl kleinere Gedichte. Verweilen wir zuerst betrachtend bei den letztern. Von diesen sagt der Herausgeber sehr richtig daß in ihnen der theuere Faden an welchen die Lenau'sche Muse so kostbare Perlen gereiht hat, bis unmittelbar in die trostlosen Tage verlaufe welche jenen so grausam zerrissen. So wurde das tiefsinnige Lied: „Blick in den Strom" (S. 200), von dem Dichter in Geist und Gemüth empfangen am 15. September 1844, als er mit einem Dampfschiff von Wien nach Linz fahrend auf seiner Brautreise begriffen war, zehn Tage später in Stuttgart niedergeschrieben. Wenige Tage darauf erkrankte Lenau unheilbar. Das Gedicht „Eitel Nichts" entstand am 18. September 1844 Nachts auf dem zwischen Zernolding und München hinrollenden Eilwagen im Zustande großer körperlicher Ermattung, die man diesem Gedicht auch deutlich ansieht. Lenau las dies Gedicht, an welchem seine schon zerlechzte Seele mit besonderer Vorliebe gehangen zu haben scheint, am 29. November 1844, schon rettungslos erkrankt, in seiner Zelle zu Winnenthal seinem Freunde Justinus Kerner vor, der ihn zu besuchen gekommen war, später seinem Arzt Hofrath Zeller, und endlich auch seinem Schwager Schurz in Wien, aus dessen Feder wir, beiläufig bemerkt, nächstens ein sorgfältig ausgeführtes Lebensbild des ihm persönlich so nahegestandenen Dichters zu erwarten haben. „Diese beiden Gedichte", sagt der Herausgeber, „gemahnen uns jetzt wie granitene Denksteine, mit denen der Genius des Dichters dessen letzte Pfade hienieden bezeichnen wollte." So ist es, aber die ganze Zahl der hier vorliegenden lyrisch-epischen Gesänge, im einzelnen zu sehr verschiedenen Zeitperioden entstanden, gemahnt uns weit anders, tiefer, grauenhafter, denn sie enthüllt uns eben jenes langsam-leise Werden des Irrsinns, von welchem ich mit directester Beziehung auf diesen großen und edeln Dichter im Eingange sprach. Diese Lieder insgesammt haben ihre stille, schauerliche Tragödie; man erkennt darin schon die leisen Spuren seines werdenden Nachtgeschicks. Und seltsam! jene beiden der Zeit nach letzten Gesänge: „Eitel Nichts" und das viel herrlichere „Blick in den Strom", athmen noch Nichts von geistiger Zerstörung, destomehr aber klingt der wüst von sich selbst abirrende Tiefsinn wieder in andern der Zeit nach viel frühern Liedern, am erschütternd-gewaltigsten in dem längern Gedicht „Zurück" (S. 126—130), und in dem ganz kurzen nachtdunkelnden Naturbild „Der Unhold" (S. 163). Aber das noch tragischere Merkmal der meisten dieser lyrischen Gedichte ist Dies daß die allgemeine Skepsis der Lenau'schen Muse hier zumeist persönlich-destructiv wird, und sich in ihrer reinen Hoheit, verstimmt, erbittert im krankhaft-wunden Empörtsein, ja gleichsam angstvoll protestirend an das Persönlich-Jämmerliche des Zeitlaufs wendet, so in den Gedichten: „Des Teufels Lied vom Aristokraten" (sonst von donnernder vernichtender Gewalt), „Die Frivolen", „Trutz Euch", „Ein Recensent", „Der Rekrut", „Ein Epigramm" u. s. w. Aber in andern leuchtet wieder der reine, große, freie Genius und jener unerschrockene, unauslöschliche Gedanke, der sich wie ein Anker in den Meeresgrund des Anundfürsichewigen in unsere Seelen senkt. „Das Gespenst" (S. 122) ist eine so gedankenschwere Ballade wie wenige in deutscher Sprache geschrieben sind; „Die Rache" (S. 156), wie der badende Matrose, den verschlungenen Gefährten rächend, im Meer, unter dem Wasser mit dem Hai kämpft, ist ein Strandbild von unterirdischer Feuerglut; aber noch prachtvoller-elegisch klingt es wieder aus den Gedichten: „Die bezaubernde Stelle", „Der stille See" und „Nie zurück". Das letztgenannte stehe hier; es ist an sich schon höchste Poesie, aber die erschütterndste Bedeutung gewinnt es durch die rückwärts gewandte Vorahnung eines furchtbaren Nimmerwieder, die in des Dichters Seele hier ihre unsichtbaren Schatten warf (S. 173):

Nie zurück.

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre letzten Scheideküsse,
Paradiesesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!" empfand!
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußt' auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Edens Vögel ihn umsungen,
Kam dein Lebewohl mir nachgeklungen.

Eine Exegese dieses Gedichts kann es nicht geben. Der poetische Mensch, das dichterische Gemüth, wird seine qualvollinnige Beziehung fern nachklingend durchempfinden.

Wenden wir uns jetzt zu dem größern dramatischen Gedicht „Don Juan". In dieser dramatischen Dichtung oder eigentlich Skizze, dies Wort im größten Maßstabe genommen, begegnen wir der letzten größern Arbeit die den Dichter beschäftigte bevor ihn das grausame Verhängniß in die Nacht des geistigen Elends hinabriß, aus welchem ihn kein Morgenaufgang mehr wecken sollte. Unverkennbar, aber auch auf jeder Seite unverkennbar, wollte Lenau in diesem „Don Juan", mit dessen totaler künstlerischer Vollendung er noch lange nicht aufs Reine war, für seinen spiritualistisch, aber zugleich ungewißskeptisch angelegten „Faust" den sensualistischen Gegensatz finden.

*) Nikolaus Lenau's dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün. Stuttgart, Cotta. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Man kann eigentlich sobald man beide Dichtungen genau kennt nicht sagen: Gegensatz, sondern er wollte diese zwei Doppelwesen einer Doppelsage, die stets unvermittelt bleiben wird, einander gegenüberstellen. Weil aber eben Lenau mit diesem Don Juan-Plan noch lange nicht im Reinen war, und weil er, nach der Versicherung seines Freundes und jedenfalls competenten Beurtheilers Anastasius Grün, im Größern so zu arbeiten pflegte daß er, „nachdem vorläufig der Reichthum des Gegenstandes bewältigt und in großartigen Umrissen und Gruppirungen zum einheitlichen Bilde geordnet worden war, zuerst nur seine poetischen Stoffe in ihren hervorstechenden Glanzstellen und den seiner Begeisterung näherstehenden Lieblingspartien oft bis in die kleinsten Einzelheiten auszuführen liebte, während er erst später daran ging die nöthigen Verbindungsglieder und vermittelnden Uebergänge und somit die künstlerische Harmonie herzustellen", so ist eben dadurch diese an Einzelprachtmomenten überreiche Dichtung nur eine Skizze geblieben, ich weiß keinen andern Ausdruck dafür, weil eben die nöthigen Verbindungsglieder und vermittelnden Uebergänge hier gänzlich fehlen. Abgesehen davon kommt es aber auch hier nicht zur wahren Antithese des Faustischen und des Don Juan-Sagenkreises. Das Aeußere der Don Juan-Sage hat Lenau so ziemlich festgehalten, allein sein Don Juan spielt nach allen Richtungen in das Faustische hinüber, ja an vielen Stellen hören wir den completen Faust. Damit geschieht aber der sensualistischen Vollsaftigkeit der Don Juan-Sage ein ungemeiner Eintrag. Denn Don Juan ist die reine Personification des Lebensgenusses, des Lebensgenusses der ohne alle Weltanschauung nur dem Strome des Genusses folgt, dem alle Reflexion, alle Grübelei, alle Einkehr in sich selbst, alle Ironie, alle Reue, alle rückwärtsgewandte Sehnsucht fernliegt, und der eben deswegen weder ethisch, wie Berthold Auerbach es will (siehe: „Der letzte Sommer Lenau's. Erinnerung und Betrachtung"; „Deutsches Museum", Heft 1), noch an des Gedankens Blässe, vom Ekel der unendlichen Abgelebtheit getragen, wie es Lenau dargestellt hat, untergehen kann, sondern der, weil er Don Juan ist, am Leben selbst untergehen muß. Die Oper enthält dies Moment in klarster Kürze präcis und richtig ausgedrückt, indem sie Don Juan nicht vom potenzirten Teufel, von Satan als solchem (wie es Faust geschieht), sondern von Teufeln holen läßt, die ihn vom Champagnerglas hinweg in die heiße Hölle schaffen. Es ist Dies allerdings die roheste Art wie Einer zur Hölle fahren kann, aber sie ist die der Don Juan-Natur einzig entsprechende. Denn Don Juan kann nur dahingerafft werden. Wohin? ist gleichgültig, weil es für ihn nur eine Strafe gibt, die: nicht mehr leben und sündigend genießen zu dürfen. Die Strafe Faust's ist eine positive, denn sie trifft Den der durch den Geist gesündigt hat. Don Juan hat nur durch den Leib gesündigt und darum braucht Satan, wenn er ihn endlich holen will, nur seine Lehrjungen.

Es sind Dies nur Andeutungen die poetische Behandlung der Don Juan-Sage betreffend, die bisjetzt noch keinem Dichter gelungen ist. Sie mit der Faust-Sage innerlich verbinden zu wollen ist ein Misgriff a priori, der sich durch endliche Ermattung der poetischen Intention von selbst bestraft. Das zeigt uns deutlich der Schluß des Lenau'schen Gedichts. Bei ihm (weil er, der Denker unter den modernen Dichtern, einsah daß er mit dem Plan: die eine Sage durch die andern ergänzen zu wollen, poetisch nicht durchkam) stirbt Don Juan an der unendlichen Lebenslangweile, wie eine verbrauchte Maitresse am Ekel an allem Vorhandenen, am Abgestorbensein des leiblichen Vermögens weiter zu sündigen. Er stirbt selbst ohne die letzte Schwungkraft des selbständigen Willens, den öfters wenn es zu Ende geht noch die gemeinsten Seelen besitzen:

Sein Todfeind ist in seine Hand gegeben,
Doch Dies auch langweilt wie das ganze Leben.

So wirft er den Degen weg, einem Gegner gegenüber dem er eben erst höhnisch zugerufen:

Daß Ihr ein Stümper seid will ich Euch zeigen,

und während des Gefechts:

Fürwahr, Ihr seid wofür ich Euch gehalten;
Schon drei mal konnt' ich leicht das Herz Euch spalten,
Das rachevolle, doch so schlecht geschützte,
Wenn ich den Degen ernstlicher benützte.
Hier habt Ihr Eins, nun wieder Eins, hier wieder!
Ihr blutet schön auf meine Diele nieder;
Ich hab' Euch angezapft an manchen Stellen.
Doch bohr' ich spielend Euch nur seichte Quellen.
Don Pedro, traun! nie fühlt' ich sich'rer mich
Als gegenüber Eurem Degenstich;
Zweikampf mit Euch nenn' ich ein Sorgenfrei,
Ja! ein Asyl ist Eure Fechterei...

Diesem Gegner gegenüber wirft Don Juan den Degen weg und läßt sich von dem Männchen aus Käserinde durchbohren und dem Garaus machen. Wie dem Allem sei — bewältigend-großartig, was den genialen Ansatz, was die Prägnanz und die strotzende gedrängte Fülle einzelner Scenen anlangt, bleibt diese dramatische Skizze doch. Heben wir aus diesen hervorstechenden Scenen das Schlagendste hervor.

Zuerst ist Don Juan seinem Bruder, dem schulmeisternden Diego, gegenüber der unbedingteste Sensualist, noch mehr, er kündigt sich an als completer Materialist, im Sinne eines „Système de la nature":

Die Gläser und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
Denn er verweht mich selbst und mir die Welt.

Das ist das Vorspiel. Nun folgt stracks hinterdrein auf einmal die überfrivole aber grundgeniale Refectoriumscene im Waldkloster, die hier unmöglich an ihrer rechten Stelle stehen kann, weil es unmöglich scheint daß sich eine Lenau'sche halbfaustische Don Juan-Natur mit einem liederlichen Schwank eröffnen sollte. Der Schwank ist aber gut. Die heiligen Mönche werden alle von unheiligen Dirnen verführt, bis der Prior zum Strafgericht für das geschändete Heiligthum über ihnen Allen und über sich selbst sein Kloster in Brand steckt. Damit kommt der erste Fluch über Don Juan, den er, ebenfalls ganz Faustisch, sogleich selbst verspürt:

Das ging zu weit, so hab' ich's nicht gemeint,
Wer Böses thut, thut mehr stets als er will,
Weil eine Schar von boshaft dunklen Mächten
Schon lauert ihre Hände drein zu flechten.

Im Garten Prospero's finden wir den Helden wieder, wo die schöne Gräfin Maria die Erste ist die sich ihm zu eigen gibt. Schön gedacht und in einfacher Größe entworfen ist die folgende Maskenballscene, die in ihrer einfach-schönen Form sogleich an die Ballscene in „Romeo und Julie" erinnert. In der Antithese, die hier in dem Pathos der zwei schönen Masken zutagekommt, ist das Wesen der reinen Don Juan-Tragödie vielleicht am sichersten getroffen. Die folgende Begegnung Don Juan's mit Clara ist tiefbedeutungsvoll. Hier haben wir zum ersten mal den gegenwärtigen Genuß, aber nur erst angedeutet. Als unverschleierter sinnlich-roher Act kehrt er später wieder in der Nachtscene mit Isabella. Die Scene hier mit Clara ist darum so sinnvoll, weil Clara durch ihr freiwilliges Abwenden von dem Verführer nach dem Genuß die Don Juan-Natur gleichsam entdonjuant. Wir sehen wie der Dichter immer dazu gedrängt wird über seine Aufgabe hinauszugehen. Dies durchaus antidonjuanische Element ist noch ausdrücklicher und absichtsvoller der nächstfolgenden Scene: „Don Juan und Gracioso" und dem „Monolog" Don Juan's eingeprägt. Hier beginnt sich schon die Lust mit dem dunkeln Grame, dem niegekannten Sinnen, der rückwärtsgewandten Sehnsucht und der Selbstverklagung zu mischen. Um ein himmlisch-reines Weib ganz und voll zu genießen, möchte er selbst — unschuldig sein. Die komische Elegie dieses Verlangens wird von dem Gracioso köstlich persiflirt wenn er sagt:

Der Sünde süße Wildfrucht ward verzehrt.
Sie schmeckt' an manchem Strauche zum Entzücken,
Nun plötzlich wird nach and'rer Frucht begehrt,
Ihr möchtet vom Spalier der Tugend pflücken.

Wieder echt in dem poetischen Kreise der reinen Don Juan-Sage bewegt sich die folgende Scene zwischen Don Juan und Maria. Don Juan ist der Maria überdrüssig, aber diese ist die umgekehrte Elvira. Wie diese ihren Verführer, längst verlassen, liebend immer verfolgt, so wendet sich Maria verachtend von ihm, weil er sie verlassen konnte:

Als einen Bettler sieht mein Herz dich scheiden.....
Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Daß ich dich Thierischen einst konnt' umfangen.....
Fahr' hin! und ein zerriss'nes Menschenleben
Soll dich mit Vorwurf quälend stets umschweben,
Und soll dir nun die Seel' im Todeszagen
Noch weinend seine blut'gen Fetzen schlagen.

Es folgt die Nachtverführungsscene mit Isabella, welche die Donna Anna der Tragödie ist. Diese Doppelscene ist vielleicht die schönste und echteste der ganzen Dichtung; als die eigentliche Katastrophe des dramatischen Don Juan-Stoffs, als dessen durchaus integrirendes Moment, als Trägerin jenes Hohns, womit der Wüstling die Weiblichkeit schändet, durfte sie nicht erlassen werden. Sie schließt in ihrer prägnanten Kürze mit der alleinechten Wüstlingsphilosophie. Diese und die beiden folgenden den Schluß rasch vorbereitenden Scenen: die „Balze" und der Mord Antonio's, Isabella's Gatten, im Walde, sind unstreitig die künstlerisch durchgearbeitetsten Glanzstellen, die der Begeisterung des Dichters am nächsten standen. In der Mondnacht-Kirchhofscene, wo der steinerne Gouverneur zu Gast geladen wird, wendet sich die poetische Behandlung und in ihrer Art einzige Betrachtung unmerklich wieder nach dem Faustischen hin:

Ich lese kühle Märchen auf den Steinen,
Vom Marmor rieseln noch die Thränenquellen
Melodisch in der Reime Wasserfällen,
Die längst vom trock'nen Auge nicht mehr weinen.
Ich höre längstverhallte Seufzer wehen!
Hier prahlt der Schmerz im Stein, nicht zu vergehen,
Und mit den Rosen um die Urne winden
Die Träume sich von einem Wiederfinden;
So kühlen mit ironischem Geplauder
Die Gräber mir manchmal die heißen Sinne,
Und daß zur Lust ich neue Lust gewinne,
Nehm' ich hier einen Trunk vom Todesschauder.

Die Schlußscenen weichen von der Sage, wie sie die Oper behandelt, gänzlich ab. Der Mann von Stein erscheint nicht in leiblicher Gestalt beim Gastmahl. „Er kennt Manieren", sagt Don Juan, aber doch ist er da:

Wenn ich gewisse Zeichen recht verstehe,
So ist er da, ich spüre seine Nähe
An einem tiefen wunderlichen Frieren.

Dieser Zug ist für die Dichtung von durchgreifender Bedeutung. Der Warner fehlt, der „weit weit von Sternenhöhen" kommt und ihm sein: Bessere dich! zuruft. Nun kann diesen Don Juan der Teufel nicht holen. Er muß von innen heraus verenden. Statt der Gerichtsdiener erscheint eine Gruppe verführter, Rechenschaft fodernder Frauen mit ihren Kindern, die der kraftverlassene, vom Leben angeekelte, bereuende Wüstling zu Erben seiner Güter einsetzt. Wie er sein wirkliches Ende nimmt sahen wir schon oben.

Noch sei das diesem Nachlaß einverleibte ganz kurze dramatische Bruchstück „Helena" erwähnt. Es ist nur eine einzige Scene, aus der man aber nicht ersieht wie der Dichter diese bereits mehrfach bearbeitete Sage behandelt haben würde. Nach der Versicherung des Herausgebers gehört sie in Lenau's früheste Dichterperiode.

So hätte denn die Kritik — wenn hier von einer Kritik die Rede sein kann — dem großen Dahingeschiedenen ihr legtes schmerzgeweihtes Liebesopfer dargebracht. Unsterblich lebt es unter uns und in uns fort, und erst einer spätern Nachwelt wird es — wenn Kämpfe vorüber sind (die er als echter Prophet an der Schwelle einer unglückseligen Zeit vorausgeahnt — vergönnt sein in dem Reiche seiner unauslöschlichen Gedanken ganz heimisch zu werden. „Denn" — so drückt sich Anastasius Grün schön und ergreifend in seinem Vorwort aus: „in unsere Todtenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mischen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserm sinnlichen Auge entrückt wurde, vor unserm geistigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit stehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Siegesgewißheit im wahrheitdurstigen Auge und den ersten noch ungetrübten Widerschein der anbrechenden Morgenröthe auf dem blanken makelreinen Schilde; — wir sind beruhigt daß es uns erspart blieb sie später vielleicht von Mismuth und Trauer über den so schnell vereitelten Sieg mit unwillig gesenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu sehen in den Tagen einer unerquicklichen Waffenruhe die kein Frieden ist."

39.

Zur deutschen Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Elfte Lieferung. IX. Jahrhundert. Vierter und fünfter Band. Berlin, Besser. 1850. 8. 9 Ngr.

Vierter Band. Kaiser Ludwig's des Frommen Leben von Thegan. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Julius von Jasmund.

Fünfter Band. Das größere Leben Kaiser Ludwig's des Frommen. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Julius von Jasmund.

Beide Bände hätten eigentlich schon mit den letzten Werken über Karl den Großen angezeigt werden sollen*), da sie mit denselben zugleich erschienen sind; sie kamen mir aber zu spät in die Hände, auch scheint es ebenso wünschenswerth auf die Geschichtschreiber Ludwig's des Frommen allein für sich aufmerksamzumachen, da wir durch sie, wenn auch in eine äußerlich eng anschließende Zeit, doch in eine völlig verwandelte versetzt werden.

Das erste Werk enthält eine kurze Geschichte Ludwig's vom Bischof Thegan und umfaßt die Jahre 813—835. Nach Jasmund ist diese Biographie 836, vielleicht schon 835 geschrieben, der Anhang aber 836—838 ist von einer andern Hand hinzugefügt. Thegan's Werk hat insofern Bedeutung als er ein Zeitgenosse Ludwig's war und weil er selbständig schrieb. Als wichtig hebt der Uebersetzer besonders hervor die Charakterschilderung Ludwig's; er sagt: „Man gewinnt daraus ein Bild von dieser etwas trüben, bequemen, gutmüthigen, dem regen Volkswesen im Leben und der Literatur abgewandten Persönlichkeit, die aber dabei nicht ohne Kraft, ohne heftige Leidenschaft ist; man vermißt bei Ludwig die rechte Vermittelung, Stetigkeit und Ausdauer in seinen Bestrebungen, männliche Ruhe des Gemüths ohne Schlaffheit, das klare Bewußtsein von der erhabenen Stellung welche der Kaiser einnimmt und die gleichmäßige Sorge für alle dem Herrscher anvertrauten Interessen." Mit Einem Wort, man kommt zu der Ueberzeugung daß Ludwig seiner Stellung so wenig gewachsen war wie die frühern Könige der Merovinger. Früher verhielt sich Das mit ihm nicht ganz so, solange der alte Vater noch lebte; in der Verwaltung Aquitaniens konnte sich Ludwig wol zusammennehmen, und hätte auf diesem Wege, wenn er auch kein ausgezeichneter Herrscher geworden wäre, das Reich ohne innere Schwäche dem Nachfolger übergeben können: aber sobald

*) Vergl. hierüber Nr. [illegible] d. Bl. D. Red.

der Vater todt war ließ er sich gehen, überließ das Reich seinen Räthen und seinen Söhnen, ging der Jagd nach und sorgte für die äußere Wohlfahrt der Geistlichen und der Kirche. Währenddessen ging Kraft und Ansehen des Kaisers immer mehr verloren; als nun die zweite Streit erregende Gemahlin hinzukam, der Kaiser gegen die Söhne die Gerechtigkeit verletzte, gerieth er von einem Unfall in den andern und die große fränkische Monarchie stand an dem Abgrund des Verderbens. Man sieht bei Ludwig nicht daß nach irgend einem Plane regiert wird, oder Hauptgrundsätze den Kaiser leiten; die Begebenheiten beherrschen ihn, seinen oft schlechten Rathgebern überläßt er es die Regierung zu führen. Auch der Name des Frommen kommt ihm nur insofern zu als er geduldig die Leiden in die er sich selbst verwickelt hat trägt; thätig zu sein zu Gottes Ehre fällt ihm wenig ein, man müßte denn etwa die vielen Geschenke welche er den Geistlichen macht dahin rechnen, oder gar die ohnmächtige Güte mit welcher er Verbrechen verzeiht, wodurch er gerade die Verbrechen erst recht hervorrief.

Thegan ergreift durchaus die Partei des Kaisers, Das kann uns auch nach der wohlwollenden Gesinnung des Kaisers für die Geistlichen nicht Wunder nehmen; aber es fehlt bei Thegan jeder Blick dafür daß aus dieser Schwäche kein Heil für die Kirche hervorgehen könne. Die Bemerkung hätten wir gern bei Thegan hervorgehoben gesehen, wie er beständig dagegen eifert daß die Geistlichen aus dem niedrigsten Stande genommen, ja zum Nachtheil des Reichs zu den höhern und höchsten Stellen von Ludwig befördert werden. Thegan war selbst aus vornehmem Geschlecht; wir würden seinen aristokratischen Stolz nicht anklagen, wenn er nur irgendwie den Nutzen dieser kirchlichen Freiheit würdigte, denn für den Augenblick hatte er wol so unrecht nicht: es mochte die Verwandtschaft solcher Leute manche Uebel mitsichführen und diese bei einer so schwachen Regierung um so stärker hervortreten. Für die weltlichen Angelegenheiten hat Thegan wenig Verständniß, auch die Empörungen der Söhne sind nur oberflächlich erzählt. Die Sprache des Textes ist hart und ungefügig; in 58 Capitel abgetheilt ist die Biographie durch Walafried Strabo.

Sie beginnt mit der Genealogie der Karolinger und erzählt ausführlich unter welchen Ermahnungen Karl seinem Sohn die Krone übergab. Das Erste was Ludwig nach dem Antritt der Regierung that war: daß er die Gesetze für die Kirche erneuerte und unter der vorigen Regierung erlittenes Unrecht gutzumachen suchte. Auf folgende Weise wird er von Thegan Cap. 19 beschrieben: „Er hatte eine mäßig hohe Gestalt, große helle Augen, ein offenes Gesicht, eine lange und gerade Nase, Lippen die weder zu dick noch zu dünn waren, eine starke Brust, breite Schultern, sehr starke Arme, sodaß ihm Niemand im Bogenschießen oder Lanzenwerfen gleich kam; seine Hände waren lang, seine Finger gerade, seine Beine lang und nach Verhältniß dünn, seine Füße lang, seine Stimme männlich. In der lateinischen und griechischen Sprache war er wohl unterrichtet: jedoch verstand er die griechische besser als er sie sprach; die lateinische aber war ihm so geläufig wie seine Muttersprache. In allen Schriften aber kannte er den geistigen und sittlichen Sinn, sowie auch die höchste (mystische) Bedeutung aufs beste."

„Die Volksgesänge welche er in der Jugend gelernt hatte verachtete er und wollte sie weder lesen, noch hören, noch lehren. Er war stark von Gliedern, gelenkig und thätig; schwer zum Zorn, leicht zum Mitleid beweglich. So oft er sich täglich zum Gebet in die Kirche begab beugte er immer die Knie und berührte mit der Stirn den Fußboden, lange demüthig betend, manchmal unter Thränen; und immer zierten ihn alle gute Sitten. So freigebig aber war er — daß er die königlichen Dörfer, welche sein Vater, Großvater und Urgroßvater besessen hatten, seinen Getreuen zu ewigem Besitz gab. Im Genuß von Speise und Trank war er mäßig und im Anzug einfach. Niemals erhob er seine Stimme zum Gelächter. Täglich von der Mahlzeit theilte er den Armen Speisen mit, und wo er sich aufhielt hatte er Hospitäler um sich. Im Monat August aber, wenn die Hirsche am fettesten sind, lag er der Jagd ob, bis die Zeit der Eber kam."

„Alles that er mit Klugheit und Umsicht, Nichts ohne Untersuchung, nur daß er vielleicht seinen Räthen mehr vertraute als nöthig war ꝛc."

Schon früh vertheilte der Kaiser das Reich unter seine Söhne; die Kaiserwürde erhielt der älteste Sohn Lothar, dem überdies Italien zufiel. Dadurch scheint der Neffe des Kaisers Bernhard zur Empörung gereizt zu sein, nicht aus eigenem Antrieb — er scheint nicht eben herrschlustig gewesen zu sein —, sondern aufgereizt durch eine italienische Partei. Sobald der Kaiser gegen ihn zieht unterwirft er sich und wird auf den Vorschlag der Räthe des Kaisers geblendet, und weil er sich dabei nicht ruhig verhält, stirbt er an den Folgen der Blendung. Dieser Vorfall ergreift das Gemüth des Kaisers aufs tiefste; er hatte dem Vater Milde und Barmherzigkeit gegen seine Verwandten gelobt, er bekennt Unrecht gethan zu haben und thut Kirchenbuße. Auch seine unehelichen Brüder hatte er gezwungen Mönche zu werden. Da stirbt seine Gemahlin: von seinen Räthen bewogen läßt er sich die Töchter des Landes vorführen und wählt die seinen Augen gefällt, Judith, die Tochter Welf's; Das erregt den Unfrieden Lothar's. Im Jahr 829 verschenkt er einen Theil seines Reichs an Karl, den ihm von der Judith geborenen Sohn; da er doch schon das ganze Reich vertheilt hatte. Da geräth das ganze Reich in Gährung und zwar beginnt der Aufstand in Aquitanien, wo die unruhigen Großen Pipin bereden, er müsse dafür sorgen daß der Vater auf dem Wege der Tugend und des Rechts bleibe; ihn beherrsche die untreue Gemahlin und der Ehebrecher gelte Alles. Pipin greift zu den Waffen, zwingt Judith in ein Kloster zu gehen, ist aber doch nicht mächtig genug. Da der jüngste Sohn, Ludwig, sich für den Vater erklärt, so geht die Gefahr für diesmal vorüber, in den Gemüthern aber bleibt die Gährung. Lothar treibt auch Ludwig an feindlich gegen den Vater aufzutreten, sodaß dieser ihm entgegenziehen muß; der Sohn entflieht, auf den Ruf des Vaters erscheint er und sie trennen sich in Liebe. Aber von Aquitanien aus, von Seiten Pipin's beginnt der Aufstand von neuem, und das Ansehen des Kaisers ist so gesunken daß auf dem Lügenfeld die Meisten der Seinigen den Kaiser verlassen und er gezwungen wird sich seinem Sohn Lothar gefangen zu geben. Dieser führt ihn nach Compiegne, zwingt ihn öffentlich Kirchenbuße zu thun. Ein solches Schicksal erregt Trauer im ganzen Frankenlande, besonders Ludwig ist über seinen Bruder erzürnt, kommt zu Mainz mit ihm zusammen, aber sie trennen sich im Zorn. Ludwig sammelt ein Heer und zwingt Lothar den Vater freizulassen. Dieser verzeiht Allen. Lothar aber verharrt im Kriege gegen ihn und wüthet besonders gegen das Geschlecht Bernhard's, den man des unerlaubten Umgangs mit Judith bezüchtigte. Pipin und Ludwig vereinigen sich mit dem Vater, endlich unterwirft sich auch Lothar und wird vom Kaiser nach Italien geschickt.

Der Verfasser des größern Lebens Ludwig's des Frommen war ein Geistlicher am Hofe des Kaisers mit dem Beinamen der Astronom; er scheint nämlich seiner Sternkunde wegen die Stelle eines Astrologen am kaiserlichen Hofe bekleidet zu haben. Er kannte die Classiker und hätte gern ihnen ähnlich geschrieben, vermag Das aber nicht; seine Schreibart ist unerquicklich und unnöthig überladen. Den Kaiser vermag er ebenso wenig richtig zu würdigen wie Thegan; seine Schwächen sieht er nicht ein, dennoch treten sie unabsichtlich in seiner Erzählung hervor. Das Werk zerfällt in drei Theile. Den ersten bildet die Jugendgeschichte bis 814, die werthvollste Partie des Ganzen, die uns Ludwig von der besten Seite zeigt und uns über den Zustand Aquitaniens belehrt; der Verfasser verdankt diesen Abschnitt der Erzählung eines Mönchs Adhemar. Der zweite

Theil umfaßt den Zeitraum von 814—829 und ist nur eine Ueberarbeitung der Annalen Einhard's. Der dritte Theil von 829—840 ist Eigenthum des Verfassers und enthält gute Nachrichten eines Augenzeugen aus der Nähe; auf die Chronologie kann man sich freilich wenig verlassen.

In der Einleitung spricht der Verfasser davon wie die Geschichte zur Besserung und Warnung diene. Das solle auch das Leben Ludwig's, der ein Muster gewesen sei der Mäßigung, Weisheit und Gerechtigkeit: vorwerfen könne man ihm nur seine große Gütigkeit. Der Uebersetzer sagt mit Recht in der Vorrede: Ludwig ging das erste Erforderniß eines guten Herrschers ab, persönliche Wünsche zum Besten des Allgemeinen unterdrücken zu können und zu wollen.

Das Werk beginnt mit der Eroberung Aquitaniens durch Karl den Großen, dessen Verwaltung Ludwig übergeben wird. Als dieser hier seiner Natur folgte, eine Empörung und Nachlässigkeit im Dienst unbestraft ließ, lehrte ihn der Vater wie er regieren müsse, indem er bestrafte und entsetzte. Als die Vornehmen bei der Nachsicht Ludwig's sich der königlichen Güter bemächtigten, sodaß Ludwig selbst Mangel litt, stellte Karl durch Sendboten, um dem Sohne die Liebe des Volks nicht zu entziehen, die Ordnung wieder her. Ludwig selbst suchte durch kluge erleichternde Anordnungen zur Freude des Vaters sich die Herzen der Aquitaner geneigt zu machen und die Provinz durch Einfälle in Spanien vor den Sarazenen sicherzustellen. Bei einem solchen heimlich durch mitgenommene Bote bewirkten Uebergang über den Ebro, wobei die Pferde durchschwimmen mußten, ereignete sich Folgendes: „Ein Maure, der in den Fluß gegangen war um sich zu baden, sah Pferdemist im Wasser treiben. Als er diesen sah — wie sie denn von großer Schlauheit sind — schwamm er hin, nahm den Mist und hielt ihn an die Nase, dann rief er: «Hört, Genossen, ich rathe euch, nehmt euch in Acht; denn Dies ist weder Abgang vom Maulesel noch überhaupt von einem Thier das an Kräuterweide gewöhnt ist. Das ist Mist von Pferden, früher sicher Hafer, das Futter von Pferden oder Maulthieren. Daher paßt sorgfältig auf. Denn in den obern Gegenden des Flusses werden uns, wie ich sehe, Nachstellungen bereitet.» Alsbald bestiegen zwei von den Ihrigen die Pferde und begaben sich auf Kundschaft." Auch damals schon sorgte Ludwig so sehr für die Kirche daß er nach dem Verfasser mehr ein Priester als ein König schien. Die Geistlichen in Aquitanien dagegen waren bisher mehr Krieger als Priester gewesen; Ludwig rief Lehrer von allen Seiten herbei um diesen Zustand zu verändern. Besonders im Ansehen bei ihm standen die Mönche; Ludwig erbaute für sie viele Klöster, ja man glaubte er würde selbst Mönch werden wie sein Großoheim Karlmann. Besondere Aufmerksamkeit verwandte Ludwig darauf daß Niemand Unrecht litt, sodaß Karl sich Glück wünschte zu solchem Sohn. Als Karl sich seinem Ende näherte foderte man ihn auf sich an den Hof zu begeben; er fürchtete den Vater zu kränken, dieser aber rief ihn selbst herbei, unterrichtete ihn in allen Dingen und schickte ihn nach Aquitanien zurück. Hier erhielt er denn bald die Nachricht vom Tode des Vaters. Anfangs erwartete er Schwierigkeiten von dem natürlichen Bruder Karl's, von Wala, aber er bestieg ohne Widerspruch den Thron. Zuerst verbannte er das unsittliche Leben vom Hofe; das Benehmen der eigenen Schwestern war ihm lange anstößig gewesen, sie mußten sich auf ihre Güter zurückziehen. Uebrigens war Nachsicht und Milde von Anfang an das Princip nach welchem er regierte; er bewies Dies sogleich gegen die Sachsen (Cap. 24): „Zur selben Zeit gab er auch den Sachsen und Friesen das Recht des väterlichen Erbes, welches sie unter seinem Vater wegen ihrer Treulosigkeit nach dem Gesetz verloren hatten, in kaiserlicher Gnade zurück. Einige rühmten deshalb seinen edeln und gütigen Sinn, Andere aber nannten es unklug; denn diese Völker, von Natur an Wildheit gewöhnt, müßten durch solche Maßregeln in Zaum gehalten werden, damit sie nicht losgelassen sich ungestüm in Krieg stürzten. Der Kaiser aber, welcher glaubte sie sich desto enger zu verbinden, je mehr er sie mit Wohlthaten überhäufte, sah sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Denn diese Völker zeigten sich ihm später immer am ergebensten." Diese Stelle ist verschieden erklärt. Einige glauben es beziehe sich Dies auf eine zurückgenommene Verfügung, durch welche die Sachsen das Erbrecht an ihren Gütern verloren und diese in bloße Beneficien verwandelt seien; Andere glauben, Ludwig habe Denjenigen welche unter Karl aus der Heimat fortgeführt waren die väterlichen Besitzungen zurückgegeben. Auch jetzt sucht der Kaiser besonders auf das Mönchsleben zu wirken, und dafür zu sorgen daß Benedictregel überall gehalten wird. Da beginnen mit der Empörung Bernhard's und der harten Bestrafung desselben die Leiden des Kaisers. Dazu der Tod der Gemahlin, die Hofleute fürchten der Kaiser möchte die Regierung niederlegen, und überreden ihn sich wieder zu verheirathen. Einem Aufstand an den östlichen Grenzen des Reichs wird mit wenig Nachdruck begegnet, Ludwig beweist sich immer nachsichtiger gegen alle Strafbaren und doch kann er keine Ruhe finden, er hatte dem Vater versprochen mild und barmherzig gegen die Seinigen zu sein. Er versöhnt sich mit seinen Halbbrüdern, die er zu Mönchen hatte scheren lassen, thut Bernhard's wegen öffentlich Kirchenbuße; aber von den Beamten werden die Geschäfte nachlässig geführt. Der Kaiser sieht sich gezwungen zu strafen; jetzt erbittert es; es entstehen heimliche Verbindungen der Großen; man sucht Pipin gegen den Vater zu gewinnen, den begünstigten Bernhard von Septimanien als Schänder des kaiserlichen Ehebettes anzugeben, und wirklich ergreift Pipin die Waffen. Lothar verbindet sich mit ihm, Bernhard entflieht; dem Kaiser bleibt nur der Name, die Söhne herrschen. Auf dem Reichstag zu Nimwegen jedoch gelingt es dem Kaiser sein Ansehen wiederherzustellen; die Kaiserin wird wieder aus dem Kloster geholt, auch Bernhard kommt zurück und reinigt sich; ja Pipin wird gefangen gehalten, aber er entflieht. Ludwig zieht mit einem Heer ihm nach nach Aquitanien, aber er muß unverrichteter Sache zurückkehren. Pipin und Lothar, überzeugt daß der Vater zu Gunsten ihres Halbbruders Karl gegen sie gestimmt ist, rufen den Papst Gregor zum Beistand herbei, um durch die Kirche, wie einst Pipin der Kleine, einen neuen Zustand der Dinge herbeizuführen. Die fränkische Geistlichkeit ist zwar für den Kaiser, aber die Vasallen verlassen ihn auf dem Lügenfeld; es bleibt ihm Nichts übrig um sich vor der Wuth des Volks zu schützen als in das Lager seiner Söhne zu gehen. Lothar zwingt ihn die Waffen abzulegen und öffentlich Kirchenbuße zu thun. Seitdem steigert sich das Mitleiden des Volks mit seinem Schicksal, mehre Große verbinden sich den Kaiser zu befreien; dieser hält sie zwar davon zurück, aber ihre Unzufriedenheit und, wie wir aus Thegan wissen, der Unwille Ludwig's des Deutschen und sein schlagfertiges Heer bewegen Lothar den Vater zu verlassen. Bischöfe versöhnen ihn mit der Kirche, er übernimmt die Regierung wieder und begibt sich mit seinen Söhnen Pipin und Ludwig nach Aachen, wohin auch Judith aus der Verbannung geholt wird. Lothar fährt fort dem Kaiser feindlich gegenüberzustehen, aber endlich muß er sich unterwerfen und wird nach Italien geschickt. Judith, die diesen Sohn am meisten fürchtet, bewegt den Kaiser ihn durch Bevorzugung vor den übrigen Söhnen zu gewinnen; unterdessen stirbt Pipin 836 und Ludwig theilt das Reich zwischen Karl und Lothar; Ludwig dem Deutschen bleibt nur Baiern. Dieser, durch solche Verletzung gekränkt, widersetzt sich, aber als der Vater gegen ihn zieht begibt er sich nach Hause zurück. Der Kaiser schon schwach und krank begibt sich auf eine Insel bei Mainz und stirbt dort am 20. Juni 840, nachdem er seinem Sohn Ludwig verziehen hat.

Das ist der kurze Inhalt des Lebenswegs des gutmüthigen aber schwachen Kaisers. Die Uebersetzung haben wir mit dem Text verglichen, und wir können sie nicht ganz so loben wie die frühern, da wir doch fünf ausgelassene Sätze haben notiren

müssen; auch scheint es uns nicht immer ganz genau übersetzt zu sein, so Cap. 26, wo es heißt: er habe dem Papst beim Herabsteigen vom Pferde geholfen, als hätte er ihm nach späterer Sitte den Steigbügel gehalten, während der Text doch nur gibt: daß er ihn empfing als er vom Pferde herabstieg. Auch scheint uns der Uebersetzer zuweilen die Sprache des Zeitalters zu verlassen, während er doch selbst die Härten der Verfasser in der Uebersetzung festhalten will, wenn er z. B. statt Christi Beistand mehre mal Gottes Hülfe setzt. Doch die einzelnen Ausstellungen gehören nicht hierher, im Ganzen liest sich die Uebersetzung gut. **W. Klose.**

Das Passionsschauspiel im Dorfe Ober-Ammergau in Oberbaiern und seine Bedeutung für die neue Zeit. Von Eduard Devrient. Mit Illustrationen von F. Pecht. Leipzig, Weber. 1851. Hoch 4. 20 Ngr.

Die Verdienste des Verfassers um die Geschichte des Dramas sind bekannt; jener Ueberrest der alten „Mysterien", der sich in die Berge Hochbaierns geflüchtet hat, gehört also recht eigentlich in sein Bereich, und es bedarf kaum der Erwähnung daß der Leser das Heft mit einer gewissen Erwartung in die Hand nimmt.

Die Erwartung des großen Lesepublicums wird denn auch nicht getäuscht. Es erhält in edler Sprache eine runde, gedrängt-lebendige Schilderung der Darstellung des Passionsschauspiels selbst, sowie der Mittel die zum Zwecke gehören. Ein Blick in die Werkstätten der schnitzenden Bevölkerung jenes schönen Thals, ein Blick in die Verhältnisse des kräftigen Volksschlags der dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat und mancherlei interessante Notizen werden ihm sogar noch in den Kauf gegeben. Dies ausführlichere Gemälde und eine Skizze Steub's zusammengenommen dürften hinreichen um uns einen vollständigen Begriff jenes Schauspiels auf einem Gerüste zu geben dessen Soffitten der blaue Himmel bildet, und das mitten aus einer Wiese emporragt. Hülfreiche Hand leisten dabei noch die sehr braven Illustrationen, die auch in der Ausführung den besten englischen Arbeiten, wie sie z. B. musterhaft in der Prachtausgabe von Thomson's „Seasons" zu finden sind, nicht nachstehen.

Wer aber nicht befriedigt wird, das ist der Literarhistoriker und Jeder dem die unsterhalb ein wenig pedantische Gewohnheit anklebt: präcis wissen zu wollen wie Etwas geworden ist. Uns Allen denen ein bischen Schulfuchserei im Blute steckt — und uns scheint die freundliche Gabe doch eigentlich geboten zu sein —, uns ist wenig mit dem Genusse an sich gedient, wenn er uns nicht von Wurzel auf vermittelt wird. Wir werden es also dem Verfasser, trotz Allem was er uns bringt, übel vermerken daß er nicht den alten ursprünglichen Text, der uns viel interessanter noch als der moderne gewesen wäre, und der ihm, wie er erzählt, zur Hand gewesen ist, vollständig copirt und zur Seite des neuen Textbuchs edirt hat. Wir sind nicht undankbar, aber wir können die Lücke welche er in der wissenschaftlichen Darstellung gelassen hat über den Schönheiten seiner Auffassung des jetzigen Zustandes der Volksbühne in Ober-Ammergau nicht vergessen. Das alte „Stück" mag vom Standpunkte des heutigen Geschmacks — wir können uns darüber ganz auf den Verfasser verlassen — werthlos und absurd sein, für die Wissenschaft — Das weiß er so gut als wir — ist aber auch diese Absurdität bedeutend und interessant. Wir können daher nur bedauern daß er der großen Lesewelt, welcher sein Bericht allerdings in der jetzigen Fassung angenehmer und bequemer sein wird, eine Concession gemacht hat, die uns der Bekanntschaft mit einem für die Kenntniß der dramatischen Kunst des Mittelalters nicht unwichtigen Actenstücke beraubte. 4.

Was die Sinnenkräfte und geistigen Fähigkeiten, sowie die Neigungen des Herzens der Deutschen und Polen sind, beweisen die Sprachen dieser beiden Nationen.

Ueber diese neue und eigenthümliche Erscheinung im Gebiete der polnischen Literatur, welche vor kurzem in Posen erschienen ist, spricht sich die Kritik in der „Posener Revue" — also ein Pole — ungefähr folgendermaßen aus:

Ein drolliges Schriftchen! Aus der Vergleichung des relativen Reichthums beider Sprachen — der polnischen und deutschen — beweist der Autor, oder glaubt es wenigstens zu thun, daß in Bezug auf die Sinne sowol wie auch auf den Geist der Pole weit über dem Deutschen stehe.

Mit dem Alphabet beginnend weist er darauf hin, daß polnische habe 45 verschiedene Laute, während das deutsche deren nur 26 besitze, und folgert daraus, dem Polen stehen fast doppelt soviel Mittel zugebote seinen Gefühlen und Empfindungen Ausdruck zu geben wie dem Deutschen.

„Ohne hier für die deutsche Sprache die Lanze einlegen zu wollen", sagt der polnische Kritiker, „und vollkommen von dem Reichthum unsers Alphabets überzeugt, müssen wir doch eingestehen daß wir die angegebenen 45 Laute nicht herauszufinden vermochten, sondern selbst mit Inbegriff der mit dem Erweichungszeichen (') versehenen Consonanten höchstens bis zu 40 gelangen konnten. Sollte der Autor die Diphthongen mitgezählt haben, so würde sich die Gesammtzahl höher als angegeben herausstellen müssen. Im deutschen Alphabete finden wir, mögen wir noch so strenge zu Werke gehen, immer über 40 verschiedene Laute, und können deshalb den westlichen Nachbarn nicht streitig machen daß sie im A-B-C wenigstens mit den Polen über die gleiche Zahl von Schätzen zu gebieten haben."

Mit ebenso viel Stolz als Liebe verweilt der Autor bei den Sprachlauten, und thut dar wie sehr sie geschickt seien, nicht nur jedweden Ton der Stimme, sondern auch alle Färbungen und Schattirungen desselben zu vertreten, und dadurch jedes Gefühl, jedes Bedürfniß der Seele auszudrücken. Diesen Betrachtungen stellt er die mehr stiefmütterlich bedachten Deutschen gegenüber, und zeigt beispielsweise an den Zahlwörtern wie arm an Erfindung und unnatürlich der Germane sei, der ordnungsgemäß nur bis 20 zähle, dann aber die Reihenfolge umkehre. (Die beschränkten Deutschen waren bisher der Ansicht, wenn man sage: neunzehn, und richtig den Einer als die kleinere Zahl vor dem Zehner ausspreche, müsse man mit gleichem Rechte: neunundzwanzig, nicht aber: zwanzigneun sagen, wie Dies der Pole thut; der Autor denkt anders über die Sache, nennt im Gefühl seiner nationalen geistigen Ueberlegenheit unsere Art zu zählen unnatürlich, und sieht von 20 an in der Zusammensetzung eine verkehrte Reihenfolge. Was würde er erst dazu sagen, wenn ein so tief unter ihm stehender Deutscher es sich herausnähme ihn darauf aufmerksamzumachen daß z. B. siedmnaście — 17 — weiter Nichts als eine Zusammensetzung von siedm na ście — 7 auf 10 —, wo ja auch der Einer dem Zehner vorhergeht?)

Bei Vergleichung der Formen, als Beugung, Zahl, Geschlecht, Steigerung u. s. w., sieht der Autor abermals die Deutschen weit hinter seinen Landsleuten, und bei der Beleuchtung des Verbums, Participiums, der Präpositionen (von ihm przedimek, Vorname, genannt), Adverbien (als przedsłówek, Vorverbum, eingeführt), der Syntaxis, der Gattungen der veränderlichen Wörter, Ableitungen eines Redetheils aus einem andern, der Etymologie, sowie der gerühmten Klarheit, Anmuth, Bestimmtheit und anderer vermeintlicher Tugenden der deutschen Sprache, ruft er triumphirend: „Lassen wir es gut sein; wie kann da der Deutsche sich mit uns messen?" Seine Ueberzeugung stützt er auf eingeschaltete Beispiele und zieht dann folgende Schlüsse:

„Der Deutsche kann weder in seiner Sinnenwelt noch in derjenigen des Geistes und Gemüths zu dem Polen hinaufrei-

chen, da er in seiner Sprache nicht die hinreichenden Mittel zum Ausdruck aller Wahrnehmungen, Eindrücke und Gefühle hat, sein Ideenkreis folglich auch ein viel beschränkterer sein muß. Beweist denn die dunkele und verworrene Rede der Deutschen nicht zur Genüge daß er ebenso schwer begreift als er unklar anschaut? Sagt seine sklavische Wortfolge nicht deutlich die Nation müsse immer in Knechtschaft gelebt haben, und der Genius der Freiheit sei ihr fremd geblieben? Spricht der Mangel weicher Laute, zärtlicher, kindlich tändelnder Ausdrücke, sowie der Diminutive nicht dafür, der Deutsche sei weder fähig warm zu empfinden und mit ganzer Seele zu lieben, noch auch männlich, erhaben zu fühlen, da seiner Sprache ja auch die harten Laute, das kräftig-donnernde, erschütternde Wort fehlen? Wie ist es möglich daß solcher Sprache Dichter und Sänger erblühen? Und findet sich ja einmal einer mit höherm Aufschwung und tieferm Gefühle, kann er Das was ihn bewegt vollständig in deutsche Worte kleiden? Was sagt Goethe so treffend:

> Ein Dichter wär' ich geworden, hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt;

was bei uns heißt:

> Gebt mir nur die Sprache, und ich werde ein Mickiewicz."

Ganz besondere Zuneigung ist seitens des Autors dem Wörtchen nie (nicht) zutheilgeworden, das er, wie bereits erwähnt, zu den „Vorverben" rechnet, dieweil es immer vor dem Verbum, nie aber hinter ihm steht, und das ihm aufs neue Gelegenheit zu einer Philippika gegen die deutsche Sprache gibt. „Bedenkt, der Deutsche sagt z. B. ich gebe Ihnen ...; der Angeredete ist fortwährend der Meinung Etwas zu empfangen, freut sich und ist schon im Begriff seinen Dank in Worte zu kleiden; da kommt auf einmal hintennach das fatale nicht, macht einen Strich durch die Rechnung und reißt den armen Betrogenen aus seinen Illusionen. Wie ganz verschieden gehen da die Polen zu Werke! Zu offen und edel um zu hintergehen oder Jemanden mit falschen Hoffnungen hinzuhalten, schlagen sie gleich von vornherein ab was sie nicht gewähren wollen, und lassen den Hörenden nicht einen Augenblick in Ungewißheit." (Gegen die Sache an und für sich wäre Nichts zu sagen, wol aber viel gegen die Art und Weise wie sie gesagt ist. Wozu soll derlei Gehässigkeit am Ende führen? „Der Klügere gibt nach", sagt das Sprüchwort; nun halten sich die Polen für die Klügern, so ist ihre Aufgabe Liebe, Nachsicht und freundliches Entgegenkommen, nicht aber Geringschätzung und Verachtung!)

Die Präpositionen nennt der Autor, wie schon erwähnt, Vornamen, weil sie immer den „Namen" zu denen sie gehören vorangehen. Dies ist nach seiner Ansicht eine der drei Grundregeln die die Schöpfer und Bildner der Sprache hinterlassen haben. Die andern beiden lauten: Gewisse Conjunctionen (gdy, als; jeżeli, wenn u. s. w.) stehen immer am Anfange des Satzes und nie vor seinem Verbum. Unter die Rubrik „Rodzinowanie" (ein aus Rodzina-Familie nagelneu geschmiedetes Wort) bringt der Autor sämmtliche Tauf-, Familien- und Völkernamen, sowie auch diejenigen welche eine Würde, ein Amt, eine Beschäftigung u. s. w. bezeichnen, und führt unter Andern als Beispiel an:

„Niemiec, der Deutsche; Niemka, die Deutsche; Niemiectwo, Deutschheit (?); Niemczyk, der Deutsche, Diminutiv mit dem Nebenbegriff der Verächtlichkeit; Niemczka, die Deutsche, mit gleichem Nebenbegriff; Niemczątko, alles junge Deutsche, mit dem Nebenbegriff des Armseligen, Erbarmenerregenden."

(Das gewählte Wort Niemiec soll hier in einigen Worten Erläuterung finden. Es stammt augenscheinlich von niemy, stumm, ab, und dieses ist zweifelsohne wieder eine Zusammensetzung von nie, nicht, und m, der Wurzel, des Pronomens erster Person, mnie, mich; mi, mir; moj, mein u. s. w., sowie des Verbums mieć, haben, also im Allgemeinen einen Besitz, Etwas das bei einem ist, bezeichnend. Wäre niemy nun nicht eine Verkürzung von nie mający, nichthabend, und hätten die Slawen den westlichen Nachbar nicht aus dem Grunde so genannt, weil er die Worte „nicht hatte" mit welchen sie sich untereinander verständigten, deshalb also für sie „stumm" war? Aus diesem damals sehr natürlichen Beinamen ist im Laufe der Zeit ein Wort geworden an das sich viel Verletzendes knüpft, und den unter Polen lebenden Deutschen soweit gebracht hat oft seine Abkunft zu verleugnen um nicht als Niemiec verachtet zu werden, oder im günstigsten Falle hören zu müssen: „Wie Schade daß er ein Deutscher ist!")

Den Schluß des Werkchens macht eine Auffoderung an die Polen ihre Sprache fleißig zu studiren, deren Schönheit und Fülle kennenzulernen, und sich dadurch zu überzeugen daß der polnischen am allerwenigsten der Vorwurf der Armuth und Unzulänglichkeit zu machen sei.

Das Hauptverdienst des flüchtig, aphoristisch und drollig geschriebenen Büchleins liegt in einer großen Liebe zum väterländischen Idiome. Mit einer gewissen Art von Selbstbefriedigung, ja von Ueberschwenglichkeit spricht der Autor von ihm, und schleudert seine Blitze gegen alle Diejenigen welche aus Unkenntniß das Fremde zum Schaden des Einheimischen loben und bevorzugen; hat er auch in seinem Werke viel mehr Patriotismus als Gründlichkeit andentaggelegt, die Abweichungen der beiden Sprachen voneinander nur höchst oberflächlich behandelt, und deshalb ungeachtet einiger treffender Bemerkungen Niemanden eigentlich belehrt, so müssen wir doch die Aufmerksamkeit welche er der Muttersprache schenkt lobend anerkennen, da er durch sie ein so muthiger Kämpe der Sprache seines Volks geworden ist. Gleich rühmende Erwähnung, sowie hohe Befriedigung darf Jeder erwarten der in die Tiefen des polnischen Idioms hinabsteigt und dieses vorurtheilsfrei mit andern lebenden Sprachen vergleicht. Reichthum, Mannichfaltigkeit und Freiheit, Biegsamkeit, Anmuth, kindliche Zartheit, und neben diesen zugleich Energie, Männlichkeit und Kühnheit sind die Schätze die sich ihm öffnen. Keine der lebenden Sprachen, vornehmlich keine der westeuropäischen, kann sich gleicher Freiheit in der Wortstellung, solcher Fülle von Wörtern und Wortgattungen, dieser Bestimmtheit in Bezeichnung des Geschlechts, der Thätigkeit oder des Zustandes durch scharf ausgeprägte Endungen rühmen wie die polnische. Mit überraschender Leichtigkeit bildet sie Diminutive und Augmentative in den verschiedensten Abstufungen, schafft mittels der Präpositionen und Anhängesilben neue Ausdrücke, und weiß durch ihre verschiedenen Laute täuschend die Natur und ihre Erscheinungen nachzuahmen. Der Autor hat daher immer Anspruch auf Dank, da er wenn auch auf etwas bizarre Weise die Aufmerksamkeit seiner Landsleute wieder einmal auf den Reichthum, die Schönheit und die Vorzüge einer Sprache gelenkt hat die von Einzelnen zwar heute mehr als früher gewürdigt, im Allgemeinen jedoch immer noch in hohem Grade vernachlässigt, und dem lieben Französischen (das man trotzdem selten rein und correct, desto öfter aber höchst corrumpirt zu hören bekommt) untergeordnet wird. Besser hätte er freilich gethan mit mehr Ernst und Gründlichkeit bei der Arbeit zu verfahren.

Der Autor ist in Betreff der Klarheit und Bestimmtheit in der Sprache sehr streng, rügt die Theilung des deutschen Prädicats als eine Quelle von Verworrenheit, und stützt seine Ansicht auf ein Beispiel wo zwischen: ich bin und gegangen — also der Aussage und dem Ausgesagten eine ganze Masse anderer Satzglieder eingeschoben werden darf. Wir theilen seine Ansicht vollkommen, fragen aber zugleich warum er schon im Titel seines Buchs in gleichen Fehler verfallen ist? Auch er hat das Ausgesagte des Prädicats ans Ende gestellt, und wenn auch die polnische Wortfolge die größte Freiheit gestattet, so gibt es doch gewisse Regeln des Wohllauts die beobachtet sein wollen. Das: owe języki tych narodów świadczą (beweisen die Sprachen dieser Nationen) ist, was die Wortstellung betrifft, entschieden germanisch.

Da Unkenntniß häufig die Ursache von Irrthümern und

führen ist, so würde sich Derjenige großes Verdienst erwerben der sich die Aufgabe stellte auf gründlich-ernste und wissenschaftlich gelehrte, zugleich aber auch allgemein verständliche Weise die polnische Sprache mit den in Polen am meisten verbreiteten, nämlich der französischen und deutschen, zu vergleichen; das Ergebniß wäre für das vaterländische Idiom jedenfalls ein ehrenvolles und nachhaltigeres als dasjenige das der Autor des obenbesprochenen Werkes erreicht hat, da ihm eben nur Vorliebe die Feder führte, und diese nothwendig Ungerechtigkeit im Gefolge haben mußte. Viel ist in den verschiedensten Zeiten über die polnische Sprache gedacht und geschrieben worden, und derlei Bemühungen muß man es vorzugsweise anrechnen, wenn sie in den letzten 30 Jahren mehr und mehr Anerkennung gefunden hat. Wäre der politische Standpunkt den die Polen einnehmen nicht ein so beschränkter und eigenthümlicher, ihre neue Literatur würde gewiß Nichts zu wünschen übrig lassen. Aber trotz dieser ungünstigen, störenden Verhältnisse gibt es dennoch Viele die sich mit Liebe dem Studium der Muttersprache in die Arme werfen, und es ist nur zu bedauern daß so Manches was in diesem Bereiche geschaffen wird nicht ins Publicum kommt. So existirt z. B. ein höchst schätzenswerthes polnisches Wörterbuch des Geistlichen Ossinski in 24 Bänden, doch leider bisjetzt nur im Manuscript; auch Linde sollte neuaufgelegt und mit Dem was seit 1814 Neues erstanden ist bereichert werden; doch wird Dies geschehen? und wann?

Unser Autor spricht unter Anderm den Wunsch aus: es möge sich doch Jemand die Mühe nehmen die Wörter der polnischen Sprache zu zählen und dadurch ihren ungeheuern Reichthum zu documentiren. Diese Aufgabe, deren Nützlichkeit uns nicht recht einleuchten will, ist bereits gelöst und zwar durch Nikolaus Wiszniowski, einen polnischen Emigranten, der seit Jahren schon sich mit Forschungen im Gebiete seiner Muttersprache beschäftigt. In einem in Strasburg erschienenen Werke, das der Vorläufer einer Grammatik und eines Wörterbuchs sein soll, stellt er auf daß wenn die französische Sprache 50,000 Wörter enthalte, man die polnische, nach Linde schon, auf 80,000 anschlagen, und hierzu außerdem noch Alles rechnen müsse was seit jener Zeit Neues hinzugekommen ist.

Doch zu was bedarf es erst des ängstlichen Zählens? Kazimirski's französisch-polnisches Wörterbuch umfaßt einen Band von 1098 Seiten, Kopelewski's polnisch-französisches dagegen in gleichem Format und Druck drei Bände von zusammen 6548 Seiten. 35.

Die Familie Rothschild.

Ohne die unter dem Titel: „The history of the Jews in Great Britain, by *Moses Margoliouth*" (3 Bde., London 1851) erschienene Geschichte der Juden in Großbritannien empfehlen zu wollen, indem sie nach dem Wortlaute einer englischen Kritik weniger mit einem Tempel oder einer Pyramide als mit einem Steinhaufen zu vergleichen, ihrem Inhalte nach weniger ein Geschichtsbuch als eine Materialiensammlung zu einem solchen ist, so steht doch nicht zu leugnen daß letztere manches Hübsche und Interessante zutagefördert, für dessen Wahrheit überdies der Name und die Stellung des Verfassers einige Bürgschaft leisten. Dahin gehören manche Einzelheiten aus einem ziemlich langen Abschnitte über das Aufblühen der welthistorischen Familie Rothschild. Zwei Proben dürften genügen das Verlangen nach Mehr zu stillen oder zu wecken.

„Während der hebräische Banquier in Stamford-Hill wohnte, wohnte ihm gegenüber ein anderer reicher Börsenmann, Namens Lucas. Als Lucas einst spät nach Mitternacht aus einer lustigen Gesellschaft heimkehrte, bemerkte er vor Rothschild's Haus einen Vierspänner. Er stieg aus, befahl seinem Kutscher in einiger Entfernung zu halten, und legte sich so nahe als möglich bei Rothschild's Haus auf die Lauer. Bald traten mehre Herren heraus, und Lucas erkannte Rothschild's Stimme als dieser, nachdem zwei eingestiegen, dem Kutscher zurief: „In die City!" Flugs war Lucas in seinem Wagen und folgte. Sowie Rothschild's Wagen in die Straße einbog, wo sein Comptoir war, verließ Lucas den seinigen, stellte sich betrunken und taumelte die Häuser entlang. Sans cérémonie öffnete er bei Rothschild's die Thüre, trieb die Schließerin durch entgegengelallte, rülpsende Laute zurück, taumelte mirnichtsdirnichts in Rothschild's Cabinet und fiel der Länge lang zu Boden. Nach der ersten Ueberraschung versuchten Rothschild und die zwei Andern ihn aufzuheben. Lucas machte sich centnerschwer und fing plötzlich an zu schnarchen. Also ließen jene ihn liegen, deckten ihn mit einem Tuche zu, und setzten, nichts Arges ahnend, ihr Gespräch fort. Es betraf die Angelegenheiten in Spanien, über welche wenige Tage vorher ungünstige Nachrichten eingelaufen waren, die den Curs der englischen Fonds herabgedrückt. Die beiden Fremden hatten Rothschild von der Grundlosigkeit jener Nachrichten in Kenntniß gesetzt, und Rothschild beschloß den der öffentlichen Bekanntmachung abgewonnenen Vorsprung zum Kaufen aller ausgebotenen Fonds zu benutzen. Da der Mäkler, zu welchem er deshalb schickte, auf sich warten ließ, machte sich Rothschild selbst zu ihm auf den Weg, nachdem er noch bemerkt daß der Aufkauf um 12 Uhr Mittags beginnen sollte. Kaum hatte Rothschild nebst seinen Begleitern den Rücken gewendet, so erwachte Lucas, versuchte aufzustehen, klagte über schauderhaftes Kopfweh, eilte zu seinem Mäkler, und beauftragte ihn alle käuflichen Fonds um 10 Uhr für seine Rechnung zu kaufen. Lucas gewann den Sieg und Rothschild konnte ihm diese „bübische, unehrliche, niederträchtige List" nie vergeben."

Von demselben Rothschild, „dem Löwen seines Volkes", sagt der Verfasser: „Inmitten seiner Schätze war Rothschild ein unglücklicher Mensch. Tag und Nacht glaubte er sich von Gefahren und Attentaten auf sein Leben umringt. Oft, wann er sich eben zu Tisch setzen oder zu Bett gehen wollte, erhielt er ein Billet mit der Drohung 500 Pfund zu schicken oder sich eines Pistolenschusses zu gewärtigen. Nun that er allerdings als ob er darüber lache. Doch legte er sich keine Nacht schlafen ohne scharf geladene Pistolen neben sich zu haben. Und auf seiner Schreibstube hielt er sich für nicht sicherer als in seinem Bette." 5.

Geben und Nehmen der Demokratie.

Unsere Demokraten und Republikaner, welche dem Volke Freiheit und Gleichheit als höchstes Glück bringen wollen, erwägen nicht wie viel Genuß sie gerade mit diesen Gaben entziehen. Sobald in vollendeter Märzerrungenschaft keine Fürsten und Könige da sind, verlieren natürlich alle Anhänger des Hofs ihre Freude — die doch auch zum souverainen Volke gehören —, es gibt keine Aufwartungen mehr, keine festliche Tafel, keine Concerte, Spiel und Tanz; jeder Kammerherr denkt betrübt, was er mit sich anfangen soll, da er Niemanden zu bedienen hat als sich selbst. Dem gesammten hoffähigen Adel geht es nicht besser, und gesetzt er findet Ersatz an eigener Jagd, Kunstliebhaberei und Reisen, so hat er Dieses gemein mit andern Bürgern, welche sich dazu anschicken, während früher es Andern verwehrt blieb an Hoflust theilzunehmen, und diese Freiheitsbeschränkung den Genuß der Berechtigten erhöhte. Freilich mag nun der bisher behinderte Bürger sich ungehemmter Vergnügungswahl bedienen, allein wo sind dazu die prächtigen Räume und Anstalten, das Behagen des Prunks, das Staunen und der Neid einer Zuschauermasse? Außerdem wird den Hoffähigen der Verlust von Höflichkeit und feinen Redensarten betrüben, deren vollendete Wissenschaft einst das Leben versüßte, dem Nichthoffähigen aber wird ein ungebundenes Dasein wenig gewähren, wenn er auch ungetadelt, gleich dem Nordamerikaner, seine Füße über den Tisch ausstreckt. Ueberhaupt ist nicht zu berechnen, welcher Freudenfund mit der bloßen Erscheinung eines Königs verlorengeht, jener städtebewegende Jubel, sobald die Majestät ans Thor gelangt, jene Feier

von Geburtstagen und allerhöchsten Wochenbetten, jene Erwartung künftiger Möglichkeiten, wie denn laut Zeitungsbericht einst, als ein deutscher König verhieß eine seiner guten Städte einmal zu besuchen, die ganze Bevölkerung in Entzücken gerieth.

Man könnte denken die Freigebung aller Gewerbe müsse die Gewerbthätigen beglücken, allein man vergißt das unerfreuliche Gewühl gegeneinander treibender Kräfte, das athemlose Ringen nach Kundschaft, die Unsicherheit der Arbeit und ihres Erwerbs, die tägliche Veränderung des unruhigen Zustandes, die feindliche Losgebung der Gesellen gegen den Meister, des Gesindes gegen Herrschaften, ja sogar ein Proletarier verliert seinen Genuß am Sonntage oder Blauen Montage, da alle Tage Sonntag und Montag sein dürfen, kein Kalender sie mit rothen Buchstaben bezeichnet, und was alle Wochentage bieten weniger mundet als das Geschenk des Bevorzugten.

Man könnte meinen Preßfreiheit erquicke die Schriftsteller, lasse ihre Feder vergnügt über das Papier laufen und ziehe die kühnsten Gedanken ans Licht; allein diese sind nicht mehr kühn, weil Gefahr fehlt, sie erschöpfen sich bald und schmeicheln nicht ihrem Urheber; selbst Demagogen müssen müde werden über Könige oder Polizei herzufahren, da es keine mehr gibt, und sterben vor Langeweile; denn freie Völker horchen nicht auf veraltete Reden gegen Tyrannei. Ein Autor, der dem Bundestage abhold war als dieser noch im vollen Glanze blühte, wußte einst mit geschickt verdeckter Kunst trotz aller Censur die bitterste Verhöhnung des Bundestags in den Druck zu bringen, und versicherte, von Allem was er geschrieben habe ihm Nichts soviel Freude gemacht. Ist doch das Gelüst zum Verbotenen allgemein, selbst bei Kindern, denen heimlich genaschtes Obst am besten schmeckt, die sich in Unarten berauschen, weil ihnen untersagt worden unartig zu sein; ergötzen sich doch Schulmänner an eingeschmuggelten Ferien; gewann doch der deutsche Görresmerkur das große Loos durch Gedankenzwang; danken doch absonderlich Freisinnige Verfolgungen und Polizeistrafen die beseligende Wahl zur Paulskirche! Begreiflich sind durch vollkommenste Redefreiheit auch die Weiber emancipirt, und wenn sie nach Euripides „nichts Gesundes sprechen", so ernten sie vielleicht den unverkürztesten Segen vom Umschwunge der Märzzeit!

Der allgemeinen selbständigen Freiheit des Redens und Thuns entspricht die persönliche Gleichheit, abgerechnet das natürlich unüberwindliche Ungleiche leiblicher und geistiger Gaben, des Geschlechts und des Alters, woraus wiederum mannichfaltige Freuden des Erdenlebens entspringen, z. B. das schmeichelnde Behagen einer günstigen Aufnahme bei schönen Frauen und die Befriedigung dieser durch ihren auf Männer bewirkten Eindruck, die Stellung von Aeltern und Kindern zueinander, überhaupt jüngerer und betagter Personen, die Empfindungen der Liebe, Ehrfurcht, des Bittens und Gewährens, welche daraus hervorgehen, welches Alles durch vollkommene Gleichheit der Persönlichkeiten verlorenginge. Selbst die Ungleichheiten des Reichthums und der Bedürftigkeit — welche allerdings nicht immer erfreulich sind, wie jene andern auch, und vom Communismus und Socialismus gehaßt werden — gewähren dennoch manche Lichtblicke durch Geben und Nehmen, Hülfe und Dank, Gewohnheit und Wechsel. Blos mit seines Gleichen mag eigentlich Niemand verkehren, deswegen kaum mit sich selbst, der Umgang mit Höhern hat einen benebelnden Reiz, sowie der Umgang mit Niedern behagliches Selbstgenügen, wohlthätig ist eine freundliche Aufnahme bei dem Minister oder berühmten Gelehrten durch Verheißung, Belehrung, Theilnahme an unbeschränkterm Dasein, lediglich aus Ungleichheit erwachsen! Weise haben daher europäisch gebildete Regierungen außer den Abstufungen des Ranges in der Gesellschaft noch besondere Ungleichheiten erfunden durch Titel und Ordensverleihungen, welche den Besitzer vergnügen und dem Nichtbesitzer angenehme Aussichten geben. Wenn derbe republikanische Gemüther Dergleichen geringschätzen, sprechen wol die Beglückten aus Furcht vor neidischem Spott auf ihr bebändertes Knopfloch hinschielend: „Das ist ja Nichts!" während es doch für sie und Andere ein bedeutend frohes Etwas bleibt. Sogar die Himmelsseligkeit wird durstigen Seelen gestört ohne hervorragende Hoheit der Kirche mit deren Beichte und Absolution, und in einer freigleichen Gemeinde bleibt nicht einmal die anmuthige Selbstbespiegelung mehr, Freigeist zu sein und zu heißen.

Alle diese schönen Gesellschafterbschaften verschütten nun die Demokratie mit ihrer Freiheit und Gleichheit, sie schaffen aus einer Welt voll bunter Farbe ein düsteres einfarbiges Grau des Daseins, welches kein Oben und Unten kennt, sonach auch keinen Genuß derselben und ihrer Mitte. Wollt ihr Geschenkespender sagen: auch die Tugend sei grau gegen die Farben ihres Widerspiels, dann schenkt zuvor ihre große Gestalt den Zwergen des Tags und Anbetern flackernder Lichtscheine! Käme sie aber einmal vom Himmel und fände willige Aufnahme in Hütten und Palästen, so wären Freiheit und Gleichheit geadelt und gefürstet, ein vielfarbiger Glanz nicht der Gewänder, sondern der Geister, würde über die Erde leuchten, und man würde dessen Herrlichkeit nicht bereden und bestreiten, sondern stumm anschauen und in ihr sich umarmen. 23.

Ein englischer Bauernknabe, Gemahl einer spanischen Königin.

In der Kirche zu Bunbury in England wird der Blick des Wanderers von einem Denkmale aus dem reinsten weißen Marmor gefesselt. Man verdankt es, laut Versicherung des Küsters, der Großmuth der Dame Mary Calvely von Lea, welche 1705 die Interessen von 100 Pfund zur Vertheilung unter die alten Weiber der Pfarre hinterließ, mit der Bedingung daß sie dem Gottesdienste beiwohnten, die Kanzel kehrten und das Monument rein hielten. Der unter diesem prachtvollen Grabsteine schlummert war von armen Aeltern im Nachbardorfe Calvely geboren unter der Regierung Eduard's III. Der Knabe Hugh wollte sein Glück versuchen. Er wanderte und arbeitete bis er die Thore der Hauptstadt erreichte, bald von mildthätigen Herzen unter einem Strohdache, bald von Mönchen auf Klosterschwellen gespeist. In den Straßen Londons begegnet er Pilgern. Der Letzte im Zuge, ein Geharnischter, der auf seinem Rosse saß, bietet dem Bauernknaben eine Stelle in seinem kühnen Haufen an, eine Gattung von Freischaren, welche auf dem festen Lande bestand, aus Soldaten aller Völker gebildet. Der Reiter befand sich auf dem Wege ein Gelübde am Altare des heiligen Thomas von Canterbury zu erfüllen und wollte sich von da über Dower nach Frankreich zu begeben. Hugh folgte ihm und ward Freibeuter. Er zeichnete sich bald vor seinen Gefährten aus und focht unter Englands Banner die Schlacht von Poitiers, wo ihm seine kriegerische Begabung und Tapferkeit die Rittersporen und den Befehl über eine starke Abtheilung Freilanzen erwarb. Wir finden ihn zunächst in Auray unter dem Lord Chandos wieder, durch persönlichen Muth das Glück des Tags wendend, an welchem der große Du Guesclin zum Gefangenen gemacht ward. Diese Haft des französischen Anführers leitete einen Freundschaftsbund zwischen ihm und Sir Hugh ein, und nach Du Guesclin's Befreiung vermochte sein Einfluß den englischen Ritter sich dem Zuge nach Spanien anzuschließen, um den Tyrannen Peter den Grausamen zu entthronen und an dessen Statt seinen Bruder Heinrich einzusetzen. Das Unternehmen gelang und die Gunst des neuen Monarchen verhieß das Glück des Abenteurers zu sichern. Als dieser jedoch durch Lord Chandos bestimmten Befehl von Eduard III. erhielt die Feindseligkeiten gegen Peter von Castilien einzustellen, schied er aus dem begonnenen Kampfe und begab sich zu dem Schwarzen Prinzen sobald derselbe in Spanien erschien. Die Schlacht von Najasa erfolgte und Sir Hugh von Calvely soll wesentlich zu dem Siege beigetragen haben, welcher Peter wieder auf den Thron hob. Als der Schwarze Prinz 1367 von seinem Vater zurück-

[illegible] ward, verblich dem Sir Hugh der Oberbefehl über alle Freitruppen.

Nicht weit von dem Hauptquartiere der Freitruppen in Spanien weilte eine königliche Witwe, Donna Leonora von Aragonien. Sie hatte soviel von der Ritterlichkeit des englischen Führers gehört daß sie ihn auf ihr Schloß einlud. Zum ersten male vielleicht in seinem vielbewegten Leben trat er in Damenkreise. Er gewann das Herz der Königin-Witwe von Aragonien, und freite um die Hand einer königlichen Braut welche zwar in reiferm Alter war, ihm aber ein unermeßliches Vermögen zubrachte. Von diesem Zeitpunkte trat er vom Oberbefehl der Freitruppen ab und wohnte in allen Ehren mit Donna Leonora auf ihrem spanischen Schlosse bis zu ihrem Tode, welcher einige Jahre später erfolgte. In den letzten Jahren Eduard's III. kehrte Calvely als mächtiger Ritter in sein Geburtsland heim, ward zum Gouverneur von Calais ernannt, plünderte und verheerte die Bretagne, zerstörte in ihren Häfen mehre Schiffe, und nahm das durch Nachlässigkeit verlorene Schloß St.-Mark von neuem. Im Jahre 1379 trat er die Stelle zu Calais an den Grafen von Salisbury ab und ward durch Richard II. zum — Admiral der Flotte ernannt! Doch fand er Zeit sich eine neue Braut zu gewinnen, eine junge, reiche, schöne Dame, die Tochter und Erbin des Lords Mottram von Mottram. Wir finden ihn 1382 als Gouverneur von Guernsey und den umliegenden Inseln. Dann zog unser Glücksritter in die Nähe seines Heimatdorfes, nach welchem sein Herz in allen Wechselfällen wundersamer Schicksale sich oft gesehnt haben mochte. Er baute ein Herrenhaus unfern der geringen Hütte, erwies sich seinen Unterthanen als milder Gebieter, seinen Kindern als guter Vater, deren Liebe ihm nach seinem Tode das Denkmal in der Kirche zu Bunbury setzte. Er erreichte ein hohes Alter, sogar bis in die Regierung Heinrich's IV. hinein, denn Rymer erwähnt seinen Namen in einer Abhandlung über Gesetze, bemerkt jedoch daß er „schwach von Körper" war. Nachher schweigen Geschichte und Tradition über diesen Liebling eines märchenhaften Glücks. Der Marmor sagt uns das Uebrige. 21.

Notizen.

Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal von Paul Delaroche.

Paul Delaroche hat vor kurzem ein großes historisches Gemälde vollendet, welches unter seine besten Productionen gerechnet wird. Nach einer martervollen Nacht tritt Marie Antoinette vor das Revolutionstribunal um ihr Todesurtheil zu vernehmen. Der Präsident hat dem Gebrauche gemäß die Frage an sie gerichtet: ob sie Etwas wider die ihr zuerkannte Strafe einzuwenden habe. Statt aller Antwort hat sie sich majestätisch und stillschweigend erhoben und kehrt in ihr Gefängniß zurück. Delaroche hat die Königin in diesem Augenblicke dargestellt, wie sie erhobenen Hauptes, ruhig und sicher durch das Gerichtshaus schreitet. Sie geht an einer Bande Septembriseurs vorbei, die sie mit Schimpfreden überhäufen und schon auf das Vergnügen warten ihr Haupt unter der Guillotine fallen zu sehen. Zu ihrer Rechten geht ein Mann mit dreifarbiger Schärpe und in der Nationalgardenuniform; er bewacht sie mit einem Blicke wie der Tiger seine Beute; es ist die personificirte Schreckenszeit, der Kopf Marat's auf den Schultern Henriot's. Hinter ihr gehen zwei Gensdarmen, Sklaven des Befehls, die Waffen im Arm, ohne Haß und Mitleiden. Zur Linken unter der Menge steht ein Mädchen aus dem Volke; zu jung um grausam zu sein, ist sie doch gekommen um bei der Hinrichtung der Witwe Capet's gleich den Andern zu klatschen und betrachtet jetzt das königliche Schlachtopfer mit theilnehmendem Auge; ihr zitternder Mund scheint ein Gebet zu murmeln und eine Thräne hat ihr schönes Auge genetzt. An ihrer Seite läßt eine wüthende Megäre ihren fahlen Blick und die beiden einzigen Zähne sehen welche ein ausschweifendes Leben ihr gelassen; weiterhin drängt sich ein neugieriger Gamin an einen Jakobiner mit rother Mütze, der die Königin beleidigt und ihr mit der Faust droht. Im Hintergrund scheinen Hermann, Coffinhal und Fouquier-Tinville im Strahle einer erlöschenden Lampe von einem höllischen Lichte beleuchtet zu sein, während die Königin, schöner noch als im Glanze des versailler Hofs, von den ersten Strahlen des anbrechenden Tags verklärt wird. Die Darstellung ist schrecklich, aber einfach. Die Königin ist die einzige Hauptfigur; alles Andere ist nur Beiwerk. Vorzüglich gerühmt wird das Gesicht der Königin, das Edle, Sichere, Erhabene und zugleich Leidende auf demselben. Die Gruppirung und das Colorit soll ebenso natürlich als glänzend sein.

Girodet's Danaë.

Vor kurzem wurde in Paris in einer Auction das bekannte Gemälde Girodet's, Danaë vorstellend, für 2700 Francs versteigert. An dieses Gemälde knüpft sich eine merkwürdige Anekdote. Die Figur war nämlich ursprünglich das Portrait einer berühmten Schauspielerin, die das Theater verlassen hatte um einen reichen Finanzmann zu heirathen. Als das Portrait fertig war, wollte es Frau X..... nicht und der Maler wandte sich vergeblich an den Ehemann mit dem Verlangen nach Bezahlung. Um sich zu rächen machte Girodet aus dem Bilde eine Danaë mit vielem Beiwerk und grotesken Emblemen, welche ebenso viele Anspielungen auf die beiden Eheleute waren. Danaë war dargestellt wie sie den Goldregen in einer Schürze empfängt, welche Amor hält. Ihr gegenüber war der Adler Jupiter's als Truthahn abgebildet, der Danaë mit einem lasciven Blick ansieht und mit einem prächtigen Pfauenschwanze geschmückt war. Zu seinen Füßen war eine Papierrolle mit den Worten: Asinaria, comoedia Plauti. Unter dem Bette sah man das grinsende Gesicht eines Satyr mit ungeheuern Hörnern, auf dessen Stirn eine Schnecke spazierenging und dessen Auge durch ein Goldstück bedeckt war. Endlich hatte Girodet in den vier Winkeln des Gemäldes vier kleine Medaillons mit lateinischen Inschriften angebracht; in dem ersten war eine Frau, die in einen Fischschwanz endet mit der Aufschrift: Mulier formosa superne desinit in piscem; im zweiten ritt eine Frau auf einem Truthahn: Risum teneatis amici; im dritten sah man eine Casette mit Gold gefüllt: Trahit sua quemque voluptas; in dem letzten stand ein Esel mit langen Ohren: Nec pluribus impar. Man kann sich das Gelächter denken als Girodet dieses Gemälde in einer öffentlichen Ausstellung unter dem Kaiserreich dem Publicum zeigte. 2.

Die Fasten im Morgenlande.

Wie uns Reisende aus dem Morgenlande berichten, bringen die Fasten der griechischen Kirche eine üble Wirkung auf den Charakter des Volks hervor; denn sie sind nicht eine bloße Posse, sondern werden in einem solchen Grade in Ausübung gebracht daß sie wirklich eine Kasteiung des Fleisches genannt werden können. Die fieberhafte Aufreizung des Körpers, in Verbindung mit der durch das Fasten herbeigeführten Verstimmung des Gemüths, entspricht insofern den Zwecken der Kirche, als dadurch eine gewisse religiöse Anstrengung entsteht; allein diese Aufregung ist von krankhafter düsterer Art, und es scheint nach den Beobachtungen der Reisenden angenommen werden zu müssen daß mit der Zunahme der durch das Fasten herbeigeführten Heiligkeit (?) auch ein wilderes Verlangen nach Verübung schwarzer Verbrechen sich einstellt. Die Anzahl der während der Fastenzeit vorfallenden Mordthaten ist, zufolge der Mittheilung eines Reisenden im Oriente, größer als zu irgend einer andern Zeit des Jahres. „Ein Mensch", sagt derselbe, „der nur von Bohnen lebt (denn diese sind die Hauptspeise der Griechen während der Fasten) wird sehr leicht Lust bekommen den Altar seines Schutzheiligen zu bereichern und seinem nächsten Nachbar ein Messer in den Leib zu rennen.

Das auf den Altären niedergelegte Geld fällt den Priestern zu; die Priester sind verheirathet und haben für ihre Familien zu sorgen, sie nehmen daher das Gute mit dem Bösen und fahren fort die Fasten zu empfehlen." Daß Dies geschieht in offenbarem Widerspruch mit dem Geiste des Christenthums und daß man Dies nicht einsieht, darf nicht Wunder nehmen; aber dieser Widerspruch mit der Religion der Liebe ist um so trauriger, da er in solchen Wirkungen sich zutagelegt wie die angegebenen. 32.

Bibliographie.

Adami, F., Luise Königin von Preußen. Ihr Leben, Leiden und Sterben. Dem Volke erzählt. Berlin, Dümmler. 8. 20 Ngr.

Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Zum ersten Male im Grundtexte sammt der Huzvâresch-Uebersetzung herausgegeben von F. Spiegel. 1ste Abtheilung: Vendidad. Fargard I—X. Leipzig, W. Engelmann. Lex.-8. 2 Thlr.

Bangemann, C., Der Invalide in den Winterabenden. Eine Sammlung auserlesener Geschichten und Begebenheiten zur Unterhaltung gemüthvoller Leser. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

Barthel, C., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 2te stark vermehrte Auflage. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Deutschlands Zoll- und Handelseinigung mit Hinblick auf die österreichische Zollreform und die Dresdener Conferenzen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Undine. Eine Erzählung. 8te Original-Auflage. Berlin, Dümmler. 8. 15 Ngr.

Frick, Ida, Aus den Bergen. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fröhlich, J. v. G., Ueber einige Gedichte des Valerius Catullus. München. Gr. 4. 7½ Ngr.

Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 2te Auflage. Zwei Theile. Erfurt, Körner. 8. 2 Thlr.

Goerwitz, H., Der Philosoph von Smolna oder der metallne Mann. Ein Roman aus dem russischen Leben. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Harting, P., Die Macht des Kleinen sichtbar in der Bildung der Rinde unseres Erdballs oder Uebersicht der Gestaltung, der geographischen und geologischen Verbreitung der Polypen, Foraminiferen und kieselschaligen Bacillarien. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Schwartzkopf, mit einem Vorworte von M. J. Schleiden. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Hedrich, F., Kain. Dramatisches Gedicht in drei Acten. Leipzig, Herbig. 8. 15 Ngr.

Heltmann, B., Die Proletarier. 1ster bis 3ter Band. Hamburg, Richter. 16. à 7½ Ngr.

Herberger, T., Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der literarisch-artistischen Bestrebungen Peutingers und des Kaisers. Nach bisher unbenützten archivalischen Quellen bearbeitet. Augsburg, Butsch. Gr. 4. 18 Ngr.

Herloßsohn, C., Reliquien in Liedern. Herausgegeben von A. Böttger. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Herzl, M., Liederbuch des Dorfpoeten. Ungarisch Altenburg. Gr. 16. 20 Ngr.

Horn, J. E., Spinoza's Staatslehre. Zum ersten Male dargestellt. Dessau, Katz. Gr. 8. 27 Ngr.

Hügel, Marie Freifrau v., Die Flucht nach Lauterburg oder Bilder aus der letzten badischen Revolution. Novelle. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 24 Ngr.

Immermann, K., Theater-Briefe. Herausgegeben von G. zu Putlitz. Berlin, A. Duncker. 8. 20 Ngr.

Kaiser, F., Des Schauspielers letzte Rolle. Posse mit Gesang in drei Akten. Mit 1 Titel-Bilde. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 15 Ngr.

— — Ein Traum — kein Traum, oder: Der Schauspielerin letzte Rolle. Posse mit Gesang in zwei Akten. Mit 1 Titel-Bilde. Ebendaselbst. Gr. 12. 15 Ngr.

Keck, H., Der theologische Charakter des Zeus in Aeschylos' Prometheustrilogie. Glückstadt, Bürger u. Eller. Gr. 4. 7½ Ngr.

Klencke, Der Adept zu Helmstädt. Historischer Roman. 1ster Band. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klöden, K. F., Die große Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851 faßlich dargestellt. Berlin, Plahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Koch, K., Die kaukasische Militärstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman. Erinnerungen aus einer Reise von Tiflis nach der Krimm. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr.

Longfellow, H. W., Kavanagh. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 12 Ngr.

Marschner, Amalie, Die erziehlichen Einflüsse des Lebens auf die Armen oder: Was muß geschehen, daß es mit ihnen besser werde? Leipzig, Mayer. 8. 20 Ngr.

Meidinger, H., Das britische Reich in Europa. Statistische Darstellung seiner Entwickelung, besonders unter dem jetzigen Verwaltungssystem. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr.

Norden, M., Deutsche Lebensbilder. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Patrioten. Nationales Drama in drei Abtheilungen. Mit 1 Abbildung. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 15 Ngr.

Roquette, O., Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.

Saffenreuter, G. J., Eichenkränze. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Schwarzschild, H., Frühlingslieder eines Aergerlichen. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 12 Ngr.

Stöber, K., Der Erzähler aus dem Altmühlthale. Altes und Neues. Sammelausgabe. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 24 Ngr.

Trösteinsamkeit in Liedern. Gesammelt von Ph. Wackernagel. 2te vermehrte Auflage. Erlangen, Heyder u. Zimmer. 16. 15 Ngr.

Der Weg zur Wahrheit, zur Freiheit und zum Frieden in den schleswig-holsteinschen Differenzen mit Dänemark und Geschichte des deutsch-dänischen Krieges. 1ste Lieferung. Altona, Heilbutt. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Franke, St. M. A., Die katholische Predigt. Predigt, am ersten heiligen Pfingsttage 1851 auf der Missionsstation Rixdorf, bei Berlin, gehalten. Berlin, Brandes u. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Die Lehninsche Weissagung, kein Zeugniß gegen, sondern für Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV. und für Preußen's gesegnete Zukunft. Nebst einem Schlußworte über Friedrich Wilhelm IV. 2te vermehrte Auflage. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Der alte Fritz und das neue Preußen. Ein Wort der Erinnerung und Mahnung. 2te Auflage. Berlin, Hayn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Ortlepp, J. C., Predigt, die Einführung der vaterländischen evangelischen Gemeinde-Ordnung betreffend zu Blumberg bei Torgau gehalten. Torgau, Wienbrack. 8. 3 Ngr.

Reuße, C., Probepredigt über Jes. 60, 1—6, am Epiphaniasfeste 1850 zu Zeitz gehalten. Zeitz, Webel. 1850. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Siebzehnter Theil.

Neue Folge. Fünfter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit zu erleichtern, habe ich den Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.)

auf 12 Thlr. ermäßigt.

Leipzig, im August 1851.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **George Westermann** in Braunschweig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben und Reden

Sir Robert Peel's.

Ein Beitrag zur Geschichte, constitutionellen Entwickelung und Politik Englands während der letzten 40 Jahre (1810—50).

Von

Heinrich Künzel.

Nebst Peel's Bildniss nach Lawrence.

Zwei Bände. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser, welcher das Glück hatte diesem bedeutendsten Staatsmanne unsers Jahrhunderts während einer Reihe von Jahren persönlich nahe zu stehen, übergibt dem Publicum in diesem Buche neben einer allseitig erschöpfenden Charakteristik des großen Briten gleichzeitig eine Geschichte Englands während der letzten 40 Jahre, deren Mittelpunkt Peel genannt zu werden verdient. Das Buch ist für Politiker wie für jeden Gebildeten, welcher Antheil an der Geschichte der Gegenwart nimmt, von großem Interesse und eine unerschöpfliche Fundgrube politischer Weisheit.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzen
aus den
Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

A. Kirsten.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieser „Skizzen" ist 1846 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika übergesiedelt, aber schon 1849 wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Er veröffentlicht hier seine durch dreijährige Beobachtung der dortigen Zustände gewonnenen Anschauungen, welche dadurch besonderes Interesse erregen daß sie mit den bisherigen fast nur höchst günstig lautenden Schilderungen Nordamerikas oft in großem Widerspruche stehen.

In demselben Verlage erschien früher:

Raumer (F. v.), **Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.** Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.

Julius (N. H.), **Nordamerikas sittliche Zustände.** Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt. Zwei Bände. Mit einer Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. 6 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 117. — 6. September 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Macaulay's Geschichte von England.

The history of England from the accession of James the second. By *Thomas Babington Macaulay.*

Dahlmann beginnt seine „Geschichte der englischen Revolution" (1844) mit dem Ausspruch: „Wer an der französischen Nation verzweifeln möchte, weil sie nach ihrer großen Umwälzung vor nun bald zwei Menschenaltern noch immer keine Ruhe wiederfinden kann, Dem soll man vorhalten daß das englische Volk zwei Jahrhunderte brauchte um die seinige zu vollbringen, ihre Früchte zu sammeln und von ihr zu genesen." Und wann wäre es nöthiger gewesen uns diese Betrachtung vorzuhalten, als nachdem 1848 auch in unserm Vaterlande eine Revolution zum Ausbruch gekommen ist, die der Natur des deutschen Volks und der gesammten Lage der Verhältnisse gemäß noch langsamer zu ihrem Ziele vorrückt als Dieses in Frankreich unter den Stürmen der Jahre 1789 fg., 1830 und 1848 geschah, vor allem da schon nach wenigen Jahren seit dem ersten misglückten Versuche nur allzu Viele in verderblicher Ungeduld an einer heilbringenden Entwickelung des deutschen Volks zu verzweifeln begonnen haben. Doch wie jede Zeit gleichsam instinctmäßig die ihr zusagende geistige Nahrung aufzufinden weiß, so ist auch in unsern Tagen reichlich dafür gesorgt gerade jenes Ereigniß der englischen Revolution in immer neuen vortrefflichen Darstellungen der der Erhebung so sehr bedürftigen Gegenwart vor Augen zu stellen, das wie kein anderes geeignet ist „beängstigende Fragen der Gegenwart zu lösen und vielleicht einen Theil der uns schwachen Menschen so unzugänglichen Zukunft zu enthüllen". Neben Dahlmann's gedrängtem Ueberblick der großen Umwälzung, deren Anfang er mit Recht schon in den kirchlichen Reformen unter den Tudors findet, hat nun auch Guizot seine früher unterbrochene Geschichte dieses Zeitabschnitts wieder aufgenommen um sie zu dem gleich anfänglich beabsichtigten Ziele zu führen; vor allem aber hat mit Recht das Werk eines Briten selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die englische Revolution vom Jahr 1689 gelenkt, und noch ein mal wie in dem Zeitalter der Hume, Gibbon u. A. erringt der praktisch gebildete Sinn des englischen Volks die Palme der Geschichtschreibung, um welche freilich seit jener frühern Epoche in würdiger Weise von Deutschen und Franzosen mit den Briten gekämpft ist.

Es möchte weit zu spät sein noch jetzt einen Leser d. Bl. auf Macaulay's in Hunderttausenden von Exemplaren im Original wie in einer Menge von Uebersetzungen verbreitetes Werk über die Geschichte Englands, das jetzt gerade bis zum Jahr 1689 vor uns liegt, hinzuweisen; selbst die Verdienste des staatsmännischen und gelehrten Verfassers um Benutzung der Quellen (der englischen und spanischen Archive u. s. w.) wie um historische Kritik — eine englische Zeitschrift sagt von ihm: „As a critic he is perhaps the first of his age" —, sein tiefer politischer und psychologischer Blick, sein Freisinn wie seine Parteilosigkeit, seine ebenso poetische als

philosophische, kunstreiche und doch so einfache Darstellung sind seit der allgemeinen Verbreitung seiner Werke (dahin gehören auch seine jetzt zusammengestellten „Essays", 5 Bde.) in Aller Mund. Doch wird dem Zwecke d. Bl. gemäß auch eine verspätete Besprechung jenes vielgelesenen Buchs, dessen Fortsetzung längst mit Sehnsucht erwartet wird, nicht unterbleiben dürfen, und wir hoffen ebenso wol Denen welche Macaulay ein mal und nochmals gelesen haben, wie Denjenigen deren Muße noch nicht soweit gereicht hat, am besten gerecht zu werden, wenn wir hier eine gedrängte Heraushebung Dessen versuchen was den Geist der Macaulay'schen Darstellung am treffendsten charakterisirt und damit zugleich Lehre und Trost für die Auffassung der großen Krise in welcher sich die Gegenwart bewegt in reichem Maße gewährt.

Der hier zu besprechende Theil des Werks, dessen Fortsetzung bis zu den Erlebnissen der Zeitgenossen (down to a time within the memory of men still living) verheißen ist, zerfällt in zwei der Darstellungsweise nach gänzlich verschiedene Abtheilungen. Die ersten drei Capitel des ersten Bandes bilden eine Einleitung welche die geschichtliche Entwickelung Englands von den frühesten Zeiten her bis auf den eigentlichen Anfangspunkt der Aufgabe des Verfassers enthält. Auch dort finden wir Geschichte, zwar nur in skizzirten Umrissen, aber in so geistreicher und praktisch belehrender Weise daß man unter dem Lesen wünscht das ganze Werk, ja die gesammte Geschichte der Menschheit in ähnlicher Art behandelt zu sehen. Schon hier geht allerdings die Darstellung allmälig mehr ins Einzelne, jemehr sie sich ihrem Zielpunkte nähert; doch erscheint sie uns in völlig veränderter Gestalt erst von dem Regierungsantritte Jakob's II. an, und die vier Jahre seiner Herrschaft nehmen hier mehr als das Doppelte des Raumes ein, auf welchem in jener ersten Abtheilung mehr als 16 Jahrhunderte zum Ueberblick gebracht sind. Und doch wird nun, je tiefer wir in das Einzelne eingeführt werden, der Wunsch immer lebendiger daß es diesem Künstler gefallen haben möge auch die frühere Skizze zu einem ebenso ausführlichen Gemälde umzuschaffen.

Der ruhig-heitere Blick mit welchem Macaulay die Entwickelung der Menschheit betrachtet gibt sich sogleich im Anfange recht deutlich in folgender Stelle kund:

> Wenn ich mich nicht selbst gröblich täusche, so wird es die Hauptwirkung dieser ausführlichen Erzählung sein: Dank zu erwecken in allen religiösen Gemüthern und Hoffnung in der Brust aller Freunde des Vaterlands. Denn die Geschichte unsers Landes während der letzten 160 Jahre ist vorzugsweise die Geschichte des physischen, sittlichen und geistigen Fortschritts. Diejenigen welche das Zeitalter in welches ihr Loos gefallen ist mit einem goldenen Zeitalter vergleichen, das nur in ihrer Einbildung besteht, können von Entartung und Verfall reden; aber Niemand der genau von der Geschichte unserer Vergangenheit unterrichtet ist wird eine trübe oder verzweiflungsvolle Ansicht von der Gegenwart hegen können.

Nachdem der Verfasser dann verheißen hat nicht blos die politische Entwickelung zu zeichnen, sondern eine Geschichte des Volks, seiner Sitten und seiner gesammten Bildung, beginnt er die Skizze der ältesten Zeit mit der Bemerkung: „Nichts in dem frühern Zustande Britanniens zeigte die Größe an welche es einst erreichen sollte. Seine Einwohner standen wenig über den Eingeborenen der Sandwichinseln." Erst mit der Bekehrung der Sachsen begann „eine lange Reihe heilsamer Revolutionen". Hier verdient besonders die echthistorische Auffassung von der Bedeutung der Hierarchie für die Entwickelung der Menschheit hervorgehoben zu werden, zu der sich leider immer noch so Wenige, selbst unter unsern Geschichtschreibern, zu erheben verstehen. Der Verfasser übersieht nicht daß die Kirche, sowol durch den Aberglauben als durch die Philosophie, mit denen sie lange in Kampf gelegen hatte, tief verderbt war; aber, fügt er hinzu: sie bewährte noch genug von der erhabenen Gotteslehre und der wohlwollenden Moral ihrer frühern Tage, um viele Geister zu erheben und viele Herzen zu läutern.

> Auch waren einige Verhältnisse, die in einer spätern Periode ihr mit Recht zu Hauptvorwürfen gereichten, im 17. Jahrhundert und noch lange nachher zu ihren Hauptverdiensten zu zählen. Daß der geistliche Stand die Functionen der bürgerlichen Obrigkeit usurpirte, würde in unserer Zeit ein großes Uebel sein. Aber was in der Zeit eines verbesserten Regierungssystems ein Uebel ist, kann in einer Zeit unvollkommener Verwaltungsart ein wahrer Segen sein. Es ist allerdings besser daß das Menschengeschlecht von weisen Gesetzen und einer erleuchteten öffentlichen Meinung beherrscht wird als durch ein Priesterthum; aber es ist besser daß die Menschen einem Priesterthum gehorchen als der rohen Gewalt. Eine Gesellschaft die in Unwissenheit gesunken ist und von physischer Gewalt regirt wird hat große Ursache sich zu freuen wenn eine Classe deren Einfluß sich auf Einsicht und Sittlichkeit stützt ein Uebergewicht erlangt. Ein solcher Stand wird unzweifelhaft seine Macht misbrauchen; aber geistige Macht ist, selbst wenn sie gemisbraucht wird, eine edlere und bessere Macht als die welche blos auf körperlicher Kraft beruht.

Weiterhin wird in ähnlicher Weise das Papstthum richtig gewürdigt:

> Selbst die geistige Obmacht welche sich der Papst anmaßte brachte in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters weit mehr Gutes als Uebles hervor. Ihre Wirkung war, die Nationen des Abendlandes zu einer großen Gemeinschaft zu vereinigen. Was die olympische Rennbahn und das pythische Orakel für alle griechischen Staaten waren, war Rom und sein Bischof für alle Christen der lateinischen Kirche. So erwuchsen die Gefühle eines erweiterten Wohlwollens unter den Völkern!

Und wie wahr wird der Einfluß der Kirche auf die Umgestaltung des innern Lebens, auf die Entwickelung der Nationalität der Engländer geschildert! Die beiden größten und heilsamsten Revolutionen die England im Mittelalter erfuhr, die Verschmelzung der verschiedenen Völkerstämme, die sich als Eroberer und Unterworfene unversöhnlich gegenüberstanden, und die Aufhebung der Leibeigenschaft, die den Menschen zum Eigenthum des Menschen machte, wurden allmälig und unmerklich durchgeführt, nicht durch Gesetze oder physische Gewalt, sondern durch moralische Ursachen. Es würde ungerecht sein nicht anzuerkennen daß die Religion dabei den Haupteinfluß übte, und

zwar gerade vermöge ihrer damaligen Gestalt. Der wohlwollende Geist der christlichen Sittenlehre widerstreitet unzweifelhaft dem Kastenunterschiede; doch der römischen Kirche waren solche Unterscheidungen besonders zuwider. Ihre Lehren von der Würde des geistlichen Charakters, so irrig sie sein mögen, haben wiederholentlich einige der furchtbarsten Uebel der menschlichen Gesellschaft gemildert. Der Aberglaube darf aber nicht als schlechthin schädlich betrachtet werden der in Ländern auf denen der Fluch der Racenfeindschaft und Tyrannei lastet eine Aristokratie hervorwarft die von jedem Racenunterschiede unabhängig ist, das Verhältniß zwischen dem Unterdrücker und dem Unterdrückten umkehrt und den Erbherrn treibt vor dem geistlichen Richterstuhl seines Erbunterthanen die Knie zu beugen. Wie großen Antheil aber die römisch-katholische Geistlichkeit an der Abschaffung der Leibeigenschaft hatte, lernen wir aus dem unantastbaren Zeugnisse des Sir Thomas Smith, eines der tüchtigsten protestantischen Rathgeber der Elisabeth. Wenn der sterbende Leibherr nach den Sterbesacramenten verlangte, beschworen ihn dem Herkommen nach seine geistlichen Beistände, so wahr er seine Seele liebte, seine Brüder, für die Christus gestorben war, freizugeben. Und mit solchem Erfolge hatte die Kirche ihr allgewaltiges System angewandt daß sie, ehe die Reformation eintrat, alle Leibeigene im Königreich mit Ausnahme ihrer eigenen freigemacht hatte; die letztern aber scheinen in der That sehr milde behandelt zu sein.

Wie sehr es der Verfasser versteht überall das verborgene Gute in dem Entwickelungsgange der Menschheit hervorzuziehen, und das Uebergewicht desselben, den Fortschritt zum Bessern unter allen Hemmungen der irdischen Verhältnisse, selbst da wo das blödere Auge nur den Sieg des Bösen erkennt, klar herauszuheben, beweist unter vielen andern vortrefflichen Stellen seine Betrachtung über den Verlust der Normandie für England. Wäre es, sagt er, den Plantagenets gelungen, wie es zu einer Zeit wahrscheinlich erschien, ganz Frankreich unter ihrer Herrschaft zu vereinigen, so würde England wol nie (?) zu einer unabhängigen Stellung und selbständiger Entwickelung gelangt sein. Daß England diesem Misgeschick entgangen ist, verdankt es einem Ereigniß welches die Geschichtschreiber gewöhnlich als einen großen Unfall betrachten. Johann (a trifler and a cowardice) wurde aus der Normandie vertrieben. Dadurch wurden die normannischen Adeligen gezwungen zwischen der Insel und dem Continent ihre Wahl zu treffen. Durch das Meer zugleich mit dem Volke gegen außen abgesperrt, welches sie bisher unterdrückt und verachtet hatten, kamen sie nun allmälig dahin England als ihr Vaterland und die Engländer als ihre Landsleute zu betrachten. Die beiden Racen die sich solange befeindet hatten fanden bald daß sie gemeinsame Interessen und gemeinschaftliche Feinde hätten. Das erste Unterpfand ihrer Vereinigung war die Magna charta, welche sie durch vereinigte Anstrengung errangen und zu gemeinsamem Nutzen gestalteten. Hiermit, bemerkt der Verfasser, beginnt die Geschichte der englischen Nation. Bereits im Anfange des 14. Jahrhunderts war die Verschmelzung der Racen vollendet, und es zeigte sich bald daß ein Volk welches keinem andern in der Welt nachstand aus der Mischung von drei Zweigen der großen teutonischen Familie (Angelsachsen, Dänen, Normänner) unter sich und mit den celtischen Urbewohnern Britanniens hervorgegangen sei.

Die politische Entwickelung der englischen Nation ist nun zunächst in das Auge zu fassen. Die alte englische Verfassung gehörte zu der Classe der beschränkten Monarchien, welche im Mittelalter im westlichen Europa ihren Ursprung erhalten hatten und welche trotz mancher Verschiedenheiten große Verwandtschaftsähnlichkeit untereinander besaßen. Doch galt die englische Verfassung von früh her mit Recht für eine der besten jener Art. Die Prärogativen des Monarchen waren allerdings sehr ausgedehnt (höchste Executivgewalt, Unverletzlichkeit u. s. w.); doch war seine Macht durch drei große constitutionnelle Grundsätze beschränkt, die so alt sind daß Niemand sagen kann wann sie zuerst eingeführt waren: 1) Der König konnte keine Gesetze geben ohne Zustimmung des Parlaments. 2) Er konnte keine Steuer auflegen ohne Zustimmung des Parlaments. 3) Auch in der Executive war er an die Gesetze des Landes gebunden und seine Rathgeber waren verantwortlich. Dabei muß nun freilich zugestanden werden daß die Könige im Mittelalter sich oft eine Verletzung dieser drei Grundsätze im Einzelnen erlaubten, und daß auch das Volk jener Zeiten die Wichtigkeit unbedingter Aufrechthaltung der constitutionnellen Grundsätze nicht in dem Maße erkannte wie die Nationen des 19. Jahrhunderts. Doch gab es wenigstens eine Grenze welche die Königsmacht nicht überschreiten durfte, und das Mittel durch welches dieselbe immer in ihre Schranken zurückgewiesen wurde war Anwendung der physischen Gewalt von Seiten des bewaffneten Volks. Ueber den wesentlichen Unterschied zwischen jenen rohen Zeiten und unserer Gegenwart sind bei dieser Gelegenheit einige höchst treffende Bemerkungen eingeschaltet. In den jetzigen Verhältnissen hat das Volk längst die Waffenführung verlernt; die Kriegskunst ist zu einer unsern Voreltern unbekannten Vollkommenheit gediehen und die Kenntniß derselben auf eine besondere Menschenclasse beschränkt. Hunderttausend wohldisciplinirte Truppen können Millionen von Ackersleuten und Gewerbtreibenden im Zaum halten. Zugleich aber hat die ungeheure Zunahme des Reichthums und vor allem die Bedeutsamkeit des Credits („dessen Erschütterung durch einen einwöchentlichen Bürgerkrieg in England sich vom Hoangho bis zum Missuri erstrecken würde") für jeden denkenden Menschen einen Aufstand zu etwas weit Schrecklicherm gemacht als eine schlechte Verwaltung. Eben deshalb aber, weil wir nicht ohne die größten Gefahren, vor denen die Einbildungskraft zurückbebt, physische Gewalt gegen den Misbrauch der Regierungsgewalt anzuwenden vermögen, ist es offenbar unsere Weisheit alle constitution-

nellen Schranken in strengster Weise aufrechtzuerhalten, mit Eifersucht den ersten Anfang von Uebergriffen zu bewachen und nicht die geringste Gesetzwidrigkeit durchgehen zu lassen, damit sie nicht die Kraft von Präcedentien gewinnen. Zu den Vorzügen welche die englische Verfassung vor den übrigen mittelalterlichen Staaten auszeichneten kommt noch besonders das Verhältniß des Adels zu den Gemeinen (commonalty). Es gab eine strengerbliche Aristokratie, aber nirgend war eine erbliche Aristokratie weniger übermüthig und ausschließlich. Der Freisasse durfte den Adeligen nicht um Ehrenstellen beneiden zu welchen seine eigenen Kinder aufsteigen konnten; die Großen waren nicht in Versuchung eine Classe zu verachten in welche ihre eigenen nachgeborenen Kinder übergingen. Unter solchen Zuständen war England nach einem der einsichtsvollsten Beurtheiler (Comines) bis zu Ende des Mittelalters, selbst während der Kriege der beiden Rosen, in glücklicherer Lage als eins der Nachbarländer; die Verfassung des Reichs erschien jenem Staatsmanne als eine „gerechte und heilige Sache", welche, während sie die Rechte des Volks beschützte, den Arm des ihr getreuen Fürsten wesentlich kräftigte. Das Regiment der Tudor war allerdings willkürlicher als das der Plantagenet. „Doch war es auch für die Tudor unmöglich die Unterdrückung über einen gewissen Punkt hinauszusteigern; denn sie hatten keine bewaffnete Macht und waren von einem bewaffneten Volk umgeben."

Inzwischen hat jede Verfassungsform ihre Zeit. Dieselben Ursachen welche eine Theilung der Arbeit in den Künsten des Friedens herbeiführen machen endlich auch den Krieg zu einer besondern Kunst und einem eigenen Gewerbe. Es kommt eine Zeit wo der Gebrauch der Waffen die ganze Aufmerksamkeit einer gesonderten Menschenclasse in Anspruch nimmt; Bürger und Bauern sind bald außer Stande ihren Grund und Boden gegen eingeübte Krieger zu vertheidigen, deren ganzes Leben eine Vorbereitung für den Tag der Schlacht ist, deren Nerven durch lange Vertrautheit mit der Gefahr gestählt sind und deren Bewegungen all die Genauigkeit eines Uhrwerks haben. Unter solchen Verhältnissen kann die Vertheidigung der Völker nicht länger den Kriegern anvertraut werden die man auf 40 Tage vom Pfluge und vom Webstuhl abruft. Wenn ein Staat ein großes stehendes Heer bildet, sind die Nachbarstaaten genöthigt das Beispiel nachzuahmen oder sich dem fremden Joche zu unterwerfen. Wo aber eine große geregelte Soldateska besteht, kann das beschränkte Königthum, wie wir es im Mittelalter erblicken, nicht länger dauern. Nur ruft die Gefahr zugleich auch das Mittel ihr zu entgehen hervor; wie der Fortschritt der Civilisation die Gewalt des Schwertes (the power of the sword) in den Händen des Fürsten gefährlicher für die Freiheit des Volks macht, so wird auch die Macht des Geldes (the power of the purse), die in den Händen des Volks ruht, dem Fürsten unentbehrlicher, insbesondere eben zur Erhaltung eines stehenden Heers. Die Politik welche den parlamentarischen Versammlungen Europas durch die Natur der Dinge vorgezeichnet war konnte deshalb keine andere sein als mit Entschiedenheit die Bewilligung für stehende Heere zu versagen, bis hinreichende Sicherheit gegen den Despotismus errungen war. Nur in England aber ist diese richtige Politik durchgeführt, und „dieses ausgezeichnete Glück" verdankt es, wie auch der Verfasser gesteht, hauptsächlich seiner insulairen Lage. Vor Ende des 15. Jahrhunderts waren große militairische Einrichtungen in der französischen und spanischen Monarchie nothwendig geworden; wenn eins dieser Reiche entwaffnete, mußte es sich den Geboten des andern unterwerfen. England, durch die See gegen feindseligen Einbruch geschützt, konnte bis in das 17. Jahrhundert hinein ein stehendes Heer entbehren, bis zu einer Zeit wo die Staatswissenschaft hinreichende Fortschritte gemacht und das Schicksal der spanischen Cortes wie der französischen états généraux eine große Warnung ertheilt hatte. Das englische Parlament war völlig auf seiner Hut als die Gefahr auch seine Existenz bedrohte, und es befolgte zu rechter Zeit eine politische Taktik welche nach einem drei Generationen hindurch fortgesetzten Kampfe endlich mit dem angestrebten Erfolge gekrönt ward.

Man hat vielfach behauptet, England habe nur die alte Verfassung aufrechterhalten wollen. Die Wahrheit aber ist daß die alte Verfassung nicht unverändert beibehalten werden konnte. Auch England war unter den Stuarts in der Gefahr mit Hülfe eines stehenden Heers in eine absolute Monarchie verwandelt zu werden; doch ging hier rechtzeitig die Macht von der Krone an das Parlament über. Und nach der ganzen Lage der Dinge scheint es gewiß daß es in England zu einem entscheidenden Zusammenstoß zwischen dem Königthum und dem Parlament kommen mußte, wenn auch nur politische Ursachen einwirkten. Doch wurde die neue Entwickelung vor allem durch das Dazwischentreten der Reformation gefördert. Wir verzichten ungern darauf die Entstehung der englischen Kirche hier näher zu erörtern, heben jedoch unserm Zwecke gemäß folgende charakteristische Aeußerungen Macaulay's hervor: Auch Diejenigen welche der Ansicht sind daß die römische Kirche des Mittelalters im Ganzen wohlthätig für das Menschengeschlecht war, können doch mit voller Consequenz die Reformation als eine unschätzbare Segnung betrachten. Die Gängelbänder welche das Kind vor dem Fallen bewahren würden den erwachsenen Mann nur hemmen können. Es ist schwer zu sagen ob England der katholischen Kirche mehr verdankt oder der Reformation. Die Uebergriffe der Kirchengewalt in das Gebiet der weltlichen Macht brachten mehr Heil als Unheil, solange die kirchliche Macht in den Händen der einzigen Classe war welche Geschichte, Philosophie und Gesetzgebungskunst studirte, die bürgerliche Gewalt aber in den Händen roher Häuptlinge. Doch mit dem Fortschritte der

Zeit verbreiteten sich die Kenntnisse auch unter den Laien und damit reiften diese zur Freiheit heran. Für allen Segen der politischen und geistigen Freiheit ist England der großen Erhebung der Laien gegen die Priesterherrschaft verpflichtet. Die *englische Kirche* erhielt ihre eigenthümliche Gestalt durch die *mittlere Richtung*, in der sich die religiösen und weltlichen Gegner des Papstthums einigten. Der Hauptordner derselben in der ersten Zeit, Cranmer, war ein Repräsentant jener beiden Parteien welche sich aus Bedürfniß gegenseitiger Unterstützung aneinander schlossen. Er war ebenso sehr Hofmann als eifriger Reformator. Für die Entwickelung der englischen Staatsverfassung war es von der höchsten Bedeutung daß der König das Haupt der Kirche ward; ihrem ganzen Ursprunge nach nahm die Hochkirche die monarchische Richtung; ja von Anfang her erblicken wir in ihr die Keime der Theorie vom göttlichen Recht der Staatsgewalt; schon nach Cranmer's Lehre ist der König sowol das geistliche als weltliche Haupt der Nation, wenn auch die Grenze seiner Gewalt noch nicht mit Bestimmtheit gezogen wurde. Und diesen Charakter behauptete die englische Kirche fortwährend, obgleich sie sich schon in der ersten Generation in der Lehre (Arminianismus) wie in der Verfassung (Episcopat) vielfach der katholischen Kirche näherte. In der Stellung zum Königthum traten ihr so die beiden Extreme gleichmäßig gegenüber, indem beide, Calvinisten und Papisten, den Unterthanen das Recht zugestanden gegen glaubensfeindliche (ungodly) Herrscher das Schwert zu ziehen. Auch Elisabeth hielt in der Fortbildung der Kirche durchaus jene mittlere Richtung inne und wies die beiden Extreme in die Schranken; doch war bis zu ihrer Thronbesteigung, namentlich seit den Verfolgungen der Maria, die Partei der Calvinisten — Puritaner — hartnäckiger geworden. „Da sie nicht durch Ueberzeugung gewonnen werden konnten, wurden sie (auch von der Hochkirche) verfolgt; die Verfolgung fand sie als eine Sekte und machte sie zu einer Partei." Zu ihrem Hasse gegen die Kirche kam jetzt noch der Haß gegen die Krone; auch ihre kirchliche Verfassung wie die Verbindung mit Holland und der Schweiz nährte in ihnen den *republikanischen Geist*. Unter Elisabeth bildete sich jedoch überhaupt keine systematische Opposition; unter den äußern Gefahren war nicht Zeit zu innerer Zwietracht. Auch die Puritaner unterstützten Elisabeth, weil sie den Vorkampf für den Protestantismus in Europa übernahm. Bezeichnend ist die Anekdote von einem hartnäckigen Puritaner, der als ihm eben zur Strafe die Hand abgehauen war, mit der andern Hand den Hut schwang unter dem Ausruf: „Gott segne die Königin!" Aber Elisabeth wußte sich auch in die constitutionnellen Schranken zu schicken. Als gegen Ende ihrer Regierung das Parlament mit Nachdruck die Abschaffung der Monopole verlangte, stellte sie sich an die Spitze der Reformpartei, beseitigte die Beschwerde und dankte den Commons in der edelsten und würdigsten Weise. „So", sagt der Verfasser, „gewann sie die Herzen des Volks und hinterließ ihren Nachfolgern ein bemerkenswerthes Beispiel, auf welche Weise ein Herrscher sich dem allgemeinen Verlangen seines Volks anschließen soll, dem zu widerstehen er nicht die Mittel hat." Bei Elisabeth's Tode wurden auch Schottland und Irland Theile desselben Reichs mit England. Infolge dieser Erweiterung schien das britische Reich einen überwiegenden Einfluß in Europa erlangen zu können. Doch diese Erwartung wurde völlig getäuscht. Dies war die Folge der von den Stuarts befolgten Politik. Schon Jakob I. hatte den *Grundsatz des göttlichen Rechts der Könige* im strengsten Sinne aufgefaßt, der freilich erst unter Karl I. durch Filmer zu einer vollständigen Theorie ausgebildet wurde. Die Thronfolge nach der Erstgeburt galt hiernach als ein göttliches unveräußerliches Recht; die Gewalt des Fürsten für unumschränkt selbst in dem Sinne daß „die Gesetze, durch welche die Prärogative eingeschränkt war, nur als Concessionen galten, die der König freiwillig gemacht habe und nach Gefallen zurücknehmen könne". Der Verfasser bezeichnet es mit Recht als die größte Thorheit, die aber zu Englands Heil ausschlug, daß Jakob I., der *kein stehendes Heer* hatte und bei seiner Verzichtung auf jeden äußern Einfluß Englands nicht einmal die Bildung eines stehenden Heers versuchte, es dennoch unternahm die Königsmacht über die des Parlaments zu erheben. Seine Stellung war aber um so gefährlicher, da er es nach seiner Auffassung vom Supremat mit Katholiken wie Puritanern immer mehr verdarb, zumal die Trennung zwischen den Puritanern und der Episkopalkirche (in Entwickelung der Lehre und Kirchenverfassung) immer größer wurde. Der Grundsatz: „Man muß Gott mehr gehorchen als dem Menschen!" führte die Puritaner immer mehr zum Republikanismus hin und aus dem Streben nach religiöser Freiheit erwuchs der Kampf für politische Freiheit. Als sich Jakob I. endlich gegen den Schluß seiner Regierung (1624) in einen Krieg mit Spanien verwickeln ließ, der bei längerer Dauer eine regelmäßige Besteuerung zur Erhaltung des Heers nothwendig machte, schien „die entscheidende Stunde gekommen zu sein und das englische Parlament mußte von nun an entweder das Schicksal der Reichsversammlungen des Continents theilen oder das Uebergewicht im Staat erlangen". Auf den beschränkten und willensschwachen Jakob I. folgte Karl I., der von den Geschichtschreibern sehr verschieden beurtheilt wird. Doch hat des Verfassers schlagende Charakteristik wol Recht wenn er sagt:

Karl hatte von Natur einen weit bessern Verstand und einen viel stärkern Willen als sein Vater; er hatte mehre Eigenschaften eines guten und sogar eines großen Fürsten. Er schrieb und sprach nicht wie sein Vater mit der Genauigkeit eines Professors, aber in der Weise eines wohlerzogenen Gentleman. Sein häusliches Leben war ohne Tadel. Aber der Hauptflecken seines Andenkens und die Hauptursache seines Misgeschicks war *Treulosigkeit*, ja man kann nicht umhin ihn der Treulosigkeit *aus Grundsatz*, infolge seiner Auffassung des göttlichen Rechts, zu zeihen. Er scheint seinen Theologen geglaubt zu haben daß er sich der unumschränkten Gewalt, selbst wenn er wollte, nicht entäußern könne, und daß in jeder

seines Versprechungen ein Vorbehalt liege sie im Falle der Noth zu brechen, daß aber über das Eintreten dieses Falles nur ihm selbst das Urtheil zustehe.

So zog sich Karl I. durch eigene Schuld ein unheilbares Mistrauen von Seiten seines Volks zu, und es erklärt sich nun Alles in dem Benehmen des Königs wie seiner Gegner. Karl erkannte sogleich daß er in Uebereinstimmung mit dem Parlament oder zum Trotz der ganzen Verfassung regieren müsse; seine Wahl war alsbald getroffen. Nachdem er zwei Parlamente aufgelöst, mußte er zwar durch die Bill of right die alten Volksrechte anerkennen, doch schloß er nur Frieden um systematisch die Verfassung seines Reichs zu brechen. Die Bill of right wurde alsbald grundsätzlich verletzt und Karl I. regierte vom März 1629 bis zum April 1640 ohne Parlament. Schon Dieses ist hinreichend um Diejenigen (vergl. Hume) zu widerlegen welche das Verfahren dieses Stuart dem der Plantagenets und Tudors gleichstellen. Auch ist Karl selbst für seine Thaten allein oder doch vorzugsweise verantwortlich; Wentworth (Strafford) verfuhr nur in dem Sinne des Königs, doch bildete dieser Mann von großer Geschicklichkeit wie von grausamem und herrschsüchtigem Wesen einen großen und tiefangelegten Plan aus, den er selbst sein „Durch! (thorough)" nannte.*) Dieser bestand in nichts Anderm als darin das Königthum in England so unumschränkt zu machen wie es Richelieu in Frankreich gethan hatte; als das nothwendige Mittel dazu erkannte er ein stehendes Heer. Doch an dem Versuche ein solches in England einzuführen scheiterte das Königthum selbst. Zunächst griff freilich auch hier wieder die Religion ein. Erzbischof Laud von Canterbury, ein bigoter Mann, „dessen Verstand ebenso beschränkt als sein Verkehr mit der Welt gering war", neigte sich wie der König selbst zu einer katholisirenden Umgestaltung der Lehre und Gebräuche der Episkopalkirche. Die königliche Machtvollkommenheit fand zuerst bei Umänderung der Liturgie in Schottland Widerstand; denn das schottische Volk ist immer stürmisch und unlenksam gewesen und hatte sich der extremsten Richtung des Calvinismus zugewandt. Der Krieg mit den Schotten machte jetzt die Wiederberufung des Parlaments nöthig; alsbald (November 1640) trat das Lange Parlament zusammen. In diesem waren anfangs alle Parteien zur Wiederherstellung der altenglischen Verfassung einig; Strafford und Laud wurden angeklagt und erst Jener, später Dieser enthauptet. Nach einer Vertagung von sechs Wochen im September 1641 traten zuerst die beiden großen politischen Parteien Englands, die Tories und Whigs, damals unter den Spottnamen Cavaliers und Roundheads (von dem rundverschnittenen Haar der Puritaner) in dem Parlament in geschlossenen Gliedern einander gegenüber. Vortrefflich ist das gemäßigte Urtheil des Verfassers über diese Parteien, aus dem wir hier nur Folgendes herausheben:

In einem Sinne hat die Verschiedenheit, von der wir reden, allerdings immer bestanden und muß immer bestehen. Denn sie hat ihren Ursprung in Verschiedenheiten des Temperaments, der Einsicht, des Interesse, wie sie sich immer unter den Menschen finden. Ueberall gibt es eine Classe von Menschen welche mit Vorliebe an Allem hängen was alt ist, und in jede Neuerung, auch wenn sie dieselbe als nothwendig erkennen, nur mit vielen Besorgnissen und schlimmen Ahnungen willigen. Ebenso finden wir überall eine andere Menschenclasse, sanguinisch im Hoffen, immer vorwärts drängend, rasch im Erkennen der Unvollkommenheiten alles Bestehenden und geneigt jeden Wechsel für einen Fortschritt zu halten. In den Ansichten beider Classen ist Etwas zu billigen. Aber die Besten auf beiden Seiten werden immer nicht fern von der gemeinsamen Grenze gefunden werden. Die äußerste Fraction der einen Classe besteht aus bigoten Eiferern, die äußerste der andern aus seichten und leichtsinnigen Erfahrungsmenschen. (?) Es würde nicht schwer sein einen Panegyrikus oder eine Satire auf eine jede dieser berühmten Parteien zu schreiben. Doch die Wahrheit ist daß, obgleich beide Parteien oft ernstlich geirrt haben, England beider niemals hätte entbehren können. Wenn in den Einrichtungen des Landes Freiheit und Ordnung, die Vortheile des Fortschritts und der Erhaltung in einer anderswo unbekannten Ausdehnung verbunden sind, so haben wir diese glückliche Eigenthümlichkeit den wechselnden Siegen der beiden rivalisirenden Genossenschaften von Staatsmännern zuzuschreiben. Uebrigens darf man nicht übersehen daß der Unterschied zwischen diesen beiden großen Parteien englischer Politiker immer vielmehr ein Unterschied des Grades als des Grundsatzes gewesen ist. Es gab gewisse Grenzen zur Rechten und zur Linken, die sehr selten überschritten wurden. Die große Majorität Derer welche für die Krone fochten haßten den Despotismus wie die große Majorität der Vorkämpfer der Volksrechte vor Anarchie zurückscheute. Zwei mal im Laufe des 17. Jahrhunderts stellten die beiden Parteien ihre Uneinigkeit ein und vereinigten ihre Kräfte zu gemeinsamem Streben. Ihre erste Coalition stellte die Erbmonarchie her (1660); ihre zweite Coalition rettete die constitutionnelle Freiheit (1689).

Der Aufstand in Irland, der durch die Wirren in England und Schottland hervorgerufen wurde, führte zu der ersten Streitfrage zwischen den Cavalieren und Rundköpfen. Es bedurfte einer großen Armee. Die Royalisten behaupteten, in einer solchen Krise sei es die erste Pflicht jedes guten Engländers und Protestanten die Macht des Königs zu kräftigen. Die Opposition glaubte, die Streitkräfte welche der König zur Unterdrückung Irlands in Anspruch nehme würden gegen die Freiheiten Englands gebraucht werden. Dem königlichen Worte könne man nicht vertrauen (vergl. oben). Am 22. November 1641 ging ein Mistrauensvotum (the remonstrance) gegen die Regierung durch, doch nur mit 11 Stimmen. Es kam Alles darauf an daß der König sich dem ausgesprochenen Willen der Nationalvertretung in gutem Glauben anschloß. Wirklich wählte er für den Augenblick treffliche Männer in seinen Rath; aber nicht lange, so brach sein verhaltener Groll hervor; die beabsichtigte Verhaftung der bekannten fünf Parlamentsglieder (Hampden, Pym, Hollis, Haslerig und Strode) führte den Bürgerkrieg herbei. Aus der Geschichte der nun eintretenden ersten Umwälzung theilen wir nur noch Einiges zur Charakteristik Cromwell's und seiner Partei mit, die hier auch mit psychologischer Schärfe in ein vielfach neues Licht gestellt werden.

*) Dahlmann sagt von Laud: „Durch und durch!" ist sein Wahlspruch.

Es hatte von Anfang an in der Parlamentspartei einige Menschen gegeben die sich zu einem Aeußersten neigten, vor welchem die Majorität zurückschrak. Sie waren in der Religion Independenten. Papstthum, Bisthum und Presbyterium waren für sie nur drei Formen eines und desselben großen Abfalls von dem wahren Glauben. In der Politik waren sie Radicale und begierig eine Republik auf den Ruinen der altenglischen Verfassung zu errichten. Sie waren zuerst unbeträchtlich an Zahl und Einfluß; die Aufregung des Kriegs machte sie alsbald zu der mächtigsten Faction des Landes. Die Seele dieser Partei war Oliver Cromwell. Er erkannte aufs deutlichste wo die Stärke des Königs lag und daß das Parlamentsheer umgestaltet werden müsse. Es war nothwendig sich nach Rekruten umzusehen die nicht blos Söldner wären, nach Kriegern von achtbarem Stande und würdiger Sinnesart, voll Gottesfurcht und Eifer für öffentliche Freiheit. Bald brachte man diese Umgestaltung zustande, und was Cromwell's Heer vorzüglich auszeichnete, war die strenge Sittlichkeit und die Gottesfurcht die in allen Reichen desselben herrschte.

Ueber die Theilnahme Cromwell's an der Hinrichtung des Königs spricht Macaulay folgende beachtenswerthe Ansicht aus:

> Es ist wol wahrscheinlich daß Derjenige der zu leiten schien in der That gezwungen war zu folgen, und daß er bei dieser Gelegenheit (wie später bei dem Antrage der Königswürde) sein eigenes Urtheil und seine eigene Neigung den Wünschen des Heers zum Opfer brachte. Denn die Macht welche er in das Dasein gerufen hatte war eine Macht die selbst er nicht immer zu zügeln vermochte, und damit er im gewöhnlichen Gange der Dinge befehlen könnte, war es nothwendig daß er zuweilen gehorchte. Und dabei glaubte er in der Gewalt der Umstände den Willen der Vorsehung zu erkennen. Seine öffentlichen Protestationen, die That sei nicht von ihm ausgegangen, werden freilich gewöhnlich für Beweise der Heuchelei erklärt; aber selbst Diejenigen die ihn als einen Heuchler betrachten werden es nicht leicht unternehmen ihn als einen Thoren darzustellen. Die Wahrheit ist daß dieser tiefste Politiker seiner Zeit anfänglich zwischen dem Thron und dem Parlament zu vermitteln, und das zerrüttete Staatswesen durch die Macht des Schwerts und die Sanction des königlichen Namens herzustellen gedachte. In diesem Plane verharrte er bis er gezwungen wurde ihn aufzugeben, theils durch die unheilbare Doppelzüngigkeit des Königs, theils durch die widerspenstige Gesinnung des Heers.

Später gingen freilich die Absichten Cromwell's und seiner fanatischen Truppen immer weiter auseinander. Cromwell selbst war nicht mehr Derselbe der er früher gewesen war; doch wäre es nicht gerecht den Wechsel der in seinen Plänen vorgegangen war nur aus Motiven der Selbstsucht herzuleiten. Während der 13 Jahre seiner staatsmännischen Laufbahn hatte er eine politische Schule von nicht gewöhnlicher Art durchgemacht. Er sah daß manche Neuerungen für die er früher geschwärmt hatte, ob gut oder schlecht an und für sich, der allgemeinen Meinung des Landes widerstrebten, und daß er beim Festhalten derselben nur beständige Unruhen vor sich haben würde. Er wünschte deshalb in allen wesentlichen Stücken die alte Verfassung Englands herzustellen, welche die Majorität des Volks immer geliebt hatte und nach der sich dieselbe jetzt zurücksehnte. Was ihm jetzt übrigblieb war indeß nur: daß er selbst den englischen Thron bestiege und nach den altenglischen Einrichtungen regierte. Dieser Plan war jedoch geradezu in Widerspruch mit den Gefühlen der einzigen Classe die er nicht verletzen durfte, seiner Truppen. So folgte eine Reihe vergeblicher Versuche ein dem Protector zusagendes Parlament ins Leben zu rufen. Seine tiefe staatsmännische Einsicht beurkundete er insbesondere durch den Plan einer Reform des Unterhauses nach denselben Grundsätzen nach welchen später der große Pitt dieselbe versuchte und die 1832 durchgeführt sind. Alles scheiterte an der Macht der Dinge, der auch Cromwell nicht zu gebieten vermochte. Die Restauration wurde endlich nur möglich als das Heer, welches England unter dem Namen einer Republik solange despotisirt hatte, unter sich zerfiel. Doch folgte Monk, als er Lambert gestürzt hatte, nur dem allgemeinen Rufe der Nation nach einem freien Parlamente, und dieses (in der That ein Convent) stellte im wahren Sinne der öffentlichen Meinung das Königthum zum größten Jubel des Volks her. Das Urtheil des Verfassers über dieses Verfahren der Nationalvertretung ist im Widerspruch gegen Diejenigen welche in der Restauration Nichts als eine verderbliche Reaction erblicken. „Unsere Vorfahren benutzten den Augenblick wohl" (our ancestors used that moment well), sind seine Worte.

> Sie vergaßen das alte Unrecht das sie erfahren hatten, sie verscheuchten jede kleinliche Bedenklichkeit, und vertagten auf eine passendere Zeit alle Zwistigkeiten über die Reform, deren unsere Institutionen bedurften, um ohne Unterschied, ob Cavaliere oder Rundköpfe, ob Episkopalen oder Presbyterianer, in fester Eintracht für die alten Gesetze des Landes gegen den unerträglichen militairischen Despotismus zusammenzutreten.

Noch folgten zwei Könige die in ähnlicher Weise wie die Bourbons, weil sie gleich diesen Nichts gelernt und Nichts vergessen hatten, den Volksgeist wider sich aufbrachten und so den Untergang ihrer Dynastie herbeiführten. Erst dann wurde durch die Erhebung des Oraniers das längst angestrebte Ziel der Revolution so vollkommen wie selten in menschlichen Verhältnissen erreicht. Gern zeichneten wir nach Anleitung der hier immer ausführlicher werdenden Darstellung des Verfassers die Weiterentwickelung der großen britischen Staatsumwälzung. Doch gebietet uns der Raum uns auf wenige Andeutungen zu beschränken. Die Grundlage der von Macaulay gegebenen Darstellung ist die vortreffliche Charakterzeichnung der handelnden Hauptpersonen. Ein reiches Gemälde der lenkenden Staatsmänner jener Epoche wird hier vor uns entfaltet, und nicht leicht finden wir in einem wissenschaftlichen Geschichtswerke soviel praktische Menschenkenntniß und politische Weisheit niedergelegt. Hier mag zunächst nur eine kurze Charakteristik der beiden letzten Stuart'schen Könige im Gegensatze zu den ersten beiden folgen. Karl II. glich an Verstande Karl I. und stand an Willensschwäche noch unter Jakob I. Durch die lange und wechselnde Schule der Geschicke die er durchwandert hatte war er nicht veredelt sondern verderbt. Die gewaltigsten Schicksalswechsel hatten ihn nur dahin geführt Nichts für sicher zu halten als den augenblicklichen Genuß. Alle Menschen schienen ihm nach seinen Erfahrungen gleich eigennützig, nur aus verschie-

denen Motiven; Lob und Tadel war ihm gleichgültig geworden. Seine Gutmüthigkeit bestand vorzüglich in der Schwäche Niemand Etwas abschlagen zu können; er gab niemals freiwillig, aber es war ihm peinlich Jemand Etwas abzuschlagen; so erhielten die Unverschämtesten am meisten. Er täuschte sich nicht mit der Theorie vom göttlichen Recht, und hatte so wenig Ehrgeiz zu regieren daß ihm die Geschäfte vielmehr zuwider waren. Er wünschte nur Unumschränktheit um seiner Genußsucht in jeder Weise ungehindert fröhnen zu können. Er wünschte nur solch ein König zu sein wie es später Ludwig XV. von Frankreich war, ein König der ohne Hindernisse in den Staatsschatz greifen könnte um seine Privatgelüste zu befriedigen. Für diese Zwecke und für sie allein wünschte er willkürliche Macht zu erlangen, wenn sie ohne Gefahr und Unruhe erlangt werden könnte. Bei seinen religiösen Beziehungen kam sein Gewissen weniger in Frage als seine Neigungen; er schwankte lange zwischen Unglauben und dem Papstthum; erst kurz vor seinem Tode wurde er Katholik.

Wiederum ganz verschieden tritt uns Jakob II. entgegen. Sein beschränkter Kopf war mit viel Energie des Willens gepaart und seine Herrschsucht voll Eigensinn (his understanding was singularly slow and narrow, his temper imperious, obstinate, harsh and unforgiving). Auch er war ein Genußmensch (a libertine), doch hatte er sich, durch Wollüste entnervt, schon früh dem bigotesten Katholicismus zugewandt, und diese Richtung beherrschte ihn später so völlig daß auch das ihm nicht fremde Gefühl des Nationalstolzes dahinter zurücktrat. Er machte sich, wie schon sein Bruder Karl II. vorübergehend, völlig zu einem französischen Vicekönige, zu einem Sklaven Ludwig's XIV. Er brachte allen äußern Einfluß Englands, ähnlich der „Cabal" unter Karl II., seiner innern Politik zum Opfer, und in dieser war sein Streben unverrückt darauf gerichtet den Katholicismus zur Grundlage unumschränkter Herrschaft und die Unumschränktheit des Königthums zur Durchführung des Katholicismus in seinem Reiche zu benutzen, oder wie er selbst sagte, to establish my authority at home and to do something for my religion. Diese Zwecke suchte auch er durch Errichtung eines großen stehenden Heers zu erreichen, doch scheiterte eben hieran sein ganzer Plan, und als er bei dem consequenten Widerstreben aller Parteien gegen diesen Versuch darauf Bedacht nahm England durch eine katholische irische Armee zu unterjochen, wandte sich Alles von ihm ab und seinem großen Eidam, Wilhelm III. von Oranien, zu.

Mit welcher Freisinnigkeit und welcher wahren Weisheit dieser größte Staatsmann seiner Zeit und mit ihm seine edle, echtweibliche Gemahlin Maria durch feste Begründung der Nationalfreiheit den englischen Thron erlangte und das constitutionnelle Königthum für alle Folgezeit befestigte, Das möge Jeder der für historischen Genuß und historische Belehrung empfänglich ist in Macaulay's köstlicher Schilderung selbst nachlesen. Doch können wir uns nicht versagen hier wiederum Einiges aus der schlagenden Charakteristik jener beiden Hauptpersonen in dem Drama der englischen Revolution herauszuheben.

Wilhelm Heinrich von Oranien-Nassau war damals über 37 Jahre alt, an Leib und Seele älter als andere Menschen in demselben Alter, oder in der That niemals jung gewesen. Sein Bild, ein mal gesehen, war unvergeßlich. Eine hagere schwächliche Gestalt, eine erhabene breite Stirn, eine starkgekrümmte Adlernase, ein scharfes glänzendes Auge, eine denkende und düstere Miene, ein fester und grämlicher Mund, magere, dünne und von Krankheit und Sorge tiefgefurchte Wangen. Die Natur hatte Wilhelm mit den Eigenschaften eines Herrschers begabt und die Erziehung hatte diese Gaben in nicht gewöhnlichem Maße entfaltet. Schon als junges Kind vater- und mutterlos wurde er von dem Volke als das rechtmäßige Haupt einer großen aber niedergedrückten und entmuthigten Partei betrachtet. Die geschickten und erfahrenen Häupter der Republik bewachten jede erste Regung seines Ehrgeizes, und entzogen dem Funfzehnjährigen alle treuen Diener, wogegen er vergeblich mit aller Macht protestirte. Oefter sah man Thränen in den Augen des jungen Staatsgefangenen. Schon als Jüngling lernte er so seine Leidenschaften unter dem Scheine ernster Ruhe zu verbergen. An dem theologischen Systeme seiner Familie, in welchem er erzogen war, hing er mit mehr als gewöhnlicher Treue; die strenge Logik Calvin's sagte seiner Einsicht wie seinem Temperamente zu (die Lehre Calvin's war übrigens auch längst Oranische Parteiansicht im Gegensatz gegen den Arminianismus). Gegen Verfolgung zeigte er jedoch einen natürlichen Widerwillen, selbst wo es offenbar sein Interesse war ihn zu verbergen. Die Lehre von der Prädestination war der Angelpunkt seiner Religion; mit ihr war der Glaube an seine große Bestimmung eng verknüpft. Er hielt sich berufen der Uebermacht Frankreichs entgegenzutreten, und er hatte die feste Ueberzeugung daß ihn die Vorsehung nicht eher von seinem Posten abberufen werde bis seine Sendung erfüllt sei, der er sich mit einer Hingebung und Beharrlichkeit weihte die in der Geschichte kaum ihres Gleichen hat. His public spirit was an European spirit. In diesem Sinne stiftete er bereits 1686 das Augsburger Bündniß. Seine persönliche Neigung bestimmte ihn mehr zum Krieger als zum Staatsmann; doch erlangte er wie sein Großvater einen viel höhern Platz unter den Staatsmännern als unter den Kriegern.

Am höchsten in Wilhelm's Gunst stand Bentinck, aus einem edeln niederländischen Geschlechte welches er nach England verpflanzte. Diese Freundschaft war so warm und rein wie eine deren die alte oder neue Geschichte gedenkt.

Wilhelm war nicht weniger glücklich in der Ehe als in der Freundschaft. Seine Ehe war indeß vorzüglich durch politische Rücksichten bestimmt; auch war Maria 16 Jahre, er 28 Jahre alt als die Heirath geschlossen wurde. Ja, im Anfange vernachlässigte Wilhelm seine

Gattin über andern selbst häßlichen Weibern. Die Milde und Geduld mit der Maria Dies ertrug erwarben ihr allmälig Wilhelm's Achtung und Dankbarkeit. Doch fühlte sich Wilhelm noch durch den Gedanken entfremdet daß er einst nur der Gatte der Königin von England sein werde. Erst Burnet, ein schottischer Geistlicher, der das ganze Vertrauen der Maria besaß, führte ein völliges Einverständniß zwischen den Gatten herbei, da er Maria, welche von der englischen Constitution Nichts wußte, auf diesen Punkt aufmerksammachte. Sie versicherte ihn sogleich, „es gebe keine Art von ehelicher Liebe und Unterwerfung die sie ihrem Gemahl nicht gern beweisen werde". Und als sie Dieses Wilhelm selbst mit der Wendung ankündigte: „I ask only this, that as I shall observe the precept which enjoys wives *to obey their husbands*, you will observe that which enjoins husbands *to love their wives*", gewann sie sein ganzes Herz. Als später bei Jakob's II. Sturz die Parteien im Convente schwankten, erklärte Maria und ihre Schwester Anna ihre Absicht Wilhelm die Regierung zu überlassen. Erst damals hielt es Wilhelm an der Zeit sein tiefes Schweigen zu brechen; er sprach es entschieden gegen seine Freunde Halifax, Donby u. s. w. aus: er werde nie eine Regentschaft (für Maria als Königin) übernehmen; wenn ihm die Stände die Krone auf Lebenszeit anböten würde er sie annehmen. In wenig Stunden verbreitete sich diese Erklärung durch London, und alsbald ward einstimmig beschlossen: „Der Prinz und die Prinzessin von Oranien sollen König und Königin von England sein, Wilhelm die Regierung führen." Als Bedingung der Wahl wurde die Anerkennung des altenglischen Verfassungsrechts durch die Bill of right festgestellt. Am 13. Februar 1689 nahm Wilhelm in seinem und seiner Gemahlin Namen dieses große Grundgesetz feierlich an, und der Herold rief mit lauter Stimme das Königspaar aus unter dem Wunsche: „Gott segne Wilhelm und Maria mit einer langen und glücklichen Regierung!"

Endlich fügen wir noch die Schlußbetrachtung des Werkes hinzu, in welcher der durch tiefe Geschichtskenntniß und große politische Erfahrungen gebildete Brite seine Ansicht von den Zuständen der jüngsten Vergangenheit niederlegt:

Für uns, die wir das Jahr 1848 erlebt haben, kann es als ein Misbrauch des Ausdrucks erscheinen ein Ereigniß das mit so vieler Ueberlegung, mit soviel Besonnenheit und mit einer selbst kleinlichen Berücksichtigung der herkömmlichen Gebräuche durchgeführt wurde mit dem schrecklichen Namen Revolution zu belegen..... Das höchste Lob welches der Revolution von 1688 ertheilt werden kann ist: daß sie unsere letzte Revolution war. Mehre Generationen sind jetzt dahingegangen, seitdem weise und patriotische Engländer auf Widerstand gegen die bestehende Verfassung Bedacht genommen haben. Alle rechtschaffenen und überlegenden Geister haben eine Ueberzeugung, die sich täglich durch Erfahrung bestärkt, daß die Mittel zu jeder Verbesserung deren die Constitution bedarf innerhalb derselben gefunden werden können.

Jetzt, wenn jemals, müssen wir im Stande sein die ganze Wichtigkeit der Erhebung unserer Vorfahren gegen das Haus Stuart zu schätzen. Die Welt rings um uns her wird von den Zuckungen großer Nationen zerrissen. Verfassungen die noch kürzlich Generationen hindurch dauern zu können schienen sind plötzlich erschüttert und über den Haufen geworfen. Die stolzesten Hauptstädte des westlichen Europas haben von Bürgerblut geströmt. Alle schlimmen Leidenschaften, der Durst nach Gewinn und der Durst nach Rache, die Feindschaft von Classen gegen Classen, von Volk gegen Volk haben sich von jedem Zügel menschlicher und göttlicher Gesetze losgerissen. Furcht und Angst umdüstern das Antlitz und peinigen die Herzen von Millionen. Der Handel war ins Stocken gerathen und der Gewerbfleiß gelähmt. Der Reiche ist arm geworden und der Arme noch ärmer. Theorien die jeder Wissenschaft, jeder Kunst und Gewerbthätigkeit, die jedem friedlichen Beisammenleben feindselig sind — Lehren welche, wenn sie in das Leben träten, in 30 Jahren Alles vernichten würden was 30 Jahrhunderte für das Menschengeschlecht geschaffen haben, welche die schönsten Landschaften von Frankreich und Deutschland in den Zustand der Wildheit von Patagonien oder Congo verwandeln würden, sind von den Tribunen herab verkündet und mit dem Schwerte verfochten. Europa ist mit einer Unterjochung von Barbaren bedroht gewesen gegen welche uns die Barbaren die unter Attila und Alboin einherzogen erleuchtet und menschlich erscheinen. Die wahrsten Freunde des Volks haben mit tiefer Sorge das Geständniß abgelegt: daß Interessen kostbarer als irgendwelche politische Principien auf dem Spiele standen, und daß es nöthig werden könnte selbst die Freiheit zu opfern um die Civilisation zu retten.

Inzwischen ist in unserm Eiland der regelmäßige Gang der Regierung auch nicht einen Tag unterbrochen. Die wenigen Schlechten, die nach Zügellosigkeit und Raub gelüsteten, haben es nicht gewagt auf einen Augenblick der Kraft einer gesetzlichen Nation zu trotzen, die sich in fester Haltung rings um den angestammten Thron scharte. Und wenn man fragt was uns von Andern unterschieden hat, so ist die Antwort: daß wir nie verloren haben was Andere blindlings und wüthend wiederzugewinnen suchen. Es ist Dies daß wir eine erhaltende Revolution im 17. Jahrhundert gehabt haben und daß wir deshalb keiner zerstörenden Revolution im 19. Jahrhundert bedurften. Weil wir Freiheit mitten unter der Knechtschaft hatten, darum haben wir Ordnung mitten unter der Anarchie. Für das Ansehen der Gesetze, für die Sicherheit des Eigenthums, für den Frieden unserer Straßen, für die Glückseligkeit des häuslichen Friedens gebührt unser Dank, nächst ihm der die Völker erhebt und niederwirft wie es ihm gefällt, dem Langen Parlamente, dem Convent und Wilhelm von Oranien!

W. Assmann.

Ein Urtheil über Goethe aus den siebziger Jahren.

Es ist nicht zu leugnen daß eine richtige Würdigung unsers großen Dichters seit einiger Zeit immer allgemeiner wird. Gerade die trüben Wirren der letzten Jahre haben wol Manchen der sich aus der bitter-schweren und dumpfen Gegenwart für einen Augenblick ins Land der Dichtung flüchtete die echte Tiefe und Schönheit Goethe's erst so recht empfinden lassen. So fand die hundertjährige Geburtsfeier im August 1849 eine weit größere Theilnahme als man in jenen Tagen hätte erwarten sollen, und auch der Umstand daß so Viele es sich angelegen sein lassen Goethe's Dichtungen zu commentiren und dunklere Partien seines Lebens ins Helle zu bringen, zeugt für die obige Behauptung. Welche

reichen und mannichfachen Beiträge zur Goethe-Literatur haben wir nicht in jüngster Zeit erhalten. Man wird allerdings mitunter an den Spruch erinnert: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!“ Manches Müßige, Unwesentliche kommt mit in den Kauf, aber wie sehr ist nicht doch im Allgemeinen das Verständniß des Dichters durch solche Mittheilungen erweitert und sein Bild vervollständigt worden. Immer reiner und klarer tritt seine Gestalt heraus, und die verketzernden Stimmen, welche sich vor nicht langer Zeit noch geltend-machten, wagen wie es scheint nicht mehr öffentlich laut zu werden. Ja, bald wird man die Verketzerungssucht und Beschränktheit wie sie jene Widersacher zum großen Theile andentaglegten unbegreiflich finden und als etwas Unerhörtes betrachten. Die Literaturgeschichte wird indeß solchen Stimmen immer einige Beachtung widmen müssen; sie soll „nicht allein lehren was große Geister geschaffen haben, sondern auch wie ihr Schaffen von Zeitgenossen und folgenden Geschlechtern aufgenommen und verarbeitet worden ist“. Ein ganz besonderes Interesse gewähren aber die Urtheile aus der Frühlingszeit Goethe's, jener wunderbaren Sturm- und Drangepoche, über welche überhaupt noch Manches nachzuholen wäre. Wir lernen den Dichter auch historisch in einem richtigern Lichte betrachten, hören wir die Stimme eines zeitgenössischen Kritikers über das neue Meteor. Es dürfte deshalb wol gerechtfertigt sein, wenn wir hier einen Ausspruch über Goethe aus den siebziger Jahren mittheilen, der als ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß damaliger Literaturzustände angesehen werden kann.

Der noch von Vielen hochüberschätzte Börne schreibt in seinen „Briefen aus Paris“ daß Kotzebue ihm genießbarer sei als Goethe. Durch Wolfgang Menzel haben wir erfahren daß wir an dem verehrten Meister nur ein glückliches, mit sich selbst buhlendes Talent anzuerkennen haben, daß Goethe „auch nicht einmal für die Kunst etwas Heilsames geleistet, sondern sie vielmehr verdorben hat auf lange Zeit“, ja daß er sie „von Grund aus verdorben“. (Menzel's „Geschichte der Deutschen“, S. 1055.) Hier wird aber auf 4½ Seiten klärlich dargethan daß Goethe kein Dichter ist. Der kritische Orakelspruch rührt aus dem Jahre 1779 her, wo Goethe also gerade das vierte Jahr in Weimar war, und findet sich in einer damals angesehenen und vielgelesenen Zeitschrift, im ersten Stücke des dreiundzwanzigsten Bandes der leipziger „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“. Diese „Bibliothek“, im Jahre 1757 durch Nicolai gegründet, befand sich damals in den Händen des Kreissteuereinnehmers und Kinderfreundes Weiße, welcher sie seit 1759 fortführte. Hauptmitarbeiter waren zu Weiße's Zeit unter Andern Garve und Engel. (Wieland's „Deutscher Merkur“, VIII, Nr. 2.) Die betreffende Kritik ist mit einem „L“ gezeichnet, und der Verfasser wäre vielleicht zu ermitteln, wenn von den Erben des Verlegers die Redactionstagebücher aufbewahrt worden sein sollten, wie Dies bei Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ der Fall ist, wo noch fast bei jedem einzelnen Beitrag der Verfasser nachgewiesen werden kann.

Zuvor muß noch bemerkt werden: der Recensent bespricht bei einer kritischen Ueberschau der Aufsätze in einer andern Zeitschrift des „Deutschen Museum“ von 1776 (Bd. 2) einen Artikel: „Etwas über das Nachahmen allgemein und über das Goethisiren insbesondere.“ Daß unter den „besoffenen Geistern“ die auf Donnerwagen fahren, auf Lichtstrahlen reiten“, die Jünger Klopstock's, besonders die Stolberge, J. A. Kramer, Hahn aus Zweibrücken ꝛc. gemeint sind, braucht wol kaum erwähnt zu werden. Ueberhaupt ist uns die Zeit noch nicht so fern gerückt daß die Anspielungen und Ausfälle irgendwie unverständlich sein könnten. Lassen wir also den kritischen Magister selbst zum Wort kommen:

Der Verfasser fragt: Ich möchte gerne wissen was Goethisiren heißt? Wenn dem Verfasser meine Beantwortung seiner Frage nicht zu gering ist, so kann ich ihm mit dem Begriffe aufwarten den ich aus Beispielen abstrahirt habe. Bei der Gelegenheit wollen wir die ganze poetische Ketzergeschichte unserer Zeiten mitnehmen.

Vermuthlich wird es keinem unter den Lesern unbekannt sein daß gegenwärtig auf unserm Parnasse ein großer Haufe Ketzer herumtobt, die eine gänzliche Anarchie der gesunden Vernunft unter uns einzuführen drohen. Sonst nannte man sie gli inebriati, verdeutscht die besoffenen Geister: ihre ganze Krankheit besteht in einer immerwährenden Berauschung; sie thaten einen Zug aus der Hippokrene, die Schwäche ihres Gehirns ertrug die Stärke des Getränks nicht, und sie wurden trunken. Diese besoffenen Geister theilen sich in zween Hauptäste: einige fahren auf Donnerwagen, reiten auf Lichtstrahlen, und gehen von Stern zu Stern spazieren, schreien allen Leuten ins Ohr daß sie sich freuen Deutsche zu sein, und schelten Jeden einen Dummkopf der nicht mit ihnen einerlei Sache auf einerlei Art bewundert, anstaunt: sie nennen sich die Auserwählten. Eine Nebensekte von ihnen machen die Verdammten; arme Geschöpfe die sich nicht zur poetischen Begeisterung emporschwingen können, und daher nur mit einem prosaischen Rausche vorlieb nehmen müssen. Als eine zweite Nebensekte rechnen einige Geschichtschreiber noch die Hechelmänner, Bänkelsänger und Pöbeldichter hierher, die dem Volke schwache Lieder mit starken Reimen, versificirte Schimpfwörter zum Gebrauch der Fischweiber, be.... Hexameter und andere kernhafte Verslein für Schenken und Gastwirthe vorsingen: allein warum sollen nun diese Versmänner eine eigene Classe haben? Lieber mache man einen Limbus von Verdammten aus ihnen, da sie doch eigentlich weder für Himmel noch Hölle passen.

Der zweite ketzerische Hauptzweig besteht aus grimmigen Leuten, Menschenwürger genannt, sie bringen entweder andere Menschen oder sich selbst um: Jenes heißt Shakspearisiren, Dieses Goethisiren. Jene vergießen Menschenblut wie Wasser und quälen die Leute die sie morden daß es ein Jammer ist, gemeiniglich müssen sie toll werden und dann von ihrer Feder sterben. Die von der goethisirenden Art sind meistens die grausamsten Mörder ihrer selbst: sie würgen unbarmherzig ihr liebes bischen Menschenverstand und zwingen sich so nonsensicalisch zu sein daß man sie für geborene Narren halten sollte, und es sind gemachte.

Nunmehr, Hr. Autor, thun Sie Ihre Frage noch ein mal was heißt Goethisiren? Es heißt wie Goethe denken, empfinden und reden wollen, ohne Goethe zu sein; es heißt sich seine Fehler geben, weil man sein Gutes nicht erreichen kann: oft heißt es auch nur schlechtes Deutsch schreiben und elende Knittelverse machen wie G.

Der zweite Theil dieser Abhandlung enthält eine drollige

Untersuchung, ob Goethe der größte Dichter sei, und man fodert uns auf den Mann zu zeigen der in seiner Sphäre mehr als er in der seinigen war, oder der in dieser Sphäre mehr als er ist. Ich halte es für Indiscretion über den Rang eines lebenden Schriftstellers, besonders in Vergleichung mit andern lebenden Schriftstellern, öffentlich zu sprechen, und lehne also für meinen Theil die Ausfoderung aus guten Gründen ab. Dafür wollen wir lieber untersuchen was eigentlich den vollkommenen Dichter macht. Die Merkmale desselben will ich von Solchen abziehen die bisher von mehr als einer Nation für große Dichter erkannt worden sind.

Das erste Merkmal ist ein schneller, weit umfassender Beobachtungsgeist, eine allgemeine Receptivität der Seele, daß sich ihr in und außer der Seele des Menschen Alles richtig eindrückt was nur ein Gegenstand des innern und äußern Sinnes sein kann.

Das zweite ist richtige Darstellungskraft wahrer, veredelter Natur.

Das dritte Kunst, Kritik, Geschmack oder wie man es sonst nennen will. Die Sache selbst ist ein gewisses scharfes, schnelles, sicheres Gefühl von Schicklichkeit, Ordnung, Eleganz; ein Gefühl das dem Plane Proportion und Ordnung, den Charakteren, Situationen und leidenschaftlichen Aeußerungen den angemessenen Grad gibt, dem Ausdruck Wahrheit, Richtigkeit und Schönheit ertheilt, und über Alles eine gewisse Veredelung auszubreiten lehrt daß es Natur und doch nicht rohe Natur ist. Man hat seit einiger Zeit geglaubt daß übertriebener Grad in den Schilderungen der Leidenschaften und plumper Ausdruck der rohen Natur das Kennzeichen des eigentlichen Dichtergenies sei: aber wer wird Leuten glauben die nie raisonnirten, sondern blos verschrien was ihnen fehlte, und Fehler über die sie sich nicht zu erheben vermochten für Vollkommenheiten ausgeben?

Das vierte endlich ist stufenweises Wachsthum der dichterischen Kräfte und der dichterischen Kunst. Die Dichterkunst erfodert Studium nicht sowol Derer die vor uns geschrieben haben, wiewol Das nicht zu verschmähen ist, sondern unermüdete Reflexion, fortgesetzte Beobachtung, beständiges Raisonnement über die Kunst. Wer nach zwei, drei halb oder ganz gelungenen Versuchen schon bis zum tiefsten Abgrunde weit unter die Mittelmäßigkeit herabsteigt, Der hatte wahrscheinlicherweise nur die Fieberhitze des Genies, aber nicht sein hellflammendes Feuer in sich: waren seine Versuche sehr glücklich, so kann man vielleicht dichterische Anlage in ihm vermuthen; aber er ist darum kein Dichter. Blödsichtige Menschen erblicken freilich oft einen neuen Stern am Himmel, und genau untersucht findet es sich: es war eine Sternschnuppe. Ein Dichtertalent, lebhafter Ausdruck gehabter oder vorgezeichneter Empfindungen, macht noch keinen Dichter der ersten Größe: um Jemanden dazu zu erheben müssen sie sich alle in ihm vereinigen.

(S. 1051.) „Ich glaube zu sehr an hohe Urgenien die ganzen Nationen den Weg weisen sollen.“ Wer wird Das leugnen? Gottsched bezeugt es: er zeigte den Weg, blieb eigensinnig und kraftlos stehen wo er ausging, und Apollo verwies ihn endlich gar des Landes. Jemand schrieb mit Röthel unter sein Portrait: „Et in Parnasso ego.“

In Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik“ (3. Abtheilung) finden wir eine Bemerkung die sich auf obiges Urtheil wie auf ähnliche kunstrichterliche Aussprüche bezieht. Jean Paul sagt:

Nicht nur als Geschichte des fortschreitenden, wenigstens fortgrabenden Geistes, sondern auch als Lehre und Vorbeschämung kühner Urtheile über kühne Geister wünschte ich oft auch eine Sammlung der frühern kritischen Urtheile über unsere jetzo berühmten Schriftsteller gemacht, welche man aussprach eher, ja als sie berühmt wurden. Wie wurden nicht im sechsten und siebenten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts Herder's zu breit ausgespannte Flügel mit schwerem Koth beworfen, damit er belastet tiefer am Boden hinstreiche! So sollte es mir auch wohl thun in der vorgeschlagenen Chrestomathie z. B. das Urtheil der „Neuen Bibliothek“ (XXIII, 54 fg.) wieder gedruckt zu lesen daß Goethe kein Dichter sei und den hohen Namen nicht verdiene; oder das Urtheil in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (ich bürge für dessen wirklichen Stand auf der Blattseite mit der geraden Seitenzahl) daß Wieland endlich doch als Schwabe im vierzigsten Jahre werde klug werden. Ueberhaupt wäre eine Sammlung von den nur in einem Jahrzehnd öffentlich gefällten Splitterrichtersprüchen und unrechtlichen Erkenntnissen sammt den höhern Sprüchen Rechtens, insofern sie große Schriftsteller betreffen, die beste Geschichte der Zeit, nämlich der literarischen.

Uebrigens kommt der große Britte in der „Neuen Bibliothek“ noch schlimmer weg als Goethe. Der nämliche Recensent bespricht im zweiten Stück des 23. Bandes einen andern Jahrgang des „Deutschen Museum“, worin Eschenburg, der Shakspeare-Uebersetzer, seinen Autor gegen die Schmähungen Voltaire's vertheidigt. Bekanntlich hat Voltaire in der Französischen Akademie Shakspeare einen Hottentotten, einen Gimpel genannt, und in einem Briefe an d'Alembert einen betrunkenen Baueralümmel, der nicht zwei honnete Zeilen geschrieben habe. Der Recensent in der „Neuen Bibliothek“ meint nun, wenn auch Voltaire ungerecht gewesen, sollte Dies nicht verzeihlich sein bei Demjenigen

den das französische Theater 60 Jahre her mit seinen Originalen versorgt hat, und dem man nach so vielen Verdiensten und Bemühungen die Kränkung anthut und einen fremden Dichter voller Ungereimtheit und Unsinn soweit vorziehen will als wenn er gar Nichts dagegen wäre.

S. 240 heißt es wörtlich:

Wenn ich Landesfürst wäre, so verböte ich die Aufführung der Shakspeare'schen Stücke. Diese kannibalischen, grausen Schauspiele haben einen schädlichen Einfluß auf die Moralität der Nation.... Die Shakspeare'schen Gladiatorspiele lassen unausbleiblich eine Rohigkeit, eine Wildheit in den Gemüthern zurück, unterdrücken die zarten Gefühle, verwildern die Imagination und geben einen Geschmack an barbarischen Ergötzlichkeiten. Man lasse sie den Engländern, die an Hahnengefechte, Gladiatorkämpfe und Duelle ums Brot gewöhnt sind: wohl bekomme ihnen ihr römischer Geschmack!

Ferner S. 243 in einer Anmerkung:

Abwechselung ist sichtbarlich der Charakter aller Plane des Shakspeare's. Er läßt auf das Schreckenhafte Possen folgen und vermischt mit dem Traurigen das Lustige; sie sind der wahre Abdruck von dem Gange und der Verknüpfung der Ideen und Empfindungen in einer rohen Seele wo Alles durcheinander geht.

A. W. Appell.

System der Ethik. Von Immanuel Hermann Fichte. Erster kritischer Theil. — A. u. d. T.: Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Es ist in diesen Blättern schon bei einer Besprechung der „Ethik“ von Chalybäus auf die Principien hingewiesen die Fichte für dies hochwichtige Gebiet unsers Erkennens und Lebens in dem vorliegenden Werke einleitend oder kritisirend ausspreche, und wir werden ausführlich auf dieselben eingehen, sobald im zweiten Bande die Entwickelung derselben erschienen sein wird. Die Art und Weise wie Fichte die ethischen Ideen der letzten hun-

dert Jahre darstellt, erweckt die bedeutendsten Erwartungen für sein eigenes System. Mit treuem Fleiß hat er sich nicht blos in die großen Denker des Vaterlandes vertieft, auch was das Ausland Wichtiges bietet hat er in den Kreis seiner Darstellung gezogen, und diese selbst ist ausgezeichnet durch einen feinen Sinn für die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Arbeiten wie durch einen großartigen Ueberblick über das Ganze; Fichte kritisirt, aber nicht um aufzulösen, sondern um zu erfüllen, und man fühlt die Freude mit welche ihn bewegt, wenn es ihm gelingt bei jedem Philosophen die er vorführt irgend einen Begriff als Gewinn und bleibende Errungenschaft für die Erkenntniß hervorzuheben, und so in der Geschichte der Wissenschaft die Bausteine für ein Werk zu finden welches zugleich als seine eigene originelle That und als das Resultat der vereinten Kräfte vieler Völker und vieler Jahre erscheinen, zugleich aufklärend über die Vergangenheit, prophetisch für die Zukunft sein soll. Denn die Philosophie des Geistes hat nicht blos den Thatsachen nachzugehen, sondern sie hat auch das Ziel der geschichtlichen Entwickelung auszusprechen und in der Darstellung der sittlichen Ideen das Ideal zu bezeichnen auf welches unser Streben gerichtet sein muß, wenn wir unsere Bestimmung erreichen und selbstbewußt unser Wesen zu einer allseitigen Verwirklichung bringen wollen.

Die deutschen Philosophen sind am meisten in die Tiefe gegangen, sie haben nach den letzten metaphysischen Gründen gefragt, und ein jeder hat die Ideen über Recht, Staat, Sittlichkeit im Zusammenhang seiner ganzen Weltanschauung, als eine Consequenz seines ersten und allgemeinen Princips erörtert. Die englisch-schottische Moralphilosophie hat vorzugsweise das Psychologische untersucht, und gibt ein merkwürdiges und mustergültiges Beispiel wie dadurch daß mehre Forscher ihre Arbeiten einander anreihen und Einer den Faden gerade dort aufnimmt wo ihn der Andere fallen lassen, feste und anerkannte Resultate erzielt werden. Die Franzosen endlich brachten hauptsächlich die politischen und socialen Fragen zur Sprache. All Dies hat Fichte in Wechselwirkung mit dem Leben und den Ereignissen der Geschichte geschildert, und dabei nicht blos die Schule, sondern das Leben, nicht blos die Theoretiker, sondern auch die Ordner und Leiter der politischen Verhältnisse, die Sprecher für das Volk und seine Rechte im Auge gehabt, um ihnen in echter, edel gehaltener Popularität zur Anschauung zu bringen was unsere Wissenschaft bisjetzt gefunden hat.

Kant wird gegen Stahl's Kritik in Schutz genommen und siegreich vertheidigt. Daß er die Foderungen des Rechts und der Moral als ein Ansichseiendes und Ewiges erwiesen, bleibt sein Verdienst; den Pflichtbegriff hat er einseitig hervorgehoben, aber sicherstellend erörtert; den Staat hat er im Sinne seiner Zeit als Rechtsanstalt betrachtet. Daß Dies nicht ausreicht, drückte bereits Fichte der Vater in dem bekannten Satze aus: der Zweck des Rechtsstaates sei sich möglichst bald überflüssig zu machen, und je kräftiger er sein Ziel verfolge, desto entschiedener geschehe Dies. Fichte selbst spricht anfangs die Selbständigkeit des Ich um der Selbständigkeit willen als ethisches Princip aus, dann aber wird ihm die göttliche Idee zum Grund der Welt. Mit gleich großer Pietät und Unparteilichkeit gibt der Sohn eine Analyse der einzelnen Worte des Vaters, aus der neben der ursprünglichen Macht und rastlosen Fortbildung dieses Riesengeistes für Diejenigen welche mit seinen spätern Schriften weniger bekannt sind überraschend hervorgehen wird daß eine ganze Reihe socialer Ideen der Neuzeit schon bei ihm zu finden sind, aber nicht in einer Richtung auf Sinnengenuß, sondern auf Gott, und mit der Einsicht daß vor allem eine sittliche Wiedergeburt der Menschen noththut, wenn eine harmonische Gesellschaft gegründet werden soll. Es ist die Tugendlehre die bei Fichte ihre rechte Begründung findet. Dagegen treten die großen Güter welche das Individuum in der Rechtsordnung, in der Familie, in der Staatsgemeinschaft empfängt bei Schelling und vollends systematisch durchgeführt bei Hegel in den Vordergrund. Aber die Sittlichkeit des Menschen geht ihm auf in der Erfüllung seiner Rechts- und Staatspflichten, und der Einzelne soll sich dem Ganzen unterwerfen, während doch dies Ganze die äußere Lebensgemeinschaft im Staate zugleich und wesentlich um der Einzelnen willen da ist, auf daß Jeder in ihr zur vollen Verwirklichung seiner Persönlichkeit, seines Genies gelange. Eine Reihe trefflicher Erörterungen über Hegel's Rechtsphilosophie schließt unser Verfasser mit dem folgenden Endurtheil: „Die eigentlich entscheidende Leistung Hegel's ist: Kant und Fichte gegenüber den eigentlichen Nachdruck auf die Objectivität des Ethos gelegt zu haben. Was da «schlechthin sein soll», Das ist vielmehr die innere substanzielle Natur unsers Willens selber; es muß daher auch stets wirklich sein in irgend einer Gestalt der Sitte oder des gegebenen Rechts: «das Vernünftige ist das Wirkliche.» Diesen in der That entscheidenden und inhaltreichen Gedanken hat nun Hegel der Wissenschaft und dem ganzen Bewußtsein der Zeit mit gewohnter Energie eingeprägt; was die historische Rechtsschule durch sinnige Erforschung der Rechtsgeschichte leistete, sprach er als die Nothwendigkeit des Begriffs aus. Wie er aber Dies that, mit welcher einseitigen Härte gegen die Bedeutung des Subjectiven und Persönlichen in diesem Processe, Das bringt ihn in den bloßen Gegensatz mit seinen Vorgängern; er ist erst die andere Hälfte zu ihrem Princip, und erst aus beiden zusammen ist die vollständige Vermittelung und der ganze Fortschritt zu gewinnen. Ihn beseelt der Drang die vorhandene geistige Wirklichkeit, den Staat und die Weltgeschichte in ihrer innern Vernünftigkeit dem subjectiven Dünkel gegenüber zu rechtfertigen, und der unstreitig tiefe Gedanke daß das Ideal der Vernunft auch die eigene treibende Macht aller Thaten der Freiheit sein müsse." Wenn man in jenem Hegel'schen Satz, daß das Wirkliche vernünftig sei, eine Rechtfertigung des Bestehenden als solchen finden wollte, so vergaß man, was auch Hegel nicht gebührend hervorhob, daß wirklich im Geist und in der Geschichte nur das fortschreitende Leben ist, daß nur dieses besteht während es auf seinem Entwickelungsgang stets andere und vollere Formen für seinen bald tiefern bald weitern Gehalt erschafft. Selbst in der Natur ist im Frühling nicht das alte vorjährige Laub der Eiche das Wirkliche, sondern der neue Lebenssaft und die frisch aufschwellende Knospe.

Nach Krause ist es der Begriff von der ewigen, zugleich durchaus eigenthümlichen Individualität jedes Menschenwesens in Gott, welcher auch den Quell und das bestimmende Princip für das Recht dieses Individuums bildet; sein Recht aber soll mit dem der Menschheit einstimmig bestimmt werden. Fichte's Darstellung der Krause'schen Lehre ist das Gelungenste was bisjetzt über diesen Denker gesagt worden, den die Menge ignorirt oder mit einer Phrase abfertigt, und den die Schüler als den alleinigen Messias vergöttern. Unser Verfasser hebt die Wahrheit von Krause's Grundgedanken hervor, indem er den breitformellen Vortrag desselben tadelt; er zeigt wie jene Grundgedanken überall wiederkehren, aber nur um die besondern Gebiete der Philosophie in unbestimmten formellen Umrissen erblicken zu lassen, statt ihren Stoff organisirend zu bewältigen und mit ihrem Gehalt das Princip selbst zu bereichern. Seine Lehre hat dadurch den Charakter einer gewissen „Reinheit und idealen Jungfräulichkeit", die den Kampf mit dem widerstrebenden Stoff unter sich liegen läßt, und aus dem verwirrten Weltgetriebe die Gemüther in ihren Aether emporzieht.

Schiller's und Goethe's Gedanken über harmonische Menschenbildung führen zu Schleiermacher, dessen anregende Geistesmacht auf allen Gebieten immer mehr empfunden wird; dann finden Herbart und Schopenhauer ihre Würdigung, und die Darstellung Fichte's wendet sich zur theologischen Richtung und zur historischen Rechtsschule. Dort ist es Franz Baader, hier Savigny die eine besondere Anerkennung erfahren, schärfer ist die Kritik Adam Müller's; mit Stahl's ursprünglicher Intention ist der Verfasser einverstanden, deutet aber an wie er derselben

eine andere Wendung geben wird, wenn er abschließend sagt: „Ist es wahr daß der christliche Gott die Liebe sei, habt ihr diesen Gedanken in der That mit Ernst und Ueberzeugung umfaßt, so kann er euch auch nur ein Gott der Klarheit und Freiheit sein, der keinen Zwang und keine unbegreifliche Autorität übrig läßt, der seine ganze Menschheit durch Freiheit zur vollkommenen Gemeinschaft unter sich und mit seinem Geiste emporbilden will. Der christliche Staat darf auch darum nur ein Staat der höchsten Freiheit sein!"

Auf die psychologischen Untersuchungen der Engländer und Schotten hat neuerdings besonders Cousin mit seiner Schule großes Gewicht gelegt, Fichte zieht sie besonders in Betracht soweit sie das Sittliche berühren, und hat hier für die Geschichte der Philosophie ein bahnbrechendes Verdienst erworben, indem er die Stellung jener Männer im Allgemeinen bezeichnet und uns durch reichhaltige Mittheilungen aus ihren Schriften ein ziemlich vollständiges Bild ihrer Forschungs- und Darstellungsweise gibt. Bei den Franzosen begegnen wir sowol den bedeutendsten politischen Schriftstellern von Rousseau an bis zur Gegenwart, als uns auch der innere Verlauf der Geschichte und die Wechselwirkung von Leben und Wissenschaft dargethan wird, und die constitutionnellen, doctrinairen, republikanischen Systeme der Politik finden in geistvollen Charakteristiken ihre Beleuchtung. Auch des Socialismus und Communismus wird ausführlich gedacht, namentlich erhält Proudhon's scharf schneidende Kritik eine bewundernde Anerkennung, aber ihr Nihilismus wird zurückgewiesen und statt dessen ein positives Ziel des menschlichen Daseins in der Idee des humanen, des christlichen Staats aufgestellt, der wie ein noch unberührter Schatz, wie ein erlösendes Kleinod im Hintergrunde der Zukunft ruht. Es sind zwei Sätze die als allgemeine Formeln den Gewinn der sämmtlichen geschichtlichen Forschungen und damit die Aufgabe für die Gegenwart aussprechen: „Die Rechtsidee ist niemals Zweck an sich selbst, sondern das Mittel, die sichernde Schranke um die Idee der ergänzenden Gemeinschaft zur vollständigen festgegliederten Verwirklichung zu bringen"; und: „Die Idee der ergänzenden Gemeinschaft muß sich in allen Formen von der Idee der Gottinnigkeit durchdringen lassen um der eigenen Dauer sicher zu sein, um stets durch sie gereinigt und gesteigert zu werden." 72.

Geschichte der Reformation in Schottland, mit besonderer Berücksichtigung der in ihr sich offenbarenden Kraft christlichen Glaubens im Leben, Kämpfen und Leiden. Von Karl Gustav von Rudloff. Zwei Theile. Berlin, Wiegandt. 1847—49. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Werth des vorstehenden Werkes hat schon in mehren theils gelehrt-kritischen, theils populair-ascetischen Blättern nach seinen verschiedenen Seiten wohlverdiente Anerkennung gefunden, und selbst einer soweit verbreiteten Theilnahme sich erfreut daß bereits im vorigen Sommer eine neue Ausgabe desselben in heftweisen Lieferungen angekündigt worden ist. Dessenungeachtet scheint der nachstehende Bericht in einer Zeitschrift nicht überflüssig zu sein welche zwischen jenen beiden Richtungen die Mitte hält und daher auch in außer denselben liegende Kreise dringt. Die Stürme der letzten drei Jahre haben ja — wie das Parteigewissen auch der Rückwärtsschreitenden und -schauenden anerkennen wird — dazu beigetragen die religiösen Interessen und Bedürfnisse aus dem Helldunkel der Conventikel an das Tageslicht der Oeffentlichkeit zu ziehen, die starren Formen des unglücklichen Atomismus und Fabrik-Zerbröckelungs-Systems soweit zu mildern daß selbst das theologische Interesse nicht mehr auf die Schattengänge (umbracula) der theologischen Facultäten sich beschränkt. So wird es denn mehr erfreuen als auffallen daß es ein General ist welcher uns zum ersten male den, wenn nicht wichtigsten, gewiß aber anziehendsten und belebendsten Theil der Kirchengeschichte seit der Reformation genetisch entwickelt und umfassend dargestellt, vorlegt und zur Erhebung des religiösen Sinnes einen Beitrag liefert welcher, weil dem frischen, warmen und oft sturmbewegten Leben entquollen, viele Bände von Predigten und ganze Fascikel von Tractaten aufwiegt! Ein Umstand welcher dem Werke auch noch das accessorische Interesse des Contrastes geben dürfte.

Das Hauptinteresse gibt ihm aber der Stoff an und für sich selbst und ganz unabhängig von dessen Bearbeitung. Denn die schottische Reformation ist die welche unter außerordentlichen Hindernissen und zum Theil blutigen Kämpfen mit der erst papistischen, dann aber gleich feindlichen prälatischen und erastianischen Staatsgewalt siegreich den Weg sich gebahnt hat und aus diesen Kämpfen, wenn auch nicht von der Anwendung fleischlicher Waffen und von Fanatismus ganz frei, doch freier und überhaupt sittlich reiner als irgend eine andere hervorgegangen ist. In dieser Beziehung stellt sie sich auch dem befangensten historischen Blicke hoch dar. Noch höher aber indem sie diesen ihren Charakter der Selbständigkeit und Reinheit mit so tiefen Zügen in ihre Geschichte gegraben hat daß er anstatt von dem Strome der Zeiten verwischt zu werden uns jetzt eine Kirche darstellt welche die Bewunderung aller für religiöses Gesammtleben nur irgend Empfänglichen erregt und in den dem ersten und zweiten Theile unserer Geschichte vorgesetzten Mottos: „Siehe da! eine Hütte Gottes bei den Menschen" (Offenb. 21, 3) und „Also hast du dein Volk geführet, auf daß du dir einen herrlichen Namen machtest" (Jes. 64, 11), glücklich bezeichnet worden ist. Dieses Gesammtleben wird jetzt von Vielen welche zu der Einsicht gelangt sind daß nur das Christenthum ein Volk sittlich zu heben vermag als Muster empfohlen: eine Empfehlung die nach des Verfassers richtiger Bemerkung, daß man in Schottland zuerst sehe was christliche Civilisation eines Volks sei (I, 116), als ein sehr erfreuliches Zeichen gelten kann. Wenn man aber, wie es in wohlgemeintem Eifer geschieht, die schottischen Zustände anstatt ihnen nach Maßgabe der unserigen nur nachzustreben, in dieselben einzuführen gedenkt, so übersieht man nicht nur daß wir, wie man es von entgegengesetzter Seite in traurigem Optimismus und undeutscher Gesinnung oft behaupten hört, keine Schotten sind, sondern daß nicht gemacht werden kann was aus schon vor 300 Jahren gelegten Keimen geworden ist. Für die Ausführung dieser Behauptung muß an das Werk selbst verwiesen und es kann hier nur bemerkt werden daß, während die deutsche Reformation in ihrem Fortgange an die Staatsgewalt sich anlehnte, die schweizerische mit ihr gleich zu Anfang sich verschwisterte, die englische aber aus ihr sogar hervorging, die schottische dagegen in ihrem ersten Entstehen mit scheinbar revolutionnairer Ausschließung jeder irdischen Macht allein unter das Panier Christi sich stellte, und mit jeder staatskirchlichen, ja selbst christlichen Ueberlieferung für die sie kein Beleg in dem Worte Gottes zu finden glaubte gänzlich brechend, nächst Lehre auch Jurisdiction, Disciplin, Kirchenordnung, kurz alle kirchlichen Lebensäußerungen allein von diesem Worte abzuleiten suchte. So erwuchs sie zu einer innern Kraft, die sie, wenn gänzlich danieder geworfen, immer wieder emporhob und selbst über ihre weit gefährlichern innern Feinde den Sieg davontragen ließ zu einem Leben, von welchem heilsame Strömungen auch in die benachbarte englische Kirche flossen und derselben zu einem Correctiv je nach ihren verschiedenen Entwickelungskrankheiten gegen wilden Independentismus, erstarrenden Erastianismus und katholisirenden Prälatismus dienten.

Durch diesen Ursprung und Fortgang der schottischen Kirche werden auch secundaire Erscheinungen erklärt, an denen der andersgeführte deutsche religiöse Sinn leicht irrewerden könnte. Wir führen von denselben ihre gänzliche Verwerfung vieler unserer kirchlichen Gebräuche, wie des Kniens bei dem heiligen Abendmahle, der Feier der Festtage u. s. w., an und daß sie,

indem sie mit einem gewissen Starr- und Eigensinne alle Fesseln eines positiven Formalismus abzustreifen suchte, in die eines negativen gerieth, welcher sie auch Gleichgültiges, ja selbst das religiöse Gefühl Hebendes wie eben jene Gebräuche als päpistische Gräuel verdammen ließ. Diese und sonstige Erscheinungen haben dazu beigetragen die vorliegende Geschichte in einem Zerrbilde zu zeigen, zu welchem der Unglaube und die Freigeisterei des vorigen Jahrhunderts die Farben und Züge geliehen haben. Der Reiz der Sprache z. B. eines Hume und das Anziehende welches der Contrast des Heiligen und Lächerlichen hat, haben diesen Farben und Zügen den Eingang auch zu spätern und ernstern Darstellungen verschafft: daher denn jenes Zerrbild, wenn auch verblichen, sich noch immer erhalten hat. Um so größer ist demnach das Verdienst unsers Verfassers, zwar nach dem Vorgange von Gemberg („Die schottische Nationalkirche", Hamburg 1828), Sack („Die Kirche von Schottland", 2 Thle., Heidelberg 1844—45) und Sydow („Die schottische Kirchenfrage", Potsdam 1845), aber in seinen Untersuchungen und deren Ergebnissen durch Zurückgehen auf die Quellen völlig selbständig und überhaupt das historische Moment mehr als jene ins Auge fassend, uns Deutschen nach der Ueberzeugung des Berichterstatters die erste Geschichte der schottischen Reformation gegeben zu haben, welche zwischen den Extremen befangener apriorischen Construction und matter sogenannten „Voraussetzungslosigkeit" hindurchgehend, dieselbe in ihrem eigenthümlichen Lichte darstellt.

Wenn so die vorliegende Geschichte an und für sich schon sehr anziehend ist, so wird dieses Anziehende noch durch öftere Blicke auf unsere religiösen Zustände vermehrt. (Psychologisch interessant ist auch der Kampf in welchen den Verfasser das apologetische Interesse für seinen reichen Stoff mit seinen patriotischen und loyalen Empfindungen versetzt. Ein Kampf zu welchem die vielen, nach unsern Begriffen allerdings revolutionairen Erscheinungen, an denen die vorliegende Geschichte so reich ist, den preußischen General gleichsam herausfodern, über dem ihn aber sein richtiger historischer Blick und sein christliches Bewußtsein stets emporhalten. Beide erkennt man namentlich an seiner Charakteristik Cromwell's (II, 213), zu deren Verkehrung die entgegengesetzten Richtungen des religiösen Unglaubens und Glaubens, des ethischen Libertinismus und Rigorismus und des politischen Radicalismus und Absolutismus sich verschworen und so das Schädliche eines verkehrten historischen Pragmatismus und jener Construction der Geschichte nach vorher zugeschnittener Schablone uns gezeigt haben. So hat der Verfasser seine Aufgabe: „das in der Geschichte Großbritanniens im 17. Jahrhundert vorherrschende religiöse Grundelement, welches überall, selbst in seinen Ausartungen und Verirrungen, die innige Theilnahme der Christen in Anspruch nimmt, in der großen Bedeutsamkeit seines Einflusses auf die revolutionairen Erschütterungen dieses Landes zur Geltung zu bringen", glücklich gelöst, zugleich aber eine sehr demüthigende, jedoch richtige Parallele zwischen jenen Zuständen und den von uns eben durchlebten gezogen (II, IV fg.).

Ueberhaupt sind die vorliegenden Charakteristiken von Sachen und Personen treffend, und oft in Leben und Wesen des Gegenstandes tief einschneidend. Die Beschränktheit des dem Referenten zugemessenen Raums verbietet dieses Urtheil durch wörtliche Citationen zu belegen, und gestattet nur nachstehende einzelne Andeutungen: I, 4 wird als Eigenthümlichkeit der schottischen Kirche angeführt, daß ihre mit so blutigen Opfern erkaufte Stellung zum Staate auf Verträgen beruhe. Dieses hält Referent für ein wichtiges Moment in der vorliegenden Geschichte und für den Punkt, von welchem Strahlen des Lichts auf den ganzen Umfang derselben sich verbreiten. Dem Verfasser fließen hieraus ein unerschütterliches Festhalten an dem aus der Reformation hervorgegangenen Bekenntnisse, eine tief in den Sinn des Volks eingedrungene, ja mit seinen religiös-sittlichen Bedürfnissen verwachsene Kirchenzucht des christlichen Ernstes und der christlichen Liebe und ein von der Kirche selbst ganz unabhängig vom Staatsregimente ausgeübtes, mit dem Gemeindeleben innigverknüpftes Kirchenregiment. II, 13 wird, mit Sack, bemerkt: daß der bewaffnete Widerstand der schottischen Presbyterianer gegen die willkürlichen Maßregeln der Staatsgewalt dem unserer protestantischen Fürsten gegen Karl V. gleich sei. Sehr ansprechend ist die Charakteristik „des großen Reformators der Schotten", wie Knox von Beza genannt wird, weniger von dem Verfasser selbst entworfen als in einzelnen glücklich gewählten Aeußerungen der Zeitgenossen und des eisernen Mannes selbst mit einer Lebensfrische und Wahrheit gegeben, welche man bei Johannes von Müller so sehr bewundert und auch die meisterhafte nachzeitige Schilderung nicht darzubieten vermag. So sprach der dem Reformator keineswegs geistesverwandte Regent Graf Morton in dessen offenes Grab die bedeutungsvollen Worte: „Da liegt Der, welcher nie das Antlitz eines Menschen fürchtete" (I, 164). Samuel Rutherford, ein Mann Gottes gleichen Gusses und Schlages und von einer Stählung des Geistes wie sie die Reformationszeit an so Vielen gezeigt hat, schreibt in einem jener Briefe von denen der berühmte Richard Baxter sagt: daß mit Ausnahme der Bibel die Welt ihres Gleichen niemals gesehen habe, nach seiner Absetzung und Verbannung nach Aberdeen, von den in seinen Leiden erfahrenen Tröstungen des Heiligen Geistes: „Ich habe es früher nie gewußt daß seine Liebe so überschwenglich ist. Wenn er mich verläßt, so läßt er mich in Schmerzen und krank vor Liebe, und doch ist meine Krankheit mir Leben und Gesundheit. Ich habe ein Feuer in mir welches alle Teufel in der Hölle und alle Prälaten in Schottland nicht dämpfen können" (I, 332). Besonders eigenthümlich der schottischen Kirche aber, wenn auch durch die steten Kämpfe welche sie zu bestehen hatte zu erklären, ist der Umstand daß sie mit Hervorbringung solcher Charaktere in dem Jahrhundert ihrer Reformation keineswegs sich erschöpft hatte, sondern bis zur Revolution von 1688 in gleicher Fruchtbarkeit blieb, ja dieselbe nach dem Sturze ihrer Presbyterialverfassung unter Karl II. in noch reicherer Fülle und einer Ausdehnung zeigte welche, ohne dadurch an Intensivität der Einzelnen zu verlieren, den Geschichtschreiber in eine wahre Verlegenheit des Reichthums setzt. So sehen wir nach dem Sturze jener von dem Könige feierlich beschworenen Verfassung 2000, und nach der diesem Treubruche bald folgenden „betrunkenen", d. h. im Zustande der Trunkenheit erlassenen Glasgowacte (1662), 600 presbyterianische Geistliche ihre Stellen niederlegen und viele von ihnen als „Wanderer" in an die Kirchen der Wüsten in Frankreich erinnernden „Feldgottesdiensten" den „Covenant" und das gleich theure Presbyterat unter allen Entbehrungen, Mühseligkeiten, Verfolgungen und Todesgefahren erhalten und als unschätzbare Kleinode ihren Nachkommen überliefern. Einer von ihnen, Johann Welch, auf dessen Kopf der Preis von 500 Pfund gesetzt war, pflegte seinen ihm Vorsicht anrathenden Freunden zu erwidern: die feste Ueberzeugung zu haben daß je mehr Gefahren er im Dienste des Herrn sich aussetze, auch der göttliche Schutz ihm näher und seine Person sicherer sei (II, 333). Eine Ueberzeugung welche, da er eines sanften Todes starb, ebenso durch den Erfolg gerechtfertigt wurde, wie die Worte Nisbet's von Hardhill, eines Laien, kurz vor seiner am 4. December 1685 durch den Strang erfolgten Hinrichtung: „Ich bin gewiß daß Schottlands Bundesgott (covenanted God) den Namen der Stuarts ausrotten wird, weil sie sich gegen Religion, Reformation und das Gedeihen Christi Königreiches und königlichen Regiments aufgelehnt haben" (II, 400). Jakob Renwick, „ein Presbyterianer vom alten heldenmüthigen Schlage, unbeugsam wie Knox und ungestüm wie Melville, ein ausgezeichnet frommer und hochbegabter Jüngling, war der Letzte der sein Zeugniß für Schottlands Covenant und des Königs von Zion alleinige Herrschergewalt über seine Kirche mit dem Märtyrertode besiegelte" (II, 410). Endlich gibt die sich mehrmals wiederholte

Erscheinung, daß die blutigsten Verfolger der presbyterianischen Geistlichen (wie u. A. der Herzog von Rothes) auf ihrem Sterbebette den Trost der Verfolgten verlangten (II, 357 u. 391), diesen Andeutungen das Licht und die Ergänzungen deren sie bedürfen.

Was Quellenstudium, geschichtliche Composition, Eintheilung, Gliederung und Gruppirung des reichen Stoffs und die Darstellung betrifft, so widerlegen sie das bescheidene Urtheil des Verfassers, weniger einen kirchenhistorischen Zweck als den eines Lesebuchs ins Auge gefaßt zu haben, wenn es sich auch als ein solches durch Wärme des religiösen Gefühls sehr empfiehlt und die schon längst von Spangenberg ausgesprochene Sehnsucht nach einer „von den Verborgenen des Herrn, den Zeugen des Evangelii und den Gemeinlein Jesu Christi handelnden Kirchenhistorie" mehr als irgend eine dem Referenten bekannte und soweit befriedigt als es ohne vorherrschend ascetische Absichtlichkeit und Unkritik nur irgend möglich ist.

Schließlich möge gerade die Geringfügigkeit nachstehender Bemerkungen die Aufmerksamkeit zeigen die Referent diesem Werke zugewendet hat. Die undeutschen „consolidirt" und „eminent" (I, 13) nehmen sich um so unglücklicher aus jemehr die Darstellung auch durch Sprachreinheit sich empfiehlt. Bei der Anführung von Walter Scott's „Tales of my landlord" (I, 15), welche Schrift zur Fixirung der ungerechten Beurtheilung der schottischen Covenanter so sehr beigetragen hat, wird die Erwähnung der trefflichen Gegenschrift des würdigen M'Crie: „Vindication of the Covenanters in a review of the Tales of my landlord", die 1845 zu Edinburg in vierter Auflage erschienen ist, vermißt. Daß Knox seine praktische Theologie allein von Calvin entlehnt habe, was I, 65 widerlegt wird, hat Referent weder in Henry's beiden Werken noch sonst gefunden. Der auf Jakob II. gefallene Verdacht: die Vergiftung seines königlichen Bruders veranlaßt zu haben (I, 221); scheint doch zu wenig begründet zu sein um eine Stelle in einer Geschichte zu verdienen, welche sich durch glückliche Harmonie subjectiver Ueberzeugung und objectiver Gerechtigkeit, warmer Begeisterung für den Gegenstand und besonnener Kritik so sehr auszeichnet. Die Erzählung welche sich I, 292 fg. von dem Prediger Welch zu St.-Jean d'Angely und von der freundlichen, ja kindlichen Aufnahme befindet, die dessen außerordentliche Freimüthigkeit bei dem so bigot katholischen Könige Ludwig XIII. gefunden habe, entbehrt, so ansprechend sie auch ist, aller, wenigstens innerer Wahrheit, sodaß Referent auch im Interesse einer geschichtlichen Arbeit über die Calvinisten, womit er beschäftigt ist, die Quellenangaben sehr gewünscht hätte. Uebrigens ist ihm eine zweite Belagerung dieser Stadt unbekannt. Daß, wie II, 67 behauptet wird, „im Garten der Kirche Verschiedenheiten und Gegensätze der Religionen unlieblich und verderblich" seien kann Referent nicht zugeben, wenn er das religiöse Leben der Länder in denen dieselben stattfinden mit dem derjenigen zusammenstellt in welchen eine kirchliche und religiöse Einheit, die in den Massen doch nur eine mechanische sein kann, herrscht. 25.

Eugen Sue.

Wie fabrikmäßig französische Autoren die Belletristik behandeln, wie selbst die Bessern unter ihnen jede Wahrheit und jedes Schönheitsgefühl verhöhnen, wenn es darauf ankommt so schnell als möglich einen vierbändigen Roman zu verfertigen, und wie selbst jede Wahrscheinlichkeit von ihnen beiseitegeworfen wird um die schwachen Gemüther der Bonnen und Grisetten oder des größten Theils des Leihbibliothekenpublicums in Aufregung zu bringen, davon überzeugte ich mich aufs neue als ich in diesen Tagen Eugen Sue's neuesten Roman: „La bonne aventure", gelesen! Was deutsche Autoren auf dem Gebiete des Haarsträubenden, Wunderbaren und Herzerschütternden geleistet haben, selbst Spieß und Leibrock ist im Vergleich zu dieser Eugen-Sue'schen Production nur Kinderei! Auch ist der deutsche Autor viel gewissenhafter! Er wird nicht unbekannte Namen an die Spitze der neuesten politischen Ereignisse stellen, und wenn er Talent hat, sich überhaupt die Sache nicht so leicht machen, wie Sue es in diesem Roman gethan. Kaum daß man mehr findet als eine Reihe Scenen, die oft durch bedeutende Zeiträume auseinanderliegen, und ganz ebenso wie in einem Theaterstücke werden am Anfang des Capitels die Bühnenerfodernisse aufgezeichnet; z. B.: „Une salle basse dans la prison, Maria est assise sur une chaise" u. s. w. und nun folgt der Dialog, oder ein Abschnitt beginnt: „Cette scène se passe etc." u. s. w. u. s. w. So besteht der ganze Roman fast ausschließlich aus vollständig dialogisirten Scenen, in denen freilich der talentvolle Autor allerlei Spannendes und Aufregendes anbringen konnte. Und hat man nun wirklich seine Neugierde zu befriedigen den Roman zu Ende gelesen, legt man ihn doch mismuthig beiseite und wundert sich über sich selbst es nicht schon früher gethan zu haben.

Gehen wir aber auf den **Inhalt** des Buches näher ein, auf die sonderbare **Idee** welche Eugen Sue diesem seinem neuesten Producte zu Grunde gelegt hat, so können wir nicht umhin über diese Art von Buchmacherei unsere tiefste Entrüstung auszusprechen, und erkennen zugleich aus der Inconsequenz, mit der jener grausige Spott behandelt ist, daß der Autor selbst nicht wußte was er eigentlich mit ihm anfangen sollte. Ich will Ihnen mit wenigen Worten den Faden geben welcher dieses Machwerk zusammenhält. Zu einer Wahrsagerin kommen, natürlich unter sehr schaurigen Umständen, drei junge Damen; zufällig treffen sie hier zusammen, und die Prophetin ist ganz unglücklich aus ihren Karten und Herenpräparativen zu lesen daß diese drei jungen Damen, die sich im Leben nie gesehen hatten, an einem Tage auf dem Schaffot sterben würden! Welch grausige Vorhersagung! Diese drei Damen aber, eine junge Gräfin, die sehr tugendhaft lebt, eine junge brave Frau, die ihren Mann sehr liebt, und ein junges Mädchen von 17 Jahren, das über das Schicksal ihres Vaters Aufschluß verlangte, sind von solchem Schicksal so sehr entfernt, es ist so gar keine Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden daß sie sich über diese Weissagung nicht sehr beunruhigen! Dies der Anfang, eigentlich die Vorrede! Was aber nun in diesen vier Bänden an fürchterlichen Ereignissen aufgehäuft werden mußte um die Prophezeiung am Schluß des Romans wenigstens zum Theil in Erfüllung gehen zu lassen, übersteigt alle Grenzen deutscher Phantasie. Man bedenke übrigens daß der Roman in neuester Zeit spielt, nicht etwa vor oder während einer Revolution, daß sogar die schleswig-holsteinische Erhebung, wenn auch nur vorübergehend, darin erwähnt wird, und dann ist wol die Frage erlaubt: Was gibt dem Autor in so ruhiger Zeit ein Recht der Gesellschaft solche Gräuel aufzubürden? wie kann er solche Zerrbilder vor seinem eigenen Gewissen verantworten? und welche Moral, welche Wahrheit liegt in diesen vier Bänden?

Uebrigens geht die Wahrsagung nicht eigentlich in Erfüllung. Die junge Gräfin ist die Einzige welche stirbt, und zwar vergiftet von ihrem Manne; Maria, die junge Frau, jenes Mordes angeklagt, wird noch zur rechten Zeit vom Schaffot gerettet, und Clémence, das junge Mädchen, einst reich und glücklich, wird zur Galeere verurtheilt, weil sie ihr Kind umgebracht, als sie auch sich das Leben nehmen wollte, wird aber durch Fürsprache von dieser Strafe befreit! Aber Gift, Mord, Kindesmord, das ist noch das am wenigsten Schauderhafte dieses Romans! Man muß ihn vollständig lesen um den ganzen Umfang des Haarsträubenden und Schrecklichen ermessen zu können!

Und als ob am Ende des Buches der Autor sich plötzlich seiner Schuld bewußt würde, und nun fühlte daß er wol einer Entschuldigung bedarf, setzt er, im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit des Publicums, folgende Anmerkung hinzu: „Nous n'achèverons pas ce récit sans signaler à nos lecteurs un petit livre très-curieux et très-savant: Le monde occulte, ou les mystères du magnétisme" u. s. w. Am Schluß dieser

Anmerkung sagt Eugen Sue: „Sans être de tous points d'accord avec le spirituel et profond écrivain, nous recommandons son livre à nos lecteurs comme une oeuvre de conviction et d'un puissant attrait."

Also so arm ist der berühmte Autor an Spott daß er zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß. Und wie diese Inconsequenz daß die Prophezeiung am Ende doch nicht in Erfüllung geht, zu entschuldigen sei, da ja eigentlich dadurch der ganze Zweck des Buches aufgehoben wird, Das ist nicht wohl zu erklären.

Wir können aber unmöglich diesen Bericht schließen ohne auf einzelne Figuren des Romans, wenn auch nur in aller Kürze, hingewiesen zu haben, und hier in den Einzelheiten müssen wir dem Talent des Autors alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er zeichnet so frisch und lebendig, zugleich so wahr und treu, daß Alles Leben gewinnt. Desto grauenhafter ist er in seinen Uebertreibungen. Maria, die junge Frau, welche Mann und Kind so innig liebt, Clémence, das junge Mädchen, dieser reine kindliche Charakter, ebenso der Arzt Bonaquet, der Deus ex machina des Romans, und seine Frau Heloise, eine Aristokratin die einen Bürgerlichen heirathet und glücklich wird, Das sind liebliche Erscheinungen, an denen man seine Freude hat. Auch hat es wol etwas Wahres für sich, wenn Maria, trotzdem sie sich ihrer Unschuld bewußt ist, auf jede Vertheidigung verzichtet; denn sie ist unglücklich, da ihr Mann aus Eifersucht wahnsinnig geworden ist, und die Prophezeiung „daß sie auf dem Schaffot sterben müsse" erscheint ihr wie eine Bestimmung, der sie nicht entgehen kann. (Die Wahrsagerin taucht im Buche nur hier und da wieder auf, ihren gräßlichen Ausspruch zu wiederholen, was freilich sehr grausig ist!) Clémence, das so tugendhafte Mädchen, ist getäuscht und verführt worden; sie verliert ihre Mutter, gleich darauf das ganze Vermögen und nun ist sie so arm daß sie ihr Kind nicht mehr ernähren kann. Sie will sich und ihr Kind durch Kohlendampf tödten, und als das Kind schon todt, sie aber erst betäubt ist, dringen die Beamten in ihr Zimmer, weil sich unter Maria's Sachen ein Brief von ihr gefunden; so wird sie gerettet und als Kindesmörderin angeklagt. Ihr Vater, der in allen vier Bänden nicht erscheint, ließt, aus afrikanischer Gefangenschaft eben befreit, in Marseille den Proceß und eilt zu ihrer Rettung herbei! Welch grausige Effecte!! Zwei andere Figuren aber, Ducormier und die junge Herzogin von Beaupertuis, sind so unnatürlich in ihren Gräuelthaten wie wir sie selbst in den berühmten „Mystères" kaum finden. Ducormier ist ein einfacher Gesandtschaftssecretair, später treffen wir ihn als französischen Minister in Baden; er verursacht all das Elend von dem diese vier Bände voll sind; die Herzogin ist eins seiner Opfer, das er später verlassen und die sich nachher den schrecklichsten Ausschweifungen überläßt. Ein Deutscher hätte solche Charaktere nicht erfunden.

Wir können hier aber nur Andeutungen geben; schwerlich wird man aus ihnen das ganze Maß des Schauderhaften das den Roman füllt erkennen! Wer begierig danach ist möge das Buch selbst lesen. An Uebersetzungen wird man es nicht fehlen lassen. Wir hatten nur die Absicht zu zeigen welche Wege ein geistreicher französischer Autor einzuschlagen sich erniedrigt um viel Bücher fertig zu machen und viele Leser zu finden! 58.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die Apostelgeschichte und die schlechte Predigt.

Im Jahre 1592 ließ der Rector der lateinischen Schule der freien Reichsstadt Kaufbeuern in Schwaben, Johann Brummer, am Pfingstmontage die „Tragico-comoedia apostolica, d. h. die Historie der heiligen Apostelgeschichten in Form einer Comoedien gebracht", von ehrsamen Bürgern der Stadt, vielleicht auf dem Rathhause, wo nicht gar auf dem Markte, aufführen. Die Aufführung muß viele Stunden gedauert haben; denn das Stück, 1593 zu Lauingen gedruckt, enthält nicht weniger als 246 Personen, indem es selbst ein volles Alphabet im Octavdruck ausmacht. Es besteht aus fünf Acten, und jeder Act aus neun, zehn und mehr Auftritten; Alles in Versen, nicht selten mit Musik, indem es auch nicht an Decorationen und Maschinerie fehlt. Bald fährt „der Heilige Geist hernieder", und bald sieht der Zuschauer „die feurigen Zungen der Apostel", indem man aber auch sie in verschiedenen Sprachen reden hören kann; denn es kommen wenigstens einige griechische Brocken und ebenso einige lateinische, worauf sich die Parther, die Meder, die Kreter und die Kappadocier im Deutschen darüber verwundern und ein Römer erst in lateinischer, dann in deutscher Sprache sich darüber lustig macht.

> Foecundi calices quem non fecere disertum!
> Cumque bibi vinum, loquitur mea lingua latinum!

beginnt er und übersetzt es:

> Wann ich auch wol bin voller Wein,
> So stoßt mir auch auf mein Latein.
> Also gewiß auch des Weines Hitz
> Bei ihn (ihnen) erweckt die Kunst und Witz!

Von dramatischer Dichtkunst hat der Herr Rector Brummer so gut wie Nichts verstanden; dagegen fehlt es nicht an ein paar Teufeln, die, wie damals immer, die lustigen Personen machten, und außerdem ist noch ein eigentlicher Narr da, welcher in der achten Scene des vierten Acts den Zuschauern ans Herz legt was ihnen bevorstehe, wenn sie in der Predigt schlafen statt zuzuhören. Für uns ist dies die interessanteste Stelle jedenfalls. Es war ein Jüngling aus dem Fenster herabgestürzt, und die Lehre knüpfte sich sehr leicht daran:

> Ach, sollte heut' zu unsern Zeiten
> Unter alten und jungen Leuten
> Gott alle die am Leben strafen,
> So fest unter der Predigt schlafen,
> Daß sie alle auch zu todt fielen:
> Es wurd (würde) voll liegen in allen Stülen!
> Und wurden (würden) gewiß aus grosser Menig (Menge)
> Lebend zu Haus haimkommen wenig! ꝛc.

Da sieht man aber erstlich wie schon damals die Leute häufig nur aus Gewohnheit in die Kirche gingen, und wie zweitens auch unsere Zeit dagegen hübsch fortgeschritten ist; denn wo wir fürchten müssen daß eine Predigt uns kalt lassen und langweilen und in den Schlaf lullen könne, gehen wir gar nicht hinein und ersparen dem langweiligen Manne der sie hält den Aerger, der ihn deshalb ergreifen müßte. Das Stück selbst mag jetzt zu den größten literarischen Curiositäten gehören, denn selbst Eduard Devrient scheint es nicht gekannt zu haben, und so bemerke ich daß man ein Mehres davon aus dem „Deutschen Museum" (Leipzig 1776) S. 752—758, erfahren kann. Die Sprache ist, jene Zeit in Betracht gezogen, wie schon unsere Probe zeigt, recht fließend und geläufig.

2. Die Theaterdecorationen in Italien im 16. Jahrhundert.

Wenn wir vor eine italienische Bühne versetzt würden wie sie sich im 16. Jahrhundert bereits gestaltet hatte, so würden wir uns nicht wenig darüber wundern. Wir würden finden daß sie den heutigen in großen Städten weit nachstehen, jedoch auch mehr finden lassen als man wieder von einer Zeit erwarten sollte die schon 250 Jahre hinter uns liegt. Die Italiener hatten jedoch in solcher Art einen bedeutenden Vorsprung. Kaum waren die alten Sprachen bei ihnen wieder mehr in Umlauf gekommen als auch das Streben erwachte griechische und lateinische Dramen theils zu übersetzen, theils nachzuahmen und, was hier in Betracht kommt, durch die Aufführung selbst zu beleben. Für das Volk war Dergleichen fri-

lich nicht; diesem blieb so eine Comoedia erudita Kaviar, um mit Hamlet zu reden. Destomehr aber interessirten sich die kleinen Höfe, die Gelehrten und die um die Wette entstehenden gelehrten Gesellschaften dafür, indem dann die erstern mit freigebiger Hand die nöthigen Kosten hergaben eine Bühne zu schaffen, die, wollte man den Schilderungen davon unbedingten Glauben schenken, Außerordentliches darstellte. In einer Art aber mag allerdings doch viel geleistet worden sein. Die architektonische Malerei hatte sich damals bereits in Italien sehr ausgebildet, und so dürfte die Versicherung von Vasari, sowie von Serlio, welche Beide über den Theaterbau jener Zeit schrieben, nicht gerade übertrieben sein, wenn namentlich der Letztere von „den prächtigen Palästen, den erhabenen Tempeln, den nahen und fernen Häusern, den langen und geraden Straßen" spricht, die wol auch mit „Triumphbögen, hohen Säulen, Pyramiden und Obelisken" wechselten. Es konnte sich solche „Kunst der Perspective" umsoeher geltendmachen, da die telari, d. h. unsere jetzigen Coulissen, schon damals eingeführt waren und der Boden vom Proscenium an schräg nach hinten zu in die Höhe ging, ja manche Partien eines Gebäudes, z. B. die freie Treppe vor einem Palaste, Nischen, Bildsäulen, in Holz oder Pappe selbst ausgeführt wurden. Da die Bühne nicht verwandelt wurde, so war dem Maler auch dadurch seine Arbeit erleichtert. Die Scene blieb dieselbe; man sah eine „komische" oder „tragische" oder „satirische" Decoration, d. h. sie war aufs Lust- oder Trauer- oder Schäferspiel berechnet, wie z. B. der berühmte „Aminta" des Tasso oder „Il pastor fido" des Guarini war. Im erstern Falle gab es Häuser von Bürgern, Advocaten, Aerzten, Kaufleuten u. s. f., namentlich auch eines von einer Kupplerin (Ruffiana oder Lena), die auch wol mit einem Kuppler wechselnd, und in Stücken von Plautus oder ihm nachgebildeten italienischen von Ariosto und Macchiavelli eine Hauptrolle hatte. Namentlich sollte auch, verlangt der Architekt Serlio, eine Kirche und ein Gasthof nicht fehlen, vermuthlich weil jede einigermaßen große Straße in einer italienischen Stadt nicht ohne Kirche ist, und der Teufel neben solcher gern ein Wirthshaus hinbaut. Das Trauerspiel machte dagegen die schon gerühmten Paläste und Triumphbögen rc. nöthig, und im satirischen, d. h. ländlichen, mußten natürlich Bäume, Felsen, Hügel, Berge, Quellen u. dergl. vorherrschen, wie schon der Römer Vitruv gelehrt hatte. Die Bäume und Gebüsche wurden jedoch nicht gemalt; man nahm wirkliche oder fertigte sie mit großen Kosten künstlich, was die Blätter und Früchte und Blumen betraf aus Seide „von den mannichfaltigsten Farben", indem nun noch die etwanigen Grotten und Hügel mit Schneckengehäusen und „Korallenzinken" geziert waren. Hier zeigt sich ein Luxus den wir nicht kennen. Noch mehr stellte er sich bei der Kleidung der Nymphen, Satyrn, Sirenen, merkwürdiger Thiere und Ungeheuer heraus, die auch nicht selten erschienen, sowie selbst der Schäfer oder Fischer, „die in den reichsten Zeuchen von Gold und Seide und mit Werkzeugen, mit Netzen von Golddraht" auftraten. Der Herzog Franz Maria von Urbino war mit solchem Prunke besonders freigebig. Bis dahin also würde ein Zuschauer unserer Tage nicht ohne Staunen über jene Erscheinungen auf der Bühne bleiben, das aber sich in Verwunderung auflösen dürfte, wenn er nun sähe wie der Vorhang zu Anfang des Stücks fiel. Statt daß er bei uns jetzt in die Höhe sich hebt, sank er damals. Schon bei den alten Römern war es so. Man lese nur in Ovid's „Verwandlungen" (III, 113 fg.) nach. Die Männer des Kadmus mehren sich:

.... Sowie wenn auf festlichem Schauplatz der Vorhang gezogen
Wird, die Figuren aufstehen und ihr Gesicht nur zuvörderst
Zeigen, dann das Uebrige, endlich in sanfter Bewegung
Ganz hervorgehen und mit den Füßen den Boden berühren.

Das Letztere zeigt deutlich „wie der Vorhang gezogen wurde"; denn wir sehen die Füße zuerst, die damals zuletzt kamen. Unvollkommen war auch zweitens die Beleuchtung. Zum Theil brannten Candelaber mit Fackeln vor und auf und an den Seiten der Bühne, zum Theil hatte man die Fenster der dargestellten Häuser ausgeschnitten, statt der ausgeschnittenen Stücke gläserne Gefäße mit gefärbtem Wasser eingesetzt, die auch wol mit ölgetränktem Papiere wechselten. Die durch sie hindurchscheinenden Lampen gaben dem Ganzen dann das Ansehen einer illuminirten Stadt wo „Diamanten, Rubine, Saphire, Smaragden und andere Edelsteine glänzten". Ein prachtvoller Anblick, wenn Ariosto im „Orlando furioso" (XXXII, 80) Recht hat:

Quale al cader delle cortine suole
Parer fra mille lampade la scena.

Sowie der Schauplatz sich zu zeigen pflegt,
Wenn jetzt der Vorhang fällt und tausend Lampen glänzen!

Von Soffitten wußte man noch Nichts, und ebenso wenig war im Zwischenacte ein Vorhang. Es gab statt dessen Zwischenspiele, zwar nur stumme, aber doch unterhaltende; nämlich mancherlei oft groteske Aufzüge, die den jetzigen Bühnenfreund wieder in Verwunderung setzen würden. Man denke an die Scenen eines sogenannten Theatrum mundi! Gemalte Figuren, groß und klein, nach den Regeln der Perspective auf Pappe und ausgeschnitten, bewegten sich von Bretchen getragen von einer Seite der Bühne nach der andern querüber. Bald schritt ein Herr so vorbei, bald ein Corps Sänger und Musikanten. Entfernte Musik selbst begleitete die Lust und Freude. Wir übergehen die Kunst Blitz und Donner, Sonne und Mond und Flugwerke erscheinen zu lassen. Die Regeln welche Serlio hierzu gibt sind ziemlich einfach; der Theatermeister einer kleinen reisenden Gesellschaft würde jetzt darüber lachen. Nichtsdestoweniger sieht man aus dem Mitgetheilten daß für das Auge doch bereits damals viel geboten war, und welchen Eindruck die Ausstattung eines Stücks zu jener Zeit machen konnte, zeigt wenigstens die Aufführung des „Aminta" von Tasso. Er wurde 1590 zu Florenz am Hofe Ferdinand's gegeben, indem der berühmte Theatermaler jener Zeit, Buontalenti, die Decorationen und Maschinen geliefert hatte, welche so gefielen daß Tasso wie man erzählt aus ziemlicher Entfernung kam ihn deshalb zu sehen, zu grüßen, zu küssen. Serlio's und Vasari's Werke werden nicht gerade häufig zu finden sein; indessen schrieb ein Deutscher, Furtenbach, im 17. Jahrhundert (1640) eine „Architectura recreationis" und einen „Kunstspiegel" (1663), welche über den ganzen Theaterbau jener Zeit umsomehr Aufschluß geben, da er selbst in mehren deutschen Städten nach seiner Rückkehr aus Italien ansehnliche Bühnen baute und die hierbei beobachteten Grundsätze in den genannten dicken Quartanten schilderte, die man in manchen öffentlichen Bibliotheken, z. B. in Dresden und Weimar, findet. 63.

Aristokratische und demokratische Fluggedanken.

Aristokratie und Demokratie sind beide naturwüchsig, gehören zum Menschthum, zeigen sich daher im Leben, in Geburt, Besitz, geistiger Bestrebung, Hoffen und Fürchten, Wissenschaft und Kunst; sie behaupten immer ihr Recht in Sachen und Gedanken. Wie es überall ein Unten und Oben gibt, einen Himmel und eine Erde, wie der Mensch zwischen beiden steht, so unterscheiden und vermählen sich in ihm Aristokratie und Demokratie, sind beide was sie sind nur in ihrem Verhältniß zueinander.

Wenn nun daraus zu Zeiten in Bezug auf gesellschaftliche Ordnung und Staatenbestand Uneinigkeit erwächst, wenn das Hinaufziehen und Herabziehen seine gewohnte Uebung verliert, dann zeigen sich traurige Störungen menschlicher Zustände, vergleichbar einer Disharmonie zwischen Rechts und Links, deshalb auch mit diesen Namen bezeichnet. Gegen Aristokratie welche ihr Oberes festhält will Demokratie es im Untern ver-

schwinden lassen, und ihr Unteres zum Obern steigern, sie will auf ebenem Boden schreiten, jene aus Höhen weissagen, sie will ihr Gewicht nach Masse (Volkszahl) bestimmen, jene nach überwiegender Schwere einzelner Auserwählten. Was der Zeitgeist hierin mit Vorliebe auffasse, richtet sich nach dem durch Geschichte ihm Gewordenen; die alten gelehrten Geschichtschreiber und Philosophen welche Volkstaaten vor sich sahen waren Gegner der Demokratie, während neuere Schriftsteller die Nichts davon vor sich sehen Volksthum und Communismus preisen. Unser heutiger Zeitgeist verstärkt seine Massenliebe durch Massenmacht von Tagesblättern und Flugreden, denen sich die Starrheit des geschichtlich aristokratischen Bewußtseins entgegenstellt. Wo in einem Staate Wehrstand und Wohlstand herrscht, wo Liebe zur Bequemlichkeit und äußere Zierde des Daseins die Gemüther durchdringt, wird freilich eine Aristokratie des Waffengebrauchs, des Reichthums und der Geistesgaben sich einfinden.

Hiergegen bildet Demokratie die Grundlage der Religion und des Christenthums. Vor Gott sind alle Menschen gleich, und — nachdem der Adel des jüdischen Volks aufgehoben — geben nicht Geburt, Stärke, Wissenschaft oder Kunst Vorzüge; selbst die Verschiedenheit sittlicher Gesinnung und des Wandels gilt wenig, die Ersten können die Letzten und die Letzten die Ersten sein; Reichthum ohnehin ist vom Uebel. Große Gewalt solcher Gedanken füllt Kirchen und Kapellen, macht sie durch Zuversicht des Glaubens gegen allen Eindruch des aristokratischen Weltlebens unüberwindlich.

Gleichwie Aufhebung des Aristokratischen alle Classenordnung des Staats, so verdirbt Beseitigung des Demokratischen die Religion. Letztere wird entstellt durch hierarchische Rangstufen, durch Papstmesse und Dorfpriestermesse, durch Verdienst ascetischer Werke, durch Fürbitte der Heiligen; erstere verliert ihre Haltung durch Verlust von Standesschaft, von Vorzügen des Besitzes und Hochschätzung der Geistesgaben. Das unangemessene Hineintragen des Einen ins Andere verwirrt unsere Zeit, die Aristokraten der Gesellschaft wollen eine Aristokratie der Religion, die Demokraten der Religion eine Demokratie der Gesellschaftsverfassung. Beide Theile sollten darüber zur Vernunft kommen, wenn Vernunft nicht so selten wäre, und etwas Anderes thäte als Voraussetzungen von Gedanken in Theorie und Sprachzusammenhang zu bringen.

Weder Aristokratie noch Demokratie sind von Geburt unedel, aber beide sind der Ausartung fähig, jene ins Hochmüthige, diese ins Niedrige, Gemeine; fehlermindernd wäre wol eine demokratische Aristokratie und aristokratische Demokratie. Aristokratie hängt sich an Stern und Band, Demokratie an Einfachheit und Prunklosigkeit; jene hält strenge und pedantisch an Regel, diese liebt humoristischen Wechsel und Regellosigkeit. Katholicismus ist aristokratisch, Protestantismus demokratisch, obgleich er mit confessionneller Dogmatik sich der Aristokratie nähert, ohne doch einen obersten Hof zu haben, den er vergeblich sucht; Christenthum ist demokratisch, Kirchenthum aristokratisch, Republik ist christlich, Monarchie kirchlich. Theologen welche ein Christenthum voller Demokratie suchen können keine Kirche finden, und Politiker welche einen Staat republikanischer Einrichtungen preisen finden keinen Thron.

Noch in andern Beziehungen läßt der wiederkehrende Gegensatz sich verfolgen. Aristoteles war ein aristokratischer Philosoph, Sokrates mit seiner Popularität war es weniger als Platon, die Skeptiker sind Demokraten, machen Alles gleich, nämlich ungewiß. Anhänger absoluter Systeme sind Aristokraten, schon weil sie den Skepticismus zum Pöbel zählen, und monarchische Herrschaft für sich ansprechen. Eine dogmatisch-demokratische Philosophie wäre vielleicht für einen freien Geist die beste, wenn sie nicht in die Aristokratie ihrer selbst überginge.

Im Allgemeinen sind die Alten als Schriftsteller, Dichter und Philosophen Aristokraten durch ihr vollendetes Aeußere, durch Sorgsamkeit des Vortrags und Vermeidung des Ungeschlachten, die Franzosen sind es unter Ludwig XIV. und dadurch mit ihrer Sprache für die gesammte aristokratische Neuwelt wie geschaffen. Shakspeare ist Demokrat gegen Corneille, Racine und Voltaire, Lessing ist ein aristokratischer Autor gegen Gottsched und die es sein wollten, Ranke ist aristokratisch als Geschichtschreiber im Verhältniß zu Schlosser, überhaupt ist deutsche Sprache demokratisch gegen französische. Unsere ältere Literatur hatte französisch-aristokratische Richtung, die Kraft- und Drangperiode mit den Romantikern suchten das Gegentheil, und wenn die letztern den aristokratisch gewordenen Goethe erheben, ist dies eine eigenthümliche Nachsicht oder Misverständniß.

Selbst Liebe und Freundschaft als ursprüngliche Demokratie der Seelen können größere oder geringere Haltung annehmen, die sich in aristokratischen Gesellschaftsverhältnissen von selbst macht. Stolberg und Jacobi waren aristokratische Freunde, Hamann, Jean Paul und Andere demokratische. Frauen wenn sie in Aristokratie gerathen sind darin strenger als Männer, und für sie eignet sich statt voller Demokratie mehr ruhige Luft des Saales als die unruhige Straße. Hof und höchster Adel kommen soweit weg von Demokratie der Liebe und Freundschaft daß sie die letztern kaum kennen.

Unsere Erziehung war früher aristokratischer, schon durch die Zucht des Hauses und der Schule, jetzt ist sie demokratischer, und Campe ist noch aristokratisch gegen Rousseau und Pestalozzi, überhaupt das ganze 18. Jahrhundert gegen das 19. Sollten wir uns nun auch nicht rückerziehen wollen oder können, so wäre doch vielleicht eine Aristokratie der Gedanken und der Wirksamkeit sehr empfehlenswerth, und zwar die beste. 23.

Der Graf d'Anteroches.

Der Graf d'Anteroches, welcher in der Schlacht von Fontenoy die französischen Garden befehligte, grüßte seine Feinde mit den Worten: „Messieurs les Anglais, tirez les premiers. Nous sommes Français, nous vous faisons les honneurs." Diese berühmte Anrede charakterisirt vollkommen den französischen Edelmann unter Ludwig XV., selbst wenn sie nur erfunden wäre, gleich jenem weittönenden Rufe bei Waterloo: „La garde meurt et ne se rend pas!" welcher das ganze Kaiserreich malt mit seinem etwas mehr melodramatischen Heldenmuth jener Courtoisie gegenüber. Ihr fiel es nicht ein erst noch zu versichern daß sie den Tod nicht fürchte und sich nicht ergeben wolle. Das verstand sich von selbst seit Jahrhunderten. Was war tapfer sein für einen Grafen d'Anteroches? Elegant mußte er sein beim Kampfe wie auf dem Balle. „Die Garde stirbt und ergibt sich nicht!" Man versichert daß Cambronne sich ärgerte, wenn man ihn an dieses sein stolzes Wort bei Waterloo mahnte. „Ein zwiefach dummer Ruf", pflegte er zu sagen, „weil ich nicht todt bin und mich ergeben habe." Durch einen seltsamen Zufall liegen Fontenoy und Waterloo nahe beisammen. Dieselben Feinde bekämpften sich auf dem nämlichen Terrain, nur daß ein Zeitraum von 70 Jahren dazwischen liegt.

Um den Grafen d'Anteroches und sein „Meine Herren Engländer, schießen Sie zuerst", zu ergänzen, sei uns verstattet aus einem alten Rechnungsbuche Zeilen von der Hand eines Zeitgenossen und Waffengefährten des Streiters von Fontenoy zu copiren, worin wir gleichsam hinter die Coulissen der Geschichte sehen. Der wackere Degen, der Repräsentant einer der ältesten Familien von Limousin, der Heimat des Grafen d'Anteroches, schreibt auf ein Blatt Papier welches er für verschwiegen hält: „Wir waren unserer sieben Brüder als mein Vater am 18. April 1747 starb. Er hatte sein Testament gemacht. Man nahm das Mobiliar auf, das in vier schlechten Betten, etwas Zinngeschirr, vier silbernen Gedecken, welche meine Mutter zurückbegehrte, und sehr wenig Weißzeug bestand, nebst zwei alten Kleidungen meines Vaters, seiner silbernen Uhr und 50 Louisdor. Meine Brüder und ich befanden uns in einem

kläglichen Zustand; Alles fehlte uns, wir waren kaum bekleidet, aßen was wir konnten, und priesen uns glücklich, in Ermangelung eines Erziehers, etwas Unterstützung von unserm Oheim von Chalusset zu empfangen ..." Weiterhin heißt es: „Der Graf von Longueville, Oberst des Regiments von Nizza, naher Verwandter des Marquis von Ambrugar, unsers Oheims, suchte Leute von Stande. Er kümmerte sich nicht um Vermögen. Ich ward zum Lieutenant in seinem Regiment ernannt und ging im Frühjahr dahin ab. Meine Mutter gab mir die zwei alten Pferde; jedes war höchstens 24 Livres werth. Mein Diener trug alte Kleidungsstücke meines Vaters. Ich nahm sechs Hemden mit und 13 Louis. Meine Reise kostete mir wenig, da ich von Clermont bis Aire freies Nachtlager hatte." Unser Ritter mit seiner kleinen Ausrüstung macht in Deutschland den Feldzug von 1749 mit. Hier steht was ihm in der Gegend von Rozendal am 14. März geschah: „... Der Rückzug begann, ich erhielt zumal einen Säbelhieb auf den Kopf, einen Lanzenstich in das Knie und einen Schuß in die Brust der durch und durch ging. Ich blieb auf den Beinen, die Wuth erhielt mich aufrecht; ich wollte mein Piquet nicht fliehen sehen; allein alle meine Ermahnungen waren ohne Erfolg, und meine Soldaten gingen mir über den Leib weg. Ich zählte damals 14 Jahre: das war die Zeit in meinem Leben wo ich am wenigsten gern lebte. Ich behauptete meine Besonnenheit. Als ich mich aufrichtete befand ich mich unter den Händen einer Horde von Panduren; es ließ sich Nichts von diesen Schelmen hoffen; sie hatten im Laufe des Kriegs eine Menge Grausamkeiten begangen die man ihnen reichlich zurückgegeben. Mein Alter und meine Gestalt zeigten mich ihnen zur Genüge als Offizier; ich zerbrach meinen Degen um der Unannehmlichkeit zu entgehen von dieser Canaille entwaffnet zu werden; aber ich trug eine scharlachrothe Weste mit einer kleinen Goldquaste, welche sie anlockte u. s. w."

Es ist hier nicht der Ort die wennschon merkwürdigen Abenteuer dieses bartlosen Offiziers ausführlich zu berichten, den man plündert, sterbend auf ein Pferd schnürt, der geläufig lateinisch mit dem seine Wunden verbindenden deutschen Wundarzte spricht, und sechs Monate darauf nach Frankreich heimkehrt, dem Herzoge von Aiguillon welcher ihm die Beförderung versagt mit hohem Tone erwidert: „Sobald Sie nicht mehr auf die Sprache der Gerechtigkeit und Wahrheit hören, habe ich Ihnen Nichts mehr zu sagen", und kurzweg seine Entlassung nimmt. 21.

Voltaire'sche Autographen in der prinzlichen Secundogenitur-Bibliothek zu Dresden.

Ebert hat im ersten Bande seiner „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Nachwelt" (Heft 1, S. 82 — 120) eine Reihe ungedruckter Briefe von Voltaire theils vollständig, theils im Auszuge mitgetheilt, die sich sämmtlich auf die von der Walther'schen Hofbuchhandlung in Dresden verlegten Voltaire'schen Schriften, namentlich auf die zwei neuen französischen Ausgaben der gesammelten Werke („Oeuvres de Mr. de Voltaire", Nouvelle édition, 10 vols., 1748—54; Nouvelle édition, 10 vols., 1752—70) beziehen. In einem dieser Briefe und rücksichtlich der ersten bis zum achten Bande fertigen Ausgabe, die theils wegen Voltaire's eigener sehr nachlässiger Orthographie, theils wegen Mangel an hinlänglich befähigten Correctoren nicht genügend correct ausgefallen war, schreibt Voltaire den 19. September 1750 von Berlin aus an den Hofbuchhändler Walther Folgendes:

„Je vous adresse, mon cher Walther, un exemplaire de vôtre édition que j'ai enfin trouvé le temps de corriger. J'y joins des pièces nouvelles qui ont été imprimées à Paris depuis la publication de vôtre dernier volume."

„Vous trouverez marquées avec des papiers blancs toutes les fautes d'impression. J'ai fait refaire de nouvelles feuilles à quelques endroits qui étaient imprimés sur des copies trop défectueuses. J'ai ajouté deux feuilles au commencement du troisième tome. J'ai inséré deux feuilles entières au tome second. Il y a un nouveau feuillet pour le tome troisième page 224, un autre nouveau feuillet page 187, beaucoup de pages presque entières corrigées à la main, beaucoup de passages rétablis."

„Je vous envoye trois exemplaires de ces feuilles nouvelles que j'ai fait imprimer ici, et que j'ai insérées dans vôtre exemplaire. Je vous prie de vouloir bien faire relier trois exemplaires complets avec ces additions, et conformément à celui dont vous resterez en possession, et qui vous servira de modèle. Vous me tiendrez ces trois exemplaires prêts, et vous me les enverrez à la fin d'Octobre à Berlin par les chariots de poste."

„A l'égard de l'exemplaire corrigé qui doit vous rester, et qui sera vôtre modèle, voici ce que vous pourriez faire. Je vous conseillerais de réformer toute vôtre édition sur ce plan autant que vous le pourrez, d'y ajouter un nouveau titre, qui annoncerait une édition nouvelle plus complète et très-corrigée. J'y ferais une nouvelle epître dédicatoire à Madame la Princesse Royale et une nouvelle préface. Je serais alors autorisé par les soins que vous auriez pris à vous soutenir contre les libraires de Hollande, et à faire valoir vôtre ouvrage; je le ferais annoncer dans les gazettes, comme le seul qui contient mes oeuvres véritables. Je vous exhorte à prendre ce parti. Je crois que c'est le seul moyen de faire tomber les éditions de Hollande, et décrier ces corsaires. Je ne peux vous dissimuler que vôtre édition est décriée en France. Mais quand vous l'aurez un peu corrigée par le moyen que je vous indique, et avec les secours d'un correcteur habile, je ferai entrer dans Paris tant d'exemplaires que vous voudrez, et je vous procurerai un débit très-avantageux etc."

Ebert hat zu diesem Briefe mit Recht bemerkt daß für einen französischen und englischen Sammler eines jener Exemplare mit den in Berlin gedruckten Cartons ein sehr wünschenswerthes Besitzthum, das mit den handschriftlichen Verbesserungen und den Cartons versehene aber, wenn es noch existire und nicht in der Druckerei untergegangen sei, eine große Kostbarkeit sein würde.

Diese Kostbarkeit nun, von der eine Nachricht sonst nirgend weiter bekannt geworden zu sein scheint, befindet sich in der prinzlichen Secundogenitur-Bibliothek zu Dresden und stammt aus dem Nachlasse der Stifterin dieser Bibliothek, der literarisch bekannten Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, welcher von Walther (der, um Dies beiläufig zu erwähnen, auf den Voltaire'schen Antrag die Ausgabe durch Cartons zu verbessern nicht eingegangen war, sondern die Veranstaltung einer ganz neuen zweiten Ausgabe vorgezogen hatte) nicht nur die erste Ausgabe gewidmet, sondern auch das erwähnte Handexemplar Voltaire's, nachdem es behufs des Druckes der zweiten Ausgabe benutzt, als Geschenk überreicht worden war. Man mag dem Zufalle der das Exemplar nicht in der Druckerei hat untergehen lassen — wie Dies doch in ähnlichen Fällen meist zu geschehen pflegt — umsomehr Dank wissen als man in dem Exemplare, als Reliquie Voltaire's, nicht blos eine Kostbarkeit an sich zu sehen, sondern dem Exemplare auch überdies einen besondern Werth aus dem Grunde beizulegen hat, weil es für künftige Herausgeber der Voltaire'schen Werke noch einiges unbenutzte Material enthält. So fehlt z. B. im Eingange des dritten Capitels der „Histoire de Charles XII" (erste Ausgabe, VII, 79; zweite Ausgabe, VI, 110), wo von dem Aufenthalte des Königs Stanislaus Leszczynski in Warschau die Rede ist, eine längere Stelle welche sich in Voltaire's Handexemplare handschriftlich hinzugefügt findet. Voltaire hatte dort in der ersten Ausgabe von dem Könige gesagt daß derselbe seine Mutter, seine Gemahlin und seine beiden Töchter mit nach Warschau genommen und in Betreff der beiden letztern

hinzugefügt: „dont l'une alors âgée seulement d'un an, a été depuis Reine de France.“ Diese Worte waren von Voltaire für die zweite Ausgabe in Wegfall gebracht, und dafür geschrieben worden: „Il eut dans ce desordre avoir perdu sa seconde fille agée d'un an. elle fut égarée par sa nourrice. il la retrouva dans une auge d'écurie, ou elle avait été abandonnée dans un village voisin. c'est ce que je luy y entendu raconter. ce fut ce même enfant que la destinée après des plus grandes vicissitudes, fit depuis reine de france.“ In der zweiten Ausgabe nun sind allerdings die gestrichenen Worte richtig weggelassen worden, aber es fehlt auch (ob mit oder ohne Voltaire's Willen?) der erwähnte Zusatz. 66.

Notizen.

Russische und englische Bibliotheken.

Bei Gelegenheit einer ausführlichen Besprechung der neuesten Jahresberichte über den gegenwärtigen Zustand des Brischen Museum gibt ein im Fach der Bibliographie gründlich bewanderter Kritiker im „Quarterly review“ die nachstehende eben nicht schmeichelhafte Notiz über die große kaiserliche öffentliche Bibliothek zu Petersburg. „Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in Petersburg wurde so ein wenig auf tatarische und kalmückische Manier fundirt. Der Graf Zaluski, Bischof von Kiew, sammelte im vorigen Jahrhundert über 200,000 Bände. Diese wurden von seinem Bruder, der Bischof von Krakau war, noch beträchtlich vermehrt und letztlich im Jahre 1761 ebenfalls von einem Zaluski dem Jesuitencollegium in Warschau legirt. Diese Büchermasse — eher das Geschenk eines Königs als eines Unterthanen — wurde im Jahr 1791 nach Unterdrückung des Ordens nach Petersburg geschafft. Die Jahreszeit war so ungünstig, und die Bücher waren so schlecht verpackt, daß die meisten Emballagen aufgingen, Kisten zerbrachen u. s. w. Eine Masse Sachen gingen verloren, das Uebrige gelangte an Ort und Stelle in einem gräulichen Zustande. Zu diesem wüsten Bücherhaufen kam zur rechten Zeit noch die Bibliothek Potemkin's. Bei einem Fest, das dieser der Kaiserin Katharina gab, bemerkte sie: daß das Einzige was in seinem Palaste noch fehle eine schöne Bibliothek sei. Am nächsten Morgen schickte der wohldressirte Heros der Cultur und Civilisation zu einen Buchhändler mit dem Bedeuten ihm «unter allen Umständen» Bücher zu schicken, «ganz gleich von was sie handelten, die kleinen oben auf und die großen unten drunter». Dies war das Princip wonach die Potemkin'sche Bibliothek zusammengestellt war, und genau in dieser Publicirung ist sie der großen kaiserlichen Bibliothek einverleibt worden. So stehen die Werke noch heutigestags auf den Repositorien, alle der Größe nach; erst kommen die Quartbände, dann die Octavbände, die Duodeze u. s. w., ohne alle Rücksicht auf ihren Inhalt, nicht um ein Haar anders als wie etwa ein Baschkire seine Bibliothek anlegen würde“... Wir brauchen die Leser nicht aufmerksamzumachen wer hier den besten Hieb abbekommt. Was schert uns Potemkin! Aber auch der große Homeros schläft, auch das Britische Museum hat seine schwachen Seiten. Freilich, freilich, wenn die Musterkataloge aus der Erde wüchsen wie die Pilze! So mag es denn auch jenseit des Kanals sich fügen daß du neben Beattie's unsterblicher Abhandlung über die Immutabilität der Wahrheit eine im schönsten Hochquart gekrönte Preisschrift über die beste Behandlung des Syrups, und neben einer unsterblich verwahrlosten Ausgabe des „Hudibras“ in Steifleinen den heiligen Augustinus persönlich in Schweinsleder auf einem und demselben Bret nachbarlichst nebeneinander findest!

Denn es wird in einer Gruft
Unser Staub beisammen ruhen....

singt Pylades zu Orest in Gluck's „Iphigenia“.

Mirabeau und Talleyrand.

Eines Tages schilderte Mirabeau mit großer Ausführlichkeit und mit dem ganzen Feuer seiner unvergleichlichen Beredtsamkeit alle vorzüglichen Eigenschaften die ein erster Minister Frankreichs, wolle er für einen hohen Staatsmann gelten, in einer Periode der politischen Krisis besitzen müsse. Es ließ sich diesem Portrait unschwer anmerken daß es das eigene des Mannes sein sollte der es mit solchem Aufwand von Colorit und Beleuchtung entwarf. Zufällig war ein sarkastischer Freund zugegen; man sagt es sei Talleyrand gewesen. Als der Redner ausgesprochen, sagte der Letztere ruhig: „Das ist Alles wahr und vortrefflich, aber eine Eigenschaft haben Sie doch vergessen!“ „Das ich nicht wüßte“, entgegnete Mirabeau, „was könnte das für eine sein?“ „Muß Ihr Mann nicht auch Blatterngruben haben?“ fragte Talleyrand trocken, und die Chronik der Anekdoten läßt unentschieden was der Geistvollste, aber zugleich Eitelste der Balafrés darauf geantwortet. 74.

Eine neu-alte Lösung des socialen Problems.

Eine der Ursachen, infolge deren die Franzosen immer den Revolutionen ausgesetzt sind, ist die: daß die ganze Gesellschaft von revolutionnairen Gedanken durchdrungen ist, und eine der Ursachen des fortwährenden Einflusses socialistischer Schriften in Frankreich ist: daß der Socialismus in einer Menge von Köpfen spukt die doch den Socialismus zu verabscheuen behaupten. Dies fällt uns bei der neuen Schrift Frégier's ein, der als ein Mann der Ordnung und Feind des Socialismus sich vielfach gezeigt hat. Diese „Solution nouvelle du problème de la misère“ ist Nichts als der reinste Socialismus, eine Wiederholung aus den Jahren 1793 und 1848. Das Hauptmittel Frégier's zu seiner „Lösung“ ist: dem Arbeiter ein Minimum des Arbeitslohns zu garantiren; die Ortsobrigkeit und die Industriechefs bezahlen es. Zu diesem Minimum gehört nicht blos das Nothwendigste zur Ernährung, Bekleidung, Heizung und Wohnung für den Arbeiter nebst Familie, sondern auch die Betheiligung an einer Hülfskasse für Krankheitsfälle und Altersschwäche. Wie Das die Fabrikanten einrichten sollen ist freilich nicht angegeben, wenn sie nur zu jeder Zeit das Minimum schaffen. Allein Dies würde aber nur durchführbar sein, wenn ihrerseits die Fabrikinhaber stets des Absatzes und des Preises der Waaren sicher wären, den sie also nach ihrem Willen müßten bestimmen können; sie müßten ein Minimum haben unter welchem die Waaren nicht verkauft werden könnten. Das kommt aber auf das Maximum heraus welches im Jahre 1793 der Convent decretirte. Aus dieser Mutteridee Frégier's sind nun mancherlei Sprößlinge entstanden. Würde das Minimum zum Gesetz, so würden schon drei Viertheile aller Werkstätten geschlossen und die Arbeiter also brotlos werden. Frégier läßt daher den Staat, die Departements, die Gemeinden sofort Arbeit geben. Dem Minimum des Arbeitslohns müßte dann seitens der Arbeiter durch ein Minimum der Arbeit entsprochen werden; man wäre also wieder bei den Nationalwerkstätten oder den ateliers sociaux Louis Blanc's traurigen Andenkens angekommen. Man sieht an Frégier zu welchem Ziele man kommt, wenn man die Freiheit der Arbeit aufgibt und zu tyrannischen Zwangsmitteln greift. Die Freiheit der Arbeit und Arbeitsgebung ist die sicherste Garantie für den Arbeiter, wenn sie auch mitunter seine Feindin zu sein scheint. 2.

Der Symboliker Cicero.

Bekanntlich bestand bei den alten Römern die Strafe der Vatermörder darin daß sie lebendig in einen Sack eingenäht und so in einen Fluß geworfen wurden. Cicero erkannte in der Bestimmung dieser Strafe eine tiefe Weisheit, indem er die ganze Sache aus dem symbolisch-allegorischen Gesichtspunkte betrachtet, und jene Strafe selbst auf eine Darlegung des im Vatermorde liegenden unnatürlichen Frevels zurückführt. Daher, sagt er in der Rede für Roscius Amerinus (Cap. 26), ward Derjenige

der seinen Vater oder seine Mutter getödtet hatte des Gebrauchs und Genusses alles Dessen beraubt, woraus alle Dinge entstanden sein sollen: des Himmels, der Sonne, des Wassers und der Erde, und weder wollte man solche natürliche Frevler zur Strafe den Thieren vorwerfen (wie sonst wol im alten Rom geschah), noch sie nackt ins Meer werfen lassen, damit sie nicht das Wasser verunreinigten, dessen man sich damals zur symbolischen Reinigung bediente. Man entzog dem Vatermörder, indem man ihn in einen Sack einnähete, die Luft, das Wasser, die Erde; er sollte leben solange er könnte ohne die Luft des Himmels einzuathmen; er sollte sterben ohne daß seine Gebeine die Erde berührten; er sollte von den Fluten hin und her getrieben werden, und wenn er endlich ans Land geworfen würde, sollte der Todte auch nicht einmal auf einem Felsen Ruhe finden. Diese Deutung Cicero's, die er in der in einem Alter von 26 Jahren gehaltenen Rede (vielleicht nicht ohne Absicht) aufgestellt hatte, ward damals mit Beifall aufgenommen; allein er selbst nahm sie später, wie man aus seinem Buche: „Der Redner" („Orat.", 30), ersieht, geradezu zurück. Die orientalisch-symbolisch-allegorisirende Richtung, der der Jüngling Cicero gehuldigt hatte, war später bei ihm der occidentalischen Verstandesrichtung gewichen, und er schien solche symbolische Deutung in einem höhern Alter für — Thorheiten und Ungereimtheiten zu halten. 32.

Kleine Notizen aus Anlaß des großen londoner Weltmarkts.

Vielleicht dürfte es gerade jetzt nicht uninteressant sein einige Beispiele zusammenzustellen, wieviel das durch seinen Kunstfleiß und seine Industrie so blühende England früher von fremden Völkern geborgt hat, welche es nun so stolz zu seiner Weltmesse entboten. Wer sollte denken daß vor drei und einem halben Jahrhunderte oder vor vier Menschenaltern jenseit des Kanals die Gärtnerei kaum gekannt war. Von 1503 an brachte man die gewöhnlichsten Küchengewächse aus Brabant. Kraut und Kohl wurden 1510 aus Holland eingeführt; Sir A. Ashley von Dorset pflanzte sie zuerst. Rüben kamen 1540 und Karfiol erschien zum ersten mal 1663 aus Cyprus, aber nicht in hinreichender Menge gezogen um auf dem Markte verkauft zu werden, was nicht vor der Regierung Karl's II. geschah, ungefähr 1670. Der französische Marschall Graf Tallard brachte 1704 während seiner Gefangenschaft in England den Sellerie auf die britischen Tafeln. Salat war ein seltenes Gericht in den Tagen Heinrich's VIII. Wenn Königin Katharina Salat essen wollte, schickte sie einen Boten nach Holland und Flandern um Lattig zu holen. Um die nämliche Zeit brachten Hawkins, Drake und Raleigh Kartoffeln und Taback. Selbst Petersilie kommt von Aegypten; Spanien sandte Erbsen, Griechenland Bohnen. Die alltäglichsten Blumen: Rosen, Aurikeln, Lilien, Nelken sproßten erst unter dem Scepter Heinrich's VIII. und der Königin Elisabeth empor. Trotz der Berühmtheit welche britische Nadeln auf dem Continent genießen wurden die von Kupferdraht 1540 aus Frankreich gebracht, und in England zuerst von Katharina Howard, Gemahlin Heinrich's VIII., gebraucht. Vor der Erfindung der Nadeln bedienten sich beide Geschlechter der Bänder, Schlingen, Borden, Spitzen, Haken und Spießlein von Kupfer, Silber und Gold. Der Ausdruck „Nadelgeld" entstand von gewissen Geschenken welche die alten Nadelmeister zu Paris den Weibern und Kindern der Leute zu machen pflegten mit welchen sie einen großen Handel abschlossen. 8.

Aus dem vor kurzem erschienenen, in Nr. 115 d. Bl. bereits besprochenen Werke von Fanny Lewald: „England und Schottland", entnehmen wir die Notiz: daß der Verfasser des vor einigen Jahren unter dem Namen Mariotti erschienenen Werkes über Italien ein in London lebender italienischer Flüchtling Namens Galenga ist. Jenes Buch über Italien ist nie italienisch, sondern ursprünglich englisch geschrieben. 38.

Bibliographie.

Adler, C., Aphorismen über die staatlichen Zustände Polens vor der ersten Theilung des Reichs. Berlin, Geelhaar. Gr. 8. 19 Ngr.

Album der neuern deutschen Lyrik. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rechtliche Beleuchtung der Kurhessischen September-Verordnungen. Zur Kritik der Schrift: Die Kurhessischen Verordnungen vom 4., 7. und 28. Septbr. 1850, von H. Martin. Herausgegeben von H. A. Zachariä. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 15 Ngr.

Bilder aus der Geschichte. I. Friedrich der Große. Anekdoten und Charakterzüge. Mit dem Facsimile der Unterschrift und eines Schlachtplans des großen Königs. II. Ueber die französische Revolution. III. Berlin im Jahre 1807. Vom Verfasser der Schrift: „Die Polen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Volkes aus den Erinnerungen eines alten Justizbeamten." Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 2te vermehrte Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog. Berlin, Decker. 12. 1 Thlr.

Bohde, Hermine, Der Freund. Dem Interesse der treuen Kämpfer „mit Gott für König und Vaterland" aus den Jahren 1848—49 geweiht. Zwei Bände. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr.

Dethleffs, Sophie, Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Heide, Pauly. 8. 1 Thlr.

Exilium melancholiae oder weltliches Gesangbuch. Eine Sammlung humoristischer Lieder und Gedichte aus den Fliegenden Blättern. Mit den Original-Holzschnitten. München, Braun u. Schneider. 8. 1 Thlr.

Die Familie Duchemin, oder: Das Leben des Proletars, eine wahre Geschichte herausgegeben von L. Blesson. Berlin. 16. 10 Ngr.

Die kirchliche Gesetzgebung des Fürstenthums Waldeck. Von C. Curtze. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Grote, L., Juvenilien. Leipzig, Hinze. 16. 25 Ngr.

Hänle, C. F., Die Ursache der inneren Erdwärme, die Entstehung des Erdplaneten, der Feuerkugeln, Sternschnuppen und Meteorsteine. Lahr, Geiger. Gr. 8. 10 Ngr.

Hase, K., Neue Propheten. Drei historisch-politische Kirchenbilder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Helvetia. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Herausgegeben von L. Schücking. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 12. 2 Thlr. 5 Ngr.

Hesekiel, G., Soldatengeschichten. Magdeburg, Baensch. 16. 10 Ngr.

Hübner, O., Die Irrthümer des Schutz-Systems. Beleuchtung der Rede des Hrn. Thiers. Leipzig, Hübner. 8. 15 Ngr.

Keim, C. T., Die Reformation der Reichsstadt Ulm. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 1 Thlr.

Die christliche Kirche und Schicksale und Verfolgungen ihrer Bekenner bis auf die neueste Zeit. Ein Haus- und Familienbuch. 16 Lieferungen. Dresden. Gr. 4. à 4 Ngr.

Kulemann, R., Der Bauernkrieg oder das Trauerspiel in Deutschland. Ein Drama. Leipzig, C. F. Schmidt. 16. 22½ Ngr.

Künzel, H., Leben und Reden Sir Robert Peel's. Ein Beitrag zur Geschichte, constitutionellen Entwicklung und Politik Englands während der letzten vierzig Jahre [1810—1850]. Zwei Bände. Nebst Peel's Bildniß nach Sir Th. Lawrence. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 3 Thlr.

Liebesbriefe historisch berühmter Personen. Ein Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Mit historischen Ein-

leitungen versehen und nach den Nationen geordnet. I. Frankreich. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Lieder Gottfrieds von Neifen herausgegeben von M. Haupt. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Löhe, W., Kirche und Amt. Neue Aphorismen. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 14 Ngr.

Magerstedt, A. F., Die Bienenzucht der Völker des Alterthums, insbesondere der Römer. Ein Hülfsbuch für Archäologen, Naturhistoriker und Bienenzüchter. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 20 Ngr.

Minutoli, A. v., Die Lage der Weber und Spinner im Schlesischen Gebirge und die Maßregeln der Preußischen Staats-Regierung zur Verbesserung ihrer Lage. Unter Benutzung amtlicher Quellen zusammengestellt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Memoiren eines Weltkindes. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 8. 3 Thlr.

Petrarca's, Francesco, sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. 3te verbesserte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Plehwe, A. v., Entwurf über die Bildung der Erde oder: der Erdenraum in seinem Werden, von seinem Hervorgehen bis zu seiner Vollendung. Freienwalde. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Politik Oesterreichs mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Leipzig, Jackowitz. 8. 15 Ngr.

Prati, G., An Fanny Elßler. Eine Apotheose. Nach dem Italienischen frei bearbeitet und ergänzt von G. Cerri. Wien, Keck u. Pierer. 8. 10 Ngr.

Rau, H., Deutsche Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Rau, K. H., Ueber den kleinsten Umfang eines Bauerngutes. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden, Proklamationen, Botschaften, Erlasse und Ordres Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. Vom Schlusse des Vereinigten ständischen Ausschusses, am 6. März 1848, bis zur Enthüllungs-Feier des Denkmals Friedrich des Großen, am 31. Mai 1851. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8. 15 Ngr.

Die Revolution in Tirol. Von einem Tiroler. 1stes Heft. Innsbruck. 8. 5 Ngr.

Ries, J., Rückblicke auf Hamburg und Cabale ohne Liebe. Als Vorläufer meiner Memoiren. Altona. 8. 15 Ngr.

Rückert, L. J., Theologie. 1ster Theil. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmitt, K., Jakob Ayrer. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas. Marburg, Elwert. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Paul Flemming. Nach seiner literargeschichtlichen Bedeutung dargestellt. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmitt, L. C., Die Bamberger Synoden. Bamberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Schröter, G. A., Gedanken über das religiös-kirchliche Element auf den Gymnasien. Ein Nachklang der thüringer Kirchenconferenz vorigen Jahres in Gotha sowie von dem bald darauf gefeierten Herderfeste in Weimar und Beitrag zur guten Sache der innern Mission unserer evangelischen Kirche. Arnstadt, Meinhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Schulz, C. S. F., Ueber die Grundsätze und Gedanken, welche die deutschen Reformatoren in Bezug auf die Kirchengewalt und die Befugniß zu ihrer Ausübung innerhalb der lutherischen Kirche ausgesprochen haben. Eine Betrachtung, welche sich auf die der evangelischen Kirche in unserm Lande bevorstehenden Veränderungen bezieht. Berlin, Grobe. Gr. 8. 8 Ngr.

Smith, J., Ueber den Schiffbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Eine antiquarische Abhandlung. Aus dem Englischen übertragen von H. Thiersch. Marburg, Elwert. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Staatsdienst und der Preußische Beamtenstand. Historisch-kritische Betrachtungen, nebst Skizzen aus der National-Versammlung zu Berlin im Jahre 1848. Marburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Storch, P., Der Bauernstand in Rußland. St. Petersburg. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Vaerst, E. Baron, Gastrosophie oder die Lehre von den Freuden der Tafel. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die vierzig Veziere oder weisen Meister. Ein altmorgenländischer Sittenroman zum ersten Male vollständig aus dem Türkischen übertragen und mit Anmerkungen versehen von W. F. A. Behrnauer. Leipzig, Teubner. 8. 2 Thlr.

Villanus, C., Die kleine Messiade. Bonn, Weber. 12. 15 Ngr.

Vincas, H., Kirche und Schule ein Ganzes. Oldenburg, Schulze. 8. 12 Ngr.

Südslavische Wanderungen im Sommer 1850. Zwei Theile. Leipzig Herbig. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wangemann, L., Der wechselseitige Unterricht, [nicht Bell-Lacastersche Methode] die Vollendung des Elementarunterrichts. Mit besonderer Anwendung auf den Sprach- und Rechnenunterricht. Merseburg. Gr. 8. 16 Ngr.

Wippermann, E., Die altorientalischen Religionsstaaten. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Wurzbach, C., Beiträge zur Culturgeschichte Polens. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Sprüchwörter der Polen historisch erläutert, mit Hinblick auf die eigenthümlichsten der Lithauer, Ruthenen, Serben und Slovenen und verglichen mit ähnlichen anderer Nationen; mit beigefügten Originalen. Ein Beitrag zur Kenntniß slavischer Culturzustände. 2te veränderte und starkvermehrte Ausgabe. Wien, Pfautsch u. Voß. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Der Anschluß der Josefstädter Gemeinde an die Prager Hauptgemeinde. Mit Urkunden und Beilagen. Prag, Ehrlich. Lex.-8. 10 Ngr.

Anklage einer Majestätsbeleidigung des großen dänischen Volkes, aus dem Jahre 1845, begangen von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 12. 10 Ngr.

Christern, W., Dulon vor dem Reichs- und Bundestage in Frankfurt, oder die protestantische Selbstständigkeit in der höchsten Gefahr. Ein Ruf an das ganze noch nicht katholische Deutschland. Bremen, Geisler. 8. 3 Ngr.

Douai, C. D. A., Katechismus für Glieder freier Gemeinden. Bremen, Geisler. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Die Politik auf der Kanzel. Ein Wort zur Berichtigung. An die Gebildeten aller Stände. Von *n. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851 und die Theologie unserer Zeit. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Ngr.

Spiegelthal, C. A., Die Organisation des Auswanderungswesens und ihr Einfluß auf die deutschen Handels-Verhältnisse, mit Bezugnahme auf die Einführung eines zeitgemäßen gemeinschaftlichen Handelssystems, zunächst den hohen deutschen Staatsregierungen zur Prüfung anheimgegeben. Leipzig, Hartmann. 8. 10 Ngr.

Streckfuß, A., Ein Buch der Republik. Politischer Leitfaden für das Volk zur Beurtheilung der französischen republikanischen Verfassung und der jetzt schwebenden Revisionsfrage. Berlin, Mylius. 8. 5 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben das

sechszehnte Heft, Bogen 43—50 (Schluß) des zweiten Bandes.

Biermann — Blutgefässe.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im September 1851. **F. A. Brockhaus.**

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Neu erschien:

LXXVIII. LXXIX. Petrarca's (Francesco) sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster.** Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die früher erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übers. und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav** III., Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übers. von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr. — LXX—LXXIII. **Lesage**, Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith**, Der Landprediger von Wakefield. Aus dem Englischen übersetzt durch von der Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV—LXXVII. Rußlands Novellendichter. Uebertragen mit biographisch-kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1851. F. A. Brockhaus.

In kurzem erscheint in unserm Verlage:

Das Strafgesetzbuch für die Preußischen Staaten

mit Beifügung der nach den neuesten Strafgesetzbüchern in Oesterreich, Baiern, Oldenburg, Sachsen, Braunschweig, Lippe-Detmold, Hannover, Hessen-Darmstadt, Baden und den Thüringischen Staaten **geltenden Strafbestimmungen.**

Herausgegeben von

Dr. C. F. Müller.

Gr. 8. circa 25 Bogen.

Nachdem Preußen in die Reihe derjenigen Staaten getreten ist, welche neuere, entsprechendere Strafgesetzbücher erlassen haben, diese Staaten aber den überwiegend größten Theil Deutschlands umfassen, dürfte es dem zahlreichen Juristenstande erwünscht sein eine Ausgabe veranstaltet zu sehen, welche die Abweichungen der sämmtlichen übrigen neuern deutschen Strafgesetzbücher enthält.

Halle, im August 1851.

C. A. Schwetschke & Sohn
(M. Bruhn).

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Engelchen.

Roman
von
Robert Prutz.

Drei Theile.

12. Geh. 5 Thlr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum als Literarhistoriker wie als Lyriker und Dramatiker längst rühmlichst bekannt, tritt in dem vorliegenden Werk zum ersten male auch als Romanschriftsteller auf. Wir glauben deshalb die allgemeine Aufmerksamkeit besonders auf diesen Roman hinlenken zu müssen, und um so mehr als derselbe seit seiner Mittheilung in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" schon in den weitesten Kreisen lebhaftes Interesse und großen Beifall gefunden hat. Scharfe und durchaus wahre Charakteristik, außerordentlich spannende Handlung und vor allem innigste Beziehung auf die socialen Verhältnisse der Gegenwart sind als die größten Vorzüge dieses Romans zu bezeichnen.

Leipzig, im September 1851.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundzüge
der
philosophischen Botanik
von
Dr. F. T. Kützing.

Erster Band.

Historische Einleitung. Methode. Naturleben. Die Pflanzentheile.

Mit 18 Tafeln Abbildungen.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dr. Kützing, der bekanntlich mit seiner 1843 erschienenen *„Phycologia generalis"* eine neue Epoche auf diesem Gebiete begründete, gibt der dort befolgten Methode der Naturforschung in diesem neuen Werke eine allgemeine Bedeutung. Nach einer historischen Einleitung folgt die Darstellung seiner Methode vom philosophischen Standpunkte aus. Dann untersucht derselbe, zu dem praktischen Theile der Botanik sich wendend, die Stoffformen und das Zellenleben in seiner ganzen Ausdehnung. Daneben befinden sich zahlreiche neue Untersuchungen, durch die beigegebenen Abbildungen erläutert. Der zweite Band, der die morphologische Behandlung der Hauptpflanzengruppen und das Verhältniss der Pflanzen zur übrigen Natur erörtert, erscheint im nächsten Jahre. Es wird dieses Werk wegen seines allgemeinen chemisch-physiologischen und philosophischen Gehalts nicht nur das Interesse der Botaniker, sondern auch das der Chemiker, Physiologen und Philosophen in hohem Grade erregen.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

Species Algarum. Gr. 8. 1849. 7 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Declamatorium
von
Karl Ludwig Kannegießer.

8. Geh. 2 Thlr. 14 Ngr.

Die einzelnen Theile auch unter besondern Titeln:

I. **Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter.** Dritte, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. 1851. 18 Ngr.

II. **Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter.** Dritte, vermehrte Auflage. 8. 1850. 21 Ngr.

III. **Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter.** Zweite, vermehrte Auflage. 8. 1842. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 118. —— 13. September 1851.

Inhalt.

Das neueste deutsche Drama.

Eine Uebersicht.

Zweiter Artikel.*)

18. Ulrich von Hutten oder Revolution und Reformation. Ein Trauerspiel in fünf Acten aus der deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts von Ernst Ulrich. Erlangen, Heyder und Zimmer. 1851. 8. 21 Ngr.

„Keinen größern Feind der Reformation und der Reform gibt es als die Revolution. Was jene aufbaut zertrümmert diese wieder" — so lautet das Motto vorliegender Tragödie, und Das ist die Idee welche sich durch das ganze Drama hindurchzieht. Wir haben es hier offenbar mit einem Dichter zu thun: Das würde schon die ebenso durch Gedankenreichthum als Formgewandtheit ausgezeichnete Widmung an A. E. Fröhlich welche dem Buche voransteht beweisen. Aber auch das Drama selbst enthält viele von innerlichster Poesie durchdrungene Partien, wie vor allem die Schlußscene, in welcher Hutten zur Erkenntniß des Unrechts kommt, an welchem er untergeht. Dagegen als dramatischer Dichter scheint sich Ulrich mir nicht bewährt zu haben. Zwar daß das Schicksal Hutten's, der Untergang des Feuerkopfs im Dienste der Idee, weil er sich in den Mitteln zu ihrer Vertheidigung vergreift, tragisch sei und den Stoff einer Tragödie bilden könne, wird Niemand leugnen. Aber wie behandelt unser Dichter diesen Stoff? Führt er uns mitten in die Kämpfe hinein welche damals Deutschland durchbrausten? Sehen wir die Helden handeln, kämpfen, fallen? Im Gegentheil wird uns der meiste Theil des Stoffs statt vor die Augen vor die Ohren geführt; Gespräche und Erzählungen nehmen den weitaus überwiegenden Raum ein und für die sichtbare Handlung bleibt wenig Platz. Aber auch abgesehen von diesem Hauptfehler eines Dramas fehlt es dem Dichter an dramatischer Gestaltungskraft. Wenn zuerst Hutten durch den Eigensinn seines Vaters, der ihm die bürgerliche Braut versagt, sich zu einer Art von Patriotismus aus Verzweiflung hindrängen läßt, so schwächt Das unsere Achtung vor der Reinheit seiner Motive. Und doch bedarf es dieser Achtung in vollem Maße, damit sie dem spätern sittlichen Unrecht des Helden die Wage halten könne. Wenn aber der eigentliche Antrieb zur gewaltthätigen Auflehnung gegen Kaiser und Reich in die einfache Aussage Hochstraaten's gelegt wird daß der Kaiser ihm den Mord Hutten's aufgetragen hatte: so ist diese Motivirung doch gar zu unwahrscheinlich. Kann es etwas Plumperes geben als diese Lüge Hochstraaten's einem Manne gegenüber der ihn als ausgemachten Schurken kennt? Und dennoch glaubt Hutten nicht nur diese plumpe Erfindung, sie ist es die ihn zum Aeußersten treibt. Wenn nun in der Schlußscene, nach allen blutigen Gräueln des Bürgerkriegs, auch Hutten erfährt was wir andern Zuhörer längst wußten, daß Hochstraaten gelogen: so ist die Empfindung welche durch den Gedanken hervorgebracht wird, alles dieses Unheil fließe aus einer plumpen Lüge und der Leichtgläubigkeit eines sonst klugen Mannes, nicht tragisch, sondern peinlich. Im Uebrigen habe ich schon oben hervorgehoben daß es nur dramatische Eigenschaften sind die ich dem Gedicht abspreche. Ich bin überzeugt daß auf dem lyrischen und epischen Gebiet Ulrich sehr Tüchtiges leisten würde.

19. Adelheid. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Heinrich Lucius. Leipzig, H. Fritzsche. 1850. 8. 1 Thlr.

Verba, verba praetereaque nihil. Und die Worte sind weder geistreich noch auch nur richtig. Goethe hat auf die Leichtigkeit der poetischen Production in einer so ausgebildeten Sprache wie die deutsche ist aufmerksamgemacht. Eine Sprache in welcher die gangbarsten poetischen Bilder und Empfindungen millionen mal ausgedrückt vorliegen, dichtet manchmal für den Dichter. So haben wir manche Dichtungen entstehen sehen. Aber so werthlos Dergleichen sein mag, so erfodert es von dem Dichter doch Eins: Kenntniß der Sprache und Beherrschung der Form. Wo aber gegen die einfachsten Regeln der Orthographie und Grammatik gesündigt wird, sodaß manchmal aller Sinn aufhört: da hört auch die gebildete Sprache auf eine Macht zu sein. Wir sind es gewohnt, seit lange gewohnt, den Versbau verwildert und haarsträubend zu finden. Wenn sich aber damit eine vollständige Unkenntniß deutscher Grammatik verbindet, dann reißt auch dem Kritiker die Geduld. Man höre:

Und müssen wir steigen
Auf blutige Leichen,
Feiler, sklavischer Henkersknechte,
Wir wollen erkämpfen geheiligte Rechte!
Wir Klingen! ein Herz, ein Geist, ein Glaube!
Ein Racheschwert an dem frechen Raube.
Im Namen der Gottheit, die ewig gerechte,
Sind wir Beschützer bedrängter Geschlechte.
— — — — — — —

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 80 d. Bl. D. Red.

Bis das schwarze Tyrannenblut
Unsere ringenden Klingen färbt,
Und Tod oder Sieg um den Kampfspreis werbt.

Welche Verse und welche Sprache! Und doch sind die angeführten Verse beiweitem nicht die stärksten in ihrer Art. Und fast jede Seite bietet mehre logische oder grammatische Unbegreiflichkeiten. So heißt es (IV, 1) gar:

Ich schlürfe schöne blaue Atmosphäre!

Daß in einem derartigen Werk nach dem eigentlich Dramatischen keine Frage sein kann, versteht sich wol von selbst. Neben ihm nimmt sich das unten zu besprechende Raupach'sche Stück, welches den gleichen Stoff behandelt, wie ein Kunstwerk aus.

20. Die Genfer. Trauerspiel in fünf Acten von Maximilian Ring. Breslau, Trewendt und Granier. 1850. 8. 22½ Ngr.

Das vorliegende Drama behandelt den bekannten Proceß Servet's in Genf. Auf die Anklage Calvin's wird der Philosoph vor Gericht gefodert, und da er hier sich zu der Autorschaft der als ketzerisch bezeichneten Schriften bekennt, zum Feuertod verurtheilt. Die Frau Calvin's macht vergebliche Anstrengungen ihn zu retten und stirbt im Wahnsinn. Ebenso wenig Erfolg haben die Bemühungen der Libertins diesen Fall zum Sturz des Despoten Calvin zu benutzen; sie scheitern an ihrer eigenen Muthlosigkeit und der imponirenden Autorität Calvin's. Man sieht daß dieser Stoff einige Aehnlichkeit mit „Uriel Acosta" von Gutzkow bietet. Aber „Die Genfer" leiden an einem Fehler der sich dem „Uriel Acosta" nicht vorwerfen läßt. In der letztern Tragödie sehen wir in dem Umfang der fünf Acte des Stücks die mannichfaltigen Kämpfe eingeschlossen welche der Held nach innen und außen zu bestehen hat. Die tragische Katastrophe erwächst naturgemäß aus allem Dem was wir vor unsern Augen haben geschehen sehen und mit unsern Ohren gehört haben. Ganz anders in der vorliegenden Tragödie. Servet hat längst sein berühmtes Buch „De trinitatis erroribus" geschrieben und veröffentlicht; er kommt nach Genf — und das Ganze was uns nun geboten wird ist sein Proceß, d. h. das Ende einer Reihe von Facten, Gedanken und Entwickelungen, die alle vor dem Beginn des Stücks liegen. Das ist nicht dramatisch und nicht tragisch: daher werden wir nicht warm bei der Sache und unsere Theilnahme für Personen und Handlung bleibt immer eine sehr oberflächliche, weil unsere Bekanntschaft mit Beiden von zu neuem Datum ist. Dazu kommt daß zwar die beiden Hauptcharaktere scharf gezeichnet und gehalten sind, die übrigen aber so bläß und farblos dastehen daß sie kaum lebendige Theilnahme erwecken werden. Ich spreche nicht von der Figur der Francisca Perrin, die gar keine selbständige Bedeutung, sondern genau nur die Rolle der altfranzösischen Confidente hat, d. h. sie ist da um Calvin's Frau sprechen zu machen. Aber diese selbst, wie oberflächlich und unwahrscheinlich ist die Motivirung ihrer plötzlichen Begeisterung für Servet! Können wir so in der Hauptsache uns nicht für Ring's Tragödie aussprechen, so glauben wir doch aus der maßvollen Darstellung, welche an vielen Stellen des höhern poetischen Schwungs nicht ermangelt, die Hoffnung schöpfen zu dürfen daß der Dichter bei größerer Behutsamkeit in der Wahl des Stoffs und bei gesteigerter Energie in der Gestaltung des gewählten Erfreuliches leisten werde. In Beziehung auf die Form möchte ich noch darauf hinweisen daß dem Versbau eine etwas größere Beachtung zu widmen sein dürfte, damit nicht, wie hier, so viele Alexandriner mitunterlaufen.

21. Gesammelte dramatische Werke von Ludwig Franz Deinhardstein. Vierter Band. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn man es mit einem bekannten und bewährten dramatischen Veteranen wie Deinhardstein zu thun hat, so würde es sehr überflüssig sein seine allgemeine Eigenthümlichkeit und Richtung des Weitern zu besprechen. Weiß doch Jedermann der sich um die deutsche Bühne nur etwas bekümmert hat daß dieselbe dem Fleiße und dem Talent unsers Dichters schon viele und werthvolle Gaben zu verdanken hat. Ich erinnere nur an den überall mit Beifall aufgenommenen „Hans Sachs", und besorge nicht daß eine verschrobene Aesthetik dieses Drama deshalb werde verwerfen wollen, weil es ein Künstlerdrama ist. Auch die vorliegenden dramatischen Dichtungen sind mit Ausnahme von „Stradella" schon gegeben worden. „Erzherzog Maximilian's Brautzug" enthält die Kämpfe und Siege Maximilian's für seine Braut Maria. Wenn der „Theuerdank" die Quelle dieses recht ansprechenden Dramas gewesen ist, so bin ich geneigt das Verdienst des Dichters um so höher anzuschlagen, der es verstanden hat aus diesen unerquicklichen allegorischen Wachsfiguren lebensvolle dramatische Charaktere zu bilden. Die Bühnenkenntniß und Erfahrung des Dichters bewährt sich auch hier, ohne in Effecthascherei überzugehen, ein Fehler, vor dem ihn der in ihm liegende poetische Fonds bewahrt. Ich zweifle nicht daß das Drama auf der Bühne einen glücklichen Erfolg haben wird. Aber würde es nicht besser gewesen sein die Geschichte von der Martinswand entweder ganz wegzulassen oder wenigstens den zweiten und dritten Act in einen zusammenzuziehen? So bezeichnend nämlich dieses sich in das ritterliche Waidwerk Vertiefen für den geschichtlichen Max ist, diese Jagdwuth zu einer Zeit wo er jede Stunde für seine wahren Interessen in den Niederlanden hätte verwerthen sollen: so sehr wird das Interesse des Hörers, welches nach den bevorstehenden größern Ereignissen hineilt, dadurch aufgehalten. Kunz beweist seine Treue im Folgenden zur Genüge, und was den ungetreuen Raffinger betrifft, der den Kaiser auf den gefährlichen Pfad verlockt haben soll, so ist diese Geschichte an sich nicht eben sehr wahrscheinlich. Doch — einem solchen Kenner der Bühne gebe ich dieses Bedenken, ohne eine Entscheidung auszusprechen, nur zur Erwägung anheim. — Das zweite Drama enthält die Geschichte des Sängers Stradella. Er liebt ein Mädchen, wird von dem Vater desselben als einfacher Sänger verworfen, entführt es und versöhnt endlich den Vater um so leichter durch seinen sich verbreitenden Ruf, als unterdessen auch der alte Bräutigam, den dieser seiner Tochter bestimmt hatte, so freundlich ist zu sterben. Seinen Schüler und Nebenbuhler Mari entwaffnet Stradella durch seine Großmuth und verweist ihn zur Entschädigung für die verlorene Braut und zur Buße für seine eifersüchtigen Aufwallungen auf den Weg des Ruhms. Voilà tout. Aufrichtig gestanden, dergleichen Geschichten sind gar zu oft dagewesen als daß sie noch einen erheblichen Eindruck machen könnten. Die Entwickelung erscheint uns naiv, weil wir sie beinahe auswendig wissen, und der Brackenburg-Mari mit seiner fixen Idee, durchaus geliebt sein zu wollen, ist beinahe komisch. Mit Einem Worte über das Stück zu urtheilen: Stradella ist für das Jahr 1851 ein Anachronismus. — Endlich noch ein Lustspiel: „Irrthum und Liebe." Das Stück ist recht heiter und erfreulich, wenn auch vielleicht nicht präcis und abgerundet genug. Besonders wohl thut die elegante Sprache auch in den heitern Partien, ein Vorzug dessen sich nicht alle Lustspiele erfreuen.

22. Dramatische Zeitgemälde von H. Graf von Veltheim. Braunschweig, Leibrock. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein überaus merkwürdiges und bedeutendes Buch. Tiefe Geschichtsauffassung, ein Reichthum der herrlichsten Gedanken, ein scharfer Blick für das Charakteristische und Individuelle der Zeiten und Menschen machen dasselbe zu einer Erscheinung wie sie immer seltener in unserer schönen Literatur werden. Zwar eigentliche Dramen haben wir hier nicht vor uns und der Verfasser selbst hat Das wol mit dem Namen dramatischer Zeitgemälde bezeichnen wollen. Ein großartiges Bild der Zeiten, zu weit und zu breit um sich in strenge dramatische Form

zu fügen, ganze Blätter der Weltgeschichte liegen uns in den beiden Stücken die uns dieses Buch bietet vor. Daher mag es kommen daß neben der durchsichtigsten und energischesten Farbengebung manchmal dunkele Partien bleiben, weil der Dichter auf das Allgemeine den Blick gerichtet, aus diesen allgemeinen Ideen herausschrieb und das Einzelne eben nur aus dem Ganzen heraus verstanden wissen wollte. Auch klären sich diese Partien immer mehr auf, jemehr es dem Leser gelingt den festen Standpunkt zu gewinnen von welchem aus das Ganze begriffen sein will. Bei dem ersten Lesen blieb mir Vieles dunkel was ich später, in den Mittelpunkt des Gemäldes gestellt, nicht nur begriff, sondern auch als nothwendig begreifen mußte. Doch möge der Dichter die wohlwollende Mahnung nicht überhören daß auch das Einzelne des Gemäldes an sich klar und verständlich sein müsse, wenn es den berechtigten Theil eines Kunstwerks ausmachen soll. Und überhaupt, so sehr uns das vorliegende Buch erfreut, ja überrascht hat, der unumstößliche Grundsatz darf darunter nicht leiden: daß ein Drama dramatisch, d. h. aufführbar sein müsse. So schön an sich, so geistreich, so reich an Schmuck und Gedanken die Ausläufer sind, welche die Stücke des Grafen Veltheim von der Bühne ausschließen, wir hoffen daß er mit der eines solchen Künstlers würdigen Mäßigung und Selbstbeherrschung bei seinen fernern Schöpfungen die strenge dramatische Form achten und damit des schönen Vorrechts des Dramatikers sich theilhaftig machen werde, zu tausend denkenden Geistern und tausend fühlenden Herzen zugleich zu sprechen. Das erste der beiden Stücke, „Die Erben der Zeit", behandelt die künstlichen und darum scheiternden Versuche die man im 18. Jahrhundert in Italien anstellte das alte Volksthum, den alten Ruhm und die alte Kraft neu zu beleben. Sie scheiterten wie sie immer scheitern werden, wenn man das Erstorbene von außenher zu einem zweiten Leben zu erwecken versucht. Ich kann es mir nicht versagen einige Verse abdrucken zu lassen welche die Idee des Stücks aussprechen und zugleich als Probe des gedankenschweren Inhalts dienen mögen:

D'rum jene Warnung laß uns wohl bedenken,
Die Höh' der Leidenschaft — stets bedingt
Durch Tiefe der Empfindung — nicht zu künsteln
Im Schoos des alten Volks, der platten Zeit,
Nicht Kraft und Sinn der Gegenwart zu leugnen
Um an dem Herde der Bequemlichkeit
Mit Heroismus Liebelei zu treiben.
Wol steht im Hintergrund der kleinen Zeit
Ein hoher Geist, den du beschwören möchtest.
Doch unheilschaffend schreitet er einher
Mit starrem Hohne, fremd der neuen Welt,
Und rasch versinkend wie er kaum erstanden
Zieht er hinab zu seinem Schattenreich
Die Geister die ihm nah verwandt, die letzten.
Unheimlich aber liegt der wüste Staat
Am neuen Tage da; in kalten Nächten
Hat bitt're Wahrheit schon die Knospen all
Versuchter Schöpfung fröstelnd angekränkelt.
Vergeblich weckest du das fremde Licht,
Das eig'ne liegt am Herde dir verloschen.

Noch höher als „Die Erben der Zeit" steht mir „Ende und Anfang", weil es ein größeres und großartigeres Interesse erregt als jene Epigonenbestrebungen. Der Untergang des weströmischen Reichs und der Aufgang germanischer Herrschaft — welch ein Stoff und wie großartig behandelt! Wenn es mir der Raum verbietet eine der vielen schönen Partien des Stücks, besonders eine der in ungebundener Rede behandelten, geradezu meisterhaften Volksscenen mitzutheilen: so verweise ich alle Freunde einer ernstern und doch von der Heiterkeit der Kunst durchleuchteten Lecture umsomehr auf das Buch selbst. Von dem Verfasser aber scheide ich mit dem aufrichtigen Wunsche eines baldigen dramatischen Wiedersehens.

23. Neue lustige Komödien. Von Adolf Glaßbrenner. I: Kaspar, der Mensch. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 10 Ngr.

Hier
Herrscht Nichts als Willkür und Verrücktheit. Hier
Hört, sozusagen, „wirklich Alles auf"
Was Form und Inhalt adelt. Ruh' und Ordnung
Der Poesie, wie jegliches Gesetz
Der Ethik und Aesthetik sind von ihm,
Dem schlechtgesinnt-unritterlichen Autor
Aufs äußerste verletzt. „Vernunft wird Unsinn",
Wahrheit wird Trug und Möglichkeit zur Here,
Und scheint euch Manches schlicht aus eurem Leben,
Schaut es nur näher an: es ist verrückt!
Stoff und Behandlung kämpfen um den Preis
Der Liederlichkeit, ihrer Dirne, die
Auf hohem Weinfaß sitzt und buhlerisch
Verliebte Blicke auf die Ritter wirft u. s. w.

Herzlich erfreut daß der Dichter sie der Mühe überhebt, kann die Kritik nur das vorstehende Urtheil desselben über sein eigenes Werk unterschreiben.

24. König Ottokar. Tragödie in fünf Acten und einem Vorspiele von Uffo Horn. Dritte Auflage. Leipzig, Hübner. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein modernes deutsches Drama in dritter Auflage! In der That eine sehr seltene Erscheinung. Das Stück ist dem Rath und der Bürgerschaft in Prag gewidmet: mit Recht, denn die böhmischen Städte und insbesondere die Königsstadt spielen in demselben eine glänzende Rolle. Seit Grillparzer's denselben Stoff behandelnder Tragödie hat man das Glück und den Fall Ottokar's als einen glücklichen Vorwurf der tragischen Kunst anerkannt, und es ist nicht zu leugnen daß in dem theilweise wohlberechtigten Uebermuth des Böhmenkönigs manches Motiv der Theilnahme und in seinem Untergang ein tragisch-erschütterndes Geschick erkannt werden mag. Uffo Horn hat den Stoff klar disponirt und die Umrisse des großen Kampfes zwischen Germanismus und Czechenthum treten in ihren Uranfängen lichtvoll vor die Seele. Mit besonderer Vorliebe, mit offenbarer Parteilichkeit neigt sich unser Dichter dem letztern zu: das Czechenthum und sein schwerttragender Apostel Ottokar überstrahlen, obschon besiegt, den deutschen Sieger beiweitem. So auffallend diese Auffassung bei einem deutschen Dichter, so wenig machen wir demselben ein Verbrechen daraus. Es ist edel auf Seiten des Unterdrückten, es ist so schön auf der Partei des Unterliegenden zu stehen. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Aber wir, Das müssen wir aufrichtig bekennen, kommen durch diese Auffassung des Dichters um den größten Theil des Genusses, den uns dieses Drama durch einen ergreifenden Stoff, eine gebildete Sprache und edle Gedanken sonst bereiten würde. Der Dichter in dem Feuer des Schaffens stellt sich, wie zu begreifen, auf die Seite seines Helden, den er mit allem Dem ausstattet was ihm die Liebe zu seinem Geschöpf eingibt: aber wir kalten Zuschauer, die wir kein schöpferisches Interesse an Ottokar nehmen, bleiben vor allen Dingen Deutsche und sehen in demselben den Feind unsers Volks. Da muß es uns wol verletzen daß Ottokar in dieser Tragödie wie eine Art Märtyrer stirbt, nicht durch die ureigene Kraft eines deutschen Heers und des Habsburgers, sondern durch den Verrath der Seinigen. Würden die Engländer unsers Schiller's „Jungfrau von Orleans" mit vielem Beifall empfangen? Ein Kunstwerk welches dem Nationalgefühl entgegentritt, statt sich von ihm tragen zu lassen, kann auf eine allgemeine Wirkung nicht rechnen. So wird diese Tragödie, trotz ihrer Vorzüge, auf deutschen Bühnen schwerlich jemals heimisch werden, wogegen sie in Böhmen wenigstens von einer starken Partei mit vielem Beifall begrüßt werden müßte.

25. Dramatische Erstlinge von Julius Eduard Hartmann. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr.

„Theodor Körner", vaterländisches Gemälde mit Gesang in vier Acten, ist recht erfreulich zu lesen und dürfte, wie ich glaube, auch auf der Bühne nicht ohne Wirkung bleiben, obgleich der Dichter in Theatercoups und Knalleffecten eine heutzutage sehr seltene Mäßigung beobachtet hat. Das Hauptverdienst des Dichters wie der Hauptvorzug des Dramas welches uns vorliegt liegt in der glücklichen Wahl des Stoffs. Theodor Körner, man halte von seiner dramatischen Thätigkeit was und so wenig man will, wiewol man auch hier seine Verdienste neuerdings ebenso oft unterschätzt als man sie einst übertrieben hat, gehört jedenfalls zu den Dichtern die mit ihren Liedern in das Volk einzudringen das Glück gehabt haben. Seine Lieder athmen die tüchtigste Gesinnung: Vaterland, Freiheit, Liebe — welche Töne könnte ein Dichter anschlagen die mehr Anklang im Volke fänden? Und als es galt für die Idee, deren Herold er gemacht, dreinzuschlagen, da vertauschte der Dichter die Leier mit dem Schwerte und mit seinem Blute hat er bei Wöbbelin den Ernst seiner Ueberzeugung besiegelt. Dazu der große Hintergrund eines für seine höchsten Güter sich erhebenden Volks — sollte es da an dramatischem Leben und Interesse fehlen? Die Gestaltung welche Hartmann dem Stoff gegeben hat ist im Ganzen sachgemäß und ansprechend: nur die Gestalt der Leonore Prohaska, die um einen Bruder zu rächen in Körner's Compagnie eintritt, sich in diesen verliebt und den Tod sucht, weil sie erfährt daß Körner eine Braut hat — dieses Zwittergeschöpf von Mann und Weib, welches weder recht zum Lieben noch zum Hassen kommt, würden wir mit Vergnügen missen.

Es folgt: „Der Hofnarr" in vier Acten, ein „Originaldrama". Viel Originelles habe ich gerade nicht in dem Drama entdecken können: im Gegentheil erscheint der Stoff und die Behandlung etwas rococo. Ein Hofnarr wird durch die Entdeckung einer Urkunde verführt sich für ein vertauschtes Kind des alten Grafen Waldsee, der im Morgenlande geblieben sein soll, zu halten. Er erlangt die kaiserliche Anerkennung und ist eben im Begriff den bisherigen, nunmehr als Usurpator erscheinenden Grafen Waldsee in die Narrenjacke zu stecken und sich seiner Braut zu bemächtigen, als der todtgeglaubte alte Graf in Gestalt eines Mönchs zurückkehrt und die von dem Narren vorgebrachten Beweise vernichtet. Es geht uns beinahe wie den zahlreich versammelten Vasallen, die vor dem alten Grafen wie vor einem Gespenst zurückschrecken: auch uns kommt die Geschichte gespenstig vor, wie eine dunkele Erinnerung an eine ferne Zeit, wo der ehrenfeste Rittersmann und das tugendhafte Burgfräulein sich auf unsern Bühnen herumtummelten und mittels der Burgverließe voll Ratten und Kröten, frommer Mönche und biderber Knappen der nöthige tragische Schauer mit obligater Rührung hervorgebracht wurde. Ils sont passés ces jours de fête. Abgesehen von dem antiquirten Sujet ist die Behandlung lobenswerth, wenn wir es auch nicht billigen daß von dem Vorrecht aller Ritter- und Räuberhistorien, so unwahrscheinlich als möglich zu sein, hier ein allzu unbescheidener Gebrauch gemacht wird. Uebrigens ist das Drama theils in Prosa, theils in Jamben, vierfüßigen Trochäen und sogar Daktylen geschrieben: ein Luxus der jetzt mehr und mehr Mode wird und der dramatischen Poesie so fern als möglich liegt, ganz abgesehen davon daß unsere modernen Dramendichter in der Behandlung der Metren eben keine Helden zu sein pflegen.

Bei dem dritten Drama: „Der Verheißene", Tragödie in fünf Acten, befürchtete ich eine jüdische Tendenztragödie; denn das Personenverzeichniß weist etwelche Rabbinen und unterschiedliche andere Juden nach, und es ist Gott und der Welt bekannt wie man uns mit dergleichen auf der Bühne halb zu Tode gehetzt hat. Nichts von alle Dem. Nur das tragische Schicksal des auserwählten Volks Gottes kommt in dem Trauerspiel zur Entfaltung; Niemand wird die Berechtigung dieses Pathos verkennen oder bestreiten. Auch die Fabel des Stücks ist geschickt erfunden und durch spannende Situationen zu einem poetisch befriedigenden Schlusse geführt. Die Sprache ist hier vorzüglich, insofern sie den Charakteren individuell angepaßt wird. Zur Probe eine kurze Stelle. David, der verheißene Messias, den der alte Jude zum Werkzeug seiner Rache gebrauchen will, erzählt von einem Besuche in der Kirche, wo er die Schwester des Statthalters erblickt hat. Die mitunterredende Esther, ebenfalls Jüdin, liebt einen Malteser.

David.

In jenen Tempel war ich eingetreten
Voll hoher Andacht: also dacht' ich mir
Den Tempel Salomo's in seiner Herrlichkeit.
Ich träumte, nicht mehr gäb' es Juden, Christen,
Nein, alle Menschen kämen hier zusammen,
Als Brüder friedlich ehrend einen Gott.
Und Sinn und Geist verschmolzen mir in Eins,
Entzückt vom Glanz des Schau'ns, vom Drang des Fühlens.
Doch, wie das Aug' in abendlichem Dunkel
Am Sternenhimmel ahnungsfreudig irrt,
Bis aus dem Meer der holde Mond erstrahlt,
Und nun der Blick, allein in ihn versenkt,
Nicht rechts, nicht links nach mattern Lichtern hascht,
Verschwand vor mir die ganze hehre Pracht,
Verdunkelt durch ein Weib. Zu Gott erhoben
Sah ich sie knien, in brünstigem Gebet.
O wär' ich das Gebet, so wünscht' ich mir
Was diesen Rosenlippen jetzt entschwebt.

Esther.

Du liebtest sie; so wünscht die Liebe nur!

David.

Mit Ungestüm zog mich's in ihre Nähe,
Ich mußte mit ihr knien und mit ihr beten,
Und als ein Amen, süß wie Harfenton,
Sie lispelte, da rührte, ach, mein Mund
Im trunk'nen Sinne ihres Kleides Saum.

Esther.

Du liebtest sie! So thut die Liebe nur!

David.

Da plötzlich riß des Volkes wilder Troß,
Entweichung rufend, blut'ge Rache schnaubend,
Von ihrer Seite mich. Bewußtlos hingetragen,
Galt's mir jetzt gleich, ob ich mein Leben ließ.

Esther.

Du liebtest sie; so duldet Liebe nur!

David.

Ich liebte sie!

Es folgen drei Possen. „Unsere Zeit" bringt die Bekehrung eines reactionnairen Steuerrevisors und seiner revolutionnair-republikanischen Frau zu der Partei des vernünftigen Fortschritts. Die Art und Weise dieser Bekehrung ist ziemlich unwahrscheinlich; noch unbegreiflicher aber der Misgriff dem Reactionnair und der Republikanerin eine Betschwester als Dritte im Bunde hinzuzufügen, eine Classe von Leuten die doch wahrlich im Jahre 1848 am wenigsten florirt hat. Zu einer rechten Heiterkeit kommt es in der Posse nicht. — Ungleich schlechter ist die „Testamentsclausel". Der Dichter hat sich hier erlaubt ein ganz verbrauchtes Motiv noch einmal zu benutzen. Drei Mädchen schrecken durch angenommene Unliebenswürdigkeit einen Freier ab den sie nicht leiden mögen, und gewinnen dadurch ihres Vaters Erlaubniß zur Verbindung mit ihren Geliebten und noch ein Drittheil des Vermögens

des Gefoppten. Ebenso unnobel als alt! — Dagegen ist „Stell dich ein" wieder eine recht erfreuliche Kleinigkeit, die rasch gespielt einen erheiternden Eindruck zu machen nicht verfehlen wird.

26. Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land von C. A. Görner. Erster Jahrgang. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1851. Gr. 12. 1 Thlr.

Das Buch hält was es verspricht. Dramatische Kleinigkeiten, die wol keinen Anspruch darauf machen Kunstwerke zu sein, doch mit Geschick angelegt und mit heiterer Laune durchgeführt: so möchten diese Zwischen- und Nachspiele manche Lücke zur Zufriedenheit ausfüllen. Es fehlt uns an dergleichen dramatischen Bagatellen, und jeder Beitrag verdient daher Dank, zumal ein so heiterer und harmloser.

27. Theater. Von Feodor Wehl. Erster Band. Hamburg, Berendsohn. 1851. 8. 1 Thlr.

Ungefähr dasselbe Genre wie das vorhergehende. Leichte Waare, aber niedlich und nicht ohne Eleganz. Am besten scheint mir „Alter schützt vor Thorheit nicht", ein reinliches holländisches Stillleben, dem es doch an dem nöthigen Interesse nicht fehlt. Am wenigsten sagt mir „Eine Frau welche die Zeitungen liest" zu; die Erfindung ist etwas geschraubt und die Charaktere verzwickt. „Caprice aus Liebe, Liebe aus Caprice" und „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen" werden ihre erheiternde Wirkung nicht verfehlen, wenn sie rasch gespielt und mit Freundlichkeit gehört werden.

Einen um so unangenehmern Eindruck macht

28. Ein Schützling. Lustspiel in drei Acten von J. L. Klein. Berlin, Besser. 1850. 8. $22^1/_2$ Ngr.

Das Sujet des Lustspiels bildet eine ziemlich pointelose Anekdote von dem Zusammentreffen der Kaiserinnen Maria Luise und Josephine bei Gelegenheit einer Wohlthätigkeitsexpedition. Ich weiß nicht ob in diesem Stoff vielleicht einige tiefe Gedanken verborgen liegen, die mir schmälich entgangen wären; aber soviel ich davon sehe, nimmt sich dieses unschuldige Anekdötchen ziemlich pauvre aus. Und um diese Bettlergestalt den Königsmantel eines dreiactigen Lustspiels! Kaum zu einem Nachspiel von einem kleinen Act reicht der Stoff aus. Da muß denn eine auf Stelzen gehende Sprache und eine Charakteristik, die ebenso langwierig als unklar ist, aushelfen. Nein wahrhaftig! Um dergleichen Raritäten zu entdecken, brauchen wir unsere Stoffe nicht in Frankreich zu suchen: jeder Marktkalender enthält interessantere und dramatischere Geschichten. Klein aber sollte, meinen wir, seine achtungswerthe Kraft überhaupt nicht in solchem Detailgeschäft verbrauchen.

29. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Dreißigster Jahrgang, für 1851. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1851. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Gubitz'sche „Jahrbuch" hat während seines langjährigen Bestehens schon so manchen schätzenswerthen dramatischen Beitrag gebracht daß man es immer wieder mit Freude begrüßt. Es ist ungerecht über ein derartiges Unternehmen hart abzuurtheilen, weil es unter der Menge von Productionen die es zutagegefördert auch eine nicht unbedeutende Anzahl ganz oder großentheils mislungener vorführen mußte. Ich sollte doch nicht meinen daß wir in Deutschland an das Erscheinen von dramatischen Meisterwerken so gewöhnt wären um in einer derartigen Sammlung alljährlich drei bis vier Musterdramen zu erwarten!

Den Anfang des neuen Jahrgangs bildet „Der Verstoßene", Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Smidt. Der Verstoßene wird von seinem Onkel, welcher unermeßlich reich ist, einem andern Neffen nachgesetzt, der sich beliebter zu machen gewußt hat. Als der Letztere aber das Geld des Onkels in den Händen hat, fängt er an den Tyrannen zu spielen, und nun kommt auch der Edelsinn des Verstoßenen an den Tag, der um ein von seinem Onkel begangenes Unrecht gutzumachen auf sich selbst den Verdacht der Unterschlagung anvertrauter Gelder geladen hat. Warum er freilich diesen Verdacht nicht längst zerstreut, warum er geschworen Dies nicht zu thun, ist nicht abzusehen, und daran scheitert das ganze Drama, welches sonst manches Lobenswerthe hat. Insbesondere ist die Zeichnung einiger Charaktere gelungen, besonders auch die des eigensinnigen und eigenwilligen Onkels, der für despotische Behandlung Liebe verlangt und so geeignet ist die spätere Handlungsweise des zweiten Neffen zu motiviren.

„Der Salzdirector", Original-Lustspiel in drei Acten von W. A. G. P., ist ein vortrefflich componirtes, mit den erheiterndsten Charakteren und Situationen ausgestattetes Stück. So lustig der Gedanke ist daß der Minister endlich um recht selbständig zu handeln gerade Den auswählt den Alle in ihrer Art, ohne voneinander zu wissen, protegiren, so treffend und individuell ist die Charakterzeichnung, so voller Laune der Dialog, so spannend die Situationen. Das Trefflichste in diesem lobenswerthen Stück ist offenbar die Person des Deputirten Wankelmann. Jedermann wird bei der Aufführung erfreut sein so oft er auftritt, und es bedauern wenn er verschwindet. Leider ist er eigentlich nur Nebenfigur. Aber seine Doppelstellung als öffentlicher Charakter in der Kammer und als Pantoffelheld im Hause ist von so entschieden komischer Wirkung daß der Verfasser des vorliegenden Lustspiels seinen Vortheil schlecht verstehen müßte, wenn er Herrn Wankelmann, der sich als Deuteragonistes eines so allgemeinen Beifalls erfreute, nicht recht bald in einem neuen Stücke die Hauptrolle spielen ließe.

Das dritte Stück „Ein Billet" ist ein Original-Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. Wenn gegen irgend Jemand, so hat sich gewiß gegen Frau Birch-Pfeiffer die deutsche Kritik ungerecht bewiesen. Während ihre Stücke allabendlich die kleinen und großen Theater Deutschlands füllen und die Häuser von Beifall erzittern machen, hat sie kaum je eine freundliche oder anerkennende Stimme in der Kritik gehört. Um zu entdecken daß in ihren Stücken eben kein tiefer poetischer Gehalt verborgen ist, dazu gehört in der That ein nicht allzu großer Scharfsinn. Aber zeigt man sich denn in dieser Beziehung anderweitig sehr skrupulös und verwöhnt? Verschmäht es etwa unsere dramatische Kritik die Intriguenkunststücke eines Scribe einer ziemlich genauen mit einiger schüchternen Verehrung gemischten Analyse zu unterwerfen? Und sollte man im Ernst der Meinung sein daß in diesen französischen Dramen außer der ausgebildeten Technik auch einige Poesie zu entdecken sein könnte? Seien wir doch aufrichtig und gerecht. Daß die Birch-Pfeiffer'schen Stücke die deutschen Theater so vorzugsweise in Besitz haben, ist zwar in der That weder sehr erfreulich noch sehr schmeichelhaft für unsere Dramatiker. Aber was beweist Das am Ende? Nichts weiter als daß das Publicum sich lieber von einem gut componirten, spannenden, effectreichen, wenn auch nicht allzu poetischen Stück dieser Dame interessiren und anregen als bei den großen Intentionen so vieler neuerer Dramatiker, welche in Tendenz oder mangelhafter Technik stecken bleiben, langweilen lassen will. Das Publicum hat hier wie immer nicht ganz Unrecht. Classische Stücke bekommt der geduldige Abonnent eines deutschen Theaters doch selten zu sehen; also amusirt man sich so gut es gehen will. Und wieviel deutsche Dramatiker haben wir denn die in glücklicher Erfindung von dramatischen Situationen und Effecten, in spannender Composition mit der Birch-Pfeiffer wetteifern könnten? Diese Vorzüge sind ihr eigenthümlich; ihr Fehler, der Mangel an eigentlichem Fonds der Poesie, ist, einige bevorzugte Geister abgerechnet, der allgemeine Fehler der Zeit. Auch das vorliegende Drama enthält eine Fülle wirksamer Scenen, zu einem interessevollen Ganzen verschlungen. Aber es leidet an der Manier der sich

die Dichterin in Nachahmung der gepriesenen französischen Intriguenstücke neuerdings zu ergeben scheint: die Fäden sind so sehr verschlungen oder vielmehr sie werden so oft verschlungen daß sie auch bei der gespannten Aufmerksamkeit, welche die Fabel wach erhält, manchmal unserm Auge entschwinden. Auch der Schluß scheint mir unbefriedigend: weder begreift es sich, warum die eifersüchtigen Zweifel York's ohne alle Veranlassung plötzlich schwinden, noch können wir bei einem weiblichen Charakter wie ihn uns Frau Birch-Pfeiffer in Anna Hyde gezeichnet hat es für möglich halten daß er sich mit einem York, statt ihn aus tiefster Seele zu verachten, sollte wiederum versöhnen lassen, nachdem sie von demselben in ihren heiligsten Gefühlen verletzt und moralisch mit Füßen getreten worden ist.

„Adelheid von Burgund", historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Vorspiele von E. Raupach, bildet den Schluß dieses Jahrgangs. Ich würde dieses Stück am liebsten unbesprochen lassen und zwar aus aufrichtiger Hochachtung für den Dichter, über dessen Verdienste um das deutsche Lustspiel ich mich nächstens einmal zu verbreiten gedenke. Dieses Drama aber heißt ein Trauerspiel, und daß Raupach darin nicht glücklich ist, haben seine Hohenstaufen-Dramen zur Genüge bewiesen. Das vorliegende Drama steht noch tiefer. Wo liegt das Tragische, wenn ein Scheusal an Leib und Seele wie Adelbert untergeht und die verfolgte Tugend in Adelheid und Otto gekrönt wird? Und soll vielleicht die Idee des Ganzen in den Schlußworten Otto's bei der Leiche Willa's liegen:

Laß dich nicht schrecken diese finst're That!
Sie hat, wie Böses pflegt, sich selbst vernichtet,
Durch ihre Hand hat sie der Herr gerichtet
Nach seinem ewigen gerechten Rath.
Und wie er so die Hand des Frevlers leitet,
Daß sie sich selbst den Untergang bereitet,
So flicht, nach seinem Rath, aus eig'nem Glanz,
Die Tugend auch sich selbst den Sternenkranz.

so ist umsoweniger abzusehen wie ein Drama in welchem nicht etwa die Idee des Guten wie auch in jeder Tragödie, sondern die tugendhaften Charaktere schon einen irdischen Triumph davontragen über das Unsittliche und die Unsittlichen, eine Tragödie genannt werden könne. Aber abgesehen hiervon ist die Behandlung im Einzelnen von der Art daß man manchmal zweifelhaft wird, ob man nicht eine Parodie vor sich hat. Die Trimeter laufen wie die beschnittenen Buchsbaumwände eines altfranzösischen Gartens nebeneinander her und die Reime klappern dazwischen wie Vogelscheuchen im Rappsfelde. Und nun die Sprache, die charakteristisch sein soll! Willa sagt zu ihrem Gatten:

Sprich nicht von deinem Sohn! Es soll kein Mann
Von seinen Kindern sprechen, wie kein Blinder
Vom Glanz der Sonne, weil ihr nur gehört,
Und nie gefühlt wie wir: Das ist mein Kind.

Hat es jemals im Märchen eine Königin gegeben die sich naiver ausgedrückt? Und wenn Adelheid bei dem Befehl sie ins Gardaschloß zu bringen ausruft:

Nur zu, Tyrannen! Schwer sind nicht die Ketten,
Die mich von eures Anblicks Qual erretten.
Wenn Elend auch des Leibes Kräfte bricht,
Die königliche Seele beugt es nicht;
Ihr sollt mich nicht aus meinem Vorsatz schrecken.
Ich weiß gar wohl, euch wird's ein Kleines sein
Euch mit noch einem Morde zu beflecken,
Zum zweiten mal zu brauen gift'gen Wein;
Doch würd' ich lieber selbst den Tod erwählen
Als mich mit eurem Ungethüm vermählen —

so klappern die Reime zwar ganz à la Schlegel-Shakspeare, im Uebrigen aber sind die Verse das Gegentheil von Shakspeare, nämlich ordinair. Doch genug und zu viel von einem Drama welches wir dem Verfasser um seiner übrigen Verdienste willen gern vergeben wollen.

30. Das Testament oder drei mal Mitternacht. Original-Drama in drei Acten von P. J. M. von der Haid'. Episode aus der neuern Geschichte Posens. Köln, Eisen. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lewald.

Da kommt er schon.
Sehr gütig ist's, Herr Doctor,
Sobald den Wunsch des Freundes zu erfüllen.

Behrens.

Ich bitte sehr;
Es ist Das meine Pflicht.
Mit was kann ich denn dienen?

Lewald.

Ich habe Sie ersuchen lassen
Hierhin sich zu bemühen,
Um uns die Ehre zu erzeigen
Doch heute unser Gast zu sein.
Und dann besonders eine Bitte:
Wir wünschen sehr es zu erfahren,
Welch Uebel uns den Freund geraubt.

Behrens.

Genau konnt' ich es nicht ermitteln,
Doch trügt mein Wissen nicht,
So war's Zerstörung edeler Organe,
Erzeugt durch schädlichen Genuß.

Otto.

Das ist doch sonderbar,
Er war ja stets so mäßig,
Und litt auch nie an diesem Uebel.

Lewald.

Nein, nie;
Deß bin ich fest bewußt.

Behrens.

So sagte man auch mir;
Und doch muß ich dabei bestehen
Daß schädliche Substanz
Die Ursach' seines Todes war.
(Es klopft.)

Lewald.

Herein!

von Tscharni.

Meine gnädigste Herren,
Herr Otto und Herr Lewald,
Gestatten Sie huldvoll
Daß ich unterthänigst u. s. w.

Ein anderes Bild (S. 35):

Es ist genau genommen
Im höchsten Grade schlimm,
Wenn öffentliche Aemter,
Wie ein Notariat,
Nicht Leute zu Gehülfen wählen
Die unbefleckten Rufes sind.

Ohe, iam satis est. Wenn ich hinzusetze daß es so durch das ganze Stück fortgeht und daß Erfindung und Composition vorliegender Tragödie sich mit den oben abgedruckten Versen messen können, ja sie in ihrer Art noch übertreffen, so ist meine Kritik zu Ende.

31. William Penn. Dramatisches Bild der Gründung Philadelphias in vier Abtheilungen. Von George Schmidt-Ebers. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr.

Ich gehe immer mit einem schon oft bewährten Vorurtheil an Gedichte heran die auf den Vortheil der Aufführbarkeit

verzichten und sich doch mit dem Namen dramatisch schmücken. Unser Gedicht nennt sich ein dramatisches Bild und in der Vorrede verzichtet der Verfasser ausdrücklich „auf den umfassenden Lohn der Scene". Daß seine Arbeit undramatisch ist, sagte sich der Verfasser also selbst. Allein wenn er, wie es scheint, in dem Glauben steht, sein Werk sei deshalb undramatisch, weil die höhern und feinern Intentionen die seiner Seele vorschwebten, die breite Heerstraße des Gewöhnlichen verlassend, über die beengenden Grenzen des dramatischen Codex hinausschweifen oder sie durchbrechen: so bedauere ich dieser Meinung nicht sein zu können. Es ist an sich eine sehr bedenkliche und mit Mistrauen aufzunehmende Klage, wenn unsere jüngern dramatischen Dichter so oft über die Fesseln klagen welche das dramatische Decorum und das Bestreben bühnengerecht zu sein ihrem himmelanstürmenden Talente anlege. Im vorliegenden Falle steht die Sache einfach so daß unser „dramatisches Bild" weder die dramatische Spannung noch ein gleichmäßig fortdauerndes episches Interesse zu erregen vermag. Es soll nicht geleugnet werden daß einzelnes Schöne vereinzelt mitunterläuft, wiewol die etwas ungelenke Sprache und der sehr fehlerhafte Versbau auch hier störend entgegenwirken. Im Allgemeinen aber dürfen wir um der Wahrheit die Ehre zu geben nicht verhehlen daß dem ganzen Gedicht die heitere Lebensluft der Poesie gebricht, ja daß es an dem allerschlimmsten Fehler leidet — langweilig zu sein.

32. Jean Favard oder die Liebe der Reichen, Drama in fünf Acten von A. E. Brachvogel. Gesänge von A. Ellmenreich. Berlin 1850.

Ein Intriguenstück im französischen Geschmack mit einem Ende voll Schrecken. Das Drama spielt unter der Julimonarchie in der sittlich ganz depravirten Gesellschaft der höhern Kreise von Paris. Alle Verbrechen werden aufgeboten um die Gelüste eines egoistischen Gemüths zu befriedigen, und das Ende der Sünde ist — der Tod. Gewiß; aber weder jede Begierde die gegen das Sittengesetz ankämpft, noch jeder Tod an sich ist tragisch. Es müssen die sittlichen Ideen welche verletzt wurden zum Siege gelangen, soll der Zuhörer versöhnt aus dem Schauspiel scheiden. Hier findet sich Wenig oder Nichts davon. Das ganze Stück hindurch zieht sich der oft geradezu ausgesprochene Gedanke daß die Gesellschaft faul und das Verbrechen das nothwendige Ergebniß dieser Gesellschaft sei. Wir wollen die factische Wahrheit dieser Behauptung in Bezug auf gewisse Kreise der Welthauptstadt nicht bestreiten: aber für eine solche Weltanschauung ist die Tragödie unmöglich. Auch macht das ganze Stück einen unheimlichen Eindruck, einen tragischen kaum. Und warum versetzt sich der deutsche Dichter in diese von allem Ideengehalte entleerte Gesellschaft? Ist Paris oder vielmehr sind einige pariser Lions, Banquiers, Fabrikherren die Welt? Soll die Ausnahme von der Poesie zur Regel, die Zerrissenheit einer blasirten Gesellschaft mit ihrem Gefolge an Verbrechen und Unheil zur moralischen Weltordnung gestempelt werden? Diese permanente Verachtung des Menschen und seiner sittlichen Schönheit, diese zur Manie gewordene Verzweiflung über die Nichtswürdigkeit der Welt, wie sie die Personen dieses Stücks zur Schau tragen, ist ebenso unwahr als langweilig. Und doch hat Brachvogel schöne Kräfte an einen solchen Stoff verschwendet: es fehlt ihm nicht an dramatischer Gestaltungskraft, und wenn er es über sich gewinnt hineinzugreifen in das volle gesunde Leben statt in den Pfuhl einer entarteten Gesellschaft: dann werden seine Dichtungen nicht nur criminalistisch wahr, sondern auch poetisch schön sein.

33. Singspiele aus den östreichischen Bergen im Volksdialekt. Von Alexander Baumann. Wien, Seidel. 1850. 8. 20 Ngr.

Harmlose Kleinigkeiten, die durch ihren heitern naturwüchsigen Humor überall gefallen müssen. „'s' erschti Bußerl" dürfte wegen seines zu streng festgehaltenen Dialekts für norddeutsche Bühnen sich am wenigsten eignen, wogegen „Das Versprechen hinterm Herd" und „Der Freiherr als Wildschütz" allerwärts ansprechen werden. Besonders gelungen ist die launige Antithese zwischen berliner Ueberbildung mit obligater Gutmüthigkeit und östreichischer Gemüthlichkeit, die doch auch den Schalk im Nacken hat. Auch „Der Löwenrachen" ist spaßhaft genug.

34. Don Juan. Tragödie. Potsdam, Stechert. 1850. 8. 1 Thlr.

Vorliegender „Don Juan" ist der Don Juan der Oper, selbst mit Beibehaltung der beliebtesten Arien aus derselben, nur unendlich langwieriger und ins Larmoyante gewendet. Don Juan nämlich ist ein Mephistopheles beigegeben, der ihn von Sinnengenuß zu Sinnengenuß schleppt. Besagter Sinnengenuß besteht aus gutem Essen, famosem Wein und schönen Mädchen. Nach jeder Ausschweifung bekommt Don Juan einen ansehnlichen moralischen Katzenjammer und Mephistopheles sieht sich immer von neuem genöthigt ihn von der Verächtlichkeit des Menschengeschlechts und besonders der Frauen zu überzeugen und ihn durch neue Reize für die Stimme des Gewissens taub zu machen. Er thut Dies, indem er besonders die Freuden der Liebe in sehr offenherziger Weise ihm vormalt. Don Juan läßt sich merkwürdigerweise immer wieder verführen, weil er seit der Untreue seiner ersten Geliebten zu der Einsicht gekommen zu sein glaubt daß das Menschengeschlecht im Allgemeinen keinen Schuß Pulver werth sei. Der Leser aber leidet dabei unendlich: denn dieselbe Geschichte wiederholt sich ein halbes Dutzend mal und die Beschreibung weiblicher Reize à la Clauren kann dafür doch nicht sehr entschädigen. Endlich schickt Don Juan den Mephistopheles fort und stirbt an dem bekannten Händedruck des eingeladenen Gouverneurs; Leporello erschrickt hergebrachtermaßen und strömt seinen Schreck in folgenden Versen aus, die eine entfernte Aehnlichkeit mit Trimetern haben:

O Herr! O Gott! O Jesus! O mein Heiland!
O Jesus Christus! O mein Herr! Mein Gott!
Erbarm' dich mein! O heil'ge reine Jungfrau!
Schützt mich! Schützt mich! O Gott! O Jesus Christ!
O Hülfe! Hülfe! Feuer! Mörder! Hülfe!
O Jesus Christus! O erbarme dich mein!
O Hülfe! Feuer! Mörder! O mein Heiland,
Wach' über mich! Ich war ja stets ein Christ!
Hab' stets gebeichtet! Hülfe! Hülfe! Feuer!
Zur Hülfe! Rettet! O Herr Jesus Christ!

Es fehlt der Tragödie nicht weniger als Alles um eine Tragödie zu sein. Dagegen herrscht in derselben, wie obige Probe zeigt, eine Redseligkeit und Weitschweifigkeit die sich nur mit der Sorglosigkeit messen kann mit welcher hier Sprachrichtigkeit und Grammatik behandelt werden. Wenn es (I, 2) heißt:

Wer bist du, der sich zwischen der Vernichtung
Und mir frech drängt?

so kann es dann nicht mehr auffallen, wenn vom „Abglanz des Odems" der Geliebten und Dergleichen gesprochen wird. Zum Schluß nur noch die Worte eines Mädchens an Don Juan:

Wärst Blume du, in wen'gen Augenblicken,
Da würden meine Lippen dich entblättern,
Um ganz dich so, um ganz dich zu genießen.

Gewiß, ein sehr weibliches Gelüste.

Und nun zu einem guten Beschluß dieses Artikels

35. Philipp August, König von Frankreich. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, G. Reimer. 1850. 8. 25 Ngr.

Finis coronat opus. Ich schließe diesen Artikel mit einem Drama von dem ich nur Rühmendes zu sagen weiß. Wer

der Dichter ist, vermag ich nicht zu errathen: daß er seinen Namen aus einer Art Schüchternheit verschwiegen macht die in unsern Tagen unerhörte Bescheidenheit glaublich mit der er in der Vorrede seine Schöpfung beurtheilt. Und doch hatte er es am wenigsten nöthig bescheiden zu sein, wenn er des Goethe'schen Spruchs: „Nur die Lumpe sind bescheiden!" eingedenk sein wollte. Denn sein Drama ist eine Leistung, und zwar eine solche die auch von den Widerstrebenden anerkannt werden wird. Zwar ob unsere Theaterintendanzen dem Stücke die Bühne öffnen werden weiß ich nicht: ich möchte es selbst bezweifeln, denn dieses dramatische Gedicht ist ja einmal eine wirklich poetische Erscheinung. Was thäten also unsere heutigen Theater damit? In diesem Sinne mag der Dichter Recht haben, wenn er davon spricht daß sein Stück von der Bühne ausgeschlossen bleiben werde: in jedem andern hat er Unrecht, denn sein Drama ist ein wirkliches, bühnenfähiges und darstellbares Drama. Den Stoff bildet der Kampf des ritterlichen Königs Philipp August mit seinen Vasallen und dem Heiligen Vater. Dieser Kampf, dargestellt als der Kampf des Neuen mit dem Alten, der Idee mit der alten Satzung, erweckt unser Interesse und spannt unsere Aufmerksamkeit um so höher, je ungesuchter sich die Parallele zu unserer Zeit herausstellt. Aber nicht ein vorzugsweise tendenziöses Interesse ist es was unsere Theilnahme diesem Drama gewinnt: es ist vielmehr der Kampf und der theilweise Untergang zweier Mächte, die beide relativ berechtigt ihr relatives Recht für das absolute nehmen, und an diesem halb absichtlichen, halb unabsichtlichen Irrthume untergehen. Denn auch Philipp August, der Besieger der empörten Vasallen, verliert sein halbes Ich in Agnes von Meran, die der Dichter durch päpstliche Intriguen untergehen läßt. Dies ist die zweite Seite des herrlichen Dramas. Während die Staatsaction mit ihrem Gedanken- und Thatenreichthum zu unserm Geiste spricht, weckt das Gemälde des Verhältnisses zwischen Philipp August und Agnes die zartern Empfindungen des Gemüths. Und doch steht auch dies Verhältniß im genauesten Zusammenhange mit der Haupthandlung und bildet, weit entfernt eine Episode zu sein, ein Hauptmotiv in der Entwickelung des Ganzen. Nehmen wir zu der eben dargelegten Gewalt des Stoffs, wie ihn der Dichter sich zurechtgelegt, noch die vortreffliche Composition, den Gedankenreichthum und den Glanz und die Bestimmtheit der Diction bei untadelhaftem Versbau: so dürfen wir nicht anstehen dem Dichter dieses Dramas, wer er auch sein möge, einen der ersten Plätze unter den lebenden deutschen Dramatikern anzuweisen.

Nach dieser Anerkennung schließlich eine Mahnung die ich an das letzte Drama anknüpfen, aber doch allgemein verstanden wissen möchte. Noch ist die deutsche dramatische Poesie nicht todt; sie lebt, aber sie schweift in aller Ferne umher, Stoffe und Motive suchend. Sie thut Unrecht: wenn für irgend eine Gattung der Poesie, so vor allem für das Drama ist in dem Nationalen das einzige Heil zu suchen und zu finden. Mögen es unsere Dramatiker nach langen Irrfahrten endlich mit ihrem Land und Volk versuchen: und wie der Riese Antäus wird sich stets ihre Stärke verdoppeln, so oft sie die mütterliche Erde berühren.*)

A. Henneberger.

Die Weltalter. Von K. Ch. Planck. Zwei Theile.

Zweiter und letzter Artikel.**)

Wie der wahrhaft freie Mensch seine Freiheit, sein Schicksal und die eigene darüber erlangte Erkenntniß nur zugleich als durch die von ihm selbst unabhängigen Voraussetzungen seines Lebens bedingt begreift: so ist auch der Verfasser unserer Schrift sich vollkommen bewußt darüber daß erst die gegenwärtig erlangte Reife unsers Zeitalters es ihm möglich machte den Versuch zur wissenschaftlichen Begründung des „reinen Realismus" zu unternehmen. Er erkennt es als die Tendenz der Gegenwart: zugleich die reinnatürliche Gesetzmäßigkeit und Bedingtheit alles Seins zum Bewußtsein zu bringen, und ebenso die selbständige volle Freiheit des Geistes herzustellen; wie Andere in den verschiedensten Sphären des Lebens, im Staate, in der Kunst, in der Gesellschaft, oft unbewußt oder in Ahnung danach streben, so will er selbst in der höchsten und letzten Form der Wissenschaft diesem Drange seiner Zeit dienen, indem er denselben zugleich reinigt und unter die Herrschaft des klaren Bewußtseins bringt. Ihm ist die Wissenschaft weder eine Schwester der Großmutter Historie, die auch nur mit Grau in Grau die Gestalten des Lebens malt, und zum Belehren über Das was sein soll stets zu spät kommt, noch ist sie ihm die hehre Göttin aus deren Aetherhöhen nur die verzehrende, nicht die belebende Flamme in den Dunstkreis dieses Erdenlebens gebracht werden kann. Sie selbst ist ihm vielmehr die reinste und letzte Verinnerlichung des gesammten natürlichen Seins, sie wurzelt in diesem, wie der Blütenduft in der höchsten Krone des Baums dennoch in der dunkeln knorrigen Wurzel seine nothwendige Bedingung hat; sie dient dem Leben (um Hegel's Wort über Philosophie und Religion hierhinzuziehen) wie die Magd welche die Fackel voranträgt. Und in der That, gegenüber dem großen Strom von heute, welcher die Massen in das reinäußerliche Treiben des Lebens zum Genießen, Erwerben und Experimentiren hinreißt, thut der Wissenschaft ein frischer Hauch von Kühnheit und Selbstvertrauen noth, wenn sie nicht ihr Werk mismuthig treiben und eine misanthropische Isolirung als ihr Schicksal voraussehen soll.

Diese Kühnheit ist im Planck'schen Systeme um so fester begründet als sie mit einer Entsagung, gegenüber den frühern extremen Ansprüchen, und mit Demuth in der Erkenntniß ihrer Grenzen verbunden ist. Indeß diese Demuth ist fürerst nur eine theoretische. Sie geht allerdings dem Systeme voraus, insofern der Verfasser weit entfernt davon ist sich als unabhängig inspirirten Entdecker der bleibenden Wahrheit zu fühlen; sie bleibt auch bis zu einem gewissen Grade innerhalb des Systems, insofern der Einfluß der Wissenschaft auf das Leben so begrenzt wird daß die letztere nur die „reinen Gesetze" zu bestimmen hat. Aber damit ist die Demuth dann auch reichlich belohnt und hat ihr Ende. Die Kritik indeß erlaubt sich sie noch etwas weiter zu führen; und zwar in der einzig wahren und fruchtbringenden Weise gedenken wir Das zu thun, indem wir nämlich nicht den Principien und Resultaten des Verfassers blos die unserigen als andere entgegensetzen und von unserm Standpunkte als einem ganz verschiedenen ihm

---

*) Den dritten und letzten Artikel geben wir im Monat December. D. Red.

**) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 46—48 d. Bl. D. Red.

den Grund unter den Füßen wegzuziehen suchen: sondern indem wir den Boden seiner wesentlich richtigen Grundanschauung als den unserigen wissen und nur die von hier aus gewonnenen Consequenzen und schärfern Bestimmungen gegen die seinigen kehren.

Wenn wir die Grundanschauung von der natürlichen Bedingtheit alles geistigen Seins auf das vorliegende System des reinen Realismus anwenden, so ergibt sich zuerst daß auch dies System ein Product unabhängig vorausgehender Bedingungen ist, welches in dieser Weise weder früher noch später, sondern eben nur gegenwärtig wachsen und reifen konnte. Darin ist der Verfasser auch mit uns einverstanden. Wenn er ferner den Geist und endlich die Wissenschaft als die freie innerliche, zur Selbstheit gewordene Form der Materie begreift, so kann auch sein System schließlich Nichts weiter als die wissenschaftliche Formung des Lebensinhalts unserer Gegenwart sein. Diese Anschauung ist nicht materialistisch, wenn man nur festhält daß eben auch der innerhalb seiner Sphäre vollkommen selbständige freie Geist mit all seinen ältesten und neuesten Aufklärungen, Oppositionsgedanken und prophetischer Klarheit gegenüber dem anarchischen Chaos des jetzigen geschichtlich gewordenen Weltlebens ein nothwendiger Factor dieses Inhalts ist. Auch hier gehen wir noch mit dem Verfasser Hand in Hand. Behauptet er nun aber daß, eben weil die Grundanschauungen des wahren Systems der Wissenschaft schon jetzt als zwei wechselwirkende Tendenzen auf allen Gebieten des Lebens sich geltendmachen, nun auch die Wissenschaft in voller Bestimmtheit und mit bleibender Nothwendigkeit die „reinen Gesetze" für die Lebenssphären aus jenem richtigen Grundprincip entwickeln könne, wie er selbst Dies denn geleistet zu haben glaubt: so ziehen wir dagegen noch eine weitere Consequenz, deren kritisches Resultat ist daß jene reinen Gesetze vom Verfasser zum Theil in derselben Weise unvollkommen und falsch entwickelt sind, wie die Tendenzen zu ihrer praktischen Herstellung im Leben noch theilweise feindlich gesondert oder mangelhaft und falsch verschmolzen sind.

Die nothwendige Ursache ist unschwer aufzuzeigen. Der Verfasser selbst hat ausführlich und vortrefflich bewiesen daß die wahrhafte Selbständigkeit und Freiheit des Geistes, also nothwendig auch der Wissenschaft, nur in der wahren und vollen Einigung mit den reinen natürlichen Bedingungen denkbar, möglich, zu verwirklichen ist. Folgerichtig und mit einem, in der Rechtsphilosophie z. B., unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen doppelt ehrenwerthen wissenschaftlichen Freimuth besteht er darauf daß diese reinen und bleibenden natürlichen Bedingungen durchaus gesondert von den zufälligen geschichtlich gewordenen Bedingungen hergestellt werden müssen, und scheut sich nirgend diese Herstellung überall als die unumgängliche Bedingung der wahren und bleibenden Gestaltung jeder geistigen Lebensthätigkeit festzuhalten. Wie nun aber in den kritischen Partien seines Buchs mehr als ein mal die Grundirrthümer der vorhergegangenen Systeme in ihrer Bedingtheit durch die damals gegenwärtigen geschichtlichen Zustände aufgedeckt sind, so können wir ihm selbst die kritische Anwendung seines Princips auf seine eigene Schöpfung nicht ersparen. Es hilft Nichts die wissenschaftliche Thätigkeit zu beschränken auf die reinen Gesetze des Lebens. Auch diese reinen Gesetze können heute und zu jeder Zeit nur in dem Maße wahrhaft rein erkannt und dargestellt werden als der diese Arbeit unternehmende philosophische Geist selbst wahrhaft nur auf der reinen und bleibenden Naturgrundlage seines Daseins erwachsen und gereift, und dagegen von dem Einfluß der zufällig geschichtlich gewordenen Zustände, soweit dieselben mit dieser in wesentlichem Widerspruche sind, befreit ist. Wir meinen natürlich nicht den Geist dieses bestimmten Individuums als solchen, was entschieden materialistisch wäre, sondern den allgemeinen Geist der Epoche. Das geistig gesund organisirte Individuum kann sich von den Schranken seiner eigenen und besondern Geschichte, seiner Erziehung und Bildung vollständig zur Theilnahme am Ganzen befreien, und kraft seiner Selbständigkeit alle Geistesstrahlen die sein Auge empfängt in einen neuen Brennpunkt sammeln, Das ist sein unsterbliches Erbe und seine prophetische Hoheit, aber jene Strahlen selbst empfängt es nur und schafft sie nicht. Wie die Wissenschaft selbst nur die vollendetste Verinnerlichung des gesammten Daseins ist, so kann in analoger Weise auch das System welches sie in dieser bestimmten Epoche zusammenfaßt nur die geistige Form des Lebens dieser bestimmten Epoche sein, und nur insoweit Bleibendes enthalten als auch das gegenwärtige Leben schon zur wahren Freiheit gelangt ist und das Bleibende hergestellt hat. Es existirt eine Analogie zwischen dem werdenden Organismus des Lebens und dem lebendigen Werden eines organischen Systems. Wie im Weltleben die einfache Ahnung und geistige Erfassung eines neuen Princips der bewußten Verkörperung desselben in den Lebensgebieten vorangeht, und erst nachher das Leben und die Praxis zur Hauptsache wird: so beginnt die Systembildung im philosophischen Kopfe nicht mit der Ausarbeitung Dessen was uns nachher gedruckt und geordnet vorliegt, sondern aus den ungeordneten Gedankenstrahlen entsteht zuerst die Eine Grundanschauung, von der aus erst nachher das System sich gliedert, und die erst nachher als Princip erscheint, aus dem die „reinen Gesetze" abgeleitet werden. Wenden wir diese Analogie nun an. Das Planck'sche System bezeichnet sich als das des reifen und bleibenden goldenen Alters der Geschichte. Indem es sich aber kritisch gegen das heutige Leben und dessen noch überall dem vergangenen Weltalter wesentlich angehörende Gestaltung der einzelnen Sphären wendet, so wird als Resultat gefunden: daß die Reife nur erst in der eben gewonnenen geistigen Erkenntniß von der Nothwendigkeit jener Zukunft vorhanden ist. Hätte der Verfasser dies Resultat in Verbindung gesetzt mit dem von ihm selbst in der Hauptsache wenigstens nachgewiesenen begrifflichen und nothwendigen Verhältnisse der Wissen-

schaft zum Leben, so wäre die unabweisliche Consequenz offenbar geworden: daß auch dieser wissenschaftliche Versuch nur soweit das System des bleibenden Weltalters sein kann als dies im Leben hergestellt ist; mit andern Worten: daß innerhalb dieses Systems nur der dem Organismus des Lebens entsprechende Theil wahr und bleibend ist. Das ist also vorab jedenfalls die *Grundanschauung*; denn sie ist im System Das was im geschichtlichen Leben die Erkenntniß eines neuen Princips und die *Tendenz* zu demselben ist. Unsere Leser wissen bereits daß wir es für ein bleibendes Verdienst des Verfassers halten diese Grundanschauung als Princip an die Spitze eines neuen Systems gestellt zu haben.

Indem wir sie für die unserige erklären und nur in den Ausführungen abweichen, ziehen wir auch eine strengere Consequenz aus ihr für die Grenzen der Wissenschaft. Natürlich nicht für das Gebiet der Philosophie, in deren ursprünglicher Bedeutung als des *Strebens* nach Weisheit und Wahrheit. Das ist unendlich wie die Liebe, und findet nur im Verlauf der eigenen Lebensthätigkeit seine Schranken. Grenzen meinen wir nur für die Wissenschaft welche sich nicht im Streben befriedigt, sondern auf schlechthin bleibenden Inhalt Anspruch macht. Hier diese Untersuchung und Sonderung vorzunehmen, kann nicht unsere Absicht sein. Wir bemerken nur daß vielfach in dem gesammten Leben dieser Zeit die Tendenzen nach Befreiung, Wiederherstellung und Neubau schon mit jener Energie sich geltendgemacht haben, welche das Erkennen der künftigen Lebensgestalt und ihres reinen Gesetzes ermöglicht. Das Planck'sche System nimmt hin und wieder bei den betreffenden Ausführungen Rücksicht darauf. Indem der Verfasser aber dennoch an der Hand der aus seinem Princip abgeleiteten Methode für *jedes* Lebensgebiet die reinen Gesetze finden will, gelangt er damit oftmals zu *Resultaten* welche ihn über dies ganze Verfahren hätten bedenklich machen müssen, wenn nicht der philosophische Enthusiasmus ihn gegen den Spott der Welt und die willkürlichen Einwendungen des sogenannten „gesunden Menschenverstandes" abgehärtet hätte. Die Grundsätze welche er über dies Verhältniß gelegentlich ausspricht sind untadelhaft, und wir können ihm die Beruhigung geben daß sein Werk wenigstens in gegenwärtigem Falle in die Hand eines Referenten gekommen ist der wohl weiß was es mit jenem gesunden Menschenverstand auf sich hat, und daß seit den Zeiten des Christenthums noch keine wahrhaft große und fruchtbringende Wahrheit ins Leben geboren ist, ohne der Welt eine Thorheit zu scheinen und irgend eine von den Dornen der Märtyrerkrone in die Stirn ihres Denkers einzudrücken. Nichts leichter und wohlfeiler als z. B. die neue Form des deutschen Kaiserthums, welche Planck mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit entwickelt zu haben glaubt, durch bloßen Spott zu widerlegen, oder das ganze System durch die Hervorhebung einer Reihe von ähnlichen verfehlten Resultaten bei dem nichtphilosophischen Publicum zu discreditiren. Es versteht sich nach dem Bisherigen von selbst daß unsere Polemik andere Wege geht. Wie später in der Rechtsphilosophie, so wollen wir auch hier im Allgemeinen versuchen den *Grundfehler* nachzuweisen, den allgemeinen Mangel und dann den einzelnen Irrthum aufzudecken durch den zuerst das ganze System leidet, und dann der Ausbau des Einzelnen verfehlt ist.

Es galt die allgemeine Bedingtheit des Daseins nachzuweisen, ohne doch materialistisch die Freiheit und Selbständigkeit des Geistes in allen seinen Formen vom Netze dieser Bedingungen und Voraussetzungen umstricken zu lassen. Andererseits sollte seine Freiheit nicht mit der despotischen Willkür des alten Idealismus sich selbst lediglich aus sich Stoff und Welt schaffen und ordnen. Ein Uebergewicht nach der einen wie nach der andern Seite würde es unmöglich machen die reinen und bleibenden Gesetze zu entwickeln und ihnen entsprechend im Leben die Harmonie in der Bewegung herzustellen. Das vergangene Weltalter strebte fortwährend nach dieser Harmonie, aber indem es Geistiges und Natürliches, Freiheit und Nothwendigkeit nicht rein zu unterscheiden vermochte, brachte es nur despotische Harmonien hervor, die durch Empörung des unterdrückten Elements dann wieder in unvermittelter Dissonanz auseinandersprangen. Das neue System wollte nun Gesetze entwickeln ohne die Freiheit zu unterdrücken. Sollten die Gesetze *bleibend* sein, so mußte ihre Grundlage die schlechthin bleibende, die unabhängig gegebene Voraussetzung in jeder Sphäre, jedem Organismus des Lebens sein, und Dies ist (da jeder Begeisterung der Gedanke an die Ewigkeit ihres Werks naheliegt) nur allzu consequent durchgeführt. Principiell verkannte der Verfasser zwar nicht, wie bei dieser Gesetzgebung im Allgemeinen die Freiheit des Geistes zu wahren sei. Er führt nicht in reindualistischer Trennung in jeder abgeleiteten Sphäre wieder denselben einfachen Gegensatz von Natur und Geist vor, sondern jede Form hat zugleich *in sich* ihren Grund, und der allgemeine Gegensatz der Elemente alles Wirklichen — selbstlose Bedingtheit und selbständige Freiheit — soll in jedem Organismus nur auf die diesem eigenthümliche Weise wiederkehren. So ist z. B. in der Anthropologie nicht die Wissenschaft der Natur *als solche* das erste Element jenes Gegensatzes, sondern dies ist *schon selbst* anthropologisch, und der allgemeine Gegensatz bestimmt sich innerhalb dieser Sphäre demgemäß nicht als Natur und Geist, sondern als Physiologie und Psychologie. Dann ferner, wenn in der Wissenschaft des Sittlichen (als subjectiver Selbstverwirklichung des Geistes) das passive und active Element sich als Cultus und handelnde Sittlichkeit scheiden, so wird der Cultus nun keineswegs als das schlechthin passive und damit unfreie gefaßt, sondern Geist und Freiheit erhalten insofern ihr Recht als auch innerhalb des Cultus wieder ein actives Element gesetzt wird. Kurz, auf Seiten der reinen *Unterscheidung* hat das System sich nicht seine Ungenügenheit vorwerfen zu lassen; im Gegentheil, der Verfasser hat *zu rein* unterschieden, er hat um soweit als möglich bleibende Gesetze und Bestimmungen zu erobern,

zu viel in dieser Hinsicht gethan, und es dagegen auf Seiten der wahren, vollen und freien Einigung des Unterschiedenen fehlen lassen. Das wird um so merklicher, je weiter er in die Glieder, oder sozusagen in die Einzelorganismen eines Gesammtorganismus kommt. Da treten freilich die Gesetze immer näher an das Leben heran, lassen sich auf immer speciellere Verhältnisse der Menschenwelt anwenden, und der Wissende, vom Reiz dieser scheinbar stets praktisch anwendbarer werdenden prophetischen Gesetzgebung verlockt, begnügt sich nicht mehr mit den größern und allgemeinern Umrissen, sondern zwingt mit seiner einmal als richtig erkannten Methode jener Zweitheilung dem zukünftigen Leben soviel Farben und Formen ab daß er zuletzt nur durch den grellen Contrast seiner despotischen Schematisirung und des wirklich freien individuellen Lebens zum Innehalten bewogen wird. Denn sonst ist gar kein Grund abzusehen warum er nicht der doch so bedürftigen und in maßloser Willkür irrenden Welt ebenso gut kraft wissenschaftlicher Nothwendigkeit ein Gesetz über die Grenzen des politischen Wahlrechts z. B. octroyiren sollte, wie er ihr bereits eins über das Zweikammersystem und die Composition jeder einzelnen Kammer octroyirt hat. Auch ist, da es ja von Anfang an auf die reinen, bleibenden Gesetze abgesehen war, und diese in den weitern Sphären, in den größern Organismen stets als nothwendige von ihm deducirt werden, gar nicht zu begreifen wo der Zweifel und die verschiedenen Möglichkeiten — die auf dem Wege in die Specialitäten immer häufiger werden — wo und wie sie sich in dies strenge Reich der Wissenschaft einschleichen konnten.

Wodurch ist der Verfasser auf diese Irrwege gerathen? Dadurch daß er den Organismus des Systems in eine nahezu absolute Analogie mit dem Organismus des Lebens setzt. Nach der Methode seiner Zweitheilung scheidet sich nun innerhalb der Hauptbegriffe jedesmal das Element der natürlichen Bedingtheit von dem andern der selbständigen Verinnerlichung; Actives und Passives, Hingabe und Energie, Gebundensein und Freiheit: jedesmal kehrt diese Zweitheilung der Elemente nur in einer soviel als möglich entsprechenden Uebersetzung in den Unterbegriffen des Organismus wieder. Dies ist, soviel Geist der Verfasser auch dabei bewiesen hat, doch eine verhältnißmäßig leichte Arbeit. Aber je mehr wir in die vom vollen individuellen Leben erfüllten Sphären kommen, desto mehr verwandelt, amalgamirt und verwechselt das Leben selbst in seiner freien Bewegung jene Elemente, die im System dennoch immer streng geschieden bleiben und zur Construction der reinen Gesetze verwandt werden. Möchte er doch immerhin die Unauslöschlichkeit jener Elemente trotz aller ihrer Verwandlung behaupten — wie denn ja auch thatsächlich die wahre natürliche Bedingtheit nie ganz von der menschlichen Cultur absorbirt werden kann —, wenn er nur nicht, zu wenig an dies unablässige verwandelnde und verschmelzende Arbeiten der Cultur denkend, immer die nach seiner Methode gefundenen Bestimmungen als wesentlichen alleinigen Inhalt jeder Lebenssphäre und als das reine Gesetz derselben geltendmachen wollte. Die scharfe Begriffsunterscheidung, die im System gleichförmig beibehalten wird, zeigt sich endlich, jemehr wir in die Unterabtheilungen und demgemäß in die engern, vielfacher bestimmten Kreise des Lebens hinabsteigen, nicht als Analogie, sondern als Contrast die „wahre Einigung“ der beiden Elemente des Wirklichen, um welche es dem Verfasser ja seinem Princip gemäß ebenso sehr zu thun sein muß als um die „reine Unterscheidung“ derselben; die wahre Einigung ist eben erst das Resultat welches aus Berührung, Kampf, Wetteifer, Durchdringung der beiden Elemente entsteht; sie ist somit eine Aufgabe des Lebens, Inhalt und Frucht des neuen Weltalters, die nicht aus dem Keime absolut vorherbestimmt werden kann. Ob die reinen Unterschiede, und somit die vom Verfasser aufgestellten reinen Gesetze, bleiben und herrschen werden: Das ist um so unbestimmbarer als ja gegenwärtig kaum irgend eine Lebensthätigkeit des Menschen ist welche nicht durch den geschichtlichen Zufall, durch ererbte Cultur, nachdauernde Roheit u. s. w. entweder unterdrückt oder unnatürlich potenzirt oder falsch bestimmt wäre. Der Verfasser operirt also vielfach mit Anschauungen von menschlicher Individualität und menschlichen Institutionen die nicht wahrhaft natürlich und bleibend, sondern geschichtlich zufällig und vergänglich bestimmt sind. Erst mit dem Leben, mit der realen Entfaltung und Macht des neuen Weltalters können aus dem Leben der natürlicher und wahrer gewordenen Menschen die bleibenden Gesetze jener neuen Zeit erkannt werden. Was wir gegenwärtig schauen ist eben wegen der wandelbaren Unvollkommenheit des Materials nur erst ein Ideal. Jemehr wir in dem wirklichen Leben Bleibendes finden, desto reiner kann der Geist das Bleibende erkennen. Das Ideal aber, mit dem wir uns in der gegenwärtigen Periode eben noch begnügen müssen, ist kein nothwendiges Product der Wissenschaft allein, sondern kann der Mitarbeit der freien Phantasie nicht entbehren. Mehr als ein solches Ideal hat auch der Verfasser in Allem was über die Entwickelung der Grundanschauung hinausgeht nicht gegeben; und trotz aller strengen Methode hat sich auch bei ihm die Phantasie eingeschlichen, wenn es galt die Elemente eines Begriffs in Gestalten des Lebens zu übersetzen, einen Gedanken zu verkörpern.

Das lebende Geschlecht ist mit Gesetzen, die ihm als positive Freiheit aufgedrungen wurden, soviel gequält daß endlich in der dagegen ausbrechenden Revolution eine entsprechende Einseitigkeit erscheinen mußte, und vielfach nur die blos formelle Freiheit der Individuen oder einer Gesammtheit von Individuen erstrebt wurde. Wir billigen es daß der Verfasser gegenüber diesem willkürlichen Drang mit großem Ernste den nothwendigen positiven Inhalt des Sittlichen als und für die wahre Freiheit geltendmacht. Es schadet nicht einmal an Alba's Definition zu erinnern: „Recht zu thun ist des Freiesten Freiheit.“ Nur hätte diese wissenschaftliche Opposition

nicht auch selbst wieder über das Ziel hinausschießen sollen, nur hätte sie nicht dem freien Menschen, der sich allerdings mit den natürlichen Bedingungen seines Daseins einigen und in solcher Bedingtheit die wahre Freiheit finden soll, diese Bedingungen als **formulirte Gesetze** vorschreiben dürfen. Das versuchte eben die alte Welt: zwangsmäßig alles Das zur Geltung zu bringen was nur im Proceß des Lebens seine freie Wirklichkeit und freie Gestaltung gewinnen kann und soll. Diesen Despotismus, dessen Folge die beklagte Willkür der Gegenwart ist, hat der Verfasser vielfach in seinem Systeme wiederhergestellt, indem er die scharf geschiedenen Elemente des Begriffs ohne Weiteres als Gesetze auch in den Organismus des Lebens übertrug. Geben wir ein Beispiel! Der Verfasser scheidet die Elemente im Begriffe des Sittlichen.

Wenn das Moment der sich als Selbstzweck setzenden freien Selbstbestimmung zu dem sittlichen Inhalte sozusagen das Männliche in dem Wesen des Sittlichen ist, so muß doch nicht weniger in dem Elemente der an ihr Object hingegebenen Bestimmtheit des Willens, wie sie demgemäß dann auch im Gefühle und in den noch unmittelbaren Formen des Wollens sich darstellt, sozusagen das **weibliche** Element zu seinem Rechte kommen. In ihm allein ist es zugleich die wahrhafte **natürliche** und als solche an ihren vorausgesetzten Inhalt hingegebene **Bedingtheit** des Geistes die zur Anerkennung kommt.

Hiernach grenzt sich nun der Cultus als das unterscheidende passive Element von der eigentlich handelnden Sittlichkeit ab; und was wäre hier dagegen einzuwenden? Aber indem nun vermöge der Methode des Systems auch innerhalb des Cultus wieder die beiden Momente getrennt werden, und so stets in analogen Unterabtheilungen weitergehend der allgemeine Begriff näher an die Formen des Lebens herantritt, wird jenes „**sozusagen weibliche Element**" endlich mit dem **lebendigen Weibe** identificirt, und wir erhalten das Gesetz daß in der Form des Cultus, welche „gegenseitige gesellige Mittheilung" ist, die Bedeutung des Weibes „**auf ausdrückliche unterscheidende Weise**" hervortreten soll, „so gewiß auch das vermittelte denkende Erkennen des Sittlichen Sache des Männlichen sein muß". Die wahre Freiheit auf diesem Gebiete existirt aber nur so daß die im Begriff unterschiedenen Elemente im Leben nur so unterschieden erscheinen wie es aus der beiderseitig freien Entfaltung der Eigenthümlichkeit ihrer Repräsentanten als **natürliches** Resultat und freie **Sitte** hervorgeht; und in gleicher Weise muß auch die wahre Einigung der beiden Momente erfolgen. „Ausdrücklich" und mit Nothwendigkeit kann dies Beides im idealen Leben (und nur mit diesem haben wir es ja im System des neuen Weltalters zu thun) nicht geordnet werden, aus dem einfachen Grunde: weil das Weib wie der Mann am allgemein menschlichen Wesen theilhaben, und die Unterscheidung immer nur ein „sozusagen", oder ein „im Durchschnitt" und endlich ein „in der Geschichte bisjetzt" ist, niemals aber eine nothwendige und absolute. Das neue System hat nun allerdings das alte „Mulier taceat in ecclesia!" aufgehoben und das Weib soll durch die obenerwähnte Anordnung seine Freiheit und sein Recht dem **Inhalte** nach zurückerhalten, aber dies wird ihm nach wie vor **octroyirt** von den Königen der Schöpfung, „deren Sache das denkende Erkennen ist", und die deshalb auch andererseits das alte Gesetz nur in etwas veränderter Form beibehalten: „Mulier taceat in academia."

In der Sphäre des **Rechts**, zu deren speciellerer Kritik wir uns nun schließlich wenden, treten die Mängel des Systems vielleicht am handgreiflichsten hervor. Wir erhalten für das neue Weltalter eine Fülle „positiver" Freiheit, aber wahrhaft frei sind dabei nur die Philosophen welche die Gesetze dieser Freiheit erkennen und uns octroyiren. Den Politikern bleibt eigentlich gar keine Gesetzgebung übrig, sondern nur die Ausfüllung der wissenschaftlich nothwendigen Constitution mit den entsprechenden Namen und Zahlen, nebst der bloßen Administration dieser unwandelbaren Gesetze. Es ist von Interesse zu bemerken daß hier ein Philosoph von Fach sich in Uebereinstimmung findet mit den Speculationen communistischer und socialistischer Naturalisten, die ohne schulgerechte philosophische Bildung das neue Weltalter zu construiren suchten. Sofern in diesen Secten die reine phantastische Willkür erst zum höchsten Extrem gelangte, muß Planck ihnen natürlich aufs entschiedenste entgegentreten. Aber er trifft zusammen mit ihrer frühern, jetzt schon fast wieder vergessenen Doctrin aus der antipolitischen Zeit: daß die Gesetze nicht durch Majoritäten bestimmt, sondern durch die Wissenschaft entdeckt werden müßten; was dann weiter zu der Consequenz führte daß nicht irgend ein gewählter politischer Präsident oder eine politische Repräsentantenversammlung, sondern eine Akademie der Wissenschaften oder ein Ausschuß derselben die Gesellschaft zu dirigiren habe. Diese Aehnlichkeit hat ihren guten Grund. Der französische Buchdrucker und der deutsche Schneider fühlten dasselbe Bedürfniß welches unser Philosoph erkannt hat, das Bedürfniß: aus der reinsubjectiven Willkür, in deren Epoche wir noch immer leben, endlich zu einer festen und bleibenden Ordnung zu gelangen.

So sehen wir auch in dem System des reinen Realismus nun nur in anderer Weise den **Despotismus** wiederkehren, in welchen die „Ordnung" der Socialisten fast immer umgeschlagen ist. Nur gelangt der Philosoph auf eine eigene Art dazu. Er setzt den Organismus des Lebens wieder, wie wir es schon oben an einem Beispiel zeigten, fälschlich in eine **absolute** Analogie mit dem theoretischen Organismus des Systems. Nachdem er in der Psychologie die nothwendigen theoretischen Bedingungen für den freien Willen entwickelt hat, nachdem dann die Wissenschaft des Sittlichen als subjectiver Selbstverwirklichung des freien Geistes abgehandelt ist, so folgen die Gesetze für die objective allgemeine Selbstverwirklichung des Geistes, und hier als praktische Seite zuerst das Recht, die allgemein vernünftige äußere Voraussetzung, oder der Inbegriff der Bedingungen unter welchen die individuellen Willen mit dem objectiven

allgemein menschlichen Willensinhalte zusammenstimmen. Aber die Nothwendigkeit jener Voraussetzung in der Theorie wird nun absolut auf den Charakter der Ordnung im Organismus des Lebens übertragen: diese Ordnung wird durchaus und in allen Stücken als eine nur zwangsmäßig herzustellende gefaßt, und von seiner Consequenz gedrängt muß der Philosoph selbst den Begriff der „Rechtspflicht", so schwer Das seinem Gefühl auch werden mochte, wohl oder übel beseitigen, da gemäß der Methode des „reinen Unterscheidens" das Recht Nichts mit der Sittlichkeit zu schaffen haben darf. Aber so wenig das individuelle Leben in das exacte psychologische Schema des Systems sich bequemt, ebenso wenig vermag auch die Menschengesellschaft ihre einzelnen Organismen so scharf gesondert voneinander herzustellen; und ähnlich wie in dem wahrhaft freien Menschen das sittliche Thun nicht in jedem einzelnen Falle von einer „bewußten Einigung mit dem objectiven allgemein menschlichen Wesen", nicht von einem präcisen Act des reinen Erkennens und des reinen Selbstbestimmens abhängig ist: so besteht auch die Gesundheit des gesellschaftlichen Organismus nicht in der scharfen Unterschiedenheit der Formen und der präcisen Abgrenzung aller Unterorganismen voneinander, sondern in der wesentlichen Realität des Guten und Vernünftigen. Definirt der Verfasser doch selbst einmal das Recht in seiner Wirklichkeit als „die real anerkannte Freiheit des Ichs". Jawohl, um diese reale Anerkennung ist es einzig und allein zu thun; nicht um die Form derselben. Daß Alle die Bedingungen zur praktischen Realisirung der Sittlichkeit erlangen, ist der innere Triebkeim welcher in der Geschichte verschiedene Organismen solcher Bedingungen geschaffen hat; die Form für die Herstellung derselben hat aber nur ein nothwendiges Gesetz: das der immer freiern Entfaltung, damit schon am Mittel der Zweck erkannt werde. Weiß doch schon das gewöhnliche unphilosophische Bewußtsein daß erst in der vollen subjectiven Freiheit die vernünftige That ihren ganzen Werth gewinnt, und zeigt doch die Geschichte schon das Recht am festesten gewurzelt welches weder in Decreten formulirt ist, noch zwangsmäßig hergestellt werden kann, und darum nicht ohne Grund ein höheres genannt wird. Wogegen erhob sich denn in den letztvergangenen Blütenjahren der communistischen und socialistischen Theorien die laute Stimme der Empörung? und warum wollten endlich die Freiesten Nichts mehr mit jenen Weltbeglückern zu schaffen haben? Etwa darum weil jene Doctrinen einen Organismus der Arbeit aufstellten? O nein, nach Ordnung und Organisirung ging die allgemeine Sehnsucht. Vielmehr deshalb weil sie zumeist einen despotischen Organismus aufstellten, wo Alles und Jedes von oben herab gesetzlich decretirt und zwangsmäßig hergestellt werden sollte; eine Ordnung in der kein Titelchen Freiheit blieb, eben wie in der terroristischen Republik. Eine solche Ordnung bietet nun auch die Planck'sche Rechtsphilosophie. Keine von den Bedingungen der realen menschlichen Freiheit wird durch Mittel und Formen hergestellt die theoretisch einem andern Organismus angehören als dem des Rechts; Nichts bleibt übrig weder für die Liebe, noch für die Sitte, noch für die freie ungezwungene Vereinigung; Alles wird von staatswegen, und also gesetzlich und zwangsmäßig geordnet und geregelt, alle Arbeit, alle Gewerbe, und schließlich natürlich auch der ganze Handel. Das englische Motto: „It works well", welches neben seiner einseitig praktischen Anwendung noch eine bessere und bleibende hat, und lehrt daß nicht alles Rechte commandirt zu werden braucht, damit es geschehe, Dies und alle ohne Gesetz vernünftige Praxis findet hier keine Stätte. Wir möchten einmal die Miene eines englischen Staatsmannes sehen der diese Partie des vorliegenden Buchs läse und seine Bemerkungen über die deutsche Professorenweisheit dazu machte. Ueber das Vortrefflichste in demselben würde der Engländer wahrscheinlich bornirt urtheilen, aber diese Mängel wenigstens würde er mit Virtuosität kritisiren.

Innerhalb des Rechts als der allgemeinen äußern Grundlage für die geistige Wirklichkeit muß nun wieder eine bleibende natürliche Voraussetzung für die Selbstverwirklichung des Willens gefunden werden um auf ihr die reinen Rechtsgesetze zu erbauen. Wenn nun die vorher kritisirten Fehler mehr allgemeiner Art waren, so thut der Verfasser hier nun einen einzelnen Misgriff, der zwar in seinen Consequenzen nothwendig zu großen Irrthümern führt, den wir aber im Interesse des neuen Weltalters dennoch nicht sehr beklagen, weil nämlich anderntheils dieser falsche Weg dennoch zu einer bisher kaum in der deutschen Philosophie gewagten großartigen Grundanschauung geführt hat, die früher nur in den hochmüthig verachteten philosophirenden Phantasien der revolutionnairen Schwärmer erschien. Gereinigt von jenen ersten phantastischen Farben, und befreit von der uns hier vorliegenden verfehlten wissenschaftlichen Form wird sie die beherrschende Idee der großen Zukunft des Menschengeschlechts sein.

Als die unabhängige natürliche Voraussetzung für alle Selbstverwirklichung des Willens bestimmt das System „den Grund und Boden überhaupt, als Das aus welchem in letzter Beziehung doch alle natürlichen Mittel jener Selbstverwirklichung stammen". Das ursprüngliche Recht eines Jeden ist demnach sein natürliches und schlechthin nicht aufzuhebendes Grundeigenthumsrecht, dies Recht ist deshalb für Alle gleich, weil ja der Boden für Alle, unabhängig von ihrem Thun, voraus vorhanden ist; der Boden kann also auch ferner niemals als festes und reines Privateigenthum erworben werden, da ein solcher Erwerb dem ursprünglich gleichen Anrechte Aller widerstreiten würde. Seiner besondern Wirklichkeit nach wird es allerdings zugleich Privateigenthum sein müssen, weil es sonst überhaupt kein Eigenthum wäre; seinem Wesen zufolge wird es aber der fortwährenden organischen Gleichheit mit dem Grundeigenthum aller Andern unterworfen sein müssen. Indem es so in einem rechtlich be-

dingenden *universellen* Zusammenhange steht, ruht auch auf ihm eine *allgemeine Verkehrspflicht* in Beziehung auf ursprünglich unterscheidende *Erzeugnisse* verschiedener Länderstriche, auf deren rechtlichen Austausch Alle den gleichen Anspruch haben. Indem jedoch der Boden nur die Voraussetzung ist, auf welcher der Wille sich durch Arbeit verwirklicht, so kann das ursprüngliche Grundeigenthumsrecht eines Jeden erst in seiner *Arbeit* wirklich werden.

Dies ursprüngliche allgemeine Rechtsgesetz (so schließt der Verfasser weiter) fodert nun sein äußeres *Dasein* nothwendig in einer *allgemeinen Rechtsmacht*, denn es wäre selbst gar nicht wirklich als allgemeines auf äußere Weise vorhanden, wenn nur den Einzelnen, die blos Vertreter *ihres* Rechts sind, die Durchführung überlassen wäre. Diese Macht, wenn sie einmal allgemein anerkannt ist, kann fernerhin nicht mehr von den Einzelnen, und wären es auch Staaten, gewählt werden; sondern da es sich hier um das ursprünglich *vorausgesetzte* Recht handelt, muß sie eine *erbliche*, und als Vertreterin des *Einen* Rechts muß sie *eine Person*, nicht eine Mehrheit von Willen sein. Von ihr müssen, so sehr auch sonst das Besondere vom Universellen zu scheiden ist, doch in letzter Instanz alle *besondern Rechtsmächte sanctionnirt* werden. Außerdem hat sie das Gesetz des ursprünglich gleichen Grundeigenthumsrecht und der allgemeinen Verkehrspflicht aufrechtzuhalten, und unter Mitwirkung der Regenten der Einzelstaaten auch in Bezug auf die Organisation der Arbeit in diesen den Handel zu reguliren. Offenbar ist das *deutsch-römische Kaiserthum* das geschichtlich unvollkommene Vorbild dieser universellen erblichen Rechtsmacht, aber die Vollendung desselben glaubt das System auch jetzt für die Zukunft und das bleibende Weltalter mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit zu deduciren. Innerhalb des allgemeinen Staatenbundes der Erde vindicirt er der universellen Rechtsmacht das Bedürfniß einer Vermittelung, eines Elements das auf unmittelbar unterscheidende Weise den Geist der ursprünglichen Gleichheit mit allen Andern, des allgemein rechtlichen Lebens im Ganzen vertritt. Ein Staat muß sein an dem die universelle Rechtsmacht ihr unterscheidendes nächstes Organ innerhalb des Staatenbundes hat; ein Volk von dem wie vom Mittelpunkte jederzeit die Einheit mit dem Ganzen sich den übrigen Völkern mittheilt. Dies wird als *die wahre äußere Weltstellung* proclamirt, zu der *das deutsche Volk* berufen sei. Man würde den Verfasser aber falsch verstehen, wenn man glauben möchte er meine nur einen allgemeinen *freien* geistigen Einfluß durch Literatur, Kunst, Wissenschaft u. s. w., wie unser Volk ihn ja schon thatsächlich besitzt. Nein, obwol er hier in den Specialitäten karger als sonst ist, und nur ein einziges mal beiläufig den „Kaiser" nennt, postulirt er doch: daß diese Stellung Deutschlands „*auf allgemein rechtliche Weise zur Anerkennung* kommen muß, da sie sonst den falschen Charakter eines blos dem subjectiven besondern Thun angehörigen Verhältnisses erhalten würde". Er sieht diesen unsern Beruf auch darin vorgebildet daß wir, statt gleich andern Nationen uns vor allem in selbstisch besonderer Weise in *eine* Spitze nach außen zusammenzufassen, vielmehr nach innen wie nach außen die besondern Unterschiede zu ihrer selbständigen Entwickelung kommen lassen. Indeß leisten wir Dies bisjetzt nur in unvollkommener, geschichtlich zufälliger Weise. Erst befreit von dieser zufälligen Particularität der Staatenunterschiede, erst in einer vom natürlichen Rechtsgesetze aus umgestalteten und auf ihre natürlichen bleibenden Unterschiede zurückgeführten Gliederung sei die deutsche Nationalität fähig jener wahrhafte Staat zu sein. *Wie* unsere exceptionnelle Stellung nun zur allgemein rechtlichen Anerkennung kommen soll, ohne daß wir gleichwol als Volk und Bundesstaat selbst ohne Weiteres die universelle Rechtsmacht verwalten: Das hat der Verfasser nicht angegeben; wir sehen nicht recht ein warum nicht? da er den Anstoß doch sonst nicht scheut. Folgt man der Methode des Systems, so lassen sich zwei Weisen einzeln oder vereinigt denken: daß nämlich der erste erbliche Kaiser der Welt den die Einzelstaaten einsetzen ein Deutscher ist, und daß die Kaiserresidenz ein mal für alle mal in Deutschland bleibt. Randglossen zu dieser neuesten wissenschaftlichen Auferweckung Barbarossa's macht Referent nicht weiter; die Leser werden es ohnehin nicht daran fehlen lassen. Aber wie aus dem Charakter des ganzen Systems schon zu schließen war: von diesen Institutionen aus werden die freiesten humanen Gedanken, der wahrhaft ewige Friede, die energische universelle Ausbreitung der Cultur, und jene gesetzerfüllende Liebe in der ganzen einigen Menschheit, die zuerst in noch einseitiger Form das Christenthum predigte, als weiteres Ziel entwickelt.

Innerhalb der einzelnen Staaten gliedert der Organismus des Rechts sich nun von jener ursprünglichen natürlichen Basis aus so weit, bis er mit allen Haupttheilen den ihn erst wieder möglichmachenden und garantirenden Gesammtorganismus berührt. Auch Dies ist kurz anzugeben.

Die volle Möglichkeit für Verwirklichung der freien Persönlichkeit nach ihren bestimmten Seiten gewähren sich Alle durch den universellen Vertrag, der also zugleich über das nur ursprünglich natürliche Rechtsgesetz hinausliegt, und doch dies erst wahrhaft verwirklicht. Das Wesen des Staats ist somit die rechtliche Gliederung der Arbeit und des Eigenthums. In der dem Zweck des Ganzen entsprechenden vertragsmäßigen Arbeit verwirklicht Jeder sein ursprüngliches Grundeigenthumsrecht und ist einer fortwährenden natürlichen Grundlage seiner Existenz versichert. Dieser Gegensatz der äußern unmittelbar natürlichen, und der schon vermittelten Thätigkeitsform bestimmt sich nun weiter zu *zwei verschiedenen Ständen* der Arbeit und des Eigenthums, den Grundeigenthümern im eigentlichen Sinn, und Denen die, ihnen näher oder ferner stehend, doch erst an dem durch diese ursprüngliche Arbeit Hervorgebrachten die Grundlage oder Voraussetzung ihrer Thätigkeit haben.

beiden Ständen werden dann auch verschiedene Rechte in der Theilnahme an der Regierung zugewiesen. Die Grundeigenthümer (Erste Kammer) repräsentiren das National-Heimatliche, innerhalb dieser bestimmten Staatsheimat aber vielmehr das Element der allgemeinen Gleichheit; die Stände des reinen Privateigenthums dagegen (Zweite Kammer) das Kosmopolitische, und andererseits das Element der Subjectivität und Mannichfaltigkeit. Die Staatsgewalt, welche beide Elemente in sich haben muß, ist demnach zwar als Vertreterin des ursprünglichen Rechtsgesetzes in einer Person da, welche vom Kaiser sanctionnirt werden muß, unabhängig, unverantwortlich, lebenslänglich; als Vertreter der vielen besondern Willen aber muß der Regent vom Volke gewählt sein. So versucht das System eine Mitte zwischen der erblichen constitutionnellen Monarchie und der Republik, die beide als einseitige, mit Widersprüchen behaftete Formen aufgezeigt werden, zu behaupten.

Referent darf den Raum zu einer ins Einzelne gehenden Kritik dieser Rechtsphilosophie nicht beanspruchen; in der That aber sind auch im Vorhergehenden die Principien dieser Kritik schon soweit entwickelt daß die Anwendung sich leicht ergibt. Alle falschen Resultate wurzeln vorab in der falschen absoluten Analogie, welche auch hier zwischen dem Schematismus des Begriffs und dem Organismus des Lebens festgehalten ist; weiterhin bilden sie sich aus durch den ersten Misgriff in der Bestimmung jener „natürlich vorausgesetzten Grundlage". Der Verfasser hat vergessen was er im Anfange der Anthropologie so richtig sagte: daß nämlich hier die Naturbedingung nicht mehr eine reinnatürliche, sondern schon selbst eine anthropologische sei, und demgemäß jener Abschnitt nicht die Naturwissenschaft als solche, sondern nur noch die Physiologie des Menschen zur natürlichen Grundlage habe. Demgemäß durfte auch im Rechtsorganismus die natürliche Grundlage nur eine physiologische sein, und das ursprünglich allgemeine Recht bestimmte sich dann als das Recht auf Existenz, Wohnung, Nahrung, Kleidung, Vormundschaft bis zu der Zeit wo die Selbstverwirklichung des freien Willens möglich ist. Oder welch eine Kunstphilosophie wäre entstanden, wenn der Verfasser in dieser Sphäre jenen Misgriff wiederholend das unabhängig bedingende Element ebenfalls reinnatürlich, als Sprache, Marmor u. s. w., und nicht vielmehr psychologisch bestimmt hätte?

Doch wiederholen wir schließlich die Ueberzeugung daß die Lösung der großen Fragen unserer Epoche wesentlich durch diesen geistvollen und muthigen Versuch gefördert ist. Möge der Verfasser nur nicht vergessen daß in der philosophischen Entwickelung der Schulen wie der Individuen oft ein Höhenpunkt am Ende der Jugendzeit eintrat, eine Akme, wie die Griechen es nannten, wo der Fluß des Lebens sich noch nicht verhärtet hat, wo die Analogie noch nicht zur falschen Identität, das geistvoll phantastische Bild noch nicht zum starren Dogma fixirt ist. Wenn er sich noch in jenem Strome jugendlicher Lebensfreiheit fühlt, so möge er versuchen stärker als das Schicksal zu sein, welches fast alle Vorangegangenen in jähem Abschwung von jener Höhe in einseitige, stets enger begrenzte Bahnen gerissen hat.*)

18.

Die Denkmünzen der Freimaurerbrüderschaft verzeichnet und beschrieben von J. F. L. Th. Merzdorf. Mit 1 Tafel Abbildungen. Oldenburg, Stalling. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Freimaurerbrüderschaft hat in ältern und neuern Zeiten nicht allein von Päpsten und Fürsten, sondern auch von Gelehrten und Ungelehrten die verschiedenartigsten Angriffe erfahren, die theils auf politische und kirchliche Zwecke sich stützten, theils von feindseliger Gesinnung, oft auch von Unkenntniß eingegeben wurden. Gleichwol hat diese Gesellschaft nicht allein fortbestanden, sondern auch an Geist und Ausdehnung gewonnen, sodaß sie nothwendig in ihrem abgeschlossenen Kreise eine große Thätigkeit entwickelt haben muß. Als einen Zweig dieser Thätigkeit dürfen wir auch die seit einem vollen Jahrhundert emanirten Denkmünzen betrachten, von denen wir durch das vorliegende Buch zum ersten mal eine umfassendere Kenntniß gewinnen. Die Numismatiker werden es dem Verfasser Dank wissen daß er das Ergebniß seiner jahrelangen Bemühungen dem Buchhandel übergab, und ihnen dadurch ein Studium möglich machte, oder doch wesentlich erleichterte, dessen Material weit zerstreut und großentheils nur durch einen günstigen Zufall zugänglich ist. In der Vorrede ist eine Uebersicht der benutzten Literatur, zugleich aber auch die Versicherung gegeben daß mindestens noch ein mal so viele Druckschriften durchmustert seien als (S. VII — XVII) aufgezählt sind. Zum großen Theil aber ist die Beschreibung der Münzen aus eigener Ansicht geschöpft, wobei neben der eigenen, nicht unbeträchtlichen Sammlung die Sammlungen zu Hamburg, Rostock, Leipzig und Dresden zugebotestanden. Die Einrichtung des Buchs, welches etwa 350—360 Münzen umfaßt, erscheint den Verhältnissen angemessen. Die Münzen sind nach Ländern, und wo Dieses, wie z. B. bei Deutschland, möglich war, nach Städten in alphabetischer Folge geordnet. An Ländern finden wir außer Deutschland England, Frankreich, Holland und Belgien, Dänemark, Schweden, Rußland, Moldau, Italien, Spanien, Amerika, Asien. Die letzte Abtheilung (XIII.) beschreibt einige „scheinbar mit der Freimaurerbrüderschaft im Zusammenhang stehende" Münzen. Angehängt sind noch ein Bogen-, ein Personen- und ein Legenden-Register. Es darf kaum angeführt werden daß außer den beschriebenen noch eine vielleicht ansehnliche Zahl Münzen vorhanden sein muß, die einestheils in Ländern denen die Freimaurerei verschlossen wurde noch zerstreut sein mögen, wie z. B. in Rußland, Italien, Spanien, die anderntheils in Deutschland noch nicht bekanntgeworden sind. Angemerkt sei noch daß nach vorliegendem Buche Frankreich die meisten Münzen, etwa 161, emanirt hat; daß sodann solche Münzen an den betreffenden Stellen angezeigt sind welche nicht als reinfreimaurerische angesprochen werden können. Die Tafel Abbildungen beschränkt sich auf zwei noch nicht mit Entschiedenheit festzustellende Münzen, da mehre Abbildungen das Buch nur vertheuert haben würden, viele Münzen auch bereits abgebildet sind, in welchem Falle der Fundort nachgewiesen ist. Wünschen wir zum Schluß dem Buche die günstigste Aufnahme

---

*) Der vor kurzem erschienene zweite Theil des Planck'schen Werks enthält, wie schon oben angegeben wurde, nur einen geschichtsphilosophischen Nachtrag, gleichsam als Probe für die Richtigkeit des Systems. Da es uns wesentlich darum zu thun war die Leser nur mit dem letztern selbst bekannt zu machen, so dürfen wir für jenen Nachtrag den Raum d. Bl. wol nicht weiter in Anspruch nehmen.

und damit zugleich dem Verfasser das vielseitigste Entgegenkommen zu weiterer Verfolgung der von ihm zuerst eröffneten Bahn. 73.

Oskar von Redwitz.

Unter den Dichtern der neuern Zeit sind kürzlich zwei Namen aufgetaucht die den Stempel des Genius leuchtender tragen als die meisten übrigen. Es ist in Norddeutschland Scheerenberg, der Verfasser des trefflichen Gedichts „Waterloo", ein Mann in mittlern Jahren: arm und stolz wie Diogenes in der Tonne, von seiner einfachen Lebensweise nicht lassend, nicht um Brot und nicht um Ruhm singend, nur dem Drange der innern poetischen Macht folgend; von seinen Freunden fast gezwungen mit seinen Schöpfungen hervorzutreten; Anerkennung findend, aber nicht allgemeine Theilnahme, weil das von ihm gefeierte Weltereigniß fast vergessen ist in den Wirren der Neuzeit. In Süddeutschland ist der andere Name aufgetaucht, Oskar von Redwitz, fast noch ein Jüngling: er wird von seinem Genius getrieben den höchsten Kampf zu wagen, die Religion im Herzen der Menschen zu erwecken und für sie gegen alle Mächte des Spottes und der modernen Zerstörungslust zu streiten. Die liebliche Dichtung „Amaranth" war das erste Werk des jugendlichen Sängers, ihre reißend schnelle Verbreitung sein erster Sieg. Ohne die Kritik zu fragen, neigten sich die Gemüther ihr zu, an die solange kein Gesang gerichtet worden war. Die lebenswarmen Naturschilderungen, die poetischen Erinnerungen an das Mittelalter, die fromme Rückkehr zu der innigen christgläubigen Anschauungsweise des Mittelalters überraschten und rührten den Leser. Ein Jeder wollte die romantischen Lebenstöne auch im Herzen anderer geliebter Menschen anschlagen; darum ward das Büchlein mit seiner poetischen Vision auf mittelalterlichem Goldgrund sobald eine allgemeine Liebesgabe für die Jugend und die Frauen. Die zahlreich sich folgenden Auflagen, noch ehe die Kritik Notiz davon genommen, sind hieraus erklärbar. Jetzt beginnt letztere eine Art von Reaction gegen den ungewöhnlichen Wärmegrad des Beifalls zu üben den „Amaranth" so rasch errungen. Geschähe Dies in richtiger und würdiger Weise, so wäre ihr das Recht dazu nicht abzusprechen, aber die Kritik, oder vielmehr ihre parteiischen Organe, sucht theils durch vornehmthuendes Schweigen, theils durch Splitterrichterei „Amaranth" zu vernichten. Das Gedicht ist eine Jugendarbeit, noch ungeklärt, noch keine reife Frucht, erst eine Blüte, deren süßer Duft sich der Analyse entzieht. Der Dichter nennt es selbst eine Vision, einen romantischen Traum im Neckarthale, wo er „ein Rößlein mit Gedankenhufen" besteigt zu einem Geisterritt ins unermessene Reich der Phantasie. Aus den Epheudecken der Ruinen erheben sich wieder Ritterburgen mit dem ganzen Glanzgemälde des Mittelalters vor seinen Augen empor. Er sieht Jung Walther den Falken auf der Hand, umgeben von Knappen in Waffenzier, im Schloßhof zu Roß steigen, Abschied von der treuen Mutter nehmen und in die Welt reiten. Am Comersee harrt des jungen Ritters eine Braut, die Grafentochter Ghismonda, ihm seit den Kinderjahren bereits verlobt. Er soll sie kennenlernen und heimholen, wenn er sie als das Weib seiner Wahl findet. Auf dem Zuge durch den Schwarzwald verirrt sich Jung Walther und muß in einem verfallenen Schloß Rast halten. Dort wohnt ein ritterlicher Sänger, den der Gram zum Einsiedler gemacht hat, weil ihm vor Jahren die schöne Gattin untreu geworden. Sein einziges Kind, die holde Jungfrau Amaranth, pflegt den düstern Vater und sein einsames Hauswesen. Walther wird von ihrer Lieblichkeit und innigen Frömmigkeit tief ergriffen, aber er hält es für seine Pflicht sein Wort zu lösen und seine verlobte Braut aufzusuchen. Unbewußt ist jedoch zwischen ihm und Amaranth eine unschuldige Liebe entglommen, mit einem Kuß reißt sich Walther los und Amaranth betet in der nahen Waldkapelle ihr Gefühl zur Ruhe und Ergebung. Ghismonda's südliche Schönheit und Glut fesselt den Jüngling; aber er entdeckt daß sie stolz und grausam, genußsüchtig und gottlos ist: eine emancipirte Frau wie sie jetzt ungefähr sein würde. Walther versucht es mit allem Aufwand von Liebe und Ueberredung sie zu seinem Glauben zu bekehren, aber sie verhöhnt ihn, obwol sie fortwährend um seine Liebe buhlt und auf Vollziehung der Vermählung besteht. Bei der Trauungsfeierlichkeit ermannt sich Walther jedoch noch ein mal, er fragt seine Braut laut ob sie an Christus glaube, und als sie höhnisch es verneint sagt er sich öffentlich von ihr los und der anwesende Kirchenfürst verweist sie aus dem Gotteshause. Walther benutzt seine Freiheit um zu Amaranth, der Blume des Waldes, zurückzukehren. Er wirbt um sie und führt sie in sein väterliches Schloß, wo er eine christliche Ehe mit ihr durchlebt, ein Vorbild und Tröster für seine Umgebungen.

Der Versbau des Gedichts zeigt einen seltenen Grad der Vollendung; es ist augenscheinlich daß neben der Begeisterung des Schaffens die Besonnenheit des Bildens gestanden hat. Nach dem Geständniß des Dichters selbst hat er keine Mühe gescheut um über die Form Gewalt zu erlangen. Die Politur einer einzigen Strophe war oft das Resultat (wie bei Heine) mehrtägiger Arbeit. Dem lyrischen Schwung des ersten Jugendfeuers würden diese Hemmungen durch technische Bedenklichkeiten gewiß sehr niederdrückend gewesen sein, wenn nicht ein älterer Freund für Erfüllung derselben gesorgt hätte. Dieser, selbst Dichter, erkannte in Redwitz die höhere Begabung und ordnete sein eigenes Schaffen fortan dem Amt seines Kritikers unter. Beide Freunde feilten oft gemeinschaftlich und trugen ein gleiches Interesse für das Gedicht und seinen Erfolg, von dem sie mehr erwarteten als Buchhändlerglück und literarische Geltung. Die religiöse Bedeutung war ihr Hauptaugenmerk. Redwitz fühlte sich als gottbegeisterten Streiter, der wie Gideon das Schwert des Glaubens schwingen wollte; sein Freund vertiefte sich dergestalt in die religiöse Richtung daß er seiner weltlichen Laufbahn (er war königlich bairischer Regierungsbeamter) entsagte und sich zum Priester weihen ließ. Die erste Amtshandlung welche er als solcher vornahm war die Trauung von Redwitz mit seiner 17jährigen Braut, der verkörperten Amaranth, mit welcher er seit einigen Monaten vermählt ist.

Bei der Herausgabe seines Gedichts hatte Redwitz mit den Schwierigkeiten zu kämpfen welche die niedergedrückten Verhältnisse gewöhnlich mitsichbringen. Er war sich des Werthes seiner Arbeit bewußt und deshalb zu stolz einen Verleger mühsam zu suchen. Er wendete sich an eine der größten Buchhandlungen Deutschlands, mit dem Anerbieten den vollen Betrag der Kosten gerichtlich zu deponiren, indem er sich andererseits nur die Hälfte des Gewinns bedingte. Trotzdem erhielt er eine abschlägliche Antwort und wurde dadurch veranlaßt mit seinem jetzigen Verleger zu contrahiren, einem Manne der bisher sich noch nicht im belletristischen Fache versucht hatte. „Amaranth" wird jetzt in der neunten Auflage erscheinen und der Besitzer jener obenerwähnten großen Buchhandlung hat Gelegenheit gehabt seinen Irrthum einzusehen. Er hat Dies auch bereits in loyaler Weise zugestanden und ist in brieflichen Verkehr mit Herrn von Redwitz getreten.

Auf „Amaranth" folgte bekanntlich ein allegorisches „Märchen vom Tannenbaum", welches die gleiche Tendenz wie „Amaranth", aber nicht gleichen Erfolg hatte; es war wie ein Nachklang. Der Dichter, der wie Jeder der eine neue Bahn bricht gleich eine Menge Nachtreter findet, sah zur Zeit ein daß um sich vor denselben zu retten ein neues Element seiner Poesie beigefügt werden müsse: Kraft und Tiefe. Er strebte nach vielseitigen universellern Gestaltungen. Seine neuesten Dichtungen legen ein glänzendes Zeugniß dafür ab; sie werden binnen kurzem erscheinen, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückt, dessen jugendliches ideales Aeußere vollkommen mit der Innerlichkeit harmonirt. Nach seinem Plan will er dem lyrischen Drange seiner Muse in diesen Dichtungen Genüge leisten und dann sich einem höhern Ziele zuwenden, dem Drama. Zu die-

sem Zwecke hat er jetzt mit Eifer das Studium der Alten begonnen, Calderon und Shakspeare sollen den Griechen folgen. Diese und der große Brite werden Redwitz vor der einseitigen katholischen Richtung bewahren, die nach seinen ersten Productionen bei ihm zu fürchten war. Mit edlem Selbstgefühl hat Redwitz erkannt daß sein Dichterberuf ihm die Pflicht auferlegt alle seine Kräfte dafür auszubilden. Er hat deshalb seine juristische Laufbahn verlassen, nachdem er alle drei Examina darin glänzend bestanden und wird sich als Privatdocent in München habilitiren. Zu diesem Zwecke hat er jetzt in Bonn bei Karl Simrock altdeutsche Literatur studirt; seine glänzenden literarischen Erfolge und das bedeutende Vermögen seiner jungen Gattin sichern ihm und seiner Muse eine unabhängige Stellung. Ein Schatten schwebt jedoch über dem harmonischen Glücksbilde seines Lebens, das ist die Kränklichkeit, die ihn überfallen hat infolge seiner geistigen Anstrengungen, namentlich der gleichzeitigen so sehr heterogenen Arbeit des dritten Examens und der Vollendung von „Amaranth". 16.

Guizot's „Études biographiques sur la révolution d'Angleterre".

Von Guizot ist vor kurzem unter dem Titel „Études biographiques sur la révolution d'Angleterre" ein neues Werk erschienen. In der sehr kurzen Vorrede macht uns der Verfasser mit Dem bekannt was wir zu erwarten haben:

„In der englischen Revolution ragen vor allen andern zwei Personen hervor welche die Geschichtsannalen füllen, Karl I. und Cromwell. Unter den Persönlichkeiten welche neben diesen eine bedeutende Rolle gespielt haben ist Monk nicht der Einzige welcher näher studirt und gekannt zu werden verdient. Als ich die «Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre» veröffentlichte, that ich Dasselbe was ich mit Monk that, auch mit den andern Hauptpersonen, namentlich mit Denjenigen welche zugleich Mithandelnde und Historiker waren. Ich stelle in diesem Buche jene biographischen Studien zusammen, nachdem ich sie alle durchgesehen und sorgfältig ergänzt habe; mehre davon sind ganz neu und noch nicht herausgegeben. Sie bilden mit Monk eine Art Gemäldegalerie, in welcher zu gleicher Zeit die feindlichen Häuptlinge und Kämpen der religiösen und politischen Sekten, als Cavaliere, Republikaner, Nivellirer auftreten, und theils am Schlusse der politischen Kämpfe, theils gegen das Ende ihres Lebens und im Schoose der häuslichen Ruhe ihre Zeiten und was sie damals gethan selbst schildern wollten. In der Näherstellung solcher Männer und in der Mischung der Wahrheit und Eitelkeit welche solche Werke charakterisirt liegt Etwas, wenn ich nicht irre, was besonders bei uns und in der Gegenwart den ernsten und wißbegierigen Mann interessirt; denn trotz der vollständigen Sittenverwandtschaft bieten sich doch Aehnlichkeiten und Anwendungen auf die Gegenwart bei jedem Schritte dar, so sehr man sich auch bemüht sie nicht zu finden."

Der Band enthält 16 biographische Studien: 1) Denzil, Lord Hollis, royalistisches Parlamentsmitglied; 2) Edmund Ludlow, Republikaner; 3) Thomas May, schwankendes Parlamentsmitglied; 4) Sir Philipp Warwick, Cavalier; 5) John Lilburne, Nivellirer; 6) Thomas, Lord Fairfax, Parlamentsmitglied, welches wieder royalistisch wurde; 7) Mrs. Hutchinson, Republikanerin; 8) Sir Thomas Herbert, gemäßigter Royalist; 9) John Price, Monk's Kapellan, Cavalier; 10) Eduard Hyde, Graf von Clarendon, Großkanzler Karl's II.; 11) Heinrich, Graf von Clarendon, royalistischer Höfling; 12) Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury; 13) John Sheffield, Herzog von Buckingham; 14) Sir John Revesby; 15) Ueber das Eikon Basilike (Königliches Bildniß), ein Karl I. zugeschriebenes Werk; 16) Ueber die Memoiren Jakob's II.

Wir geben zum Beispiel nachstehend im Extracte die Biographie der Mrs. Hutchinson, welche fast ganz sich auf deren Memoiren stützt und mancherlei interessante Aufschlüsse über das Treiben der damaligen Epoche bietet.

Fünf Jahre vor der Thronbesteigung Karl's I., im Jahre 1620, ward dem Commandanten des Tower, Sir Allen Apsley, eine Tochter, Lucy Apsley, geboren. Während der Schwangerschaft hatte Lady Apsley im Traume einen Vogel sich auf ihre Hand setzen sehen und Sir Allen hatte Dies als ein gutes Zeichen für die außerordentlichen Eigenschaften des Kindes betrachtet. Diese Prophezeiung erfüllte sich und die Aeltern ließen es dem Kinde an keinem Lehrer fehlen, um dessen glückliche Anlagen auszubilden. Lucy bekennt in ihren Memoiren daß sie zu den ernstern Studien, namentlich dem Lateinischen, sich weit mehr hingezogen gefühlt habe als zu Musik und Tanz; selbst ihre Gespielinnen ärgerte sie damit daß sie häufig ganz ernste Gespräche anfing. Sie zerbrach ihre Spielsachen und ward allgemein gefürchtet. Weit lieber schloß sie sich ältern Personen an, auf deren Gespräche sie hörte; sie wiederholte sie dann, sodaß oft ihr gutes Gedächtniß für eigene Verständigkeit gehalten wurde. Durch fleißigen Kirchenbesuch ward sie veranlaßt der Dienerschaft häufig Ermahnungen zu geben und deren frivole Unterhaltungen zu vertreiben. Dabei war sie jedoch keineswegs übertrieben spröde und hielt es für keine Sünde weltliche Lieder, Liebesgedichte ꝛc. zu lernen; ja sie war die Vertraute der Liebesintriguen der Dienerinnen ihrer Mutter, von denen jede immer einige Liebhaber zu gleicher Zeit hatte.

Währenddem wuchs in Owthrop in der Grafschaft Nottingham ein junger Edelmann Namens John Hutchinson heran, nicht gekannt von Lucy und ihren Aeltern. Sein Aeußeres wird von ihr folgendermaßen beschrieben: „Er war mittlern Wuchses, schlank und wohl proportionnirt. Sein Teint war schön, seine braunen, starken, seidenweichen Haare flossen in langen Locken auf die Schultern herunter; seine blauen, lebendigen und glänzenden Augen ruhten anmuthig auf jedem Gegenstande. Er hatte ein ovales Gesicht, einen wohlgeformten Mund, blühende Lippen, ein längliches Kinn, nicht hohe Stirn, blendend weiße regelmäßige Zähne. Sein ganzes Aussehen machte den angenehmsten Eindruck."

Das erste Zusammentreffen Hutchinson's mit Lucy hatte einen eigenthümlichen Grund. Im Jahre 1637 wohnte die Familie Apsley zeitweilig in Richmond bei London. Ein Freund foderte Hutchinson auf den Sommer in Richmond zuzubringen, wo er gute Gesellschaft und Unterhaltung finden werde. Dieser theilte Dies einem Edelmanne seiner Bekanntschaft mit, der ihm den Rath ertheilte auf seiner Hut zu sein, denn es sei in Lord Apsley's Hause eine verhängnißvolle Liebesmacht, welche jeden Mann, so frei er auch hineingegangen sei, fessle. Hutchinson betrachtete Dies als Scherz und reiste nach Richmond. Lucy war gerade abwesend, er hörte jedoch viel von ihr sprechen. Eines Tags fand er bei einem Besuche lateinische Bücher und er erfuhr daß sie Lucy gehörten. Er bedauerte jetzt daß sie fortgereist war bevor er sie kennengelernt, und erkundigte sich näher nach ihr. Alle jungen Männer waren ihres Ruhmes voll. Einmal war bei Coleman, in dessen Haus er wohnte, Gesellschaft; man musicirte und es ward ein neues Gesangstück vorgetragen. Einer der Anwesenden behauptete es könne nur von einer gegenwärtigen Dame oder von Miß Apsley sein. Als Hutchinson seinen Zweifel daran blicken ließ, versicherte ihn jener daß er überzeugt sei das Lied sei von Miß Apsley, nur aus Rücksicht gegen die Gesellschaft habe er die andere Dame noch genannt; zugleich ergoß er sich in große Lobeserhebungen der Miß Apsley.

Einige Tage nachher kam ein Abgesandter von Lady Apsley, welcher die baldige Rückkehr derselben ankündigte und zu gleicher Zeit geheimnißvoll mehre Heirathsbänder, welche bei einer ähnlichen Gelegenheit in dem Hause Lord Apsley's vertheilt worden waren, an die Damen der Gesellschaft verschenkte; überhaupt ließ er merken daß Lucy sich verheirathet habe. Bei dieser Nachricht erbleichte Hutchinson; er konnte sich nicht erklären wie er so plötzlich ein Interesse an einer ihm gänzlich

schwunden Person finden konnte und fing an an jene geheimnißvolle Macht zu glauben von der man ihm erzählt hatte. Er schöpfte jedoch Hoffnung, als er nach Ausforschung jenes Abgesandten zu bemerken glaubte daß er in einem Irrthum befangen sei.

Miß Apsley kehrte zurück. Die beiden jungen Leute gefielen sich und Hutchinson wußte bald alle Hindernisse die sich ihrer Verbindung entgegenstellten zu überwinden.

Die Memoiren der damaligen Zeit tragen fast sämmtlich den Charakter an sich daß sie immer nur die Geschichte ihrer Zeit erzählen, niemals die Geschichte ihrer Verfasser. Anders verhält es sich mit den Memoiren der Mrs. Hutchinson; bei diesen bildet die Geschichte nur den Hintergrund, während hauptsächlich der Oberst Hutchinson selbst, seine Verhältnisse und seine Thaten durch sie aufbewahrt werden sollten. Die Rolle welche Hutchinson spielte war keineswegs groß: die Verurtheilung Karl's I. ist die einzige That von Wichtigkeit an der er theilnahm. In und um Nottingham gab es dieselben entfesselten Leidenschaften, dieselben Kämpfe wie in London. Diese Scenen sind es welche Mrs. Hutchinson geschildert hat und welche, obwol die Geschichte ihrer nicht gedenkt, doch einen wesentlichen Theil derselben bilden. Hampden, Prym, Strafford, Fairfax, Ireton, Cromwell werden nur beiläufig und vorübergehend erwähnt. Die Hauptpersonen ihrer Memoiren sind Millington, der Parlamentsdeputirte für Nottingham; der Doctor Plumptre, ein Arzt daselbst; der Gerichtsschreiber Chadwick; der Ingenieur Hooper; der Prediger Palmer und zwanzig Andere, welche die Revolution ihres Districts und ihrer Stadt leiteten. Mrs. Hutchinson hat mitten unter ihnen gelebt und schildert uns ihre Charaktere, ihre Eifersüchteleien, ihre Parteikämpfe. Und wenn sie auch im Allgemeinen die Vorurtheile und Leidenschaften der damaligen Zeit theilt, so ist sie doch nicht blind gegen die Laster und die Fehler der Unwürdigen in ihrer Partei.

In der Grafschaft Derby bei Nottingham hatte ein Edelmann, Sir John Gell, ein Infanterieregiment für das Parlament ausgehoben; seine Soldaten waren tapfer und verwegen, aber dabei die durchtriebensten Schufte in der Parlamentsarmee. Warum eigentlich ihr Chef selbst diese Partei ergriffen hatte war unbekannt, er war zu dumm um ihre Gerechtigkeit einzusehen und zu ausschweifend um an der Liederlichkeit der Cavaliere Anstoß zu nehmen. Er bezahlte jedoch die Journalisten gut und seitdem war Alles was in der Umgegend der Feinde vorgenommen wurde sein Werk. So bekam er einen Ruf ohne jemals ihn verdient zu haben.

In Nottingham selbst waren der Gerichtsschreiber Chadwick und der Priester Palmer die wichtigsten Häupter der Parlamentspartei. Der Erstere war ein gescheuter Schlaukopf, den seine Verstellung bei den „Heiligen" zu Ehren brachte; er ließ sich die Haare verschneiden und geberdete sich auch als ein Heiliger. Immer in Geldverlegenheit verschaffte er sich auf alle mögliche schlechte Weise Geldmittel. Dabei war er ausschweifend und seine Frau gab ihm in der Untreue Nichts nach; und doch fand man in ganz Nottingham kein Haus wo es frommer zugegangen wäre als in dem seinigen!

Der Priester Palmer hatte sich durch seinen regelmäßigen Lebenswandel ebenfalls großes Ansehen bei den „Heiligen" erworben und war dadurch ganz stolz und aufgeblasen geworden. Die Cavaliere von Newark verwüsteten das Land umher und drangen bis Nottingham vor. Einige Heilige erboten sich daher eine Compagnie zu bilden und gegen sie auszuziehen. An deren Spitze zu stehen war Palmer's höchster Wunsch. Gleichwol wollte er aber doch sich nicht dazu erbieten, sondern vielmehr gebeten sein. Er begab sich also zum Gouverneur und dessen Frau, denen er das angebliche Drängen seiner Anhänger mittheilte und fragte sie um Rath. Als diese meinten, es sei am angemessensten, wenn er die Heiligen als Feldkaplan und nicht als Anführer begleite, so entfernte er sich zwar betroffen über diese unerwartete Antwort, kam jedoch des andern Tages wieder und versicherte: man beharre dabei ihn zum Anführer zu haben und er sehe sich daher genöthigt nachzugeben.

Mitten in diesem kleinlichen und verächtlichen Parteigetreibe zeichnete sich Hutchinson und seine Gemahlin vortheilhaft durch die Fleckenlosigkeit ihrer Sitten und die Reinheit ihrer Gesinnung aus. Im Jahre 1646 ward er ins Haus der Gemeinen gewählt, fand aber in London dieselben egoistischen Leidenschaftlichkeiten wieder. „Es war", schreibt sie, „ein trauriges Schauspiel wie das Parlament gegen seine besiegten Feinde verfuhr; die ausgezeichnetsten Edelleute wurden bis ins Parlament von einer Partei verfolgt welche zum Unterschied von ihren Collegen, neben denen sie saßen, «Gehtbarfuß» genannt wurden. Cromwell's Frau und Töchter spielten die vornehmen Damen; nur die eine Tochter, die Frau Fleetwood's, unterschied sich durch ihre Einfachheit von den andern. Claypole, der eine von ihnen geheirathet hatte, und Heinrich, Cromwell's zweiter Sohn, waren ausschweifende und ruchlose Cavaliere. Richard war ein guter und sanfter Landmann dem seine Größe nicht gefiel. Man sah am Hofe des Protectors Nichts als Sünde und Eitelkeit."

Selbst wenn es sich um die fanatischsten Anhänger ihrer Partei handelt, ist Mrs. Hutchinson nicht blind gegen ihre Fehler. Der Generalmajor Harrison hatte sich auf Kosten seiner Untergebenen ein Landgut von 2000 Pfd. St. Einkommen erworben und machte ein Haus wie ein Fürst. Als der Gesandte von Spanien (Spanien hatte zuerst die Republik anerkannt) dem Parlament in voller Sitzung vorgestellt werden sollte, saß den Tag zuvor Harrison neben mehren sehr elegant gekleideten jungen Leuten. Er stellte diesen vor daß man dem spanischen Gesandten gegenüber nicht durch Gold und Silber und durch prächtige Kleider, sondern durch Weisheit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit sich auszeichnen müsse. Hutchinson der Das mit anhörte ging, obwol er durchaus nicht überladen gekleidet war, doch am andern Tage in einem einfachen schwarzen Anzuge ins Parlament. Harrison kam aber in einem scharlachenen Anzuge, der mit Gold- und Silberstickereien überladen war; namentlich der Rock war so mit Gold bedeckt daß man kaum den Stoff darunter bemerkte. Nun ward es klar daß er Tags vorher nur deshalb so gesprochen um Die welche ihn hörten zu bewegen, sich einfach anzukleiden und auf diese Weise sich vor ihnen auszuzeichnen!

Obwol Hutchinson und seine Gemahlin sich von solchen Kleinlichkeiten und Unwürdigkeiten fernhielten, so theilten sie doch die damalige politische Verblendung. Er saß mit unter den Richtern Karl's I. und unterzeichnete dessen Todesurtheil; er war einer der wenigen Aufrichtigen und Muthigen welche kein verwerfliches Nebeninteresse hatten. Er hätte es nicht nöthig gehabt. Viele gingen niemals in den Gerichtshof oder warteten doch das Ende nicht ab; Hutchinson ging gleichwol auf sein einmal vorgestecktes Ziel los. Bald aber nutzten sich alle revolutionairen Kräfte, das Lange Parlament, Cromwell, die Armee, das Rumpfparlament ab, ohne doch die Republik begründen zu können. Die Restauration war nothwendig geworden. Die letzten Trümmer des Hauses der Gemeinen waren in elende Parteien zerklüftet und einige Mitglieder wollten durchaus einen Eid durchsetzen, vermittels dessen man sich vom Könige und seiner Familie lossage. Als Hutchinson Dies Arthur Haslerig, der vornehmlich diesen Plan hatte, vorstellte und zeigte wie man auf diese Art doch nur immer neue Meineide bekommen würde, begannen einige Ehrenmänner, die bis dahin gedacht hatten daß Hutchinson blind und unselbständig einer Partei folge, sich ihm zu nähern und mit ihm zu berathen wie man aus diesen Wirren gelangen könne. Das Ende des Unglücks war jedoch bereits herangenaht; die unvernünftige Verwegenheit einiger Männer welche dem Strome des Volks widerstehen zu können glaubten beschleunigten die Katastrophe; „das Volk begab sich gierig", wie Mrs. Hutchinson sagt, „gleich den Israeliten wieder in die alte Sklaverei und unter die alten Unterdrücker."

Als Frucht seiner Mäßigung konnte Hutchinson es betrachten daß ihm durch die Verwendung einiger angesehenen Royalisten gestattet ward auf seinem Gute bei Owthrop zu bleiben. Drei Jahre lang nahm er an den von seinen Freunden angezettelten Verschwörungen keinen Antheil, verhehlte jedoch auch weder seine Ansichten noch seine Hoffnungen. Er ward daher eines Tages aufgehoben und erst in dem Tower, dann in einem kleinen festen Schlosse bei Sanddown in der Nähe von Deal in der Grafschaft Kent detinirt. Da man seiner Frau nicht gestattete seine Gefangenschaft zu theilen, so ging sie mit ihrer Tochter und ihrem Sohne nach Deal, von wo sie jeden Mittag zu ihrem Gemahl ging und mit ihm speiste. Zehn Monate verflossen so. Der strenge Winter, die feuchte Gegend, die ungewohnte Haft untergruben die Gesundheit des Obersten. Er beruhigte jedoch die Angst seiner Gemahlin und gab seinem Sohne Thomas noch folgende Rathschläge: „Das Benehmen des Königs und seiner Partei wird, anstatt ihre Sache zu befestigen, Ursache ihres Unterganges sein. Die schlechte Lage des Staats wird die unzufriedenen Parteimänner wieder ermuntern zu revoltiren. Diese Hitzköpfe werden Alles wieder über den Haufen werfen und es wird dann sich eine gemäßigte Partei erheben um die Ordnung wiederherzustellen. Hüte dich unbesonnen zu handeln und schließe dich nur an Solche an welche Freunde der Ordnung sind und das Bedürfniß fühlen angesehene Männer auf ihrer Seite zu haben.“

Der Winter nahte und Mrs. Hutchinson wollte zur Bequemlichkeit ihres Mannes Mancherlei von Owthrop holen. Sie zauderte abzureisen, weil sie eine Ahnung hatte ihren Mann nicht wiederzusehen. Hutchinson tröstete sie und gab ihr verschiedene Anweisungen mit für die Anpflanzungen in Owthrop. Mrs. Hutchinson reiste endlich ab, der Oberst blieb mit seiner Tochter und seinem Bruder Georg allein. Einige Tage nachher verschlimmerte sich sein Uebel sehr schnell. Der Arzt verheimlichte ihm Nichts. Als man ihn fragte wo er begraben zu sein wünsche, erklärte er in Owthrop. Er wünschte sehr noch einmal seine Frau und seinen Sohn zu sprechen, ergab sich jedoch in die Unmöglichkeit. Am 11. September 1664 nahm er nach langer Ruhe von Zeit zu Zeit das Wort. Gegen Abend sprach er nicht mehr. Einer der Anwesenden nannte den Namen der Mrs. Hutchinson und sprach: „Wie wird sie erschüttert sein!“ Der Oberst machte eine Bewegung und verschied.

Mrs. Hutchinson hatte eine starke Seele. Sie fand Trost in dem Gedanken eines künftigen Wiedersehens. Sie faßte jetzt auch den Entschluß ihre Memoiren zu schreiben. Fast ein und ein halbes Jahrhundert lang sind sie unbekannt unter den Familienpapieren geblieben, bis im Jahre 1816 Julius Hutchinson sie zum ersten male veröffentlichte.

Ziemlich ein Jahrhundert vor dem Obersten Hutchinson und dessen Gemahlin lebte in Frankreich in gleicher glücklicher Ehe und Häuslichkeit Philipp Du Plessis-Mornay (geboren am 5. November 1549, gestorben am 11. November 1623), der treue Diener Heinrich's IV., und dessen Gemahlin Charlotte Arbaleste de la Borde (geboren 1550, gestorben am 15. Mai 1607). Glücklicher als Mrs. Hutchinson überlebte auch Madame de Mornay ihren Mann und hatte ebenfalls den Entschluß gefaßt dessen Leben zur Belehrung für ihren Sohn zu beschreiben; sie schrieb diesem am 25. April 1595 einen zärtlichen Brief nach Saumur als er eben eine Reise antreten wollte, und ermahnte ihn darin sich an das Beispiel seines Vaters zu erinnern. Leider mußte sie am Schlusse ihrer Memoiren noch den Tod dieses Sohnes erzählen, welcher in der Armee des Prinzen Moritz von Nassau bei einem Sturme auf Geldern am 23. October 1606 blieb. Sie überlebte ihn nicht lange. Sie starb am 15. Mai 1607 nach achttägigen Leiden.

Die Politik nahm mehr Platz in dem Leben Du Plessis-Mornay's ein als in dem Hutchinson's; gleichwol ließ sich Hutchinson ebenso idealistisch als aufrichtig von der Politik bis zum Aeußersten hinreißen. Mornay dagegen widerstand ihr trotz aller Versuchung. Mornay, welcher nach Sully der Einzige war der Heinrich's IV. Vertrauen besaß und der wol am meisten dazu beitrug daß sein Herr den Thron bestieg, ward mit Undank belohnt und mußte fern vom Hofe sein Leben hinbringen. Und dennoch ließ er sich nie in eine Conspiration wider denselben ein, denn er war Protestant und Patriot zugleich. Seine religiöse Ueberzeugung, so sehr es ihn auch verletzte daß sein König den Glauben abschwur, ließ ihn seine Pflicht gegen sein Vaterland und seinen König der sein Vaterland rettete nie vergessen.

Madame de Mornay, so sehr sie auch Mrs. Hutchinson an häuslichen Tugenden, an Neigung und Frömmigkeit gleicht, überragt sie doch an richtigem Urtheil und an moralischem Grafte. Sie hat Nichts von der lebhaften Einbildungskraft, der Gelehrsamkeit, dem reichen und glänzenden Grüfte derselben, aber dafür ist Alles was sie sagt die reinste Wahrheit ohne die geringste Ausschmückung. Als Beispiel kann die Art und Weise dienen wie sie ihren Mann kennenlernte und mit welcher Einfachheit und Umsicht sie dabei zu Werke ging. Sie erzählt mit der größten Natürlichkeit: wie sie seit sieben Jahren Witwe gewesen und im 26. Jahre von Mornay zur Ehe begehrt worden, wie sie dann erst verlangt daß seine Mutter und sein Bruder einwilligen &c.; sodann wie Mornay alle reichern Partien ausgeschlagen und gesagt daß man auf das Vermögen bei der Heirath nicht blicken dürfe, sondern nur auf die Sitten, die Frömmigkeit und den Ruf.

Der Hauptunterschied zwischen beiden Paaren liegt darin daß Mornay und seine Gemahlin nicht allein fromm und tugendhaft waren, sondern auch bescheiden. Dieser letztere Zug fehlt jedem Revolutionnair, denn ein solcher ist immer mehr oder minder eingebildet; daher kamen aber auch die Verblendungen und das Unglück Hutchinson's, welches, so sehr es auch unsere Sympathie in Anspruch nimmt, doch leider verdient war. 13.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Ein Feudalgericht im 15. Jahrhundert.

Das Hofarchiv in Turin bewahrt in der Abtheilung welche sich auf die Angelegenheiten des Herzogthums Savoyen bezieht eine Reihe von Urkunden die einen höchst eigenthümlichen Rechtsfall betreffen, welcher andentaglegt wie hoch noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Kühnheit des Lehnadels sich verstieg, und wie selbst in größern Staaten die Autorität des Territorialherrn unvermögend war Unterthanen, mochten sie immer so hoch stehen, vor den Excessen von Feudataren zu schützen, und deren altherkömmlichen Ansprüchen gegenüber den Landesgesetzen Achtung zu verschaffen. Luigi Cibrario, der schon bei andern Anlässen genannte piemontesische Historiker, hat die aus den erwähnten Urkunden wie aus der lateinischen Chronik von Savoyen sich ergebenden Umstände in seiner kleinen historischen Arbeit: „Giudizio feudale contro al presidente di Feisigny nel 1465“ (in dessen „Opuscoli“, Turin 1841), zusammengestellt, woraus die nachfolgende kurze Darstellung im Wesentlichen entlehnt ist.

Piemont und Savoyen hatten nicht immer so kräftige Herrscher wie die drei Amadeus, von denen der eine den Namen des Comte Vert, der andere jenen des Comte Rouge trug, der dritte (Amadeus VIII., der erste Herzog) in einer vorhergehenden Skizze über die alten savoyischen Ritterorden genannt worden ist. Die Regierung Herzog Ludwig's, des Nachfolgers des Letzterwähnten, war lang und schwächlich: am Hofe waltete nicht er, sondern seine Gemahlin Anna de Lusignan, Prinzessin von Cypern, welche im Jahre 1434 den damaligen Prinzen von Savoyen geheirathet und einen Schwarm von Cyprioten, außer ihrer Schwester Agnes und ihrem Vetter Lancelot de Lusignan, bekannt unter dem Namen des Cardinals von Cypern, mitsichgeführt oder angezogen hatte. Unter seinen drei Vorgängern, welche mit fester Hand das Schwert wie das Scepter führten, war hier wie in andern Ländern die Macht des Lehnadels bedeutend herabgedrückt worden: unter ihm er-

hob er wieder das Haupt. Im Augenblick wo Ludwig zu Lyon starb ereignete sich ein grausiger Vorfall, in welchem die ganze alte Adelswillkür des Mittelalters noch ein mal hervorbrach. Der Präsident des Raths von Chambery, Guigon de Feisigny, stand entweder durch Geburt oder vonwegen Grundbesitzes in einem Lehnsverhältniß zum Grafen von Montmayeur, einem der ältesten und angesehensten Feudatare von Savoyen, Großmarschall und Ritter des Halsbandordens, wie damals noch der Annunziatenorden hieß. Der Präsident scheint in seiner Eigenschaft als Richter irgend einen Urtheilsspruch erlassen zu haben durch welchen der Graf sich gekränkt erachtete, sodaß dieser in leidenschaftlichem Groll die alten Vorrechte der Lehnsherrlichkeit in Anspruch nahm, Feisigny und einen der Richter Ainard d'Entremont aufheben und gefangen nach seiner Burg Aspremont bringen ließ. Der Vorfall erregte großes Aufsehen, und der junge Herzog Amadeus IX. (der Selige) sandte am Tage vor seiner Thronbesteigung (28. Januar 1465) von Bourg-en-Bresse einen Mahnbrief an Jacques de Montmayeur, ihm unter Androhung der Confiscirung aller seiner Burgen, Lehen und Afterlehen befehlend nicht gegen den Präsidenten zu verfahren, sondern ihn nach Chambery, d'Entremont nach Bourget zu senden. Ihr Verfahren werde untersucht und Recht geübt werden.

Am 31. Januar begaben sich der Fiscaladvocat von Savoyen, Hugues Roffier, der Vicecastellan von Chambery und zwei Gerichtsboten nach Schloß Aspremont dem Grafen das herzogliche Schreiben einzuhändigen, fanden aber die Thore geschlossen. Eine Stunde lang pochten und riefen sie, aber Niemand erschien. Da verlas Roland Guy, einer der Gerichtsboten, mit lauter Stimme die Inhibirung welche an demselben Tage in den Straßen Chambery's bekanntgemacht ward. Andere Mahnbriefe waren an die Commissarien gerichtet worden, welche im Namen des Grafen verfuhren. Nicht nur wurden die herzoglichen Abgesandten, welche vor dem Schlosse das angebliche Gericht für null und nichtig erklärten, nicht eingelassen, sondern durch des Grafen Leute vertrieben. Schon in den ersten Tagen des Februar ging auf Aspremont der letzte Act des blutigen Trauerspiels vor sich. Vier Commissarien des Grafen erkannten Guigon de Feisigny der Felonie gegen seinen Lehnsherrn schuldig, einer der Knechte versah das Amt des Henkers, und der Präsident des ersten Gerichtshofs des Herzogthums starb, ein Opfer seiner Pflichterfüllung und der Ohnmacht der höchsten Staatsgewalt. Die Sage fügt hinzu, Jacques de Montmayeur habe den Kopf des Unglücklichen in eines der Säcklein gesteckt in welchem man die Proceßacten zu verwahren pflegte, habe denselben auf den Gerichtstisch in Chambery geworfen, und dann sich durch die Flucht gerettet.

Am 23. Februar wurde wegen Ungehorsam gegen die Befehle seines Oberlehnsherrn in contumaciam gegen ihn erkannt: das Urtheil lautete auf Verlust aller Lehen. Der Proceß wegen des Mordes konnte erst stattfinden wenn man den Schuldigen in Händen hatte. Der Graf, welcher im französischen Heere diente, ließ sich wegen Nichterscheinens entschuldigen und um Widerruf des Spruches bitten. Eine Appellation fand statt: zwei mal wurden neue Richter bestellt, die Sache schleppte sich hin, man klügelte Formfehler heraus und kam zu keinem Resultat. Nach mehren Jahren wurden nur die Rechte des Fiscus in Betracht der vom Grafen begangenen Verbrechen im Allgemeinen reservirt. Da gelangte nach schwachen und unruhigen Regierungen wieder ein willensstarker Mann zur Herrschaft, Karl I. Einundzwanzig Jahre waren seit dem Morde des Präsidenten vergangen als am 17. März 1486 der Graf de Montmayeur, welcher auf seinem Schlosse Villar Salet hauste, in Person vor den Rath von Savoyen citirt ward. Auch diesmal ward der Bote nicht vorgelassen. Am 6. April erschien vor dem Rath ein Anwalt des Grafen, der Priester Pierre Chasonis, um die Absendung von vier Untersuchungsrichtern zu bitten, deren Namen er selbst angab; Jacques de Montmayeur könne sich nicht persönlich stellen, ein mal seiner Würde wegen, dann weil er an der Gicht darniederliege. Der Rath wollte sanft (mitius) mit dem hochgestellten Manne verfahren und beschloß die Rechtsgelehrten zu senden. Am 19. April kamen diese nach Villar Salet: der Pförtner empfing sie mit dem Bedeuten der Graf sei krank und könne sie nicht sehen. Sie gingen zum Benedictinerkloster des Ortes, wo Urbain de Montmayeur, ein natürlicher Sohn Jacques', und dessen Stallmeister Louis de Susarches sie aufsuchten. Nach langer Besprechung kehrten diese nach dem Schlosse zurück, brachten aber bald den Bescheid: der Graf sei Ritter des Halsbandes und könne nach den Ordensstatuten Niemandem zu Gericht stehen, ausgenommen in Gegenwart des Capitels, oder aber wenn die Belangung vom Herzog und seinen Pairs zugleich ausgehe. Der Rath von Savoyen folgte dem Herzog von Montmeillan nach Rivoli; der Graf von Montmayeur wurde nochmals citirt und da er sich zu erscheinen weigerte, sprach der Gerichtshof am 23. Juni das Urtheil, welches ihn ungeachtet seiner Abwesenheit, quae Dei praesentia repleatur, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes schuldig erkannte und die Beschlagnahme aller seiner Güter, sowie eine Geldstrafe von 500 Goldfranken über ihn verhängte. Von später und wol nicht zureichender Gerechtigkeit ereilt, starb der letzte Graf von Montmayeur arm und flüchtig. Wenn man von Piemont nach Savoyen zieht, sieht man bei Montmeillan auf einer beträchtlichen Anhöhe zur Linken zwei zerfallende Thürme, den Rest der einst mächtigen Baronie von Montmayeur. 10.

Das „Athenaeum" über Seyffarth's „Führer durch London und Umgegend".

Das Urtheil eines nicht allein englischen, sondern speciell londoner, und eines nicht allein kritischen, sondern auch in höchster Achtung stehenden Journals wie das „Athenaeum" über ein ihm in allen seinen Blößen erkennbares Buch wie der „Führer durch London und Umgegend" von Woldemar Seyffarth (Leipzig 1851) kann für den Werth desselben, wenn nicht entscheidend, doch maßgebend gelten, und sei daher der Beachtung Derer empfohlen die es zum Begleiter nach und zum Führer durch London wählen wollen. Der Spruch lautet:

„Dieses sehr vollständige deutsche Handbuch für London entspricht den Bedürfnissen derjenigen dahin Reisenden welche die mancherlei dortigen Sehenswürdigkeiten sammt den öffentlichen Institutionen, Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen genau kennenzulernen, und zugleich die interessantesten Punkte der Umgegend, einschließlich Windsor und die übrigen Paläste, in Augenschein zu nehmen wünschen. Der Verfasser ist zwar persönlich mit unserer Metropole vertraut, hat aber auch mit echtem deutschen Fleiße Alles für seinen Zweck zu benutzen verstanden was die besten englischen Handbücher und statistischen Werke ihm darboten. Demgemäß enthalten seine Mittheilungen Vieles aus der frühern Geschichte Londons und über das Alterthum seiner socialen Gebräuche, was tiefer blickende und suchende Reisende mit Nutzen lesen werden. Seine Schau über Londons gegenwärtigen Zustände ist sorgsam bis auf die neueste Zeit herabgeführt, und Alles in Allem genommen dürfte das Buch den ämsigsten Forschern in allen Theilen des Wissens genügen. Auch das Locale ist im Allgemeinen richtig gezeichnet. Die Einleitung unterweist den Fremden mit merkwürdiger Genauigkeit in allen ökonomischen Angelegenheiten, in Allem was Fortkommen, Wohnung und Essen betrifft. Die Einzelheiten sind so richtig und so umfassend daß man glauben möchte, ein Fremder der mit solchem Wissen gewappnet nach London kommt könne gar nicht irregeführt oder übertheuert werden. Doch fürchten wir daß selbst ins Kleinste gehende Anweisungen und scharfsinnigst ausgeklügelte Vorsichtsmaßregeln keinen Reisenden, zumal wenn er der Landessprache nicht mächtig ist, gegen die Pfiffe einer habsüchtigen Menschenclasse

vollkommen zu sichern vermögen... Auch englische Leser werden an den von Seyffarth aufgestellten Vorsichtsmaßregeln und Warnungen Interesse finden. Sie können daraus entnehmen wie verschieden unsere Sitten und Gebräuche von denen unserer Nachbarn und deutschen Vettern sein müssen, da es zum Schutze der Letztern für nöthig erachtet worden ist ihnen eine Reihe von Nachrichtungen einzuschärfen, die kaum ausführlicher sein könnten wenn es sich statt einer Reise nach London um eine nach dem Georgium-Sidus handelte." 5.

Miscellen.

Die verbrannte Nonne.

„Eines Tags", erzählt Hr. de Lavandais in seiner „Voyage dans les républiques de l'Amérique du Sud", „ging ich in Arequipa (in Peru) unter einem Balcon, auf dem ein halbes Dutzend nachlässig sitzende Damen sich unter dem Vorwande die Vorübergehenden zu sehen zeigten. Mein Begleiter sagte zu mir: «Sehen Sie die Dame welche dort in dem Winkel sitzt? Wie gefällt sie Ihnen?» «Eher hübsch als häßlich!» «Sehen Sie, das ist Donna Mercedes, die verbrannte Nonne.» «Was für eine Nonne?» «Wie, Sie wissen Das nicht?» «Mein Gott, nein!» «Das ist eine merkwürdige Geschichte, die ich Ihnen erzählen muß. Donna Mercedes stammt aus einer vornehmen Familie Arequipas. In dem Augenblicke wo sie den Schleier nehmen sollte, und als sie von der Welt Abschied nahm, erfuhr sie daß ihre Einkleidung eine Intrigue war; sie antwortete nur mit Thränen auf die Glückwünsche ihrer Freundinnen. Ihr Vater, ein alter Hidalgo, hatte sie dem Kloster bestimmt, damit das ganze Vermögen auf seinen Sohn übergehe. Liebeskummer hatte Donna Mercedes nachgiebiger gegen ihren Vater gemacht, aber bald folgte tiefe Reue dem übereilten Entschluß. Es war aber zu spät. Sie griff daher zu einem verzweifelten Mittel. Durch ihre große Tugend hatte sie bald die Stelle einer Pförtnerin erhalten. Eines Nachts entstand Feuer in ihrer Zelle, man löschte es leicht, aber als man eintrat fand man den halbverbrannten Körper der Nonne. Sie wurde beerdigt, ihrer Familie das Beileid bezeugt, und man hatte die ganze Sache fast vergessen als eine ehemalige Klostermagd Donna Mercedes an einem Fenster in der Stadt wiederzuerkennen glaubte. Man stellte Untersuchungen an, und sie war es wirklich. Ein Arzt, der Zutritt ins Kloster hatte, hatte ihr einen Leichnam aus dem Spital verschafft, den sie mit Spiritus begossen und angebrannt hatte. Er hatte sie heirathen und mit ihr wegziehen sollen, allein es fehlte ihm nachher der Muth dazu und er entdeckte die ganze Sache dem Bischof von Arequipa. Dieser wollte die Exnonne wieder ins Kloster bringen. Sie weigerte sich aber und wohnt jetzt bei einer Freundin, wo sie von der ganzen Stadt Besuche empfängt und erklärt hat: sie werde sich hundert mal tödten, wenn sie mit Gewalt wieder ins Kloster gebracht werden solle.» Ich betrachtete Donna Mercedes jetzt genauer und fand daß sie schöne, schwarze, kecke Augen mit einer merkwürdig kühnen Stirn hatte." 2.

Literarischer Wettstreit.

Die Gemahlin des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine sehr glückliche Zeit über sein Land brachte, war eine große Freundin der deutschen Literatur. Ein junger französischer Herzog, welcher auf seinen Reisen durch Deutschland auch an ihren Hof kam, behauptete in einem Gespräch mit der Markgräfin, die Deutschen hätten keinen Namen aufzuweisen der mit den berühmten Genies der französischen Nation verglichen werden könnte. Die Fürstin, welche sich ihrer Landsleute annahm, fodert den Herzog auf ihr die Namen von sechs solchen Genies zu nennen die er für unvergleichbar hielt. Der Herzog nahm eine Karte und schrieb darauf folgende Namen:

Descartes, Fontenelle, Molière, Buffon, Montesquieu, Gresset.

Die Markgräfin ergriff den Bleistift und setzte gegenüber:

Leibniz, Haller, Lessing, Gmelin, Grotius, Gleim.

Hierauf ersuchte der Herzog, welcher hierüber betroffen schien, die Fürstin die Auffoderung umzuwenden. Sie schrieb folgende zweite Namenreihe:

Kopernicus, Friedrich der Große, Luther, Hasse, Winckelmann, Klopstock.

Der Herzog erklärte sich für überwunden. Wird man auch die Parallele nicht bei allen diesen zu drei sich gegenüberstehenden Namen ganz zutreffend finden, so macht doch schon der Versuch eine solche zu ziehen einer deutschen Fürstin aus dem Zeitalter Ludwig's XVI. alle Ehre.

Ein Urtheil über das Griechische und Hebräische.

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts predigte ein Bettelmönch in Oestreich: „Sie haben eine neue Sprache erfunden, welche sie die griechische nennen; traut ihr nicht, sie ist die Quelle aller Ketzereien. In sehr vielen Händen habe ich ein Buch gesehen das in dieser Schrift geschrieben war; sie nannten es das Neue Testament, das ist ein Buch das von Dolchen wimmelt und voller Gift. Was das Hebräische betrifft, geliebte Brüder! so ist außer Zweifel daß Die so es lernen auf der Stelle zu Juden werden." (Schneller, „Geschichte von Oestreich und Steiermark".) 42.

Lieblingsstudien und religiöse Ansichten.

Daß Napoleon in seinen Mußestunden viel mit den französischen Tragikern verkehrte ist bekannt genug. Daß er aber in seinen spätern Lebensjahren neben der „Odyssee" auch viel in der Bibel las mag nicht Jeder vermuthen. Namentlich widmete er dem Alten Testamente eine Art von gemüthlicher Kritik. Er war ganz entzückt und hingerissen von der Schönheit oder dem erhabenen Schwung gewisser Stellen, während er an andern ihre Uebertriebenheit und Absurdität ohne Rückhalt tadelte. Ueberhaupt kamen seine Gedanken und Zweifel nicht selten in Conflict mit seinen religiösen Ueberzeugungen; doch scheinen später, nachdem ihn das Misgeschick vielfach geprüft, die letztern bei ihm die Oberhand gewonnen zu haben. In Fontainebleau stellte er als ultima ratio wieder einen möglichen Selbstmord auf: „Je ne suis pas entièrement étranger à des idées religieuses", während er bei den Feierlichkeiten seiner Krönung die Empfangnahme des heiligen Sacraments als einen wesentlich dazugehörigen Act zurückwies. Damals äußerte er: es habe Niemand das Recht darüber zu verfügen, wann oder unter welchen Umständen er (Napoleon) das Abendmahl genießen wolle. Später, während seiner Prometheischen Gefangenschaft im Weltmeer, scheinen die religiösen Regungen bei ihm wo nicht zurückgetreten, doch minder laut geworden zu sein. Vielleicht trug dazu die Persönlichkeit der beiden Pfaffen bei die ihm dort beigegeben waren. Napoleon debattirte bekanntlich gern nach seiner autodidaktischen Weise. Diese Herren waren aber so außerordentlich unwissend daß einer von ihnen einmal Alexander den Großen als den glücklichsten unter den römischen Feldherren erwähnt. Es ist erklärbar daß der Kaiser mit solchen Leuten nicht dogmatisiren wollte.

Die Gelehrten in Aegypten.

Man weiß wie wichtig es Bonaparte auf seiner Expedition nach Aegypten mit der Aufgabe der Gelehrten nahm, die ihn dorthin begleiteten, und welche Aufmerksamkeit er ihnen persönlich widmete. Seine Soldaten scheinen aber diesen Respect vor der Wissenschaft in ihren ausgezeichneten Vertretern nicht in gleichem Maße getheilt zu haben. Sie erlaubten sich auf Kosten der „Savants" oft sehr unziemliche Scherze. Die Gelehrten pflegten dem Gros der Armee auf ihrem Marsch auf Eseln zu folgen, sodaß die letztern damals allerdings ge-

wissermaßen für integrirende Momente in der Carrière (dem Fortkommen) eines Gelehrten in Aegypten gelten konnten. So geschah es daß der grobe Soldatenwitz, Roß und Reiter identificirend, ausrief, wenn er einen Gelehrten kommen sah: „Voilà la bête d'âne!" und „Voilà un savant!" wenn er eines Grauchens ansichtig ward. Dem Kaiser durften freilich diese Ungezogenheiten nicht zu Ohren kommen.

Napoleon über den französischen Charakter.

Der Franzose liebt die Gleichheit, äußerte Napoleon auf Elba zu dem jetzigen Lord Fortescue, aber er kümmert sich nicht viel um die Freiheit. Die neueste Geschichte hat nur zu deutlich bewiesen, wieviel Wahrheit dieser Ausdruck enthält.

Ein Bekenntniß.

Zu Gallois äußerte Napoleon einmal, als das Gespräch auf Liebhabereien, Leidenschaften und auf die Frauen kam: „Je n'aime pas beaucoup les femmes, ni le jeu ... *enfin rien*, je suis tout à fait un être politique." 74.

Bibliographie.

Rheinisches Album, enthaltend: Dichtungen der Neuzeit. Herausgegeben von K. Bölsche und F. Mann. Zürich, Meyer u. Hanisch. Gr. 16. 9 Ngr.

Ambach, E. v., Das Volk und seine Verderber, oder der Triumph des irreligiösen Philosophismus und seine Folgen. Eine zeitgemäße Erzählung zur Befestigung guter Grundsätze verführerischen Principien gegenüber. Der reiferen Jugend und dem Volke gewidmet. Mit 1 Stahlstich. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 15 Ngr.

Die Aufgabe des Klerus in Deutschland in der Zeiten-Wende des 19. Jahrhunderts von einem katholischen Priester. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Beesel, M., Mittheilungen des Somnambulen C. W. Köhn zu Suckzyn bei Danzig über die Art und Weise seiner erhöhten Wahrnehmungen aller geistigen Thätigkeit, über Gegenwart und Zukunft &c. nebst einer vielseitigen Beleuchtung dieser Mittheilungen. Danzig, Homann. 8. 12 Ngr.

Blaze de Bury, Baronin, Reise durch Deutschland, Oesterreich und Ungarn während der Ereignisse von 1848 und 1849. Aus dem Französischen frei übertragen von L. v. Alvensleben. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Bötticher, C., Der Poliastempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus nach der Annahme von Fr. Thiersh, beleuchtet. Nebst einem Grundrisse dieses Gebäudes. Berlin, Gebauer. Lex.-8. 10 Ngr.

Cahagnet, L. A., Die Geheimnisse des Jenseits oder die Fortdauer nach dem Tode und die Berufung und Befragung der Verstorbenen auf magnetisch-ekstatischem Wege. 4ter Theil: Belehrungen über das Vorhandensein organischer Wesen auf den andern Himmelskörpern unseres Planetensystems. — A. u. d. T.: Die Sterne als bewohnbare und bewohnte Welten, ein Nachtrag zu Cahagnet's „Geheimnissen des Jenseit." Von F. C. Plisson. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Cappe, H. P., Beschreibung der Münzen des vormaligen Kaiserlichen freien weltlichen Stifts Quedlinburg. Mit 10 Kupfertafeln. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Carus, C. G., Physis. Zur Geschichte des leiblichen Lebens. Mit 61 in den Text eingedruckten Figuren. Stuttgart, Scheitlin. Lex.-8. 3 Thlr.

— — Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Ebendaselbst. Lex.-8. 3 Thlr.

Eckhart, W. F. A., Die Löbauer Chronik oder was sich in einem halben Jahrhundert und zwar vom J. 1801 bis Ende 1850 daselbst zugetragen. Löbau. 8. 4 Ngr.

Erdmann, J. E., Philosophische Vorlesungen über den Staat. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Erhard, T., Mein Vermächtniß! Gedichte. Leipzig, Thomas. 16. 25 Ngr.

Féval, P., Bel Demonio. Aus dem Französischen. Quedlinburg, Basse. 16. 10 Ngr.

— — Eine Sünderin. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Ebendaselbst. 16. 10 Ngr.

Kohl, J. G., Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro. 1ster Theil. Dresden, Arnold. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

March, Geschichten aus Wald und Feld. Der „Erzählungen alter Leute" 1ste Folge. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Eine Mutter im Irrenhause. Beitrag zur Sittengeschichte unserer Zeit. Bremen. 12. 12 Ngr.

Schulze, C. F., Leben des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg Friedrich II. Ein Beitrag zur Geschichte Gotha's beim Wechsel des 17. und 18. Jahrhunderts. Herausgegeben nach dessen Tode von A. M. Schulze. Gotha, Müller. Gr. 8. 1 Thlr.

Straus, V., Ein Nachgesang Dante's aus dem Paradiese. Dresden, Arnold. Gr. 4. 6 Ngr.

— — Polyrena. Tragödie. Frankfurt a. M., Zimmer. 16. 20 Ngr.

Ulrich, J. B., Der Bürgerkrieg in der Schweiz in seiner Veranlassung, Wirklichkeit und seinen Folgen, umfassend den Zeitraum von 1830 bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung 1848. Historisch-politisch dargestellt. Einsiedeln. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Unger, M., Das Wesen der Malerei, begründet und erläutert durch die in den Kunstwerken der bedeutendsten Meister enthaltenen Principien. Ein Leitfaden für denkende Künstler und gebildete Kunstfreunde. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wahrheit und Dichtung. Novellen, Phantasiestücke, Humoresken und Sagen aus dem Geschichts- und Volksleben. Herausgegeben von mehreren der besten deutschen Schriftsteller. 1stes Bändchen. Leipzig, Schmidt. 8. 15 Ngr.

Waldner, G., Adelmar von Perlstein, der Ritter vom goldenen Schlüssel, oder: die zwölf schlafenden Jungfrauen, die Beschützerinnen des bezauberten Jünglings. Ritter- und Geistergeschichte aus dem Mittelalter, als Seitenstück zu „Ritter Edulf von Quarzfels." 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 2½ Ngr.

Wolf, G., Ueber die Volksschulen in Oesterreich. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 Ngr.

Zyro, F. F., Antipauperismus oder principielle Organisation aller Lebensverhältnisse zu Unterstützung der Bedürftigen und zu Verminderung menschlichen Elends. Allen Freunden der leidenden Menschheit gewidmet. Bern, Jent u. Reinert. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Ammann, F., Offenes Schreiben an die Bischöfe von Basel, Solothurn, St. Gallen, Chur, Sitten und Como, sowie an den Erzbischof von Mailand und den Generalvikar in Genf, die gemischten Ehen betreffend. Zürich, Mayer u. Hanisch. Gr. 8. 2½ Ngr.

Braun, J. W. J., Die geborenen Kardinäle der kölnischen und trier'schen Kirche. Bonn, Marcus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Siefert, A., Antrittspredigt. Vorgetragen bei der Feier seiner Installation zu Heddesheim. Mannheim, Löffler. 1850. 8. 2 Ngr.

Waldeck, R., Die Kindergärten im Lichte der Gegenwart und der Zukunft vom ästhetischen und Gemüthsstandpunkte. Festrede bei der Einweihung des süddeutschen Kindergartens in Baden-Baden am 15. Juli 1851 gehalten. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei mir erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Album der neuern deutschen Lyrik.

Zwei Theile.

Miniatur-Ausgabe.

Geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Dieses Album, ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, wurde angelegt, um einen zu ausschließlichen Verehrer Goethe's, der deshalb die Producte der neuern deutschen Lyrik seit Uhland geringschätzte, von seinem Irrthum zu überzeugen. Zu diesem Zweck wurden nach und nach über 25,000 Gedichte geprüft. Dies sowie der rein ästhetische Standpunkt, von dem aus dieses Album nur beurtheilt sein will und der sich in der höchst geschmackvollen Auswahl bekundet, sichern ihm den Vorrang über ähnliche Sammlungen. Das Publicum mag entscheiden, ob der Herausgeber **Dr. O. Eichert** Das erreicht hat, was er in dem Vorwort als seinen Zweck angibt: **„Das Beste sollte hier dargeboten werden, wozu der deutsche Genius während der letzten Decennien unsere Dichter angeregt hat; es sollte eine Sammlung entstehen, mit der wir uns auch vor dem Auslande könnten sehen lassen."**

Leipzig, im September 1851. **F. A. Brockhaus.**

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

August. Nr. 31—35.

Inhalt. *Preis der Ernte. — Aus Joseph Haydn's Kindheit und Jugend. — *Ein Begräbnißplatz auf Nukahiwa. — *Mnemonisch-historische Zahlenbilder. — *Kaiser Valentinian und seine Leibwache. — Erntefeld. — *Samuel Hahnemann. — *Rückzug der Franzosen von Konstantine im November 1836. — Bilder aus dem Kinderleben. — Wolkenschäflein. — Fuchs zum Loche. — Das Kind in der Kirche. — *Der Riesensalamander. — *Blumensprache für die Jugend. — *Bienenschwärmen. — Die Landratte. Ein Reiseabenteuer. — *Die Cedern auf dem Libanon. — Der kleine Musikant. — *Die Rosen-Darmimme und ihre Entstehung. — Im Grase. — *Graf von Rantzau. — *St.-Goar und Schloß Rheinfels. — Noch Einiges aus Samuel Hahnemann's Leben. — *Zelte der Kalmücken. — *Blumensprache für die Jugend. — *Enslin's „Lebensfrühling". Gedichte für die Jugend. — *Sechste und letzte Ferienreise durch die Schweizeralpen. — Chinesischer Spruch. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im September 1851. F. A. Brockhaus.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig**:

Le Guide diplomatique.

Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie.

Par

le baron Charles de Martens.

Quatrième édition,

entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration

de F. de Wegmann.

Deux volumes.

In-8. Broché. 4 Thlr. 16 Ngr.

Publications précédentes du même auteur:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron ***Ch. de Martens*** et le baron ***F. de Cussy.*** 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 119. —— 20. September 1851.

Inhalt.

Schweden sonst und jetzt.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Auf einem schwedischen Bauernkarren — und die schwedischen Bauernkarren sind classisch, denn Gustav III. bediente sich eines solchen, der Tortur, die dieser König bekanntlich abgeschafft, nahe verwandten Bestecks als er einst incognito zu der Lenormand Schwedens, zu Fräulein Arvidsson, fuhr — sehen wir unsern Touristen sich von Upsala, wo wir ihn zuletzt verließen, nach Danemora, dem volltönigen, eisenklingenden, weltberühmten Danemora einschiffen. Einschiffen, dies ist der rechte Ausdruck, weil der Reisende auf diesen Fuhrwerken sehr leicht an seinen Rippen und sonstigen Gliedmaßen ewigen Schiffbruch leiden kann.

Durch ganz Schweden besteht eine eigenthümliche Halbposteinrichtung. An allen Landstraßen, die fast durchgängig trefflich sind, wegen des harten Granitbodens aus dem der größte Theil des Landes besteht, gibt es sogenannte Gastgeberhöfe (Gästgifvare-gårdar), Stationen, deren Inhaber verpflichtet sind jedem unverdächtigen Reisenden die Gelegenheit zum Weiterreisen zu verschaffen. Reicht dazu des Gastgebers eigenes Gespann nicht aus, so müssen die Eigenthümer der umliegenden Bauernhöfe Pferd und Wagen liefern. Insgemein findet sich daher auf den Stationen regelmäßig Abends 6 Uhr eine Anzahl Vorspannpferde ein; reicht aber diese nicht hin, so muß ein eigens dazu bestimmter Knecht, der hållkarl, Reservepferde einholen. Oft vergehen zwei bis vier Stunden ehe diese eintreffen. Man kann sie jedoch auch von Station zu Station durch sogenannte Vorbotenzettel (förbudsedel) im voraus bestellen. Auf ihnen wird Alles: Tag, Stunde, Zahl der Pferde, Nachtquartier, die Mahlzeiten rc., genau angegeben. Jeder Gastgeber ist verpflichtet diese Zettel bis auf die nächste Station weiter zu schaffen. Die Fuhrwerke nun, deren man sich bei diesen Extraposten bedient, sind durchgängig solche Bauernkarren, ähnlich den Sandkarren in den großen Städten. Die Sitze sind nackte Breter mit roher Seiten- und Rücklehne. Diese Sitze sind aber so niedrig und das ganze Gefährt ist so eng daß dem Sitzenden sein Knie dem Kinn näher ist als dem Boden, und daß er meist nur das eine Bein im Wagen selbst unterbringen kann, das andere aber über den kaum fußhohen Bord desselben hinaushängen muß. Daß der Reisende auf solchen Karren allem erdenklichen Ungemach, das schlechtes Wetter, aufspritzender Koth, rippenbrechende Stöße nur bieten können, ausgesetzt ist, versteht sich von selbst, und wären nicht die schwedischen Pferde so unermüdliche Traber, so würde manch zärtlicher Reisender das Ende einer solchen Fahrt kaum erleben. Ueberdies sind auch die Preise im Verhältniß zu der Elendigkeit des Fortkommens enorm genug. Die schwedische Meile, mit Fuhrwerk, zwei Pferden und einschließlich der Trinkgelder für den hållkarl und skjutsbonde, kommt nicht unter 22 Schilling, etwa 13 Silbergroschen. Eine Peitsche führt der Skjutsbonde selten; er schneidet sich nöthigenfalls eine natürliche aus dem ersten besten Busche am Wege. Uebrigens gibt es zwar auf jeder Station Beschwerdebücher; worüber soll man sich aber beschweren, wenn Alles ohne Ausnahme beschwerlich ist? Vorschriftsmäßig soll der Gastgeber mit Allem versehen sein was zur Bequemlichkeit und Erquickung der Reisenden dient. Es hapert aber hier oft gewaltig, und an vielen Orten besorgen sogar die Bauern selbst reihum die Verpflegung der Fremden.

Solchergestalt sehen wir unsern Freund über Alt-Upsala durch eine weite baumlose, von Sumpf, Feldern, Wiesengrund, Dörfern und Weilern abwechselnd durchzogene Ebene nach Danemora gelangen. Finis coronat opus, mag er wol ausgerufen haben als endlich die eintönige Hin- und Herbewegung der hohen Gestänge wel-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 59—63 d. Bl. D. Red.

che die Grubenwasser ableiten die Nähe des berühmten Bergwerks ankündigten.

Ein Bergwerk kann man Danemora eigentlich nicht nennen, denn von Bergen, ja nur von Hügeln, ist durchaus Nichts zu gewahren. Vielmehr liegt das Niveau der Gruben fast niedriger als der Danemorasee. Nur die Gebäude mannichfacher Art, die Maschinen, Rostwinden, mittels welcher man den Eisenstein zutagefördert, verkünden daß man an Ort und Stelle ist. Diese Minen haben daher mehr Aehnlichkeit mit Steinbrüchen, doch gibt es auch solche die mittels eines Stollens befahren werden:

Ein großer Kübel, welcher mit schwarzem abfärbenden Schmuz überzogen ist, steigt von einer mit Pferden in Bewegung gesetzten Winde getrieben, welche unter einem Wetterdach angebracht mit einem Carrousel Aehnlichkeit hat, auf und nieder. Ich sah wie sich einmal fünf Personen einem solchen Kübel anvertrauten, in welchem nur ein Mensch eben stehen kann. Jene traten aber aufrechtstehend mit den Füßen auf den Rand des Kübels und hielten sich mit einer Hand an dem Seile woran der Eimer hing. Ein halsbrechender Anblick, welcher gerade nicht ermuthigen konnte die Fahrt mitzumachen.

Der Grubendistrict, wie besäet mit Mauern von schwarzem aufgeschichteten Eisenstein, deren Zwischenräume förmliche Straßen bilden, beträgt etwa eine Viertelquadratmeile. Auf demselben befinden sich an 80 theils offene, theils bedeckte Gruben. Die intensive Productivität dieser Gruben ist erstaunenswürdig. Denn obwol von diesen 80 jetzt kaum ein Fünftheil im Gange ist, und obwol die Eisenader, die bei einer Länge von einer Viertelmeile eine Mächtigkeit von 1000 Ellen haben mag, schon seit Anfang des 15. Jahrhunderts ununterbrochen ausgebeutet wird — wozu noch die Erheblichkeit der Lücken kommt, die das Abspringen des Steins seit Jahrhunderten bewirkt hat —, so ist doch durch dies Alles die Masse im Ganzen so wenig erschöpft daß vielleicht noch auf Jahrhunderte hinaus auf eine Ausbeute zu rechnen ist, die, zu zwei Drittheilen des Terrains, aus 100 Pfund Eisenstein 75 Pfund gediegenes Eisen gewinnen läßt!

Der Verfasser und seine Gefährten hatten des bedenklichen Kübels wegen nicht Lust einen der Stollen zu befahren; dafür schenkten sie desto größere Aufmerksamkeit den offenen Gruben oder Brüchen:

Es machte einen etwas entsetzlichen Eindruck als wir, auf ebenem Boden zwischen den Steinschichten dahinwandelnd, uns plötzlich neben einem finster aufgähnenden schwarzen Abgrunde befanden, welcher an die 1000 Schritte im Umfange und sicherlich einige Hundert Fuß Tiefe hat. Fast von allen Seiten fällt die oben mit Quadersteinen und Geländern befriedigte Grube, wenn ich nicht irre: Stor Rymningen genannt, jäh in die schauerliche Tiefe hinab. Der Eisenstein ist ganz schwarz, und so hatte das weite offene Loch, trotz des hineinfallenden Mittagssonnenscheins, einen kleinen Höllenanstrich. . . . Der Boden dieser Gruben ist Nichts weniger als eben. Hier wie an den Seiten ragen scharfe und rauhe Felsenkanten hervor, deren Anblick den Abgrund nur noch scheußlicher erscheinen läßt. Neben tiefen Höhlungen sind große Blöcke vieleckigen Gesteins stehen geblieben, welche in den willkürlichsten Formen überall wild emporragen. Die Wände der Grube sind von niederrinnendem Wasser genetzt. Das Wasser, noch mehr aber das Eis, sind eine große Unbequemlichkeit für die Arbeiter. In diesen kellerartigen Tiefen, wo im Winter sich 50 — 100 Fuß dickes Eis sammelt, bleibt dasselbe lange Zeit ungeschmolzen, weil sich hier ein natürlicher Eiskeller bildet welcher die Schmelztemperatur nicht leicht bis auf den Boden der Grube hinabdringen läßt. Des Schnees sucht man durch Bedecken der Gruben Herr zu werden. Allein zur Herausschaffung des Eises durch Verwandelung in Wasser ist erst seit einigen Jahren dadurch Rath geworden daß man unter den großen Gruben Schachte anlegte, die man mit jenen in Verbindung setzte. Durch Luftpumpen wird nun in die Schachte die warme Luft hinuntergeleitet und die kalte zum Ausströmen genöthigt. So schmilzt das Eis, welches nun mit den Pumpen gleich dem übrigen Wasser hinaufgeschafft wird.

Die Zeit wo die Arbeiter außerhalb der Gruben ihre Mittagsrast halten wird benutzt zum Sprengen (oder Schießen, wie man es hier nennt) der Steine. Die Sprengleute lagern sich hinter den Felsenvorsprüngen und warten hier auf das Platzen des in den Stein gebohrten, mit Pulver geladenen Laufes, an dessen Oeffnung eine Lunte gelegt ist. Von oben zu schauen und zu vernehmen wie unter Donnergetös, das die unterirdischen Klüfte hundertfach nachhallen, die Mine springt, das auseinandergeborstene Gestein nach allen Richtungen und hoch emporfliegt um wieder in den feuchten Schoos der Grube zurückzustürzen, ist ein gar gewaltiger Anblick. Nicht minder anziehend ist es die Hast und Rührigkeit der zwergartigen Menschen dort unten zu beobachten, die nun augenblicklich in die schon vorgebohrten Höhlungen eine neue Ladung besorgen, sich schnell flüchten und harren bis in wenigen Minuten auch diese neue Mine, vielleicht mit verdoppelter Wucht, auseinanderfliegt.

Die Eisenminen von Danemora sind übrigens nicht Staats- sondern Privateigenthum mehrer reicher Familien: der Brahe, Oxenstierna, Ugglas, Reuterskiold u. A. Den bedeutendsten Antheil daran aber haben die Grafen de Geer, welche Familie sie bereits im Jahr 1643 dem Staate abgekauft hat. Dieses Verhältniß thut dem Absatz dieser ungeheuern Ausbeute großen Eintrag. Die Regierung beaufsichtigt und soulagirt zwar die Arbeiten, nimmt aber dafür erstens eine beträchtliche Steuer und zweitens legt sie einen ungeheuern Zoll auf die Ausfuhr des Eisens. Da das schwedische Eisen bekanntlich an Qualität das englische weit überragt, so würde der Absatz desselben um das dreifache stärker sein, wäre der Export ungehindert. Wie jetzt aber die Dinge stehen, so setzt das Haus Crawshaw u. Comp. in England allein in einem Jahre soviel Eisen ab als ganz Schweden. Soviel ist gewiß daß die unversiegbaren Eisenvorräthe Schwedens noch nicht zum dritten Theil bebaut und benutzt sind; es muß noch ein eiserneres Zeitalter für Schweden kommen, und das wird nicht dessen schlechteste Periode sein.

Der Ort Oesterby, eine Viertelmeile von Danemora, mit großen Hammerwerken und Oefen, hat einen der besten Gasthöfe die Schweden aufzuweisen hat, und das von Namen strotzende Fremdenbuch daselbst zeigt welches Zuspruchs der Wirth von Oesterby aus allen Theilen der civilisirten Welt sich zu erfreuen hat.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen in Upsala finden wir den Verfasser in Stockholm wieder. Es ist ein Sonntagmorgen; die Natur wie die Menschheit ruht in Feierstille; ein wolkenloser blauer Himmel, noch durchglüht von des Morgenroths feurigen Strahlen, wölbt sich über der herrlichen Stadt. Feiernd Alles ringsum; kein Poltern und Brausen, keine Axtschläge von den Werften herauf; selbst die Theerschweleerien haben ihre Arbeit eingestellt und halten den dicken Qualm zurück den sie sonst freigebig ausströmen. Aber von allen Thürmen Stockholms tönt festliches Geläute und ladet die Bewohner zum Gottesdienst.

Bei diesem, bei dem schwedischen Kirchendienst müssen wir einen Augenblick verweilen. Es ist nicht zu leugnen daß das ganze schwedische Kirchenwesen noch bei weitem mehr katholische Reminiscenzen enthält als irgend eines in einem andern protestantischen Lande. Dieser rückwärts nach dem Katholischen gewandte Typus drückt sich schon in der Amtstracht der schwedischen Geistlichen aus. Diese hat selbst etwas Orientalisirend-Mystisches. Der höhere schwedische Geistliche, wenn er den Altardienst verrichtet, trägt ein weißes Meßhemd (messkjorta) mit weiten Aermeln und über diesem das eigentliche Meßgewand von rothem Sammet ohne Aermel. Auf dessen Vordertheil zeigt sich eine Sonne in Gold gestickt, in deren Mitte das Wort Jehovah mit hebräischen Buchstaben geschrieben steht. Auf dem Hintertheil befindet sich, gleichfalls in Gold gestickt, ein lateinisches Kreuz. Bei gewöhnlichen kirchlichen Verrichtungen trägt der Geistliche den Kaftan, einen Chorrock von schwarzem Tuch, dazu die Beffchen (prästkrage), ohne welche, auch in gewöhnlicher bürgerlicher Tracht, kein schwedischer Geistlicher sich öffentlich zeigt. Noch heute heißt in Schweden der Gottesdienst überhaupt messa, und der Vormittagsgottesdienst: die Hauptmesse (högmessa). Auch in der Liturgie wird Das was der Geistliche am Altar collectirt und intonirt messa genannt. Die Beichte ist wie bei uns ein öffentliche, und in der Abendmahlsfeier muß es, bei der reichern Symbolik des schwedischen Cultus, Wunder nehmen daß während sie stattfindet auf dem Altar keine Lichter brennen, umsomehr da hier das Abendmahl vorzugsweise herrans heliga nattward heißt. Das Gesangbuch, dessen man sich in den Kirchen bedient, ist eins und dasselbe für das ganze Land, und unser Verfasser bezeichnet es als das schönste und sinnvollste was irgend eine Nation aufzuweisen hat. Es ist erst seit 1816 im Gebrauch und die vorzüglichsten Geister Schwedens haben dazu Beiträge geliefert.

Schmuck und Zier ihres Gotteshauses liegt jeder schwedischen Gemeinde sehr am Herzen. Es soll in den nördlichern Provinzen Kirchen geben die den schönsten in den deutschen Hauptstädten an Größe und Pracht nicht nachstehen. Hölzerne Kirchen dürfen gar nicht gebaut werden. Die innere Ausschmückung, z. B. des Altars, der Kanzel, zeigt durchgängig eine weit gesuchtere Symbolik als Dies bei uns der Fall ist; auch hieraus ergibt sich daß man die Nüchternheit hier in keiner Form dulden will; das mehr Conservative des schwedischen Cultus spricht sich deutlich aus und seine weit nähere Verwandtschaft mit der englischen Hochkirche als mit dem deutschen Cultus.

Da, wie man immer behauptet, die Schule so unmittelbar und nothwendig an die Kirche grenzt, so mag Das was uns der Verfasser Charakteristisches über das Unterrichtswesen in Schweden mittheilt gleichfalls hier seine Stelle finden. Das schwedische Unterrichtswesen erscheint in drei deutlich bestimmten Abstufungen, es sind dies die Elementarschule, das Gymnasium und die Universität. Die formelle Eigenthümlichkeit der erstern zeigt sich darin daß von einem und demselben Lehrer alle Lehrgegenstände behandelt werden. Gerade das Entgegengesetzte findet bei den Gymnasien statt. Hier trägt jeder Lehrer nur eine einzige Wissenschaft vor. Uebrigens sind die schwedischen Gymnasien von den unserigen völlig abweichende Anstalten. Sie sind als die Hochschulen der Stifter (an dem Orte wo der Bischof seinen Sitz hat befindet sich jedesmal auch das Gymnasium), ja gewissermaßen als die Universitäten der Provinzen zu betrachten, von denen sie sich nur durch die Zahl und Stellung ihrer Lehrer und durch den engern Cyklus der Lehrgegenstände unterscheiden. Der schwedische Gymnasiallehrer trägt immer nur eine und dieselbe Wissenschaft vor und heißt deshalb auch Lector. Die meisten dieser Lectoren gelangen später als Facultätsprofessoren an die Universitäten. Alles Elementarische ist aus dem Kreis der Gymnasien streng geschieden. Vergleichsweise würden also nur etwa unsere Prima und Secunda mit einem schwedischen Gymnasium rangiren, die tiefern Classen würden dort schon in das Bereich der Elementarschulen gehören. Insgemein zählt das Lehrerpersonal jedes Gymnasiums sechs Lectoren und einen Adjunct. Die Lehrgegenstände welche die Schulordnung vorschreibt sind: Theologie, Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Deutsch, Mathematik, Geschichte, Geographie, Philosophie, Physik, Naturgeschichte und Choralgesang. Auf einigen Gymnasien findet sich auch Gelegenheit zum Zeichnen- und Englischlernen. Das Rectorat wechselt jährlich unter den Lectoren, ähnlich wie auf den Universitäten. Nur wo eine Ueberzahl der Schüler es nöthig macht, zerfällt das Gymnasium in drei Abtheilungen, sonst immer nur in zwei. In jeder Abtheilung werden wöchentlich 28 Lehrstunden ertheilt. Kein Lector gibt wöchentlich mehr als acht Stunden, sie haben mithin ein sehr bequemes Amt, welches ihnen zu eigenen Studien noch die herrlichste Muße läßt. Zu erhöhter Aufrechthaltung der Disciplin wird in jeder Abtheilung von den Schülern selbst aus ihrer Mitte ein custos morum gewählt, der hier den seltsamen Titel Gymnasii notarius führt. Die Aufsicht ist durchaus streng, obwol nur selten Schüler und Lehrer beisammen wohnen. Wirthshäuser, Schenken &c. zu besuchen ist erstern streng untersagt. Im Sommer um 10, im Winter um 9 Uhr muß jeder Schüler in seiner Wohnung sein. Am strengsten verpönt ist das Spiel — bei Strafe der augenblicklichen Relegation.

fördern. (Das Dampfschiff bedarf natürlich einer solchen Beförderung nicht.) . . .

Der Brücken über den Kanal zählt man 34, worunter ein Theil hölzerne sind, die jedoch nach und nach durch eiserne ersetzt werden. Bei jeder Durchfahrt eines Schiffs kann die ganze Brücke auf das Land zurückgeschoben werden, zu welchem Zweck die eine Hälfte der Brücke auf 14 gußeisernen Rädern liegt, auf welchen man sie zurückrollt. Eine weitere Eigenthümlichkeit des Kanals besteht darin daß sein Wasser mit keinem andern fließenden Wasser in Verbindung tritt. Zu dem Ende sind alle Flüsse und Bäche welche die Kanallinie berührt durch unterirdische gemauerte Gewölbe geleitet worden. Diese Abläufe heißen hier Culwerte. Nichtsdestoweniger behauptet unser Verfasser daß der Göthakanal weder mit dem Bridgewaterkanal noch mit dem Canal du Midi die Vergleichung aushalte, welche weit früher und mit weit unzureichendern technischen Mitteln ausgeführt seien.

Bis zu dem Niveau des kleinen Sees Asplången wird das Fahrzeug durch 11 Senkschleusen gehoben, welche ebenso viel hohe Stufen bilden auf denen der Kanal herabkommt. Das Dampfschiff braucht drei volle Stunden um den See zu erreichen, da jedesmal eine Viertelstunde Zeit erfodert wird um den Wasserspiegel der niedern Schleuse mit dem der höhern gleichzumachen. Dieses Gehobenwerden immer höher hinauf auf der feuchten Bahn übt einen eigenen mächtigen Reiz. Oben auf der Höhe die der Polhem erklimmen muß zeigt sich ein Schiff, welches den Weg niederwärts machen will und die Vorbeikunft des Dampfers abwarten muß. Hat nun das Fahrzeug die letzte Wasserstufe erstiegen, so befindet es sich um eine Kirchthurmhöhe über dem Spiegel der nahen Ostsee, die sich mit ihren zahllosen Inseln unermeßlich ausbreitet. Diese Fernschau, bemerkt unser Tourist, erinnert an den übermüthigen Herrscherblick des Polykrates:

Dies Alles ist mir unterthänig,
Gestehe daß ich glücklich bin.

Von den anmuthigen Gegenden am Göthakanal ließ sich der einbrechenden Dunkelheit halber wenig erkennen. Als der Morgen roth und golden anbrach, schwamm das Dampfschiff bereits auf dem lieblichen See Boxen dahin, welcher fünfviertel Meile lang und eine Drittelmeile breit ist. An seinen Gestaden wechseln mannichfaltig Tannengehölze, Laubwälder, Wiesen und Getreidefelder. Im Hintergrund zeichnet sich eine kleine Hügelreihe am Horizonte ab. Das Wasser dieses kleinen Sees ist von einer ungemeinen Durchsichtigkeit, was den Fischfang hier sehr erschweren soll, da die Fische ihre Verfolger schon aus der Ferne entdecken. Man fischt deshalb auf dem Boxen nur zur Nachtzeit. Bei dem Herrenhofe Karlshult beginnt die Kanalfahrt wieder und mündet von hier aus ohne weitere Unterbrechung in den mächtigen Wettersee. Das Dampfschiff durchschneidet diesen 18 Meilen langen und im Durchschnitt fünf Meilen breiten See — der Größe nach der dritte in Schweden — in seiner größten Breite von Motala nach Karlsborg.

Der Wettersee ist durch die Eigenthümlichkeit und theilweise Räthselhaftigkeit seiner Phänomene einer der merkwürdigsten Seen Europas. An diese knüpft denn auch der Volksaberglaube in reichem Maße seine abenteuerlichen Phantasien und bevölkert diese unruhigen Gewässer mit dämonischen Mächten, die in ihren unergründlichen Tiefen — denn der gemeine Mann in Schweden hält den Wetter für unergründlich — ihr unheimliches Wesen treiben. Solche Sagen knüpfen sich namentlich an die beiden Inseln des Wettersees Wisingsö und Jungfrun.

Insgemein liegt das flache Wisingsö mit seinem platten Boden wie eine nüchterne Scheibe auf dem Wasserspiegel. Zuweilen aber geräth das Eiland vor den Augen des Reisenden ins Wachsen und hebt sich jäh aus den Wellen empor, sodaß auf allen Seiten die Borde steil hinabfallen und eine schroffe Felsenmasse sich aufzuthürmen scheint. Zeigt sich diese Erscheinung, so ist ein Sturm zu erwarten.

Großartig in ihrer nordischen Eigenthümlichkeit ist auch die Fata morgana auf dem Wettersee, deren Hauptschauplatz die ebengenannte Insel Jungfrun ist. Es wird diese Luftspiegelung jedesmal durch ein donnerndes schußähnliches Getöse eingeleitet, bei dessen Erschallen der gemeine Mann ausruft: „Der Wetter schießt!"

Häufig tritt bei hellster Luft, welche nach allen Seiten hin die ungehindert-weiteste Aussicht verstattet, eine Nebelgestalt auf die Oberfläche des Wassers, welche unter donnerähnlichem Tosen nach oben und zur Seite sich dehnend und reckend immer weiter sich über den See ausdehnt und meistens verfallenen Mauern und Thürmen gleicht, welche auf grauen Berghalden sich erheben. Ein leichter Wind bläst oft das castellreichste Gebirge auseinander, sodaß kaum eine Spur zurückbleibt. Es geschieht aber dann wol auch daß aus dem zurückgebliebenen Nebelstoffe sich Einzelgestalten bilden, welche wie Riesengeister über die schäumenden Wogen dahinschweben oder drohend zum Himmel aufgerichtet stehen und die Phantasie schrecken, welche sich die unheimliche Erscheinung nicht schrecklich genug ausmalen kann. Diese kolossalen aschfarbenen Gestalten, welche in unheimlichem Schweben über den Fluten zittern, haben wol zumeist die Sagen von der Anwesenheit der Geister auf dem Wettersee veranlaßt. Nicht selten aber erklingt es, namentlich wenn der See, der niemals gänzlich überfriert, theilweise mit Eis belegt ist, über dem Wasser in unheimlichen Klängen, welche durch alle Modulationen sich fortspinnen und bei unerkannt bleibender Ursache als Geisterlaute sich darstellen. Diese Töne wollen Naturkundige der vibrirenden Bewegung des Eises zuschreiben. Die tückische Unsicherheit des Sees, welcher noch eben still und in der Treue seines hellen Wassers den Schiffenden Zuversicht einflößend, mit einemmal jäh aufwirbelt und wüthend emporstürmt, setzt das Volk natürlich gleichfalls auf die Rechnung geheimer Geistermächte, welche in den Tiefen ihr Wesen treiben.

So eingewurzelt war bei dem gemeinen Manne die Annahme der Wetter sei unergründlich daß das anwohnende Volk es für einen Frevel an den unterirdischen Wassermächten ansah, wenn Jemand es sich herausnahm seine Tiefe messen zu wollen. Der See mußte Den unausbleiblich verschlingen der Dies wagte. Einige kühne Männer wagten es dennoch und fanden wirklich bei 300 Faden keinen Grund. Ein Geistlicher, Viselius, um die

Mitte des vorigen Jahrhunderts, erkannte zuerst daß die Erfolglosigkeit der frühern Messungsversuche unstreitig in der Unzulänglichkeit der dazu verwendeten Werkzeuge ihren Grund hatte. Als er nun mit verbessertem Apparat seinerseits ans Werk gehen wollte, konnte er nirgend einen Gehülfen zu seiner Arbeit finden. Alle Welt schrak zurück vor dem frevelhaften Beginnen, und der Pfarrer sah sich genöthigt seinen Betheiligten vorher einen geistlichen Schutzbrief auszustellen, dahin lautend daß ihr Vorhaben zur Ehre des Schöpfers diene, der alle Elemente beherrsche, und solchergestalt für sie, da ihr Vornehmen ein löbliches und verdienstliches sei, kein Unheil zu befürchten stände. Kraft dieses Schutzbriefs wagten es zwei handfeste Westgothländer, denen sich noch eine herzhafte ostgothländische Pflanze zugesellte, wirklich an der Messung theilzunehmen, welche die durchschnittliche Tiefe von 60 Faden ergab. Kühleres, erfrischenderes Wasser findet sich wol nirgend als das des Wettersees ist, sodaß das Trinkwasser aus diesem See weithin geholt wird. Eine andere bisjetzt jedoch noch unerklärte Thatsache ist diese: daß der See Pflanzen auswirft welche die Flora Schwedens nicht kennt, die aber am Bodensee vorkommen.

Verbunden mit dem Wettersee durch einen Kanal von 760 Ellen Länge ist der überaus romantische, mit Bergen umgebene Bottensee, den man als einen Busen seines großen Nachbars ansehen muß. Die Länge des Kanals, der von diesem See in den um 11 Fuß höher gelegenen Wiken führt, beträgt 1100 Ellen. Auf dem Wasserspiegel des Wiken befindet man sich 380 Fuß über der Ostsee.

> Der Wiken ist das Bassin welches den ganzen westlichen Theil des Kanals mit Wasserzufluß versieht. Ein ruhiger stiller Wasserspiegel, macht er den Eindruck einer unheimlichen Einsamkeit. Er beherbergt einige kleine mit Wald bewachsene Inseln. Der Wind strich kühl über das Verdeck. Das Wetter war heiter. In dieser Heimatsferne, zwischen den lautlosen Gestaden des Wiken überfiel mich eine unbequeme Sehnsucht nach Haus und all den Lieben die ich dort zurückgelassen. Es war mir daher ganz recht als unsere glatte Kellnerin die Bereitschaft des Mittagessens ankündigte, welches wieder eine wohlthätige Wärme durch den Körper verbreitete. Der auf dem Verdeck eingenommene Kaffee mundete nicht schlechter....

Bei Tatorp auf der südwestlichen Küste des Wikensees beginnt der westgothländische Theil des Göthakanals, welcher ununterbrochen in einer Ausdehnung von drei schwedischen Meilen und 6400 Ellen, an einigen Stellen durch Felsenklippen gesprengt, nach dem Wenersee führt. Diese Strecke ergibt mittels 10 Schleusen eine Senkung von 163 Fuß. Bis Hajstorp geht der Kanal ohne Senkung mehre deutsche Meilen fort. Westlich vom Wikensee zieht sich die Landhöjden, welche die Wasserscheide Südschwedens bildet und die östlichen Gewässer von den westlichen trennt. Quer durch diesen Höhenzug ist der Kanal gelegt worden, zu welchem Zweck damals 10,000 Kubikklafter Berg abgetragen werden mußten.

Von Hajstorp führt der Göthakanal über Lyresta nach Sjötorp. Hier berührt ihn die große Landstraße von Stockholm nach Gothenburg. Bei Sjötorp tritt man in das Gebiet des mächtigen Wenersees. Unser Tourist sagt:

> Und hier am Wener rollt sich ein Landschaftsbild vor uns auf, welchem nur etwa das bei Motala, wo wir den Wettersee vor uns hatten, verglichen werden kann. Es möchte, wenn beide Ansichten bei einer Preisbewerbung als Concurrenten aufträten, den Preisrichtern schwer werden den Gewinner zu bezeichnen. Ich für meine Person würde dem großartigern Wener den Vorzug geben. Gewährt Motala uns ein Bild lachender Milde und lieblichen Naturreichthums und der Wetter alle Zauber seiner phantastischen Sagenwelt, so imponirt doch die fast endlose Fläche des andern nach manchen Seiten hin dem Auge unbegrenzt erscheinenden Binnenmeers mit seinen bergumgürteten und malerisch geschweiften Gestaden und den darin ausgesäeten Waldinseln, welche das ernste Grün der Tannen auf glatter Wellenfläche spiegeln, auf eine tiefer ergreifende Weise. Der Begriff der Unermeßlichkeit kommt hier deutlicher zum Bewußtsein.

Auf der Stelle wo dem Schiff, nachdem es sich durch eine Inselenge (Apelholmen und Kalföaren genannt) fast mühsam hindurchgewunden, die weite freie Wellenbrust des silberglänzenden Sees entgegenwallt, ereignet sich ein tragischer Vorfall.

> Lasset uns dem Aesculap einen Hahn opfern, hatte Sokrates als er die Wirkung des genommenen Gifts bei sich verspürte zu seinen Freunden gesagt. Es schien als wollte der Wener heute die Rolle des Aesculap übernehmen. Ein prächtiger goldgelber Hahn, der für die Mahlzeit geschlachtet werden sollte, hatte sich mit kräftigem Flügelschlage den mörderischen Fäusten unserer Schiffsköchin entwunden und war über Bord geflogen. Anfangs hatte er sich mit den Krallen an hervorragenden Vorsprüngen des Schiffskörpers festzuhalten gesucht; da gab ihm sein Unstern ein sich auf die Tragkraft seiner Fittige zu verlassen. Sobald er sich in die Luft geschwungen und vom Schiffe losgemacht, gewahrte er daß er dem Fluge des Schiffs nicht würde folgen können und machte vergebliche Anstrengungen den Bord wieder zu erreichen; allein er blieb immer weiter zurück und wir sahen ihn bald erschöpft in die Fluten sinken. Schwerlich wird er sich über dem Wasser erhalten haben bis der Wellenschlag ihn zur nächsten Insel, gegen welche eine Strömung führte, getragen....

Das ungeheuere Wasserbecken des Wenersees bildet eine Fläche von 75 Quadratmeilen. Ohne die zahllosen Inseln und Inselchen würde man sich auf offenem Meer glauben. 24 Ströme münden in dies weite Bassin und führen ihm seinen Inhalt zu, der nur durch einen Abzug: die Göthaelf, sich seines Ueberflusses entledigt. Die größte Länge des Sees beträgt 21, die größte Breite etwa 10 Meilen. Die Tiefe mag im Durchschnitt nicht völlig die des Wettersees erreichen. An seinen Inseln und Inselgruppen tost stets eine mächtige Brandung. Fische gibt es im Wener in ungeheurer Menge. Von den Provinzen welche sich vereinen die Gestade dieses Sees zu bilden, nämlich Wermland, Westgothland und Dalsland, ist die letzte, ungemein bewaldet, den Touristen eine fast noch ganz unbekannte Größe. „Die unbesuchten Gebirge dieser Provinz sollen wahre Schweizerpartien verbergen und in schattigen Hainen wie auf sonnigen Hügeln eine überaus fruchtbare Vegetation entfalten.“ Auf der Wenerinsel Brommö ist ein Landungsplatz der Dampfschiffe; die westgothländischen Gestade treten, stets

fodern. (Das Dampfschiff bedarf natürlich einer solchen Beförderung nicht.) . . .

Der Brücken über den Kanal zählt man 34, worunter ein Theil hölzerne sind, die jedoch nach und nach durch eiserne ersetzt werden. Bei jeder Durchfahrt eines Schiffs kann die ganze Brücke auf das Land zurückgeschoben werden, zu welchem Zweck die eine Hälfte der Brücke auf 14 gußeisernen Rädern liegt, auf welchen man sie zurückrollt. Eine weitere Eigenthümlichkeit des Kanals besteht darin daß sein Wasser mit keinem andern fließenden Wasser in Verbindung tritt. Zu dem Ende sind alle Flüsse und Bäche welche die Kanallinie berührt durch unterirdische gemauerte Gewölbe geleitet worden. Diese Abläufe heißen hier Culwerte. Nichtsdestoweniger behauptet unser Verfasser daß der Göthakanal weder mit dem Bridgewaterkanal noch mit dem Canal du Midi die Vergleichung aushalte, welche weit früher und mit weit unzureichendern technischen Mitteln ausgeführt seien.

Bis zu dem Niveau des kleinen Sees Asplängen wird das Fahrzeug durch 11 Senkschleusen gehoben, welche ebenso viel hohe Stufen bilden auf denen der Kanal herabkommt. Das Dampfschiff braucht drei volle Stunden um den See zu erreichen, da jedesmal eine Viertelstunde Zeit erfodert wird um den Wasserspiegel der niedern Schleuse mit dem der höhern gleichzumachen. Dieses Gehobenwerden immer höher hinauf auf der feuchten Bahn übt einen eigenen mächtigen Reiz. Oben auf der Höhe die der Polhem erklimmen muß zeigt sich ein Schiff, welches den Weg niederwärts machen will und die Vorbeikunft des Dampfers abwarten muß. Hat nun das Fahrzeug die letzte Wasserstufe erstiegen, so befindet es sich um eine Kirchthurmhöhe über dem Spiegel der nahen Ostsee, die sich mit ihren zahllosen Inseln unermeßlich ausbreitet. Diese Fernschau, bemerkt unser Tourist, erinnert an den übermüthigen Herrscherblick des Polykrates:

> Dies Alles ist mir unterthänig,
> Gestehe daß ich glücklich bin.

Von den anmuthigen Gegenden am Göthakanal ließ sich der einbrechenden Dunkelheit halber wenig erkennen. Als der Morgen roth und golden anbrach, schwamm das Dampfschiff bereits auf dem lieblichen See Boxen dahin, welcher fünfviertel Meile lang und eine Drittelmeile breit ist. An seinen Gestaden wechseln mannichfaltig Tannengehölze, Laubwälder, Wiesen und Getreidefelder. Im Hintergrund zeichnet sich eine kleine Hügelreihe am Horizonte ab. Das Wasser dieses kleinen Sees ist von einer ungemeinen Durchsichtigkeit, was den Fischfang hier sehr erschweren soll, da die Fische ihre Verfolger schon aus der Ferne entdecken. Man fischt deshalb auf dem Boxen nur zur Nachtzeit. Bei dem Herrenhofe Karlshult beginnt die Kanalfahrt wieder und mündet von hier aus ohne weitere Unterbrechung in den mächtigen Wettersee. Das Dampfschiff durchschneidet diesen 18 Meilen langen und im Durchschnitt fünf Meilen breiten See — der Größe nach der dritte in Schweden — in seiner größten Breite von Motala nach Karlsborg.

Der Wettersee ist durch die Eigenthümlichkeit und theilweise Räthselhaftigkeit seiner Phänomene einer der merkwürdigsten Seen Europas. An diese knüpft denn auch der Volksaberglaube in reichem Maße seine abenteuerlichen Phantasien und bevölkert diese unruhigen Gewässer mit dämonischen Mächten, die in ihren unergründlichen Tiefen — denn der gemeine Mann in Schweden hält den Wetter für unergründlich — ihr unheimliches Wesen treiben. Solche Sagen knüpfen sich namentlich an die beiden Inseln des Wettersees Wisingsö und Jungfrun.

Insgemein liegt das flache Wisingsö mit seinem platten Boden wie eine nüchterne Scheibe auf dem Wasserspiegel. Zuweilen aber geräth das Eiland vor den Augen des Reisenden ins Wachsen und hebt sich jäh aus den Wellen empor, sodaß auf allen Seiten die Borde steil hinabfallen und eine schroffe Felsenmasse sich aufzuthürmen scheint. Zeigt sich diese Erscheinung, so ist ein Sturm zu erwarten.

Großartig in ihrer nordischen Eigenthümlichkeit ist auch die Fata morgana auf dem Wettersee, deren Hauptschauplatz die ebengenannte Insel Jungfrun ist. Es wird diese Luftspiegelung jedesmal durch ein donnerndes schußähnliches Getöse eingeleitet, bei dessen Erschallen der gemeine Mann ausruft: „Der Wetter schießt!"

Häufig tritt bei hellster Luft, welche nach allen Seiten hin die ungehindert-weiteste Aussicht verstattet, eine Nebelgestalt auf die Oberfläche des Wassers, welche unter donnerähnlichem Tosen nach oben und zur Seite sich dehnend und reckend immer weiter sich über den See ausdehnt und meistens verfallenen Mauern und Thürmen gleicht, welche auf grauen Berghalden sich erheben. Ein leichter Wind bläst oft das castellreichste Gebirge auseinander, sodaß kaum eine Spur zurückbleibt. Es geschieht aber dann wol auch daß aus dem zurückgebliebenen Nebelstoffe sich Einzelgestalten bilden, welche wie Riesengeister über die schäumenden Wogen dahinschweben oder drohend zum Himmel aufgerichtet stehen und die Phantasie schrecken, welche sich die unheimliche Erscheinung nicht schrecklich genug ausmalen kann. Diese kolossalen aschfarbenen Gestalten, welche in unheimlichem Schweben über den Fluten zittern, haben wol zumeist die Sagen von der Anwesenheit der Geister auf dem Wettersee veranlaßt. Nicht selten aber erklingt es, namentlich wenn der See, der niemals gänzlich überfriert, theilweise mit Eis belegt ist, über dem Wasser in unheimlichen Klängen, welche durch alle Modulationen sich fortspinnen und bei unerkannt bleibender Ursache als Geisterlaute sich darstellen. Diese Töne wollen Naturkundige der vibrirenden Bewegung des Eises zuschreiben. Die tückische Unsicherheit des Sees, welcher noch eben still und in der Treue seines hellen Wassers den Schiffenden Zuversicht einflößend, mit einemmal jäh aufwirbelt und wüthend emporstürmt, setzt das Volk natürlich gleichfalls auf die Rechnung geheimer Geistermächte, welche in den Tiefen ihr Wesen treiben.

So eingewurzelt war bei dem gemeinen Manne die Annahme der Wetter sei unergründlich daß das anwohnende Volk es für einen Frevel an den unterirdischen Wassermächten ansah, wenn Jemand es sich herausnahm seine Tiefe messen zu wollen. Der See mußte Den unausbleiblich verschlingen der Dies wagte. Einige kühne Männer wagten es dennoch und fanden wirklich bei 360 Faden keinen Grund. Ein Geistlicher, Tiselius, um die

Mitte des vorigen Jahrhunderts, erkannte zuerst daß die Erfolglosigkeit der frühern Messungsversuche unstreitig in der Unzulänglichkeit der dazu verwendeten Werkzeuge ihren Grund hatte. Als er nun mit verbessertem Apparat seinerseits ans Werk gehen wollte, konnte er nirgend einen Gehülfen zu seiner Arbeit finden. Alle Welt schrak zurück vor dem frevelhaften Beginnen, und der Pfarrer sah sich genöthigt seinen Betheiligten vorher einen geistlichen Schutzbrief auszustellen, dahin lautend daß ihr Vorhaben zur Ehre des Schöpfers diene, der alle Elemente beherrsche, und solchergestalt für sie, da ihr Vornehmen ein löbliches und verdienstliches sei, kein Unheil zu befürchten stände. Kraft dieses Schutzbriefs wagten es zwei handfeste Westgothländer, denen sich noch eine herzhafte ostgothländische Pflanze zugesellte, wirklich an der Messung theilzunehmen, welche die durchschnittliche Tiefe von 60 Faden ergab. Kühleres, erfrischenderes Wasser findet sich wol nirgend als das des Wettersees ist, sodaß das Trinkwasser aus diesem See weithin geholt wird. Eine andere bisjetzt jedoch noch unerklärte Thatsache ist diese: daß der See Pflanzen auswirft welche die Flora Schwedens nicht kennt, die aber am Bodensee vorkommen.

Verbunden mit dem Wettersee durch einen Kanal von 760 Ellen Länge ist der überaus romantische, mit Bergen umgebene Bottensee, den man als einen Busen seines großen Nachbars ansehen muß. Die Länge des Kanals, der von diesem See in den um 11 Fuß höher gelegenen Wiken führt, beträgt 1100 Ellen. Auf dem Wasserspiegel des Wiken befindet man sich 380 Fuß über der Ostsee.

> Der Wiken ist das Bassin welches den ganzen westlichen Theil des Kanals mit Wasserzufluß versieht. Ein ruhiger stiller Wasserspiegel, macht er den Eindruck einer unheimlichen Einsamkeit. Er beherbergt einige kleine mit Wald bewachsene Inseln. Der Wind strich kühl über das Verdeck. Das Wetter war heiter. In dieser Heimatsferne, zwischen den lautlosen Gestaden des Wiken überfiel mich eine unbequeme Sehnsucht nach Haus und all den Lieben die ich dort zurückgelassen. Es war mir daher ganz recht als unsere glatte Kellnerin die Bereitschaft des Mittagessens ankündigte, welches wieder eine wohlthätige Wärme durch den Körper verbreitete. Der auf dem Verdeck eingenommene Kaffee mundete nicht schlechter....

Bei Tatorp auf der südwestlichen Küste des Wikensees beginnt der westgothländische Theil des Göthakanals, welcher ununterbrochen in einer Ausdehnung von drei schwedischen Meilen und 6400 Ellen, an einigen Stellen durch Felsenklippen gesprengt, nach dem Wenersee führt. Diese Strecke ergibt mittels 10 Schleusen eine Senkung von 163 Fuß. Bis Hajstorp geht der Kanal ohne Senkung mehre deutsche Meilen fort. Westlich vom Wikensee zieht sich die Landhöjden, welche die Wasserscheide Südschwedens bildet und die östlichen Gewässer von den westlichen trennt. Quer durch diesen Höhenzug ist der Kanal gelegt worden, zu welchem Zweck damals 10,000 Kubikklafter Berg abgetragen werden mußten.

Von Hajstorp führt der Göthakanal über Lyresta nach Sjötorp. Hier berührt ihn die große Landstraße von Stockholm nach Gothenburg. Bei Sjötorp tritt man in das Gebiet des mächtigen Wenersees. Unser Tourist sagt:

> Und hier am Wener rollt sich ein Landschaftsbild vor uns auf, welchem nur etwa das bei Motala, wo wir den Wettersee vor uns hatten, verglichen werden kann. Es möchte, wenn beide Ansichten bei einer Preisbewerbung als Concurrenten aufträten, den Preisrichtern schwer werden den Gewinner zu bezeichnen. Ich für meine Person würde dem großartigern Wener den Vorzug geben. Gewährt Motala uns ein Bild lachender Milde und lieblichen Naturreichthums und der Wetter alle Zauber seiner phantastischen Sagenwelt, so imponirt doch die fast endlose Fläche des andern nach manchen Seiten hin dem Auge unbegrenzt erscheinenden Binnenmeers mit seinen bergumgürteten und malerisch geschweiften Gestaden und den darin ausgesäeten Waldinseln, welche das ernste Grün der Tannen auf glatter Wellenfläche spiegeln, auf eine tiefer ergreifende Weise. Der Begriff der Unermeßlichkeit kommt hier deutlicher zum Bewußtsein.

Auf der Stelle wo dem Schiff, nachdem es sich durch eine Inselenge (Apelholmen und Kalföaren genannt) fast mühsam hindurchgewunden, die weite freie Wellenbrust des silberglänzenden Sees entgegenwallt, ereignet sich ein tragischer Vorfall.

> Lasset uns dem Aesculap einen Hahn opfern, hatte Sokrates als er die Wirkung des genommenen Gifts bei sich verspürte zu seinen Freunden gesagt. Es schien als wollte der Wener heute die Rolle des Aesculap übernehmen. Ein prächtiger goldgelber Hahn, der für die Mahlzeit geschlachtet werden sollte, hatte sich mit kräftigem Flügelschlage den mörderischen Fäusten unserer Schiffsköchin entwunden und war über Bord geflogen. Anfangs hatte er sich mit den Krallen an hervorragenden Vorsprüngen des Schiffskörpers festzuhalten gesucht; da gab ihm sein Unstern ein sich auf die Tragkraft seiner Fittige zu verlassen. Sobald er sich in die Luft geschwungen und vom Schiffe losgemacht, gewahrte er daß er dem Fluge des Schiffs nicht würde folgen können und machte vergebliche Anstrengungen den Bord wieder zu erreichen; allein er blieb immer weiter zurück und wir sahen ihn bald erschöpft in die Fluten sinken. Schwerlich wird er sich über dem Wasser erhalten haben bis der Wellenschlag ihn zur nächsten Insel, gegen welche eine Strömung führte, getragen....

Das ungeheuere Wasserbecken des Wenersees bildet eine Fläche von 75 Quadratmeilen. Ohne die zahllosen Inseln und Inselchen würde man sich auf offenem Meer glauben. 24 Ströme münden in dies weite Bassin und führen ihm seinen Inhalt zu, der nur durch einen Abzug: die Göthaelf, sich seines Ueberflusses entledigt. Die größte Länge des Sees beträgt 21, die größte Breite etwa 10 Meilen. Die Tiefe mag im Durchschnitt nicht völlig die des Wettersees erreichen. An seinen Inseln und Inselgruppen tost stets eine mächtige Brandung. Fische gibt es im Wener in ungeheurer Menge. Von den Provinzen welche sich vereinen die Gestade dieses Sees zu bilden, nämlich Wermland, Westgothland und Dalsland, ist die letzte, ungemein bewaldet, den Touristen eine fast noch ganz unbekannte Größe. „Die unbesuchten Gebirge dieser Provinz sollen wahre Schweizerpartien verbergen und in schattigen Hainen wie auf sonnigen Hügeln eine überaus fruchtbare Vegetation entfalten.“ Auf der Wenerinsel Brommö ist ein Landungsplatz der Dampfschiffe; die westgothländischen Gestade treten, stets

zur Linken, mit ihren weiten Buchten nun immer markiger hervor; ihrem romantischen Schoose entragt auch der Bergriese dieser Landschaft, der majestätische Kinnekulle, mit lieblichen Abhängen, herrlichem Obstwuchs, aber auch wilden Klippen, jähen Abstürzen, Steinbrüchen und finstern Grotten. Den Freunden der Steffens'schen Muse ist dieser Berg, der König Westgothlands, erinnerlich aus dessen „Malcolm", wo auf seinem Gipfel Malcolm und seine Gattin mit ihrem Freunde Eiderström einen poetischen Tag verleben.

Unter vielfach erhebender Naturanschauung und allerlei verbrüdernden Gesprächen der zahlreichen Reisegesellschaft ist der Abend hereingesunken. Alles begibt sich auf das Verdeck.

Es war ein schauerlicher Anblick das Schiff auf den erregten, von heftigen Winden aufgetriebenen Fluten in die graue Nacht dahinschaukeln zu sehen. So dunkel die Wolken waren, welche nicht aufhörten ihre schweren Schläuche immer von neuem zu öffnen und auf uns ihren Inhalt hinabzuströmen, so konnte doch eine vollendete Finsterniß nicht eintreten, weil wir vor einigen Tagen erstes Viertel im Mondschein gehabt hatten und ab und zu der treue Gefährte der Nacht durch minder dichte Wolkenstellen den Platz den er am Himmel einnahm erkennen ließ. Riß ab und zu ein jäher Windstoß die Wolken auseinander, dann leuchtete in milder Klarheit aus edlem Blau der milde Himmelswächter hernieder und goß eine Milde über das aufgeregte Element, über welches seine Strahlen zitternd hingleiteten, aus, die so wohl und so wehe zugleich that daß Schwermuth und Freude in dem Herzen miteinander im wechselnden Kampfe lagen.

Um 9 Uhr landet das Dampfschiff vor Wenersborg, dem südwestlichsten Endpunkt des Wenersees. Nach einer ziemlich beschwerlichen Nachtrast in diesem Landungsplatze nimmt in den ersten Morgenstunden die „prächtigströmende" Göthaelf den Polhem auf.

Kaum bietet ein anderer Fluß in einem so kurzen Lauf als die Göthaelf dem äußern Auge eine so mannichfaltige und abwechselnde Beuferung und dem innern eine solche Menge historischer Bilder dar, deren Scenen die Geschichte hier spielen ließ. Von der Mündung des Karlskanals an fließt, den Stallbacka miteingeschlossen, der grandiose Strom zwischen an muthigen Gestaden, denen ich nur eine bessere Beleuchtung gewünscht hätte als das düstere Regengrau, würdevoll und ruhig dahin. An einigen Stellen, wo die Felsenhöhen, welche fast überall längs des Ufers in weiterm oder näherm Abstande seine Begleiter sind, dem Strome ganz nahe treten und sein Bette beengen, nimmt er einen eiligern Zug, indem die zusammengepreßten Wogen sobald als möglich sich wieder zu trennen suchen, wie eine unverträgliche Gesellschaft aus einem kleinen Locale gern das Weite gewinnt. Hierauf ergeht er sich wieder sanft dahingleitend in einer Breite von 2000 Fuß und umschließt mit weichen Armen, welche aber oft zur vernichtenden Wuth anschwellen und sich selbst bekämpfen, eine Anzahl lieblicher fruchtbarer Eilande, welche zuerst die Wuth solcher Aufregungen empfinden müssen. Als wollte der Strom sich sammeln und Kräfte schöpfen, die entsetzlichen Stürze auszuhalten und zu ertragen denen er sich entgegengeführt fühlt, schleicht er nach eben vorher noch so flüchtigem Laufe wie in furchtsamem Gange den Felsenpartien von Trollhätta entgegen. Mit einem male ändert sich die Scene. Alle Anmuth bleibt dahinten und der Schrecken beginnt in voller Majestät allein die Herrschaft zu führen. Wie abgestreift ist vom Ufer die bisher wahrgenommene Fruchtbarkeit. Wildes Geklipp, rauhe Felsenbrüche und ödes Gestein zeigt sich am Ufer. Eine hohe fast senkrechte Granitwand, welche schief dem Flusse in den Weg tritt, erhebt sich zur Rechten. Dem linken Ufer entgegenschreitend, welches, aus gleich festem Gesteine, sich keinen Abbruch thun läßt, verengt sie das Bette des Flusses, den einige vorliegende Inseln in noch einem schärfern Drange nach der vorn sich öffnenden Enge hintreiben. Für den Polhem ging nun das Fahrwasser durch den Kanal zur Linken abwärts. Rechts aber stürmt das Hauptwasser auf den engen Schlund zu, von welchem eine Klippeninsel, Gullö genannt, steil emporsteigt und die herandrängenden Fluten in zwei Arme sondert, welche jeder für sich in den hinter der Insel sich aufthuenden Abgrund hinunterprasseln und sich unter laut aufspritzendem Schaume in dem gemeinsamen Becken vereinigen. Aber nicht lange erfreuen sich die noch in voller Aufregung schäumenden Wogen ihrer Vereinigung. Ein zweiter Inselfelsen, Toppö, reißt sie noch gewaltsamer auseinander und treibt sie in noch engere Felsenbetten, in welche sie wüthend und verzweifelnd hineinstürmen um hinter der Klippe noch gewaltigern und tiefern Sturz (60 Fuß) zu vollbringen. Unter Donnertoben pressen sich die von dem immerfort treibenden Gullöfalle vorwärts gepeitschten Gewässer in den furchtbaren Schlund, der hinter Toppö sie angähnt. Es beben die Felsen von der furchtbaren Erschütterung welche die übergewaltige Sturzkraft der ganzen Umgebung mittheilt.

Die Fahrt durch den eine Viertelmeile langen Trollhättakanal führt in acht Senkschleusen hinabwärts. Der Aufenthalt den diese Senkungen mitsichbringen gibt dem Verfasser Muße die wunderbaren weltberühmten Trollhättafälle allseitig in Augenschein zu nehmen. Der Ort Trollhätta selbst ist mehr ein Agglomerat von vereinzelten ansehnlichen Gebäuden, die sämmtlich eine gewerbliche Bestimmung haben und einer bedeutenden Bewohnerzahl ihren Erwerb sichern: als Schmiedehämmer, Mühlen, Sägewerke u. s. w. Von hieraus unternehmen die Reisenden ihre Wanderung nach den Fällen.

Wir wanderten unserer Vier, durch das rasende Donnern der Katarakte bewillkommt, zuerst dem Gullöfalle zu. Der Weg ging neben einigen Sägemühlen dahin, deren Späne überall haufenweise hin zerstreut lagen. Der Ueberfluß dieses Fabrikationsabfalls war bei der Enge des Thals und dem Mangel an Platz, wohin man es bringen durfte, da es nicht wohl in den Fluß geschüttet werden konnte, den Leuten überaus lästig, bis ein erfindsamer Kopf darauf verfiel die Späne zum Bauen zu verwenden. Sie wurden mit Lehmerde gemischt, welche in der Nähe genugsam zu haben ist, und man bauete Wände daraus, nachdem die aus jener Mischung entstandenen Massen an der Sonne getrocknet waren. Es wird dadurch ein elastisches und poröses Material gewonnen, welches dem schwedischen Klima wohl zusagt. Man ist mit den auf diese Weise gebaueten Häusern wohl zufrieden. Alle hier herum stehenden Gebäude sind nach Art der schwedischen Bauernhäuser dunkelroth angestrichen, was mit dem schwarzgrünen Waldgrunde und dem grauen Granit einen eigenthümlichen Contrast bildet, der nicht ohne malerische Wirkung sein wird, wenn die Sonne durch dieses phantastisch-wilde Thal ihre Strahlenbündel wirft. Gegen die wilde und entsetzliche Wasserempörung, welche fort und fort im peitschenden Eifer an dem feststehenden Felsengesteine hinan und hinauf tost, bilden einen piquanten Contrast die friedlich sich wendenden Räder der vielen Wasserwerke, welche weiße schäumende Kreise umschwerfen und sprühende Wasserperlen im Umschwunge nach allen Seiten verstreuen einerseits und der ruhig und still wenige Schritte weit auf der Höhe zwischen sichern Dämmen fortgleitende neue Kanal andererseits, welcher erst seit Jahresfrist eröffnet worden und selbst in diesem Ensemble großartiger Eindrücke noch Effect zu machen weiß, weil das Genie und die Kühnheit der Men-

schen die Wildheit der Natur zu zähmen und ihre Größe in nur sechsjähriger Anstrengung zu bemeistern verstanden. Die Trollhättafälle machten alle Schiffahrt auf diesem Theile der Göthaelf unmöglich. Wenn irgendwo, so waren hier Schleusen erfoderlich, um den schönen Strom der Schiffahrt dienstbar zu machen, der gleich einem wilden Füllen jedem Joche entsprang. Die sämmtlichen Fälle kommen auf einer Strecke von 2500 Fuß Länge vor. So lang mindestens und natürlich noch länger mußte der Kanal sein der um sie herum führen sollte. Auf jener Strecke fällt die Göthaelf 112 Fuß, welche die Höhe der Treppenbahn bezeichnen, auf welcher die Schiffe in acht Absätzen die Elf herauf- und herabkommen. Ein großer Theil des Zugs dieser Kanalbahn führte durch lebendiges Gestein und mußte mittels Sprengung demselben abgewonnen werden. Zum Theil ging die Sprengung bis in eine Tiefe von 118 Fuß. Seltsam ist der Anblick neben dem Fuße dieser Felsen- und Wassertreppen, wenn über die Steinwände hernieder beflaggte Schiffe schweben oder thurmhoch hinaufwärts wallen. Dieser neue Kanal mit seinen Schleusen ist nur der Ersatz des vor einem Jahre verlassenen ältern Kanals, der vor 40 Jahren erbaut worden, nach Anlegung des auf andern Dimensionen berechneten Göthakanals aber nicht Breite genug hatte und so die Vereinigung zwischen Wener und Nordsee nicht vollständig genug erfüllen konnte. Die auf den Felsen ausgestreuten Sägespäne schützten uns vor dem Ausgleiten und so gelangten wir an den Toppöfall, von wo wir den Gullöfall über, den Toppöfall aber neben und unter uns hatten. Aus dem schäumenden Gewässer der aus einem Bette von 400 Ellen in eine Felsenklemme von einigen 30 Ellen zusammengepreßten Göthaelf steigt der mit finstern Tannen bewachsene und jäh emporstarrende Felsen empor der die Insel Gullö bildet und noch von keines Menschen Fuße betreten ward, weil es unmöglich ist über die rasenden Fluten hinwegzukommen, deren rastloses Wüthen ohnmächtig an der starren Unbiegsamkeit des trotzigen Gesteins, das kaum ein schwaches Beben empfinden mag, abgeprallt ist. Als ergrimmten die wüthenden Wassersäulen, die unaufhaltsam in den Abgrund unter Gullö hinabtosen, über die Vergeblichkeit ihres Anrennens wider den unbesiegbaren Granit, heben sie sich, nachdem sie unten angelangt, bäumend empor wie eine Schlange, welche hinanzischen möchte gegen den nahestehenden Feind; allein vergeblich ist der verzweifelnde Rückdrang, denn eine neue Säule stürzt sich auf den bäumenden Wasserhals und zwingt ihn mit überwältigender Macht gegen die Insel Toppö seine Wuth zu wenden, wohin die Nachfolgerin nach gleichem vergeblichen Kampfe ihm nacheilen muß, da sie von neuem Sturzwasser in gleicher Weise gedrängt wird. So wüthet das niederschießende Element unaufhörlich mit rastlosem Zorne wider sich selbst in steter Empörung und muß unaufhaltsam von hinnen. Beim Hinabschauen in diese ewig sprudelnden und in tausenderlei Sprünge und Schnellen auseinanderfahrenden Schaummassen verwirren sich Sinne und Blicke, die Gegend beginnt um uns zu kreisen und, von entsetzlichem Schwindel erfaßt, treten wir bestürzt einige Schritte zurück, denn es wird uns zu Muthe als wollte das wilde Drehen uns in den Strudel hinabziehen. Erhaben ist der Anblick der hinaufsteigenden Felsenwand, welche das jenseitige Ufer bildet und oben mit Nadelholz gekrönt ist. Zur Insel Toppö führt ein kühn über den diesseitigen Stromarm hinübergeschwungenes gußeisernes Brücklein, welches leider verschlossen war. Diese Fallbrücke ist erst vor einigen Jahren von einem verwegenen Ingenieur hinübergelegt worden. Bis dahin hinderte die rasende Brandung jeden menschlichen Fuß die Insel zu betreten. Dort werden für Naturgenuß bedeutende Abgaben erhoben. Während die Gedanken und Empfindungen emporstiegen und hinabstürzen mit dem weitausgebreiteten Schaumgefieder, muß die Hand in die Tasche sich versenken um dort nach dem klingenden Naturtribute, welcher gar nicht unbedeutend ist, zu suchen. Diese Vorstellung empörte uns so daß wir die Insel unbetreten ließen, von welcher man, wie versichert ward, auch nicht viel mehr sehen konnte als vom Ufer. Jetzt denke ich über die Foderung schon billiger. Denn wenn der Brückenmann es sich sein Geld kosten läßt den Naturfreunden einen Zugang zu dem insularischen Standpunkte zu unterhalten, so mag es ihm auch nicht verargt werden, wenn er sich dafür bezahlen läßt. Widrig bleibt aber dieses Entréebezahlen im Angesichte des Naturwunders immer. Darum sollte entweder der Gastwirth, welcher doch vom Besuche der Fälle die größten Vortheile zieht, oder die Regierung die Brücke in unentgeltliche Unterhaltung nehmen. Malerisch ist der Anblick der hin und wieder aus den Spalten und Klüften der jenseitigen Granitwand, welche aus dem Wasser ohne Rand und Absatz sich aufrichtet, hervorsprießenden Sträucher, Waldbäume und Moose, welche den öden Fels mit der hoffnungsreichen Farbe des Lebens überziehen. Die Breite des Flusses zwischen Toppö und dieser Felsenwand, welche ebenfalls noch nie überschritten ward, beträgt ebenfalls nicht über einige 30 Ellen. Der kleinere diesseitige Arm hat nur 17 Ellen Breite. Erst nachdem wir uns allmälig gewöhnt in das kreisende Schaumgewirre schwindellos hinabzuschauen und mit kritischem Blicke die Einzelheiten zu sondern, fielen uns die zahllosen kleinen Nebenfälle, welche wie Schaumstrahlen an allen Stellen der Felsenwand neben dem Hauptfalle niederbeben und durch Spalten hervorsickern, in die Augen. Der Sturz hinter Toppö ist, wie gedacht, noch tiefer als der bei Gullö. Links schießt unter hoch in die Lüfte geschleudertem Schaume das ungeberdige Element in die Tiefe hinab. Zur Rechten ist der Fall gewissermaßen doppelt, indem das Felsenbette an der einen Seite höher ist und dadurch noch ein Seitenfall gebildet wird, der von der Seite in den Abgrund hinabstürzt, welcher abermals ein Chaos von Schaum, der bis zu dem Zuschauer emporbrodelt, darstellt. Nachdem wir noch einmal der Wirkung des Contrastes uns überlassen, den diese wilde Felswasserscene mit dem gegenüber sich in künstlichen, geordneten und zur Industrie angewendeten Wasserwerken, deren Productionen in Bretern und Sägespänen aufgeschichtet dastehen, bildet, brachen wir auf um auch die untern Fälle zu sehen, wozu wir einige Felsenhöhen, an denen längs des Ufers ein Weg nicht vorhanden ist, umgehen mußten. Auf diesem Wege betrachteten wir noch einen andern Fall, welcher die Folge menschlicher Arbeit ist. Zwischen lothrecht stehenden schwarzen Felsenwänden, welche künstlich zu diesem Ende ausgearbeitet sind, saust ein 20 Fuß breiter Wasserstoß in die Tiefe hinab, wo ihn Granitboden auffängt und zu Staub schlägt, sodaß er angstgepeitscht wieder hinaufstrebt, aber, die Höhe zu erreichen unvermögend, ohnmächtig zurückstürzt. Dies ist Polhem's Schleuse, welche noch heute seinen Namen trägt. Als es zur Ausführung dieses Werks kam war der berühmte Wasserbaumeister bereits 86 Jahre alt. Drei Schleusen sollten nach seinem Plane das Schiffahrtswasser um die Fälle des Stroms hinwegführen. Bewunderungswürdig kühn für damalige Zeit war die Idee der Arbeiten, welche den Strom auf diese Weise bezwingen sollten. Sollte man es für möglich halten daß der verwegene Mann nichts Geringeres beabsichtigte als im Bette der Fälle selbst durch den Felsen einen Kanal für die Schiffahrt zu sprengen? Die drei Schleusen welche ihm hierzu hinreichend schienen sind auch beendet. Eine derselben, welche den eben erwähnten Fall veranlaßt, hat eine Höhe von 50 Fuß. Da aber kein Thor im Stande gewesen sein würde eine so beträchtliche Wassermasse mit heftigster Strömung aufzuhalten, so hatte er über jeder Schleuse und namentlich über der nur gedachten ein dickes Felsengewölbe stehen lassen und unterhalb des dadurch hervorgebrachten Bogens seinen Kanal gehöhlt, damit die beiden Enden der Schleusenpforte gleicherweise sich an den Felsen lehnen möchten. Diese damalige Riesenarbeit war aber noch Nichts; das Gelingen des Unternehmens hing von einem Damme ab, welcher zur Abdämmung des Stroms durch den Fluß geführt werden mußte. 60 Fuß hoch hatte sich derselbe über den Wasserspiegel

zu erheben, um unterhalb die Cascaden zu maskiren und alle Fälle in drei Hauptfälle zu sondern. Die Stelle an welcher dieser Damm aufgeführt werden sollte hat eine Tiefe von etlichen 50 Fuß und einen so mächtig reißenden Strom daß man die Holzblöcke welche hier geflößt werden beim blitzschnellen Hinabschießen kaum bemerken kann. Zu drei verschiedenen malen hatte Polhem den Versuch gemacht die ersten Grundlagen seines Dammes zustandezubringen, und jedesmal hatte der Strom bis auf wenige Fuß weit vom Ufer Alles hinweggerissen. Die letzte Zerstörung mißt man der Bosheit zu. Der Damm nahete schon seiner Vollendung, als in einer Nacht eine Masse von über 10,000 Planken oberhalb der Fälle in die Göthaelf geworfen ward und nun mit furchtbarer Gewalt wider den Damm anstürmte, welcher, solchem Andrange nicht gewachsen, brach, und nun aufgegeben ward. Die riesenhaften Arbeiten an den Schleusen wurden dadurch ganz unnütz. Mir als einem Laien will es scheinen als hätte man erst sich der Ausführbarkeit des Dammunternehmens vergewissern sollen, bevor man an die kostspieligen und mühsamen Felsensprengungen für die Schleusen ging. Allein wie vermöchte ich einem Polhem mit solchen Vermuthungen die Spitze zu bieten, dessen Weisheit doch gewiß auch hieran gedacht haben wird? Zum ewigen Andenken trägt die Schleuse seinen Namen. Man gab nun das Unternehmen, welches nach der Ansicht von Kennern auch nicht unausführbar sein soll, auf und machte den neuen Plan, wonach der Lauf des Flusses verlassen und der Kanal ganz durch den lebendigen Felsen geführt wurde. Merkwürdig ist daß aus Polhem's Schleuse nur eine schaumstrudelnde Cascade geworden ist, vielleicht die theuerste Kunstcascade welche Europa aufzuweisen hat. Noch muß ich einer Höhle gedenken, welche sich in der Felsenwand jenseit des Flusses befindet und die einst Räubern zum Aufenthalt diente. Oberhalb der Höhle befand sich ein vor 90 Jahren hinuntergestürztes Felsenstück: die Schneiderklippe genannt, weil ein Schneider, um sein Leben zu retten, sich anheischig gemacht hatte oben auf der Spitze des Felsens ein Kleid zu nähen. Allein sein Leben war einmal verwirkt. Denn als er die Fäden ausziehen wollte, verschwindelte ihn das Getöse des Wassers dergestalt daß er hinabstürzte. Hat doch der Felsen selbst nicht einmal seine Stellung behaupten können. Der Stampströmfall, welchem wir unter fortwährenden Regengüssen auf einem Umwege uns näherten, folgt auf den Toppöfall, dessen Sturz man auf unserm Standpunkte gut übersah. Unterhalb des an sich nicht bedeutenden Stampströmfalles und Polhem's Schleuse erweitert sich der Strom zwischen den Felsen zu einem Bassin, Höjomswarp, das ruhiges Wasser hat. Allein nicht lange freuet sich das Gewässer der behaglichen Dehnung; denn bald treten die Felsengestade wieder näher zusammen und bilden einen engen Durchlaß; es folgen schnell aufeinander drei neue Wasserstürze, die Höllenfälle (helvetes-fallen), welche diesen Namen weit minder verdienen als Gullö- und Toppöfall, obgleich der durch diese Vorgänger bereits abgeschwächte Eindruck bei den entsetzlichen Schaumwirbeln, der Verwilderung der unzugänglichen Granitufer und dem furchtbaren dumpfen Geprassel der Wogen immer noch großartig genug bleibt. Der 500 Ellen flußabwärts folgende fünfte Fall (Flottbergsström) beträgt nur vier Fuß und ist der Rede nicht werth.

Trotz dem erschütternden Eindruck den das Anschauen dieser gewaltigen Naturerscheinung in der Seele des Beschauenden zurücklassen muß, ist der Verfasser nicht geneigt „für die Ansicht der Trollhättafälle die herrlichen Erinnerungen aufzugeben welche ihm von einigen Wasserfällen in der Schweiz geblieben sind, namentlich vom Aarfall bei der Handeck, welcher, obwol an Wassermasse weit unbedeutender, doch durch die malerischere Umgebung, das Umherragen der höchsten Gebirge, durch Höhe des Sturzes, und das unvergleichliche Phänomen daß er mitten im Sturz mit dem von der andern Bergwand herabfallenden Aerlenbache in der Luft sich vereinigt", in des Verfassers Augen unerreichbare Vorzüge hat.

Von Ström bis Kungelf gehören die Umgebungen von Göthaelf zu den lieblichsten Aeußerungen die ein Fluß darbieten kann. Die alte Stadt Kungelf, auf einer Erdzunge zwischen Nordeelf und Göthaelf belegen, einst so prächtig, ist jetzt zu einer Bevölkerung von kaum 900 Seelen herabgesunken, und bildet als unbedeutender Stapelort nur eine einzige Straße. Unter dem steilen Felsen, auf dessen Gipfel noch die Trümmer der alten Veste Bohus ragen, theilen sich die beiden Flußarme, und auch noch nach dieser Theilung stellt die Göthaelf „einen mächtigen Stromspiegel und einen gar stattlichen Fluß dar".

Schon tauchen aus der Ferne Gothenburgs Thürme auf. Glockengeläute hallt aus der Stadt herüber; es ist Sonntag.

Gothenburg, die zweite Stadt Schwedens nach Stockholm, kann nach dem Verfasser in Rücksicht auf Sauberkeit der Bauart mit diesem dreist in die Schranken treten. Der erste Anblick erinnerte den Reisenden an Potsdam; eben solche palaständliche Gebäude, und in ähnlicher Weise die Stadt mit gemauerten Kanälen durchzogen, nur mit dem Unterschied daß die gothenburger Gewässer von Schiffen und Fahrzeugen munter belebt sind und überhaupt die ganze Stadt eine dreifach regere Lebendigkeit bekundet als das todte Potsdam. Unter der Mehrzahl der massiven Gebäude Gothenburgs finden sich doch auch viele hölzerne Häuser; man muß aber hier die armselige Vorstellung die wir uns von einem hölzernen Hause zu machen pflegen schwinden lassen. Denn diese Gebäude sind geräumig und sehr bequem eingerichtet, und erwärmen sich im Winter weit besser als die steinernen. Ihre Bauart ist die einfachste von der Welt. Die Baumstämme, gut behauen, werden einer über den andern gelegt, und Lücken und Spalten werden mit Moos ausgestopft. Von außerhalb werden alsdann noch Breter aufgenagelt, und zuletzt gibt man dem Ganzen jenen in Schweden allbeliebten rothen Anstrich.

Den Haupthandels- und Ausfuhrartikel des lebendigen Gothenburg bilden die Heringe, die sich alljährlich in ungeheuern Scharen an diese Küste drängen, in so dichten Schwärmen daß öfters die Fahrzeuge sich nur mit Mühe den Weg zum Ufer bahnen. Ja, so hart aneinander geschichtet zeigten sich schon diese Fische daß ein zwischen sie hineingestoßenes Ruder aufrecht stehen blieb. In guten Jahren werden von hier aus 600,000 Tonnen Heringe und 30,000 Tonnen Oel abgesetzt. Ein anderer Artikel, der ebenfalls in großen Massen von Gothenburg aus verschifft wird, sind die Preiselbeeren. 25,000 Kannen von dieser Frucht gehen alljährlich von hier außer Landes.

Den Weg von Gothenburg nach Helsingborg — dem Ziel seiner Reise, soweit er sie in dem vorliegenden Werk geschildert hat — legte der Verfasser zu Lande in einer schwedischen

Diligence zurück. Dieser Weg führt über Kungsbacka, Warberg, Falkenberg, Halmstad, Laholm und Fleninge und bietet auf einer Strecke von 35 deutschen Meilen nichts Außerordentliches dar. Bei Fleninge ist aber am Meer ein unvergleichlich schöner Punkt: der Kullen, den der Verfasser bestieg, und von wo aus der Umblick ihn so entzückte daß wir am Schlusse unserer Mittheilung über dies Werk dem Leser diese Schilderung nicht vorenthalten wollen.

Schon von Högenäs zeigt sich der gezackte Kullen in seiner ganzen Ausdehnung. Gewöhnlich umduftet ihn ein bläulicher Aetherschleier. Zur Linken zeigt sich am Fuße der äußersten Klippe der Schimmer des Meers. Je näher man seinem Höhenzuge kommt, desto mehr tritt der merkwürdige Granitberg aus seiner Nebelhülle heraus. Er zieht sich die Engelholm gegenüber weit ins Meer hinausspringende Landzunge entlang, auf welcher sein sägeförmiger Rücken ruht. Am Westende fällt er senkrecht ins Meer, in Osten aber senkt er sich mit gerundeten Formen die Ebene hinab. In sanften Abhängen gleitet er hier der schonenschen Fläche entgegen, und zeigt sich überall mit schönem Grün bedeckt, in welchem Haine von Buchen, Birken und Eichen sich deutlich abheben. Je weiter nach Westen, desto wilder, rauher und öder wird der Anblick des Kullen. Unmittelbar aus der horizontalen nächsten Umgebung und der Meeresflut erhebt er sich mit nackten, theils wulstigen, theils zerklüfteten Granitwänden bis zu Gipfeln von nahe an 400 Fuß Höhe. Der Zahl nach scheint Dies wenig; allein man erwäge daß das Meer, über welches der Berg 400 Fuß emporragt, dicht daneben ist.... Schon im Hinansteigen hat man angenehme Aussichten. Am Strande entlang schaukeln auf den grünen Wogen Fischerboote; weiterhin gleiten näher und ferner segelnde Schiffe. Abgeschieden von der ganzen Welt vernimmst du nur das von der Luft emporgetragene Rauschen der unten am Strande sich brechenden Wellen....

Auf die Höhe gelangt, die mit Schluchten, Thalgründen, blumigen Wiesen und herrlichem Laubgehölz anmuthig wechselt, soll die Aussicht wirklich überwältigend sein.

Nach Norden, Westen und Süden die blaue Flut des Kattegats mit einzelnen kleinen Felseneilanden in der Nähe, einen Schimmer von Jütland im Westen, einen Streifen von Seeland im Süden und mit einer Menge von Schiffen groß und klein, nah und fern. Im Norden mehr zur Rechten die Strandgegenden von Halland und das bewaldete Hallandsås, im Süden landwärts die Fluren von Schonen mit zahllosen Gehöften, Hainen, Gärten und Kirchen; in der nächsten Umgebung tief unter dem Beschauer das Wellenspiel und die winzigen Hütten des Fischerdörfchens Gylleröd; droben die Granitwelt des Kullen; Gräben um das Gemäuer des Feuerthurms, Möven unten über den Wellen....

Mit diesem Doppelblick, den unser Tourist an der äußersten Meeresgrenze eines Landes das ihm so theuer geworden, rückgewandt, abschiedgrüßend nach diesem, und dann wieder meerhinaus vorwärts nach andern Gestaden und Reichen sendet, die ihm die südliche theure Heimat noch verbergen, nehmen auch wir freundlichen Abschied von dem Verfasser und seinem mannichfach verdienstvollen Werk. Fiel es auch unmöglich all dessen antiquarisch-historische Verschlingungen und Seitenpfade zu verfolgen, so begleiteten wir den Autor um so freudiger an jene Stätten wo es die Aufnahme eines Bildes aus der lebendigen Gegenwart galt. Und hier blieben wir nie unveranlaßt den offenen reinen Natursinn und die warme Empfänglichkeit für Höheres und Geistiges bei dem Verfasser mit gleicher Wärme anzuerkennen. Und Dies am Schluß unserer Mittheilung auszusprechen gewährt uns eine frohe Genugthuung. 39.

Levin Schücking.

Der Bauernfürst. Roman von Levin Schücking. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 4 Thlr.

In Norddeutschland ist man weniger unterrichtet als es sein sollte von der staatlichen, nationalen und sittlichen Zerfallenheit und Fäulniß der kleinen Staaten, Fürstenthümer und freien Corporationen des südlichen Deutschlands, welche der Auflösung des Reichs voranging. Wären wir es, so würden uns manche verfrühte Erscheinungen des Radicalismus in den Revolutionen seit dem Sturz der Napoleon'schen Herrschaft weniger befremden, welche uns, die wir in größern, geordnetern Staaten, bei einer festen Justiz und mehr oder minder erträglichen Administration wenigstens erträglich wohl uns befanden, als unmotivirte horrenda so oft unerklärt vorkommen, unverträglich mit dem deutschen Charakter. Seitdem ist uns freilich auch in den größern Staaten so mancher Schlüssel gegeben. Es mag Dies mit ein Grund sein der traurigen Sinnesspaltung, die, uralt zwischen den fränkischen und sächsischen Stämmen, durch unsere ganze Geschichte sich zieht, und in den letzten Jahrzehnden wieder in so bedauerlichen Symptomen sich zeigte. Was Hochmuth und Gleichgültigkeit unsern Brüdern im Süden erschien, war oft nur der Mangel genauer Kenntniß ihrer innern, kleinen und großen Leiden.

Wir sprechen nicht von der Geschichte. Da stehen die Leiden der Kleinstaaterei jetzt so ziemlich deutlich verzeichnet. Aber die Geschichte dringt erst durch die Dichtung ins Blut des Volks. Unsere gesammte Romanliteratur, auch die Dramatik, wurzelte aber auf norddeutschem Boden, und wenn Iffland, Großmann u. A. den Jammer der kleinen Höfe und Staaten auf die Breter brachten, geschah es immer nur in so allgemein gehaltenen Zügen daß wir den eigentlichen Localtypus nicht erkannten, die Verhältnisse auf unsern Grund und Boden versetzten, und dann oft fanden daß die Dichter von „Cabale und Liebe", von den bösen Präsidenten, den heimtückischen, blutsaugenden Amtmännern, den schwachen, sinnlichen Serenissimi, die einer Laune sich hingeben um durch einen Deus ex machina enttäuscht und endlich großmüthig und gerecht zu werden, sehr übertrieben hatten. Sie sind nur zu oft hinter der Wahrheit zurückgeblieben.

Um so dankenswerther sind die Versuche die neuere Romandichter anstellen uns in dies bunte „Krimskrams" eines zerfahrenen Organismus einzuführen, der bei so vieler Fäulniß so viele gesunde Theile, bei so vielen Abgeschmacktheiten so viele poetisch-schöne Züge enthält. Was ist reicher an Formen und Farbe als das Kleinleben in den Reichsstädten, an den Höfen der Reichsfürsten, der Reichsfreien, wo Puder und Ritterharnisch

sich mischen, und vor beiden der Voltaire aufgeschlagen liegt. Uralte Berechtigungen und neuere Ideen, starres Festhalten am Privilegium und Flüge mit dem Morgenroth ins Reich des Unerreichbaren; Stoff in Fülle, wenn nur der rothe Faden des Geistes vom Dichter gesucht wird. Er ist leider schwer zu finden; Perlen und Muscheln von allen Farben am Meeresstrande, aber die Schnur scheint zu fehlen sie aufzureihen. Als Versuche, meist in früherer Zeit, zu fischen nenne ich viele, und die bessern, von Spindler's Romanen. Mancher ist ihm seitdem gefolgt; am rüstigsten und fleißigsten zeigt sich in jüngster Zeit Levin Schücking. Wenn nur dem Fleiß und Talent das Glück gleichkäme! Wol sucht er den Faden, aber er ist nur zu kurz und zerreißt ihm unter den Händen. Mit dem Geiste geht er an die Arbeit, die Idee des großen Vaterlandes reißt ihn fort; aber die Bausteine wollen sich nicht immer fügen, und aus den vollen Armen entfällt ihm mancher Eckstein.

Der historische Hintergrund dieses Romans ist ein doppelter. Einmal ein junger Fürst der um die Zeit der Französischen Revolution ein Reformator des Schlendrians und des alten Junker- und Beamtendrucks werden will. Aber es hilft ihm Nichts daß er ein Bauernfreund ist und die Bauern für ihn aufstehen, er wird vom Reichskammergericht, was sich in diesem Falle sehr beeilt, als Verschwender der fürstlichen Rechte und Regeln abgesetzt, und auch die darauffolgenden Revolutionen helfen ihm nicht viel, denn er endet als ein durch den Wiener Congreß unter Baiern Mediatisirter, und damit hören seine Reformationspläne von selbst auf. Dann werden wir in die Zustände der Kleinstaaten in den letzten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geführt; wir sehen die gänzliche Zerfahrenheit, Erschlaffung, den Mangel an Patriotismus, den entnervten Egoismus der kleinen Höfe, die Haltlosigkeit aller Derer die Etwas zu halten den Beruf haben, wie Jeder nur für den Augenblick arbeitet, und keine andere Aussicht und Rücksicht hat als den nächsten Vortheil für sich. Ganz neu wird für die meisten Leser das nicht erquickliche Gemälde des Hoflebens am Hofe des letzten Großmeisters des Deutschordens sein, wie auch hier französischer Liberalismus, sentimentale Humanität neben dem Schlendrian, dem Festhalten am Alten in seiner crassesten Form und einer corrumpirten Rechtspflege besteht. Der Untergang steht vor der Thür, es muß sich Jeder selbst sagen daß dies morsche Gerüst ohne Bekleidung und Fundament nicht mehr halten kann, und doch nirgend der Versuch, nur der Gedanke eine Remedur zu suchen. Die Verzweifelnden, nämlich für die eigene Existenz, wissen keine Hülfe als den Verrath. Wir sehen auch die ersten Versuche einen Volksaufstand zu organisiren um den östreichischen Heeren bei der Niederschlagung der Franzosen behülflich zu sein, den Bund der freien Jäger, aus dem später bekannte Namen auftauchen, und der wenn nicht gestiftet, doch begünstigt von einzelnen Fürsten, schon andere Ideen von Deutschlands Einheit, von Freiheit, Gleichheit, ja einer Republik in sich aufdämmern läßt. Interessant ist dabei die Bemerkung, die der Dichter wol nicht aus seiner Phantasie, sondern aus Kenntniß der Verhältnisse geschöpft hat: daß die Erinnerung an den Bauernkrieg unter dem Landvolk noch immer spukhaft lebendig ist, und eine Tradition unter ihnen geht, die in neuern Zeiten wieder lebhaft aufgefaßt ist: von einem großen Kriege der Armen gegen die Reichen. Ueberhaupt sind interessante Details über Sitten, Gebräuche und historische Studien der Vorzeit überall in den Gang des Romans eingestreut.

Was diesen selbst betrifft, so erkennt man in den glänzenden Schilderungen das Talent Schücking's wieder, über die verschiedenartigsten Gegenstände einen Zauber des Colorits und der Eleganz zu gießen. Man glaubt zu sehen daß was er schildert und entwickelt ihm nicht schwer wird, es ist ein Guß der Empfindung und des Gedankens, eine Eigenschaft welche die Mehrzahl der Leser immer anzieht, und wobei sie denn, im angenehmen Gefühle des harmonischen Geschaukeltwerdens wie bei der Kahnfahrt über ein mäßig bewegtes Wasser, es für nicht nöthig hält die Art dieses Gusses näher zu betrachten und zu erkennen daß er an dieser Stelle wol durch die Glieder eines Körpers dringt, an vielen andern aber nur die äußerste Hautfläche berührt. Dem Leser der nur Unterhaltung sucht ist Das gleichgültig, ja ganz angenehm, wenn er zugleich soviel romanhafte Ueberraschung und piquante Scenen findet wie Schücking sie ihm bietet; der Aesthetiker wird aber ein anderes Urtheil zu fällen versucht. Wenn ihm der Dichter an vielen Stellen, durch die Wahrheit der Darstellung, Empfindung, das Durchdrungensein eines geistreichen Gedankens den er entwickelt, als gewiegter, reifer Mann erscheint, so bedünkt er ihn an andern wie ein Jüngling, der sich durch ein leichtes und glänzendes Talent fortreißen läßt auch Das zu unternehmen wozu er nicht berufen ist und daran scheitert. Diesem wie andern seiner Romane fehlt der rechte Schwerpunkt, welcher es auch sei. Er gräbt und schürft wie ein fleißiger Bergmann überall, und treibt einen Schacht auch da hinein wo er kein eben ergiebiges Metall findet; über die Art wie die Schachte zu verbinden wären ist er dann nicht sehr bekümmert, und wir stehen, wenn wir alle Schachte durchfahren haben, in einigem Zweifel, warum denn der ganze Bergbau angelegt worden? Die Ideen und die Personen verknüpfen sich wol, aber sie durchdringen, amalgamiren sich nicht. So ist auch dieser Roman reich an Ideen, an tiefsinnigen Auffassungen, an wunderschönen psychischen und politischen Entwickelungen, und er ist ebenso reich an bunt gefärbten Personen; aber wir wissen nicht recht wie die Menschen zu den Gedanken sich verhalten welche sie repräsentiren sollen. Der Dichter hat ein Thema reich durchdacht, wir wollen zugeben er hat auch die Charaktere sich klar gemacht und sieht die Personen vor sich stehen: aber wenn sie den Mund aufthun und Gespräche pflegen, so spricht bald nur der Dichter aus ihnen oder durch ihren Mund; denn die

Personen hätten, was sich fast mathematisch beweisen läßt, weder im Allgemeinen, noch zu der Zeit, an dem Orte und in der Situation so reden können. Davon ließen sich aus jedem Capitel einige Beispiele anführen.

Schücking's ganze Art ist mehr einer subjectiven Auffassung geneigt; er geht, von einem Gedankenblitz, einer Anschauung erfüllt, dreist und muthig ins Feuer, seine gewonnenen Kenntnisse, seine blühende Sprache, seine dichterische Empfindung, sein politischer Hauch helfen ihm ziemlich weit und über Hindernisse hinweg an denen Andere gestrauchelt wären; er erklimmt in dem Fluge zuweilen Höhen und Aussichten um die Andere ihn beneiden könnten. Aber das Feuer hält nicht aus. Er hat es nicht vorsichtig gesammelt und vertheilt, es fehlt dann oft da wo es am nöthigsten wäre. Dann sehen wir ihn oft gelähmt sich hinschleppen und in die Breite hin verlieren, und Nebendinge ausputzen und darauf Gewicht legen die in sehr geringem Connex zur Hauptsache stehen. Wo wir aber geneigt waren einen Meister zu bewundern, stutzen wir vor dem Anblick eines Schülers.

Der Mangel einer organischen, künstlerischen Durchbildung ist auch an diesem Romane sichtbar, obwol er an Wärme und ethischer Tiefe seinem Vorgänger „Ein Sohn des Volkes" vorzuziehen ist; aber es fehlt nicht sowol der rothe Faden als der Hauptstamm, um den sich die andern Stauden- und Schlinggewächse gruppiren. Keiner der sogenannten Helden nimmt unsere volle Theilnahme, weder im Guten noch im Schlechten, in Anspruch. Dies kann wol auch einem objectiven Dichter passiren, eben weil er die Personen zu objectiv auffaßt. Aber Schücking ist wie gesagt ein subjectiver Dichter, und was wir Andern verargen würden wir ihm zugute rechnen, wenn er das ganze Feuer seiner Liebe und Begeisterung in einen seiner Helden und Heldinnen hauchte, wäre es auch eine zu ideale Schöpfung. Vielleicht wollte er objectiv sein, er hatte ja nur das Bild einer furchtbaren Zerrissenheit zu geben; aber um Dies zu unternehmen gehören andere Vorbedingungen. Das Beste seines Bauernfürsten selbst, um was er uns interessiren könnte, ist Das was seine Geliebte von ihm sagt; diese charakterisirt ihn aber sehr scharf und richtig, und dennoch ist er unter den Geistern des Lichts Nichts weniger als ein Stern erster Größe. Unter den schwarzen Geistern ist einer der allerdings unter denen erster Größe rangiren würde, wenn er nur trotz der philosophischen Klarheit, welche der Dichter so gütig ist in einigen Gesprächen ihm beizulegen, nicht zugleich ein Bösewicht von der Classe wäre wie Schiller's „Räuber" sie hassen oder sie in italienischen Banditenromanen so oft figurirt haben. Dem Interesse fürs große Publicum wird Dies freilich nicht schaden, das bei buntem Farbenreichthum, bei spannenden Situationen und Ueberraschungen nicht eben viel nach Werth, Gehalt und Lebenswahrheit aller handelnden Personen fragt; uns aber thut es leid daß ein Dichter der mit so heiligem Ernst und so schöner Wärme die ernstesten Fragen des politisch-historischen und geistigen Lebens abwägt, darin so tiefe Einblicke in die lebendige Wahrheit bekundend, diese nicht auch den Figuren, ihren Trägern, einzuhauchen gewußt. Charakteristische Urtheile und Schilderungen in jener Beziehung verdienten ausgezogen und in Anthologien aufgenommen zu werden, und eine Anthologie aus dem Roman selbst würde schon ein artiges Bändchen füllen. 19.

Die Gymnastik der Hellenen in ihrem Einfluß aufs gesammte Alterthum und ihrer Bedeutung für die deutsche Gegenwart. Ein Versuch zur geschichtlich-philosophischen Begründung einer ästhetischen Nationalerziehung, von Otto Heinrich Jäger. Gekrönte Preisschrift. Eßlingen, Weychardt. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Des Menschen Leib blüht kraftvoller und schöner auf, das Leben entfaltet sich ihm gehaltvoller, wenn die Thätigkeit seiner Organe gefördert, durch die äußere Bewegung die innere Wärme erhöht, der Lauf des Bluts belebt, die Säfte gleichmäßig vertheilt, die Muskeln und Nerven angespannt werden. Der Körper, sagte Jean Paul, ist der Panzer und Küraß der Seele; dieser werde vorerst zu Stahl gehärtet, geglüht und gekältet; jeder Vater erbaue so gut er kann um sein Haus ein kleines gymnastisches Schnepfenthal; die Gasse worin der Knabe tobt, rennt, steigt, klettert, trotzt, ist schon Etwas. Nirgend hat die Gymnastik mehr geblüht als bei den Hellenen. Ihnen galten Gesundheit und Schönheit als die zwei besten Güter des Lebens, und ein harmonisch ausgebildeter, gewandter und kräftiger Körper war ein Hauptelement in ihrem Lebensideal; aber ein solcher konnte nicht in träger Ruhe, sondern nur durch freie Bewegung, Kraftübung und allseitige Regung der Glieder geschafft werden. Auf körperlicher Tüchtigkeit, Thatkraft und waffenkundiger Gewandtheit ruhte in der alten Zeit des Lebens höchster Rang. Ist bei den veränderten Einrichtungen der Völker nun auch den erneuerten gymnastischen Spielen ein solcher Einfluß nicht zuzuschreiben, so haben sie doch noch jetzt ihre physische Bedeutung, die klar vor Augen liegt. Auch in der Weise wie im hellenischen Alterthum ist uns die Gymnastik nicht national, es fehlt einerseits die religiöse Weihe, andererseits der Gegensatz der Barbaren, denen gegenüber das hellenische Volk allein das gymnastisch gebildete war. Aber in anderer Weise kann die Gymnastik eine nationale Bedeutung erhalten. Eine Jugend welche mit Lust in der Uebung kriegerischer Kräfte sich bewegt wird auf sich fester vertrauen, sie wird ein starkes Bollwerk gegen die Feinde des Vaterlandes werden, sie wird, indem sie ihrer Stärke sich bewußt wird, an dem Staate für den sie einzustehen berufen und gekräftigt ist festhalten, sie wird, da sie auf ihrem Turnplatze die rohe Stärke durch die geregelte Kraft besiegt sieht, auch späterhin nicht vor jener erschrecken, wenn sie ihr in Wehr und Waffen entgegentritt, sie wird sich unter sich enger aneinanderschließen. Ueberdem liegt auch die ethische Bedeutung der Gymnastik klar vor Augen. Denn wo ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnt, da entwickeln sich die Kräfte der Seele leicht, frei, in raschem Umschwung, ohne peinliche Reibung; da wird jede Mühe zur Lust, jedes Hinderniß zum Sporn, jede Hemmung zum Antrieb nach regsamen Kraftanstrengungen. Da schlägt ein zufälliges Mislingen den Muth nicht nieder, jedes Gelingen aber erfrischt und belebt ihn und treibt ihn unablässig nach einem höhern Preise zu ringen. Die innerliche Energie, Heiterkeit und Sicherheit die er dadurch gewinnt trägt er auf jedes andere Streben und in jedes andere Lebensverhältniß über, und wie unfreundlich ihn Dies auch erfassen und wieviel es ihm auch zumuthen mag, dennoch verliert er nie die Freude an sich selbst. Es kann sich freilich das sittliche Leben erheben über die Einflüsse des Kör-

pers, aber dennoch unterliegt es leicht der Gefahr wenn der Körper schwach ist, während die Gesundheit und Kraft des Körpers es in seinen Bemühungen fördert. Es gewährt freilich die äußere Kraft erst da wahre Größe, wo sie die Kraft des Willens in sich vereinigt. Aber sie darf Dem nicht fehlen der Etwas zu gelten versteht. Der entschiedenste Wille vermag Nichts, wenn er nicht von dem äußerlichen Vermögen zu dem von ihm erwählten Werke unterstützt wird. In der äußern Kraft sind die ersten Anfänge der innern, und eine lebendige Thätigkeit, von welcher Art sie auch sein möge, durchdringt das ganze Wesen des Menschen bis in den Mittelpunkt seines geistigen Daseins. Solchen gewaltigen Einfluß schrieb Platon mit Recht der Gymnastik zu, d. h. der pädagogischen Gymnastik, welche sich von den agonistischen Uebungen der Athleten unterschied, die lediglich auf Aneignung der Leibesstärke ausgingen, und die Gesetzgeber der Griechen sahen wohl ein daß die Hellenen den gymnastischen Spielen ihre Munterkeit, Regsamkeit, Entschlossenheit verdankten. Und wohin wir blicken, wir machen die Erfahrung daß der Körperkraft und der Körpergewandtheit der Muth eigen ist, eines der wesentlichen Erfodernisse für den Mann. Und wie der Muth so ist auch das Selbstgefühl, welches die andere Frucht körperlicher Kraft und Gewandtheit ist, zur Thätigkeit erfoderlich. Nur Derjenige wagt sich an das Große welcher in seinem Herzen etwas dem Großen Verwandtes fühlt; nicht immer lockt äußerer Reiz, aber das Selbstgefühl erweckt das Pflichtgefühl, wenn Etwas ausgeführt werden soll. Es erhebt über das Ungemach, ja jemehr wir verlieren desto sicherer fühlen wir uns in dem unzerstörbaren Besitze. Ist nun aber in der bürgerlichen Gesellschaft einmal dem Manne Das was Kraft und Selbstgefühl und Muth erfodert angewiesen, hat daher immer die Menschheit kraftvoller Männer bedurft, so erfodert sie wie irgend eine unsere Zeit, um die Verwirrung zu schlichten, dem Jammer in allen Lebensverhältnissen abzuhelfen. Die pädagogische Kraft welche Platon der Gymnastik seiner Zeit zuschreibt liegt auch in der Gymnastik unserer Zeit. Auch sie fördert nicht blos die Stärke und den Muth, sondern gewährt auch die Besonnenheit ohne welche von keiner harmonischen Ausbildung die Rede sein kann. Sie erhöht nicht nur die angeborene Kraft, sondern regelt sie auch; durch die genaue Achtsamkeit auf die vorgeschriebene Ordnung wird erst die Gewandtheit erlangt welche meist die natürliche und ungeordnete Kraft überwindet. So lehrt sie achten auf Alles was in jedem Augenblick zu thun ist und jeden augenblicklichen Vortheil benutzen; sie zeigt daß nicht der ungestüme Drang zum Ziele führt, sondern Alles mit Geduld und Ausdauer vollführt sein will. Sie hält in Schranken; sie gewöhnt an Ordnung und Gesetz. So regelt sie die Leidenschaften und hilft dem Geiste die Ruhe erlangen, welche der sicherste Halt ist wenn der Muth ihn ins Gewühl der Welt getrieben hat. So kann man wol von der Gymnastik behaupten daß sie das schöne Gleichgewicht der innern Triebe hervorbringt, den wildhinausstrebenden einen Damm entgegenstellt, die schlummernden weckt, den Willen stärkt, die Stärke zum Bewußtsein bringt, überhaupt in der innern Welt des heranwachsenden Jünglings Eintracht und Harmonie schafft.

Damit haben wir aber den großen Einfluß der erneuerten Gymnastik erschöpft; was wir von der Gymnastik der Hellenen lernen können, haben wir damit in vollem Maße gewürdigt. Aber Das will noch gar wenig in den Augen des Verfassers obiger Schrift sagen, den die Begeisterung für seinen Gegenstand über alles Maß hinausgeführt hat; denn Alles was je zum Lob hellenischer Gymnastik gesagt worden ist verschwindet in ein Nichts gegen den dithyrambischen Schwung dieses Werkes. Es ist eine gekrönte Preisschrift die wir vor uns haben, sie hat also Beachtung gefunden; um destomehr erheischt sie ein näheres Eingehen.

Durch die Schuld der alten Zeiten ist, meint der Verfasser, der Bildungseinfluß des Alterthums so ganz mit dem Kirchenregiment in den höhern Schulen und auf der andern Seite der Bildungsorganismus mittels Real-, Gewerb-, Handels-, Ackerbauschule so ganz mit dem Regimente der öffentlichen Meinung gleichbedeutend geworden, daß es dringend noththut die Stimme zu erheben für die Ehrenrettung des antiken Bildungseinflusses, für seine unmittelbar wirksame Stellung im heimischen Volksleben, für seine volle freie Verwirklichung in denjenigen Lebensorganismen welche die Kraft und die Bildung, die Ehre und Macht des Vaterlandes zu erhalten, zu mehren und fortzupflanzen bestimmt sind. Dieser Bildungseinfluß beruht aber darin daß wir in dem hellenischen Alterthum den Typus der harmonischen Menschheit erblicken und die göttliche Frucht der innern Harmonie wahrnehmen. Denn erst dann wenn der Mensch den Zwiespalt zwischen seiner geistigen und sinnlichen Natur gelöst hat, wenn aus der anfänglich unfreien Natureinheit zwischen sinnlichem und geistigem Menschen eine freie selbstgeschaffene sittliche Harmonie des ganzen vollen Menschen geworden ist, ist das Ideal der Menschheit vollendet. Dieser Proceß hat an Einzelnen und an ganzen Völkern schreckliche Entartungen erzeugt; ja man kann sagen daß kein einziger Mensch, kein einziges Volk sich nach dem idealen Gange und dem einfachen Gesetze desselben stetig, ungebeugt und allseitig von der thierischen Naturzuständlichkeit bis zur reinen, freien, harmonisch vollendeten Menschheit entwickelt hat. Dem Hellenen war alles Geistige gefaßt in ein formvoll Sinnliches, gestaltete sich unmittelbar heraus zu natürlich erfüllten Erscheinungen, und war ebenso alles Sinnliche vom Geistigen durchläutert und geadelt; überall war edle Schönheit, Kraft und ruhiger Adel, nirgend eine Zerrissenheit. Aber diese Harmonie war nur eine äußerlich freie, vermittelte und mußte sich innerlich von selbst zersetzen, weil sie noch ein unfreies Naturereigniß war; das Hellenenthum löste sich in sich selbst auf indem es bis zur Stufe des innern vollständigen Bruches zwischen Natur und Geist die weltgeschichtliche Entwickelung der Menschheit fortführte, und es trat eine neue Epoche der Geschichte ein, die Epoche des Kampfes. Das Nationale wird verwischt und aufgehoben ins Allgemeinmenschliche, das Politische abgelöst von den natürlichen landschaftlichen und volklichen Bedingungen, die Religionen zersetzen sich von innen heraus und gewähren keinen Halt mehr, die Bildung wird weltbürgerlich allgemein und verflacht sich, der Geist vertieft sich in sich selbst, wir sind in die Zeit des Mittelalters eingetreten. In diesem Kampfe stehen wir noch jetzt, erst dadurch beenden wir ihn daß wir zu der Harmonie des Hellenenthums zwischen Geist und Natur zurückkehren; wie diese aber ein reines Naturproduct war und daher untergehen mußte, so muß und wird die künftige Versöhnung eine freibewußte sein, mit ihr kehrt der Mensch zurück zu der Einfalt und Unschuld des Kindes, welcher das Christenthum die Verheißung des Reiches Gottes gegeben hat. Auf der Grundlage der antiken Idee der Harmonie zwischen den natürlichen und geistigen Lebensgrundlagen muß sich die Nationalerziehung von nun an begründen.

Aber der Weg der bisher eingeschlagen ist in der Benutzung des Alterthums ist durchaus verkehrt; man hat unterrichtet in den Buchstaben der Schriftwerke, aber man hat nicht gebildet nach dem Geiste des Alterthums; wir haben, meint der Verfasser, noch gar keine Erziehung gehabt, nur einen Unterricht. Der Geist aber des Alterthums ist mit Einem Worte niedergelegt in seiner Gymnastik. Was sie sei wird uns von den Hellenen nicht mit Worten gesagt, sondern nur in der That. Die Gymnastik ist aber die freie Kunst die von der Natur dem Menschen verliehenen körperlichen Anlagen aus der Gewalt der rohen ungebändigten Naturkräfte und der blos instinktmäßigen Entwickelung zu befreien und zu veredeln, den gesammten Organismus durch stetige naturgemäße Uebung zu einem Kunsterzeugniß des eigenen freien Geistes zu vollenden und ihn dadurch den Foderungen dieses letztern zu versöhnen; somit ist sie, da alles geistige Leben im natürlichen seine unabänderliche Grundlage hat, die Bedingung des Versöhnungsprocesses.

Zunächst nun ist die am tiefsten greifende Bedeutung der

hellenischen Gymnastik die volle freie Anerkennung des menschlichen Körpers als eines schlechthin berechtigten Organismus und die Uebernahme seiner natürlichen Entwickelung in die veredelnde Hand des kunstsinnigen, freibewußten Geistes. Die Folge war daß die Gestalt des Hellenen sowol in ihrer Gesammterscheinung als in ihren Einzelheiten den Eindruck der sittlichen Freiheit und künstlerischen Schönheit auf den Beschauer ausübte. Die Nacktheit die sich auf dem Turnplatz zeigte erscheint als Sittenzucht des Leibes und der Sinne und zugleich als Befreiung des Menschen von dem Zufall äußerer Naturwechsel; in dem Sprunge bot sich eine gute Schule fürs Auge, sowie eine Zuchtmeisterin gegen Unentschlossenheit, Unsicherheit und Willensschwäche dar, und die ganze Uebung drückte dem äußern Wesen des Hellenen den Charakter des Strebenden, Leichten, Raschen auf und gab doch zugleich einen sichern Tritt, eine freie, energische Haltung und eine feste gedrungene Kraft; den hellenischen Speerwerfer bezeichnen ein fester männlicher Gang, eine edle Haltung, ein nachdrücklich entschiedenes Wesen und ein munterer, sicherer, von Wachheit aller Sinne zeugender Blick. Durch alle diese und die andern gymnastischen Uebungen wird die Kraft und das Leben und die Weihe des freien bewußten göttlichen Geistes in den Leib ausgegossen und derselbe zu einem willigen, reinen, freudigen Träger seines göttlichen Lebens neugeschaffen. Alles Scheidende, Kämpfende zwischen der sinnlichen Natur und dem göttlichen Geiste ist somit, da der leibliche Organismus durch die Kunstschöpfung der Gymnastik aus dem allgemeinen instinktlichen Naturprocesse herausgelöst und gefestigt ist, hinweggenommen; somit muß der freie Geist voll und ungebrochen ausströmen in den also vollendeten Leib als in ein reines edles Gefäß, und sich in demselben Augenblick wo die eigentliche schulmäßige Kunstschöpfung aufhört, frei und allmächtig mit seinem göttlichen Leben versenken in die innigste reinste Harmonie mit der Natur, welche nun allseitig den ganzen Menschen erfassend mit Nothwendigkeit und Unmittelbarkeit die sinnliche Kunstdarstellung wirkt. Diese zeigt sich zunächst in den Spielen, an denen die Hellenen so überreich waren und allein unter den Völkern sich bis ins späteste Greisenalter erfreuten. Auch die Spiele trugen den Charakter der Gymnastik, der Idealität, Harmonie und Kunst zur Schau, jedes Spiel war eine Kunstwelt voll tiefsten regsten Lebens, von der höchsten geistigen Bedeutung. Durch das Spiel wurde das Kind für die Schönheit erzogen und aus den Banden der Selbstsucht und Roheit befreit; so besonders durch das vielgeliebte Ballspiel. Die Volksfeste hatten die sichere Grundlage deren sie bei uns entbehren, den Halt der Religion; die äußerlich gestaltende Seele derselben aber war die Agonistik als sinnliche Kunstdarstellung, wie denn überhaupt der Hellene die Götter mit seiner Gymnastik verehrte, indem er seine endliche Natur als durchläutert vom göttlichen Geiste darstellte. Und in ähnlicher Weise, schließt der Verfasser, wird auch das Geschlecht welches eine reinere, wahrere Vorstellung von Gott besitzt ihn damit verehren daß es an sich selbst die That der Freiheit, Sittlichkeit und Schönheit vollzieht und darin derjenigen Foderung genügt welche der in ihm webende Geist vermöge seines göttlichen Ursprungs an den Menschen ewig gestellt hat; der Anfang zu jener That aber ist die Gymnastik. Die innige Verbindung zwischen Gottesverehrung und kunstdarstellerischer Gymnastik bei den Hellenen zeigt sich noch besonders bei der Todesfeier, da das Begräbniß gern mit agonistischen Spielen begangen ward.

Weiterhin finden wir selbst den Krieg veredelt durch die Gymnastik, er wurde eine wirkliche Kunst zu einer schönen, freien Darstellung der sinnlichen Staats- und Volkskraft unter der Regel der Kunst in ernstem, aber durchaus künstlerisch gymnastischem Wettkampf, und zwar durch den Einfluß der Dorer. Den gestaltenden und bewegenden Geist, den auch die schärfste Disciplin den ungymnastischen Heeren nur äußerlich und momentan mittels der Furcht einzuhauchen vermag, brachte von selbst die Gymnastik mit sich, also daß jeder Hellene im Durchschnitt Anführer sein konnte und hierzu gewählt wurde; dabei nöthigte der ganze Organismus jeden Kämpfer zum willigsten Gehorchenden und machte ihn zugleich zum Befehlenden. Im Kampfe selbst herrschte das ruhigste strengste Maß, jede ausbrechende wilde Kampfwuth ward als Zeichen der Barbarenheere verachtet und wurde streng bestraft; der Kampf war ein Kunstagon zu reiner harmonischer Darstellung des Einen Heerkörpers, worin es weder auf Vernichtung des Gegners noch auf Beute, noch auf sonst irgend eine selbstische Befriedigung abgesehen war, sondern rein nur auf die bloße Siegesentscheidung als auf das nothwendige Mittel jener Kunstdarstellung. Galt so der Krieg als ein Wettkampf, so war's natürlich daß sich Alles auf den Krieg freute und wie zu einem heitern Festspiele schmückte.

Die gymnastische Erziehung ist Eins mit der ästhetischen. Der Anfang zu derselben muß das freie Bewußtsein über die Harmonie zwischen Geist und Natur sein. Weil dies freie Bewußtsein dem Hellenen fehlte, weil seine innere Harmonie nicht vollständig hervorgegangen war aus innerm Bruche und durch Vermittelung des Geistes, sondern als Gabe des Himmels ihm inwohnte, so war, weil alles Unbewußte im Menschen zur Lösung kommen muß, der antike Standpunkt unzulässig; somit zerfiel die gymnastische Bildungsweise im Lauf der Zeit und ging auseinander in die Gegensätze des roh-sinnlichen Materialismus und der kämpfenden innern Vergeistigung, und da erst fing die Athletik an zu blühen, der es allein auf Entfaltung der Kraft ankam. Diese fällt zusammen mit der Auflösung des Hellenenthums, während die Gymnastik Eins ist mit der Blüte. Da die letztere das geistige Volksthum mit den natürlichen örtlichen Grundlagen des Daseins versöhnt, so ist darin der Grund der Ausbildung des einzelnen Gemeindelebens zu idealer Höhe, Fülle und Kraft zu suchen. Diese reichgegliederten kraftvollen Staatsorganismen traten nun im Vollgefühl ihres edeln Bürgerlebens in den lebendigsten Wettkampf, sodaß wir überall Streben nach freier Kunstdarstellung der einzelnen Volkscharaktere, aber keine gemein-sinnlichen Volksinteressen erblicken.

So prägt sich denn nun auch das Princip der Gymnastik in allen staatlichen Verhältnissen und in der Erziehung zu denselben aus. Die Gemeinden schon in ihrem strengen Gepräge entsprachen der Bildung des einzelnen Menschen, der aus der allgemeinen Naturzuständlichkeit zu einem charaktervollen Individuum herausgelöst ist. Der Staat beruht hauptsächlich auf der Erziehung, seine öffentliche Erziehung ist ein Erzeugniß der Gymnastik. Darin liegt denn natürlich daß der oberste Grundsatz der hellenischen Erziehung ist: den Menschen zum Menschen zu bilden, jede Kraft und Anlage rede um ihrer selbst willen nach dem natürlichen begrifflichen Gesetz und Maß zu entwickeln, daß die Tauglichmachung für eine besondere den Menschen einseitig machende, ihn zum Knechte seiner gemeinen Selbstsucht herabziehende Berufsweise geradezu im Gegensatz gegen die Erziehung gefaßt wird. Auf Grund dieses Princips und dieser Erziehung gilt das Leben um seiner selbst willen allein als ein wahres Leben, das Nichtsthun als die Schwester der Freiheit. In der Erziehung aber mußte allein das Gesetz innerer freier Entwickelung herrschen, und nur die Zeiten wo Herrschen und Gehorchen, Freiheit und Nothwendigkeit, Kraft und Maß als feindliche Gegensätze gelten, können dies Gesetz in der antiken Erziehung verkennen und die gymnastische Zucht als unmenschlich hart verschreien. Die Freiheit von äußern Lebensgrundlagen, einfache Selbstgenügsamkeit, Charakterfestigkeit, männlich-fester Unabhängigkeitssinn sollten gewonnen werden; die sogenannten athletischen Uebungen waren ausgeschlossen.

Zucht und Sittlichkeit waltete in dem Verhältniß der Geschlechter zueinander, zwischen Alt und Jung; Charakterwahrheit und freie Schönheit sprach sich aus in der Behandlung selbst des einfachen Gewandes. Aus der Gymnastik erblühte die Blume der wahren Liebe, die in Platon's „Gastmahl" so

treffend entwickelt wird und deren Charakter so oft verkannt ist. Gleichen Charakter wie die Gymnastik hatte auch die Musik; mit ihren klaren, streng-sittlichen und doch heitern und lichten Melodien war sie durchaus gymnastisch, das Alterthum faßte das Sittliche in der Musik unendlich bestimmter als wir und fühlte ihren erzieherischen Charakter deutlich heraus. Mit ihr fiel die Orchestik zusammen und auf der geistigen Seite hatte sie eine Gefährtin an der Poesie. In dem Epigramm, dem Räthsel, der Gnome liegt besonders das Gymnastische, und gerade diese Art der Poesie war allgemein beliebt; das Sammeln und Insichverhalten reicher geistiger Thätigkeit und das plötzliche scharfe Entladen der ganzen Gedankenfülle in kurzem Wort entspricht der gymnastischen Uebung. Der Vortrag wurde von selbst zum Liede; Orakel, Gesetze nahmen den plastischen Charakter, den Charakter der Gymnastik an. Als höchste idealste Vollendung der gesammten musischen Bildung galt die Philosophie, auf welche die Gymnastik wesentlichen Einfluß gehabt hat. Der Geist von früh an zu selbstschöpferischem Erfassen und Bilden angeregt gelangt zur Selbsterkenntniß und Selbstbestimmung, der einzigen Quelle aller übrigen Erkenntniß, und darin liegt auch der Anfang und die stete Kraft der wahren Philosophie. Daher die ungemein hohe Stellung welche der Gymnastik von den alten Philosophen angewiesen wurde, und die Begründung der wahren Philosophie unter den Dorern, den eigentlichen Begründern auch der Gymnastik. Durch die Gymnastik erhielt die hellenische Philosophie ihren erziehenden Charakter; aus dieser Wurzel stammte der kräftige und doch frische heitere Sittenernst des gymnastischen Dorers. Die ältesten Gedichte, Orakel, Gesetzgeber, Sittensprüche, die Sieben Weisen sind Anfänge und einzelne Gestaltungen dieser erzieherischen Philosophie. Und die gleiche volkskräftige Lebensunmittelbarkeit zeigt sich in dem durchaus dichterischen Gewande, dessen sich die Philosophie erst nach und nach entwöhnt. Ueberall behauptete diese Philosophie ihre Beziehung zum sittlichen und staatlichen Leben.

Die hellenische Erziehung als auf gymnastischer Grundlage erwachsen hielt alle einseitig-geistige Thätigkeit fern; den bloßen Unterricht mit der eigentlichen Gelehrsamkeit kennt sie nicht, der Unterricht ist nur Nebensache; Lehrer in unserer Weise waren in der streng-gymnastischen Zeit unbekannt; der spätere reinwissenschaftliche Unterricht fiel außerhalb der eigentlichen Volkserziehung und wurde meist Sklaven überlassen. Alle Lebensgeister sollten durch die ästhetische Erziehung geweckt und befähigt werden. Als die Lebensverhältnisse ein weiteres Vorgehen im wissenschaftlichen Unterricht herbeiführten, zeigt sich noch der unmittelbar aufs Leben treibende Einfluß der gymnastischen Bildung; man warf sich hauptsächlich auf solche wissenschaftliche Gebiete welche mit dem Leben selbst aufs fruchtbarste verwoben und unmittelbar volksthümliche Behandlungsweise zuließen und foderten, so auf die Staatskunst, Beredtsamkeit; auch mußten alle solche wissenschaftliche Bestrebungen in volksthümlichem Lehrgewand auftreten, die dialogische Unterrichtsweise hat ganz den agonistischen Anstrich.

Der Einfluß der Gymnastik auf Kunst und Religion war unberechenbar. Das ganze Leben war ein Kunstwerk und eine Schöpferin zur Kunst; die ästhetische Erziehung weckt den echten Künstlertrieb im Menschen und ist in sich selbst eine Nöthigung zur Kunst. Sie befreit ferner den Sinnenmenschen aus seiner thierischen Naturzuständlichkeit, und während sie ihn sinnlich erst zu seiner natürlichen Blüte vollendet, hebt sie ihn empor zum reinen Ausdrucke des Göttlichen im Menschen, und wiederum weckt sie den Geistesmenschen aus den Träumen der Natur zu freiem Bewußtsein und führt ihn durch Weckung der wahren Bewußtheit zur liebevollen Anerkennung der Natur als Grundlage seines menschlichen Wesens und zum Werke der innern Versöhnung mit sich. Aber immerhin ist der endliche und vergängliche Leib dem Geiste ein beschränkter Träger; der Mensch fühlt den Gott in sich, er strebt nach einem höhern, über die Sinnennatur hinausliegenden Erscheinungsausdruck, die Sehnsucht nach Gott ist der Quell und Inhalt der Religion. Mit dieser Sehnsucht erneut sich die göttliche Kraft seines eigenen Geistes, er fühlt sich als Mittler zwischen Gott und der Erscheinungswelt, die er zur Göttlichkeit verklären soll. Diese Vermittelung wird vollzogen durch die Liebe, in der der Geist zum Geiste sich wendet. Daher die geschlechtslose Liebe der Hellenen. Aus ihr gebiert sich die Welt des Schönen und der Kunst. Hier zeigt sich die Bedeutung der Gymnastik auf ihrer idealsten Höhe. In der Kunst allein versöhnt sich der Mensch voll und rein mit seiner göttlichen Lebensbestimmung und die Bande der Sinnlichkeit lösen sich. Die hellenische Kunst weiß Nichts von der gemeinen nüchternen Zweckdienlichkeit. Schon an den Geräthen des häuslichen Lebens und namentlich des religiösen Dienstes bewundern wir die runden, geschlungenen, vollen, lebendigen Formen, Alles trägt die reine Schönheit und Lebensfülle des Menschenkörpers an sich. Die Baukunst führt uns ein echtes Bild des geistigen Wesens der Hellenen vor; die hellenische Säule steht da als ein gewaltiger Turner mit Manneskraft und doch mühelos die lastende Masse emporhaltend, an jedem Punkte strebt und lebt der glänzende Marmor, die Verhältnisse wurden vom Menschenkörper genommen. Die Malerei mußte bei dem Streben nach gymnastischer Nacktheit erst spät aufkommen und war reliefmäßig. Die Bildnerei ist die eigentlich antike Kunst, sie löst die Menschen vom stofflich starren Grunde und rundet ihn zu voller Erscheinung. Die ideale Kunstschönheit des gymnastisch-gebildeten Menschenkörpers wurde auch das allein wahre Gefäß der ewigen Gottheit, die ursprünglich rohen Naturgottheiten sind vermenschlicht und veredelt, die hellenische Religion war ganz und gar Kunstreligion.

So sehen wir denn überall die ästhetische Erziehung wirksam, bis das Hellenenthum sich im Christenthum auflöst und damit der Kampf zwischen Natur und Geist beginnt, den nun bewußt zu entscheiden die Aufgabe ist.

Dies ist der wesentliche Inhalt des Werks. Die Darstellung hat zwar ihre Mängel, sie leidet an einer unerfreulichen Breite, sowol im Ganzen — indem bei jedem Abschnitt und Unterabschnitt der Verfasser, um recht eindringlich zu demonstriren, die Begründung der zur Sprache kommenden Sätze wieder und wieder von den äußersten Endpunkten an beginnt und so, statt sein eigenes Werk zu einem architektonischen Muster zu gestalten, wozu sein Gegenstand ihn einlud, den Zusammenhang zerreißt — als im Einzelnen, z. B.: „Was ist die ästhetische Versöhnung des Leibes? Treten wir vor eine antike Marmorstatue, so haben wir da zunächst nur eben einen todten behauenen Steinblock, dessen Stoff und stoffliche Beschaffenheit unserm betrachtenden Geiste unmittelbar völlig fremd und gleichgültig, ja vermöge der trägen Schwere, der todten Starrheit, der beschränkten Endlichkeit und Nichtigkeit geradezu ein Entgegengesetztes, Feindseliges und Unverträgliches ist; nun hat aber der Künstler, indem er diesen Block behauen, sein eigen warmes edles Kunstherz in ihn ausgegossen, hat ihn durchquollen, geformt und durchgeistigt, daß das unendliche göttliche Leben der ewigen reinen Idee an ihm strahlenreich aufblitzt, hat seine träge Schwere, seine todte Starrheit verzehrt in diesem Leben der Idee, daß dieser nichteigentliche beschränkte Stoff allüberall hinausweist auf die Unsterblichkeit, Wesenhaftigkeit und Freiheit des allebendigen göttlichen Geistes, hat ihn ganz untergetaucht in die Weihe der Idee, hat einen Gott aus ihm geschaffen." Auch ist die Terminologie öfters gesucht und erinnert sehr an die Redeweise der Krause'schen Philosophie; namentlich häuft und schafft der Verfasser Wortcompositionen, z. B. grundsmäßig; verpersönlichen; Verpersönlichung; verselbständigen; die unbewußt veräußernde und vergegenständlichende Selbstanschauung des Menschen; grundswesentlich; wesensinnig; südländerischheiß; das Anahnen; sich zur Erscheinung verflößen; gesundet werden; Heyne suchte mit der Fackel der Wissenschaft den alten gehäuften Schulstaub von dem Alterthume wegzubrennen u. s. w.

Doch übersieht man gern diese Mängel über der unver-

kennbaren Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand; man sieht den tiefsittlichen Ernst mit dem die Schrift abgefaßt ist, und fühlt sich doppelt angenehm dadurch erquickt in einer Zeit wo die Halbheit sich so breitmacht. Und doch muß man auch gegen eine unbedingte Billigung des Inhalts Einsprache thun. Allerdings zeigt sich ein fleißiges Studium der hierhergehörigen Schriften alter und neuerer Zeit, der Verfasser hat aber manche Einseitigkeiten nicht überwunden. So schließt er sich unbedingt an Otfried Müller an; dieser treffliche Forscher war aber in den letzten Jahren selbst von seiner einseitigen Bewunderung der Dorer als der reinsten Repräsentanten des Hellenenthums zurückgekommen. Wie läßt sich von den Spartanern, von den Dorern überhaupt sagen daß sie eine allseitige Entwickelung der menschlichen Kräfte erstrebt haben? Wie unbedeutend würde der Einfluß des griechischen Volks in der geschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechts gewesen sein, hätte der dorische Name den Vorrang behauptet? Woher sollte die Begeisterung für hellenische Wissenschaft und Kunst kommen, hätte nicht Athen die Hegemonie in Hellas ansichgerissen? Die nicht wegzuleugnende Einseitigkeit in der Bildung der Spartaner führt zu der Folgerung: daß nicht die Gymnastik allein der Grund der harmonischen Entwickelung der Hellenen war, nicht allein die Ursache daß die Hellenen uns als ganze Menschen erscheinen. Die allseitige Bildung begegnet uns vielmehr im ionischen Stamm, und vorzugsweise bei den Athenern, und es traten da mehre Factoren zusammen, die klimatischen, localen, geschichtlichen Verhältnisse, welche dies günstige Ergebniß herbeiführten. Ueberdem ist es unrichtig die hellenische Gymnastik auf die Dorer als Begründer zurückzuführen. Schon im Homerischen Epos erscheint sie in voller Blüte; jeder Stamm treibt da seine Gymnastik, sie ist ein mit der Lebensweise der Heroen verwachsenes und nothwendiges Element, dessen der freie Mensch nicht entbehren, ohne welches er seine Ehre und Männlichkeit nicht vertreten kann; Wettlauf, Sprung, Diskoswurf, Speerwurf, Ringkampf, Faustkampf u. s. w. sind Homer wohlbekannt. So pflanzte sich die Gymnastik in den folgenden Zeiten fort und entfaltete ihre größte Blüte seit den Perserkriegen. Sie war nun schon als unentbehrliches Bildungsmittel der Jugend von den Gesetzgebern anerkannt, die größte technische Ausbildung eingetreten, und eigentliche Lehrer der Gymnastik machten sich bekannt. Allerdings ragen die Hellenen des Peloponnes unter den Siegern in den Festspielen hervor, der Grund liegt aber darin daß durch die strenge Gewöhnung an Ausdauer, durch die ernste Abhärtung des Körpers, durch die Beschränkung auf gewisse Uebungen der Spartiate einen natürlichen Vorrang gewann. Eine allseitige Entwickelung der Körperkräfte, eine allseitige Aufnahme der üblichen Kampfweisen finden wir dagegen in Athen; die trefflichsten Lehrer der Gymnastik waren Athener; das eristische Abwägen aller geistigen und körperlichen Kräfte fand in keinem Staate in so stetigem Gleise statt wie in Athen. Als treffliche Turner galten auch die Böotier, durch ihre gymnastische Gewandtheit siegten sie bei Leuktra über die Spartaner, und doch war ihr bäuerisches Wesen verschrien, denn bei ihren gymnastischen Bestrebungen beobachteten sie zu wenig die Bildung des Geistes. Die Gymnastik hat also nicht alles das Große hervorgerufen was uns die hellenische Welt in so strahlendem Lichte erscheinen läßt, sondern der dem Volke innewohnende Schönheitssinn, der im Verein mit andern Bedingungen auch die Gymnastik weckte. Daß diese dann in die Erziehung aufgenommen auf die Anschauung und Bethätigung in den mannichfachen Lebensverhältnissen wieder einwirkte, ist natürlich. Jenes Schönheitsgefühl hat in den örtlichen Verhältnissen seine Grundlage, wie wir die unbewußten Aeußerungen desselben ja noch heute bei den Südländern bewundern, denen durch die verschiedensten geschichtlichen Entwickelungen allerdings die Möglichkeit einer der hellenischen ähnlichen harmonischen Entwickelung genommen ist.

Damit soll aber der Werth der Gymnastik keineswegs geschmälert, keineswegs behauptet werden daß was wir jetzt von Turnerei haben schon für die Erziehung genügend sei. Ebenso soll keineswegs der Werth der ästhetischen Bildung in Frage gestellt werden; Das wird nach Schiller's Auseinandersetzung heutzutage keinem denkenden Pädagogen mehr in den Sinn kommen. Aber man spanne auch die Erwartungen nicht zu hoch. Man bedenke daß die Natur dem Menschen in seinen Bestrebungen zu Hülfe kommen oder ihm wenigstens nicht im Wege stehen muß. Man erziehe und bilde soviel als möglich: in der unendlichen Mehrheit des Volks in unsern nördlichen Ländern wird bei den ungünstigen klimatischen Verhältnissen das Schönheitsgefühl niemals erwachen. Dazu kommen die socialen und geschichtlichen Verhältnisse. Wir sind allerdings halbe Menschen und wir sollen ganze Menschen werden. Aber können wir das Gebot erfüllen? Die Entwickelung des Ganzen hat die Individuen schwer getroffen. „Der innere Bund der menschlichen Natur", sagt Schiller, „ist durch die nothwendige schärfere Scheidung der Wissenschaften, durch das verwickeltere Uhrwerk der Staaten, durch die strengere Absonderung der Stände zerrissen; ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt bildet sich der Mensch nur als Bruchstück aus." Die Cultur hat der neuern Menschheit diese Wunde geschlagen, aber dieser Weg der Cultur kann nicht wieder rückgängiggemacht werden. Bei der unendlichen intensiven und extensiven Erweiterung der Objecte der Erkenntniß läßt der Geist sich nicht mehr willkürlich in bestimmte Grenzen einschränken. Wir Einzelnen bleiben so im Irrthum stecken, das Ganze gelangt dadurch erst zur Wahrheit. Wir vermögen nicht mehr die vollstimmige Menschennatur in uns zu entwickeln, wir können nichts Ganzes mehr werden, es bleibt uns, die wir doch in der Einseitigkeit uns nicht wohl fühlen, immer die Sehnsucht nach einem Ganzen empfinden, Nichts übrig als, wie der Dichter sagt, als dienendes Glied an ein Ganzes uns anzuschließen, einen Theil unsers Wesens um so kräftiger zu entfalten, und damit einem Vereine von Individuen beizutreten welcher die aufgegebene Totalität der Einzelnen an sich selbst wiederherzustellen sucht. Zu der freien Entfaltung unserer Persönlichkeit im hellenischen Sinne läßt uns auch die Noth des Tags nicht kommen. Wir sind keine aristokratische Partei wie die Hellenen, wir haben keine Sklaven mehr die für uns die unabweisbaren Geschäfte verrichten, wir haben die Arbeit der Sklaven mitzubesorgen. Wie wir auch des materiellen Zwanges der Naturgesetze uns zu entledigen bemüht sein mögen, wir werden doch nicht zu der Harmonie zwischen Geist und Sinnlichkeit zurückkehren können deren die Griechen sich erfreuten. Halten wir trotzdem an der Wahrheit fest: daß der Mensch nur da ganz Mensch ist wo er spielt und zwar mit der Schönheit spielt, so dürfen wir nicht in die Einseitigkeit verfallen als ob es mit der Gymnastik allein gethan sei; die ästhetische Erziehung benutzt sie auch, aber neben ihr Alles was zur Bildung des Schönheitsgefühls beiträgt.

Der Einfluß der Gymnastik auf die Sittlichkeit ist von der größten Bedeutung. Der Verfasser hat aber die neben der gymnastischen herlaufende sogenannte musische Bildung zu wenig berücksichtigt. Da der antike Staat in anderer Weise als der heutige die Bürger in seinen Dienst genommen, so foderte er mehr was wir politische Charakterbildung nennen als Unterricht in Kenntnissen. Aber die unmittelbar geistigen Bildungsmittel wurden keineswegs hintangesetzt, und aus der Solonischen Gesetzgebung erkennen wir deutlich daß dieser weise Mann nicht der Gymnastik auf Kosten eines edlern Gutes hold war. Und wie können wir anstehen die Frucht der athenischen Erziehung, die Humanität, wie sie sich selbst in der Stellung der Sklaven ausspricht, der Frucht spartanischer Erziehung, der Stellung der Spartiaten zu den Heloten, vorzuziehen? Um die Pflege der Wissenschaften bekümmerte sich der Staat so gut wie gar nicht; was nicht von der Wissenschaft im öffentlichen Leben unmittelbar brauchbar war, lag außerhalb des Gesichtskreises des Staats, Nichts wurde auf die Speculation an sich gegeben.

Aber dennoch war die Wissenschaft da, die Hellenen sind sogar ihre Väter und Meister; die reine Wissenschaft wagte nur nicht öffentlich aufzutreten, sie blieb Geheimkunde. Der größte Lobredner der Gymnastik, Platon, ist der reinen Wissenschaft nicht abhold; „Alles zu wissen", sagt er im „Laches", „ist das Beste".

Die Wissenschaft fand keine Pflege von Seiten des hellenischen Freistaats, und dennoch blühte sie; man pflag der Wissenschaft um ihrer selbst willen, und brachte wirklich Großes hervor. Vor diesem reinwissenschaftlichen Sinne muß man mehr Respect haben als vor der utilitarischen Richtung des Römers, und ihn zu wecken in der Jugend, sie zu lehren in allen Dingen dem letzten Grunde nachzugehen, den Weg dazu ihr zu weisen, Das ist die Aufgabe welche sich unsere gelehrten Schulen gestellt haben. Wenn des deutschen Volks Aufgabe ist, wie der Verfasser sagt, der Träger der nach-antiken europäischen Menschheitsentwickelung zu sein, so muß es dazu auch würdig sein und auf dem Gebiete des Geistes rüstig voranschreiten, und seine Jugend muß es gerade an wissenschaftliches Denken gewöhnen; es darf aber nicht dem Rathe des Verfassers folgen, sich mit Dem was es nun besitzt vorläufig zu begnügen, seine Jugend in ein paar lebenden Sprachen zu unterweisen, und dann als commis-voyageurs der weltberühmten deutsch-europäischen Cultur nach allen Himmelsgegenden auszusenden. Nein! so dürfen wir nicht an unserer Jugend sündigen, wir müssen unsere Kinder nicht wie der Krämer seinen Lehrling zu den niedrigsten Handtierungen bei schmaler Kost misbrauchen, sondern als Väter für sie sorgen, ihnen eine gute Nahrung geben, — und das Beste ist eben gut genug für die Jugend. Als diese beste geistige Nahrung hat man nun seit dem Reformationszeitalter den Unterricht in den classischen Sprachen angesehen; in materieller Hinsicht hat man nichts Besseres zu geben gewußt, in formeller ist man in neuerer Zeit sogar soweit gegangen den classischen Sprachunterricht für einen vollkommenen Ersatz für den vorbereitenden philosophischen Unterricht zu halten. Das Studium der classischen Sprachen gilt also, wie wir dem Verfasser zur Beruhigung sagen können, als Mittel zum Zweck; daß nebenbei Etwas von den Sprachen mitgelernt wird, läßt sich nun nicht vermeiden und ist ja kein großes Unglück. Der Verfasser möchte es freilich gern anders, er will den Geist des hellenischen Alterthums von der Jugend erfaßt wissen, ohne daß sie durch die Grammatik die Sprache, durch die Sprache die Denkmäler des Alterthums kennenlerne; Das ist aber schwer einzurichten. Der Verfasser geberdet sich überhaupt als grimmiger Feind der Grammatik und Kritik, er möge aber sich erinnern wie Lessing Denen nach Hause leuchtet welche ohne Grammatik den Geist der Alten wie ein handgreifliches Object erfassen wollen, und sich hüten der Kritik künftighin solche Blößen darzubieten wie er in dem Abrisse der Geschichte der Philologie, der diesem Buche vorausgeschickt ist, so viele darbietet, wie denn Das was von dem Verhältniß der Philologie zur Kirche, von der holländischen, englischen Philologie, von dem Werthe der Kritik gesagt ist, meistens unrichtig ist. Doch diese Versehen, die den eigentlichen Inhalt des Buchs wenig angehen, dem Verfasser vorzuwerfen soll unsere Sache nicht sein; wir ersuchen ihn vielmehr die versprochene Ergänzung zu dieser Schrift folgen zu lassen. 20.

Feldmarschall Graf Radetzki, sein kriegerisches Leben und seine Feldzüge vom Jahre 1784—1850. Von F. J. A. Schneidawind. Augsburg, Schmid. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Wem an einer ziemlich ausführlichen Beschreibung der östreichischen Feldzüge gegen die Türken von 1788—90, und gegen die Franzosen von 1793—1815 gelegen ist, Der möge die ersten 347 Seiten des obengenannten Buches nachlesen. Auf diesen enggedruckten 347 Großoctavseiten erfahren wir auch Einiges über den Grafen Radetzki, von seiner Geburt bis zu seinem 82. Lebensjahre, und zwar soviel als bequem auf drei bis vier Seiten Raum hat; es beschränkt sich auf Folgendes.

Joseph Graf Radetzki de Radetz wurde im Jahre 1766 zu Trzebenitz im klattauer Kreise des Königreichs Böhmen geboren. Ueber seine Familienverhältnisse und jüngern Jahre ist dem Verfasser Nichts bekannt, „nur soviel erinnert er sich einmal dunkel gehört zu haben daß sich bei Radetzki schon frühzeitig die Neigung zum Kriegerstande geoffenbart habe". Er trat am 1. August 1784 in das k. k. Kürassierregiment Caramelli, ward am 3. Februar 1787 zum Unterlieutenant und am 11. November desselben Jahres zum Oberlieutenant befördert. In letzterer Eigenschaft zog er 1788 gegen die Türken in den Krieg; der Eröffnung dieses Feldzugs wohnte er in der Hauptarmee bei und wurde von dem Feldmarschall Lacy als Ordonnanzoffizier verwandt. Auch den 1789 und 1790 gegen die Türken erneuerten Feldzügen wohnte Radetzki bei. Obwol Schneidawind offen gesteht Nichts von den Thaten des jungen Lieutenants zu wissen, so behauptet er doch, „ohne Gewagtes aufzustellen", daß Radetzki in jener Zeit „vielversprechende Beweise ausgezeichneten Wohlverhaltens und kommenden Ruhms" gegeben habe. (Andere Historiker mögen hieraus lernen, wie „Erinnerungen an dunkel Gehörtes" und Behauptungen „ohne Gewagtes aufzustellen" Das was man nicht weiß sehr wohl ersetzen können.)

Nach beendigtem Türkenkriege blieben die kaiserlichen Truppen in ihren Friedensstationen bis der Kampf gegen Frankreich ausbrach. Das Regiment bei welchem Radetzki stand wohnte dem unglücklichen Anfange dieses Kriegs nicht mit bei und rückte erst 1793 bei der östreichischen Armee ein, welche der Feldmarschall Prinz Josias von Koburg am Niederrhein befehligte. In den Jahren 1793 und 1794 stand Radetzki in derselben unter Koburg's, im Jahre 1795 unter Clerfayt's Oberbefehl. Am 9. August 1794 wurde er zum zweiten Rittmeister in seinem Regimente befördert. Auch bis zu diesem Zeitpunkte hat die Geschichte noch nichts Bemerkenswerthes von seinen Kriegsthaten aufgezeichnet, was bei seiner subalternen Stellung ganz natürlich ist und keiner Entschuldigung bedarf, wenn man nicht so unbillig sein will zu verlangen daß große Generale schon in den Windeln Beweise ihres Heldenmuths geben sollen. Schneidawind kann sich indeß bei diesem geschichtlichen Schweigen nicht beruhigen, und wenn er auch zugibt daß Radetzki's Name in den Jahren 1793—95 noch „verschwand", so kann er doch nicht unterlassen sich über dieses Verschwinden durch eigene Conjectur und fremdes Dichterwort zu trösten: „Uebrigens war Radetzki bei jeder Gelegenheit der brave Harnischreiter; allein es ging ihm wie dem Wachtmeister in Wallenstein's Lager: seine Verdienste, die blieben im Stillen."

Als der General Beaulieu am 17. März 1796 den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in Italien erhielt, nahm er den Grafen Radetzki als Adjutanten mit sich dahin; dieser hatte an dem Gefecht von Voltri theil und wurde in der von Beaulieu darüber eingereichten Relation rühmend erwähnt. Bald darauf schied Radetzki aus seinem Wirkungskreise als Generaladjutant und aus seinem Dienste in der Cavalerie; er wurde nämlich am 29. Mai 1796 zum Major in dem neuerrichteten Pionniercorps befördert. In den italienischen Feldzügen von 1797 nahm er thätigen Antheil an der Befestigung von Gradisca und an dem Baue der Verschanzungen am Isonzo. Als nach dem Frieden von Campo-Formio die Feindseligkeiten aufs neue ausbrachen, wurde Radetzki wieder in Italien verwandt; er wurde Generaladjutant des Generals Melas, welcher ihn sowol wegen seines Charakters als seiner militairischen Kenntnisse schätzte. Er focht in den Schlachten an der Trebbia, bei Novi und Genola zu vorzüglicher Zufriedenheit des Generals Melas, welcher in seinen Berichten das günstigste Urtheil über die „besondere Bravour, Entschlossenheit und rastlose Thätigkeit" Radetzki's aussprach und ihm eine wesentliche Mitwirkung zur Erlangung der Siege zuschrieb. Nun avancirte er zum Oberstlieutenant und bald darauf zum Oberst. (Hier sind

wir bis zur 112. Seite von Schneidawind's Buch gelangt, ohne aus dieser Masse bedruckter Blätter eine große Menge aufführungswerther Nachrichten über Radetzki's Leben entnehmen zu können.)

Im Jahre 1800 wurde Radetzki zur östreichischen Armee in Deutschland versetzt und focht in der Schlacht bei Hohenlinden mit; 1801 erhielt er das Ritterkreuz des militairischen Maria-Theresia-Ordens. Als im März desselben Jahres der Abmarsch der Franzosen aus den östreichischen Erbstaaten erfolgt war, kam Oberst Radetzki mit seinem Regimente nach Oedenburg in Garnison und blieb während der Friedensjahre 1801—5 fortwährend daselbst. Um Nichts zu übergehen, wollen wir hier nachtragen daß Radetzki sich im Jahre 1797 mit einer Gräfin von Strassoldo-Grafenberg vermählt hat, und daß aus dieser Ehe eine Tochter und ein Sohn, welcher Stabsoffizier in der östreichischen Armee ist, leben. Am 1. September 1805 wurde er zum Generalmajor befördert und als Brigadier zur Armee nach Italien versetzt. Aus dem damaligen für Oestreich unglücklichen Kriege ist in Betreff Radetzki's Nichts von besonderer Wichtigkeit zu sagen; er wurde nach dem Abschlusse des Presburger Friedens zum Brigadier in Wien ernannt, wo er einige Friedensjahre genoß. Bei dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten im Jahre 1809 war Graf Radetzki bei dem fünften Armeecorps, welches nach Baiern aufbrach und dessen Vortrab er führte. Schneidawind erzählt uns Mancherlei aus diesem Kriege, z. B. wird das Treffen bei Ebersberg genau beschrieben, wir erfahren was der Corporal Tiller den wiener Freiwilligen zugerufen, wie der Hauptmann Kral die Truppen ermahnt hat, daß ein gewisser Baunmiller verwundet, aber durch einen Braven fortgeschleppt und gerettet wurde; jedoch von Radetzki nichts Wesentliches. An der Schlacht bei Aspern hat derselbe nicht theilgenommen. Am 1. Juni 1809 wurde er zum Feldmarschallieutenant befördert und zum vierten Armeecorps versetzt. Dann kam die Schlacht bei Wagram; der Beschreibung derselben widmet Schneidawind 40 Seiten, etwa 15 Zeilen kommen davon auf Radetzki's Thaten, welcher wiederum die „rühmlichsten Beweise seines Eifers und seiner militairischen Talente“ abgelegt hat. Hierauf wurde er zum Commandeur des Maria-Theresia-Ordens ernannt. An den geendigten Krieg reihten sich die Friedensjahre 1810, 1811 und 1812; zu dieser Zeit befand sich Radetzki als wirklicher Hofkriegsrath und Chef des Generalquartiermeisterstabs in Wien; in dieser Eigenschaft sorgte er für die Ausbildung der Generalstabsoffiziere, betrieb die Militairlandesbeschreibung und veranlaßte unter seiner Oberleitung die Zusammenstellung der Kriegsereignisse der letzten Feldzüge.

Im Jahre 1813 wurde Radetzki zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt, welche sich unter den Befehlen des Fürsten Schwarzenberg in Böhmen aufstellte. In dieser neuen Sphäre machte er den „sogenannten“ Freiheitskrieg mit. „So denkwürdig die Ereignisse dieses Kriegs sind“, schreibt Schneidawind, „so können wir demselben doch nur im Allgemeinen folgen, weil Radetzki als Chef des Generalstabs zwar bei allen Ereignissen ein kräftiges Wort im Kriegsrath und bei Abfassung der Dispositionen u. s. w. hatte, allein nicht selbsthandelnd an der Spitze der Truppen auftreten konnte.“ Doch glaubt der Verfasser „nicht wortkarg, nicht thatenarm bei der Erzählung“ sein zu dürfen, und füllt hierauf 50—60 Seiten mit Beschreibung des „sogenannten“ Freiheitskriegs. Dabei kommen hin und wieder einige Zeilen vor in denen von Radetzki die Rede ist; wir lesen hier wiederum den Abdruck von Zeugnissen welche „sein umsichtsvolles Benehmen, seine unermüdete Thätigkeit und ausgezeichnete Tapferkeit“ bekunden. Wir zweifeln keineswegs daß diese Zeugnisse durch rühmenswerthe Thaten vollkommen begründet sind, vermissen jedoch ungern die ausführliche Beschreibung dieser Thaten; auch hier scheint über Schneidawind der Unstern zu walten der ihn treibt über alles Andere weit mehr als nöthig ist zu sprechen, in Betreff seines Helden aber nur die oberflächlichsten Dinge mitzutheilen.

Als die Oestreicher im Jahre 1814 aus Frankreich heimkehrten, wurde Radetzki zum Truppeninspector in Ungarn ernannt. Dann finden wir ihn bei den neuen Rüstungen welche die verbündeten Mächte gegen Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba unternahmen, wieder als Chef des Generalstabs der Armee, mit welcher abermals Fürst Schwarzenberg in Frankreich eindringen sollte. Nach Beendigung dieses Feldzugs kehrte Radetzki reich mit Orden geschmückt und mit dem Titel eines k. k. Geheimraths belohnt in sein Vaterland zurück. Er kam als Divisionair nach Oedenburg, und 1818 in gleicher Eigenschaft nach Ofen. Im Jahre 1829 wurde er zum General der Cavalerie befördert und blieb als General ad latus in Ofen, bis er in demselben Jahre zum Festungscommandanten in Olmütz ernannt wurde. Um jene Zeit sollte er pensionnirt werden; allein Kaiser Franz verwarf diesen Antrag, und Radetzki blieb in Activität. Im Jahre 1831 wurde er zur k. k. Armee nach Italien versetzt, welche dort eben eine Insurrection unterdrückt hatte. Als am 23. November 1831 der commandirende General im Lombardisch-venetianischen Königreiche Frimont als Hofkriegsrathspräsident nach Wien berufen worden, erhielt Radetzki unter demselben Datum seine Ernennung zum commandirenden General in Italien. In diesem wichtigen Wirkungskreise erwarb er sich sowol in administrativer Hinsicht als durch taktische Vervollkommnung der ihm untergebenen Truppen bedeutende Verdienste, welche der Kaiser dadurch anerkannte daß er ihn im Jahre 1836 zum Feldmarschall erhob. Von da ab bis zum Ausbruche der Revolution im Jahre 1848 berichtet Schneidawind Nichts weiter über Radetzki als die Ordensverleihungen welche ihm von Sardinien, Parma, Lucca, Rußland u. s. w. geworden sind.

Diese Notizen über Radetzki haben wir aus Schneidawind's Buche gewonnen; wir können versichern daß uns Dies nicht viel weniger Mühe gemacht hat als wenn wir ein Dutzend Stecknadeln aus einem Fuder Heu hätten hervorsuchen müssen. Unsere Schuld ist es nicht wenn die Ausbeute so äußerst dürftig ist; auch wollen wir glauben daß Schneidawind wegen dieser Dürftigkeit kein Vorwurf trifft, denn wir trauen ihm zu daß er sich möglichst angestrengt hat um über Radetzki's Schicksale und Thaten bis zum Jahre 1848 recht viel Interessantes und Charakteristisches zu ermitteln. Daß ihm Dies so auffallend mislungen ist, mag durch die Unmöglichkeit eine genauere Kenntniß zu erlangen entschuldigt werden. Dagegen läßt es sich durchaus nicht entschuldigen daß Schneidawind 350 Seiten mit Dingen angefüllt hat von denen mehr als neun Zehntel entweder gar nicht in näherer Beziehung zu Radetzki stehen oder in denen er keine hervortretende Wirksamkeit geäußert hat. Dies ist nicht anders als wenn man um die Sehenswürdigkeiten einer Stadt ganz kurz aufzuzählen die Geographie sämmtlicher Erdtheile weitschweifig abhandelte. So Etwas nennt man mit einem gelinden Ausdrucke ungeschickte und überflüssige Buchmacherei. Der Verfasser sagt in seinem Vorworte: „Möchte ein neuer Plutarch, meine Forschungen benutzend, mit geschickter Hand den Gegenstand beschreiben dem ich diese Forschungen geweiht habe.“ Meint Schneidawind damit was er über Radetzki erforscht hat, so fürchten wir daß selbst ein Plutarch nichts Erkleckliches daraus machen könnte; meint er die von ihm gelieferte Beschreibung der östreichischen Feldzüge von 1788—90 gegen die Türken und später gegen die Franzosen, so müssen wir bedauern ihm auch dafür kein Verdienst anrechnen zu können; diese Ereignisse sind bereits weit interessanter, gediegener, geschmackvoller und aus höherm geschichtlichen Standpunkte beschrieben als Schneidawind im Stande ist sie darzustellen.

Was nun die zweite, d. h. die kleinere Hälfte der Schrift anlangt, so enthält dieselbe allerdings solche Thatsachen bei denen der Feldmarschall Radetzki stark in den Vordergrund tritt; nämlich die Vertreibung der Oestreicher aus Mailand, den Angriff des Königs von Sardinien auf die Lombardei, dessen Besiegung durch Radetzki und die Wiedereinnahme von Mailand und Be-

nedig. Das ist ein thatenreiches Gebiet, etwas Neues haben wir jedoch in der von dem Verfasser gelieferten Beschreibung dieser Begebenheiten nicht gefunden; es ist die Wiederholung Dessen was noch frisch im Andenken Aller ist die in den letzten Jahren die Zeitungen mit einiger Aufmerksamkeit gelesen haben. Und zwar sind es ganz vorzüglich die augsburger „Allgemeine Zeitung", die „Münchner politische Zeitung" und östreichische Journale welche der Verfasser neben einigen gleichzeitigen Schriften benutzt hat. In Betreff der persönlichen Erscheinung Radetzki's, seines Benehmens gegen die Soldaten und seiner Eigenthümlichkeiten im vertraulichen Umgange hat der Verfasser die betreffenden Stellen aus Hackländer's bekannter Schrift mitgetheilt; da auch diese Blätter einen längern Auszug aus derselben gebracht haben, so müssen wir uns enthalten nochmals darauf zurückzukommen.

Es unterliegt keinem Zweifel daß Radetzki würdig ist einen Ehrenplatz in der östreichischen Geschichte einzunehmen; darum ist zu wünschen daß sein Streben und seine Thaten der Nachwelt von einem Schriftsteller überliefert werden der das Talent und die Mittel besitzt ein vollständiges und in allen Zügen treues Lebensbild des berühmten Feldherrn aufzustellen. Von selbst versteht es sich daß man zu solchem Zwecke dem Publicum nicht holperige Prosa mit dazwischen geklemmten Verschen statt kraftvoller und schöner Sprache, ein trockenes Register zerfahrener Einzelheiten statt einer abgerundeten Darstellung des wirklich Bemerkenswerthen, unterthänige Lobpreisungen statt eines unparteiischen Urtheils darbieten darf, und alle unnützen Beimischungen vermeiden muß, wenn man nicht als ein handwerksmäßiger und langweilender Vielschreiber erscheinen will.

29.

Die moderne italienische Literatur.

I.

Vielleicht über keine andere Literatur als eben über die italienische hört man so viele absprechende Urtheile; Einer spricht es blindlings dem Andern nach daß der Becher der Poesie Italiens ausgegossen und nur die trübe Hefe zurückgeblieben sei. Man soll keinen Todten eingraben bevor er nicht den Geruch der Verwesung vonsichgibt; und man darf es nicht jedem kritischen Arzte auf das Wort glauben daß hier oder dort kein Leben mehr zuckt. Der Schreiber dieser Zeilen gesteht reuig sein Vorurtheil gegen die italienischen Poeten ein, was ihm durch Literargeschichten und andere wegwerfende Berichte gleichsam eingeimpft wurde, und er hält es für eine literarische Pflicht nach seinem besten Vermögen manchen ungläubigen Thomas zu bekehren. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht eine Nachlese auf einem reichen Acker zu machen, und er hat manche Garbe zusammengebracht die auf der Tenne mehr gilt als das leere Stroh anderer Literaturen, die nachgerade eine Modelecture geworden sind.

„Habent sua fata libelli!" Dies ist ein Ausspruch dessen durchschlagende Wahrheit sich in allen Zeiten herausgestellt hat. Es gibt Bücher die für immer vergessen liegen, während andere, deren Werth pygmäenhaft gegen den Inhalt jener erscheinen würde, in zwanzig Auflagen und noch mehr verbreitet werden. Wie es mit einzelnen Producten geschieht, so verhält es sich mit der Literatur von Millionen die durch eine glückliche Verkettung der Umstände sozusagen das Weißbrot des Publicums geworden ist. Wir möchten um dieser Worte willen wahrlich nicht für Widersacher der die Welt beherrschenden französischen Literatur genommen werden; denn wir wollen nicht unter Jene geworfen werden welche diese geistige Suprematie einzig und allein der Mode zuschreiben. Wir sind vielmehr der Meinung daß sie ein Resultat der Kraft der Franzosen ist, die jederzeit schlagfertig auf dem Kampfplatze standen und unermüdlich nach allen Richtungen sich als rasche und tüchtige Streiter zeigten. Das waren wol die Deutschen auch: doch mit dem Unterschiede daß sie in einer schwerfälligen Rüstung steckten, in der sie sich nicht rührig gebahren konnten, weil der äußere Apparat die eingeborene Kraft erdrückte.

Was kennen wir von der italienischen Literatur um ein Recht zu haben uns schnell über sie hinwegzusetzen? Wenn wir das fast schon verwitterte Urtheil über Dante, Tasso, Ariosto und Petrarca aufrechterhalten, glauben wir Alles erledigt zu haben; und unsere Bewunderung vor diesen Dichtergrößen hat zugleich die geheime Tapetenthüre der Verachtung über alle Blüten welche die neue Zeit auf dem italienischen Boden hervortrieb. Doch wir kennen noch nothdürftig „I promessi sposi" von Manzoni, und wir haben uns selbst herabgelassen eine mühselige Uebersetzung der „Margherita Pusterla" von Cesare Cantu zu besorgen, die eine wahre Verständigung gegen das Original ist. Nun sind wir aber auch fertig: und Das sind die Unterlagen auf die wir unsere wegwerfende Kritik begründen. Warum hat man nicht dieselbe bereitwillige Eile an eine Uebersetzung des „Niccolò de' Lapi" von Massimo d'Azeglio gewendet, und warum hat man es unterlassen den Deutschen die Romane von Guevazzi, Grossi und Andern in leckern Uebertragungen zuzumitteln? Der Werth dieser Bücher hätte jedenfalls die Mühe der Arbeit verlohnt, und wir würden vielleicht nicht mehr sagen daß die Italiener nur Marodeurs auf dem Felde der Literatur seien. Man muß jeder Nation gerecht zu werden suchen, und man muß nicht nach einer leidigen Gewohnheit der Lecture ein kritisches Urtheil in die Literargeschichten einregistriren das in der Folge als Unkenntniß und Ungerechtigkeit verdammt werden dürfte. Da es nun einmal in Deutschland Stil geworden ist daß man sich den geistigen Vorrath für den eigenen Haushalt aus der Fremde besorgt, und später um Gotteswillen auch den einheimischen Producten das kümmerlichste Lebensrecht zugesteht, so wäre es nach unserm Dafürhalten weit ersprießlicher, wenn man auf die künstlerisch-harmonischen und moralisch-keuschen Producte eines Dichters, wie zum Beispiel Massimo d'Azeglio ist, ein gleiches Augenmerk werfen würde wie auf Alexander Dumas, der ihm an Gehalte weit nachsteht, was wir trotzdem daß wir dem Franzosen ein bedeutendes Talent in der Schürzung einer interessanten Handlung und einen elastisch sprühenden Geist für die brillante Ausschmückung zugestehen, mit der vollsten Ueberzeugung aussprechen müssen. Wir werden diesen Ausspruch im Verlaufe unserer kritischen Erörterung näher und tiefer begründen und begnügen uns vorläufig mit der Hinweisung auf eine bedeutende Künstlerkraft, die außer den Grenzen ihrer Heimat fast unbeachtet ist.

In einem Lande das selbst wie ein Stück göttlicher Poesie auf der Erde liegt, können auch nie und nimmer die Poeten aussterben. Der Himmel macht die Poeten, und nicht eine gelehrte Schule; die Poesie ist ein dauerndes Erbtheil einzelner Nationen; stürbe sie auch in dem Norden aus oder würde sie von den materiellen Interessen in den Bettlerwinkel gedrängt, so bliebe sie doch noch immer in Spanien und Italien; und könnte sie auch hier nicht mehr Wurzel greifen, so bliebe der Araber der letzte Poet, wenn auch seine Lieder nicht auf Velin und mit Goldschnitt verlegt und von Journalen ausposaunt würden. Man legt es den modernen Poeten in Italien gleichsam zur Last daß sie nicht wie ihre Vorgänger rühmlichen Andenkens an den Höfen ihrer Fürsten mit glänzendem Gepränge empfangen würden. Warum nimmt man nicht lieber an daß die Bewunderung für die Poesie erkaltet ist, und warum deducirt man aus diesem letztern Umstande eine ungerechte Beschuldigung gegen Jene? Wenn heutzutage keine Dichterkrönungen mehr vorkommen, darf man deshalb nicht annehmen daß es auch keine Dichter mehr gibt. Welcher Hof würde es heutzutage wagen einen Poeten wie Dante Alighieri, einen geschworenen Feind der päpstlichen Gewalt gastlich aufzunehmen; heutzutage verhilft man den Poeten auf eine andere Weise zum Ruhme, man steckt sie in Kerker und macht sie zu unfreiwilligen Märtyrern. Das ist der Unterschied zwischen Heute und Damals; und wir wagen es geradehin zu behaupten daß

die klingenden Sonette des gekrönten Petrarca weit hinter den genialen Dichtungen manches neuern italienischen Poeten stehen, auf den vielleicht allerorten gefahndet wird.

Wer ein gutes Buch über Italien und dessen geistige Gebahrung lesen will, Der nehme Mariotti's „Italien" zur Hand; er wird freilich auch darin nur einen geringen Aufschluß über die neuern Poeten finden, Dies aber vielleicht nur deshalb weil hier die Eifersüchtelei dem Verfasser in den Nacken schlug, der mit seinem Lobe gegen die Zeitgenossen geizig zurückhielt, während er es seinen Vorfahren mit den verschwenderischsten Händen hinwarf. Wir führen es aber immerhin als eine literarische Quelle auf, aus der man eben nicht eine Geringschätzung für das fremde Verdienst schöpfen können wird, und verweisen zugleich auf die ergiebigen Forschungen mancher deutschen Gelehrten die durch verdienstliche Arbeiten das Urtheil der Welt den künstlerischen Producten des jetzigen Italiens gerechtmachen wollten.

Wer schnell den Ruhm der Leute dahinhaben will, Der muß die Anschlagtafel seines Verdienstes den Hunden an die Schwänze binden und sie durch die Straßen jagen. Willst du es wie die Nachtviole hinter dem Dornbusch machen, so wird dich höchstens der Morgenthau heimsuchen; die Pfingstrosen aber die sich stets an den Fenstern zeigen wissen von sich reden zu machen. Man könnte ein höchst erbauliches Buch von dem menschlichen Ruhme schreiben, und es würde sich Mancher dann nicht mehr darüber verwundern wie es ein gewaltiger Genius nicht zur dürftigen Anerkennung bringen konnte, und wie man der Talentlosigkeit unterwürfig die Schleppe trug. Da würde wieder Deutschland die traurigsten Capitel dazu liefern, das freilich die Buchdruckerkunst erfunden hat, doch für seine eigenen Kinder den geringsten Gebrauch davon macht. Wir entfernen uns aber von unserm eigentlichen Gegenstande und entkräften gleichsam diese letzten Worte, indem wir einer fremden Literatur das Wort reden, und wenn auch nicht eben unter uns einbürgern, doch zu einer verdienten Geltung bringen wollen. Wir haben dabei einen Nebenzweck: denn wir werden von einer Literatur reden die so innigfest mit ihrer Heimat verwebt und verflochten ist wie vielleicht keine andere Literatur, und wir wollen also durch ihr Lob den deutschen Schriftstellern einen Spiegel vorhalten wie sie sich verhalten müssen daß sie jederzeit und durch das kleinste künstlerische Product nicht die Grenzlinien des Charakters der Nation verlassen der sie angehören; daß sie nicht hierhin und dorthin, einem blinden Nachahmungstriebe zuliebe, und nach den verbrauchtesten Mitteln greifen, und daß sie aus den Quellen ja die Eimer füllen sollen die im eigenen Lande springen. Wie wollt ihr daß euch euer Volk in Freude und Leid anhänge, wenn ihr euch wie Gaukler geberdet die sich nach jeder Sitte richten; und wie wollt ihr daß euer Volk eure Sprache verstehe, wenn ihr ihm von Dingen erzählet die geradezu gegen seinen Charakter verstoßen? Wir lieben Alles, nur nicht unsere Heimat; wir hören es geduldig an wenn man sie beschimpft, und wir vergessen uns nur zu oft so sündhaft daß wir sie mit eigener Zunge lästern. Das werdet ihr von den Italienern nie hören: ihre ganze Literatur ist ein rauschender Lobpsalm auf das Vaterland. So haben es die Alten getrieben, so treiben es auch die Jungen. 75.

Die handschriftliche Originalerzählung über das Schicksal Romeo's und Julia's.

In den Archiven Veronas befindet sich noch jetzt die von einem Zeitgenossen niedergeschriebene Originalerzählung der Liebe Romeo's und Julia's. Es wird nicht uninteressant sein dieselbe ihrem Inhalte nach hier mitzutheilen.

Es wird zunächst nach der Einleitung der damaligen Verhältnisse im Allgemeinen der berühmte Ball beschrieben den Messer Antonio Capuleti gab. Der junge Montague, von einer schönen Dame eingeladen, trat ein und tanzte mit derselben einige Touren (alcune giravolte), verließ sie indeß bald um Giulietta zu suchen, die in diesem Augenblicke mit einem Andern tanzte. Sobald Giulietta die Hand Romeo's in der ihrigen fühlte, sagte sie zu ihm: „Gesegnet sei Euer Kommen!" Und Romeo ihre Hand noch fester drückend fragte: „Woher diese Segnung, meine Signora? (che benedizione è questa, signora mia?)." Sie aber entgegnete lächelnd darauf: „Erstaunet nicht, mein Signor, wenn ich Euer Kommen segne; der Signor Marcurio mit dem ich tanzte hat mich ganz zu Eis gemacht und Ihr habt mich Eurerseits erwärmt (e voi per vostra cortesia siete venuto a riscaldarmi)." In der That hatte dieser Marcurio, der wegen seines guten Aussehens und zuvorkommenden Wesens beliebt war, mitunter Hände die kälter denn Eis waren. „Bei diesen Worten", erzählt der Chronist, „war Romeo ganz nahe bei mir (a queste parole Romeo s'aggiunse a me) und ich hörte wie er entgegnete: «Ich bin zu glücklich Euch diesen Dienst haben erweisen zu können.» So endete der Ball und Giulietta konnte nur noch hinzufügen: «Ach! Ich gehöre schon mehr Euch als mir selbst (oime, io sono più vostra che mia!)»."

Der ehrenwerthe Chronist, den die beiden jungen Leute „mit dem Elbogen stießen" als sie sich trennten, fährt in demselben naiven und einfachen Stile fort: „Nun kam es daß Romeo eines Nachts in eine gewisse Straße gegangen war, wo er gewöhnlich hinging um Giulietta zu sehen (deren Fenster auf diese Straße ging) und sich dort durch ein Niesen oder anderes Geräusch zu erkennen gab, also daß Giulietta alsbald das Fenster öffnete; sie überzeugten sich Beide bei dem klaren Mondschein daß sie es waren und grüßten sich höflich; dann sprachen sie vertraulich von ihrer Liebe und kamen schließlich überein daß Romeo sie heirathen solle und daß Dies durch den Dienst und in Gegenwart des Bruders Leonardo von Reggio vom Orden der Minoriten San-Francesco's, den Romeo aufsuchen und ihm Alles erzählen müsse, vorsichgehen solle. Der genannte Bruder war Meister der Theologie, ein großer Philosoph und sehr erfahren in der Magie. Er war Beichtvater der Mutter Giulietta's und hatte viel in deren Haus zu thun, nicht blos in dem Haus der andern Capuleti, sondern auch der Montague und war der Beichtvater des größern Theils der Stadt."

Nach langem Zögern verspricht Leonardo sich zu einer geheimen Vermählung herzugeben, um dadurch die Versöhnung der beiden feindlichen Familien herzustellen und Veronas Glück also zu begründen. Uebrigens kannte Leonardo die gleiche Absicht des Signor Bartolomeo della Scala, dessen Bemühungen es auch bereits dahin gebracht hatten daß man sich gegenseitig grüßte und daß die Jüngern den Aeltern gern weichen wollten.

Um das Werk gehörig auszuführen sollte das Osterfest benutzt werden. „Zu dieser Zeit wird gebeichtet. Giulietta begab sich also mit ihrer Mutter in die Kirche San-Francesco in der Cidatelle, und trat nach den Angaben des Fra Leonardo zuerst ein; der Minoritenpater, der alsbald das Gitter niederließ, vermählte sie nun mit Romeo, der bereits vorher auf der andern Seite in dem Beichtstuhle Platz genommen hatte." Zwei oder drei Nächte darauf ward die Ehe vollzogen, Dank einer alten Dienerin des Hauses (d'una scaltrita vecchia di casa), die den Gemahl zu seiner Frau führte. Indeß rechnete man auf das Wort Fra Leonardo's, der, gestützt auf die Autorität des Signor Bartolomeo della Scala, bei den Verwandten vermitteln und von ihnen die Genehmigung des Geschehenen erlangen sollte. Treu seinem Versprechen hatte der Mönch bereits die Zeit bestimmt wo er seine Mittel in Bewegung setzen wollte, als der unglückselige Vorfall am Thore Borsari die Hoffnung die beiden Familien zu versöhnen scheitern ließ. Dort, nicht weit vom Triumphbogen des Kaisers Gallienus, reizte Tybalt Romeo dergestalt daß dieser nicht ausweichen konnte, sondern den Bruder Giulietta's mit einem Degenstoß durch den Hals (d'una stoccata nella gola) tödtete und nach Mantua floh, „um dort noch in der Nähe seiner Heißgeliebten zu sein

und sich des Fra Leonardo als Mittel bedienen zu können sich mit ihr zu vernehmen". Währenddem ging man bei den Capuleti damit um Giulietta zu vermählen. Erschreckt suchte diese unter dem Vorwande der Andacht Trost im Beichtstuhle. Nachdem sie einige Zeit zusammen überlegt, kam man überein daß der Mönch Giulietta ein gewisses Pulver schicken solle das Kraft habe einzuschläfern, sodaß man todt aussähe, wenn es in Wasser oder sonst einer Flüssigkeit genommen würde; und daß das junge Mädchen, wenn es einmal in dem Familienbegräbniß das sich in der Kirche befände beerdigt worden, des Nachts aus dem Grabe geholt und mit Hülfe einer Verkleidung zu Romeo, den man durch einen Boten davon benachrichtigen müsse, gesandt werden solle.

Alles ging der Verabredung gemäß vor sich, nur daß bevor die Nachricht des Mönchs an Romeo gelangt war dieser durch ein Gerücht den Tod Giulietta's vernahm. Nur von einem Diener begleitet verließ Romeo eiligst Mantua und kam mit Thorschluß nach Verona an demselben Abende an dem Giulietta begraben worden war. „So finster auch die Nacht war, begab sich doch Romeo, ohne weiter die Stadt zu betreten, mit seinem Diener in die Kirche San-Francesco, wo er wußte daß man seine Heißgeliebte begraben hatte, und begann, nachdem er ihr Grabmal geöffnet hatte, sehr reichliche und sehr bittere Thränen über den geliebten Körper zu vergießen. Dann, besiegt von seinem Schmerze und entschlossen nicht länger zu leben, tödtete er sich in ihrer Nähe mit Gift, das er zu diesem Zwecke bei sich trug." Man kann sich die Verzweiflung und den Schreck des guten Mönches denken als dieser zu Giulietta kam um sie aus dem Grabmale zu befreien, und Romeo todt, dessen Diener ohnmächtig fand. „Als die Stunde gekommen war, hatte das Pulver seine Wirkung gethan (la polvere fornita la sua virtù), Giulietta erwachte und war sehr erstaunt als sie Romeo bei sich sah; aber als sie vom Diener und vom Bruder Mönch erfahren hatte was vorsichgegangen war, empfand sie einen sehr heftigen Schmerz, so heftig daß sie den Geist aufgab und ohne ein Wort sagen zu können todt blieb an der Brust ihres Romeo. Als die Geschichte am Morgen in der Stadt bekannt wurde, begab sich der Signor Bartolomeo della Scala in die Kirche, begleitet von einer Menge Edelleute, sah sie mit großem Interesse und Beileid und ließ sich die ganze Geschichte genau von Fra Leonardo und dem Diener erzählen. Dann befahl er daß den unglücklichen Liebenden ein prächtiges Leichenbegängniß bereitet werde, bei dem die Capuleti und Montague zugegen waren; in der Folge wurden die Körper der beiden Gatten von neuem in das Grabmal gelegt und ich habe dieses Grabmal selbst oftmals seitdem besucht." 13.

Notizen.

Neuer Roman von Mistreß Norton.

Dieser Roman nennt sich „Stuart of Dunleath; a story of modern times" (3 Bde., London 1851), und erzählt mit dem wohlbekannten, der Verfasserin eigenen, tiefgreifenden Pathos eine trübe, traurige Geschichte, angeblich ein Ereigniß neuerer Zeit. Die Heldin, Eleanor, stammt aus der zweiten Ehe ihrer Mutter, welche den Sohn aus erster Ehe, einen kaltherzigen, orthodoxen, mit Einem Worte, abscheulichen Menschen hoch über die Tochter setzt. Eleanor's Vater stirbt als er im Begriffe steht von Indien nach England zurückzukehren, hinterläßt dem noch kleinen Mädchen ein beträchtliches Vermögen und hat ihr seinen Secretair, Stuart von Dunleath, zum Vormund und Vermögensverwalter bestellt. Dieser Stuart, ein verarmter Schotte, leitet die Erziehung des Kindes. Vernachlässigt von allen ihren Verwandten sieht Eleanor in ihm den Einzigen der sich um sie kümmert, glaubt von ihm geliebt zu werden und erwidert diese Liebe. So reift sie zur Jungfrau. Da offenbart es sich daß Stuart, um das ehemalige Besitzthum seiner Familie in Schottland zurückkaufen zu können, mit Eleanor's Vermögen speculirt, es verloren und sie an den Bettelstab gebracht. Er verschwindet und die Sage macht ihn zum Selbstmörder. Von allen Seiten verlassen reicht Eleanor einem jungen, nach ihrer Person lüsternen Wüstling, einem Sir Stephen Penrhyn, die Hand und wird Mutter zweier Knaben, die beide ertrinken. Gleichzeitig erfährt sie die Untreue ihres Gatten und kehrt Stuart aus Amerika zurück, wo das Glück ihn so begünstigt hat daß er Eleanor's Vermögen ersetzt, welches aber in Ermangelung eines Heirathsvertrags ihrem Gatten zufällt, ihm neue Mittel zu neuen Ausschweifungen bietet und dadurch Eleanor nach unglücklicher macht. Gehalten von dem Glauben daß Stuart sie liebe, und durch das Benehmen ihres Gatten aufs äußerste gereizt verläßt sie sein Haus, klagt auf Scheidung und wird mit ihrer Klage abgewiesen. Verleumdet in ihrem Rufe und verstoßen von der Welt bleibt der Tod ihr Ausweg; aber auch diesen soll sie erst finden nachdem Stuart eine Andere gefreit und sie in der Vermuthung seiner Liebe eine Täuschung erkannt hat. 5.

Philosophes et comédiennes.

Unter dem sonderbaren Titel „Philosophes et comédiennes" hat Arsène Houssaye eine Reihe von Schöngeistern und liebenswürdigen Frauen geschildert und uns dieselben in ihren Eigenthümlichkeiten in Rede und Handlung vorgeführt. Was die Franzosen an dem vorigen Jahrhundert so gern haben, ist seine Thorheit, die mit dem mürrischen Wesen von heute sehr im Widerspruch steht, es sind seine leichten, ungezwungenen und üppigen Sitten, die unsere unruhige und geschäftige Pruderie beneidet, ohne daß Jemand wagt Dies auszusprechen. In der Schilderung dieser eleganten Corruption französischer Schöngeister ist der Verfasser ausgezeichnet. Seine „Galérie de portraits du dix-huitième siècle" hat ihm auch bei dem vorliegenden Buche als Vorbild gedient. Man weiß indeß eigentlich nicht recht was Platon neben Fräulein von Livry und Fräulein Gaussin will; der Verfasser wirft dem weisen Schüler des Sokrates vor niemals verliebt gewesen zu sein und vergessen zu haben „daß Juno, um zu verführen, den Gürtel der Venus genommen habe". Gleichwol sind die zwei Bände eine mannichfaltige, phantastische aber amusante Plauderei. Der Stil, wennschon mitunter zu gesucht, erinnert an jenen Kammerdiener, der von einem Offizier der französischen Garden, der in der Schlacht von Fontenay tödtlich verwundet worden war, schrieb: „Er ist als guter Christ und bei seiner Chocolade gestorben." Namentlich verdienen Erwähnung seine „Etude sur la maison de Scarron", die „Epopée carnavalesque de Jacques Callot", der „Conte philosophique" u. s. w. In der rührenden Geschichte von Raoul und Gabrielle (durch Uhland's Ballade bekannt) fragt der Verfasser: ob der Sire de Fayel, als er seiner Frau das Herz des Castellan de Coucy zu essen gab, zugleich grausam und roh gewesen wäre, oder blos das Eine. „Grausam, ja", sagt der Verfasser „roh, nein; denn statt das Herz Raoul's seiner Frau zum Essen zu geben, konnte er es selbst essen. Der Sire de Fayel ging bei seiner Rache delicat zu Werke." Das Buch ist jedenfalls als gutes Mittel gegen die Langweile zu empfehlen.

Zur spanischen Revolutionsgeschichte.

Eine Hülfsquelle Zumalacarregui's war es besonders, die es ihm ermöglichte den ungleichen Kampf gegen die übermächtigen Christinos siegreich zu bestehen. Es war dies die Bevölkerung Navarras, wo der Bürgerkrieg damals am meisten spielte; jeder Bewohner war ein Spion und ein Bote gegen die Christinos. In allen Dörfern gab es eine förmliche Rekrutirung von Sendboten; Jeder mußte abreisen, wenn die Reihe an ihn kam um eine Depesche zu befördern. Diese wurden mit einer erstaunlichen Schnelligkeit von Dorf zu Dorf nach oder aus dem karlistischen Lager geschafft. Zumalacarregui war

immer bei Zeiten von allen Bewegungen des Feindes unterrichtet und er war sicher daß die Befehle welche er weiter zu befördern hatte zur rechten Zeit und richtig an ihr Ziel gelangten. Es ist kein Fall vorgekommen daß ein einziger dieser freiwilligen Boten zum Verräther geworden wäre. Ein Beispiel mag zeigen bis zu welchem Grade ihm die insurgirten Provinzen gehorchten. Zumalacarregui erließ ein Circular an die Ortsobrigkeiten, in welchem er bei Todesstrafe verbot den Christinos ein schriftliches oder mündliches Zeichen zu geben. Jeder der dieses Circular in die Hände bekam war gehalten es zu unterzeichnen, um die von ihm übernommene Verantwortlichkeit dadurch zu bestätigen. Und dieses Circular ging durch alle von den Christinos besetzten Dörfer; es kam sogar bis nach Oberaragonien und von da bedeckt mit Unterschriften zurück an Zumalacarregui. Kein Einziger hatte angestanden die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen die ihn verderben konnte, und Niemand fand sich der die Unterzeichner verrathen hätte. 2.

Bibliographie.

Arming, F. W., Stefan Fadinger. Historisches Gemälde aus der Zeit des obderennsischen Bauernkrieges. Vier Bände. Leipzig, Thomas. 16. 2 Thlr.

Arx, A. v., Der Tag bei Laupen. Ein historisches Schauspiel in fünf Akten. Bern. 8. 18 Ngr.

Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Hertz. 8. 16 Ngr.

Boguslawski, W. v., Ueber deutsche Colonisation in Mexico. Ein Bericht an den Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation. Berlin, Hempel. Gr. 8. 15 Ngr.

Bordeaux und die Weine der Gironde. Aus dem Französischen. Herausgegeben von C. G. Allhusen. Leipzig, Matthes. 8. 5 Ngr.

Breier, E., Wien und Rom. Sittenroman aus der Zeit Kaiser Josef II. Vier Bände. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Büdinger, M., Ueber Gerbert's wissenschaftliche und politische Stellung. Habilitationsschrift. 1ste Abtheilung. Kassel, Krieger. Gr. 8. 10 Ngr.

Byam, G., Wanderungen durch südamerikanische Republiken. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. 8. 22½ Ngr.

Clemens, A., Goethe's Aristokratismus. Ein psychologischer Versuch. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 5 Ngr.

Deffner, A., Vorträge über Philosophie für gebildete Laien, mit besonderm Hinblick auf die modernen Systeme. Stuttgart, Metzler. 8. 20 Ngr.

Delitzsch, F., Das Hohelied untersucht und ausgelegt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Friedrich, J. B., Die Realien in der Iliade und Odyssee. Erlangen, Enke. Lex.-8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Friedrichsehre. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk, zugleich ein poetischer Supplementband zu den Geschichtswerken über Friedrich den Einzigen. Herausgegeben von C. G. A. Hensel. Mit 1 Stahlstich: Denkmal Friedrich II. in Berlin. Posen, Merzbach. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Fröhlich, A. E., Trostlieder. Zürich, Schultheß. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Görwitz, H., Idiosomnambulismus oder natürlich-magnetischer Schlaf Richard's, fünfjährigen Sohnes des Superintendenten Dr. Görwitz im Großherzogthum Sachsen Weimar, dargestellt nach protocollgemäßen ärztlichen Niederschriften und versehen mit erklärenden, auf den neuesten Beobachtungen der Wissenschaft beruhenden Erläuterungen von Richard's Bruder. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Herrlein, A. v., Die Sagen des Spessarts. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 12. 27 Ngr.

Hirschel, B., Die Homöopathie und ihre Bekenner. Ein Mahnungsruf am Denkmal Hahnemann's. Dessau, Katz. Gr. 8. 9 Ngr.

Kehrein, J., Proben der deutschen Poesie und Prosa vom 4. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Erster Theil. [4. bis 15. Jahrhundert.] Gothische, altdeutsche, altsächsische, mittelhochdeutsche Proben im Originale und in neuhochdeutscher Uebersetzung, zugleich mit sprachlichen Anmerkungen versehen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Jena, Mauke. Lex.-8. 22½ Ngr.

Klose, C. L., Leben Karl August's, Fürsten von Hardenberg, Königl. Preuß. Staatskanzlers. Nebst einem Bildnisse des Fürsten und einem Facsimile der Handschrift desselben. Halle, Anton. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Skizzen aus Natur- und Völkerleben. Zwei Theile. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 3 Thlr.

Köppen, F. v., Die Schlacht bei Schleswig am ersten Ostertage 1848. Ein vaterländisches Gedicht. Breslau, Korn. 8. 12 Ngr.

Mayer, G. K., Commentar über die Briefe des Apostels Johannes. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Psychologische Meditationen. Von L. v. H. Breslau, Gosohorsky. 1852. 8. 7½ Ngr.

Moleschott, J., Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren. Ein Handbuch für Naturforscher, Landwirthe und Aerzte. Erlangen, Enke. Lex.-8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Müller, J. F. C., Einige Predigten. Coburg, Riemann. Gr. 8. 12 Ngr.

Nathusius, Maria, Die Kammerjungfer. Eine Stadtgeschichte. Halle, Mühlmann. 8. 9 Ngr.

Reigebaur, J. F., Die Süd-Slaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Richter, L., Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Deutschland. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tschabuschnigg, Neue Gedichte. Wien, Pfautsch u. Voß. 16. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Brauner, R., Nicht der alte Glaube, sondern das menschliche Wesen ist der feste Grund der Sittlichkeit. Rede, gehalten am 3. August 1851 zu Berlin. Berlin, Seelhaar. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein österreichischer Commentar zu der russischen Darstellung des ungarischen Revolutionskrieges. Zugleich ein Supplement zu dem Werke: „Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen" 1849. Pesth, Geibel. Lex.-8. 10 Ngr.

Forstner, A. Freih. v., Deutschland, Preußen und die constitutionelle Verfassung. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Union, wenigstens unter den Protestanten, nach der Lehre jener neuen Kirche, welche Johannes unter dem Bilde eines neuen Jerusalems vorhergesagt und Emanuel von Swedenborg der erhaltenen Erleuchtung gemäß näher beschrieben hat. Ein Wort an die geistlichen und weltlichen Mitglieder der Consistorien rc. und an alle gebildete Christen; von einem Mitgliede der neuen Kirche, zum Behufe der freien Vereinigung auf einerlei Hauptlehre. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 4 Ngr.

Von Jerusalem nach Bethlehem. Offenes Sendschreiben an die Hochgeb. Frau Ida Gräfin Hahn-Hahn zu Nutz und Frommen aller neubekehrten Katholiken herausgegeben von Irenäus Monasticus. Berlin, Decker. 8. 15 Ngr.

Zietlow, E., Das kirchliche Amt und die freie Vereinsthätigkeit. Vortrag gehalten in der Pastoral-Konferenz zu Stettin am 25. Juni 1851. Stettin, Weiß. Gr. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Conversations-Lexikon.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band. Atmosphäre — Blutgefässe.

Der zweite Band der neuen Auflage dieses bekannten Werkes ist soeben vollendet worden. Monatlich erscheinen in der Regel drei Hefte und das ganze Werk wird binnen drei Jahren vollständig geliefert sein. Es soll 15 Bände oder 120 Hefte zu 6—7 Bogen umfassen, und die Verlagshandlung garantirt ausdrücklich, daß der Umfang nicht größer wird. Das **Heft** kostet 5 Ngr. = 4 Ggr. = 18 Kr. Rh.; der **Band** (zu 8 Heften) 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. Rh., und in einer Prachtausgabe 3 Thlr. = 5 Fl. 15 Kr. Rh.

Der erste Band ist in allen Buchhandlungen einzusehen, wo auch ausführliche Ankündigungen des Werkes zu erhalten sind und fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im September 1851. **F. A. Brockhaus.**

Anzeige der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder aus der Geschichte. I. Friedrich der Große. Anekdoten und Charakterzüge. (Bisher ungedruckt.) Mit dem Facsimile der Unterschrift und eines Schlachtplans des großen Königs. II. Ueber die französische Revolution. III. Berlin im Jahre 1807. Vom Verfasser der Schrift: „Die Polen. Beitrag zur Charakteristik dieses Volkes aus den Erinnerungen eines alten Justizbeamten." 15 Sgr.

Volks-Gesellschafter. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Ausgabe für Leihbibliotheken, Lesehallen, Lesevereine und Familienkreise. Dritter Band. 22½ Sgr.

Ueber die Erziehung und den Unterricht der Blinden. Von **J. F. Hientzsch**, Director der Königl. Blinden-Anstalt zu Berlin. Zum Besten einer zu gründenden Anstalt für erwachsene Blinde. 15 Sgr.

Entwurf über die Bildung der Erde, oder: Der Erdenraum in seinem Werden, von seinem Hervorgehen bis zu seiner Vollendung. Von **Adolph v. Plehwe.** 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

August. Nr. 448—452.

Inhalt. Die Zwillingsbrüder. — Der Paraguay-Thee. — Der Hund. — Warum sind Dresdens Naturschönheiten unleugbar? — *Denkmal auf dem Schlachtfelde bei Breitenfeld. — *Der Abbé de l'Epée und seine ersten taubstummen Schülerinnen. — Die Brütplätze auf den Falklandsinseln, an der Küste der La Plata Staaten. — Mohammed. — Francisco Montes. — *Pou-Ki-Koua, chinesischer Kaiser. — Die Mündel der Garde. — Ueppiges Wachsthum. — Woher bekamen die Menschen zuerst Feuer? — Dedmann. — Die Art, wie sonst in Italien ein Sänger gebildet ward. — Ludwig Philipp's kugelfester Wagen. — *Die Pforte zu Donas. — *Der Orden der Tempelritter. — Kaiser Karl V. im Kloster. — *Blanchard's erste kühne Luftfahrt. — Ein seltenes Anerbieten. — *Eine Mordwanerin. — **Mannichfaltiges.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im September 1851.

F. A. Brockhaus.

Ausgewählte Bibliothek der

Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Neu erschien:

LXXVIII. LXXIX. **Petrarca's (Francesco) sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe.** Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster.** Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1851. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 120. —— 27. September 1851.

Inhalt.

Zur Geschichte Preußens.

Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Von Eduard Vehse. Erste Abtheilung: Preußen. — A. u. d. T.: Geschichte des preußischen Hofs und Adels und der preußischen Diplomatie. Erster bis sechster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Jeder Mensch macht im eigenen Leben hinlänglich die Bemerkung und es gehört unter die Gemeinplätze daß alles Streben, selbst die kräftigste und entschiedenste Verfolgung eines Plans von Zufällen abhängig ist, von kleinen, ganz unberechenbaren Umständen modificirt wird, und daß sich das ganze Leben als ein Product der wunderlichsten Factoren herausstellt. Der große Gang der Geschichte der Staaten und Völker liefert dem schärfern Blick ein sehr ähnliches Resultat der Betrachtung. Der tapfere Achill wird von dem Feigling Paris aus dem Hinterhalt erschossen, die Laune eines Weibes wirft die Brandfackel in die alte Todtenstadt der Perser u. s. w. — geringfügige Ursachen und Zufälligkeiten, bedeutende Folgen. Aber nicht nur in dieser äußerlichen Hinsicht findet die seltsamste Wechselwirkung und Wechselbestimmung statt; die Thatsachen selbst entspringen wie oft auf einem Terrain, von welchem die sozusagen pathetische und mit dem generellen Auge blickende Anschauung der Dinge sich in der Regel gar wenig träumen läßt; die Thatsachen sind wie oft die Consequenz der absonderlichsten und heterogensten Motive, und sie finden ihre wahre Erklärung erst durch die möglichst specielle Kenntniß der Umstände und Persönlichkeiten an die sie sich anknüpfen. Die gewöhnliche summarische Weltgeschichte gibt uns die historischen Individuen häufig in so allgemeinen und meist so farblosen Umrissen, daß sie mehr den Eindruck von abstracten Begriffen als den von lebendigen Existenzen machen. Ja, die ganze frühere Geschichtschreibung bestand zum großen Theil aus einer solchen generalisirenden Methode.

Erst die Neuzeit drang mehr in die Tiefen und Specialitäten des Stromes der Entwickelung ein, wobei besonders die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überhandnehmenden Memoiren wie als anregender Fingerzeig, so auch als Material dienten. Der Geist des Individualisirens, der Individualismus ist ja überhaupt der Charakter der modernen Zeiten, und die Memoirenliteratur selbst muß als aus dieser Richtung hervorgegangen angesehen werden. Der Betrachtung und Behandlung der Geschichte in Gala folgt die Betrachtung und Behandlung derselben in Négligé, und hier kommen wir ihrem wahren innern Wesen viel näher als es dort der Fall war, wo sie nur allzu oft eben Nichts that als daß sie in pomphafter Phrase und Verhüllung repräsentirte.

Bis in die neuern Zeiten ist der Absolutismus, das monarchische System, der hauptsächlichste Hebel der Ereignisse gewesen, und die geschriebene Weltgeschichte holte dabei in ähnlicher Tendenz ihr Material weniger aus dem Schoose der Völker, des Volks, als aus den Geschicken der Dynastien. Mit Einem Wort: die Dynastien haben bisher am meisten Geschichte gemacht. Wir werden also zu einer um so gründlichern Einsicht in den Gang der Ereignisse gelangen, je specieller wir uns, unter Abweisung des allzu oft irreleitenden äußern Glanzes und der äußern Erscheinung, mit den regierenden Häusern, mit ihren Persönlichkeiten, ihrem Treiben, ihrer Umgebung u. s. w. bekanntmachen. Spittler sagt in dieser Hinsicht treffend:

> Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, man hat sie aber weit weniger genutzt als wiederholt: daß Nichts sei was die Geschichte ganzer und halber Jahrhunderte und meist auch die Geschichte der wichtigsten Revolutionen aufklären könnte als ein genaues Detail des alltäglichen Lebens eines Königs. Könige und Minister haben, wie alle Menschen, ihren gewöhnlichen, mechanischen Gang, und der alltägliche mechanische Gang von Lebensart und Sitten charakterisirt jeden Menschen weit sicherer als einzelne seiner persönlichen oder historischen Apparitionen in der Geschichte oder im Publicum. Es liegen auch in diesem mechanischen, alltäglichen Haustrain bald gewisse Kräfte, bald gewisse Hindernisse, durch die unvermeidlich die ganze historische Apparition eines Mannes bestimmt wird.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erweitert sich das Gebiet Dessen was als Geschichtsquelle gelten kann ganz bedeutend, und der Forscher muß sehr froh sein,

wenn eine solche Erweiterung überhaupt auf ein reiches Material hinweist. Im Allgemeinen ist ein so specielles Eingehen auf die geschichtlichen Individuen nur etwa bis in die Zeiten der Reformation möglich; was vor dieser Epoche liegt, läßt aus Mangel an Quellen, mit Ausnahme einiger weniger oasenhafter Stellen, sozusagen nur die summarische Betrachtung zu. Ganz natürlich: mit der steigenden Cultur, oder was Dasselbe ist, mit der steigenden Entwickelung der Geschichte, mehren sich auch verhältnißmäßig die Geschichtsquellen, wie Dies schon besonders von Hegel in seiner philosophischen Geschichtsbetrachtung in geistreicher Weise dargethan worden. Wir werden daher im Ganzen genommen und unter richtiger Würdigung der Unparteilichkeit, je näher uns die Thatsachen liegen, desto mehr im Stande sein ihren individuellen Charakter zu erkennen, weil unsere Quellen über die historischen Individuen in erhöhtem Reichthum fließen.

Vehse hat es unternommen die Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation darzustellen. Eine große, umfangreiche Aufgabe, wofür ihm nicht nur der Geschichtschreiber, sondern auch Jeder der eine interessante Lecture und ungeschminkte Wahrheit liebt verbunden sein muß. Er charakterisirt seine Tendenz folgendermaßen:

Es ist Hauptabsicht gewesen die deutschen Hof- und Adelszustände soviel als möglich aus dem rechten innern Grunde und Zusammenhange, nämlich aus Charakteren und aus Staatsgründen zu erklären — durch alle die drei Perioden durch, die sich unterscheiden lassen: die erste der Reformation unmittelbar nachfolgende, noch etwas mittelalterlich barbarisch-theologische Periode — die zweite theils sehr galant-französische, theils sehr militairisch-absolute, die nach dem Dreißigjährigen und Nordischen Kriege einsetzt — und endlich durch die neueste Periode, die von der durch Friedrich den Großen und Joseph II. in Deutschland eingebürgerten Aufklärung und der Französischen Revolution her datirt.

Der Verfasser hat einen Zeitraum von zehn Jahren auf die Sammlung des Materials und auf das Studium der Quellen verwandt, um einerseits eine möglichste Vollständigkeit zu erzielen, andererseits über die vielen fables convenues, von denen selbst gelehrte Geschichtsbücher wimmeln, hinwegzukommen. Die Benutzung der Archive, soweit sie möglich war, wurde dadurch eine fruchtbringende daß er ihre Ergebnisse nicht in ihrer Vereinzelung für die betreffenden Staaten verwendet, sondern sie untereinander vergleicht und in gegenseitiger Aushülfe und Berichtigung benutzt. Deutschland selbst war bisher nicht eben reich an Männern welche, wenn sie nähere Kunde über die Vorgänge hatten, sich darüber schriftlich in Denkwürdigkeiten und ähnlichen Mittheilungen ausließen. „Die deutschen Fürsten wurden in ihren Hofhaltungen von Stummen bedient." Es gab keinen selbständigen Adel, keine Opposition u. dgl. Die Geschichtschreiber selbst lebten, besonders früher, mehr in ihren Studirstuben als in Kreisen wo sie den Gang der Ereignisse gehörig begreifen und würdigen lernen konnten. Ueber den deutschen Cabineten lagerte der Nebel dichten Geheimnisses, während andere Länder schon zu Ende des 17. Jahrhunderts einer freiern Oeffentlichkeit huldigten und während die Staatsmänner dieser Länder ihre Ansichten selbständig in Schriften niederlegten. Soviel es daher in seinen Kräften stand, forschte der Verfasser in den Ueberlieferungen ausländischer, besonders englischer, französischer und italienischer Staatsmänner und Diplomaten; ebenso zog er Reiseberichte zu Rathe und überhaupt alle Mittheilungen Solcher welche mit den deutschen Höfen in Berührung kamen und von den Personen und ihrem Treiben Wissenschaft hatten. Unter den fremden Berichterstattern selbst gibt Vehse den Engländern den Vorzug, welche ihm am meisten mit dem nöthigen Tiefblick und Freimuth ausgestattet erscheinen, da sie, wie ganz natürlich, durch ihr großes politisches Leben für die offenere und schärfere Beobachtung der Begebenheiten vorbereitet worden.

Die Geschichte der preußischen Hof- und Adelszustände beginnt den Reigen der Darstellung und die vorliegenden sechs Theile reichen bis zum Jahr 1840. Ehe wir an die weitere Auseinandersetzung gehen, müssen wir es in dieser Zeit der schroffen Gegensätze und Meinungsspaltungen als ein Verdienst hervorheben daß der Verfasser nach Kräften bemüht war eine nach allen Richtungen hin unparteiische Stellung einzunehmen, insoweit Dies überhaupt durch die Natur der menschlichen Subjectivität gestattet ist. Er zeigt sich als einen Mann dem es darum zu thun ist die Wahrheit „gewissenhaft" zu prüfen, und weder Etwas geflissentlich zu verschweigen noch geflissentlich zu bemänteln, und wenn man ihm von gewissen Seiten her sein literarisches Unternehmen selbst, die Darstellung und Enthüllung der Hof- und Adelszustände, etwa als ein revolutionnaires Gelüst auslegen sollte, so gibt er sogleich selbst die richtige Antwort auf derlei Unterbreitungen. Er sagt:

Heutzutage ist es eine weit bessere Politik für die Cabinete die volle Wahrheit aussprechen zu lassen, soweit Dies, wie gesagt, überhaupt geschehen kann: ein herzhaftes Eingestehen der Schatten, selbst der großen Schatten, die allemal da sind wo großes Licht ist, zeugt daß man das Licht nicht scheut; ein heroisches Bekenntniß der Mängel läßt am besten erkennen daß man guten Verlaß hat auf Das was trotz aller Mängel bleibt.

Vehse entschlägt sich jeder speciellen Tendenz; er urtheilt freimüthig, unumwunden, streng, aber nichtsdestoweniger mit jener Nachsicht und Milde welche auch in Charakteren von schlechter Mischung noch immer das Menschliche anerkennt. Seine Sympathien gelten keiner sogenannten Partei, sondern nur dem allgemeinen Geist der Humanität; letzterer Umstand bewirkt in seinem lebhaften Hervortreten daß der Verfasser bei dem bewußten Streben nach Objectivität niemals eine gewisse ethische Wärme verliert, welche die Lecture seines Buchs, selbst abgesehen von dem interessanten und piquanten Material, zu einer fesselnden macht. Wenn aber manche, besonders unbedeutendere Charaktere bei allem Bemühen und aller Forschung dennoch vielleicht nicht ganz so dargestellt sind wie sie im Leben sein mochten, wenn ihre Motive vielleicht dennoch verkannt wurden, so liegt Dies

meist entweder an dem Mangel der nöthigen Quellen, oder daran daß es überhaupt nicht möglich ist überall eine absolute Vollständigkeit zu erzielen. Fortwährend noch werden z. B. Memoiren und Ueberlieferungen aus dem vorigen Jahrhundert publicirt, welche Mancherlei beleuchten was bisher unbekannt, dunkel war oder falsch aufgefaßt wurde. Andererseits kann es erst erweiterten Kräften und einer ergänzenden Thätigkeit, welche sich an diese erste Gesammtzusammenstellung anreiht und sie weiter fördert, gelingen da und dort noch Material aufzufinden und in den Kreis der Beachtung zu ziehen. Was läßt sich nicht noch erwarten, wenn erst, um nur Eins anzuführen, alle Schätze aller Archive dem Forscher zur Benutzung erschlossen sein werden? Als Kern und Ausgangspunkt kann vorderhand Das genügen was Vehse gegeben. Er hat, wie man sehr bald erkennt, mit großem Fleiß gesammelt; wobei man nicht vergessen muß daß ihn gewisse für die Ausdehnung seines Werks nothwendige Schranken begrenzten. Wenn wir dagegen von vornherein eine Ausstellung an seinem Werke machen sollen, so ist es die daß er das gesammelte Material nicht durchweg kritisch sichtete und zu einer gerundeten Darstellung verarbeitete. Er hat sich im Allgemeinen mehr damit zufriedengegeben das Material zusammenzustellen als ein eigentlich gründliches und künstlerisch geordnetes Ganze zu schaffen. (In letzterm Falle hätte z. B. Vieles was im Text steht in einen getrennten Abschnitt von Anmerkungen und Belegen zurücktreten müssen.) Wir erwähnen Dies um das Buch sogleich auch von Seiten seiner wissenschaftlichen und äußern Behandlung zu charakterisiren, nicht gerade um dem Verfasser damit einen direct verdammenden Vorwurf zu machen. Denn wir begreifen sehr wohl die großen Schwierigkeiten mit welchen der Verfasser bei seinem überaus umfangreichen Unternehmen zu kämpfen hatte, und wir rechnen es ihm schon als ein Verdienst an daß er überhaupt den vielfach zerstreuten Stoff unter Einem Gesichtspunkte und zu Einem bestimmten Ziel und Endzweck vereinte.

Die Entwickelung und Größe Preußens basirt auf dem Princip des Fortschritts in religiöser und politischer Hinsicht. Durch die Festhaltung dieses Princips ist das kleine Brandenburg des 16. Jahrhunderts zu einer europäischen Großmacht erstarkt, und diese Stellung hat es namentlich vier seiner Regenten, dem Großen Kurfürsten, dem ersten Könige in Preußen, Friedrich Wilhelm I., und seinem großen Sohne Friedrich II., zu danken. Außer diesen genannten Königen besaß Preußen eine Reihe tüchtiger Staats- und Kriegsmänner, und hier zeigt sich die eigenthümliche Erscheinung daß nicht die hohe Aristokratie das Ruder in den Händen hielt, sondern meist talentvolle Männer vom geringern Adel und aus dem Bürgerstande.

Die Distelmeyer, die Derfflinger, die Meinders, die Fuchs, die Spanheim, die Danckelmann, die Ilgen, die Thulemeyer, die Cocceji, lauter Männer des dritten Standes, haben — hinter den Fürsten Preußens — die Größe der preußischen Monarchie geschaffen. Es war sogar ein Bürgerlicher, Bartholdi, ein berliner Bürgermeisterssohn, dem es gelang in Wien die Königskrone zu erlangen; dem Grafen Dohna war die Sache mislungen.

So oft Preußen von dem Prinzip auf dem seine Größe basirt abwich, mußte es sehr bald die übeln Folgen büßen.

Vehse beginnt mit Kurfürst Joachim II., Hektor (1535—71), dem ersten Kurfürsten der sich in Brandenburg zur Reformation bekannte, und zwar am 1. November 1539. Joachim trat jedoch nicht dem Schmalkaldischen Bunde bei, sondern suchte „eine mittlere Stellung zwischen dem katholischen Kaiser und den strengen Lutheranern zu behaupten", und gab in dieser Stellung gleichsam schon im voraus die Haltung an welche Brandenburg im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten bewahrte, die Haltung der klugen Mitte, deren Beispiel in religiösen Dingen sich auch auf die politischen Maßnahmen erstreckte. Joachim war ein großer Liebhaber der Bauten, verbrauchte viel Geld zu seinen Hoffestlichkeiten, liebte die Jagd und die Weiber. Die bekannteste seiner Liebschaften war die schöne Witwe des Stückgießers und Artilleriehauptmanns Dietrich, eine geborene Fräulein Anna von Sydow, volksthümlich „die schöne Gießerin" genannt, welche später vielfach mit der Weißen Frau identificirt worden. Um sich vor dem offenen Bankrotte zu retten, nahm der Kurfürst seine Zuflucht zu einem Juden Lippold, der als Münzmeister angestellt wurde. Dieser Lippold erlitt nach Joachim's Tode ein schmähliches Ende und die Juden blieben bis 1671, ein ganzes Jahrhundert, aus den brandenburgischen Staaten verbannt. Besonders ausgezeichnet wurde die Regierung des Kurfürsten Joachim II. durch den Kanzler Lampert Distelmeyer, einen Schneidersohn aus Leipzig, welcher ursprünglich Professor in seiner Vaterstadt war, bis ihn der Kurfürst 1550 als Geheimrath und als „Orator", als Gesandten bei Verschickungen an die Höfe in die Marken berief. In Distelmeyer's Kopfe, sagt Vehse, „dämmerten zuerst jene schaffenden Gedanken auf welche die preußische Monarchie ins Leben gerufen haben". Distelmeyer leitete eine lange Reihe von Jahren die Staatsgeschäfte mit der höchsten Umsicht*); er war es welcher durch die Erwerbung des Burggrafenthums in Magdeburg für Brandenburg dem Kurfürsten „Fuß in dieser Hauptfestung des ganzen nördlichen Deutschlands, dem Hauptplatz an der Mittelelbe, verschaffte", er war es welcher namentlich 1569 seinem Hofe „die Mitbelehnschaft über das Herzogthum Preußen erlangte und damit den Grund legte zu der ein halbes Jahrhundert später eintretenden Erwerbung dieses Herzogthums, auf das wieder 80 Jahre später die Königswürde fundirt wurde". Der große Kanzler starb 1588 unter der folgenden Regierung; mit ihm

*) Vehse begeht S. 18 eine kleine Flüchtigkeit, wie deren später noch manche andere vorkommen. Distelmeyer ist geboren [illegible] und vom Kurfürsten 1560 berufen worden. „Er war im besten Mannesalter, 28 Jahre alt, als ihn u. s. w. 1560 Kurfürst Joachim berief", sagt der Verfasser.

ging der Mann zu Grabe der, wie Vehse sagt, „festen Grund gegraben hatte zu dem in der neuern Geschichte einzig dastehenden Bau einer Weltmonarchie aus an 70 einzelnen Länderbestandtheilen, fest in dem einen großen Principe zusammengekettet". Distelmeyer wurde vor seinem Tode noch geadelt, und es vermehren sich fortan in den brandenburgischen Staaten die Adelsverleihungen an Bürgerliche in einem bemerkenswerthen Umfange. Die Kurfürsten, und später die Könige schufen sich so eine neue Stütze im Gegensatz zu den alten Geschlechtern, z. B. der Puttlitz, Quitzow, Rochow u. A., mit denen sie so harte Kämpfe zu bestehen hatten. Wir machen bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam daß ein sehr großer Theil unsers heutigen preußischen Adels nicht über das 16., ja theils sogar nicht über das 18. Jahrhundert hinausragt, und daß selbst die bedeutendsten gräflichen Geschlechter unserer Tage aus einer nicht allzu weit zurückdatirenden Standeserhöhung niederer Adelstitel hervorgegangen sind.

Joachim's ältester Sohn und Nachfolger Johann Georg (1571—98) glich seinem Vater im Luxus, war aber in Religionssachen eifriger und strenger. Unter ihm lebte ein merkwürdiger Mann in Berlin, Leonhard Thurneysser, ein Schweizer, des Kurfürsten Leibarzt, von dem Vehse eine sehr interessante, für jene Zeiten charakteristische Biographie einschaltet. Thurneysser gehörte zu jenen Geistern die wir in einem Theophrastus Paracelsus, Agrippa von Nettesheim u. A. kennenlernen, ein Gemisch von Arzt, Philosoph, Alchemist, Magier, Mystiker, Prophet und Wunderthäter, ein Mann in dessen Innerm das ganze Chaos der damals aufdämmernden Naturwissenschaften gährte. Wieweit er dabei mit Bewußtsein ein Charakter gewesen, dürfte sich schwer bestimmen lassen, und nur so viel wissen wir daß er ein ungeheures Vermögen zusammenbrachte. Er war der Erste der in der Mark Brandenburg ein Naturaliencabinet anlegte. Ein anderer hochberühmter Mann am Hofe Johann Georg's war der aus Toscana stammende Ingenieur und Baumeister Graf Roches von Lynar, welcher das von Joachim II. angelegte alte Schloß in Berlin weiter fortbaute und die Festungswerke von Spandau und Küstrin vollendete.

Kurfürst Joachim Friedrich, der Nachfolger Johann Georg's, stiftete den Staatsrath am berliner Hofe und that endlich der Verschwendung am Hofe Einhalt. Nach ihm bestieg Johann Sigismund den Thron (1608—19), welcher bekanntlich zur reformirten Kirche übertrat, wobei er jedoch seinen Unterthanen volle Gewissensfreiheit ließ. Vehse erzählt:

Von den damaligen noch rohen Lustbarkeiten, die neben den rohen theologischen Zänkereien und Tumulten einhergingen, kann der gothische Titel eines Stücks, das 1618 zu Cölln an der Spree aufgeführt wurde, eine Anschauung geben. Es lautet also: „Amantes amantis, d. i. ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe oder wie man es deutsch nennt, von der Löffelei. Alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten, auf gut Sächsisch gereimt, vorher schon vier mal durchgesehen und agirt. Mit einer schönen Tageweis von Pyramo und Thisbe aus dem Poeten Ovidio." Man versuchte damals schon das Theater zu moralischen und politischen Zwecken auszubeuten.

Und auf der andern Seite heißt es:

Vortheilhaft unterschied sich schon damals von dem rohen Treiben im Volke der berliner Hof, wo die Keime der reformirt-französischen Bildung, die namentlich die durch ihre Reisen und Studien in Frankreich und in der Schweiz hochgebildeten preußischen Grafen Dohna einbürgerten, zu wirken anfingen. Im October 1617 sah der augsburger Patricier Philipp Hainhofer den Hof des Kurfürsten Johann Sigismund. Er selbst war abwesend, Hainhofer wartete seiner Familie auf, verkehrte mit ihr und den vornehmsten Hofleuten und fand bei ihnen neben der alten großen Einfachheit des Lebens doch schon einen Anflug von neuen gefälligern Sitten. Die Kurfürstin erzog ihre junge Herrschaft „gar schlecht in Kleidung, sagend, man weiß dennoch wohl daß sie Kurfürsten-Kinder sind, denen die Tugend und Gottesfurcht größere Zier gibt als die Kleidung". Der Patricier speiste an der Grafentafel, an welcher der berühmte Graf Abraham von Dohna und der Hofkammerrath Johann Ernst von Schlieben den Kurfürsten vertraten: er bemerkte hier „eine gute Conversation, sonderlich in französischer Sprache", die alle Mitspeisenden, die drei Hofmarschälle (Hofmeister) der zwei Kurfürstinnen und der Kurprinzessin, ein deutscher Oberst und der Schloßhauptmann zu reden verstanden. Es ward alla francese gespeist, d. h. die Gäste langten nach einmaligem Vorlegen der Speisen nach Belieben zu und durften auch im Trinken, indem sie sich nach Belieben einschenken ließen, Bescheid thun oder nicht.

Nach dem Tode des Kurfürsten Johann Sigismund tauchte zum ersten mal die Sage von der Erscheinung der Weißen Frau im Schlosse zu Berlin auf. Wer über diese Sage weitläufigere Kunde haben will, wird sie in dem im vorigen Jahr erschienenen Werke von Minutoli finden. *)

Während des Dreißigjährigen Kriegs regierte Georg Wilhelm (1619—40), „ein friedfertiger, schwacher, unentschieden schwankender Herr", dessen Politik darin bestand keine Partei zu nehmen. An seiner Hinneigung zum katholischen Kaiser hatte vornehmlich sein Minister Graf Adam von Schwarzenberg Schuld. Vehse erzählt:

Der Kurfürst hatte den Grafen als kaiserlichen Gesandten in Kleve kennengelernt. Er ward durch ihn so gefesselt daß er als er zur Regierung kam sich ihn vom Kaiser in seine Dienste erbat. Schwarzenberg ward sein Statthalter in Kleve, Gesandter in Holland, Geheimrath und Oberkämmerer, dann Geheimer Raths-Director, Statthalter der Kurmark und Oberbefehlshaber sämmtlicher brandenburgischen Truppen, ja, obgleich Katholik, 1626 auch Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg. Schwarzenberg aber hatte sich ausdrücklich ausbedungen noch den Dienst des Kaisers zugleich beibehalten zu dürfen. Er diente somit zweien Herren. Der Kurfürst überließ ihm Alles, Schwarzenberg vergab alle bedeutenden Stellen im Lande und erhielt, wenn der Kurfürst abwesend war, Blanquets um sie nach Belieben auszufüllen.

Und was that der Kurfürst während der schweren Zeiten des Kriegs? Er hielt sich im Lande Preußen auf und übte hier, trotz der Noth des Dreißigjährigen Kriegs, reichlich Jagd- und Becherfreuden. Einen Jagdhund bezahlte er einmal mit 7000 Thalern! Sein Hauptjagdschloß war Neuhausen in Ostpreußen: hier wurde 1627 die „silberne Muskete" nebst „Pulverhorn" gestiftet, die sich nebst dem Willkommbuch noch in der Kunstkammer zu Berlin befindet. Ein Jeder der die

*) Wir haben darüber in Nr. 300 d. Bl. f. 1850 berichtet.
D. Red.

Muskete, 1¹/₂ Quart, und die Pulverflasche, 1¹/₂ Quart Wein fassend, in einem Zuge geleert hatte, mußte sofort nach eingenommener Ladung sich einschreiben. Wer nicht Bescheid bis zur Nagelprobe that, durfte Neuhausen nicht bewohnen.

Mit dem Großen Kurfürsten tritt Brandenburg auf den allgemein europäischen Schauplatz. Es vermehren sich die Quellen der historischen Forschung, und dem Verfasser wird Gelegenheit sich auf einem Raume von beinahe 200 Seiten über die Physiognomie des brandenburger Hofs vom Jahre 1640 — 88 zu verbreiten. Nichts war für die Richtung des Großen Kurfürsten einflußreicher und bedeutungsvoller als sein Aufenthalt in Holland von seinem vierzehnten bis achtzehnten Lebensjahre. Er gewann hier unter einem freien mächtigen Volke einen wahrhaft umsichtigen Blick und studirte an dem Hofe der Nachkommen des großen Wilhelm von Oranien die höhere Staatskunst, die freilich auf den Anschauungen Machiavelli's basirte, mit deren Hülfe es ihm aber gelang sich zum Heile seines Landes einen die Zukunft vorbereitenden Einfluß zu verschaffen. Seine Kämpfe gegen die Polen, Schweden und Franzosen, seine staatlichen Erwerbungen sind auch dem größern Publicum bekannt. Ebenso weiß man daß Brandenburg unter ihm der Zielpunkt massenhafter Einwanderungen wurde, besonders aus Frankreich, Holland und den Rheinländern, und daß sich dadurch ein überaus reges Leben und ein hoher Grad intellectuellen und industriellen Fortschritts entwickelte. Weniger allgemein bekannt sind vielleicht die Schritte welche der Kurfürst that um eine brandenburgische See- und Colonialmacht zustandezubringen. Es ist in den letzten Jahren soviel von einer deutschen, einer preußischen Flotte die Rede gewesen daß man vielleicht nicht ungern liest was Vehse über die abenteuerlichen, ersten Versuche der Brandenburger auf dem Meere berichtet. Es heißt S. 130:

Schon 1650 kaufte der Große Kurfürst den Dänen das Fort Dansburg in Ostindien, das heutige Tranquebar auf der Küste Koromandel, ab; er konnte es aber nicht bezahlen. Gleich nach der Fehrbelliner Schlacht, 1675, zog er einen holländischen Kaufmann, Benjamin Raulé, gebürtig aus Vliessingen, an sich, dieser mußte mehre Schiffe miethen, ausrüsten, damit in der Ostsee kreuzen und im damaligen Schwedenkriege zur Eroberung von Stettin und der Insel Rügen beiwirken. Darauf errichtete er ein Obercommerz-Collegium in Berlin und ordnete demselben Kaufleute aus allen seinen Seeplätzen zu. Raulé ward zum Generaldirector der brandenburgischen Marine ernannt. Er sollte diese Kriegsmarine aber erst schaffen; sechs Fregatten von 20—40 Kanonen wurden vorerst verwendet, diese schickte Friedrich Wilhelm sogar nach Ostindien um gegen die französischen Schiffe zu kreuzen. Die Franzosen schickten diese brandenburgischen Fregatten aber bald heim. Nach dem schlimmen Frieden von St.-Germain mußte der Kurfürst das schwedische Pommern nebst Stettin wieder herausgeben. Nun ließ der Kurfürst 1680 die Fregatten gegen die Spanier auslaufen, die ihm Subsidien schuldig waren. Bei Ostende brachten sie ein großes spanisches Schiff auf mit brabanter Spitzen und mit Tüchern, die Ladung ward in Pillau um 100,000 Thaler verkauft. Die Fregatten gingen dann wieder nach Westindien, brachten hier wieder zwei spanische Schiffe auf und segelten dann nach Europa zurück, um beim Cap St.-Vincent der spanischen Silberflotte aufzulauern. Man brachte zwei Schiffe derselben auf. Der spanische Hof ließ nun zwölf Gallionen auslaufen, welche die brandenburgische Flotte nach einem zweistündigen Seegefecht nach Pillau zurücktrieben. Nun machte der Kurfürst dem spanischen Cabinet den Vorschlag: für die schuldigen Subsidien eine der Antillen, die Insel Trinidad, abzutreten. Dies ward verweigert. Nun ging Raulé nach Guinea. Im Jahre 1682 ward eine afrikanische Handelscompagnie zu Emden gestiftet, auf Actien nicht unter 200 Thaler. Director derselben war Jakob Buriette von Aachen, Chevalier König Karl's I. von England, dessen Nachkommen lange den Ministerresidentenposten für Brandenburg-Preußen in Nürnberg bekleidet haben. An der Goldküste ward 1683 das Fort und die Colonie Friedrichsburg angelegt. Gründer des Forts war: Otto Friedrich von der Gröben, Capitain der Compagnie und Malteserritter. Er ging mit zwei Kriegsschiffen dorthin und wurde von dem Kurfürsten zum Gouverneur ernannt.*) Eine Gesandtschaft aus Guinea von Negerhäuptlingen kam zwar damals unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin, um den neuen Herrn zu verehren, aber die brandenburgische Colonie vermochte sich nicht zu erhalten, die erbauten Forts wurden 1686 von den handelseifersüchtigen Holländern erobert. Später (1720) mußte die ganze Colonie an Holland um 7200 Dukaten und 12 Neger wieder verkauft werden.

In Betreff der Staatsverwaltung blieb der Große Kurfürst stets dem Grundsatz treu: nur Capacitäten zu verwenden ohne Rücksicht auf Adel u. dgl. Man kennt von ausgezeichneten Männern bürgerlichen Ursprungs unter ihm besonders Derfflinger, Spanheim, Meinders und Fuchs, und letztere Beide namentlich thaten Großes für die Förderung des brandenburgischen Staats. Der Verfasser gedenkt mit sorgsamem Fleiße aller namhaften Leute mit denen der Große Kurfürst in näherer Beziehung stand; er spricht von den hervorragenden Einwanderern, Réfugiés und ihren Familien, von dem berühmten Marschall Grafen Friedrich Armand von Schomberg, von dem Holländer Enckefort, von den Männern der Wissenschaft und Kunst, Puffendorf, Canitz, W. Honthorst, dem Bruder des Gherardo della Notte, von den Baumeistern Memhard, Nering, Philipp de la Chieze u. A. Bei Gelegenheit des Verbots der Reisen ins Ausland citirt er eine umfangreiche Stelle aus den Briefen der bekannten Herzogin von Orleans, geborenen Pfalzgräfin, der Schwägerin Ludwig's XIV. und Mutter des Regenten, welche ein grelles Bild des damaligen corrumpirten Lebens in Paris geben und zugleich die erlauchte Dame in ihrer schneidenden Schärfe und unumwundenen Derbheit charakterisiren. Ein so helldenkender Kopf der Große Kurfürst auch sonst war, „so glaubte er dennoch steif und fest an Teufel, Geister und Gespenster, Zauberer, Schwarzkünstler und Sterndeuter", und befleißigte sich nebenbei selbst, unter Beihülfe des Alchemisten Johann Kunkel, der Goldmacherkunst. Im Verlauf des Werks folgt ein Abschnitt über die Familie Friedrich Wilhelm's, wobei mancherlei schlimmer Beschuldigungen die man der zweiten kurfürstlichen Gemahlin, Dorothea, machte gedacht wird. Sodann lesen wir den Hofetat, großentheils nach Gregorio Letis' „Ritratti

*) Gröben (starb 1728) war ein kühner Aventurier, der im Orient gereist war und gegen die Türken und Barbaresken gefochten hatte. Es existirt von ihm eine orientalische Reisebeschreibung, die, nach Vehse, 1779 noch einmal wieder neu aufgelegt worden ist.

historico-politici della casa elettorale di Brandeburgo", mit beigefügten Notizen über die Familien der in den Hofämtern fungirenden Personen und andern dahin einschlagenden Bemerkungen. In gleicher Weise wird der Civil- und Militairetat behandelt. Vehse sagt:

Schon damals wie jetzt kostete das Heer das Meiste, über eine Million von einem Gesammteinkommen von 2½ Millionen. Beim Tode des Kurfürsten war es 24,000, nach andern Nachrichten sogar 28,000 Mann stark (und zwar von Friedrich Wilhelm zuerst als stehendes Heer organisirt).... Unter den Gesandten Friedrich Wilhelm's ragen bedeutende Namen hervor, außer Schwerin, Meinders und Fuchs: Blumenthal, Blasspiel, die Brande, Overbeck und vor Allen Ezechiel Spanheim, der Professorssohn aus Genf, der Brandenburg auch im Felde der Diplomatie einen europäischen Namen machte wie Derfflinger im Felde.

Es folgt die Aufzählung des ganzen damaligen diplomatischen Corps, der brandenburgischen Gesandten an den fremden Höfen, sowie der Gesandten dieser am berliner Hofe. Den Schluß bilden die Hof- und Staatsvorfallenheiten in den letzten zehn Jahren der Regierung des Großen Kurfürsten und zwar im Auszuge nach den „Frankfurter Relationen", in welchen seit dem Frieden von St.-Germain regelmäßige brandenburgische Hofberichte enthalten sind. Es ist höchst interessant diesen berliner Correspondenten von damals zu lesen, und wir erfahren durch ihn eine Menge auf das Hofleben bezügliche Einzelheiten. Vehse bemerkt:

Er geht mehr ins Specielle als Alles was ich über das Leben des Großen Kurfürsten kenne (das Hauptwerk über die Thaten desselben ist das bekannte lateinische von Pufendorf), und ich bedauere nur daß er nicht noch specieller seine alltägliche Lebensweise veranschaulicht.

Durch den Tod des Kurprinzen Karl Emil 1674 zu Strasburg gelangte der Bruder Friedrich 1688 zur Kurwürde als Friedrich III., später, zum Könige erhoben, Friedrich I. genannt. Ueber diese Regierung ist der Stoff bereits in so reichhaltiger Fülle vorhanden daß sich die meisten Persönlichkeiten ziemlich plastisch vor unser Auge hinstellen; die Memoiren des Herrn von Pöllnitz enthalten namentlich einen guten Beitrag von chronique scandaleuse. (Vehse, IV, 25 fg.) Niebuhr sagt:

Der Hof Friedrich's I. war, wie alle damalige deutsche Höfe, unbeschreiblich widerlich, er war roh und frivol zugleich. Es gibt keine ekelhaftere Frivolität als bei unsern Vorfahren in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dieser Vorwurf trifft den Hof Friedrich's im vollen Maße.

Eine Ausnahme jedoch hiervon machte die geistvolle Königin Sophie Charlotte und ihre intimere Umgebung; wenigstens kleidete sich die ungebundenere Lebensweise an ihrem Hoflager zu Charlottenburg in geistreichere Formen. Das Leben dieser Fürstin ist bekanntlich von Varnhagen von Ense in einem trefflichen Werke ausführlich beschrieben worden: Vehse bringt im Ganzen nichts Neues über sie bei. Wie Dies ganz im Charakter eines sonst ausgelassenen, dem Vergnügen und Pomp ergebenen Treibens lag, war die Regierung Friedrich's I. eine Regierung von Günstlingen. Zuerst hatte der ehemalige Erzieher des Königs Eberhard Danckelmann, ein Westfale, nebst seinen sechs Brüdern das Ruder des Staats in den Händen, und zwar mit gutem Geschick und braver Gesinnung, sodaß die Herrschaft dieser sieben Brüder im Volke beliebt war. Danckelmann fiel jedoch ziemlich bald in Ungnade und man ging sogar so weit seine sämmtlichen Güter ohne Proceß zu confisciren; „wie Wallenstein's Familie, erhielt die Familie Danckelmann diese Güter bis auf den heutigen Tag nicht wieder". Ein späterer Favorit war Johann Kasimir von Kolbe, ein pfälzischer Edelmann, seit 1704 zum Grafen von Wartenberg ernannt, welcher sich die Grafen Wartensleben und Wittgenstein zur Seite nahm, und mit ihnen das bekannte Trifolium der drei W oder „Wehen" des preußischen Staats bildete. Wartenberg herrschte unumschränkt bis 1710. Sein Gehalt nebst amtlichen Nebeneinkünften betrug jährlich 123,000 Thaler! — eine Summe welche für die damalige Staatshaushaltung, sowie für den Aufwand des Privatlebens charakteristisch ist. Die Familienverhältnisse des Grafen entsprachen seinem Parvenuethum. Seine Gemahlin Katharina, 31 Jahre jünger als er,

war eine Rheinländerin, die sehr schöne Tochter eines Weinschenken Rückert zu Emmerich im Herzogthum Kleve, der unter dem Großen Kurfürsten die Weinlieferungen an den Hof besorgt hatte. Ein Kammerdiener desselben, Biedekap, hatte sie auf einer Reise des Kurfürsten nach Kleve kennengelernt, geheirathet und nach Berlin gebracht, wo sie das Wohlgefallen des Herrn von Kolbe auf sich zog. Sie ward seine Maitresse. Während der Ehe mit Biedekap gebar sie einen Sohn und eine Tochter, die der Kurfürst später vom Kaiser zu Reichsfreiherren von Aspach erheben ließ*): die Tochter Eleonore Sophie, Freiin von Aspach, geboren 1693, heirathete 1706 den Sohn des 1660 gegraften Johann Dietrich Schlieben-Birkenfeld, Ernst Sigmund, Graf Schlieben, der 1741 starb als Kammerherr, Kammerpräsident und Hauptmann zu Rastenburg in Ostpreußen. Sein Geschlecht ist 1816 erloschen. Nachdem Biedekap gestorben war, hatte Kolbe 1696 sich mit Katharina, die damals 22 Jahre alt war, vermählt; die Hochzeit war im Beisein des Kurfürsten im Hause des ersten Kammerdieners desselben Kornmesser vollzogen worden. Diese seine eigene Frau führte Kolbe dem Kurfürsten zu. Doch, sagt man, beschränkte das Verhältniß sich darauf daß die Dame in der Dämmerung während des Sommers in einem kleinen Garten des Schlosses, während des Winters in den königlichen Zimmern eine Stunde lang mit dem Kurfürsten auf- und abging. Ueber ein Fenster an dem Portale, das zu den Zimmern führte in denen Friedrich mit Frau von Kolbe sich aufzuhalten pflegte, ließ Baumeister Schlüter ein Basrelief setzen: Venus auf einem entschlafenen Löwen ruhend, die Keule des Hercules in der Hand haltend, mit welcher der Liebesgott spielt. Gewiß ist daß diese hier sehr richtig angedeutete Venus aus dem Rhein- und Weinland einen sehr großen Einfluß auf den Kurfürsten gewann, einen überwiegendern noch als ihr Gemahl.

Bei dem eben erwähnten Namen „Schlüter" bemerken wir daß wir uns in dem Vehse'schen Werke vergebens nach einigen nähern Notizen über den Zwist dieses Künstlers mit dem Hofe, der ihn zuletzt „mit Undank belohnte", umgesehen haben. Möglicherweise standen ihm hierüber keine Quellen zugebote; vielleicht hat man sogar seine guten Gründe die archivlichen Mit-

*) Aehnliche Ahnen, Kammerdiener u. s. w. weist der preußische Adel vielfach nach. Es hat daher in der That etwas auf sich mit dem Stolz und Hochmuth so Mancher!?!

theilungen über diesen Punkt selbst heute nicht ins Publicum gelangen zu lassen, so sehr es auch erwünscht wäre im Interesse einer Biographie des großen Baumeisters und Bildhauers, des „nordischen Michel-Angelo", hierüber klare Einsicht zu erlangen. Doch zurück zu Wartenberg. Die von uns citirte kurze Stelle aus Vehse ist mit ihren daraus zu schöpfenden Consequenzen ein ganzes großes Gemälde der Regierung und Umgebung Friedrich's I., und wir erkennen hier ein Vorspiel der Tage unter Friedrich Wilhelm II. Die Königin Sophie Charlotte starb 1705, erst 36 Jahre alt. Von jetzt an beginnt die eigentliche Herrschaft der Gräfin Wartenberg über den König und den ganzen Hof.*) Welchen Rang die Wartenberg'sche Familie äußerlich einnahm, geht aus einem königlichen Reglement von 1708 hervor, worin dem Grafen Wartenberg der Vortritt vor allen nicht regierenden Fürsten ertheilt wird und der Gräfin vor allen unverheiratheten oder nicht an regierende Fürsten vermählte Prinzessinnen. Es ist sehr natürlich daß viele Personen vom hohen Adel, namentlich wegen dieser Bevorzugung der Gräfin, nicht am Hofe erschienen. Eine interessante Scene ereignete sich bei der Taufe der Enkeltochter des Königs, Friederike Sophie Wilhelmine, 1709; man wird sie nicht ungern lesen. Vehse erzählt:

Als die Taufprocession sich erhob um das neugeborene Kind in die Kapelle zu begleiten, sprang die Gemahlin des holländischen Gesandten von Lintelo hinter einer Thür hervor, vor die Gräfin Wartenberg, um den Platz vor ihr einzunehmen. Die beiden Damen geriethen sofort sich in die Haare, der Puder ihrer Frisuren bildete eine Wolke um sie, mit Mühe brachte sie der Oberceremonienmeister Besser auseinander; endlich behauptete die Gräfin das Feld, indem sie ihre Widersacherin mit Rippenstößen verdrängte und ein Stück vom Kopfputze derselben als Siegeszeichen davontrug. Nach beendigter Taufceremonie beklagte sich die schwergekränkte Gräfin Wartenberg aufs bitterste bei dem König, und dieser wußte es, mit der Androhung daß seine Truppen, die wegen des Spanischen Erbfolgekriegs in Flandern standen, sich zurückziehen würden, durchzusetzen daß die Staaten von Holland ihren Gesandten anwiesen daß seine Gemahlin der stolzen Gräfin Abbitte leiste und den Rang belasse.

Selbst gegen die Königin Sophie Luise (die dritte Gemahlin Friedrich's I.) betrug sich die Gräfin mit der höchsten Insolenz. Das gräfliche Paar benutzte seine Stellung um ungeheuere Summen beiseitezulegen. Endlich wurde dem Kronprinzen diese Wirthschaft zu arg und er veranlaßte den Sturz der beiden Favoriten, welcher 1711 erfolgte. Der Graf wurde mit einer jährlichen Pension von 24,000 Thalern (!) des Landes verwiesen. Die Gräfin besaß allein für eine halbe Million Thaler an Diamanten. Wir citiren Dies um daran zu erinnern wie man in den obern Sphären das Land plünderte. Da der König selbst mit den Einkünften des Staats, die unter ihm auf vier Millionen stiegen, nicht ausreichte, so fiel er den Juden in die Hände, und namentlich bediente er sich eines gewissen Joel Liebmann, der sehr bald einen großen Einfluß gewann und dabei auch ein glänzendes pecuniäres Geschäft machte. Nachdem Liebmann gestorben, wußte sich seine Witwe jenen Einfluß noch weiter zu erhalten. Durch Erbtöchter gelangte das Liebmann'sche Vermögen an die Familien Beer, Meyerbeer's Voraltern, und Ephraim, heute Ebers und Eberti. Der Hofjude des Kronprinzen war Marcus Magnus, ein in Berlin noch gegenwärtig bekannter Name.

In den drei Abschnitten 9, 10 und 11 des zweiten Theils gibt Vehse eine Reihe von Notizen und Bemerkungen, aus denen sich ein klares Bild von dem Geist und den Sitten am Hofe des Königs herausstellt. Es zeigt sich darin namentlich ein seltener Contrast des feinen, frivolen französischen Wesens und gewisser Anschauungen und Richtungen welche noch lebhaft an das Mittelalter und seine Barbarei erinnern. Bei Gelegenheit des Hof-, Civil- und Militairetats, des diplomatischen Corps u. s. w. fließen, wie unter denselben Rubriken bei dem Großen Kurfürsten, zahlreiche Andeutungen über den Adel ein. Zuletzt lesen wir einen Auszug aus einem in die „Frankfurter Relationen" übergegangenen Hofbericht von Besser, welcher den Empfang einer russischen Gesandtschaft in Königsberg durch den Kurfürsten 1699 ausführlich beschreibt.

Die Regierung und das Leben am Hofe Friedrich Wilhelm's I. war die gewaltigste Reaction gegen das Treiben des Vorgängers. Das Interesse welches die Welt für Friedrich den Großen gefaßt hat auch dazu beigetragen daß man schon auf seinen Vater eine besondere Rücksicht nahm. Wir kennen diesen Vater und seine Familie sehr genau, zum Theil aus den geistreichen, scharfen, strengen, aber dabei auch oft sehr medisanten Memoiren der eigenen Tochter, der spätern Markgräfin von Baireuth. Es blieb daher für unsern Verfasser wenig zu thun und sein Hauptverdienst beschränkt sich hier auf die von den nöthigen persönlichen Bemerkungen begleitete Statistik der Etats. Die beiden Hauptstützen des Königs, der Fürst Leopold von Dessau und Friedrich Wilhelm von Grumbkow, sind hinlänglich bekannt, weniger aber ein anderer Mann, der Minister des Auswärtigen, der damals als das „klügste Haupt in Preußen" angesehen werden konnte, Heinrich Rüdiger von Ilgen, ein ursprünglich bürgerlicher Westfale. Ilgen war ein Meister der diplomatischen Kunst und das Haupt der sogenannten englischen Partei am Hofe, als welches er alle Kraft aufwenden mußte um den Einfluß Grumbkow's, der in östreichischem Solde stand, zu paralysiren. Ein eigener Abschnitt behandelt die Stellung Friedrich Wilhelm's zum Adel, dessen Besteuerung der König durchsetzte. Vehse knüpft hieran eine treffende Bemerkung:

Preußen und Hanover ... waren die einzigen Staaten in Deutschland, wo es möglich war mit einheimischem Adel zu regieren: alle andern deutschen Staaten mußten fremden Adel herbeiziehen, ihm die Hof-, Minister- und Generalstellen anver-

*) Die Gräfin war dem Könige indeß keineswegs treu; sie hatte außerdem noch ihre speciellen Liaisons, z. B. mit dem englischen Gesandten Mylord Baby.

trauen, um nur ihren eigenen widerspenstigen Junkern die Wage einigermaßen zu halten.

Das Leben am Hofe wird von dem Reisenden von Loen in ganz anderer Weise geschildert als von der Markgräfin von Baireuth, welche zweifelsohne mit einer etwas schwarzen Brille schaut, während Ersterer den preußischen Hof die Schule der Höflichkeit nennt, der wahren Höflichkeit, die sich in natürlicher Feinheit gefällt und unnütze Complimente und thörichtes Gepränge beiseiteläßt. Man weiß wie der König das Geld zusammenzuhalten verstand. Aber auch in den Mitteln der Erwerbung ging er oft sehr weit. Er verkaufte Aemter an die „Meistbietenden", natürlich nur niedere Aemter, ja er trieb sogar mit dem Orden „de la générosité" seinen Handel, wobei er, wie Vehse erzählt, in seinen Kalender zu setzen pflegte: „Heut wieder einen Hasen gefangen", eine Aeußerung die seinem gesunden Menschenverstand der erbärmlichen Eitelkeit seiner Unterthanen gegenüber in hohem Grade Ehre macht.

Die Geschichte des preußischen Hofs unter Friedrich II. füllt zwei Drittel des dritten und den ganzen Raum des vierten Theils unsers Werks aus und ist sehr fleißig gesammelt. Daß man über den großen König selbst nicht eigentlich Neues findet, ist wegen der schon so oftmaligen anderweitigen Erschöpfung des Materials ganz natürlich; dagegen wird man über die Persönlichkeiten am Hofe und in der Verwaltung Friedrich's Mancherlei lesen was noch nicht so zur allgemeinen Kenntniß gelangte. Da Berlin und Potsdam zur Zeit des großen Königs für ganz Europa eine so hohe Bedeutung gewannen und da sich die Schritte der Reisenden nach diesen Orten zu lenken anfingen, so treten zu den Quellen der Forschung jetzt noch ganz besonders die Berichte vieler Touristen hinzu, und Vehse hat deren verschiedene benutzt. Es ist überhaupt in diesen Abschnitten eine große Menge interessanter Details vorhanden, welche man nirgend so nahe beieinander antrifft. Während ein großer, ja der größte Theil der Biographie Friedrich's sich überwiegend nur in einem panegyrischen Schwunge bewegt, vergißt Vehse nie daß der erlauchte König ein Mensch gewesen, und verschweigt mit der ihm eigenen Unparteilichkeit Nichts was rücksichtlich mancher seiner Schwächen überliefert worden; daher gewinnt das von ihm aufgestellte, aus tausend kleinen Zügen und Notizen emportauchende Charakterbild ein so ungemein plastisches Leben, eine so concrete und individuelle Wahrheit. Die Geschichte will ebenso wenig Verschönerungen wie das Drama. Denn wenn man, um Dies hier nebenbei zu bemerken, z. B. in der Theorie der Tragödie die Vorschrift gibt den tragischen Charakter nicht absolut vollkommen sein zu lassen, ihm vielmehr auch einige Schwächen beizumischen, so liegt der Grund für diesen Fingerzeig nicht in der leider banalen und seit Aristoteles bis auf die neuesten Aesthetiker nachgesprochenen Erklärung: daß der Untergang eines absolut vollkommenen Charakters nicht tragisch, sondern empörend grausam sein und die Grenzen der Kunst nicht überschreiten würde, sondern darin daß man im Drama ganze und nicht halbe, nicht schattenhafte, sondern concrete Charaktere haben will, weil nur solche unserer Auffassung und unserm Verständniß wahrhaft nahetreten können, Charaktere welche, nach dem Gesetz der menschlichen Natur, aus Licht und Schatten, aus guten und weniger guten oder schlechten Eigenschaften gemischt sind, mit andern Worten, weil man im Drama Menschen, ganze Menschen sehen will und nicht einseitige Abstractionen. Eine scharfe Sprache über Friedrich II. führen namentlich die Engländer, die am berliner Hofe accreditirten Diplomaten; wir erinnern nur beispielsweise an das Schreiben des Sir Charles William im Anhange zu Horace Walpole's Memoiren, welches Vehse (IV, 163 und 317) excerpirt, und an Einiges in den Briefen und Depeschen von Lord Malmesbury (Vehse, S. 170 und 173).

Es ist niemals vielleicht so oft an Friedrich den Großen erinnert worden als gegenwärtig, namentlich 1850. Es geschah Dies in Entrüstung über Das was wir erleben mußten. Wir haben allerdings noch genug Vertrauen zu dem Geiste des Volks, um nicht das Schlimmste fürchten zu müssen, und dieses Vertrauen basirt sich auf eine Wahrheit die in einem Briefe von Eduard Gans, in Bezug auf den großen König, sehr treffend also ausgesprochen wird: „Es ist merkwürdig wie lange ein Weltgenie vorhält. Wir können mit allen Abwaschungen des Mittelmäßigkeitswassers doch nicht die incisive Farbe Friedrich's des Großen loswerden" (Vehse, IV, 210). Wir können indeß nicht umhin einen Punkt der Gegenwart mit der Tendenz Friedrich's in Parallele zu stellen. Es hat sich nämlich seit etwa einem Decennium in Preußen die katholische Reaction so mächtig eingeschlichen und sie manoeuvrirt mit dem äußersten Geschick und mit einer Kraft wie solche vielleicht nicht seit 100 Jahren entwickelt worden. Ja, es ist soweit gekommen daß die Regierung selbst, und nicht nur diese, sondern sogar ein sehr großer Theil der protestantischen Geistlichkeit sich ihr bewußt oder unbewußt zum Werkzeug hergibt. Zur Zeit Friedrich's II. war eine ähnliche Reaction in äußerster Thätigkeit: die Coalition der feindlichen Mächte Frankreich und Oestreich 1756 ging über die Grenzen der bloßen Politik hinaus und beabsichtigte zugleich auch den Untergang des Protestantismus. Vehse sagt:

Aus den hinterlassenen Papieren des Herzogs von Choiseul ist neuerlich erst mit Bestimmtheit aufgeklärt worden: der Hauptgrund welcher König Ludwig XV. bestimmte die Allianz mit dem Hause Oestreich abzuschließen, war ein religiöser Grund — der Protestantismus, als dessen Hauptstütze Friedrich auf dem Continent eingetreten war, sollte mit ihm unterdrückt werden. Choiseul erzählt ausdrücklich daß ihm lange nachher der König selbst dies Geständniß gemacht habe.

Der Erfolg des Siebenjährigen Kriegs vereitelte diese Absichten im Großen. Aber auch im Geringern suchte der König, so indifferent er sich auch sonst zu religiösen Angelegenheiten verhielt, das Interesse des Protestantismus zu wahren. Er suchte nicht nur zuerst, noch „in der Allianz mit Frankreich, durch die mit Frankreich

verbundenen beiden Wittelsbachischen Höfe, den pfälzer und den kölner, der östreichisch-katholischen Bewegung das Gegengewicht zu halten", er sicherte auch in dem am meisten von der katholischen Reaction bedrohten Würtemberg und Hessen-Kassel die Integrität des Protestantismus durch ganz specielle Maßnahmen. Vehse sagt:

Er setzte 1753 bei Gelegenheit der Heirath die der dereinstige Nachfolger in Würtemberg, Friedrich Eugen, mit der Prinzessin von Brandenburg-Schwedt einging, durch daß in den Ehepacten das Versprechen ausgedrückt wurde daß die Kinder in der protestantischen Religion erzogen werden sollten: Friedrich Eugen's Sohn Friedrich, der erste König von Würtemberg, der 1797 zur Succession kam, war seit 64 Jahren wieder der erste protestantische Landesherr in Würtemberg. Friedrich der Große setzte ferner in Hessen-Kassel durch daß 1754 dem Lande die Religions-Assecurationsacte gegeben wurde und daß die Kinder des Landgrafen Friedrich von ihrer protestantischen Mutter, der englischen Prinzessin Maria, in Hanau in der protestantischen Religion erzogen werden mußten. Daß 1785 in der Person des spätern ersten Kurfürsten Wilhelm von Hessen nicht ein Katholik zur Succession gelangte, ist allein Friedrich dem Großen zu danken.

Im weitern Verlauf dieser Auseinandersetzungen folgt ein Passus welcher zeigt daß der Verfasser nicht nur Detailhandel treibt, sondern daß er ebenso auch eine ganze Entwickelung in einen großen Ausspruch zusammenzufassen versteht. Er sagt:

Daß Preußen wegen seiner Opposition gegen das kaiserlich-katholische Oestreich seit der großen „Rebellion" von 1756, wie Wien die Erhebung des großen Friedrich tarirte, ein revolutionnairer Staat ist — das ist ebenso unbestritten als unbestreitbar. Preußen und ganz Deutschland kann aber die Revolution von 1756 mit demselben Rechte seine glorreiche Revolution nennen wie England die seinige von 1688.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es daß bereits nach dem Siebenjährigen Kriege in Berlin jene Sittenverderbniß einzureißen begann welche unter Friedrich Wilhelm II. ihren höchsten Gipfel erstieg. Die Nachrichten lauten hierüber ziemlich einstimmig, so sehr man auch nach der gewöhnlichen Vorstellung vom Geiste der unter Friedrich II. herrschte eher an eine gewisse Ascese in den Sitten glauben möchte. Lord Malmesbury unter Andern äußert sich über diesen Punkt ziemlich weitläufig (1772) und schließt:

Alles was ich zu Gunsten der Berliner sagen kann ist: daß das Beispiel einer irreligiösen Vernachlässigung aller moralischen und geselligen Pflichten, womit ihr König ihnen vorangeht (!), in Verbindung mit dem Glück bei allen seinen Unternehmungen und der Achtung die ihm ganz Europa zollt, ihr besseres Urtheil abgestumpft und ihnen das Laster in einem zu günstigen Lichte gezeigt hat.

Eine Motivirung in echtenglischem Sinne.

Das eben Angedeutete führt uns zur Regierung des Nachfolgers. Es herrschte bis in die neueste Zeit eine dumpfe Stille über die Tage Friedrich Wilhelm's II., und nur sehr wenig gelangte über das Hofleben und die intimere Geschichte jener Jahre ins Publicum: die schriftlichen, d. h. gedruckten Aufzeichnungen von Augenzeugen sind überaus selten geworden, und an einen Wiederabdruck war nicht zu denken. Vor 15—20 Jahren lebten in Berlin noch genug alte Leute die sich sehr wohl vieler Einzelheiten aus den neunziger Jahren erinnerten. Neuerdings endlich hat Friedrich Förster aufklärende Beiträge über die Geschichte Friedrich Wilhelm's II., zum großen Theil aus den Archiven, veröffentlicht und somit gleichsam den Bann gebrochen welcher die Zungen gefesselt hielt. Vehse ist durch einen großen Reichthum von Quellen aufs beste unterrichtet. Die drei Hauptpersonen am Hofe des schwachen Fürsten waren bekanntlich die Gräfin Lichtenau, der General Bischofswerder und der Cultusminister Wöllner, Figuren von denen leider die letztern Beiden in spätern Tagen noch ein paar mal zur Schmach des preußischen Volks treulichst copirt wurden.

Nach Allem was man hier über die Gräfin Lichtenau, ehemalige Frau Rietz, geborene Wilhelmine Encke, liest, erscheint die galante Dame zweifelsohne in einem etwas bessern Lichte als gemeinhin angenommen wird. Der abscheulichste und am meisten verderbenbringende Zug an einer fürstlichen Maitresse ist unleugbar die Habsucht und Geldgier; die Gräfin Lichtenau hatte auch ihre Momente der Uneigennützigkeit. Vehse sagt (V, 44):

Die zum Theil aus dem Portefeuille des Fürsten Hardenberg entflossenen „Mémoires d'un homme d'état" berichten, und sie selbst hat es durch ihre Erzählung bestätigt, daß Lord Henry Spencer, der englische Gesandte in Berlin, ihr 100,000 Guineen angeboten habe, um Preußen damals, im Jahr 1795, bei der Coalition zu erhalten. Sie schlug sie aus.

Ebenso schlug sie das Anerbieten des Königs aus ihr die Grafschaft Pyrmont zu kaufen. Sie besaß nicht nur außerordentliche körperliche Reize, sodaß sie noch in ihren vierziger Jahren junge Männer in Feuer und Flamme setzte, sondern auch Geist, oder fand wenigstens Geschmack an geistigen Genüssen. Vehse erzählt hierüber:

In ihrem Palais unter den Linden machte sie eins der angesehensten Häuser in Berlin: sie vereinigte in demselben die geistvollsten Cirkel, bestehend aus Staatsmännern, Diplomaten, Offizieren, Gelehrten, Künstlern; z. B. Concialini, welcher der Gräfin fast täglicher Gesellschafter war um mit ihr zu singen, und selbst Geistlichen. Für die Entwickelung der feinern und freiern Geselligkeit in Berlin war das Haus der Gräfin Lichtenau von unberechenbarem Einfluß; es kam durch dieses Haus, wie gleichzeitig durch die reichen jüdischen Häuser die damals Gesellschaft bei sich sahen, ein ganz anderer Ton in die höhere Gesellschaft und eine Annäherung der geistreichen Leute aus den verschiedensten Ständen. Die Gräfin besaß die Gabe den Personen die sie bei sich sah eine freudenvolle und zwanglose Unterhaltung zu verschaffen in hohem Grade. Ueberhaupt war feiner Geschmack ihr gar nicht abzustreiten. Ging sie doch, wie Lord Bristol (einer ihrer eifrigsten Anbeter) in einem Briefe an sie erwähnt, in ihrem Enthusiasmus für elegante Einrichtung einmal so weit daß sie bei General Acton in Castellamare schöne Mahagonistühle küßte.

Sie selbst urtheilt von sich in ihrer, wahrscheinlich von dem breslauer Professor Schummel herrührenden „Apologie" mit vieler Bescheidenheit. Sie sagt:

Es ist wahr daß ich einen so ziemlich richtigen Geschmack, verfeinerte Sitten, einige Fertigkeit in den nöthigsten Sprachen und endlich einige Kenntniß der Malerei, Dichtkunst und Musik habe: aber es ist Alles nur Routine. Die viele Gelegenheit die ich hierzu, theils durch die Bekanntschaft der vorzüglichsten Männer Deutschlands in diesen Fächern, theils auch

durch meine Reisen nach Frankreich, der Schweiz und Italien hatte führte mich dazu. Aber Menschenkenntniß — diese besaß ich leider nie.

Vehse bemerkt hierzu:

Gerade hierin lag ihre Stärke und ihre Anziehungskraft; sie war in hohem Grade bei aller Flatterhaftigkeit in der Liebe gutmüthig und zuverlässig in ihrer Anhänglichkeit als Freundin. Dies gewann ihr die Zuneigung so vieler Menschen im Glück und Unglück.

Die eigentlichen bösen Genien für Preussen waren Bischofswerder und Wöllner. Der alte Herzberg, welcher dem Könige unaufhörlich die Politik anrieth: „sich den Constitutionnellen in Frankreich zu nähern um dadurch Rußlands drohender Uebermacht zu begegnen", wurde 1791 als ein Stein des Anstoßes beseitigt. Ob es für unsere Gegenwart sehr schmeichelhaft ist daß man statt Dessen einer Politik huldigte welche mit der heutigen gewisse Züge unverkennbarer Aehnlichkeit aufweist, einer Politik welche der vom Geiste Friedrich's des Großen noch inspirirte Herzberg verabscheute, wie sich heute alle Patrioten gegen die Maßnahmen des Jahres 1850 aufs bestimmteste erklärten, Das wollen wir nicht weiter entscheiden: kurz, man willfahrte dem wiener Hofe, und blamirte sich mit dem Feldzug in die Champagne aufs glänzendste. Der Politik nach außen entsprach der Geist im Innern: Mysticismus, Pietismus, Unterdrückung der Lehre, der Presse, geheime Polizei, Spionerei und Beaufsichtigung ohne Ende; abermals ein Spiegelbild oder Vorbild späterer Tage!

Daß in dieser Adels- und Camarillaherrschaft der Adel selbst nicht nur kräftig gedieh, sondern auch sehr vermehrt wurde, ist leicht zu schließen. Das Jahr des Regierungsantritts Friedrich Wilhelm's II., 1786, war das große preußische Adelsgnadenjahr.

Der Journée von 1786 promovirte ein Schock Namen, darunter waren allein 23 neue Grafen: die Grafen Arnim-Boitzenburg, Dyhrn, Egloffstein, Goltz, Haugwitz (vergl. V, 263), Herzberg, Hoym, Kalckreuth, Krokow, Schlabrendorf, Schulenburg-Kehnert, Trenck, Waldersee sind von diesem neuen Datum.

Wir erinnern uns vor einer Reihe von Jahren zwei kleine Büchlein in Händen gehabt zu haben welche jene Zeit in satirischer Form behandeln, das eine unter dem Titel: „Leben einer berühmten Frau, der Gräfin Lichtenau" u. s. w., mit dem Druckort „Lindau" (wenn wir nicht irren), das andere „König Saul, der Dicke" überschrieben. Es will uns scheinen als ob Vehse diese Quellen unbekannt geblieben seien, wiewol sie vieles piquante Detail enthalten, dessen wir uns jedoch wegen der Zeit nur noch sehr fragmentarisch entsinnen. Jedenfalls sind beide Schriften heutzutage äußerst selten.

Friedrich Wilhelm III. begann seine Regierung mit einer gewissen Energie, Selbständigkeit und ehrlichen Tüchtigkeit. Er beging jedoch den großen Fehler das Cabinet seines Vaters beizubehalten, namentlich drei Männer, welche „durch die unlautern und ungeschickten Gänge der Diplomatik den Staat an den Abgrund des Untergangs führten": den Minister des Auswärtigen Grafen Haugwitz, den Cabinetsrath Lombard und den Gesandten Marchese Lucchesini. Ehe indeß der Einfluß der Genannten eine so ausgeprägte, verderbliche Richtung nahm, standen dem Könige besonders zwei andere Männer am nächsten: der Generaladjutant von Köckeritz und der Cabinetsrath Mencken, Beide sehr brave Leute, doch sonst an Talenten ungleich, indem nur Letzterer die nöthige Einsicht besaß welche man von dem Rathgeber eines Königs verlangen muß. Köckeritz war, wie ihn Vehse schildert, ein durchaus gutherziger, ehrlicher, freundlicher, ja edler und uneigennütziger, reiner Mensch, aber ebenso sentimental wie sein König, und dazu sehr dick, sehr unbeholfen, sehr beschränkt und sehr langweilig; er wurde indeß trotz seiner Beschränktheit zurathegezogen. Dabei konnte er kein Geheimniß bewahren und schadete durch seine Geschwätzigkeit ungemein. Er blieb Generaladjutant bis 1810, wo ihn Boyen ersetzte. Anders Mencken, der mit einer freimüthigen und rechtschaffenen Gesinnung eine tüchtige Geschäfts- und Sachkenntniß verband. Er huldigte den Grundsätzen der Nationalversammlung von 1789 in Frankreich und veranlaßte seinen Monarchen zu verschiedenen liberalen Edicten, wie z. B. das über die Ausmärzung untauglicher Subjecte, „unnützer Brotesser", aus dem Beamtenstande. Mencken stammte von der berühmten leipziger Familie desselben Namens, deren Mitglied Johann Burchard z. B. von Anfang des vorigen Jahrhunderts mit großem Ruhm die Rectorwürde an der Universität mehr als ein mal bekleidet hatte und in solcher Eigenschaft von dem schlesischen Poeten Günther besungen worden war.

Haugwitz war 1752 in Schlesien geboren, und „schon in seiner Jugend ward der Grund zu einer Hauptrichtung, die in seinem Wesen später hervortrat, gelegt: er ward mit fromm herrnhutischer, sentimentaler Vornehmheit umgeben". Er studirte zuerst in Halle und dann in Göttingen, wo damals eben der bekannte „Hainbund" existirte. Hierauf ging er auf Reisen. Unter Anderm zog er 1775 mit Graf Christian Stolberg und Goethe in die Schweiz, wo er Lavater kennenlernte. Dieser äußerte in Bezug auf ihn: es sei ihm nie ein Mensch vorgekommen der hinter der Larve eines Christuskopfes soviel Immoralität und Schlechtigkeit verberge. Friedrich Wilhelm II. verwendete ihn zu diplomatischen Geschäften, obwol es ihm an „aller vorhergegangenen diplomatischen Bildung gebrach". Auch bei der Lichtenau wußte er sich einzuschmeicheln, und sie hielt sehr große Stücke auf ihn. Nichtsdestoweniger war er einer der Ersten welcher beim Beginn der neuen Regierung als Feind gegen sie auftrat. Die Aufzeichnungen von Gentz, Stein, die „Mémoires d'un homme d'état" charakterisiren Haugwitz mit unumwundener Schärfe, und zwar als einen beschränkten, haltungslosen, unfähigen und in sinnlichen Genüssen sich erschöpfenden Menschen. „Zu dem Allen kam noch", fügt Vehse hinzu, „daß Haugwitz nicht im geringsten selbständig war. Er ward geradezu unterjocht durch seinen Cabinetsrath Lombard." Dieser Lombard, geboren 1766, war der Sohn eines

Friseurs aus der französischen Colonie. Er kam durch Beyme in den höhern Staatsdienst, und wurde 1803 nach Brüssel gesendet um Bonaparte aufzuwarten. Hier ließ er sich vom Ersten Consul kaufen und handelte fortan nur im französischen Interesse. Vehse führt eine Stelle aus des Liefländers Merkel Lebensbeschreibung an, aus welcher man ersehen kann daß Lombard die schwankende Unentschlossenheit des Cabinets in den Jahren 1805 und 1806 zuzuschreiben ist, indem durch ihn Haugwitz' Politik über die „männliche, feste Staatsklugheit Hardenberg's die Oberhand behielt". Er verschuldete das ganze Unglück von 1806. Vehse theilt noch folgendes Citat mit, welches man als einen Beitrag diplomatischen Treibens sicher nicht ohne Interesse lesen wird:

Der keckste und ärgste Streich seines Hochverraths wäre, wenn wahr, folgender Vorfall, den man als ganz bestimmt erzählte. Der König beschloß schon in der Mitte Septembers 1806 Rußlands Hülfe aufzurufen, und um die Auffoderung recht sicher und schnell nach Petersburg gelangen zu lassen, wurde der Oberstlieutenant von Krusemark (gest. 1822) mit ihrer Ueberbringung beauftragt. Lombard empfahl diesem einen gewandten Menschen, der des Französischen vollkommen mächtig war, zum Reisediener, und er wurde angenommen. Erst später erfuhr man daß dieser Mensch der zur Colonie gehörte ein Vetter Lombard's war. Krusemark trug die Depeschen auf der Brust bis er in Petersburg anlangte; dort legte er sie, um sich sogleich zu ihrer Uebergabe umzukleiden, einen Augenblick ab und ging ins Nebenzimmer: als er zurückkehrte waren sie verschwunden, und alle Bemühungen Krusemark's und der Polizei sie aufzufinden blieben vergeblich. Es blieb Nichts übrig als einen Kurier nach Berlin zu senden, nach einer neuen Ausfertigung derselben: es gingen ein paar Wochen darüber hin, und die russische Armee, deren früheres Anrücken die Schlacht bei Jena entweder ganz verhütet oder ihre Folgen schon in Deutschland gehemmt hätte, erschien erst auf dem Kampfplatz als die Trümmer des preußischen Heers schon nach Ostpreußen zurückgetrieben waren in die letzte Grenzprovinz.

Persönlich war Lombard „ein frischer Kopf, classisch gebildet, und besaß ein nicht gemeines Dichtertalent", aber er war zugleich ein arger Wüstling und Spieler, sodaß sogar Gentz über ihn die Achseln zuckte.

Der Marchese Hieronymus Lucchesini, geboren 1752 zu Lucca, gehörte gleichfalls zu den perfidesten diplomatischen Intriguanten. Er war der Schwager Bischofswerder's, und sein Hauptstreben lief darauf hinaus „sich Geld zu machen". Im Jahre 1802 finden wir ihn als Gesandten in Paris. Es heißt bei Vehse:

Von hier sandte er Depeschen ein die keineswegs immer mit der Wahrheit stimmten wie sie das Interesse seines Hofs erfoderte, sondern immer möglichst so gefärbt und beleuchtet wie es seinem eigenen Interesse convenirte: denn er wünschte um jeden Preis seine angenehme Situation solange ununterbrochen fortdauern zu sehen als möglich. Dazu drängte ihn besonders seine Gemahlin, die ihn unbeschränkt beherrschte.

Hier in Paris stand Lucchesini in freundschaftlichstem Verkehr mit Talleyrand; dagegen war er Napoleon verhaßt, und diesem Umstande, bemerkt der Verfasser, ist die immer steigende Misstimmung des französischen Kaisers gegen Preußen zum großen Theile mitbeizumessen. Napoleon verlangte endlich seine Abberufung, und jetzt stimulirte Lucchesini den König von Preußen zum Kriege gegen den Kaiser. Diese Wendung brachte ihn besonders bei der Königin Luise in Gunst, sodaß auch sie für den wahren Charakter des Mannes kein Auge hatte. (Für die Männer und Ereignisse zu Anfang des Jahrhunderts sind die „Vertrauten Briefe" von Cölln eine der wichtigsten Quellen.)

Kurz, Friedrich Wilhelm ward völlig getäuscht und verrathen, und die Partei des Prinzen Louis Ferdinand, welche das Verderben schon längst hereinbrechen sah und fort und fort zu energischen Maßnahmen gerathen hatte, mußte sich ruhig im Hintergrunde halten. Die letzten 30 Seiten des fünften Theils unsers Werks geben ein interessantes Bild von dem Charakter, dem Leben und Treiben des genannten genialen Prinzen, besonders nach Mittheilungen aus einem 1848 veröffentlichten Tagebuche seines Adjutanten Karl von Nostitz. Prinz Louis war unstreitig nach Friedrich dem Großen die bedeutendste Persönlichkeit des Hohenzollernschen Hauses, und es ist zu bedauern daß ihm nicht eine öffentliche Thätigkeit und ein längeres Leben beschieden war.

Für die Darstellung des Feldzugs von 1806 benutzt Vehse zum größten Theil die Aufzeichnungen von Gentz, und knüpft daran Citate aus Droysen's „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg", aus der „Galerie preußischer Charaktere" (Germanien 1808) u. s. w., sodaß uns jene Tage mit ihren Ereignissen und Persönlichkeiten in ziemlich plastischen und individuellen Zügen vor die Seele treten. In den dem Kriege vorangehenden Maßnahmen seitens des preußischen Cabinets zeigte sich jetzt dieselbe Erscheinung die bereits unter Friedrich Wilhelm II. zum ersten mal stattfand, und die sich bis in die neuesten Zeiten immer wieder in traurigster Weise und zur Benachtheiligung der wahren Interessen des Landes wiederholt hat. Friedrich der Große war ein Regent der stets die öffentliche Meinung seines Volks für sich hatte. Unter seinem Nachfolger beginnt jener unselige Zwiespalt, auf den man nicht genug hinweisen kann: der Zwiespalt zwischen Regierung und Volk. Wer wollte den Champagnefeldzug 1792? Das Volk, der Bürgerstand wahrlich nicht, sondern der östreichisch gesinnte, elende Bischofswerder und ein Theil des adeligen, mit großmäuligen Eroberungsphrasen renommirenden Offiziercorps; der klägliche Ausgang des Unternehmens hat den gesunden Sinn der Volksstimme gerechtfertigt, und vergebens sagte der Herzog von Braunschweig als es bereits zu spät war: „Mein Leben gäbe ich dafür, wenn ich jenes unglückliche Manifest (das bekannte Manifest gegen Paris) nicht unterzeichnet hätte." Friedrich der Große hatte eine echtmonarchische Regierung geführt; nach ihm erhob sich die Herrschaft der bloßen dynastischen Interessen, der egoistischen volksfeindlichen Parteien, der Adelscliquen, der Camarillen, der Beamten, der Pfaffen u. s. w., und mit dieser Herrschaft der unablässige Kampf gegen den Fortschritt des Geistes. Das Bündniß welches man am 15. December 1805 mit Frankreich abschloß widersprach der damaligen öffentlichen Meinung aufs entschiedenste. Das Volk fühlte mit feinem Instinkt daß Napoleon be-

reits auf mannichfache Weise die deutsche Nationalehre verletzt habe: was kümmerte sich indeß ein verrätherisches Cabinet um Nationalehre! Als man endlich gezwungen Napoleon eine Armee entgegenschickte, war der günstige Moment den Kämpfen Oestreichs gegen Frankreich zu secundiren längst verstrichen.

Vom Ende des Jahres 1806 an bis 1815 waren Regierung und öffentliche Meinung Eins: daher der vollständige Sieg über die Herrschaft Napoleon's. Nach 1815 beginnt abermals der Zwiespalt, und wir glauben daß er im Allgemeinen bis auf unsere momentane Gegenwart herab nur immer klaffender geworden.

Der Abschnitt von der Regeneration Preußens nach der unglücklichen Schlacht bei Jena bringt die Personalien Stein's, Hardenberg's und Scharnhorst's, und berichtet nebenher über Boyen, Gneisenau, York u. s. w. Wir begegnen hierbei vielfach Mittheilungen aus Pertz' neuerdings erschienenem trefflichen Werke über das Leben Stein's. Ueber das Leben des Hofs in dieser Periode ist nur sehr wenig gesagt, offenbar zu wenig, gehen wir auch immerhin von der Annahme aus daß Alles vor der großen Nationalangelegenheit in den Hintergrund tritt. Die Urtheile der Zeitgenossen über Stein stehen so ziemlich miteinander im Einklang; denn was York gegen ihn vorbringt ist nur die einseitige Stimme eines Standes, des Adels, welcher in den Neuerungen des großen Ministers seine egoistischen Particularinteressen verletzt sah. Ueber Hardenberg dagegen sprach man sich in sehr widerstreitendem Sinne aus. Der Ritter von Lang in seinen „Memoiren" und der Bischof Eylert in seinem Leben des verstorbenen Königs können nicht Worte genug zu seiner Verherrlichung finden; der strenge Niebuhr nennt ihn „den elendesten Menschen" und einen „schwachen Thoren". Am richtigsten urtheilt man vielleicht, wenn man seine liebenswürdige und leutselige Persönlichkeit, seinen reichen und gebildeten Geist, seine diplomatische Gewandtheit, seine klare Heiterkeit, seinen hellen Verstand und sein Geschick in der Geschäftsführung anerkennt, ihn dabei aber als einen Mann betrachtet dem es an entschiedener Selbständigkeit, an ethischem Pathos und an Energie und Tiefe des eigentlichen Charakters fehlte.

Der Darstellung der Freiheitskriege schickt Vehse folgende Bemerkung voran:

Wenn es irgend Jemand gibt der von der Schärfe und Tiefe des bitter-ernsten Hohns durchdrungen ist, der in der klaren Thatsache liegt daß der hohe Flug der Bewegung in den sogenannten Befreiungskriegen ein so niedrig-kleinliches Verkommniß „im Sande" gehabt hat, so bin ich es.... Nichtsdestoweniger ist es bei einer ernsten wissenschaftlichen Darstellung Pflicht sich in die Grundstimmung hineinzuversetzen aus der heraus gehandelt wurde, und wo diese Grundstimmung eine so überdiemaßen edle und aufopfernde von Seiten des Volks und des Hofs war, ist diese Pflicht zugleich eine Erquickung. Der große Zweck, das Loskommen vom französischen Druck und vom Franzosengeist, ward erreicht; der Hof und die Hofumgebung geriethen aber durch die sogenannten Befreiungskriege in ganz andere Abhängigkeiten. Das lange Zusammenleben in der intimsten Nähe mit dem Hofe des durch und durch elegant und galant durchdüftelten und mystisch-romantisch tingirten, aber unter dieser parfumirten Nebelkappe eines rêve chevalier wunderbar fein praktisch diplomatisirenden und dissimulirenden Alexander — sowie die nicht minder wunderbar imponirenden Anschauungen der ultrafashionablen Zustände am glänzendsten Hofe der Welt, dem des Prinz-Regenten auf der kurzen englischen Reise nach dem ersten Pariser Frieden — endlich das acht Monate lange Treiben auf dem Congresse in Wien, wo Metternich und Talleyrand damals ihre Glorie sehen ließen — alles Das brachte den berliner Hof in ganz neue Abhängigkeiten von fremden Einflüssen.

Es folgen die Personalien Blücher's, des Mannes in welchem die Bewegung ihren Concentrationspunkt fand. Außerordentlich bezeichnend ist Blücher's, des Volksmannes, Haß gegen die Diplomaten, „diese Schwerenöther von Federfuchsern", wie er sie nennt, und speciell gegen Metternich, „den überschlauen", „den listigen Esel", den „Schafskopf" nach seiner überderben Herzensergießung: in diesem Hasse liegt der Richtspruch über den Wiener Congreß und die ganze spätere Entwickelung. Die Freiheitskriege wurden vom Verfasser eines Breitern ausgeführt als es für seinen Zweck nöthig war; dagegen ist die folgende innere Geschichte von 1815—40 theilweise zu spärlich bedacht. Ueber das Leben des Königs lesen wir meist nur Citate aus Eylert, und die Darstellung des „Calmirungssystems" in Staat und Kirche hält sich durchweg auf der Oberfläche. Wenn der Verfasser nicht tiefer und umfangreicher in die Verhältnisse eingehen wollte oder durfte, so hätte er am besten gethan sein Werk mit dem Jahre 1815 zu schließen; es müßte denn ein siebenter Theil noch Manches ergänzen.

Der Einfluß Oestreichs und speciell Metternich's gewann leider seit 1815 das Uebergewicht in Deutschland und fand auch am preußischen Hofe eine ihm hülfreiche handleistende, volksfeindliche Partei. Hardenberg, der die Geschäfte noch bis 1822 leitete, stand bereits in einem Alter wo sich seine angeborene Charakterschwäche nur umsomehr geltendmachte. Vehse sagt:

Eitel genug auf seine Stellung, um sie solange zu halten als es nur gehen wollte, unfähig aber die große Bewegung, welche die Befreiungskriege hervorgerufen hatten, auf eine würdige und großartige Weise zu leiten, warf er sich, um dieser Bewegungspartei Widerpart zu halten, der Reactionspartei in die Arme. Hardenberg war es der es verschuldete daß sonach die große Bewegung so kleinlich ausging. Hardenberg verbündete sich, um nur am Ruder zu bleiben, mit dem Fürsten von Wittgenstein, der als das Haupt der Widerstandspartei, der preußischen Tories galt, weil er in ausgezeichnetem Maße das Vertrauen des Königs genoß, er verbündete sich sogar mit dem Mecklenburger C. A. Ch. H. von Kamptz, dem Demagogenriecher.

Kurz, Preußen erhielt die versprochene Constitution nicht, statt dessen 1823 bekanntlich die Provinzialstände. Als die Wünsche nach der Constitution 1830 abermals lautwurden, beschwichtigte man sie 1833 mit dem Deutschen Zollverein.

Mehr noch als Hardenberg und nach ihm Bernstorf ließ sich (1832—37) Ancillon als Minister des Auswärtigen von Metternich gebrauchen, namentlich dazu in der Fronte vor Oestreich gegen den Liberalismus in Deutschland zu Felde zu ziehen.

Ancillon unterschrieb 1834 in Wien, wo ihn Metternich durch den schmeichelhaftesten Empfang fetirte, die berüchtigten freiheitsmörderischen Ordonnanzen. . . . Am allerschlimmsten aber war für Preußen daß Metternich den frankfurter Präsidialgesandten Grafen Münch-Bellinghausen nach Wien, „um mit Rath bei der Hand zu sein", berufen hatte und deshalb der preußische Gesandte von Nagler der Bundesversammlung präsidirte. So erschien die Form und definitive Redaction der freiheitsmörderischen Ordonnanzen mehr als ein Machwerk des temporairen preußischen Präsidiums als ein Resultat gemeinschaftlicher Berathung.

Der Verfasser verfolgt schließlich die auswärtige Politik Preußens in kurzem Umriß und anhangsweise bis auf die jüngste Gegenwart. Bittern Tadel erfährt namentlich der Baron Heinrich Arnim, auch ein ehemaliges Mitglied der Cirkel in der Wilhelmsstraße, „nicht gerade der liberalste unter den Romantikern des Hofs, aber der romantischste unter den Liberalen", wie sich Vehse ausdrückt. In Bezug auf Manteuffel heißt es: „Die östreichische Diplomatie feierte ihren Triumph in den Dresdener Conferenzen und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa."

Wir waren in dem Vorangehenden bemüht den Gang und das Ganze des Vehse'schen Werks mit einigen allgemeinen Umrissen zu skizziren, und hoben für diesen Zweck gewisse Punkte der Beachtung hervor, die wir nach Bedarf mit unsern eigenen Bemerkungen begleiteten. Es schien uns Dies geeignet das Werk dem Leser näher zu führen, umsomehr, als eine streng-wissenschaftliche, kritisch-historische Prüfung der Einzelheiten offenbar nicht nur die räumlichen Grenzen d. Bl., sondern auch die Tendenz der von ihnen erstrebten „Unterhaltung" gar sehr überschritten hätte. Nachdem wir diese Contouren gegeben, kommen wir noch einmal auf unsere Einleitung zurück und zwar auf den Tadel den wir in den Worten aussprachen daß der Verfasser das gesammelte Material nicht durchweg nach Gebühr kritisch gesichtet und zu einer künstlerischen Darstellung verarbeitet. Specialisiren wir nun diesen Tadel etwas näher, so müssen wir zuvörderst bemerken daß sich schon im Allgemeinen ein Misverhältniß der Behandlung herausstellt, wir meinen die Ungleichheit derselben. Zweifelsohne sind die beiden ersten Theile die gelungenste Partie des Buchs, die Epoche von Joachim II. bis in die Zeiten Friedrich Wilhelm's I. Der dritte und vierte Theil, Fortsetzung Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II., lassen in dem reichen Material, welches zwar durch manche aus neuern englischen Publicationen entlehnte Notiz zweckdienlich vermehrt, noch lange aber nicht, namentlich in Bezug auf die Ausbeute gleichzeitiger Memoirenschreiber, Historiker und Publicisten oder späterer Sammler, erschöpft wurde, schon gar zu oft die gründliche Distinction vermissen. Die beiden letzten Theile zeigen dem schärfern und kundigen Blicke mannichfache Lücken, wenn wir auch vermuthen daß ein wahrscheinlich noch folgender siebenter Theil noch Verschiedenes zur Ergänzung seines Vorgängers nachtragen dürfte, z. B. die Statistik des Adels in jüngerer Zeit, die Mediatisirungen, die Personalien von Leuten wie Gentz, Tschoppe u. s. w., die Etats der letzten 30 Jahre u. s. w. Kurz, das Werk nimmt, je weiter es vorschreitet, an materiellem Werth ab. Ueber den Adel ferner sind die Bemerkungen oft willkürlich ausführlich, oft willkürlich dürftig, und beschränken sich meist nur auf statistische Familiennotizen, sodaß der Verfasser eigentlich nicht von einer „Geschichte" des Adels sprechen kann. Die „Geschichte" der preußischen Diplomatie ist ebenfalls vorwiegend nur eine fortlaufende Statistik des diplomatischen Corps in Berlin und der preußischen Gesandtschaften auswärts. Eine besonders merkbare Schwäche des Werks ist der Mangel einer etwas consequenter systematischen Behandlung. Daher die oft zwei-, ja dreimalige Wiederholung einer und derselben Sache, daher hier und da ein den Ueberblick erschwerendes, zuweilen völlig verwirrendes Durcheinander, oder eine unorganische, ungruppirte Häufung des Materials auf manchen Punkten, während es auf andern wieder der Darstellung entzogen wird. Es will uns bedünken als ob der Verfasser, nachdem er das Material gesammelt, sich nicht die nöthige Zeit zur Ver- und Durcharbeitung genommen, und zu flüchtig, sowie auch ohne die genügende kritische Schärfe zu Werke gegangen sei. Nicht nur der vorher erwähnte Umstand weist hierauf hin, sondern auch noch einige andere dem Beurtheiler aufstoßende Mängel, z. B. so manche kleine Unrichtigkeiten in den Angaben, Ungenauigkeiten oder Widersprüche im Ausdruck, unabsichtliche Uebergehungen ganz naheliegender, zur Anführung geeigneter Data u. s. w. Vielleicht war jene Flüchtigkeit auch schuld daß der Verfasser uns öfter bei Personen, über welche er aus Quellen ganz zwiespältige Urtheile anführt, mit seiner eigenen Kritik, seinem eigenen Urtheil völlig im Stich läßt, wenigstens das zur Erklärung des Charakters Nöthige beizubringen vergißt. Nicht jede Enthaltung des Urtheils ist Objectivität. Sodann, erlauben wir uns zu bemerken, war an manchen Orten die Angabe der Quelle dringendes Bedürfniß und man wird vom wissenschaftlichen Standpunkt aus das Recht dieser Foderung sehr wohl begreifen. Der äußerlichen Uebersichtlichkeit konnte ein großer Vorschub geschehen, wenn der Verfasser bei den Personen und Sachen welche mehrmals erwähnt werden ein Citat der Seiten angegeben hätte, wo ferner von ihnen oder wo am ausführlichsten von ihnen die Rede ist, und wenn er namentlich jedem Theile ein Sach- und Personalregister zugefügt hätte.

Wir haben in unserer Einleitung endlich den objectiven Standpunkt und den Sammelfleiß des Verfassers hervorgehoben: diese beiden Punkte sind es vorzugsweise welche, trotz der gerügten Mängel, das Werk nichtsdestoweniger, wenn auch nicht zu einem eigentlich wissenschaftlichen Monument, so doch zu einer ebenso unterhaltenden wie einen größern Leserkreis mannichfach aufklärenden Lecture machen. 47.

Neue Romane.

1. Der Kaufmannsdiener. Ein antwerpener Sittengemälde von P. F. van Kerckhoven. Aus dem Flämischen übertragen von E. Berlit. Mit Zeichnungen nach Eugen de Block. Kassel, Raabé u. Comp. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Bezeichnung „antwerpener Sittengemälde" mag insofern gelten als nach der Darstellung das Charakteristische darin gesucht werden muß daß Söhne geringer Leute häufig bestrebt sind eine Stelle als Comptoirschreiber zu finden, um günstigen Falls im Laufe der Jahre ihr Glück zu machen, mindestens aber doch ein Honorar von jährlich 1000—1500 Fl. zu erreichen, und dann bescheidentlich ihren Lebensfaden so gut abzuspinnen als es gehen will. In allem Uebrigen was der Verfasser uns vorführt unterscheidet sich das antwerpener Leben in nichts Wesentlichem von dem Leben anderer Orte. Hier wird nun Peter, der Sohn eines armen Schneiders, aufgestellt; der wegen seiner guten Handschrift in ein Kaufmannscomptoir aufgenommen wird, zwei Jahre umsonst dienen muß, es nach Jahren bis zu 1500 Fl. bringt, eine Magd heirathet, sparsam lebt, und in stiller Genügsamkeit ein alter Mann wird, der seinen Sohn die Rechte studiren lassen kann. Das ist es Alles. Die Behandlung der ganzen Geschichte erinnert lebhaft an die bezopfte Art und Weise wie man vor etwa hundert Jahren sich in Moral und Humor, als wären sie aus dem Lateinischen übersetzt, zu ergehen pflegte, so zwar daß der Schriftsteller sich selbst nicht loswerden konnte, worüber denn natürlich seine Geschichte so ziemlich links liegen blieb. Hätte der Verfasser seinen Peter gehörig in den Vorgrund geschoben und die ewigen Reflexionen in Handlung aufgelöst, so hätten wir ein Lebensgemälde. Wie das Buch jedoch einmal ist, konnte es füglich unübersetzt bleiben.

2. Der Voigt von Silt. Von Theodor Mügge. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1851. 8. 3 Thlr.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten die Stelle zu ermitteln welche das Buch in der Literatur etwa einnehmen kann. Der Verfasser hat Das selbst unentschieden gelassen, während Andere gewiß mit der Bezeichnung „Politischer Roman" oder dergleichen bei der Hand gewesen sein würden. Eine Frage jedoch drängt sich unwillkürlich vor. Wir sehen nämlich die Verhältnisse oder vielmehr die Misverhältnisse Schleswigs zu Dänemark vor uns wie sie durch die Jahre von 1825 bis etwa 1837 ans Licht traten. Die Frage ist daher: Wozu nützt das Buch heute noch? Es steht natürlich auf Seiten Schleswigs und hatte, mag es nun ein Roman sein wollen oder nicht, jedenfalls von etwa 1846 an ein reicheres Material zu seiner Verfügung als damals wo nur ein einzelner junger Mann, Jens Lornsen von Silt, Kraft, Liebe, Glück, das Leben sogar, einer Ueberzeugung opfert die wol Mancher mit ihm theilte, nicht aber den Muth hatte für sie zu kämpfen. Und überhaupt was sollen wir jetzt noch nach Schleswig hinüberschauen? Sein Geschick ist erfüllt! Wir wollen darauf nur erwidern: Es handelt sich bei diesem Buche nicht um Schleswig. Die unglückseligen Verhältnisse dieses Landes sind vielmehr nur ein der Weltgeschichte enthobener Spiegel, in welchem zunächst wir Deutsche nicht oft genug uns betrachten können. Vorzugsweise ist es jedoch Jens Lornsen, fesselnd als Prototyp aller jener Ueberzeugungsfesten die der Pygmäenwelt der Tagesmenschen weichen müssen, und für sich Nichts errungen haben als einen fleckenlosen Tod. Dem Buche, sofern es als Kunstwerk betrachtet werden muß, wäre manche Willkür, manches Flüchtige, Oberflächliche nachzuweisen: es bietet dafür jedoch Entschädigung, z. B. in dem diplomatischen Allerweltsstaatsrath Hammersteen, der immer und immer Recht hat; sodann in seiner Tochter Lina. Sie ist Aristokratin, Dänin, und opfert als solche sich selbst und den Geliebten Jens Lornsen, um endlich in seinen letzten Augenblicken daran erinnert zu werden daß sie auch Weib ist, und eigentlich immer ein edles Weib war, was sie nur vergaß, weil sie glaubte eine Dame sein zu müssen. Wir geben vorsätzlich nichts Näheres von dem Inhalte, der Geschichte des Buchs: es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge, und insofern eine Alltagsgeschichte. Es gibt aber Zeiten wo man nicht oft genug auf solche Alltagsgeschichten, nicht ernstlich genug auf ihren eigentlichen Kern hinweisen kann. Damit mag das Buch bestens empfohlen sein.

3. Nathalie. Eine Erzählung von Julie Kavanagh. Aus dem Englischen von A. Diezmann. Drei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1851. 8. 2 Thlr.

Das Buch bildet den siebzehnten bis neunzehnten Band einer Sammlung unter dem Titel: „Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen." Referent kennt den Inhalt der frühern Bände dieses Sammelwerks nicht, er weiß nur daß England im Fache der Romanliteratur allerdings Ausgezeichnetes aufzuweisen hat. Gehört der vorliegende Roman auch dahin? Die Antwort kann nur eine bedingte sein. Anerkannt muß werden daß die Verfasserin tiefe klare Blicke in das menschliche Leben und in die Individualitäten desselben geworfen hat; daß sie es versteht diese Individualitäten in ihren Charakteren, Neigungen, Schwächen, Eigenheiten darzustellen, und wie es schon eine alte Erfahrung ist daß der Dichter viel anschaulicher den Teufel zu schildern weiß als seinen Gegensatz, so finden wir auch hier eben die Personen denen der Moral- und Sittenlehrer ein gutes Zeugniß durchaus versagen muß am sprechendsten getroffen. Vorzugsweise ist Dies die alte Schulmeisterin, Demoiselle Dantin, die wir immerhin als ein ausgezeichnetes Exemplar ihrer Gattung betrachten dürfen. Es ist ferner anzuerkennen daß die Verfasserin wie wol Wenige ihres Geschlechts es versteht die geringfügigsten Umstände, die unscheinbarsten Bezüge zu benutzen um damit den Faden der Charaktere und was sie abstößt und sich dennoch wieder suchen läßt bedachtsam abzuwickeln. Allein eben diese Bedachtsamkeit, die wir vielleicht nur bei einer Engländerin finden können, verleitet gar zu leicht zum Verweilen bei Kleinigkeiten, nicht selten in einem Grade die dem Beschauer lästig, peinlich werden kann, vorzüglich in dem Falle wo äußere Handlung oder ein reiches Seelenleben keine Ausgleichung bieten. Das ist hier der Fall. Die ganze Geschichte dreht sich um den Punkt daß Nathalie, eine lebendige Provençalin von 18 Jahren, und der Herr von Sainville, der über noch ein mal so alt und anscheinend ein strenger kalter Reflexionsmensch ist, sich durch die drei Bände des Buchs wahrhaft abmühen müssen zu dem vollen Geständnisse ihrer Liebe. Geschähe nun dabei Erhebliches, so könnten wir es uns schon gefallen lassen endlich zwei so verschiedene Wesen verbunden zu sehen. Allein auch nicht einmal der Schauplatz der ganzen Geschichte ändert sich. Wir sind in einer kleinen Stadt der Normandie, an deren Ende sich das Schloß Sainville erhebt. Wir drehen uns fortwährend durch einige Stuben in der Stadt, durch zwei oder drei Zimmer des Schlosses und durch den Park, und geschähe da nur Etwas, so möchte es hingehen: indessen Nathalie ist mit einer Stickerei beschäftigt, liest einmal in einem Buche oder Briefe und führt Gespräche. Die Andern thun auch nicht mehr, und Hr. von Sainville ist meistens abwesend. Daß der Neffe desselben Miene macht ihm in die Quere zu kommen, will Nichts bedeuten, denn er erscheint nur auf Augenblicke um bald ganz und gar zu verschwinden. Dabei wird uns bei jedem gesprochenen Worte — und das Buch ist größtentheils Dialog — keine Bewegung des kleinen Fingers, keine gefallene Masche, kurz Nichts geschenkt, und Das geht so durch drei Bände und geschieht nur damit endlich die Beiden Hochzeit machen. Nun ist allerdings eine Hochzeit, zumal für ein junges Mädchen und einen Mann der ihr Vater sein könnte, immerhin ein wichtiges Lebensereigniß; auch wüßten wir nicht was eine Schriftstellerin Lieberes thun könnte als die Bedingungen zu ergründen unter denen es möglich erscheint zwei Menschen für ein vernünftiges, ehrenhaftes, segenvolles Leben und Handeln zu verbinden: gleichwol sind wir der

Meinung daß wenn einmal von einem Romane die Rede sein soll, der die Aufgabe hat jene Bedingungen zu entwickeln, der Zweck auf kürzerm Wege ebenso vollständig zu erreichen steht; oder aber wenn nun einmal drei Bände als durchaus unerlaßlich angesprochen werden, der unausbleiblichen Ermüdung selbst des ehrlichsten Lesers durch bedeutendere Motive, überhaupt durch ein reicheres Leben vorgebeugt werden muß.

4. Die Manuscripte Peter Schlemihl's. Kosmologisch-literarische Novelle von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1851. 8. 2 Thlr.

Damals als der den Kunstfreunden durch seine Aquarelle bekannte Maler Friedrich Leopold den Kindern des Grafen Itzenplitz auf einem Landsitze bei Berlin die Lehre vom Schatten vortrug, und bei dieser Gelegenheit denn auch den Schlagschatten erklärte; als darauf beim Ende der Unterrichtsstunde eine Thür geöffnet wurde, und Adalbert Chamisso dem Maler winkte um ihm ein beschriebenes Blatt vorzulesen, welches bereits eine im Moment der erlauschten Schattenlehre gebildete Scene des Peter Schlemihl enthielt; als dann in wenigen Tagen das Manuscript schon vollendet war, und Leopold als Titelblatt Chamisso's Portrait in Schlemihl's Costume gezeichnet, auch Pathe Fouqué einen Verleger gefunden: — damals konnte kein Mensch ahnen daß die eigentlich doch nur ganz simple Erzählung selbst über Deutschlands Grenzen hinaus die freundlichste Aufnahme, und als Folge derselben natürlich auch mancherlei Uebersetzungen, Bearbeitungen, Nachahmungen finden würde. Wo liegt der Grund dieser Erscheinung? Eben in dem Einfachen und Natürlichen der ganzen Composition, und darum finden wir ebenso wie seine Umgebung es ganz in der Ordnung daß jener unheimliche Graue aus seiner Rocktasche alles Mögliche hervorzieht was so ein Millionnair beiläufig als wünschenswerth bezeichnet; wir finden es ganz in der Ordnung daß der Graue den Schatten des armen Peter mit behenden Fingern vom Boden und zuletzt Schlemihl's Füßen ablöst, aufrollt und in die Tasche steckt. Wir finden es aber auch endlich ganz in der Ordnung daß der Ruhelose, einem Schatten Nachjagende zuletzt ganz aus dem menschlichen Gesichtskreise verschwindet um in tiefster Thebaiseinsamkeit das Ergebniß seiner vielfachen Studien und Entdeckungen niederzuschreiben, was Alles denn seiner Zeit bei der berliner Universität reponirt werden soll. Einen bessern, einen bedeutsamern Abschluß zu finden möchte schwer gelingen. Den Schlemihl infolge des Pacts vom Grauen holen zu lassen, hätte mindestens zu einer verbrauchten Darstellung geführt; ob sodann die Früchte der ruhelosen Schattenjägerei wirklich in eine Bibliothek gerathen oder nicht, nun wir wissen ja, in Bibliotheken ruht Vieles wovon kein Mensch weiß oder jemals erfährt: es existirt also eigentlich nicht. Nun aber kommt nach der vorliegenden kosmologisch-literarischen Novelle einem jungen Menschen, der durchaus keinen Grund hat dem Glücke Loblieder zu singen, der Gedanke: jenen Manuscripten, die in Berlin niemals angekommen sind, nachzujagen, und es gelingt ihm nach manchen Fährlichkeiten ihrer habhaft zu werden. Er bietet sie als ehrlicher Mensch zuerst der berliner Universität an, die ihn natürlich für irrsinnig halten muß, und ablehnend gute Besserung wünscht. Er müht sich um Verleger für seine Schätze, vergeblich! Er will sie in Form einer Zeitschrift der Welt vorlegen, nicht möglich! Nicht einmal als Maculatur kann er sie unterbringen, und stirbt endlich arm dahin, von der Last seines eisernen Fleißes erdrückt. Wir sehen hier daher eine Species jener Gattung von Gelehrten wie sie in frühern Zeiten häufig vorkam, aber auch heutzutage dann und wann noch sichtbar wird. Es sind Das die nach wenigen Jahren schon zusammengetrockneten Jünger der Weisheit, deren größte Freude es ist ämsig Heft an Heft zu reihen, und da der Himmel ihnen die Fähigkeit versagte ihr Wissen irgendwie in der Welt geltendzumachen, so klammern sie sich leicht an Zweige denen die Welt für den Augenblick wenigstens keinen Werth beilegt. So vereinsamen sie immer mehr und mehr, begnügen sich leicht mit den knappsten Lebensbedürfnissen, und wenn sie so glücklich waren, mit einem weichen Gemüth begabt, es nicht verknöchern zu lassen, so steht neben ihrer düstern Gelehrtenlampe wol auch das Licht einer frühen Jugendliebe, die in stiller Resignation endlich ihr Ziel erreicht, und es ist schwer zu sagen ob dieses Glück beneidenswerth oder in seinem wehmüthigen Lächeln zu beklagen ist. Fast unausbleiblich verfallen sie irgend einer fixen Idee, und dahin gehört denn auch der felsenfeste Glaube des Helden unserer Novelle — Mendel ist sein ziemlich jüdisch klingender Name — nicht allein daß Peter Schlemihl wirklich existirt, sondern auch, und Das ist ihm die Hauptsache, daß er einen unabsehbaren Schatz gelehrter Manuscripte hinterlassen habe, die nothwendig noch in Aegypten aufzufinden sein müßten. Soweit ist Alles gut; auch läßt sich nichts Sonderliches dagegen einwenden daß Mendel sich auf die Reise macht, alle Hindernisse glücklich besiegt und endlich jenseit der Memnonssäule das Ziel seiner Sehnsucht erreicht. Aber er findet auch leibhaftig die Manuscripte, und Das ist mit Erlaubniß des Verfassers mehr als unsere prosaische Zeit zugeben kann. Bildete der Mangel einer „kosmologisch-literarischen" Novelle wirklich noch eine fühlbare Lücke in unserer Allerweltsnovellenliteratur, so mochte diesem Mangel wol in anderer Weise abzuhelfen gewesen sein als durch ein schroffes Nebeneinanderstellen von Poesie und Prosa, von welchen, merkwürdig genug, eben nur die letztere ganz unglaublich erscheint. Handelte sich es darum einige Producte vereinsamter Gelehrtenanstrengungen beizubringen, so konnten sie füglich bedeutend beschränkt werden, und die Novelle behielt immer noch vollen Anspruch auf den Namen einer kosmologisch-literarischen. Referent verkennt keineswegs die im Schriftstellerherz tieferschütternde Ironie so mancher Einzelheiten des Buchs, die in dem humoristischen Verzweiflungsrufe der drei letzten Worte „Wer kauft Manuscripte?" erfolglos zusammenströmen; immer aber drängt sich die Frage auf: Für wen ist die Novelle geschrieben? Zur Erweichung harter Verlegergemüther? Für Fachgelehrte? Für Wissenschaftsdilettanten? In allen drei Fällen darf sie nur auf ein sehr beschränktes Publicum rechnen. Eine Novelle aber, und so gewiß auch diese, will das ganze Publicum, und dieses bezeugt dem Verfasser gern seine Anerkennung des großen Aufwandes gelehrter Vielseitigkeit: allein es weiß damit Nichts anzufangen! Es ist ihm ein todtes Capital; es hat nicht heute nur, sondern zu allen Zeiten andere Dinge zu thun, andere Ansprüche, andere Liebhabereien. Wenn wir sodann noch erwägen daß in dem allerdings großen Novellenpublicum Frauen und Jungfrauen eine bedeutende und bedeutsame Majorität bilden, so beschleicht uns die Furcht diese kosmologisch-literarische Novelle dürfte in mancher Beziehung das Schicksal jener Manuscripte theilen die sie selbst mit so großer Sorgfalt dem armen Mendel in die Hände spielt. Möge diese Furcht eine unnütze sein! Das ist der aufrichtige Wunsch, freilich nur eines Recensenten, der aber doch immer auch zum Handwerk gehört, und daher ebenfalls dabei interessirt ist daß namentlich in gegenwärtigen gedrückten Zeiten das Gewerk möglichst florire.

5. Josephine. Eine Novelle aus unsern Tagen von Franziska Gräfin Schwerin. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Josephine, mit körperlichen Reizen von der Natur stiefmütterlich ausgestattet, hat schon als Kind sich eines unglücklichen Knaben angenommen. Es entwickelt sich ein Verhältniß wie wir es oft im Leben sehen: der Knabe kommt auf die Schule, die Universität, und hält es für unmöglich Herrlicheres zu erreichen als eine Lehrerstelle und Josephinens Hand. Er wird Hauslehrer, findet das Fräulein schöner als Josephine, und eine bescheidene Lehrerstelle ist durchaus nicht mehr das Ziel seiner Wünsche. Die junge Dame läßt sich seine Huldigungen gefallen um ihn endlich spöttisch abzuweisen. Verzweiflung

führt ihn an eine Spielbank; er verliert, borgt, stiehlt. Josephine ist seine Retterin und er verschwindet für lange Zeit. Es hat sich aber auch ein Präsident Ancillon gefunden, der in Josephine das Ziel seiner stillen Wünsche sieht, sie jedoch zurückhält, weil der Lehrer von Josephinens Nichte bei ihr im Vorgrunde zu stehen scheint. Indessen meint der Lehrer die Nichte und Ancillon wagt endlich das Wort: da tritt ihm Josephinens Entsagung entgegen. Mittlerweile ist auch der verschwundene Hauslehrer wieder auf den Schauplatz getreten, diesmal als italienischer Graf, Verführer und Fabrikant von Papiergeld. Er wird entlarvt und gefangen, und alle die durch ihn erregten Stürme zerknicken Josephinens Lebensblume. Das ist mit möglichst kurzen Worten die Fabel, die also die Aufgabe hat Josephine überall als Helferin, als Schutzengel, aber als leidenden, opfernden darzustellen. Geschehen ist Das auch allerdings: nur ist die Novelle zu weitläufig geworden durch mancherlei Personen die, wie sie nun einmal gegeben sind, den Organismus stören, und daher füglich mit beschränkterm Raum sich begnügen konnten. Sodann hat die Darstellung des Einzelnen wie des Ganzen an beträchtlich preciöser Sprache zu leiden, die bekanntlich gar leicht zur Unnatur wird, wie denn auch Satzbildung, Periodenbau und was Alles dahin gehört, unbeholfen sich machen müssen. Nach dem Titel gehört die Novelle „unsern Tagen" an. Das ist nur soweit richtig als der Lehrer von Josephinens Nichte früher Pastor war, allein durch die von ihm erwählte freiere Richtung, wie sie unsere Tage vielfach ans Licht stellen, mit der sogenannten Kirche zerfiel, und natürlich seines Amts entsetzt wurde.

6. Fürst und Minister. Roman von Wilhelmine Gostmann. Drei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1851. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

„Ein Wort gibt das andere!" hört man oft im Leben sagen. Der Satz findet jedoch auch Anwendung auf manches Buch, z. B. auf diesen Roman, der nicht wohl anders entstanden sein kann als daß erst einmal so ein Capitelchen hingeschrieben wurde, und die andern dann nach und nach gemächlich hinterdreinzogen. Was eigentlich die Geschichte soll oder will weiß man nicht, und gleich der Titel konnte, sogar mit größerer Berechtigung, jeder andere sein, denn es handelt sich gar nicht um Fürst und Minister, sondern um die drei Brüder Lauenstein. Der älteste ist Majoratsherr und hat einen Liebeshandel mit der Prinzessin. Der zweite war Hauptmann im spanischen Kriege, wahrscheinlich gegen Napoleon. Er ist ein biederer Mensch und will die Predigerstochter heirathen. Diese Mesalliance will der Majoratsherr nicht zugeben, ohne zu bedenken daß er selbst auf eine Mesalliance ausgeht. Der jüngere ist eine Hofcreatur und heirathet eine ältere standesmäßige Dame. Die Prinzessin wird heimlich von einem Knaben entbunden; gleichzeitig gebiert auch die junge Fürstin einen Knaben, und Beide werden natürlich ausgetauscht, ohne daß die Mütter darum wissen. Mittlerweile hat auch der Zweite das Pastorenkind geheirathet, und wird Vater einer Tochter, während der Jüngere durch einen Sohn beglückt wird. Diese Beiden müssen sich heirathen; der junge Mann ist jedoch ein Lebemensch, treibt sich in Wien und London umher und fällt hier im Duell, worauf der echte Prinz die Witwe heirathet. Man sieht die Geschichte spielt in mannichfaltigen Verhältnissen durch viele Jahre; sie spielt auch in vieler Herren Länder, und läßt eine große Zahl von Personen, Scenen und Ereignissen an uns vorüberdefiliren, von denen die einen uns nicht interessiren, die andern nicht zur Sache gehören, oder unwahrscheinlich sind. Das Ganze ist Futter für Leihbibliotheken die über einen bedeutenden Fonds freier Sonntagnachmittagsleser zu verfügen haben.

7. Stephan Jósika. Historischer Roman von Nikolaus Jósika. Ins Deutsche übertragen von Julie Jósika. Fünf Bände. Leipzig, Arnold. 1851. 8. 6 Thlr.

Ueber den Begriff des historischen Romans ist schon manches Wort vorzüglich in jener Zeit gesagt wo Walter Scott die Kritik herausfoderte das rechte Verständniß dieses Begriffs zu finden. Dennoch scheint ein vollgenügender Abschluß noch immer nicht gewonnen zu sein: oder wir müssen für die Erscheinungen in diesem Fache der Romanliteratur nach andern Erklärungen suchen, als z. B. die daß selbst der Verfasser eines historischen Romans sich des seinem Schaffen offenbar feindlich entgegentretenden Gedankens nicht so ganz erwehren könne, sein Werk gehöre einer Misch- oder Zwittergattung an, indem es die durch Urkunden oder Chroniken verbrieften Thatsachen mit Gebilden der Phantasie vermenge, wo dann störende Lücken kaum ausbleiben können. Der Maler, der Bildhauer, der Dramatiker ist in dieser Beziehung besser daran. Ein historisches Bild, gleichviel ob durch den Pinsel, den Meisel oder für die Bühne geschaffen, hat den hoch anzuschlagenden Vortheil des dramatischen Effects voraus der im Moment dem geistigen Auge klar aufgeht, und damit doch zugleich eine ganze Reihe geschichtlicher Vorstellungen poetisch erweckt. Vergleicht man das Dargestellte mit dem historischen Factum, so trifft dasselbe mit diesem vielleicht kaum irgendwo zusammen: ist es aber echtkünstlerisch gedacht und gemacht, und davon kann hier allein die Rede sein, so wird Niemand auf den Einfall kommen die Richtigkeit der Darstellung zu bezweifeln. Sie ist der verkörperte Geist der historischen Aufgabe. Handelt es sich jedoch darum historische Personen und Handlungen in der epischen Form des Romans durch drei oder mehre Bände zu verfolgen, so hat der Schriftsteller einen schweren Stand, wenn der Leser nicht ermüden, wenn er nicht gar zweifeln soll. Sorgfältige Charakteristik selbst in unbedeutend scheinenden Situationen festgehalten; klares Durchschimmern des historischen Hintergrundes, der nicht etwa nur auf den Schauplatz der Begebenheit beschränkt sein darf, sondern über die Grenzen desselben hinausreicht und die ganze Zeit in ihren Eigenthümlichkeiten umfassen muß; jede Episode organisch mit der Haupthandlung fortschreitend; Leben und Bewegung nirgend stockend, und Alles und Jedes der Geschichte und ihrer Zeit angemessen, wahrlich, es ist ein schwerer Stand, schwerer noch da wo es sich nicht darum handelt nur eine einzelne Person und ihr Schicksal vorzuführen, sondern das Schicksal eines ganzen Landes und seiner hervorragendsten Persönlichkeiten durch eine Reihe von Jahren zu entwickeln, wie Solches in dem obengenannten Roman versucht wird. Die einfache Aufgabe desselben besteht darin die weltalte Erfahrung zu verkörpern: daß der Günstling eines gekrönten Hauptes meistens auch das Opfer desselben wird.

Stephan Jósika, ein armer Edelknabe, hat dem launigen Wohlwollen des Fürsten Báthori eine sorgfältige Erziehung in Stallen zu verdanken, und steigt bei seiner Rückkehr von Tage zu Tage in der fürstlichen Gunst, sodaß er, fortwährend reich mit Gütern bedacht, bald zum Kanzler von Siebenbürgen sich erhoben sieht. Er erfreut sich dieser Gunst jedoch nicht weil etwa der Fürst seine Kenntnisse, seine Klugheit und Geschäftsgewandtheit im Bunde mit einem edeln Charakter erkannt hat, sondern weil des Fürsten absolute Unfähigkeit, Schwäche und Trägheit durch den Günstling aller Regierungssorgen enthoben wird. Unter solchen Verhältnissen würde es aller Erfahrung widersprechen, wenn der Günstling auch noch des Glücks theilhaftig sein und bleiben sollte ungetroffen von den Launen eines solchen Herrschers zu bleiben. Er muß ja nothwendig Neidern gegenüberstehen, und diesen bietet sich eben in den fürstlichen Launen die verlässigste Waffe gegen den Emporkömmling, sodaß er endlich sogar als Landesverräther fallen muß. Um diese Thatsache für den Leser ins Leben zu rufen, bedient sich der Verfasser eines großen Aufwandes von Mitteln, indem er die ganze Geschichte Siebenbürgens während der letzten Jahre des 16. Jahrhunderts, und damit eine Masse von Ereignissen und Persönlichkeiten heraufbeschwört, die meistens nur episodisch behandelt, nur locker mit dem Hauptgange zusammenhängen und mehrfach unaufgelöst abfallen. So die Geschichte des merkwürdigen und gefährlichen Abenteurers Markházi, so auch die Ge-

schichte eines politischen Geheimbundes, dessen Leiter, Anfang, Zweck, Thätigkeit und Ende gewissermaßen ganz in der Luft stehen. Daß bei diesem Bunde dem Verfasser ein Anachronismus entschlüpft, indem er nicht selbst sagt, sondern einen der Verbündeten sagen läßt, der Bund sei kein freimaurerischer, sei hier nur nebenher angemerkt. Wenn nun die Masse des Stoffs dem Verfasser zu anlockend dem Entschluß gegenüber erschien Eins und Anderes lieber aufzugeben, sodaß nun oft sogar eine dürftige Relation wie in einer Chronik zutagetritt, so bietet das Buch doch auch manche Glanzpunkte. Dahin gehören nicht wenige der landschaftlichen Gemälde, einige Episoden und viele höchst treffende und charakteristische Betrachtungen, wie denn überhaupt mehr der Ernst als sein Gegentheil den Leser ansprechen wird. Die komische Figur Gern's z. B. macht sich unbeholfen, was freilich auch im Original des Buchs als Treuherzigkeit, die etwa in der Uebersetzung von weiblicher Hand nicht recht gelingen wollte, erscheinen kann. Jedem Bande sind am Schlusse historische Anmerkungen und Citate angefügt, die da bezeugen mögen wie ehrlich der Verfasser bestrebt war selbst in den kleinsten Bezügen mit der historischen Wahrheit zu gehen. Dabei drängt sich nur das Bedenken hervor ob dergleichen Anmerkungen und Citate bei einem als Roman bezeichneten Buche irgend erheblichen Nutzen gewähren. Der eigentliche Historiker pflegt Romane nicht zu lesen; er hat sogar meistens eine unüberwindliche Abneigung gegen solche die eigens als geschichtliche sich geben. Dem sonstigen Leser können dergleichen Citate leicht überflüssig erscheinen, da er Nichts damit anzufangen weiß. Shakspeare überließ es getrost seinen gelehrten Commentatoren die Quellen aufzuspüren denen seine historischen Dramen entstiegen, und ein Engländer konnte dennoch dreist es wagen sich auf Shakspeare zu berufen um ein in Frage stehendes Factum als ein historisches zu begründen. Indessen kann nicht Jedermann ein Shakspeare sein; darum aber wird der vorliegende Roman doch gern gelesen werden, da er was ihm an echtem Kunstwerth abgeht durch gar viele, zum Theil oben schon angedeutete Partien auszugleichen weiß.

Einen durchaus andern Charakter trägt das folgende Buch:

8. Der letzte Montmorency von W. Ackermann. Zwei Bände. Leipzig, G. Wigand. 1851. 8. 3 Thlr.

Wie dort ein durch Fürstengunst gehobener Mann seinen Feinden erliegen muß, und der Verfasser den Leser mit der Ueberzeugung entläßt daß keine Schuld, höchstens nur einige Schwächen an dem Gefallenen gehaftet, so sehen wir hier nicht viele Jahre später in Frankreich ebenfalls einen schwachen Fürsten, Ludwig XIII., und ihm gegenüber ein Opfer in dem Herzog von Montmorency, über dessen Schuld oder Unschuld die Historiker bisher noch nicht fest entscheiden konnten. Darin mag die einzige Aehnlichkeit unter den beiden Romanen zu suchen sein: in allen übrigen Punkten sind sie so grundverschieden wie Siebenbürgen und Frankreich selbst. Hier war schon einige Regel und Ordnung in der nach Absolutismus hinstrebenden Staatsmaschine, und ein Richelieu wußte das noch Hindernde schon zu beseitigen, wobei ihm bekanntlich jedes Mittel recht war, wenn es nur zum Ziele führte. Hemmnisse waren die Mutter und der Bruder des Königs, Gaston, die Aristokratie und die Hugenotten. Die ersten beiden waren ungefährlich oder wurden in glimpflicher Weise unschädlich gemacht. Frankreich hat auch Nichts daran verloren daß seine Krone dem Haupte Gaston's fernblieb. Bedenklicher stand es mit der Aristokratie und den Hugenotten. In der erstern lebte noch der alte dynastische Rittergeist fort, und obgleich man es verstand viele Glieder derselben in der Hofluft zahm und lahm zu machen, so war doch immer noch ein kräftig trotzender Kern im Lande. Die Andern waren durch die Bartholomäusnacht so wenig erstickt daß sie sogar das Recht der ungehinderten Existenz auf das Edict von Nantes stützen konnten. Unter den Gliedern der Aristokratie ragten die Montmorency durch Alter, Reichthum und Ansehen hervor. Heinrich Montmorency konnte vielleicht sich unabhängig behaupten: allein wie edel und stark wir auch seinen Charakter annehmen mögen, so war es doch der Stolz der sich vom Könige zurückgesetzt fühlte, daß er nicht als Connetable von Frankreich, eine in seiner Familie bisher erbliche Würde, dastand, sondern als Gouverneur in Toulouse leben mußte: und hier beginnt das Buch. Wir dürfen jedoch nicht erwarten den Herzog im Vorgrund zu finden und darin fortwährend erhalten zu sehen: im Gegentheil ist es eine durchaus andere Person, die wir als Helden des Romans anzusprechen versucht werden. Wirklich auch zerfällt das Buch in zwei Geschichten, sodaß Montmorency fast nur als Episode betrachtet werden kann. Das Auflehnen Montmorency's, nicht gegen den König, sondern den allmächtigen Cardinal, sein Hinneigen zu der Königin und dem Prinzen Gaston, seine Verbindungen mit unzufriedenen Standesgenossen, der schlecht geleitete und unglückliche Feldzug gegen die unter dem Deutschen Schomburg stehenden königlichen Truppen, und das blutige Ende Montmorency's sind bekannte Thatsachen, an deren Verlauf der Verfasser den zweiten Roman sich entwickeln läßt. Die Herzogin will nämlich eins jener fast vergessenen Spiele wieder beleben, an denen das Mittelalter reich war. Ein poetischer Wettkampf ist angeordnet, und unter den sich eingefundenen Gästen erscheint auch ein junger hugenottischer Edelmann, Saint-Evremont. Der Kampf beginnt; er bleibt Sieger: allein eben seine letzte, von der Herzogin veranlaßte Improvisation stört das Fest, denn das Gedicht wird als feindselige Demonstration gegen den König und seinen Minister angesprochen, und der Sieger wird ins Gefängniß geführt, aus welchem der Gouverneur ihn entkommen läßt. Saint-Evremont hat aber am Hofe der Herzogin eine junge Dame wiedergefunden die er einmal aus Räuberhänden errettete, und wie wenig Hoffnung der Hugenott auch hegen darf den tiefen Eindruck welchen sie ihm zurückgelassen glücklich aufblühen zu sehen, so fragt die Liebe doch nicht nach kirchlichen Unterscheidungen. Jedenfalls ist sie das Band welches ihn fort und fort zu Montmorency zurückzieht, und an dessen Handlungen und Schicksale fesselt. Seine Theilnahme ist freilich fast nur eine passive; gleichwol nöthigt sie ihn nach Montmorency's Hinrichtung Frankreich zu verlassen, um in der Schweiz endlich die Geliebte wiederzufinden und mit ihr sein Glück.

Das ist mit kurzen Worten der Inhalt des Buchs. Die Art und Weise wie derselbe gegeben ist, läßt Manches wünschen. Vor allen Dingen fehlt es durchweg an dramatischer Bewegung, denn wie eben Saint-Evremont's Thätigkeit eine passive genannt wurde, so haftet dieser Charakter an dem Buche überhaupt, sodaß selbst der vielfach angewandte Dialog schleppend erscheint. Der Verfasser scheint es mit einer gewissen Sorgfalt vermieden zu haben den Leser selbst mit in die Handlung zu versetzen, indem er sich fortwährend die äußerste Ruhe eines historischen Referenten zu bewahren bestrebt ist. Das geht sogar soweit daß eine geisterhafte Erscheinung die dem Saint-Evremont im Gefängnisse begegnete später in natürlichem Wege mit unverkennbarer Aemsigkeit erklärt wird, als handele es sich hier darum etwanigem Aberglauben entgegenzuwirken. Selbst jener wackere Cogneux der, wie wir nach seinem Gebaben und vielen seiner Aeußerungen anzunehmen berechtigt sind, nicht ohne wesentlichen Einfluß auf den Lauf der Dinge, wie sie vorzugsweise Saint-Evremont unmittelbar berühren, ist, wird stets möglichst ferngehalten, und erscheint und verschwindet immer nur als ein unenträthselbarer Deus ex machina. So mag es sich ereignen daß das Buch nicht den Eindruck auf den Leser macht welchen ein unverkennbar sorgfältiges Studium der Geschichte jener Zeit die es umfaßt wol beanspruchen darf. Wir wünschen, nicht im Interesse der Alltagsleser, vielmehr im Interesse des Verfassers, dessen Namen wir hier zum ersten male begegnen, daß er neben seinen historischen Studien auch den Foderungen der darstellenden Kunst entschiedenere Aufmerksamkeit zuwenden möge; denn in dem vorliegenden Buche ist immer schon eine Bürgschaft gegeben daß wir Befriedigendes erwarten dürfen. Wir reihen diesem

Wunsche den zweiten an: daß unser Deutschland sich derselben Theilnahme erfreuen möge welche hier dem Auslande gewidmet ist. 1.

Was man den Vöglein ablauscht.

Seit kurzem fängt auch die Aristokratie an sich poetisch mit Natur zu beschäftigen. Auch in diese Kreise, von welchen sonst insgemein alle Reaction auszugehen pflegt, ist also bereits jene leise poetische Reaction gedrungen, die eigentlich nur deshalb Reaction heißen kann, weil sie die Geister der verklungenen deutschen Romantik im verjüngten Maßstabe heraufbeschwört und, freilich noch auf modernungeschickte Weise, die Nothwendigkeit darthut daß, wenn das Menschliche in seiner Größe, Wahrheit und poetischen Tiefe dem Dichter ausgegangen, wenn eine Scheinpoesie dies hohe Menschliche, das allezeit des Menschen letzte Studie sein soll, bis zum schalen Zerrbild und ekeln Popanz der Zeit ernüchtert hat, daß alsdann um die Poesie selbst zu retten auf den ewigfrischen, offenströmenden Urborn alles Schaffens, Zeugens und organischen Webens, d. h. auf die Natur zurückgegangen werden muß. Der Sinn dieser jetzt mehr als je naheliegenden Betrachtung ist: es muß wieder eine echte Naturpoesie gestiftet werden; was dann Weiteres aus unserer Poesie überhaupt werden wird, muß die Folge zeigen. Man darf auch die kleinsten, unbedeutendsten Anfänge, Versuche, Symptome, oder wie man es nennen will, in dieser Beziehung nicht leicht nehmen. Es wird noch eine Weile dauern ehe die Natur im Großen — der ewige Kosmos, der das Ein und All der Schöpfung ist — ihre verborgenen Schachte, ihre leuchtendsten Offenbarungen, ihre geheimsten Gedanken wieder dem deutschen Poeten öffnet. Das ist schon recht; die deutschen Poeten müssen erst einmal Jesum Christum erkennenlernen. Ebendarum soll vorläufig auf das leiseste Drängen nach jenem Ewig-Einen, das uns so leuchtend umgibt, geachtet, und dieser Drang wo er sich zeigt nicht verschmäht werden. Denn ewig wahr, und gerade für den Wendepunkt welcher der Poesie zunächst bevorsteht bezeichnend und treffend bleibt der Ausspruch Adalbert Stifter's: „Ein Dichter darf von der Natur Nichts entlehnen. Er muß sie entweder fliehen oder ganz in ihr wohnen.“ Was aber der deutschen Poesie ihre lange Naturflucht eingebracht, haben uns, denke ich, die jüngst verflossenen Decennien zur Genüge gezeigt.

Großes freilich kann fürs erste bei unserer allseitigen Naturverarmung da draußen nicht geschehen. Aber sie gehen doch hinaus die Poeten, weil die sociale Welt sie anekelt, in Wald und Feld, und lauschen und horchen, und leihen Ohr dem Säuseln der Blätter, dem Rauschen der Gräser, und öffnen wieder den Blick dem alten Gott, der aus Allem was das Auge schaut in Sonnenschein, Abendroth und Mondesschimmer uns ahnungsvoll entgegenblickt, dem alten Naturgott und Kosmogetor, den noch kein Menschengemüth ungestraft verleugnet hat. Mit Einem Wort: es werden wieder poetische Eleusinien im grünen Walde gefeiert, und was er „erzählt“, davon wird uns erzählt, und was die Vöglein dort mitsammen flüstern und kosen, wird in ein nettes Büchlein gefaßt, das mindestens nicht mehr bedeuten will als es eben unter so bewandten Umständen sein kann. Hier haben wir solch ein Büchlein aus der Feder einer Edeldame, das wir nicht verwerfen wollen, weil der Naturdrang darin laut wird, und zuletzt es Jeder macht so gut er kann.

Was ich den Vöglein abgelauscht. Eine Phantasie von Agnes Gräfin Schwerin. Berlin, Grobe. 1851. Gr. 16. 15 Ngr.

An einem sonnigen Frühmorgen: „zwar hat der duftige Frühling seinen Blütenschnee längst auf die bräutlich harrende Erde herabgeschüttet, zwar ist das frische saftige Grün der Wiesen längst schon dunklern Schatten gewichen, hier und da treten auch wol schon Spuren des nicht mehr fernen Herbstes hervor, und manch welkes Blatt rauscht, vom sanften Zephyr bewegt, leise zum ewigen Schlummer hinab, aber dennoch liegt es heute wie ein rosiger Schimmer über dem ganzen All und die sonnigverklärten Wipfel der Bäume, die in hellen Thauperlen erglänzenden Gräser und Blüten, die lieblich ertönenden Lobgesänge der kleinen gefiederten Luftbewohner locken mächtig ins Freie ...“ — an einem solchen herbstweissagenden Spätsommertage also trägt unsere Edeldame „das übervolle Herz dem fernen dunkeln Walde zu“. Unter einer mächtigen, dichtbelaubten Eiche läßt sie auf weichem Moosteppich sich nieder. Da findet sich alsbald in uralten Baumes Krone ein Sextett niedlicher, gefiederter Waldbewohner zusammen, als da sind: Amselchen und Stieglitz, zwei sentimentale Liebesleutchen, Hänfling und Schwalbe, Kuckuck und Wachtel, welchem Sextett sich später noch das Duo von Rothkehlchen und Grasmücke zugesellt. Wie dies Octett — es ist eine geschlossene Sängergesellschaft, die sich heute zum letzten mal vor ihrem Aufbruch in ferne Zonen in ihrem Eichenkronen-Casino versammelt — beisammen ist, wird ausgemacht daß jedes Mitglied des traulichen Waldconvents der Reihe nach „eine flüchtige Darstellung seiner Erlebnisse im Laufe dieses Sommers geben soll zu Nutz und Frommen Aller“. So gedacht, so gethan: ein Sprüchlein wird gezwitschert das Loos zu bestimmen. Auf wen das letzte Wort fällt, Der muß erzählen. Amselchen macht den Anfang. Ihre Geschichte ist traurig, aber wahr, wie der berühmte Knieriem sagt. Sie lautet: von den grauen düstern Mauern eines alten Klosters, von einer bleichen Nonne welche darin das Amt der Glöcknerin versieht. Sie hat einen heißgeliebten Freund in weiter Fremde, zu dem sie nimmer gelangen kann. Aus Sehnsucht nach ihm verzehrt sie sich und Amselchen sieht sie an einem schönen Frühlingsabend unter melancholischen Chorgesängen ihrer Schwestern verscheiden. Es ist wie gesagt die alte Geschichte: traurig, aber wahr. Stieglitz, Amselchens Freund, bringt uns ein anderes Sujet. Es ist auch ein altes, uraltes Capitelchen der Weltgeschichte, die Historie nämlich vom armen Poeten. Die Fenster des armen Poeten tragen nach einem Garten hinaus, gerade gegenüber einem Apfelbaum, Stieglitzens Residenz. Da sieht nun Freund Stieglitz den armen Dichter Tag für Tag arbeiten, seine Kraft an Großes setzen, und das trockene Brot kaum haben. Das armselige Poetendrama spielt eine Weile so fort, bis eines schönen Morgens oder Nachmittags sehr unheimliche Gäste bei Stieglitzens Freund und Nachbar vorsprechen die ihn „im Namen des Gesetzes“ festnehmen. Dies ist die Katastrophe dieses trüben Daseins, die ebenfalls nichts Unerhörtes ist. Es folgt in der Reihe der Erzähler Schwälbchen, welches in dieser Sommerressource gefiederter Sänger die personificirte Zufriedenheit vorstellt. Sie nistet vor dem Hause einer würdigen Pfarrerfamilie, welche der Glaube, die Tugend, Liebe und Gottergebenheit selbst ist. Das stille Glück der zufriedenen Predigerfamilie schildert Schwälbchen gar trefflich. Selbst als in einer Nacht „das theure Pfarrhaus von züngelnden Flammen verzehrt wird“, wankt der gottergebene Sinn keinen Augenblick. „Ich schaute“, erzählt Schwälbchen, „durch die von der Feuersglut gesprengten Scheiben wie am Morgen der würdige Pfarrherr die Seinen behutsam über Schutt und rauchendes Gebälk in den noch geretteten Theil ihres vordem so wohnlichen Hauses, und zunächst in das von rettenden Händen völlig ausgeleerte Arbeitszimmer des würdigen Mannes führte. Bei der traurigen Begrüßung der öden Räume theilte ich im regsten Mitempfinden die allgemeine Trauer, aber auch das allgemeine Entzücken als der fromme Herr bei dem ersten Schritt den er zögernd über die heimatliche Schwelle setzte in jubelndem Tone ausrief: «Kinder, Kinder, meine Bibel, meine theuere Bibel! Wie wunderbar hat Gott dies mein Heiligthum beschützt!» Und wirklich erblickte ich jetzt das mir wohlbekannte schwarze Buch, mit dem der liebe Pfarrer sonst sonntäglich zur Kirche schritt, mitten unter der allgemeinen Verwüstung völlig unversehrt auf dem Fensterbret, nach welchem die zitternde Hand des Entzückten deutete. Bald hatte er sein geliebtes Buch ergriffen, und es begeistert

an die Lippen drückend und dann mit beiden Händen zum Himmel emporhaltend, rief er in freudigster Rührung den heiße Thränen Weinenden zu: «Getrost, meine Theuren! getrost! Gott lebt noch, und hat uns in diesem Gnadengeschenk den sichtbarsten Beweis seiner Vaternähe und Huld gegeben. Ja, mein Gott», wandte er sich dann zum Himmel, «dein: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen! hast du mir nicht umsonst gesagt! Ich weiß du hilfst! Du hast geholfen!» und er drückte wiederholt das theuere Buch an Brust und Lippen ..."

Dies eine kleine Probe von Schwälbchens und unserer hohen Autorin Stil und Schilderungsweise. Als fernere Sprecher treten noch Kuckuck, Hänfling, Grasmücke, Rothkehlchen auf. Kuckuck und Hänfling nisten in den Parks prachtvoller Schlösser und Paläste, und sind hier in ihrem grünen Versteck Zeugen von dem Glanze, aber auch von der düstern Schattenseite des großen Weltlebens. Der hohe dunkele Mann, Kuckucks Freund, ist eine befremdende Gestalt, an der wir selbst die poetische Tiefe nicht vermissen. Hänfling, ebenfalls in der Nähe eines Palastes nistend, wo es herrlich und in Freuden hergeht, macht hier selbst seine reichen Studien als Welt- und Menschenkenner, und die Episode seines Ideentausches mit dem strahlenden Papagai ist gemüthlich und humoristisch genug. Ernst und finnvoll aber sind vorzugsweise die Erlebnisse Grasmückes und Rothkehlchens, kleine Friedhof- und Kerkerelegien, die viel zu fühlen und zu denken geben.

Das wäre es denn summarisch was unsere Verfasserin für diesmal „den Vöglein abgelauscht". Nach diesem letzten Abendkränzchen in der dichten Eichenkrone ziehen die gefiederten Redner alle davon in den wärmern Süden. Nur Rothkehlchen bleibt zurück, um ihren Freund, den gefangenen Zeisig, zu trösten. Noch ein mal: das anspruchslose Büchlein ist traulich und ansprechend. Das stille Naturleben darin ist recht heimlich studirt und nachempfunden. Nur hin und wieder nicht recht naturgetreu variirt, wenn z. B. unsere Dichterin die Wachtel „im dichtesten Waldesdunkel in einem Lindenbaume nisten läßt". Wachteln wohnen stets im grünen Felde, es ist einmal ihre Natur so. 39.

Thomas Campbell.

Kein Schriftsteller seiner Zeit ward mit solchem Enthusiasmus aufgenommen wie Thomas Campbell. Während Byron angegriffen ward, Wordsworth, Coleridge und Southey lächerlich gemacht wurden, braucht Campbell nur zu erscheinen um als Genie proclamirt und von dem „Edinburgh review" als Dichter gepriesen zu werden: er war die Hoffnung von England; jedes seiner Werke war eine neue Gelegenheit ihm Huldigungen darzubringen.

Am 27. Juli 1777 in Glasgow geboren, stammte Thomas Campbell von seinem Vater her von den alten Häuptlingen des Clans der Campbell ab; noch sein Großvater besaß die Domaine Kirnan an der Grenze der Grafschaft Argyle. Sein Vater verarmte. Thomas, Glied einer zahlreichen Familie, blieb bis zum achten Jahre in der Pflege seiner Mutter, die ihm die schottischen Balladen lehrte, begann seine Studien in der grammar-school des Hrn. Allisen, und bezog mit 13 Jahren die Universität Glasgow, wo er fünf Jahre blieb und sich in Allem, besonders den Sprachclassen auszeichnete. Seine ersten Verse machte er im zehnten Jahre; es war ein Gedicht auf die Jahreszeiten, eine Nachahmung Thompson's. Auf der Universität übte er sich in poetischen Uebersetzungen der Alten, besonders des Anakreon, und schrieb eine Epistel über den Ursprung des Bösen, was ihm den Titel Pope von Glasgow eintrug.

In diesen ersten Gedichten überrascht uns eine merkwürdige Menschenkenntniß, welche man bei einem so jungen Manne nicht erwartet. Im Uebrigen ist Campbell ruhig, leidenschaftslos, aber lebhaft und für Eindrücke empfänglich, voll Achtung gegen seine Lehrer und natürlich Republikaner. Im Jahre 1794 wohnte er der Verurtheilung der schottischen Reformatoren Gerald, Muir und Gillie bei, und konnte lange seiner Entrüstung darüber nicht Herr werden. Seine Vermögensverhältnisse zwangen ihn die großen Ferien auf der Universität zu benutzen um Stunden zu geben. Es geschah Dies erst auf einer der Hebriden, der Insel Mull, in deren trauriger Erinnerung er ein Gedicht schrieb, „so traurig wie Ovid's Tristien". Später ging er als Lehrer nach Downie, aber er fand keine Befriedigung, unentschlossen ob er Geistlicher, Arzt, Kaufmann, Jurist oder sonst was werden sollte. Es sollten aber bessere Tage kommen.

In Edinburg wohnte damals Anderson, bekannt durch sein „Leben der englischen Dichter". Eines Tages ging Campbell mit einem Freunde bis an Anderson's Hausthüre und ward von dessen Töchtern bemerkt; man fragte nach dem schönen jungen Manne, erfuhr von seinen mislichen Verhältnissen und von seinen Dichtungen. Anderson nahm ihn alsbald in seinen Schutz und brachte ihn in Verbindung mit dem Buchhändler Mundell, welcher ihm 20 Pfund für einen Extract aus Bryan Edward's „Westindien" gab. Campbell arbeitete nunmehr sein Gedicht „The pleasures of hope" aus, theilte es seinen literarischen Freunden mit, und erhielt von Mundell 50 Pfund dafür. Dies war im Jahre 1799, er selbst also 21 Jahre alt. Das Buch machte einen glänzenden Erfolg. Man riß sich förmlich darum. Bis zum Jahre 1803 erlebte es sieben Auflagen. Eine londoner Buchhandlung bot ihm für das Eigenthum eine lebenslängliche Rente von 200 Pfund. Leider hatte er es schon verkauft, und er hätte wenig Vortheil davon gehabt, wenn nicht Mundell so edelmüthig gewesen wäre ihm bei jeder neuen Auflage eine Erkenntlichkeit von 50 Pfund zu geben, und außerdem ihm das Recht gegeben hätte zwei mal sein Werk auf Subscription herauszugeben. Das zweite mal brachte es ihm über 1000 Guineen ein; man machte fast eine Nationalsache daraus; Pitt unterzeichnete sich, ebenso alle Größen der Literatur, Politik und Aristokratie. Der Debutant ward bald mit Scott, Erskine, Stewart bekannt, erfreute sich der Protection Karl Fox', Lord Holland's, Lord Minto's, Byron's, der Staël u. s. w., und erhielt von der Regierung endlich unter Fox eine Pension von 200 Pfund, und dies Alles wegen des einzigen Gedichts, nach welchem er zehn Jahre lang außer Kleinigkeiten Nichts schrieb.

Woher nun ein solcher Erfolg? Das Buch ist in keiner neuen Manier geschrieben; es ist die damals gewöhnliche, welche Alles personificirt, Ideen, Gefühle, Begriffe. Der Dichter feiert die Hoffnung als Mutter der Thätigkeit, als Triebfeder welche den Genius zur Vollendung hinleitet. Er zeigt wie sie die Liebe begeistert und das häusliche Glück verschönert. Die Idee der Hoffnung ruft alsbald die des Fortschritts hervor. In der Hoffnung erblickt der Dichter die Zukunft der Völker, die Civilisation welche die Wilden aufklärt, die Freiheit welche die Ketten bricht. Kurz, er zeigt uns die Hoffnung welche den Murrenden mit dem Versprechen einer bessern Zukunft tröstet. Damals drehte sich Alles um die Französische Revolution, die Theilung Polens und die Abschaffung des Negerhandels. Campbell war Philanthrop, Negerfreund, begeistert für Polen und radical. Die „Pleasures of hope" waren nur der Spiegel seiner Zeit, und daß er Alles so deutlich und schön aussprach was Jeder dachte und empfand verschaffte ihm so großen Beifall.

Ermuthigt dachte Campbell sich in der Welt umzusehen. Er ging zuerst nach Deutschland, aber der Krieg (es war im Jahre 1800) machte ihn in Regensburg zum Gefangenen, und nach einem kleinen Ausflug nach Baiern kehrte er nach Altona zurück. Das Treffen bei Regensburg, dem er beiwohnte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn; die unzähligen Sterbenden konnte er lange nicht vergessen. Indeß verdanken wir seiner Gegenwart den „Traum des Soldaten" und sein „Hohenlin-

den", sowie andere Kriegslieder. Noch immer war er für die französischen Republikaner begeistert und schwärmte für den Kriegsgesang der Freiheit, die Marseillaise.

Als er aus Deutschland zurückgekehrt war, starb sein Vater, dessen Pension lange der einzige Unterhalt der Familie gewesen war. Der junge Dichter war jetzt die einzige Stütze seiner Mutter und seiner Schwestern. Erst gab er seiner Mutter in Gemeinschaft mit einem seiner Brüder, dann für sich allein eine jährliche Pension von 70 Pfund. Um Geld zu schaffen schrieb er eine Fortsetzung der Geschichte Smollet's unter dem Titel: „Annals of Great-Britain", und erhielt für den Band 800 Thlr., bedung sich aber aus anonym zu bleiben. Er wandte sich hierauf nach London. Er ward mit Perry vom „Morning Chronicle" bekannt, schrieb in das „Philosophical magazine", und befand sich in einer Lage daß er seine Cousine, Mathilde Sinclair, heirathen konnte. Die Geburt zweier Kinder, der Wunsch auf einem nicht eben kümmerlichen Fuße zu leben, die Unkenntniß in der Kunst zu rechnen und mit Wenigem zu wirthschaften, dabei endlich die Erhaltung seiner Mutter machten ihm trotz der nicht unbedeutenden Einnahmen viele Besorgnisse. Seine Freunde sorgten jedoch für ihn, sie verschafften ihm jene große Subscription, er erhielt die Pension von 200 Pfund, ohne darum nachgesucht zu haben. Bald darauf erschien „Gertrude of Wyoming". Noch später hinterließ ihm ein Vetter, ein Campbell, 40,000 Thlr., weil er seine Mutter so treu unterstützt; ein berühmter Ingenieur, Thomas Telford, vermachte ihm ein anderes Legat; seine Werke wurden reichlich bezahlt.

„Gertrude" brachte Campbell's Ruhm auf den Höhepunkt. Es ist diesmal nicht mehr von erhabenen Thaten und den Wundern einer Abstraction die Rede, es ist eine einfache Liebesgeschichte, eine malerische Erzählung mit vieler localer Färbung. Ein Kind englischen Ursprungs wird von einem jungen Indianerhäuptling gerettet, der es mit Gefahr seines Lebens einem Freunde seines Vaters bringt. In einem glücklichen Thale erzogen hält sich das Kind, welches heranwächst, für eine Tochter ihres Beschützers; sie liebt ihren Vetter, die jungen Leute heirathen sich und genießen ihre Liebe lange Zeit in der Schönheit der Natur. Da werden die Indianer wie entfesselte Dämonen von den Engländern auf die glückliche Colonie Wyoming losgelassen. Oulassi, der Indianerhäuptling, verläßt seine Wildniß um den Vater Gertrude's vor der Gefahr zu warnen, den er vordem gerettet hat; Gertrude wird endlich vor ihrem Gemahle von einer Kugel getroffen, und Oulassi stimmt auf ihrer Leiche einen Rachegesang an.

Alle Welt war begeistert, das „Edinburgh review" überschüttete Campbell mit Lob. Sein größter Vorzug war daß er natürlich und doch blühend zugleich war; er hat Colorit ohne doch minutiös zu werden; die Erzählung fesselt und entzückt, sie versetzt die Seele in den Zustand in welchem sie Nichts mehr wünscht. Nur ein Fehler ist in „Gertrude", der daß sie zu kurz ist; es scheint immer als wäre der Maßstab größer gewesen und sie wäre nicht fertig geworden. Uebrigens läßt sich dieser Vorwurf allen Werken Campbell's, den kürzesten wie den längsten, machen. Das Ganze hat immer etwas Mageres.

Campbell arbeitete nicht leicht; es ward ihm schwer. Er arbeitete immer und immer und förderte doch wenig zutage. Nach seinem Erstlingswerke suchte er neun Jahre lang vergeblich nach einem passenden Stoffe. Sein Wunsch zu schreiben, und das Bewußtsein doch nicht zu können, ward ihm zur Marter, die ihn oft krank und völlig arbeitsunfähig machte, sodaß ihm dann eine vollkommene Ruhe nöthig war. Als er im Schlosse Minto's auf Besuch war, ging ihm seine „Ballade von Lochiel" im Kopfe herum. Einmal Nachts, als er sich zeitig niedergelegt hatte, erwachte er plötzlich und wiederholte immer: „Die Ereignisse der Zukunft werfen ihren Schatten hinter sich." Es war Das sicherlich der Gedanke den er eine ganze Woche vergeblich gesucht hatte; er schellte mehrmals. Endlich kam ein Bedienter; der Dichter saß im Bette, den einen Fuß auf der Erde, mit einer Miene voll Ungeduld und Begeisterung. „Sind der Herr krank?" fragte der Bediente. „Krank! ich habe mich nie besser befunden. Bringe mir Licht und eine Tasse Thee." Er setzte sich sodann an den Tisch und schrieb den göttlichen Gedanken auf. Es war 2 Uhr Morgens.

Siebzehn Jahre nach „Gertrude" erschien „Theodoric" (1824), und kurz vor seinem Tode „The pilgrim of Glenioe" (1842). Beide Werke gingen eigentlich spurlos vorüber. Gleichwol hielt Campbell das erstere für seine beste Arbeit. Der Beifall des Publicums, den er früher für unumgänglich nothwendig gehalten hatte, war seiner Versicherung nach ihm gleichgültig geworden. Auch sonst war eine große Umwandelung in ihm vorgegangen. Er hatte seinen Republikanismus aufgegeben. Andere Arbeiten sind seine Vorlesungen, seine „Specimens of the British poets" und seine „Briefe über Literaturgeschichte". Der Plan zu den Vorlesungen war sehr groß; er umfaßte theoretische Blicke auf die Poesie und ihre drei Elemente, das Schöne, das Erhabene, das Malerische, sodann einen großen Ueberblick über die hebräische und griechische Literatur, die Troubadours und Ritterromane, die italienischen Gedichte, das französische Theater und den ganzen englischen Parnaß. Die Royal institution bot ihm (1812) zuvorkommend seine Säle und 1900 Thlr. für fünf Sitzungen an. Der Beifall war nicht minder stark als bei seinen Gedichten. Er erhielt von allen Seiten, von Liverpool, Manchester, Edinburg die Auffoderung sich hören zu lassen. In Liverpool stieg die Subscription bis auf 1100 Thlr. Von 1821—30 redigirte Campbell sodann das „New monthly magazine", was ihm 4200 Thlr., ohne das Honorar für seine Artikel, eintrug. Einige Zeit war er auch Director des „Metropolitan magazine", schrieb eine Biographie der Siddons, besorgte eine Ausgabe Shakspeare's, gab „Briefe aus dem Süden" (Algerien) und ein „Leben Petrarca's" heraus.

Campbell's Sprache als Prosaiker ist lebendig, anmuthig, malerisch und sehr correct. Seine kritischen Werke haben noch mehr Verdienste. In seinen spätern Jahren machte er Reisen nach Frankreich, Deutschland und Algier. In Paris gab ihm die Staël 1814 ein Fest, und 1834 brachten ihm die Polen alle möglichen Ehrenbezeigungen dar. Der Tod seiner Frau versetzte ihn 1828 in große Einsamkeit. Ein kleiner Ersatz dafür war die Wahl zum Rector an der Universität seiner Vaterstadt, ein Posten welcher zur Controle für die ökonomischen Einrichtungen an allen schottischen Universitäten besteht und welchen die Studenten besetzen. In dieser Eigenschaft war er sehr streng gegen die Rechnungen der Professoren, schützte die Freiheiten der Studenten und stiftete einen „Club Campbell" zu poetischen und politischen Zwecken unter den Studenten.

England hatte bis 1825 nur die Universitäten Orford und Cambridge. Campbell gab ihm die londoner Universität. Er veröffentlichte einen Plan dazu, in welchem er die Vorzüge der schottischen und deutschen Universitäten vereinigte, studirte die Universität Berlin am Orte selbst, berief Meetings und eröffnete sein Vorhaben Lord Brougham.

Campbell begeisterte sich für die Neger, die Verbannten Irlands, die Griechen, die spanischen, deutschen, italienischen Patrioten, vor allem für die Polen. Nach dem Ausbruche der großen Revolution gründete er Subscriptionen, und später die Polish literary association nach dem Falle Warschaus. Campbell war hierin durch und durch Gemüthsmensch; er begeisterte sich für eine Sache weil sie poetisch war. Deshalb war er auch der Dichter der Frauen, und schrieb wiederum diesen allein Gefühl zu. Seine Freigebigkeit gegen jedes Unglück erschöpfte seine höchst bedeutenden Einnahmen, und er sah sich gegen das Ende seines Lebens fast genöthigt von neuen Subscriptionen seiner Werke zu leben. Er starb am 15. Juni 1844 in Boulogne, wohin er sich um ökonomischer zu leben mit einer Nichte zurückgezogen hatte. Seine Lebensbeschreibung ist unter dem Titel „Life and letters of Thomas Campbell" (3 Bde.) von Beattie herausgegeben worden. 13.

Zur Geschichte der Malerkunst in Italien.

Freunden der Kunst ist folgendes vor kurzem in Paris und Genf in zwei Bänden erschienene Buch: „Histoire de la peinture en Italie, par *John Coindet*", sehr zu empfehlen. Was die gewöhnlichen bändereichen Biographien der italienischen Maler und die weitläufigen Geschichten der Malerkunst betrifft, so verliert man sich vielmehr darin als man sich in dem Irrgange und der Classificirung der Schule aufklärt. Was wahrhaft unentbehrlich ist, und doch dem Neulinge genügen würde, ist zuvörderst eine kurzgefaßte, aber klare Geschichte der Künste in Italien und seiner vornehmsten Malerschulen, nebst einer einfachen Charakteristik ihrer verschiedenen Manieren, und zu gleicher Zeit wie das Leben, die Arbeiten der bedeutendsten Meister, ohne die Elementarbegriffe von den Verfahrungsweisen der Kunst selbst zu vergessen, umfaßt. Bisjetzt mußte man um diese Vorkenntnisse zu erwerben eine beträchtliche Anzahl dieser Bände mühsam durchstudiren: es gab kein Buch, wenigstens kein französisches, welches mittels einer verständigen und abgekürzten Methode dieselben zusammenfaßte. Dieses nützliche Buch, was noch zu machen war, hat uns nun John Coindet gegeben. In diesen beiden angenehmen Bänden, die wir hier kurz anzeigen, hat der Verfasser, selbst Künstler und erfahrener Reisender, für die vorläufige Erziehung, von der wir soeben gesprochen, auf die glücklichste Weise gesorgt. In der That ist es ihm gelungen eine lichtvolle und gut zusammenhängende Reihenfolge der Thatsachen darzubieten welche die Geschichte der schönen Künste in Italien von seinem Anfang bis an unsere Tage bilden, indem er die verschiedenen Wandelungen von Fortschritt und Verfall durchgeht, vornehmlich zwischen dem 15. Jahrhundert und dem unserigen, von Cimabue zu Massimo, von Michael Angelo zu Canova gehend; denn Coindet, der den Titel seines Buchs nicht sehr streng nimmt, hat mit Recht nicht allein der Kupferstecherkunst, sondern auch der Bau- und der Bildhauerkunst einen Platz eingeräumt. Weit entfernt sich darauf zu beschränken von Vasari und Lanzi Auszüge zu machen, wol aber die neuesten Untersuchungen über seinen Gegenstand mit Vortheil benutzend, behandelt der Verfasser seinen Gegenstand mit Unabhängigkeit, und bringt seine eigenen Urtheile vor. Die verschiedenen Begriffe und Betrachtungen über die Kunst sind in einer sehr klaren Einfassung und mitten unter gut gewählten und mit Geist erzählten biographischen Details mit Geschmack vertheilt.

27.

Deutschland.

> ... nella culla
> Immoto siede e su la tomba, la nulla.
> *Leopardi.*

Deutschlands Gedanken haben eine besondere Sucht ins Weite zu gehen und über Naheliegendes hinauszugreifen, deutsche Philosophie verkehrt seit einem halben Jahrhundert in der weitesten Weite des Absoluten, und das Christenthum läßt sich von Gützlaff Missionsprovinzen in China anweisen, während beide nicht wissen wie sie zu Hause daran sind. An Enthusiasmus fehlt es dabei nicht, aber es fehlt an Stützen, woran sich zu lehnen, deren Mangel jener abzuhelfen sucht, und wenn er sich dabei vergreift, nicht müde wird im Vergreifen. So ehrenwerth dieser Charakter ist, und den Namen des Kosmopolitischen verdient, so manche Gelegenheit bietet er zum Wechsel der Gesinnungen, zum Unmuth über Täuschung, ja zum Spott. Nur einmal hat deutscher Enthusiasmus in vollem Lichte geglänzt, ist der großen naheliegenden Sache glücklich entsprechend gewesen: im Freiheitskriege wider Napoleon; außerdem will sich in deutscher meistens trostloser Geschichte wenig Befriedigendes finden. Abgesehen von Kaiser Heinrich I. der bei Merseburg (933) die Ungarn schlug — was nach Spittler deutsche Cultur möglich machte — sieht man fortwährende Zerwürfnisse am eigenen Herde, unaufhörlichen Streit mit Rom, wobei das Reich trotz mancher ehrenwerthen Kaiser und ihrer theilweisen Siege dennoch endlich den Kürzern zieht und eines schmählichen Zustandes nie los wird. Wollte man sich an die Hohenstaufenzeit lehnen, an die Kirchenreformation, so gilt doch die letzte nur einem Theile Deutschlands, und führt durch den traurigen Dreißigjährigen Krieg zum wehmüthigen Westfälischen Frieden, die Hohenstaufen aber bringen es zu Nichts als zum Untergange ihres Stammes. Selbst der Preußenheld Friedrich II., welcher es zu Etwas bringt, ist für den Enthusiasmus, den er in seinem Jahrhundert hervorgerufen, kein allgemein befriedigender Gegenstand, und findet bei einem spätern Geschlecht große Meinungsdämpfung durch seine schwere Soldatenherrschaft und persönliche religiöse Leichtigkeit. Nach seinem Tode wirft sich deutscher Enthusiasmus auf Philosophie und schwärmt zwei Menschenalter für jeden Neuwuchs der Systeme und ihrer Spitzfindigkeiten, bis diese in sich ausgehen und einer lahmen Zerrissenheit und Gleichgültigkeit platzmachen. Nun erheben sich Griechen gegen türkische Tyrannei, und Deutschland geräth in glühenden Eifer, spendet Gaben an zweideutig Würdige und Erkenntliche, tröstet fehlgeschlagene Hoffnungen mit dem Erwerb eines jungen deutschen Fürsten und deutscher Regentschaft. Man baut mit leidenschaftlicher Hitze einen kölner Dom, der nie fertig wird, horcht aufgeregt Sprüchen der Paulskirche, die sich einander aufzehren, ergreift das fernliegende Schaubild deutscher Seemacht, opfert Blut und Güter für Schleswig-Holstein mit Ahnungen schlechter Vorkommnisse und tragischen Ausgangs. Auch andere Länder erfuhren Aehnliches, auch Italien, auch Spanien und Frankreich, aber nirgend ist unversiegliche Wärme mit tödtender Kälte kläglicher im Kampf und zeigt ein tiefererschütterndes Trauerbewußtsein.

Armes unglückliches Deutschland! Deine Dichter besingen Vergangenheit und Zukunft, deine Redner mühen sich für eine nicht vorhandene Gegenwart, deine Philosophen haben sich versandet in Kathederorakeln, deine Christen irren wie Schafe und sehnen sich nach einem Hirten, deine Staatsmänner fehlrathen und verrathen die Freiheit, und das Volk mit seiner Bruthitze holt aus dem Universum vergebens Kiesel für Ausbrütung lebendiger Wesen! Der Verstand ist entrüstet über den Unsinn, das Herz weiht ihm eine Thräne. 23.

Notizen.

Delatouche.

Der Name Henri Delatouche gab einst in einer längst verklungenen französischen Literaturepoche einen nicht üblen, wennschon nicht nachhaltigen Klang. Delatouche, ein Mann dem es am allerwenigsten an „Geist" im französischen Sinne fehlte, gehörte doch zu den Naturen denen die fortstrebende Zeit über den Kopf wächst, mit Einem Wort: er gehörte zu den bornirten Geistern die wirklich „recht geistreich" sein können, denen aber der scharfe einbohrende Blick in die Zukunft versagt ist. Sie erinnern an die Eintagsinsekten, mit denen sie öfters auch den schiefen, schillernden, unechten Farbenflügel-Staubglanz theilen. Sie schillern und spielen in der Gegenwart, und die Zukunft desavouirt sie, weil sie keine Augen haben für ihre Fernen und Tiefen. Die neuesten Jahrzehnde hatten den Namen Delatouche völlig vergessengemacht. Jetzt taucht er auf eine eintägige Ewigkeit nur darum noch einmal auf, weil eben dieser einst zeitgemäße Poet kürzlich im sechsundsechzigsten Jahre verstorben ist. Das Merkwürdigste an seiner poetisch-literarischen Existenz ist der Umstand daß er einst ein Vorkämpfer der französischen sogenannten Romantik war. Aber er gehörte leider zu denjenigen literarischen Revolutionsmännern von denen man natürlich ins ganz Komische parodirt sagen kann:

... Blut habt ihr gesäet,
Und steht bestürzt daß Blut ist aufgegangen....

Die Consequenzen des revolutionnairen Literaturtreibens wachsen, wie gesagt, dem geistreichen Manne über den Kopf; er konnte das Zauberwort für die romantischen Wesen, die ins Ungeheuerste Sündfluten herbeifegten, nicht finden und sagte sich deshalb definitiv los von der romantischen Schule, die er doch selbst miteingeleitet, in einer beißenden Satire: „La Camaraderie", welche prädestinirt war „admiration mutuelle" der neuen romantischen Schule gründlich zu verhöhnen. Das Unglück war daß Scribe aus dieser camaraderie eine seiner besten Komödien machte; Das war der Todesstoß für die spießbürgerlichen Märtyrer des romantischen Bewußtseins. Sie vergifteten ihn mit der Muttermilch, die leichtsinnigen, französischen Romantiker! Wunderbar! und doch war dieser frühverbleichte Poet ein feiner, stechender, man kann sagen mit Voltaire'scher Laune begabter Geist. Sein (fingirter) „Briefwechsel zwischen Papst Clemens XIV. und Carlo Bertinazzi", dem gefeierten Harlekin der italienischen Komödie, welcher im Jahre 1826 erschien, ist eine Satire voll beißenden Spottes, der noch vernichtender gewirkt haben würde, wären nicht die Angriffe auf die Jesuiten öfters zu unverholen und leidenschaftlich, handfest und grobkörnig. 74.

Wolzogen über Rostopschin.

Die vor kurzem erschienenen Memoiren des Freiherrn von Wolzogen enthalten über die denkwürdigen Jahre 1806 fg. interessante Mittheilungen. Ueber Rostopschin's That äußert auch er sich dahin daß der Kaiser Alexander in dieselbe nicht eingeweiht gewesen sei; wol aber geht seine Meinung dahin daß der Gouverneur von Moskau sie sorgfältig und lange vorbereitet gehabt habe. Als Wolzogen selbst mit Barclay die alte Hauptstadt Rußlands verließ, befand sich auch Rostopschin in der Gesellschaft. In einiger Entfernung von der Straße nach Kalomna erblickte man eine Menge Fuhrwerke, die von Soldaten begleitet waren und bei näherer Betrachtung sich als Feuerspritzen auswiesen. Befremdet richtete Wolzogen die Frage an Rostopschin, warum er auch diese mitgenommen habe, worauf er entgegnete: er habe dazu seine Gründe. „Indeß", fuhr er ablenkend fort, „habe ich für meine Person nur das Pferd worauf ich reite, und den Anzug den ich auf dem Leibe trage aus der Stadt mitgenommen." Später wurde einmal Rostopschin in Wolzogen's Gegenwart in Berlin geradezu gefragt: wer den Brand von Moskau veranlaßt habe? worauf er erwiderte: „Danach hat mich selbst der Kaiser noch nicht gefragt, und bin deshalb Niemandem darüber eine Antwort schuldig." Wolzogen folgert hieraus daß Rostopschin die That auf eigene Gefahr hin unternommen und der Kaiser absichtlich eine Untersuchung über den Urheber unterlassen habe, um ihn nicht bestrafen zu müssen.

Kräftige Antwort des Ministers von Stein.

Wie von Wolzogen in seinen Memoiren erzählt fing der Kaiser Alexander schon 1813 an den Rathschlägen Derjenigen zugänglicher zu werden die Stein's Reorganisationsplänen entgegenwirkten. „Stein", sagt Wolzogen, „der persönlich von der Idee durch die Centralverwaltung der Kleinstaaterei in Deutschland ein Ende zu machen lebhaft durchdrungen war, empfand bei der Masse der gegen seine Absichten sich auflehnenden Interessen, in denen er nur einen neuen Keim zur Zwietracht und Schwäche des Vaterlandes sah, großen Aerger, und als ihn einst Kaiser Alexander bei einer Conferenz über diese Angelegenheiten darauf aufmerksammachte daß er schon, um seine Großfürsten und Großfürstinnen künftig mit passenden Heirathen versorgen zu können, das Fortbestehen der kleinen Fürsten wünschen müsse, erwiderte Stein: „Das habe ich freilich nicht gewußt daß Ew. Majestät aus Deutschland eine russische Stuterei zu machen beabsichtigen!" 32.

Bibliographie.

Cünzer, C., Neue Novellen. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr.

Eötvös, J. Freih. v., Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Geistergeschichten und geheimnißvolle Erzählungen. Aus dem Englischen. Mit 4 Illustrationen von Phiz. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lobe, J. C., Katechismus der Musik oder Erläuterung der Begriffe und Grundsätze der allgemeinen Musiklehre. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Lernende. Leipzig, Weber. 8. 12½ Ngr.

Otto, Louise, Buchenheim. Roman. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr.

Scheve, G., Katechismus der Phrenologie. Mit Titelbild und 18 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Volney, C. F., Die Ruinen oder Betrachtung über den Umsturz der Reiche sowie das Gesetz der Natur. Neu übersetzt von K. Sautsch. Leipzig, O. Wigand. 1852. Gr. 16. 20 Ngr.

Werfer, A., Gedichte. Tübingen, Laupp. 16. 24 Ngr.

Wissel, L. v., Erlebnisse und Betrachtungen in den Jahren 1848—51, besonders in Beziehung auf Schleswig-Holstein. Aus seinem Tagebuche. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmann, R., Predigt gehalten in der deutsch-katholischen Kirchengemeinde München am 3. August 1851. München, Franz. 8. 1½ Ngr.

Eschenmayer, Sendschreiben an den Reiseprediger, Hrn. Vikar Gustav Werner. Heilbronn, Scheurlen. Gr. 8. 3 Ngr.

Die neuen Gespräche des Herrn von Radowitz. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Graf, E., Eine Himmelfahrtspredigt. Idstein. 8. 2 Ngr.

Lindner, B., Die Herrlichkeit der Kirche Christi. Drei Zeitpredigten über Apostelgeschichte 2, 42—47. 5, 16—21. 6, 1—7. Gehalten am 1. 4. und 6. Sonntage p. Trinit. 1851. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Martha und Maria. Die innere Mission und die Kirche. Sehr vermehrter und vervollständigter Abdruck aus der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. Ebendaselbst. 8. 7½ Ngr.

— — Was heißt es, ein Kind in Christo sein und bleiben, und wie ist damit zu vereinigen die Forderung, daß wir Männer in Christo werden sollen? Predigt über Matth. 18, 1—7. gehalten am Sonntage Misericord. Dom. 1851. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Rau, H., Ignatius Loyola und der Orden der Jesuiten. Geschichtlicher Vortrag, gehalten zu Mannheim den 27. Juli 1851. 2te Auflage. Mannheim. 8. 2½ Ngr.

— — Die Ohren-Beichte, Rede, gehalten am 13. April 1851 in Folge der Missions-Predigten zu Mannheim. 3te Auflage. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

— — Eine Osterpredigt. Gehalten am Osterfeste 1851. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

Die gefährdete Stellung der protestantischen Kirche. Drei Sendschreiben an einen Prälaten. Darmstadt. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wedemeyer, sen. v., Denkschrift, betreffend den §. 40 der Verfassung vom 31. Januar 1850 und die in diesem §. beliebte Verwandlung der bestehenden Fideicommisse in freies Eigenthum, nebst einem Gesetzentwurfe, bezweckend: die Erhaltung der bestehenden Fideicommisse und möglichste Erleichterung neuer fideicommissarischer Stiftungen. (23 S.) Berlin, Schneider. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

«Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!»

Um die Verbreitung der **Deutschen Allgemeinen Zeitung** in immer weitern Kreisen zu erleichtern, hat sich die unterzeichnete Verlagshandlung entschlossen, eine **Preisermäßigung** bei derselben eintreten zu lassen. Sie wird daher vom 1. October an vierteljährlich in Sachsen statt 2 Thlr. **nur 1 Thlr. 15 Ngr.**, im übrigen Deutschland und im Ausland statt 2¼ Thlr. nur 1 Thlr. 21 Ngr. kosten. Auch künftig wird die Zeitung **täglich zwei mal** erscheinen, wodurch die größte Schnelligkeit in Mittheilung der Neuigkeiten ermöglicht wird, dagegen, dem Beispiele aller sächsischen und der Mehrzahl der größten deutschen Zeitungen folgend, die Ausgaben am Sonntag einstellen.

In der Ueberzeugung, durch diese Preisermäßigung den nach dieser Richtung häufig lautgewordenen Wünschen des Publicums zu entsprechen, versichert die Redaction zugleich, daß die **politische Richtung** des Blatts unverändert dieselbe bleiben wird wie bisher. Der Kreis der Mitarbeiter und Correspondenten in Sachsen, im übrigen Deutschland und im Auslande hat sich fortwährend erweitert, und wie bisher wird die Redaction auch in Zukunft eifrigst bemüht sein, den an ein größeres deutsches Blatt in immer höherm Grade gestellten Anfoderungen ihrerseits auf das gewissenhafteste zu entsprechen.

Bestellungen auf das mit dem 1. October dieses Jahres beginnende **neue Abonnement**, die man **baldigst** zu machen bittet, werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig und Dresden von den Expeditionen der Zeitung angenommen.

Probenummern stehen Denen, die als neue Abonnenten eintreten wollen, fortwährend und namentlich auch noch in der ersten Woche des künftigen Vierteljahrs auf Verlangen zu Diensten.

Inserate finden durch die Zeitung eine weite Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im September 1851. **F. A. Brockhaus.**

Bei **Fr. Voigt** in Leipzig erschien:

Die Literatur der Faustsage

bis Ende des Jahrs 1850 systematisch zusammengestellt von

F. Peter.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis in Halbleinwandband 15 Ngr.

Die Bedeutsamkeit der Faustsage machte sie von jeher zum Gegenstande des Volksbuchs, der Dichtung, der Forschung, sodaß im Laufe der Jahrhunderte eine nicht unansehnliche Literatur über dieselbe entstand. Mit dieser Literatur hat sich der Verfasser vielfach beschäftigt und bietet hiermit eine vollständige Uebersicht derselben dar. Den Reichthum der Faustliteratur ersieht man daraus daß unter Anderm von dem Volksbuche außer den hochdeutschen Ausgaben noch 1 plattdeutsche, 5 holländische, 1 englische, 17 französische aufgeführt sind, und die Literatur über „Goethe's Faust" allein 112 Nummern einnimmt. Das Ganze ist um 150 Nummern reicher als die erste 1849 erschienene Auflage. Jedem Bibliothekar und Bibliophilen empfiehlt sich das Buch selbst als willkommene Gabe.

Fauna der Vorwelt

mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere.

Monographisch dargestellt

von

Dr. C. G. Giebel.

Dritter Band: Mollusken.

Erste Abtheilung:

Cephalopoden.

Erste Hälfte.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste Band (1847—48, 5 Thlr. 18 Ngr.), die **Wirbelthiere** enthaltend, besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 2 Thlr. 20 Ngr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

Leipzig, im September 1851. **F. A. Brockhaus.**

Finnische Literatur.

Alfthan (J.), Italine. Lyriska Skaldeförsök. 8. Wiborg. 1850. 20 Ngr.
Cygnaeus (F.), Skaldestycken. 1. Delen. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 13 Ngr.
Kullervo, öfversatt af **C. G. Borg.** 8. Helsingfors. 1851. 13 Ngr.
Historisk Öfversigt af Kejsar Nicolai I's regering. Öfversättning från Ryskan. 8. Helsingfors. 1850. 20 Ngr.
Runeberg (J. L.), Elgskyttarne, nio sånger. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.
——— Nadeschda, nio sånger. 8. Helsingfors. 1850. 25 Ngr.
Stenbäck (L.), Dikter. I. II. Andra tillökta och förbättrade Upplagan. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.
Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. IX. Årgången. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr. 10 Ngr.
Topelius (Z.), Ljungblommor. 2 Samlingar. 8. Helsingfors. 1845—50. 1 Thlr. 15 Ngr.

Analecta clinica iconibus illustrata, quae ediderunt **J. Ilmoni** et **L. A. Törnroth.** Tomus I. Fasciculus I. Folio. Helsingfors. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.
Pharmacopoea Fennica. Editio II. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr. 15 Ngr.
——— Supplementum. Editio II. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ilmoni (J.), Rede bei der akademischen Erinnerungsfeier, den 11. Januar 1851. 8. Helsingfors. 1851. 8 Ngr.

Vorstehende Werke sind von mir zu beziehen. Auch halte ich ein bedeutendes Lager von Büchern in finnischer Sprache.

Leipzig, im September 1851.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Grenzlinien der Rede- und Preßfreiheit

nach englischem Rechte

mit Beispielen aus der Gerichtspraxis, nebst einem Anhange, einige wichtigere Statuten enthaltend. Nach dem Englischen bearbeitet von **Julius Lorbeer,** königl. Regierungsassessor. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr., oder 4 Fl. Rh.

Erlangen, im September 1851.

Palm & Enke.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern
von
Karl Gutzkow.

Erster bis achter Band.
8. Geh. 9 Thlr. 15 Ngr.

Der letzte Band dieses Werks, das einstimmig als die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete des modernen deutschen Romans bezeichnet wird und als solche auch immer mehr die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zieht, wird im November erscheinen.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzen
aus den
Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von
A. Kirsten.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieser „Skizzen" ist 1846 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika übergesiedelt, aber schon 1849 wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Er veröffentlicht hier seine durch dreijährige Beobachtung der dortigen Zustände gewonnenen Anschauungen, welche dadurch besonderes Interesse erregen daß sie mit den bisherigen fast nur höchst günstig lautenden Schilderungen Nordamerikas oft in großem Widerspruche stehen.

In demselben Verlage erschien früher:

Raumer (F. v.), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.
Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt. Zwei Bände. Mit einer Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. 6 Thlr.

Bei **Schuberth & Comp.** in **Hamburg** und **New-York** erschien soeben:

Kurzgefasste neugriechische (romanische) Grammatik

von **Dr. *Wollheim da Fonseca.***
Preis: cartonnirt 1 Thlr.

Früher erschien von demselben Verfasser:
Der **dänische** Sprachmeister. 2te Auflage. Cart. 15 Ngr.
Praktische **portugiesische** Grammatik. 2te Auflage. Cart. 22½ Ngr.
Praktische **spanische** Grammatik. 2te Auflage. Cart. 1 Thlr.
Praktische **italienische** Grammatik. 2te Auflage. Cart. 22½ Ngr.
Praktische **schwedische** Grammatik. Cart. 22½ Ngr.

Den betreffenden Schulanstalten und Lehrern empfehlen wir diese praktischen Schulbücher angelegentlichst.

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von
Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Siebzehnter Theil.
Neue Folge. Fünfter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit zu erleichtern, habe ich den Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt.**

Leipzig, im September 1851.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 121. —— 4. October 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Ueber Theismus und Atheismus vom theoretischen und praktischen Standpunkte.

Veranlaßt durch L. Feuerbach's „Vorlesungen über das Wesen der Religion".

Erster Artikel.

Wer nur einen bestimmten Gott einer besondern Religion leugnet, Der darf darum noch nicht mit Recht ein Atheist oder Gottesleugner überhaupt genannt werden, denn er kann ja, wenn auch nicht diesen, doch einen andern Gott haben; obwol gewöhnlich die Bekenner einer Religion, weil sie ihren Gott für den allein wahren halten, Den der diesen ihren Gott leugnet für einen Atheisten ansehen. Doch wol gilt das Umgekehrte, daß wer überhaupt Gott leugnet, der Atheist (ἄθεος), der überhaupt kein der Welt gegenüberstehendes Wesen anerkennt, von dem dieselbe, sei es nun blos der Form, oder der Form und Materie nach, abhänge, sondern der Alles in der Welt beschlossen sein läßt, eben damit auch jeden bestimmten, besondern Gott leugnet, also nicht blos den polytheistischen Göttern, sondern auch dem monotheistischen Gotte die Anerkennung versagt; ähnlich wie, wer nur diesen bestimmten König verneint, darum noch nicht das Königthum überhaupt aufhebt, wol aber umgekehrt, wer das Königthum überhaupt verneint, eben darum auch jedem besondern König, sei er nun constitutioneller oder absoluter, erblicher oder gewählter Monarch, die Anerkennung versagen muß. Die Leugnung einer besondern Species implicirt noch nicht die des Genus, wol aber implicirt die Leugnung des Genus die einer jeden besondern Species.

Unter *Atheist* verstehe ich also hier nicht Den, der nur diesen oder jenen Gott verneint, wie es in den Volks- und Landesreligionen üblich ist, Jeden der die Volks- oder Landesgötter nicht anerkennt wie einen Atheisten zu betrachten und zu behandeln, sondern Den der überhaupt keinen Gott, d. h. überhaupt kein von der Welt verschiedenes, dieselbe beherrschendes Wesen annimmt, sondern ganz bei der Welt stehen bleibt, und Alles aus dem innerweltlichen, immanenten Wesen der Welt erklärt, möge er dieses nun monistisch für Eines, oder dualistisch für ein Zwiefaches halten. Atheismus ist daher auch der *Pantheismus*. Denn obwol dieser sich des Namens Gottes bedient um damit das All (τὸ πᾶν) zu bezeichnen, so thut doch der Name Nichts zur Sache. Das All, die Welt, ist kein Gott, da das Wort Gott gerade ein der Welt entgegengesetztes Wesen bedeutet. Der Pantheist begeht einen Misbrauch des Namens Gottes, eine Fälschung. Die Pantheisten werden darum auch mit Recht von den Theologen für Atheisten gehalten. Mag der Pantheismus ein *materialistischer* sein, indem er die Materie für das alleinige Wesen der Welt hält, oder ein *spiritualistischer*, der die sogenannte Weltseele oder den Weltgeist zum Princip erhebt, oder endlich ein völlig *indefiniter*, der eine an sich unbestimmte Substanz, deren Attribute nur Materie und Geist seien, an die Spitze stellt: immer bleibt doch der Pantheismus bei der Welt stehen, und geht nicht wie der Theismus über die Welt hinaus zu einem von der Welt verschiedenen Gott; folglich ist auch der Pantheismus Atheismus.

Unter *Theismus* verstehe ich hier die Lehre des jüdischen und aus dem Judenthum ins Christenthum,

aus dem Alten in das Neue Testament übergegangenen Monotheismus, der zufolge ein persönlicher, außerweltlicher, selbstbewußter, nach vorher erkannten und beschlossenen Zwecken wirkender Gott die Welt, nicht blos der Form, sondern auch der Materie nach, aus Nichts geschaffen. Diesen und keinen andern Sinn hat das Wort Gott im Monotheismus. Der Atheist, der jeden Gott leugnet, muß natürlich auch diesen in Abrede stellen.

Da aber das Wort Atheist zunächst nur eine Negation enthält, und man zu einer und derselben Negation von sehr verschiedenen Standpunkten aus gelangen kann, so ist mit der Bezeichnung Atheist noch gar nicht gesagt, welch eigenen positiven Standpunkt, welch eigenes System der Atheist behaupte; ähnlich wie der Titel A-papist, zur Bezeichnung Dessen der den Papst nicht anerkennt, noch gar Nichts über den eigenen kirchlichen Standpunkt des Apapisten aussagt. Gar viele Wege führen von Rom ab, und ebenso gibt es gar mancherlei Wege die von Gott abführen. Das Gemeinsame aller Atheisten wird nur dieses sein: daß sie außer der Welt Nichts anerkennen, außer der Welt kein anderes Wesen für real halten, also weder Götter im Pluralis noch einen Gott im Singularis annehmen. Aber innerhalb dieser gemeinsamen Negation wie verschiedene positive Standpunkte! Zunächst schon, welch ein großer Unterschied zwischen dem praktischen, aus Willensgründen, und dem theoretischen, aus Erkenntnißgründen zur Gottesleugnung gelangten Atheisten! Sodann wieder innerhalb des theoretischen Atheismus, welch ein Unterschied zwischen dem alten materialistischen oder naturalistischen, der vom Object und dem neuern idealistischen, der vom Subject ausgegangen! Ferner was die Methode betrifft, welch ein Unterschied zwischen dem dogmatisch und dem skeptisch oder kritisch verfahrenden Atheismus!

Ludwig Feuerbach ist in seinen sämmtlichen Werken, besonders aber in dem zuletzt erschienenen achten Band, der die Vorlesungen über das Wesen der Religion enthält, als entschiedener, offener und ungenirter Atheist aufgetreten; aber von wie ganz anderm positiven Standpunkt aus führt er zur Negation des Theismus als Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft", und Kant's großer Nachfolger, Arthur Schopenhauer *), dessen System als die wahre positive Ergänzung der Kant'schen Vernunftkritik zu betrachten ist. Feuerbach's Philosophie ist Materialismus oder empirischer Realismus, der die Natur wie sie sich den Sinnen und dem Verstande, ausgedehnt in Raum und Zeit und verknüpft nach dem Causalgesetz, darstellt, für das allein wahre und reale, an sich existirende, ursprüngliche Wesen hält, und darum alles Uebernatürliche, Hyperphysische, Immaterielle leugnet. Schopenhauer dagegen hat als echter Erbe der Kant'schen Weisheit die Halbheit und Einseitigkeit des empirischen Realismus oder Naturalismus, der die Natur ohne Weiteres für das Ding an sich nimmt, durch den echten Idealismus ergänzt und zur Physik als nothwendiges Complement der Metaphysik, wodurch jene erst in ihr wahres Licht tritt, hinzugefügt.

Doch es kann hier nicht meine Aufgabe sein die verschiedenen positiven Standpunkte, von denen aus man zum Atheismus gelangen kann, ihrer Wahrheit nach zu prüfen — Dies gehört in die Geschichte und Kritik der philosophischen Systeme —, aber darauf muß ich hier aufmerksammachen daß jede echte, vorurtheilsfreie und consequente Philosophie, ihr positiver Standpunkt sei übrigens welcher er wolle, vom Theismus ab-, oder richtiger daß sie gar nicht zu ihm hinführe, folglich atheistisch sei. Ja, die Philosophie ist wesentlich atheistisch. Denn entweder, wie die Alten, ausgehend von dem Wechsel und der Vergänglichkeit, dem Entstehen und Vergehen der vielen einzelnen Erscheinungen, sucht sie das eine, allgemeine, allem Veränderlichen zugrundeliegende unveränderliche, unentstandene und unvergängliche Urwesen oder Urprincip, aus welchem Alles hervor- und in welches es wieder zurückgeht, geleitet von dem Grundsatz: Aus Nichts wird Nichts (vergl. Aristoteles, „Met." I, 3), oder aber, wie die Neuern, ausgehend vom vorstellenden Subject, in dessen Erkenntniß nur zunächst die objective Welt sich darstellt oder abspiegelt, sucht sie zur Erscheinung, zum Idealen, zur Vorstellung, das Erscheinende, das Reale, das Ding an sich.

In beiden Fällen aber, mag sie nun wie die alte vom Object, oder wie die neuere vom Subject ausgehen, führt die Philosophie, wenn anders sie consequent bleibt, und nicht Glaubensartikel, traditionnelle, von außen überkommene Begriffe in die Philosopheme einmischt, nicht über die Welt hinaus zu einem der Welt total entgegengesetzten Gott, der als ein persönliches, intelligentes Wesen die Welt mit Vorsatz und nach einem gewußten Plane aus Nichts geschaffen, sondern sie bleibt bei der Welt, von der sie, objectiv oder subjectiv, ausgegangen, stehen; sie findet den Gegensatz zwischen dem Ewigen, Unentstandenen und dem Zeitlichen, Vergänglichen, zwischen der Natura naturans und der Natura naturata, zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung innerhalb der Welt; sie weiß also Nichts von einem jenseitigen, außerweltlichen Gott; sie ist folglich atheistisch. Ja, die ganze Geschichte der Philosophie ist nur die Geschichte des Atheismus.

Daß die Philosophen sich öfters des Namens Gottes zur Bezeichnung ihres Princips bedient, ist, wie schon gesagt, mit Unrecht geschehen, läßt sich aber wol damit entschuldigen daß sie wegen der damit verbundenen Gefahr es noch nicht wagten sich offen und ehrlich, wie jetzt Feuerbach thut, für Atheisten zu bekennen. Daß es aber sogar auch Philosophen gegeben hat die sich nicht blos des Namens Gottes, wie die pantheistischen, bedienten, sondern auch die reale Existenz Gottes zu beweisen suchten, wie die Scholastiker des Mittelalters, und in der neuern Philosophie Cartesius und Leibniz, oder die wol gar das Dasein Gottes ohne allen Beweis

*) In „Die Welt als Wille und Vorstellung" (2 Bde., zweite Auflage, Leipzig 1844).

für eine ausgemachte Sache hielten, sich, wie die neuesten Philosophasten einer gewissen Schule, mit Jacobi auf das unmittelbare Gottesbewußtsein, oder mit Schelling auf die intellectuelle Anschauung, oder auf sonst welche innere Vernehmung und Offenbarung berufend, Dies ist kein Gegenbeweis gegen meine Behauptung daß die Philosophie wesentlich atheistisch, und die Geschichte der Philosophie daher die Geschichte des Atheismus sei. Denn was zuerst die Scholastiker betrifft, so degradirten diese die Philosophie zur Magd der Theologie; der Theismus stand also bei ihnen schon zum voraus als das wahre Resultat fest, dem die Vernunft, es mochte gehen so gut es wollte, zuzusteuern hatte. Der Theismus kam also bei ihnen nicht von innen aus der Philosophie heraus, sondern von außen in dieselbe hinein. Dasselbe gilt aber auch von dem Theismus des Cartesius und Leibniz. Auch diese nahmen den Gottesbegriff von außen auf, und geriethen durch denselben mit den eigentlichen Grundprincipien ihrer Philosophie in crassen Widerspruch, was nachzuweisen nicht hierher, sondern in die Geschichte der Philosophie gehört. Ihre Systeme können daher auch weder den orthodoxen Theologen noch den entschiedenen consequenten Philosophen befriedigen. Endlich was die intellectuelle Anschauung oder das unmittelbare Gottesbewußtsein, die innere Vernehmung Gottes u. dergl. betrifft, so vergleiche man über dieses erlogene Vermögen der modernen Speculanten, die recht eigentlich mit der Philosophie eine Speculation treiben, was Arthur Schopenhauer („Die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde", Frankfurt a. M. 1847) darüber sagt, wo dieses unphilosophische Wesen oder philosophische Unwesen gebührend abgefertigt worden.

Das glänzendste Beispiel von dem Widernatürlichen das es hat, wenn die Philosophie, die von sich aus nicht zum Theismus führt, denselben von außen, aus der Offenbarung in sich aufnimmt und mit ihren eigenen Grundsätzen zu verschmelzen sucht, hat in der neuesten Zeit die neuschellingsche Offenbarungsphilosophie geliefert, die ich nach den in Berlin darüber gehaltenen Vorlesungen in einer besondern Schrift einer Kritik unterworfen und darin gezeigt habe wie in diesem Monstrum, zusammengewachsen aus Theismus und Pantheismus, der Theismus den Pantheismus und dieser wiederum jenen verschlingt, sodaß zuletzt Nichts übrigbleibt.

Schelling und Hegel hatten überhaupt die Frage wegen des Verhältnisses der Philosophie zur Religion oder des Wissens zum Glauben nicht ehrlich gelöst, sondern dem Publicum weismachend, sie hätten die so mühsam gesuchte, so sehnlichst gewünschte Versöhnung zwischen Glauben und Wissen endlich zustandegebracht, hatten sie doch weiter Nichts gethan als ihre Philosopheme über das Verhältniß des Absoluten oder Unendlichen zum Endlichen den christlichen Dogmen vom Verhältniß des persönlichen Gottes zur Welt, die an sich einen ganz andern Sinn und andere Bedeutung haben, untergeschoben, um so glauben zu machen, ihre Philosophie bestätige die Wahrheit der Religion und empfange wiederum von dieser Bestätigung. Wie ehrlich ist doch dagegen Feuerbach! Mit wie lobenswürdiger Geradheit und Offenheit deckt er die Unvereinbarkeit und Unversöhnbarkeit zwischen dem theistischen Glauben und der an sich atheistischen Philosophie auf!

Zu dem Kant'schen, blos negativen Resultat daß der Theismus sich nicht theoretisch beweisen lasse, hat Feuerbach das positive hinzugefügt: daß derselbe eigentlich praktischen Ursprungs sei, daß der persönliche, extramundane, die Natur in seiner Gewalt habende Gott nur dem egoistischen eudämonistischen Herzenswunsch sich der unerbittlichen, gegen das Individuum gleichgültigen und gefühllosen Natur zu entziehen und mittels des allmächtigen, übernatürlichen Gottes zum Herrn derselben zu machen, seinen Ursprung und sein Dasein zu verdanken habe. Diese psychologische, aus dem Innern ableitende Erklärung des Glaubens ist übrigens nicht neu, sondern schon vor Feuerbach haben besonders Spinoza, Hume, das Système de la nature, und später Fichte (in seiner Appellation an das Publicum) sie geübt. Alle Diese leiten den Glauben an den persönlichen Gott aus den Affecten der Furcht und Hoffnung, aus dem Abhängigkeitsgefühl und Glückseligkeitstrieb des Menschen ab, worauf als ihren letzten Erklärungsgrund Feuerbach überhaupt alle Religion zurückführt.

Soviel steht jetzt freilich für den Denkenden nach allem Diesem fest: daß die Gegenstände des Glaubens nichts Reelles in dem Sinne sind wie sonst die Gegenstände die wir reell nennen, nämlich daß sie nichts Gegebenes, d. h. unabhängig von der vorstellenden Thätigkeit des Subjects an sich Bestehendes sind. Das Kriterium aller Realität ist nämlich: daß der Gegenstand sich nicht als bloße Vorstellung, als bloßes Hirngespinnst, als ein lediglich aus dem Innern stammendes Product des Kopfs erklären lasse, sondern wir uns genöthigt fühlen ihm etwas an und für sich Existirendes, unabhängig von unserer Gehirnfunction Bestehendes zugrundezulegen. Ließe sich dasselbe nun bei den religiösen Vorstellungen nachweisen, fühlten wir uns bei diesen ebenso wie bei der reellen Außenwelt genöthigt sie als durch äußere Einwirkung auf unser Erkenntnißorgan entstanden zu betrachten, dann freilich müßten wir ihnen Realität beilegen. So ist es aber nicht. Die Gegenstände der religiösen Vorstellungen existiren nur im Glauben, nicht an sich. Sie lassen sich durchaus nicht wie die Gegenstände des Wissens nachweisen als gegeben, als unabhängig vom Erkennen und Wollen des Subjects bestehend, sondern sie lassen sich vielmehr ganz und gar zurückführen auf die Thätigkeit des erkennenden und wollenden Subjects, oder mit andern Worten, sie lassen sich ganz und gar von innen herausspinnen. Zwar liegt auch den religiösen Vorstellungen etwas Reales insofern zugrunde als es die wirkliche Welt, in den Naturreligionen die Natur, in den Geistreligionen der Mensch ist, was Veranlassung zur Bildung derselben gibt. Aber

auch nur den äußern Anstoß gibt die wirkliche Welt zu den religiösen Vorstellungen, das eigentlich Bildende, Producirende derselben aber ist lediglich das *Innere* des Menschen, sein Wille und die Stufe seiner Erkenntniß; weshalb in jenen sich nicht wie in der Wissenschaft die objective Welt, sondern die Art und Weise wie diese sich im gläubigen, religiösen Subject spiegelt, darstellt. *Unmittelbar* bilden die religiösen Vorstellungen nur das Innere, die Seele des Gläubigen ab; *mittelbar* hingegen, nämlich durch die Brille des Glaubens gesehen, auch die äußere wirkliche Welt. Dies hat mit einer Ausführlichkeit, Gelehrsamkeit und mit einem Scharfsinn, wie Keiner, Ludwig Feuerbach nachgewiesen.

Doch dieses ganze, durch den bisherigen Entwickelungsgang der Philosophie andentaggekommene Resultat, daß der Theismus theoretisch unhaltbar sei, daß ihm keine objective Wahrheit zugrundeliege, sondern lediglich subjective Wünsche und Einbildungen die Quelle sind aus der er geflossen, wird doch nur Den überzeugen der auf wissenschaftlichem Boden steht, der über den ihm in frühester Kindheit eingeprägten, traditionnell gehegten und gepflegten Glauben zu reflectiren angefangen, und nicht auf halbem Wege stehen bleibend, sich ganz der freien, vorurtheilslosen Philosophie in die Arme geworfen. Der blindgläubige Theist hingegen, der gar nicht über seinen Glauben reflectirt, der denselben, wieder nur auf Glauben hin, von göttlicher Offenbarung ableitet, Der wird nach wie vor fortfahren seinen Verstand und seine Vernunft der Auctorität des Wortes Gottes, das er in der Bibel zu finden meint, unbedingt zu unterwerfen. Für einen solchen steht die Wahrheit des Theismus, ohne und vor aller Untersuchung durch Wissenschaft, unumstößlich fest; der Streit zwischen Theismus und Atheismus hat für ihn nicht die Bedeutung die ihm doch allein zukommt, eines Streits zwischen menschlicher Einbildung und menschlichem Wissen, sondern den einer Auflehnung der menschlichen Thorheit gegen die göttliche Weisheit. Das Wort Atheist ist daher auch nur für den Gläubigen ein Schreckwort. Der Gläubige, dem sein Gott das allerrealste Wesen ist, muß natürlich den Atheisten für den Leugner des allerrealsten Wesens ansehen. Um zu erkennen daß der Atheist kein Leugner eines *realen*, sondern nur eines für real *gehaltenen* Wesens ist, daß er also nicht einem Ding an sich die Realität, sondern nur dem subjectiven Gottesbegriff die Wahrheit abspricht, dazu muß man schon auf wissenschaftlichem Boden stehen. Steht man aber erst auf diesem, dann sieht man auch ein daß der Titel Atheist so wenig aufsichhat als etwa der Titel Adiabolist zur Bezeichnung Dessen der die persönliche Existenz des Teufels leugnet, oder die Titel Aneptunist, Avulkanist zur Bezeichnung der entgegengesetzten Standpunkte in der Geologie.

Man sieht daraus welchen scharfen Gegensatz der *theoretische* Atheismus gegen den aus *praktischen* Glaubensgründen entsprungenen Theismus bildet und wie wenig zwischen diesen beiden je an eine Aussöhnung zu denken ist. Der praktische Theist bejaht das Dasein Gottes nicht aus wissenschaftlichen Erkenntnißgründen, aus philosophischer Ueberzeugung von der Wahrheit des Gottesbegriffs, sondern aus Willensgründen, aus praktischen Interessen, aus dem Tröstlichen, Beglückenden was der Glaube an Gott für ihn hat, ähnlich wie auch der gemeine, rohe praktische Atheist, der gewissenlose Egoist nur aus Furcht vor Gott, aus dem Quälenden, Beunruhigenden was der Gedanke an Gott für sein böses Gewissen hat gern das Dasein Gottes bezweifelt. Der theoretische Atheist hingegen verneint das Dasein Gottes aus wissenschaftlichen Erkenntnißgründen, aus der Ueberzeugung von der Unwahrheit des Gottesbegriffs, aus der Einsicht daß demselben weder ein unmittelbar noch ein mittelbar erkennbares Reales entspricht. Wie soll es da bei so heterogenen Ursprungsquellen jemals zur Aussöhnung zwischen beiden kommen? Der theoretische Atheist beweise dem praktischen Theisten tausend mal mit den allerschärfsten, schlagendsten und unwiderleglichsten Gründen daß der persönliche, extramundane Gott keine Wahrheit, sondern eine Fiction, eine Illusion sei, Letzterer wird doch aus denselben Gründen fortfahren sich seinen Gott zu *erhalten*, aus welchen er ihn sich *geschaffen* hat; denn er will, er wünscht, er braucht einen solchen Gott. Im praktischen Theisten und theoretischen Atheisten stehen sich ja nicht zwei gleiche, ebenbürtige Gegner gegenüber, sondern zwei völlig heterogene, gleichsam aus zwei verschiedenen Welten stammende Mächte. Diese beiden entgegengesetzten Mächte sind: der *Kopf* und das *Herz*, die beiden Erzfeinde im Menschen.

Was den Kopf, das Erkenntnißvermögen befriedigt, die Wahrheit, befriedigt darum noch nicht das Herz, den Willen. Umgekehrt was letztern befriedigt ist darum noch nicht wahr, befriedigt darum noch nicht den Kopf. Und dieser Streit findet nicht etwa blos zwischen verschiedenen Individuen verschiedener Parteien statt, sondern gar oft richtet er in einem und demselben Individuum bittern Zwiespalt an, das mit dem Kopfe bejaht was es mit dem Herzen verneint, oder umgekehrt. Der alte Streit zwischen Theorie und Praxis läßt sich nur aus diesem ursprünglichen Antagonismus zwischen Kopf und Herz erklären. Die Beispiele für diesen Antagonismus lassen sich nicht minder auf dem moralischen und politischen als auf dem religiösen Gebiete nachweisen. Ueberall wird durch sie das Video meliora proboque, deteriora sequor, auf eine auffallende Weise bestätigt. Im Politischen z. B. wäre vielleicht Mancher mit dem Kopfe Republikaner, wenn er nicht im Herzen echtrussisch-absolutistisch gesinnt wäre. Im Socialen würde so mancher Communist, wenn er nur den Verstand zu Worte kommen ließe, einsehen daß Eigenthum vernünftig, naturgemäß und nothwendig ist; aber mit dem Herzen die Gütergemeinschaft bejahend, weil er als ein armer Teufel bei dieser besser zu fahren hofft, wüthet er gegen das Eigenthum. Ebenso nun würde im Religiösen so Mancher schon längst mit dem Kopfe Atheist sein, wenn er nicht mit dem Herzen noch eingefleischter Theist wäre. Daher denn auch in unserer wissenschaftlich soweit vorge-

schrittenen Zeit noch immer die Atheistenverfolgungen, zwar nicht mehr durch Feuer und Schwert, aber doch durch andere wohlbekannte Mittel.

Aus allem Diesem geht hervor daß, so unangemessen und unwirksam es wäre, einen praktischen Communisten durch theoretische Beweise für die Nothwendigkeit des Eigenthums, es ebenso unangemessen und unwirksam wäre einen praktischen Theisten durch theoretische Gründe und Beweise für den Atheismus bekehren zu wollen. Ueberall können doch theoretische Gründe und Beweise nur dann anschlagen, nur dann umbildend und neuschaffend wirken, wenn zuvor das Herz mit seinen widerstrebenden Wünschen und Begierden zum Schweigen gebracht worden. Wo Dieses nicht geschieht, da fällt buchstäblich bei dem Aufkommen einer neuen Theorie der Kopf dem Herzen zum Opfer, oder im gelindern Falle wird wenigstens der Wahrheit der Mund gestopft, damit der widerstrebende Wille nur nach Herzenslust dominiren könne. Thöricht wäre es daher unmittelbar, d. h. ohne vorhergegangene Herzensreinigung, durch eine neue Theorie eine Wiedergeburt bewirken zu wollen. Solange das Herz gegen die vom Kopf erkannte Wahrheit sich empört, kann es nirgend besser werden. Ueber gar Manches wären die Menschen schon längst einig, worüber sie jetzt noch in bitterm Zwiespalt begriffen sind, wenn sich nicht überall das Herz mit seinem Veto störend in das unbefangene, unparteiische Urtheil des Kopfs einmischte. Ein Sokrates wäre nicht vergiftet, ein Jesus nicht gekreuziget worden, hätten nicht Griechen und Juden die Wahrheit zu Worte kommen lassen. Gar Manches wäre in der Geschichte besser gelungen, wenn es, anstatt mit dem durch das Herz verblendeten Kopfe, mit dem durch den Kopf erleuchteten Herzen angefaßt worden wäre.

Feuerbach's theoretische Kritik des Theismus wird daher nur auf den Denkenden, Wahrheits- und Wissenschaftsliebenden, der bereit ist seine liebsten, süßesten Herzenswünsche, sobald sie der vom Kopf erkannten Wahrheit widersprechen, dieser zu opfern, einen Eindruck machen. Der Blindgläubige der die menschliche Vernunft, den menschlichen Geist überhaupt nicht für competent hält über religiöse, göttliche Dinge zu urtheilen, sondern sich auf die von seinem Gott selbst ihm gegebene Offenbarung beruft, an die er steif und fest glaubt, mögen ihr auch Vernunft und Erfahrung noch so sehr widersprechen, wird sich durch keine, auch noch so scharfsinnige und schlagende atheistische Kritik in seinem ihm so wohlthuenden, so tröstlichen theistischen Glauben stören lassen. Die Furcht daher die man von gewisser Seite her vor der rücksichtslosen atheistischen Kritik, wie sie in Feuerbach's sämmtlichen Werken und besonders in dem zuletzt erschienenen achten Bande: „Vorlesungen über das Wesen der Religion", geübt wird, hegt, ist völlig unbegründet. Vorlesungen über das Wesen der Religion, worin diese als ein pur menschliches Erzeugniß und sämmtliche Götter, auch der monotheistische, jüdisch-christliche Gott, als Geschöpfe der durch das egoistische Herz verblendeten menschlichen Einbildungskraft enthüllt werden, dürften wol ebenso wenig aus einem echt und aufrichtig Gläubigen, der wirklich seinen Geist dem Buchstaben des Gotteswortes unterworfen, je einen Ungläubigen machen als Vorlesungen über das Wesen der Kopf- oder Herzkrankheiten im Stande wären einen Kopf- oder Herzkranken von seinem Uebel zu curiren. Um die Dinge bei Lichte zu besehen, muß man schon ein Licht liebendes und suchendes Auge haben; den Lichtscheuen, den das Dunkel Liebenden, im Finstern sich behaglich Fühlenden wirst du vergeblich die Dinge in ihrer wahren Gestalt vormalen. Weit entfernt daher daß Betrachtungen über das Wesen der Religion aus einem Gläubigen einen Ungläubigen sollten machen können, so setzt vielmehr das Anstellen und Studiren solcher Betrachtungen schon den Unglauben voraus; denn nur wer schon aufgehört hat gläubig zu *sein* kann anfangen das Wesen des Glaubens zu *erkennen*. In gewissen Zuständen kann man überhaupt nur solange *sein* als man sie noch nicht *erkennt*, und kann sie wiederum erst dann anfangen zu *erkennen*, wenn man schon nicht mehr in ihnen *ist*. Kurz, in gewissen Zuständen schließen Erkennen und Sein sich gegenseitig aus. So z. B. wer noch ganz ein Kind ist, sozusagen noch bis über die Ohren in der Kindheit drinsteckt, Der kann auch eben darum das Wesen der Kindheit noch nicht erkennen; wer es hingegen erkennt, Der ist auch schon aus den Kinderschuhen herausgetreten. Ein Mädchen die noch wirklich unschuldig *ist* weiß eben darum Nichts von dem Wesen der Unschuld; fängt sie dieses aber erst an zu *erkennen*, dann hat sie sicher schon aufgehört unschuldig zu *sein*. Dem Essen vom Baume der Erkenntniß geht immer der Fall, der Verlust der Unschuld voraus. Ebenso nun ist es auch mit dem religiösen Glauben bewandt. Wer wirklich noch unschuldig in dem Paradiese des Glaubens weilt, Der erkennt auch das Wesen des Glaubens noch nicht, zweifelt an seinem göttlichen Ursprung nicht, schämt sich daher auch der Blößen desselben noch nicht, wie Adam und Eva über die ihrigen, und sucht sie daher auch noch nicht, wie die modernen Rationalisten, durch allerlei Feigenblätter der Wissenschaft zu verdecken. Wer hingegen mit Feuerbach schon über das Wesen des Glaubens nachzudenken angefangen, Der hat innerlich schon aufgehört gläubig zu *sein*. Nur ein Ungläubiger kann Betrachtungen über das Wesen des Glaubens anstellen; nur ein Atheist kann den Theismus einer Kritik unterwerfen. Kurz, überall in der Geschichte wird die *Erkenntniß* um keinen geringern Preis erkauft als um den Verlust des unschuldigen Seins und Bleibens in demjenigen Zustande den man anfängt zu erkennen. Und Das schadet nicht; denn aller Fortschritt ist dadurch bedingt. Ein Volk dem die Augen aufgegangen sind über seine bisherige Unfreiheit, hat damit auch schon den Anfang zu seiner künftigen Befreiung gemacht; eine Gemeinde der ein Licht aufgeht über ihren blinden und dummen Glauben, hat damit schon den Grund zur Emancipation von der Hierarchie gelegt. Geistliche und welt-

liche Herrschsucht, Dieses wohl erkennend, sind daher auch aufs eifrigste bemüht dem Eindringen des Lichts, dem Essen vom Baume der Erkenntniß zu wehren um das Volk in seiner Blindheit und Dummheit zu erhalten. Doch dürfte es jetzt wol schon zu spät sein. Wer einmal aufgewacht ist, Der weiß auch daß er geträumt hat, und der wache Geist läßt sich nicht so leicht wieder in den Schlaf einlullen als der müde Körper. Die Krisis ist nun einmal da, die Gegensätze des Glaubens und Wissens haben sich aufs schärfste gegeneinander zugespitzt, und so muß es immer kommen, wenn eine Entscheidung erfolgen soll. Das Abstumpfen, Vertuschen und Verschweigen hilft zu Nichts. Die Kluft zwischen Glauben und Philosophie läßt sich dem Auge nicht verbergen. Der aus praktischen Interessen, aus egoistischen, eudämonistischen Herzenswünschen entsprungene jüdische Theismus, der aus dem Alten Testament, obwol (wie ich in meiner Schrift „Ueber das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung" gezeigt) wenig zu dem Geiste des Christenthums passend, ins Neue Testament übertragen worden, läßt sich nun- und nimmermehr wissenschaftlich als Wahrheit begründen. Jetzt also wird es sich offenbaren weß Geistes Kinder ihr seid; jetzt wird es sich zeigen wer einen offenen, wahrheits- und wissenschaftsliebenden Sinn hat. Wem wirklich der alte Glaube noch ein echtes, aufrichtiges Bedürfniß ist, nun Der wird sich durch die atheistische Kritik nicht irremachen lassen, sondern derselben zum Trotz sich noch mehr in seinem starren Glauben befestigen, noch härter gegen die Wissenschaft verstocken, noch sorgsamer gegen das profane Weltlicht der Vernunft absperren. Wem hingegen die Erkenntniß zum Bedürfniß geworden, wer mit Cartesius de omnibus dubitat um desto sicherer zur Wahrheit zu gelangen, der Wissenschaftliebende, wird seinen bisher gehegten, der wahren Erkenntniß widersprechenden Glauben, sollte dieser seinem Herzen auch noch so lieb und theuer gewesen sein, fahren lassen. Endlich aber gibt es auch noch eine dritte Classe, deren Zahl leider nicht gering ist, die Classe nämlich jener Erbärmlichen und Niederträchtigen denen es weder um die Wissenschaft noch um den Glauben Ernst ist, sondern die beide nur als ein willkommenes Mittel zu ihren gemeinen speculativen Zwecken benutzen, mit beiden einen einträglichen Handel treiben und daher mit heuchlerischer Miene zu glauben oder zu wissen vorgeben was sie weder glauben noch wissen. Es bleibt also bei dem jetzigen Stande der durch den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Wissenschaft erlangten Erkenntniß fortan nur die Wahl zwischen folgenden drei Wegen: 1) blinder Glaube auf Auctorität der für göttlich gehaltenen Offenbarung, mit Verleugnung jeder diesem Glauben widersprechenden Wissenschaft; 2) voraussetzungslose, freie Wissenschaft, mit entschiedenem Aufgeben jedes derselben widerstreitenden Glaubens; 3) Heuchelei die mit dem Glauben wie mit der Wissenschaft ein Geschäft treibt, und beide für gemeine Silberlinge verkauft. Jeder wird seinem Charakter und seinen Bedürfnissen gemäß wählen. Daß es aber überhaupt zu dieser klaren Scheidung der Wege gekommen ist, daß nun die Gleichen sich finden und zueinander gesellen können, die Gläubigen zu den Gläubigen, die Wissenschaftliebenden zu den Wissenschaftliebenden, die Heuchler zu den Heuchlern, dieser gewiß nicht gering anzuschlagende Gewinn ist zu nicht geringem Theile der schonungs- und rücksichtslosen Kritik L. Feuerbach's mitzuverdanken. Dieses Verdienst soll ihm also nicht geschmälert werden, obwol damit noch nicht gesagt ist daß er frei von Irrthümern sei. Feuerbach's Stärke besteht mehr im Negiren des Falschen, Unwahren, als im positiven Begründen der Wahrheit. Er hat zwar richtig das Wesen der Religion durchschaut, scharfsinnig die Theologie in Anthropologie aufgelöst, und dem wissenschaftlich unhaltbaren Theismus gegenüber die Wahrheit des Atheismus nachgewiesen. Aber das positive System, das seiner Negation zugrundeliegt, der Naturalismus oder empirische Realismus, ist doch, wie schon oben gesagt worden, nur eine halbe einseitige Wahrheit, die der Ergänzung durch den Idealismus bedarf, wie sie Schopenhauer, auf Kant'schem Grunde, in seinem Systeme geliefert hat.*)

J. Frauenstädt.

Zur Naturwissenschaft.

1. Grundzüge der vergleichenden, physikalischen Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geschichte des Menschen. Vorlesungen für Gebildete von Arnold Guyot. Deutsch bearbeitet von Heinrich Birnbaum. Mit drei physikalischen Karten. Leipzig, Hinrichs. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Physische Geographie von Mary Sommerville. Aus dem Englischen von Adolf Barth. Erster Band. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Geologische Briefe aus den Alpen von Bernhard Cotta. Nebst einem Stahlstich, fünf lithographirten Tafeln in Farbendruck und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Geographische Naturkunde oder Grundzüge einer allgemeinen Naturgeschichte der drei Reiche mit physiognomischer Schilderung der Erdoberfläche von Wilhelm Ebel. Erste Abtheilung: Plan der geographischen Naturkunde. Zweite Abtheilung: Geographische Naturkunde von Island. Mit 14 zum Theil colorirten Karten und Tafeln. Königsberg, Bon. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
5. Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste kosmischer Anschauung. Allen Freunden der Natur gewidmet von Otto Ule. Halle, Schmidt. 1851. 8. 20 Ngr.
6. Die Schöpfung oder das entschleierte Universum von Nic. de Beroaldo-Bianchini. Auszug aus der „Armonia universale". Deutsch und metrisch von Jean Baptist Roßmann. Mit Bildern und Zeichnungen. Wien, Trendel u. Comp. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seit Humboldt und Ritter es zuerst versucht haben die uns umgebende Natur als ein Ganzes zu erfassen und darzustellen, beeilt man sich von allen Seiten die dort gegebenen Grundideen aufzufassen, zu verarbeiten, in einzelnen Theilen auszuführen oder im Allgemeinen

---

*) Den zweiten Artikel geben wir in einer der nächsten Lieferungen.
D. Red.

sich selbst und Andern mundgerecht zu machen. Auch die vorliegenden Schriften verfolgen diese Zwecke, wenngleich sie von sehr verschiedenen Wegen ihr Ziel zu erreichen suchen. Man könnte diese Behandlungsweise als eine Rückkehr zu jener encyklopädischen Richtung betrachten welche Ende des vorigen Jahrhunderts so sehr vorherrschte, unterschiede sie sich nicht von jener wesentlich dadurch daß damals nur die Menge des Wissens in eine ungeordnete Masse zusammengetragen ward, während wir jetzt die großen Resultate der Wissenschaften in ein systematisches Ganzes zu verarbeiten streben. Es ist ein erfreulicher Fortschritt, dessen Gewaltigkeit man erst dann klar erkennt, wenn man eben die Zerrissenheit der damaligen Kenntnisse mit der Harmonie der jetzigen Anschauung in Vergleich bringt. Aber gerade aus der Größe der Fortschritte in den einzelnen Naturwissenschaften erklärt sich das Bedürfniß einer Concentration, einer Uebersicht über das gewaltige Gebiet, auf daß nicht blos der Gelehrte, nein daß jeder Denkende Theil habe an den Erwerbungen in diesem großen Reiche. Welche Bedeutung die Naturwissenschaft für die allgemeine Bildung erlangt, zeigt schon die Menge der neu entstehenden Schriften solchen Inhalts. Möchte denn bald der letzte Schritt zur Sicherung der mühsamen Erwerbungen geschehen, möchten bald die Resultate unserer Forschungen der Jugend als ein unveräußerlicher Gewinn mit auf den Lebensweg gegeben werden, damit Das was wir jetzt zusammengetragen haben die sichere Grundlage für neue Forschungen werde. Es dürfte an der Zeit sein in unsern Schulen neben den wenigen Jahrhunderten menschlicher Geschichte auch den Jahrtausenden der Natur einige Aufmerksamkeit zu schenken. Freilich ist die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes eine wichtige Quelle für die Erkenntniß des eigenen geistigen Lebens, und so werden auch die Verschiedenheiten der Völkerstämme in Sprache und Redeweise mit Recht zu einem Hauptbildungsmittel gerechnet. Betrachten wir dann aber die Ergebnisse welche eine vergleichende geographische Betrachtungsweise für alles Lebende wie Leblose ergibt, wie können wir uns da verhehlen daß auch diese gewaltigen Verhältnisse auf die Ausbildung des menschlichen Geistes von Einfluß und zwar von gewichtigem Einfluß gewesen sein müssen. So sehr sich auch unsere Eitelkeit gegen die Annahme sträubt daß äußere Umstände dem freien Geiste seine Wege sollen vorgeschrieben haben, wir können diesen Thatsachen gegenüber die Einwirkung von Klima, Boden und Lage der Wohnplätze auf die Geistesrichtung der einzelnen Völker nicht mehr leugnen. So wird selbst für das Studium welches bis auf den heutigen Tag fast ausschließlich als das bildende betrachtet wird die Kenntniß der Erde nach ihrer jetzigen Beschaffenheit wie nach ihrer Entstehung ein Bedürfniß, sie wird zugleich eine Quelle werden aus welcher auch das Studium menschlicher Geschichte neues Licht erhalten wird.

Nr. 1. Die Vorlesungen Guyot's, die kleinste aber nicht die unbedeutendste der genannten Schriften, geben uns in meisterhafter Darstellung einen Grundriß des ganzen Gebiets welches wir oben bezeichnet haben. In lebendiger Sprache entwirft der Verfasser das Bild unserer Erde. Nicht die einzelnen Theile sind es welche er schildert, es ist das Erdrund im Großen, welches uns dargestellt wird als Ein Ganzes, als Ein Gebilde, nach denselben Gesetzen ringsum entstanden, von denselben Gesetzen beherrscht, überall anders und überall dasselbe. Nicht blos eine Beschreibung der Erdoberfläche will er unter dem Namen Geographie verstanden wissen, nein, alle Erscheinungen des Erdenlebens, die Gesetze nach denen Todtes und Lebendes entsteht und vergeht, diese alle bilden seine Wissenschaft. Den Begriff von todt erkennt er freilich nicht an, sondern erklärt auch die unorganische Natur für eine lebende, insofern Thätigkeiten unsterblicher Kräfte in ihr fort und fort walten. Das Wirken dieser Kräfte ist es nun welches uns zuerst dargestellt wird in der Gestaltung welche die Erdoberfläche gegenwärtig besitzt. In der Anordnung der Ländermassen, in dem Verhältnisse der Meeresgrenzen, in den Erhebungen und Senkungen liegen die Charaktere nach denen unser Verfasser, Humboldt und Ritter folgend, die Erdtheile charakterisirt und ihnen ihre Bedeutung in dem Baue der Erde anweist. Der Atlantische Ocean und das Stille Meer sind die zwei Mittelpunkte um die sich das Festland gruppirt. Während nun die schroffen Abdachungen von allen Seiten her auf eine gewaltsame Entstehungsweise des letztern hindeuten, spricht der lange, allmälige Abfall den wir gegen das Atlantische Meer beobachten dafür daß nur gemach dies inselreiche Meer sich vertieft hat. Außerdem aber hat jeder der Erdtheile seinen eigenen bestimmten Charakter, durch welchen er ein eigenthümliches Gepräge erhält. Hier ist nicht blos die geographische Breite, sondern fast in höherm Grade die Erhebung über die Meeresfläche der bestimmende Punkt, der zunächst das Klima und mit diesem die ganze organische Natur bedingt. Wir müssen aber unter dem Begriff der Erhebung nicht nur Gebirgszüge, sondern vor allem jene Hochplateaus verstehen, die erst durch die neuere Geographie ihre volle Würdigung erhalten haben. Dann übergehend zu der Entwickelung des Erdballs stellt der Verfasser drei Phasen oder Perioden als die aller Entwickelung nothwendigen auf: das Chaos, die Entwickelung und die Vereinigung. So hat sich auch die Erde aus dem Chaos, aus einem gasartigen Zustand allmälig gebildet. Mehr und mehr ist ihre Oberfläche erkaltet, bis erst Wasser, dann feste Massen an der Oberfläche hervortraten. Ungleiche Abkühlung oder innere Bewegung trieben die ersten Theile der festen Erde über das Wasser hervor und gaben durch ihr Auftauchen zu immer ungleicherer Vertheilung der Wärme Veranlassung. Die bisher trägen und gleichförmigen Winde werden durch sie in neue Bahnen gezwungen. Der Regen ergießt sich über das Gestein. Mit ihm beginnt das organische Reich seine Herrschaft. Weiter führt unser Verfasser aus, wie einzelne Inseln die jetzigen Erdtheile andeuteten. Nebelig und feucht war das

Klima, einförmig über die ganze Erdoberfläche der Thier- wie der Pflanzenwelt. Aber immer weiter tritt das Festland hervor, immer höher entwickelt sich die organische Welt, bis sie sich mit dem Menschen vollendet. Was aber so entstanden ist denselben Entwickelungsgesetzen folgend, ist kein Gleiches geworden, sondern bietet gar manche Verschiedenheiten dar, die uns in Alter und Neuer Welt ausführlicher vorgeführt werden.

Während der Verfasser die einzelnen Erdtheile schildert, gibt er zugleich ein Bild des Klimas, entwickelt die Bahnen der Winde, soweit sie durch allgemeinere Gesetze bedingt werden, schildert die Vertheilung des Regens, dieser Hauptbedingung der Vegetation, die ja wesentlich von den Richtungen der Winde bedingt wird, und weist den gewaltigen Einfluß dieser Verhältnisse auf das organische Leben nach. Ueberall hebt er scharfe Gegensätze hervor: so schildert er vergleichend die Continental- im Gegensatz zur Oceanhemisphäre, die Alte im Gegensatz zur Neuen Welt, die Continente des Nordens gegen die des Südens. Er gelangt so dazu in klaren, effectreichen Darstellungen die ganze Erde jedesmal von einem neuen Standpunkt aus darzustellen. Jede einzelne Vorlesung steht als ein abgerundetes Bild da, freilich auf Kosten einer strengen Systematik, deren Mangel aber leicht aufgewogen wird durch die Lebendigkeit der Anschauung, durch die Vielseitigkeit der Auffassung. Wie der Verfasser Pflanzen und Thiere in ihrer Verbreitung über die Erdfläche schildert, so stellt er zum Schlusse seiner Vorlesungen auch die Vertheilung der Menschen auf der Erde dar. Aber nicht allein den ursprünglichen Wohnort der Menschenracen, sondern auch die Wanderungen der Stämme schildert er in großen Zügen, und stellt nicht blos den Einfluß dar den Klima, Boden und Lage auf die Geschichte der Cultur ausgeübt haben, sondern auch umgekehrt den Einfluß den der Mensch auf die Vegetation der Erde ausgeübt hat und noch ausübt. Dem Bearbeiter müssen wir danken daß er diese geistreichen Anschauungen dem deutschen Publicum in einer hübschen Form zugänglich gemacht hat. Wünschenswerth wäre es gewesen, hätte er uns für so manche Ausdrücke nicht blos germanisirte, sondern deutsche Ausdrücke gegeben. Germanien, Contourgestalt (?), horizontale Configuration, verticale Formation, selbst maritim, Continent, condensiren, Contact und dergleichen wären in einer Uebersetzung zu vermeiden gewesen.

Nr. 2. Wenden wir uns nun zu der „Physischen Geographie" der Miß Sommerville, so finden wir statt des verschwenderischen Franzosen, der sein ganzes Wissen in zwölf Vorlesungen vorbrachte, eine bedächtige Hausfrau, die ihre Kenntniß wohl geordnet und vertheilt uns vorlegt. Hier gehen wir gleich von dem Begriffe der physischen Geographie regelrecht aus. Gleichmäßig schreiten wir in sorgsamen Betrachtungen vor. Die Bahn der Erde und ihre physikalischen Eigenschaften werden erläutert, soweit es zum Verständniß erfoderlich ist. Etwas ausführlicher wird die Geologie vorgetragen, und daran knüpft sich im zweiten Capitel eine allgemeine Uebersicht der Erdoberfläche in Bezug auf Land und Meer, Gebirg und Ebene u. s. w. Von da wendet sich die Darstellung zu dem Festlande der Alten Welt, welches von dem festen Gebirgsrücken aus geschildert wird, und dann in derselben Weise zur Neuen Welt. Mit der Beschreibung der Nord- und Südpolarländer schließt diese Schilderung. Ihr folgt im funfzehnten Capitel ein Abriß der Verbreitung der Metalle und ihrer Gewinnung. Im sechszehnten bis zwanzigsten Capitel, mit welchem der erste Band schließt, finden wir eine Schilderung der Meere, Flüsse und Seen. Die Physik der Luft soll der folgende Band enthalten, in welchem wol noch die Pflanzen- und Thiergeographie Aufnahme finden dürfte. Das Buch, welches durch eine sehr sorgsame Uebersetzung dem deutschen Leserkreise zugänglich gemacht ist, enthält nicht viel Eigenthümliches, wol aber sind gute Quellen benutzt und mit Fug kann das Werk zum Studium empfohlen werden, wo es sich eben darum handelt eine recht interessant geschriebene Zusammenstellung unserer jetzigen Kenntnisse in der Geographie der Erde und ihrer einzelnen Länder zu erwerben.

Nr. 3. Von dem Gebiete welches die genannten Schriften in seinem ganzen Umfange behandeln hat Cotta in seinen „Geologischen Briefen aus den Alpen" einen Abschnitt herausgenommen zur nähern Betrachtung. Wie die Vorgänger erklärt auch er daß die Geologie nicht blos die feste Erdrinde, sondern Alles was dieselbe trägt behandeln soll. So können auch nur die beiden ersten Briefe geologische Briefe in jenem engern Sinne heißen, da sie allein und zwar der erste als „Geologische Einleitung für Laien", der zweite als „Bau der Alpen" sich lediglich mit dem Grund und Boden und seiner Bildung beschäftigen. Die folgenden Briefe dagegen geben in gemüthlich-bequemer Darstellung außer geognostischen Beobachtungen auch den Eindruck wieder welchen der Verfasser auf zwei Reisen durch die südliche Schweiz, ein Stückchen Norditalien, Istrien, Steiermark und schließlich durch den Norden der Schweiz erhalten hat. In Neuenburg finden wir unsern Reisenden zuerst von dem Anblick der Jungfrau begeistert, durch einen Besuch bei Agassiz auf die Gletscherbildung geleitet und diese ausführlicher darstellend. Eine ähnliche kurze Abhandlung erläutert einige Seiten weiter die Verschiedenheit in der Oberfläche fremder Gesteine, deren Wichtigkeit für den Charakter einer Gegend und somit auch für die Darsteller derselben, für die Landschaftsmaler ausführlicher hervorgehoben wird. Zwölf verschiedene Arten der Bergformen werden geschildert, welche indeß keineswegs alle den Alpen angehören, sondern auf alle Bildungen von dem ältesten Granit bis zum jüngsten Alluvium sich erstrecken. Eine Betrachtung über die Abnahme des Brienzersees führt den Verfasser im sechsten Brief auf die Entstehung der Alpenseen, welche in tiefe, entstanden als Ausfüllungen von Versenkungen, Spalten und Löchern, und in flache, entstanden als Anstauungen der Flüsse oder Ausfüllungen seichter Becken eingetheilt

werden. Die Wunder des Karstes und des Adelsberges mit seinem unterirdischen Flusse und Thiere, die Quecksilberbergwerke Idrias, die Naturforscherversammlung zu Gratz füllen die nächsten Briefe, welche sämmtlich aus dem Jahre 1843 herstammen. Der zwölfte Brief im Jahre 1849 geschrieben beginnt mit München und Salzburg, wo denn selbst Lola und Ludwig ihren Platz in den „Geologischen Briefen" finden. Auf den folgenden Seiten bis zum zwanzigsten Briefe erhalten wir Ansichten aus Salzburg und Tirol. Geologische Excursionen über die dortige Kalkbildung, über den Salzgewinn und die höchst interessanten Goldgruben der Tauern, besonders des Rathhausberges sind eingestreut, während wir gleichzeitig über Ischl, Gastein und ihre Quellen nicht uninteressante Bemerkungen erhalten. Der Bergbau in diesem Gebirgszug hat seine Eigenthümlichkeit, besonders dadurch daß er nicht in die Tiefe der Erde hinabgeht, sondern an die höchsten Gipfel hinaufsteigt. Die Gruben liegen 6—8000 Fuß über dem Meere und 3—4000 über den anliegenden Thälern, ja ein Stollen ist durch das Eis eines Gletschers getrieben. Manche besondere Einrichtung ist dann nöthig geworden für den Transport des vielfachen Bedarfs in die Höhe, wie für den des gewonnenen Erzes in die Tiefe. Die Ausbeute ist bei aller dieser Mühe eine geringe und der Gehalt des Quarzes an Gold der geringste aller bebauten Gruben der Erde: 1000 Centner enthalten hier für 316 Thaler Gold, während dieselbe Menge in Californien für 200,000 bis 260,000 Thaler enthält. Südtirol mit dem Fassathale wird ausführlicher geschildert und die Schichtung seiner Gesteine durch mehre Profilzeichnungen erläutert, wobei der Verfasser auch die Beobachtungen von L. von Buch, Wißmann, Emmerich u. A. ausführlicher wieder mittheilt. Die Porphyr- und Dolomitbildungen sind besonders Gegenstand dieser Ausführungen. Eine höchst eigenthümliche Bildung aus der Gegend von Botzen ist uns in einem zierlichen Stahlstiche vorgeführt. Es sind Dies hohe spitze Erdpyramiden, die auf ihrer Spitze meist einen Stein tragen. Sie bestehen aus einem sehr festen Lehme und verdanken ihre Entstehung dem partiellen Schutze welchen ein solcher Stein gegen den Regen gewährt. Während nämlich ringsum von den Regentropfen Erdpartikelchen fortgeschwemmt werden, bleibt der von Stein beschützte Theil unversehrt als eine Pyramide zwischen den Vertiefungen stehen, bis der Stein durch fortdauernde Abspülungen das Gleichgewicht verliert und hinabstürzt. Die nun schutzlose Pyramide wird dann vom Regen immer mehr zugespitzt und verkürzt, bis sie allmälig dem Erdboden gleich wird. Dies Phänomen ist bisher noch nirgend anders beobachtet worden. Es wird wol eine eigenthümliche Zusammensetzung des Lehmes welcher aus Porphyr entstanden ist die Ursache der Erscheinung sein. Außerdem scheint eine große Gleichmäßigkeit in der Richtung des Regens nothwendig zu sein. Von Tirol wendet sich der Reisende nach Chur, wo der Felsberg die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ein Holzschnitt erläutert die Stellung dieser gefahrdrohenden Felsenmassen, deren zahllose Zerklüftungen noch manchen Sturz voraussagen. Der Fels besteht aus dunkelgrauem, meist bituminösem Alpenkalk. Auch über den Felssturz bei Goldau und über die allgemeinen Ursachen solcher Erscheinungen erhalten wir Aufschluß.

Ueber die Gletschertheorien hielt der Verfasser vor wissenschaftlichen Freunden einen Vortrag in dem Grimselhospiz nach dem Besuche des so überaus lehrreichen Aargletschers. Diesen bringt uns der zweiundzwanzigste Brief nebst interessanten Bemerkungen über die Geschicke fremder Körper, Steine, Staub, Infusorien, welche auf solche Eismeere gerathen sind. Die Namen einiger Pflanzen welche bis an die Eismassen vordringen haben das Geschick gehabt unbarmherzig verstümmelt zu werden; so soll heißen: Lanaria - Linaria; carniculatus - corniculatus; Aurantia - Astrantia. Von hier geht die Reise nach Thun, Bern, Zürich und bei Rohrschach verlassen wir die Schweiz. Außer Bemerkungen über die Eisenbahnlinien, welche sich in der Schweiz ausführen ließen, erhalten wir in diesen Briefen eine Aufzählung aller die Alpen bewohnenden Wirbelthiere nach Schinz, abgedruckt aus den „Denkschriften der schweizerischen Gesellschaft von 1838". Es finden sich darin 56 Säugethiere, 311 Vögel, 34 Reptilien und 42 Fische verzeichnet. Die Biegungen, Windungen und Zertrümmerungen einzelner Schichten durch gewaltsamen Druck stellt der Verfasser in einer Karte nach Lusser dar und gibt uns dann noch eine Uebersicht über die Flötzformationen der Schweiz, sowie eine Aufzählung der Männer welche vorzugsweise die einzelnen Theile der Alpen geognostisch studirt haben. Der achtundzwanzigste Brief, aus Freiburg datirt, stellt zum Schlusse die Hauptresultate der vorigen zusammen, wobei jedesmal die betreffende Seitenzahl angegeben ist, sodaß dadurch der wissenschaftliche Gebrauch des Buchs sehr erleichtert wird. Einem ähnlichen Zwecke dient die alphabetische Aufzählung der erwähnten Alpenorte.

Nr. 4. Während die bisher besprochenen Schriften zu ihrem Hauptgegenstande die feste Erdrinde hatten, will Ebel in seiner „Geographischen Naturkunde" eine topographische Schilderung aller Naturkörper einer Gegend liefern. Seine Schrift enthält zunächst einen „Plan der geographischen Naturkunde", von 10 Karten begleitet und 132 Seiten umfassend, dann die „Geographische Naturkunde von Island" mit 4 Karten als eine Probe der Behandlungsweise. In dem erstern Abschnitte spricht der Verfasser mit großer Weitschweifigkeit auf mehr denn 30 Seiten über den Begriff der Naturgeschichte und die Art ihres Studiums, ohne daß uns neue Gesichtspunkte darin enthalten zu sein scheinen. Im Gegentheile liebt er es zahlreiche Citate wörtlich abdrucken zu lassen. Die Unentbehrlichkeit naturgeschichtlicher Kenntnisse, der Nutzen allgemeiner naturwissenschaftlicher Vorträge sind das Resultat dieser ersten 18 Paragraphen. Dann wird die Auswahl des Materials für den speciellen Zweck näher besprochen. Von allen Seiten wird die Aufgabe betrachtet, und schon die Ueberschriften der einzelnen Pa-

ragraphen geben von der Mannichfaltigkeit Kunde, so folgen sich: „Der systematische Inhalt der Naturgeschichte"; „Der kosmische Inhalt der geographischen Naturkunde"; „Kosmisch-teleologischer Theil der Botanik und Zoologie"; „Kosmisch-physiologischer Theil der Botanik und Zoologie"; „Der praktische Inhalt der geographischen Naturkunde, anthropologisch-ethnographischer Beitrag zur geographischen Naturkunde"; „Folge der wichtigsten Naturerscheinungen nach den zwölf Monaten"; „Eintheilung der geographischen Naturkunde in Lehrcursus." Leider ist es dem Verfasser nicht gelungen alle diese verschiedenen Anschauungsweisen in ein Ganzes zu vereinen, vielmehr läuft Alles ohne Ordnung nebeneinander her, noch mehr zerstückelt durch die zahlreichen Einschaltungen aus den Schriften Anderer. Es folgt nun eine Reihe graphischer Darstellungen nebst deren Erläuterungen. Besonders ausführlich sind die Tag-, Nacht- und Dämmerungslängen durch Tafeln und Tabellen dargestellt, sodaß man auf erstern eine bildliche Darstellung für jeden Monat, in den Tabellen die Zahlen für je fünf Tage findet. Den neun Tafeln welche zur Verdeutlichung der Lichtverhältnisse dienen folgt eine zehnte, die Wärmeverhältnisse nach Berghaus' und Mahlmann's Zusammenstellungen und Karten darstellend. Hier ist die Temperatur durch das Colorit ausgedrückt, sodaß in der That das Kärtchen gleich beim ersten Anblick ein recht deutliches Bild der Wärmezonen gibt. Auf ähnliche Weise schlägt der Verfasser vor über die Erhebung und Senkung des Landes farbige Karten anzufertigen. In dem zweiten Theile, welcher die Beschreibung Islands enthält und wie das Uebrige in Paragraphen abgetheilt ist, beginnt der Verfasser mit dem festen Boden, seiner Lage, Gestalt und Erhebungen, seinen Flüssen und Seen, wendet sich dann zur Geognosie, führt die häufigsten Versteinerungen der Trapptuffe auf, bespricht die Vulkane und heißen Sprudel. Der Geognosie folgt als dritter Abschnitt: Oryktognosie. Hier erhalten wir die „wichtigsten Mineralien Islands in der Reihenfolge ihres geognostischen Vorkommens" aufgezählt und dazu die Beschreibungen „größtentheils aus Naumann's «Lehrbuch der Mineralogie» entnommen". Der vierte Abschnitt bespricht die Witterungsverhältnisse, die Einwirkung des Golf- und Polarstromes, Luftströmungen und wässerige Niederschläge. Die Pflanzen werden im neunten bis zwölften Capitel besprochen, und zwar werden Wald-, Wiesen-, Haide-, Moor-, Strand- und Alpenpflanzen für sich aufgeführt, einige beschrieben, bei den andern deutschen oft auch isländischer Name, Größe, Familie u. dgl. angegeben, sodaß dadurch ohne erheblichen Nutzen ein großer Raum verschwendet wird. Interessanter und allgemein verständlicher sind die beiden letzten Abschnitte über Culturpflanzen und allgemeine Pflanzenverhältnisse, besonders in Vergleich mit den Nachbarfloren. Das Thierreich ist auf ähnliche Weise behandelt, nur ist der Beschreibung eine kurze Erzählung der Lebensweise und des Fanges der größern Thiere beigegeben. Dieser Abschnitt ist der umfangreichste und, wie es scheint, auch der vollständigste. Kürzer und etwas aphoristisch ist die Schilderung der Bewohner. Zum Schlusse ist dann das Naturleben Islands nach den Monaten zusammengestellt. Eine systematische Aufzählung der wichtigsten Mineralien, Pflanzen und Thiere und ein Verzeichniß der benutzten Schriftsteller finden sich noch angefügt. Fünf Karten von Island stellen dar: 1) die geognostisch-hydrographischen Verhältnisse; 2) die für Flora, Fauna und den Verkehr der Menschen wichtigen Orte; 3) die Bodenerhebung; 4) farbig die Temperaturverhältnisse verbunden mit der Bodenerhebung; 5) die Golf- und Polarströmungen, die Richtung des Treibeises und Treibholzes. Eine Tafel gibt einige Kristallformen der wichtigsten Mineralien. Wie in dem ersten allgemeinen Abschnitte herrscht auch in diesem zweiten eine sehr ungleiche Behandlung der einzelnen Theile und Capitel. Eine fleißige Benutzung der vorhandenen Quellen zeigt sich überall, dagegen ist die Darstellung kein Ganzes, sondern zerstückelt, und diese Schrift erinnert durch die aphoristische ungleiche Behandlung wirklich an die encyklopädische Richtung, deren wir früher erwähnten. Wir können dem Princip welches der Verfasser aufstellt weder nach der Betrachtung welche im ersten Theile, noch nach der praktischen Darlegung welche in diesem zweiten Theile enthalten ist beistimmen. Schwerlich wird ein Leser dem die systematische Naturgeschichte fremd ist sich zurechtfinden können in diesen abgerissenen Stücken Naturbeschreibung. Was soll es ihm wol nützen, wenn der Verfasser, wo er die Aufzählung der isländischen Mineralien beginnt, in einer Anmerkung die Härtescala angibt. Wer nicht schon anderweitig sich mit der physikalischen Unterscheidung der Mineralien beschäftigt hat, Dem wird sie unbrauchbar sein, weil er weder die genannten Prüfsteine noch die Art sie anzuwenden kennt, dem Geübten aber sind sie, ebenso wie die Beschreibungen, überflüssig. Will man die topographische Beschreibung geben wie der Verfasser, so muß man entweder die systematischen Kenntnisse voraussetzen, oder man muß es verstehen sie überall einzuflechten. Dies Letztere soll nun nach unserm Verfasser durch mündliche Vorträge geschehen. Dann aber bedarf das Buch eines Erklärers, es wird ein bloßes Schulbuch, ein leerer Abriß, an und für sich ungenügend. Es scheint daß sich der Verfasser nicht recht klar geworden ist über den Leserkreis für den er sein Buch geschrieben. Außerdem trägt es zu sehr den Stempel der Unklarheit an sich um das Interesse fesseln zu können. Das Werk erscheint wie ein erster Entwurf, es enthält Proben wie Dies wie Jenes allenfalls gemacht werden könnte. Es fehlt ihm die Ueberarbeitung nach einem klar erkannten und streng durchgeführten Plane. Viele fleißige Arbeit und oft eine recht hübsche Zusammenstellung zeigt die Schrift, und umsomehr zu bedauern ist es daß sie so wenig genießbar und brauchlich sich darstellt.

In allen diesen genannten Schriften erkennt man mit Vergnügen das Bestreben die Wissenschaft, wie die jetzige Zeit sie erkannt hat, zu fördern und zu verbreiten.

Dies ist das Gemeinsame welches sie alle vereint. Die Verfasser der zwei Werke aber die wir noch vor uns haben verschmähen es auf demselben Wege wie die heutige Wissenschaft die Natur zu beschauen. Sie meinen kürzer zum Ziele kommen zu können, wenn sie an die Stelle der Forschungen ihre eigenthümlichen Anschauungsweisen treten lassen. Sie wollen Beide die Natur darstellen als ein Ganzes und meinen im Stande zu sein alle Wissenschaften auf einen Begriff zu reduciren. So richtig es nun auch ist daß alles Streben dahin gehen muß in der ganzen Natur nur ein waltendes Princip zu erkennen, so übereilt ist es doch, wenn ein Einzelner glaubt, er könne den langsamen Fortschritten der menschlichen Wissenschaft soweit vorauseilen daß er alle die Schwierigkeiten und Lücken der Naturerkenntniß mit einem Satze überspringen, daß er das ferne Ziel zu welchem die ganze übrige Menschheit als zu einem unerreichbaren hinstrebt schon von oben her in seiner Herrlichkeit darlegen könne. Wenn wir aber auch beide Werke ansehen müssen als ausgehend von einer solchen falschen Auffassung, von der die Naturwissenschaften wenig Förderliches auf ihrem langsamen aber sichern Wege erwarten dürfen, welche aber der Verbreitung allgemeiner Naturanschauung nur Nachtheile bringt und die Quelle unzähliger Irrthümer wird, so dürfen wir doch weiter diese beiden Schriften nicht miteinander vergleichen. Sie sind so verschieden wie nur in unserer Zeit zwei Ansichten über denselben Gegenstand sein können. Es wäre unrecht, wollten wir die Arbeit Ule's mit der Schöpfung Beroaldo's gleichstellen, denn eine solche Masse sinnloser Sätze wie das letzte Werk enthält ist gottlob in unserer Zeit außerhalb Oestreich schwerlich noch irgendwo zu finden.

Nr. 5. Ule, der uns schon auf dem Titel eine „Kosmische Anschauung" verheißt, spricht sich über den Zweck seiner Schrift dahin aus:

Ich versuchte es in vorliegender Schrift die Grundzüge einer kosmischen Physik zu geben. Ich mußte dabei zwei Richtungen unserer gegenwärtigen Physik feindlich entgegentreten, die mir einerseits die Wissenschaft dem Volke zu entfremden, andererseits ihren Geist zu tödten schienen. Ich meine die atomistische Richtung und das Experiment.

Man mag auch sagen die wirkliche Atomistik sei längst aus der Wissenschaft verdrängt, der echte Physiker benutze sie nur noch als Hülfsmittel zum leichtern Verständniß, zur bequemern Darstellung, er sei von ihrer Unwahrheit und Unhaltbarkeit überzeugt: ich verlange Ehrlichkeit. Der Laie muß entweder die falsche Grundlage für wahr halten oder die Richtigkeit der Resultate bezweifeln!

Ein absoluter Gegner des Experiments bin ich nicht. Es liegt etwas unendlich Hohes in der That des Forschers u. s. w. Aber man misbrauche nicht diese geistige Macht! Man nöthige die Natur nicht bei jeder Mittheilung ihrer Offenbarungen diese zu wiederholen; denn man würdigt sie zu Kunststückchen herab.

Der Ausdruck „Kosmische Anschauung" ist zwar ein schönklingender; versuchen wir es aber ihn ins Deutsche zu übertragen, so heißt er eben nichts Anderes als Anschauung der ganzen Natur (oder genauer der ganzen Welt), oder wie wir in kurzen Worten zu sagen pflegen, allgemeine Anschauung. Ebenso können wir die „Kosmische Physik" in deutscher Sprache nur eine Lehre der allgemeinen Naturerscheinungen nennen. Der Verfasser freilich will unter seinem Kosmisch etwas Anderes verstanden wissen, insofern er damit sagen will daß die ganze Welt als ein lebendiges Ganzes dargestellt werden soll. Indeß ist diese Bedeutung eine vom Verfasser hineindefinirte, nicht eine im Worte liegende. Sie allein erklärt aber was der Verfasser über das Experiment gesagt hat. Wie man gegen die Thierquälerei eifert, so meint der Verfasser gegen die Naturquälerei opponiren zu müssen, weil er die Natur nämlich für ein Lebendiges erklärt hat. Für Das was er atomistische „Richtung" nennt lohnt es nicht zu streiten. Die atomistische Theorie ist bei den Physikern immer nur eine Erklärung für die Resultate des Experiments gewesen. Es sind die Resultate als eine Thatsache unabhängig von dieser wie von andern Theorien, und so kann die Annahme einer solchen Erklärungsweise auch keinen wesentlichen Einfluß auf die Glaubwürdigkeit der Thatsachen ausüben. Eben Das ist das Erfreuliche in den Naturwissenschaften daß ihre Resultate, unabhängig von aller individuellen Anschauung, fest dastehen. Was aber das Experiment betrifft, so weiß Jeder der sich mit der Physik jemals beschäftigt, ja der überhaupt nur in irgend eine der Naturwissenschaften einen Blick gethan hat, daß wir nur den umsichtigen, sorgfältigen Versuchen unsere ganze Kenntnisse der Natur zu verdanken haben. Ein absoluter Gegner des Experiments sein, heißt darum von Erforschung der Natur absolut Nichts wissen wollen. Die Naivetät mit welcher der Verfasser hier also erklärt daß er wirklich Naturbeobachtung wolle, führt er im Verlaufe der Schrift noch weiter. So heißt es (S. 18 fg.):

Wenn ein Freund der Natur in einen solchen (Experimentir-) Saal tritt und zum ersten mal physikalische Instrumente erblickt, deren kunstreiche Verzierungen mit ihrer Genauigkeit wetteifern, muß er nicht vor dem Studium einer Wissenschaft zurückschrecken die ohne so bedeutenden Aufwand erfolglos scheint? Muß nicht der heißeste Wissensdrang bei dem ersten Blick in ein physikalisches Werk mit seinen mathematischen Formeln und verwirrenden Zeichnungen erkalten? Wie soll wol gar mit allen diesen Maschinen und Apparaten, diesen Rädern und Ketten, diesen Näpfen und Tiegeln, die uns an die Zauberküchen der Alchymie erinnern, dies Geheimniß des großen Naturprincips selbst ergründet werden? Ist nicht die ganze Wissenschaft durch diese Apparate und Experimente zu einem wahren Labyrinthe geworden, in welchem selbst der gewissenhafte Gelehrte jeden freien Umblick verliert und sich rettungslos todtläuft? Darum hinaus aus der dumpfen Enge des Cabinets in Gottes freie Natur, wo der frische Athem ihres Geistes weht und Donnerstimmen und Flammenschriften ihre ewigen Wahrheiten verkünden! An der Gewitterwolke wollen wir die Elektricität, in der Sonnenglut die Wärme, im Farbenspiel der Blumen und Insekten das Licht studiren, nicht an Elektrisirmaschinen, Thermometern, Prismen und Linsen.

Wäre wirklich der menschliche Geist ein solcher wie ihn die Phantasie des Verfassers träumt, es wäre gewiß richtig was er sagt. Könnten wir irgend eine Erscheinung in der Natur uns vollkommen erklären, es wäre überflüssig zu experimentiren. Wie aber an der Gewitterwolke die Elektricität, wie an Blumen und In-

[illegible] das Licht studirt werden soll, darüber leider läßt uns dies Werk im Dunkeln. Wüßte der Verfasser was die Natur studiren heißt, wüßte er wie die Erklärung selbst der kleinsten Erscheinung in der Natur für das menschliche Anschauungsvermögen eine Reihe von Untersuchungen erfodert, er würde sich bescheiden und die Resultate unsers Wissens höher anschlagen lernen als die Bilder die ihm seine Phantasie vorspiegelt. Wenn ihm aber die Lehrbücher zu schwierig zu verstehen, zu reich ausgestattet sind, weshalb nimmt er nicht eins der zahlreichen Schulbücher zur Hand, die in recht brauchbarer Uebersicht die Resultate der Wissenschaften dem Laien zugänglich machen?

Nach einer langen Ausführung über die Richtigkeit der Atomentheorie, mit welcher der Verfasser freilich die Lehre von den Mischungsgewichten arg vermengt, und nachdem er, worin wir ihm vollkommen Recht geben, gegen den Lichtäther zu Felde gezogen ist, verspricht er uns eine kosmische Anschauung des Lebens und der Kräfte, der Einheit und der Ordnung der Natur. Aber leider heißt es wenige Seiten weiter:

> Die ganze Natur ist lebendig und darum wirksam, denn nur das Lebendige wirkt. Nur aus dem Geheimniß des Lebens entfaltet sich uns das Spiel seiner Kräfte. Können wir auch zu jenen Tiefen nicht dringen, deren Schoos ungetrennt in harmonischer Einheit die Kräfte des Lebens verhüllt, wir können doch den Schleier lüften und im Geiste den Frieden ahnen den die Erscheinung als rohen Kampf hinstellt.

Was aber der Verfasser Leben nennt, das gibt er an einer frühern Stelle in folgender Weise:

> Leben ist Entwickelung der im Keime verhüllten Idee, ist stete Selbstverneinung, stete Vernichtung der Endlichkeit und Individualität, Leben ist Sehnsucht nach dem Tode. Leben ist Freiheit, ist stete Vernichtung der Außenwelt, stetes Umfassen des Vielen zur Einheit, stetes Unterwerfen des Andern unter den eigenen Zweck, Leben ist Sehnsucht nach Unsterblichkeit.

In solchen wortreichen Erklärungen, aus denen aber eine klare Erkenntniß des Erklärten schwerlich zu schöpfen ist, gefällt sich der Verfasser fortwährend. Ja es scheint daß er darin recht eigentlich das Verdienst seiner Schrift sucht. S. 67 heißt es:

> Chemismus ist Liebe, Sehnsucht der Materie sich gegenseitig zu durchdringen, sich gegenseitig zu vernichten, alle Unterschiede auszugleichen und aus den Einzelheiten ein allgemeines, unterschiedloses Ganzes zu schaffen. So begegnen wir der einfachsten Erscheinung des Chemismus in der kosmischen Bewegung als Abziehung und Abstoßung, als Ziehkraft und Fliehkraft. Es ist ein ewiges Suchen und Fliehen der Welten das sie bewegt.

Gleichwie nun der „Chemismus die Urkraft" des unorganischen Lebens ist, so beherrscht die „geheimnißvolle Lebenskraft" die organische Natur. Wie kann der Verfasser glauben daß durch solche Umschreibungen die Einsicht in das Wesen der Dinge gewonnen wird! Aber abgesehen davon daß man eben durch seine sogenannte Erklärung in keinem Punkte die Erscheinungen klarer erkennen wird, ist noch die Beschreibung des Chemismus eine durchaus falsche, da der chemischen Einwirkung der Stoffe aufeinander immer nur ganz bestimmte Verbindungen der einzelnen Stoffe zugrundeliegen, die Bildung eines „unterschiedlosen Ganzen" nirgend Resultat chemischer Kräfte ist. Auch mit dem Worte Vernichtung muß der Verfasser einen eigenthümlichen Begriff verbinden, da in der Natur nur Formänderungen, aber niemals die Vernichtung irgend eines Stoffs beobachtet wird. Zu solchen Widersprüchen mit der Natur führt die Ueberschätzung der eigenen Einsicht.

Nr. 6. „Die Philosophie mit der Religion in Einklang zu bringen", Das ist die Aufgabe welche Beroaldo zu lösen gedenkt. Er erklärt bescheiden genug:

> Ich schreibe keine Abhandlungen, dazu reichen meine Kräfte nicht hin: ich lese nur Materialien zusammen, und wer den Willen hat und sich dazu berufen fühlt, soll das Gebäude aufrichten. Ich bin kein Wissenschaftler und von den Künsten kenne ich nur die Kriegführung, in deren technischem Theile ich so Manches geleistet zu haben glaube.
>
> Dessenungeachtet wagte ich es in der „Armonia universale" (wovon die „Schöpfung" nur ein Auszug ist) das weite Gebiet des Wissens zu umfangen, unbekümmert um die Schulautoritäten, und nur von dem logischen (?) Princip geleitet: daß nur wahr was absolut nothwendig ist und allgemeine Anwendung findet.

Der Uebersetzer theilt uns noch mit daß er „denkenden Deutschen" die ganze Armonia generale hat zugänglich machen wollen, daß ihm aber der Verfasser davon abgerathen, weil er sein Werk nachträglich um 2000 Verse und um viele Anmerkungen zu einer vierten (?) Auflage vermehrt hatte. Nachdem wir Dieses und noch Anderes aus den Vorreden des Verfassers und Uebersetzers erfahren, kommen wir an das „Didaskalische Gedicht" selbst. Hier finden wir das erste Hauptstück betitelt „Der Schöpfer" und beginnt dasselbe mit diesen classischen Versen.

1.

In Ewigkeit bestand in sich die Idee,
Bestand das Wort und des Gedankens Geist;
Durch dessen Hauch das Weltall sich gestaltet,
Das aus dem Nichts erstand, der Nacht zur Stelle —
Der Raum, die Zeit, die sich alsbald gebildet,
Erkennen beide nur in ihm die Quelle.

2.

Gott ist die Größe nicht, nicht die Bewegung;
Die Ursache jedoch jedweder Größe;
Das unbeweglich wirkende Princip,
Wonach der Geist — der siebenfach sich bahnte —
In Repulsiv- und dunklen steh'nden Knoten
Verschiedenartig wirkend sich entspannte.

In Versen ebenso einzig in ihrem Bau wie in ihrer Verständlichkeit paraphrasirt nun der Verfasser auf mehr denn 150 Seiten die Schöpfungsgeschichte aus dem ersten Buche Moses. Es wird genügen nur noch ein paar Verse anzuführen, so S. 8:

Leer ohne Grenzen stand der Schöpfung Geist;
Im Raume unbeweglich der Beweger —
Doch als der Geist im Wollen sich verband,
Nach dem Gebot der ewigen Gewalt,
Entstand durch ihn die zwiefache Bewegung,
Ergänzte sich in Knoten die Gestalt.

Als an des Weltalls grau entferntem Saume,
Geheim und unbestimmt — so unbeweglich —
In Einem Nu die Welle hingelangte,

Verdoppelte sie sich im Wiederprellen,
Und kam, im andern Sinn, doch gleicher Form
Vibrirend in Octaven an den Stellen.

Und aus den Schlußstrophen:

51.

Die Zeit wird kommen, wenn auch spät und langsam,
Daß die Philosophie der Gegensätze —
Triumphe feiernd — wird durch hundert hundert
Systeme Bahn zu brechen sich erkühnen;
Die Faulen werden dann den Schrei erheben,
Sie wäre schon vorausgesagt von ihnen.

52.

Wer sich dem Reich der Wellen nicht ergibt,
Der Harmonie-Erschaffung nicht erkennt,
Ein Sklave bleibt der Anziehungskraft...
Entbehrt und Geist und Herz, wird zum Monismus
Wirr seines Glaubens wanke Schritte lenken,
Und so verfallen in den Atheismus.

Den Anfang des Buchs und den Schluß des Gedichts ziert je eine Lithographie. Von diesen enthält die erstere in einer von zwei Schlangen gebildeten Achte (der Octave) Gott, Geist, Natur durch eine Sonne, einen Mercurstab und eine Lyra, deren Fuß ein Ochs, deren Seiten zwei delphinartige Wesen bilden, dargestellt, jede mit einer mathematischen Formel versehen, z. B. Gott mit Null in der nullten Potenz gleich eins. Das zweite Bild stellt ein diabolisches Wesen dar mit langen Ohren, Fledermausflügeln, Vogelkrallen, Vogelschnabel, aber menschlicher Nase und Antlitz, bekleidet mit einem Halsbande und einem bunt verzierten Badehöschen, welches in einer Hand einen Paukenklöppel erhebt, in der andern Zangen oder dergleichen trägt. Dahinter steht aufrecht ein Reif, an welchen sieben Pauken befestigt sind, unten sind Wolken und Blitz. Dieses Bild trägt die Unterschrift:

Doch welcher ungewöhnlich süße Klang
Verbreitet Harmonie durch die Gestirne!?
Es ist die Kraft, die in der Zeit ertönt
Und durch die ganze Welt sich fühlbar macht:
Sie wirbelt durch den Lauf der Sieben Töne
Und setzt im Terz und Quinte ihre Macht.

Was dieser Teufel mit dem süßen Klang zu thun hat, ist Geheimniß des Verfassers.

Auf 218 Seiten und zahlreichen physisch-mathematischen, auch astronomischen Tafeln und Tabellen wird in Form von Anmerkungen dieses Gedicht und die Ansicht des Verfassers erläutert, welcher den Einklang, in den er seiner Meinung nach die Natur und die Bibel gesetzt hat, in dem Gesetz der Wellenbewegung findet und dieses nun für alle Naturgegenstände ausführlich beschreibt. Die Quintessenz seiner Theorie enthält folgender Satz:

Der Geist ward in eine wellenartige vibrirende Bewegung versetzt, hat sich verknotet und in seinen unbeweglichen, dunkeln und Widerstand leistenden Oscillationsknoten die Materie entstehen lassen.

S. 166 und 167:

Die Reaction, ohne welche eine Action nicht denkbar ist, stammt von dem Geiste her, welcher an und für sich nicht definirt werden kann und dennoch eine Wirklichkeit ist.... Die Spannung des Geistes war eine Wirkung der Action Gottes, ohne welche der Geist zwar ein Ganzes in actu der Kraft, aber ein Nichts als Bewegung war. Wie durch Gottes Willen der Geist gespannt war, so ward er elastisch und ausdehnbar. Als solcher verknotete er sich in Wellen: zuerst in einfache (des Lichts), dann in doppelte mit stehender Schwingung (Wärme), worin er die Kraft und die Materie ist — der Geist ist Fleisch geworden.

Oscillationsknoten, Wärmevibration, magnetische Wirbel erklären geistige und körperliche Gebilde nach der Meinung des Verfassers. Was man sich zu denken hat bei einer Verknotung des Geistes, weiß wol der Verfasser selbst nicht. Sehr zu bedauern ist es aber daß Niemand es gesehen hat wie der Geist „gespannt" worden ist. Daß durch Spannung Etwas ausgedehnt wird, ist bekannt: daß aber der Geist durch Spannung „ausdehnbar" geworden sein soll, verstößt gegen alle Beobachtung. Kurz, das ganze dicke Buch ist ein solches Gewirre von unverdauten Ideen, daß man dem Verfasser gern glaubt „es reichen seine Kräfte nicht aus Abhandlungen zu schreiben". Wie ein Mensch sich mit der Uebersetzung dieses Wustes von Unsinn hat beschäftigen können, ist noch räthselhafter. 28.

Johann Sebastian Bach's Leben, Wirken und Werke. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts von C. L. Hilgenfeldt. Mit einer genealogischen Tabelle und Notenbeilagen. Leipzig, Hofmeister. 1850. Imp.-4. 2 Thlr.

Jede Action ruft unbedingt die Reaction hervor. Das ist ein unumstößliches Gesetz im weiten Reiche der organischen und anorganischen Natur überhaupt, im Reich des Geistes insbesondere (denn das Leben des Geistes ist ja ein Abbild des natürlichen Lebens), und man behauptet in der That nicht zu viel, wenn man das gesammte Leben als eine fortlaufende Kette von Reactionsmomenten, als ein Resultat der unwiderstehlichen Wechselwirkung derselben bezeichnet. Sollte es in der Kunst, die ja nur eine auf einen bestimmten Punkt concentrirte, specielle Emanation des Geisteslebens ist, anders sein? Das wird Niemand behaupten wollen der mit unbefangenem Sinn die verschiedenen Phasen der Kunstgeschichte, ihre einzelnen Erscheinungen im lebendigen Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtet, der überhaupt gewöhnt ist mit historisch-philosophischem Geiste die speciellen Thatsachen nicht als isolirte, sondern als nothwendige Wirkungen vorangegangener Thätigkeiten in ursächlicher Verkettung zu begreifen. Die Musik ist, allgemein anerkannt, diejenige unter den Künsten welche in der modernen Entwickelung des abendländischen Culturlebens die tiefste Bedeutung, den nachhaltigsten und verbreitetesten Einfluß sich errungen hat. Es ist natürlich daß gerade bei ihr auch jenes Gesetz der Reaction — man darf vielleicht sagen, gleichsam wie der ewige regelmäßige Wechsel zwischen Ebbe und Flut — in unverkennbarster Deutlichkeit hervortritt, daß es zugleich die Aufgabe der echtpragmatischen Geschichtschreibung dieser Kunst sein wird jenes Gesetz zur lebendigen Anschauung zu bringen, um aus ihm die in der That bisweilen verwunderliche Plötzlichkeit des scheinbaren Verfalls und der unerwartet schnellen Hebung der Kunst zu erklären. Für das große Gesammtgebiet der Musik fehlte es bisher an einer solchen pragmatischen Geschichtsdarstellung gänzlich, und mit um so größerer Spannung wird man der neu zu erwartenden Geschichte der Musik von A. B. Marx entgegensehen müssen, da er, vorausgesetzt daß er sich von mystisch-ästhetisirender Behandlung fern hält, ohne Zweifel der Mann ist die Anfoderung zu erfüllen. Und selbst für die Specialgeschichte einzelner Perioden oder der Hauptrepräsentanten derselben ist noch kein Ueberfluß an solchen Darstellungen vorhanden, so wenig auch die Trefflichkeit der hier-

her zunächst gehörigen Werke von Kiesewetter, C. v. Winterfeld, C. F. Becker u. A. verkannt werden mag. Gehört doch dazu neben dem echthistorischen Sinne, der großartig philosophischen Anschauungsweise und der klaren, lebendig fesselnden Darstellungsgabe zugleich eine tiefe, allumfassende, theoretisch und praktisch durchgebildete musikalische Kenntniß, und eine unbefangene, ästhetisch geläuterte und sichere Kritik, die nun einmal nicht Jedermanns Ding ist! Umsomehr ist jeder Versuch auf diesem Gebiete freudig willkommen zu heißen, zumal wenn er einen so hochwichtigen Punkt aus der Entwickelungsgeschichte der musikalischen Kunst für sich heraushebt als es das oben angezeigte Werk über J. S. Bach thut, das in der That, mag auch Dies und Jenes noch dabei zu wünschen bleiben, jetzt eine fühlbare Lücke in der musikalischen Literatur befriedigend ausfüllt.

J. S. Bach wird stets als der erhabenste Repräsentant der specifisch-protestantischen Kirchenmusik, als der echte und tief begeisterte, glaubensstarke Interpret und Exeget des biblischen Textes, als der unübertroffene Meister in originellster, leichtester und doch stets geistvoller und tiefer Verwendung der technischen Mittel, und dabei zugleich als der unerreichte Heros des echten Orgelspiels und als der Vater des modernen Klavierspiels (vermöge der Erfindung der neuen Applicatur) — mit Einem Worte, als eins der größten Genies angesehen werden müssen welche die Welt jemals geschaut hat. Es ist ein auf völliger Unkenntniß der Geschichte beruhender, aber eben aus demselben Grunde vielfach nachgebeteter Irrthum, wenn man noch immer behaupten hört, er habe erst länger als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode die gebührende Anerkennung gefunden, welche, wie so vielen Andern seiner Kunstgenossen, das Leben und seine Zeit ihm versagt. Der Meister fand jene Anerkennung während seines Lebens, soweit die damaligen Zeitverhältnisse, soweit seine äußerlich bescheidenere Stellung in Kirche und Schule Dies irgend verstattete. Oder wäre — um von Aeußerlichkeiten zu reden — seine Ernennung zum köthenschen und weißenfelsischen Kapellmeister, zum königl. polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofcompositeur — wäre sein Besuch bei Friedrich dem Großen, die Einladung zum musikalischen Wettkampfe mit Marchand — wäre der Umstand daß sein Unterricht von nah und fern fast der gesuchteste seiner Zeit, ja beinahe ein Ehrenpunkt für die damaligen Musiker und Dilettanten war, daß die allgemeine Stimme der damaligen, in der That strengen Kritik ihn stets, wenn selbst hier und da mit Widerwillen, mit vollster Anerkennung zu nennen sich gezwungen sah — wäre endlich die allgemeinste Trauer, die weitverbreitetste schmerzliche Theilnahme nach seinem Ableben, die sich in vielfachsten Ehrenbezeugungen kundgab: wären das Alles nicht hinreichende Beweise für die Anerkennung welche man dem hohen Genius, wie dem tief sittlichen Ernst des humanen und künstlerischen Charakters des Altmeisters freudig und bereitwillig gezollt?

Aber auch an ihm hat jenes Gesetz der Reaction folgerecht sich bewährt. Wenige Jahre nach seinem Tode schon trat dasselbe deutlich genug zutage. Es begann eine Periode, und sie währte fast ein halbes Jahrhundert, wo man ihn beinahe als ganz vergessen und beseitigt ansehen mochte, da er nur von den wenigen echten Künstlern und Meistern geschätzt und beachtet ward, soweit ein glücklicher Zufall, z. B. unserm Mozart, dazu Gelegenheit bot. Erst dem Anfange dieses Jahrhunderts war es vorbehalten ihn der unverdienten Vergessenheit allmälig zu entreißen; aber erst die letztverflossenen Decennien vermochten ihm wiederum die gebührende, allgemeine Geltung zu verschaffen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts begann die Hofmeister- und Kühnel'sche Musikhandlung in Leipzig (Bureau de Musique) eine vollständige, kritische Ausgabe der Gesammtwerke des großen Meisters, zu deren Einführung gewissermaßen damals der wackere Forkel seine Schrift „Ueber J. S. Bach's Leben, Kunst und Kunstwerke" (Leipzig 1802), eigentlich die einzige, bisher vorhandene Biographie desselben, herausgab. Jenes Verschwinden aber wird leicht erklärlich, sobald man einen prüfenden Blick auf die Verhältnisse, namentlich des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts wirft.

In fast sämmtlichen Ausdrucksweisen menschlicher Gesammtexistenz begann kurz nach Bach's Tode schon eine merkwürdige, immer mehr zunehmende Rührigkeit und Aufregung sich kundzugeben. Hauptsächlich jenseit des Rheins entstanden, verbreitete sie sich von dorther immer weiter und über alle Manifestationen des Denkens, Fühlens und Handelns: über Staat und Religion sowol wie über Wissenschaft und Kunst. Das aus den bisherigen Richtungen der Geistes- und Gefühlsthätigkeit Hervorgegangene, früher allein gültig Gewesene, begann seinen speciellen Eindruck, seine alleinige Wirksamkeit, sein exclusives Recht auf Geltung zu verlieren, um andern ganz verschiedenen Richtungen mehr oder weniger platzumachen. Es tauchte eine neue Anschauungsweise menschlicher Verhältnisse auf, und der Culturgang beschrieb eine neue Phase seiner Geschichte. Daß bei einer solchen Bewegung Alles was nicht auf sichern, festen Grundlagen beruhte mitfortgerissen, das Solidere, Gediegenere dagegen, wenn auch nicht vernichtet, doch mindestens überflutet wurde, ist natürlich, und das letztere Schicksal überkam die ursprünglich deutsche Musik. Hervorgegangen aus weiter, religiöser, hauptsächlich speculativer Anschauungsweise, concentrirte sie, und besonders in den Werken Bach's, den höchsten Ausdruck des innern Gefühls, des heiligen Ernstes, des Uebersinnlichen, einen Ausdruck dessen wohlbegründetes Recht die neue, zunächst durch eine allgemeine Skepsis sich kundgebende Zeitrichtung, vermochte sie es auch nicht von Grund aus in Abrede zu stellen, doch jedenfalls ignoriren zu müssen glaubte. Denn es handelte sich darum ein womöglich ganz neues Gebäude aufzurichten, und zu diesem Zwecke vor allen Dingen tabula rasa zu erhalten. Behülflich war dabei die dem Deutschen so eigenthümliche Indifferenz gegen das heimische Gute, und seine Nachahmungssucht und Bevorzugung des Fremden. Und während nun so auf der einen Seite das originale Princip einer vorzugsweise spiritualistischen, in kunstvoller Vielstimmigkeit sich bewegenden musikalischen Richtung in Deutschland geopfert wurde, schuf das aus der Fremde überkommene sinnliche, ausschließlich melodische mit um so leichterer Mühe sich vollständig Raum, und mit diesem und durch dasselbe entstand nun die Reihe moderner Versuche die deutsche Musik in eine neue, der modernen Anschauungsweise entsprechende Bahn einzuführen. Haben wir diesem Bemühen auch so manches Treffliche zu verdanken: die außerordentliche Fortbildung der Technik, die großartige Erweiterung der Instrumentalmusik und, gewissermaßen daraus entspringend, die neue so bedeutende Compositionsform der modernen Symphonie (als deren ursprünglicher Begründer doch auch schon C. Ph. Em. Bach, der große Sohn eines großen Vaters, darf angesehen werden) —, so läßt sich doch andererseits ebenso wenig verkennen daß die Tonkunst vorzugsweise einer Richtung sich hingegeben hatte die, lediglich zur Befriedigung sinnlichen Reizes führend, großentheils nur der Außenseite, nämlich eben jener auf die raffinirteste Weise vervollkommneten Technik der Ausübung, und in ästhetischer Hinsicht nebenbei der reinen (und oft so leeren) Subjectivität in der Auffassung und Reproduction huldigte und ausschließlichen Beifall zuführte.

Hilgenfeldt hat ganz Recht, wenn auch er in diesen Verhältnissen den Grund wie für das Verschwinden, so für das lebendige Wiederauftauchen des Interesses an besagtem Meister, dem Fürsten des Contrapunkts, des Orgel- und Klavierspiels, und an seinen Tonschöpfungen findet, wenn er mit Rücksicht auf die Secularfeier des Todestages Bach's das reichlich gesammelte Material zur Biographie des Meisters und zur kritischen und literar-historischen Würdigung seines Wirkens

und seiner Werke in übersichtlicher Zusammenstellung an das Licht treten ließ. Denn eine Zusammenstellung des hier und da über diesen Gegenstand zerstreuten Materials wird man das vorliegende Werk allerdings nur nennen können, mag es auch dadurch an seinem Werthe wenig beeinträchtigt werden. Es ist eine erweiterte und allerdings bedeutend vermehrte, durch die Resultate ämsiger Forschungen der neuern Zeit auf diesem Gebiete (eines F. Rochlitz, Griepenkerl d. Aeltere, Mosewius, A. B. Marx, C. F. Becker, C. v. Winterfeld u. A.) bereicherte neue Ausgabe der schon oben erwähnten Schrift von Forkel, den unser Verfasser sehr häufig, selbst ohne ihn zu nennen, wörtlichst benutzt. Diese Zusammenstellung ist umfassend und übersichtlich, aber nicht so vollkommen als es zu wünschen wäre ineinander verarbeitet (wo dann jedenfalls die nicht seltenen, oft wörtlichen Wiederholungen desselben Gegenstandes, wie die am Schlusse beigefügten „Zusätze und Verbesserungen" zu vermeiden waren), und überdies scheint aus so manchen Einzelheiten des Urtheils hervorzugehen daß dem Verfasser die wahrhaft tiefe, theoretisch und praktisch im Gleichgewichte stehende musikalische Bildung nicht ganz eigen, welche gerade bei einem Werke über Bach weder durch die stärkste Vorliebe für den Heros selbst, noch durch gründlichste literarische und ästhetische Kenntniß entbehrlich gemacht werden kann. Allerdings wird man die innigste Verschmelzung aller der nothwendigen Eigenschaften für ein derartiges Werk nur in den allerseltensten Fällen finden (der treffliche Oulibicheff in seinem Werke über Mozart darf hier als Muster aufgestellt werden), und man darf, bei billiger Bescheidenheit in diesem Punkte, Hilgenfeldt warme Anerkennung nicht versagen, muß vielmehr sein Werk dem Publicum aufrichtig empfehlen, und den Wunsch ausdrücken daß auch über Händel, Haydn, Beethoven bald ähnliche Werke erscheinen möchten, da Das was über diese Heroen bisjetzt vorhanden auch nur noch als zerstreutes, wenn immer zum Theil sehr werthvolles Material zu betrachten ist.

Schließlich sei vergönnt den Hauptinhalt des obigen Werkes kurz anzugeben. Nach einer an sich lesenswerthen Vorrede, die indeß so Manches aus dem Werke selbst anticipirt (und dadurch gleich von vornherein den Collectaneencharakter desselben erkennen läßt), und einer übersichtlichen genealogischen Darstellung der „Familie Bach", in welche sich ein paar interessante, hierher aber unbedingt nicht gehörige Excurse über modernes Musiktreiben, Componirsucht ꝛc. eingeschlichen haben, wendet sich der Verfasser zu einer kurzen Darstellung der äußern Lebensverhältnisse J. S. Bach's, und geht dann, nach einer kurzen Charakteristik desselben als Menschen und Künstlers, speciell zu seinen Leistungen als Klavier-, Orgelspieler und Componist über. Sodann gibt er eine gedrängte Charakteristik seiner Werke, wobei kurz aber treffend die ältern (kleinern) Kunstformen geschildert werden, und reihet daran eine literarhistorisch interessante, sehr dankenswerthe und mit großem Fleiße gearbeitete Uebersicht sämmtlicher Compositionen J. S. Bach's. In Betreff seiner bedeutenden Lehrerthätigkeit und seines außerordentlichen Lehrtalents bringt er specifisch nur Weniges bei, indem er für diesen Punkt (weshalb?) auf Forkel's Schrift verweist, und knüpft daran biographische Notizen über des Altmeisters bedeutendste Schüler; stellt dann die Urtheile der Zeitgenossen über ihn zusammen, und schließt endlich mit einer Uebersicht der ältern und neuern Bildnisse, Büsten ꝛc. des Meisters. Eine übersichtliche Geschlechtstafel und ein paar Notenbeilagen (zwei Quodlibets aus dem 16. Jahrhundert, und zwei Kanons von J. S. Bach) sind dem Werke beigefügt, das von reicher Belesenheit und großem Sammlerfleiße zeugt, und von der Verlagshandlung würdig ausgestattet ist. **F. Schladebach.**

Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. Erster Jahrgang 1851. Mit dem Portrait von G. Spiller von Hauenschild. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Als Jahrbuch deutscher Belletristik tauchte nach der Sturmflut der Revolution, welche neben den Literaturzeitungen auch die Taschenbücher verschlungen hatte, wieder eines der letztern hervor. Soll man seine Erscheinung bewillkommnen, soll man sie betrauern? Das ist die Frage die bei mehr als dieser einen Erscheinung sich aufwirft. Ja, hätte es Nichts zu bedeuten als daß wieder eine der lieblichen Blumen, ein Strauß, ein Kranz, aus der vormärzlichen Zeit auf den Wogen triebe! Aber sollen wir auch das erste Taschenbuch als ein Symbol der Reaction betrachten, als ein Eingeständniß daß wir zu nichts Anderm berufen waren, und nachdem es vorüber zu Dem zurückkehren was unsere deutsche Natur und Aufgabe ist: anmuthig zu spielen mit den Disharmonien des Lebens, und zu reflectiren über die kreisenden Berge die nur Mäuse gebären konnten? „Germania" heißt das Taschenbuch und ist so elegant wie nur eines der frühern ausgestattet, mit goldenem Schnitt, mit dem Kupferstichportrait eines jüngern Belletristen, mit sieben mehr oder minder interessanten Novellen oder Erzählungen. Auffällig nur ist daß diese neueste Sammlung deutscher Belletristik auch kein einziges Gedicht aufgenommen hat. Man könnte sagen, der aus dem Schutt seiner Hoffnungen vorkriechende Deutsche konnte sich wol wieder zurechtfinden in seinen alten ästhetischen Reflexionen und Träumereien, den Gesang aus freier, frischer Brust aber hat er verlernt; er kann nicht mehr singen in dieser Luft. Ach, auch Das wird sich finden; er ist ein Gewohnheitsthier. Aber die Gedichte waren ja schon in der letzten vormärzlichen Zeit aus den Almanachs verbannt seit die Dichter Politiker geworden, und die Leser der Taschenbücher, die Damen, Nichts von Politik wissen wollten. „Unter allen Gipfeln ist Ruh!" hat er gesungen, der sich ein halbes Jahrhundert frei erhielt von den Strömungen der politischen Zeit. Wo aber ist diese Ruhe hin? Sie kehrt nie wieder. Man könnte das Lied jetzt parodiren. Auf allen Gipfeln ist Ruh, aber in der Tiefe braust es. Die Gipfel sehen es nur nicht. Die Vöglein ruhen nur, aber ihre Stimmen werden wieder erschallen, lieblich schwerlich. Ob denn das „Warte nur, bald ruhest du auch" im Sinne des Dichters eintreten wird! Die radicale Demokratie schrie und beschwor eine neue Kunst, eine neue Poesie. Von allen ihren unerfüllten Verheißungen ist diese am unerfülltesten geblieben. Auch nirgend ein Lied, ein Ton, ein Anschlag der eine neue Saite die unentdeckt geblieben verspricht.

Auch in diesen Erzählungen sucht man vergebens nach solchem neuen Tone. Die Freudigkeit die einer neuen Zukunft entgegenblickt scheint erstorben. Das alte Weh, vielleicht mit neuen Farben, Tönen, aber ohne die Zuversicht, selbst ohne die Hoffnung einer neuen Zukunft. Die bedeutendere unter den Erzählungen, weil sie im Ton die eigenthümlichste, „Eine Sternschnuppe" von Max Waldau, fängt gleich mit dem trüben Bilde der Vernichtung einer untergegangenen Welt an. Sehr lebendig wird uns die zerdrückte und zertretene Bildung an den Küsten Kleinasiens vorgeführt, wo der Fußtritt der absoluten Barbarei die Männer der altgriechischen, byzantinischen, normannischen und venetianischen Cultur so ebenmäßig zerstampfte daß selbst der gewiegteste Antiquar nicht mehr im Stande ist in den Resten ihre Abkunft zu lesen. Und er stellt die Frage: ob nicht auch dem Abendlande, der ganzen europäischen Cultur dasselbe Schicksal droht? Eine vorangängige Kritik würde die Betrachtung als ein hors d'oeuvre betrachtet haben, für uns gewinnt die ganze Erzählung durch diese historische Einleitung erst Gehalt. Sie erschiene sonst eben als Nichts mehr als das Accompagnement in Worten von einem Bilde was der Dichter gesehen hat und es hat ihn ergriffen. Ein dunkles Nachtstück mit grellen Lichtern, unklar, mysteriös, desto lockender es zu erklären. Er hat es versucht und die Aufgabe gelöst, ohne

daß wir beim Fall des Vorhangs klatschen und rufen: Noch ein mal! Es bleibt auch in der psychologischen Lösung ein Wetterleuchten, ein Blitz oder eine Sternschnuppe durch eine Landschaft die bei Tage zu sehen wir nicht begierig werden. Ein Weib das sich selbst ihr Recht verschafft. Gedrückt bis zur äußersten Ungebühr von einem ungeliebten Gatten, entführt den Aeltern, dem Vaterlande, allen edeln Genüssen des Lebens, von ihm der selbst kein Recht mehr hat, denn er ward zum Verbrecher an seinem Vaterlande, zum Mörder, Räuber, benutzt sie den günstigen Augenblick den Dolch dem trunkenen Schwelger ins Herz zu stoßen, sein Raubnest der Plünderung, den Flammen preiszugeben und zu entfliehen. Und der Dichter fragt Geschworene und Richter: „Dürft ihr sie verdammen?" Tendenz und Polemik sind aber doch anderswohin gerichtet. Marie Baduar ist das Contrarium von dem edeln Weibe, wie es nach älterer deutscher Moral und Aesthetik sein soll, und des Dichters Bestreben ist: doch den weiblichen Seelenadel ihr zu vindiciren. Sie duldet nur solange sie es aushalten kann und muß; mit sinnlicher Natur begabt, mit dem Bedürfniß ihr Leben zu genießen, fühlt sie auch ihre Berechtigung dazu und handelt daher mit vollem Bewußtsein wie der Dichter sie handeln läßt. Also eine Epistel gegen das abgearbeitete Capitel von Liebe und Entsagung, und Entsagung und Liebe und vom Heroismus im Dulden. Nichts von Sentimentalität; es ist daher zweifelhaft ob die noch sentimentalen Seelen darin Befriedigung finden. Eine Begabung des Dichters, dessen andere Schriften wir zufällig noch nicht kennen, ist weder in der Sprache noch Behandlung zu verkennen, aber zugleich ein Selbstbewußtsein welches vor großen positiven Leistungen zur Klippe werden kann. So dictando darf ein Dichter nur auftreten der schon Selbsteigenes mit organischem Zusammenhange geschaffen hat. Dies mögen wir in der „Sternschnuppe" noch nicht finden. Sie ist nur eine geistreiche poetische Erklärung, keine Dichtung.

Etwas Tendenzverwandtes hat die Novelle „Fernande" von Bernd von Guseck. Mit einer Entsagung freilich endigend, die nothwendig wird, weil die Gattin des Vaters nicht der Liebe zum Sohne nachgeben darf ohne dem Gefühl widerwärtig zu werden, erscheint auch diese Fernande als eine Heldin des modernsten Strebens, das Weib von der Sentimentalität zu emancipiren. Mit vielen interessanten und charakteristischen Zügen beginnend, verwickelt und verliert sich indeß die Geschichte ins gewöhnlich Romanhafte, bis dem Verfasser selbst der Muth ausgegangen scheint aus der Begebenheitenfülle zur Charakteristik zurückzukehren. Er springt als er kaum den Hafen erreicht froh ans Land, nicht sehr bekümmert um die übrige Schiffsmannschaft die er zurückließ. Die elegante Routine in der Darstellung sticht sehr gegen die spröde selbsteigene Waldau'sche Diction ab. Luise von Gall's „Eine Leidenschaft" streift nicht minder an das Thema; die Geliebte muß dem Geliebten nachreisen um den Spröden und Discreten zur Erklärung zu nöthigen daß er sie liebt, und ihn zu zwingen von den Bedenklichkeiten zu lassen, wogegen Adolf Stahr's „Lucie" noch als Opfer des altpatriarchalischen Gehorsams gegen einen tyrannischen Vater untergeht. In Alfred Meißner's skizzenhafter „Eine frühe Schuld" opfert sich dagegen das junge Mädchen und halbe Kind ohne Bedenken dem Erwachen der ersten Sinnlichkeit und Liebe, und erkauft den Genuß mit dem Untergange. Sie verschwindet nämlich räthselhaft; befriedigt, läßt uns der Dichter ahnen, weil sie die erste Liebe im vollen Maße genossen hat, dem Geliebten einigen Kummer über die tragische Aventure zurücklassend, der hoffentlich bald überwunden worden ist. Wozu das Alles, Das weiß man nicht. Zum Schluß endlich liefert uns eine Schriftstellerin aus alter Zeit unter dem Zeichen *** und unter dem Namen „Margarethe" eine Episode aus der neuern Zeit, eine Dichtung über welche die Kritik nicht richten darf, da sie eben Nichts als ein Abdruck der barsten Wirklichkeit ist. Aber auch in dieser Wirklichkeit muß es sich finden daß eine junge schöne Witwe ein neues Lebensglück höher schätzt als die gerühmte Treue und Trauer für einen Gatten der keine Rechte mehr an sie haben darf, weil er todt ist.

Keiner dieser Schriftsteller und keine dieser Schriftstellerinnen hat als sie ihre Dichtungen in den Almanach sandte von dem Thema der Andern gewußt. Diese unbewußte Allianz so vieler strebenden Kräfte gegen die Sentimentalität ist daher jedenfalls eine Curiosität, wenn nicht das Symbol einer Zeitströmung. Nichtsdestoweniger meinen wir nicht daß es um deswillen um die Sentimentalität in Deutschland geschehen ist. Was hätte es geholfen wenn man ihre Austilgung auch selbst in die Grundrechte aufgenommen hätte! Möchte der Name Germania nicht blos als lucus a non lucendo zum Inhalt der folgenden Jahrgänge passen. 19.

Paris und London.

Zwei Briefe an eine reiselustige Dame.

Erster Brief.

Seitdem Sie mir versicherten, Madame, Sie wollten der Welt ein erhabenes Beispiel weiblicher Willensstärke geben, werden Sie allmälig zu der Erkenntniß gekommen sein daß Lord Palmerston und Berryer, Jeder in seiner Art, auf die unverzeihlichste Weise wider Sie conspirirt haben. Sie werden dem politischen Eigensinn dieser Herren zum Opfer fallen und in Ihrer kleinen Einsiedelei die Kirschen, Pflaumen und Weinbeeren reifen sehen, während Ihre Sehnsucht auf den Elyseischen Feldern und am Strande der Themse spazierengeht. Oder nein: war es doch ein Diplomat der Sie der Langeweile verrieth, der Sie mit seiner Berechnung in die Verbannung schickte, weil er dem John Bull den Anblick Ihrer schönen Augen mißgönnte, ein abscheulicher Verräther, der Ihnen durch seine Brille den kleinen Berryer im Costume des Hercules und den Vorstand des auswärtigen Amtes in England in der Gewandung eines russischen Kammerdieners zeigte. Verzeihen Sie meine Ungalanterie — daß Sie dem ungelenken Diplomaten versprachen auf London und Paris zu verzichten, solange in Frankreich nicht das Königthum restaurirt und England nicht von den Flüchtlingen gereinigt sei, war für einen langweiligen Ball ein ganz allerliebster Einfall. Aber die neckische Laune darf nicht zum Grundsatz, die flüchtige Thorheit nicht zum bindenden Zwang werden. Da sitzen Sie nun, schmollen auf Franzosen und Engländer, Alles dem treulosen Rathgeber zulieb der Ihnen heute aus Paris, morgen aus London schreibt, das Leben in den beiden großen Culturstädten sei nicht zu ertragen, und der doch heute beim Champagner, morgen beim Porterbier den Satz variirt: „Ubi bene, ibi patria." Seien Sie unstandhaft, Madame, ich beschwöre Sie; seien Sie so stark schwach zu sein. Accompagniren Sie nicht dem Zaren der bei seinen Eisbären bleiben muß: rüsten Sie sich zur Reise!

Sie haben mich gebeten, ich soll Ihre Einsamkeit mit angenehmer Lecture versorgen, und täglich trage ich Ihnen ein Packet Bücher zur Post welche die Zeitstimmung, nicht meine Bosheit, wie Sie zu glauben scheinen, zusammenfügt. Wenn Sie mir dieselben ohne Ausnahme bisjetzt ungelesen zurückgeschickt haben, so glauben Sie nicht daß Sie dadurch meine Geduld ermüden. Im Gegentheil: Sie verschmähen meine Bücher, weil ihre unschuldigen Titel immer anfangen: „London", „Paris", „Paris", „London"; da bleibt mir Nichts übrig Sie zu unterhalten als daß ich Ihnen erzähle was Sie nicht lesen mögen. Erschrecken Sie nicht: vielleicht finden Sie Trost in solchen kleinen Gedankenpromenaden, und überdies, Das wäre eine schlechte Standhaftigkeit die sich vor kleinen Vorlesungen fürchten müßte.

Also, Madame, wir reisen zusammen und haben Dies bequem genug, denn Sie bleiben hinter Ihren Epheuhecken und ich vergrabe mich täglich mehr am grünen Tisch. Erlauben Sie mir daß ich Ihnen vor allem die Gesellschaft vorstelle die ich zu unserer Unterhaltung ausgesucht; sie besteht aus drei

Männern, von denen Jeder etwas Originelles hat, und ich denke sie werden uns gern zu Führern dienen, wenn Sie ihnen von Zeit zu Zeit einen freundlichen Blick zuwerfen. Alle Drei bereisten in jüngst vergangener Zeit Paris; zwei von ihnen waren auch in London. Der Eine ist ein Mann von Welt mit aristokratischer Färbung: der kann uns mit dem Präsidenten der Republik und den pariser Notabilitäten bekanntmachen. Der Zweite ist ein braver, ehrwürdiger Greis, ein erfahrener Diener der Kirche: der kann uns Wegweiser in den Sammlungen sein; auch wollen wir seine Erfahrung im Wirthshaus nützen. Der Dritte endlich hat Ihnen durch sein schönes Lied von der Liebe des Gänserichs und der Gans schon ein mal Thränen gekostet: mit dem heitern Literaten machen wir bei den Grisetten in Paris und den Quäkern in London eine Anstandsvisite. Ich weiß nicht ob der Polizeidiener mit dem Sie sich vor Ihrer Abreise von hier so angelegentlich unterhielten Sie damals von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Pässe überzeugt hat: ich präsentire Ihnen den unsers dritten Begleiters: Ludwig Kalisch *), den des zweiten: Domdekan von Faumann **), und nur beim Weltmann bin ich in Verlegenheit, der behauptet unerschütterlich ein Weltmann brauche keinen Namen; wir werden uns daher in den eigensinnigen Mysticus ***) fügen müssen, zumal er, ich will es Ihnen gestehen, von unsern Reisegenossen der routinirteste, der interessanteste ist. Wenn Sie ihm sagen, Sie fürchten die republikanischen Sitten des neuen Paris, so wird sein erstes Wort Ihnen zum Trost gereichen. Trotz ihres Anspruchs neue Menschen zu sein, sind die Franzosen von heute doch in gar vielen Beziehungen die Franzosen von vormals. Nur das Aushängeschild des Hauses Frankreich haben sie geändert; im Innern ist Alles Dasselbe geblieben. „Die Republik ist öffentlich anerkannt, aber Geschmack und Sitten bleiben vom monarchischen Geiste durchdrungen. Die prunkhaften Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind auf jeder Mauer zu lesen: Das was diese Worte vorstellen findet sich nirgend. Die Inschrift ist da, die Sache selbst fehlt." So urtheilt unser Mysticus. Denken Sie nicht: der Schalk lügt! Es hat sich wol Mancher Paris ganz anders vorgestellt, ein neues Paris geträumt und das alte gefunden. So hatte Ludwig Kalisch geglaubt im Aeußern der Stadt die Spuren der jüngsten Kämpfe zu finden; er bereitete sich auf ein halbzerstörtes, trauriges, niedergeschlagenes Paris vor, dem die Republik den weltberühmten Glanz, den Luxus, die Lebensfreude geraubt, er dachte sich jeden Pariser mit gebeugtem Haupte durch die düstern Gassen wandelnd, und wie hatte er sich getäuscht! Er fand Paris lachend und scherzend, die Theater überfüllt, die Spaziergänge dichtgedrängt und überall rauschende Lebenslust. Selbst in den Stadttheilen wo der entsetzliche Junikampf gewüthet, „jener räthselhafte Kampf in dessen Blut sich die europäische Reaction berauscht", selbst da konnte er kaum eine Spur der Verwüstung mehr entdecken. „Paris duldet keine Ruinen, und die Wunden die hier den Häusern geschlagen werden heilen so schnell daß kaum eine Narbe übrig bleibt." Zweifeln Sie noch? Glauben Sie noch den Versicherungen Ihres diplomatischen Freundes? Sie können es gar nicht mehr, wenn ich vollends noch sage daß unser Domherr am ersten Tage den er in Paris verlebte sich mit einem Freunde im Hotel des Princes an die Tafel setzte, und sich so wohl in der neuen Republik fühlte daß er erzählen kann: „Erinnerungen an König und Vaterland, die wir hoch leben ließen, erheiterten das köstliche Mahl!" Die treue deutsche Seele! Er schlief die erste Nacht in Paris sehr ruhig, bis ihn Morgens ganz frühe lautes Geschrei mit seltsamen Tönen weckte. Er sprang aus dem Bett, riß das Fenster auf und sah, armer Domherr! eine Revolution? Nein, Mann an Mann und auch Weiber, Karren an Karren zogen vorüber und riefen in schnarrenden, langgedehnten Tönen Hunderte von Gegenständen zum Verkauf aus: Kleidungsstücke vom Hut bis zu den Schuhen, Gemüse aller Arten auf Karren, junge frische Bohnen, Karviol in tellergroßen Scheiben, Kohl, Kartoffeln, Erdbeeren, Kirschen, Kastanien, Milch, Butter — Sie sehen unser Domherr ist in der Küche nicht ganz unbewandert —, Zeitungen, Kupferstiche, Gemälde, Blumen, jede Art in einer andern Gesangsweise, die miteinanderstimmend das burleskeste Concert bildeten. Und in diesem Treiben herrschte nicht der Mismuth des Proletariers, sondern die Lust an heitern Scherzen, von denen Faumann und Kalisch so viele Beispiele zu erzählen wissen. Sind Sie nicht bekehrt wenn der Erstere Ihnen treuherzig sagt: „Die unverwüstliche Heiterkeit des französischen Charakters ist mehr werth als das panem et Circenses des Römers. Der Franzose selbst leidet gern Hunger, wenn er nur gut unterhalten ist und lachen kann." Aber, wenden Sie mir ein: die Katastrophe? der Vulkan Paris? die Republik die Niemand will? Wenden Sie sich mit dieser Frage nicht an den spöttischen Literaten, dem Sie vor Entzücken die Hand drücken können, wenn er Sie geistreich und sachkundig plaudernd durch die pariser Theater führt, und dem Sie gleich darauf den Rücken wenden würden, wenn Sie nach seinen Erläuterungen und kleinen Geschichtchen über die beliebtern Bühnenköniginnen von ihm ein Raisonnement über politische Zustände hören sollten. In Deutschland würde er dasselbe mit einem schlechten Witze über H. von Gagern, in Frankreich mit dem Satze anfangen: die Republik sei die beste Staatsform. Aber der Domdekan? Der Mysticus? Aehnlich jenen Priestern der Orakel des Alterthums, versichert der Letztere, die sich ohne zu lachen nicht anzublicken vermocht hätten, könnten die heutigen sogenannten Republikaner sich nicht einander ansehen, ohne die Achseln zu zucken über das Possenspiel das sie in diesem Augenblicke aufzuführen gezwungen seien. „Wenn sie dennoch in dieser Rolle fortfahren, so geschieht es nur weil man fürchtet ein blutiges Trauerspiel darauf folgen zu sehen; man will sich lieber lächerlich machen als geplündert werden, und sieht sich lieber gedemüthigt als guillotinirt." Zu solch scharfen Urtheilen ist unser Domdekan zu alt; vielleicht weiß er auch daß dieselben immer nach einem Parteistandpunkte schmecken, und charakterisirt deshalb durch kleine Thatsachen. Bei seinen ersten Ausflügen in Paris bemerkte er nicht ohne Verwunderung daß wol der zehnte Mensch einen Orden oder wenigstens ein Bändchen im Knopfloch trug, und daß diesen Leuten überall besondere Achtung gewidmet ward. Auf seine Bemerkung gegen den Führer daß Dies in einer Republik doch eigentlich sehr komisch sei, erwiderte dieser, die Sucht nach Orden habe seit der Republik eher zu- als abgenommen, und so ein Bändchen mache bei Beschauungen einen gar guten Eindruck. Ach, wollen wir es unserm ehrwürdigen Dekan verdenken, wenn er schnell ein Bändchen aus der Tasche hervorholte, es in den Rock knüpfte und sich dann an der Achtung ergötzte die er, ich meine, Madame, die sein auf der Reise zerknilltes Band, seinem republikanischen Führer einflößte! Das ist das Frankreich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Ein Deputirter wies in einem Café auf einen Fünffrankenthaler und las: „Liberté (point), Egalité (point), Fraternité (point). Natürlich wollte er das point mit „Punctum" übersetzt wissen; daß aber kein Mensch auf diese Deutung kommen würde, ist ein trübes Zeichen. Es wird freilich eine Katastrophe geben: aber, Madame, man muß sie ruhig erwarten, man muß sich nicht mit Prophezeiungen quälen, man muß sich durch unbestimmte Besorgnisse nicht abhalten lassen nach Paris zu reisen. Denken Sie, unser Domdekan, der einige siebzig Jahre auf dem Rücken hat, ließ sich nicht Angst machen, und bekennt daß ihn die nahende Katastrophe nicht in seinem Amusement gehindert, und daß er in Frankreich nirgend Anar-

*) Paris und London von Ludwig Kalisch. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1851. 8. 2 Thlr. 19½ Ngr.

**) Reise nach London und Paris im Jahre 1850. Vom Domdekan von Faumann. Heilbronn, Landherr. 1850. 8. 20 Ngr.

***) Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik oder Eindrücke und Erinnerungen aus Frankreich im Jahre 1850 und die kurz vorhergehende Zeit. Berlin, Duncker. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

chie gefunden habe als etwa in der Nationalversammlung. Kümmert Sie Das? Sie halten sich von der Nationalversammlung fern, geben dem Mysticus freundlich den Arm und wandern mit ihm durch die glänzend erleuchteten Säle des Elysée. Wenn Sie fast erstickt durch die tödtliche Hitze des Ballsaals dann am frühen Morgen zurückkehren, so wird unser Literat Ihnen noch ein Schlaflied singen, das er selbst vielleicht für ein Straflied hält. „Es lebt doch kein bedauernswürdigerer Mensch in ganz Frankreich als dieser Ludwig Napoleon", wird er Ihnen sagen. „Ja, er hat eine recht sanfte Stimme, ein angenehmes und wohlwollendes Lächeln, und ist beim Sprechen sehr verbindlich", antworten Sie. „In der bewegtesten Zeit an die Spitze des lebhaftesten Volks berufen", fährt er fort, „hat er kein anderes Talent für diesen schwersten Posten mitgebracht als den Klang eines großen Namens, den er durch zwei welthistorische Thorheiten, «Strasburg» und «Boulogne», lächerlich gemacht. Er ist grenzenlos eitel, dieser Neffe seines Onkels, so eitel daß er noch immer zu regieren glaubt, während er doch von den Parteien willkürlich regiert wird. Er weiß noch immer nicht daß gerade seine flache Unbedeutendheit es war die ihm die Präsidentenwürde verschafft, die Parteien wollten ihn nur als Nothbrücke gebrauchen, als einen Klotz den man über die brausende revolutionnaire Strömung warf. Von seinem großen Oheim hat er gar Nichts geerbt als den tyrannischen Tic, die Begierde das Volk en canaille zu behandeln. Mit andern großen Männern hat er nur die Finanznoth gemein. Er lebt im Elysée wie ein Sardanapal und es fallen in diesem Palais oft Romane vor die, wenn sie gedruckt würden, keinen anständigen Leser fänden." Sie schweigen? Sie wagen es nicht ihn zu vertheidigen? Der arme Präsident! Aber, im Vertrauen, es liegt auch wirklich manches Wahre in den Reden unsers unhöflichen demokratischen Literaten. Namentlich der Geldpunkt. Fragen Sie nur den Weltmann. Der Präsident hat gar sehr an Popularität durch den Umstand verloren daß man verkündet hatte, er würde mit unermeßlichen Schätzen ankommen, die öffentliche Schuld bezahlen, die drückende Abgabe der 45 Centimes überflüssig machen und Frankreich mit seinen Wohlthaten überschwemmen. Statt Dessen fand man in ihm einen verschuldeten Verschwender, für den eine wahre Civilliste gefodert ward. Dazu hat er das Unglück seiner äußern Erscheinung. „Er gleicht einem östreichischen Corporal", sagt Kalisch, „und wenn man ihn sieht denkt man mehr an seine Thorheiten als an die Heldenthaten seines Onkels." Unser Begleiter hörte einen Franzosen, der den Präsidenten zum ersten mal erblickte, ausrufen: „Mon dieu, mon dieu, a-t-il l'air bête, ce pauvre président!" Ein Anderer bemerkte darauf: „Il n'est pas hypocrite!" Und selbst unser Mysticus kann nicht leugnen daß das Gesicht des Präsidenten nur den Stempel der Sanftmuth und der Unbedeutendheit trägt. Wie oft mag der Letztere doch seine Cousine, die Gräfin Demidoff, um die vollkommenere Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen des Kaisers Napoleon beneiden!

Wir sind an einen Scheidepunkt gekommen, Madame. Unser Dekan besieht sich Museen und Gebäude, unser liebenswürdiger Literat besucht die Grisetten und Theater; lassen wir sie für heute wenigstens ihres Wegs gehen; sie werden uns dann morgen umsomehr zu erzählen wissen. Heute soll uns der in Gegenwart und Vergangenheit wohlbewanderte Mysticus genügen; gestehen Sie nur, seine welterfahrene Gewandtheit hat Sie doch schon zu seinen Gunsten gestimmt. Er ist ein guter Unterhalter, der in einer Stunde seine Zuhörer durch ein Labyrinth von Thatsachen führt, und nie zum Professor wird, weil er weiß daß er keiner ist. Das ist ein großer Vorzug. Er hat manchmal das Unglück Altes zu erzählen, allein er hüpft so schnell darüber hinweg daß man sich kaum besinnen kann wo man es schon gehört hat. Für einen Gelehrten, für einen Menschenstudienzeichner ist er zu leichtfertig, allein für eine Reiseunterhaltung ist er beinahe zu gelehrt und zu welterfahren. Er ist ein Stückchen Philosoph, ein Stückchen Staatsmann, ein Stückchen Historiker, er gerirt als Sittencensor und wird dann bald langweilig, bald komisch, er mischt seinen Parteistandpunkt mitunter etwas scharf in seine Erzählungen; aber er regt an, er frischt Erinnerungen auf die uns freuen, er erzählt uns von Menschen für die wir uns interessiren, und zuletzt, selbst wenn wir ihm nicht glauben, selbst wenn wir uns ärgern, können wir nicht umhin die volle Berechtigung seines etwas exclusiven Standtpunkts anzuerkennen. Da stehen wir am palais de justice; hören Sie was der Herr Mysticus uns davon erzählt:

„Alle Berichte der Police correctionnelle welche uns durch die Zeitungen geliefert werden, können von der Wirklichkeit nur einen schwachen Begriff geben. Indem man dieselben in aller Bequemlichkeit zu Hause liest, gewinnt man freilich dadurch daß man Athem schöpfen und sich frei bewegen kann, anstatt sich im engsten Verein mit dem großen Volke zu befinden, dessen Ausdünstungen gar zu mächtig seine Nähe fühlbar machen; doch verliert man hinwiederum die interessanteste, ja die Hauptseite des Schauspiels: diese glänzendsten Witze, diese lächerliche, malerische Rednergabe die den Franzosen der niedern Classe auszeichnet und denen die belebten Gesticulationen und die ausdrucksvolle Betonung ein unnachahmliches Siegel aufdrücken; dann die wüthenden Anfechtungen der Gegenpartei, die lächerliche Wichtigthuerei der Zeugen, die verschmitzte Naivetät der Geständnisse, die komischen Physiognomien, tragisch oder köstlich einfältig: dies Alles kann nicht durch Beschreibung wiedergegeben werden, und bildet im Hof des Polizeigerichts eins der piquantesten, charakteristischsten Nationalgemälde."

Die Sitzung welcher er beiwohnte, und zu der er die Möglichkeit gefunden sich einen privilegirten Platz in einem offenen kleinen Cabinet hinter den Richtern zu verschaffen, bot alle eben aufgezählten kostbaren Elemente dar.

„Es erschien zuerst ein alter Lumpensammler, leibhaftiges Bild seines Gewerbes durch seinen malerischen Anzug, aus Stücken und Lappen verschiedener Gattung zusammengeflickt, welcher ihn halb bedeckt, was ihn jedoch nicht hindert mit dem Ton beleidigter Würde den Präsidenten zu unterbrechen um den Titel von «Lumpensammler», den er ihm zuertheilt, zu berichtigen durch den eines «Lumpenhändlers», welchen er beansprucht; hiernach hebt er als Zeuge nach Talma's Art eine enorme schwarze Hand zum Himmel und schwört mit ebenso nachdrücklicher Stimme: «die reinste der Wahrheiten zu sagen» («la plus pure des vérités»). Nach der Beseitigung der wenig bemerkenswerthen Sache, in der der großartige Lumpensammler erscheint, wird die eines großen Straßenjungen vorgenommen, des echten Typus eines Galgenvogels, den der Präsident fragt was er um 2 Uhr des Morgens auf der Straße machte als man ihn arretirte? «Na, hören Sie, gibt Einem die Republik etwa Federbetten um Einen zu verhindern auf der Straße zu schlafen?» antwortet der junge Vagabund mit frecher Sicherheit und scheint in diesem Tone fortfahren zu wollen als seine schleunigst gerichtete Sache erlaubt ihn gleich zu entfernen ..."

„Später erschien vor dem Tribunal ein kleiner pariser Vagabund, dem der Anklageact neun Jahre gibt, der aber durch seine kränkliche, schwächliche Erscheinung höchstens ein Alter von sechs Jahren verräth. Sein Anzug von ungebleichter Leinwand verschmilzt sich mit seinen bleichen Backen und Lippen; seine erloschenen Augen haben kaum einen Blick, seine ganze armselige kleine Person ist das Bild des Elends und der Hinfälligkeit. Da ist nicht mehr der belebte Ausdruck, das funkelnde Auge der kleinen Savoyarden, das oft die Mängel ihrer Sprache ersetzt, nicht mehr die primitive gesunde Natur welche triumphirend gegen die Schicksalsschläge kämpft, es ist eine entkräftete Pflanze, ein gleichgültiges, passives Opfer, dem das Lebensprincip schon entnervt, entfärbt zugetheilt worden, und dessen Anblick umsomehr Mitleid erregt als seine zarte Jugend nicht erlaubt den Gedanken der Verderbtheit dem seines Elends zuzugesellen."

„Zum allgemeinen Erstaunen antwortete der bleiche Knabe mit fester deutlicher Stimme auf die Fragen des Präsidenten und gebrauchte bezeichnende Ausdrücke, deren Auswahl auf die seltsamste Art mit seiner verlassenen Lage contrastirte. «Wer ist dein Vater?» «Ich habe nie einen gehabt!» war seine naive rührende Antwort! «Und deine Mutter?» «Sie starb vor drei Monaten und seit der Zeit bin ich verlassen.» «Deine Wohnung?» «Ich habe kein Obdach und wollte gerade an einem Eckstein einschlafen als man mich arretirte!» «Wovon hast du gelebt?» «Ich bettelte um mein Leben zu fristen!» (Je demandais ma vie.) Während die Richter sichtbar bewegt sich miteinander berietthen, trat aus der gedrängten Zuschauerzahl eine Frau, anständig aber sehr einfach gekleidet, näherte sich dem Tribunal und bat mit Thränen in den Augen und zitternder Stimme, «die Waise zu sich nehmen zu dürfen!» «Ich bin nicht reich», sagte sie, «aber ich schwöre für ihn zu sorgen als wäre es mein Kind!»"

„Unter dem Lärm allgemeiner Beifallsbezeigungen ward diese barmherzige Bitte bewilligt, während der kleine Armselige, zu sehr an Unglück gewöhnt um eine günstige Wendung in seinem Schicksal zu erwarten, Derjenigen die Mutterstelle an ihm vertreten wollte gedankenlos mit derselben Gleichgültigkeit folgte welche er vor den Richtern beobachtet."

„Der Eindruck den dieser rührende Auftritt gemacht ward bald durch den folgenden verwischt."

„Eine Amme war durch ihre Miethsherrschaft vorgeladen worden, «weil sie ohne alle Umstände ihr Haus und ihren Säugling verlassen, ohne ihre Pflichten bis zum Ende erfüllt zu haben.»"

„Der junge Advocat dem die Vertheidigung übertragen war, ein in aller Hinsicht würdiger Nachfolger des Advocaten der kleinen Hunde von Perrin Dandin (in dem bekannten Racine'schen Lustspiele „Les plaideurs"), hatte sich die Lage seiner Clientin so zu Gemüthe gezogen daß er zum Schluß seiner glänzenden Vertheidigungsrede mit vielem Pathos ausrief: «Wir haben dem Gericht die schändliche Behandlung der wir ausgesetzt entschleiert, aufgezählt die ungesunden Gemüse und für unsern Zustand schädlichen Getränke welche unsere einzigen Nahrungsmittel waren ..., wodurch unsere Gesundheit zerrüttet ..., unsere Milch versiegt &c.» ..."

„Am Schluß der Verhandlung erschien ein Marktschreier, der mit dem bescheidenen Talent eines «gründlichen Heilers aller Gebrechen und Krankheiten» das einträglichere, da es auf gesunde Leute ausgeübt wird, «eines unfehlbaren Wahrsagers von gegenwärtigen und künftigen Dingen» vereinte. Eine lange Reihe Kläger und Klägerinnen, die als Zeugen gegen ihn auftraten, zeugten zugleich von der großen Geschicklichkeit mit der er lange Zeit gewußt hatte ihre Leichtgläubigkeit und ihre Börse auszubeuten. Die gröbsten Zauberkünste, die abgeschmacktesten Mittel hatten günstigen Erfolg gehabt und ihrem Erfinder ein hübsches Einkommen eingebracht. Trotz dem Unglücksfalle, der Frucht seiner Rathschläge, wegen dessen er sich in diesem Augenblicke vor Gericht befand, schien er doch nicht gänzlich das Vertrauen seiner zahlreichen Clienten verloren zu haben, und noch weniger dasjenige das er in sich selbst setzte. Die Sicherheit und Geschicklichkeit welche er bei seiner Vertheidigung erwies erweckte zu wiederholten malen Zeichen der größten Bewunderung im Kreise der Zuschauer, und ich selbst konnte mich nicht enthalten so vielem Verstand und solcher Kaltblütigkeit meinen Tribut zu zollen, da sie beinahe die Möglichkeit fanden eine schlechte Sache gut erscheinen zu lassen. Nachdem die Zeugen vernommen und die Vertheidigung des geistreichen Quacksalbers angehört worden, besprach sich der Präsident leise mit den assistirenden Richtern (in der police correctionnelle gibt es keine Jury), dann sich zum Angeklagten wendend und ihn lächelnd anblickend, sagte er: «Nun, da Sie Wahrsager sind, werden Sie wol schon wissen welches Urtheil ich über Sie aussprechen werde?» «Herr Präsident», antwortet dieser Mann sogleich mit einer Ruhe und Geistesgegenwart die einem englischen Staatskanzler Ehre gemacht hätte, «es ist mir in der That nicht schwer zu wahrsagen daß dieses Urtheil mir nur günstig sein kann, da im entgegengesetzten Falle Sie gewiß zu viel Menschlichkeit besitzen um einen Scherz vorangehen zu lassen!»"

„Donnernde Beifallsbezeigungen, in die sogar die Mehrzahl der Opfer des Quacksalbers einstimmten, nahmen diese bemerkenswerthe Erwiderung auf, und es dauerte lange, ehe die hergestellte Ordnung und Stille dem sichtlich verlegenen Präsidenten erlaubte mit unsicherer Stimme die Verurtheilung des beredtsamen Quacksalbers auszusprechen, der ihm dafür eine so gute Lehre gegeben hatte."

„Die Gerichtshöfe, die Zuschauer aller Classen zulassen, werden für die Mehrzahl Schulen der List und Verschmitztheit, wo sie nützliche Kenntnisse sammeln für die schlechten Streiche über die sie brüten, und die zu beobachtende Taktik für den Tag erlernen wo sie ihre Brüder auf der Bank der Angeklagten ablösen werden."

„Diese interessirten Zuschauer sind vollkommen im Strafgesetzbuch bewandert, und hört man nicht selten aus der dichten Gruppe welche sie am Ende des Saales bilden eine heisere Stimme durch eine Anführung des Gesetzes diejenige welche der Präsident gemacht berichtigen. Gewöhnlich ist es ein dumpfes Gemurmel, Zeichen der Misbilligung oder gesteigerten Interesses das sich plötzlich erhebt aus der Mitte dieser gesunkenen Gestalten, entmenscht durch Laster und Elend, mit dem Stempel der heftigen schlechten Leidenschaften, und die ein Ausdruck des Hasses und der Rachlust gegen die Gerechtigkeit noch entsetzlicher in ihrem Heiligthume macht."

„Wenn seine Sympathien zu übermäßig erregt sind, geht das lärmende Auditorium noch weiter und erfüllt den Saal mit Geschrei und Verwünschungen, und nur mit großer Mühe gelingt es der bewaffneten Macht den Befehlen des Präsidenten nachzukommen und den Saal von diesen Rasenden zu säubern, unter denen man nicht selten einen entlaufenen Galeerensträfling verhaftet, welchen eine Anziehungskraft größer als die Furcht sich wieder gefangen zu sehen zu dem beliebten Schauspiel eines Criminalprocesses geführt hat."

„Man muß es gestehen, Rechtssachen dieser Art sind es, solche die die meisten skandalösen und schändlichen Einzelheiten versprechen, welche das Vorrecht haben die vornehme Welt, und besonders das schöne Geschlecht nach dem palais de justice zu ziehen."

„Nicht weit von dem Elenden der zum Tode oder zur Galeere verurtheilt wird, erblickt man nicht selten die Feder eines eleganten Hutes, man erkennt junge, schöne, vornehme Frauen, welche um das dringende Bedürfniß abschreckender, erregender, herzzerreißender Gemüthsbewegungen zu befriedigen, ihrer gewöhnlichen Trägheit Gewalt angethan und seit der frühesten Stunde sich unter die Haufen gemengt haben, die immer lange vor ihrer Eröffnung die Thür des Assisenhofs belagern."

„Gestoßen, gequetscht, zuweilen verhöhnt von schmuzigen, ekelhaften Leuten, dies Alles ertragen diese empfindsamen Frauen geduldig um den bestmöglichen Platz zu erlangen, um Nichts von den Geberden und Worten des interessanten Bösewichts zu verlieren; oft um sich diesen beneidenswerthen und beneideten Platz zu verschaffen, sieht man sie von Bestechungen und Hinterlist Gebrauch machen, welche jeglichen Widerstand und Strenge zunichtemachen, und die sie öfters bis auf die Bank der Advocaten bringt, oder sogar auf die der Angeklagten, von denen sie nur durch einen Gensdarmen oder Polizeibeamten getrennt sind."

Das sind Nachtseiten der Gesellschaft, Madame! Auch die empfindsamen Frauen gehören zu ihnen, und ich möchte fast sagen: zu den schwärzesten. Der Weltmann malt lebhaft, aber er malt wahr. Unsere deutschen Frauen sind solchem Raffinement, Gott sei Dank, weniger zugänglich; möge sie doch immer ein guter Genius vor den Verirrungen des Gefühls und der

Einbildungskraft währen, und ihnen mitten in den Lockungen und Ueberstürzungen der Gesellschaft jene sich selbstbewußte Herzenseinfalt erhalten welche die häßlichen Gefühle schon in ihrem ersten Keime erstickt und die ich an Ihnen immer so aufrichtig bewundere.

Ich weiß nicht ob Sie ermüdet sind. Versailles? Die ganze üppige Größe des alten Frankreich? Oder ein kleines Stückchen des Père Lachaise? Ich möchte Sie nicht gern weinen sehen, und es gibt auf diesem Friedhofe Gräber, Madame, an denen man sich von der Sinnigkeit ihrer Inschriften zu Thränen gerührt findet. Diese sind es die ich Ihnen zeige; an den prunkenden Mausoleen die die prahlerische Geschmacklosigkeit baute, an den großen mächtigen Goldbuchstaben, in denen eine unersättliche Eitelkeit die Namen, Titel und Eigenschaften der Gestorbenen, gleichsam dem Tode zum Trotz, für die Ewigkeit zu erhalten wähnt, eilen wir vorüber. Aber dort an jenem schattigen Gebüsche das in der Stadt des Todes ein frisches Leben zu verkünden scheint, sehen Sie das kleine Doppelgrab mit dem rührenden Lakonismus der Kindes- und Aelternliebe auf dem kalten Marmor:

J'attends ma mère, 1834.
J'ai réjoint ma fille, 1835.

An einem halb von Epheu bedeckten Steine, dessen der Weltmann sich noch gar wohl erinnert, stehen die sinnigen Worte: „Le premier au rendez-vous", und einfacher zwar, aber nicht minder rührend, ein Stück weiter: „Da ruht mein bester Freund; es war mein Bruder." Ich sage Ihnen Nichts von den berühmten Gräbern des Lachaise, ich schweige selbst von den armen Deutschen denen auch das letzte Asyl noch ein Stück Exil war: Sie kennen sie ja, Sie kennen ja die Gemeinschaft der unsterblichen und unglücklichen Todten. Allein dem Mysticus ist die ernste Stimmung schon peinlich geworden: der Père Lachaise hat auch seine traurige Komik. Ein Perückenmacher liegt unter den prunkenden Reimen:

Klug, thätig, voll Geschmack, zeigt er sich überall,
Der Erste seiner Kunst, liebt er die Künste all.
Wol konnt' er schwelgen in dem Hochgenuß
Daß sich in ihm vereint Herz, Glück und Genius.

„Und dies Alles weil er Tollen und falsche Toupets gemacht hat!"

„Etwas weiter steht eins der reichsten und auffallendsten Monumente, errichtet durch die sorgliche Anhänglichkeit von Madame Carreau dem Andenken ihres zärtlichen Gatten, Hrn. Carreau. Er handelte, wie die Grabschrift sagt, nicht nur mit Holz, sondern was noch mehr ist mit vierkantigem Holze. Er befand sich auf dem Gipfel des Glücks und eines Hauses, das er eben bauen ließ, als ein Schlagfluß seine Tage endigte:

Bittet Gott für ihn
immerwährend.

Das scheint freilich viel verlangt für Diejenigen welche nicht wissen daß das Wort «immerwährend» sich auf die Concession des Grund und Bodens bezieht und Nichts mit dem Gebet gemein hat welches man der Seele des Hrn. Carreau widmen soll."

Für Madame Leblanc hat ihr untröstlicher Gatte ein prächtiges Gitter gearbeitet. Wer sich ein ähnliches wünscht, liest man am Grabstein, beliebe sich auf Straße ..., Nr. ... zu bemühen.

Wir müssen wol stillstehen heut, denn es wäre Todtenlästerung, wollten wir über die Gräber der Foy, Ney, Talma hinweg noch in die pariser Komödien oder in das Quartier Latin gehen um unsern Literaten aufzusuchen. Nein, nein, sinnen Sie heute, träumen Sie, halten Sie fest was im flüchtigen Bild an Ihnen vorüberzog. Bevölkern Sie Ihre kleine Kunstgärtnerromantik wie Sie Lust haben mit den Treibhauspflanzen und dem Unkraut des pariser Lebens; es ist ein schwacher Ersatz für Ihre launische Entsagung, aber Sie werden sich damit begnügen müssen, wenn ein Vulkanausbruch nicht Ihr Gelübde löst. Auf Wiedersehen, Madame! Ich denke wir haben auf ein anderes mal noch Zeit zu einer kleinen Umsicht und dann — nach London! 76.

Die englische und die französische Presse.

Die englische Presse ist im Vergleich zu der französischen keine oder nur eine geringe Macht, Dies erkennen selbst die parteilosern englischen Blätter an. Die englischen Zeitungen segeln mit dem Winde der öffentlichen Meinung, sie sind das Echo von Dem was eben auf der Woge der Gegenwart schwimmt, und man muß sagen daß dies Echo manchmal stumpf und unrein genug klingt; im besten Fall sind sie autorisirte, bevollmächtigte Stimmen einer existirenden Zeitansicht, die laut und mit einer gewissen philiströsen Accuratesse Das zur Sprache bringen was sich vag und unbestimmt und halbschlummernd in den Gemüthern der Massen regt. Die französischen Zeitungen dagegen bestimmen die öffentliche Meinung und bahnen, mag man es nehmen wie man will, die Zeitepochen mit ihren Thaten und Ereignissen an. Wie früherhin Siéyes, um des verborgenen, gleichsam unterirdischen Einflusses willen den er übte, wahr und geistreich der Maulwurf der Revolution genannt wurde, so kann man füglich die französischen Journalisten die Maulwürfe der Politik nennen. Die letztere Bemerkung macht ein englisches Journal, das „Athenaeum", das sich in Bezug auf das jüngst erschienene Werk Texier's: „Histoire des journaux etc.", über die Differenzpunkte der Journalistik der beiden sich fort und fort antagonisirenden Reiche unerwartet verständig äußert. Es ist merkwürdig und den scharfen Gegensatz genugsam exhibirend, wenn man die Sprache die Texier führt mit den Aeußerungen des Kritikers im „Athenaeum" vergleicht. Texier sagt: „Die Presse hat sich selbst die dritte Macht im Staate genannt; meines Bedünkens stellt sie sich hierin viel zu niedrig. Meiner Meinung nach gibt es blos eine Macht im Staate — und ich sage Dies trotzdem daß man es für eine Verletzung der Constitution (?) meinerseits halten könnte — Dies ist die gewaltige, über Alles triumphirende Macht der öffentlichen Meinung, die durch die Zeitungen repräsentirt wird. Die Executive und die Legislative könnten, sich selbst überlassen, wol lange genug widereinander unbeachtet kämpfen, wenn nicht die Presse sich dazwischenschöbe und Partei nähme für die eine oder die andere Seite. Cäsar und Pompejus mögen sich miteinander schlagen nach Herzenslust, die Masse schaut einem Streite den sie nicht capirt träge und gleichgültig zu; aber wenn nur auf einem kleinen Stück Papier gedruckt zu lesen: Pompejus ist der Lump, der Verräther, und auf einem andern: Das und Das ist Cäsar, gleich streift sich der Demos die Aermel auf und mischt sich darein und schlägt los, und nicht lange währt es, so hat er beide Gegner über den Haufen geworfen." So Texier, während der englische Kritiker, die personelle Uebermacht der französischen Presse einräumend, dennoch das alte „transparente" Anonymitätssystem, wie es in den englischen Zeitungen herrscht, in Schutz nimmt, wo nur „now and then an illustrious signature" hervortritt, gleichsam um zu melden daß nicht lauter Schemen, sondern auch Menschen von Fleisch und Blut an den Zeitungen arbeiten. Wodurch aber ist die französische Tagespresse eine solche Macht geworden? Durch nichts Anderes als durch das entschiedene unmaskirte Hervortreten der Persönlichkeiten, dadurch daß jegliche Opposition durch gewaltige Namen offen vertreten war. Der Ruf gewinnt seine Consequenzen nur dadurch daß er sich an die Person, an die laut ausgesprochene öffentliche Persönlichkeit, an den gefeierten Namen knüpft. Das Geistreichste, Durchschlagendste, Anregendste namenlos ins Wasser geschrieben, verschwindet und hinterläßt bei den Massen keinen Eindruck. Unter den Scheffel geschobene Gedanken können wol langsam im Stillen wühlen und sich einschleichen in dieses oder jenes Gemüth. Laut und voll, massenbeherrschend, tha-

überzeugend wirken sie nie, denn die Menge will angeredet sein nicht hinter dem Vorhang vor, sondern sie will ihrem Sprecher ins Angesicht schauen. Die öffentliche Meinung will nicht im Dunkeln vertreten sein, sondern sie will ihre eigene Geschichte an die geschichtliche Existenz von Personen knüpfen. In den englischen Journalen gibt es keine persönliche Existenz; diese Eigenschaft des Nichthervortretens der persönlichen Existenzen theilt die englische Presse genau mit dem russischen Cabinet. In England sind die publicistischen Individuen „though living for and by the public", doch Nichts weniger als öffentliche Charaktere. „The writer of a «leader» which stirs up the minds and influences the opinions of British subjects from Hong-Kong to Quebeck is not known by name to one of his readers out of a thousand." Mag er nun Jones oder Smith, Fischer oder Schulze heißen, Das macht nicht das Geringste (it matters not), und keinem Menschen, am wenigsten dem großen Publicum, fällt es ein danach zu fragen. Das Product seines Hirns besteht und ist bekannt unter keiner andern Firma noch Bedeutung denn als ein „Artikel" der „Times", des „Chronicle" oder „Herald". Er selbst, der „writer", ist zuletzt Nichts als ein lebenslänglicher Times- u. s. w. Artikel. Wenn er einmal gestorben ist, so stiftet ihm etwa ein Freund einen spießbürgerlichen Nekrolog, und daraus erfährt wer ihn zu lesen sich die Mühe gibt, daß dieser Mann So und So 25 Jahre lang in Publicistik machte, und so und so viel Zeitungen mit Artikeln bestritt. Mit Einem Wort: die englische Tagespresse in ihrer personell-annihilirenden Form ist ein Verrath an der höchsten Aufgabe der Zeit: der intellectuellen Ideenverbrüderung und ein systematisches Zerstören der individuellen Selbständigkeit der Geister. 65.

Kirchenspiegel.

Gleichwie im Kleinen der Naturdinge und Naturereignisse das Große erkannt werden kann, im Mineraliencabinet die Structur der Gebirge, im elektrischen Funken der Blitz, so lassen sich bedeutende Vorgänge der Völkergeschichte in engem Raume anschauen, und weil Menschen die Handelnden sind, welche seit Jahrhunderten mit denselben Fähigkeiten und Leidenschaften geboren werden, so sind im Leben des Einzelnen und der Familien die bewegenden Kräfte in Staatenverhältnissen und Revolutionen der Jahrhunderte wahrzunehmen. Seit Christo gibt es eine christliche Welt, sie unterscheidet sich von der heidnischen, und ihr Christenthum hat sehr verschiedene Bildung aufgewiesen, es bleibt aber in allen etwas gemeinschaftlich Bewegendes, dessen Eigenthümlichkeit in der kleinsten zusammentretenden Gemeinde so gut zutagetritt, als in der großen über die Erde verbreiteten Kirche und den Geist des geistlichen Wesens mit überraschender Klarheit offenbart.

Es sei verstattet unsern Lesern hiervon ein Beispiel vorzuführen, eine Kirchengeschichte in verjüngtem Maßstabe, welche die Kennzeichen der größern nach Anfang und Fortgang, Ursprünglichkeit und Ausartung, Einheit und Zerwürfniß, augenscheinlich darstellt. Vor mehr als 10 Jahren entschlossen sich einige Altlutheraner in Sachsen nach Amerika auszuwandern unter Anführung eines gewissen Stephan, worüber Karl Eduard Vehse, der sich unter ihnen befand, nähere Nachricht mittheilte, seitdem er sich von ihnen losgesagt. Sie fanden sich in ihrem Glaubensbedürfniß gekränkt und hofften dasselbe mit eigenthümlichen von dem sächsischen Kirchenverbande abweichenden Gestaltungen der Gemeinde im neuen Welttheile besser zu befriedigen.

Dieser auffallende Schritt findet seine Erklärung in zwei von jeher wirksamen Begriffen und einer ebenso wirksamen Liebhaberei; die Begriffe sind: reine Lehre und Kirche; die Liebhaberei besteht darin: sich als Heerde von einem Hirten weiden zu lassen. Dafür besaß nun Stephan entschiedene Gaben, wie denn der Berichterstatter ihm außer Rednertalent eine seltene Menschenkenntniß und Geschicklichkeit für Behandlung der verschiedensten Charaktere zuschreibt, und daß man seine Herrschsucht nicht gemerkt: als ob nicht zur Weide von Schafen ein solches Verhältniß gefodert würde. Die Gesellschaft überträgt diesem Mann die Führung und Verwendung der gemeinschaftlichen Gelder (125,000 Thlr.), er fährt auf der Landreise nach Bremen im bequemen Wagen, begleitet von einer Freundin, einem Candidaten und einem Kammerdiener, fodert besondere Ehrfurcht für sein Amt. Auf dem Schiffe wird dieses mit einem besondern Unterwerfungsvertrag als ein bischöfliches anerkannt, bei der Ankunft in Neuorleans trinkt der Bischof das Beste, speist Südfrüchte und Austern. Misfällige Aeußerungen einiger Gemeindeglieder werden unterdrückt, es hieß: „die Kirche stehe auf zwei Augen, den Augen des Bischofs Stephan;" in St.-Louis wird ein kostbarer Kirchenschmuck für den Bischof und seine Gehülfen angeschafft, sodaß der Mann, welcher das menschliche Herz und seine Leute kannte, mit den Begriffen von reiner Lehre, Kirche und Liebhaberei der Hirtenweidung seine Colonie gelenkt hätte, wie einst Jesuiten in Paraguay ihre Indianer. Aber — es werden fleischliche Sünden mit der Freundin und Mädchenverführung des Bischofs entdeckt, zu Protokoll gebracht. Vehse stellt sich an die Spitze seiner Gegner, und man ladet Stephan vor das Concil der übrigen Geistlichen. Der Bischof verachtet die Ladung und beruft sich auf die Gemeinde. Keiner hat den Muth „in der Nacht bei ihm im Zimmer zu wachen, aus unbegreiflicher Furcht vor dem Amte". Inzwischen, weil er das Concil verworfen, entsetzt ihn das Concil seiner Würde; er fügt sich nur dem Spruch, weil er der Gemeindestimmung mistraut, und wird jenseit des Flusses nach einer einsam liegenden Pachtung abgeführt, wobei den Berichterstatter, welcher dafür thätig gewesen, eine tiefe schmerzliche Rührung ergreift.

Hilf Himmel! Wer weidet nun, lehrt nun, bildet die Einheit der Kirche? Die übrigen Geistlichen machen darauf Anspruch, allein Vehse mit zwei andern Gliedern erklären sich dawider und wollen Gemeindeverwaltung. Ihre Protestationsschrift ist gegen hierarchische Kirchenverfassung gerichtet, untersucht sogar die Frage: ob die Auswanderung ein Werk Gottes zu nennen sei? Sie beruft sich auf Stellen der Bibel (Matth. 18,20): „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen", dann auf Aussagen Luther's, Seckendorf's, Spener's, der symbolischen Bücher, wobei das Amt der Schlüssel, ein Anhang des lutherischen Katechismus in Frage kommt; es wird die wahre Kirche als die unsichtbare bezeichnet, jedem Christen das Recht vorbehalten sein eigener Priester zu sein und selbst die Sacramente auszutheilen; auch wird jener anstößigen Streitigkeiten über reine Lehre gedacht, welche einst Arndt veranlaßten (1607) in einem Briefe zu äußern: „Ich hätte nie gedacht daß unter Theologen so giftige böse Leute wären." Die Theologen der Colonie bestätigen nun zwar mit milden Worten den Empfang der Protestation, geben aber nie Antwort auf deren Inhalt, sondern warnen nur im Allgemeinen ohne nähere Bezeichnung die Gemeinde vor Verführern. Wie war auch zu antworten? Erklärten doch die Gegner wegen des schlechten Lebenswandels Stephan's und seiner Verschlagenheit die ganze Auswanderung für ein „Werk des Teufels, der Lüge und Täuschung", dann die Stephanische Lehre für falsch: daß Kirche nur aus den Geistlichen bestehe, und daß Seelsorge sich auf die Leitung aller Familienangelegenheiten erstrecke! Daher also nach Eingeständniß des Erzählenden durch seinen und seiner Freunde festen, entschiedenen Widerspruch „eine unglaubliche Verwirrung entstand und Keiner wußte wie er sich zurechtfinden sollte", bis endlich die Protestirenden sich von der Colonie zurückzogen.

Unsere Zeit, welche seit Hegel soviel mit Begriffen verkehrt, sollte doch endlich Begriffe begreifen. Statt Dessen rumoren die Unbegriffenen in den Köpfen. Reine Lehre läßt sich zur Noth in symbolischen Büchern festhalten, bedarf aber

zu Zeiten näherer Auslegung durch rechte Orthodoxen, deren Eifer kein Arndt oder Spener genügen; die Kirche verwandelt sich aus einer unsichtbaren in eine sichtbare, sobald man ihrentwegen aus Sachsen nach Amerika schifft; und ohne Regiment (Stephanisches Amt) gibt es weder Ordnung noch Zusammenhang; die Liebhaberei endlich, sich weiden zu lassen, bedarf eines Hirten, und dieser kann niemand Anderes sein als der geistliche Seelsorger, wogegen Schafe die sich selbst weiden wollen ihr eigenes Wesen verkennen, und Herr Vehse hat eigentlich mit dem Schafthum und jenen andern Begriffen sich verfeindet, statt daß er mit Personen es zu thun zu haben meint, ja wäre ihm diese Verfeindung in Sachsen schon vorhanden gewesen, so ging er nimmer nach Amerika, und fand keine Veranlassung seinen kirchenhistorischen Bericht zu schreiben. 23.

Notizen.

Robert Southey, der berühmte englische Dichter, der 1843 starb, nachdem er die letzten vier Jahre seines Lebens in völliger Geistesabwesenheit zugebracht, dessen „Leben und Briefwechsel" ganz neuerdings von seinem Sohn in sechs Bänden herausgegeben ist („The life and correspondence of *Robert Southey*. Edited by his son *Charles Cuthbert Southey*, Curate of Plumbland." 6 Bde., Cumberland 1850), war als Poet gewiß einer der vielseitigsten und zugleich fleißigsten Autoren Englands. Denn außer 18 Bänden größerer Originaldichtungen, unter denen sich auch zwei großangelegte phantastisch-sublime lyrische Epen „Thalaba" und „Kehama" befinden, gab er noch Uebersetzungen mit weitläufigen Anmerkungen vom „Amadis von Gallien", „Palmerin von England", vom „Tod Arthur's", vom „Cid" u. s. w., und verfaßte außerdem eine „Geschichte von Brasilien" in drei Quartbänden, eine „Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel" in ebenfalls drei Quartbänden, sodann eine „Naval history of England" in fünf Bänden, ein „Book of the church" in zwei Bänden, Lebensbeschreibungen von Nelson und Wesley u. A. Außerdem gab er noch eine Menge Sachen in Brief- und Tagebuchform, wie: „Letters from Spain and Portugal" (2 Bde.); „Espriella's Briefe über England" (übersetzt, 3 Bde.); „Omniana" (2 Bde.); „Colloquies on the progress and prospects of society" (2 Bde.) und ein siebenbändiges Opus von der novellistischen Zwittergattung unter dem Titel „The Doctor". Zu diesen Arbeiten gesellte sich bei ihm noch eine umfassende Thätigkeit für Zeitschriften, sodaß er in einer Reihe von Jahren allein für das „Annual review" 52 und für das „Quarterly review" 94 ausführliche Recensionen schrieb, welche zusammengedruckt ebenfalls einige 20 Octavbände füllen. Das nenne ich die Feder führen und Fächer ausfüllen. Uebrigens scheint Southey keineswegs zu denjenigen Poeten gehört zu haben die kleinmüthig an sich verzagen, ihre Kraft und ihren Beruf unterschätzen und ihr Licht unter den Scheffel stellen. Dies beweisen viele Stellen aus seinen Briefen und sein eine Reihe von Jahren hindurch geführtes Tagebuch, worin er selbst kritisirend seine poetischen Schöpfungen durchgeht. So heißt es aus dem Jahre 1800: „«Thalaba» ist nun beendigt. Sie werden, Das bin ich überzeugt, in dem «Paradies» ein reiches poetisches Gemälde finden, ein Beweis daß ich die Pracht und Ueppigkeit der Sprache wohl zu handhaben weiß, sobald ich dafür halte daß sie an ihrem Platze sind... «Thalaba» ist ein durchaus einheitvolles Gedicht, ein Ganzes; auf keinen Fall braucht es einen Vergleich mit Ariost zu scheuen... ich kenne kein anderes Gedicht das eine Stelle zwischen dem Orlando und meinem Werk beanspruchen könnte." An einer andern Stelle heißt es ganz zuversichtlich und naiv: „It will make me immortal." Zehn Jahre später bemerkt der Dichter in einem Briefe an einen Freund: „Die Vorwürfe die man dem Stil in meinem «Madoc» gemacht hat sind schlecht ausgedacht. Er hat nichts Besonderes als daß er reines Englisch ist, was in diesen Zeiten leider etwas Besonderes ist. Die Art wie die Kritik dem Metrum zu Leibe gegangen ist beweist nur die Incapacität der Kritiker. Milton und Shakspeare sind die Meister im reimlosen Vers, und nach diesen Mustern will ich gemessen sein." Ueber denselben „Madoc" spricht sich der Verfasser ein anderes mal so aus: „Unquestionably the poem will stand and flourish. I am perfectly satisfied with the execution"..... Mit Milton will — man sieht nicht aus welchem Grunde — Southey nicht verglichen sein, in keinem seiner Gedichte. Desto füglicher mit Tasso, Virgil und Homer — „There may be fair grounds of comparison", drückt er sich ebenfalls determinirt genug aus. 74.

Von Dittersdorf.

Durch die Operngesellschaft zu Königsberg, die in Berlin auf dem Friedrich Wilhelmstädtischen Theater und später sogar im königlichen Opernhause den „Doctor und Apotheker", den „Hieronymus Knicker" mit Beifall zur Darstellung brachte, ist das Interesse an den Dittersdorf'schen Operetten, die unsere Aeltern entzückten, auf die erfreulichste Weise wieder angeregt. Demnach dürfte eine zuverlässige Nachricht über das Leben des Componisten als eine zeitgemäße Mittheilung erachtet werden, da seine Selbstbiographie nur in wenigen Händen sein wird. Karl Ditters von Dittersdorf, der jüngste Sohn des Componisten, starb seine Geschwister überlebend in Preußen und zwar als Domherr im ermländischen Städtchen Frauenburg 1850 im 63. Jahre. Seiner in Breslau 1835 erschienenen Doctordissertation („De sermone Capharnaitico, Joann. 6, 26 seq.") ist ein Lebensabriß des Verfassers vorgesetzt, in welchem die auf seinen Vater bezügliche Stelle verdeutscht also lautet: „Karl Ditters, von Geburt ein Wiener, als Musiker durch sein Spiel auf Saiteninstrumenten und durch sehr viele von ihm gesetzte Tonstücke nicht wenig berühmt, wurde von dem damaligen Fürstbischof Philipp Gotthard aus dem erlauchten gräflichen Geschlecht der Schafgotsch zum Musikmeister berufen, darauf auf den ihm zuständigen Freyenwaldauschen Gütern zum Forstmeister und endlich, von der hochgefeierten Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1773 in den Adelstand erhoben mit dem Beinamen von Dittersdorf, zum Landhauptmann der vorhergenannten Güter eingesetzt. Er war ein Mann in seiner Kunst so ausgezeichnet als wegen seiner Kenntnisse in vielen Dingen und nicht weniger wegen seiner Biederkeit des höchsten Lobes werth. Nicolina, aus dem ungarischen Geschlecht Trinka, eine gar achtbare und verehrungswürdige Dame, mit der er 22 Jahre verbunden lebte, gebar ihm drei Söhne und zwei Töchter. Der Vater, mehr durch Schwäche als durch hohes Alter hinfällig geworden, entsagte den Aemtern um den übrigen Theil des Lebens in Ruhe zu verbringen, und begab sich in stille Abgeschiedenheit nach Rothlola, einem in Böhmen im Taborer Kreise gelegenen Orte, von dem Erbherrn desselben Ignatius Baron von Stillfried auf das liebreichste eingeladen und aufgenommen, damit er nun daselbst wohnte. Hier schied er als ein Sechsziger im Tode dahin am 24. October 1799 (nicht wie in der Brockhaus'schen «Realencyklopädie» gelesen wird, am 31. October). Zwei Jahre nachher folgte ihm die Gattin ins höhere Dasein. Die Tochter Anna schloß nach des Vaters Absterben mit dem Baron von Stillfried einen Ehebund u. s. w." 77.

Ein empfehlenswerther Beitrag für eine Hiobszeitung.

Die Unglücksfälle die auf den Seen der Vereinigten Staaten im Laufe des Jahres 1850 sich ereignet haben belaufen sich auf die Zahl von 170. Sie haben das Leben von 395 Menschen gekostet und einen Schaden von 558,936 Dollars verursacht. Durch diese Unglücksfälle sind 32 Schiffe ganz untergegangen, 138 andere sind nur beschädigt worden. Von den 395 Menschen sind 375 auf Dampfbooten und 20 auf

Segelschiffen umgekommen; von den erstern nämlich 250 auf dem Griffith, der verbrannte, 65 auf dem Wayne, wo der Kessel sprang und welcher versank, 38 auf dem Commerce, welcher strandete und versank, 11 auf der Amerika, 9 auf dem Troy, 1 auf dem Kalumel, bei denen der Kessel sprang, endlich 1 auf dem Canada, welchen ein Sturm ereilte. Von den 20 andern Personen kamen 7 auf dem Schooner Neptun um, welcher umschlug; 7 auf der Martha-Frame, welche scheiterte; 4 auf dem General Thornton, der ebenfalls scheiterte, und 2 auf zwei Schaluppen, die vom Winde umgeschlagen wurden. 2.

Bibliographie.

Auberlen, C. A. und J. Riggenbach, Zwei academische Antrittsreden, gehalten zu Basel im Mai 1851. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 7 Ngr.

Baader, B., Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. Gesammelt und herausgegeben. Karlsruhe, Herder. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Belagerung von Freiburg. Ein Tagebuch, niedergeschrieben von einem Augenzeugen im Jahre 1744, nebst der Belagerung vom Jahre 1713 und einem Plan der ehemaligen Festung Freiburg. Freiburg im Br., Wagner. 12. 9 Ngr.

Binterim, A. J., Die Bulle Leo IX. für den Erzbischof Hermann II. und die kölnische Kirche gegen die neuesten Angriffe vertheidigt nebst einem Rückblick auf Hermanns Vorgänger, Erzbischof Piligrin als Bibliothekar des apostolischen Stuhls und auf die kölnische Kirchengeschichte des 11. Jahrhunderts und einer Nachschrift als Antwort auf die eben erschienene Broschüre: „die geborenen Kardinäle der kölnischen und trier'schen Kirche von J. W. J. Braun.“ Köln, Heberle. Gr. 8. 8 Ngr.

Cushing, L. S., Handbuch der parlamentarischen Praxis oder Regeln über die Verfahrungsweise und Debatte in berathenden Versammlungen, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England Kraft und Geltung haben. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Vorworte begleitet von B. Roelker. Hamburg, Kittler. 1852. Lex.-8. 12 Ngr.

Delius, N., Der Mythus von William Shakspere. Eine Kritik der Shakspere'schen Biographie. Bonn, König. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dursch, G. M., Pädagogik, oder Wissenschaft der christlichen Erziehung auf dem Standpunkte des katholischen Glaubens dargestellt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 22 Ngr.

Ehrlich, C., Geologische Geschichten. I. Entwicklungs-Geschichte der Gegend von Linz, so wie des Festlandes überhaupt 2c. II. Einfluß der geologischen Beschaffenheit eines Landes auf die Beschäftigung und den Culturzustand seiner Bevölkerung. Leichtfaßliche Beiträge zur Verbreitung der Wissenschaft und der Landeskenntniß. Linz. 12. 10 Ngr.

Ennemoser, F. J., Ergebnisse der Berathungen über volksthümliche Erziehung und volksthümlichen Unterricht in der Gemeinde Sorgenheim. Kaiserslautern, Tascher. Gr. 8. 25 Ngr.

Gihr, J., Die neueste Philosophie in ihrem geschichtlichen Fortgang übersichtlich dargestellt. 1ste und 2te Lieferung. Bern, Jent u. Reinert. 1850, 51. Gr. 8. à 7 Ngr.

Hefele, C. J., Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition. 2te verbesserte Auflage. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Hildenbrand, K., Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher mit besonderer Beziehung auf den von der Recordcommission in den ancient laws and instituts of England herausgegebenen „liber poenitentialis Theodori a. C. e.“ Würzburg, Stahel. Gr. 8. 22 Ngr.

Hopf, A., Brennecke's Reise nach dem Bundestag oder das rothe Gespenst in Kuhschnappel. Ein Lustspiel, welches nur während einer Sonnenfinsterniß aufgeführt werden kann. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Lauer, J. F., Litterarischer Nachlass. Ister Band. Zu Homer. Herausgegeben von T. Beccard und M. Hertz. — A. u. d. T.: Geschichte der homerischen Poesie. Istes und 2tes Buch. Nebst Bruchstücken homerischer Studien. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Loeffler, L., Skizzenbuch in Worten und Bildern. Aus Westfalen, dem Rheinlande, der Schweiz, Baiern und Sachsen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Mehring, Freih. F. C. v., Clemens August, Herzog von Baiern, Kurfürst und Erzbischof zu Köln. Biographischer Versuch. Köln, Heberle. 8. 15 Ngr.

Meurer, M., Luther's Leben aus den Quellen erzählt. 2te Auflage. 1ste Abtheilung. Dresden, Naumann. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Neumann, C. G., Palmenzweige. Geistliche Lieder. Jüterbog. 16. 8 Ngr.

Neustädt, B., Durch Unglück zum Glück. Original-Lustspiel in vier Aufzügen. Waldenburg, Kühn. 8. 15 Ngr.

Sechs Perioden der christlichen Kirche von der apostolischen Zeit an bis zur Zukunft des Herrn. Heilbronn, Scheurlen. Gr. 8. 12 Ngr.

Petzholdt, J., Bibliotheca Oschatziensis. Geschichte und catalog der bibliothek des Franciscanerklosters zu Oschatz. 2te berichtigte ausgabe. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rosenfeld, K., Steuerbares Luft-Schiff. Mit erläuternden Zeichnungen. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Schelmenstreiche des Pfaffen Ameis. Frei nach dem Mittelhochdeutschen des Stricker von G. Berlit. Leipzig, O. Wigand. 32. 15 Ngr.

Strantz, C. F. F. v., Geschichte des deutschen Adels urkundlich nachgewiesen von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit. 2te mit den neuesten Ereignissen vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 1 Wappen- und Siegeltafel in Qu. Fol. Drei Theile. Waldenburg, Kühn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tractat über den Glauben und Unglauben. Herausgegeben gegen die Scheinheiligkeit der Welt von einem Menschenfreund. Bremen. 8. 4 Ngr.

Williams, S. W., Das Reich der Mitte. Eine Uebersicht der Geographie, Regierung, Erziehung, des socialen Lebens, der Künste, Religion 2c. des chinesischen Reichs und seiner Bewohner. Aus dem Englischen übersetzt von C. L. Collmann. 1ste, auch für sich bestehende, Abtheilung. Enthält: China, die Mandschurei, Mongolei, Cobdo, Koko-nor, Ili und Tibet in geographischer, statistischer und naturhistorischer Beziehung. Mit 3 Illustrationen und einer neuen Karte des chinesischen Reichs. — A. u. d. T.: Geographie, Statistik und Naturgeschichte des chinesischen Reichs. Cassel, Bollmann. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Brunn, Die Entstehung der beiden lutherischen Gemeinden im Amte Usingen und zu Gemünden im Herzogthum Nassau. Frei erzählt nach seinem Tagebuch. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1½ Ngr.

Mackenzie, W. B., Der Glaubige im Leiden. Ein Wort über Hebr. 12, 7. Aus dem Englischen von L. Rehfues. Mit einem Vorwort von Diakonus J. C. F. Burk. Heilbronn, Scheurlen. 12. 2 Ngr.

Mayer, E., Das deutsche Sängerfest in Passau am 5., 6. und 7. Juli 1851. Ein Erinnerungsfest allen deutschen Sangesbrüdern gewidmet. Linz. Gr. 8. 5 Ngr.

Sartorius, C., Die Industrieausstellung in London. Darmstadt. Gr. 8. 8 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 122. —— 11. October 1851.

Inhalt.

Die Romantik im niedern Judenthume.

1. Schief-Levinche mit seiner Kalle oder Polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman nebst Vorrede von Isaak Bernays. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Aus dem Ghetto. Geschichten von Leopold Kompert. Zweite Auflage. Leipzig, Herbig. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Böhmische Juden. Geschichten von Leopold Kompert. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Man hat die Sehnsucht nach dem Ueberſinnlichen als dem höhern befreienden und erlösenden Elemente immer dem Christenthum als specifisch angeeignet, und nie bedacht daß sie eigentlich das ursprünglich Jüdische ist, das als ein seit Jahrhunderten angeerbtes und ausgebildetes nothwendiges Gefühl in das Christenthum hinübergetragen wurde. Wir finden im Alten Testamente weit mehr Stellen in denen sie ausdrücklich ausgesprochen wird als im Neuen, und den Grund dazu legte schon Moses, der seiner Politik mit allen ihren Gesetzen den stets zürnenden und strafenden Gott als unerschütterliche Basis unterbreitete: unter 50 Stellen in welchen er Gott charakterisirt finden sich kaum drei oder vier (5 Mos. 4, 31, wo er ihn barmherzig; 5 Mos. 7, 9, wo er ihn treu; 5 Mos. 32, 4, wo er ihn gerecht und fromm nennt), in welchen er mit Gott tröstet, in fast allen übrigen droht er nur mit ihm und heißt ihn eifrig (2 Mos. 20, 5. 5 Mos. 5, 9); ein verzehrendes Feuer (5 Mos. 4, 24 und 9, 3); groß und schrecklich (5 Mos. 7, 21); der keine Person achtet und kein Geschenk nimmt (5 Mos. 10, 17); der der Väter Missethat heimsucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied (2 Mos. 20, 5) u. s. w. Die unmittelbare natürliche Folge war das vorherrschende Gefühl der Angst und der Sorge und der daraus entspringenden Wehmuth und sittlichen Unsicherheit im einzelnen Gläubigen, stets bestätigt durch jede, selbst die geringste Wirkung widerwärtigen Geschicks, sei es bei dem Individuum, sei es bei dem ganzen Volke; als weitere Folge aber zeigte sich die Glaubensstrenge und die Neigung zur Askese, Beides Kinder der Furcht die sich krümmt und windet und nach Versöhnung um jeden Preis strebt. Von vornherein hat also Moses eine durch das ganze Leben fortherrschende Dissonanz in die Seele des Juden gelegt; Christus brachte durch die Lehre von der Erlösung die Auflösung derselben. Dadurch verklärte sich die Sehnsucht im Christenthum, weil ihr durch den liebenden und verzeihenden Gott bestimmte Erfüllung verheißen wird, während sie bei dem noch immer des Messias harrenden Juden trübe und selbstquälerisch bleibt, da sich ihr keine Auflösung offenbart. Dadurch eben entstand aber nun der ungeheuere Riß zwischen beiden Weltanschauungen, trotzdem daß die eine die Tochter der andern ist; der Jude findet schon im Irdischen den Beweis von dem Zorne oder der Versöhnung Gottes mit ihm, während der Christ diese vom Himmel unbedingt erwartet, und ihm irdisches Leid selbst nur ein sicheres Mittel zu gewisser Erlangung himmlischer Freude ist.

Ueberblicken wir nun die Geschichte des jüdischen Volks, d. h. derjenigen Juden die treu und unverbrüchlich bis im Kleinsten im Glauben der Väter beharrten (und diese sind die Mehrzahl, wenn es uns auch auf den ersten Blick nicht so erscheint), so wird uns deutlich werden daß der Grundton ihres ganzen Wesens die unbefriedigte, stets furchtsame Sehnsucht nach Erlösung sein müsse. In ihrer Handlungsweise den Nichtjuden gegenüber wird derselbe fast nie oder nur höchst selten und in einzelnen Fällen zur Erscheinung kommen, stärker schon in ihrem gemeinschaftlichen Leben, soweit der Einfluß des Glaubens dasselbe bestimmt, am stärksten und stets vorklingend in ihren Lebensanschauungen, welche die Leiden und Kämpfe von fast zwei Jahrtausenden und die aus Moses' Satzungen streng, aber mit der größten Consequenz und der feinsten Dialektik fortgesponnenen Lehrsätze und Lebens- und Glaubensregeln der Rabbiner so fest und starr ausgebildet haben daß wer sie überschreitet auch aufhört ein wirkliches und wahres Glied des Volks zu

sein, und wie alle sogenannten Gebildeten und Freisinnigen unter ihnen nur sehr lose, gleichsam nur durch ein Band das nicht die Nothwendigkeit des jüdischen Glaubens, sondern im Gegentheil die Nothwendigkeit des sie äußerlich umgebenden staatlichen Lebens schlingt, mit ihnen zusammenhängt. Der sogenannte fromme Jude, d. h. derjenige der alle Gesetze des ursprünglich mosaischen Glaubens, wie ihn im Laufe der Zeiten die Rabbiner gestalteten, bis auf das kleinste Ritualgesetz befolgt, zeichnet sich dadurch aus daß er nur seinen Haß nach außen wendet, seine Liebe, seine Sehnsucht und seinen Schmerz aber allein nach innen. Darin aber liegt eben das Romantische in seiner Lebensanschauung: aller Glanz der Seele wendet sich zum Verborgenen, denn nur in der Verborgenheit, nur verhüllt durch den der Menge fremdartig unverständlichen Ritus und die geheimnißvolle heilige Sprache des Gottesdienstes kann er sein wahres Innere offenbaren. Seinen Gehorsam gegen Gott, seine Liebe gegen die Familie, seine Trauer um das Erbtheil, um das verlorene herrliche Erbtheil der Väter, darf er nur seinem eigenen Gott, seinem eigenen Fleisch und Blut, seinem eigenen Volke zeigen. Im innern Leben ist er daher ein stets siegreicher Mensch, im äußern Leben stets ein besiegter; seine ganze Gemüthswelt wendet sich nach innen, sein ganzer Verstandesreichthum nach außen; im Innern ist er demzufolge — und selbst der ärmste, gemeinste Betteljude hat Momente in seinem Leben und Stellen in seiner Seele wo er Das ist — ein großmüthiger, siegreicher Herrscher, im Aeußern dagegen ein listiger Sklave, der seinem Hasse mit allen Mitteln fröhnt die ihm gegeben sind, und die er gebrauchen kann ohne sich selbst zu verderben.

Diese Gefühle nun bilden die Basis einer eigenthümlichen, mitunter sehr großartigen, immer jedoch sehr reichen Poesie, welche die orientalische Phantasie dieses Volks mit der ganzen raschen Unmittelbarkeit ihrer Conception und der glücklichen Combinationsgabe die ihr eigen ist befruchtet und dadurch die originellsten Producte, die aber mehr im Leben als durch das Wort zur Erscheinung kommen, hervorbringt. Ihre Formen in denen sie sich zeigen muß sind durch die hergebrachte Nothwendigkeit alter fester Satzungen starr; es gehört bedeutender Geist dazu um sie wahrhaft zu beleben, dann werden sie aber auch stets, von diesem erleuchtet, großartig erscheinen; fehlt dieser Geist jedoch, so schlagen sie unvermeidlich, wie alles Antiquirte, in das Lächerliche und Bizarre oder Barocke um. Darin ist der Grund zu suchen, weshalb der Jude selbst so oft dem Juden lächerlich und thöricht erscheint; sie verstehen einander nicht mehr, und alles falsche Verstehen reizt den Unverständigen stets zum Spott. Der echte Jude wird auch nie für die Emancipation stimmen, nur gegen die zu starke Bedrückung; die Emancipation in ihrem eigentlichsten Sinne muß ihn vernichten.

Ich erinnere mich nicht gleich welcher Aesthetiker das Romantische in der Lebensanschauung als ein Trübes bezeichnet hat; in der Lebensanschauung des wahren Juden ist es das allerdings; ein Trübes in dem sich alle reinen Strahlen des Lebens brechen und verändern.

Bei der jetzigen Weltbewegung und durch dieselbe wird das specifische Judenthum immer mehr und mehr absorbirt, und zieht sich daher in sich zusammen und immermehr dahin zurück wo diese Bewegung noch am wenigsten ihr Recht und ihre Gewalt ausübt, also in Orte die möglichst geschützt liegen vor dem Brausen der Zeit. Es war jedenfalls eine sehr glückliche Idee in der nach neuen Widerspiegelungen des Romantischen so heißhungerigen Gegenwart, die bei ihrer innern Unklarheit immer tiefer in die Romantik hineingeräth je mehr sie sich davon zu befreien glaubt, zu dem der gebildeten, d. h. der lesenden Welt so unbekannten eigentlichen Judenthum hinabzusteigen, und aus diesem Schachte trotz seinem Anschein von Todtliegendem, bösen Wettern und andern schlimmen den Bergmann schreckenden Dingen echte romantische Erzstufen an das Licht zu fördern. Die beiden Schriftsteller welche Das in neuester Zeit gethan, und deren Leistungen wir hierdurch charakterisiren wollen, thaten es aus ganz verschiedenen Beweggründen. Bernays (bekanntlich nur ein Pseudonymus, hinter dessen Maske sich ein sehr talentvoller, aber abstruser und wunderlicher literarischer Schalk verbirgt) aus Liebhaberei. Kompert dagegen aus Liebe; wäre der Letztere nicht ein Jude, und sähe es nicht wie scurriler Widerspruch aus, so würde ich sagen, aus christlicher Liebe, d. h. aus wahrer, echter Liebe zur leidenden Menschheit, in der sich die Poesie am herrlichsten offenbart, weil sie der tiefsten Fülle des Gemüths ihr Dasein verdankt. Dies mußte vorausgesendet werden ehe ich zur Charakteristik der Leistungen Beider übergehe, und ich bitte den Leser es nicht aus den Augen zu verlieren.

„Schief-Levinche mit seiner Kalle (Braut), oder Polnische Wirthschaft", ist ein Roman in einem Bande, den sein Verfasser einen komischen genannt hat, obwol es ein höchst schmerzlicher ist. Dies Buch ist ebenso wenig komisch als man einen Lachkrampf komisch nennen wird, wenn man ihn erkannt hat. Wir wollen uns jedoch erst mit dem Inhalte vertrautmachen, ehe wir über diese äußerliche Verzerrung mit dem Autor rechten. Folgendes also ist die Fabel des Romans. In einer polnischen Handelsstadt lebte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein sehr gelehrter Rabbi, der eine bildschöne Tochter, Mariamne, hat, welche eben ihr funfzehntes Jahr zurücklegt. Um sie freit der reichste Erbe in der jüdischen Gemeinde, Levin Israel, der Sohn des Israel Levin, des Gemeindevorstehers, und die Hand des schönen Mädchens wird ihm bewilligt. Der Bräutigam, gewöhnlich Schief-Levinche vom Volke genannt, ist ein kleiner, entsetzlich verwachsener, hinkender, aber überaus pfiffiger Trödeljude, voll unermüdlicher Thätigkeit und Beharrlichkeit wo es gilt Etwas zu verdienen, aber nur gewinnsüchtig, nicht geizig, mit einer eigenthümlichen Leidenschaft für alles Schöne und Seltene begabt, ein origineller Mensch, wie sie jedoch gerade in dieser Classe öfters vorkommen, Das was Goethe mit dem Worte

„eine Natur" zu bezeichnen pflegte. Er hat sich in die arme Rabbinertochter wegen ihrer köstlichen Schönheit verliebt, und als ihm sein Vater vorschlägt ein reiches Mädchen, die Lea Ascher, zu heirathen, damit viel Geld zusammenkomme, antwortet er höchst humoristisch:

Und welch ein Berg von Häßlichkeit. Unsere Nachkommen werden noch stinken davon im achten und neunten Gliede. Sie ist so krumm wie eine 5 und ich bin krumm wie eine 3. Die Leute wenn sie uns sehen werden nicht sagen: „Da geht ein Paar", sie werden sagen: „Da geht Nummer 53". Und wenn ich mit ihr spazierengehe? Ich trete kurz mit dem linken Fuß und sie mit dem rechten. Wenn ich klein bin, ist sie groß und wenn sie groß ist, bin ich klein, wir werden auf- und niederbalanciren wie die Wageschalen, und zusammenklappen und auseinanderfallen wie eine Papierschere. Sie ist so häßlich daß mir übel wird, und wenn wir zu Tische gehen muß ich sagen: „Lealieb, geh' mir aus den Augen, oder du verdirbst mir den Appetit", und wenn sie in andere Umstände kommt, wird sie sagen: „Levinchelieb, nimm dich in Acht und komm mir nicht vor die Augen. Ich könnte mich erschrecken, ich könnte mich versehen an dir, und Gott bewahre! ein Kind zur Welt bringen was dir ähnlich sieht." Der Talmud sagt: „Wohlgestaltete Kinder sind ein Segen Gottes, und Mann und Frau, ehe sie zu Bette gehen, sollen zu Gott beten um wohlgestaltete Nachkommenschaft." Wenn wir uns schlafen legen wollen — ein groß Plaisir für alle Beide — und wir beten zum lieben Gott um wohlgestaltete Kinder, wird uns der liebe Gott doch auslachen. Er wird sagen: „Wie'n Chutzpe! (Welche Frechheit!) Menubalonim (Schreckbilder) wollen auch schöne Kinder haben. Wem sollen die Kinder ähnlich sehen, dem Vater oder der Mutter?

Der Humor übrigens den er offenbart ist ein echter Falstaffshumor, und seine Grundlage nicht ein fühlendes Herz, sondern raffinirte Selbstsucht die ihn als ihre beste Waffe gebraucht.

Der Vater gibt nach und wirbt für ihn um Mariamne. Die Verlobung findet an einem Sabbathsabend statt, mit allem Wunderlichen und Herkömmlichen jüdischer Sitte, was der Verfasser mit epischer Objectivität zu schildern weiß. Als der glückliche Bräutigam — denn Mariamne hat sich wie ein gehorsames Kind in Alles gefügt, und es schmerzt sie nur der Gedanke ihre Aeltern verlassen zu müssen und diese nicht mehr pflegen zu können — mit seinem Vater nach Hause geht, lobt er vier Tugenden an seiner Braut:

Erstlich ist sie schön. Eine Königin, eine Prinzessin kann nicht schöner sein; zweitens ißt sie wenig, daß es ein Wunder ist wie eine erwachsene Frauensperson leben kann von so wenig Essen. Drittens ist sie so dumm daß sie nicht weiß ob sie lebt, sie denkt nicht an sich, sie denkt nur an Andere, sie weiß nicht ob sie lebt. Sie will Nichts für sich, sie bettelt für ihre Aeltern, und viertens kann sie predigen.

Am folgenden Abend wird nun im Hause des Rabbiners „Knast gelegt", d. h. der Verlobungscontract geschlossen, und die Summe bestimmt die der schuldige Theil zahlen soll wenn die Heirath rückgängig wird; für Schief-Levinche eine Kleinigkeit, für Mariamne und die Rabbinerfamilie überhaupt aber ein unerschwingliches Capital.

Es folgen nun die übrigen Festlichkeiten und Gebräuche, die der Verfasser mit eben solcher objectiver Ironie wie alles Frühere darstellt. Auf dem Wege jedoch zum reichen Israel, bei dem die ganze Familie am nächsten Sabbath speisen soll, begegnet dem Schief-Levinche, der mit stolzem Selbstbewußtsein neben seiner schönen Braut einherwandelt, ein Maler, den der Dechant berufen ein Altargemälde für die Kathedrale anzufertigen, und redet den Juden an um ein Geldgeschäft mit ihm abzuschließen. Schief-Levinche entschuldigt sich mit dem Sabbathgesetz, verspricht aber sich am folgenden Morgen pünktlich mit dem Verlangten bei ihm einzufinden. Betroffen von der Schönheit Mariamne's beschließt der Künstler sie als Madonna zu malen, und überlistet nun Schief-Levinche, dem er verspricht als Zinsen der Wechselschuld ein lebensgroßes Portrait seiner Braut in ganzer Figur anzufertigen. Schief-Levinche zwingt nun selbst Mariamnen in seiner Wohnung dem Maler dazu zu sitzen; ihre Unschuld und Frömmigkeit flößt dem Künstler die höchste Verehrung für sie ein. Seine List gelingt, er malt Mariamne zwei mal, ein mal als Portrait, dann als Mutter Gottes von Engeln umgeben. In einem Gespräche das er darüber mit dem Dechant hat charakterisirt er selbst Original und Bild also:

Ich habe nie ein sanfteres Geschöpf gesehen. Sie kennt nicht die Welt und das Leben, und ihr ganzes Glück besteht darin gehorsam zu sein. Mit Freuden gehorcht sie ihren Aeltern, ihrem Bräutigam, und Jedem in dem sie einen Vorgesetzten erblickt. So ist das jüdische Weib eine Magd, die Sklavin in einem seit Jahrhunderten in Sklaverei versunkenen Volke. Ihr Bräutigam befahl ihr sich portraitiren zu lassen, und wer vom Modellstehen lebt, hat nicht die Geduld, Ausdauer und Gewalt über seine Mienen und Blicke wie dieses Mädchen. Für eine Heilige ist sie ein wenig zu blühend, aber ich ließ sie sitzen ohne daß sie sich erholen und erquicken durfte, und wenn sie bleich, matt und hinfällig war, suchte ich sie durch religiöse Gespräche aufzuregen. So entstand dieses Heiligenbild, das Portrait einer leibhaftigen Jüdin.

Bei diesem Gespräche ist der katholische Pastor Bitepsky, ein junger, schwärmerischer Priester aus fürstlichem Geschlechte, zugegen. Er beschließt heimlich alle Mittel anzuwenden um Mariamne dem Judenthume abtrünnig zu machen und zur Christin zu bekehren. Sie muß jetzt den ganzen Tag bei ihrem künftigen Schwiegervater zubringen, und konnte nicht mehr für die Ihrigen thätig sein. Dies erzeugt hier wie dort Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit und reizt Mariamne zu träumerischem Hinbrüten. Da wird ihr heimlich ein Brief zugesteckt, in dem ihr erzählt wird daß sie als Mutter Gottes von dem Bischofe selbst geweiht über dem Hochaltar der christlichen Kirche prange, und der Schreiber, der sich nur als „ein Christ" unterzeichnet hat, ihr ein fürstliches Loos prophezeit. Fromm bittet sie Gott ihr diese Sünde nicht anzurechnen, denn sie wolle ihm, dem Gotte Israels, dem einzigen, wahren, treubleiben. Da überrascht sie Schief-Levinche, zwingt sie ihm den Brief zu zeigen, theilt ihn seinem Vater mit, trotzdem daß er ihr eidlich gelobt ihn vor aller Welt zu verheimlichen. Der alte Israel tröstet sie als er erfährt wie sie unverdient auch von ihrer Mutter daheim gemishandelt und geschlagen wird, weil die Talmudschüler dieser allerlei Possen spielen, was Mariamne früher zu verhindern wußte, sperrt sie jedoch ein, und trägt selbst den verhängnißvollen Brief

zu dem Rabbi, der denselben schweigend liest und verbrennt, dann aber sein Kleid zerreißt nach jüdischer Sitte, wie um einen Gestorbenen, und erklärt er habe keine Tochter mehr, worauf Israel im höchsten Zorne fortgeht und Mariamne den Rath gibt, wenn ihre Aeltern es zu arg machten, so solle sie ihnen drohen sie wolle Christin werden, dann wolle er den Rabbi vor die Gemeindeältesten bescheiden lassen und Sicherheit für die Abstandssumme verlangen, und da ihr Vater diese nicht leisten könne, fodern daß sie ganz zu ihm, ihrem Schwiegervater, in das Haus ziehe. Es wird ihr jedoch von ihrem Vater, der eine lange, echtrabbinische Rede gegen die Mutter Gottes hält, eine schwere Buße auferlegt, der sie sich willig unterwirft, trotzdem daß sie noch obendrein von ihrer Mutter entsetzlich körperlich gemishandelt wird. Als Wärter und Wächter ihrer Buße wird ihr nach jüdischer Sitte ein armer Talmudschüler, Löbel Kurzweil, zugegeben; diesem aber sind von Vitepsky 100 Thlr. zugesagt worden, wenn er sie dahin bringt zu den Christen zu entfliehen. Ihres Glaubens voll hält sie jedoch die Bußzeit gewissenhaft aus, ihr Trost ist ein Spiegel den ihr Löbel durch Vitepsky heimlich verschafft, und in dem sie ihre ganze Schönheit unverletzt erblickt. Ein Traum den sie hat flößt ihr den Gedanken ein, sie müsse Alles über sich ergehen lassen zur Ehre ihres Gottes, dessen ganze Herrlichkeit ihr dafür werde zutheilwerden. Als nun dem Löbel Kurzweil seine andern Anschläge mislingen, lockt er sie in die Nähe des Judenthors, und macht dem jüdischen Pöbel weis sie entfliehe zu den Christen. Mariamne wird von demselben geschmäht und verfolgt, überschreitet aber das Weichbild des Judenviertels nicht, sondern verbirgt sich bis zum Abend, um dann in das väterliche Haus zurückzukehren. Unterwegs wird sie indessen erkannt und mishandelt, und kommt verwundet zu ihren Aeltern, die sie zwar aufnehmen, aber beschlossen haben sich ihrer zu entledigen, damit der fromme Rabbi nicht mehr in der ihm zum Studiren so nöthigen Ruhe gestört werde. Hier versinkt sie in einen Zustand des Hellsehens, in welchem sie den Löbel Kurzweil des Verraths bezüchtigt; ihr Vater rüttelt sie gewaltsam aus dem magnetischen Schlafe, und sie verfällt dadurch in Zuckungen und Krämpfe, sodaß die Juden behaupten, sie sei von den Christen behext worden.

Alles Dies ist der christlichen Geistlichkeit kein Geheimniß geblieben; dieselbe schreitet nun ein und verlangt von dem Bürgermeister der Stadt augenblicklich die Jüdin in Schutz zu nehmen. Der Bürgermeister, der es mit keiner Partei verderben will, läßt am Sabbath den Rabbi, dessen Frau, Israel und Schief-Levinche gewaltsam vorladen, veranlaßt sie das Verlöbniß aufzuheben, und es Mariamne anheimzustellen, ob sie bei ihnen bleiben oder freiwillig zu den Christen übertreten wolle. Der Rabbi beredet nun selbst seine Tochter dem Scheine nach christlich zu werden, bis sie soviel Geld zusammengebracht daß sie entfliehen und anderswo, wo man ihre Schicksale nicht kenne, Buße thue, wieder als Jüdin leben und sich verheirathen könne mit wem sie wolle. Sie aber gelobt eine reine Jungfrau zu bleiben, wie die Tochter des Jephtha, und der Vater segnet sie. Am andern Tage wird sie feierlich von der Obrigkeit und Vitepsky aus dem Judenviertel abgeholt, freiwillig, ohne Gruß, ohne Abschied von den Ihrigen geht sie mit. Unterwegs schließt sich der Zug einer christlichen Procession an, und folgt dieser in die Kathedrale, wo der Bischof das Hochamt hält, sie nun ihr Bild als Mutter Gottes erblickt, und ohnmächtig wird. Vitepsky bringt sie zu einer Witwe, wo er ihr schon früher die Wohnung bereitet hat; aber ihr Aufenthalt dort ist nun kein Geheimniß mehr, und die ganze christliche Einwohnerschaft nimmt den lebhaftesten Antheil an ihr. Hier geräth sie wieder in einen Zustand des Hellsehens, und enthüllt dem Pastor Vitepsky dessen heimlichste Gesinnungen, namentlich mit den Worten:

> Ich bin der Hauptschmuck deines Altars, du betest, kniest und weinst vor mir; aber ich sage dir, Priester, du betest und kniest aus Wollust, und die Thränen die du weinst sind Inbrunstthränen. Zu deinem Kebsweib wolltest du mich machen, zu deiner Buhlerin. Allein du irrst. Du wirst mich tödten; doch rein an Leib und Seele sterbe ich: eine jüdische Jungfrau.

Vitepsky hält sie nun auch für behext, will sie exorcisiren, und gießt ihr den ganzen Inhalt des Weihkessels ins Gesicht. Sie verfällt in Krämpfe, dann in Starrsucht, und stirbt in der Nacht, doch erst nachdem sie die Nothtaufe, das Abendmahl und die letzte Oelung empfangen. Mit gewaltigem Pomp werden ihre irdischen Ueberreste in der Seitenkapelle der Kathedrale bestattet, und ihr folgende Grabschrift gesetzt:

> Hier ruht Maria Christiane Mariamne, Tochter des jüdischen Rabbi Ben Eli. Geboren am 21. August 1782. Am 19. Juni 1797 von ihren Aeltern um 500 Thlr. verkauft und einem Juden zur Gattin bestimmt. Am 15. August (Mariä Himmelfahrt) als Bild der allerheiligsten Jungfrau Maria auf unserm Hochaltar gemalt. Am 16. August von ihren Aeltern zum Hungertode verurtheilt. Am 10. September von den Juden mörderisch überfallen. Am 12. September hier in der Kirche erschienen, getauft und gestorben, nachdem sie das heilige Abendmahl genossen und die letzte Oelung empfangen hatte. In ihrer Gestalt verehren wir hier die heilige Jungfrau, welche dafür ihre Seele zu sich nahm.

Vitepsky schilderte außerdem Mariamne's fromm-christliches Ende in einem eigenen kleinen Schriftchen. Löbel Kurzweil lief zu den Christen über, ließ sich taufen und wurde Missionnair. Seine Schicksale verspricht der Verfasser in einem spätern Buche zu beschreiben.

Eine solche Bekehrungsgeschichte in majorem Dei gloriam ist weder neu noch eigenthümlich an und für sich, im Gegentheil schon hundert mal dagewesen und erzählt worden. Die ganze Neuheit und Eigenthümlichkeit der vorliegenden liegt daher in dem Standpunkte auf den sich der Verfasser gestellt, und in der aus diesem nothwendig entspringenden Weise der Behandlung und der Darstellung. Dieser Standpunkt aber ist ein ganz streng realistischer und rationalistischer, und eben dadurch gerade bekommt das vorliegende Buch die merkwürdige Richtung daß in demselben die im Judenthume wirklich und innig liegende Romantik ganz vorzugsweise

herausgehoben und anschaulich gemacht wird. Bernays, wir wollen den Autornamen beibehalten, da wir weder das Recht noch die Erlaubniß haben den wirklichen Namen des übrigens in der literarischen Welt schon durch ähnliche Schriften wohlbekannten Verfassers zu nennen, Bernays hat eine eingelebte Kenntniß des Judenthums und des Christenthums, wie Beides jetzt theils für sich, theils zueinander steht: eine Kenntniß die sich bis auf das kleinste Detail des täglichen Verkehrs, soweit eben der Glaube praktisch eingreift und ihn färbt, oder doch ihm Farben zusetzt, erstreckt. Eben deshalb steht er aber über allem Formellen, sieht in demselben nur den weltlichen Zweck und die weltliche Absicht, nicht die geistige Nothwendigkeit, und seine daraus entspringende Empfindung schlägt in Verachtung und Hohn um, die durch den ihm innewohnenden Humor als boshafte Ironie zur Erscheinung kommt, die sich selbst weismacht sie finde daraus unausbleiblich hervorgehendes menschliches Unglück komisch. Seine Ironie ist also genau betrachtet Nichts als die Aeußerung des höchsten Zorns, der sobald er seinen Culminationspunkt erreicht, zur Kälte wird, die sich in zersetzendem Spott offenbart. Er steht als Denker hoch über beiden Parteien, aber vom Menschlichen hat er sich nicht befreien können; die Juden verachtet er gründlich wegen der spitzfindigen Dummheit in der sie mit ihrem Glauben erstarrten, und hat daher kein Mitleid mit ihnen, die Christen dagegen haßt er tief, nicht des Glaubens wegen, sondern weil sie die Macht in den Händen haben und diese nur zu oft misbrauchen. Im Romane selbst läßt er Beides nirgend blicken, da fühlt man es nur durch; er stellt die Juden lächerlich dar und gibt ihnen die ganze Pfiffigkeit der Dummen, die Christen aber sind, wie er sie schildert, nicht lächerlich, im Gegentheil sie sind gewandt, anständig, fein, klug, heuchlerisch und schlecht. Alle Juden die er uns vorführt stehen auf der untersten Stufe der Lebensbildung, und sind mit Ausnahme des Hungerleiders Kurzweil im Grunde redlich und ehrlich, alle von ihm gezeichneten Christen dagegen stehen auf der höchsten Stufe der Lebensbildung und sind verderbt. In der Vorrede deutet er mit seltsamen Sprüngen an was er meint: die Vergangenheit, das Erstarrte sind ihm die Juden, er verachtet sie; die Gegenwart mit ihrer ganzen Bewegung sind ihm die Christen, er haßt sie. Folgende Entdeckung behauptet er gemacht zu haben, wie er in der Vorrede sagt:

> Begegnen sich zwei Religionen im Geiste des schaffenden Dichters, so schwindet augenblicklich alles Würdige, Edle, Erhabene, löst sich auf und verflüchtigt sich, und wie zwei Negationen eine Bejahung bilden und in ihr Gegentheil umschlagen, so ist das Ja der Niederschlag, ein komischer Roman.

Hier kommen wir nun zu der Frage: wie hat er als schaffender Dichter seine Aufgabe gelöst? und da müssen wir antworten: Subjectiv vortrefflich. Seine Charaktere vom ersten bis zum letzten sind mit der feinsten psychologischen Consequenz, mit der größten Lebenswahrheit, mit der sorgsamsten und fleißigsten Ausführung erfunden und gezeichnet; seine Situationen entspringen in innerster Nothwendigkeit eine aus der andern, sind natürlich, wahr, farbensatt; nirgend ist zu viel, nirgend zu wenig, überall volle Lebenswahrheit, auch das Geringste mit derselben Gewissenhaftigkeit behandelt wie das Bedeutendste. Kurz, das Buch ist an und für sich ein vollendetes Kunstwerk, aber ein komischer Roman ist es nicht, denn ein Roman von komischen Situationen ist noch kein komischer Roman. Das Komische beruht auf der durch Ueberraschung getäuschten Erwartung, durch die das reinmenschliche Gefühl nicht verletzt wird, sondern bei der sich die dadurch hervorgebrachte Empfindung in Zufriedenheit auflöst: das vorliegende Buch aber beweist von neuem zum soviel tausend und tausendsten male die Herrschaft der Lüge in der Welt, und daß ihr fort und fort aufs neue unschuldige Menschen als Opfer geschlachtet werden. Ueber das tiefe Mitleid mit den Menschen, infolge dieser Erfahrung, kann aber kein Leser hinaus und wenn er sich geistig noch so freigemacht und noch so hoch stünde, denn er bleibt ein Mensch; alles Komische in diesem Roman wird sich also gerade in das Gegentheil umwandeln, der Niederschlag sich zersetzen und wieder zu zwei Bejahungen krystallisiren, Mitleid und Zorn.

Das Romantische im Judenthume wird nur das Mitleid erregen, nicht den Zorn, denn es ist in Mariamne verkörpert. Sie ist die treue Magd Gottes, die gehorsame Sklavin altjüdischer Mystik, nothwendig zugrundegehend weil diese nicht vom Geiste des gegenwärtigen jüdischen Lebens mehr verstanden und durchdrungen wird; die äußere Form tödtet und zerstört sie, aber der Geist in ihr bleibt Held und Sieger. Das Schmerzlichste in ihrem schweren Schicksal ist daß in ihrer ganzen Umgebung auch nicht eine einzige Seele davon nur die leiseste Ahnung hat, und daß sie selbst bewußtlos ihre Größe mitsichträgt, aber nicht begreift. Sie ist im eigentlichsten Sinne des Worts eine Spätfrucht des jüdischen Glaubens, ein Korn das, wie in ägyptischen Mumiengräbern gefundene Weizensaat, vor Jahrtausenden in Jerusalems Sonne reif wurde, aber nach Jahrtausenden erst, in polnischen Boden gestreut, keimen konnte, und nun nothwendig im fremden Klima, in dürrem, ausgesogenem Boden verderben mußte. Darin offenbart sich aber eben die wahre Romantik des niedern Judenthums daß man in ihm überall wo es noch vegetirt, im Judenviertel zu Prag, wie zu Rom oder in Algier, solche Jungfrauen finden kann, Heldinnen der größten Treue und des heiligsten Gehorsams, unverstanden von der Welt, und sich selbst nicht verstehend, Königinnen im Schmuz des gemeinsten irdischen Lebens, heilige Priesterinnen Gottes ohne Tempel und Altar, wahrhaft großartig poetische Gestalten, größer als Thekla's und Klärchen's, wenn nur der rechte Dichter kommt der den Zauberspruch kennt mit dem er sie durch die Thore des Ghetto in die Reiche der Welt zu führen vermag.

Es ward schon oben bemerkt daß Bernays und Kompert sich dadurch unterscheiden daß sie Beide auf einem ganz verschiedenen Standpunkte der Empfindung stehen.

Welcher Art dieser bei dem Erstern sei, ist bereits ausführlich entwickelt worden, es braucht daher keine Wiederholung. Kompert ist in seinen Schilderungen niedern jüdischen Lebens subjectiv weit poetischer, denn sein Gemüth nimmt selbstthätig lebhaften Antheil an allen seinen Darstellungen; vergleicht man daher Beide miteinander, so ist er der Lyriker, Jener der Epiker, aber Bernays hat dadurch einen großen künstlerischen Vorzug, er wird nirgend sentimental (ein Fehler in den der Andere nur zu leicht verfällt), und sein Stil ist daher knapper, präciser, historisch wahrer. Kompert hat es sich zur Aufgabe gestellt die tiefe Poesie die im orthodoxen Judenthum liegt, die Frucht des gläubigsten Gehorsams und des unterwürfigsten Glaubens zu veranschaulichen. Aus diesem Gehorsam gegen das Gesetz der Väter entspringt viel Großes und Schönes. Treue des Juden gegen den Juden, tiefste Liebe, heldenmüthigste Resignation, aber es sind lauter Blumen die tief im Verborgenen blühen, blühen, weil sie müssen, auf Gräbern, unter dem Schutt der Zeiten, zwar überall am Wege, aber nicht geahnt von dem Vorüberwandelnden. Mit zarter Sorgfalt, damit er keinen Staubfaden beschädige, keinen Kelch knicke, kein Blatt bestäube, räumt der Verfasser der beiden letztgenannten Bücher den Schutt der Zeit weg, und zeigt der erstaunten und beschämten christlichen Welt: Seht, so wird da geliebt, geglaubt, gebetet und gesegnet, wo ihr meint das Recht zu haben hassen und verfolgen zu müssen, weil ihr nur seit Jahrtausenden die rauhe, borstige, stachelige, schmuzige Schale kennenlernen, aber nie begreifen konntet daß sich darunter das süßeste Fleisch der süßesten Frucht, die Barmherzigkeit und Treue der gläubigen Liebe birgt. Es sind fünf einzelne Erzählungen und einige Märchen wie sie die jüdischen Mütter ihren Kindern erzählen, die er in der ersten Sammlung „Aus dem Ghetto", drei größere Erzählungen, welche er in der zweiten „Böhmische Juden" mittheilt. Wir wollen den Inhalt rasch mustern. Die erste spielt in der Judenstadt zu Presburg, gleich nach der Schlacht von Wagram; sie führt den Namen „Judith die Zweite". Ein Jude und ein im Judenviertel aufgewachsener, aber mit jüdischem Wesen innig vertrauter Christ sind gut kaiserlich gesinnt geblieben, sammeln auf dem Schlachtfelde Kleider, Gewehre, Sattelzeug, soviel sie nur fortkriegen können, und schaffen es in die östreichischen Monturmagazine nach Ofen; eine patriotische That, die ihnen jedoch auch einen sehr hübschen baaren Gewinn bringt. Dies wird den Franzosen verrathen. Beide müssen entfliehen, werden aber eingeholt, vor ein Kriegsgericht gestellt, und sollen ohne Gnade erschossen werden. Einem andern Juden, der einige Brocken Französisch kann, daher für die Franzosen schwärmt und mit ihnen sehr gute Geschäfte macht, bürdet man allgemein in der Judenstadt das Verbrechen dieses Verraths auf, und Alles meidet und verabscheut ihn daher wie einen Pestkranken. Er klagt sein Leid und seine Schmach dem Heiligthum seiner Seele, seiner Verlobten Blumele, einem ganz vortrefflichen, wahrhaft tugendhaften Mädchen. Sie antwortet ihm, denn sie hat seinen Verkehr mit dem Feinde immer gemisbilligt: „Deine Sünden, Chajim, kommen dir bald nach, Gott hat dich bald gestraft." Verzweifelnd, da auch sie, wie er glaubt, ihn für einen Mosserer (Denunciant) hält, stürzt er in seine Wohnung, und an dem Tage vor der Hinrichtung der beiden Gefangenen gibt er sich dem bittersten Jammer hin. Da öffnet sich plötzlich die Thür seines Zimmers und Blumele tritt ein. Aber brechen wir nicht die Spitze ab, sondern lassen wir den Verfasser selbst den Schluß dieser Geschichte erzählen, um zugleich eine Probe seiner Darstellungsweise zu geben:

Bei ihrem Anblick überfiel ihn banges Zittern; er meinte sie komme ihm Vorwürfe zu machen. Darum hielt er sein Angesicht abgewandt und wagte nicht sie anzublicken. Aber wie ward ihm als Blumele leise mit ihrer Hand ihm über die Stirn fuhr und sprach: „Was weinst du, Chajim? Und wenn dich die ganze Welt anspeit, und wenn dir Keiner glaubt, ich bleibe bei dir, ich glaube daß du hast nicht schlecht sein können."

Wie Frühlingsschein dämmerte es in Chajim's Seele. Er faßte die Hand Blumele's, sie zitterte in seiner; er blickte ihr in das schöne liebe Antlitz, und da war es ihm als stünde da die Lösung seines Jammers mit großen Buchstaben geschrieben. Die Welt, flog es ihm durchs Gehirn, kann doch nicht so schlecht sein, wenn Blumele drin herumgeht, dem Gesichte müssen sie Glauben schenken.

„Ich weiß erst jetzt", sagte er ganz fröhlich, „daß ich Leb Rother nicht hab' angegeben. Du glaubst nicht, Blumele, was ich dadurch hab' ausgestanden. Kein Judenkind soll solche Tage erleben."

„Und ich, und ich?" schrie das Mädchen mit überquellendem Gefühl. Chajim bemerkte nicht welche Blässe über Blumele's Antlitz zog als dieser gewaltige Aufschrei aus ihr tönte. Chajim aber meinte in seiner Lustigkeit: „Sind wir Beide nicht Narren, ich und du, daß uns Leb Rother was angeht? Weiß ich wer schuld ist an seinem Tod? Das Feuer was mich nicht brennt lösch' ich nicht."

„Schmah Jisroel" (Höre Israel), rief Blumele erschrocken, „wie redest du, Chajim. Vergißt du daß man dir Leb Rother immer, und wenn du noch hundert Jahr lebst, wird vorhalten? Du wirst in seinem Blut herumwaten müssen, solang' du in der Welt bist; es wird dir über den Kopf zusammenschlagen. Denk' dir, wenn du Kinder hast und die Leut' sagen von ihnen: Der Vater ist n' Mosserer gewesen, was kann da Gutes sein? Und Das ist Alles Nichts. Leb Rother ist eine Judenseel, willst du die zugrundegehen lassen?"

Das stürzte Chajim's Seele wieder in Traurigkeit. Er rief: „Gott, Gott, warum hast du mir Das zugeschickt? Was soll ich thun?"

Nach einer langen Weile sprach Blumele: „Sag', Chajim, wär' Das ein Unglück für dich wenn ich nicht dein Weib werde?"

Chajim lächelte ungläubig. „Schöne Frag' Das", meinte er.

„So hör' mich an, Chajim", begann Blumele in einem ungewöhnlichen Tone, „ich komm' dir Etwas zu sagen; du wirst ausspeien vor mir, wenn ich nur Ein Wort gesagt hab'. Du wirst mich dann hinausstoßen, du wirst mir ins Gesicht schlagen, denn Das was ich thun will hast du dir nicht vorgestellt, ich kann dann nicht mehr dein Weib werden."

Chajim horchte in Angst auf.

„Ich will zum französischen General gehen", sagte Blumele ganz tonlos.

„Was dort?"

„Ich will bitten für Leb Rother und Christoph."

„Du?"

Dem Chajim kam dieser Entschluß so wunderbar vor daß er erst nach einer langen Weile hinzusetzte: „Und wenn er dir es abschlägt?"

Da fiel ihm Blumele mit einer heftigen Geberde um den Hals, und raunte ihm Etwas in die Ohren. Dabei erzitterte ihr ganzes Wesen und das Antlitz war in die feurigste Röthe getaucht.

Es mußte entsetzlichen Inhalts sein, was Blumele gesprochen, denn Chajim stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte von ihr fort.

„Gott sei davor", rief er, „die Sünde darfst du nicht begehen."

„Misch' nicht Gott hinein", sagte das Mädchen beinahe ruhig, „ich thu' es nur um seinetwegen. Ich hab' es mit mir ausgemacht. Leb Rother soll nicht zugrundegehen."

Chajim aber weinte und jammerte fort. „Thu' es nicht, Blumele, wehgeschrien, was hast denn du versündigt daß du dein Bestes wegwerfen willst?" Er bedeckte sich schamvoll das Antlitz, als hätte er den Entschluß Blumele's zu offen herausgesagt.

„So will ich allein gehen", sprach Blumele, und ging schon nach der Thüre. Da kam ihr Chajim vor; er warf sich seiner ganzen Länge nach neben die Thür und verrammelte ihr so den Ausgang. Sein Angesicht war auf den Boden gedrückt. So lag er ohne Aeußerung, lautlos und still einige Minuten, während Blumele unschlüssig was sie thun sollte in der Stube auf- und abging.

Mit einem male richtete sich Chajim langsam auf; er fuhr sich über die Stirne und blickte dann Blumele ohne Schmerz und Thränen an. Während jener Zeit war ihm jener Strahl, den wir Eingebung nennen, gekommen; er sah nun Alles klar.

„Geh' nur, geh' nur", sagte er, „ich seh' doch es ist Gotteswerk. Ein Judenkind geht um das andere hin, geh' nur. Und wenn du willst, so führ' ich dich selbst hin; denn auch Das seh' ich, du thust es um meinetwegen. Aber mein Weib mußt du doch werden."

Blumele flog auf ihn zu; selig umschlossen sich die Zwei.

Zwei Stunden vor Mitternacht ging Blumele fort. Die Nacht hatte ihre schönsten Sterne angethan, als wollte sie die That Blumele's recht beleuchten. Das Ghetto war still und stumm; als sie an das eiserne Gitter kamen, das ihnen der Stadttrabant öffnete, warf Blumele noch einen letzten Blick in die Gasse. Ohne ein Wort gingen sie weiter. Der General wohnte auf dem Barmherzigenplatz.

Der Soldat der vor dem Hause Wache stand strich mit einem schmunzelnden „Sacrebleu" den Schnurrbart als das schöne Mädchen in so später Nacht Einlaß begehrte. Das Hausthor schloß sich auf, Blumele verschwand. In der kalten einsamen Nacht stand Chajim draußen. Charaktere seiner Art nehmen bald wieder ihre ursprüngliche Färbung an, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn er seinen unendlichen Jammer in Thränen losgab. Die Nacht war vorüber und die ersten Streifen flogen über den Morgenhimmel als Blumele wiederkam. Der Schulklopfer ging mit dem Hammer, der zum Gebete weckte, durch die Gasse als sie den Schloßberg erreichten. Der Mann schüttelte den Kopf....

... Am andern Tage wunderten sich die Leute gar sehr als Leb Rother und Christoph „frank und frei" aus ihrer Haft kamen; es däuchte Allen wie ein Wunder. Am Jom Kippur (dem großen Bußtage) mußte Leb Rother Gomel benschen, d. h. Gott für seine Rettung danken. Man hat erst später gehört was Chajim's Blumele für eine „Judenseele" geopfert hatte.

Dieses größere Bruchstück wird hinreichen einen vollständigen Begriff von des Verfassers trefflichem, einfachem, gefühlvollem und doch knappem und concisem Stil zu geben, und überhebt uns daher der Pflicht denselben ausführlicher zu charakterisiren. Die zweite Erzählung „Alt Babele" ist mehr ein jüdisches Genrebild; eine alte treue Großmutter reißt ihre Enkelin vom Rande des Verderbens zurück, indem sie ihr erzählt, wodurch eine Verrückte, die der Enkel geneckt, und von der er verwundet worden, zu ihrem Unglücke gekommen sei. Die Sauberkeit und der Fleiß in der Ausführung, der auch bei dem Geringsten mit größter Liebe und Treue verweilt, gibt diesem kleinen Gemälde einen wahrhaft künstlerischen Werth, wenngleich sein Inhalt nur unbedeutend ist. Eine tiefpoetische Idee liegt dagegen der dritten Erzählung „Schlemiel" zugrunde. Das Wort Schlemiel ist durch Chamisso der christlichen Welt schon vor Jahren bekannt geworden, doch nur als ein Name, nicht in seiner eigenthümlichen Bedeutung. Schlemiel bezeichnet im jüdischen Jargon Das was die Studenten einen Pechvogel zu nennen pflegen, und was Uhland in seinem köstlichen Gedichte als „Unstern", E. T. A. Hoffmann aber als Student Anselmus, dem immer das Butterbrot auf die fette Seite fällt, in seinem Märchen „Der goldene Topf" charakterisirten und Fleisch werden ließen. Da man nun bei dem Schlemiel nie recht im Klaren ist, ob des Schicksals Tücke oder seine eigene Ungeschicklichkeit schuld am Mislingen seiner Unternehmungen seien, der überlegende, combinirende, berechnende Jude aber sehr geneigt ist der letztern noch mehr anzurechnen als der erstern, so ist ihm ein Schlemiel eine sehr widerwärtige Figur, die er mit einem Gemisch von drei Fünftheilen Verachtung, einem Fünftheil Spott und einem Fünftheil Mitleid betrachtet und auch so zu behandeln pflegt. In der vorliegenden Erzählung nun hebt Kompert das Tiefpoetische, das Schicksal von der Natur zu einem solchen Unglücksvogel gestempelt worden zu sein, heraus. Es ist eines reichen Mannes Sohn, der ein eigenes Haus hat, aber Alles was er anfaßt mislingt ihm, eben weil er vor lauter angeborener Angst daß es mislinge es stets ungeschickt anfaßt. Auf der Brautschau bei einem reichen Mädchen beträgt er sich so täppisch daß er vor Scham entflieht; er sieht zufällig auf dieser Flucht ein armes Mädchen, verliebt sich in dasselbe und wirbt augenblicklich um dessen Hand. Sie heirathet ihn, aber sie ist vom Lande und benimmt sich wie er im Ghetto höchst ungeschickt. Beide lieben sich und leben glücklich; nur hat er kein Gedeihen im Geschäft und verarmt immer mehr; aus ihrem Munde trifft ihn jedoch nie der Vorwurf der ihm stets auf allen Seiten in die Ohren tönt: „er sei ein Schlemiel", und Das tröstet ihn und hebt ihn über alle Leiden hinweg. Ein anderer Jude hat gewettet er werde binnen bestimmter Frist Besitzer von des Schlemiel's ererbtem Hause werden, und dieser klammert sich nun mit aller Gewalt an dessen Besitz, worüber er immer tiefer in das Unglück geräth. Fast ganz verarmt will er eines Tags doch noch Weib und Kindern einen guten Sabbath machen; er tauscht von einer Bäuerin eine Gans dazu ein, und schleppt diese drei Meilen weit an seinem zehnjährigen Hochzeitstage zu den Seinen. Der Braten wird zu Aller Freude bereitet; als er aufgetragen ist und zerlegt, und nun eben gegessen werden soll, entdeckt des Schlemiel kleiner Sohn einen Nagel darin. Allgemeine Bestürzung, das Kind muß den Braten zum Rabbi tragen, und dieser erklärt die Gans für „trefe", unrein,

kein Jude aber darf Trefes essen. Da bricht des Armen treues Weib auch in die Worte aus: „Du bist doch'r rechter Schlemiel Anschel." Er aber sagt still zu sich: „Das überleb' ich nicht", geht hin und verkauft jenem Juden, dem Schlome Katz, sein Haus, und stürzt sich am andern Tage ins Wasser. Daß sein geliebtes Weib ihn auch so genannt, hatte ihm den Todesstoß gegeben und trieb ihn zum Selbstmord.

Die folgende Erzählung „Die Kinder des Randars" (Wirthshauspachters) ist unstreitig die Perle in beiden Sammlungen. Es ist eine jüdische Dorfnovelle im vollsten und besten Sinne des Worts, wie sie der gefeierte Auerbach nie wird schreiben können; denn er hat nur den gemachten Schein der Liebe (?), während unser Verfasser die wahre, ganze Hingebung der Liebe an seinen Gegenstand vor ihm voraus hat. In dieser Erzählung werden sehr wichtige Punkte praktisch, wenn auch nicht erledigt, doch zur Behandlung gebracht: die steigenden Foderungen des Fortschritts der Zeit selbst an die Juden und ihre Gegensätze. Natürlich muß dabei vom Eindringen des Christenthums die Rede sein. Der Verfasser weiß diesen Gegensätzen Fleisch und Blut zu geben, sie kommen in wirklichen Menschen, in fertigen Charakteren zur Erscheinung, und seine Charakterzeichnungen haben zwei große Eigenschaften, sie sind originell und doch vollkommen wahr. Solche Schwärmer wie Mendel Wilna, den der Gedanke Jerusalem wieder aufzubauen aus glücklichen Verhältnissen fort, sein ganzes Leben hindurch rastlos von Land zu Lande treibt, und die ihre ganze volle Originalität unverändert bewahren, finden sich nur noch in diesen Kreisen, und sie heraufzubeschwören in einer dem wirklichsten, realsten Leben der Gegenwart entlehnten Novelle, ist ein um so glücklicherer Griff des Verfassers als sie hier durchaus wahr und an ihrem Orte sind. Eine große welthistorische Lehre spricht Kompert (vielleicht sich selbst unbewußt) in dieser Geschichte praktisch aus, die nämlich daß das Christenthum doch noch am Ende das Judenthum überflügeln und verschlingen werde, und zwar das alte, starre, streng orthodoxe Judenthum noch weit eher und leichter als das sogenannte aufgeklärte. Denn der starre Jude, der jedes Jota seines Ritus befolgt, bedarf eines positivern Glaubens, und überzeugt er sich endlich selbst daß der seinige sich wirklich überlebt habe, so wird aus dem Saulus leicht ein Paulus und rasch; der aufgeklärte Jude dagegen will keinen Glauben, sondern nur eine bequeme Form für das bürgerliche Leben, und mit diesem anständigen Nothbehelf kommt er leicht dem Christen gegenüber aus. Nur müssen die Christen klug sein und geduldig, und den Juden nicht zwingen und nicht belehren wollen, sondern Alles der Zeit überlassen. Freilich wissen wir nicht welche Schicksale dem Christenthume überhaupt in den nächsten Jahrhunderten bevorstehen; hat sich aber das Christenthum erst einmal wieder gereinigt, und in diesem Reinigungsproceß ist es praktisch fortwährend begriffen, so geht unbedingt das Judenthum in ihm auf.

Die folgende Erzählung „Ohne Bewilligung" ist ihrem Inhalte und ihrer Behandlung nach weniger bedeutend. Ein Jude hat es gewagt ohne Bewilligung der Regierung, da er als jüngerer Sohn kein „Familiant" ist, zu heirathen. Die Eheleute leben lange in Glück und Frieden miteinander, da kommt ein neuer Bürgermeister, nimmt die Sache streng und behandelt die rechtmäßige, aber ohne „Reschojin" (Erlaubnißschein) angetraute Frau des Mannes als seine Zuhälterin, und ihr Kind als einen Bastard. Ihr Schmerz darüber ist grenzenlos; endlich macht sich die Frau auf nach Wien zum Kaiser, erlangt eine Audienz und infolge derselben die gewünschte Erlaubniß. Das alte Ehepaar feiert nun erst mit Allem was dazu gehört eine ordentliche „Chasne" (Hochzeit). Dies ist eine specifisch-östreichische Geschichte, die einen eigenthümlichen Reiz durch ihre Details, ihre Lebenswahrheit und ihre sorgsame Ausführung enthält. Redlichkeit und Treue, wie sie der orthodoxe Jude in seinen Familienverhältnissen heilig übt und bewahrt, sind auch hier die Träger des Ganzen.

Den Schluß der ersten Sammlung bilden nun einige Märchen, wie die Phantasie sie bei abgeschlossen Lebenden so gern in der unmittelbaren Wirklichkeit des Alltags gestaltet und in diesen hinüberträgt um ihn damit zu beleben. Es sind wahrhafte Edelsteine, namentlich das letzte „Nicht sterben können". Nie hat das tiefe Gefühl der großartigen Gerechtigkeit der Menschenliebe sich ein herrlicheres Gewand von der Poesie geliehen als hier. Es ist eine Wunderblume der echten Selbstlosigkeit eines frommen Glaubens, bei dem man wieder wird, wie es Christus verlangt, „wie die Kindlein".

Die zweite Sammlung „Böhmische Juden" enthält nur drei Erzählungen. Sie sind poetisch kein Fortschritt des Verfassers, eher ein Rückschritt; die directe Tendenz leuchtet daraus hervor, und diese hat ihn dichterisch unfrei gemacht. Ohne sein Wissen sucht er Das durch lyrische Ergüsse zu verdecken. Ihn beschäftigt die große Frage: Wie sind Judenthum und Christenthum miteinander auszusöhnen? Er weiß sie nicht recht zu lösen, und gibt daher nur halbe Lösungen. Gerade die beste Erzählung „Eine Verlorene", die außerordentlich schöne Partien und eine wahrhaft großartige Scene, die nämlich wo der Jude den pfaffenhassenden Christen selbst mit Gefahr seines Lebens hindert ein Heiligenbild zu beschädigen, sowie einige meisterhaft gezeichnete Charaktere enthält, befriedigt, was jenen Punkt betrifft, am wenigsten. Mit Erfindungen von utopischen Zuständen, und wenn sie noch so glücklich und noch so anmuthig sind, löst man nie eine sociale Frage. Es gibt was die Judenfrage betrifft überhaupt nur eine Lösung derselben: Emancipation. Verständen alle Regierungen wirklich zu regieren, sie hätten sich längst überzeugt daß die Emancipation der glücklichste und erfolgreichste Judenbekehrer ist den es geben kann. Man sehe sich doch einmal das sonst so vielfach geschmähte Frankreich in dieser Hinsicht an.

Mit der Emancipation wird auch freilich alle Romantik des niedern Judenthums aussterben. Sie ist der-

Niederschlag eines unklaren Glaubens mit dem das Leben nicht fertig zu werden weiß, und an dem es krankt. Aber gerade die daraus entspringenden Krankheitserscheinungen haben ein großes poetisches Interesse, und eine ursprüngliche eigenthümlich poetische Form. Wo der Glaube mit dem Leben kämpft und Sieger bleiben muß, da wird das Edelste im Menschen, Liebe, Treue und Entsagung nur zu willenlosen Sklaven, denen selbst die schwersten Fesseln und die bittersten Martern das Gottähnliche nicht von der Stirn wischen können, sondern im Gegentheil ihnen erst die rechte Strahlenkrone aufdrücken. Es war daher, wiederholen wir schließlich, ein sehr glücklicher Gedanke beider Verfasser unserer erschöpften Literatur diese Schatzkammer zu eröffnen und ihr zu zeigen was dort zu finden sei. Beider Versuche bleiben immer, wenn auch vollkommen gelungene, doch nur erste Anfänge; es muß sich noch ganz Anderes und Bedeutenderes daraus gewinnen lassen. Mögen sie selbst an das Werk gehen; sie haben die Mittel dazu reichlich von der Natur und dem Leben erhalten. Freilich je näher der Gegenwart, desto krankhafter der Stoff; aber unsere ganze Zeit und Poesie ist auf das Pathologische vorzugsweise gerichtet, und am Ende ist solche Romantik wie sie hier geboten wird doch immer noch gesunder, factischer, großartiger und farbensatter als die erlogene und gemachte, wie sie jetzt von gewisser Seite her gehätschelt und gepflegt wird, getragen von einer besoldeten Kritik, welche den Dichtern nicht mehr den Rang nach der Vortrefflichkeit ihrer Leistungen, sondern nach der zur Schau getragenen christlichen und loyalen Gesinnung in derselben anweist, einen Immermann mit Stillschweigen übergeht, aber einen Oskar von Redwitz in den Himmel erhebt. 78.

Der Rhein. Von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 12. 5 Thlr.

In diesem neuesten Werke ist der Verfasser zu der populair-wissenschaftlichen Weise seines frühesten Buchs: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche" (1841), zurückgekehrt, oder vielmehr es ist eine specielle Durchführung der in jener Schrift auf die Verkehrsverhältnisse überhaupt angewendeten Ritter'schen Grundsätze in Bezug auf das Flußgebiet des Rheins. Daraus ergibt sich sogleich Plan und Anlage, Fortgang und Eintheilung des ganzen Werks. An der Hand der Geschichte wird nachgewiesen, wie seit den ältesten Zeiten durch die Bodenbeschaffenheit der friedliche und kriegerische Verkehr sich gestaltet, zuerst in den Hauptrichtungen, den einzelnen Rheinstücken und den größern Nebenflüssen folgend; dann, welche kleinere Verhältnisse, wie Krümmung des Flusses, Höhe des Ufers, Einmündung eines Nebenthals, Reichthum des Bodens an Kohlen, Metallen u. s. w., an den einzelnen Stellen eine Anhäufung der Menschen zu einer wichtigen Handels- oder Fabrikstadt geboten, welche dann Mittelpunkt des friedlichen Verkehrs wurde, oder einen geeigneten Punkt zu einer Befestigung gegeben, welche dann den Krieg in diese Gegend lenkte und festhielt. Nicht vergessen sind dabei die leider in Deutschland so häufigen Beispiele künstlich geschaffener Residenzen, welche den Verkehr gewaltsam von seiner natürlichen Bahn abgeleitet, entweder nur unbedeutend, wie Karlsruhe statt Durlach, Stuttgart statt Kannstadt, oder bedeutend, wie München statt Regensburg, wo dann der Schade für das Land unberechenbar ist. Wäre nicht München, das in einer Ecke des Baierlandes an einem kaum schiffbaren Flusse liegt, als Residenz künstlich bevorzugt, so wäre nicht der abnorme Fall eingetreten daß, nachdem man bereits seit 15 Jahren in Baiern Eisenbahnen baut und schon über 50 Meilen vollendet hat, auf der Weltstraße zwischen Frankfurt und Wien noch nicht eine einzige Meile fahrbar ist. Die natürlichen Verhältnisse hätten verlangt, zu allererst vor der am Hauptstrom des Landes, an dessen mittlerm Verlauf in Baiern und zugleich an der Stelle wo er im höchsten Grade schiffbar wird, gelegenen Stadt Regensburg Eisenbahnen nach Nürnberg und München zu bauen und so die ostwestliche Strombahn durch eine südnördliche Eisenstraße zu schneiden. Von Nürnberg mußte dann nach Leipzig und Frankfurt, von München nach dem Bodensee und Salzburg hin gebaut werden.

Programm des Werks bildet die Einleitung über die politische Bedeutung der Ströme. Aus einer Vergleichung mit andern Ländern ergibt sich daß es kein zweites Land in Europa gibt in welchem die Flüsse eine so bedeutende culturgeschichtliche Rolle gespielt haben als in Deutschland, und dennoch, muß man hinzufügen, gibt es kein Land wo die Flüsse, infolge der politischen Zersplitterung, so sehr vernachlässigt worden sind als in Deutschland. Tausend Jahre schlummerte die Idee eines Donau-Mainkanals, und als er endlich ausgeführt wurde, war seine Bedeutung durch die Eisenbahnen schon geschwunden. Die Verbindung zwischen Ems und Rhein durch den Kanal von Münster nach der Vechte, welchen der Bischof Max Clemens August von Münster schon 1721 beginnen ließ, ist noch heute nicht vollendet!

Napoleon hatte kaum durch Bildung des Königreichs Westfalen in einer der zerspaltensten Gegenden Deutschlands eine größere Einheit hergestellt, so entwarf er den Plan von Kanalverbindungen zwischen Main und Fulda, Weser und Elbe, Elbe und Trave, und schaffte die Flußzölle ab; nach seinem Sturz ließ man seine Pläne liegen, stellte dafür aber 23 Weserzölle her! Die von ihm errichtete Brücke zwischen Hamburg und Harburg wurde abgetragen, weil die betheiligten Regierungen über die Unterhaltung derselben sich nicht einigen konnten. Das alte, im Verhältniß zu seinen Nachtheilen leicht zu beseitigende Hinderniß der Schiffahrt, die Felsen des Bingerlochs, wurden erst von Preußen gesprengt. Noch überwölben schnöde Schiffbrücken mit

mehrmaliger gänzlicher Unterbrechung des Verkehrs in jedem Jahre den Rhein bei Manheim, Mainz, Koblenz und Köln, wo theilweise die Römer schon stehende Brücken erbaut. Solche Beispiele ließen sich häufen und die deutschen Regierungen beschämt Das was schon seit 150 Jahren die russische für die Wasserverbindungen in ihrem Lande gethan.

Es gibt in Deutschland nur zwei sehr bedeutende Abdachungsweisen und zwei Hauptflußrichtungen: 1) die aus Süden nach Norden, welcher ganz Norddeutschland folgt und der auch die kleinere Hälfte Süddeutschlands zugewandt ist, nämlich die nach Norden überhängenden böhmischen, fränkisch-schwäbischen, oberrheinischen und schweizerischen Becken, Kessel und Hochebenen: Rhein, Ems, Weser, Elbe, Oder, Weichsel; 2) die aus Westen nach Osten, welcher die mährischen Kessel, die bairische Hochebene und viele Alpenthäler und kleine Alpenkessel sich zuneigen: Donau. Nur ein sehr unbedeutender Theil der deutschen Gewässer, nämlich die Etsch und einige ihrer Nebenflüsse, ergießen sich in nordsüdlicher Richtung.

Das Rheingebiet zerfällt in folgende Theile: 1) Die von den Alpen und dem schweizerischen Jura umgebene schweizerische Hochebene. 2) Das badisch-elsässische oder oberrheinische Becken zwischen den Vogesen, dem Taunus, dem Odenwald, Schwarzwald und Jura. 3) Die schwäbisch-fränkische Hochebene vom Schwarz- und Odenwald, von der Rauhen Alp und den fränkischen und mitteldeutschen Gebirgen umgeben, die durch mittlere Höhenzüge in zwei Becken: das des Neckars und das des Mains, zerfällt. 4) Das dem vorigen ähnliche, von Vogesen, Hundsrück, Eifel und Ardennen umgebene Becken der Mosel. 5) Die lange, den Ardennerwald durchstreifende Thalspalte der Maas. 6) Den großen, weiten, im Süden und Osten von den Hebungsmassen der Ardennen, des hohen Veen, des Sauerlandgebirgs, des Haarstranges, des Teutoburgerwaldes umschlungene und gegen die Nordsee sich öffnende Becken der Rheinmündungsniederung.

Der Durchbruch des schweizerischen Beckens hatte in den Gebirgen zwischen Schaffhausen und Basel statt; die Gewässer des schwäbisch-fränkischen Beckens brachen an zwei Stellen durch: bei Heidelberg und Aschaffenburg; die des oberrheinischen Beckens auf einer langen Strecke zwischen Mainz und Bonn; die des Moselbeckens auf einer ebenfalls sehr langen Strecke zwischen Trier und Koblenz, und aus dem untern, früher von der See überflutheten Busen trat das Meer bis zu seiner jetzigen Küstenlinie längs der niederländischen Dünenketten zurück.

Der Raum gestattet uns nicht dem ganzen Gang der interessanten Untersuchungen Kohl's ins Einzelne zu folgen, wir können nur einzelne Punkte hervorheben welche uns besonders wichtig scheinen. In Bezug auf die Lage Frankfurts, dessen Handelsübergewicht über Mainz man bisher fast ausschließlich in der Pfaffenherrschaft, jetzigen Militairherrschaft in dem weit günstiger gelegenen Mainz im Gegensatz zu dem Bürgerthum und der Freiheit Frankfurts gesucht, bemerkt der Verfasser:

> Die Berge an deren Fuße Frankfurt liegt sind am unzugänglichsten und höchsten nach Nordwest, wo der Taunus, und nach Nordost, wo der Vogelsberg, und dann nach Ost, wo der Spessart vortritt. Zwischen dem Vogelsberg und Taunus sind die Höhen minder rauh und unwegsam. Hier neigen sich aus der schönen und fruchtbaren Wetterau die Flußthäler der Wetter und Nidda herab, welche direct aus Norden bis nahe an Frankfurt heran Naturwege anbahnen. Ferner geht die Weser geradewegs von Norden auf Frankfurt zu und bildet eine Fortsetzung der Wasserstraße des Oberrheins. Zwischen den südlichsten Lebenspunkten der Weser, Kassel und Minden, und dem nördlichsten Lebenspunkte des Oberrheinbeckens, Frankfurt, bleibt ein Gebirgsisthmus von etwa 20 Meilen, durch welchen die Thäler der Schwalm, Lahn und Nidda die Straßenzüge von jeher erleichtern und welchen jetzt die Main-Weser-Eisenbahn durchschneidet. Zu diesen Vortheilen kommt noch die Entwickelung der höchsten Schiffbarkeit, welche der Main bei Frankfurt erreicht und die bis an seinen Ausfluß sich nicht mehr steigert. Außer dem Einfluß dieses Verhältnisses auf den Mainstrom ist noch zu beachten daß infolge davon ununterbrochene Schiffahrt von Frankfurt bis Strasburg und Köln möglich wurde. Endlich liegt Frankfurt im Centrum des ganzen Rheingebiets, hier fallen die zwei schönsten und reichsten Rheinbecken zusammen, und so ist Frankfurt als der natürlichste Herz- und Centralpunkt des deutschen Lebens zu betrachten.

Um die Handlungsweise der deutschen Regierungen zu charakterisiren, welche 1815 aus kleinlichem Neid die preußischen Staatsmänner, die das Elsaß oder wenigstens Strasburg wiederverlangten, im Stiche ließen, müssen wir Das ausheben was Kohl über die Lage Strasburgs bemerkt:

> Bei Strasburg hat die Natur den Uebergang über den Fluß so leicht gemacht, wie weit auf- und abwärts nirgend mehr. Fast 10 Meilen aufwärts bis Breisach, und ebenso weit abwärts bis Lauterburg stellt der Rhein ein vielarmiges, wildes Gewässer dar, das mit vielen Inseln, Sandbänken und Morästen gefüllt, in zahllose, unbändige und sehr veränderliche Arme gespalten ist. Im Durchschnitt ist er eine Stunde breit und nimmt man noch die Wälder und sumpfigen Striche an den Ufern hinzu, noch weit breiter. Wer eine Brücke hier schlagen, einen Uebergang versuchen will, hat eine Menge von Schwierigkeiten zu überwinden. Regelmäßige Fähren sind und waren von jeher sehr wenige errichtet. Die Schiffer dieser Fähren haben zuweilen stundenlange Reisen zu machen um zwischen all den Flußwindungen und Inseln hindurch das rechte Fahrwasser zu finden. Ein bleibender, jederzeit nutzbarer Uebergang, eine Brücke war hier gar nicht möglich. Nur bei Breisach, wo das kleine Basaltgebirg des Kaiserstuhls die Gewässer zusammendrängt, ist eine Ausnahme. Bei Strasburg dagegen sind die Hauptgewässer des Rheins auf einer ganz kurzen Strecke in einem einzigen Arme vereinigt, der nur etwa 240 Klafter breit ist. Dieser Arm konnte leicht überbrückt werden, und außerdem findet sich im Breitendurchschnitt des Flusses nur noch ein zweiter ganz schmaler Arm, der fast nur einem Graben gleicht. Der Boden auf beiden Seiten des Flusses ist fest und ohne Sümpfe; die Ill nähert sich dem Rheine hier auf die Entfernung einer Stunde; in der Ebene bei Strasburg sammeln sich über die Vogesenpässe von Saarburg, Pfalzburg und Zabern die Straßenzüge von Luneville, Nanzig, aus den Saargegenden und Metz; hier ist endlich der Knotenpunkt der Heerstraße zwischen Wien und Paris.

Man nehme zu den angeführten Vortheilen der Lage

die Wichtigkeit welche durch seine Druckereien und seine Hochschule Strasburg für die deutsche Culturgeschichte besitzt; die hohe Stellung die es durch Gottfried, Murner, Tauler, Fischart u. A. in der deutschen Literatur einnimmt; das Kleinod deutscher Kunst das es umschließt, und nun vergleiche man das siegreiche Deutschland von 1814 und 1815, das für Strasburg kaum nennenswerthe Anstrengungen machte, mit dem gesunkenen Spanien der achtziger Jahre, welches für Gibraltar, das eine weit geringere strategische Bedeutung als Strasburg und sonst gar keine hat, von 1779—83 über 90 Millionen Gulden verwendete und die letzten Hülfsmittel des Reichs, die furchtbarsten Werkzeuge des Kriegs zu seiner Bezwingung aufbot! Durch das ganze Reich wurden damals Gebete für das Glück der spanischen Waffen gehalten, und die erste Frage des Königs, Morgens beim Erwachen, war die nach dem Stand der Belagerung.

Eine interessante sprachliche Bemerkung macht der Verfasser bei Gelegenheit der Saar (II, 65):

Beiweitem die meisten der Saarstädte haben ihren Namen von dem Flusse selbst hergenommen an dem sie liegen: das französische Saarburg in der Quellengegend, weiter die Orte Saaraltroff, Alt- und Neu-Saarwerden, Saarunion, Saaralbe, Saargemünden, Saarbrück, Saarwellingen, Saarlouis, Saarhölzburg und Preußisch-Saarburg. Es gibt keinen zweiten Fluß in Deutschland an dem etwas Aehnliches stattfände.

Wir fügen gleich eine ähnliche Bemerkung über die Namen zweier andern rheinischen Nebenflüsse hinzu, welche in ihrer richtigen Form keineswegs feststehen, vielmehr in ihrer jetzigen Schreibart wahrscheinlich falsch sind. Es sind die Namen Lahn und Nahe. Von den Bewohnern werden sie entschieden Lohn und Noh ausgesprochen; Lohn haben alte Karten um den Anfang des vorigen Jahrhunderts, z. B. „Seutteri martis area et alea per tractum Rheni, Mosellae ac Mosae", und noch die heutigen führen die Form Lohnberg (bei Weilburg) auf; Jäger's „Zeitungs-Lexikon" von 1792 stellt die Formen Lohn und Löhn noch vor Lahn. An der Nahe gibt es Nohfelden und neben der lateinischen Form Nava auch Nova.

Es ist deshalb sehr wahrscheinlich daß bei Feststellung der Rechtschreibung die gelehrten Kartenzeichner die mundartlichen Formen für entstellte gehalten und demgemäß ebenso gedankenlos amendirt haben als die nassauischen Regierungskarten die mundartliche Entstellung hahn statt hain für mitten im Wald gelegene Orte: Engenhahn, Eschenhahn, Wahhahn u. s. w. neben den ebenso ausgesprochenen Altenhain, Neuenhain, Ruppertshain, Arnoldshain u. s. w. beibehalten haben. Eine ähnliche gelehrte Schlimmbesserung hat die beiden frankfurter Dörfer Oberrode und Niederrode, welche an Orten erbaut wurden wo der heute noch dicht an ihre Häuser reichende Wald oberhalb und unterhalb der Stadt ausgerodet wurde, zu Niederrad und Oberrad verunstaltet und diese falsche Schreibart durch ein später gegebenes Wappen bekräftigt, wonach Oberrad oben, Niederrad unten im Schild ein Rad führt.

Die Sicambri oder Sigambri weiß Kohl (II, 204) nicht recht zu erklären; die Ansicht der meisten frühern Forscher daß sie „Siegbewohner" seien, sagt ihm nicht zu, weil sie häufiger im Norden des Siegflusses vorkommen als an demselben. Daß J. Grimm („Geschichte der deutschen Sprache") ihren Namen als Sigi-gambri = Sieger im Krieg, erklärt, scheint ihm nicht bekannt zu sein.

Daß der Verfasser mit dem Rhein seine Monographien der deutschen Ströme begonnen, lag ganz begründet in der Stellung desselben, welche durch das Beiwort „Vater" und den Umstand daß von ihm allein unter allen deutschen Strömen ein Adjectiv gebildet worden ist, genug bezeichnet wird; wir hoffen daß er durch die Aufnahme seines Werks ermuntert werden wird in ähnlicher Weise auch die Donau, Elbe, Weser zu behandeln. 70.

Der Feldzug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seines Schwarzen Corps im Jahre 1809. Von F. J. A. Schneidawind. Darmstadt, Leske. 1851. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Herzog Friedrich Wilhelm, geboren am 9. October 1771 zu Braunschweig, begann seine kriegerische Laufbahn in den Feldzügen gegen Frankreich von 1791—95, aus welchen er als Oberst-Commandant eines preußischen Infanterieregiments zurückkehrte. Er hatte drei ältere Brüder, welche mit einer an Blindheit grenzenden Augenschwäche behaftet waren; nachdem der älteste derselben im Jahre 1806 kinderlos gestorben war, brachte der Vater es dahin daß die beiden andern zu Gunsten des jüngsten Bruders auf ihr Erbfolgerecht verzichteten. Beim Ausbruch des Kriegs von 1806 zog der Erbprinz unter dem Befehle seines Vaters an der Spitze seines Regiments zu den Schlachten von Jena und Auerstädt; hier traf den alten Herzog eine Kugel in die Augen; tödtlich verwundet floh er nach Braunschweig und von da nach Ottensee, wo er am 10. November desselben Jahres starb. Bald nach der Schlacht wurde Braunschweig von den Franzosen besetzt, als erobertes Land erklärt und durch den Tilsiter Frieden dem Königreiche Westfalen einverleibt. Schon vorher hatte der aus seinem Erblande vertriebene Sohn des verstorbenen Herzogs auf sein Ansuchen den Abschied aus den preußischen Kriegsdiensten erhalten und sich mit seiner Gemahlin nach Bruchsal zurückgezogen. Letztere starb am 21. April 1808, und dieser Verlust, welcher vielleicht mit als eine Folge jener von der Fürstin auf der Flucht erduldeten Mühseligkeiten, Beschwerden und Bekümmernisse eintrat, erfüllte den Herzog mit noch größerm Hasse gegen den Urheber seines Misgeschicks, der ihm den Vater und sein Land geraubt hatte, und dem er nun auch die Zerrüttung seines häuslichen Glücks zuschrieb. Er faßte daher den Vorsatz bei sich darbietender Gelegenheit wieder auf dem Kriegsschauplatz gegen die Adler Frankreichs zu erscheinen, für die Befreiung Deutschlands und die Wiedereroberung seines Herzogthums zu kämpfen. Es ist wahrscheinlich daß der Herzog Friedrich Wilhelm jenen Verbindungen nicht fremd geblieben ist welche darauf abzweckten die Franzosen aus Deutschland hinauszuwerfen, den Rheinbund aufzulösen, Preußen aus seiner Dienstbarkeit zu befreien und die vertriebenen Fürsten wiedereinzusetzen. War der Herzog Friedrich Wilhelm auch nicht, wie irrthümlich angegeben worden, Haupt oder doch hohes Mitglied des Tugendbundes, so war er doch, wie der alte Blücher, mit Allen verbündet die ein leiden-

schaftlicher Franzosenhaß beseelte, die dahin strebten mit Heeresmacht den französischen Kaiser zu stürzen und Deutschland zu befreien, und die ihr Wort: „Napoleon muß herunter!" zur That machen wollten. Als daher im Frühjahr 1809 Oestreich noch einen Versuch machte Napoleon zu bekämpfen, ergriff der Herzog von Braunschweig diese Gelegenheit begierig das Schwert wiederum gegen Frankreich zu ziehen. Noch ehe die ersten Schüsse in diesem denkwürdigen Kriege zwischen Oestreich und Frankreich fielen, schon im Februar 1809, reiste der Herzog nach Wien, um mit dem östreichischen Kaiserhofe eine Convention abzuschließen. Nach einigen Unterhandlungen unterzeichnete er mit dem Kaiser Franz I. eine Uebereinkunft, der zufolge er als „deutscher Reichsfürst" ein Corps von 2000 Mann auf eigene Kosten stellen sollte, wogegen ihm alle Zusicherungen gegeben wurden als ein Verbündeter des Kaiserhauses betrachtet und behandelt zu werden. Der wiener Hof bot zugleich dem Herzoge einen Rang in dem östreichischen Heere an, welchen er indeß ausschlug, theils um die von ihm ausbedungene Unabhängigkeit fortwährend zu behaupten und sich keine Verantwortlichkeit aufzubürden, theils um sich im unglücklichen Falle nach England zurückziehen zu können. Von Wien begab sich der Herzog, um die Rüstungen gegen Frankreich zu beginnen, nach seinem Fürstenthum Oels. Hier eröffnete er seine Werbungen und es sammelten sich ziemlich viele ehemalige braunschweigische und preußische Offiziere, Cornets und Unteroffiziere um ihn. Da gegen die fernern Werbungen in Schlesien von französischer Seite Beschwerde bei dem preußischen Hofe erhoben wurde, so verbot dieser die Fortsetzung derselben, und der Herzog wandte sich nach den ihm von Oestreich angewiesenen Werbeorten Nachod und Braunau. Hier wurde am 1. April 1809 mit Errichtung des Corps der Anfang gemacht. Aus allen Theilen Preußens strömten Militairs dorthin, doch waren die Offiziere bei dem Corps schneller vollzählig als die Gemeinen. Dieses Corps legte sich selbst den Namen „Legion der Rache" bei; vom Volke wurde es „die Schwarze Legion" oder auch „die Schwarzen" genannt. Bald fand sich mehr Zulauf von Recruten, der noch bedeutender wurde als der Herzog später in Sachsen eindrang.

Der Hauptzweck des Schwarzen Corps sollte sein nach dem Norden Deutschlands, besonders nach dem Erblande des Herzogs vorzudringen, dort im Rücken der französischen Armee eine Insurrection zu erregen, oder vielmehr die schon vorbereitete und glimmende anzufachen und zum Ausbruch zu bringen; derselben sollte die Schwarze Schar zum Kern und Anschluß dienen. Es ist nicht unwahrscheinlich, sagt selbst der französische General Pelet, daß wenn die Operationen zwischen Katte, Dörnberg, Schill und Braunschweig in eine bessere Uebereinstimmung hätten gebracht werden können, sie eine vollständige Bewegung in dem nördlichen Deutschland zur Folge gehabt und Preußen sich in dem Augenblicke erklärt haben würde, wo die östreichischen Bulletins von Aspern die Lage der Franzosen als verzweifelt schilderten. Allein zu zeitig schlugen Katte und Dörnberg los; und als ebenfalls zu zeitig Schill von Berlin austritt und sich Sachsen nahte, war der Herzog noch nicht im Stande zu fechten. So fanden sich Beide nicht in Sachsen, zumal da die Umstände Schill sehr bald zwangen seine Richtung nach dem äußersten Norden Deutschlands zu nehmen.

Endlich am 12. Mai 1809 brach das Freicorps, in zwei Colonnen getheilt, aus seinen Cantonnirungen auf, marschirte nach Turnau und rückte bereits am 21. Mai in Zittau ein. Von hier aus wurde eine gut abgefaßte Proclamation verbreitet, um das Volk für die Sache zu gewinnen. Eine Stelle aus derselben, welche nicht blos auf die damalige Zeit paßt, lautet: „Wenn wir Deutsche früher Schlachten verloren, so lag es darin daß wir nicht vereint handelten, daß man unter uns Misverständnisse unterhielt und durch Ränke Das über uns zu gewinnen wußte was eine kraftvolle deutsche Nation vereint nie gestattet hätte." Aber die Worte des muthigen Führers fanden nicht den gewünschten Anklang; die Zeit welche die französischen Fesseln brechen sollte war noch nicht gereift. Mit wechselndem Glück kämpfte die muthige Schar und brachte den Franzosen und Sachsen manchen empfindlichen Verlust bei. Da kam die Schlacht bei Wagram und gleich darauf der Waffenstillstand zwischen den Oestreichern und Franzosen. In einer Rede, die er auf einer Wiese bei Zwickau hielt, kündigte der Herzog dieses Ereigniß seinen Offizieren an, und gab den festen Entschluß zu erkennen sich Bonaparte niemals zu unterwerfen, sondern sich nach Norddeutschland Bahn zu brechen und an dessen Küsten sich mit den Engländern zu vereinigen, welche dort gelandet sein sollten. Dabei glaubte er es nicht unterlassen zu dürfen auf die mannichfachen Schwierigkeiten und Hindernisse dieses Zugs aufmerksamzumachen, und er stellte es Jedem frei unter diesen Umständen vom Corps auszutreten. Diese Eröffnung, welche eine augenblickliche Entscheidung erheischte, machte einen tiefen Eindruck selbst bei Denen welche mit dem Entschlusse des Herzogs vertraut gewesen waren. Keiner konnte sich die Gefahren eines solchen Unternehmens verhehlen. Aber diese Gefahren bestanden nicht allein in denjenigen welche Soldaten gewöhnlich im Feld bedrohen; sie trugen noch einen eigenthümlichen Charakter: die Mitglieder des Schwarzen Corps wurden vom Feinde nicht als rechtmäßige Soldaten angesehen, sondern als Räuber, Insurgenten, Rebellen; das Völkerrecht sollte auf sie keine Anwendung finden. Wer gefangen in feindliche Hände fiel, konnte, gleich den Getreuen Schill's, nicht auf eine Behandlung nach Kriegsgebrauch rechnen; Verräther, Straßenräuber wurde er genannt, und als Solchen traf ihn Gefängniß, Mishandlung, ja vielleicht ein schimpflicher Tod. Ein gleiches Schicksal erwartete Diejenigen welche verwundet wurden und wegen Eile des Marsches nicht mitgenommen werden konnten. Und wenn das Corps im blutigen Kampfe zersprengt wurde, welches Loos fiel den Gliedern zu? Aber dieses Loos konnte nicht allein durch feindliche Uebermacht, es konnte durch den Tod des Herzogs herbeigeführt werden, dessen Kühnheit und Muth, stets an der Spitze seiner Krieger zu fechten, keine Gefahr scheute. Hier galt es also einen Entschluß der ernstesten Art zu fassen. Als der Herzog zu reden aufhörte, trat eine feierliche Stille in dem um ihn geschlossenen Kreis ein. Man las deutlich in dem Antlitz eines Jeden das augenblickliche Nachdenken über Das was zu thun sei. Nach einer Weile entstand ein Flüstern das zum Gemurmel heranwuchs. Da trat der Rittmeister v. Otto zum Herzog und bat um Ertheilung des Abschieds, mit dem Hinzufügen daß er glaube der größte Theil seiner Kameraden werde ein Gleiches thun. In der That folgten seinem Beispiele die meisten der Offiziere des Husarenregiments; von denen der Infanterie jedoch nur wenige der jüngern.

Gleich nachdem die Offiziere welche ausscheiden wollten ihre Entlassung erhalten hatten, ließ der Herzog sein Corps den Marsch auf Altenburg fortsetzen, zog von da über Leipzig, Halle, Halberstadt und hatte nach manchem blutigen Kampf und Siege die Freude am 31. Juli in Braunschweig einzurücken. Das Volk empfing dort seinen angestammten Fürsten mit lautem und herzlichem Jubel. Aber schon am Morgen des 1. August kam die Meldung: daß die Division Rewbel mit überlegener Streitmacht und 10 Geschützen im Anzuge sei; der Herzog marschirte dem Feinde entgegen und bei dem Dorfe Oelper kam es zu einem Gefecht; der Sieg blieb unentschieden, doch wurde die Stellung der Braunschweiger bald ungünstiger; denn ein zweites feindliches Corps unter General Gratien rückte heran, und am 2. August mußte der Herzog seine Geburtsstadt Braunschweig verlassen um seinen Zug über Hanover nach der Nordsee fortzusetzen. Von kriegerischem Talent und Glück begünstigt und nachdem er noch manches kühne Gefecht gegen weit stärkere Feindesmassen bestanden hatte, langte der Herzog mit seinen treuen Anhängern in dem an der Ausmündung der Hunte in die Weser liegenden Marktflecken Elsfleth an; hier sollten Schiffe das Corps aufnehmen und den auf dem Meere harrenden Engländern zuführen. Am 7. August war das ganze Corps unter Segel. Der Herzog wollte sich nicht eher ein-

schiffen bis der letzte Mann von den Seinigen gerettet wäre; er bestieg erst Abends mit 22 seiner Offiziere die amerikanische Brigg The Shepherdess und verließ Deutschland um in England ein Asyl zu suchen. Als diese Flottille gegen Bremerlehe hinfuhr, wurde sie mit Kanonenschüssen begrüßt; dies waren aber keine Ehren- oder Freudenschüsse. Der dänische General Ewald, welchem von dem französischen General Dumas und dem westfälischen Gouvernement die Auffoderung zugegangen war zur Vernichtung der Schwarzen Schar aufs kräftigste mitzuwirken, hatte auf der Küste eine Batterie errichtet; als nun die Schiffe mit den Braunschweigern sich nahten, schossen die Dänen aufs heftigste nach denselben, besonders nach der Brigg auf welcher der Herzog sich befand. Die Kugeln thaten aber nicht den beabsichtigten Schaden, weil die dänische Batterie zu entfernt lag. Am 9. August gewahrten die Braunschweiger, noch in der Nähe der nördlichen Küste Oldenburgs lavirend, ein englisches Geschwader, welches ihnen der Gouverneur von Helgoland entgegengesandt hatte. Der Kanonendonner von neun englischen Kriegsschiffen begrüßte den glücklich entronnenen Herzog und seine Schar. Friedrich Wilhelm begab sich an Bord der königlichen Brigg Mosquito, landete am 14. August 1809 bei Grimsley an dem englischen Ufer und traf unter der bewundernden Theilnahme des britischen Volks in London ein. Seine Truppen wurden anfangs auf der Insel Wight ausgeschifft, dann nach Guernsey verlegt und später nach Spanien geschickt, wo sie den Kampf gegen Napoleon mit Auszeichnung fortsetzten. Das Jahr 1813 brachte sie endlich in ihr Vaterland und den Herzog in sein Erbland zurück. Als Napoleon aus Elba in Frankreich gelandet war, zog Friedrich Wilhelm nochmals in Kampf gegen ihn; aber es war ihm nicht beschieden die völlige Vernichtung seines Todfeindes zu erleben, da er schon am 16. Juni 1815 bei Quatrebras den Heldentod starb.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig war, als er die Legion der Rache bildete, 38 Jahre alt; nach der Beschreibung des General von Wachholtz in dessen Tagebuche war er von mittlerer Größe, trug damals eine einfache schwarze Kutka und eine kleine schwarze Mütze. Unter einer hohen, schön gewölbten, mit einigen finstern Falten durchfurchten Stirn glänzten, von sehr starken Augenbrauen beschattet, ein Paar lebhafte blaue Augen hervor, zwischen denen sich eine feingeformte Nase erhob; der untere Theil des Gesichts war von einem buschigen, äußerst starken Barte bewachsen, der keine Züge unterscheiden ließ. Ein zu Paris im Jahre 1820 erschienenes Werk: „Le Royaume de Westphalie etc. par un témoin oculaire", enthält über ihn folgende Worte: „Guerrier expérimenté, il conservait un rare sang froid sur le champ de bataille. Au milieu de ses compagnons d'armes, on l'eût pris pour un simple soldat. Couchant sur la dure avec sa troupe, partageant ses travaux, ses privations, ses dangers, il en avait fait un corps de héros, faible par le nombre, mais redoutable par le courage et le dévouement."

Der hier in flüchtigen Umrissen vorgeführte Feldzug des Herzogs von Braunschweig ist gewiß eine der merkwürdigsten Episoden in dem Kampfe der Deutschen gegen Napoleon; man könnte ein echtes Volksbuch daraus machen, wenn man das Patriotische in den Beweggründen, die kühne Abenteuerlichkeit in den Thaten, die wunderbare Rettung aus dem fast unvermeidlichen Verderben mit recht lebendigen Farben schilderte; ein solches Volksbuch hat der Verfasser nicht geliefert. Seine Schrift ist eine mit fleißiger Benutzung der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel, jedoch im Ganzen trockene Beschreibung jenes Zuges. Die Entstehung des Corps, seine Hin- und Hermärsche und die einzelnen Kämpfe sind genau registrirt; eine Reihe von Seiten ist mit Namen der in den Dienst des Herzogs getretenen Offiziere und mit biographischen Notizen über dieselben gefüllt; es fehlt nicht an sonstigen Details, und Manches darunter, z. B. der nächtliche Marsch vom 6. August, die Einschiffung bei Elsfleth, die Operation des braven Major Korfes, läßt sich gut lesen; aber der Gesammteindruck bleibt matt. Was der Darstellung an hinreißender Kraft und poetischem Schwunge abgeht, kann durch die am Anfange und Schlusse der Capitel befindlichen Verse nicht ersetzt werden. 29.

Neue Zeitgedichte von Franz Dingelstedt.

Eine höchst glückliche Speculation hat die Poeten der Neuzeit in der Form eleganter Miniaturausgaben mit Goldschnitt und hübschen Titelvignetten beim größern Publicum eingeführt. Durch diese Ausgaben im kleinen Format hat sich allmälig eine Art — ich möchte sagen — buchhändlerischer Kritik ausgebildet, die wol einige Lichtseiten, aber auch ihre Schattenseiten hat. Ich will hier weder die einen noch die andern erörtern, allein ich glaube daß Jeder der einmal die vor langer Zeit, wol vor acht Jahren schon erschienenen „Gedichte von Franz Dingelstedt" auch nur flüchtig durchblättert hat, mich genugsam verstehen und mir Beifall geben wird, wenn ich beklage daß jene Kritik so oft nur den geschichtlichen und nicht den ästhetischen Maßstab bei ihrer Auswahl zur Hand nimmt. Dingelstedt hat es noch zu keinem englischen Leinwandband gebracht, er hat auf die Ehre einer Stahlstichtitelillustration bisjetzt verzichten müssen, und doch steckt in ihm ein tüchtiges Theil echter Poetennatur, die gerade in prosaische Gegensätze eingezwängt sich als recht unverwüstlich erprobt hat. So Mancher, der vielleicht die ganze neuere Literatur von vorn und von hinten wie an einem Schnürchen herzubeten weiß, mag stocken, wenn man eine Frage über Dingelstedt's „Roman" in den Fluß seiner Rede wirft. „Kosmopolitischer Nachtwächter", „Heptameron", „Jusqu' à la mer", „Barneveld", — .... ach, es wäre höchst ungebildet Nichts davon zu wissen, die Journale haben ja soviel davon erzählt, aber der „Roman", der mitten unter andern Gedichten abgedruckt ist, ging, wie Dies guten Büchern wol manchmal zu gehen pflegt, an der Presse sehr still vorüber. Wer hat denn z. B. viel Aufhebens von dem letzten Auerbach'schen Buche gemacht? Der „Roman" mit seiner schönen, aber gerundeten Form wandert mit Meilenstiefeln in den großen Maculaturkorb der Epigonenliteratur und wird dort vermodern, wenn nicht Cotta und dessen Buchbinder sich sein erbarmen und ihm durch den obligaten Goldschnitt ein Anrecht auf den Novitätentisch des decenten Salons geben.

Ich hielt es, gerade Dingelstedt gegenüber, für eine Pflicht der Gerechtigkeit an die zum Theil vortrefflichen Verse seiner „Gedichte" zu erinnern, während ich die letzte Veröffentlichung desselben Dichters:

Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte von Franz Dingelstedt. Stuttgart, Cotta. 1851. 8. 1 Thlr.

hier kurz besprechen soll. Ich trage kein Bedenken die letztern den vorher erwähnten politischen und unpolitischen Poesien nachzusetzen, glaube aber nicht daß in diesem Urtheile auch eine Verurtheilung liege. Das Meiste was uns „Nacht und Morgen" bringt haben wir früher schon vereinzelt gelesen. Während aber derartige Zusammenstellungen in vielen Fällen mehr Interesse für den Autor als für das Publicum haben, erkenne ich der Dingelstedt'schen Sammlung einen gewissen historischen Werth zu, der sich weder mit den „Gedichten eines Lebendigen", noch mit dem Freiligrath'schen „Glaubensbekenntniß" zusammenstellen läßt. An Aufsehen, an Nachwirkung haben die letztern diese „Nacht und Morgen" freilich weit überflügelt; an geschichtlicher Bedeutsamkeit ihres Inhalts aber stehen beide ihm nach.

Es wird Dies Niemand misverstehen. Die unbestimmte Stimmung der Herwegh'schen Periode ist durch ein einziges Gedicht ihres Meisters charakterisirt. „Reißt die Kreuze aus der Erden", Das ist die Grundmelodie mit Trompeten- und Paukentusch; alles Nachfolgende jener Periode ist nur Variation. Dingelstedt's „Nacht und Morgen" hat den concreten In-

halt eigener Erlebnisse, es schildert was ein Poet während der deutschen Revolution mitten in ihren Wehen und Stürmen dachte, und charakterisirt eine Richtung derselben in ähnlicher Weise wie Theodor Körner einst die Stimmung seiner Tage. Das ist es was ich ihren historischen Werth nennen möchte. Daß Dingelstedt nicht in hohle Declamation gefallen ist, daß er die subjective Stimmung nur epigrammatisch an die Neuigkeiten des Tages hängt, daß er seine „Zeit"-Gedichte deshalb auch recht füglich geschichtliche Gelegenheitsgedichte hätte nennen können, alles Das ist wol geeignet diesen Werth eher zu erhöhen als zu mindern. Allein dessenungeachtet glaube ich nicht daß man diesen objectiven Werth dem Dichter irgendwie zum Verdienst anrechnen könne. Für die Culturhistorie hat Alles Bedeutung was den Gedankengang einer Periode markirt oder festhält, das Schlechte nicht minder als das Gute.

Für die Bethätigung von Dingelstedt's schönem poetischen Talent sind seine neuen Zeitgedichte ziemlich bedeutungslos. Sie sind kein Fortschritt; ja sie fassen in ihrer Mehrzahl uns nicht einmal die alten wohlbekannten Vorzüge zusammen. Dies ist nicht miszuverstehen; der ausgesprochene Tadel ist so relativer Art daß er einer Erläuterung bedarf, die sich am einfachsten einer kurzen Uebersicht Dessen was „Nacht und Morgen" dem Leser bietet anschließen wird.

Der Prolog der Sammlung kennzeichnet sich durch das Unglück einer doppelten Illusion. Er ist weder zeit- noch sachgemäß; die Tagsgeschichte und das Buch das er einleiten soll strafen ihn Lügen. Einer freudig erregten Stimmung des Lesers folgen Wehmuth und Enttäuschung.

Der Wächter, der die Nacht gesungen,
Die lange deutsche Winternacht,
Hat sich in Morgendämmerungen
Als Tagesherold aufgemacht.

Aber Stunde um Stunde rückt weiter; das Nachtwächterlied verstummt und doch bleibt der Tag fern. Poetische Naivetät in den großen Fragen der Menschheit ist eine Sünde; wer aber wollte sie Dingelstedt nicht verzeihen, wenn dieser von dem jungen Licht des Tages singt (S. VI):

Wenn nun auf kampfzertret'nen Matten —
Daß Tag, der Tag am Himmel steht.

Radowitz hat die Absolutionsformel für die politisch Naiven seinem Büchner in den Mund gelegt; man darf sie auch unter Dingelstedt's Verse setzen: Es gibt einen Betrug der den Betrogenen ehrt. Hierdurch wird das Gewicht des Widerspruchs der Tagesgeschichte beseitigt, allein der Zwiespalt des Buchs selbst zum Prolog bleibt bestehen. (S. VII.)

Der Staat hat seine Form zerbrochen,
Du neugebor'nes Dichterthum.

Ich habe mit der innigen Theilnahme die Dingelstedt's Muse verdient Blatt um Blatt gewendet; da bricht wol hier und dort der süße Versklang in tadelloser Form hervor, da blühen Wortblumen mit dem Duft des poetischen Gedankens, da schlingt sich die erregte Fühlung des Dichters in harmonischer Arabeske um den Misklang der Tagesneuigkeit; aber nirgend habe ich gefunden daß in diesen Poesien eine neue Richtung angebahnt, die Form der alten Kunst zerbrochen werde. Ben Akiba, der, seit Gutzkow die Ruhe seines Grabes störte, schon oftmals sein Sprüchlein den Begründern einer „neuen" Richtung hat vorbeten müssen, braucht auch hier sein trostloses: „Es war schon Alles da!" nicht zurückzuhalten.

„Nacht und Morgen" hat der Dichter in 5 Capitel getheilt, von denen er jedem eine charakteristische Ueberschrift beigesellt hat. Die „Letzten Nachtwachen" sind etwas nüchtern ausgefallen. Es macht sich in ihnen die Langeweile und Blasirtheit eines Badegastes breit. Das ergreifendste Bild hat sich im „Niederländischen Nachtstück" zusammengestellt, das sein Epitheton „niederländisch" füglich entbehren könnte, da der Stoff dazu an jedem Ende der Welt sich von der Straße greifen ließ. (S. 25.)

Es ist die alte Leier blos: sie diente vorig Jahr im Haag —
Das war heut' Nacht; da fühlte sie daß sie es nimmer weiter trug.

In dem wuchtvollen Rhythmus der Verse malt sich trefflich die Kindesmörderin mit ihrer Verzweiflungsreflexion; aber da bleibt der Dichterwagen auf einmal im Sand stecken; unverschämt schwingt sich die Blasirtheit auf den Bock und prügelt den müden Pegasus; da sind die Folgen. (S. 30—31.)

Um elf Uhr, da die schöne Welt im Sonnenscheine aufgewacht —
Schlingt sie das jüngste Gräflein fest und zärtlich an die Mutterbrust.

Auf so langen Versfußwegen ist die Ironie nicht zu gehen gewöhnt; was Wunder wenn ihr der Athem ausgeht.

Nachdem wir den Nachtwächter als Badedichter beschaut, stellt er sich uns als „Hofpoet" vor. In dem Comfort der letztern Stellung gedeiht seine Poesie besser als in der erstern, wässerigen. Die Hofgedichte sind Gelegenheitsprologe, an Schiller's Geburtstag z. B., vor Richard Wagner's Lohengrin, vor Wohlthätigkeitsconcerten, beim Empfang der Kronprinzessin, und wenn man sie als solche betrachtet, kann man sie als Muster ihrer Art bezeichnen.

Beim „Tagesanbruch" ist es namentlich der Gruß an Sylvester Jordan der sich selbst in den Vordergrund rückt. Im Allgemeinen stellt dies Capitel dem Mittelgut der deutschen Dichtung ein kleines Contingent. In seinen Versen fühlt man die kühle Märzluft, die der Hauch des Dichters nicht bewältigen kann. Von Jordan heißt es (S. 97):

Du, der letzte im Kalender alten Stiles, mein Sylvester,
Hast du doch soviel gelitten für die Mutter und durch sie,

— — — — — —

Freundesgruß aus weiter Ferne, deinen roth und weißen Fahnen,
's ist ein wacker Volk die Hessen, das du zu geleiten hast.

Gott weiß und die Geschichte wird es erzählen, wie sich das letztere Wort bewahrheitet hat. Die Dichter sind ja Seher und so konnte Dingelstedt am „Tagesanbruch" schon verkünden was in der reinsten und heiligsten Bethätigung erst an des Tages Ende sichtbar ward.

Auf dem „Ersten Reichstage" sieht es bunt genug aus. Insofern Gutes und Schlechtes, Geistvolles und Plattes sich im Buche im wechselnden Gemisch nebeneinander stellt, wird ein treues Bild des wirklichen Reichstags gegeben; allein mehr künstlerische Wahl und weniger Treue, die im Groben doch sehr wohlfeil ist, wäre hier sicherlich am Platze gewesen. Dies kann auch auf das Schlußcapitel „Licht und Schatten" seine Anwendung finden. Ich will die schwache Seite dieses Haupttheils in „Nacht und Morgen" nur mit wenigen Beispielen belegen. S. 110:

Tel s'éclipse au premier qui brille au second.

Die zu Krähwinkel geglänzt, die Sterne verschwinden in Frankfurt;
Ach! und der Himmel ist dort dunkel, wahrhaftig, genug.

Wohnungsveränderung.

Ihr Verjer Frankforts nimmer wißt,
Wo Eure Juddegaß jetz ist;
Ihr meint wohl: Drunne bei der Zeil?
Behüt' es! die is alleweil
Auf Sancti Pauli Galerie;
Da mauschelt und da schachert sie,
Notirt wie sonst die Metalliques,
Die Monarchie, die Republik,
Und hält ein klein Conto-corrent
Fürs große deutsche Parlament.

S. 111:

Neues Wechselrecht.

Emancipirt stets fort! Es verwechselt sich nur die Methode:
Früher beschnitten sie sich, jetzo beschneiden sie euch;

Ehmals nannten sie selbst sich des heiligen römischen Reiches Kammerknechte, zu Reichskammerherrn macht ihr sie heut'.

S. 114:

Camelus.

Urgermanisches Volk, wohl hältst du den Hecker mit Recht hoch:
Schuf doch unleugbar dich Mutter Natur zum Kameel.

S. 137:

Berlin, zum letzten mal.

Schwarz und weiß aus schwarz=roth=gold:
Danke für die Ehre,
Daß ihr illustriren wollt
Uns're Farbenlehre.
Drehet das Experiment 'rum,
Sonsten gibt's kein deutsches Centrum.

S. 141:

Variante.

Entweder — Oder,
So sprach Herr Schober,
Weder — Noch,
Hieß es doch!

Neben dieser Spreu findet sich dagegen auch vieles Gute. Demselben dürfte beizuzählen sein S. 116:

Wirth.

Welch schöner Tod, den ihm ein Gott verlieh!
An seinem Grabe kann die Inschrift stehen:
Er starb wie Moses auf dem Sinai,
Nachdem er Kanaan von fern gesehen.

Jordan.

Der Jordan, welcher links geflossen,
Hat, sagt man, d'rauf sich rechts ergossen;
Wenn nur sein Ende das nicht ist:
Daß er im Todten Meer zerfließt.

Derselbe (später).

Er fiel — beruhige dich, o Publicum —
In das Marine=Ministerium
Und trug als Atlas, aller Welt zum Spotte,
Die niemals flotte deutsche Flotte!

S. 138:

Berlin, zum allerletzten mal.

O Stadt Berlin, wie hast du doch zeitlebens hin und her geliebt!
Es war im Jahre vierzig, daß du Monsieur Gudin sehr geliebt!
Der Maler marinirte dich, bis Liszt ihn abklavierte
Im Jahre ein und vierzig, da dein „Kind" ihn comme une mère geliebt.
Dann kam der Ritter Sanct Georg, er kam, er sah, er siegte;
Auch diesen Cäsar Anno zwei hast du entsetzlich schwer geliebt.
Hierauf ein Nachtigallen=Paar aus Stockholm und Granada,
Für das im Jahre drei und vier ward Herz und Beutel leer geliebt;
Zu schweigen von Herrn Saphir's Witz, Herrn Ronge's Christenthume,
Und was du sonst noch nebenbei ins Kreuz und in die Queer geliebt!
Jetzt schwärmst du nicht ästhetisch mehr, du schwärmst dafür politisch:
Und so wird heute die Armee wie jüngst die Bürgerwehr geliebt,
Und so wird heute Schwarz=roth=gold mitsammt gesammtem Deutschland,
Und morgen wieder schwarz und weiß als Preußens Sonder=Ehr' geliebt,
Und so wird König, Republik, Held, und der Prinz von Preußen,
Es wird ein And'rer jeden Tag, Gott weiß zuletzt noch wer geliebt!
Ins Große treibst du das Geschäft: Polacke, Russe, Brite,
Sie Alle hast du massenweis als ganzes Volk und Heer geliebt.
Moderne Magdalena, dir wird viel vergeben werden,
Mehr als der alten; denn fürwahr, du hast unendlich mehr geliebt!

Gegen den Vorwurf daß ein Dichter in großer Zeit so kleine Verse machen könne vertheidigt sich Dingelstedt in einigen artigen Versen, deren Inhalt sich in den Schlußreim zusammenfaßt (S. 125):

Dem Helden Paulus Ruhm und Heil, —
In jede seiner Blößen.

Unter den größern Gedichten sind die „Zwei östreichischen Tage" (6. August und 6. October 1848), das „Schwäbische Schattenspiel", namentlich aber der dem „Erzherzog Reichsverweser" gebrachte Abschiedsgruß hervorzuheben. Der Anreiz des letztern liegt nicht blos in seiner Formenschönheit, sondern in dem warmen, poetischen Gefühle, in einer höchst unpolitischen und höchst menschlichen Stimmung, die über die Leidenschaft der Parteien sich erhebt und mit dem vollerregten Herzen dichtet. Da der „Nachruf" seiner Zeit die Runde durch die meisten deutschen Zeitungen gemacht hat, so will ich einen Abdruck desselben hier nicht veranlassen und begnüge mich die Erinnerung durch eine einzige Strophe anzuregen (S. 158):

Kredenzt ihm, wie beim Einzugsmahle,
— Als ihn, sich selber dir nicht nahm.
— — — — — —
War es die Schuld des wackern Mannes,
Daß in der Wüste zu Berlin
Auf ihn, den taufenden Johannes,
Noch kein getaufter Christ erschien?

Bei einem Buche so verschiedenartigen Inhalts durfte ein Epilog kaum fehlen, der die sich zum Theil widerstrebenden Eindrücke einigermaßen verbindet. Dingelstedt hat mit einem solchen auch wirklich geschlossen und ihn „Christnacht" überschrieben. Er handelt von der Zukunft; in der Hoffnung auf das kommende Bessere einigt er das vielseitige Leid über das vergangene Schlimme. Daraus erklärt sich daß er etwas nebelhaft geworden ist, daß er ganz in den Ton der Herwegh'schen Poesie fällt und das „Reißt die Kreuze" nur in die milde, aber dabei nicht minder schwungvolle Dingelstedt'sche Weise übersetzt. Zur Charakterisirung desselben setze ich nur einen einzigen Vers her. Der Dichter fragt, wann endlich die „gebenedeite Stunde" erscheinen werde die uns „des kreisenden Jahrhunderts Heiland" zuführe; alsdann fährt er fort (S. 218):

Doch soll' er nicht ein Knabe sein,
Aus der Kroniden Haupt entsprungen.

Die von mir gegebene Uebersicht wird das oben ausgesprochene Urtheil rechtfertigen, zugleich aber auch näher bestimmen und vor Misverständniß wahren. Warum sollen nicht auch Bücher wie die Theaterstücke einen succès d'estime haben? Als dichterisches Erzeugniß verdient „Nacht und Morgen" einen solchen. Nicht mehr, nicht weniger. 76.

Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. Gr. 16. 1 Thlr.

Kurz wie sein Leben war, sind auch diese Reliquien eines edeln Geistes, der, flüchtig aus seinem Vaterlande, die trostlosen Tage der Verbannung in der Fremde verleben mußte, um noch nicht 24 Jahr alt daselbst zu sterben; was trostloser, ohne Aussicht für sein Vaterland. Es wird Niemand ohne Rührung die vorangeschickte Biographie lesen, Niemand ohne innigste Theilnahme das Buch beiseite legen für einen Jüngling der sein ganzes Leben einer Idee gewidmet, auch wenn diese Idee nicht die des Lesers ist. Nicht Alle die ihr Alles opferten waren so rein in ihrem Bewußtsein und Streben, Wenige so reif im erstern. Was er producirt, daß es ihn überlebe, ist wenig, aber es zeugt von einer ungemeinen, früh entwickelten, geistigen Kraft, und die poetische Anschauung und Färbung von Ursprünglichkeit. Um so beachtenswerther als diese poetische Schöpfungslust nur so beiläufig in seinen politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen mit unterlief; ein Drang des Herzens, der sich Luft machen mußte unter der Schwüle der politischen Atmosphäre, unter den ihn erdrückenden Vorbereitungsarbeiten und Studien zu seinem Beruf. An dieser Fülle von anstrengender Thätigkeit, die sein Nerven-

system zerrütteten, seine physischen Kräfte aufzehrten, erlag Jüngling; außerdem ein glücklicher Bräutigam, dessen reine Gedanken aus diesen ihn absorbirenden Sphären sich immer wieder sehnsüchtig wie nach Sonnenschein verlangend zu der fernen Geliebten wandten. Verfolgt als Politiker, dürstend aus Bedürfniß, scheinbar um sich seinen Lebensunterhalt, angestrengt mit seinen Gedanken für sein Vaterland und den Ideen die er für das Heil der Welt erkannte arbeitend, um sich eine Berufsthätigkeit zu verschaffen, blieb er noch in einem fortwährenden Briefwechsel mit der Braut, in den er seine brennenden Gefühle hauchte.

Was zuerst in der poetischen Literatur ihn bekanntgemacht hat, sein Drama „Danton's Tod", ist genügend gewürdigt, durch geniale Kritiken in die Welt eingeführt und vor seinen politischen Glaubensgenossen erhoben worden, als daß es hier nöthig wäre noch ein mal leicht berührend darauf zurückzukommen. Werke der Art haben Das für sich daß entweder die Bewunderung oder die principielle Gegnerschaft sie würdigen muß. Es gehört ein Impuls dazu; die Kunstkritik beim Vorübergehen über die Gesammterscheinung eines Todten hat dazu nicht die Aufgabe. Uns wird gesagt daß es schnell geschrieben worden, gleichsam im Verstohlenen unter ganz andern Arbeiten; dieser Charakter ist der prägnanten, oft im Ausdruck zu gesucht prägnanten Diction nicht auf die Stirn geschrieben. Aus seiner Biographie erfahrend, daß und ein welcher Bewunderer Shakspeare's Büchner gewesen, werden wir versucht zu glauben daß die Verehrung für ihn, wie sie jeden Verehrer zu Etwas gegen die eigene Natur verführt, auch ihn oft versucht dem Gedanken einen so stark metaphorischen Ausdruck zu geben als die Natur des Lebens und der wahren Volkssprache ihn nicht bedingt. Bei seinem Ringen nach der Natürlichkeit, bei seiner Bewunderung und Liebe für das Volkslied würde er in einer fernern Entwickelungsstufe auch hierin das Richtige getroffen haben. Sein nachgelassenes Lustspiel „Laonce und Lena" gibt allerdings von dem Geist des Dichters Kunde, es ist indeß seltsam daß der Volksmann gerade diese phantastische Form ergriff, die ganz andern Bildungsperioden angehört, um seine Anschauungen von Welt und Menschen auszusprechen. Daß er aber überhaupt noch in seiner Bedrängniß ein Lustspiel dichten konnte ist ein a priori Zeugniß für den nicht zu beugenden Dichtergeist. Die hier wieder (in Auszügen) abgedruckte Botschaft „Der . . . . . sche Landbote", die als Aufwiegelungsschrift ihrer Zeit durch das südliche Deutschland heimlich verbreitet ward, ist eine Probe seiner populairen publicistischen Schriftgabe die später freilich mannichfach übertroffen ward an Ungemessenheit, nicht aber immer an Wärme und Kraft. Es ist die Schrift, wegen deren er das Vaterland fliehen mußte ohne je zurückzukehren. Das sehr interessante Novellenfragment „Lenz" ist bekannt genug, und läßt wieder das Untergehen des begabten Dichters bedauern.

Aber das Hauptinteresse dieses Buchs beansprucht einstweilen die Biographie des Dichters. Das größere Publicum, namentlich in Norddeutschland, hat wol seinen Namen nennen gehört, oder „Danton's Tod" und das Fragment „Lenz" gelesen, weiß aber wenig mehr von seinen Lebensverhältnissen, als daß er zu den politisch Verfolgten der dreißiger Jahre gehört hat und im Auslande vor der Märzrevolution gestorben ist. Diese Zeit der Gährung ist in ihrer Totalität überhaupt noch zu wenig im Allgemeinen gekannt, man kennt nur die auftauchenden Scenen und Ereignisse, das Frankfurter April-Attentat, das Junge Deutschland, wie es aus einem literarischen sich in ein politisches verzweigte, die furchtbaren Criminalprocesse gegen einen Sylvester Jordan, Pfarrer Weidig, die Gefängnißleiden, Auswanderungen und Begnadigungen, und endlich die Frühlingsliederdichter die mit schmetternden Nachtigalltönen dem Sturme voraussangen. Den innern Zusammenhang der großen Gährung mit den einzelnen Bewegungen ins Licht zu stellen wird aber auch den künftigen Geschichtschreibern schwer fallen, und Monographien der Art, wie Büchner's Leben, werden ihr zu Hülfe kommen müssen. Vielleicht ist auch in dieser nicht Alles gesagt was der Verfasser und die Mitarbeiter wußten, aus Schonung und Rücksicht für Verhältnisse die inzwischen wieder in Kraft getreten sind, und über Büchner's eigenes Verhältniß zu den geheimen Bündnissen der Zeit ist leicht hinweggegangen, wo es Andere berührt die nicht schon rettungslos verloren oder im Auslande eine traurige Sicherheit gewonnen haben. Dagegen konnte der Todte selbst, auch in seinem ganz politischen Charakter, und wie er über die Verhältnisse geurtheilt, dargestellt werden.

Büchner, in Darmstadt geboren, in Strasburg und Gießen erzogen, gehörte zu einer Partei, zu der der Schreiber Dieses nicht gehört, er suchte im entschiedensten Radicalismus das Heil für sein Vaterland. Er war Ultrademokrat, ja Socialist, mit dem entschiedensten Bewußtsein, daß auf diesem Wege allein das Volk zum Aufstande zu bewegen sei; ob aber auch mit dem Bewußtsein, daß es auf diesem Wege das erstrebte Heil dereinst und je erringen könne, darüber bleibt uns die Biographie den Aufschluß schuldig, und der Mund des Todten ist verschlossen. Er hat sich darüber nicht geäußert; aber die klaren Urtheile über das Volk aus seiner spätern Zeit, wo er es in Frankreich, Deutschland, der Schweiz kennengelernt, bezeugen uns daß er ein Mann vom klarsten Verstande war, und weit davon entfernt ein Utopist zu sein. Das Studium der neuen Geschichte, heißt es, ließ ihn die Schmach des Vaterlandes tief empfinden; dazu seine glühende Liebe für die Freiheit, sein Ekel vor der Verderbtheit der herrschenden Kaste erklären sein Auftreten. Er stürzte sich in die Politik wie in einen Ausweg von geistigen Nöthen und Schmerzen. Aber er setzte von Anbeginn wenig Vertrauen in die Kraft der Bewegung. Die Kammeropposition der Liberalen erregte nur seinen Spott, er hegte einen besondern Widerwillen gegen ihren Führer in Darmstadt, Heinrich von Gagern. Er stürzte sich in die geheimen politischen Verbindungen, wirkte durch Flugschriften mit, nahm aber keinen Theil am Frankfurter Attentat, wie früher fälschlich gesagt worden. In Gießen auf der Universität stiftete er die Gesellschaft der Menschenrechte nach Ideen die er aus dem eifrigsten Studium der Französischen Revolution geschöpft. Hier schrieb er die schärfste der damals verbreiteten Flugschriften, „Den . . . . . schen Landboten", und trat mit dem thätigsten Agitator der Demokratie in Verbindung, mit dem Pfarrer Weidig; oft aber mit ihm in Zwiespalt, da Weidig auch die Liberalen gelten und zum gemeinsamen Zwecke mitarbeiten lassen wollte. Büchner hatte in jener Flugschrift gegen „die Reichen" gepredigt, Weidig setzte dafür in dem von ihm besorgten Druck: „die Vornehmen." Büchner's Raisonnement (1834) war: „Sollen jemals die vermoderten Verhältnisse Deutschlands umgestoßen werden, so kann Das blos durch die große Masse des Volks geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Diese große Masse kann nur durch Flugschriften gewonnen werden. Die frühern sprachen vom Wiener Congreß, Preßfreiheit, Bundesordnung u. s. w., lauter Dinge um welche sich die Bauern nicht kümmern, so lange sie noch mit ihrer materiellen Noth beschäftigt sind. Sie haben aus sehr naheliegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen; sie sind gleichgültig dagegen, und in ihrer Gleichgültigkeit beruht ihre Treue und ihre Theilnahmlosigkeit. Sie sind nur unzufrieden, weil man den dürftigen Gewinn ihrer sauern Arbeit als Steuer in Anspruch nimmt. Man muß sagen: sie haben eine niederträchtige Gesinnung, und sind fast an keiner Seite zugänglich als am Geldsack. Dies muß man benutzen u. s. w." Seine Ansicht war, daß, wenn es den Fürsten einfallen sollte den materiellen Zustand des Volks zu verbessern, dann sei die Sache der Revolution in Deutschland auf immer verloren! Metternich, der die Oestreicher wohlgenährt und zufrieden gemacht, habe „den revolutionnairen Sinn

auf immer im eigenen Fett erstickt!" Auch ein sehr klarer Geist kann irren.

Büchner wollte an seiner Flugschrift, wie er sagte, probiren ob das Volk in Deutschland reif sei. Als er später hörte daß die Bauern die meisten gefundenen Exemplare an die Polizei abgeliefert, daß Patrioten, wie Jordan, sich misbilligend darüber ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in Bezug auf ein Anderswerden auf. Trotz der Verfolgung einiger Freunde (z. B. des unglücklichen Winnigerode) wegen Verbreitung des „Landboten", blieb Büchner, den Gefahren trotzend, noch eine Weile in Gießen, und verfaßte hier eine Erklärung der Menschenrechte, die damals als Programm der vorgeschrittensten Fraction der revolutionnairen Partei in Deutschland gelten konnte. Von überwiegendem persönlichen Einfluß blieb er die Seele der Verbindungen in Gießen, schrieb hier, mitten unter anotomischen Studien und politischen Entwürfen sein „Danton's Tod", schickte ihn mit einem charakteristischen Briefe zur Publication an Gutzkow, und war als dessen bewunderndes Antwortschreiben erschienen bereits flüchtigen Fußes auf Umwegen nach dem Elsaß entflohen. Er ist nie nach Deutschland zurückgekehrt. Er fürchtete nicht den Tod, aber ihn graute vor den langsamen Kerkerqualen, unter denen seine liebsten Freunde erlagen.

In der Fremde beschäftigte er sich nur noch mit den Arbeiten welche ihm einen Lebensberuf, eine Lehrerstellung an der Universität, als Anatom, verschaffen sollten und mit literarischen Arbeiten um für den Augenblick zu leben. Dem politischen Treiben blieb er fern, er hörte auf von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm die Revolution weit zu verschieben. „Das Verhältniß zwischen Armen und Reichen", rief er, „ist das einzig revolutionnaire Element in der Welt. Mästen Sie die Bauern und die Revolution bekommt die Apoplexie." Dazu überzeugte ihn eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionnaire im Auslande daß auch von dieser Seite Nichts zu hoffen sei. Noch in einem spätern Briefe an Gutzkow äußert er sich in diesem Sinne: die Gesellschaft mittels der Idee, von der gebildeten Classe aus reformirt, halte er für unmöglich. „Unsere Zeit ist zu rein materiell ... Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concession sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Classe aufgeben wollen. Und die große Classe selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel: materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei welche diese Hebel anzusetzen weiß wird siegen. Man muß die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding wie diese zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, Das ist das einzig Neue was ich noch erleben kann."

Büchner hat es nicht erlebt, wie Viele nach ihm leben werden um es nicht zu erleben. Als er unter den günstigsten Auspicien in Zürich eine feste Lebensstellung an der Universität sich zu erringen hoffte, ereilte ihn der Tod am 19. Februar 1837. Sein letzter Schmerz war das Schicksal seiner gefangenen Freunde in den deutschen langen Untersuchungshaften, seine letzte Freude, wenn er sie noch empfand, die Anwesenheit seiner Braut, die aus Strasburg nur gekommen schien um ihm die Augen zuzudrücken. 19.

Die Schwachsinnigen und die Färe (Cretins).

Gleichwie der gläubige Moslim noch immer die Seelengestörten und Wahnsinnigen als von der Gottheit besonders begnadigte Wesen ansieht, hielt der fromme Aberglaube unserer Vorfahren, den wir jetzt wol belächeln, und der in all seinem Irren doch so oft einen Zug tieferer Wahrheit in sich trägt von dem unsere wissenschaftlichen Forschungen Nichts wissen, wie der gemüthvolle Nathusius in seinem trefflichen hallischen Volksblatte für Stadt und Land sagt, die Färe (Cretins) für Schutzgeister der Ihrigen und Zeichen der Gnade des Himmels, bestimmt die Sünden ihrer Mitmenschen durch ein unglückliches Dasein auf Erden abzubüßen und für gewissermaßen heilig zu halten. Im gräßlichen Gegensatze zu diesem frommen Aberglauben stieß der brutale Unglaube der revolutionnairen Franzosen, als sie im Namen der Humanität in die Schweiz eindrangen, diese armen Geschöpfe haufenweise wie das Schlachtvieh nieder, die den Todesstoß mit grausem Lachen empfingen. Erst die neueste Zeit hat begonnen diese unglücklichen Wesen im reinen Lichte höherer Liebe und Barmherzigkeit zu betrachten und, von diesem aufgeklärt und geleitet, die ersten Schritte auf dem einzig richtigen Wege zur Erhebung und Vermenschlichung dieser mehr oder minder verthierten Geschöpfe zu thun.

So gründete denn schon im Jahre 1833 der Stadtpfarrer Haldenwang in Wildberg im würtembergischen Schwarzwalde eine Unterrichtsanstalt für schwachsinnige Kinder, welche bis 1847 segensreich gewirkt hat, und dann in die von der Landesregierung in Marienberg unter Dr. Rösch's Leitung für 150 schwach- und blödsinnige Kinder errichtete, ausgestattete und erhaltene, verschmolzen worden ist, während noch zwei ähnliche kleinere Anstalten im würtemberger Lande fortbestehen.

Später, aber bei der Größe der durch die Oertlichkeiten des Gebirgslandes noch gesteigerten Noth und Versunkenheit des vollständigen Färthums (Cretinismus) noch eindringlicher, haben sich diese schönen Bemühungen in der Schweiz entwickelt.

Es war im August 1836 als der zwanzigjährige Guggenbühl, damals noch der Heilkunde Beflissener auf der Universität Zürich unter Schoenlein, auf einer Fußwanderung durch die Alpen, bei Seedorf im Canton Uri, einen zweiundzwanzigjährigen Cretin am Fuße eines Crucifixes knieend und ein Vaterunser andächtig betend fand. Der Unglückliche hatte, wie seine Mutter, zu welcher ihn der Reisende ins Dorf begleitete, ihm erzählte, und wie dieser in dem untengenannten, jetzt auch in den Buchhandel gekommenen Schriftchen*) berichtet, als Kind noch mehr als jene einzige Gebetsformel gewußt, und war damals noch bildungsfähig gewesen. Jetzt aber war ihm nur noch dieses, inbrünstig und mit Bewußtsein gesprochene Gebet allein geblieben, alles Uebrige aber rettungslos in dicht umschleiernden Nebel versunken.

Tief ergriffen von so beklagenswerthen Zuständen in die ein menschliches Seelenleben versunken und untergegangen war, setzte der Wanderer seinen Weg durch mehre Alpenthäler fort, und fand in ihnen auf ähnliche Weise mehr oder minder geistig und leiblich verkümmerte Wesen. Er beschloß, soweit seine Kräfte reichten, ihnen zu helfen und Alles zu ihrer Hebung und Rettung aufzubieten. Nachdem er im folgenden Jahre durch eine Abhandlung über den Alpenstich (Pneumoniatyphosa), eine Krankheit der zwei Drittel der von ihr Befallenen unterliegen, in Zürich den Doctorgrad erlangt hatte, ließ er sich im Kleinthale im Canton Glarus nieder, das unter seinen Einwohnern sehr viele Färe zählt, und blieb dort sie beobachtend und mit ihnen verkehrend bis 1839, in welchem Jahre er die ganze Alpenkette, Salzburg und Berchtesgaden zu gleichem Zwecke durchwanderte. Da lud ihn, der schon im Jahre zuvor seine Ansichten und Entwürfe veröffentlicht hatte, der ausgezeichnete landbauliche Erzieher Emanuel von Fellenberg zu sich nach dem weltberühmten Hofwyl, wo er ein Jahr verweilte und Menschenbildung praktisch studirte.

Danach wendete sich Guggenbühl, unterstützt durch den um die Volkserziehung so hochverdienten ehrwürdigen Franciscaner Girard in Freiburg, an die dort eben versammelte

*) Sendschreiben an Lord Ashley, Mitglied des englischen Parlaments, über einige Punkte des öffentlichen Wohles und der christlichen Gesetzgebung von Guggenbühl. Basel 1851. 4. 10 Ngr.

Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, welche einen Ausschuß zur Prüfung seiner, wie alles Neue, vielfach bestrittenen und angefochtenen Entwürfe niedersetzte. Dieser Ausschuß, welcher seine Ansichten in einer Denkschrift über das Verhältniß des Christenthums und der Menschlichkeit zum Färthume der Schweiz und über dessen Behandlung ausführlich darlegte, erklärte sich 1840 öffentlich für die Möglichkeit des Erfolgs bei frühzeitigem Beginnen der Behandlung und vor der Einwurzelung des Uebels. Guggenbühl aber, ermuthigt durch ein wohlbegründetes Anerkenntniß der Urtheilsfähigsten seines Vaterlandes, erkaufte von dem auf dem Abendberge bei Interlaken im Canton Bern eine landwirthschaftliche Schule beaufsichtigenden berühmten Forstmann Kasthofer diese rauhe Besitzung.

Auf diesem zur ersten bleibenden Heil- und Pflegeanstalt der Schwachsinnigen und Färe bestimmten, 6000 Fuß über der Meeresfläche hohen Berge eröffnete Guggenbühl 1841 in einer Höhe von 3000 Fuß, über welche angeblich das Färthum nicht hinaufsteigt, sein neues segenbringendes Gestift. Dort in südwestlicher Lage auf gesunder, freier Hochebene erbaut, wurde die jetzt aus drei nebeneinander liegenden Gebäuden bestehende Anstalt errichtet, deren Haushalt unter seiner ärztlichen Oberleitung die in der Schweiz zahlreichen Barmherzigen Schwestern des heiligen Martin (Soeurs de St.-Martin) übernahmen und führten. Denn wie er in der obengedachten Schrift sehr richtig sagt: „Vergleichende Versuche haben erwiesen daß tüchtige Frauen dem männlichen Personal weit vorzuziehen sind, sowol zu gewissenhafter Erfüllung der ärztlichen Vorschriften und der Pflege als auch um in den dunkeln Seelenschacht hinabzusteigen, wozu ein gewisser Takt, Geduld und Ausdauer so wesentliche Bedingungen sind. Ich habe wiederholt gesehen wie sehr tief stehende Cretinen gleich Anhänglichkeit an die Frauen zeigten und ihnen Verschiedenes nachsprachen, während sie gegen männliche Umgebungen hartnäckig stumm blieben. Nur wo die hingebende Liebe die Basis des Wirkens bildet, werden solche an Leib und Seele verkrüppelte Wesen freudig gedeihen. Nach dem für den Abendberg festgesetzten Entwurfe sollen nach und nach eine Reihe getrennter Häuser entstehen, deren jedes eine abgeschlossene Familie von 30—50 Kindern aufnehmen kann, um durch solch eine Gliederung die hier so nothwendige und individuelle Behandlung zu erzielen."

Es blieb aber selbst auf diesen reinen Bergeshöhen die junge Anstalt nicht unberührt von den Parteiungen und der Unduldsamkeit der seit zwei Jahrzehnden vielfach zerrissenen Schweiz. Die damalige unter dem Schultheißen Neuhaus stehende berner Regierung, auf deren Gebiete sie lag, entzog ihr nicht nur jede Unterstützung, sondern untersagte auch ihrem Stifter ein halbes Jahr lang die Ausübung der Arzneikunde, um ihn zu zwingen die von ihm berufenen und hochgehaltenen katholischen Barmherzigen Schwestern von dort zu entfernen. Er mußte 1842 mit tiefstem Bedauern dem Zwangsbefehle weichen, und hat erst zwei Jahre danach jenen großen Verlust an liebreichen Kräften durch die von gleicher Unduldsamkeit im Waadtlande aus ihrem Krankenstifte in Echallens vertriebenen protestantischen Diakonissinnen zu ersetzen versucht, die auch seitdem bei ihm verblieben sind.

Also besteht seit acht Jahren, man kann wol sagen vor den Augen des sich jeden Sommer in der Schweiz zusammenfindenden Europa, auf dem Abendberge diese Anstalt, in welcher jedem der vorgerücktern Kinder ein Gartenbeet mit Blumen und Nutzgewächsen gegeben wird, welche es besäet, begießt und besorgt, und beobachtend den Einfluß von Licht, Luft, Wärme und Feuchtigkeit auf das Gedeihen der Pflanzenwelt erfahrungsmäßig kennenlernt. „Man muß es gesehen haben", sagt Guggenbühl, „wie unter den vereinten Einflüssen das Gemüthsleben sich entwickelt, wie anhänglich und dankbar diese armen Wesen werden, um die Vorsorge für sie als eine Gott wohlgefällige, die Menschheit ehrende That anzuerkennen. Die höchste Genugthuung für alle die vielen Schwierigkeiten findet mein Werk in den vollständig gelungenen Heilungen zu völliger Integrität des Leibes und der Seele, die sich nun durch eine Reihe von Jahren bewährt haben. Noch vor wenigen Wochen besuchte ein Menschenfreund, Professor Naville in Genf, zu Sitten die zwei ersten Pfleglinge welche den Abendberg bereits 1843 verlassen haben, nun mit Erfolg die Schulen besuchen und sich fortwährend entwickeln. Nach den bisherigen Erfahrungen scheint es daß die Gefahr der Rückfälle nach dem siebenten Jahre verschwindet. Bei der unzweckmäßigen Behandlung aber welche die Kinder häufig wieder bei ihrer Rückkehr nach Hause erfahren, ist es doppelt wichtig daß durch einen hinlänglichen Aufenthalt in der Heilanstalt ihre Gesundheit sich befestige, welcher wenigstens einen Zeitraum von vier Jahren umfassen muß."

Man glaube aber nur nicht daß Schwachsein, und das in Folge fehlerhafter Ernährung daraus entstehende Färthum (Cretinismus), oder Geistesschwäche mit leiblichen Gebrechen, gegen welches die Naturheilkraft ohne die Kunst Nichts vermag, allein in hohen Gebirgsländern, in der Schweiz, in den Pyrenäen u. s. w. gefunden werden. Neuere erst seit kurzem hier und da begonnene Zählungen haben die Irrigkeit dieser Meinung erwiesen. In Würtemberg, dessen König sowie der von Sardinien den Abendberg selbst besuchte, fand man 1840 unter 1,700,000 Einwohnern 5000 Färe, in Baden 1843 bei 930,000 Einwohnern 440, in Steiermark durch die Forschungen des Erzherzogs Johann 6000, im Judenburger Kreise allein 53. Desgleichen in Sardinien 7000, in England und Wales 8000, in einem Dorfe der Grafschaft York unter 200 Einwohnern 20 Färe, und in Oberöstreich, wo man Häuser in denen die krankmachenden Ursachen einheimisch scheinen Tostenhuben nennt, gibt es ein Kirchspiel in welchem Schwachsinn und Färthum so verbreitet sind daß dessen 4—5000 Einwohner keinen gesunden Rekruten zum Heere zu stellen vermögen. Endlich haben tüchtige Beobachter die cretinischen Uebel neuerdings in den feuchten, mephitischen Quartieren großer Städte des Flachlandes aufgefunden, wie Dr. Lorgnet in Paris und Dr. Behrend in Berlin, von denen der Letzte, wenn auch örtlich modificirt, das Uebereinstimmende mit dem Alpen-Cretinismus durch Beispiele erörtert hat, und die Guggenbühl Stadt-Cretinismus nennt.

So spiegelt sich demnach, wie der Stifter des Abendberges wohl bemerkt, im Färthume als eine lehrreiche Warnungstafel das mögliche Versinken des Menschen durch klimatische und sociale Einflüsse, durch ungesunde Oertlichkeiten und Wohnungen, zu nahe verwandtschaftliche Ehen (welche das Kanonische Recht mit großer Weisheit untersagt hat), schlechte Kost, Branntweingenuß u. s. w. Nicht minder zeigt sich aber auch die dringende Nothwendigkeit einer sorgfältigen Handhabung der öffentlichen Gesundheitspflege durch den Staat, wie z. B. in Biespach im Canton Wallis die Zahl der Cretinen sich um ein Drittel gemindert hat, seitdem der Ingenieur Veretz durch Abzugsgräben den Boden austrocknete, sowie für Familienväter Vorsicht und die Gründung eines besondern Zweiges am großen Baume der sogenannten Innern Mission für diese schützenden und heilbringenden Zwecke. **M. H. Julius.**

Johann Gropper.

In der deutschen Nationalkirche Sta.-Maria dell' Anima in Rom las man einst vor dem an der rechten Chorwand befindlichen Denkmal des letzten nicht-italienischen Papstes Hadrian VI. (dessen Lebensbeschreibung von Konstantin Höfler's Hand man seit Jahren vergeblich entgegensieht) im Fußboden folgende Inschrift:

D. O. M.

D. Joanni Groppero religionis fideique catholicae propugnatori acerrimo post incredibiles summis cum periculis pro ecclesiae ac religionis conservatione magno semper et

invicto animo exantlatos labores multaque praeclara literarum monumenta edita ob perpetuam fidei pietatisque constantiam incomparabilem doctrinam summas virtutes absenti nec quidquam minus cogitanti in sacrum S. R. E. Cardinalium collegium cooptato praematura adhuc morte quando sui opera inprimis desiderabatur ex humanis erepto fratri piissimo atque optime merito Godofridus et Casparus fratres Gropperi moestissimi etc. Vixit annis LVII. diebus XVIII. Obiit septimo Idus Martii MDLIX.

Das Andenken Johann Gropper's ist ein mit Recht geehrtes unter den deutschen Theologen der Reformationszeit. Zu Soest in Westfalen im J. 1502 geboren, wurde er Propst am bonner Münster, Archidiakonus und Scholaster von St.-Gereon in Köln. Bei dem berühmten Religionsgespräche, welches im J. 1541 auf dem regensburger Reichstage auf Anlaß des Cardinallegaten Gaspero Contarini gehalten wurde, befand sich Gropper mit Julius von Pflug und Johann Eck unter den von Karl V. ernannten katholischen Collocutoren, welche Melanchthon, Bucer und Pistorius gegenüberstanden (vgl. Gieseler's „Kirchengeschichte", III, 1, S. 311. Ranke's „Römische Päpste", 3. Aufl. Bd. I, S. 153 fg). Es braucht kaum hinzugefügt zu werden daß dieses Colloquium, wie alle ähnlichen erfolglos, dadurch besondere Berühmtheit erlangt hat daß nie und nirgend der katholische und der protestantische Lehrbegriff einander so nahe kamen, sodaß einen Moment lang eine Ausgleichung möglich schien, da auf beiden Seiten, namentlich beim Cardinal-Legaten selbst, die gemäßigten Ansichten überwogen. Papst Paul IV., welcher einst als Cardinal Carafa der Fassung der zu Regensburg besprochenen Artikel sehr entgegen war, gab bei der zweiten von ihm vorgenommenen Cardinalsereirung, am 20. December 1555, Gropper den rothen Hut, zu dessen Annahme er nicht zu bewegen war, wie er auch später zur Reise nach Rom nur mit Mühe bewogen werden konnte. Er lebte dort nicht lange. Sein Todestag war, wie die Inschrift angibt, der 12. März 1558.

In einem vor nicht langer Zeit erst gedruckten Geschichtswerk, der „Storia della guerra di Paolo IV. sommo Pontifice contro gli Spagnuoli" von Pietro Nores (Florenz 1847, als zwölfter Theil des „Archivio storico Italiano"), findet sich ein Urtheil über Johann Gropper, welches in zwiefacher Hinsicht Beachtung verdient. Ein mal weil es sich um einen wichtigen Moment der deutschen Geschichte handelt, Karl's V. Verzichtleistung auf den Kaiserthron zu Gunsten seines Bruders König Ferdinand; sodann weil das Urtheil von einem Manne kommt welcher den größten Theil seines Lebens am römischen Hofe oder im Dienste einflußreicher Cardinäle zubrachte und von den Angelegenheiten des Heiligen Stuhls in der Zeit in welcher die religiösen Dinge in Deutschland noch eine ganz andere Wendung hätten nehmen können vollständig unterrichtet war. (Pietro Nores war zu Nicosia auf Cypern geboren, kam nach dem Verluste der Insel an die Türken 1570 mit seinem Vater nach Italien, wohnte in Padua, Mantua und andern Städten, begab sich 1591 nach Rom, war bei den Aldobrandini, Neffen Clemens' VIII., beim Cardinal Ludovisi, beim Cardinal Bentivoglio, endlich bei den Barberinen, Neffen Urban's VIII., und starb nach 1645. Sein Buch über den seltsamen Krieg der Carafas gegen Spanien ist eine der erwünschtesten Bereicherungen welche der italienischen historischen Literatur neuerdings durch Herausgabe älterer Materialien zutheilgeworden sind.)

Nachdem Nores ausgesprochen, wie die von den römischen Cardinälen unternommene Untersuchung der Wahlfrage folgende drei Hauptpunkte zu beleuchten gehabt habe: inwiefern König Ferdinand's Wahl eine rechtmäßige, ob Ferdinand's Person zur Kaiserwürde geeignet, inwieweit endlich der muthmaßliche Nachfolger, Erzherzog Maximilian, für das Wohl der katholischen Christenheit Garantien darbiete — nachdem er ferner behauptet daß die Autorität und das Wahlrecht der Kurfürsten von ihrer Obedienz gegen den Heiligen Stuhl abhängig sei, wobei er Gregor XIII. und Gebhard Truchseß citirt, fährt er (S. 249) folgendermaßen fort: „Die Aussprüche und Denkschriften der Cardinäle, Theologen und Kanonisten gingen sämmtlich dahin Karl's V. Thronentsagung zu verwerfen, und somit Ferdinand's Wahl für ungültig zu erklären, wobei sie sämmtlich des Papstes ziemlich deutlich ausgesprochener Ansicht beipflichteten. Der einzige Gropper ließ die Subtilitäten und die strengen Schlüsse der Kanones einigermaßen beiseite, nahm mehr die Thatsachen zur Richtschnur, berücksichtigte Zeit und gebieterische Umstände, und gab so ein Votum ab das fromm war, ohne die Politik gerade vor den Kopf zu stoßen. Er wählte das geringere Uebel und zog es Rathschlüssen vor die, wenngleich an sich besser, nicht ausführbar waren. Dieser Mann war deutscher Nation, von großer Tüchtigkeit und gründlicher Gelehrsamkeit, namentlich in der Theologie, dabei im Kirchenrecht ungewöhnlich bewandert. Paul III. machte ihn zum Propst von Bonn und er wurde Archidiakonus von Köln. Auf dem regensburger Reichstage disputirte er eifrig mit Melanchthon, Bucer und Pistorius in Gegenwart des Cardinals Contarini, des Pfalzgrafen Friedrich und Nikolaus Perrenot, des Vaters des Cardinals Granvella, und wenngleich er nicht einen vollständigen Sieg errang, so erlangte er doch von Contarini die Erklärung: daß solche Religionsgespräche unzulässig, unmaßgebend und ohne eigentliche Kraft sind, indem Aussprüche in Glaubenssachen dem Papste allein, nicht aber Andern zustehen."

„Durch die Tugenden und die Gelehrsamkeit dieses Mannes bewogen, erhob Papst Paul IV. ihn in seiner zweiten Promotion, im ersten Jahr seines Pontificats, zum Cardinalat. Obschon er ihm aber durch einen seiner Hofbeamten die Berretta sandte, wollte Gropper sie nicht annehmen, indem er mit großer Demuth erklärte: er halte sich solcher Auszeichnung nicht würdig. Der Papst jedoch unterließ nicht ihn nach Rom zu berufen, sowol um sich seiner zu bedienen, wie um seine Bescheidenheit zu überwinden und ihn zur Annahme zu vermögen. Gropper indeß blieb immer standhaft, und da er auf seiner Reise nach Rom in eine schwere Krankheit verfallen war, starb er an derselben nicht lange nach seiner Ankunft. Sein Votum in der Controverse über die Kaiserwürde war in der Kürze folgendes: Die Verzichtleistung ohne päpstliche Zustimmung sei ungültig, und Karl V. unterliege der Schuld des Meineids, weil er offenbar Das nicht gehalten was er dem Papste bei seiner Wahl versprochen habe. In Erwägung jedoch der Uebelstände die man gewärtigen müsse, wenn die neue Wahl für ungültig erklärt würde, indem Ferdinand sich schon im Besitz befinde und die ketzerischen Fürsten ihn zu halten entschlossen seien, wenn es nöthig erscheine, in der Absicht ihn durch solche Unterstützung zu vermögen ihre jetzt schon nur zu große Autorität noch zu erweitern, sei er der Ansicht daß man einen Mittelweg einschlagen und zu einem Vergleich zu gelangen suchen müsse. Schon habe der König Philipp durch seine Schreiben gestanden daß sein Vater nicht aus Trug (per fraude), sondern auf den Rath und infolge der Ueberredung des Bruders (Ferdinand) entsagt habe; er habe überdies gestanden daß die Krankheit und Geistesschwäche (imbecillità) seines Vaters möglicherweise ein Versehen (errore) veranlaßt habe. Man bitte also, fuhr Gropper fort, wegen solchen Vergehens um Verzeihung. Der Papst verzeihe gütig dem Könige Philipp zulieb, und der anwesende Botschafter (des neugewählten Kaisers) Guzmann bitte daß man Ferdinand und den Bruder entschuldige. So bestätige man Erstern als Kaiser, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen und Vorurtheile anzuregen, denen man sonst nicht entgehen würde."

„Als diese Streitfrage noch nicht entschieden war starb Karl V. Er erkrankte am 15. August an einem ungewöhnlich heftigen Anfall von Podagra, der ihm bis zum 24. desselben Monats mit unerträglichen Schmerzen zusetzte. Dann trat ein Tertianfieber hinzu mit starker Kälte und Hitze und unabläßigem Kopfschmerz. Mit diesen Leiden kämpfte seine Natur bis

zum 21. September, wo sie der Intensität des Uebels unterlag. Er starb zwei Stunden vor Tagesanbruch in seinem 58. Lebensjahre. Ich würde ihn einen vor allen andern der Gegenwart großen und siegreichen Herrscher nennen, hätte er nicht bei der Verzichtleistung Schwäche ahnen lassen — einen vor allen frommen und religiösen Fürsten, hätte er die Sache des katholischen Glaubens standhafter vertheidigt und die Autorität und Würde des Papstes minder hintangesetzt. In beiden Rücksichten aber war er so gewandt und glücklich daß er, während er auf dem Throne saß, sich den Namen eines Vertheidigers des Namens und Glaubens Christi erwarb, und indem er von demselben herunterstieg Geistesgröße und Erhabenheit über alle irdischen Dinge andentaglegte. Als die Nachricht von seinem Tode nach Rom gelangt war, wurde in dem Consistorium vom 12. November von der gewohnten öffentlichen Leichenfeier gehandelt, und der Papst erließ folgendes Decret, welches ich unverändert hersetze, wie es von dem anwesenden Ceremonienmeister niedergeschrieben wurde: «Hic ob rumorem quemdam aut vagam famam de quadam cessione Imperii a Carolo facta, de qua tamen nihil Beatitudini Suae constitit, huiusmodi religionis officium praeteriri nolens, decernit exequias more solito celebrandas, declarando tamen per eas Sanctitati Suae et Sanctae Sedi Apostolicae, eiusque authoritati et iurisdictioni nullum omnino praeiudicium afferri neque alicui alteri ius aliquod acquiri debere; et ita expresse protestatur, decernit et mandat omni meliori modo: non obstantibus in contrarium quibuscumque.» Die kaiserlichen Exequien wurden demgemäß in der päpstlichen Kapelle gehalten und der Cardinal Pacheco sang die Messe, zu welcher sich begebend der Papst in voller Cardinals-Congregation sagte: «Per obitum ipsius Caroli vacasse Imperium non autem per resignationem; cum ea non fuerit facta in manibus Papae ut debebatur, sed Electorum Imperii.»"

Da Buchholz' Regierungsgeschichte Ferdinand's I. mir nicht zur Hand ist, so kann ich die dortige Darstellung dieser von verschiedenen Schriftstellern verschiedentlich und oft unrichtig geschilderten Begebenheiten nicht vergleichen. Der Bericht eines (wenngleich nicht zu Papst Paul's IV. Zeit) am päpstlichen Hofe weilenden Italieners und sein anerkennendes Urtheil über Johann Gropper bleiben immer beachtenswerth. Der niederrheinische Pfarrer Meuser hat in der Dieringer'schen kathol. Zeitschrift (1844, Bd. II.) über diesen trefflichen Mann sich ausführlicher verbreitet. **A. v. Reumont.**

Die heutigen Kopten in Aegypten.

Wenn man hört daß der Verfasser der eben erschienenen „Recollections of scenes and institutions in Italy and the East, by *Joseph Beldam*" (2 Bde., London 1854) den Stoff dazu während einer 1845—46 gemachten Reise gesammelt hat, auf welcher er durch die Schweiz über die Alpen ging, die Hauptstädte Italiens besuchte, von Neapel nach Malta und von Malta nach Alexandrien dampfte, längere Zeit in Aegypten verweilte, durch die Wüste nach Palästina zog, Palästina von Süd nach Nord durchstreifte, sich in Jerusalem und andern „Bibelstädten" aufhielt, Ausflüge nach Baalbek und andern sehenswerthen Orten in Syrien unternahm, per Dampf nach Aegypten zurückkehrte, sich nach Malta einschiffte, Griechenland und Kleinasien sah und über Konstantinopel und Triest den Heimweg fand, so wird es nicht überraschen daß wer eine solche Reise gethan Etwas davon erzählen kann. Indessen stellt sich dieses Etwas doch geringer heraus als man vermuthen sollte, und eine hier mitzutheilende Skizze über die Kopten in Aegypten, die Abkömmlinge der alten ägyptischen Christen und ausgeartete Repräsentanten der einst berühmten ägyptischen Kirche, dürfte vielleicht zu den beachtenswerthesten Zeichnungen gehören. Der Verfasser schreibt:

„Bei den heutigen Kopten findet sich kaum eine Spur ihrer ehemaligen Gelehrsamkeit. Sie sind geistig und social herabgekommen, gedenken aber mit Stolz ihrer Vorfahren. Jahrhunderte lang verfolgt und zum Abfall von ihrem Glauben getrieben beläuft sich ihre Zahl noch auf ungefähr 150,000, von denen ziemlich 10,000 in Kairo wohnen, und zwar in einem ihnen ausschließend angewiesenen Stadttheile. Eine Menge halten sich im Districte «Faioom» auf, und die Uebrigen leben hier und dort zerstreut in Städten und Städtchen, wo sie zum größten Theile Secretaire oder Rechnungsführer sind. Der Wurzel nach ist ihre Sprache die altägyptische, mit starkem Beisatz fremder Worte und Wendungen. Gesprochen wird sie nicht, sondern ist nur in ihren heiligen Büchern und bei heiligen Handlungen im Gebrauch. Sie bietet jedoch einen vortrefflichen Schlüssel zum Verständnisse der Hieroglyphen. Die vielen vom ehrwürdigen Archidiakonus Tattam und Andern in den zahlreichen Klöstern des Orients aufgefundenen, in koptischer und sahidischer Sprache abgefaßten Handschriften haben den Druck einer vollständigen Sammlung der heiligen Schriften möglich gemacht. Die koptischen Lehrsätze sind im Allgemeinen orthodox, ihre Anhänger aber in Sekten geschieden, in Jakobiten, Eutychier, Monophysiten und Monotheliten. Einige ihrer Gebräuche müssen auffallen. Sie haben sowol Beschneidung als Taufe. Während sie aber erstere nicht für unumgänglich nothwendig halten, nehmen sie an daß ein ungetauft gestorbenes Kind im zukünftigen Leben blind sein wird. Wallfahrten, besonders nach Jerusalem, wo sie ein eigenes Kloster besitzen, dünken ihnen von höchster Wichtigkeit, und gleich den Juden und Mohammedanern genießen sie weder Schweinefleisch, noch Erwürgtes oder Blut. Sie haben einen Patriarchen, Bischöfe, Erzpriester, Priester, Diakonen, Mönche und Nonnen. Der Patriarch ist stets unverheirathet. Gewöhnlich sind die Bischöfe es auch, oder sie sind Witwer. Die Priester dürfen zwar heirathen, doch nur Jungfrauen. Die Diakonen haben dasselbe Vorrecht, sind aber häufig Knaben. Mönche und Nonnen legen das Gelübde der Keuschheit ab; wohnen jedoch in einzelnen Klöstern unter Einem Dache, und dürfen sich im Allgemeinen nur untereinander verehelichen. Ihre Trau- und Begräbnißfeierlichkeiten nebst den meisten andern Gebräuchen unterscheiden sich unbedeutend von den mohammedanischen. Dagegen tragen sie gewöhnlich Grau oder dunkle Farben. Auf die Moslems als ihre Unterdrücker sind sie natürlich nicht gut zu sprechen, doch immer noch besser als auf die Christen der griechischen Kirche — eine Abneigung welche sie von ihren Vorfahren des 7. Jahrhunderts geerbt zu haben scheinen und welcher vorzugsweise der Erfolg des mohammedanischen Einfalls beizumessen ist. Die abyssinische Kirche stammt von der koptischen ab und soll um die Mitte des 4. Jahrhunderts gestiftet worden sein. Ihre Lehren wie ihre Gebräuche sind genau dieselben, und ihr Aboona oder Oberpriester wird vom koptischen Patriarchen ernannt." 5.

Das Cabinet des Marschalls Jérôme Bonaparte im Invalidengebäude.

Der Gouverneur der Invaliden bewahrt in seinem Cabinet meist Gegenstände welche von Napoleon herrühren, und deren durch Actenstücke beglaubigte Authenticität keinen Zweifel gestattet. Wenn man die Galerie verläßt welche zu dem Cabinet führt, bemerkt man mitten an der linken Wand dieses Gemachs einen schönen Schrank, dessen oberer Theil, mit Glasscheiben, werthvolle Waffen zeigt; unter ihnen das Modell eines hübschen Türkensäbels, von General Bonaparte aus Aegypten heimgebracht, und nachdem derselbe Erster Consul geworden, in der Schlacht bei Marengo getragen. Auf dem Handgriffe gewahrt man die Spur vom Degenhieb eines östreichischen Soldaten. Ferner befinden sich in dem nämlichen Kasten zwei goldgestickte Servietten, deren sich Pius VII. bei der Krönungsfeier Napoleon's bediente. Neben andern kostbaren Schwertern eines mit goldenem Griff und Scheide von Leder. Jérôme trug es in der Schlacht von Waterloo. Am Abende vor dem Treffen von Ligny speiste er in einem Dorfe mit mehren General-

Stabsoffizieren, von denen einer wegen seines edeln Sinnes und unbeugsamen Muthes besondere Achtung genoß. Es war der Divisionsgeneral Girard. Neugierig betrachtete er den Säbel des Prinzen Jérôme, als plötzlich ein Ordonnanzoffizier des Kaisers erscheint und ihm ein versiegeltes Blatt reicht. Der General läßt den Säbel aus der Hand gleiten, wird blaß und traurig. „Was hast du, wackerer Girard?“ fragte der Prinz. „Der Brief muß dich verdrießlich gemacht haben.“ .... „Sie werden mich auslachen, Monseigneur“, entgegnet Jener; „aber ich weiß nicht warum es mir däucht als habe man mir mein Todesurtheil gebracht“ — es war der Befehl sich links zu wenden, um eine offensive Bewegung gegen die Preußen zu unterstützen. „Ich werde morgen umkommen. Ich habe eine Ahnung. Sie wissen, Prinz, daß ich die Kugeln nicht fürchte.“ „Wahrlich, denn du hast glaube ich deren 20 im Leibe.“ Am andern Tage wurde Girard tödtlich verwundet beim Angriffe auf das Dorf Saint-Amand, bei welchem der größte Theil seiner Division erlag.

Zu den Reliquien gehören, nebst einem Medaillon mit den Haaren des Kaisers nach seinem Tode abgeschnitten, ein auf seinem Grabe in St.-Helena gepflückter Trauerweidenzweig; ein kleines Stück vom Sarge, welchen Marschand 1840, einen Stein vom Grabe, welchen General Bertrand sandte. Endlich den Schlüssel der Stadt Breslau. Auch dürfen wir zwei merkwürdige Kelche nicht vergessen aus dem Besitze der Königin Christine von Schweden. Der Prinz von Montfort erhielt sie von dem Marchese Pompeo Appolino, dessen Verwandter, der Cardinal Appolino, sie von der Königin Christine geerbt hatte. Einer dieser Pokale ist von Achat, sehr groß und merkwürdig gezeichnet; der zweite von Horn mit silberner Filigranarbeit umgeben und scheint eine seltsame Eigenschaft zu besitzen: er soll die Farbe verändern, sobald man ihn mit einem vergifteten Getränke füllt. Die Königin Christine gebrauchte ihn für sich selbst, wird behauptet, wenn sie Argwohn hegte.

Gegenüber dem erwähnten Schranke steht ein zweiter ihm ganz ähnlicher. Er umschließt außer einer vollständigen Rüstung und manchen Seltenheiten einen ovalen Silberschild in erhabener Arbeit, den ein Soldat des westfälischen Heers während des Brandes von Moskau im Kreml nahm. Zwei Pistolen welche dem Herzoge von Braunschweig gehörten. Als er bei der Affaire von Quatrebras sich mitten in das Feuer gestürzt hatte, hingerissen von Kampfesmuth, und niedersank von der Kugel getroffen, die ihm Hand, Leib und Leber durchbohrte, hauchte er nach zehn Minuten den letzten Athemzug aus, in Gegenwart von des Kaisers Bruder, welcher die Pistolen des Herzogs als Trophäe mitnahm. Zu beiden Seiten des Schildes hängen Jagdgewehre Napoleon's. Auch eine reiche geschmackvolle Flinte, deren sich die Königin von Westfalen bediente, wenn sie das Vergnügen der Jagd theilte. Dann mehre Fernröhre, welche der Kaiser und sein Bruder im Felde benutzten. Das oberste Fach zeigt in den zwei Ecken eine Bronzemaske Napoleon's, nach dem Modell von St.-Helena gegossen, und einen kleinen ganz schlichten Hut, ohne Borde, sehr abgetragen, mit einer schwarzen Schnur und einer recht kleinen Cocarde statt aller Zier. Dieser Hut ist einer von denen welche das Haupt des Kaisers in den Feldzügen 1806 und 1807 deckten. 21.

Notizen.

Zur Charakteristik Karl Albert's.

Talleyrand-Périgord, Herzog von Dino, Hauptmann im Generalstabe des Königs Karl Albert, hat „Souvenirs de la guerre en Lombardie“ herausgegeben und in denselben namentlich der Persönlichkeit des Königs seine Aufmerksamkeit zugewendet. Der Verfasser ist nicht nach Italien gegangen um Politik zu machen, sondern des Kriegs wegen und er erzählt uns diesen. Die Schilderung welche er von dem „hochherzigen“ Könige während des ebenso glänzenden als unglücklichen Feldzugs entwirft hat etwas Episches an sich. Man empfindet unter dem Enthusiasmus des Schreibers die Wahrheit des Gemäldes. Der König kämpfte, wie Dino uns erzählt, nicht „um zu siegen, sondern um zu sterben“. „Der Tod will mich nicht“, sagte Karl Albert bitter, so oft die Kugeln, welche seine Begleitung lichteten, ihn verschonten. „Der König“, erzählt der Verfasser in der Beschreibung der Schlacht bei Mailand, „kam an das römische Thor zurück, gegen welches der Feind alle seine Anstrengungen concentrirt hatte. Karl Albert bewahrte jene unerschütterliche Ruhe welche ihn charakterisirte. Nur hatte sein sonst so ruhiger und träumerischer Blick etwas Starres und Resignirtes. Die östreichischen Kugeln, welche die Straße gerade bestrichen, schlugen fortwährend in seiner Nähe ein. Drei Pferde wurden nacheinander seinen Begleitern getödtet. Der Oberst Brianski, ein Veteran aus den napoleonischen Kriegen, meldete ihm den Erfolg des Feindes, als eine Kugel das Kreuz seines Pferdes zerschmetterte und ihn auf die Erde schleuderte. Dem tapfern Capitain Avogadoro, welcher die Batterie befehligte hinter welcher wir hielten, wurde der Kopf weggerissen und seine Artilleristen fuhren gleichmäßig im Feuern fort, obwol mit thränenden Augen als sie ihren Führer leblos unter den Kanonenrädern liegen sahen. Die Gefahr welcher der König trotz aller Vorstellungen sich aussetzte war tödtlich. Der General Robillant, der auf die Güte des Königs vertraute, wagte es ihm Vorstellungen zu machen daß seine Gegenwart hier nicht nöthig und er dem feindlichen Feuer zu sehr ausgesetzt sei. Der König entgegnete ihm jedoch streng: „Wenn ich hier bleibe, so weiß ich was ich thue.“ So resignirt und unerschrocken erscheint Karl Albert in dem ganzen Buche Dino's. Er ist „kein Kriegsmann, kein Politiker sondern ein Märtyrer für eine hoffnungslose Sache“. Der Verfasser entwickelt mit großer Schärfe die Gründe aus denen der Krieg unvermeidlich und so verhängnißvoll wurde und warum dem König Nichts übrigblieb als zu siegen, zu sterben oder abzudanken. 2.

Schriftstellerlaunen.

Der französische Geschichtschreiber Mezerai schrieb nur bei Kerzenlicht, selbst am hellen Tage und mitten im Sommer. Er unterließ nie seine Besucher an die Thür zu leuchten, und wo immer er schrieb mußte eine Flasche Wein auf dem Tische stehen. Varillas, Zeitgenosse von Mezerai, schrieb blos bei Tage und behauptete daß er all sein Wissen nur aus Gesprächen schöpfte, was vielleicht von den fabelhaften Angaben welchen man in seinen Werken begegnet gelten mag. Dieser romantische Historiker rühmte sich daß er in 34 Jahren nur einmal außer dem Hause gegessen habe. Der berühmte französische Rechtsgelehrte Cujas schrieb und studirte stets auf einem Teppiche liegend, seine Bücher rings um ihn. Magliabecchi, ein gelehrter Italiener des 17. Jahrhunderts, verbrachte sein ganzes Leben unter seinen Büchern. Seine Speisen waren sehr frugal, einige Eier mit etwas Brot und Wasser seine gewöhnliche Nahrung. Sein tägliches Bett der Stuhl, in welchem er saß. Die einzigen Wesen an welchen er theilnahm waren Spinnen, und oft schrie er den Besuchern zu, deren Neugierde ihm unvorsichtig schien, Sorge zu tragen und seine Spinnen nicht zu beschädigen. Dieser gefeierte Bibliophile war es an welchen ein Cardinal Noris schrieb „daß er ihm mehr verbunden sei seine Studien geleitet, als dem Papste ihn zum Cardinal gemacht zu haben“. 8.

Die Herren Jules Lacroix und A. Maquet haben ein Problem woran sehr viele gescheitert sind zur thatsächlichen Wahrheit erhoben; sie haben das alte: Laterem lavare Lügen gestraft und gezeigt daß es möglich ist: einen Mohren weiß zu waschen. Sie haben nämlich ein Stück auf die Bühne gebracht unter dem Titel „Valeria“. Diese Valeria ist niemand Anderes als die berüchtigtste aller gekrönten Buhlerinnen:

die Kaiserin Messalina selbst. Aber die Messalina dieser beiden dramatischen Herren ist nicht das welthistorische Scheusal, nicht der alte bekannte Normaltypus ausschweifendster Wollust, sondern hier ist derselben ihre „reine tragische Größe“ gesichert. Die Weltgeschichte hat zwei Jahrtausende eine Comedy of errors gespielt, denn alle Gräuel die man der reinen Gattin des Biedermanns Claudius in die Schuhe schiebt kommen in Wahrheit auf Rechnung einer gleichzeitigen Courtisane Lysisca, welche die Herren Jules Lacroix und A. Maquet mit ihrem dramatischen Prosperostab von den Todten erweckt haben. Merkwürdig doch, was die Sanguiniker unter den Poeten Alles durchsetzen! Wir staunten schon als wir die reine tragische Größe Robespierre's, der schnöde verkennenden Welt zum Trotz, gerettet sahen, und nun ist gar das Aeußerste geschehen und Messalina selbst steht da in reiner historischer Strahlengröße, als „weißgewaschener Ziegelstein“. Wie eben in dem Plautinischen und Shakspeare'schen Lustspiel, beruht Alles, der jahrtausendalte Vorwurf, das jahrtausendalte Brandmal, Alles, Alles, nur auf einer persönlichen Verwechselung. Denn Lysisca ist die geglaubte Messalina. Das Stück soll übrigens auf dem Théâtre français mit seltener Correctheit in Scene gegangen sein, und Fräulein Rachel, welche beide Rollen, die der Valeria und die der Lysisca, zugleich darstellt, darin sich selbst übertreffen. 74.

Was sind Bankriesen?

Der Schösser Nickel Brehll zu Sayda bei Frauenstein schreibt unterm 26. Juni 1553 an Kurfürst Moritz: „Will E. Chf. G. nicht verhalten das gedachter Joachim von Arnsdorff neben andern vom Adell, so in dieß mein befohlen Amt gehörigk, E. Chf. Gn. kein Ritterdienst zu thun schuldigk, deswegen Ihnen gleichs Bürgern vnd pauern Ihre guter zuuorschatzen auferleget, vnd seint allein aufm Schlos zu wachen vnd mit E. Chf. Gn. verordenten Amptman oder Schosser alhier, do geferlikeit vorfallen, oder es die notdurft erfordert, zu reiten schuldigk, werden auch, wie ich berichtet, Banck Riesen genennet.“ Als Bankriese stellte sich Joachim von Arnsdorf also nicht persönlich zum Zuge gegen Albrecht von Brandenburg. Bankriesen sind demnach Bankreisige, welche die Gerichtsbank im Ritterdinge zu besetzen und als Schöppen Recht zu sprechen hatten, wofür sie von persönlichem Ritterdienste im Auslande befreit waren.

Irdene Gefäße, die in der Erde wachsen.

Wolf von Schönberg, Hauptmann der Erzgebirge, und Jesaias von Minkwitz zu Gorsliebenau in Niederlausitz thun dem Kurfürsten August von Sachsen — Knauthain den 14. Juni 1566 — Meldung von „irdenen Gefäßen, so in der Erde wachsen“. 79.

Bibliographie.

Beeg, A., Wanderbilder. Gedichte. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 7½ Ngr.

Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten A. von Arenberg, Grafen von der Mark, während der Jahre 1789, 1790 und 1791, enthaltend die Geschichte der geheimen Verbindung Mirabeau's mit dem französischen Hofe nebst allen sich darauf beziehenden Aktenstücken. Nach der französischen Ausgabe des Hrn. Ad. v. Bacourt, deutsch bearbeitet von J. P. Städtler. Drei Bände. Brüssel, Mayer u. Flatau. 8. 4 Thlr.

Conscience, H., Der arme Edelmann. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen von Ed. Dujardin. Brüssel, Kießling u. Comp. Br. 8. 16 Ngr.

Conversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor herausgegeben von M. G. Saphir. 1ste Lieferung. Dresden, Schaefer. 1852. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Münsterischen Chroniken des Mittelalters. Herausgegeben von J. Ficker. Münster, Theissing. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Göhren, Caroline v., Glieder einer Kette. Novellen. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Guggenbühl, Sendschreiben an Lord Ashley, Mitglied des englischen Parlaments. Ueber einige Punkte des öffentlichen Wohles und der christlichen Gesetzgebung. Basel, Bahnmaier. 4. 10 Ngr.

James, G. P. R., Das Verhängniß oder die Zeit der Aufregung. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Knebel, J., Chronik aus den Zeiten des Burgunderkrieges. 1ste Abtheilung. 1473—1475. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 24 Ngr.

Lentner, J. F., Geschichten aus den Bergen. Magdeburg, Baensch. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, W., Lorelei. Rheinische Sagen. Köln, Du Mont-Schauberg. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfaff, C., Philipp Villiers de l'Isle-Adam und Johann de la Valette. Zwei Heldenbilder aus dem 16. Jahrhundert. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Roeber, F., Dramatische Werke. 1ster Band. Elberfeld, Bädeker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sachs, S., Der Glaube meiner Väter oder wie verhält sich Moral und Religion zum reinen Mosaismus? nebst neuen Ansichten von unserer persönlichen Fortdauer nach dem Tode und Grundzüge einer auf astronomische Wahrheiten sich stützenden Natur-Religion. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Schram, K., Der Administrator. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Seyffardt, J. L. K. F., Gedichte. Elberfeld, Bädeker. Gr. 16. 1 Thlr.

Sue, E., Ferdinand Duplessis oder Memoiren eines Mannes. Geschichte dreier Frauen. Deutsche Originalausgabe. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 16. 10 Ngr.

Vogl, J. N., Marko Kraljevits. Serbische Heldensage. Wien, Sollinger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Andler, H., Die grosse Wichtigkeit der achtzehnjährigen Mondsperiode für genäherte Auffindung der Neumonde, dargestellt und auf die am 28. Juli 1851 sichtbare Sonnenfinsterniss angewandt. Tübingen. Gr. 4. 11 Ngr.

Eduard Blösch, Regierungspräsident von Bern. Ein Lebensbild aus unserer Zeit. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 5 Ngr.

Breza, E. v., Die Monarchie nach den Ansichten des Grafen J. de Maistre. Berlin, I. Rocca. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brief aus dem Jenseits. Graf J. de Maistre an den Freih. Otto v. Manteuffel. Briefträger E. v. B. Berlin, I. Rocca. Gr. 8. 5 Ngr.

Buß, F. J., Die Volksmissionen, ein Bedürfniß unserer Zeit. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 17½ Ngr.

Episteln eines Narren und Rath eines Klugen. Herausgegeben von ..r.. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 21 Ngr.

Genée, R., Müller und Schultze oder: die Einquartierung. Komisch-satyrisches Genrebild mit Gesang in einem Act. Berlin, Lassar. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, C. D., Der Bruch mit der Reformation und die Wiederherstellung des Katholizismus. Berlin. 8. 2 Ngr.

Langer, A., Acht Tage im Polizeihause. Freie Gedanken eines Eingesperrten. Wien, Dirnböck. Gr. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 123. —— 18. October 1851.

Inhalt.

Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer und H. Ritter. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hr. von Raumer hatte am Ende des Jahres 1849 bei erneuerter Lesung verschiedener griechischer und römischer Schriftsteller, namentlich der Geschichtschreiber, allerlei Randglossen, wie er es nennt, niedergeschrieben, und sie seinem Freunde Böckh zu dem Zwecke mitgetheilt, „um den Meister auch durch die scharfen Urtheile welche er sich hierbei erlaubte desto bestimmter zur Zurechtweisung des Schülers anzuregen". Böckh hat dieser Auffoderung Folge geleistet, und nicht blos auf specielle vorgelegte Fragen geantwortet, sondern Randglossen zu den Randglossen, d. h. Bemerkungen geschrieben, zu denen die Raumer'schen Glossen ihm Veranlassung gaben; die beiderseitigen Briefe wurden dann von Raumer an Panofka, mit der Einladung, sich bei „diesem gelehrten Gastmahl auch zu betheiligen", und an Ritter mit der Auffoderung: seine Meinung über einen einzelnen Streitpunkt abzugeben, welcher sich in jenem Briefwechsel erhoben hatte, geschickt; Beide nahmen Raumer's Einladung an, und auch Loebell sandte auf Verlangen einen Beitrag zu den Briefen ein. Dies ist kürzlich die Geschichte dieses Buchs, dessen Herausgabe wir Hrn. von Raumer verdanken. Es enthält dasselbe funfzehn Briefe von Raumer an Böckh, je fünf von Böckh und Panofka an Raumer, und je einen haben H. Ritter und Loebell beigesteuert. Xenophon, Platon, die griechischen und römischen Geschichtschreiber in ihrem Gegensatze, Thucydides, Tacitus, Pausanias, Polybius, Dionysius von Halikarnaß und Appian sind, außer einer akademischen Rede Böckh's zu Ehren von Leibniz, die Schriftsteller an welche Raumer's Glossen sich anschließen. Diese verweilen vorzugsweise bei verschiedenen Punkten aus der griechischen und römischen Geschichte und den Staatsalterthümern der Griechen und Römer, behandeln aber auch einzelne Fragen die sich auf ästhetische Würdigung des Alterthums, auf die Platon'sche Unsterblichkeitslehre, auf die antike Metrik beziehen, und selbst die Pädagogik geht nicht leer aus, der neunzehnte Brief bespricht das heutige Studium des Alterthums und namentlich die Mängel welche mit dem Erlernen der alten Sprachen bei uns noch jetzt verbunden sind.

Raumer gibt selbst seine Glossen nur für die eines Dilettanten „der bis in sein hohes Alter im Lernen den höchsten Genuß finde, und sich glücklich fühle mit Jemand in Berührung zu kommen der höher stehe als er, zu dem er hinaufsehen müsse und der ihm doch theilnehmend die Hand reiche, und so freue er sich denn auch Böckh Gelegenheit gegeben zu haben viele anziehende Punkte (nicht blos für ihn) aufzuklären und Schwankendes für immer festzustellen" (S. 106 fg.). Aber es ist ein Dilettant der sich in der Welt, in der Geschichte ordentlich umgesehen hat, daher, wenn er auch vermöge seiner Dilettantennatur das classische Alterthum weniger aus diesem heraus als vom allgemeinen, namentlich modernen Standpunkt aus beurtheilt, so ist es doch selbst für den Philologen vom reinsten Wasser nicht ohne großes Interesse von dieser Beurtheilung Kenntniß zu nehmen, da doch nun ein mal nicht zu leugnen ist daß auch sie ihre volle Berechtigung habe, zum Andern die exclusive Beschäftigung mit dem Alterthum leicht zu einer Einseitigkeit und Befangenheit führt die über das Antike das allgemein Menschliche vergißt, und, wie man sagt, den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Ich kann daher sagen daß für mich mancherlei Anregung aus diesen Raumer'schen Briefen gekommen ist, und ich prophezeie andern philologischen Fachgenossen einen gleichen Genuß. Raumer wirft vom Alterthum aus oft einen

Blick auf analoge neuere Verhältnisse, womit auch wieder jenes klarer wird, so S. 135 fg.:

Agelaos von Naupaktus traf den Nagel auf den Kopf als er die Griechen dringend zu allgemeinem Frieden auffoderte, und weissagte daß sonst der siegende Theil (Karthago oder Rom) sie ohne Zweifel unterjochen würde. Statt dieser so furchtbaren als wahren Weissagung Gehör zu geben, warf man ihm von allen Seiten vor, er habe nur für das Ganze gesprochen, nicht aber für jeden Einzelnen besondere Vortheile nachgewiesen oder verschafft. Derlei Aberwitz haben wir in unsern Tagen auch von Deutschen aussprechen hören, ungewarnt durch die Lehren der Vergangenheit und Gegenwart.

Die römische Schlangenklugheit, ihre scheinbare Großmuth gegen Fürsten und andere Völker veranlaßt die Bemerkung (S. 139 fg.):

Haben wir denn aber trotz aller bittern, eindringlichen Lehren der Vergangenheit und Gegenwart nicht in den Zeiten französischer Revolutionsübermacht ganz Aehnliches wiederkehren sehen? Und wird nicht den Deutschen ein gleiches Verderben wie damals den Griechen bereitet durch wilde Demokraten, arglistige Diplomaten, eitele Könige, kurzsichtige Volksstämme und habsüchtige Großmächte?

S. 137:

Ueberhaupt ist Nichts verkehrter als die auch in unsern Tagen oft wiederholte Rede: daß einzelne Personen keineswegs irgendwo entschieden, sondern Alles allein von den Massen und sachlichen Verhältnissen abhänge.

S. 155:

Viele die bis in unsern Tagen behaupten vorzugsweise auf dem Rechtsboden zu stehen, beschneiden ihn dergestalt daß er so schmal wird wie ein Messerrücken; sie greifen aus der gesammten Vorzeit irgend einen Augenblick, einen Zustand, ein Verhältniß heraus, vor welchem nichts Achtbares liegt und zu welchem nichts Achtbares hinzukommen soll. Sie wollen dem Zeitlichen einen Charakter des Ewigen aufdrücken, sie vergessen daß es kein Leben, keine Zukunft gibt ohne Beweglichkeit und Entwickelung.

S. 107:

Daher mag man z. B. auf Universitäten über die alten Tragiker nützliche Vorlesungen halten; sehr entbehrlich dürften aber die sein über Goethe's „Iphigenia", „Tasso", „Meister". Mir war es wenigstens als Studenten unausstehlich, wenn Professoren eine lange Kant'sche Brühe darüber gossen, die ich als Meisterstück höherer philosophischer Kochkunst bewundern und verzehren sollte.

Auch in Dem was Raumer über das heutige Studium des Alterthums sagt (S. 191 fg.), obgleich ich Einiges, z. B. seine Bemerkungen gegen die Uebungen im Sprechen und Schreiben des Lateinischen auf unsern Schulen und Universitäten, nicht billigen kann, ist doch Manches was vorurtheilsfreie Philologen als richtig anerkennen müssen.

Wenn ich zusammenzähle wie viel Stunden deutsche Schüler zum Erlernen alter Sprachen verwenden, so erscheint mir das Erreichte in keinem richtigen erfreulichen Verhältniß zu dem Zeitaufwande.... Die Masse des auf den Gymnasien Gelesenen ist meines Erachtens viel zu gering als daß eine rechte Einsicht daraus entstehe, und lebenslängliche Vorliebe für die alten großen Meister darauf könnte gegründet werden.

Angesprochen hat mich auch die Art in der sich Raumer Athens und seiner Demokratie gegenüber Sparta und den alten und neuern Bewunderern dieses Staats und seiner Verfassung angenommen hat. So (S. 13):

Beide, Platon und Xenophon, können und wollen ihre Abneigung gegen die Demokratie (d. h. gegen Athen) gar nicht verdecken und verhehlen. Niemand aber wird behaupten können, Platon's Republik oder Xenophon's Cyropädie hätten ein zweckmäßiges wirksames Mittel gegen athenische Krankheiten dargeboten. Nur Perikles und Demosthenes hatten Geist genug die Demokratie zu begreifen, Gemüth genug nie an ihr zu verzweifeln. Beide kannten die Gebrechen ihrer Zeit, Beide litten durch dieselbe, aber weit entfernt in bloßes Verneinen zu gerathen, mit falscher Vornehmthuerei sich zurückzuziehen, achselzuckend oder verdrießlich die Hände in Unschuld zu waschen, traten sie mit höchstem Ernst jeder Ausartung entgegen, und fanden Gehör, weil auch die Gegner nicht leugnen konnten daß edle Liebe und männliche Hoffnung sie dahin brachten bittere Arzneien einzugeben.

S. 16:

Sind denn die Spartaner durch alle diese Kleinigkeiten und Fratzen (das schlecht essen, trinken, wohnen, sich kleiden, sich auspeitschen lassen, die Hände in die Tasche stecken u. s. w.) wirklich gesunder und tüchtiger geworden als die Athener? Haben sie länger gelebt, und führte dieses Vorwalten körperlicher Beziehungen nicht nothwendig zur Vernachlässigung der edelsten geistigen Richtungen und Fähigkeiten?

S. 19:

Was hatte denn aber jedes Volk vor seiner Ausartung gethan und zustandegebracht? Was war das Ergebniß der Pädagogik seines gesammten Lebens und Wirkens? Welche Schätze hat es den nachfolgenden Geschlechtern hinterlassen? Bei wahrheitliebender Beantwortung dieser Fragen leuchtet Athen hervor mit unvergleichlichem Glanze, und alle Herbigkeit der Anklage wider dasselbe verschwindet vor der theilnehmenden Wehmuth über die Kürze und Hinfälligkeit auch des Schönsten und Edelsten auf Erden.

Und so könnte ich noch manche treffende Bemerkungen Raumer's anführen, z. B. über Polybius (S. 130), über die Vorzüge Alexander's vor Julius Cäsar (S. 176), über die unvertilgbare Hinneigung zu Härte und Grausamkeit welche sich durch die ganze römische Geschichte ziehe, und im Säugen des Romulus und Remus durch eine Wölfin ein höchst bezeichnendes Symbol gefunden habe (S. 170), über den Communismus in Sparta und im Platon'schen Staat. Daneben fehlt es auch nicht an Behauptungen die ich mir nicht anzueignen vermag, wovon ich, um Alles zu übergehen wogegen bereits Böckh sein Bedenken erhoben, worauf ich gleich zurückkomme, nur Folgendes anführen will. So möchte wer auch nur Brandis' Aufsatz über Sokrates gelesen hat, Raumer schwerlich zugeben „daß wir Alles in Allem gerechnet den wirklichen Sokrates besser aus Xenophon wie aus Platon kennenlernen" (S. 4). Und wenn es (S. 134) heißt: „Polybius — Charakteristik der Demokratie (VI, 4: sie ehre Götter, Aeltern, Greise und gehorche den Gesetzen) — zeigt mehr wie sie sein sollte als wie sie zu seiner Zeit war", so ist Das ein Vorwurf, und zwar ein nicht gerechtfertigter, weil es gar nicht des Schriftstellers Absicht war eine Charakteristik der Demokratie zu geben, sondern er nur eine allerdings etwas willkürliche Definition der wahren Demokratie im Gegensatz zu der entarteten geben wollte, wie er in ähnlicher Art das wahre Königthum und die wahre Aristokratie definirt. S. 146: „Einige male wird Dionysius (v. Halikarnaß) sogar ungerecht gegen das Hellenische. So z. B. wenn er die unbegrenzte Gewalt der römischen Väter über ihre Kinder vorzieht dem in Griechenland ob-

waltenden billigen Maße" (II, 27). Ich wundere mich, wie Raumer, der doch (S. 17) „an der endlosen Beaufsichtigung der Jugend, der allgemeinen Schulmeisterei und Vielregiererei" der Spartaner so gerechten Anstand nimmt, zu einem solchen Tadel über die in Rom der Autonomie der Familie bewiesene hohe Achtung kommt, zumal da der Einfluß der Sitte hier mächtig genug war um möglichem Misbrauch zu steuern; Rom gibt noch einen glänzendern Beweis als das heutige England dafür daß eine Nationalerziehung ohne alles Hinzuthun der Regierung möglich ist, und daß eine Regierung da, wo die Nation mit ihr auf ziemlich gleicher Bildungsstufe steht und vom Nationalgeist durchdrungen ist, ohne Gefahr für die nationalen Interessen die Erziehung der Familie überlassen kann. Ebenso findet Raumer die Behauptung des Dionysius (II, 30), „Weiberraub sei griechische Sitte, und die schönste und trefflichste Art in deren Besitz zu kommen und Ehen zu schließen", sehr auffallend. Das sagt aber Dionysius gar nicht, sondern nur daß der (symbolische) Raub als Einleitung der Ehe altgriechische Sitte sei, und die schönste unter allen Formen für das Eingehen der Ehe. Und Das ist auch richtig; wenigstens wüßte ich keinen Grund der uns zu der Annahme zwänge, daß diese in Sparta ziemlich lange erhaltene Sitte nicht früher die allgemein griechische gewesen sei, wie ja so viele andere dorische Einrichtungen ursprünglich die allgemein griechischen waren. S. 147 sagt Raumer: das Verhältniß der Clienten zu den Patronen habe Dionysius in sehr günstiges Licht gestellt, andere Schriftsteller, selbst Cicero sprächen für ihre Zeit keineswegs so vortheilhaft davon; nur eine Stelle wird als Beleg angeführt, nämlich Cicero, „De offic.", 2, 20; dort heißt es: „Patrocinio vero se usos et clientes appellari mortis instar putant." Das Subject ist hier qui se locupletes honoratos beatos putant; Cicero sagt also: Einige eitele Menschen, welche sich viel auf ihren Reichthum und ihre Vornehmheit einbildeten, scheuten Nichts so sehr als von Andern Schutz erhalten zu haben, und ihnen dafür in der Art zu Dank verpflichtet zu sein daß sie die Clienten jener, jene ihre Patronen genannt würden. Was beweist nun diese Stelle, welche sich überdies wol nur auf das Verhältniß des Rechtsanwaltes zu seinen Mandanten bezieht, gegen die Heiligkeit des Verhältnisses zwischen Patron und Clienten, von welchem Dionys spricht?

S. 150: „Ob jemals in Rom ein Steuersystem zu längerer Anwendung kam, wo der Aermste soviel steuerte wie der Reichste, bleibt mir trotz der Versicherung des Dionysius unglaublich." Aber in der dafür angeführten Stelle IV, 43 handelt es sich gar nicht von einem „Steuersystem" und dessen längerer Anwendung, sondern blos von tributum, also einer außerordentlichen, jedesmal lediglich für Kriegsbedürfnisse erhobenen Abgabe, und sie besagt nur daß, wie vor der Einführung der Servianischen Verfassung, so sei unter Tarquinius Superbus mit Beseitigung jener Verfassung das tributum in der Form einer Kopf- und nicht einer Vermögenssteuer erhoben worden; daß aber bei der Kopfsteuer die Vermögensdifferenzen völlig unbeachtet geblieben wären, ist allerdings unglaublich und wol eine starke Uebertreibung des Dionysius.

S. 171 wird der neuerlich aufgestellten Behauptung, die fungirenden Consuln hätten im Senat nicht mitgestimmt, die Nachricht Appian's (b. c. II, 5) entgegengehalten, wonach die designirten Consuln und zwar deshalb immer zuerst um ihre Meinung gefragt worden wären, weil man erwarten könne, daß sie, welche im nächsten Jahre Vieles von dem Beschlossenen auszuführen haben würden, Alles auch um so vorsichtiger und reifer erwägen dürften. „Wenn nun", meint Raumer, „den im Amte stehenden Consuln jene Pflicht unbezweifelt auch oblag, so dürfte man wol schließen daß es rathsam und gebräuchlich war ihre Ansicht ebenfalls zuerst zu vernehmen." Indeß ist hierbei nicht zu übersehen daß die fungirenden Consuln in der Regel die Referenten im Senate waren, und daß sie also schon als Referenten ihre Meinung und zwar zuerst zu erkennen geben mußten, ohne daß sie aus diesem Grunde noch nöthig hatten sich an der Debatte zu betheiligen.

Ebendaselbst wird mit Berufung auf Appian (II, 10) angeführt daß Cäsar die Berufung des Senats ein ganzes Jahr ausgesetzt habe, und der Mangel an gesetzlichen Bestimmungen, um diese höchst schädliche Willkür zu verhindern, bedauert. Das ganze Jahr sagt Appian nicht, sondern nur den Rest des Jahrs, aber Das ist eine Kleinigkeit; viel wichtiger ist, daß was Raumer hinzufügt: „Wenigstens hätte man nicht die Einstimmigkeit beider Consuln zu jener Berufung verlangen sollen", nur nach der lateinischen Uebersetzung des Appian verlangt worden ist (quum non convocaretur senatus neque convocari in curiam ab alterutro consulum sine alterius consensu ex legibus posset); Appian's Worte „οὐδὲ ἐξῆν τῷ ἑτέρῳ τῶν ὑπάτων συναγαγεῖν αὐτήν (τὴν βουλήν)", beziehen sich gar nicht auf etwas gesetzlich und allgemein Gültiges, sondern auf den speciellen Fall daß Cäsar's College Bibulus sich außer Stand fühlte den Senat einseitig zu berufen: denn im Ganzen war wol, wenn sich beide Consuln nicht einigten, der maior consul, d. h. der welcher die Fasces hatte, über die Berufung des Senats zu entscheiden berechtigt. Wären aber einmal Beide entschlossen gewesen ohne Berufung dieses Raths ihr Amt fortzuführen, so hätte man in den Tribunen, seitdem auch diese das Recht hatten den Senat zu berufen, immer ein Mittel gehabt um solchem wahnsinnigen Beginnen zu begegnen, welches übrigens gegenüber der öffentlichen Meinung, gegenüber der Intercessionsgewalt der Tribunen, gegenüber endlich der Macht der Auguren, durch einen entdeckten religiösen Fehler bei der Wahl die Beamten zur Abdankung zu nöthigen sich gar nicht durchführen ließ.

Genug und mehr als genug von solchen Kleinigkeiten. Ich eile zu dem Antheil eines andern Mitarbeiters an diesen „Antiquarischen Briefen", der nicht nur für den Alterthumsforscher beiweitem der bedeutendste an diesem Werke ist, son-

dern auch für andere Leser der anziehendste sein möchte, zu den Briefen Böckh's. Ueber den Werth derselben, ihre Vortrefflichkeit in Form und Inhalt braucht es ja wol auch für das größere Publicum keines Zeugnisses, am wenigsten des meinen, und andere Berichterstatter, die mir zuvorgekommen sind, haben bereits die Feinheit und attische Urbanität derselben gerühmt; dafür will ich lieber die Gegenstände nennen über die sich Böckh hier geäußert hat, und dann einige Stellen als Proben zum Besten geben. Man findet also hier Böckh's Ansichten über Das was die Classicität überhaupt und die der alten Schriftsteller insbesondere ausmache, über das Verhältniß der Platon'schen Schriften zu denen Xenophon's, namentlich über die beiderseitigen Symposia (Böckh macht es wahrscheinlich daß das Xenophon'sche Gastmahl früher geschrieben sei als das Platon'sche), über Platon's Verhältniß zum Christenthum; über den musikalischen Vortrag der einzelnen Partien der Tragödie und Komödie (die metrischen Partien wurden *unter Musikbegleitung gesungen*, die Trimeter des Dialogs *gesprochen*, und zwar in der Tragödie bei solchen Partien die eine ausgezeichnete Erhebung hatten, *unter musikalischer Begleitung* in der Komödie dagegen Trimeter und Tetrameter *ohne solche Begleitung*); über die Rhapsoden der Sokratischen und der frühern Zeit; über den Verfasser der dem Xenophon beigelegten Schrift „Ueber die Staatsverfassung Athens", über die Entwickelung in den verschiedenen Zweigen der Literatur, über Herodot, über Thucydides und sein Verhältniß zu Tacitus, über die Beschränkung und Abrundung in den Werken des Alterthums gegenüber der modernen Universalität, über Pausanias, über die ersten Capitel des Herodot, über das Romantische in der antiken Poesie, über die Behandlung der langen und kurzen Silben durch Rhythmus und Musik, über die Platon'sche Unsterblichkeitslehre u. s. w. Nun die Proben (S. 38):

Classiker sind, dem ursprünglichen Wortverstande gemäß, die Mitglieder der ersten Classe nach dem Census; wie weit auch demokratischer Geist sich ausdehnen mag, wird auf dem geistigen Gebiete sich der Census immer geltendmachen, indem nicht Alle gleichen geistigen Reichthum besitzen, und wenn alle Güter communistisch vertheilt werden, der Geist sich doch nicht gleich vertheilen läßt. Wir haben also ebenso gut wie die Alten unsere Classiker, und Nichts ist verkehrter ersonnen als der Gegensatz des Classischen und Romantischen; der äußerste Gegensatz des Classischen ist das Proletarische, woran auch in der Literatur Ueberfluß ist, und zwischen Beidem in der Mitte liegt eben das Mittelmäßige.... Als das schönste Unterscheidungszeichen des Classischen vor allem Andern erscheint mir dieses: classisch ist, sei es antik oder modern, Dasjenige was immer mehr gefällt je öfter man es liest; nicht classisch, was bei jeder wiederholten Lesung mehr verliert. An der Form allein kann Dies aber nicht liegen; es liegt daran daß aus dem Classischen, je mehr man es betrachtet, immer mehr Geist hervorspringt, also immer mehr Gedanken und so erzeugt es auch immer mehr Gedanken.

S. 44:

Allerdings gebe ich zu daß Platon in seiner dialektischen Betrachtungsweise nicht zu dem Ausdruck kommen konnte, man solle seine Feinde lieben: denn ihm sind nur Gute Freunde, und die Feinde lieben würde ihm soviel gewesen sein als das Schlechte lieben; aber verfolgt man seinen Gedankengang, so wird man zugeben müssen daß es nach ihm die Sache des Guten ist die Schlechten gut zu machen; und sollte Dies nicht die wahre christliche Feindesliebe sein, nur nicht mehr in der Gefühlsform, sondern dialektisch gefaßt?

S. 45:

Platon geht noch weiter: ihm ist die Uebung der Tugend durch göttliche Gabe gar nicht die rechte Tugend, sondern die rechte Tugend ist ihm lediglich durch Erkenntniß bedingt. Er sagte nicht mit unserm Dichter: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth." Er hielt offenbar wenig von Einfalt und kindlichem Gemüth, wenig von bewußtloser Tugend. Das ist wieder eine starke Instanz gegen die Platonische Christlichkeit.

S. 51:

Daß Xenophon oder Platon Athen hätten retten können, glaube ich nimmermehr. Xenophon's Lakonismus ist nicht befremdlicher als der so vieler andern Alten; ziemlich alle alten Philosophen finden die wahre Staatsweisheit nur in Sparta, und stießen sich nur wenig (obwol etwas) an dem Stehlen und der Helotenjagd; am erstern mit Recht nicht viel. Denn wenn festgesetzt ist was man stehlen dürfe und was nicht, so kann von Stehlen kaum mehr die Rede sein, sondern nur von einigem Communismus, der wenn irgendwo in Sparta verwirklicht war, seltsam genug nicht in der Demokratie, sondern in der Aristokratie; aber ebenso bezieht sich Platon's Communismus nur auf die Aristokraten, und der altchristliche konnte auch nicht über einen Conventikel hinauskommen und nicht allgemein werden.

Die Schrift „Vom Staat der Athener" muß nach Böckh für älter als Xenophon's Blütezeit gelten:

Sie geht über desselben politischen Horizont, hat eine thucydideische Objectivität der Betrachtung, zeigt einen durchdringenden Verstand, einen feinen Humor, aber kein Gemüth. ... Vom hochroth aristokratischen Standpunkte aus kann man die Demokratie nicht besser charakterisiren und persifliren als in dieser geistreichen Schrift geschieht.

Böckh wirft die Vermuthung hin, welche auch Wachsmuth einmal gelegentlich geäußert hat, daß die Schrift von Kritias sei, und will Das später zu bestätigen suchen. Das ist seitdem geschehen in der zweiten Ausgabe von „Die Staatshaushaltung der Athener" (I, 433 fg.), jedoch ist meiner Ueberzeugung nach die Untersuchung daselbst nur so weit geführt daß man zugeben muß die Schrift *sei gewiß nicht von Xenophon und könne von Kritias verfaßt sein.*

Gegenüber Denen welche in der literarischen Entwickelung der Völker die Einen nur ein Herabsteigen vom Vollkommensten zum Entarteten, die Andern nur einen Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, die Dritten ein regelmäßiges Steigen bis zu einer gewissen Höhe, und ein naturgemäßes Zurücksinken zum Schlechten anerkennen (Raumer, S. 21 fg.), bekennt sich Böckh zu einer vierten Ansicht:

Alle Entwickelungen bilden sich in Stilen, was die alten Kritiker Ideen (Formen der Darstellung) nennen; diese sind ein Ergebniß des jedesmaligen Zeitgeistes in seinem Einfluß auf den eigenthümlichen Charakter jeder Gattung, und allerdings zugleich Ergebniß kräftiger Geister, welche den Ton angegeben haben dem viele Andere dann folgen. Die Aufeinanderfolge dieser Stile ist bei einer naturgemäßen und harmonischen Entwickelung wie die der Hellenen war eine natürliche und nicht willkürliche, sondern in den Hauptmomenten nothwendig, und es ist darin weder ein absoluter Fortschritt noch ein

absoluter Rückschritt, sondern jede Form hat ihre besondere Vortrefflichkeit; doch scheint die mittlere in der Regel die höchste zu sein.

S. 56:

Man hat mit Recht von einem süßen Gift des Tacitus gesprochen, von welchem ganz inficirt zu sein ich selbst gern gestehe. Denn dieses Gift ist ein Gegengift gegen viel schlimmere Gifte. Stoicismus ist Dies aber wahrlich nicht; denn der Stoicismus ist Apathie und diese hat Tacitus nicht, noch weniger affectirt er sie; aus seinen Werken spricht überall der tiefe Schmerz der Seele. Schulweisheit ist überhaupt nicht seine Sache.

Meiner Ansicht nach steht Herodot in Rücksicht auf Politik weit hinter seinem Zeitalter zurück, welches durch und durch politisch gebildet und über Herodot's religiösen Pragmatismus hinaus war. Dagegen steht Thucydides wie Perikles auf der Höhe der Zeitbildung: seine Geschichte ist wie sie sein muß, politisch; er ist der Phidias der Geschichtschreibung.

Ich erkläre die Herodot'sche Naivetät für eine bewußte; darum ist sie aber noch nicht eine gemachte, sondern sie ist künstlerisch ausgebildete Natur.... Wenn F. A. Wolf meinte, Thucydides schreibe wie ein Unteroffizier, so wäre er wenigstens ein Unteroffizier mit großem Bewußtsein und Absicht gewesen, und solche mag es allerdings auch geben.

S. 57:

Thucydides, wünschen Sie, hätte Athen in aller Vielseitigkeit seiner Glorie geschildert. Sie verlangen von ihm moderne Universalität; er aber wollte von Dem schreiben was er verstand; es genügte den Alten beschränkte Aufgaben zu lösen, wir werfen uns immer gleich ins Unendliche, wie schon Goethe gesagt hat, und kommen darum auch nicht zu abgerundeten Werken und plastischen Gestaltungen, und werden niemals fertig. Die politische Geschichte soll die ganze Literatur-, Kunst- und Sittengeschichte umfassen; die Literaturgeschichte pfropfen wir voll mit politischen und andern Thatsachen. Die Alten kannten den Grundsatz von der Theilung der Arbeit so gut wie wir, und befolgten ihn besser als wir in Kunst und Wissenschaft; darin liegt ihre Virtuosität.

S. 110:

Pausanias ist unschuldig an den mythologischen Systemen der Neuern, gegen die ich aber doch nicht so eingenommen bin als Sie zu sein scheinen. Zugegeben daß viel Verkehrtes versucht worden, so bin ich doch überzeugt daß in der griechischen Mythologie ein Keim von Speculation und speculativen Ansichten enthalten ist, die ihren Ursprung jenseit des Homer und Hesiod haben.

S. 119 fg.

In der Schiller'schen Behauptung, der alte Dichter sei mächtig durch die Kunst der Begrenzung, der neue durch die Kraft des Unendlichen, liegt mir doch mehr Wahrheit als Sie anzuerkennen scheinen.... In dem Schiller'schen Gegensatz des Naiven und Sentimentalen liegt doch auch eine tiefe Wahrheit; nur hat Schiller die sentimentalen Elemente des Alterthums viel zu gering angeschlagen. Wilhelm von Humboldt hielt, wie mir Alexander von Humboldt erzählt hat, die Alten für sehr sentimental.

S. 209 fg.

Ich bin der Ansicht daß es bessere Gründe für die Unsterblichkeit der Seele nicht gibt als die Platon'schen: wie weit sie reichen, mag jetzt dahingestellt bleiben: aber alle andern reichen entweder nicht weiter, oder sind gar keine Gründe, sondern nur Glaubensartikel, entweder positive eines Religionssystems oder subjective Einzelner.... Diese Unsterblichkeitslehre ist die einzige folgerichtige und Nichts inconsequenter als ein Gewordensein der Seele anzunehmen, aber die Fortdauer des Gewordenen zu setzen.... Ob nun nicht auch die Religionskriege eben dieselbe Wurzel haben (als die Begierden), überlasse ich Ihrer Ueberlegung; schwerlich werden Sie behaupten daß sie in der Vernunft begründet sind. Und so, denke ich, würde auch Platon sie nicht in der Vernunft, sondern in der Unvernunft begründet gefunden haben.

Auf eine Stelle werde ich gleich nachher zurückkommen; jetzt nur noch einige Worte über den einen oder andern Punkt, über den ich anderer Ansicht bin. Böckh gibt (S. 45) zu daß die Sklaverei in der Demokratie ein Widerspruch, behauptet aber daß der Widerspruch in Athen durch die Milde gegen die Sklaven gemildert worden sei, vermöge welcher der Sklave dem Bürger geringerer Art, mit Ausnahme der politischen Rechte, ziemlich gleichstand. Mir scheint hier theils die Milde etwas übertrieben zu sein, da sich zwar allerdings äußerlich in Kleidung und Lebensweise der arme Bürger in Athen wenig vom Sklaven unterschied, übrigens aber dieser jenem fast in keiner rechtlichen Beziehung gleichstand. Einen Widerspruch jedoch gegen die Demokratie kann ich hierin ebenso wenig sehen als in der Zurücksetzung der Schutzgenossen; von der Demokratie auf breitester demokratischer Grundlage, wie man sie in neuester Zeit ersonnen hat, haben freilich die allerdemokratischsten Staaten des Alterthums Nichts gewußt, denen es nie beifiel die Rechtsgleichheit, welche das Princip der Demokratie ist, auf Nichtbürger auszudehnen. Eben darum weil die Demokratie des Alterthums gegenüber dem heutigen allgemeinen Stimmrecht Aristokratie war, hat auch jene das Handwerk soweit verachten können daß kein attischer Bürger leicht es selbst trieb, sondern nur höchstens durch seine Sklaven zu seinem Vortheil treiben ließ.

Raumer hatte sich (S. 87) dahin geäußert: daß wenn die alten Griechen auch das ῃ wie J ausgesprochen hätten, ein wahres Schwalbengezwitscher und Gequieke entstanden wäre; Böckh meint (S. 117), daß Jeder der Ohren hat Dies unterschreiben müsse, schon wenn er den ersten Vers der griechischen Poesie liest:

Minin aïde thea Piliiadeo Achilios.

Ich werde mich hüten Etwas behaupten zu wollen, was mich der Gefahr aussetzte daß mir die Ohren abgestritten würden, oder mich zum Vertheidiger des Itacismus aufzuwerfen der längst vertheidigt ist und mit wenigen Worten nicht vertheidigt werden kann, auch nicht gegen ein Argument welches wol keinen Anspruch auf Neuheit erheben kann; aber wenn Böckh hinzufügt, schon der Umstand daß die Vor-Simonideische Schrift für ε und η einerlei Zeichen, nämlich E hatte, sei dafür entscheidend daß η und ι nicht gleich gelautet haben können, so kann ich das Gewicht dieses, übrigens auch nicht neuen Arguments nicht zugeben; oder es müßte dann auch behauptet werden, da in derselben Schrift E auch für ει, und O für ο, ω und ου gebraucht wurde, daß ει wie ε und ου wie ο gelautet haben; dagegen aber daß der Laut η dem Laut ε nahe verwandt war, dürfte der eifrigste Itacist Nichts einzuwenden haben.

Raumer macht (S. 36) darauf aufmerksam daß die griechischen Heere sich nicht gern ohne Gesellschaft von Frauen und Mädchen fortbewegten, und bringt dafür einige Stellen

der „Anabasis" Xenophon's zum Beleg, aus denen allerdings hervorgeht daß in dem griechischen Heere, dessen Rückzug jene Schrift schildert, sich sehr viele Lustdirnen befanden. Indeß haben wir es hier mit einem Söldlingsheere zu thun, und was sich hier gezeigt braucht nicht darum auch in den reinbürgerlichen und Nationalheeren stattgefunden zu haben. Jemehr freilich später die letztern verschwanden, und mit den erstern fast allein die Kriege geführt wurden, um destomehr wird man diese Unsitte in den griechischen Armeen angetroffen haben, und Böckh erinnert daher (S. 57 fg.) mit Recht daran daß in der Zeit des Demosthenes und der macedonischen Herrschaft das Hetärenwesen in Verbindung mit den Heeren und der Soldateska noch eine höhere Stufe erreicht habe. Er schickt aber dieser Thatsache die Bemerkung voran daß die Zuchtlosigkeit in den hellenischen Heeren eine der schlechtesten Seiten der hellenischen Kriegsführung, und der Mangel an Disciplin später die Hauptursache der Niederlagen war. Das könnte leicht bei Manchen die Vorstellung veranlassen als ob der Mangel an Disciplin aus der Anwesenheit der Hetären abgeleitet werden solle, was gewiß nicht Böckh's Absicht ist, da diese vielmehr als eine Folge von jenem erscheint. Man fand jene Zuchtlosigkeit am wenigsten noch im spartanischen Heere; dagegen waren die attische schwere Infanterie und Cavalerie, wie der Sohn des großen Perikles dem Sokrates klagt (Xenophon, „Mem." 3, 5, 19), die allerungehorsamsten; als einen eclatanten Beweis dafür habe ich immer die von Thucydides (4, 4) berichtete Thatsache angesehen: daß im Peloponnesischen Kriege die attischen Soldaten weder durch Befehle, noch durch Bitten ihres Feldherrn Demosthenes oder der Unterfeldherren dazu gebracht werden konnten Pylos zu befestigen, und jener warten mußte bis sie vor langer Weile thaten was sie aus Gehorsam nicht hatten thun wollen. Vier Umstände trugen zu diesem Mangel an Disciplin bei. Das Erste war die demokratische Gleichheit, welcher es überhaupt schwer wird zu gehorchen; das Zweite der Mangel an einem gebildeten Offiziercorps, an gesetzlich geordnetem Avancement; wer heute als Führer und selbst als Feldherr diente, konnte in einem künftigen Feldzuge wieder als Gemeiner dienen müssen, die Führerstellen wurden vom Volke nach Belieben, selten mit gehöriger Berücksichtigung militairischer Fähigkeiten vergeben; Die über welche der Feldherr Disciplinargewalt ausüben sollte hatten vielleicht selbst ihn gewählt, und waren nach Beendigung des Feldzugs vielleicht wieder seine Richter. Dazu kam drittens daß der Feldherr, leichte Disciplinarstrafen abgerechnet, keine Strafmacht hatte; über eigentliche Militairvergehen wurde erst nach beendigtem Feldzug in der Heimat von einem dortigen Civilgericht entschieden, wobei nur darauf gesehen wurde daß die Geschworenen aus der Mitte Derer genommen wurden welche die nöthigen Feldzüge oder den Feldzug, bei dem das Vergehen vorgefallen war, mitgemacht hatten. Viertens scheint mir auch die barbarische Art der Kriegsführung, dieses Brennen und Sengen, Rauben und Plündern in Feindesland, für die Aufrechthaltung der Disciplin von großem Nachtheil gewesen zu sein.

Die oben ausgezogene Aeußerung Böckh's über die Platon'schen Beweise für die Unsterblichkeit veranlaßte Raumer (S. 217) eine Stelle aus H. Ritter's „Geschichte der alten Philosophie", in welcher dieser Gelehrte behauptet hatte, die rechte Tiefe und der rechte Umfang der Gesinnung habe durchweg dem Alterthum gefehlt, erst das Christenthum habe diese Güter den Menschen gebracht, daher erst mit seiner Verbreitung sich eine folgerichtige Entwickelung der Philosophie habe einleiten können, Böckh mit dem Wunsche vorzulegen, er möchte ihm darüber seine Ansicht mittheilen. In seiner Antwort erinnert Böckh zunächst an eine Stelle seiner eigenen „Staatshaushaltung der Athener", in welcher er selbst schon vor 34 Jahren sich dahin erklärt hatte: „Rechnet man die großen Geister ab die in der Liebe ihres Gemüths eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat", und fügt dann hinzu: wie er sich freuen werde, wenn gezeigt würde daß auch die Philosophie erst eine folgerichtige Entwickelung erlangen konnte, nachdem das Christenthum „die rechte Tiefe und den rechten Umfang der Gesinnung" den Menschen gebracht hat; daß aber dieser Beweis schon geführt sei, wäre ihm unbekannt; er würde der Meinung sein daß eine positive, geoffenbarte Religion mit der Philosophie gar Nichts zu thun habe, und die folgerichtige Entwickelung der letztern unmöglich sei, wenn diese durch Glaubensartikel sich bestimmen lasse. Eine von Glaubensartikeln bestimmte Philosophie hätten die Alten nicht gekannt, und sie verdienten deshalb Entschuldigung. Böckh bringt endlich einen Ausspruch von Leibniz bei, welcher beweist daß auch dieser Denker nicht der durch die rechte Tiefe und den rechten Umfang der Gesinnung getragenen Philosophie, sondern der Offenbarung die Lösung der Aufgabe zuschreibt, welche, wie die Schöpfung oder der Anfang der Dinge, und die Auferstehung der Leiber, den Alten unbekannt waren. Dieses ist der Punkt über welchen H. Ritter, von Raumer aufgefodert, kurz seine Meinung abgibt. Er macht sich aber, offenherzig gestanden, die Sache etwas leicht. Mit der Verbreitung des Christenthums, sagt Ritter, ist im Allgemeinen in der Denkweise der Menschen eine Umwandelung zum Bessern hervorgebracht worden, diese muß nicht nur die Menge, sondern auch die wissenschaftlichen Männer und die wissenschaftlichen Elemente der Denkweise berührt haben. „Unzählige historische Beweise zeigen daß der sittliche Charakter eines Menschen auf seine sittliche und wissenschaftliche Denkweise den stärksten Einfluß auszuüben pflegt." Hat die christliche Religion zur Besserung der Menschen, so muß sie auch zur Besserung ihrer Philosophie beigetragen haben. Zwei Beispiele führt Ritter an: Platon und Aristoteles hielten die Sklaverei für natürliches Recht, die alten Philosophen die Religion nur für Sache der Menge; jenes

spreche nicht für den Umfang, dieses nicht für die Tiefe ihrer Gesinnung. Die Seelenlehre sei von den Alten, welche sie als einen Theil der Physik betrachteten, anders behandelt worden als von den Neuern, welche sie entweder zur Metaphysik schlugen, oder daraus einen eigenen Theil der Philosophie machten. Platon's Lehre von der Unsterblichkeit der Seele habe ihre Färbung von der alterthümlichen Ansicht von der Seele erhalten, welche die Alten als vorherrschend bewegende Kraft betrachteten. Ich kann es nur bedauern daß Ritter, im Drange seiner Arbeiten über den zehnten Band seiner „Geschichte der Philosophie", nicht Zeit gefunden hat um den von Böckh vermißten Beweis, daß die Philosophie erst durch das Christenthum ihre folgerichtige Entwickelung erhalten hat, zu führen, und die neuern philosophischen Argumente für die Unsterblichkeit der Seele namhaft zu machen, welche dialektisch und speculativ besser sind und weiter reichen als die Platon'schen; Das würde wol jedenfalls zur Bildung einer Ueberzeugung mehr und schneller gewirkt haben als sein jetzt versuchter Beweis, es müßte so sein. Daß aber „die" alten Philosophen „die Religion", und sollte darunter auch nur die vaterländische verstanden werden, nur für Sache der Menge gehalten hätten, ist wol schwerlich nachzuweisen, und wird durch Aeußerungen einiger, namentlich späterer und römischer Philosophen wie Seneca nicht nachgewiesen. Ebenso wenig kann ich zugeben daß daraus gegen die Menschenliebe oder den Umfang der Gesinnung der alten Philosophen eine Instanz herzunehmen sei, weil Platon und Aristoteles die Sklaverei, welche sie in der damaligen gebildeten Welt überall vorfanden, für einen naturwüchsigen Zustand angesehen haben; denn Das behaupten noch heutzutage Einige, die doch für ganz besonders christlich gelten oder gelten wollen, und es ist ebenso bekannt daß unter der Herrschaft des Christenthums die Sklaverei oder ein ihr völlig analoger Zustand wie der Colonat und die Leibeigenschaft sich Jahrhunderte hindurch erhalten hat, ja die Heilige Schrift betrachtet die Sklaverei als einen legalen Zustand und in keiner Art als anomalen. Kurz, der Beweis den Böckh vermißt scheint auch durch Ritter's Deduction nicht geführt zu sein.

Loebell's Beitrag steht mit den vorangehenden Briefen in gar keinem Zusammenhange, er bezieht sich auf einen einzelnen Punkt in der Staatsverfassung Spartas, welcher ebenso dunkel ist wie so manche andere spartanische Staatseinrichtung, deren Kenntniß nicht nur uns Spätlingen durch Mangel an Nachrichten entzogen ist, sondern durch die Geheimnißkrämerei und Abgeschlossenheit Spartas selbst den Nachbarvölkern entzogen war. Die Fragen um die es sich hier handelt beziehen sich auf Eintheilungen der spartanischen Bürgerschaft, nämlich was in Sparta der Demos war, aus welchem nach Aristoteles die Ephoren genommen wurden; was daselbst die Kaloi Kagathoi, die derselbe Philosoph jenem entgegenstellt, indem er aus ihnen die Gerusia besetzt sein läßt, zu bedeuten hatten, und in welchem Verhältniß zu den letztern die Homoeem standen, die wir nur aus einer gelegentlichen Aeußerung des Demosthenes, und diese ebenfalls nur gelegentlichen Xenophon's kennen. Loebell sucht wahrscheinlich zu machen daß die Homoeen von den Kaloi Kagathoi des Aristoteles völlig verschieden waren, unter jenen alle Die welche sich nicht durch Nichterfüllung gewisser gesetzlicher Pflichten der höchsten bürgerlichen Rechte unwürdig gemacht hatten begriffen waren, unter den Kaloi Kagathoi aber ein und zwar nicht geschlossener, sondern eben der römischen Nobilität entsprechender Adel zu verstehen sei, auf welchen vermuthlich Vermögen und Verdienste der Vorfahren ein Anrecht gaben. Ist Dieses, wie es allerdings scheint, richtig, so würden die ὅμοιοι Spartas etwa den ἐπίτιμοι Athens, die ὑπομείονες, welche in einer Stelle Xenophon's erwähnt werden (H. gr. 3, 3, 6), den attischen ἄτιμοι, die Kaloi Kagathoi des Aristoteles aber, welches natürlich nicht eine officielle, sondern eine Parteibezeichnung ist, etwa den Eupatriden, den Aristokraten, den Oligarchen anderer griechischer Staaten entsprochen haben. Aristoteles bezeichnet den den letztern entgegengesetzten Demos als vorzugsweise die ärmere Bevölkerung umfassend. Das steht freilich mit der jetzt gäng und gäben Vorstellung in Widerspruch, daß es in Gemäßheit der Lykurgischen Verfassung in Sparta bis auf die Zeit spätern Verfalls gar keinen Gegensatz von Reichthum und Armuth gegeben habe, sondern dort ein gleichmäßiges Besitzthum unter den Bürgern die Regel gewesen sei. Loebell erklärt sich aber auch mit dem Engländer Grote gegen die dem Lykurg beigelegte gleichmäßige Ackervertheilung und darauf gegründet sein sollende Gütergleichheit und meint, wie Grote, daß erst in der Zeit des unglücklichen Königs Agis jene Thatsache als Ueberlieferung verkündet worden sei, als dieser in einem Ackergesetze das alleinige Mittel zur Rettung des Staats erblickte, und man bei der damaligen Schwärmerei für die Wiederherstellung der Lykurgischen Zucht auch jene Gütergleichheit als ihre Quelle ansah. Die Bedenken gegen den vermeintlichen Lykurgischen Ursprung eines solchen Instituts sind allerdings von großem Gewichte und schwer zu beseitigen. Man vergl. indeß K. F. Hermann in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (1849, S. 1236 fg.).

Ich habe mich solange bei den bisher genannten Aufsätzen verweilt daß ich es nicht über mich bringen kann noch neuen Raum für die mir überdies etwas fernliegenden Beiträge Panofka's in Anspruch zu nehmen, und will daher deren Charakterisirung und Würdigung Andern, und namentlich Archäologen überlassen. 81.

Beiträge zur Kritik des modernen Romans.

II.*)

Wunderlichkeiten aus Tieck'scher Erbschaft.

(Alexander Jung.)

„Vermischung aller Geschmäcke" überschreibt Menzel einen Abschnitt der deutschen Literaturgeschichte. Wenn von rechtswegen irgend eine bestimmte Gruppe neuerer Productionen mit diesem Titel bezeichnet werden kann,

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 106 d. Bl. D. Red.

so muß ihn ohne Frage unsere heutige novellistische Literatur sich vorzugsweise gefallen lassen. Zu den Manieren und Tendenzen, die dem Tage und seinen nächsten Antrieben ihre Entstehung verdanken, gesellen sich Reminiscenzen, in denen das Ausgelebte noch einmal Leben gewinnen will. Aufdringlicher Subjectivismus setzt seine Launen an die Stelle des Kunstgebotes und so sieht man jene „Vermischung aller Geschmäcke" umsichgreifen, bei welcher das Traurigste ist daß die meisten derselben in der Geschmacklosigkeit ihre höhere Einheit finden. Kaum irgendwo eine Spur des Echten, das sich mit innerer Nothwendigkeit geltendmacht; desto größer fast überall das Geschrei von dem reinen gebieterischen Drange, der nun gerade dieses und jenes Erzeugniß mit einem tiefer begründeten Rechte des Daseins ausstatte! Wir suchen das Kunstwerk welches für sich selbst zu reden vermöchte.

Damit die Anarchie und das wüste Wesen vollständig werde, fehlte nur daß man inmitten aller verwirrenden und zerstörenden Uebergriffe der politischen und socialen Tagesdebatte in dies Gebiet erzählender Dichtung auch noch der Nachahmung älterer Verkehrtheiten ausdrückliche Sorge zuwandte. Wir haben es hier freilich nicht mit allgemeiner gepflegten Neigungen zu thun, aus denen eine förmliche Sippschaft verwandter Producte hervorginge; indessen sind auch einzelne Zeugnisse immerhin wichtig genug, um in einer Uebersicht, die zu dem Bilde solcher chaotischen Zustände Beiträge liefern will, Aufmerksamkeit zu verdienen. Im schlimmsten Sinne cultivirt werden wir diese reflectirten Wiederbelebungsversuche abgethaner literarischer Unarten später bei dem Freiherrn von Sternberg erblicken. Diesmal betrachten wir eine sehr unschuldige Erscheinung, die, weit entfernt auf das Verdienst der Reproduction zu pochen, sich wahrscheinlich nicht einmal ihres Vorbildes bewußt geworden ist. Der königsberger Philosoph — sit venia verbo — Alexander Jung, den wir nirgend weniger als in diesem Gehege erwarteten, überrascht uns mit einer Novelle:

Der Bettler von James Park. Von Alexander Jung. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

deren ganzer Geist sich in der Kürze schwerlich anders als ich oben mit Beziehung auf Ludwig Tieck gethan habe, treu möchte angeben lassen. Die Stimmung, gleichsam die Gedankenatmosphäre aus welcher das Büchlein entsprungen ist, schildert der Verfasser in einer Widmungsrede an Varnhagen von Ense durch ziemlich confuse Aphorismen über den Zusammenhang des Komischen und Tragischen, über Vereinbarkeit des Plastischen und Musikalischen, über die Pflege des Einfachen in der Literatur und die geistige Berührung der Nationalitäten. Aus dem Zusammenströmen dieser unklaren Gedanken construirt er seine Novelle als „das Werk heiliger Nothwendigkeit und schönster Freiheit zugleich", sodaß der Leser, ohne, trotz der Inhaltsangabe, im mindesten zu begreifen auf was es denn nun eigentlich abgesehen sei, in die äußerste Spannung versetzt wird. Das Räthsel der hohen zwingenden Begeisterung, die der Verfasser als Quelle seines Werks rühmt, zeigt sich aber am Ende womöglich noch undurchdringlicher denn zuvor. Nichts Geringeres als ein völlig neu entdecktes, poetisches Land mußte man vermuthen und sieht sich höchlichst erstaunt mit einem male in ganz bekannter Gesellschaft, zu der man billigerweise ein wenig bescheidener hätte geladen werden sollen.

Die Novelle, wie sie Ludwig Tieck in der letzten Periode seiner dichterischen Thätigkeit behandelte, kann, wo sie nicht geradezu fabelhafte Mächte in das reale wache Leben des Tages hineinwirken läßt (vergl. z. B.: „Der Schutzgeist", „Die Klausenburg" und andere), und so halbes Weges wieder zum Märchen einlenkt, gleichwol in mancherlei Zügen ihren Zusammenhang mit der eigentlichen Dichtung des Wunderbaren nicht verleugnen. Eine Vorliebe für das Bizarre, Sonderlingsmäßige zeigt sich in der Aufstellung der Charaktere; in der Entwickelung überwiegt das Abnorme was die natürliche Berechnung durchkreuzt und mit der ersten Anlage häufig den grellsten Widerspruch bildet. In dem unbezähmten Gelüst, dem arglosen Menschenverstande durch seltsame psychologische Combinationen ein Schnippchen zu schlagen, dem neckischen Zufall Triumphe über das vernünftige Gesetz zu bereiten, offenbart sich zuglich die Ironie des Romantikers, welche am muthwilligen Spiele mit der gegebenen Welt ihr Vergnügen findet. Wenn man Tieck unter die Humoristen zählen will, wird man seinen Humor auf keinen Fall darin suchen dürfen daß er das Ungewöhnliche, das Ueberraschende und Unwahrscheinliche als hergebrachte, sich von selbst verstehende Ordnung der Dinge behauptet. Einzelne seiner modernen Novellen ergötzen in der Charakterschilderung durch köstliche Meisterstückchen des komischen Talents, aber Das kann uns nicht über den Schaden täuschen welcher im Ganzen diesem Zweige der Literatur aus solchem vorherrschenden Wohlgefallen am Curiosen und Incommensurablen erwachsen muß.

„Der Bettler von James Park" ist die unglücklichste Palingenesie der Wunderlichkeiten, die uns getrennt von jenem originellen Geiste nicht mehr das leiseste Interesse abgewinnen. Der Autor, von dem wir manche erfreuliche Proben cultur- und literargeschichtlicher Studien besitzen, gibt seiner geistigen Reife, dem Kern seiner Bildung ein höchst bedenkliches Zeugniß, indem er die Gewalt mit welcher es ihn zu dieser Arbeit gedrängt habe recht einleuchtend darzustellen sucht. Er unterbrach sich selbst in einer andern liebgewordenen schriftstellerischen Thätigkeit, um dieser verfehlten Composition alle seine Kräfte zu widmen. Das Resultat all des großen innern Spectakels gewährt uns nur einmal wieder den trübseligen, deprimirenden Anblick, wie ein gebildeter Geist die unfruchtbare Bemühung übernimmt das Absurde mit dem Scheine des Tiefsinns und eigenthümlicher Bedeutsamkeit zu umkleiden.

Wir sehen hier — so bezeichnet der Verfasser selbst den Gegenstand seiner Arbeit — wie aus dem Aberglauben einer alten Familientradition und aus der Verzweifelung überschweng-

licher Liebe hervor sich das tragische Schicksal eines edeln Menschen gebiert, welches bis zur Zerstörung seines Geistes fortgeht, so jedoch daß sich der Geist selbst wieder als die triumphirende Macht erweist und zum Tröster des Opfers, zu einem Paraklet wird, der den Zerstörten wiederbringt und ihn zu einem neuen Gedankenleben befähigt.

Für ein Product der schöpferischen Phantasie gibt es auf der Welt keine schlechtere Empfehlung als eine geschraubte, pretiöse Vorrede, welche dem Leser im voraus zur rechten Sinnesbereitung des Autors eigene hohe Ansicht von seinem Werke überliefern will. Jung leistet darin wirklich das Uebermäßige, und schon diese eitel ausgeplauderte Freude an dem Hervorgebrachten könnte uns den Neuling und Unberufenen auf dem betretenen Gebiete verrathen. Um die zärtliche Verehrung, womit er das Kind seiner Laune in Gedanken hegt, durch den stärksten Ausdruck auch fremden Gemüthern sicher einzuflößen, stellt er — gleichsam nach Analogie kunstvoll akustischer Vorrichtungen zu verstärktem Fortleiten des Redeschalles, oder wie man große Spiegel anordnet, deren einer das aufgefangene Bild dem andern u. s. w. zuwirft — doppelte Repräsentanten seines eigenen innern Verhältnisses zu dem Stoffe und der empfänglichen Stimmung, die der Leser demselben entgegenbringen soll, zwischen seinen Liebling und das Publicum. Die bereits etwas altmodische Form des Vortrags daß der Erzählende zunächst sich selbst als Vermittler, sodann aber auch den betheiligten Dritten, als dessen Nacherzähler er fungirt, redend einführt, kann hier, je offenbarer sie auf eine künstliche Steigerung des Interesses angelegt ist, desto mehr nur den peinlichen Eindruck sentimental beäugelter Verschrobenheit erhöhen, den ohnehin das gezierte Machwerk auf jedes gesunde Gefühl ausüben muß. Indem uns Andere in mattherziger Schönthuerei mit dem Seltsamen und Krankhaften schwelgend als Muster gezeigt werden, empfinden wir um so stärker die Zumuthung, einer barocken und langweiligen Fiction unsere Theilnahme zu schenken.

Das wunderbare Schicksal des Bettlers von James Park ruht auf der Grundlage eines mystischen Verhängnisses. Es ist unverständlich, wenn der Autor von dem „Aberglauben einer alten Familientradition" spricht, denn nicht der Aberglaube, die Einbildung des drohenden Uebels, sondern das wirkliche Uebel, welches nach der Verkündigung eines sagenhaften Fluchs jedesmal unter dem Vorgange der nämlichen geheimnißvollen Erscheinung eintritt, ist es, worunter wir die Hauptgestalt der Novelle und gleichermaßen die innerlich mit ihr Verbundenen leiden sehen: der „Bettler" läßt sich darüber in Folgendem vernehmen:

Einer meiner Vorfahren war ein leidenschaftlicher Verfolger der Katholiken in Irland. Der Abt eines dortigen Klosters erfährt sogar innerhalb seiner heiligen Mauern diese Feindseligkeit und erfleht die Strafe des Himmels. Seitdem erhält sich in meiner Familie die Sage: Einem oder dem Andern von uns oder auch von Denen die mit uns in einem Herzensbunde stehen, erscheint einmal ein irischer Bilderhändler und bietet ihm mit dem Zuruf: Ecce homo! ein Ecce homo zum Verkauf an. Diesem Anerbieten darf nicht widerstanden werden, wenn nicht die Strafe des Himmels sich vervielfachen, sich ins Ungeheuere verstärken soll. Wird das Bild angenommen, so ist dieses dennoch das Zeichen eines oder mehrer Unglücksfälle. Jedenfalls wird Derjenige dem ein solches Bild zutheilwird von jetzt ab einen starken Hang in sich fühlen von der Gesellschaft sich zu isoliren, in den tiefen Sinn des Ecce homo Tag und Nacht sich zu versenken, und über die Vergänglichkeit alles blos Irdischen nachzusinnen.

Dieser alberne fatalistische Spuk findet wiederholt seine buchstäbliche Erfüllung, und solche insipide Wundergeschichten werden uns mit feierlich gerührtem Tone, mit gläubigem Ernste, als ob Nichts weiter dabei zu erinnern wäre, in einer modernen Novelle vorgetragen!

Der Held, ein junger Arzt aus London, voll Neigung zur „ausübenden Poesie" und voll schwärmerischer Liebe zur Natur, erfährt an sich die Wirkung jenes Familienfluchs, nachdem ihm einstmals auf dem Wege zu seiner Braut der unheilkündende Bilderhändler begegnet ist. Er findet die Geliebte im Sterben, eilt, stumm nickend wie die Sterbende ihn zuletzt grüßte, nach Hause, zieht noch selbigen Tages in einen entlegenen Stadttheil, vergißt Alles was man Lebensberuf nennt und schließt sich endlich bei gänzlicher Verarmung einem der großen Bettlerorden Londons an, da ihn „sein sittlicher Mensch" vor dem freiwilligen Ende bewahrt und er nur für dieses Geschäft noch Sinn und Gabe der Orientirung hat. (!) Jahre lang sieht man ihn nun an demselben Standorte täglich mit stummer Geberde die Vorüberpassirenden um Almosen angehen, und von diesem Punkte ist es denn daß die Erzählung, wie sie der fingirte Autor mit den Worten des Erzählers (Lord Utterlone) wiedergibt und in welcher jene Antecedentien erst später nachgeholt werden, ihren Anfang nimmt. Der Lord berichtet, indem er nebenbei von der merkwürdig-großartigen Organisation der londoner Bettlerinnungen genaue Kunde gibt, wie er in James Park auf einen in aller Ueppigkeit des Fleisches strotzenden Bettler aufmerksam und immer von neuem durch dieses widerspruchsvolle Bild eines übermäßig wohlbeleibten Almosensammlers unwillkürlich zum heitersten Gelächter getrieben worden sei; wie aber bald „etwas Großes in einem höhern Sinne, etwas Erdüberlegenes, Körpersattes, Geistvolles, Geisterhaftes" in den Zügen des Mannes ihm tiefern Antheil erweckt habe. Plötzlich vermißt er an gewohnter Stelle die bekannte Gestalt, die auch, nachdem sie noch kurze Zeit an andern Orten erschienen, seinem suchenden Auge völlig entschwindet. Unmotivirt, einzig auf Grund eines übersinnlichen Rapports wie aus der Luft angeweht, überkommt den Lord die Ahnung einer ungewöhnlichen Existenz, eines schweren Verhängnisses, und sein Bericht ergeht sich hier in überschwenglicher Declamation, um die hohe Würde, die unberechenbare Wichtigkeit für sein eigenes Dasein, in welcher ihm die Gestalt des Bettlers von James Park vorschwebt, seinen Zuhörern wenigstens anzudeuten. Wie ein vernünftiger Sinn diese Evolutionen eines improvisirten Paroxysmus als gehörig zu statuiren vermöge, Das bekümmert den ahnungsvollen Lord soviel wie den Doctor Jung — nämlich gar nicht. Er findet, nachdem er vergeblich überall gekundschaftet, Tag

und Nacht keine Ruhe mehr und wälzt sich schlaflos mit schrecklichen Bildern auf seinem Lager; er fühlt einen Zug zu dem Verschwundenen „wie zu einem Priester aller Weisheit und alles Tiefsinns, aller Weltgeheimnisse". All dies Gefasel somnambuler Exaltation, worin der nüchterne Leser einen dem Irrenhause Entsprungenen zu vernehmen glaubt, wird nicht durch den leisesten Anflug von Ironie erträglich gemacht, sondern prunkt vielmehr mit furchtbar weihevollem Ernste, der jeden Zweifel an der bona fides des Autors strenge zurückweist. Und — sollte man diese grenzenlose Verwirrung der Begriffe bei einem modernen Kunstkritiker von philosophischer Cultur noch für möglich halten?! — die formelle Grundintention des Verfassers geht offenkundig auf nichts Anderes als in der Zusammenstellung der Gegensätze, wo sich, mit seinen Worten zu reden, das Tragische zum Komischen, dieses wieder zu jenem, hinüberwendet, ein Musterstück des reinsten Humors zu liefern. Die Spur des Verlorenen wird nach vier Jahren zufällig in einem der großen Krankenhospitäler von Southwark wieder entdeckt, wo er, durch sein boshaftes Embonpoint brotlos geworden und mit der fixen Idee behaftet daß er sich zuweilen in einen Plumpudding verwandelt glaubte, Unterkommen und, allmälig genesend, die Ruhestätte seiner letzten Tage gefunden hatte. Der Oberarzt des Hospitals weiß die Neugierde des Lords nach den Schicksalen „seines heiligen Abgeschiedenen" einigermaßen zu befriedigen. Alle hohen Ahnungen erfüllen sich in Dem was zum Gedächtniß dieser wunderbaren Existenz hinterblieben ist. Die Räume in denen der Verstorbene weilte und manche Reliquien haben dem forschenden Freunde zauberhafte Ueberraschungen aufbehalten. Eine Sphäre des Außerirdischen umfängt den Verzückten. Die todte Geliebte nickt lockend und sinnbethörend aus dem Bilde; ein geheimnißvolles Cabinet, in welchem der Bettler von James Park tagelang ununterbrochen in tiefster Einsamkeit zubrachte, scheint, mit Charonsnachen und Skeleten versehen, in düsterer Färbung ausstaffirt, durchklungen von seufzend anschwellenden Aeolsharfentönen, das Schattenreich selbst zu erschließen. Nachdem der magische Apparat und unsere Geduld erschöpft ist, laufen die anonymen Stimmungen am Grabe des Bettlers aus, wodurch der Lord in seiner Erzählung zu einigen tiefsinnigen Bemerkungen über Kirchhöfe im Allgemeinen Gelegenheit findet, die er voll erhabener Rührung „Eisenbahnhöfe ins Jenseits" nennt. Die Thränenweide am Grabe nickt, wie der Todte einst nickend an der Säule im Park Almosen sammelte. Ganz wie in einem Märchen von Tieck oder Hoffmann wird auch die Natur der allgemeinen Epidemie träumerischer Besessenheit zur Beute.

Glücklich trägt der Lord die nachgelassenen Manuscripte des Bettlers davon und begibt sich nach Paris, wo auch als Nonne die Geliebte desselben, deren vermeintliches Ende nur ein todähnlicher Starrkrampf war, nebst dem gespenstischen Bilderhändler wieder zum Vorschein kommt. Als den Dritten, jenem gestörten Liebesbunde durch den Zug des Herzens Angehörenden trifft ihn jetzt gleichfalls die ominöse Begegnung mit dem Eccehomo-Verkäufer; die Folge ist ein Brief, der ihm den Tod seines einzigen Freundes aus Rom mittheilt und so mit einem Schlage eine Summe schöner Pläne und Hoffnungen vernichtet. Der so Beraubte fühlt wie noch nie den Drang „dem Weltgeräusche abzusterben, sich wenigstens einstweilen soviel wie möglich zu isoliren und in der Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen Schätze des Geistes zu sammeln und zu verarbeiten". Kein Land scheint ihm hierzu geeigneter als Deutschland, wo er denn bei großer Liebe für die „tief ideelle wie universelle Bildung" dieser Nation bald eine zweite Heimat gewinnt. Damit ist dem äußern Verlauf nach die ziemlich abgeschmackte Anekdote geschlossen, an welcher der Autor mit der rohesten Auffassung der Novelle als der Erzählung einer wunderbaren, ungewöhnlichen Begebenheit sein künstlerisches Genügen hat finden können.

Aber mit Recht würde Jung die ganze Entrüstung einer unverstandenen Seele gegen uns kehren dürfen, wenn wir behaupten wollten daß er seine Ansprüche an die Theilnahme des Lesers auf dieses enge Maß eingeschränkt habe. Die vorstehende Betrachtung hat ihm — und nicht ohne seine Schuld — die hohe Absicht eines humoristischen Gebildes untergelegt, allein wir erkannten darin nur die unzulänglichste Vermessenheit. In der That scheint auch diese Absicht nicht das Ganze, nicht einmal das Wesentliche der Aufgabe zu umfassen die ihn bei seiner Darstellung leitete. Wenn bei uns ein Doctor der Philosophie der eine gute Reihe von Jahren blos im raisonnirenden und kritischen Fache gearbeitet und uns wenigstens nicht an handwerksmäßige Schreiberei ums Geld gewöhnt hat, plötzlich auf belletristische Production verfällt, so ist getrost anzunehmen daß er dabei, vielleicht unbewußt, etwas außer dem reinkünstlerischen Zwecke Liegendes im Schilde führe. Jung's Novelle ist schon deshalb ein höchst überflüssiges und nichtsnutziges Ding, weil sich Das was sie eigentlich sagen möchte viel anspruchloser und — freilich müßte es dann überhaupt etwas klarer und schärfer gedacht sein! — viel unumwundener und deutlicher ohne das ungeschickte Vehikel einer romantisch-confusen Fabel ausdrücken ließe. Er bezeichnet seinen Bettler als eine Gestalt die ihm „nicht ohne Bedeutung für Gegenwart und Zukunft" zu sein scheine. Ich weiß dieses Wort nicht anders als auf die neben einem starken Nationalgefühl in dem Charakter des Bettlers hervortretende Neigung für deutsches Geistesleben zu beziehen. Daß in geistiger Einheit der gebildeten, besonders stammverwandten Völker eine große sittliche Cultur, vor allem die Idee der Weltliteratur, zugleich mit dem rechten Nationalstolze, gepflegt werde, dünkt mich das Hauptziel, auf welches der Verfasser hinweisen wollte. Er gesellt zu dem Engländer die deutsche Geliebte, die ihn in ihre Sprache, in die Originallecture deutscher Geisteswerke einführt, läßt aber den Sohn der Insel ta-

delnd bemerken daß der Deutsche keinen Stolz besitze und in der Bewunderung des Auslandes kindisch sei. Nach dieser Seite ist der Lord ein geistiger Doppelgänger der Hauptfigur; durch seine Niederlassung auf deutschem Boden vollzieht er praktisch im Leben die Allianz, von welcher sein Vorbild in Gedanken beschäftigt wird. Ob der Verfasser mit jener beschaulichen Isolirung, in die sich der Bettler nach seinem Unfall zurückzieht und die bei dem Lord sogar in der etymologischen Spielerei des Namens (Utter-lone) angedeutet ist, ebenfalls einen tiefern Sinn verbunden hat, muß ich, wie manche andere Punkte, dahingestellt sein lassen, da sich diese Züge zu sehr in räthselhafte, trügliche Dämmerung verlieren, um die Kritik auf eine sichere Fährte zu bringen. Als Engländer ist Utterlone ungemein out of character gerathen; während im Habitus des Bettlers der charakteristische Spleen leidlich getroffen ist, sieht man hier die pure romantische Narrheit, die affectirt-sentimentale, pedantische Phrasensucht aus der Tradition der deutschen Literatur. Die einzige Aeußerung: „Da kam über mich eine entschiedene Trockenheit und jenes Weltphlegma, woran ich mich wieder als den Engländer erkannte", reicht in ihrer docirenden Selbstbeobachtung vollkommen hin zum Beweise der gründlichen Unwahrheit dieses Bildes. Wie schwach seine Productionskraft, wie verfehlt der ganze Gedanke der Novelle ist, zeigt der Verfasser dadurch daß er den eigentlichen geistigen Inhalt des Hauptcharakters gar nicht mit der Entwickelung der Fabel in Eins zu schmelzen vermocht hat. Die zweite größere Hälfte des Buchs besteht in kurzen Fragmenten zur Selbstbiographie, in aphoristischen Expectorationen über Gott und Welt, Bücher und Menschen, und tausend mal dagewesenen Ausrufungen über die umwandelnde Macht der Liebe, welche der Lord seinen erbauten Zuhörern aus den Papieren des Bettlers von James Park mittheilt. Er erwähnt auch Gedichte aus der Periode des Liebesglücks und andere, den „Reiz der Vergänglichkeit" feiernde, die in dem Nachlasse vorgefunden worden. Zu diesen hat sich Gott sei Dank! der Autor nicht verstiegen.

Beim Schlusse jetzt naht sich von Ferne die schreckende Besorgniß daß ich vielleicht mit meinem Urtheil weit an der wahren Pointe der Geschichte vorbeigefahren und selbst gegen eine Aufklärung blind geblieben sei die schon im Titel aller Welt angeboten war. Wie — wenn der „Bettler" selbst das Wort des Räthsels und ein sociales Problem des Pudels Kern wäre?!

O über den babylonischen Wirrwarr, in welchem der Eine nicht mehr die Sprache des Andern versteht und die Rébusentzifferung eine Hülfswissenschaft der ästhetischen Kritik geworden ist! **W. Hemsen.**

Die neueste Goethe-Literatur.

„Shakspeare und kein Ende" ist ein von dem großen Briten handelnder Aufsatz Goethe's überschrieben; wir können zumal seit dem Jahre 1849 sagen: „Goethe und kein Ende." Wir sagen es aber mit Behagen, mit Freude: daß über dem politischen Treiben und Schwatzen des Tags, über dem Ernst der Zeit doch die deutsche Gemüthlichkeit, die Lust am Idealen und Wahren nicht verlorengegangen ist. Denn wie schwach auch Manches was in diesen Jahren über Goethe gesagt worden — Liebe, Anerkennung, Ehrfurcht sprechen sich doch in gar mancher dieser Schriften aus. Der Deutsche, der bessere, fühlt was ihm noththut, was seiner Natur gemäß ist, durch Goethe ausgesprochen, und Das mit einer Klarheit und Herzlichkeit die das Herz gewinnen, den Verstand überzeugen, eine gemüthliche Stimmung herbeiführen muß.

Unter Denen die unserm Dichter ein tiefes Studium und eine dauernde Neigung zugewandt haben ist mit Auszeichnung Düntzer zu nennen. Seit 1836, wo seine erste Schrift über den „Faust" erschien, bis auf dieses, in welchem er einen vollständigen Commentar zu dem großen Drama lieferte, ist fast kein Jahr vergangen das nicht durch irgend eine Mittheilung über Goethe von ihm bezeichnet wäre. Nicht zufrieden das Säcularjahr desselben durch umfassende Studien gefeiert zu haben, bringt uns das nächste Jahr die hier zu besprechende Schrift:

Goethe's Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Von H. Düntzer. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 27 Ngr.

Der erste Abschnitt (S. 1—22) legt den Mythus des Prometheus vor wie er zuerst von Hesiodus behandelt, dann von den Griechen weiter ausgebildet und gestaltet ist. Wir hätten diesen Abschnitt in Hinsicht auf das Goethe'sche Drama entbehren können; denn diesem liegt nur die Eine Ansicht zugrunde daß Prometheus sich von den herrschenden Göttern unabhängig erklärt und ihnen zum Trotz Menschen gebildet habe, die Ansicht die der junge Dichter, einfach wie sie ist, aus den gangbaren mythologischen Handbüchern seiner Zeit schöpfte, die aber in ihm zu einer geistigen Gewalt wurde von der die Verfasser jener Bücher Nichts ahnten. Indeß sind wir Düntzer dafür dankbar daß er deutlich gezeigt, wie aus dem wahrhaft chaotischen Zustande, in welchem der bedeutende Mythus bei Hesiod vor uns liegt, durch Aeschylos ein erhabenes, sinn- und geistvolles Gebilde geschaffen ward.

Ein solches konnte von dem Jüngling Goethe nicht geschaffen werden; vielmehr haben wir in seinem „Prometheus" nur einen unwillkürlichen Erguß, einen höchst charakteristischen Ausdruck jener Sturm- und Drangperiode, die aber in ihm, was bei keinem seiner Genossen sonst der Fall war, zu wahrhaft Bedeutendem, Wahrem und Schönem führen sollte. In dieser Hinsicht ist uns der „Prometheus" höchst wichtig. Wir sehen den Jüngling sich losmachen von jeder Beschränkung in der zu jener Zeit der Geist gefesselt war; wir sehen ihn aber die eigene, unbeschränkte Kraft auf das Bilden, auf künstlerisches Bilden richten und in diesem seine Seligkeit finden.

Sehr mit Recht erklärt sich Düntzer gegen die Ansicht: „die Einsamkeit des Schaffens, die äußere Zurückgezogenheit von allen Menschen sei der Angelpunkt des titanischen Dramas; nicht die Absonderung, sondern die Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes, welcher unaufhaltsam zu selbständigen Schöpfungen hintreibe, sei der Mittelpunkt der Dichtung." Indeß, wenn er die Veranlassung zu jener Ansicht Goethe selbst zuschreibt, so irrt er. Der Dichter sagt in seiner Selbstbiographie deutlich genug, „er habe ein Stück zu schreiben angefangen, worin das Misverhältniß dargestellt werde in welches Prometheus zu Zeus und den neuen Göttern gerathen, indem er auf eigene Hand Menschen gebildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie gestiftet habe". Damit ist ja die Uebereinstimmung mit der Ansicht die unser Kritiker als die richtige aufstellt ausgesprochen. Darin aber können wir Düntzer nicht Recht geben: daß der Umstand „daß gerade die Götter seine Oberherren sind, deren Herrschaft er nicht länger tragen will, hierbei ohne alle Bedeutung sei"; welche Behauptung mehr als ein mal wiederholt wird. Uns scheint vielmehr diese Opposition der Grundgedanke zu sein

von dem Alles im Drama ausgegangen. So faßten Jacobi, so Lessing, so Mendelssohn das einzelne Gedicht auf, welches doch gleichsam die Quintessenz des Dramas enthält, und Goethe hat Dem nicht widersprochen. Freilich mußte „der alle Schranken durchbrechende geniale Schöpfungsdrang" dann im Drama das Zweite sein, wie er im Dichter Das war, wovon die Opposition ausging. Denn in diesem Schöpfungsdrange fühlte er sich damals frei von allen Mächten. Da haben wir den Jüngling Goethe, der, zum Manne gereift, jenem Einzelgedicht „Prometheus" den „Ganymed" zur Seite stellte; wie er, in ähnlicher Weise, späterhin der dem Christenthum feindlichen „Braut von Korinth" den echtchristlichen „Mahadöh" zum Seitenstück gab.

Nach Düntzer ist das Drama in den zwei Acten die wir haben vollendet; obgleich Goethe in der Taschenausgabe seiner Werke einen dritten mit jenem Einzelgedichte beginnen läßt, dem er die Worte zufügt: „Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittlung einleitend." Es ist wahr, wir können uns auf Goethe, wo er von eigenen Werken, deren Entstehung und Entwickelung spricht, nicht immer verlassen; und daß das Einzelgedicht einen dritten Act nicht begonnen haben kann, Das müssen wir Düntzer zugestehen. Ob aber der Dichter nicht mehr im Sinn gehabt habe als die zwei vorhandenen Acte, möchten wir bezweifeln. Düntzer meint, der erste enthalte die Opposition gegen Zeus, die Bildung der Menschen und die Beseelung derselben durch Hülfe der Minerva; im zweiten wolle der Dichter zeigen, von welcher Art die von Prometheus Geschaffenen seien; Das sei geschehen, und so sei alle weitere Entwickelung unmöglich. Wenn wir aber in „Dichtung und Wahrheit" lesen: „Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn verlieh meinem Dichtungsact keinen Stoff. Eher ziemte sich mir darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkennt, aber sich ihr gleichsetzen möchte", wenn wir dazu nehmen daß Goethe selbst sagt, Minerva sollte noch einmal auftreten, um nochmals eine Vermittelung einzuleiten, dann möchten wir doch glauben, der Dichter habe etwas Größeres im Sinn gehabt als die zwei Acte geben, ein Etwas das sich über das Titanisch-gigantische des Anfangs erhoben. Dazu kommt daß Goethe in jener Stelle der Selbstbiographie von einer dritten Dynastie spricht, die Prometheus durch Gunst der Minerva beseelt habe; diese Dynastie wäre mit dem zweiten Acte doch gar zu kurz abgefertigt.

Trefflich hat Düntzer bei Gelegenheit der frühesten Kraftäußerung der prometheischen Menschen auf Rousseau und Goethe's Aufsatz über die Baukunst (v. J. 1772) hingewiesen; wie er denn gründlich und ausführlich, wir möchten sagen, zu minutiös, das Metrische des Dramas behandelt.

Ein Punkt im zweiten Acte scheint uns nicht richtig aufgefaßt; es ist der wo er „Arbar's und Pandora's glühende Liebe zu der von gleicher Liebe durchströmten Mira" darstellt; wenigstens hat er sich nicht deutlich ausgesprochen über die Worte in denen Pandora das Gefühl schildert das Arbar's und Mira's Thun in ihr geweckt, die Ahndung des geschlechtlichen Verhältnisses in der Unschuldigen. Dunkel freilich ist der Dichter, indem er Das was Mira und Pandora erschüttert durch Tod bezeichnet. Man möchte übrigens annehmen, diese Herbeiziehung des Todes sei durch den Brief Jacobi's vom 21. October 1774 veranlaßt; wenn nicht etwa dieser damals den „Prometheus" schon gelesen und auf ihn sich bezieht. Die Worte des Briefes lauten: „Gleich beim Erwachen heute früh fuhr mir übers Angesicht der Schauer, von dem du weißt wie er hinabzittert, eindringt, zum auflösenden Leben wird im Busen, und den ganzen Erdensohn tödtet. Tod, schöner, himmlischer Jüngling!"

In der Einleitung (S. X) sagt Düntzer: „Was die beiden Theile des Faust für das Streben nach Erkenntniß, Das sind Prometheus und Pandora für die Kunst; denn wenn im Prometheus der unwiderstehliche Schöpfungsdrang des wahren Künstlers, und zunächst des Dichters (?) gefeiert wird, der nothwendig trotz aller Hindernisse in wahrhaft schönen Gebilden sich bewährt, so zeigt uns Pandora daß diese Begeisterung des Dichters durch künstlerische Besonnenheit geleitet und gezügelt werden müsse." So heißt es in dem eigentlichen Aufsatze über Pandora (S. 73): „Die wahre Schönheit kann nur Demjenigen zutheilwerden in welchem sich lebendige Begeisterung mit klarem, besonnenem Streben verbindet, sodaß beide sich gegenseitig läutern und heben. Hiermit haben wir den ideellen Inhalt des allegorischen Festspiels in seinem ganzen Umfange ausgesprochen." Wenn wir oben meinten, Düntzer habe in seiner Beurtheilung des „Prometheus" ein zu Specielles, Einzelnes als Angelpunkt und Hauptthema angesehen, so müssen wir diese Befürchtung auch in Hinsicht auf die „Pandora" aussprechen, obgleich wir weit entfernt sind von der Einbildung den vollen Sinn dieses, noch dazu unvollendeten Dramas aufgefunden zu haben.

Doch die Hoffnung nicht aufgebend einmal in diesen Blättern eine eigene Ansicht von dem Drama aufstellen zu können, bezeichnen wir hier vorläufig, was Düntzer bei seiner übrigens geistreichen und keineswegs ganz auszuschließenden Ansicht aus der Acht gelassen hat.

Zuvörderst hat bei ihr der Gegensatz kein Gewicht in den vom Dichter Epimetheus gegen seinen Bruder Prometheus gesetzt ist. Wenn der Erstere sich nach der verschwundenen Pandora sehnt, deren Name schon auf den Inbegriff alles Guten und Schönen in Verein hindeutet, so ist der Letztere Repräsentant der Einseitigkeit, des Ausschließens, der Verfolgung eines einzelnen, beschränkten Zwecks; wie ja in dem Gesange seiner Schmiede das Feuer über die übrigen Elemente erhoben wird. Epimetheus dagegen mußte erfahren daß dem Menschen ein Allgut nicht gegönnt ist, wie er auch nach einem solchen sich sehnen mag.

> Pflückend geh' ich, und verliere
> Das Gepflückte; schnell verschwindet's.
> Rose, brech' ich deine Schöne,
> Lilie, du bist schon dahin.

Wir werden hier an das schöne Epigramm Goethe's erinnert: „Warum bin ich vergänglich, o Zeus?" u. s. w.

Ferner hat Düntzer nicht gehörig hervorgehoben daß Goethe die beiden Brüder „Japeliden" nennt, was gewiß seine Bedeutung hat. Auch Das ist bedenklich daß Das was er den Hauptpunkt nennt, dem Phileros und der Epimeleia zugewiesen ist; wie die Aeußerung Bedenken erregt: „Daß Epimeleia und Elpore gerade Töchter der Pandora sind, und Letztere beim Scheiden dem Epimetheus die Wahl zwischen Beiden läßt, ist ohne symbolische Bedeutung und gehört rein der poetischen Einkleidung an." (S. 73.) In einem Stücke, in welchem, wie Goethe zu Eckermann sagt („Gespräche", I, S. 64), Alles als wie ineinander gekeilt ist, darf uns Nichts bedeutungslos erscheinen.

Die „Wissenschaft", die im Schema der Fortsetzung Pandora's an so bedeutender Stelle steht, hat auch Düntzer in Bezug auf seine Ansicht bedenklich gemacht, was man in seiner Bemühung sie als Eins mit dem Schönen darzustellen erkennt. Dieses Schema weist überhaupt auf eine Idee von weiterm Umfang hin als den von Düntzer angenommenen.

Endlich ist von diesem die Elpore nicht so gedacht wie sie doch im Sinne des Dichters gedacht werden sollte. Welches Gewicht Goethe auf sie legt, Das sagen uns die Orphischen Urworte.

Daß Prometheus von Düntzer zu wenig berücksichtigt worden, dafür könnte er anführen daß im Schema desselben gegen das Ende nicht mehr gedacht ist. Doch ist auf diesen Umstand wol kein großes Gewicht zu legen. Wir können uns nicht denken daß nicht eine Versöhnung, oder eine Ausgleichung zwischen den beiden Brüdern, die gleich im Anfang des Dramas so bedeutend einander gegenüber gestellt sind, in Goethe's Plan gelegen haben solle.

Was wir aber auch vermissen und wünschen mögen — Düntzer's Mittheilungen sind bedeutend, geistreich, gar Man-

ches befriedigt; überhaupt ist die von ihm dargebotene Gabe dankbar anzuerkennen; auch deshalb, weil er uns neben der seinigen die Ansichten anderer Kritiker mittheilt, und so uns in Stand setzt zu vergleichen, zu wählen, und zugleich auffodert zum Nachdenken über eine Dichtung die, wie sie zu eigenem Denken reizt, dasselbe, wenn es auch nicht zum letzten Ziel gekommen, auf die erfreulichste Weise belohnt.

Wenn wir das Obige als einen Nachtrag zu der Recension der durch das Goethe-Jubiläum hervorgerufenen Schriften*) betrachteten, so ist es auch wol vergönnt hier nachträglich einer kleinen Schrift zu gedenken, die recht eigentlich für das Jubiläum bestimmt war. Sie ist betitelt:

Das Haus mit den drei Lyren und das Goethe-Denkmal in Frankfurt a. M. von J. W. Appell. Frankfurt a. M., Wilmans. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Was wir an dem Hause in welchem Goethe geboren ward in Bezug auf die Jugend des Dichters noch haben und nicht mehr haben, wie das Wappen mit den drei Lyren über dem Eingange unzweifelhaft das Texler-Goethe'sche ist, wie die Nachbarschaft des Hauses in des Dichters Knabenzeit beschaffen war, Das ist in diesen Blättern einfach und klar dargestellt. Die Frau Rath in diesem Hause und in dem i. J. 1795 von ihr bezogenen, wie ihre am 28. August 1849 durch einen Stein mit einfacher Inschrift bezeichnete Grabstätte ist nicht unerwähnt geblieben. So gibt ein Nachtrag in bescheidener Kürze Das was die i. J. 1844 bei Gelegenheit der Enthüllung des Goethe'schen Standbildes erschienene Schrift, „Das Goethe-Denkmal in Frankfurt a. M." betitelt, ausführlicher mittheilte. Das Titelblatt ist durch eine genaue Abbildung jenes Familienwappens geziert. 40.

Cordula. Graubündtner Sage, erzählt von Max Waldau. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die deutsche Idylle hat sich allmälig von dem alten ästhetischen Roman und von ihren frühern Mustern emancipirt, das französirte Griechenthum in Geßner, die Daphnes und Doris, die Hirten welche die Flöte blasen, die Schäferinnen mit den bunten Bändern, dies ganze gemachte festliche Wesen der italienischen Pastorales, der französischen Hofidyllen und der deutschen Pegnitzschäfer muß jetzt für ebenso veraltet gelten wie die protestantische hausbackene Gemüthlichkeit in Voß' „Luise", welche im Schatten der Pfarrhofslinde sitzt, Kaffee kocht und höchstens über die Zäune oder ins Brautbett springt. Das Stillleben, das durch gar keinen Faden mit der Welt zusammenhängt, das gar keinen geschichtlichen oder gedenklichen Hintergrund hat, ist in unserer Zeit des Weltverkehrs zu einer lächerlichen Anomalie geworden. Sein Gehalt reicht wol noch zu einer lyrischen Skizze, einem poetischen Genrebild aus, aber sobald er sich zu einem größern epischen Gedicht ausbreiten will, offenbart sich seine ganze Dürftigkeit. Goethe's „Hermann und Dorothea" zeigte zuerst die künstlerische Behandlung der modernen Idylle. Hinter den Thürmen der kleinen Stadt, hinter dem großen Birnbaum und den Rebenbergen, die sich nach dem Rhein hinabsenken, sehen wir den Duft der Ferne, die Perspective der Weltgeschichte. Erst durch diesen Contrast wird die kleinstädtische Idylle wirksam abgeschattet auf dem historischen Hintergrund; erst durch den Gegensatz gegen den Sturm und Drang einer großen Zeitbewegung tritt der ganze Zauber traulicher Verhältnisse und eines häuslichen Glücks ans Licht. Dabei bewegt sich die Handlung episch durch kleine Conflicte fort und stagnirt nicht, wie in Voß' „Luise". „Hermann und Dorothea" ist daher das Vorbild der modernen Idylle geworden, da andere Versuche, der Idylle eine neue, angemessene Form zu verschaffen, durch die Eigenthümlichkeit der Dichter bedingt waren und sich dadurch der Nachahmung entzogen. Wir rechnen hierhin die humoristischen Idyllen Jean Paul's, wie z. B. das Schulmeisterlein Wutz, Fiebel's Leben und Wirken u. a. m. Jean Paul ist auch in seinen größern Romanen, im „Titan", „Hesperus", ein Meister in der Zeichnung idyllischer Genrebilder. Die Hingabe an den Zauber des Naturlebens, die Befriedigung in engen traulichen Verhältnissen, die kleine Welt des deutschen Gemüthslebens sind ein Lieblingsinhalt seiner Schriften und von keinem andern Dichter mit solcher poetischen Innigkeit geschildert worden. Doch die Originalität seines Stils, seine humoristische Bizarrerie und Formlosigkeit lassen diesen Idyllendichter κατ' ἐξοχήν so wenig in der Idylle wie in irgend einer andern bestimmten poetischen Kunstgattung zur Mustergültigkeit gelangen. In neuester Zeit hat Hartmann in seinem „Adam und Eva" Goethe's „Hermann und Dorothea" nachgeahmt und Anastasius Grün einige mittelalterliche Idyllen geschrieben, an welche sich Max Waldau mit seiner „Cordula" anschließt.

Der Verfasser nennt seine anspruchlose Dichtung selbst „ein historisches Idyll". Sie ist aber, obgleich das Mittelalter den geschichtlichen Rahmen bildet, in Wahrheit eine moderne Idylle, welche das Stillleben durch den Contrast der hereinbrechenden geschichtlichen Ereignisse hebt. In Goethe's „Hermann und Dorothea" grollt die Revolution nur im Hintergrund; wir sehen nur den Zug der Flüchtigen in die stillen Thäler dringen; aus dem Schaum ihrer ans Ufer brandenden Wellen steigt die Venus empor, welche das gestörte häusliche Glück durch den Bund zwischen „Hermann und Dorothea" nur um so fester gründet. In Waldau's „Cordula" drängt sich die Revolution in die Dichtung selbst hinein; sie ist nicht mehr der malerische Hintergrund; sie ist ein aus dem Mittelpunkt der Handlung selbst hervortretendes dichterisches Moment. Auch hier wird das idyllische Glück gestört; aber diese Störung ist zugleich eine Kränkung; mit dem Glück wird das Recht verletzt. Der Conflict erneuert sich zu einem Conflict der Stände, des Bauern- und Ritterstandes, zu einem Kampf für das Menschenrecht und die Frauenwürde gegen brutale Gewaltthat. Erst nach Vollendung dieses Kampfes, nach einer blutigen Katastrophe, nach dem Triumph der Unterdrückten kehrt der Strom der Poesie wieder in seine idyllischen Ufer zurück. Trotz dieser das Ganze durchdringenden modernen Tendenz ist die mittelalterliche Färbung mit großer Treue wiedergegeben. Wir hören die Glocken des Katholicismus läuten — in seiner mystischen Kathedrale wächst die edle jungfräuliche Gestalt der Cordula auf, bis die Heldin in der erwachenden Liebe die echtmenschliche Lösung der mystischen Himmelsfragen findet. Cordula selbst ist von dem Dichter mit vielem Liebreiz geschildert; es ist eine einfach-adelige Gestalt voll Zartheit und Würde. Die Dichtung ist reich an einzelnen dichterischen Schönheiten und an einem rhythmischen Fluß, der das volksthümliche Metrum ohne ermüdende Monotonie zu behandeln weiß und nur hin und wieder von einigen ungelenken Wendungen unterbrochen wird, welche ihm wie Felsblöcke in den Weg geworfen werden. Ein eigenthümlicher Duft schwebt besonders über den Naturschilderungen, die indeß immer künstlerisch den Nuancen und Situationen angepaßt sind. Die Bilder sind meist einfach und glücklich, selten überladen. Von der herrlichen Liebespoesie in dieser Dichtung mag folgende Stelle Zeugniß ablegen:

Die Herzen geben hellen Klang,
Und jeder Pulsschlag ist Gesang,
Und jeder Blick ein heißes Lied,
Das vor der eig'nen Glut entflieht,
Und Kühlung aus der Antwort trinkt,
Die ihm von drüben entgegenblinkt.
Noch heut' weiß manche alte Sage
Von Zaubergesängen verklung'ner Tage,

*) Vergl. Nr. 288 — 293 d. Bl. f. 1849 und Nr. 56 — 58 d. Bl. f. 1850. D. Red.

Die aus den Tiefen und von den Höh'n
Zusammenwiesen was lieb und schön,
Die mit dem Herrlichsten in der Welt
Zu schmücken eilten des Zaub'rers Zelt,
Und selbst auf flüchtigem Wüstensand
Gezeitigt duftigen Rosenbrand;
Doch nimmer erzwang der Magier Kunst
So wunderbar erfrischende Gunst
Als sie ein Strahl, von der Liebe geschickt.
Auch um die ärmsten Wände blickt
Die Liebe, das ewige Morgenroth
Ist nimmer um Bilder und Formen in Noth:
Noch funkeln die Bäume, das Gras ist feucht,
Die Baumzeit ist nur halb verscheucht,
Die Nacht nur verklärt und angeglänzt,
Die Wolken nur mit Flammen bekränzt,
Und nur das Schauen der Fluren mahnt
Daß rings die Welt die Sonne ahnt.
In solcher süßen Dämmerstunde
Steigt aus des Herzens tiefstem Grunde
An bunter Kette, Perlen gleich,
Empor ein ganzes Wunderreich
Und zwischen Schatten und rosigem Lichte
Webt sich das Leben zum Gedichte.

Auf die ganze Dichtung passen die Worte des Dichters:

Wie kommt ein Lied so leicht zu Wort,
Reißt uns ein rechtes Erglühen fort.

Hin und wieder freilich dormitat Homerus, und es ist ein prachtvolles Bildergewand um dürftige Gedanken geschlagen. Hierhin müssen wir die langathmige Allegorie mit der „Zeit" rechnen, welche das Gedicht beginnt (während die darauf folgende Schilderung Graubündtens wieder vom rechten Erglühen des Dichtergenius zeugt); wir rechnen dahin Bilder wie:

So steigt aus des Glaubens knospigem Knauf
Bei Cordula der Zweifel auf.

Oder durcheinander gemalte Bilder-Arabesken, wie z. B.:

So brach denn auch die Jugendkraft
Bei Cordula, die fieberhaft,
Und als des Siechthums einzige Spur
Blieb zarter gefärbt ihr Antlitz nur,
Sodaß man durch der Wangen Flaum
Zu sehen meinte den rosigen Schaum,
Der bang in ihren Adern rastet,
Wenn sie ein Blick zu keck betastet!

Doch für diese, bei unsern neuen Dichtern nur zu übliche Musterreiterei in Bildern entschädigt bei Waldau gleich darauf wieder manche, nur von dichterischem Talent eingegebene glückliche, prägnante Wendung, in welcher für den poetischen Gedanken der schlagende Ausdruck gefunden ist, in welcher Bild und Gedanken nicht gleichgültig nebeneinander herlaufen, das Bild nicht wie eine Laterne neben dem Gedanken aufgehängt ist; sondern beide eine Einheit bilden, wie Leib und Seele. Wenn wir an der reizenden Dichtung, die uns wie eine alte Reimchronik wohlthuend anweht und deren treuherzige Form so schön durchgeführt ist, noch Etwas tadeln möchten, so ist es die Widmung an Adolf Stahr, die zu dem Gedicht selbst fast in gar keiner Beziehung steht, wie man es doch von einer Widmung erwarten darf, sondern in einer gänzlich fremden Tonart die Ouverture spielt. Was soll der „Grieche" Adolf Stahr, was die Centauren und Lapithen, was Nephele und Here, was dieser ganze mythologische Ballast auf dem leichten Nachen dieses Gedichts, der nicht aus hellenischem Holz gezimmert ist? Auch ein politisches Glaubensbekenntniß auszusprechen, gab ein Gedicht wie „Cordula" keine Veranlassung, und der Haß gegen die „Lumpen-Waiblinger und Lumpen-Welfen", der allen Parteien von der Höhe des reinen Menschthums zugeschleuderte Fehdehandschuh fällt etwas zu dumpfdröhnend in den Vorhallen der lieblichen Dichtung nieder.

Möge das Alpenröschen „Cordula", das „zwischen Gestripp und Felsgestein" blüht, der deutschen Lesewelt bestens empfohlen sein! 9.

Gorgias, Beredtsamkeit und Improvisation oder die Redekunst aus dem Stegreif vor den Gerichtsschranken, auf der Volksrednerbühne und auf der Kanzel. Deutsch, mit Rücksicht auf unsere Zustände und Bedürfnisse, von Fr. Teuscher. Weimar, Voigt. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

So manche Errungenschaft welche das deutsche Volk aus dem Strome der jüngsten Revolution in sichere Häfen gerettet zu haben glaubte ist schneller wieder zerborsten als sie gewonnen war, und wenn die Tage der nächsten Zukunft derjenigen Entwickelung folgen die jetzt die alten kaum verlassenen Bahnen mit erneuter Kraft betreten hat, so dürften bald die wenigen Reliquien die der frische Lebenshauch einer neuen Zeit nach gewaltig brausenden Geburtswehen zurückgelassen hat von dem Schauplatz der Wirklichkeit verschwunden sein. Doch eine Errungenschaft werden wir als eine wirkliche und bleibende auch dann noch begrüßen, wenn allen andern Geburten der deutschen Volksbewegung ein Grabstein gesetzt worden ist auf dem Friedhof des Vergangenen. Das ist der mächtige Anlauf den die deutsche Beredtsamkeit in den Tagen des rastlosen Ringens genommen hat; nach langer Nacht hat sie endlich ihre Morgenröthe aufgehen lassen über das Land der tiefen und stillen Gedanken, und schon hat das zarte, kaum zum Dasein erwachte Kind Lebenszeichen vonsichgegeben, die auf einen großen noch verborgenen Reichthum schließen lassen. Nie hat Deutschland vorher solche Reden gehört wie sie die Paulskirche durchtönten, und wenn es früher nur einen schüchternen Platz einnahm neben der glänzenden Beredtsamkeit, so hat es jetzt das Bewußtsein gewonnen: aus seinem eigenen Schoose Redner erzeugen zu können, die an Kraft und Schönheit der Sprache, an Feinheit der Manieren und parlamentarischem Takt den Fremden kühn sich an die Seite stellen können. Zwar gilt dieser erfreuliche Aufschwung zunächst nur der politischen Tribune, zwar hat selbst die parlamentarische Beredtsamkeit ihr kaum erobertes, zu hoher Begeisterung entflammendes Feld in dem Mittelpunkte der deutschen Nation wiederum räumen müssen und hat sich zurückgezogen in die Festungen des Particularismus; aber der Aufschwung selbst ist Thatsache, seine natürlichen Folgen sind unleugbar hervorgetreten selbst da wo man gleich Anfangs sich feindselig gegen ihn verhielt, und schon dringt aus den Gerichtssälen und von der Kanzel herab das Echo an uns heran welches der neuen Aera der politischen Rede Antwort gibt. Die Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens in Verbindung mit dem altgermanischen Institute der Geschworenengerichte sichert der gerichtlichen Beredtsamkeit eine Zukunft, und die geistliche Rede in der Gotteshäuser stillen Räumen beginnt durch ihre eigene Verjüngung ihrer beiden jugendlichen Schwestern sich ebenbürtig an die Seite zu stellen. Wenn nun erst in der neuesten Zeit die Redekunst als eine eigenthümliche Macht in der Praxis des deutschen Volkslebens aufgetreten, wenn sie trotz sich schnell entwickelnder Talente doch auch wieder in ihrer Neuheit zuweilen ungeregelt und wir möchten fast sagen formlos einhergeschritten ist, so ist gerade jetzt eine ausgebildete Theorie der Beredtsamkeit für das deutsche Volk zum unabweislichen Bedürfniß geworden. Da die Sache selbst wenig oder gar nicht vorhanden war, so hatte auch ihre Theorie keinen Werth, und wir durften uns nicht wundern daß wir uns nach einem deutschen Cicero oder Quinctilian vergeblich umsahen. Einzelne wenige Anweisungen zur gerichtlichen und parlamentarischen Redekunst in der vaterländischen Literatur sind hier nicht zu

rechnen, da sie, weil die Erfahrung fehlte, ihre Aufgabe entweder gar nicht oder höchst unvollkommen und einseitig lösten; ebenso kann man sich nicht auf die sogenannten Homiletiker berufen, insofern diese die geistliche Rede weniger als Rede, sondern vielmehr als eine bis in ihre kleinsten Theile ausgeführte schriftliche Abhandlung auffassen.

Diesem Mangel abzuhelfen, wird das obengenannte Werk einem dringenden Bedürfniß dargeboten; es ist weit entfernt auf die Würde einer vollkommen ausgeführten deutschen Rhetorik Anspruch zu machen, sondern in fremder Erde erwachsen, erheischt es für sich nur solange das Bürgerrecht in unserer Literatur, bis die Theorie, durch Erfahrungen auf vaterländischem Grund und Boden unterstützt, ein eigenes, selbständiges, gründliches deutsches Werk zu schaffen vermögend sein wird. Die deutsche Bearbeitung wurde „unter Ahnungen jener neuen Zeit, deren Anfänge wir begrüßten", begonnen und zum größten Theil vollendet. Das Buch handelt von der Improvisation oder in populairer Sprechweise von der Stegreifrede. Diese darf nicht als die Fähigkeit gedacht werden, ohne alle Vorbereitung, quicquid in baccam venerit auszusprechen, auch nicht ist die Kunst gemeint, deren sich unsere herumreisenden sogenannten Improvisatoren rühmen, sondern sie wird als die Kunst definirt, „ohne Hülfe eines vorher niedergeschriebenen Manuscripts, mithin ohne vorherige ausführliche schriftliche Ausarbeitung, entweder mit um so genauerer und gründlicherer Prämeditation einen schon vorliegenden zur Besprechung vorher gegebenen Gegenstand rednerisch zu behandeln, oder aus der successiv erworbenen Fülle des Wissens in schneller und doch geordneter Aufeinanderfolge der Gedanken und mit dem Zeit, Ort und Stoff genau berücksichtigenden Ausdruck eine unerwartet zur Besprechung gebrachte Vorlage zu behandeln". Diese Improvisation, welche an Geschriebenes nicht gebunden ist, in ihrem Unterschiede von der größten rednerischen Sünde, der Schwatzhaftigkeit, darzustellen, sie vielmehr als höchste Offenbarung geistiger Menschenkraft und ihre Aneignung als ein durch ernstliches Suchen und unermüdliches Ringen allen gewinnbares Talent und als Krone höchsten Ruhms nachzuweisen, ist die Absicht des Verfassers. Hiermit ist die Aufgabe gegeben, und ihre Ausführung ist nach dem Eindrucke den Referent von dem Buche empfing im Ganzen als eine gelungene zu betrachten, soweit Dieses bei einem noch neuen erst einer großen Zukunft erharrenden Gegenstande ausgesprochen werden kann. Die Schrift zeichnet sich aus, wie es der Sache angemessen ist, durch eine besonders blühende Sprache, die zuweilen in begeisterte Ansprache ausläuft, durch Reichthum des literarischen Wissens und durch eine Fülle von Ideen, die, in schneller Aufeinanderfolge von dem Leser nachgedacht, denselben fast bedrücken. Wenn auch aus dem Französischen herübergenommen, ist sie doch mit Rücksicht auf unsere Zustände und Bedürfnisse im Ganzen und Einzelnen umgestaltet, und ihre Verpflanzung auf deutschen Boden ist mit Ausnahme der überwiegend aus der französischen Geschichte entlehnten Beispiele mit solchem Takte durchgeführt, daß man glauben sollte es sei ein Werk deutscher Gelehrsamkeit und die Ausdrucksweise sei rein aus dem Naturell unserer eigenen Sprache hervorgegangen.

Wir fassen das Buch als eine Einheit auf, unbekümmert um Das was dem ursprünglich französischen Verfasser oder dem deutschen Bearbeiter angehört, denn nicht die Verfasser, sondern das Werk selber ist es das wir betrachten. Wie schon aus dem Titel des Buchs erhellt, wird die Beredtsamkeit je nach den Lebensrichtungen denen sie sich widmet als eine dreifache angesehen: die gerichtliche, die politische, die geistliche. Das Ziel der gerichtlichen Beredtsamkeit ist vorzugsweise Gerechtigkeit, das der politischen: Freiheit, das der geistlichen: Schönheit. Bei allen dreien ist die Improvisation das Höchste was erreicht werden kann, sie ist die Vollendung der Redekunst. Nachdem der Plan des Werkes dahin angegeben worden ist zuerst den Werth der Beredtsamkeit und Improvisation hervorzuheben, dann ihre Geschichte und ihr Wesen, die Regeln zu ihrer Gewinnung, ihre Arten nach ihrem verschiedenen Charakter darstellend zu verfolgen und zuletzt mit einem Bilde ihrer Schönheit in ihrer allseitigen Kundgebung zu schließen, wird das Ganze etwas abweichend davon in neun Bücher eingetheilt, welche einzeln genannt sind: der poetische, geschichtliche, philosophische, didaktische, ethische, methodologische, analytische, plastische und ästhetische Theil. Es mag hiergegen erinnert werden daß der sogenannte poetische Theil ganz gut mit dem philosophischen hätte verbunden werden können, ebenso der didaktische mit dem analytischen, der plastische mit dem ästhetischen; das Ganze wäre dadurch einfacher und eben darum auch leichter und ansprechender geordnet worden. Der geschichtliche Theil kommt etwas kurz weg und nimmt außer der demosthenischen, ciceronischen und der englischen Beredtsamkeit hauptsächlich Rücksicht auf Frankreich; doch war die Geschichte allerdings nicht die Hauptsache des Buchs, und läßt sich das Fehlende leicht aus andern Quellen ergänzen. Der philosophische Theil, ausgehend von dem Urworte und seiner Herrlichkeit, weist nach wie dieses Urwort, getrübt durch menschliche Schwachheit, verfallen mußte, und wie es nun nach seinem Verfall durch unausgesetzte Mühe wiederzugewinnen ist. Der didaktische Theil lenkt mit einem Seitenblicke auf unsere mangelhafte Erziehung die ganze Willenskraft des menschlichen Geistes, welche weiter Nichts ist als das zur Thätigkeit entflammte Erkenntnißvermögen, auf die Aneignung der Redekunst hin und stellt allgemeine Regeln für die Improvisation auf. Es wird hierbei erinnert an das Wort Melanchthon's: „Nec putes oratorem jubito nasci, statim ab adolescentia inchoanda sunt exercitia", und schon der Kirchenvater Augustin krönt die Improvisation mit seinem Beifall: „Nicht der Redner hängt von den Worten, sondern die Worte hängen von ihm ab." Der ethische Theil gibt die Unterschiede zwischen dem Concept- oder Schriftredner auf der einen und dem Stegreifredner oder Improvisator auf der andern Seite. Die Vorzüge und der glänzende Ruhm welchen die Improvisation vor der Schriftrede gewinnt liegen bei der gerichtlichen und parlamentarischen Rede klar zutage, aber auch bei der geistlichen Rede ist der gleiche Fall. Die im letztern Falle aus der Wichtigkeit des Stoffs, aus dem Reichthum des religiösen Gebiets, aus der ganz besondern Betonung gewisser unter immer neuen Formen und in stets ansprechendem Gewande zu wiederholenden Wahrheiten abgeleiteten Einwürfe werden mit Glück widerlegt, wiewol hier noch entgegengehalten werden könnte: daß die geistliche Rede einen weniger an äußern Anknüpfungspunkten haftenden, von aller Gegenrede und jedem spätern Nachholen entfernten Verlauf erheischt und, weil sie ihren Stoff meist in reinspeculativen und geistig erhabenen Gegenständen findet, einer um so ausführlichern Vorbereitung bedarf. Der methodologische Theil handelt von der besondern Art jeder Gattung der Improvisation und empfiehlt in eigenthümlicher Weise die Wahl eines idealen Vorbildes, welches sich der angehende Redner zum Muster seines Ringens zu nehmen habe; als solche Vorbilder werden für die einzelnen Hauptrichtungen der Beredtsamkeit genannt: Dupin d. Aeltere, Mirabeau, und der Abbé Poulle. Der analytische Theil bespricht die Aufstellung der besondern Mittel, durch deren Gebrauch die Redekunst erlernt wird, verbreitet sich über die Methode in ihren Beziehungen zum Erkenntnißvermögen und gibt bestimmte Regeln der Analyse in Hinsicht auf den Inhalt einer zu wählenden Musterrede. Der plastische und ästhetische Theil, auf der gewiß richtigen Anschauung ruhend: daß die Rede mitten inne stehe zwischen Poesie und Prosa, ja die innige Zusammenfassung beider sei, hat ganz besonders ansprechende Partien, und wenn der französische Verfasser etwas einseitig die Schönheitseigenschaften der Rede also faßt daß Bestimmtheit, Klarheit und Gründlichkeit von der gerichtlichen, Nachdruck, Eleganz und Wärme von der parlamentarischen, Reinheit, Leichtigkeit und Wohlklang von der geistlichen Beredtsam-

keit besonders gefodert werden müssen, so bemerkt mit Recht der deutsche Bearbeiter dagegen: daß hier der Symmetrie zu Liebe die ästhetischen Ansprüche an rednerische Leistungen der verschiedenen Gattung allzu sehr zersplittert werden. Weiter in das Einzelne einzugehen, würde hier nicht am Platze sein, und im Rückblick auf das Ganze schließt Referent mit dem aufrichtigen Wunsche daß durch diese Schrift der in ihr selbst ausgesprochene Zweck erfüllt werden möge, vorzubereiten auf eine durch Erfahrungen auf vaterländischem Boden gewonnene ausführlichere Theorie der Beredtsamkeit. 80.

Die Sträflinge in Sibirien.

In der polnischen Zeitschrift „Przegląd poznański" (Märzheft 1851) stehen folgende genaue Mittheilungen über die sibirischen Sträflinge von Rufin Piotrowski, der selbst mehre Jahre hindurch in Sibirien sich aufgehalten hat.

„In Rußland, wo der ganze Staatsverband auf der strengen Gliederung der einzelnen Stände beruht, treten die Standesunterschiede nicht nur darin hervor daß den bevorzugten Classen einzig und allein die Möglichkeit gewährt ist zu Aemtern und Ehrenstellen zu gelangen, sondern auch in der Verschiedenheit der Bestrafung. Für ein und dasselbe Vergehen bestimmt das russische Gesetz in Rücksicht auf Denjenigen der es übertreten hat verschiedene Strafen. Ein russischer Edelmann, im Russischen stets Dworanin, d. h. Gutsherr, genannt, kann für das größte Verbrechen, es sei politischer oder nicht politischer Art, niemals körperlich gezüchtigt werden, er muß zuvor durch ein besonderes Urtel aus dem Adelstande ausgestoßen worden sein. Nur mit den polnischen Edelleuten verfuhr man in letzter Zeit willkürlicher. Alle Diejenigen welche zur Verweisung nach Sibirien verurtheilt sind, Männer sowol wie Frauen, erhalten mit seltener Ausnahme vor ihrer Abführung, wenn nicht die Knute, so doch die Plet. Wer zu den schweren Arbeiten in Sibirien verurtheilt ist, wird jedesmal zuvor geknutet und mit drei Maalen auf der Stirn und den Wangen gezeichnet. Früher wurde letztern Verurtheilten auch das Nasenbein ausgerissen, und ich habe während meines Aufenthalts in Rußland eine große Anzahl solcher auf barbarische Weise Verstümmelter gesehen. Erst gegen das Ende der Regierung Alexander's wurde diese grausame Strafe aufgehoben.

Als Strafwerkzeug für die nach Sibirien Verwiesenen gilt zuvörderst die Knute (knut), sie ist ein langer schmaler mit kleinen metallenen Stiftchen beschlagener Riemen. Dadurch daß er eine zeitlang in einer besonders zubereiteten Flüssigkeit gelegen hat, erhält er eine ungewöhnliche Schwere und Härte. Die beiden scharf beschnittenen Ränder des Riemens werden, ehe dieser noch gänzlich erhärtet, zueinander gebogen und bilden in der ganzen Länge eine Art Vertiefung, mit Ausnahme des Endes das der Henker in der Hand hält. Wenn derselbe die Knute mit kräftiger Hand auf den nackten Rücken des Sträflings einschlägt, fällt sie immer mit der hohlen Seite, mit der Vertiefung, auf den Körper, und schneidet mit den scharfen Rändern wie mit Messern ein; zugleich dringt ein kleines Häkchen das am obern Ende befestigt ist in das Fleisch. Indem nun der Henker die Knute in schiefer Richtung zu sich herabzieht, reißt er von dem ganzen Theile der von der Vertiefung bedeckt worden die Haut in einem Streifen herunter. Man kann sich das Fürchterliche der Strafe denken. Wenn der Henker, der gewöhnlich eine riesenhafte Körperkraft hat, nicht bestochen ist und mit voller Kraft zuschlägt, so erstarrt der Sträfling schon nach dem dritten Schlage und verstummt nach kurzem durchdringenden herzzerreißenden Schmerzensgeschrei. Es gibt Beispiele daß die unglücklichen Opfer schon nach dem fünften Schlage ihr Leben ausgehaucht haben. Die höchste Anzahl der Knutenstreiche soll nach einem Ukase Peter's des Großen 101 betragen; eigenthümlich ist es daß der russische Strafcodex stets eine ungerade Zahl von Streichen vorschreibt.

Das Gerüst auf das der Verbrecher zur Abbüßung der Knutenstrafe gebracht wird heißt kobyla (die Stute), es ist ein schiefliegendes Bret, auf das der Verbrecher mit entblößtem Oberkörper gelegt wird, das obere Ende des Bretes stößt unterhalb seines Kinnes an, sein Hals, die um das Bret herumgezogenen Arme und die ausgestreckten Beine werden so fest an das Bret angebunden daß der Verbrecher sich nicht zu rühren im Stande ist. Hat er seine Strafe erlitten, so wird er, da er gewöhnlich ohne Bewußtsein und ohne Kraft ist, auf den Knien aufgerichtet und es werden ihm auf Stirn und Wangen die Maale eingedrückt.

Zu diesen Maalen bedient man sich eines eigens dazu angefertigten Stempels, der am Ende des Stiels einen Griff hat, welchen eine Faust umspannen kann. Der Stempel ist rund und auf ihm ist in feinen hervorstehenden Stacheln das Wort „Wor", d. h. Dieb, Verbrecher, ausgearbeitet; dieser Stempel wird mit einer schwarzen Masse, zu der man Schießpulver nimmt, bestrichen, und vom Knutenmeister gegen die Stirn und die Wangen des Verbrechers gestoßen, die Stacheln des Stempels dringen in das Fleisch, das Blut überströmt das Gesicht und der Verbrecher, der nicht selten ohnmächtig dabei wird, ist für seine Lebenszeit gezeichnet. Später sehen diese Maale bläulich aus. Ich habe in Sibirien Personen gesehen die schon 30 Jahre zuvor gezeichnet worden waren und die Zeichen doch noch vollkommen sichtbar in ihrem Gesicht trugen. Frauen werden nicht gezeichnet, wenigstens habe ich keine also gestempelte Frauen in Sibirien gesehen.

Die Plet oder kleine Knute besteht aus drei Kantschuen, welche etwas dicker sind als die gewöhnlichen der Kosacken, und von der einen Seite in drei bleierne Karabinerkugeln, von der andern in einen Riemen endigen, den sich der Züchtigende, wie die Knute, um die Hand wickelt. Solche Plet muß nach einer Ukase 5—6 Pfund wiegen. Der Sträfling empfängt mit derselben stets drei Streiche auf ein mal. Die Plet reißt das Fleisch nicht los wie die Knute, sondern zersprengt die Haut und greift die Rippen und Brustknochen an. Häufig bekommen Diejenigen welche mit der Plet eine bedeutende Strafe erlitten haben die Schwindsucht. Sowol der mit der Knute wie auch der mit der Plet Strafende bleibt nicht neben dem Sträflinge stehen, sondern springt bei jedem Schlage im heftigen Laufe an den Sträfling heran, um mit mehr Kraft zu schlagen.

Die gestraften und gezeichneten Verbrecher werden aus ganz Rußland in bestimmte mehr im Innern liegende Gubernien geschickt. Ist hier eine hinlängliche Anzahl beisammen, so werden die zur Ansiedelung von den zu schweren Arbeiten Verurtheilten, auch gewöhnlich die Männer von den Frauen, gesondert und in Abtheilungen von höchstens 250, mindestens 100 nach Sibirien transportirt. Ihre Reise dorthin dauert sehr lange, von Kiew bis Tobolsk z. B. gehen sie ein Jahr, von Tobolsk bis zu den Nertschinskischen Bergwerken länger als ein Jahr. Die zu schweren Arbeiten Verurtheilten werden strenger bewacht als die zur Ansiedelung Bestimmten. Die Abtheilungen denen ich auf dem Wege nach Sibirien begegnete beobachteten gewöhnlich folgende Ordnung. An der Spitze jeder Abtheilung ritt langsamen Schrittes ein Kosack, vollständig bewaffnet, mit eingelegter Lanze. Hinter ihm gingen einzelne gefesselte oder zu Zweien an Füßen oder Händen aneinandergekettete Verbrecher. Dann folgten andere, welche zusammen mit den Händen an eine Eisenstange angeschmiedet waren und zu beiden Seiten derselben gingen. Zuletzt kamen Solche welche nicht nur an eine eiserne Stange geschmiedet, sondern auch noch an den Füßen gefesselt waren. Alle Frauen die ich gesehen habe waren nicht gefesselt. Vorn, hinten und an den Seiten gingen Soldaten mit geladenen Gewehren, neben diesen ritten noch einige Kosacken. Gleich hinter den Sträflingen saß auf dem ersten Wagen ein Offizier, welcher

die Aufsicht über die unglückliche Karavane hatte, seine Pfeife rauchend, hinter ihm fuhren auf einigen Wagen alte und kranke Sträflinge, dann kam unter Bewachung die Bagage und endlich schloß ein Corporal mit zwei Soldaten den Zug. So oft ich einem solchen Zuge begegnete, herrschte in ihm das tiefste Stillschweigen, man hörte nur das Geklirr der Ketten. Auf den Gesichtern der Verbrecher war Zerknirschung, Trauer und Verzweiflung zu lesen. Die Abtheilungen gehen drei Tage, am vierten haben sie Ruhetag. Für sie stehen zwischen Nischnei-Nowgorod und Sibirien, weil dort die Dörfer selten sind, mitten in der Einöde einsame auf Staatskosten erbaute sehr große, doch nur im Erdgeschoß aufgerichtete hölzerne Kasernen, die ziemlich wohl erhalten sind.

Zur Escorte der Gefangenen bestehen von Kiew und Smolensk an durch ganz Rußland und Sibirien bis Nertschinsk auf den großen Landstraßen sogenannte Etappen oder Stationen. Auf jeder Station befindet sich ein Offizier mit den zur Bewachung der Strafabtheilung ausreichenden Mannschaften. Ein Etappencommandeur überliefert die Sträflinge dem andern. Der escortirende Offizier hat bei etwanigen Excessen der Abtheilungen und besonders bei der Flucht eines Sträflings die strengste Verantwortung zu gewärtigen, daher hat er das Recht die Sträflinge mit Ruthen, Stöcken und dem Kantschu züchtigen zu lassen. Der gezüchtigte Sträfling darf sich nicht beschweren, daher geschehen große Misbräuche; doch muß ich zur Ehre der Menschheit anführen daß die russischen Offiziere (unter denen auch Polen sind) im Ganzen ziemlich glimpflich mit den Verurtheilten umgehen und für ihre gute Verpflegung und Bekleidung sorgen.

Die Abtheilungen sind so auseinandergelegt daß jede Woche eine Abtheilung in Tobolsk ankommt und wieder abgeht. Nur während des strengen Frostes und der großen Ueberschwemmungen in Sibirien, die gewöhnlich von Ende Mai bis Mitte Juni dauern, bleiben die Abtheilungen auf den Stationen. Von Tobolsk aus, wo die Commission für die sibirischen Verbrecher ihren Sitz hat, werden diese entweder zur Ansiedelung in die Dörfer oder in die nertschinsker Bergwerke weiter geschickt. Man rechnet daß in jedem Jahre an 9000 Personen nach Sibirien gebracht werden." 3.

Die Republik in des Königs Carossen.

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch", sagt der Dichter. Ich möchte dies Gleichniß zwar keineswegs buchstäblich auf den Gegenstand des im Nachstehenden zu berührenden Pamphlets übergetragen wissen, indessen wenn für so ungeheure Antithesen wie Laster und Tugend sind ein und derselbe Tisch gedeckt ist, so mag es in wunderlichen Zeiten auch nicht verwundern wenn die Republik sich einmal in den weichpolsterigen Carossen des Königthums ein Gütliches thut. Es hat Alles in der Welt seine Saison.

Jedenfalls liefert das etwas burlesk betitelte Schriftchen des Hrn. Louis Tirel, ex-controleur des equipages du roi, (Ludwig Philipp's nämlich):

La république dans les carosses du roi. Triomphe sans combat. Scènes de la révolution de 1848. Curée de la liste civile et domaine privée, par *Louis Tirel*, ex-controleur des equipages de S. M. Paris 1850.

das in Deutschland nicht so bekanntgeworden zu sein scheint als es in Frankreich halbkomische Sensation gemacht hat, höchst schalkhafte Belege zu der komischen Seite jenes politischen Antithesenthums, an welchem nun einmal das 19. Jahrhundert so hastig-fieberhaft kränkelt. Aber jede Zeit ist in gewisser Weise der Narr ihrer selbst, und will nach einer Seite hin wenigstens ihrem Narrenspiel Raum geben.

Es ist wirklich komisch wie nach allen Seiten hin die publicistischen Objecte ausgebeutet werden. Während uns Hr. von Montalivet die großen und neuen Thatsachen der vielverkannten Ludwig-Philipp-Oekonomie in ernster Unwiderleglichkeit darthut, tischt uns der Excontroleur der vorfebruarlichen Equipagen kleine putzige, sarkastische Anekdötchen auf, und steht nicht an in halbgereiztem Polichinell-Humor die gesalbten Häupter des nachfebruarlichen Provisoriums, jene Volksheroen alle welche Frankreich durch die Republik gerettet, trivial und lächerlich zu machen, indem er ihnen nachweist daß sie sammt und sonders (einige Ausnahmen finden doch statt) schon vom Standpunkt der königlichen Equipagencontrole aus betrachtet, Schuldner — und bleibende — jener vielgeschmähten Civilliste sind! Wer heißt euch auch monter dans les carosses du roi, ihr provisorischen Wirthsleute des Königthums! Geht hübsch zu Fuß mit euern Hausfrauen, auch wenn ihr nach dem Umsturz königlicher Dinge Minister geworden seid; requirirt keine Equipagen aus den exköniglichen Remisen, dann seid ihr mindestens sicher davor den Spätzorn dienstenthobener Excontroleure auf euch zu laden, welche nun freilich, durch alte Liebe und neuen Haß getrieben, zu Pamphletisten werden müssen.

Wie Dem sei: wenn auch der gereizte Schalk aus den equipagelichen Details, die uns Louis Tirel bietet, hervorblickt, objectiv-burlesk sind sie doch genug, und können vielleicht, weil das Lächerliche doch auch seinerseits ans Erhabene streift, auch zu ernstern Betrachtungen Veranlassung geben.

Unmittelbar nach dem Sturz der Königsfamilie übertrug die Provisorische Regierung einem ihrer Satelliten die Function eines grand-écuyer der freilich nun nicht mehr legitimen, sondern nationaleigenthümlich gewordenen Ställe. Laut Autorität des Hrn. Tirel, der noch bis zur nächsten Verwaltungskrisis in seiner Stellung verblieb, hieß dieser grand-écuyer des Provisoriums Belin, und war seines Zeichens Bandagist. Der neue Bandagist-Stallmeister verlor keine Zeit die nova progenies von Volksstaatsmännern mit Equipagen aus den exköniglichen Ställen zu versorgen, und stellte sofort 41 Wagen und 91 Pferde mit allem nöthigen Zubehör von Kutschern, Lakaien, Knechten u. s. w. zum täglichen Gebrauch der einzelnen Mitglieder des Provisoriums und ihrer Familien. Es hatte bisher bei der Verwaltung der königlichen Ställe eine große Pünktlichkeit und Accuratesse geherrscht: die Wagen führten, wie die Schiffe, jeder seinen besondern Namen, als z. B. Apollo, Diamant, Herzogin u. s. w., ebenso war es, wie in allen größern Marställen, mit den Pferden; es wurde für die tägliche Verwendung jeder Equipage ein genaues Register geführt u. s. w. Uebrigens betrug die Gesammtzahl der zur Civilliste gehörigen Wagen unter Ludwig Philipp 275, die Zahl der Pferde 360, darunter 202 in der Normandie und in andern Provinzen Frankreichs gezogene, 76 englische, 35 deutsche, 15 spanische und 14 arabische Pferde. Man sieht daß auch in diesem Departement sich die Sparsamkeit Ludwig Philipp's nicht verleugnete.

Diese sämmtlichen Staatsequipagen nun waren den neuen republikanischen Staatsmännern zum täglichen Gebrauch gestellt. Tirel hatte sie auf Befehl des écuyer-bandagiste an die einzelnen Requirenten zu stellen, wobei ihm selbst jedoch die Auswahl und Vertheilung der Equipagen überlassen blieb. Zuvörderst legt uns nun Tirel die allgemeine finanzielle Berechnung für den Gebrauch jeder einzelnen Equipage pro Tag nach Maßgabe der pariser Lohnequipagenverhältnisse vor. Die tägliche Miethe für eine zweispännige Equipage beträgt in Paris 25 Francs, die für ein gutes Reitpferd 15 Francs. Nach diesem Maßstab liquidirt nun der Excontroleur weiter so:

Der Bürger Ledru-Rollin hat während der 75 Tage wo er am Ruder war zu seiner regelmäßigen täglichen Verfügung gehabt: 4 Wagen und 18 Wagen- und Reitpferde nebst 10 Dienern. „Nie hatte einer von des Königs Söhnen für sich einen solchen Etat", ruft der Berichterstatter mit Unwillen aus. Demnach beläuft sich die Summe die Ledru-Rollin der Civilliste für Vehikeln schuldet auf 57,750 Francs. Allerdings ein etwas kolossaler Pump für einen so kurzen Volkstribun.

Der Bürger Marrast war in seinen equipagelichen Ansprü-

chen beiweitem bescheidener. Dies ist, äußert sich ein englischer Kritiker malitiös, erklärlich; Marrast war früher Schulmeister. Bürger Marrast begnügte sich mit einem Wagen und wird dafür von dem Excontroleur nur mit 2975 Francs belastet. Gerade ebenso viel kostet der Civilwagenliste Arago. Der Advocat Marie, allzu kurzen Andenkens, fuhr nicht anders als in zweispänniger Kalesche. Sein Wagen hieß abenteuerlich genug die „Nachteule", und sah wirklich nachtrabenschwarz aus. Bürger Flocon bedurfte regelmäßig zwei Wagen, einen für sich und einen für seine Gemahlin. Der Wagen der Letztern führte den Namen „La duchesse", und die beiden trefflichen Stuten die ihn zogen hießen wunderbar genug „Pomaré" und „Kalypso". Bei Gelegenheit dieser Equipage, die Madame Flocon mit wahrhaft legitimer Consequenz unweigerlich für sich allein beanspruchte, gibt uns der Excontroleur folgendes „thatsächliche Aperçu, malitiös und burlesk zugleich: „Ich bin gewiß", so äußert er sich ungefähr, „manche von diesen über Nacht zu Ministerinnen aufgeschossenen Bürgerfrauchen, welche die Natur prädestinirt zu haben schien eher den Battist zu waschen den sie trugen, wußten, bevor sie zu der Ehre gelangten in königlichen Equipagen zu sitzen, nicht mit völliger Genauigkeit ein Cabriolet von einem Omnibus zu unterscheiden. Eine von diesen Damen befahl gleich am ersten Morgen nach ihrer Standeserhöhung ihren neuen Staatswagen Schlag 10 Uhr vor ihre Wohnung. Allein ihre Ungeduld sich im Galawagen figuriren zu sehen war so groß daß es kaum 9 Uhr geschlagen hat, so erscheint sie in Person vor den exköniglichen Ställen in Begleitung eines Dienstmädchens die einen Korb trägt. Die gute Frau Ministerin will jedenfalls auf den Markt fahren ..., und damit sie und ihre Babet die beste Butter nicht versäumen, so ist man übereingekommen sich gleich hier an der Quelle einzusetzen. Eine wunderstattliche Hofexequipage fährt vor, und Babet und Ministerin nebst Marktkorb steigen richtig ein. Als der Wagen zurückkommt, verrathen einige unzweifelhafte Fettflecken auf den reichen seidenen Polsterkissen deutlich welche Bestimmung das cidevant-königliche Fuhrwerk diesmal gehabt, und andere ebenso unzweifelhafte Spuren, Fragmente (débris) von Eßwaaren die sich auf dem Fußteppich vorfinden, zeigen daß Ihro Excellenz und Babet unterwegs auch ihr gemeinsam-gemüthliches Frühstück gemacht haben." Man sieht aus dieser Anekdote: Louis Tirel ist beiweitem noch nicht der Mann die übernächtige Bourgeoisie in ihrer populairen Legitimität lächerlich zu machen. Das lateinische Viertel wird weit anderer Meinung sein und in dieser Fettfleckengeschichte einen Zug einfacher Bürgergröße, die an die Stelle des schwelgerisch-lasterhaften Hofluxus die Rückkehr zur echtrepublikanischen Sitteneinfachheit setzt, erblicken, ganz nach dem reinsten classischen Muster:

... et sibi consul

Ne placeat, curru servus portatur eodem ...

Mit den Namen der Equipagen die Tirel den Koryphäen der jungen Republik zur Benutzung stellte, hat es übrigens eine sehr intricate Bewandtniß; es ist damit nicht ganz richtig, obgleich Tirel versichert daß die wunderbaren Coincidenzen dieser Namen mit den Persönlichkeiten weder eine Farce, noch seine Schuld, sondern reinthatsächlich seien. Thatsächlich mögen sie sein, aber zur Hälfte hat der Excontroleur der Equipagen die Thatsachen selbst gemacht. Jedenfalls lag ihm auch bei der neuen Ordnung der Dinge sehr daran seinen Posten zu behaupten; er mochte nicht der schlechteste sein. Wenn er nun auf seiner Equipagenliste so schmeichlerische Namen fand wie: Doyen, Apollon, Etoile, Pegasus, Sincère, Enchanteur, Eclair, Tonnerre u. s. w., so lag die captatio benevolentiae für unsern Equipagenmann sehr nahe, diese „voitures" Dupont, Arago, Lamartine (der sich übrigens ein mal für alle mal die Benutzung von Hofequipagen verbeten hatte) zu widmen, ebenso wie etwa die „Duchesse" oder „Kalypso" oder „Sirene" der Madame Flocon. Dies waren selbst für einen Mann der Ställe sehr naheliegende Complimente. Später, wie Tirel die Augenscheinlichkeit vor sich hatte entlassen zu werden, verwandelten sich die Complimente in Malicen, und dem „Enchanteur", „Pegasus" u. s. w. für Lamartine wurde noch ein „Mystificateur" und ein „Zig Zag" beigegeben; für Ledru-Rollin fand sich, neben den alten Wagenapotheosen, noch ein „Bageur", ein „Poltron", ein „Trompeur", ein „Vandale", ein „Hypocrite"; der ci-devant „Marquis" Marrast konnte jetzt einem „Pimpant", einem „Faquin" unmöglich entgehen, obgleich dieser „Pimpant" Marrast doch honnet genug gewesen war die Civilliste der Equipagen nur um 2975 Francs zu bringen. Am allerschlechtesten kam Crémieux weg, der, obschon mit einem einzigen kleinen Cabriolet zufrieden, sich doch in den „Cerberus" setzen, und von dem „Judas" mußte ziehen lassen. Uebrigens ist es bezeichnend daß von all den 35 Männern die damals das exclusive Corps der Staatsadministration bildeten nur Einer eigene Equipage hatte, Lamartine.

Dies wäre die burleske Partie von des Excontroleurs Pamphlet. Wir finden darin aber noch einige andere ernstere Details verzeichnet, die mit zur detaillirtern Geschichte der Februartage gehören und unsern Lesern neu sein werden: Ungefähr um 10 Uhr Vormittags (des 24. Februar) kam an die königliche Equipagenintendantur die Ordre, ungefähr die gleiche Zahl Wagen bereit zu halten deren man gewöhnlich zu einem Ausflug nach St.-Cloud oder Versailles bedurfte. Der Controleur der Equipagen schloß daraus daß die königliche Familie Paris verlassen wolle, allein da ihm als unmittelbarem Augenzeugen in einer Gegend von Paris die schon an diesem Morgen das Centrum der Bewegung war — die königlichen Ställe liegen in der unmittelbaren Nähe der Tuilerien und des Louvre, des Palais Royal und Carousselplatzes — das Außerordentliche dieses Aufstands nicht entging, so hielt er die doppelte Zahl Wagen bereit. Auch hier waltete bei der Auswahl der Wagen etwas Ominöses, doch diesmal trug der Zufall die Schuld, nicht Tirel's Sarkasmus. Denn unter den für den unmittelbaren Gebrauch der königlichen Familie an diesem Tage ausgewählten Wagen befanden sich auch die „Seine-Inférieure" und die „Tamise". Wirklich geschah des Königs Flucht von der Seine-Inférieure aus (Honfleur, Havre) nach den Ufern der Themse. Wir sehen hieraus, die Weltgeschichte ist noch ironischer als die Exlakaien der Exmonarchien! Die Wagen wurden in den Stallhof gezogen, alle [complet angeschirrt und Kutscher und Postillone fertig und bereit auf ihre Böcke und Pferde zu sitzen. Anordnung und Führung waren einem jungen Bereiter Namens Hairon anvertraut. Immer noch nahm die Mehrzahl der königlichen Stallbeamten die Sache leicht; man glaubte an Nichts, denn rings um die Tuilerien standen noch 8—10,000 Mann Linientruppen. Man hoffte die Wagen würden nicht nöthig sein. Auf einmal gegen Mittag „verschwinden die Truppen wie durch Zauber". Eine halbe Stunde später kommt der Befehl daß die Wagen vorfahren sollen. Dies geschieht in bester Ordnung, der junge Hairon an der Spitze, in voller Livrée und Tressenhut. Ehe die Wagen noch aus dem Hofe sind, sieht Tirel einige verdächtige Haufen über den Carousselplatz kommen, und gibt Hairon den Rath lieber den blauen Ueberrock über die scharlachene Staatslivrée zu ziehen. „Bah!" entgegnet dieser, „wer soll uns Etwas thun? Wir thun ja Niemandem Etwas. Ueberdies wissen Sie daß wir den König nie anders als in der Staatslivrée fahren." Das große Thor wird geöffnet; die Wagen fahren hinaus. Allein kaum sind die beiden ersten hinaus als ein bewaffneter Volkshaufe ihnen, entgegenstürmend, den Weg verrennt. Die Thore werden eiligst geschlossen, aber auf die draußen befindlichen Wagen fallen eine Unmasse Schüsse vom Carousselplatz und den anstoßenden Straßen her. Zwei Wagenpferde stürzen todt zusammen. Zwei andere sind tödtlich verwundet. Das Pferd des Vorreiters, Hairon, der vorzugsweise die Zielscheibe ist, stürzt nieder von 12—15 Kugeln durchbohrt. Der Reiter selbst ist nicht getroffen. Er rafft sich so eilig als möglich unter seinem todten Gaul auf, und läuft um Schutz zu finden nach dem Triumphbogen. Aber ein Wüthender gewinnt ihm den Vorsprung ab,

und schießt ihn nieder. Hairon ist auf dem Flecke todt. Der Mörder nimmt ihm seinen goldbetreßten Hut und schwingt ihn als Trophäe jauchzend in der Luft. „Anderes Gesindel", setzt Tirel noch hinzu, „läuft herbei und beraubt den Unglücklichen in gräßlicher Eile all seiner Kleider. Den Leichnam blos noch mit dem Hemd bekleidet lassen sie in einer Lache von Blut liegen." Die noch gräßlichern Folgen die diese Unthat für die königliche Familie selbst haben konnte, verhinderte die Geistesgegenwart des Herzogs von Nemours, der vor der Fronte des Tuilerienpalastes, durch das große Gitter von der Menge getrennt, stehend, Zeuge des blutigen Auftritts gewesen war. Er schickte augenblicklich drei kleine einspännige Wagen, die glücklicherweise innerhalb des Gitters standen, nach dem Place Louis XV ab zur Rettung des Königs, der schon dort war und auf die Equipagen wartete... Der Mörder Hairon's hieß Lecombe, und soll gleich darauf als Aufseher beim großen Museum angestellt worden sein, unmittelbar unter dessen Fenstern der Mord stattfand... „Nach der Ermordung Hairon's", erzählt unser Pamphletist weiter, „machte sich der Pöbel, «le peuple magnanime et généreux», mit fürchterlicher Aemsigkeit daran die beiden Wagen zu zertrümmern. Allein hier stieß er auf harte Nüsse. Die häufigen Attentate auf Ludwig Philipp hatten zu einer ganz neuen und furchtbar festen Construction derjenigen Wagen Veranlassung gegeben deren er sich für seine Person bediente. Obgleich sie inwendig und auswendig wie andere Galawagen aussahen, so waren es doch nach des Pamphletisten Ausdruck wahre „fahrende Festungen". Sie waren bis auf die Fensterpartie vollkommen kugelfest. Trotzdem machte sich ein erbitterter Haufe, angeführt von einer furchtbaren Amazone — der Furie dieser Stunde: dux foemina facti — an ihre Zerstörung. Das Weib war von riesenhaft breitschulteriger Natur und trug über ihrem Weiberrock ein doppeltes Ledergehenk, daran Säbel und Patrontasche; auf dem Kopfe hatte sie einen Soldatenczako, und in der Hand eine Muskete, die sie wie eine Feder regierte, eine wahre Jean d'Arc der Bordelle! Die Glasfenster sammt ihren Fächern waren bald zerschlagen, aber der eisendurchschiente Rumpf widerstand allen Kolbenschlägen. Von diesem Widerstand überrascht, stopften sie die Wagen voll Stroh das sie anzündeten; die Furienamazone schwang sich, die Muskete zwischen die Beine nehmend, auf den Kutscherbock, ihr Corps der Rache spannte sich vor die Deichsel und zog seine Semiramis, während die Flamme zu beiden Seiten aus dem Wagen schlug, eine Strecke fort. Aber die Wagen wollten immer nicht brennen, obwol das Strohmaterial mehrmals erneuert ward. Nun wurden Pflastersteine, Eisenstangen, Werkzeuge aller Art angewendet die Wagenbäuche zu zerschlagen. Vergebens! Da rief die Höllenamazone: „In den Fluß mit ihnen, stürzt sie in die Seine." Und so geschah es; hundert Fäuste schleppten die nicht mehr räderfesten Wagen auf die nächste Brücke, hoben sie mit ungeheuerer Anstrengung auf das Geländer und stürzten sie in den Strom hinab. Darin lagen sie wol vier bis fünf Monate, bis man sie an einem schönen Morgen herausfischte, und als altes Eisen verkaufte... Ein merkwürdiger Charakterzug der furibunden Menschheit, des Einzelnen sowol wie der wüthenden Massen, ist der daß sie sich in ihrer nach innen gerichteten Zerstörungswuth allemal zuerst auf das Porzellan (das Irdene, Irdische) klemmt. Wie der betrunkene Tagelöhner, nachdem er seine Frau geprügelt, allemal zuerst die Tassen und Töpfe in der Küche zerschlägt, so zerstörte der Februarpöbel im Palais-Royal und in den Tuilerien nicht weniger als 45,000 porcellanene Gegenstände, die so reich ornamentirt waren daß das von den Scherben gewonnene Gold allein gegen 25,000 Francs an Werth betrug. Die in den Tuilerien und im Palais-Royal aufgelesenen Krystall-, Spiegel- und Tafelglasbrosamen betrugen zusammen an Gewicht: 25 Tonnen. (Die Tonne hat 22 Centner.) Die Fragmente vom feinsten chinesischen Porzellan von Sèvres gaben allein zehn Karrenladen. O wie Recht hat doch der Dichter daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist!

Gl.

Piquante Reiseglossen über die anglo-amerikanische Lebensart.

Von den interessanten Reisen die Xavier Marmier in Nord- und Südamerika gemacht hat ist die in den Vereinigten Staaten seine erste. Besonders ein Punkt ist es der ihn dort beschäftigte, das Studium des amerikanischen Gesellschaftslebens.

Marmier kam im Jahre 1848 nach Nordamerika. Die Februarrevolution trieb ihn aus Paris. Es war dem Lebemanne unmöglich die geschlossenen Salons zu missen; Paris war öde für ihn geworden und alsbald stand sein Entschluß fest nach Amerika zu gehen. Marmier hat Alles bereist, Island, Dänemark, Rußland, den Orient und Afrika; er suchte jetzt Amerika auf, aus übler Laune, um fern von einer Revolution zu sein die er verabscheute. Kaum hat er das fremde Land betreten als er auch schon Mitleiden mit den Amerikanern empfindet — weil sie die Amerikanerinnen heirathen müssen. Er bewundert aber auch Etwas — die Spuren der französischen Niederlassungen in Canada, Luisiana, Quebeck, Neuorleans, am St.-Lorenzo und an den Mündungen des Mississippi. „Ich bin wieder erwacht", ruft er in Montreal aus. „Anstatt jenen Scharen von Maschinenbauern und Kaufleuten begegne ich Leuten mit offenem Gesicht, die kaum die Ankunft eines Landsmannes erfahren haben und schon von selbst zu mir kommen um mir die Hand zu drücken, bevor ich noch sie aufsuchen kann"..... In dem englischen und sächsischen Amerika hat man ihm nicht die Hände gedrückt. Er erwartete einen Ersatz der Genüsse, welche die Februarrevolution ihm genommen, und fand ihn doch nicht.

Vor 20 Jahren geißelte Mrs. Trollope in ihrem piquanten Reiseberichte durch die Vereinigten Staaten die unglaubliche Ungeselligkeit der Nordamerikaner im öffentlichen wie im Privatleben. Marmier ist noch strenger. Jene vollständige Ungeselligkeit, die den Grundzug des anglo-amerikanischen Charakters bildet, verletzt ihn; jene exclusiven Gewohnheiten, jene unhöfliche Gleichgültigkeit gegen den Nachbar, jene Gabe sich in seinem Interesse, seiner Bequemlichkeit ganz zu isoliren, jene Anbetung des eigenen Ich, jenes offene Bekenntniß des Egoismus, die Unverschämtheit in der Eitelkeit, die Begier beim Gewinn, Das sind die unterscheidenden Merkmale jenes traurigen Fehlers. Capitain Hall sagte eines Tags: „Amerika ist England ohne Rechtschaffenheit;" Mrs. Trollope sagt: „Es ist England ohne Anmuth."

Ein solches Land konnte Marmier nicht zusagen; er stieß bei jedem Schritte irgendwo an, und sein Buch enthält eigentlich Nichts weiter als die Erzählung jener unangenehmen Verstöße. Es ist eine interessante Odyssee aller Unannehmlichkeiten welche den Reisenden in Amerika bei Tisch, im Salon, zu Wasser und zu Lande, bei Tag und bei Nacht erwarten. So befindet er sich auf einem von Neuyork nach Albany gehenden Boote. Was ihn zuerst verletzt, ist die außerordentliche Gefräßigkeit seiner Reisegefährten: „Die Amerikaner", sagt er, „stürzen sich wie hungerige Thiere auf eine Tafel.... Jeder nimmt was sich nur in seinem Bereiche findet und häuft auf einem oder zwei Tellern ungeheure Massen von Fleisch, Butter, Gemüse; dann arbeitet er mit Händen und Zähnen, als wenn jede Secunde ihm berechnet wäre, während er mit einem verstörten Blick die sich entfernenden Schüsseln verfolgt und sie sobald sie wiederkommen auch gleich anhält, um neuen Vorrath aufzuhäufen"..... Ein ganz gleiches Gemälde hat Mrs. Trollope vor 20 Jahren von den Mahlzeiten der Anglo-Amerikaner, welche deren täglich vier halten, entworfen. Frau Agenor de Gasparin erzählt in ihrer „Voyage au Levant" von der Gefräßigkeit der Engländer Folgendes:

„Das englische Schiff ist angekommen; man weist uns

Plätze an. Die Reise dauert 36 Stunden. Wir theilen das Vergnügen mit 124 Kindern Albions, die diesen Morgen in Alexandrien ausgeschifft und Nachmittags wieder an Bord genommen worden sind. Man versichert uns daß sie nach einer solchen Fahrt von einem verdoppelten Nationalbewußtsein beseelt sind, von selfishness. Wir erhalten eine Probe davon beim Frühstück. Eine Familie setzt sich zu Tisch.... Die Großmutter, obenan, beherrscht die Tafel. Sie bemächtigt sich der Schüsseln, die sie rund um sich herum aufstellt, bevor noch Jemand sie anzurühren wagt. Jedes Kind erhält eine doppelte Portion, zwei Coteletten, zwei Beefsteaks, zwei Fische..... auch drei, wenn sie da sind. Mit offenem Munde, starren Augen sehen die Reisenden zu. Man fühlt sich bedroht an seinen Lebensquellen; man ermuntert sich endlich von dem tödtlichen Schrecken, man rettet soviel als möglich von den gefräßigen Insulanern, sei es ein Knochen, eine Fischgräte oder ein Stück Brot. Die Araber laufen um die Tafel und rufen: «Oh Allah!» und man steht hungerig wieder auf....."

Marmier fährt fort: „Wenn man diese Leute sieht, wie sie eine ganze Ladung von Speisen in kürzerer Zeit verschlingen als man in Spanien zu einer Tasse Chocolade braucht, so könnte man glauben sie hätten so große Eile um wieder in ihr Comptoir zu kommen. Leider muß man auf das Gegentheil kommen, wenn man sieht wie sie nach Tisch regelmäßig den Körper auf einen Stuhl und die Beine auf die Lehne eines andern Stuhls legen, sodaß sie mit dem Kopf in gleicher Höhe sind und dabei nachlässig eine Cigarre rauchen oder Taback kauen."

Diese Lage scheint überhaupt die gewöhnliche Positur der Amerikaner zu sein. Mrs. Trollope erzählt: „daß in Cincinnati die Männer ohne Röcke in die ersten Logen kommen, oft mit über die Elbogen aufgestreiften Hemdärmeln; dabei haben sie die Füße höher als den Kopf, sodaß sie ihre hintere Partie den Zuschauern zeigen und den Körper auf Bänke legen." In Washington hört man von allen Seiten ein Räuspern, und von sechs Zuhörern hat mindestens einer seine Beine über die Bogenbrüstung gelegt, oder auch es hat sich ein Senator so lang er ist auf eine Bank gelegt. Ebenso geht es in den Gerichtssälen zu. „Wir traten in ein Audienzzimmer als gerade drei Richter auf ihren Plätzen waren. Der mittelste stemmte die Beine auf das Geländer und die beiden andern schliefen oder thaten mindestens so und lagen in verschiedenen Stellungen da." In dem Versammlungssaal des Congresses in Washington saßen die Deputirten, wie Mrs. Trollope erzählt, in den unanständigsten Stellungen, fast Alle mit dem Hute auf dem Kopfe und die Meisten auf eine gar nicht niederzuschreibende Art ausspuckend.

Auf der Eisenbahn nach Troy sieht Marmier sehr wohlgekleidete Leute „die von einem Schnupftuche auch nicht die geringste Idee haben". In Washington irrt er in den zahllosen Gassen, die nur mit einer Zahl markirt sind, herum und fragt einen Sohn des Landes höflich, den Hut in der Hand: „Sir, if you please, where is the twentieth street?" und erhält zur constanten Antwort: „I don't know", ich weiß nicht. In den Salons des Präsidenten begegnet er „viel Ueberröcken in allen Farben, Jacken von jeder Façon und sehr wenig Röcken".

Man sagt: „Neugierig wie ein Wilder". In Amerika sieht der Wilde mitunter durch den civilisirten Menschen durch. Marmier befuhr den Hudson und hatte Reisegefährten von seltener Schweigsamkeit. „Plötzlich nimmt einer von ihnen ohne Umstände meine Uhrkette, dreht sie in den Händen herum und entfernt sich dann ohne ein Wort zu sagen. Ein Anderer, der neben mir sitzt, sagt zu mir: «You have a pariser hat?» Und ohne weitere Ceremonie nimmt er mir den Hut vom Kopfe, drückt die Feder nieder und zeigt ihn seinem Nachbar, dann gibt er ihn mir wieder zurück. Einen Augenblick später will ich dem Restaurateur meine Zeche bezahlen und mache meine Börse auf. Sofort ist ein Amerikaner da, der einen entsetzlichen Beutel hervorzieht und mir einen Tausch vorschlägt. Ich lache ihm ins Gesicht, stecke meine Börse ein; er läßt nicht ab. So mußte ich meinen Hut in die Hutschachtel legen, die gewöhnliche Mütze aufsetzen, meine Uhrkette in die Hosentasche stecken, meine Weste über meine Nadel zuknöpfen und konnte endlich nach diesen Vorsichtsmaßregeln ruhig auf- und abgehen."

Die allestreibende Macht ist in Amerika, wie nirgend, das Geld. Dieses ist die wahre Religion. Ueber die Feier des Sonntags erhielt Marmier folgenden Aufschluß: „Wir sind", sagte man ihm, „sechs Tage lang so beschäftigt daß wir einen zum Ausruhen brauchen; aber wir würden nicht ausruhen, wenn wir sähen daß, wenn wir unser Comptoir schließen, das unsers Nachbars in Thätigkeit ist. Um durch die Besorgniß einer solchen Concurrenz nicht beunruhigt zu werden, zwingen wir Jeden 24 Stunden lang seine Arbeiten zu unterbrechen. Ob er Jude, Mohammedaner, Theist oder Atheist ist, thut Nichts zur Sache. Wir wollen einmal einen Tag in der Woche nicht arbeiten und dabei den tröstlichen Gedanken haben daß keiner unserer Nebenbuhler arbeite und uns etwa Etwas vorwegnehme."

Trotz ihres crassen Egoismus gibt es doch Etwas was die Amerikaner noch mehr lieben als sich selbst. Dies ist ihre Regierung. Mrs. Trollope hat während ihres dreijährigen Aufenthalts in Amerika, wo sie Menschen aller Classen kennenlernte, kein einziges Wort gegen die Regierung sprechen hören. Der Grund ist, daß die Amerikaner in ihrer Regierung ihr eigenes Bild lieben. Diese Verehrung gilt aber auch nur der Regierung, die Vertreter derselben betrifft sie nicht. So erzählt Marmier, daß eines Tags mehre Congreßmitglieder kaum durch eine dichte Menschenmasse hätten kommen können und deshalb einer gesagt habe: „Macht Platz, Kinder, wir sind die Volksvertreter." Da habe sich einer der Umstehenden zu ihm gewandt, ihn beim Arme genommen und zurückgeschoben. „Nein, ihr müßt Platz machen, denn wir sind das Volk selbst!" Als der General Jackson nach Cincinnati kam, war er der Einzige außer einigen Engländern der den Hut nicht auf dem Kopfe hatte. Er hatte vor kurzem seine Frau verloren. Einer aus der Menge fragte ihn, ob er es denn wäre, man habe ihm gesagt er sei gestorben. „Die Vorsehung hat mich bisjetzt erhalten", erwiderte Jackson." „Und Ihre Frau?" Der General schien schmerzlich berührt und machte eine abwehrende Handbewegung. Hierauf schloß der Frager mit den Worten: „Nun, ich wußte wohl daß Eins von euch gestorben war."

Amerika ist am originellsten in seinen Fehlern; es ist lächerlich genug, wenn in dem republikanischen Amerika die Sucht nach aristokratischen Titeln selbst in den niedrigsten Classen vorherrscht. „Dort sind alle Männer gentlemen", sagt Marmier, „und alle Frauen ladies. «Where is my lady?» sprach ein Mensch neben mir der einen geflickten Ueberrock trug. Diese Lady war eine Gemüsehändlerin in Cincinnati und ihr Mann ein Schuhmacher ohne Kunden." „Ich habe tausend mal beobachten können", sagt Mrs. Trollope, „daß wenn die amerikanischen Damen von einer Nachbarin sprechen, sie statt einfach zu sagen die und die Mistreß, eine Umschreibung brauchten und sagten: die Lady auf der Straße am Fluße, die Lady welche Lichter macht."

Zum Schluß noch Etwas von der Straßenreinigungsmethode in Cincinnati. Als Mrs. Trollope genöthigt war den Unrath der sich so schnell in einem Hause sammelt wegzuschaffen, fragte sie den Hauswirth, wohin sie ihn werfen solle, und erhielt zur Antwort: „Ihr Diener kann ihn mitten auf die Straße werfen, dort werden ihn schon die Schweine fortschaffen." Und in der That sieht man zu jeder Zeit diese Thiere bei dem wichtigen Geschäfte der Straßenreinigung; „es ist ein wahres Glück daß sie so zahlreich und so thätig sind", fügt die Verfasserin hinzu, „denn ohne ihre Hülfe wäre die Stadt bald verpestet."

13.

Notizen.

Armenschulwesen in England.

Das Armenschulensystem, Ragged-school-system, ein ebenso absurder als anstößiger Ausdruck für eine treffliche Sache, greift in London von Tage zu Tage entschiedener und segensreicher um sich, besonders seitdem die Freunde und Beschützer desselben damit die industrielle Erziehung verbunden haben. Im vorigen Jahre sind sieben neue Armen- und resp. Sonntags- und gewerbliche Schulen eröffnet worden, und über 11,000 neue Schüler wurden in die Listen der Societät eingetragen. Die eigentliche Armengewerbschule hat sich vermehrt um 13 unbesoldete Lehrer und um nahe an 300 Zöglinge. Gewiß ist der Eifer mit welchem erstere ohne Anspruch auf irgendwelche Vergütung ihre Mußestunden dieser Anstalt widmen nicht rühmend genug anzuerkennen. Diese Männer sind die wahren treuen Arbeiter im Weinberge des Herrn, nämlich an dem großen Aufbau eines Gottesreichs der Civilisation und wahren Humanität. Von ihnen insbesondere ist gesagt was im Jesaias steht: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die so viele zur Gerechtigkeit wiesen wie die Sterne immer und ewiglich." Wenn in einer wol noch fernen Zukunft der menschliche Gesellschaftsverband eine edlere und würdigere Gestalt annimmt, wenn der Laster und Verbrechen, der Trägheit, Selbstsucht und des Müßiggangs immer weniger wird in der Welt, und einst die Zeit kommt, wo ihre sittliche Veredelung methodisch unaufhaltsam vorwärtsschreitet, dann sind es vor allem diese Männer deren uneigennützigem Mühen man diese Anfänge einer höhern Civilisation der gesammten Menschheit zu verdanken hat. Die Gesammtzahl der von der Ragged-school-union gestifteten und geleiteten Schulen beträgt neuerlich 102. Dazu gehören 10,861 Sonntagsschüler, 6021 Werktagsschüler, 5572 Abendschüler. Die gewerblichen Schulen zählen 2062 Zöglinge. Der bezahlten Lehrer sind im Ganzen 180. Drei junge Mädchen und 81 junge Burschen wurden durch die wechselseitige Hülfsleistung des Vereins und der Localschulen schon in den Stand gesetzt auszuwandern, und überhaupt 307 junge Personen beiderlei Geschlechts wurden dem Verbrechen entrissen und zum rechtschaffenen Erwerb zurückgeführt. Gewiß höchst ermuthigende Resultate! Der Aufwand des Vereins betrug im vorigen Jahr 3076 Pf. St. 15 Sch. 6 P. Die Einnahmen beliefen sich auf 3287 Pf. 11 Sch. 11 P. Es gab also für den Verein einen Ueberschuß von 210 Pf. 15 Sch. 6 P.

Das Britische Museum.

Ein kürzlich aus dem Hause der Gemeinen zurückgekommener Rechenschaftsbericht, betreffend das Einkommen und die Verausgabungen des British museum, liefert wirklich kolossale Ziffern. Die Custoden (keepers) in den verschiedenen Abtheilungen und Fächern dieses ein mal für alle mal großartigen Instituts haben im Laufe des verflossenen Monats März nachstehende Expensen gemacht: der Custode der Bücher (keeper of the books) hat ausgegeben 4526 Pf. 16 Sch. 1 P. für frische Acquisitionen; 3245 Pf. 5 Sch. 4 P. für Einbände. Er beansprucht für weitere Ankäufe für den nächsten März 3000 Pf. und für Einbände innerhalb derselben Zeitfrist 3500 Pf. Sonach belaufen sich in diesem Fall die Einbände höher als die Werke selbst. Der Custode der Manuscripte hat verwendet: 2219 Pf. 14 Sch. für neue handschriftliche Errungenschaften; 1131 Pf. für Binderlohn; er beantragt 2000 Pf. für weitere Ankäufe und 800 Pf. für Einbände. Die Ausgabe und resp. Foderung des Custoden der Antiquitäten verhält sich wie 2565 : 2000 Pf., die des Custoden der Drucke wie 1329 : 1500 Pf. Die Zoologie hat verwendet 941 Pf. und braucht 1000 Pf. Bescheidener als die Zoologie ist die Botanik gewesen, die diesmal mit 58 Pf. 14 Sch. gewirthschaftet hat, dafür aber den beinahe dreifachen Betrag von 150 Pf. für das nächste mal beantragt. Das Fach der Mineralien und Fossilien hat für 803 Pf. Specimina angeschafft und bedarf für seine fernern Ankäufe 1200 Pf. Besuchende Leser zählten die Reading rooms des Britischen Museums laut des Rechenschaftsberichts 78,500, und die Zahl der Bücher die aus den Lesezimmern in die Reihen der Büchergestelle der General library zurückkehrten belief sich auf 119,093. Royal library erhielt zurück 11,252; Grenville library 387. In die Cabinete wo man Tag für Tag die Bücher für den Gebrauch der täglichen Leser aufbewahrt, kehrten zurück 110,950 Bücher, was also die Totalsumme von 241,682, oder 830 täglich, ausmacht. Das Cabinet der Zeichnungen (Drawings) schaffte allein 1200 Portraits an. 74.

Pariser Stadtgeschichte.

Bekanntlich werden jetzt in Paris zur Verschönerung der Stadt bedeutende Demolirungen vorgenommen und namentlich sollen mehre ganze Straßen niedergerissen werden, um die Rue de Rivoli zu öffnen. Wo jetzt diese Straßen sind, war im Jahre 1260 ein großer Platz, welcher Champourri hieß. Ludwig IX. hatte die Absicht hier ein Hospital für 300 Blinde unter dem Namen Quinze-Vingts zu errichten. Ein alter Chronist erzählt: „Der selige König ließ dieses Stück Land in der Nähe der Kirche von St.-Honoré kaufen, wo er ein großes Haus bauen ließ, damit die armen Blinden dort immer bleiben könnten, und sie erhalten alle Jahre aus dem Beutel des Königs Renten zu Suppe und andern Dingen." Drei Jahrhunderte nachher ließ Katharina von Medici die Tuilerien mit auf dem Platze erbauen; denn dieser war sehr groß und die Blinden hatten eine besondere Kapelle und einen besondern Markt. Im Jahre 1780 wurden unter Ludwig XVI. die Quinze-Vingts in die Vorstadt St.-Antoine versetzt und an ihrer Stelle die Rues de Rohan, de Valois, de Chartres und de Montpensier eröffnet. Die erste Straße verdankt ihren Namen dem durch die Halsbandgeschichte berüchtigt gewordenen Cardinal Rohan. Die Rue de Chartres ist theils durch ein Journal, welches unter dem Titel: „Le feuillant de la rue de Chartres; voilà le feuillant!" in Paris ausgerufen wurde, bekannt, theils durch ein Vaudevilletheater. Spätern Ursprungs als diese vier Straßen sind die Rue du Musée, Pierre Lescot, du Chantre und de la Bibliothèque. Die erstere hieß früher Froid-Mantel oder Froid-Manteau und genoß nicht des besten Rufes. Auch die Rue Pierre Lescot, welche ehedem Jean-Saint-Denis nach einem Domherrn von St.-Honoré hieß und später unter dem Kaiserreich nach dem Erbauer des Louvre, Lescot, genannt wurde, war ebenso übel berüchtigt. Ein Sänger (chantre) der Kirche von St.-Honoré gab der Rue de Chantre den Namen, und als im Jahre 1801 die Bibliothek in den Louvre geschafft werden sollte, ward die Rue de Froid-Mantel Rue de la Bibliothèque genannt. Inmitten des prächtigsten Theils von Paris, seinen Promenaden und Palästen waren diese vier Gäßchen bisjetzt das Asyl für Prostitution, Bettler und Verbrecher gewesen. Die Erweiterung der Rue de Rivoli wird Paris von diesem Flecken befreien.

Verschönerungen der Kirche Notre-Dame in Paris.

Die Notre-Dame-Kirche in Paris wird gegenwärtig durchgängig restaurirt, und es sind bereits die im gothischen Stile construirten Fenster der neuen Sakristei eingesetzt worden. Diese Fenster stellen die vollständige Chronologie der Bischöfe und Erzbischöfe der französischen Metropole von dem heiligen Landry unter Karl dem Großen bis auf Herrn Affre dar. Eines der Felder zeigt den letzten Erzbischof auf seinem Todtenbette; seine Züge sind vollkommen ähnlich. Diese Fenster sind ein Werk Marechal's in Metz. In einem anstoßenden Gange stellt eine andere Fensterreihe die Geschichte der heiligen Genoveva dar. Eine kleine Wendeltreppe führt zu dem Schatze der Kathedrale, wo sich eine Privatkapelle für den Erzbischof befindet; das Ganze wird durch einen Wärmeleiter geheizt. Die neue Sakristei

hat eine Million Francs gekostet. Die ganze Restauration der Kirche soll noch neun Millionen kosten, drei Millionen sind bereits für die Strebepfeiler aufgegangen, welche erneuert werden mußten. Ostern dieses Jahres ist die neue Sakristei eingeweiht und zugleich das durchgängig restaurirte große Portal von den Gerüsten befreit und enthüllt worden. Die heilige Kapelle wird bald fertig sein und es bleiben nur noch die Keller und die unterirdische Kapelle, wo die ehemaligen Domherren ruhen, übrig. 2.

Bibliographie.

Appert, B., Die Geheimnisse des Verbrechens, des Verbrecher- und Gefängniß-Lebens. 1ster Theil. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aurora. Cosmetische Briefe aus den hinterlassenen Papieren der Gräfin Aurora von Königsmark. Mit deren Portrait. Meissen, Goedsche. 12. 10 Ngr.

Bade, J., Christologie des Alten Testamentes oder die Messianischen Verheißungen, Weissagungen und Typen, mit besonderer Berücksichtigung ihres organischen Zusammenhanges. 3ter Theil: enthaltend die Verheißungen und Weissagungen in den Propheten. 1ste Abtheilung: Der Prophet Jesaias. Münster, Deiters. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bone, H., Ueber den lyrischen Standpunkt bei Auffassung und Erklärung lyrischer Gedichte. Paderborn, Schöningh. 1852. Gr. 4. 7½ Ngr.

Elze, K., Englischer Liederschatz aus englischen und amerikanischen Dichtern vorzugsweise des XIX. Jahrhunderts. Mit Nachrichten über die Verfasser. Dessau, Katz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frankl, L. A., Gusle. Serbische Nationallieder. Wien, Venedikt. 1852. Br. 8. 1 Thlr.

Gerhard's, P., geistliche Lieder. Herausgegeben von C. F. Becker. Mit den Singweisen. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Geschichte der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien von einem Typographen dieser Anstalt. In zwei Theilen: I. Geschichte. II. Beschreibung. Mit Plänen, Abbildungen und statistischen Ausweisen. Ende 1850. Wien. Gr. 8. 24 Ngr.

Harkort's, F., Volksschriften. I.: Flachsmartha. Berlin, Klemann. 32. 1½ Ngr.

Houwald's, E. v., sämmtliche Werke. 1ster Band. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr.

Jacobi, M., Naturleben und Geistesleben. Der Sinnenorganismus in seinen Beziehungen zur Weltstellung des Menschen: La divina commedia. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kohl's, J. G., Reisen in Deutschland. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Reisen im südöstlichen Deutschland. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1852. Gr. 8. 4 Thlr.

Kugler, F., Belletristische Schriften. 1stes Bändchen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 8. 27 Ngr.

Otto, Louise, Vier Geschwister. Roman. Zwei Bände. Dessau, Katz. 1852. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reumont, A. v., Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter spanischer Herrschaft. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 4 Thlr.

Roderich, M., St. Helena. Historischer Roman. Zwei Bände. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade, sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. 6te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, C. D., Bilder aus dem Norden. Gesammelt auf einer Reise nach dem Nordcap im Jahre 1850. Mit 2 Lithographien. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulze, H. J. F., Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern und seine Bedeutung für die deutsche Staatsentwickelung. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wolff, O. L. B., Geschichte der deutschen Poesie. Supplement zu dem poetischen Hausschatz des deutschen Volkes. Leipzig, O. Wigand. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Die Belagerung von Peschiera durch die Piemontesen im Jahre 1848. Lindau, Stettner. Gr. 8. 5 Ngr.

Beurtheilung einiger Stellen der Schrift: „Die Zukunft des deutschen Adels, Berlin bei Brandis 1851." Ebenfalls vom aristokratisch-conservativen Standpunkt. Dresden, Naumann. 8. 3 Ngr.

Ebeling, C., Aus meiner Praxis. In zwanglosen Heften. 1stes Heft: I. Die Gabe'sche Curatel. II. Zwei Entscheidungen in Competenzstreitigkeiten. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Friedrichsfeier in Berlin am 31. Mai 1851. Ein Gedenkbuch für alle Preußen. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Mobile Gedanken und Betrachtungen nach der Mobilmachung der preußischen Armee im Herbste des Jahres 1850. Von einem Veteran der Armee, treu dem Throne und dem Vaterlande. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoffmann's, F., illustrirter Volkskalender in Monatsheften für 1852. Unter Mitwirkung von L. Bechstein, Roderich Benedix, L. Dieffenbach u. A. Die Illustrationen von Düsseldorfer Künstlern. Januar-Heft. Stuttgart, C. Hallberger. Gr. 4. 6 Ngr.

Das landwirthschaftliche Institut zu Jena und seine 25jährige Jubelfeier am 22. Juni 1851. Von einem alten Schüler der Anstalt. Leipzig, Rein. Gr. 4. 2 Ngr.

Die kaiserlich österreichischen Kabinetsschreiben vom 20. August 1851. Ein staatsrechtliches und politisches Gutachten. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Die Mission der Jesuiten in Heidelberg. [Abgehalten vom 3. bis 17. August 1851.] Von katholischer Seite beleuchtet. Heidelberg, Rieger. 8. 2 Ngr.

Müller, C., Die leibliche und geistige Noth der dienenden und arbeitenden Klasse auf dem platten Lande. Eine Weckstimme an die, welche es angeht. Berlin, Wohlgemuth. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das schweizerische Musikfest am 2., 3. und 4. Juli 1851 in Bern. Geschildert unter Mitwirkung des Herrn Antenen. Bern. 8. 10 Ngr.

Payne's Miniatur-Almanach für 1852. 8ter Jahrgang. Mit 12 Stahlstichen. Leipzig, Payne. 16. 7½ Ngr.

Prozeß Becher und Genossen, verhandelt vor dem Schwurgerichtshof in Ludwigsburg, der die letzte Epoche der deutschen National-Versammlung, die Verhältnisse der badischen Revolution und des pfälzischen Aufstandes umfaßt. 1ste Abtheilung. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Bach. Folio. 7½ Ngr.

The Punch-reader. Extracts from „Punch", the London Charivari. With notes in german by A. Diezmann. Leipsic, Hartung. 8. 25 Ngr.

Volksgericht in bürgerlichen Rechtsstreiten. Eine Lebensfrage für's Volk, gemeinfaßlich beantwortet von einem erfahrenen praktischen Juristen. Darmstadt. 8. 10 Ngr.

Weber's Volks-Kalender für das Jahr 1852. Leipzig, Weber. Gr. 8. 12 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXVII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen von Januar, Februar und März enthaltend, befinden sich in Nr. XIV und XV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen von April, Mai und Juni, in Nr. XXVI und XXVII.)

58. **Album der neuern deutschen Lyrik.** Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Dieses Album, ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, wurde angelegt, um einen zu ausschließlichen Verehrer Goethe's, der deshalb die Producte der neuern deutschen Lyrik seit Uhland geringschätzte, von seinem Irrthum zu überzeugen. Zu diesem Zweck wurden nach und nach über 25,000 Gedichte geprüft. Dies sowie der rein ästhetische Standpunkt, von dem aus dieses Album nur beurtheilt sein will und der sich in der höchst geschmackvollen Auswahl bekundet, sichern ihm den Vorrang über ähnliche Sammlungen. Das Publicum mag entscheiden, ob der Herausgeber Dr. O. Eichert Das erreicht hat, was er in dem Vorwort als seinen Zweck angibt: „Das Beste sollte hier dargeboten werden, wozu der deutsche Genius während der letzten Decennien unsere Dichter angeregt hat; es sollte eine Sammlung entstehen, mit der wir uns auch vor dem Auslande könnten sehen lassen."

59. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Erstes bis sechstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

1. **Unsterblichkeit**, von **H. Ritter**. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von **J. H. Mädler**. — 3. **Das Mikroskop**, von **O. Schmidt**. — 4. **Die Bibel**, von **F. A. D. Tholuck**. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von **A. F. Hohl**. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von **R. Köstlin**.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten, woselbst auch das bereits davon Erschienene eingesehen werden kann.

60. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtundsiebzigster und neunundsiebzigster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die bisher hiervon erschienenen Bände sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis)**, Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr. — LXX—LXXIII. **Lesage**, Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith**, Der Landprediger von Wakefield. Aus dem Englischen übersetzt durch von der Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV—LXXVII. Rußlands Novellendichter. Uebertragen mit biographisch-kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr. — LXXVIII. LXXIX. **Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Förster. Dritte Auflage. 2 Thlr.

61. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Dritter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste und zweite Band (1850) haben denselben Preis.

62. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreizehntes bis achtzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., in einer Prachtausgabe 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist, sowie ausführliche Anzeigen, in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

63. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck**. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Nebst einem Namen- und Sachregister. 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

64. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Tome XXI et XXII. (Schluss.) 8. Preis des Bandes 15 Ngr.

Der 12. bis 17. Band dieses Romans führen auch den besondern Titel: **Le Collier de la Reine.** 6 vol. 8. 3 Thlr.

Der 18.—22. Band enthalten unter besonderm Titel: **Ange Pitou.** 5 vol. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher von A. Dumas: **La Dame de Monsoreau.** 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

65. **Eichendorff (Jos., Freiherr von), Der deutsche Roman** des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

66. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Achtundsechzigstes bis zweiundsiebzigstes Heft. Schluß des sechsten Bandes. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden in der Regel zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis sechste Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

67. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. „Monographisch dargestellt. Dritter Band: Mollusken. Erste Abtheilung: Cephalopoden. Erste Hälfte. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste Band (1847—48, 5 Thlr. 18 Ngr.), die **Wirbelthiere** enthaltend, besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. Die Säugethiere der Vorwelt. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. Die Fische der Vorwelt. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der zweite Band wird die Gliederthiere behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

68. **Graff (G.), Anthologie zum Declamiren.** Erster Theil. Für die reifere Jugend, zunächst für die obere Bildungsstufe höherer Lehranstalten. 8. Geh. 27 Ngr.

69. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Achter Band. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis vierte Band kosten jeder 1 Thlr., der fünfte bis siebente Band jeder 1 Thlr. 10 Ngr. Der neunte Band erscheint noch in diesem Jahre und wird gleichfalls 1 Thlr. 15 Ngr. kosten, der ganze Roman somit 11 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. 1845—50. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

In besonderer Ausgabe erschienen 1850 und sind einzeln zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 25 Ngr.

Neue Novellen. I. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

70. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter,** insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Dritte, mit einem Anhange 2c. versehene Auflage. 8. Geh. 18 Ngr.

Der zweite Theil für das mittlere Jugendalter erschien in dritter Auflage 1850 und kostet 21 Ngr.; der dritte Theil (für das reifere Jugendalter) erschien in zweiter Auflage 1842 und kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

71. **Koethe (F. A.), Geistliche Lieder.** Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. **Conr. Benj. Meißner.** Nebst einer Biographie Koethe's. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

72. ——————, **Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde.** Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. **Conr. Benj. Meißner.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Für häusliche Erbauung. Gr. 8. 1821. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen. 8. 1823. 1 Thlr. 15 Ngr.

Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen. Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Psalmen. In Kirchenmelodien übergetragen. Gr. 12. 1845. 24 Ngr.

Zur Todtenfeier Dr. **Martin Luther's** am 18. Februar 1846. Gr. 12. 1846. 24 Ngr.

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Drei Theile. Gr. 12. 1843. 2 Thlr.

Eine Woche. Idyll-Novelle. Zwei Theile. Gr. 12. 1848. 4 Thlr.

73. **Liszt (F.), Lohengrin et Tannhaüser de Richard Wagner.** Gr. in-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

De la Fondation-Goethe à Weimar. Gr. in 8. 1 Thlr.

74. **Martens (le baron Charles de), Le Guide diplomatique.** Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement réfondue par l'auteur, avec la collaboration de **F. de Wegmann.** Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **F. de Cussy.** 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

75. **Petrarca's (Francesco) sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe.** Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster.** Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 2 Thlr.

76. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Siebzehnter Theil. Neue Folge. Fünfter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) auf 12 Thlr. ermäßigt. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

77. **Procès célèbres.** No. 1. Procès du comte et de la comtesse de Bocarmé, accusés du crime d'assassinat sur la personne de leur frère et beau-frère Gustave-Adolphe-Joseph Fougnies. In-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Assassinat de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. Lettres et pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs. I. Lettres et impressions de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. II. Pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs, procédure, détails de l'instruction, etc. In-8. Prix de chaque livraison 15 Ngr.

78. **Quandt (J. G. von), Glossen über Politik.** 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. **Synonymen und Homonymen.** Gr. 12. 2 Thlr.

Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst und deren Wechselwirkungen mit andern zeichnenden Künsten. Mit zwei Beilagen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. Drei Theile. 8. 3 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 124. —— 25. October 1851.

Inhalt.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg, von Johann Gustav Droysen. Erster Band. Berlin, Veit und Comp. 1851. Gr. 8. 3 Thlr.

Für den Deutschen im Allgemeinen, für den Preußen im Besondern liegt eine gewisse Tröstung und Aufrichtung darin: aus der furchtbaren Misère der Gegenwart, wo man kaum weiß, ob die Elendigkeit der Zustände an der Verkümmerung des Volks oder diese an jener mehr schuld sei, den Blick rückwärts zu wenden in eine Epoche, wo tapfere und edle Menschen die Nation dem Drucke ähnlicher scheinbar hoffnungsloser Verhältnisse entrissen, an der Betrachtung jener großen Charaktere und den Erfolgen ihrer muthigen und beharrlichen Bestrebungen sich zu erquicken und mit dem Dichter auszurufen:

Ja, ihr Brüder, es gab beſſ're Zeiten,
Und ein edleres Geschlecht hat einst gelebt.

Eine solche „beſſ're Zeit", welche ein „edleres Geschlecht" theils gebar, theils von ihm ins Leben gerufen wurde, war jener Befreiungskrieg im Jahre 1813 und die ihm vorausgehende Zeit der still aber unaufhaltsam von innen herausbrechenden geistigen und moralischen Wiedergeburt Deutschlands, jene Zeit an deren Schwelle ein Stein, ein Gneisenau, ein Scharnhorst u. A. stehen, mit bewußtem, beharrlichem Geiste den Umschwung vorbereitend, deren endlich erfolgter Durchbruch an York und ähnlichen Männern geschickte, erfahrene Werkzeuge der Kriegführung, an Blücher den seltenen Feldherrn für einen volksthümlichen und nationalen Kampf fand. Nicht ohne Grund hat gerade in den letzten Jahren die Geschichtschreibung, namentlich die Biographie und die Memoirenliteratur, sich jener Zeit und jenen Männern mit besonderer Aufmerksamkeit und Liebe zugewandt. Es ist nicht blos die Bewunderung ihrer Größe, der vaterländische Stolz auf die Thaten unsers Volks in jenen Tagen des Ruhms und der Ehre, nicht blos die Erholung, die man darin findet, wenn man das Auge von den tiefen Schatten der Gegenwart jenen lichtern Partien unserer Geschichte zukehrt — es ist noch etwas Anderes, was unsern Geist instinctmäßig zur Betrachtung jener Ereignisse hinzieht, was uns Trost aus ihnen schöpfen läßt. Müßten wir annehmen daß der Geist der damals über Deutschland hingezogen für immer aus unsern Grenzen gewichen wäre und nie zum zweiten male seinen Fuß auf die seitdem durch so viele Sünden der Völker und der Fürsten entweihten Fluren setzen werde, müßten wir uns lediglich als die Epigonen eines größern Geschlechts betrachten, unfähig zu gleicher Höhe jemals uns zu erheben, wahrlich, der Trost wäre ein sehr zweideutiger, den wir darin finden möchten daß unsere Vorfahren und der ältere Theil der Jetztlebenden Thaten gethan welche zu thun wir, die Jüngern, verzweifeln müßten; daß sie das Vaterland auf eine Stufe des Ansehens nach außen erhoben, von welcher wir es nur in um so tiefere Schmach wieder hätten versinken lassen, ohne im Stande zu sein es zum zweiten male daraus zu erheben; daß sie eine Einmüthigkeit und Glut des Patriotismus durch alle deutsche Gauen erzeugten, von der uns nur die todten Kohlen übriggeblieben, aus denen wir mühselig dann und wann einen rasch wieder verglimmenden Funken zu locken vermöchten. Allein so steht es in der That nicht. Auch damals fehlten oft und lange am rechten Platz die rechten Männer; Zagen, Unentschlossenheit, Charakterlosigkeit und Unfähigkeit brachten auch damals das Vaterland wiederholt an den Rand des Abgrundes, verlängerten den Druck, ließen den günstigen Augenblick zur Wiedererhebung ungenutzt entschlüpfen. Auch damals war des Undeutschen, des Verraths, der Zerrissenheit im Innern Deutschlands die Hülle und Fülle — fremder Drohung oder Schmeichelei gehorchten die meisten deutschen Fürsten, und an den Höfen der mächtigsten gab es eine Partei

welche im Dienst eines fremden Autokraten wirkte oder doch unabsichtlich durch Engherzigkeit, Aengstlichkeit, Geistesbeschränktheit sein Interesse und die Erniedrigung des eigenen Vaterlandes förderte. Aber dennoch bewährte sich damals der alte deutsche Trostspruch: „Gott verläßt keinen Deutschen"; der Gott der Eichen wachsen ließ erweckte endlich, in der höchsten Noth, auch Männer von so gewaltigem Wuchs und so festem, zähem Stoff wie die deutschen Eichen, und diese Männer führten es hinaus, trotz der Schwäche der Einen und der Verrätherei der Andern. Und so kann es, so wird es abermals kommen, denn der alte Gott lebt noch, und, wenn die rechte Stunde schlägt, wird er auch noch einmal die rechten Männer erwecken.

Mit solcher Stimmung und Gesinnung glauben wir an die Biographien der großen Männer aus der Befreiungsgeschichte Deutschlands herantreten zu müssen, deren mehre hochschätzbare die letzte Zeit uns gebracht, andere in Aussicht gestellt hat. Was uns Pertz in dem „Leben Stein's", was uns früher schon Hormayr in seinen „Lebensbildern", namentlich durch die dort mitgetheilten Briefe Gneisenau's, was uns in der hier vorliegenden Biographie York's Droysen, und wieder Andere anderwärts, von Einblicken in die Einzelheiten der damaligen Zeit und die Entwickelung ihrer großen Ereignisse gewährt haben, Das gewinnt für uns neben dem geschichtlichen und persönlichen Interesse noch ein ungleich höheres und präsenteres, wenn wir es in der angedeuteten Beziehung zur unmittelbarsten Gegenwart unsers Vaterlandes betrachten, wenn wir darauf achten, mit welchen Hemmnissen und Schwierigkeiten jene großen Geister bei Durchführung ihrer kühnen Pläne zu kämpfen hatten, wie sie oft das für höchst dringend Erkannte dennoch vertagen mußten, um es nur nicht ganz aufzugeben, wie sie genöthigt waren ihrer patriotischen Ungeduld und Entrüstung Schweigen zu gebieten, weil der rechte Moment zum Handeln noch nicht gekommen war, wie aber zuletzt doch durch ihre Beharrlichkeit und des Himmels Fügung Alles zum Besten ausging. Aus solchen Betrachtungen mögen wir denn Belehrung, aus der Anschauung jener großen Vorbilder kräftige Antriebe für uns selbst schöpfen, damit Jeder in seinem Kreise, sei dieser groß oder klein, mit gleichem Eifer und gleicher Ausdauer für das Heil des Vaterlandes wirke.

Von dem angegebenen Gesichtspunkte aus interessirt uns in dem Leben York's natürlich der Theil am meisten der uns diesen bedeutenden Mann inmitten jener Ereignisse stehend und wirkend zeigt, von denen eine neue Epoche in unserer vaterländischen Geschichte datirt. Die „Jugendjahre", der „erste Feldzug", der „holländische Dienst" und Anderes, was die ersten Capitel behandeln, wie wichtig es auch ist, um die Entwickelung der Persönlichkeit mit der wir es zu thun haben vollständig zu verstehen, hat doch für jene Anschauungsweise nur untergeordneten Werth und mag daher auch hier in wenigen Zügen abgethan werden.

Die Familientradition nennt England als die Heimat der York; das blaue Andreaskreuz im silbernen Schilde und die Devise des Wappens: Nec cupias, nec metuas! weist ihnen dort als Verwandte die Grafen von Hardwick an. In den Zeiten Cromwell's ausgewandert, soll der deutsche Stamm zuerst nach Schweden, unter Karl XII. nach der preußischen Ostseeküste gekommen sein. Sonderlich begütert waren sie niemals: „Die York haben Nichts als ihren Degen", pflegten sie selbst von sich, mehr rühmend wol als bedauernd, zu sagen. Durch Heirath trat ein Wechsel des Glaubensbekenntnisses ein, die Familie, früher eifrig katholisch, ging zum Protestantismus über. Dieser York hier, Hans David Ludwig, ward geboren 1759; sein Vater war damals preußischer Capitain. Schon mit 12 Jahren, 1772, trat er als Junker in das Regiment ein, 1775 ward er Fähndrich, 1777 Lieutenant. Im Jahre darauf machte er seinen ersten Feldzug mit — keinen sehr erquicklichen —: es war der sogenannte Kartoffelkrieg; Friedrich der Große hatte anfangs seine Truppen rasch zusammengezogen; sie standen, „eine imposante Armee, im Gefühl völliger Ueberlegenheit, in einer Stellung welche die Wahl ließ den noch ungerüsteten Feind entweder in Böhmen oder in Mähren zu überfallen". Aber man stand den ganzen Juni hindurch, den Befehl zum Ausbruch erwartend. Kaiser Joseph gewann Zeit seine Heere zu sammeln und vortheilhafte Stellungen einzunehmen. „Der König hatte seine diplomatischen Einreden gegen die östreichischen Anmaßungen in Sachen der bairischen Erbfolge mit einer militairischen Demonstration unterstützen wollen. Aber Kaiser Joseph hatte sich nicht schrecken lassen, war bereit den Angriff zu erwarten; die Verhandlungen blieben ohne Resultate." So ward endlich die Grenze überschritten; aber es kam immer nicht zu energischen Actionen; die Armee litt Mangel, verlor durch Krankheit und Desertion 7000 Mann; „es zeigte sich was es bedeutet einen Krieg als Demonstration zu benutzen, der Krieg, so zu einer diplomatischen Nebensache gemacht, wurde sozusagen demoralisirt". Außer der allgemeinen Verstimmung, welche dieser ruhm- und freudeloser Feldzug unter allen Offizieren, namentlich den jüngern, zurückließ, hatte er für York noch besonders unangenehme Folgen. Sein Capitain hatte im Feindesland die Hände nicht rein gehalten; man gab ihm schuld sogar eine Altardecke geraubt zu haben. York wollte nicht mehr unter ihm dienen, gab Dies durch eine, freilich wol dienstwidrige, Manifestation bei der Parade zu erkennen. Dafür traf ihn Cassation, während seine Kameraden, mit denen er nach Verabredung so gehandelt, ihn im Stiche ließen und ruhig unter jenem Capitain weiter dienten. Schritte zum Wiedereintritt in die preußische Armee durch die Gnade des Königs wurden vergebens gethan; York mußte sich entschließen anderswo sein Glück zu versuchen — er wählte den holländischen Kriegsdienst. Aber auch da gab es Schwierigkeiten, Verzögerungen; inzwischen begann der Krieg mit England (1781). York machte als Freiwilliger das Seetreffen beim Texel mit, ward vom Admiral mit der Siegesbotschaft nach dem

Haag gesandt, und erhielt hier zum Dank dafür eine Compagnie der Garde. Allein das thatenlose, mehr höfische als kriegerische Leben befriedigte ihn nicht; er verkaufte seine Stelle, deckte mit dem Ertrag seine Schulden und ließ sich als Capitain für die Ostindische Compagnie anwerben. Erst auf dem Cap, dann in Ceylon, dann wieder auf dem Cap that er Dienste, die ihm aber auch bald nicht mehr genügten; 1785 finden wir ihn nach Europa zurückgekehrt, gerade zu der Zeit wo zwischen den Generalstaaten und dem Statthalter Zwistigkeiten ausbrachen, die bald zum offenen Bruche zu führen drohten. York widerstand den glänzenden Anerbietungen der Staaten, verließ den holländischen Dienst ganz und war nach langen und vielfach fruchtlosen Bemühungen — trotz der Empfehlung der Erbstatthalterin an ihren Bruder — endlich so glücklich in der preußischen Armee wieder Anstellung zu erhalten. Hier gab es einen fast zwanzigjährigen Friedensdienst, nur ein mal (1793) unterbrochen durch den Feldzug gegen die Polen. Wenigstens aber war es kein blos mechanischer Dienst, denn es galt im Exercitium und in der Truppenformirung mancherlei Neuerungen einzuführen, und York zeigte sich darin als Meister, daher es an Auszeichnung und Avancement nicht fehlte. Daneben unterließ er nicht durch Studien, strategische sowol als andere, für seine wissenschaftliche Fortbildung zu sorgen. Aus diesen Jahren (den ersten des neuen Jahrhunderts) liegen Bemerkungen York's über den damals in den höchsten militairischen Regionen zu Berlin und Potsdam herrschenden Geist vor. York war in die Commission für Versuche mit Büchsen und Gewehren berufen und hatte dadurch Gelegenheit zu öfterm und längerm Aufenthalt in den beiden Residenzen. Was daraus sein Biograph mittheilt, bestätigt im Einzelnen was im Allgemeinen von dem damaligen Zustande des preußischen Heerwesens oft gesagt und bekannt ist.

Zwischen dem Militaircabinet, dem Kriegsdepartement und dem Regimentsquartiermeisterstab waren weder die Ressortverhältnisse klar geschieden noch ihre Gemeinsamkeiten geordnet, weder Einfachheit noch Einheit in den Geschäften. Am wenigsten jene feste, energische, wie York sie zu nennen pflegte, jene „herrische" Art war hier im Schwunge, die allein einem Militairstaate wohl ansteht. Der in Uebertreibungen und Aeußerlichkeiten gesuchte Schein derselben zeigte nur daß man das einst Zeit- und Sachgemäße als Manier beibehalte. Man hatte wol noch einige wenige renommirte Namen früherer Zeit, aber die Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth waren alt und abgelebt, und die Feldzüge von 1792—95 hatten nicht eben Gelegenheit gegeben neue Helden zu machen; es durfte zweifelhaft erscheinen, ob die Armee noch einen General habe der auch nur ein Armeecorps zu führen vermöchte. Ohne alle Frage befand sich die Armee in einem Zustand taktischer Vollkommenheit, der selbst die Dressur des alten Dessauers überbot; wahrscheinlich ist nie correcter marschirt, peinlicher die Gleichheit der Zöpfe und Fußspitzen beobachtet worden als in den tonangebenden Regimentern von Berlin und Potsdam. Aber inmitten dieser Ueberreife untergeordneter Vortrefflichkeiten, dieses Großseins in kleinen Dingen, begann man mit Unruhe innezuwerden daß man in eben den Richtungen denen Bonaparte seine wachsende Glorie verdankte in hohem Maße unreif sei, daß man weder die Ideen noch die Charaktere, noch die Leidenschaften besitze welche die Größe bedingen. Man beeiferte sich den praktischen Mängeln auf theoretischem Wege beizukommen; mit Heftigkeit warf man sich auf strategische Studien, und während die Einen mit hochfahrendem Sibyllenton Alles hinwegwarfen was nicht in den genialen Kreis höchststrategischer Erleuchtungen hineinreichte, suchten Andere mit ebenso viel Spiritualität wie Dünkel Einrichtungen zu schaffen in denen sie ihre strategisch-politischen Combinationen zum Mittelpunkt des Staatswesens machen wollten. Solche Genialitäten der Bülow, Massenbach, Phull standen in desto crasserm Gegensatz mit dem schwerfälligen und zähen Gange des übrigen Wesens, mit der Vorliebe für alles Halbe und Mittelmäßige, welche die Entschlußlosigkeit sich so gern als Tugend anrechnen läßt, mit der Zuversicht welche frühere Leistungen der Armee, die jetzt ja in mehren Punkten besser und vollkommener war als zu Friedrich's des Großen Zeit, gewährten. Man sagte sich gern daß man mit voller Sicherheit sich auf sich selbst stützen könne.

Daß solch Wesen den tüchtigen York anwiderte, ist natürlich. Aber auch in jener „militairisch-wissenschaftlichen Gesellschaft" gefiel er sich nicht, die, von Scharnhorst angeregt, die tiefe Umgestaltung in der Bildung der Offiziere einleitete, welche später die Kriegsschule in größerm Maßstabe ausgeführt hat. Es ist wol erklärbar daß in jenen Anfängen noch ein starker Beigeschmack des Dilettantischen war, und daß die Mode wissenschaftlich zu sein auch auf Trivialitäten oder reinpraktische Dinge übertragen wurde. York gefiel sich darin „sich den gelehrten Offizieren gegenüber als den bloßen Praktiker und Autodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen, gesunden Menschenverstand zu bezeichnen". Wir werden später sehen, wie auch die staatlichen Reformen, welche wenige Jahre darauf Stein ins Leben rief, in York keineswegs einen Bewunderer, vielmehr in den meisten Beziehungen einen tadelnden oder doch argwöhnischen Kritiker fanden, sodaß also sonderbarerweise dieser Mann, der an der Befreiung Preußens und Deutschlands später einen so wichtigen Antheil hatte, sich nicht nur gleichgültig, sondern selbst abstoßend verhielt gegen die stillen und tiefen Anbahnungen besserer Zustände, ohne welche jene Befreiung selbst schwerlich möglich geworden wäre.

Wieder gab es 1805 einen unerquicklichen Feldzug, einen in seinen Folgen viel bedenklichern als jenen von 1778 übeln Andenkens. Gegen Napoleon's immer drohendere Machtstellung hatte sich eine neue Coalition gebildet; Preußen wollte anfangs neutral bleiben, verweigerte den russischen Truppen den begehrten Durchzug; als jedoch die französischen einen solchen unternahmen ohne zu fragen, öffnete der König nicht nur den Russen ebenfalls sein Land, sondern ließ selbst marschiren, sandte gleichzeitig Haugwitz an Napoleon den Frieden zu vermitteln, wenn der französische Kaiser diesen nicht annehme, ihm den Krieg zu erklären. Unter den Corps welche zur Unterstützung dieser Vermittelung gen Südwesten vorgeschoben wurden befand sich auch das Jägercorps welches York, nun schon Oberst, commandirte. In Meiningen erhielt York die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz, in der Nacht darauf ward er rückwärts commandirt. Den Truppen ward bekanntge-

macht: daß die freundschaftlichen Verhältnisse mit der französischen Regierung wieder angeknüpft seien, daß die Truppen aber sich jeden Augenblick bereit halten sollten wieder ins Feld zu gehen.

Traurige Winterquartiere! Man fühlte wohl daß der Augenblick zu einem großen entscheidenden Schlage verpaßt sei, daß jede Woche längerer Zögerung Preußen politisch und militairisch tiefer hinabdrücke; man war erbittert daß die militairische Macht Preußens durch eine klägliche Leitung seiner Politik compromittirt sei.... York empfand diese Dinge vielleicht bitterer als Alle; sein militairischer, sein Preußenstolz war im Tiefsten verletzt. Aber er sprach kaum mit den Vertrautesten darüber.

Und doch war der Schönbrunner Vertrag, welcher jenem Winterfeldzuge ein so rasches Ziel setzte, nur die Einleitung einer Reihe von Demüthigungen, die, wie der Biograph York's bemerkt, durch die Begehrlichkeit, welche die preußische Diplomatie inmitten ihrer Schwäche und Schande noch fortsetzte, nur um so greller hervortraten. Mit jedem Tage wurde Preußen isolirter, entwürdigter, verachteter.

Und am Ruder blieben dieselben Personen welche den Staat in diese unheilvolle Lage getrieben hatten, vor allem Haugwitz; es schwoll die Misstimmung in der Armee, im Publicum; sie begann bis in des Königs nächste Nähe zu dringen; mehre Prinzen des Hauses, mehre Generale stellten in einer Denkschrift die entsetzliche Lage des Staats, die Nothwendigkeit einer Veränderung des Cabinets vor. Der König sah in diesem Schritt nur strafbare Anmaßung; in der Ueberzeugung, nicht in der Lage zu sein einen Krieg führen zu können, glaubte er diejenigen Minister an seiner Seite behalten zu müssen die bisher die Anlehnung an Frankreich empfohlen hätten und damit Bürgen des Friedens schienen. Und gerade diese Minister waren es die dann, als sich der tiefverletzte Stolz der Armee, wenigstens in Berlin und Potsdam, immer heftiger äußerte, die Offiziere eines tonangebenden berliner Regiments auf den Stufen des französischen Gesandtschaftshotels ihre Degen wetzten und ihre Wachtmeister ins Theater schickten, um in „Wallenstein's Lager" den Chor mitzusingen, — da waren es eben diese Minister welche plötzlich, vor Furcht vor dem esprit public, dem König riethen sich in den Krieg zu stürzen. Und er folgte ihnen, indem er bereits, ohne sie davon wissen zu lassen, mit England und Rußland in Unterhandlung getreten war; und sie blieben im Amte, gleich als müsse dem Könige vom Anfang her auch der Schein der Popularität entzogen werden, die vielleicht für das endlich kämpfende Preußen hätte erwachen können.

Beziehungsreicher auf die Gegenwart kann wol kaum Etwas gedacht werden als diese Stelle.

Die Details des Feldzugs von 1806, welche, soweit sie York insbesondere berühren, hier mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschildert sind, müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen. Wir finden York mit seinem Corps wieder weit südlich vorgeschoben; er sollte helfen einen „schönen Coup" ausführen, den Feind, von dessen Bewegungen man freilich im Hauptquartier wenig Kunde, von dessen Schnelligkeit und Präcision man keine Ahnung hatte, überrumpeln, in die Bagage fallen, gleichzeitig eine kleine Feste nehmen, die man für eine wichtige Position hielt. Unterdessen hatte der Feind aber schon die Hauptarmee in der Flanke gefaßt, halb umgangen; schleunigst zurückbeordert, erhielt York bei Ilmenau die erste Kunde von der bei Saalfeld begonnenen Schlacht, am folgenden Tage auf dem Wege nach Erfurt „erfuhr er den ganzen unermeßlichen Jammer den der vorige Tag über die Monarchie Friedrich's des Großen gebracht", die Vernichtung Hohenlohe's bei Jena, Braunschweig's bei Auerstädt.

Die Trümmer des stolzen preußischen Heers, ein gräßlicher Knäuel aufgelöster Bataillone und Schwadronen, eine wüste, jämmerliche, breiartige Masse, wälzte sich der Festung Erfurt zu. Feldmarschall Möllendorf als ältester General sollte befehlen, erschöpft, verwundet, 81 Jahre alt; wirrer als die Masse des zerrütteten Heers war das Durcheinander von Befehlen und Gegenbefehlen, die unter seinem Namen liefen.... Das waren die Resultate jener hochstrategischen Generalstabskünsteleien, die, je näher man der Entscheidung gekommen war, die Marschdispositionen nur immer wirrer gemacht, für Nahrung und Munition der Truppen immer schlechter gesorgt hatten, dann, herumprobirend, Positionen suchend, oft ohne Kunde von den Stellungen der eigenen Truppen, stets ohne die der feindlichen, im Augenblick der Entscheidung unter sich uneins, rathlos, verzweifelnd, die Armee, die Ehre des Staats, den Staat selbst ins Verderben gestürzt hatten.

Das Corps des Herzogs von Weimar, zu dem York mit seinen Jägern gehörte, war noch fest beisammen, unberührt; es galt dasselbe über die Elbe zu retten. Auf dem Wege dahin ward noch eine kühne, freilich fruchtlose Waffenthat vollführt; ein Lieutenant Hellwing warf sich mit 50 Husaren auf ein vorbeikommendes feindliches Bataillon das 10,200 Gefangene escortirte, sprengte dasselbe auseinander, befreite die Gefangenen. Was half es? „Die Befreiten selbst weigerten sich wieder die Waffen zu nehmen; sie hatten kein Herz mehr für die Sache Preußens: eine furchtbare Kritik des alten Systems!"

Durch den Harz ging es nun nach Wolfenbüttel; hier stieß man zu Blücher; beide Corps, zusammen wol 30,000 Mann, setzten den Marsch nach der untern Elbe fort; dorthin wurden auch die Garnisonen aus dem Hanoverischen beschieden. Drei Meilen unterhalb Stendal passirte man die Elbe; York mit sechs Jägercompagnien mußte den Uebergang decken. Bei dem Dorfe Altenzaun griff der Feind ihn an; York schlug ihn mit großem Verlust zurück, hielt ihn hin bis das ganze Corps glücklich die Elbe überschritten hatte, folgte diesem dann in der Nacht, die Franzosen durch angezündete Wachfeuer täuschend. Schon waren auch die Jäger glücklich in den Böten und abgestoßen, da ward ihnen vom Ufer nachgerufen: „Jäger, kommt noch einmal zurück, laßt uns nicht im Stich, wir fallen sonst den Franzosen in die Hände!" Sie kehrten um — anlegend wurden sie mit einer Salve begrüßt, die freilich Niemand traf; „sie hatten nicht daran gedacht daß es auch Deutsche bei den Franzosen gab."

Aber der Rückzug ward täglich schwieriger, der Feind drängte heftig. Hohenlohe hatte sich bei Prenzlau mit 10,000 Mann ergeben. Blücher war erst weit voraus, doch erreichte man ihn endlich und marschirte nun vereint weiter. Wohin? Darüber schien man im Haupt-

quartier selbst ungewiß. Weniger die kleinen Gefechte mit dem nachrückenden Feinde, die man meist glücklich, immer ehrenvoll bestand und bei denen sich wieder die York'schen Jäger zumeist auszeichneten, weit mehr das beschwerliche Marschiren rieb die Truppen furchtbar auf. Vierzehn Tage war man unablässig marschirt, hatte 50 Meilen gemacht; seit einer Woche hatte das eine der beiden Corps 5000 Mann infolge der Ermüdung und des Mangels verloren. York meinte: lieber eine offene Schlacht mit dem Feinde als länger diese aufreibende Flucht! Noch hatte man mehr als 70 Geschütze und die Cavalerie war noch ziemlich rüstig. Allein Blücher beschloß sich nach Lübeck zu werfen; hier hoffte er sich eine zeitlang zu halten; unterdessen würden die Russen nach der Weichsel vorrücken. Aber kaum in Lübeck eingerückt, ward man von allen Seiten vom Feinde angegriffen, eine Position nach der andern überwältigt. York, tapfer fechtend, um sich durchzuschlagen, fiel verwundet in Gefangenschaft. Blücher capitulirte mit dem Reste der Armee, wenig mehr noch als 10,000 Mann.

Hiermit schließt das erste Buch der Biographie; im zweiten finden wir York, der unterdessen ausgewechselt worden, nach den Schlachten bei Eylau und Friedland und dem Frieden von Tilsit, als General und Commandant eines Truppencorps in Ostpreußen. Bald erhielt er noch ein anderes auszeichnendes Anerbieten: er ward ausersehen Erzieher des Kronprinzen zu werden. Der Brief in welchem York dies Anerbieten ablehnt ist ein glänzendes Zeugniß seines klaren und gebildeten Geistes, sowie seiner uneigennützigen und immer nur auf das Allgemeine gerichteten Denkart. An den General Köckeritz, durch welchen der Antrag ihm gemacht ward, schreibt er:

Der Gedanke daß mein König bei der Wahl eines Mannes dem er die wichtigste Bestimmung geben will, um die Person des Thronerben zu sein, auch nur meiner gedacht hat, macht mich unendlich glücklich; ich fühle diese große Gnade des Zutrauens in seiner ganzen Größe. Wären unbegrenzte Liebe für den König und sein Haus, wäre unerschütterliche Treue und Patriotismus, wären Aufopferungen jeder Art von meiner Seite die einzigen Erfodernisse zu Erreichung des vorliegenden Zwecks, so würde mich mein stolzes, ich kann sagen gerechtes Selbstgefühl unbedingt zu einem Entschluß führen der für mich so ehrenvoll als glänzend sein würde. Diese Erfodernisse sind aber nach meiner Ansicht der Sache nicht hinreichend. Der Mann der um einen Fürsten ist muß, wenn er auch im strengen Verstande nicht Erzieher sein soll, doch vorsichtiger Führer sein, muß mit Behutsamkeit und mit unendlich mannichfaltigen Rücksichten auf den Charakter des Prinzen wirken. Dieser Mann muß die Kraft besitzen Gefühle zu erwecken, Leidenschaften zu leiten und in dem jugendlichen Herzen die Keime zu pflanzen und zu pflegen die auf die künftige Bestimmung, einen kraftvollen, selbständigen, nicht eigensinnigen, aber festen und entschlossenen Charakter, einen so wesentlichen Einfluß haben müssen. Dieser Mann muß die ganze Kunst verstehen der Natur nicht entgegenwirken zu wollen, sondern sie nur unvermerkt seinem großen Zweck zuführen. Er muß in die Jahre der Kraft sich zurückstimmen können, um die Zuneigung seines jugendlichen Freundes zu gewinnen, ohne einen gewissen Abstand zu verlieren, der ihn in Würde, ich möchte sagen in Ehrfurcht erhält. Der Mann an der Seite eines jungen zum Throne bestimmten Fürsten muß, wenn auch nicht ein erfahrener Staatsmann sein, so doch eine Uebersicht von der Kraft, der Form, dem Zweck der Regierung und des Landes haben, er muß die nicht leichte Kunst besitzen den Prinzen immer nach Ansichten des Ganzen zu führen, das Individuelle nur als einpassend und Folge zu zeigen. Ein Schatz von Menschenkenntniß ist dem Manne nothwendig der einem jungen Fürsten bei so häufigen Veranlassungen über die Menschen sprechen muß. Bei der unumgänglichen Nothwendigkeit daß ein Fürst über Alles unterrichtet, dieser Unterricht auch viel schneller vollendet sein muß als bei einem Privatmann, ist es unmöglich daß er durch Bücher und eigenes Aufsuchen der einzelnen Theile diesen Unterricht schöpfen kann; der Mann der um einen jungen Prinzen ist muß also wenigstens encyklopädische Kenntnisse haben, um keine Frage unbefriedigt zu lassen, weil er sonst leicht den Verdacht des völligen Nichtwissens aufsichziehen könnte, und dann ist sein Zweck verfehlt. Endlich muß der Mann an der Seite eines jungen Prinzen die feinen Hoffitten haben, er muß einen leichten und geschmeidigen Vortrag der Unterhaltung haben, gleich entfernt von Steifheit und Fadheit. Er muß die Kunst besitzen nicht abzuschrecken und doch stets würdevoll zu bleiben. Er muß die allgemeine Stimme für sich haben.

So, mein Herr General — fährt York fort — ist das Bild im Allgemeinen welches ich mir von den Eigenschaften mache die ein Mann nothwendig besitzen muß der es unternimmt an der Seite eines Fürsten zu leben welcher die Bestimmung zum Thron hat. Nach dieser Skizze habe ich meine Selbstprüfung vorgenommen. Eine gemäßigte Eigenliebe hebt den Menschen; eine verblendete kann ihn wider Willen zum Verräther machen oder doch wenigstens mit Schande vom Schauplatz zurückbringen. Es ist, meinen Ansichten nach, weniger nothwendig seine Schwäche zu gestehen als sie durch Beschönigung schädlich anzuwenden. Aus diesem Grunde kann und darf ich nie den Vorschlag annehmen, der mir eine Bestimmung geben würde welcher ich nicht entsprechen kann. Sollte es also der Fall sein daß des Königs Majestät sich meiner zu einer Anstellung bei dem Kronprinzen wieder erinnern sollte, so bitte ich, haben Sie die Güte dem König zu versichern daß ich zu diesem Posten nicht passe und ihn unter keinen Umständen annehmen darf ohne mich des Verraths gegen sein Zutrauen schuldigzumachen.

York scheint nicht ohne Besorgniß gewesen zu sein, wie diese seine so entschiedene Ablehnung der königlichen Gnade aufgenommen werden möchte, darauf deuten wenigstens die folgenden Worte hin, welche uns zugleich einen schönen Blick in sein Fühlen als Mensch, Gatte und Vater thun lassen. York fügt hinzu:

Ich bin sehr arm; ich habe ein Weib und vier Kinder, die ich unaussprechlich liebe; ihr Wohl macht das Glück meines Lebens; mein ganzes Streben geht dahin für ihre Zukunft zu sorgen. Dennoch werden die Pflichten gegen meine Familie stets und unter allen Umständen meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben. Welches auch die Folgen meiner Grundsätze sein mögen, so werden sie, wie sie es immer waren, die Leitfäden aller meiner Handlungen bleiben.

Man sah von ihm ab, beauftragte ihn aber mit einem Geschäft welches in anderer Beziehung ihm sehr schwer und peinlich ward, den Verhandlungen mit dem französischen Marschall Davoust wegen Ausführung des Friedensvertrags, Berichtigung der Grenzen, Räumung des Landes von den feindlichen Truppen. Was er dabei durch den Uebermuth der Franzosen und die demüthigende Lage in der sich Preußen befand litt, läßt sich leicht begreifen.

Bester Major — schreibt er in dieser Zeit an einen Freund — wie unglücklich sind wir! Noch ist es kein Jahr, da standen wir im vollen Stolz auf der großen Schaubühne, mit der Wagschale von Europa in der Hand, heut bitten wir um Erfüllung eines Friedens den ein übermüthiger Sieger ohnehin noch hohnlachend mit Füßen tritt; und dennoch, wer sieht heute die Grenze des uns bevorstehenden Unglücks? Wenn diese harte, demüthigende Lection uns nicht klüger macht, dann ist die Hoffnung auf ewig verloren.

Er richtete natürlich wenig aus, doch war der König mit seinen Diensten zufrieden und wies ihm vorläufig Königsberg zum Aufenthalt an. Dorthin übersiedelte bald (1808) auch der Hof sammt den höchsten Staatsbehörden, von dort aus begannen jene großen Reformen Stein's und der ihm Gleichgesinnten, welche den gebrochenen und niedergeworfenen Staat von innen heraus wieder kräftigen, zu neuer Erhebung gegen den übermüthigen Sieger geschickt machen sollten. Droysen bemerkt:

Auch dem blödern Auge konnte es nicht entgehen daß die Niederlage von Jena das ganze altpreußische System getroffen habe. War in dem Friedericianischen Staate der Offizierstand der erste und der Adel berufen gewesen in ihm Träger der Ehre und Kraft des Staats zu sein, so hatte jene Niederlage und die schmachvollern Capitulationen die ihr folgten gelehrt wie wenig das Geleistete so großen Vorzügen entsprach, wie wenig die andern Stände und Interessen, ja die Krone selbst damit sichergestellt seien. Noch bezeichnender war die Gleichgültigkeit, ja Schadenfreude, mit der wenigstens die städtischen Bevölkerungen zum großen Theil jene Vorgänge betrachtet, als ein gerechtes Gericht über die Offizierkaste angesehen hatten. So wenig fühlte man sich als Ein Volk, so wenig war der zusammenbrechende Staat ein gemeinsames, Allen und Jedem anvertrautes und theures Gut, daß gar Mancher erst in dem furchtbaren Elend das die Fremdherrschaft zu schaffen beflissen war innewurde, was auch ihm zugrundegegangen sei. War auch die Zahl Derer nicht groß welche sich durch Dienstwilligkeit gegen die Sieger ihren Sondervortheil zu decken suchten, so traf es die alten Voraussetzungen doppelt schmerzlich daß unter jenen nicht Wenige aus dem Stande der Adeligen waren. Auch die höhern Verwaltungsämter waren bisher dem Adel, wenn auch nicht ausschließlich, zutheilgeworden; jene sieben Minister, die sich dem Kaiser zu treuen Diensten verpflichteten, jene Haugwitz und Lucchesini, Schulenburg, von Bülow durften doch nicht als Beispiele gelten die besondere Qualification des Adels zur Staatslenkung, dessen besondere Hingebung für die Dynastie der Hohenzollern zu veranschaulichen.

Längst schon war innerhalb des Staats, und durch eben der Könige Sorgfalt die ihn militairisch so hochgestellt hatten, eine Fülle innerer Kraft geweckt und genährt worden, die je länger je mehr ihre Geltung und Vertretung foderte. Aber man hatte in dem einmal fertigen Staatswesen dem neuen Bedürfniß keine neuen Formen, noch weniger die angemessene politische und gesellschaftliche Stellung zu geben vermocht; und, indem man die alten, zu enggewordenen Verwaltungsformen beibehielt, hatten diese selbst den Geist der Sparsamkeit, Sorgfalt und Uneigennützigkeit verloren, der einst ihre Anfänge zu einer wahren Wohlthat für das Volk gemacht hatte. Die schweren Zeiten, die man soeben durchlebt, hatten unglaubliche Beispiele von Schwerfälligkeit, Rathlosigkeit, Unbrauchbarkeit der meisten Behörden, unverhältnißmäßig wenige von würdigem Selbstgefühl, Energie und bürgerlichem Muth weltlicher und geistlicher Beamten gegeben; aller Orten hatten Einzelne, wackere Männer in Stadt und Land zugreifen und helfen müssen.

Hierauf nun, auf die Regeneration des Heers und Beamtenthums richteten sich die großen Reformbestrebungen Stein's, Gneisenau's, Scharnhorst's u. A. Was York betrifft, so verkannte er die Misstände an denen der Staat krankte keineswegs. Aber ihm erschienen die Entartungen des alten Systems nicht in dessen Wesen gegründet; am wenigsten war er der Ansicht, auf jenem weiten Umwege schneller zum Ziele neuer Erstarkung und Würdigkeit zu kommen als durch ein energisches Zurückgehen auf die großen Motive des Frühern. Er war nicht der Meinung daß die Armee vor 1806 in ihren Elementen und ihrer Zusammensetzung den Tadel verdiene den man so maßlos über sie ergoß; in der Schlaffheit der obern Leitung sah er die Schuld des unerhörten Unglücks. Er wollte nicht durch Einrichtungen Das vergeblich erstrebt sehen was doch nur Charaktere zu leisten vermöchten. Mit manchen Aenderungen im Militairwesen, dem gänzlichen Aufgeben des Systems der Werbungen, den Aenderungen der Cantonverhältnisse, der Abstellung der alten, barbarischen Disciplin war York zufrieden; aber er misbilligte es daß man mit den alten Regimentern auch deren Erinnerungen aufgab, daß man mit einer doch stolzen Vergangenheit brach. Daß man sein Jägerregiment zerriß, den „Jägern mit dem Strick" diesen Schmuck, den sie als Ehrenzeichen betrachteten, den die Franzosen so wohl kannten — die gewundenen Achselklappen —, nahm, als wäre es eben nur ein gewöhnliches Monturstück, empörte ihn besonders. Die Art wie man mit dem Adel verfuhr war ihm auch nicht recht. Er sah darin Nichts als eine schwächliche Nachgiebigkeit gegen die „Kosmopoliten und Raisonneurs". Er hielt für das erste Erfoderniß eines Heers einen tüchtigen Offizierstand und glaubte diesen am sichersten gegründet auf einen Stand der, eingedenk seines Lehnseides, nur aus Treue und für die Ehre diene, während die neue Einrichtung den Offizierstand zu einem Erwerbszweig mache. „Der Sohn des Landedelmanns oder Offiziers, der die Bauerjungen oder Soldatenkinder schon im Spiel exercirt, wird sie auch einst als Offizier am besten abrichten und gegen den Feind führen." Talente aus der bürgerlichen Sphäre seien auch bei dem bisherigen Systeme dem Heere nicht verlorengegangen. Er spottete jener ängstlichen „demokratischen Vorliebe", die unter jedem Bauernkittel ein Talent wittere, und, weil Papst Sixtus V. in seiner Jugend ein Schweinehirt gewesen, um jedes derartige Subject sorgsam bemüht sei, aus Furcht daß irgend ein göttlicher Sauhirt unbeachtet verkommen könne. Uebrigens seien die wenigsten Offiziere in der Lage Talente auch nur sein zu dürfen; die Eigenschaften auf die es am wesentlichsten ankomme, der persönliche Muth, die Gewohnheit der Ehre, seien zwar nicht angeboren, aber in der Erziehung von früh an zu gründen; die Tradition der Familie — und fast jede des preußischen Adels sei seit Generationen eine militairische — werde durch Nichts ersetzt; wie Englands Kraft in seinen politischen, so wohne die Preußens in seinen militairischen Familien.

Daß der Adel selbst nicht mehr Das sei was er gewesen und nach den obigen Voraussetzungen hätte sein müssen, entging York nicht; er selbst schalt über dessen Degeneration, über den eingerissenen Güterschacher und Anderes: aber er wollte doch von seinem Systeme nicht lassen.

Gegen Stein und seine Ideen hegte York eine ganz besonders starke Abneigung. Er schreibt:

Der Mann ist zu unserm Unglück in England gewesen, nun sollen die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikwesen beruhenden reichen Großbritanniens unserm armen ackerbautreibenden Preußen angewöhnt werden.

In dem Edict, wonach Jeder ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adelige dagegen jedes bürgerliche Gewerbe sollte treiben dürfen, erblickte er eine „Abschaffung, man möchte sagen Verhöhnung des Adels", welche „dem Geist des Volks und des Monarchen durchaus zuwider" seien.

Wird der Gewürzkrämer oder der Schneider der das Gut erwirbt, der Speculant der auf seinen Profit gedacht hat und schon auf Wiederveräußerung sinnt, wird er auch im Unglück seinem Monarchen zu Dienst sein mit Gut und Blut? Wird der neue Herr seine Bauern mit sich in der Treue festhalten wie der alte Erbbesitzer that, der in seinem Dorf über die Gemüther mit Liebe und Anhänglichkeit herrschte? Daß die sogenannte Sklaverei der Bauern nur philanthropisches Geschwätz ist, wissen wir Alle.

Daß Stein durch Begünstigung des dritten Standes eine allgemeine Erhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiten wolle, durchschaute York wohl, aber, so sehr er mit dem letztern Endzweck dieses Beginnens einverstanden war, so hielt er doch das Mittel verfehlt und das ganze Unternehmen für den König compromittirend. Stein irre sich, meinte er, in dem Charakter des preußischen Bauern, wenn er glaube daß dieser irgend Etwas thun werde ohne den Befehl seines Königs und ohne große Bataillone, die ihm bewiesen daß es damit Ernst sei. Zu einem Krieg auf Vendéer Weise sei der Deutsche nicht geeignet. Auch hätten die Franzosen Argusaugen.

In der Lage in der wir uns befinden ist ruhiges Abwarten der politischen Verhältnisse das Klügste und Sicherste, den Feind aber auf eigene Gefahr herauszufodern wahrer Unsinn.

Gerade damals hatte das Beispiel des spanischen Volks den Gedanken an nationale Selbsthülfe als die letzte verzweifelte Rettung aus der Fremdherrschaft erkennen lassen. In Preußen, in ganz Norddeutschland schien die öffentliche Stimmung reif zu ähnlichem Wagniß. Auf Englands Beistand durfte man rechnen, Oestreich rüstete in der Stille, Preußen besaß noch immer eine Armee von 50,000 Mann, und Napoleon mußte eben jetzt den größten Theil seiner Truppen zur Bewältigung Spaniens aus Deutschland führen. Ein gleichzeitiges Losbrechen Oestreichs und Preußens gegen ihn, eine allgemeine Insurrection durch ganz Norddeutschland, von England mit Geld und Waffen unterstützt, konnte wol den Erfolg verbürgen, wenn man nur Alles daranzusetzen entschlossen war. Die Grundzüge eines solchen Plans wurden dem König im August 1808 von Stein, Gneisenau, Scharnhorst vorgelegt. Allein der König schwankte: „ohne die Beistimmung Rußlands seien Erfolge unmöglich". Kaiser Alexander berührte auf der Durchreise nach Erfurt Königsberg; „umsonst waren alle Bemühungen ihm die Gefahren des Systems dem er folgte darzulegen". Darauf erschien im „Moniteur" der bekannte Brief Stein's, auf welchen Napoleon das Verlangen der sofortigen Entfernung aus dem preußischen Staatsdienst gründete. Nach einigem Zaudern erfolgte diese. „York athmete auf." Er schreibt in einem Briefe aus dieser Zeit:

Unsere äußern Verhältnisse fangen an günstiger zu werden; auch unsere innern nehmen eine vernünftigere Wendung. Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift auflösen.

Auch er glaubte den günstigen Zeitpunkt nahe um den Kampf zu erneuern, denn keineswegs stimmte er mit Denen überein die, wie Graf Goltz, Graf Voß, Kalkreuth, in dem „innigsten Anschluß an Napoleon" die Rettung Preußens sahen. Gleich Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stein brannte er auf Kampf gegen den Verhaßten; nur die Art wie Jene den Krieg herbeizuführen suchten, ihn führen wollten, erschien ihm völlig verderblich. Auch über den „Tugendbund" äußerte sich York sehr hart; nicht blos Das machte er ihm zum Vorwurf daß in seinen Plänen mehr an Deutschland als an Preußen gedacht werde, sondern es widerstand auch seinen Begriffen von Loyalität daß der Einzelne in untergeordneter Stellung besser als der König und seine Räthe wissen wollte was recht und nothwendig sei; er begriff nicht wie Beamte und Offiziere noch weitere Pflichten zu übernehmen vermöchten als ihnen schon ihr Diensteid auferlegte.

Im December 1808 — nachdem der größte Theil der französischen Truppen Preußen verlassen hatte — zeigten sich in der Nähe von Pillau englische Schiffe, auf die ein französischer Kaper Jagd machte. York, der die dortige Küstenvertheidigung befehligte, erhielt die Meldung: „unmittelbar aus dem Cabinet sei befohlen auf den Kaper zu schießen, wenn er in den Bereich der Kanonen komme". York stutzte, eilte zum König und erwirkte die Rücknahme des Befehls. York begriff — was auch Mittheilungen der französischen Befehlshaber bestätigten — daß bei der geringsten Feindseligkeit preußischerseits die französischen Besatzungen das Land als ein erobertes in Beschlag nehmen würden, und er sah nicht die Gegenanstalten um eine augenblickliche Vernichtung Preußens zu hindern.

Einigermaßen scheint York diese seine Meinung geändert, an die Möglichkeit einer erfolgreichen Erhebung Preußens geglaubt zu haben, als im folgenden Jahre, nachdem die neue Organisation der Armee vollendet war, auch die äußern Umstände sich günstiger gestalteten. Erzherzog Karl war in Baiern, Erzherzog Ferdinand in Warschau eingerückt; Tirol hatte sich erhoben, in Kurhessen war durch Dörnberg ein Kampf gegen die Fremd-

herrschaft vorbereitet; endlich erfuhr man auch von Erzherzog Johann's Sieg in Oberitalien. Am 29. April verließ Schill mit seinem Corps Berlin, begann jenen bekannten Zug. York begab sich sofort zu seiner Brigade in Westpreußen, ließ in allen Garnisonsplätzen derselben die Truppen alarmiren, einige Uebungen machen — da kam der Parolebefehl, worin der König das Schill'sche Unternehmen vollkommen desavouirte; gleichzeitig erfuhr man von Napoleon's neuen Siegen, seinem Einrücken in Wien. Noch ein mal, im August, schien es als würde Preußen auf den Kampfplatz treten; York zog seine Brigade zu Feldmanoeuvren zusammen; unter den Offizieren ging die Meinung, er beabsichtige einen Handstreich gegen Danzig; auch die Franzosen fürchteten so Etwas. Aber am 17. December rückten die Truppen wieder in ihre Quartiere. Bald darauf schloß Oestreich Frieden.

Die Folgen der schwankenden Politik welcher Preußen 1809 folgte blieben nicht aus. Die schlimmste von allen war die Wirkung nach innen. Der edlere Geist in Volk und Heer hatte die Stimmungen dieses Frühlings erzeugt; und „das Alles war nun Thorheit und Verbrechen geworden".

Nur die stärksten Naturen vermochten auch diese Prüfungen zu überdauern; der Gehalt der Masse ward um einen starken und rettenden Gedanken ärmer; die Hoffnungslosigkeit, nun erst völlig gerecht und allgemein, mußte tief hinab auflockernd wirken; die Frage: warum noch mehr opfern? für was und für wen? blieb nicht mehr in den egoistischen Kreisen der Vornehmen und Reichen. Stein braucht in einer Denkschrift vom Frühling 1810, um den herrschenden Geist des Landes zu bezeichnen, den furchtbaren, aber nur zu richtigen Ausdruck: „Die Frechheit und Verwilderung in der Stimmung." Glücklich Jene in denen dem Haß gegen den Welttyrannen der Glaube an den doch gewissen Sieg des Guten und Edlen zur Seite stand; glücklich auch Die welche, wenn auch Preußen unterging, auf die unzerstörbare Lebenskraft des deutschen Geistes und Volkes rechneten; glücklich auch Die welche in dem Kampf gegen Napoleon, wo es auch sei, eine höhere Pflicht sahen als Die welche sie daheim band. Für York gab es keine dieser Erleichterungen, und wir finden nach dem Frieden von 1809 von ihm keinen Ausdruck der Hoffnung. Er war Nichts als Preuße und Soldat; von Allem was in ihm Stolzes, Edles, Erhebendes war, was ihm als Ziel oder Zier des Lebens galt, war Nichts was ihm nicht verletzt, gedemüthigt, zerrüttet und zerbrochen worden wäre. Aber — und auch Das charakterisirt ihn — je finsterer er die Zukunft sah, desto rastloser war er an seinem Theil mitzuschaffen daß dem kommenden Unheil der Weg verlegt werden könne. Er rühmte wol jene Seemannsart auf dem sinkenden Schiffe auszuharren, aber die Flagge nicht zu streichen. Solch ein sinkendes Schiff schien ihm sein einst stolzes Preußen.

Die Hauptaufgabe York's in dieser Zeit, die er mit gewohnter Gewissenhaftigkeit und unnachsichtigem Eifer ausführte, war die Ausbildung und Einübung der leichten Truppen, zu deren Generalinspector der König ihn ernannt hatte.

Doch wir müssen vorwärts eilen, um der entscheidenden Katastrophe in York's Leben näherzukommen. Aus dem folgenden Capitel, welches der Biograph sehr bezeichnend „Die Agonien von 1811" überschreibt, mag daher eine einzige Stelle hier ihren Platz finden. Es heißt dort:

In Preußen war seit den vergeblichen Spannungen von 1809 die Stimmung mehr und mehr erlahmt. Mehr und mehr überzeugte sich das „gebildete Publicum" daß die politische Weisheit fortdauernd gutes Einvernehmen mit Frankreich fodere. Es kamen gewisse innere Verhältnisse hinzu, die es mehr als zweifelhaft machten, ob jetzt die Zeit zu äußersten Entschließungen sei. Die großen administrativen Maßnahmen, die Hardenberg in rascher Folge angeordnet, hatten Misstimmungen aller Art gemacht; am wenigsten versöhnten sie, wie die immerhin noch durchgreifendern Stein's, durch die Hinweisung auf ein großes nationales Ziel. Allerdings war dem Staatskanzler eine Aufgabe geworden wie sie peinlicher und undankbarer selten einem Staatsmanne zugefallen ist. Aber die Art wie er sie löste lag ebenso sehr in seinem Charakter und seiner Denkweise wie sie durch die Umstände geboten erscheinen mochte. Jene administrative Gefügigkeit und Beweglichkeit, in der, mit oder ohne Constitution, die Staaten des Napoleon'schen Systems so Außerordentliches leisteten, jene monarchisch-bureaukratische Superiorität nach innen, kraft deren alle Kräfte und Interessen des Volkslebens gleichsam ungefragt und ohne Rücksicht auf ihr eigenes Recht als die stets bereiten Mittel für die jeweiligen Zwecke des Staats anwendbar waren, wir sagen nicht daß Hardenberg sie mit so kecker Hast wie in Baiern, mit so blindem Uebermuth wie in Westfalen geschah, erstrebte. Er wünschte daß man ihm vertraue; und der Rathlosigkeit des tiefgebeugten Volks blieb Nichts übrig als auf die Arcana einer Staatskunst zu hoffen die immer noch in Wohlwollen und Zuversicht lächelte. Es war dem Staatskanzler genehm daß aus der öffentlichen Stimmung jene Heftigkeiten schwanden die, seiner begütigenden, weltmännischen, diplomatischen Natur an sich schon unbequem, den Voraussetzungen der aufgeklärtern Staatsweisheit am meisten zuwider waren. Das eifrige Bemühen um Napoleon's Gunst, die diplomatische Ostentation völligen Einverständnisses mußte sie endlich ganz irremachen. „Das Unglaubliche geschah", schreibt Gneisenau an Graf Münster, „die Nation gewöhnte sich an die Idee eines Bündnisses mit Frankreich." Gneisenau's Pläne fand man „zu kühn", führte nur die Hälfte davon aus, glaubte Alles im Stillen abmachen zu können. Diese Pläne gingen allerdings auf nichts Geringeres als die Truppen zusammenzuziehen, feste Stellungen zu nehmen, die Festungen auszurüsten und insurrectionnelle Maßregeln vorzubereiten. Für gewisse äußerste Fälle rüstete man allerdings in der Stille; sollte Napoleon, wie es nach neuern Vorfällen, nach den Bewegungen der französischen Truppen fast den Anschein hatte, als Herr über Preußen schalten wollen, so war man, wie es schien, entschlossen auf Gneisenau's Pläne einzugehen. Allein zu entschiedenen kam man doch nicht. Es wäre wol an der Zeit gewesen, gegenüber den willkürlichen Vertragsverletzungen der Franzosen, der Verstärkung der Festungsbesatzungen über das bedungene Maß, den Ueberschreitungen des vertragsmäßigen Rayons der Festungen, die Befehlshaber der Provinzen mit Vollmachten für solche Fälle zu versehen. Aber bei Hardenberg, bei dem König überwog das Interesse, nicht zum Aeußersten zu schreiten. Nicht blos aus Rücksicht auf die Gefahren des Wegs den man betreten mußte — eines Wegs der nur in dem Maße zum Ziele führen konnte, als man die, doch unberechenbare Gewalt der Massen zu entfesseln, nationale Sympathien zu entflammen wagte. Nicht minder bedenklich mochte es erscheinen mit jenen Vollmachten die allerwichtigsten Entscheidungen aus dem Cabinet in die Provinzialcommandos zu übertragen, die Frage über Krieg und Frieden der oft sehr undiplomatischen Reizbarkeit der Generale zu überantworten.

Doppelt ehrenvoll für York war es daher daß man gerade ihm, als Befehshaber des westpreußischen Armeecorps, eine solche Vollmacht ertheilte, freilich nur

für den Fall eines wirklichen Angriffs von Seiten der Franzosen, den man dort, in der Nähe des wahrscheinlichsten Kriegstheaters, am meisten befürchtete. Aber noch ehrender für ihn ist die Art wie er diese Vollmacht entgegennahm. Sein darauf bezügliches Schreiben an Scharnhorst bildet ein schönes Seitenstück zu dem früher erwähnten, worin er den Auftrag Erzieher des Kronprinzen zu werden ablehnte. Er schreibt:

Mein Herr General, ich verehre den König, ich liebe mein Vaterland, ich achte meine Ehre. Diese Grundsätze machen es mir zur Pflicht Sie zu bitten, zu berücksichtigen daß ich noch nie Etwas im Ganzen commandirt oder dazu mitgewirkt habe. Meine Brigade würde ich auf den Punkt hinführen wo sie sein soll; ich würde vielleicht auch Hindernisse zweckmäßig zu beseitigen und meinen Entschluß zum Entgegenwirken mit Kraft und Nachdruck zu nehmen wissen, und dann wie ein rechtschaffener Soldat stehen oder fallen. Das hoffe ich mit Gottes Hülfe zu leisten und dafür könnte ich bürgen. Der mir gewordene Auftrag aber verlangt viel mehr. Unser unglücklicher Staat ist nicht in der Lage daß er einen einzigen Fehler eines commandirenden Generals ertragen könnte; ein unbedeutender kann ihn in den Abgrund stürzen. Die hiesigen Provinzen sind diejenigen wo der erste Schlag geschehen und wo es erfoderlich sein wird mit der größten Klugheit, Energie und Vorsicht zu handeln. Werde ich das Alles leisten können? Würde nicht ein im großen Kriege unterrichteter Mann und erfahrener General diesen Foderungen sicherer entsprechen? Es komme als Oberbefehlshaber hierher wer da wolle; wäre er auch heut noch Major, ich gebe mein Ehrenwort, ich werde unter ihm meine Pflicht thun; ich kenne keine Persönlichkeit, ich kenne und fühle nur für meinen König und mein Vaterland. Es ist jetzt nicht der Augenblick zu heucheln; offen und frei gestehe ich Ihnen: ich glaube, ich habe mehr Naturgaben aufzufassen und auszuführen als zu entwerfen und zu schaffen. Dies Geständniß kann mich bei Ihnen nicht zurücksetzen. Bedenken Sie, Herr General, daß ich noch gegen die Eifersucht werde kämpfen müssen; ich zweifle an keines Menschen Patriotismus, beschuldige auch Niemand, aber ich kenne die Menschen. Diejenigen denen der Kopf sowie mir bei der schwierigen Aufgabe schwindeln möchte, werden bei ihrer Uebergehung anders denken, und wehe dem Staat, wenn sie auch anders handeln! Nochmals bitte ich Sie, Herr General, prüfen Sie mich genauer, lassen Sie sich nicht durch eine gute Meinung, die oft der Zufall leitet, verleiten; meine Fehler würden mir den Fluch, Ihnen den Tadel des Vaterlandes zuziehen.

Diesmal blieb es bei der Entscheidung, Scharnhorst schreibt ihm zurück: der König habe in Absicht der Qualification zu einem Befehlshaber für eine Provinz in außerordentlichen Fällen nur zu ihm (York) ein unbedingtes Zutrauen; für die übrigen Provinzen seien, weil er zu keinem Andern dasselbe Zutrauen habe, die Instructionen nicht abgegangen. So mußte York schon die Vollmacht behalten.

Seine Lage war eine höchst misliche. Von den westpreußischen Festungen besaß Preußen nur noch Graudenz, wo der hochbetagte Courbière commandirte; Thorn und Danzig waren durch den Tilsiter Frieden abgetreten worden; Danzig besaß eine französische Besatzung von 14,000 Mann, zu der immer noch neue Verstärkung kam. Außerdem befürchtete York einen Handstreich auf die Nogatinsel und Elbing. Sein eigenes Corps war zerstreut, eine Zusammenziehung desselben nicht möglich ohne den Franzosen Verdacht zu erregen und die Ausführung ihrer Pläne vielleicht zu beschleunigen. York erbat sich deshalb nähere Instructionen von Berlin. Der König ließ ihm antworten: schwerlich sei Etwas zu befürchten, doch möge er immerhin Vorsicht beobachten. Aber die Verhältnisse wurden immer bedrohlicher; bald konnte es nicht mehr zweifelhaft sein daß Napoleon in ungeheuerm Maßstabe gegen Rußland rüste, daß er gemeint sei für diesen Kriegszug die Kräfte Preußens in Beschlag zu nehmen. Die entschlossene Partei in Berlin, Gneisenau und Scharnhorst an der Spitze, drängten den König zu entscheidenden Maßregeln, zum Anschließen an Rußland; auch York war jetzt dieser Meinung. Er schreibt:

Ich dächte es wäre der Zeitpunkt auch unsererseits ganze und kräftige Vorarbeiten zu machen. Nur ein fester, bestimmter Gang, der deutlich zeigt daß, wenn wir untergehen sollen, wir diesem Unglück mit Ehre und Anstrengung muthvoll entgegengehen werden, kann uns Achtung erwerben.... Wenn sich doch der Heilige Geist mit seiner Erleuchtung über die Russen ergießen und sie zu einer kühnen, gewiß glücklichen Offensive führen möchte; nur hierbei wäre für uns einige Hoffnung.

Er denkt daran „alle streitbaren Kräfte Westpreußens unter die Waffen zu nehmen". Freilich „den Geist dazu findet er in dem Lande nicht". Er erinnert Scharnhorst an den Plan die königlichen Prinzen in die Provinzen gehen zu lassen, sie an die Spitze der allgemeinen Erhebung zu stellen. Er beneidet den Patriotismus der Polen: „Wie anders bei uns, wo man jeden Recruten von seiner Grundherrschaft erkämpfen muß, wo ein elender Egoismus die alleinherrschende Leidenschaft ist." Scharnhorst kann ihm leider nur das Gleiche von Ostpreußen berichten; York's Hoffnung auf die Russen theilt er nicht einmal. Auch über den „schleppenden Geschäftsgang" der Civilbehörden, deren Mitwirkung er doch öfters benutzen mußte, hatte York viel zu klagen. Auf seine dringenden Vorstellungen wegen Verstärkung seiner so gefährdeten Stellung in Westpreußen erhielt er endlich den Befehl einige Befestigungsarbeiten ausführen zu lassen. Zu Mehrem, zu einer allgemeinen „Mobilisirung", die er empfohlen, konnte man sich nicht entschließen; man wollte nicht ganz mit Frankreich brechen, man zögerte, suchte Zeit zu gewinnen, weil man sehnlichst auf eine entscheidende Antwort von Rußland wartete, welche immer noch ausblieb. „Der Kaiser Alexander ist eine schwache Partie in unserer Politik", schreibt Gneisenau. Die Ursachen dieser Zögerung, die Hinterhaltsgedanken der russischen Politik sind neuerdings in einem andern Werke: „Rußland und die Gegenwart", entwickelt worden. Napoleon aber ließ sich nicht hinhalten: er erzwang von dem berliner Cabinet das Versprechen der Einstellung aller Rüstungen, die Abberufung Blücher's von dem Commando in Pommern, zuletzt sogar die Zustimmung zu der erniedrigenden Maßregel einer persönlichen Inspection aller Cantonnements durch den französischen Gesandtschaftssecretair, um sich zu überzeugen, ob wirklich die Schanzarbeiten eingestellt seien.

Endlich kam Antwort von Rußland; freilich keine ganz befriedigende; nur für gewisse äußerste Fälle verpflichtete es sich zur Hülfe. Man mußte also immer noch laviren. York erhielt um diese Zeit (November 1811) das Commando über die beiden Provinzen Ost- und Westpreußen; neben der Vollmacht des Königs, welche ihm die Entscheidung über Krieg und Frieden gab, hatte er nun auch einen schriftlichen Befehl des Kaisers von Rußland in der Hand, der ihn befugte „russische Armeecorps nach seiner Disposition zu gebrauchen". Alsbald besprach York hier mit Schön, dem Civilgouverneur dieser Provinzen, den Plan eines „zweckmäßig organisirten Aufgebots des Volks en masse" — die ersten praktischen Elemente der spätern Landwehr. In Berlin dauerte inzwischen das Schwanken fort. Man zeigte fortwährend Nachgiebigkeit gegen Napoleon und versah sich doch zu ihm des Aeußersten, war auf das Aeußerste gegen ihn gefaßt. Da endlich brachen die Franzosen von Mecklenburg aus in Schwedisch-Pommern ein. York hielt jetzt „thätige Benutzung der noch kurzen disponibeln Zeit und eine Communication mit dem noch entferntstehenden russischen General" für nothwendig. Er wollte nicht ohne besondere Weisung des Königs handeln, „um nicht in dem politischen Systeme fehlzugreifen". Doch erklärte er einen entschiedenen Schritt für unvermeidlich, es sei zu viel geschehen um stehenbleiben zu können, zu wenig um einen Entschluß durchzusetzen. York schließt sein Schreiben an den König mit den Worten: „Ich bin zu Allem bereit, ich sterbe jede Todesart mit Bereitwilligkeit, auf dem Schlachtfeld oder auf jede andere Art. Aber den Willen Ew. Maj. muß ich wissen." Statt bestimmter Weisungen erhielt er aber immer wieder nur unbestimmte Andeutungen, widersprechende Befehle. Endlich kam von Hardenberg eine Cabinetsordre welche den nahen Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich ankündigte. Am 24. Februar 1812 erfolgte dieser endlich; York ward am 3. März davon benachrichtigt, zugleich angewiesen für die zu erwartenden Durchmärsche der Franzosen Fürsorge zu treffen. Bald darauf ward er zum zweiten Commandirenden des Armeecorps ernannt, welches mit dem französischen Heere gegen Rußland marschiren sollte.

Man weiß welchen tiefen und schmerzlichen Eindruck der Abschluß dieser Allianz in den Kreisen hervorbrachte auf die sich bisher alle patriotischen Hoffnungen gerichtet hatten. „Die Vorsehung scheint den angefangenen Gang der großen Weltbegebenheiten vollenden zu wollen", schrieb Scharnhorst an York; er gab seine bisherige Stellung auf. „Nicht Willens", schreibt Gneisenau an Münster, „mich als Werkzeug zur Ausführung des Unterwerfungsvertrags gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefodert und erhalten." Clausewitz, Boyen, Marner, Chasot, Tiedemann, viele Andere, „denen das Herz zu schwer", folgten dem Beispiel; 300 Offiziere nahmen ihren Abschied, die Einen gingen nach Rußland, die Andern nach Spanien, gegen Napoleon zu kämpfen.

York — sagt dessen Biograph — verstand seine Pflicht als Soldat anders; doppelt jetzt glaubte er dem König und dem Vaterland Treue zu schulden. Das Schwerste was seinem Stolz und seinem Haß zugemuthet werden konnte, den Dienst unter Franzosen und für Napoleon foderte der König von ihm; er hielt sich verpflichtet zu gehorchen.

York's Lage in seiner neuen Stellung war in mehr als einer Hinsicht eine sehr peinliche. Zwar wurden die preußischen Truppen als solche von Napoleon mit Achtung, bisweilen mit Auszeichnung behandelt; allein Dies konnte die echten Preußenherzen, zu denen York gehörte, nicht vergessen lassen wofür sie kämpfen mußten und welches Schicksal der Mann dessen Winken sie jetzt gehorchten ihrem Vaterlande theils schon bereitet hatte, theils noch zudachte. Auch gab es von den französischen Führern manche Unbill zu ertragen; das Schlimmste von Allem aber war daß man das ganze Corps in einer Art verwendete die ihm vielerlei Gefahren und Strapatzen und wenig Ruhm brachte. Es stand in der Nachhut der Hauptarmee auf dem linken Flügel. Zum Ueberfluß kam York selbst mit dem Marschall Macdonald, unter dessen Befehlen er stand, in persönliche Mishelligkeiten.

Unterdessen begannen die Unglücksfälle der großen französischen Armee und das Vordringen der Russen. Die russischen Führer wußten wohl daß die Preußen nur mit Widerwillen auf Seiten der Franzosen fochten; sie glaubten die Zeit sei gekommen dieselben zum Uebertritt auf ihre Seite oder mindestens zur Unthätigkeit veranlassen zu können. Unterhandlungen in diesem Sinne wurden mit York angeknüpft, zuerst vom Gouverneur von Riga, General von Essen, dann vom Marquis von Paulucci, zuletzt, im directen Auftrag des Kaisers selbst, vom Fürsten Repnin. York wich aus, suchte von Berlin aus sich über den Stand der Dinge und den einzuschlagenden Weg Auskunft zu verschaffen. Droysen sagt:

Er konnte sich nicht verbergen daß für die preußische Politik ein entscheidender Augenblick nahe sei; aber nicht blos die Entfernung von Berlin, mehr noch die Schwierigkeiten eines Entschlusses dort ließen Verzögerungen voraussehen, und vorerst konnte York seine Aufgabe darin finden auch einmal diplomatisch seine Kunst im Hinhalten des Gefechts zu versuchen. Nicht undeutlich erschien russischerseits die Meinung daß Preußen sich ohne Weiteres in Rußlands Arme stürzen müsse. Der russische Hochmuth und die Lüsternheit, die aus jeder Zeile der Briefe des Marquis sprach, konnte York, wenn es nöthig war, nur noch mehr zur Behutsamkeit mahnen. Am wenigsten war er der Meinung daß Preußen sich von den französischen Ketten losmachen solle, um deren von Russen zu übernehmen.

Nun erhielt aber auch York directe Nachrichten von den entscheidenden Schlägen welche die große Armee getroffen, vernichtet hatten. Es war ihm klar daß die Trümmer dieser Armee militairisch vollkommen Nichts mehr zu bedeuten hatten, daß sie für sich weder in Wilna noch hinter dem Riemen auch nur den Versuch zum Widerstande machen konnten, daß Napoleon erst hinter der Elbe und dem Rheine eine neue Armee bilden müsse. Nur durch die Kräfte Preußens gedeckt konnte Napoleon seine zertrümmerte Macht erneuern; sagte sich Preußen jetzt von dem Unterwerfungsvertrage los, so kam es nicht

mehr um Rettung bettelnd zu Rußland; von Preußen hing es ab, Rußland (dessen Armeen durch den furchtbaren Winterfeldzug ebenfalls erschöpft sein mußten) Halt zu gebieten oder Napoleon's Niederlage zu vollenden. York erkannte als das Nächstnothwendige daß sein Corps aus der nach dem Verlust von Wilna schon halb umgangenen Stellung von Mitau zurückgezogen und in eine solche gebracht werde in der es ganz frei nach beiden Seiten hin handeln könnte. Anträge in diesem Sinne, natürlich nur von dem ersterwähnten reinmilitairischen Standpunkte aus, wurden an den commandirenden Marschall Macdonald gestellt, blieben aber erfolglos. Unterdessen drängte Paulucci von neuem; „es handle sich", schrieb er, „seiner Meinung nach gar nicht mehr um die Frage, ob Preußen mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen wolle oder nicht, sondern um eine Maßregel den Wechsel des Systems so nützlich als möglich zu machen." York antwortet darauf so daß man sieht, er selbst betrachte die Lage Preußens ganz aus demselben Gesichtspunkte wie Paulucci, sei aber nur über den Moment des Handelns, namentlich in Bezug auf ihn selbst, abweichender Meinung. „Der Zeitpunkt", schreibt er, „wo dieser Staat im Ganzen und unter einem Willen wirken muß, kann, darf und wird nicht verzögert werden." Aber Paulucci ließ sich noch nicht abweisen. In seiner Nähe befanden sich damals preußische Offiziere unter Anderm ein naher Verwandter Scharnhorst's, Graf Dohna. York glaubte in Paulucci's Antwort die Anschauungsweise dieser Kreise wiederzuerkennen, kein Wunder, wenn dieselbe ihn zu doppelt sorgfältiger Erwägung veranlaßte. Endlich kamen nun zwar auch die lange erwarteten Depeschen aus Berlin an, aber sie brachten immer noch nichts Entscheidendes. So konnte York auch jetzt dem russischen General nur noch ausweichend, verschiebend antworten. Am 17. December erhielt York von Hardenberg die Mittheilung daß Napoleon, der seiner Armee nach Paris vorangeeilt sei, zuvor noch den König ersucht habe das preußische Hülfscorps zu vermehren. Dabei hatte Napoleon mündlich mittheilen lassen, er habe die Absicht York, dem er den Oberbefehl über dieses nun zum selbständigen Agiren bestimmte Corps zudachte, zum Marschall des Reichs zu ernennen. Hardenberg schrieb weiter daß der König diese Vermehrung zwar ablehnen, dagegen alle in der Nähe des York'schen Corps noch befindliche Streitkräfte demselben zur Verstärkung zuweisen werde. York solle auch dafür wirken daß Pillau wieder von preußischen Truppen besetzt werde. Durch Graf Brandenburg ward York kurz darauf mündlich benachrichtigt: daß mit Oestreich bereits Unterhandlungen stattfänden. Noch war York's vertrautester Adjutant, von Seydlitz, in Berlin. Als dieser des Königs definitive Befehle für York eingeholt, habe der König (so erzählt Droysen nach einer wohlverbürgten mündlichen Mittheilung) geäußert: „Aber nicht über die Schnur hauen!" und als Seydlitz um bestimmtere Weisung gebeten, habe er erwidert: „Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hülfsmittel zu finden." Zum dritten male habe endlich Seydlitz gefragt: ob, wenn der Untergang der französischen Macht so vollständig sei wie man vermuthen müsse, der König gebiete daß York streng bei der Allianz verharre, sein General bitte flehendlich um des Königs Befehle wie er handeln solle; darauf habe der König Nichts geantwortet als: „Nach Umständen!" und damit Seydlitz entlassen. Dieses Gespräch läßt einen tiefen Blick in das Wesen Friedrich Wilhelm's III. thun, und mag Denen zur Aufklärung dienen welche meinen das Schwanken in Entschlüssen an der ausschlaggebenden Stelle, und gerade in den entscheidenden Momenten, datire erst von neuerlich her, und in jenen Zeiten der großen Thaten und Ereignisse sei überall bewußtes Handeln, Consequenz und Energie das Leitende gewesen. In seinem Tagebuch berichtet Seydlitz, er habe York mitzutheilen gehabt: „Der König sei entschlossen das von Napoleon so vielfach verletzte Bündniß aufzuheben, sobald sich die andern politischen Verhältnisse des Staats nur erst näher aufgeklärt haben würden." Die damalige Stimmung des berliner Cabinets (denn ein „System" kann man es kaum nennen) schildert der Biograph York's treffend in folgenden Sätzen:

Allerdings wünschte man von der furchtbaren Allianz mit Napoleon loszukommen; allerdings glaubte man daß der günstige Zeitpunkt dazu nahe sei. Man fand in der Auffoderung Napoleon's das Corps York's zu verstärken und in Schlesien einen Truppencordon aufzustellen den erwünschten Anlaß sich in größerer militairischer Stärke zu zeigen als die bisherigen Verträge mit Napoleon gestatteten. Es ist bisjetzt nicht bekannt, bis zu welchem Grade man sich mit Wien verständigt hatte; vielleicht beabsichtigte man im Verein mit Oestreich und unter dessen Aegide eine Vermittelung anzubieten, die für Preußen wahrscheinlich nicht mehr als die endliche Zurückgabe der von den Franzosen besetzten Festungen in Anspruch nehmen sollte; es ist mehr als zweifelhaft, ob man verabredet hatte was geschehen sollte, wenn dieselbe nicht angenommen, wenn mit der Antwort gezögert würde, wenn sich Rußland und Frankreich auf Kosten Preußens verständigten. Man war weit davon entfernt die ungeheuere Krisis der Machtverhältnisse Europas anders als nach dem Maße diplomatischer Mittel und nach dem Verhältniß, nicht der glorreichen Vergangenheit, sondern der nächsten peinlichen Gegenwart zu berechnen; von dem unerhörten Gottesgericht, das mit Moskau begonnen, an der Berezina vollendet erschien, von der überwältigenden Wirkung auf die Gemüther der Menschen, von den schon sich entzündenden Stimmungen im Heer und Volk, von der ganzen Größe der Situation nahm man so wenig als möglich Notiz; an die Möglichkeit einer nationalen Erhebung glaubte man nicht.

Für York resultirte aus dieser Systemlosigkeit des Cabinets, welches, wie es schien, „blos darin die Aufgabe sah den Entscheidungen die Spitze abzubrechen", die große Verlegenheit eines gänzlichen Mangels an bestimmten Instructionen, für ihn um so mislicher, als er, im strengsten Sinne pflichttreu und gewissenhaft, weit entfernt davon war eigenmächtig handeln zu wollen.

Macdonald war endlich genöthigt sich vor den immer weiter vordringenden Russen zurückzuziehen. Es war ein beschwerlicher Marsch, schlechte Wege, kaltes Wetter, den Feind auf den Fersen und ringsum. Bald wurde York, der sich mit dem Kleist'schen Corps vereinigt hatte, von Macdonald abgeschnitten. In dieser

Tage erhielt er ein abermaliges, noch dringenderes Schreiben Paulucci's. Beigelegt war ein Brief des Kaisers selbst an den Marquis. Darin hieß es:

Es wäre möglich daß General York den Wunsch äußerte, Meine Ansichten in Betreff der Vortheile zu erfahren die der König von Preußen haben würde, wenn er sich entschiede gemeinsame Sache mit Mir zu machen. In diesem Falle antworten Sie ihm daß Ich geneigt sei mit diesem Fürsten einen Vertrag zu machen, in dem festgestellt würde und Ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme nicht eher die Waffen niederzulegen als bis es Mir gelungen wäre für Preußen eine Gebietsvergrößerung durchzusetzen, groß genug um es unter den Mächten Europas die Stelle wiedereinnehmen zu lassen die es vor dem Kriege von 1806 gehabt hat.

Paulucci stellte an York den doppelten Vorschlag: entweder sich mit ihm zu vereinigen oder, wenn er Das nicht auf sich nehmen wolle, eine Convention mit ihm abzuschließen, wonach York's Truppen Cantonnements beziehen sollten, mit dem Versprechen zwei Monate lang nichts Offensives zu unternehmen; käme in dieser Zeit kein Vertrag zwischen den beiderseitigen Monarchen zustande, so sollte es York freistehen sich dem nächsten französischen oder preußischen Corps anzuschließen. Endlich drohte er im Falle längerer Weigerung York mit aller Kraft anzugreifen. Seine Vorhut näherte sich bereits der preußischen Rückzugscolonne, griff deren Bagage an, während im vordern Theile des Zugs Kleist auf das Corps von Diebitsch stieß. Letzterer ließ Kleist durch einen Parlementair wissen: der weitere Weg sei den Preußen durch ein ansehnliches Detaschement verlegt; es werde Mittel geben sich zu verständigen, unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Kleist wies den russischen Feldherrn, der eine Unterredung wünschte, an York als den Commandirenden. Jetzt galt es für diesen sich zu entscheiden. Er würde kein Bedenken getragen haben sich durchzuschlagen. Aber, wenn er den Marschall wieder erreichte, mußte er dessen Weisungen befolgen, bereit sein das ganze Corps daranzusetzen, um die Trümmer der großen Armee zu decken, den Feind zu hemmen. War Das des Königs Interesse? Das Zögern entscheidender Antwort aus Berlin durfte als Beweis gelten daß man sich dort für Napoleon wenigstens nicht aufzuopfern beeifert sei. Es mußten doch endlich Befehle aus Berlin kommen; wenigstens solange freie Hand gegen Macdonald zu behalten schien nothwendig.

Die Unterredung zwischen York und Diebitsch fand statt. Bei Diebitsch war Karl von Clausewitz, „jener hochbegabte preußische Offizier, der, mit vollstem Herzen den kühnen Plänen von Gneisenau und Scharnhorst zugewandt, nach jenem traurigen Bündniß mit Frankreich an der Sache Preußens verzagend, die Heimat verlassen, russische Dienste genommen hatte". Diebitsch verschwieg York nicht daß er nicht stark genug sei ihm den Weg wirklich zu sperren, daß er ihm jedoch wol einen Theil seines Trains, vielleicht seiner Artillerie abnehmen könne. Er theilte ihm mit wie die russischen Generäle angewiesen seien, die Preußen möglichst zu schonen, in der Hoffnung einer baldigen Erneuerung der frühern freundschaftlichen Verhältnisse der beiden Monarchen. Er bot ihm einen Neutralitätsvertrag an. York zeigte sich nicht abgeneigt darauf einzugehen, glaubte aber daß er in diesem Augenblicke als Soldat noch zu wenig gerechtfertigt erscheinen würde.

Man verabredete hierauf daß man die Nacht hindurch Nichts unternehmen wolle; am andern Morgen sollte York zuerst eine Recognoscirung vornehmen, dann rechts abmarschiren auf Laskowo, als wolle er entweder gen Memel oder Diebitsch in der linken Flanke umgehen; Diebitsch sollte nach Schelell gehen, um dort York den Weg von neuem zu versperren.

Dies war am 25. December; von da ab fanden keine Feindseligkeiten mehr zwischen den preußischen und russischen Truppen statt; indeß glaubte York den formellen Abschluß noch um einige Tage verschieben zu müssen. Er wünschte einen Schein der Nothwendigkeit zu haben. Deshalb rückte er in kleinen Märschen gegen Tilsit vor; dort hoffte er bestimmt auf Wittgenstein zu stoßen, der es ihm unmöglich machen würde ohne sehr große Opfer die Memel zu passiren. Am 28. December rückte York in Tauroggen ein, dem Punkte den Macdonald zur Vereinigung des ganzen zehnten Armeecorps bestimmt hatte. Am Morgen des 29. traf Seydlitz von Berlin ein. Aus dessen Mittheilungen ging hervor daß der König noch immer nicht sich entschließen konnte sein Interesse entschieden von dem Napoleon's zu trennen. Während so York wieder nach dieser Seite hin gewiesen ward, drangen zugleich die Ereignisse von der entgegengesetzten auf ihn ein. Memel hatte sich an Paulucci übergeben; von Wittgenstein kam ein Schreiben, worin er meldete wie er mit 50,000 Mann die französische Armee verfolge, welche ihre Rettung in Preußen suche, wie es der aufrichtige Wunsch seines Kaisers sei daß seine Truppen die preußischen Staaten nur als Freunde überschreiten möchten; er gab die bisher gemachten Gefangenen zurück, foderte aber zugleich nunmehr eine kategorische Antwort von York. Und endlich kam gleichzeitig ein Bote von Macdonald (der in Tilsit stand) und brachte den Befehl: York solle auf Piktupöhnen marschiren, sich dort mit ihm vereinigen. Jetzt mußte ein definitiver Entschluß gefaßt werden. Und doch war die Entscheidung noch immer nicht so einfach, der Erfolg des Bruchs mit Frankreich keineswegs gewiß. York wußte daß die Verfolgung auch die russischen Truppen tief erschöpft habe, daß im russischen Hauptquartier eine Partei sei — Kutusow an ihrer Spitze — die durchaus die preußische Grenze nicht überschritten wissen wollte. Um Mittag des 29. Decembers sandte Diebitsch noch einmal Clausewitz an York mit der Foderung endlicher Entscheidung. Er ließ ihn zugleich wissen daß Wittgenstein weit genug vorgerückt sei um ihm den Weg nach dem von Macdonald angegebenen Vereinigungspunkte zu verlegen; daß man, wenn er sich nun nicht entscheide, ihn wie jeden andern feindlichen General behandeln werde. Als Clausewitz mit diesen Aufträgen zu York kam, rief ihm dieser — so erzählt Clausewitz selbst — entgegen:

Bleibt mir vom Leibe, ich will Nichts mehr mit euch zu thun haben. Eure verdammten Kosacken haben einen Boten Macdonald's durchgelassen, der mir den Befehl bringt auf

Pilkupöhnen zu marschiren, und mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; eure Truppen kommen nicht an, ihr seid zu schwach, ich muß marschiren und verbitte mir jetzt alle weitern Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden.

Clausewitz bestand darauf ihm wenigstens seine schriftlichen Aufträge mitzutheilen. Als York die Mittheilung wegen des Wittgenstein'schen Corps gelesen hatte, sagte er:

Clausewitz, Sie sind ein Preuße, glauben Sie daß dieser Brief ehrlich ist, und daß sich die Wittgenstein'schen Truppen wirklich auf dem genannten Punkte befinden werden?

Clausewitz erwiderte:

Ich verbürge mich für die Ehrlichkeit des Briefs; ob diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen; Ew. Excellenz wissen daß man im Kriege oft mit dem besten Willen hinter der Linie zurückbleiben muß die man sich gezogen hat.

York schwieg noch einige Augenblicke ernsten Nachdenkens, reichte dann Clausewitz die Hand und sagte:

Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch daß wir uns morgen früh sprechen wollen, und daß ich jetzt fest entschlossen bin mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen.

Nachdem Dies feststand, sagte er noch:

Ich werde aber die Sache nicht halb thun, ich werde euch auch den Massenbach verschaffen.

Dieser stand mit seinen Truppen bei dem Macdonald'schen Corps selbst. Er ließ einen Offizier eintreten, der von der Massenbach'schen Cavalerie und eben angekommen war.

Ungefähr wie Wallenstein sagte er, im Zimmer auf- und niedergehend: „Was sagen Eure Regimenter?" Der Offizier ergoß sich in Enthusiasmus über den Gedanken von dem französischen Bündniß loszukommen, und sagte: so fühle jeder Einzelne ihrer Truppen. „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern", erwiderte York.

Die Trennung des Massenbach'schen Corps von Macdonald und seine Vereinigung mit York ward, um Dies zugleich hier zu erwähnen, plötzlich ausgeführt: der französische Feldherr ließ geschehen was er wohl einsehen mochte nicht hindern zu können. Nach gefaßter Entscheidung berief York die Offiziere seines Corps um sie von dem gethanen Schritte zu unterrichten. Er erklärte ihnen: nachdem das französische Heer durch Gottes strafende Hand vernichtet, sei für sie die Zeit gekommen um ihre Selbständigkeit wiederzugewinnen, durch Vereinigung mit dem russischen Heere. Wer so denke wie er, wer bereit sei sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, Der schließe sich ihm an; wer Dies nicht wolle bleibe zurück. Er werde auch Den achten der seine Meinung nicht theile und zurückbleibe. Er schloß:

Geht unser Vorhaben gut, so wird der König meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mislich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde sich meiner Frau und Kinder anzunehmen.

Dieser Rede folgte ein wahrhaft begeisterter Jubel; Keiner blieb zurück. York rief aus:

So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden!

Die Convention von Tauroggen, die am 30. December 1812 abgeschlossen ward, enthielt folgende Punkte: 1) Das preußische Corps besetzt den Landstrich zwischen Memel, Tilsit und dem Haff; dieser Landstrich wird als neutral betrachtet, mit Vorbehalt des Durchmarsches für russische Truppen auf dem Wege von Kurland nach Tilsit und Königsberg. 2) Sollte der König den Zurückmarsch des Corps zur französischen Armee befehlen, so verpflichtet sich dasselbe gleichwol bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen. 3) Wenn der König oder der Kaiser die Convention verwerfen sollten, so darf das Corps auf dem nächsten Wege nach dem Orte hin marschiren den der König ihm anweisen wird. 4) Alle preußischen Traineurs, alles zurückgebliebene Material zwischen Mitau und Tilsit wird zurückgegeben. 5) Wenn York's Befehle Massenbach erreichen können, so soll dieser in die Convention eingeschlossen sein, desgleichen alle andern preußischen Truppen und Verwaltungsbehörden die sich ihr anschließen wollen. 6) Ebenso die von den Truppen des Generals Diebitsch etwa gefangengenommenen Soldaten vom Massenbach'schen Corps. 7) Das preußische Corps soll seine Verpflegung frei mit der preußischen Provinzialregierung reguliren können.

Manchem Zeitgenossen — sagt Droysen — ist es wie eine halbe Maßregel erschienen daß York nicht, statt sich mit einstweiliger Neutralität zu begnügen, sofort sich mit den Russen vereinte, um sich auf den verhaßten Feind zu stürzen und ihn zu vernichten. Es konnte keine Frage sein daß ein solcher Schritt unendlich größere Wirkungen versprach, und der Erfolg hätte den doch zweideutigen Schein des Geschehenen glänzend übertüncht; es wäre mit dem weitergreifenden Wagniß jede Gefahr die dem mindern anhaftete geschwunden. Auch einen weniger ehrgeizigen und ruhmbegierigen Mann hätte es locken können durch einen kleinen Schritt weiter auch den ganzen Glanz eines großen Erfolgs zu gewinnen, der überdies nur so völlig zu sichern war.

York ist nicht dieses Wegs gegangen. Es war in dieser kalten, verschlossenen, finstern Natur ein Stolz der jede Eitelkeit ausschloß, eine Schärfe des Pflichtgefühls die selbst im Ueberschreiten nur doppelt streng und gemessen erschien, eine Gewalt der Selbstbeherrschung, die selbst die lockende Gunst eines großen Augenblicks, selbst der Kitzel des Ruhms und der Stachel des Hasses nicht einen Moment wanken machten.

York meldete sofort dem König das Geschehene. Auch in diesem Schreiben, gleichwie in einem spätern eingehendern, worin er dem König die Ausführung der Convention mittheilte, treten die militairischen Rechtfertigungsgründe des gethanen Schritts mit den politischen Motiven in einer Verbindung auf, welche allerdings für Den der einen Entschluß unter solchen Wirkungen gern aus einer einzigen, einfachen Quelle, der klaren, bewußten Hingebung an ein überwältigendes vaterländisches Interesse entsprungen sehen möchte, einigermaßen auffallend, fast peinlich ist. York stellt zuerst vor, wie, den bewandten Umständen nach, bei längerm Verharren unter den Befehlen der französischen Heerführer sein Corps der unvermeidlichen Auflösung, dem Verluste seiner ganzen Bagage und Artillerie ausgesetzt gewesen sein würde. Sodann aber, zur politischen Seite der Sache übergehend, ruft York aus:

Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Foderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treugeblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott daß sie zum Heil des Vaterlandes führe!

In dem zweiten Schreiben sagt York:

Der Schritt den ich gethan ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen. Die Umstände und wichtige Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt daß meine Person verurtheilt werden muß. In der Lage wo sich das Corps befand war mit mathematischer Gewißheit zu berechnen daß es durch Gewaltmärsche und verzweiflungsvolles Schlagen, wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an der Weichsel ankommen mußte. Der Rückzug des Marschalls, der eine wahre Flucht war, die letzten Gefechte so die französischen Generale angeordnet bestätigen das Gesagte und zeigen deutlich was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen den ich eingeschlagen. Auf vaterländischem Boden hätten Ew. Majestät Unterthanen ihr Blut für die Rettung der Banden die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltirten Eroberers tragen zu müssen. Ew. königl. Majestät Monarchie, obgleich bewegter als 1805, ist es vorbehalten der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. In dem Ausspruch Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Der Furchtsame will ein Beispiel und Oestreich wird dem Wege folgen den Ew. Maj. bahnen. Ew. Maj. kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich nicht in die Politik mischenden Mann. Solange Alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; Das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht diese nie wiederkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Maj. wird Alles neu beleben und enthusiasmiren; wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Maj. wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen. Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Maj., ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke oder ob die politischen Verhältnisse erheischen daß Ew. Maj. mich verurtheilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. königl. Maj. daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Maj. um die Gnade, bei dem Urtheile das gefällt werden muß auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen.

Hier schließt der erste Band dieser Biographie. Möge der zweite bald folgen! 82.

Aus meinem Leben. Selbstbiographie von Karl Gottlieb Bretschneider. Nach dessen Tode zur Herausgabe bearbeitet von Horst Bretschneider. Nebst dem Bildnisse des Verewigten. Gotha, Müller. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Am 24. Januar 1848 starb der Präsident des Oberconsistoriums, Generalsuperintendent und Oberpfarrer zu Gotha, Karl Gottlieb Bretschneider, ein Mann der einen durch ganz Deutschland und im Auslande rühmlichst bekannten Namen hatte, da ihm bei den wichtigen Aemtern, die er ehrenvollst bekleidete, Zeit geblieben war sich mit einer nach vielen Seiten hin gerichteten Schriftstellerei zu beschäftigen. Waren es, seinem Stande gemäß, zunächst zahlreiche, zum Theil sehr umfangreiche theologische Schriften und Werke, die sein Andenken bis in die entferntesten Zeiten in den Kreisen der Gottesgelehrten erhalten werden, so ließ er bei der Regsamkeit seines Geistes und bei seiner Vertrautheit mit dem Entwickelungsgange des menschlichen Geschlechts selten irgend ein mit höherer Wichtigkeit hervortretendes Ereigniß auf dem nachbarlichen Gebiete der Kirche oder des Staats an sich vorübergehen, ohne seine Ansicht und sein Urtheil darüber öffentlich auszusprechen und abzugeben, und nach der Ueberzeugung die ihn dabei leitete auf seine Zeitgenossen nach Maßgabe des Gegenstandes belehrend oder berichtigend, ermuthigend oder warnend einzuwirken. War irgend ein Vorwurf den er sich für die schriftliche Bearbeitung ausersehen hatte von ganz hervorstechender, tief ins Leben eingreifender Wichtigkeit, daß ihm die Theilnahme daran in allen Schichten der Gesellschaft kaum fehlen zu können schien, so wählte sich der in den Kreisen des geselligen Lebens ganz heimische und frei sich bewegende Mann eine besondere Einkleidung für denselben. An den Faden einer zu einem harmonischen Ganzen sich zusammenfügenden Familiengeschichte knüpfte er zugleich in Gesprächen, Briefen und andern Erörterungen die Lehrpunkte an auf die es hauptsächlich ankam und die er seinen Lesern vorzuführen die Absicht hatte, entwickelte er allmälig die Resultate denen man in den besprochenen Fällen Eingang zu verschaffen habe, und so trug er den Erwerb der Wissenschaft in edler Popularität unter die verschiedensten Classen des Volks und wußte es in mancher bedenklichen Frage der Zeit für eine rechte und gesegnete Entscheidung zu gewinnen. Dieser Mann, der sich durch solche eben hier charakterisirte, mehrfach wiederaufgelegte und in fremde Sprachen übersetzte Schriften einen Namen vom besten Klange erworben hatte, starb ungefähr einen Monat vor dem verhängnißvollen Schalttage, der über Europa, namentlich über Deutschland, einen Sturm heraufbeschwor, dessen verwüstende Spuren noch jetzt nicht verschwunden sind. Wäre Bretschneider nur noch ein Jahr des Lebens vergönnt gewesen, es hätte ihm nicht Ruhe gelassen, er würde gewiß den Kreis seiner didaktischen Novellen noch um eine vermehrt haben, welche die Demokratie sich zur Vorlage gewählt hätte. Seinem klaren Geiste hätten die Folgen nicht verborgen bleiben können welche die in jenem Erhebungsjahre sich überstürzenden Verirrungen und Misgriffe der Demokraten nothwendig haben mußten, und es wäre ihm wahrscheinlich gelungen Vielen einen heilsamen Spiegel vorzuhalten und die Augen zu öffnen, dadurch sie vor Schicksalen zu bewahren die jetzt schwer auf so Vielen lasten. Da er aber auch bis zu dem ihm gesteckten Ziele in unermüdlicher Thätigkeit gewirkt hat, so unterliegt es keinem Zweifel daß seine hier anzuzeigende Biographie auch außerhalb den Kreisen seiner Standesgenossen die ihr gebührende Berücksichtigung finden werde. Denn es geht ihr Nichts von Dem ab was man jetzt in einer Lebensbeschreibung so gern vereint haben mag. Der räumlich überwiegende autobiographische Bestandtheil verläuft in einfacher, schlichter Erzählung, von ihrem Concipienten ohne den entferntesten Gedanken an Veröffentlichung als „Handschrift für die Familie" niedergeschrieben; der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, als praktischer Arzt in Gotha lebend und durch literarische Thätigkeit in den Fächern der Medicin und Chirurgie vortheilhaft bekannt, ließ Manches was für das größere Publicum ungeeignet erschien weg, und fügte die Nachrichten über des Vaters letzte Lebenstage und seinen Tod bei. Sodann hat er anziehende, aus den väterlichen actis vitae entnommene und Einzelnes ausführlicher belegende Zugaben in Beilagen verwiesen. Darunter findet sich auch das fast einen ganzen Bogen füllende Verzeichniß der Bretschneider'schen Schriften. Den Schluß macht eine lange Reihe von Briefen von Ammon, Böttiger, Dräseke, Hase, von Lindenau, Reinhard, Röhr, Wegscheider u. A., auch mehre von den höchsten Personen des fürstlichen Hauses, dem Bretschneider durch seine Aemter in Gotha angehörte, welche Einzelnes in der Biographie näher erläutern und mehr und we-

[illegible]er anziehend sind. [illegible] versagt es sich diese Anzeige mit weitern Angaben aus dem Bereiche anzuschwellen den der hier nach seinem Leben und Wirken sich Schildernde und Geschilderte mit so vielen Andern gemeinsam hat; die Data über die Aeußerlichkeiten seines Lebensganges finden viel passender in dem „Conversations-Lexikon" ihre Stelle als hier. Wer dem dort gebotenen Lebensabrisse das Eigenthümliche beigefügt haben will, was durch individuelle Begabung und Stellung fesselt und reizt, Dem würden einzelne hier herüberzunehmende Bruchstücke nicht genügen können, und er würde doch zuletzt an die Quelle zurückmüssen die in ihren speciellen Mittheilungen Geist und Herz nicht ohne Genuß und Gewinn lassen wird. Sei es vergönnt am Schluß dieser Anzeige noch einmal auf ihren Anfang zurückzukommen, da zu seiner Zeit die eigenthümliche schriftstellerische Thätigkeit Bretschneider's in seinen Tendenzromanen auch diese Blätter vielfältig beschäftigt hat. Als der letzte derselben, welcher das Thema der gemischten Ehen bespricht, erschienen war, schrieb Dräseke unterm 2. Januar 1839 Folgendes an Bretschneider: „Ich habe Ihnen noch niemals unmittelbar meinen Dank ausgesprochen, wie viele Ihrer zahlreichen Schriften ich auch schon mit größtem Interesse und zu mannichfacher Belehrung gelesen habe und noch immer wieder zur Hand nehme. Nachdem ich aber Ihren eben erschienenen «Freiherrn von Sandau» gelesen, muß ich Ihnen auf der Stelle den innigsten Dank bringen. Herzenskundiger, gelehrter, beredter Mann! Wie viele Tausende von Menschen werden Sie durch diese Schrift erfreuen, aufklären, zurechtweisen, versöhnen, bessern! Wie vieler Familien Wohlthäter werden Sie sein! Wahrlich, man braucht Ihnen zum neuen Jahre Nichts zu wünschen als die tägliche Erfahrung und Empfindung des Segens den Sie unter göttlichem Beistande durch diese köstlichen Blätter in einem Kreise verbreiten werden, so groß, so weit, wie ihn vielleicht keines Ihrer andern Werke gesehen hat."

Nicht mit Unrecht nannte der treffliche Friedrich Jacobs den verewigten Bretschneider doctorem Germaniae et felicem Melanchthonis per omnia aemulum. 24.

Tegnér als Gelegenheitsdichter.

Unter den neuesten Erscheinungen der schwedischen Literatur halten wir das vor kurzem in Lund erschienene biographische Werk: „Tegnér und seine Zeitgenossen in Lund", von A. Kahl, einer besondern Erwähnung für werth, indem dasselbe über die interessanteste Lebensperiode dieses großen Dichters, über seine wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und poetischen Verhältnisse, namentlich aber über sein Zusammenleben mit den Professoren an der Universität Lund die werthvollsten Mittheilungen enthält. Der Verfasser schildert jene Zeit wo Tegnér in Lund lebte als die schönste und einflußreichste welche während eines ganzen Jahrhunderts für jene Universität aufgegangen, er führt uns die Lehrer und Privatmänner vor mit welchen Tegnér in nähern Beziehungen gestanden, und widmet namentlich den wissenschaftlichen Strebungen des Dichters große Aufmerksamkeit. Haben auch manche der in diesem Buche umständlicher erwähnten gelehrten Persönlichkeiten zunächst nur für die wissenschaftliche und gebildete Welt Schwedens näheres Interesse, so gibt ihnen doch Tegnér's Person ein Relief, das sie auch dem Auslande interessant macht, wenngleich demselben nicht überall die nähern Beziehungen ganz klar werden können. Besonders ansprechend ist in dem Werke „Tegnér's und Oehlenschläger's Bekanntschaft" und die Schilderung ihrer festlichen Zusammenkünfte. Auf den Titel zurückgehend den wir dieser kleinen Mittheilung aus Kahl's Buche gegeben, beschränken wir uns aus dem fünfundzwanzig Jahre einfassenden Inhalt desselben nur einen gedrängten Auszug aus des Dichters erster akademischer Lebensperiode zu geben.

Tegnér hatte im Jahre 1802 das philosophische Candidatenexamen abgelegt, das beste Zeugniß erhalten und war zum Primus bei der Promotion ausersehen, als er ganz unvermuthet an einer Beleidigung betheiligt wurde welche das Studentencorps in Lund dem damaligen Rector der Universität Karolina, dem Professor Engelhart, zugedacht hatte. Die Ursache hierzu lag darin daß das Consistorium beschlossen hatte einige alte Bäume in „Lundagård" niederhauen zu lassen, den übrigen aber die Kronen abzuschneiden, weil sie die Aussicht des Observatorium hemmten. Als dieser Beschluß ausgeführt war, sahen die Studenten ihre ehrwürdigen Ulmen, Kastanien und Linden ihres schönsten Schmuckes beraubt und fast nackt dastehen, und konnten sich nicht mit einer Verwüstung versöhnen die doch in Zukunft dem Universitätshof nur ein verjüngtes Ansehen gab. Sie hielten den Rector für den Anstifter; zwei- bis dreihundert von ihnen sammelten sich eines Maiabends auf dem Hofe, sie ergriffen die abgehauenen Baumzweige und zogen damit nach des Rectors Hause. Tegnér, der zufällig an den Versammlungsort kam, wurde sogleich von den Studenten umringt. „Primus muß mit!" hieß es, und trotz seiner Vorstellung daß nicht der Rector daran schuld sei, sondern das ganze Consistorium, wurde auch er mit einem Baumzweige bewaffnet und mußte sich dem Zuge anschließen, der denn auch alsbald vor des Rectors Hause ein „Pereat Rector, vivat Lundagård!" anstimmte und alle Zweige vor die Hausthür warf, sodaß diese vollständig verbarrikadirt war. „Nur mit Mühe, und durch die Vorstellung daß des Rectors Damen nach der Straße zu wohnten", sagt Tegnér, „gelang es mir die Fensterscheiben desselben zu retten."

Am nächsten Tage wurde Tegnér von dem Rector zum Verhör gerufen. Er gestand seine Schuld und wurde in harten Worten mit Relegation cum infamia bedroht, wenn er nicht die Namen Derer nenne welche an dem Unfug theilgenommen. Dies brachte Tegnér auf, er erklärte heftig, man möge mit ihm machen was man wolle, gegen seine Kameraden trete er nicht als Ankläger auf. Auf Verwendung der übrigen Professoren blieb indeß die Sache auf sich beruhend, und der Rector mußte die Beleidigung verschmerzen.

Das Unglück kommt aber immer paarweise. Kaum hatte Tegnér sich von diesem Schreck erholt als ihn ein härterer Schlag traf. Er war gerade mit Ausarbeitung seiner Gradualdisputation „De causis ridendi" beschäftigt als er die Nachricht von dem Tode seines ältern Bruders Lars Gustav erhielt. „Während ich über die Ursachen des Lachens schreibe", sagte er selbst am Schluß dieser Disputation, „hätte ich wol Anlaß das Thema zu ändern, und über die Ursachen des Weinens zu schreiben." Er ließ seinen Thränen auch ihren Lauf und goß seinen Kummer über diesen herben Verlust in seiner „Elegie auf den Tod eines Bruders" aus, dem größten Gedicht welches man damals von Tegnér kennenlernte. Dies erhöhte sein Ansehen bei der Universität, und reihte den neunzehnjährigen Jüngling unter die schwedischen Skalden ein. Ohne Tegnér's Wissen wurde dieses Gedicht zum Druck befördert, und im Jahre darauf von der königlichen Gesellschaft für Wissenschaften in Gothenburg mit dem Preise gekrönt. Der Raum gestattet uns hier nicht, wie wir wol möchten, aus dem Gedichte einige höchst werthvolle Stellen anzuführen.

Tegnér wurde durch diese Elegie der Lieblingsdichter Lunds und der Provinz Schonen, ehe er noch durch seinen „Landwehrgesang" und „Svea" Schwedens und durch „Frithjof" Europas Liebling ward. Weder unter Karolina's Jugend, noch unter deren Lehrern war Jemand im Stande mit Tegnér's Talent zu wetteifern. Lidbeck, wol der begabteste im Sängerbunde, legte deshalb zeitig seine Leier fort, und nur Aspelin und Brag sangen mehre Jahre an Tegnér's Seite; am glücklichsten war in diesem Wetteifer noch Ling, doch vermochte auch er dem Talente Tegnér's nicht die Stange zu halten, obwol manche seiner Gelegenheitsgedichte in Lund mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

Tegnér stand nun also im Mittelpunkte eines kleinen Dichtercirkels; sobald er seine Stimme erhob ward es still um ihn her, wie die Vogelschar im Walde lauscht, sobald die Nach-

tigall ihren Gesang beginnt; in allen wissenschaftlichen Fragen wurde sein Rath eingeholt, und dieser oft als Schiedsurtheil angenommen; ja in ganz Schweden begann letzteres eine Autorität zu werden. So war denn Tegnér gleichsam eine Vorsehung seiner jüngern Dichterbrüder geworden; sie imitirten ihn, er aber war auch dankbar für die ihm gezollte Bewunderung, und wo man ihn um einige poetische Zeilen bat, war er stets bereit, ja unaufgefodert verherrlichte er jedes merkwürdigere Ereigniß in der literarischen, politischen oder bürgerlichen Welt durch sein Talent,

Daß er sich zuweilen auch belästigt fühlte, wenn man das letztere bei jeglicher Gelegenheit gehörig in Anspruch nahm, ist wol begreiflich; namentlich aber war es ihm unangenehm für akademische Feierlichkeiten zu schreiben, wo seine Poesie ja doch nur ein Beisang zu den Ceremonien sein konnte und sollte. Dennoch gibt es kleinere Poesien genug die Tegnér bei Doctorpromotionen unter Anderer Namen schrieb. So wandte sich auch im Jahre 1813 bei einer Promotion der Ultimus, ein kalter prosaischer Sohn Aeskulap's, an Tegnér mit der Bitte um einen Abschiedsgruß an die Damen. Tegnér erklärte er sei nicht dazu disponirt; Ultimus bat von neuem mit der Versicherung daß er und wenn man ihn todtschlage nicht im Stande sei einen lesbaren Vers zu schreiben, auch keiner seiner Freunde ihm behülflich sein könne. Tegnér schlug es nochmals ab, und Ultimus gerieth in Verzweiflung. „Gut", sagte endlich Tegnér, „ich habe gesagt, ich wolle heute keine Verse s c h r e i b e n, ich will meine Worte nicht zurücknehmen; setzen Sie sich, ich werde d i c t i r e n. Ultimus setzte sich sofort an den Schreibtisch, Tegnér begann im Zimmer auf und nieder zu spazieren, und ohne ein Wort zu ändern oder zurückzunehmen, dictirte er ihm drei Verse, die auch in seine gesammelten Schriften aufgenommen sind.

Seinen Jugendfreunden schenkte er manch theueres Andenken aus den poetischen Eingebungen des Augenblicks; einem derselben, dem Generalconsul Lundblad, improvisirte er bei dessen Reise nach Paris, wo derselbe länger verweilen wollte, folgende Zeilen zum Abschied im nächsten Wirthshause, bis zu welchem ihn seine Freunde begleiteten.

Dem Vogel gleich willst du nach Süden ziehen.
Willkommen heißt dich dort die üpp'ge Flur:
Orangen duften da, die Trauben glühen;
Doch glaube: Freundschaft wohnt im Norden nur.

Wie Feuer brennend, zärtlich wie die Tauben,
Wie Rosen roth des Südens Mägde sind;
Doch, Bruder, schlag' dir bei der Rosen Lauben
Des Nordens Lilie nicht in den Wind.

— — — — — — — — — —

Noch als Tegnér auf der Stufe zum Bischofsstuhl in Werió stand, wurde seine poetische Dienstfertigkeit selbst von Personen in Anspruch genommen die ihn nur seinem Rufe nach kannten. Aber auch in größern poetischen Leistungen war er nicht müde; ein Gedicht folgte dem andern. Als er den „Landwehrgesang" gedichtet, begrüßte ihn Mancher als den Tyrtäus des Nordens, Alle waren begeistert von ihm, mit Ausnahme einiger älterer Mitglieder der schwedischen Akademie, die Tegnér vergebens zu gewinnen suchte, und erst mit dem Gedicht „Der Weise" wirklich gewann, das auch später von Gothenburg mit dem Preise belohnt wurde. Für das Muntere, Spielende, wie für das Hohe und Sublime, für Freude und Trauer, für Ernst und Scherz, für die Wirklichkeit, wie für die Idee, für Alles hatte Tegnér einen entsprechenden Ausdruck und eine passende Tonart; im Bereich des Wahren, Schönen und Guten, in Wissenschaft, Kunst und Religion war Nichts seiner Leier fremd; auf Alles was er behandelte drückte er einen classischen Stempel. Die Liebe welche er in jüngern Jahren besang war wie die Petrarca's mehr idealisch; er verehrte das Schöne nicht blos nach seiner äußern Form, sondern nach seinem innern Wesen und Werth. Trat ein Mädchen aus seiner Umgebung das er seiner Jugend und Schönheit wegen schätzte in den Brautstuhl, so widmete er ihr gern seine poetische Aufmerksamkeit; ja in seiner Jugendzeit nannte er sich selbst scherzweise den „Heiraths- und Begräbnißpoeten", wie er denn auch später äußerte „daß er in seinen jüngern Jahren mit allzu freigebiger Hand diese Blumen der Vergänglichkeit ausgestreut habe"; denn so nannte er seine Gelegenheitsgedichte. Wahrscheinlich meinte er Dies im Ernste, denn Anspruchslosigkeit war einer seiner schönsten Züge, selbst noch als sein Dichterruhm die Mittagshöhe erreicht hatte. Eine von Lunds Damen bemerkte einmal über Tegnér's Gedicht beim Erinnerungsfest Karl's XII., 1818: „Der Verfasser habe bis zum letzten Verse ganz vergessen von wem er schreibe." Als man ihm Dies erzählte, antwortete er nach einigem Nachdenken und in ernstem Tone: „Sie hat vielleicht Recht."

Tegnér scheint selbst in seinen Studentenjahren niemals die Poesie wie eine Nebensache behandelt zu haben. Als ihn einmal ein vornehmer Mann, dem er vorgestellt wurde, fragte: „ob er es sei der sich hier mit dem Verseschreiben ergötze", antwortete er: „Nein, ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, ich thue es in vollem Ernst." Dieser poetische Ernst verräth sich selbst unter dem Scherze bei ihm, er griff nicht gern nach der Feder, wenn nicht der Augenblick der Inspiration da war, und that er es einmal, ohne auf die letztere zu achten, so wußte er daß sein Genius ihn selten im Stiche ließ.

Von seinen ältern Gelegenheitsgedichten ist wenig vorhanden was seiner nicht würdig wäre, und sich nicht durch Lebhaftigkeit, Grazie und andere lyrische Verdienste auszeichnete. Wenn es auch die Zeit nicht immer zuließ sie alle so vollkommen zu machen wie er es wol wünschte, so zierte er sie doch alle mit irgend einer geistreichen Idee, einem glücklichen Einfall, der dem Dinge ein ästhetisches Interesse gab. Charakteristisch ist es an fast allen kleinen lyrischen Gedichten Tegnér's daß sie nicht, wie es meist mit allen Gelegenheitsversen der Fall ist, blos zerstreute poetische Strahlen, oder wie es der römische Dichter nennt: „disjecta membra poetae" sind, sondern daß e i n zusammenhaltender Gedanke, e i n e durchgehende Idee gleichsam wie ein feiner Faden die Theile zu einem schönen poetischen Organismus verbindet. Wenn auch einige seiner ältesten Gedichte in formeller Hinsicht die Gustaviansche Manier verrathen, und an eine Tonart erinnern in welcher Silfverstolpe, Choräus, Wallerius, Kullberg und andere Dichter jener Zeit gesungen, so vermindert unserer Ansicht nach dieser Umstand ebenso wenig den ästhetischen Werth von Tegnér's ältern Stücken, wie es den der jüngern vermindert daß man in ihnen zuweilen an Das erinnert wird was Schiller, Goethe oder Oehlenschläger geschrieben, und was wahrscheinlich auch Tegnér vorschwebte als er schrieb. Es beweist Dies nur daß auch große Dichter in gewisser Hinsicht Kinder ihrer Zeit und Schüler vorangegangener Meister sind.

In Tegnér's größern Gedichten lag stets etwas Eigenthümliches, es war der eigene, reinnordische Sängerzug der sie charakterisirte, und in welchem er vielfach nachgeahmt wurde. Seine Muse behielt stets ihren ungeschminkten Reiz, ihre jugendliche Frische; ihr Colorit wechselte wol zuweilen infolge des ungleichen fremden poetischen Sonnenscheins, dessen Einwirkung er sich unverschleiert bloßstellte, aber dieser Farbenwechsel verschönerte mehr die hohen, edlen nordischen Züge als er dieselben verdunkelte oder verunstaltete. Nur in seinen poetischen Kindheitsexercitien und in seinen allerletzten Gedichten, als die Saiten seiner Leier noch nicht alle gestimmt worden, oder nachdem die besten von ihnen gerissen waren, vermißte man zuweilen diese Züge: während seiner eigentlichen poetischen Periode aber sind sie in den meisten seiner Gedichte unverkennbar.

H. Wachenhusen.

Die moderne italienische Literatur.

II.*)

Wir können es uns lebhaft vorstellen, wie Jemand der so recht alle seine Tage und Nächte mit französischer und englischer Romanliteratur hinbringt, wenn ihm zufällig ein italienischer Roman, z. B. die „Promessi sposi", in die Hände gespielt würde, den Kopf schütteln und nicht begreifen wird wie man so Etwas, was ganz und gar aus der hergebrachten Art schlägt, mit demselben Namen bezeichnen könne. Und dennoch würde er schon nach einigen Capiteln nicht des Lesens satt werden und würde die kritische Ansicht, die er sich nach den Erfahrungen seiner Lecture zusammengebaut hat, einreißen und ein neues Urtheil an seine Stelle setzen. Er wäre dabei aber jedenfalls im Unrecht, und man muß die geistigen Producte aller Nationen nach ihrer individuellen Gebahrung gelten lassen. Die steinernen Gesetztafeln der Kunst gelten, was man auch sagen möge, nicht für die geniale Kraft; das Genie geht seinen eigenen Weg und vielleicht durch Schluchten und Abgründe wie ein brausender Wildbach, bis er ruhig und harmonisch durch die Ebene hingeht. Welche Kunstform ist die richtige, und wer will es entscheiden? Man hat früher als das Product einer ungeschickten Hand verworfen was man heute von der Hand eines gewaltigen Geistes als maßgebende Norm hinnimmt.

Wir finden was uns die moderne italienische Literatur in der Romanform bietet nicht nach dem allgemein üblichen Zuschnitt, der nachgerade zur herrschenden Mode geworden ist. Schon der Unterbau, die Grundlage und der Aufriß des Gebäudes sind anders als wir gewöhnlich bauen sehen; und wenn wir weiter hineingehen, stellt sich heraus daß es eben die Anlage zu einem prächtigen Palaste, der von einigen aber bevorzugten edeln Personen bewohnt wird, und nicht ein hohes Steinhaus für eine Menge von Wohnpartien ist, die sich und ihre Misère recht nahe aneinanderrücken um sich gegenseitig nicht zu Athem kommen zu lassen. Der erste Unterschied liegt also schon im Baustil des Romans, dem wir vor dem andern unbedingt den Vorzug geben müssen.

Ein anderer Vorzug ist daß den handelnden Personen ein größeres Lebensrecht eingeräumt ist; wenn sie einmal auftreten, dann entwickeln sie sich auch nach dem ganzen Umfange ihres Naturells, und sie eilen nicht als armselige Nothhelfer planlos in die Scene. Wir sehen in den italienischen Romanen eine genaue und haarscharfe Detailzeichnung der menschlichen Individualität, die weit vorzuziehen ist jener minutiösen Detailmalerei der äußern Natur, die wir in einem modernen Novellisten: Adalbert Stifter, finden, der dadurch für einige Zeit ungerechterweise die Lesewelt übermäßig und über das Verdienst in Anspruch nahm. Diese detaillirte Charakteristik ist eigentlich nicht das Kennzeichen des schaffenden Genies, denn dieses entwirft, wir dürfen nur auf Shakspeare sehen, seine Gestalten in wenigen aber richtigen Strichen, die eine mühsame Ausführung wettmachen. Genial-schöpferische Kräfte kommen aber nicht alle Tage zum Durchbruch, und wir müssen uns so schon mit den Talenten bescheiden welche ihres Gegenstandes mit künstlerischer Harmonie Meister werden.

Ein solches Talent ist nun Manzoni, dessen oben genannten Roman, sozusagen, jeder Italiener auswendig weiß. Man erzählt als eine literarhistorische Thatsache daß für die erste Auflage dieses Werkes, das nachgerade Epoche machte, kein Honorar gezahlt wurde. Man hat daraus einen Vorwurf gegen das Vaterland des Dichters deducirt, während man doch nur das wenig kritische Urtheil seines Verlegers anzuklagen hätte.

Wir wollen, ehe wir noch in das eigentliche Werk, das eine detaillirte Erörterung in Anspruch nimmt, eingehen, zu erklären suchen worin sein rasch bewältigender Zauber und worin seine nachhaltige Wirkung liegt. Ersterer liegt in der gleichsam puritanischen Einfachheit und letztere in dem strengmoralischen Princip auf das es basirt ist.

Wir Deutschen sind durch die sogenannte Sturm- und Drangperiode unserer Literatur so sehr verdorben worden daß wir uns auf Meilen von jener kindlichen Einfachheit entfernten, und daß wir zuletzt die Genialität in einem waghalsigen Stile und in einem Maskengewühle von Gedanken und Empfindungen suchten die fingerdick die Schminke der Lüge auf den Wangen trugen. Unsere Schriftsteller haben es eine lange Zeit verschmäht, wie andere Menschenkinder; sie vergaßen nämlich daß Homeros sein gewaltiges Epos mit einem geringen Aufwand von Worten aufgebaut, und daß der mächtige Dante, der in der Hölle war, das überragende Monument seines Ruhmes, sozusagen, aus den Steinen die er auf der Straße fand aufgerichtet hat. Wie groß und erhaben auch der Gegenstand seiner Dichtung: das Wort bleibt menschlich-einfach, auf daß es von dem geringsten Menschen begriffen werde. Wir aber wollten das erbärmlich Kleinste mit komödiantisch großen Worten sagen: und dadurch haben wir uns auf die breiten Fußtapfen der genialen Einfachheit verlassen und sind auf die Fußsteige der Extravaganz gerathen. Die Italiener sind mit Ausnahme einiger Wenigen, die in der fremden Mode einen Anhaltspunkt für ihre Talentlosigkeit suchten, ihren großen Vorgängern treugeblieben, sie haben die Schönheit der Kunst in der schlichtesten Einfachheit gesucht: und sie würden mit Verwunderung über die geistreichen Tollheiten mit ihren vermellen Gedankenwendungen und mit ihren kunterbunten Worten den Kopf schütteln. In Manzoni hat sich die Einfachheit Dante's, Ariosto's und Tasso's fortgeerbt: und darum jubelte ihm sein ganzes Volk begeistert zu; man sah in ihm den Künstler, der es nicht verschmähte wie alle Welt sein Tagwerk zu vollbringen. Sein Auftreten war dadurch mit dem Ruhme gekrönt; und die Erhaltung dieses Ruhms war ihm durch jene moralische Keuschheit, die sein Werk wie ein jungfräulicher feingewebter Schleier vor jedem heißen Sonnenstiche bewahrt, auf immer gesichert. Man hat Manzoni und Andern einen religiösen Bigottismus vorgeworfen, man hat sie gleichsam als bettelnde Almoseniers der katholischen Kirche hinstellen wollen. Manzoni ist religiös wie es auch Lamartine ist, der jenes Symbol der Lebensmoral schon in dem Weltweisen gefunden hat den man unter dem Namen „Gottmensch" an das Kreuz geschlagen hat. Manzoni findet in dem katholischen Ritus des Christenthums, solange er nicht durch die luxuriöse Zuthat Roms entstellt wird, jene poetische Schwerkraft nach dem Himmel oder vielmehr nach dem allgewaltigen Urgeiste, an dessen Fingerspitzen die Welten wie schimmernde Wassertropfen hängen. Er liebt den Katholicismus um der Poesie willen die ihn durchgeistigt: und so wird ihn jeder Italiener lieben, und wenn er auch hundert mal den Bettelmönch verachtet, der auf den Straßen und in den Kirchen die Religion schändet. Man weiß in der neuesten Zeit viel von einer ausbrechenden Opposition gegen den Katholicismus in Italien: wir glauben daß sie dort nicht jenes Terrain wie in dem nüchternen Norden finden werde; wir glauben aber auch daß diese Opposition das Bonzenthum und den Götzendienst des Katholicismus zerstören und an seine Stelle das keusche Rabbinat des Christenthums setzen wird, was aber noch immer einen sinnlichern Apparat hat als der Protestantismus mit seinen weißgetünchten Wänden und mit seinen splitternackten Formeln. Wir haben keine genügende Vorstellung von der Begeisterung mit der die Bekehrung des „Innominato" in die „Promessi sposi" aufgenommen wurde; und diese Begeisterung, die auch in hundert andern Fällen zum Ausbruche kommt, ist der belebende Athem des Katholicismus, der noch immer nicht von einem Schwindsüchtigen ausgeht, wie die kritischen Aerzte behaupten wollen. Weit entfernt dem Katholicismus das Wort zu sprechen, wie er uns von lügenhaften Priestern ausgepredigt wird, die als Handlanger im Dienste der Willkür

*) Vergl. Nr. I in Nr. 119 d. Bl. D. Red.

ſtehen: ſo wollen wir aber wieder jene Kraft der Moral mit ihrem poetiſchen äußern Gepränge, wie ſie im Neuen Teſtamente auftritt, als einen guten Lebenshebel gelten laſſen. Von dieſer Anſicht ſcheinen nun auch die neuern italieniſchen Romanciers auszugehen, welche die Stütze der Moral immer in der Religion ſuchen, und die es verſchmähen gottesleugneriſche Geſtalten auf die Scene zu bringen, um ſeine ſtürmiſche Jugend, die in der Epoche des Zweifels ſteht, an ſich zu reißen. Dieſes Element läßt aber dann auch nicht jene rauſchende Sinnlichkeit aufkommen, die namentlich in den franzöſiſchen Romanen ihre Orgien feiert, und in ihm liegt der Grund eines längern Beſtandes der italieniſchen Romane, die dadurch nachgerade Familienbücher werden, die man nicht vor Knaben und Jungfrauen zu verſchließen braucht. 75.

Die Familie von Moras. Ein Roman aus der Neuzeit. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Fodere Niemand den Inhalt dieſes Romans zu hören. Begebenheiten und Perſonen ſchwirren uns um Augen und Ohren; ſie handeln um Nichts zu thun, ſie vergehen um wieder zu erſcheinen, ſie altern um wieder jung zu werden, ſie werden weggeworfen um wieder aufgehoben zu werden, ein Räderwerk von Niederträchtigkeiten und Tugenden, ein Convolut von wohldurchdachten Reden, und das Ende —? ja das Ende iſt traurig — Untergang, Tod, Verbannung, wie es oft in der Welt hergeht. Aber ein Troſt bleibt: ſo geht's doch nicht in der Welt zu. Wenn es vornehme Familien gegeben hat, oder noch gibt, wo die Gemeinheit und Schlechtigkeit aller Sorten ſich ſo gehäuft haben, ſo werden ſie wenigſtens in der Welt mit mehr Geſchick aufgetreten ſein, daß doch Auge und Ohr nicht ſo äſthetiſch beleidigt wird. Was die großen Weltbegebenheiten anlangt die in den Roman hineinſpielen, ſo ſieht es in der Wirklichkeit freilich ſo ſchlecht und dumm aus, daß ein Dichter und Maler der ſie abmalt es kaum ſchlechter und dummer machen kann; die Geſchichte umfaßt aber nur den Zeitraum von drei Jahren, und das entmuthigte Auge findet Troſt, wenn es dieſe drei Jahre nur als einen Punkt in den dreitauſend Jahren, ſeit wir den Lebensberuf des Menſchengeſchlechts einigermaßen kennen, ſich anzuſehen gewöhnt. Der Abklatſch in der Kunſt, wo der Abſchnitt als ein abgeſchloſſenes Ganze erſcheinen muß, wird aber immer ſtörend wirken, inſofern kein Hinüberblick und Hineinblick auf höhere und reinere Regionen da iſt, auch wenn er ſonſt noch ſo geſchickt gefertigt wäre. Letzteres können wir nicht ſagen. Aber allerdings iſt ein Hinaus- und ein Hinüberblick da. Es iſt ein politiſch-ſocialer Roman, und der Verfaſſer wendet ſeine Augen, Seufzer und Hoffnungen nach allen möglichen Gegenden Utopiens.

Die Emancipation der Frauen! „Die äußere Geſellſchaft ignorirt das Weib. Täuſchen wir uns nicht über die Reſultate der Civiliſation — ſoweit wir dieſelbe entwickelt wähnen, ſo ſind wir immer noch nicht über den Standpunkt der Sklaverei hinaus. Die Hälfte der Bevölkerung iſt wenig mehr als in ſeiner (ihrer) Exiſtenz anerkannt. Höchſtens das Geſetz wendet ſich dann und wann gegen das Weib — ſtrenger oft als gegen den Mann. Warum? — Weil — Männer das Geſetz machten. Das Recht hingegen bleibt ihm verſagt. Obgleich es u. ſ. w. — geſteht ihm der Staat keine Berechtigung zu, wenigſtens keine viel höhere als die einer Sklavin. Wenn aber das Weib gleich befähigt iſt wie der Mann — was wol die größten Egoiſten nicht füglich mehr bezweifeln können —, warum ihnen nicht gleiche Rechte, gleiche Freiheit zuerkennen wie dem Manne?" Es wäre Manches, heißt es, vielleicht in der Geſellſchaft beſſer, hätte das umſichtige, liebende, zartfühlende Weib Einfluß üben dürfen auf das Schickſal der Völker. Indeß — „wir wollen keine Miniſterinnen und Staatsräthinnen. Das Weib gehört in die Sphäre der Familie, und kann daher an den Verwaltungsgeſchäften keinen thätigen Antheil nehmen. Es darf jedoch fodern daß ihm das Recht der Berathung, das Stimmrecht in allen Zweigen der Geſetzgebung gewährleiſtet ſind welche für das Geſammtwohl wichtige und einflußreiche Einrichtungen betreffen. Jeder Staat, jede Geſellſchaft die dem Weibe dieſe erſten, ſtaatsbürgerlichen Grundrechte nicht garantiren ſind der Rechtsachtung entfremdet." Dies Thema wird mit beſonderer Liebe weiter ausgeſponnen und in einem Damenclub der Hauptſtadt aufs eifrigſte discutirt. Hier differiren nur die Meinungen, ob die Frauen ſelbſt laden und ſchießen ſollen zur Vertheidigung des demokratiſchen Princips gegen die Tyrannei, oder nur die Verwundeten aus dem Gefecht tragen, pflegen, verbinden und tröſten. Emancipation wird für die Gedrückten jeder Art, namentlich die Fabrikarbeiter, gepredigt und gefodert, und die Söhne aus dem Volke ſind natürlich die Tugendhaften, Tüchtigen und Großmüthigen im Vergleich zu den Individuen aus den höhern Geſchlechtern. Ungarn ſteht auf, Wien wird belagert, genommen und gerichtet; der Heldenkampf in Ungarn wüthet, und die Edelſten müſſen ſich zur Emigration nach der Türkei entſchließen. So furchtbar, entſetzlich, überwältigend auch dieſe Kataſtrophen ſein müßten, ſo thun ſie doch den Reflexionen keinen Eintrag. Die Idee der beſſern Welt ſiegt, und zum Schluß heirathet einer der nachgeborenen Helden eine der ſpätern Heldinnen, der emigrirte Chriſt eine Mohammedanerin. Heirathen ſagen wir, aber es iſt keine Trauung, kein Geiſtlicher zugegen, keine Einſegnung, weil keiner der beiden Paciscenten ſeinen Glauben um einer Ceremonie willen aufgeben will, und ein legitimes Ehebündniß zwiſchen Mohammedanern und Chriſten nicht ſtattfinden darf. Aber die Ehe wird durch den feſten ſittlichen Charakter der beiden Liebenden, unter den Segenswünſchen der Angehörigen geſchloſſen — alſo ohne alle Förmlichkeit! Nein, doch nicht, es wird ein glänzendes Feſt gegeben, die angeſehenſten Perſonen werden eingeladen, Cerva ſtellt dieſen verſammelten Zeugen die reizende Mirza als Diejenige vor die er als ſeine Gemahlin halten und ehren wolle; ein Actenſtück wird aufgenommen welches dies Verſprechen beſtätigt, und ſämmtliche Anweſende unterzeichnen es. Man möchte behaupten daß manche legitime Ehe weniger Förmlichkeit erfodert als dieſe mariage de conscience, mit welcher das Buch zu, wenn auch nicht Aller, doch Vieler Befriedigung ſchließt. 19.

Aus Italien. Von Ida von Düringsfeld. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 1 Thlr.

„The book is quite superficial in its character", ſagt das auf dem Titel ſtehende Motto, und dieſes Selbſturtheil der Verfaſſerin über den touriſtiſchen Gehalt des Buchs iſt ein ſo ehrliches daß wir demſelben Nichts hinzuzufügen haben. Aufzeichnungen der Eindrücke, Erfahrungen, Erlebniſſe und Anſchauungen, aber Aufzeichnungen voll Geiſt und Empfindung, in denen faſt jeder Satz ſich zu einem Bonmot geſtaltet, juſt in der Weiſe wie ein geiſtreicher Reiſender in heiterer Geſellſchaft, launig angeregt, was er geſehen ſchildern würde, ohne andern Anſpruch als der Hörluſt der Anweſenden auf ein paar Stunden angenehme Befriedigung zu gewähren. Von Station zu Station führt er ſeine Zuhörer mit ſich, verſetzt ſie zwiſchen ſeine Reiſegeſellſchaft, deren Bilder er mit raſchen Zügen zu entwerfen weiß, geleitet ſie zu den Sehenswürdigkeiten der Städte, hält mit ihnen an intereſſanten Punkten mitten im Zuge durch die Gegenden die er durchreiſt hat an, macht ſie auf manche auffällige Erſcheinungen der Zuſtände und Perſönlichkeiten aufmerkſam, wirft ihnen über dies und jenes minder Bedeutende einen flüchtigen Scherz hin, kurzum: er zeigt alle großen und kleinen Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters. So ganz oberflächlich iſt aber der angenehme Plauderer doch nicht. Mitten in der eilenden Bewegung ſeiner Erzählung bleibt er zuweilen ſtehen und beweiſt durch längere Schilderun-

gen daß er die Menschen und Dinge nicht blos gesehen, sondern auch, wo sie ihn besonders ansprachen, studirt hat. Er malt uns die Bilder derselben sorgfältig und mit geschickter Hand weiter aus, und unwillkürlich läßt er dadurch kleine Geschichten entstehen, die, einfach und ungekünstelt, doch die anmuthigsten Episoden bilden, an denen man sich gern erholt und ausruht, um dann mit frischer Kraft weiter zu ziehen und, gleichsam neu gesammelt, das Abspannende ewig wechselnder, zerstreuender Eindrücke desto leichter zu ertragen. Diese Art der Reiseberichte scheint uns originell; jedenfalls ist sie unterhaltend. Wer freilich eine erschöpfende, gründliche Belehrung über ethnographische, statistische, gelehrte und Kunstinteressen sucht wird darin keine Befriedigung finden, und wird zu den schon bekannten Hülfsmitteln greifen müssen. 83.

Das „Athenaeum" über Fanny Lewald's „England und Schottland".

Nach rascher Erwähnung von Fanny Lewald's frühern literarischen Leistungen äußert sich das „Athenaeum" über ihr „England und Schottland" *) in folgender Weise:

„In gewisser Beziehung zählt Fräulein Lewald zur bessern Classe speculativer Reisenden. Mit schneller Auffassung, kräftigem Geiste und viel Sinn für neue Anregungen schaut sie offenen Auges um sich, und schreibt den Bericht ihrer Augen mit einer Art unabweisbarer Aufrichtigkeit, die oft amusirt, wenn auch nicht belehrt. Trotz unbedingten Vertrauens zu ihrem eigenen Urtheile verblendet sie sich nicht gegen Wahrnehmungen die das Irrige ihrer zeitherigen Ansichten darthun, und geht sie dessenungeachtet fehl, ist Dies weniger Folge einer vorsätzlichen Eingenommenheit oder Ungerechtigkeit als der Uebereilung und Unachtsamkeit oder der Unfähigkeit sich von einem herrlichen Systeme loszumachen das sie einmal liebgewonnen. In diesem Betracht unterscheidet sie sich günstig von Andern aus derselben Schule, die meist mit dem tollen Vorsatze auf Reisen gehen jedes Princip und jede Verfassung die nicht mit ihren wirren Begriffen übereinstimmen für fehlerhaft, für betrügerisch und einfältig zu erklären..... Es fällt Fräulein Lewald offenbar schwer ihre wunderschönen Theorien mit den unverkennbaren Zuständen Englands in Einklang zu bringen. Sie ist jedoch zu ehrlich um Dasjenige was sie als gut erkennen muß blos deshalb abzuleugnen, weil es nicht in ihren Kram paßt, und ihr Herz ist zu empfänglich für Güte und moralischen Werth als daß sie Beides nach dem Vorgange einiger Reisenden ihres Glaubens für berechnete Abscheulichkeiten auslegen sollte.... Gleichwol thut das Resultat wehe; der Conflikt wiederholt sich so fortwährend daß er sich an keiner Stelle von Fräulein Lewald's Tagebuche übersehen läßt. Er bildet den innersten Kern aller ihrer Ansichten und Beobachtungen. Mit etwas mehr als weiblicher Ekstase, einem ziemlich kleinen Vorrathe von Kenntnissen und einem Nichts weniger als hellen Verstande hat sie sich den verwogensten neuern Ausschreitungen des Hegel'schen Systems hingegeben und vermag nicht zu begreifen wie vernünftige Wesen es in einer engern Sphäre aushalten können. Kein Wunder daher daß sie sich Leuten gegenüber in Verlegenheit fühlt, von denen sie einräumen muß daß sie sehr vernünftige, praktische und liebenswürdige Menschen, und doch Anhänger von Begriffen sind welche sie siegreich in die Polterkammer verwiesen hat. Der Zwiespalt zwischen der Aufrichtigkeit, womit sie Dinge schätzt welche ihr Glaube verwerfen müßte, und ihrem absoluten Vertrauen zu der Untrüglichkeit ihres Glaubens zieht sich durch das ganze Buch mit einem Geschwirre und Geklirre die einem philosophischen Ohre ganz seltsam klingen, und gewiß sehr widerlich klingen würden, wenn nicht angeborener Mutterwitz und Heiterkeit es verhinderten..... Was die Verfasserin von den stereotypen Merkwürdigkeiten Londons gesehen und geschrieben hat mag sich in Deutschland hübsch lesen; den Werth des Buchs als Autorität sowol hierin als in Allem was Thatsächliches betrifft mindert ihr muthwilliges Umspringen mit Namen, Ereignissen und Zahlen. Das Buch wimmelt von irrigen Angaben eines schnellen, auf sich vertrauenden Geistes, der wenig gelernt hat und gewöhnt ist Sachen aufzuschnappen und für richtig anzunehmen, ehe er sie untersucht und verstanden. Dieser Nachtheil machte sich in den «Italienischen Bildern» bemerkbar, und ist die Quelle einer Menge Unrichtigkeiten in dem Tagebuche aus London.... Statt Mehres der Art auszuheben, versichern wir mit gutem Gewissen daß überall wo geschichtliche Thatsachen, Personen- und Ortsnamen, Gesetze oder Localstatuten und deren Bedeutung in Frage kommen und Fräulein Lewald nicht aus eigener Erfahrung spricht, sie fast stets im Irrthum ist. Wir haben wirklich selten ein Buch getroffen das so viele Fehler enthält, die bei gewöhnlicher Sorgfalt, bei pflichtmäßiger Befragung oder Nachforschung und bei bescheidenem Mistrauen in die Kunst zu errathen hätten vermieden werden können."

„Es war zu erwarten daß die Zeichnungen literarischer und anderer Notabilitäten, von denen die Verfasserin Gelegenheit gehabt hat Viele zu sehen, zu den besten Partien des Journals gehören würden. Die Namensliste macht allerdings den Mund wässern; nähert man sich aber den Gemälden, unter welchen die Namen ausgeschrieben stehen, findet man daß sie den Originalen wenig ähneln, und daß die Skizzen selbst als Phantasiebilder geringen Werth haben. Fräulein Lewald zeichnet sich nicht auf einem Felde aus wo ihr Geschlecht im Rufe steht das unserige zu schlagen; sie besitzt nicht das Geschick eigenthümliche Züge eines neuen Charakters festzuhalten. Ihre Beschreibungen sind artig, und es scheint daß sie stets aufrichtig gewünscht hat Allen die ihr begegneten und Beachtung verdienten eine gute Seite abzugewinnen; entweder war sie aber in Erfassung des eigenthümlichen Ausdrucks nicht glücklich oder sie kann ihn auf dem Papiere nicht wiedergeben. Ihre Stärke im Fache der Beschreibung trifft auf Gegenstände, bei denen das menschliche Interesse minder scharf hervortritt, und die Figuren nur da sind um die Scene zu beleben; sie beruht, mit anderm Worte, in einer Art Skizzirung, welche dem tableau de genre in der Malerei entspricht.... Und so schließen wir mit der Bemerkung daß, wie mangelhaft einestheils und verkehrt anderntheils die Ansichten und Aussprüche der Fräulein Lewald über das Ausland auch sein mögen, sie doch lesbarer und lesenswerther sind als ihre Romane. In Betreff allgemeiner Eindrüke kann das Buch besseres Wissen fördern; es thut uns leid in Bezug auf Einzelheiten nicht gleich günstig urtheilen zu können." 5.

*) Max Waldau berichtete darüber in Nr. 115 d. Bl. Es wird unsern Lesern interessant sein das Urtheil eines englischen Journals über eine England behandelnde Schrift kennenzulernen.
D. Red.

Arndtiana.

Zwischen Staatsmännern und Gelehrten, nämlich denen die lehren, besteht ein großer Zwiespalt, der früher oder später sich geltendmacht. Während die Erstern dem Bestehenden anhängen, wodurch sie selber bestehen, wollen die Letztern das Nichtbestehende, Werdende, dem ihre Wissenschaft fortrückend zueilt, sammt der Jugend welcher man sie vorträgt; die Erstern halten es mit der Macht die da ist, in deren Namen sie wirken, die Letztern halten es mit der Macht die kommen soll, nämlich ihrer eigenen die Wissenschaft besser oder neu gestaltenden. Am leichtesten vereinigen sich beide Theile in den Naturwissenschaften, worin einzelne Fortschritte und Entdeckung dem Vorhandenen keinen Abbruch thun, sondern Classenordnungen und Sammlungen bereichern; am schwierigsten ist die Einigung in der Philosophie, welche sich über Alles, mithin auch über Staatssachen, verbreitet, und zudem den Hang kundgibt von vorne Neues zu schaffen oder Veraltetes ans Licht

zu ziehen. Kommen nun Zeiten in denen das Bestehende zusammenbricht und eine frischfeindliche Macht aller bisherigen Staatskunst spottet, sodaß nur durch etwas Neues, Außerordentliches geholfen werden mag — wie in Deutschland 1813, dann sehen wir Staatsmänner und Gelehrte verbrüdert, und was die Letztern aufregend reden und schreiben, erfährt diplomatische Billigung; ist aber die Zeit des Dranges vorüber, so kehrt das Gewicht des Bestandenen und der alten Staatsmacht bei Jenen zurück, nicht bei Diesen, welche vielmehr fortfahren aufzuregen und Neudinge nach der Neugeburt zu wollen, welche Jenen nur stückweise und halb im Traume eingefallen. Görres sagte: „Man habe den Geist der Freiheitzeit gerne den Heeren voraufziehen sehen, als er aber nach dem Siege sich umgewandt, sei man vor ihm erschrocken." So konnte ein Arndt mit seiner wackern Lebendigkeit und Derbheit bei Herrn von Stein und andern Staatsmännern freundliche Beistimmung finden und in seiner Richtung unterstützt werden, als aber die Gewitterwolken verschwunden waren und der alte Staatshimmel sich aufklärte, däuchte der Mann nicht mehr genehm, es hieß: Mäßigt euch, ihr Patrioten, wir wollen keine Revolution, kein Jugendfieber dermaßen, unsere Schiffe sind im Hafen, sie sollen nicht in die weite See. Und wenn nun ungestüme Jugend dennoch voreilig hinausruderte auf eigene Ermächtigung und Aufruf, so ward sie zur Verantwortung gezogen sammt Denen welche sie bisher aufgeregt, eine kühle Kritik und auch Misgunst fand Anstoß und bedenkliche Stellen in denselben Schriften die man früher gutgeheißen und gelobt. Arndt hielt noch im Jahre 1847 für nöthig einen Bericht aus seinem Leben und aus Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe drucken zu lassen, schichtet zusammen was man ihm zur Last legte und was hinreichend geachtet wurde ihn vom Katheder zu entfernen, er sieht darin das größte Unrecht, weil er ja derselbe geblieben und für politisch-orthodox gegolten; seine Gegner und selbst manche bisherige Freunde sehen darin ein Recht, weil man andern Hörnerklang im Kriege braucht als im Frieden. Reale Aristokratie der Staatsmänner und ideale Demokratie philosophischer Lehrer schließen nie eine vollkommene unter wechselnden Umständen sich bewährende Freundschaft. Daraus wird ein halbbewußter oder unwissentlich vorhandener Widerspruch staatsmännischen Bewußtseins erklärbar, daß Lehrer welche die Jugend anregen gepriesen und für den Ruf wissenschaftlicher Institute gesucht werden, sobald aber die Aufregung da ist, dem Tadel unterliegen, indem man Unruhe doch nicht gewollt. Docenten begreifen Dies nicht, da sie den Widerspruch nicht begreifen und Consequenz voraussetzen. Aufregung der Jugend bringt allemal etwas Ueberschwengliches, auch ohne und wider die Absicht und Meinung Dessen der aufregt, welches Letztere er freilich am besten vermag, wenn er das Uebertriebene außerhalb des Fahrgleises begünstigt. Einer leicht erregbaren Jugend wären oft Dämpfer nützlicher als Anschürer, und hierin das rechte Maß zu finden gehört zu den schweren politischen Aufgaben, die namentlich in Beziehung auf Philosophie für deutsche Hochschulen oft unglücklich gelöst wurden, und mannichfache Verdrießlichkeiten für Lehrer und Schüler zur Folge hatten.

Was ist nicht Alles in den Briefen von und an Arndt enthalten? Er theilt sie in beschlagene (in Beschlag genommene) und unbeschlagene, da man aus jenen Gründe zur Untersuchung und Anklage hernahm. Das Verfahren setzt in Erstaunen. Wenn Arndt zur Franzosenzeit (1811) schreibt: „Oft will Einem die Geduld ausgehen, wilde Menschen mit Kraft und die Gewalt der Kleinen können uns allein retten — der Spanier ist unermüdet für den Fortgang der guten Sache"; wenn Arndt später (1813, April) schreibt: „Kann das Volk die Kraft nicht auf die Hörner nehmen, so geht es nicht — unsere Fürsten und Herren bekehren sich nicht wieder zur Treue;" und ferner (1815): „Es muß sich nothwendig ein neues Zeitalter Deutschlands erheben, und die wiederholten Dummheiten und Schlechtigkeiten beschleunigen es"; wenn er (1819) sagt: „Wir haben unsere Ultras, und die vornehme Junkerei der geborenen Junker und Derer die sich in heidnischem Stolz vornehme Geister titeln, legt sich frech vor, — es muß wol so sein sollen, damit der Spruch des Evangeliums wieder wahr werde, der klingt: auf daß alle Gerechtigkeit erfüllt werde": — so hält die Untersuchungscommission Dies höchst verdächtig und bündlerisch, obgleich es nur stark ausspricht was damals eine Mehrheit der Deutschen als wahr anerkennen mochte. Schreibt doch der schwerlich demagogische Schleiermacher nach dem Morde Kotzebue's (1819): „Die Furcht hat nicht aufgehört daß Kotzebue, der alte Sünder — noch alle Universitäten mit sich in die Grube ziehen werde. Selbst ganz honnete Leute lassen sich thörichtes Zeug vorschwatzen und einreden. Gneisenau z. B. hat mich und Reimer seit dieser Zeit gar nicht gesehen, und zu Hüser gesagt: «Das sei doch nun die Folge von Dem wie die Jugend gelehrt werde, und ein ordentlicher Mensch dürfe damit keine Gemeinschaft haben» . . . . unser ganzes Verwaltungswesen wird überhaupt immer miserabler, und es will die höchste Zeit werden daß Etwas dazwischenfährt." Herr von Stein bemerkt (1818): „In diesem Zustande der Dinge sollten doch alle Freunde gesetzlicher Freiheit (durch Verfassungen) sich vereinigen um das gemeinschaftliche Ziel zu erringen und den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, nicht durch Unbesonnenheit Blößen geben, mit Narrheiten wie die Oken und Jahn begehen." Niebuhr wiederum äußert über Stein (1813): „Er hat die treueste Liebe mit Füßen getreten und ihre Vertraulichkeit dem blinden Vorurtheil für den elendesten Menschen — für Hardenberg — geopfert: es ist doch nie eine Freundschaft mit einem hochgeborenen Herrn." Eichhorn tröstet (1815): „Sei nicht verdrießlich, das elende Gesindel von Diplomaten, das weder für eigene, noch weniger für seines Volkes Ehre Gefühl hat, kann es unmöglich lange mehr machen." — Ganz in derselben Art reden auch andere Briefsteller.

Daß Arndt über Aeußerungen zur Verantwortung gezogen wurde deren Inhalt damals die Gesinnung Vieler gar nicht Gefährdeter mit ihm theilte, und daß dadurch die spätere Rückgabe seiner Lehrbefugniß als eine Sühne des Unrechts erscheint, ist offenbar; aber weit merkwürdiger ist das politische Gesammtbild der Zeit welches darin vor die Augen tritt. Wenn aus Geschichte Nichts gelernt wird, wie Einige behauptet haben, so doch aus Briefen Manches. Menschliche Gedanken sind immer einiger in Verneinung als in Bejahung, verbrüderter in Abwehr gemeinsamer Noth als im Gebrauch errungenen Segens, fertiger in Erkenntniß der Sünde als in Aufrichtung des Heils; und so zieht sich in alle Zeiten guten Geschicks eine Erbschaft des Misgeschicks, woraus sich neue Noth entwickelt. Schreiende Gebrechen der Kirche erweckten gemeinsamen Sinn der Reformation des 16. Jahrhunderts, der Gewinn von Selbständigkeit gegen feindliche Gewalt schuf jämmerlichen Zwiespalt im Lager der Freigewordenen, Napoleon's Zwingherrschaft vereinte die Bestrebungen der Völker und seit seinem Sturz liegen sie mit sich selbst im Hader; Kirchenwohl und Staatenwohl sind zum babylonischen Thurmbau geworden, und die Sprachenverwirrung läßt keine Gesammtverständigung finden. Man hat das Uebel in einem allgemeinen Gegensatz des Alten und des Neuen aufgefaßt, allein zwischen beiden liegen soviel halbschlächtige Gedanken, woran der Antheil des Einen oder des Andern kaum bestimmt werden kann; auch ist der ganze Gegensatz nur ein Gegensatz der Zeit, eines frühern und spätern, also blos äußeres Kennzeichen, ohne innerliche Bedeutung. Besser vielleicht wird das Verhältniß begriffen als ein Nichtzuendedenken und ein Zuendedenken der Gedanken, als Citra und Ultra, deren Eigenthümlichkeit sich in Staatssachen und Kirchendingen erweist. Die politischen Doppelenden der Gedanken sind Willkür des Alleinherrschers und Willkür Aller, Despotismus und Anarchie, wohin nur die Kühnsten fortzudenken und zu streben wagen;

zwischen beiden liegen alle Richtenden herrschender Ordnung und bürgerlicher Freiheit, und es erwächst ein unaufhörliches Streiten, wie weit man sich den Enden nähere oder von ihnen entferne, sich nähern oder entfernen dürfe; ein Kampf zwischen Polizeidialektik und Ausgelassenheitstheorie, zwischen Besitzthum und Proletariat, zwischen Erbschaft von Gewalt und neu beschiedener Macht, zwischen Oligarchie und Massenherrschaft. Welt bleibt Welt, und sie ist nur die beste, weil wir keine andere haben. 23.

Notizen.

Rossi auf dem Wege zur römischen Constituante.

Bevor Rossi in das Ministerium, welches auf das Mamiani's folgte, trat, weigerte er sich energisch und nur die wiederholten Bitten des Papstes bewogen ihn das Portefeuille zu übernehmen. Man hat seitdem vielfach gesagt, Rossi habe den Tod verdient, weil er ihm getrotzt. Ein vor kurzem erschienenes Buch: „Histoire de la révolution de Rome" von Alphonse Balleydier, gibt uns jetzt die Erklärung seines Todes. Rossi befand sich der römischen Demagogie allein gegenüber, allein um sie anzugreifen, sie zu bekämpfen, allein um zu sterben. Sein Muth war bei dieser Aussicht auf einen tödtlichen Kampf gegenüber den anarchischen Rittern nicht gewichen, sondern nur gewachsen. „Heiterkeit", sagt Balleydier, „herrschte auf der Stirn des Ministers, Freude glänzte in seinem Auge. Wie alle starken Naturen, so freute auch er sich auf den Kampf. Mit diesem triumphirenden Aussehen wies er einem Freunde ein Billet der Herzogin von Rignano, welches ihn warnte. Man hätte glauben sollen daß die Gefahr ihm nicht schnell genug gewesen wäre." Gleichwol hatte er vorsichtig Nichts versäumen wollen was ihm die Klugheit rieth. Er hatte verlangt daß die Wache des Palastes der Nationalversammlung den päpstlichen Carabiniers anvertraut werde, weil er sich auf diese verlassen konnte; seine Bitte war im Ministerrathe des Papstes zurückgewiesen worden. Die Bewachung blieb der Bürgerwehr überlassen. Rossi sagte: „Man weigert mir eine ordentliche Wache und einen wirksamen Schutz. Nun gut, ich werde allein gehen." Balleydier hat keine der Warnungen vergessen welche der Graf erhielt, bevor er sich auf den verhängnißvollen Weg begab. Eine besonders war von der Art daß sie einen tiefen Eindruck auf ihn machte, ohne ihn jedoch in seinem Entschluß zu erschüttern: „Ein achtungswerther Geistlicher, der Pfarrer von Faënza, erwartete ihn unten an den Stufen des Palastes (des Quirinal, aus welchem Rossi trat, als er eben den Papst verlassen um sich in die Nationalversammlung zu begeben). Sobald er den Minister bemerkte, trat er vor und verlangte mit ihm zu sprechen. «Ich habe keine Zeit Sie zu hören», entgegnete Rossi. «Sie müssen mich indeß anhören.» «Was wollen Sie?» «Sie retten.» «Wer sind Sie?» «Monsignor Morini.» «Nun gut! Wir wollen sehen, sprechen Sie, aber fassen Sie sich kurz.» «Diesen Morgen vor einer Stunde hörte ich Beichte. Eine Frau mit bleicher Stirn und abgebrochener Stimme trat in meinen Beichtstuhl und bat mich mich in meine benachbarte Kapelle zu begeben, wo, wie sie sagte, mich Jemand erwarte um mir eine wichtige Meldung zu machen. Ich war unschlüssig. Aber die Frau bestand darauf, und versicherte mich es gelte ein großes Verbrechen und ein Menschenleben. Ich zauderte nicht länger. Ich begab mich alsbald an den angedeuteten Ort und fand dort einen Unbekannten, eingehüllt in einen Mantel, der mich bei der Hand nahm und sagte: «Im Namen Gottes! Eilen Sie zum Quirinal, dort werden Sie den Grafen Rossi finden. Halten Sie ihn auf, wenn es noch Zeit ist. Hindern Sie ihn durch jedwedes Mittel sich in den Palast der Versammlung zu begeben. Wenn er dorthin geht, ist er todt!» «Ich danke Ihnen, mein Herr», sagte Rossi darauf, blickte zum Himmel, und fuhr fort mit erhabener Ruhe: «La causa del Papa è la causa di dio. Andiamo! Die Sache des Papstes ist die Sache Gottes! Gehen wir).» Einige Augenblicke nachher hatte die Sache Gottes einen Märtyrer mehr, und der muthige Minister fiel von einer sichern Hand getroffen gleich Cäsar und auf demselben Platze." 2.

Für Autographensammler.

Unter der Menge jüngst in London zum öffentlichen Verkauf gekommener Autographen dürften folgende wegen ihres Daseins und Preises interessiren: Ein Handzeichen Eduard's IV. wurde für 9 Pf. 5 Sch. verkauft; die Namensschrift: „R. Gloucester", Richard Plantagenet, Herzog von Gloucester, später König Richard III., mit dem Datum: „Middleham, den 27. Juni 1476", für 13 Pf. 13 Sch.; die Namensschrift desselben als König mit dem Datum: „Schloß Kenilworth, den 28. Mai 1485", für 17 Pf. 10 Sch.; die Namensschrift und das Siegel des Sir Thomas Tyrrell, Handlangers Richard's bei Ermordung seiner Neffen, für 4 Pf. 4 Sch.; das Autograph der Königin Katharina Parr, Gemahlin Heinrich's VIII., für 10 Pf. 10 Sch.; das der ersten Marie, „Mary the queen", für 4 Pf. 16 Sch.; ein zweites derselben Königin für 4 Pf. 8 Sch.; ein etwas beschädigtes Schreiben der „unglücklichen" Maria von Schottland an die Königin-Mutter, worin sie für die Beileidsbezeigung wegen des Todes ihres Oheims, des Herzogs von Guise, dankt, für 4 Pf. 14 Sch.; ein durchaus eigenhändiger Brief Karl's I. an den Prinzen Rupert oder Ruprecht, gezeichnet: „Boconocke, den 30. August 1644", für 11 Pf. 5 Sch.; ein Schreiben des Prinzen an Karl, datirt: „Belvoir, den 31. October 1645", für 9 Pf.; ein Billet des Lord Strafford an seine Gemahlin, aus dem „Tower von London, den 4. Februar 1640", für 17 Pf. 17 Sch.; ein Schreiben des großen Herzogs von Marlborough an Königin Anna für 2 Pf. 14 Sch.; eines des General Wolfe an den Oberst Barré für 2 Pf. 2 Sch.; sechs Briefe Wilhelm's III. für 4 Pf. 14 Sch.; die Anfangsbuchstaben von Nell Gwyn, „E. G.", für 3 Pf. 11 Sch.; das Originalmanuscript von Walter Scott's „Kenilworth" für 16 Pf.; das von Southey's „Madoc" für 10 Pf. 5 Sch.; ein Brief von Jeremy Taylor an Sir William Dugdale für 16 Sch.; ein Theil von Pope's Vorwort zu seinen Gedichten mit vielen handschriftlichen Correcturen für 1 Pf. 1 Sch. u. s. w.

Erinnerung an den Herzog von Monmouth.

Eine solche in Gestalt des Taschenbuchs welches der unglückliche Herzog bis zur Schlacht von Sedgemoor geführt, und welches laut einer auf dem ersten Blatte befindlichen Bemerkung von der Hand König Jakob's ihm bei seiner Gefangennehmung abgenommen worden ist, bildet seit kurzem einen Beitrag zu den Schätzen des Britischen Museums. Es mißt ungefähr sechs Zoll in der Länge und vier in der Breite und ist in schwarzes Leder gebunden. Der Inhalt betrifft Verschiedenes und die Art der Zusammenstellung charakterisirt den Herzog. Gebete, Lieder, Gedichte, ärztliche Recepte, Reisenotizen, Ein- und Ausnahme folgen sich in bunter Reihe, bald sauber und fest, bald flüchtig und kaum lesbar geschrieben. Einige Lieder sind in Musik gesetzt, und es scheint daß der Herzog wenigstens Verfasser des Textes war. 31.

Der weltbekannte Bibliophile Jacob (Lacroix), der instinktbegabteste, feinspürsinnigste aller jetztzeitigen Bibliomanen, hat jüngst in der pariser Nationalbibliothek ein von Molière im Jahr 1654 verfaßtes „Comédie-ballet" aufgefunden, welches niemals in irgend einer der zahlreichen Gesammtausgaben der Molière'schen Werke abgedruckt und veröffentlicht worden ist. Die Pièce führt den Titel: „Le ballet des Incompatibles", und scheint auf Verlangen des Prinzen Conti verfaßt, und vor ihm von Moliere selbst und andern zu des Prinzen näherm Cirkel gehörigen Personen zu Montpellier aufgeführt worden zu sein. Man rühmt an diesem Ballet das Erfindungsreiche

des Entwurfs; auch sollen die Verse des Verfassers der „Femmes savantes“ nicht unwürdig sein. Historisch merkwürdig ist daß derselbe Conti, Bruder des großen Condé, der einst Molière so stark protegirte, daß er ihm sogar die Anfertigung einer Balletkomödie direct auftrug, in einer spätern Periode völlig umschlug und, Gott weiß durch welche atmosphärischen Einflüsse bestimmt, sogar eine Abhandlung schrieb unter dem Titel: „Traité de la comédie et des spectacles selon la tradition de l'église“, worin er, ein wunderbares Vorbild neuzeitiger alt-lutheranisch-orthodoxer Bestrebungen, Alles was Theater, Bühne und Schaustellung heißt bis in den Abgrund der Hölle verdammt und Molière selbst namentlich auf das erbittertste angreift. Welch ein Unglück, wenn dieser seine dramatisch-theatralische Laufbahn lediglich dieser wetterwendischen prinzlichen Gunst zu verdanken gehabt hätte! Aber — Dank dem Himmel und Heil dem Genie — es ist schon dafür gesorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Europäische Bildung und ihr Fortschritt beginnen auch unter dem besser erzogenen Theil der Eingeborenen Ostindiens Wurzel zu schlagen. Ein Comité von englischen Gentlemen ist vor kurzem in Kalkutta zusammengetreten unter dem Namen: Vernacular-translation-comité (Commission für Uebersetzungen in die Muttersprache), dessen Zweck, wie schon der Name besagt, ist: das Uebersetzen classischer, der allgemeinen Literatur angehöriger Werke aus dem Englischen in die verschiedenen indischen Sprachstämme und Dialekte zu vermitteln. Ein Verzeichniß der Werke deren Uebertragung zuerst vorgenommen werden soll ist bereits im Druck erschienen. Es befinden sich darunter namentlich: Defoë's „Robinson Crusoe“ (ein im eigentlichsten Sinne unumgängliches Buch); Bacon's „Essays“, „Historical parallels“; Abercrombie's „Intellectual powers“; ein Band ausgewählter Stücke aus „Chamber's journal“ und dem „Penny magazine“; das Leben Peter's des Großen und das des Columbus; Macaulay's „Essays on Clive and Hastings“ u. s. w.

Ein londoner Bühnen-Evénement ist der Abschied for ever, den der berühmte Schauspieler Macready (vom Drurylane) von der Bühne genommen. Seine letzte Rolle, mit welcher er eine triumphreiche Laufbahn beschloß, war Macbeth, und der Zudrang der Menge bei dieser Gelegenheit in den Straßen so groß daß die doppelt und dreifach aufgebotene Polizei für die Theatergänger förmlich das Terrain säubern mußte.

74.

Bibliographie.

Bechère, B. L., Die Liebesgeheimnisse und Intriguen des Kaisers Napoleon und seiner Familie. Nach geschichtlichen Dokumenten bearbeitet. Zwei Theile in einem Band. Weimar, Rauschke u. Schmidt. Gr. 16. 7½ Ngr.

Blüthen und Früchte aus dem Garten des Lebens. Eine Reihe unterhaltender und belehrender Jugend- und Volkserzählungen. Von F. Ahlfeld, W. O. v. Horn, W. Müller u. A. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Wöller. 15 Ngr.

Bülau, F., Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bürkner's, H., große Bilder-Fibel mit 50 neuen schönen Bildern und Reimen. Leipzig, G. Wigand. 8. 20 Ngr.

— — Kleine Bilder-Fibel mit 30 schönen Bildern. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

Düringer, P. J, Albert Lortzing, sein Leben und Wirken. Mit Lortzing's Bildniß. Leipzig, O. Wigand. 12. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Thomas Morus. Historische Tragödie in fünf Akten. Mit einer Vorrede: Zur Kritik der deutschen Kritik. Berlin, Sacco. Gr. 16. 20 Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Graff, G., Anthologie zum Declamiren. 1ster Theil. Für die reifere Jugend, zunächst für die obere Bildungsstufe höherer Lehranstalten. Leipzig, Brockhaus. 8. 27 Ngr.

Koethe, F. A., Geistliche Lieder. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von C. B. Meißner. Nebst einer Biographie Koethe's. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von C. B. Meißner. Ebendaselbst. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liszt, F., Lohengrin et Tannhaüser de R. Wagner. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Petri, S. C., Wunderbare und räthselhafte Menschen, Sonderlinge, närrische Kauze, feine Betrüger und Charlatane ꝛc. aller Zeiten und Völker. Eine interessante Schrift für Leser aller Stände. 1stes Heft. Quedlinburg, Basse. 8. 10 Ngr.

Pröhle, H., Walddrossel. Ein Lebensbild. Dessau, Katz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quandt, J. G. v., Glossen über Politik. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Die Verjüngung im Pflanzenreich. Neue Aufklärungen und Beobachtungen. Mit 1 Tafel Abbildungen. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 18 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1852. Herausgegeben von E. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Der welthistorische Zweifel, oder: Ist Gott nur Idee oder objective Realität? Mit einem Vorworte von R. Stier. Barmen, Langewiesche. 1852. 8. 18 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1852. Neue Folge, 3ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Die Armeen und ihre Zukunft. Augsburg, Schmid. Gr. 12. 7½ Ngr.

Die serbische Bewegung in Südungarn. Ein Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution. Mit 1 Karte. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Deutschland in den Jahren 1842—1851. 1stes und 2tes Bändchen. Altenburg, Pierer. 32. à 3 Ngr.

Drobisch, T., Humoristisch-musikalischer Kalender auf das Schall-Jahr 1852. Mit unzähligen Illustrationen von F. Schröder, A. Müller, L. Berger u. A. Leipzig, Spamer. 1852. Br. 8. 12½ Ngr.

Der Handelsminister auf sechs Stunden. Ein Traum von Adam Riese dem Jüngeren, Buchhalter. Von dem Verein für Handelsfreiheit zu Hamburg gekrönt. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Lafaurie, Freie Gemeinden und freie Menschen. Der bevorstehenden Generalversammlung der Gustav-Adolph-Vereine, wenn auch nicht gewidmet, so doch zum Nachdenken empfohlen. Hamburg, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.

Sichart, L. v., Tagebuch des zehnten Deutschen Bundes-Armee-Corps unter dem Befehle des Königl. Hannoverschen Generals Halkett während des Feldzuges in Schleswig-Holstein im Jahre 1848. Mit 5 Karten und Plänen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXVIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Beschluß aus Nr. XXXVII.)

79. **Carsena, oder der vollkommene Baumeister.** Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade, sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Sechste Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung von **C. Lenning**. Durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Drei Bände. Gr. 8. 1822—28. 9 Thlr. 15 Ngr.

80. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome X et XI. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Der erste bis neunte Band (1850—51) kosten zusammen 4 Thlr. 15 Ngr.

81. ——— **Die Geheimnisse des Volks**, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Zehnter und elfter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der erste bis neunte Theil (1850—51) kosten zusammen 3 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ausweise über den Handel von Oesterreich im Verkehr mit dem Auslande und über den Zwischenverkehr von Ungarn sammt der serbischen Woiwodschaft und dem Temeser Banate, dann von Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militairgränze mit den andern österreichischen Kronländern, in den Jahren 1831—49. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Erster bis zehnter Band. Folio. (Wien.) Geh. Preis des Bandes 2 Thlr. 15 Ngr.

Normand der Aeltere und **Lemonnier de la Croix, Das neue Paris,** oder Auswahl von Gebäuden in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Dritter Theil, enthaltend die Hauptpläne von Landhäusern, sowie von Gärten verschiedener Art u. s. w. 100 Tafeln. Gr. 4. 12 Thlr. 24 Ngr.

Dieser Band ist auch in 32 Lieferungen à 12 Ngr. zu beziehen.

Die ersten beiden Bände enthalten nur Gebäude, welche sich in Paris befinden, und kosten ebenfalls jeder 12 Thlr. 24 Ngr.

Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für die Jahre 1842—46. Zusammengestellt von der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Erster bis vierter Band. Folio. (Wien.) Geh. Preis des Bandes 2 Thlr. 15 Ngr.

Annuaire des eaux de la France pour 1851. 1re partie. Gr. in-4. Paris. 5 Thlr.

Blignières (A. de), Essai sur Amyot et les traducteurs français au 16me siècle. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grellet-Dumazeau, Le Barreau romain. Recherches et études sur le barreau de Rome, depuis son origine jusqu'à Justinien, et particulièrement au temps de Cicéron. In-8. Moulins. 2 Thlr. 20 Ngr.

Humboldt (A. de), Tableaux de la nature. Edition nouvelle, traduite par **Ch. Galusky.** Avec cartes. 2 vol. In-12. Paris. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jousselin (J.), Traité des servitudes d'utilité publique, ou des modifications apportées par les lois et par les règlements à la propriété immobilière. 2 vol. Gr. in-8. Paris. 5 Thlr.

Muséum d'histoire naturelle de Paris. Catalogue méthodique de la collection des reptiles. 1re livraison. Catalogue de la collection entomologique. Classe des insectes. Ordre des coléoptères. 1re et 2me livraison. Gr. in-8. Paris. Preis der Lieferung 1 Thlr. 22½ Ngr.

Normand, Paris moderne. 3me partie. Choix de maisons de campagne et constructions rurales des environs de Paris, levées et dessinées par **Lemonnier de la Croix** et **Normand aîné.** Livraisons 26—32. (Fin.) In-4. Liége. Preis der Lieferung 12 Ngr.

Reynaud (L.), Traité d'architecture, contenant des notions générales sur les principes de la construction et sur l'histoire de l'art. Première partie. Eléments des édifices. Atlas. Livraison 1. In-folio, avec un texte explicatif in-4. Liége. Preis der Lieferung 24 Ngr.

Rondelet (J.), Traité théorique et pratique de l'art de batir. Supplément par **G. A. Blouet.** Atlas. Livrai-

sons 2—18. In-folio, accompagné d'un volume de texte in-4. Liége. Preis der Lieferung 28 Ngr.

Finnische Literatur.

Alfthan (J.), Italine. Lyriska Skaldeförsök. 8. Wiborg. 1850. 20 Ngr.

Cygnaeus (F.), Skaldestycken. 1. Delen. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 13 Ngr.

Kullervo, öfversatt af **C. G. Borg.** 8. Helsingfors. 1851. 13 Ngr.

Historisk Öfversigt af Kejsar Nicolai I' regering. Öfversättning från Ryskan. 8. Helsingfors. 1850. 20 Ngr.

Runeberg (J. L.), Elgskyttarne, nio sånger. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.

———, Nadeschda, nio sånger. 8. Helsingfors. 1850. 25 Ngr.

Stenbäck (L.), Dikter. I, II. Andra tillökta och förbättrade Upplagan. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. IX. Årgången. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr. 10 Ngr.

Topelius (Z.), Ljungblommor. 2 Samlingar. 8. Helsingfors. 1845—50. 1 Thlr. 15 Ngr.

Analecta clinica iconibus illustrata, quae ediderunt **J. Ilmoni** et **L. A. Törnroth.** Tomus I. Fasciculus I. Folio. Helsingfors. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pharmacopoea Fennica. Editio II. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr. 15 Ngr.

——— Supplementum. Editio II. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ilmoni (J.), Rede bei der akademischen Erinnerungsfeier, den 11. Januar 1851. 8. Helsingfors. 1851. 8 Ngr.

Bilder-Atlas

zum

Conversations-Lexikon.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden Bestellungen angenommen auf eine

neue Ausgabe

des obigen Werks, welches 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav von mehr als 100 Druckbogen enthält. Diese neue Ausgabe wird in 96 Lieferungen zu 7½ Ngr. = 6 gGr. = 27 Kr. Rhein. vom October 1851 an, monatlich in mehren Lieferungen, erscheinen und somit binnen spätestens drei Jahren in den Händen des Publicums sein.

Ausführliche Anzeigen über dieses jetzt vollständig erschienene, äußerst lehrreiche, encyklopädisch-übersichtliche Werk, welches mit dem entschiedensten Beifalle aufgenommen worden ist, sowie eine Probelieferung, aus Tafeln der verschiedenen Abtheilungen und einem Bogen Text bestehend, sind für Diejenigen, welche sich von dem Werthe und der künstlerischen Ausstattung des Unternehmens überzeugen wollen, in allen Buchhandlungen zu haben.

Der Preis des ganzen Werkes für Abnehmer, welche dasselbe **auf einmal vollständig** zu erhalten wünschen, ist 24 Thlr.; auch ist jede der dasselbe bildenden zehn Abtheilungen unter besondern Haupttiteln **einzeln** zu nachstehenden Preisen zu beziehen: I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr. — II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr. — III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr. — IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr. — V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2½ Thlr. — VI. **Schiffsbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1½ Thlr. — VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr. — VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1½ Thlr. — IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr. — X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1½ Thlr.

Mappen zur Aufbewahrung der Kupfertafeln werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

Kataloge.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig sind nachstehende Kataloge durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Dieser Verlagskatalog ist bis zum Jahr 1851 fortgeführt und mit Registern und wissenschaftlichen Uebersichten versehen.
2. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind. Nr. 1—6.** Dieses an werthvollen Werken reiche Verzeichniß enthält in Nr. 1: Gesammelte Werke und schöne Literatur; Nr. 2: Philosophie und Theologie; Nr. 3: Philologie, Alterthumswissenschaft, Bibliographie und Literaturwissenschaft; Nr. 4: Medicinische Wissenschaften; Nr. 5: Naturwissenschaften; Nr. 6: Rechts-, Staats- und Militairwissenschaft.
3. **Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.** Das Verzeichniß enthält eine reiche Auswahl von Werken der französischen, englischen, italienischen, spanischen, holländischen, polnischen u. s. w. Literatur, die zu sehr ermäßigten Preisen abgelassen werden.
4. **Verzeichniß einer reichen Sammlung von Schriften der orientalischen Literatur, die durch F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden können.** Es sind in diesem Verzeichniß die werthvollsten Schriften zusammengestellt, welche von der Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, dem Oriental translation Fund, der Society for the publication of Oriental texts in England herausgegeben und die zum Theil noch ganz unbekannt auf dem Continent sind. Außerdem enthält es eine bedeutende Anzahl anderer Schriften der Orientalischen Literatur, die sich auf dem Lager von F. A. Brockhaus in Leipzig befinden.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist zu beziehen:

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne.

Dritte, mit den Tafeln des 50. und 51. Breitegrades vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen.

In Messing 2 Thlr. 15 Ngr.
In Holz 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument und die in zwei besondern Abtheilungen für beinahe ganz Deutschland correct berechneten Tafeln, mit der hinsichtlich ihrer Anwendung gegebenen gemeinfaßlichen Belehrung, sind wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 125. —— 1. November 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Dänische und schwedische Literatur.

Statistische Uebersicht.

Erster Artikel.

Der Kampf Skandinaviens gegen Deutschland hat in den letzten Jahren den Blick auf die herrliche Literatur Dänemarks und Schwedens vielfältig getrübt, und die neuesten politischen Ereignisse auf dem Inselande sind nicht geeignet uns dem Norden sobald wieder zu nähern. Der Literarhistoriker hat sich aber von solchen Wirren und Kämpfen nicht beirren zu lassen; er muß das Gros ins Auge fassen und darüber die Parteizwistigkeiten vergessen, welche die Gemüther aufregen und ihnen den wahren Gesichtspunkt aus dem die Verhältnisse zu betrachten sind vor dem Auge verrücken. Der dänisch-deutsche Krieg und die ihm vorangegangenen historischen Debatten haben des Ungerechten soviel im Schoose, die Leidenschaften sind so rücksichtslos aufgeregt daß es schwer fallen möchte jetzt noch auf dem literarischen Boden einen Kampf auszufechten in welchem man seit längerer Zeit mit dem Bayonnete zu beweisen suchte was mit der Feder zuerst hätte gründlich erwiesen werden sollen. Man hat, unserer Ansicht nach, von Deutschland aus gegen Dänemark die Ungerechtigkeit begangen: nur sich selbst und niemals auch die Stimme des Nordens zu hören, es sei denn daß man die Polemik der oppositionnellen kopenhagener Presse für den Ausdruck der Gesinnung Dänemarks hielt. Dänemark, so heftig es theilweise auftrat, ist darin gerechter gewesen; es hat sich auf alle Erörterungen die vom linken Eiderufer kamen eingelassen, und in sorgfältigem Studium der historischen und staatsrechtlichen Schriften die in unserm Vaterlande erschienen sind sich die Berechtigung zu erwerben gesucht ein endgültiges Urtheil über die schleswig-holsteinische Frage abzugeben. Man hat in Deutschland dagegen wirklich geglaubt der Ton und die Aeußerungen der kopenhagener radicalen Blätter gegen das deutsche Holstein und das sogenannte Schleswig-Holstein drücken die dänische Stimmung oder Meinung Deutschland gegenüber aus. Dem ist aber nicht so. Und selbst jene Blätter haben eigentlich nicht die Deutschheit im Ganzen, sondern nur den holsteinisch-provinziellen Geist im Auge. Im Wesentlichen fühlt sich auch Dänemark, Das sagen die bedeutendsten Männer jenes Landes, allzu lang mit Deutschland durch Wissenschaft und Culturentwickelung verbunden; es hat überhaupt zu viel Neigung sich an Fremde anzuschließen, als daß es auf solche Weise einer wirklich nationalen Antipathie gegen ein seit Jahrhunderten es so nahe berührendes und mit ihm auch sprachlich nahe genug verwandtes Volk Raum geben könnte. In diesem Augenblicke der Aufregung, in welchem, wie wir leider wissen, mit dem Aufgeben des holsteinischen Kampfes durch der Sache ganz heterogene, politische Combinationen Deutschland seine nationale Sache verloren geben zu müssen auf dem Punkte steht, in einem solchen Augenblicke dürfen wir freilich nicht erwarten für eine unparteiische Stimme offenes, viel weniger geneigtes Ohr zu finden; wir verzichten deshalb jetzt und namentlich an diesem Orte die berührte Streitfrage weiter auszuführen, werden aber auf einem andern Blatte das Versäumte nachholen.

Ehe wir jedoch zu unsern statistischen Mittheilungen selbst übergehen, ist es vielleicht nicht uninteressant für

unsere Leser einen Blick auf das gegenseitige Verhältniß der drei skandinavischen Sprachen zu werfen. Man hat neuerdings vielfach die Ansicht aussprechen hören, die dänische Literatur und Sprache sei altersschwach, dann und wann wol auch, sie sei unmündig: sie könne deshalb ihr Heil nur in der Verschmelzung mit der schwedischen Sprache suchen. Diese Anschauungsweise ist jedoch historisch, namentlich sprachhistorisch gleich absurd wie phantastisch. Erst müssen die Reiche und Nationen zu Eins werden, ehe die zwei Schriftsprachen verschmolzen werden können. Die Schweden würden sich wol für die nationale wie sprachliche Vereinigung zuerst erklären, da sie Nichts dabei zu verlieren, sondern nur zu gewinnen haben, obgleich der berühmte Bischof von Weriö gewiß nicht für die Aufnahme dänischen Schmelzes in die Heldensprache seines Vaterlandes wäre, da er in einem seiner charakteristischen Sprachdistichen ausruft:

Nein, mir bist du nicht recht. Zu weich für nordischer Kraft Maß
Hast für des Südens Reiz du doch vom Norden zu viel;

während er von Schwedens Sprache sagt:

Sprache der Helden, des Ruhms! Wie edel und männlich erscheinst du,
Rein wie von Erz ist dein Klang, kühn, wie des Helios, dein Gang.
Weil', o weil' auf den Höh'n, wo der Sturm erhaben nur redet,
Anmuth niederen Thals ist ja für dich nicht gemacht.
Spiegle dein Antlitz im Meer und frisch von den männlichen Zügen
Wasche des Auslands Schmink', ist es vielleicht nicht zu spät.

Die Norweger mit starker Nationalität und großem Nationalstolz wollen gleichfalls Nichts davon hören. Sie wollen ihre dänische Sprache, die sie „norsk" nennen, durch Vermischung mit zum Theil sehr barbarischen Dialektworten aus der norwegischen Volks- und Bauernsprache vor einer Verschmelzung mit der schwedischen, vielleicht sogar vor einem Aufgehen im Dänischen bewahren. Wichtig ist die Stimme Molbech's, des gelehrtesten Literatur- und Sprachforschers Dänemarks, in dieser Frage, und es möchte nicht unpassend sein die Ansicht desselben aus der nicht in den Handel gekommenen Schrift: „Det danske Sprogs historiske Udvikling", hier anzuführen. Er sagt:

Was will es heißen, wenn wir von der Zukunft träumen die die Sprache, unsers Volkes heiliges Eigenthum, die letzte Schutzwehr seiner Selbständigkeit zu reicherer Kraft und höherm Adel fortbilden soll? Das Urtheil ist über ihre Existenz gefällt: „Die dänische Sprache schreitet ihrem Untergange, ihrer Auflösung entgegen." Ihre Grenzen werden enger schon seit der Unionszeit im Norden; damals stellte man die Verordnungen in Stockholm dänisch aus; nun ist sie von Schoonen vertrieben, und die schwedische Sprache hat sich bis zum Öresund ausgebreitet, das war ein Wendepunkt. Aber auch aus Norwegen ist sie verbannt. „Norwegens Trennung von Dänemark mußte nothwendig die Entwickelung einer eigenthümlichen norwegischen Sprache im Gefolge haben; und es zeigt sich Dies auch bereits nach so kurzer Zeit." Aber wenn dieser Fall auch noch nicht eingetreten wäre, so müßte es doch geschehen. Ehe noch ein halbes Jahrhundert verflossen, wird die Erfahrung Dies beweisen; die norwegische Schriftsprache wird sich aus norwegischen Elementen entwickeln, und sich damit von Dem trennen was wir jetzt dänisch nennen. Die Absicht ist jedoch nicht, damit irgend einen Tadel über diese Wendung auszusprechen; es hilft Nichts natürliche Erscheinungen zu tadeln; Niemand kann es einem Volke verdenken daß es seine Sprache liebt und sie nach seiner Eigenthümlichkeit auszubilden sucht. Im Gegentheil, diese Entwickelung ist gerade zum Nutzen des Ganzen. Die norwegische Sprache, die beinahe über 400 Jahre verstummt gewesen, muß nun wieder zu Worte kommen; ihre herrlichen Elemente zu einem nordischen Idiome müssen ans Licht treten und versuchen wieweit sie sich geltendmachen können.

Aber, fährt Molbech fort, wenn sie Dies auch können und ungeachtet die norwegische Sprache sich von der dänischen trennen wird, worüber diese eine freie und offene Erklärung abgegeben (?), so muß doch noch nicht gerade eine eigene norwegische Sprache sich bilden; es wird Dies nur zur Entwickelung einer allgemeinen nordischen Schriftsprache beitragen, welche des Nordens allgemeines Ziel ist und bleiben muß. Nichtsdestoweniger hat Norwegen doch bereits eine eigene, junge Literatur, die der schwedischen gegenüber steht und vielleicht sogar herausfodernd auf sie herabsieht. Aber mit der Zeit werden sie natürlicherweise vereinigt, wie das Spanische, das Catalonische und Castilianische in sich verschmolz, und die Sprachen (?) im Norden und Süden der Loire im Französischen aufgingen. Warum sagten die „Fortällinger om Isländernes Färd, udg. af Nord. Oldskriftselskab IV.", denen diese Behauptungen entnommen sind, nicht auch prophetisch: „wie Spanisch und Portugiesisch in einer dritten, einer Neutralsprache zusammenschmelzen werden?" Das könnte doch eine Art von Beweis abgeben und böte einige Analogie, wenn eine Prophezeiung dieser Art bindende Kraft für zwei Nationen hätte. Die obenangeführten Beweise aus den Verhältnissen des Mittelalters gelten im 19. Jahrhundert im Norden so wenig als das römische Recht. Diese Trennung der norwegischen Sprache von der dänischen soll der zweite Wendepunkt gegen den Untergang der letztern sein. Der dritte ist daß die Sprachgrenze aufgegeben ist; das Land liegt offen; wo die Grenze (zwischen Deutsch und Dänisch) sein wird, kann Niemand sagen; aber die deutsche Sprache rückt aufwärts. Die dänische Sprache, sich selbst überlassen, kann sich in Jütland nicht halten, wenn sie eines Continents mächtige Sprache vorsichhat. Im Kampfe mit dieser, deren Winken sie bereits lauscht, muß sie untergehen.

Wahrhaftig, für den Dänen eine düstere, schlimme Prophezeiung; allein diese Vola ist mehr poetisch als historisch. Schon die älteste europäische Literatur, welche eine Sprache hatte die noch als Muster vor uns steht, widerspricht dieser Aufstellung. Die griechische Sprache hatte an Kleinasiens Küste einen ungeheuern Continent, die persische Monarchie und des Orients Sprachmacht vor sich, und sie ging doch nicht unter; ja gerade von dieser Küste und ihren kleinen griechischen Pflanzstätten ging das unsterbliche Homerische Nationalepos aus, und die ionische Sprache wurde die in welcher die Musen Herodot seine herrliche Geschichte schreiben lehrten. Ueberdies lebt eine Sprache nicht vom Worte allein; noch

weniger hängt ihr Leben vom Gebrauche gewisser Buchstabenzeichen ab, oder beruht auf der durch Machtspruch und Kleinigkeitsgeist hervorgerufenen Schreibart. Nicht die Buchstaben allein sind es die eine Schriftsprache ausmachen: nicht ein willkürliches Gesetz ruft die Schreibart hervor; die Sprache lebt nicht in den Sarkophagen der begrabenen Vorzeit, sondern in der jungen und jugendfrischen Rede und Schrift. Unsere Sprache hat ein solches Leben nur in den sich ablösenden Geschlechtern, nicht in den Mumien und Reliquien der verstorbenen wird sich die Sprache wiedergebären. Kann man die dänische Literatur ausstreichen, kann man ihre Kunstwerke vernichten, kann man die Classiker der dänischen Prosa begraben, kann man das dänische Idiom in seiner lebendigen Aeußerung und seinen Fortschritt in Sprachfülle und Veredlung hemmen, dann mag man sagen: diese Sprache muß untergehen! Damit hat man aber auch zugleich das Todesurtheil über Dänemarks Volk und Reich verkündigt. Doch man weiß daß die griechische Sprache nicht allein der Macht des Orients und Persiens widerstand, die sich Griechenland unterwerfen mußten, sondern sogar dem Ueberwinder von Griechenland, dem römischen Kolosse, einer furchtbarern Macht als das Deutschthum das unser Todfeind sein soll. Was ist dieses gefährliche Deutschthum aber Anderes als ein großer und reicher Nachbarfluß, aus dem wir geschöpft, ein mal vielleicht allzu reichlich geschöpft haben, ohne daß er uns hätte überschwemmen oder wegspülen können?

Das tiefere Eindringen des Germanismus in unsern gegenwärtigen Sprachgebrauch ist bei sorgfältigen, sprachgebildeten Schriftstellern gar nicht möglich. Das beste und kräftigste Mittel gegen Verdeutschlung ist nicht das isländische Sprachstudium, sondern eine erweiterte und ernstliche Forschung im romanischen Sprachgebiete und dem so naheliegenden englischen Sprachschatze, um durch den letzten an Fülle und Größe des Stoffs und durch die spanische und italienische Sprache an Bildsamkeit zu gewinnen. Im Uebrigen ist trotz alles Deutschthums die dänische Sprache und der dänische Sprachorganismus überhaupt, seit unsere Muttersprache eine Schriftbildung kennt, ebenso wenig durch das Deutsche als durch irgend einer andern Sprache Einfluß verändert worden. Die Germanismen in der neuern dänischen Sprache sind mehr stilistisch oder bestehen in deutschen Sprachwendungen, Sprachweisen, übersetzten Worten, welche man sich ohne Weiteres zu benutzen erlaubt. Bei dem Studium der romanischen Sprachen wäre gerade der fremde Sprachorganismus minder gefährlich, der reichere Schatz befruchtender und zuträglicher.

Man hat neuerdings als das einzige Mittel die Sprache vor dem gewissen Tode zu retten ein heroisches, radicales Mittel angegeben, die Auflösung der Sprache. Was ist denn aber das Zerfallen unserer Sprache, unserer gegenwärtigen Nationalliteratur? Haben beide schon ihre alexandrinische, ihre byzantinische Periode erreicht? Ist Mark und Blut verzehrt, ist Geist und Lebenskraft in einem lebenden Idiome erstorben, mitten in der Entwickelung einer Sprache die noch vor einem halben Jahrhundert auf dem Uebergange von der Jugend in das erste Mannesalter stand? Was bedeutet die hohe Achtung die man für den dänischen Anders Vedel und Thomas Kingo, für Ludwig Holberg und Adam Oehlenschläger zur Schau trägt? Was bedeutet es daß Holberg noch nach 130 Jahren lebendig, originell und sprachverwandt mit uns geht und steht? Daß Sneedorf's, Schytte's, Bastholm's, Rahbek's, Baggesen's, Mynster's, Heiberg's und Mehrer Namen bereits in einem Zeitraum von zwei Generationen eine classische oder wenigstens gewichtige und dauernde Bedeutung gewonnen haben durch Schriften die eine neuere dänische Prosa begründeten und bildeten? Was bedeutet es daß diese Dichtersprache Jahr für Jahr an Fülle und Stärke durch einen neuen Zwillingsstamm gewinnt, welcher in üppigem Wachsthum, unter neuen historischen Verhältnissen in Norwegens Literatur emporschießt? Ist die poetische Lebenskraft schon nach einem Menschenalter erstorben, oder seit der Zeit da Oehlenschläger den alten Stoff aufnahm, den er durch seinen Geist zu beleben und zu verjüngen wußte, bereits vertrocknet? Ist Das ein Symptom der Lebensgefahr oder des bevorstehenden Untergangs durch das Deutschthum daß man gerade in den letzten Jahren die dänische Sprache in England und Deutschland zu studiren begann, daß dänische Dichterwerke in das Englische und Französische übersetzt wurden, daß man an einer deutschen Universität Vorlesungen über Holberg'sche Sprachwerke hält, und daß einer der vorzüglichsten Literaturkenner die Holberg'sche Komödie in ihr wahres Verhältniß zur Dramatik des 18. Jahrhunderts setzt? Oder, was noch wichtiger ist und mehr sagen will, ist Das ein Zeichen des Untergangs für unsere Sprache daß unsere genialen Dichter endlich verschmähen in und für eine andere Literatur neben der eigenen zu schreiben? Endlich was bedeutet es daß in unserer Zeit das dänische Idiom seine Stellung im Staate und öffentlichen Leben wiedergewonnen? Daß es wie vor 200 Jahren am dänischen Hofe das herrschende ist, dem Sprachunterricht der Jugend zugrundegelegt wird, und mit unter den ersten Prüfungsfächern bei der Aufnahme unter die Zahl der akademischen Bürger steht?

Wir möchten zu all diesen Fragen noch eine fügen: Hat nicht auch Das Werth und Bedeutung für die selbständige Lebenskraft und Dauer der dänischen Sprache daß sie sich in einer kurzen Reihe von Jahren mit einer Raschheit und Sicherheit die den Fremden erstaunen macht, zur Sphäre politischer Verhandlungen, zum Ständesaal und der öffentlichen Tribune einen Weg gebahnt, der zwar nicht immer der richtige ist, aber doch immerhin eine merkwürdige Bildungskraft und Entwickelungsfähigkeit offenbart?

Jede phantastische Uebertreibung, wie die vom nothwendigen Untergang der dänischen Sprache, trägt ihre Widerlegung in sich selbst. Auch kann hier nicht die Rede davon sein eine solche Behauptung als verletzend und kränkend für die Nation zu charakterisiren in deren

eigener Sprache sie ausgesprochen wird; denn die Schriftsteller welche sich selbst einer Sprachform bedienen die sie als entartet, verdorben, halb verdeutscht schildern, die Schriftsteller welche selbst einer Literatur angehören die in ihren Augen so erbärmlich, so tief erniedrigt ist, gehören auch zu jenem Geschlechte „das sich an dem reichen Strome genügen ließ". Sie haben Theil an der Cultur dieser Nation genommen; sie schreiben in ihrer Sprache; sie haben es noch nicht dahin gebracht entweder der isländischen oder schwedischen, oder einer neuern skandinavischen, statt der bisher so bitter verhöhnten dänischen sich zu bedienen. Sie schreiben das Dänische zwar bisweilen mit etwas verschiedenen Zeichen, mit einer andern Buchstabenschrift; es ist Dies aber für den Einzelnen eine unschuldige Benutzung der Schreibfreiheit, von der jedes Land von Zeit zu Zeit seine Beispiele hat.

Diese dänische Schriftsprache, die Sprache welche gebildet in Wort und Schrift dem dänischen Volk in der Mitte des 19. Jahrhunderts angehört, welche Norwegens Redner und Schriftsteller so rein und echt gebrauchen und bilden als Geschmack und kritischer Takt es bei einem Volke mitsichbringt das weder sein gebildetes Idiom, noch seine Literatur von der dänischen getrennt hat, diese Sprache soll, um der drohenden Auflösung zu entgehen, sich selbst in seinem organischen Wesen auflösen; um später Form und Stoff zu einer neuen allgemein nordischen oder skandinavischen Neutralsprache zu entlehnen, soll sie als dänische Sprache untergehen. Das Mittel hierzu soll bilden: soviel als möglich von den eigenthümlichen dänischen grammatischen Formen aufzugeben die uns von der schwedischen Sprache trennen. Daraus soll eine reine Gemeinsprache entstehen, an welcher Norwegen, wenn es mag, theilnehmen kann; und eine neue nordische Literatur, von Oehlenschläger an gerechnet, soll erstehen und gelten „bis ein neuer Oehlenschläger auftritt".

Was nun das Letzte betrifft, so fällt es von selbst in die Augen wie sehr es gegen unser Sprachwesen und unsere Sprachgeschichte stritte den Meister und Nestor unserer gegenwärtigen Poesie zum Stifter der gegenwärtigen dänischen Schriftsprache zu machen. Es ist zugleich abgemacht oder vorausgesetzt, als keines Beweises bedürfend, daß, solange es eine lebende dänische Literatur gibt, diese auch ihre Sprache als ihr Organ, in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit, gebaut auf den dänischen Sprachgebrauch, haben und behalten muß. Solange es ein dänisches Volk und ein dänisches Reich gibt und geben wird, solange muß auch die dänische Sprache ihre Geltung behalten. Schmelzen einmal die drei Völkerschaften des Nordens in eins zusammen, dann braucht es keinen Vorschlag mehr zu einer durch Kunst und gegenseitige Concessionen zu bildenden Mittelsprache und einer nur in der Einbildung möglichen neutralen Schriftsprache die weder dänisch noch schwedisch wäre. Beide Sprachen wie sie jetzt sind und die Sprachbildung sie geformt hat, müssen in allen ihren feinen nationalen Eigenthümlichkeiten, ihren leichten Schattirungen, wie in ihren entschiedenen und hergebrachten Verschiedenheiten, jede für sich bestehen, solange die dänische und schwedische Nation als zwei Volkseinheiten existiren. Eine neue Schriftsprache, eine veredelte und stehende Sprachform bildet sich nicht in unserer Zeit aus mehren, wie sich jede einzelne in einer rohern Zeit aus mehren Dialekten gebildet hat. Ueberdies sind Dänisch und Schwedisch ebenso wenig Dialekte als Spanisch und Portugiesisch; es sind zwei Sprachen mit zwei entwickelten Literaturen. Eine neue gemeinschaftliche Schriftsprache mit zwei Sprechsprachen und einer doppelten Literatur ist dagegen eine Fiction die nur einer ausschweifenden Phantasie, aber nicht der Sprachwissenschaft und der Sprachhistorie angehören kann. Auch müssen wir gegen die oft aufgewärmte Appellation an Sneedorf Protest einlegen. Seine im Jahre 1761 hingeworfene Meinung: daß es wünschenswerth und nützlich wäre, wenn die dänische und schwedische Sprache sich vereinigten, kam von einem Manne der zwar ein geistvoller, denkender und aufgeklärter praktischer Philosoph war, und Geschmacksbildung wie Sprachkunst, aber keine Sprachgelehrsamkeit besaß. Sich auf seine Autorität als auf die eines Sprachkenners und Sprachreformators zu berufen, heißt den Beweis gegen sich selbst führen. Sneedorf war es so wenig um das nordische Sprachelement zu thun daß er die skandinavische Verschmelzung nur als einen Nothbehelf betrachtete, „da man in Dänemark nicht mehr dazu gelangen könne hochdeutsch zu sprechen".

Wenn das dänische Volk aufhört eine eigene Nation zu sein, so hört eben damit auch die eigene Sprache, die selbständige dänische Literatur auf. Aber solange wollen wir uns mit aller Macht gegen Deutschthum und Islandicismus wehren, nicht gegen beider Geist, oder gegen ihren edeln Sprachkern und Sprachschatz wo er uns zugutekommen kann, oder wo er Das was uns eigen ist zu bilden und zu veredeln vermag, sondern wir wehren uns gegen den Sprachzwang der unsere dänische Literatur abschließen und veraltet machen will. Ebenso wenig mögen wir uns dazu verstehen das Schwedische zu danisiren oder unsere eigene Sprache zu schwedisiren. Wenn wir es auch wollten, wir könnten es nicht. Die schwedische Sprache hat ihre selbständige Literatur in Poesie und Prosa, ihre eigene grammatische und stilistische Entwickelung, ihre eigene Gesetzgebung der Sprache und Schätzung der classischen Reinheit und Eleganz bei ältern und neuern vorzüglich geachteten Schriftstellern. Wie sollten wir nun zu der Einbildung kommen daß ein Volk das an Zahl das dänische und norwegische Volk zusammen übertrifft, sich seiner Eigenthümlichkeit und Nationalität in Sprache und Literatur entschlagen, mit andern Worten, beide verderben und aufheben werde, weil die historischen Bedingungen der Sprache und des Landes eine Aehnlichkeit zwischen der dänischen und schwedischen Sprache herbeigeführt haben, in deren feinern Verschiedenheiten gerade das geistige Gepräge der Nationen und beider Literaturen sich ausspricht? Ein geistreicher Sprachkenner ist derselben Ansicht, und wir fassen unsere Gedanken in seinen Worten zusammen: Wir

dürfen uns nicht mit einer leeren Hoffnung täuschen, auf diesem Wege zu einer gemeinschaftlichen nordischen Sprache zu kommen; denn haben die Dialekte sich einmal in dem Grade nebeneinander entwickelt, so werden sie auch erst dann zusammenschmelzen, wenn ein gewaltsamer Druck von außen die Volksstämme zwingt sich recht innig aneinander anzuschließen, oder wenn die Stämme Einer Herrschaft unterworfen, ihre Selbständigkeit verlieren und sich der am meisten entwickelte Dialekt geltendmacht. Zu dieser Sprachentwickelung wird das dänische Volk streben solange es sich selbst und seiner Freiheit bewußt ist, und solange es die Kraft hat diese zu vertheidigen.

Nach diesen linguistischen Erörterungen, welche jedem der beiden skandinavischen Völkerstämme seine eigene Sprache und Literatur vindicirt haben, werfen wir einen Blick auf die jüngste Periode der beiden Literaturen. Die Statistik des dänischen und schwedischen Bücherwesens liefert das glänzendste Zeugniß für die außerordentliche Fruchtbarkeit der Länder an geistigen Producten, den energischen Fleiß seiner Schriftsteller und die Ausdauer ihrer Verleger. Das kleine Dänemark mit seiner Million Einwohner schreibt und verlegt in einem Jahre 500 Schriften; es mag wenig dünken, wenn wir die massenhafte Production in Deutschland damit vergleichen: aber die Verhältnisse des deutschen Bücherwesens sind völlig verschieden von denen in Dänemark. Die deutsche Sprache ist über die ganze Welt verbreitet, die dänische Sprache beschränkt sich auf 1000 Quadratmeilen. Dänische Bücher wandern nur in wenig Exemplaren über die Eider oder das Meer, während deutsche Bücher überallhin verschickt werden können. Die Kraft der Schriftstellerei ist auf wenig Persönlichkeiten concentrirt, und für ein so kleines Publicum zu drucken dazu bedarf es eines Unternehmungsgeistes, eines Muthes den wir in Deutschland nur bei wenigen Buchhändlern ausnahmsweise finden würden, wenn unsere Verhältnisse denen von Dänemark glichen. Ueberdies ist in Dänemark die Kenntniß der deutschen, französischen und englischen Sprache unter dem gebildeten, bücherlesenden Publicum so sehr verbreitet daß die Literatur dieser Sprachen Gemeingut für die Dänen geworden. Dadurch zersplittert sich das Interesse; die Lecture ist nicht mehr ausschließlich eine nationale, vielmehr eine kosmopolitische, während in Deutschland zwar die Kenntniß wenigstens der französischen Sprache ziemlich verbreitet ist, durch die großen Uebersetzungsinstitute aber die Lecture im Originale verhältnißmäßig sehr dürftig werden mußte. Die deutsche Sprache ist dem Dänen eine mit der seinigen so nahe verwandte daß er sie nach kurzer Uebung mit Leichtigkeit liest; Holstein bietet überdies einen so natürlichen Vermittelungsweg für die Bücherwanderung nach Dänemark daß die deutsche Literatur auf dem Inselllande sich völlig heimisch fühlt. Unser Verhältniß zu den fremden Literaturen, selbst zu denen germanischen Stammes, ist noch durchaus kein so flüssiges daß wir unsere eigene Literatur durch die Einfuhr fremder Waare und die Lecture solcher von Seiten des Publicums alterirt zu sehen befürchten dürften. Die Uebersetzungen welche allerwärts und in solcher Masse erscheinen haben den Kauf des Originalwerks völlig aufgehoben, und es würde dem Gebildeten, selbst wenn es ihm größern Genuß bereitete, luxuriös dünken das Original statt der so unendlich billigen Uebersetzung zu kaufen. In Dänemark haben sich die Verhältnisse jedoch durchaus anders gestaltet. Während wir uns mit der deutschen Literatur und ihrem Reichthum genügen lassen können, muß der Däne den größten Theil seiner literarischen Bedürfnisse sich aus dem Auslande verschreiben; sein Blick ist somit schon auf die größern Kreise der Literatur gerichtet; die Uebersetzung führt ihm nur dürftig das Material der fremden Bildung zu, er muß also das Original selbst zu bekommen suchen: dadurch ist abermals sein Auge von der Heimat abgewendet. Ueberdies hat der Däne, wie wir im Eingange dieses Aufsatzes sagten, zu große Neigung sich an Fremde anzuschließen, er fühlt sich namentlich mit Deutschland durch seine Culturentwickelung allzu lange verwandt als daß er sich so ausschließlich wie andere Nationen auf die eigene Literatur beschränken, nur aus ihr seine geistige Nahrung schöpfen möchte. Ist dadurch der Buchhandel zunächst, in zweiter Linie aber auch die Literatur in ihrer Ausbreitung und freien Bewegung gehemmt, so sind es beide noch weit mehr durch den beschränkten Leserkreis in Dänemark, den der berühmte Oehlenschläger jedoch zu niedrig taxirte wenn er einem reisenden französischen Gelehrten gegenüber behauptete: „Le malheur de ce pays, c'est d'écrir pour deux cents personnes et on doit s'étonner plustot d'en trouver, que de les voir peu nombreux." Wenn Oehlenschläger auch ungerecht gegen sein Vaterland durch diesen Satz wird, das seinen Ruhm durch den Mund von mehr als 200 Männern verkündete, so liegt doch ein Beweis darin für unsere Behauptung: daß eine große Selbstverleugnung und Selbstgenügsamkeit der Schriftsteller und eine enorme Ausdauer der Verleger dazu gehört um dem kleinen Publicum seine Studien und Phantasien, mit dem kleinen Ruhme sich genügen lassend, zu Genusse zu geben und solche Summen mit so geringer Chance des Gewinnes auszuwerfen. In Schweden bieten sich beinahe dieselben Verhältnisse; doch ist hier bei größerer Volkszahl mehr Beschränkung auf die nationale Literatur, die Uebersetzungsthätigkeit eine lebhaftere, und die buchhändlerische Vermittlung mit andern Ländern eine ziemlich schwache.

Lassen wir hier zuvörderst die Statistik sprechen. Im Jahre 1848 haben in Dänemark — unter welchem wir hier zunächst immer nur das eigentliche Dänemark ohne Holstein verstehen — 40 Verleger 515 Schriften verlegt. Die Verleger vertheilen sich auf die einzelnen Städte folgendermaßen: Kopenhagen zählte 38, Odense 4, Aalborg 2, Roeskilde 1 Verlagsbuchhändler. Die einzelnen Verleger rangiren nach der Zahl der bei ihnen erschienenen Schriften in folgender Ordnung: Reitzel in Kopenhagen 115, Eibe 60, Höst 47, Gyldendal 42, Jordan 35, Schubothe 29, Steen 28, Milo in Odense 17,

Bing 14, Philipsen 15, Lund 13, Iversen 12, Rée in Aalborg 12, Hempel in Odense, Wahl 6, Schulz in Aalborg 6, Schielrup 5, Deichmann 5, Tharup und Quist 4, Jäger und Trier in Kopenhagen 3, Karup in Odense 3, Hansen in Roeskilde 3, Verlagsverein, Ditlefsen, Larsen, Berggreen, Stink 2, Müller, Rasch, Thiersen, Flinch, Hornemann, Flamand, Bakke, Möller, Ursin, Klein 1.

Im Jahre 1849 erschienen in Dänemark bei 42 Verlegern 330 Schriften, somit 185 weniger als im vorhergehenden Jahre. Die Zahl der Verleger blieb dieselbe, doch sind es nicht dieselben Handlungen. Kopenhagen erscheint mit 24 Verlegern, Odense mit 4, Aalborg mit 3, Aarhuus mit 2, Rudkjöbing mit 1, ebenso Helsingör, Kolding und Fridericia je mit 1. Die Verleger sind jedoch nach der Zahl der bei ihnen erschienenen Schriften in folgender Ordnung aufzuführen: Reitzel mit 52, Höst 35, Eibe 29, Steen 27, Gyldendal 26, Schubothe 19, Philipsen 15, Iversen 12, Milo in Odense 10, Lund 8, Bing 8, Thaarup 7, Deichmann 7, Wahl 5, Bröchner 4, Trier 3, Verlag einzelner Gesellschaften 3, Hempel in Odense 3, Rée in Aalborg 3, Schulz in Aalborg 3, Möller 2, Verlag des Verfassers 2, Riemenschneider in Fridericia 2, Bakke, Flinch, Jörgensen, Goldenfeldt, Löser, Schielrup, Falk, Wissing, Schulz, Meyer, Karup in Odense, Cohen in Odense, Recker in Aalborg, Salling in Kolding, Gislason, Levin in Aarhuus, Wagner in Helsingör 1. Das bedeutende Zurückgehen und der verminderte Unternehmungsgeist des Buchhandels hat unbedingt seinen Grund in dem Kriege zwischen Dänemark und Holstein; ganz abgesehen davon daß ein nicht unbedeutender Abzugskanal für den dänischen Buchhandel in Holstein und Schleswig abgeschnitten wurde, konnte man im Lande selbst bei den gedrückten Verhältnissen nicht mehr mit solcher Sicherheit wie früher auf die Rentabilität der Unternehmungen zählen. In Deutschland übte die Revolution einen so ungeheuern Einfluß auf den Bücherhandel aus daß die Literatur, mit Ausnahme der Journalistik und Broschüren, plötzlich ganz versiegen zu wollen schien. In Dänemark schrumpfte die Literatur im zweiten Jahre des Kriegs zu zwei Dritteln der Erzeugnisse zusammen. Während Reitzel, der unternehmendste Buchhändler des dänischen Staats, im Jahre 1848 mit 115 Werken erscheint, eine Zahl in der ihn im gleichen Jahre kein deutscher Buchhändler, somit wol auch kein Buchhändler der Welt übertrifft, steht er in der Bibliographie vom Jahre 1849 nur mit 52 Verlagswerken, das ist 63 Schriften weniger als im vorangegangenen Jahre; ebenso Eibe, der 1848 60 Schriften verlegte, 1849 dagegen nur 29 auf den Büchermarkt brachte.

Daß in einem Staate wo der Verleger so wenige sind, nicht wie in Deutschland die Buchhändler sich diesen und jenen Zweigen der Literatur ausschließlich zu widmen im Stande sind, versteht sich gewissermaßen von selbst. Es ist denn auch nach dieser Seite eine Statistik ohne besonderes Interesse, da sie keine scharf gesonderten Resultate liefert. Die bedeutendsten Buchhandlungen Kopenhagens Reitzel, Höst, Eibe, Gyldendal, Schubothe verlegen Schriften aus den heterogensten Fächern, und es möchte nur Jordan eine Ausnahme bilden, der beinahe ausschließlich den belletristischen Verlag cultivirt und im Uebersetzungsbetrieb mit dem grimmaischen Verlagscomptoir und Franckh in Stuttgart rivalisirt.

Bei dem kleinen Absatz der dänischen Schriften ist es nicht möglich daß das einzelne Buch viele Auflagen erlebt, und daraus erklärt sich die geringe Anzahl derjenigen Bücher welchen die Ehre eines oftmaligen Wiederdrucks zutheilgeworden. Unter diesen nehmen natürlich die Lehrbücher die Hauptstelle ein, namentlich die Grammatik; doch ist auch der Wiederauflegung dieser ein Hinderniß im Wege durch die Masse der vorhandenen grammatikalischen Lehrbücher, von welchen Molbech sagt: „Eine solche Legion von Grammatikschreibern wie sie Deutschland im 19. Jahrhundert besitzt, sucht man vergebens in England, Frankreich oder Italien, nur Dänemark (in zweiter Linie auch Norwegen) hat für jede öffentliche und Privatschule seine eigene Grammatik." Im Jahre 1848 erlebten 8 Schriften eine zweite Auflage, 1 die vierte, 1 die siebente Auflage, diese letztere ist eine Volksschrift von nur 19 Seiten, „Bonden i Tivoli, af P. N. Jörgensen", unsern Glasbrenner'schen Scherzen ähnlich. Im Jahre 1849 erlebten 3 Schriften die zweite, 4 die dritte, 1 die vierte, 2 die fünfte, 1 die sechste und 1 die achte Auflage: „Mangor's födt Bang", ein Kochbuch für kleine Haushaltungen.

Von den 515 Schriften welche im Jahre 1848 in Dänemark erschienen gehören 498 der dänischen Sprache, 16 der deutschen und 1 der französischen an. Im Jahre 1849 erschienen jedoch nur 3 deutsche und zwei französische Schriften in Dänemark. Von den 16 deutschen Schriften des Jahres 1848 besprechen 14 die staatsrechtliche Frage Schleswig-Holsteins: zum Theil sind diese deutschen Schriften in Kopenhagen besorgte Uebersetzungen dänischer Broschüren, welche in Deutschland verbreitet werden und im dänischen Interesse wirken sollten, z. B. Allen, „Die Sprachen in Schleswig", „Sprog og Folk i Slesvig"; „Antischleswig-Holsteinische Fragmente, auf Verfügung des akademischen Senats zu Kopenhagen herausgegeben von A. F. Krieger" — „Antislesvigholstenske Fragmenter". So war früher „Molbech's Herzogthum Schleswig" in Dänemark von Schorn sogleich bei Reitzel auch in deutscher Uebersetzung erschienen, da man befürchten mußte daß in Deutschland sich schwer ein dänischgesinnter oder unparteiischer Uebersetzer und Verleger finden werde, daß somit die Schrift für Deutschland ganz umsonst geschrieben sei, da die dänische Sprache bei uns so wenig oder beinahe gar nicht gekannt ist. Die drei andern nicht staatsrechtlichen deutschen Schriften sind: Johannsen, „Der König ist todt", zwei Predigten; Bresemann, „Deutsche Grammatik", und C. Hinrichsen, „Die Germanisten und die Wege der Geschichte" (Kopenhagen). Auch die deutschen Schriften des Jahres 1849 betreffen den Krieg und die staatsrechtliche Frage Holsteins und Schleswigs.

Ehe wir zur originalen Literatur Dänemarks übergehen, haben wir endlich noch der Uebersetzungen aus fremden Sprachen in die dänische zu gedenken. Das Jahr 1848 brachte 74 Uebersetzungen, von denen die meisten der französischen Literatur angehören, nämlich 24; 12 Schriften sind aus dem Deutschen, 18 aus dem Englischen, 6 aus dem Schwedischen, 1 aus dem Holländischen übertragen. Der französischen Literatur sind namentlich belletristische Schriften von Dumas (der besonders beliebt scheint), Scribe, Féval, Sue, Soulié, Mallefille, doch auch historische Schriften von Thiers, Lamartine, Vaulabelle entnommen. Aus dem Englischen wurden ausschließlich schönwissenschaftliche Werke übersetzt: Cooper, Trollope, Fullerton, Bulwer, James, Lever, Shakspeare. Letzterer erscheint in Lieferungen bei Schubothe unter dem Titel: W. Shakspeare, „Dramatiske Värker, overs. af P. Foersom og P. F. Wulff. Udg. og gjennemseete af O. Höyer." Aus dem Schwedischen werden Schriften der Carlén, von Onkel Adam und Crusenstolpe übersetzt; aus dem Holländischen „Der Schafhirt von Hage". Die bedeutendsten der aus dem Deutschen übersetzten Schriften sind Guerike, „Einleitung ins Neue Testament"; Kohl, „Reise nach Dänemark"; Dieffenbach, „Operative Chirurgie"; Humboldt, „Kosmos"; Hanke, „Die Tochter des Pietisten".

Auch im Jahre 1849 wurden die meisten übersetzten Schriften dem Französischen entnommen, nämlich 20 Werke: Romane von Dumas, Sand, Kock, Féval, historische Schriften von Lamartine, Bugeaud, politische Broschüren von Thiers, Guizot, dramatische Arbeiten von Scribe und Molière. Aus dem Englischen wurden ausschließlich Romane übersetzt, 8 an der Zahl, von James, Bulwer, Dickens, Lever und die Fortsetzung von Shakspeare's Werken. Aus dem Schwedischen brachte der Büchermarkt Crusenstolpe's „Haus Tessin"; Carlén, „Launenvolles Weib"; Bremer, „Sommerreise und das Leben im Norden"; Nicander's „Haslithal". Deutschland ist schlecht vertreten: es erscheint nur mit 2 Schriften „Lisco's Parabeln Jesu" und Dieffenbach's „Chirurgie". Der Blick hat sich von Deutschland abgewandt; auch mag nicht wenig die Unterbrechung beigetragen haben welche dadurch entstand daß die dänischen Buchhandlungen auf den deutschen Messen nicht mehr erschienen und die Zahlungen von dort her ausblieben. Aus der geringen Anzahl von Schriften welche aus dem Schwedischen und Englischen übersetzt wurden geht klar hervor wie verbreitet die Kenntniß beider Sprachen in Dänemark sein muß, da die Gebildeten, ohne daß ihnen durch die Uebersetzung das Material zugeführt würde, in den Literaturen beider Völker vollkommen heimisch sind.

Die Originalliteratur Dänemarks in den Jahren 1848 und 1849 bewegt sich zunächst hauptsächlich in den Gebieten der Theologie und Ascetik, Geschichte und Belletristik. Das Augenmerk der ganzen Nation ist aber seit mehren Jahren fast ausschließlich der Politik, der Kriegs- und Staatsrechtsfrage der schleswig-holsteinischen Herzogthümer, einer Lebensfrage für den Staat Dänemark, zugewandt, und so muß natürlich auch das Fach der Politik und des Staatsrechts in der dänischen Literatur der letzten Jahre allen voranstehen. Ist diese Literatur, da sie sich mit Tagesfragen beschäftigt, am Ende auch nur eine verschwindende, größtentheils nach kurzer Zeit schon der Maculatur verfallende, so nimmt sie doch in dem Augenblicke in welchem sie auftaucht und herrscht alle literarischen Kräfte in Anspruch, sowol von Seiten der Schriftsteller als von Seiten der Buchhändler. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern wenn gerade die eigentlichen Wissenschaften darunter leiden und die Fächer der gelehrten Doctrinen nur sehr schwach vertreten sind. Kriegerische Zeiten regen am Ende nur das Interesse für die Geschichte, die Kriegswissenschaft und die Politik an; diese sind denn auch in der Bibliographie der beiden letzten Jahre reichlicher vertreten. Von Bedeutung sind daneben nur die Fächer der Sprachwissenschaft, da der Unterricht in den Schulen stets einen großen Bedarf an Material hat; das Fach der Poesie, zum größten Theil diesmal der politischen Tendenzdichtung angehörend, und die Romanliteratur, die wir die Literatur der Frauen nennen möchten, die somit unabhängig von Politik und Krieg bleibt. Die Studien des Friedens, die akademischen Wissenschaften, Künste und Technologie ruhen ganz. Die Zahlen werden am deutlichsten sprechen.

Im Jahre 1848 brachte der dänische Buchhandel nach der Facheintheilung des Hinrichs'schen Katalogs, die wir utiliter acceptiren, folgende Schriften auf den Büchermarkt: Encyklopädie und Sammelwerke 3, Literaturwissenschaft 8, Theologie 24, Ascetik 67, Staats- und Rechtswissenschaft 75, Politik 44, Medicin 7, Naturwissenschaften 2, Chemie 1, Philosophie 1, Pädagogik 5, Jugendschriften 4, Classische und orientalische Philologie 6, moderne Sprachwissenschaft 20, Alterthumskunde 2, Geschichte 27, Biographie 8, Geographie 13, Mathematik und Astronomie 4, Kriegswissenschaften 18, Handel 4, Gewerbe und Arbeit 10, Technologie 2, Eisenbahnen und Schiffahrt 3, Forstwesen 1, Haus- und Landwirthschaft 13, Belletristik 4, Gedichte 40, Dramen 16, Originalromane 16, fremde Romane 23, Musik 2, Kunst 1, Volksschriften 9, vermischte Schriften (Musterbücher, Spiele u. dergl.) 6.

Im Jahre 1849 erschienen auf dem dänischen Büchermarkt in der Literaturwissenschaft 2, Theologie 17, Ascetik 30, Staats- und Rechtswissenschaft 37, Politik 32, Medicin 7, Thierheilkunde 1, Naturwissenschaften 10, Chemie 3, Philosophie 4, Pädagogik 4, Jugendschriften 9, classische Philologie 7, moderne Philologie 16, Alterthumswissenschaft 4, Geschichte 19, Biographie 5, Geographie 11, Mathematik 5, Kriegswissenschaften 19, Handel 3, Gewerbe und Arbeit 5, Baukunde 1, Technologie 1, Eisenbahnen und Schiffahrt 6, Haus- und Landwirthschaft 9, Dichtungen 21, Dramen 27, Originalromane 16, Fremde Romane 23, Musik 4, Kunst 4, Volksschriften 4, Vermischte Schriften 3.

Gehen wir nun auf die einzelnen Fächer der dänischen Bibliographie ein, so tritt uns besonders reich die

Theologie entgegen, weniger in ihrem theoretischen Theile als in ihrem praktischen. Die Dogmatik ist beinahe gar nicht, oder nur sehr ungenügend vertreten; dagegen fehlt es nicht an Bearbeitungen der biblischen und kirchlichen Geschichte, auch hat das theologische Studium in Steenstrup („Det theologiske Studium ved vort Universitet") einen tüchtigen Bearbeiter gefunden, welche Schrift zwei andere von J. M. L. Hjort hervorrief. Weit reicher ist das ascetische Fach, die Pastoraltheologie bedacht, eine Branche in der die Dänen von je Ausgezeichnetes geleistet haben. Aus dem Jahrgange 1848 heben wir besonders die vortrefflichen Predigten des berühmten, in Deutschland aber viel zu wenig gekannten S. Kierkegaard hervor, dem wir das treffliche ästhetisch-romantische Sammelwerk „Enten — eller" und eine scharfsinnige Monographie über den Roman „To Tidsaldre, af Forfatteren til en Hverdagshistorie" verdanken. Nicht minder rühmlicher Erwähnung verdienen die Predigten von H. Martensen (zweite Sammlung, 1848); die erste Sammlung erschien 1847 bereits in einer zweiten Auflage. Die ausgezeichneten Predigten des bekannten kopenhagener Bischofs Mynster erschienen in einer vierten Auflage (2 Bde., Kopenhagen). Der Krieg rief natürlich auch Feldpredigten hervor, von welchen wir als die bedeutendsten nennen: F. Hammerich, „Prädikener i Felten og til Orlogs" (Kopenhagen); „S. Herz, Mindeblade, en Samling af Smaataler, holdte over Krigere" (Odense). Im Jahre 1849 ist die Theologie und Ascetik zusammengeschmolzen. Die erstere ist etwas besser bedacht als die letztere. Unter den dogmatischen Schriften sind bemerkenswerth: „H. Martensen (des oben genannten Predigers), den christelige Dogmatik", welche zwei polemische Schriften zur Folge hatte: P. M. Stilling, „Om den indbildte Forsoning af Tro og Viden med särskilt Hensyn til Martensens Dogmatik", und M. Eirikson, „Speculativ Rettroenhed fremstilled after Martensens Dogmatik og geistlig Retfärdighed" (Kopenhagen), ebenso „Bornemann, Om den protestantiske Theologies Betydning", und endlich die gelehrte Schrift von G. Steen, „Om Synspunctet for Opfattelsen af Philos Gudserkjendelse" (Kopenhagen). Zur Statistik der dänischen Geistlichkeit erschien: F. Barfod, „Danmarks Geistlighed. En personalhistorisk-statistisk Aarbog" (Kopenhagen). Im Pastoralfache sind nennenswerth: C. Jacobsen, „Prädikener" (Aalborg); „Mynster's Prädikener, holdte i 1848" (Kopenhagen), und vor allem die Schriften von S. Kierkegaard: „Sygdommen til Döden. En christelig psychologisk Udvikling til Opbyggelse og Opväkkelse. Af Anti-Climatus." Die Kriegspastoraltheologie ist in „Melbyes Talen over Krigere" (Odense); Rördam, „Prädikener i Krigstiden" (Kopenhagen); „Hammerich, Feltprädikener" (Sönderborg) und Svitzer, „Tale over faldne Krigeres Baare" (Odense), vertreten. Diese Art den gefallenen Krieger zu ehren hat den Dänen manchen muthigen Rekruten gewonnen. Ueberhaupt ist Nichts versäumt worden was den dänischen Krieger zum Muthe entflammen konnte; Predigten, Lieder, Gedenkblätter an große Männer, Volksdramen mußten die Form abgeben in die sich der begeisternde Stoff ergoß. In der Gesetzeskunde begegnen uns im Jahre 1848 nur wenige Schriften: sämmtlich für das Ausland ohne Bedeutung. Dagegen sind in dem Jahre 1849 interessant: „J. N. Höst, Forbrydelser og Forseelser med deres Straffe efter vore Love" („Dänisches Criminal- und Polizeirecht"); von demselben die dritte Auflage des „Dansk Huusret" (Hausrecht) und die juridische Encyklopädie von J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, in Heften, für die kopenhagener Universität.

Von den Schriften über Staatsökonomie, Politik und Communalwesen gehören 72 der schleswig-holsteinischen Frage an, theils wissenschaftliche Behandlungen des Stoffs, theils populaire Darstellungen, Auffoderungen zum Kampf, theils endlich dichterische Expectorationen. Besonders thätig in diesem Genre waren: Dirkinck-Holmfeldt, Grundtvig, Hammerich und Worsaae. Der Thronwechsel rief zwei wichtige polemische Schriften hervor: Professor Claussen und Professor Schouw, „Ved Thronskiftet", eine Verurtheilung des verstorbenen Königs, den C. Molbech vertheidigte in der nach zwei Tagen schon vergriffenen Schrift: „Kong Christian VIII., domfäldt af Clausen. Nogle Ord om Skriftet: Ved Thronskiftet" (Kopenhagen). Im Jahre 1849 begegnen wir nur 13 die schleswig-holsteinische Frage behandelnden Schriften, die hauptsächlich von den Friedenspräliminarien handeln. Die dänische Verfassungsangelegenheit veranlaßte einen lebhaften literarischen Schriftenwechsel; es erschienen hierüber nicht weniger als 25 kleinere und größere Arbeiten. Das allgemeine Staatsrecht behandelten im Jahre 1848: „Bastiat, Falske Sätninger i Staatshuusholdningslären" (2 Bde.). Die sociale Frage, namentlich die Arbeiterfrage, die im Jahre 1848 so lebhaft überall angeregt worden, fand ihre Bearbeitung in 9 Schriften, deren Titel wir anführen, da dieser wichtige Punkt des socialen Lebens das Interesse auch in der jüngsten Zeit noch nicht verloren hat: P. C. Lind, „Et Bidrag til Svar paa det Spörgsmaal: Hvorledes kan Arbeiderklassens Kaar forbedres" (Kopenhagen); C. N. David, „Nogle Bemärkninger om Arbeide og Capital"; C. H. Visby, „Om Midlerne til at forbedre de arbeidende Klassers Kaar"; „Bidrag til Arbeiderspörgsmaalets prinzipmäßige Bedömmelse. Af en Jurist"; C. N. Grove, „Et Ord i Arbeiderspörgsmaalet"; „Fremtidens Folkeopdragelse. Forelöbige Antydninger af en Socialist"; „Om Arbeidet, efter Hegewisch af Christensen". Das Jahr 1849 brachte Nichts in dieser Richtung. Die Medicin ist im Jahre 1848 sehr dürftig bedacht; von allgemeinem Interesse möchte nur die Schrift sein: O. Bang, „Livets Kamp med Döden, eller Sygdoms Ophav og Helbredelse; et poetisk Forsög i Naturpathologien." Wichtig für Aerzte sind: „Det kgl. medizinske Selskabs Skrifter. Ny Räkke. I. Indeholdende de permanente Comiteers Arbeider i 1846—47." Im Jahre 1849 erschienen einige wichtige Arbeiten: D. F. Eschricht, „Tolv Foredrag over udvalgte Aemner af Lären om Livet"; V. S. Jörgensen, „Undersögelse over Forholdet mellem

Stofferne i en Bedes Näringsmidler og Excrementer" (Thierheilkunde); P. A. Schleisner, „Island undersf. fra en videnskabelige Synspunct". Als Comica führen wir an: C. F. Heiberg, „Et Par Bemärkninger om det saakaldte Quaksalveri" (Aalborg), und F. W. Salchow, „Det kjöbenhavnske Barbeerväsen".

Die Literaturgeschichte ist durch Bücher schlecht vertreten; sie hat sich ganz in die Journalistik zurückgezogen. Ein höchst verdienstliches Unternehmen, das dänische Schriftstellerlexikon, naht seiner Vollendung. Dänemark besitzt damit ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriftsteller. Während das „Almindeligt Literaturlexikon for Danmark, Norge og Island af Nyerup og Kraft" (Kopenhagen), die bis zum Jahre 1814 erschienenen Schriften mit dem Lebenslaufe ihres Verfassers nennt, gibt das „Forfatterlexikon for Danmark med Bilande ved J. H. Erslev" ein vollständiges Verzeichniß der bis zum Jahre 1840 erschienenen Schriften und die Biographien ihrer Verfasser. Das ganze Werk wird drei Bände umfassen und etwa 15 Reichsbankthaler kosten. Einen heftigen literarischen Streit rief die Herausgabe der dänischen Kämpeviser hervor; der Streit wurde theilweise in den Journalen, theilweise in besondern Broschüren geführt, unter welch letztern namentlich folgende bemerkenswerth sind: N. M. Petersen, „Om Udgivelsen af Kämpeviserne"; C. Molbech, „Krit. Bemärkninger og Resultater, ang. den Grundtvigske Udg. Materialsamling og Kildesamling af gamle Danske Folkeviser"; S. Grundtvig, „Etatsrad Molbech og Kämpeviserne, et Stridtskrift". Der Sohn des berühmten Grundtvig sollte auf Kosten der Gesellschaft „til den danske Literaturs Fremme" mit einem Aufwande von 9000 Reichsbankthalern die dänischen Volkslieder herausgeben; ein Unternehmen das die Beiträge der 1100 Mitglieder zählenden Gesellschaft während fünf Jahren aufzehren würde. Die Opposition Molbech's hemmte jedoch die Herausgabe, obgleich die Majorität der Gesellschaftsdirection dafür war. Für die Philosophie und Kunst finden wir nur im Jahre 1849 etwas gethan; einen Theil der Psychologie bearbeitete Neergaard in seinen „Forsög til en pragmatisk Fremstilling af Läeren om Menneskets Temperamenter, grundet fornemlig paa Kjendsgjerninger og egne Jagttagelser". Eine höchst interessante und geistvolle Schrift ist die ihren Stoff nach allen Richtungen hin erschöpfende Arbeit von F. C. Sibbern, „Om Forholdet imellem Själ og Legeme, saavel i Almindelighed, som i phrenologisk, pathognomisk, physiognomisk og ethisk Henseende i Särdeleshed" (Kopenhagen). Ueber die auch in Deutschland mit so großem Beifall aufgenommene Schrift des geistreichen dänischen Naturforschers: H. C. Örsted, „Aanden i Naturen", brauche ich kein Wort zu verlieren; sie ist ein herrliches Zeugniß des dänischen Geistes. Im Gebiete der Kunst begegnet uns eine kleine Schrift von A. Bournonville, dem Balletmeister der kopenhagener Bühne, der im Jahre 1847 seine Biographie unter dem Titel: „Mit Theaterliv", erscheinen ließ: „Det kgl. Danske Theater, som det er". Ueber Thorwaldsen's Kunst und Arbeiten gab T. M. Thiele ein sehr verdienstliches Büchlein: „Om den danske Billedhugger Thorvaldsen, tilligemed en historisk ordnet Fortegnelse over de Arbeider, han har udfört." Eine ausführliche Beschreibung des Thorwaldsen-Museums verdanken wir O. Müller, welcher seine Arbeit deutsch und dänisch erscheinen ließ: „Fortegnelse over Malerierne og Tegninger." In der Philologie verdient die erste Stelle das große: „Dansk Ordbog, udg. under Videnskabernes Selskabs Bestyrelse" (Kopenhagen), von welchem der sechste Band erschien, der den Buchstaben S enthält. Die ersten 5 Bände, welche in den Jahren 1793 bis 1829 herauskamen und die Buchstaben A—K umfassen, kosten 16 Reichsbankthaler; der sechste 127½ Bogen starke Band 5 Reichsbankthaler. Ich werde zwar an anderer Stelle die Geschichte des „Dansk Ordbog" mittheilen, doch kann ich mir nicht versagen schon hier Etwas über den neuesten Stand der Arbeit mitzutheilen. Das Lexikon hatte der Revisionscommission so große Mühe verursacht daß man öfter daran dachte das ganze Werk fallen zu lassen. Nach Bischof Müller's Tod war die Wörterbuchscommission ihrer Auflösung nahe. Von den Mitgliedern blieb nur noch Etatsrath Professor Kolderup-Rosenvinge in Activität. Er hatte acht Jahre an der Revision theilgenommen und war vollkommen vertraut mit der unvollkommenen und undankbaren Natur der Arbeit. Eine Vorstellung von seiner Seite, die Arbeit niederzulegen oder aufzugeben, würde sich auf Gründe haben basiren lassen die von entscheidendem Gewicht gewesen wären. Aber er war der entgegengesetzten Meinung, und mehre Andere theilten die Ansicht daß was mehr als ein halbes Jahrhundert von Dänemarks Königen mit Beifall und Unterstützung gefördert worden, ein Werk das zum wenigsten für die Geschichte der Sprache und der dänischen Lexikographie einen Werth behalten muß, und wozu der bedeutendste Theil der darauf verwandten Kosten nicht aus den Fonds der Gesellschaft, sondern aus des Königs Privatkasse geflossen, nicht vor seiner Vollendung aufgegeben werden könne ohne die Gesellschaft einem Tadel auszusetzen der nicht unbegründet sei und mehr das gegenwärtige Geschlecht treffen mußte, welches das Unternehmen aufgab, als den Plan und die Einrichtung des Wörterbuchs, welche vor 70 Jahren entworfen worden waren. Demzufolge beschloß die Gesellschaft daß die Revisionscommission vollständig gemacht werde, und wählte dazu 1834 die Professoren C. Molbech und J. N. Madvig. Als Rosenvinge acht Jahre darauf der Gesellschaft erklärte daß Amtsgeschäfte und andere literarische Arbeiten ihn an der Theilnahme der Ordbogs-Revision hindern, wählte die Gesellschaft den Professor Petersen zum Commissionsmitglied, der Ende des Jahres 1842 zum ersten mal an den wöchentlichen Sitzungen theilnahm. Seit 1828 (nachdem der fünfte Band P, Q, R fertig war) hat die Commission in ihren wöchentlichen Sitzungen ununterbrochen an der Revision des Buchstaben S gearbeitet, welcher endlich jetzt erschienen ist. Schon 1834 und 1835 hat Lector Bredsdorff seine Redaction des Buchstaben

X eingesandt und 550 Reichsbankthaler (nach einer ungefähren Berechnung von 36 Druckbogen) dafür erhalten; bei der vortrefflichen Beschaffenheit des Buchs ist das Erscheinen in nicht zu ferner Zeit zu erwarten, sodaß das Werk in etwa fünf bis sechs Jahren vollendet sein möchte. Ueber den Sprachunterricht schrieb C. Molbech einen Reisebrief an M. Hammerich, in welchem er seine Ansichten „om Skole-Underviisning i Modersmaalet, om dansk Sprogreenhed og et og andet Mere" mittheilt. Auch hat Molbech eine fünfte Auflage seines trefflichen „Dansk Läsebog i Prosa" besorgt. Der thätige linguistische Schriftsteller F. Bresemann, ein geborener Deutscher, der das Dänische jedoch wie seine Muttersprache behandelt, ließ einen Grundriß der deutschen Sprache dänisch und deutsch erscheinen. Ihm verdanken wir den vorzüglichen „Deutsch-dänischen Parleur" (Kopenhagen), ein Buch an dem nur der Titel geschmacklos ist, das aber sonst als Muster für Gesprächbücher dienen könnte. Im Fache der nordischen Mythologie begegnen wir nur zwei Arbeiten, einer kleinern, oberflächlichern von B. Snorason und K. Arentzen, „Nordiske Myther fortalte efter Kilderne" (Kopenhagen), und einer gründlichen, gelehrten und umfassenden Schrift von N. M. Petersen: „Nordisk Mythologie. Forelässninger" (Kopenhagen). Die Kinderschriftenliteratur, welche jetzt beinahe nur in Nachahmungen der in Deutschland mehr als nach Verdienst geschätzten Andersen'schen Märchen besteht, lieferte im Jahre 1848 einige Tintenklekse von Andersen „Nye Eventyr" (Zweite Sammlung); ferner „Nye Eventyr af N. F. Jerichau" (Odense); „Eventyr af Julius" (Aalborg), und eine recht hübsch geschriebene „Sommerferie, Reise over Oerne af E. Mindekjär". Im Jahre 1849 erschien ein sehr praktisches Kinderbuch unter dem Titel: „Viisdomsbog for Börn i Hjemmet og Skolen" (Kopenhagen); von dem talentvollen Lyriker und Novellisten C. Winter „En Morskabsbog for Börn" (Kopenhagen).

Das geschichtliche Fach ist, wie wir im Ueberblicke bereits bemerkten, sehr reich bedacht; namentlich sind die Dänen, ein Zeugniß ihres nationalen Sinnes, wie immer sehr thätig für die vaterländische Historie gewesen. Die Dansk-historiske Forening legt ihre Forschungen in der „Nyt historisk Tidsskrift" nieder, die jetzt durch Molbech Folgehefte erhält in der „Historisk-biographiske Samlinger og Bidrag til det danske Sprog og Literaturhistorie i äldre og nyere Tider". Die Biographie dänischer Celebritäten fand einen Sammelplatz in der „Galleri af berömte og märkelige danske Mänd og Qvinder, med Portraiter, Text af S. Riise" (Kopenhagen). Speciellerer Art ist das ebenda erschienene Werk: „Danmarks Dronninger og Kongernes Gemalinder, fra Christian IV. til Frederik VII." (21 Hefte.) Eine allgemeine Geschichte Dänemarks aus derselben Feder erschien unter dem Titel: „Danmarks Historie fra Christian I. til Nutiden" (Kopenhagen). Als Einzelbiographie ist von Bedeutung das in Deutschland bekannte Werk: „Oehlenschläger's Levnet" (Kopenhagen). Auch im Jahre 1849 erscheint der unermüdlich thätige C. Molbech mit einem Sammelwerke: „Historiske Aarböger til Oplysning og Veiledning i Nordens, särdeles Danmarks Historie" (Kopenhagen). Ein in Dänemark sehr verbreitetes und auch wirklich verdienstliches Handbuch der vaterländischen Geschichte von Allen erschien in der vierten Auflage. Allen's kleineres Lehrbuch der dänischen Geschichte für Schulen, das zum ersten male 1843 erschien, erlebte die fünfte Auflage. Einige historische Abhandlungen von J. J. A. Worsaae verdienen besondere Erwähnung: „Om Danebrog" (Kopenhagen); „Om en forhistorisk, saakaldt tydsk Befolkning i Danmark. Med Hensyn til Nutidens politiske Bevägelse" (Kopenhagen). Ein interessantes, mehr der Biographie angehörendes Werk gab Molbech heraus: „Christian IV. egenhändige Breve, Befalinger, og Statsskrivelser til Rigsraadet, udg. med Oplysninger og Anmärk" (Kopenhagen). Die „Historisk Tidsskrift" vom selbigen Jahre enthält einen nicht minder interessanten Aufsatz von Molbech über die Erziehung und den Jugendunterricht des von ihm mit besonderer Vorliebe behandelten Fürsten Christian IV. In der Geographie ist nur Eine Schrift von Bedeutung aus dem Jahre 1848 zu nennen, das Werk des Sohnes von Molbech, der sich lange Zeit in Italien und dem Süden überhaupt aufgehalten: C. K. F. Molbech, „En Maaned i Spanien. Nogle Reisebilleder" (Kopenhagen). Auch aus dem Jahre 1849 ist nur eine, aber eine um so werthvollere Schrift zu erwähnen, nämlich Steen Bille, „Beretning om Corvetten Galatheas Reise omkring Jorden" (Kopenhagen). Die Naturwissenschaften, welche im Jahre 1848 nur sehr schwach vertreten sind, erhalten sehr wichtige Beiträge durch die naturwissenschaftliche und mathematische Abtheilung der „k. Videnskabernes Selskabs Skriften", aus welchen mehre Abhandlungen besonders abgedruckt erschienen, z. B. Liebmann, „Ueber Mexicos Farrenkräuter (Bregner)"; Schouw, „Die geographischen und historischen Verhältnisse der Eichen und Birken in Italien"; Prosch, „Einige neue Kephalopoden"; Scharling, „Versuche um die Kohlensäure zu bestimmen die der Mensch entwickelt"; Leise, „Ueber die Wirkung zwischen Kali-Methyl-Oxyd-Sulphocarbonat und Jod"; Siemesen, „Ueber die genaue Bestimmung der Größe und Form des Kopfes"; aus der mathematischen Abtheilung ist besonders abgedruckt: A. Steen, „Hauptsätze über die elliptischen Functionen und doppelt bestimmten Integralen". Die Kriegswissenschaft ist mehr praktisch als theoretisch bearbeitet worden; meist Handbücher für den Soldaten und Seemann. Ueber die industriellen Verhältnisse Schwedens und Dänemarks unterrichten die Schriften von D. J. Rawert: „Sveriges industrielle Forfatning" (Kopenhagen); „Kongeriget Danmarks industrielle Forhold fra de äldste Tider indtil Begyndelsen af 1848." Diese letztere sehr wichtige Schrift enthält in ihrem ersten Theile eine Uebersicht des industriellen Zustandes im Allgemeinen von der Zeit der ersten historischen Thaten bis auf die Jetztzeit, eine Uebersicht der Gesetze und Anstalten zur Förderung der Industrie unter den verschiedenen Kö-

nigen; der zweite Theil bespricht die Mittel welche von Regierung und Bürgern zum Zweck der Förderung der Industrie angewandt werden; der dritte Theil bringt eine historische Schilderung der verschiedenen Industriezweige Dänemarks, und der vierte die aus dem Vorhergehenden gewonnenen Resultate. Ueber Handel und Seefahrt erscheint ein umfassendes Handbuch von Grüner.

Wir haben noch zum Schlusse ein reiches Fach zu überblicken: die Belletristik. Die Dänen produciren in diesem Genre nicht so massenhaft als beinahe alle Völker neuerer Zeit; aber sie können dafür um so Besseres aufweisen. Non multa, sed multum, ein Wahlspruch den sich ihre nächsten Nachbarn, die Schweden, gar wenig zu Herzen nehmen. Unter den reinlyrischen Dichtungen möchte ich C. Winther, „Lyriske Digte" (Kopenhagen), obenanstellen; er ist ein Lyriker von hoher Bedeutung. Ingemann hat seine Harfe zu einigen Kriegsliedern ertönen lassen. Unter den Lyrikern neuerer Zeit nimmt eine nicht unrühmliche Stelle F. B. Karup ein, welcher seine Dichtungen 1848 erscheinen ließ, und zu Weihnachten ein hübsches „Juledigt: den hellige Nat i tre Sange" herausgab. Unbedingt aber die bedeutendste Stelle in der Versdichtung, sit gratia verbo, nimmt Paludan-Müller's (Seitenstück zu Byron's „Don Juan") „Adam Homo" ein, von welchem episch-didaktisch-humoristischen Werke endlich die lange mit Sehnsucht erwarteten Bände zwei und drei erschienen sind. Adam Homo läßt die früher von demselben Dichter veröffentlichte, in seine „Ungdomsarbeider" aufgenommene „Dandserinde" weit hinter sich zurück. Die reizende Idylle „Amor og Psyche", welche die „Ungdomsarbeider" gleichfalls enthalten, hat neuerdings ihren deutschen Bearbeiter gefunden; „Dandserinde" ist schon früher übersetzt, und das treffliche Schauspiel „Die Liebe am Hofe" wird in den nächsten Tagen von dem Schreiber dieses Aufsatzes an die Bühnen versandt werden. Unter den Romanen die im Jahre 1848 erschienen begegnen wir einigen anerkannten Namen: vor allem dem geistvollen, finnigen Dichter Carstens von Hauch, dessen schöner Roman „Vilhelm Zabern" eine zweite Auflage erlebte. Eine neue höchst anziehende Arbeit liegt in seiner „Saga om Thorvald Vidtförle eller den Vidtbereiste" (2 Thle., Kopenhagen) vor. Den großen historischen Roman cultiviren die „Fädrelandshistoriske Malerier af P. P.", von welchen der auch ins Deutsche zwei mal übersetzte „Niels Juel" eine zweite Auflage wie sein Vorgänger „Peter Tordenskjold" erlebte. Diese Romane verdienen die Aufmerksamkeit die man ihnen in Dänemark schenkt im höchsten Maße, und wären auch in Deutschland eines größern Interesses würdig, statt daß man jetzt den erbärmlichen und nur oberflächlichen, kunsteunuchischen Romanlesern genießbaren Dumas'schen Dutzendarbeiten die ausschließliche Aufmerksamkeit zuwendet. Von Kierkegaard's höchst interessantem obenerwähnten Werke „Enten — eller" erschien eine zweite Auflage. Von „Zabern" und „Entweder — oder" werden demnächst deutsche Bearbeitungen durch den Schreiber dieser Zeilen herausgegeben werden. Eine nicht unrühmliche Stelle unter den Romanschreibern nimmt namentlich auch Bloch Suhr ein, welcher zwei Romane: „Hoffesten paa Coldinghuus" (Kopenhagen), und „En Bortförelse" (Kopenhagen), erscheinen ließ. Von Andersen empfing die dänische Lesewelt etwas später als die englische den Roman: „De to Baronesser", da die Eitelkeit den Dichter verleitet hatte sein Buch zuerst englisch erscheinen zu lassen. Ein fruchtbarer, noch etwas scottisirender Romantiker, als Verfasser des „Dardanellenthurms" bekannt, schrieb „Den sorte Mose" (2 Bde., Kopenhagen). Als Nachklang aus der Mysterienzeit begegnen wir „Kopenhagener Mysterien" von L. Touscher. Auch der Räuber- und Ritterroman findet noch seine Bearbeiter in Höllenbrand und Ebbesen. Ein höchst merkwürdiger Roman, der mir leider noch nicht zur Hand gekommen, erschien unter dem Namen: „En Spurv i Tranedands, Orig.-Fort. af Forf. til «En for Mange»" (Kopenhagen); von Hostrup später als Volkskomödie dramatisirt. Auch die Dorfgeschichte fand ihren Bearbeiter in Christensen: „Gaardmandssönnens Frieri" (Kopenhagen).

Im Drama ist der alte, aber nie veraltende L. Holberg immer noch der Liebling der Dänen. F. L. Liebenberg veranstaltete im Auftrag des Holbergske Samfund einen neuen Druck der erstmals von C. Molbech herausgegebenen dramatischen Werke des Dichters, welche jedoch nicht in den Handel kamen. Die Komödie „Den pantsatte Bondedreng" erschien mit Holzschnitten von Klästrup. Höst in Kopenhagen edirt eine Gesammtausgabe der Oehlenschläger'schen Dramen, von welchen auch jedes einzelne mit besonderm Titel ausgegeben wird. Der neuerdings durch sein „Kong Renés Datter" in Deutschland so rasch zu großem Ansehen gelangte H. Hertz gab ein Singspiel „Federigo" (Kopenhagen), ein Schauspiel „Ninon" und das Drama „Waldemar Atterdag", eine Productivität die mit der Birch-Pfeiffer'schen rivalisirt. Ein auf der kopenhagener Bühne mit ziemlich großem Beifall aufgenommenes Stück ist das Verslustspiel: „Intrigen paa Prästgaarden" von J. C. Gerson. Heiberg, Dänemarks erster Dramatiker der Jetztzeit, übersetzte ein französisches Lustspiel: „Guldkorset." Die Revolutionszeit gab Veranlassung zu dem Drama von H. H. N.: „1848" (Kopenhagen).

Poetische Sammelwerke erschienen von Heiberg: „Skrifter" (8 Bde., Kopenhagen), und von ihm herausgegeben die Schriften des Verfassers von „Eine Alltagsgeschichte" (10 Bde., Kopenhagen). Endlich der vierte Band der „Samlede Digte af Schack Staffeldt", welcher das Leben des Dichters von J. C. Liebenberg enthält. Dieses sogenannte Levnet, das der Herausgeber im Auftrage des Samfund t. d. danske Literaturs Fremme zum Druck besorgte, ist ein 50 Jahre altes, deutsch geschriebenes, im Ganzen unbedeutendes Zeug enthaltendes Reisetagebuch des als Kammerherr und Amtmann in Holstein verstorbenen Dichters, der das Tagebuch nach einer Note ausdrücklich nicht für die Welt, nicht einmal für seine Freunde, sondern nur für sich selbst bestimmt hatte. Diese veral-

teten, privaten Aufzeichnungen läßt Liebenberg unter dem Titel: „Levnet i kort Omrids med udförlige Biläg og fornemmelig af Digterens efterladte Haandskrifter" abdrucken und erhält von dem reichen Samfund ein brillantes Honorar dafür.

Im Jahre 1849 fällt unser erster Blick bei den Dichtern im Verse auf J. L. Heiberg, der uns das seltsame Geschenk von einigen Heften Gassenliedern mit Melodien macht: „Gadeviser" (Kopenhagen). Von Oehlenschläger's lyrischen Gedichten, Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen erhalten wir eine neue Ausgabe unter dem Titel: „Samlede Digte" (16 Hefte, Kopenhagen). Das Erscheinen des zweiten und dritten Bandes von „Adam Homo" im vorhergehenden Jahre gibt Veranlassung zu einer zweiten Ausgabe des ersten Bandes. Von H. P. Holst, der den zweiten Band seiner „Digte og Stemninger i Tiden" (Zeitstimmungen) herausgibt, erhalten wir ein anmuthiges Gedicht: „Den lille Hornbläser" (Kopenhagen). Christian Winther übersetzt mit großem Geschick und tiefem Verständniß des Humors „Den Reinecke Fos" (Kopenhagen). Eine wol durch den Krieg veranlaßte Gedichtsammlung erschien unter dem Titel: „Danmarks Minder. En Samling af fädrelandske Digte af Andersen, Barfod, Blicher, Grundtvig, Hammerich, Hauch, Heiberg, Hertz, Holst, Ingemann, Krossing, Rahbeck, Wilser, Oehlenschläger og Bille. Udg. af H. V. Bille." In der Romandichtung haben wir nur wenig Bedeutendes herauszuheben. Der auch in Deutschland sehr geschätzte Karl Bernhard gab die Novelle: „To Venner", als dreizehnten Band seiner Werke (Kopenhagen), heraus, das Unbedeutendste was er geschrieben; von Ingemann erschien der sechste Band seiner gesammelten „Eventyr og Fortällinger" (Kopenhagen). Das interessanteste Erzeugniß im Gebiete des Romans ist jedoch unbedingt das Werk des früher schon gerühmten anonymen P. P.: „Grevens Feide. Historisk Maleri fra den förste Halvdeel af det 16. Aarhundrede" (4 Bde., Kopenhagen), ein Werk von dem Umfang eines Sue'schen oder Dumas'schen Romans, aber von ganz anderm Werthe. Im Drama wurde weit fleißiger zutagegefördert; aber unter all den erschienenen Stücken sind am Ende doch nur wenige der Aufmerksamkeit des Auslandes würdig; wir zeichnen aus: Hertz, „Tonietta, romantisk Lystspil" (Kopenhagen); ferner desselben „Tyrsing, et nordisk Digt fra den mythiske Tid. (Udg. af det Scand. Selskab)"; J. Fibiger, „Jepthas Datter, et Sörgespil" (Kopenhagen); „Knud den Hellige, Tragisk Drama i fem Handlinger, af M. H. A." (Kopenhagen). Im Vaudeville, ein Feld das die Dänen seit Heiberg's Versuche erst mit großem Talente und Glücke bebauen, ist manches Hübsche gegeben das auf die deutsche Bühne übergetragen zu werden verdient, da wir an guten Stücken in diesem Genre großen Mangel leiden. Oehlenschläger's Tragödien erschienen in einer Gesammtausgabe (10 Bde.), welche zugleich die 10 ersten Bände der „Digterväerker" bilden. Der 11. und 12. Band derselben enthält: „Den i Sydhavet"; der 13. Noveller; der 14.—16. Lyriske Digte, 17. Ballader, Romanzer og poetiske Fortällinger.

Die periodische Presse Dänemarks lieferte 95 Zeitschriften, von welchen 36 der Politik angehören. Nur wenige dieser Journale überschreiten die Eider, und es ist daher natürlich daß bei dem beschränkten Leserkreise die alten anerkannten und ihr Publicum seit Jahren fesselnden Zeitungen wenig neue Unternehmungen neben sich aufkommen lassen; auch in Dänemark wird zwar jedes Neujahr der Versuch mit neuen Journalen gemacht „die einem längstgefühlten Bedürfnisse abhelfen", aber die neuen Unternehmungen verschwinden auch ebenso rasch wieder vom Schauplatz der Oeffentlichkeit. Die bekanntesten und bedeutendsten politischen Zeitschriften sind: „Den Berlingske politiske og Avertissements-Tidende, red. af L. Nathansen" (zwei mal täglich); „Kjöbenhavnsposten, udg. af Grüne" (Vierundzwanzigster Jahrgang, täglich); „Kjöbenhavns Adressecomptoirs Efterretninger, red. af Jetsmark" (täglich); „Fädrelandet, udg. af J. F. Giödvad og C. Ploug" (Elfter Jahrgang, täglich); „Flyveposten, udg. af Meyer" (Fünfter Jahrgang, täglich), „Fyens Stifts priv. Adresse- og polit. Avis" (Siebenundsiebzigster Jahrgang, täglich. Odense). Die Theologie zählt 8 Zeitschriften: „Dansk Kirketidende, udg. af Fenger og Brandt" (wöchentlich, Kopenhagen); „Theol. Tidskrift, udg. af Scharling" (halbjährlich); „Tidsskrift for udenlandsk theol. Lit., udg. af Clausen" (jährlich 4 Hefte, Kopenhagen); „Fortsättelser. Kirk. Tidsk. udg. af Kierkegaard" (jährlich 4 Hefte, Kopenhagen). Von den 8 Handels- und Seezeitschriften erwähnen wir: „Handels- og Skibsfarts-Tidende, udg. af Grüner" (täglich); „Handels-, Told- og Posttidende, udg. af Berggren" (monatlich, Kopenhagen); „Havetidende, udg. af Benzien" (vierzehntägig, Kopenhagen); „Archiv for Söväsenet, udg. af Rung" (Kopenhagen); „Öresundsliste" (täglich). Medicin und Naturwissenschaften sind in 6 Zeitschriften vertreten: „Bibliothek for Läger, red. af Selmer" (jährlich 4 Hefte, Kopenhagen); „Hospitals-Meddelelser, Tidsskrift for practiske Lägevidenskab (sechs Hefte. Kopenhagen); „Ugeskrift for Läger. Red. af Brion og Hempel" (60 Nummern); „Tidsskrift for popul. Naturvidenskab udg. af Petit og Thorman" (Vierteljahrschrift. Kopenhagen); „Nordlyset, et naturvidenskabeligt Maanedsskrift, af Schumacher" (zwölf Hefte. Kopenhagen); „Magazin for Natur- og Menneskekundskab udg. af Böttiger" (Kopenhagen). Die Pädagogik und Jugendliteratur zählt 5 Zeitschriften, jedoch keine von Bedeutung. Die Land- und Hauswirthschaft ist durch 4 Journale vertreten: „Maanedsskrift, landökonomisk" (Randers); „Landökonomisk Tidsskrift udg. af Lund" (Wochenschrift); „Tidsskrift for Landökonomie udg. af Hald" (fünf bis sechs Hefte, Kopenhagen). Die Jurisprudenz wird in 3 Zeitschriften behandelt: Höst, „Lov- og Retstidende for Hvermand" (sechs Hefte); „Juridisk Maanedsskrift, red. af Olsen" (monatlich. Aalborg); „Jurid. Ugeskrift, red. af Coninck og Moltke" (60 Nummern, Kopenhagen). Für Geschichte

und Geographie existiren 2 Zeitschriften: „Historisk-geogr. Archiv af Riise" (monatlich); „Nyt histor. Tidsskrift udg. af Molbech" (halbjährlich). Für Alterthumswissenschaft gleichfalls 2 Zeitschriften: „Annaler for nordisk Oldkyndighed, udg. af d. k. Oldskrifts-Selskab" (jährlich); „Skirner" (jährlich). Biographien in der Art unsers Nekrologs von Voigt geben die „Nekrologiske Samlinger af Selmer" (vierteljährlich). Militairische Interessen bespricht: „Det Militär. Repertorium af Fibiger og Jahn" (Quartalschrift, Kopenhagen). Ein pharmaceutisches Journal redigiren Trier und Faber unter dem Titel: „Archiv for Pharmaci og technisk Chemie" (vierteljährlich). Die Belletristik ist nur schwach vertreten, wenigstens in abgesonderten Journalen. Die politischen Zeitungen haben in ihren Feuilletons der Aesthetik in Theorie und Praxis eine Stelle gegönnt; für Romanliteratur erscheint die „Novelletidende af Jordan" (wöchentlich). Für Dramaturgie entstand im September 1846: „Thalia, et Theaterblad" (zwei mal wöchentlich). Allgemeinere Interessen verfolgen: „Viborgs Stiftstidendes Feuilleton af Eckeroth og Stolle" (wöchentlich, Viborg); „Nord og Syd. Et Maanedsskrift, udg. af Goldschmidt"; „Nutidens Charakterer og Begivenheder efter fremde Kilder, udg. af Winther" (6 Hefte); „Corsaren" (wöchentlich). Seit Heiberg's vortreffliches „Intelligensblad" aufgehört hat zu erscheinen, besitzt Dänemark kein kritisches und ästhetisches Blatt mehr. Gelehrtere Bedürfnisse befriedigt die Vierteljahrsschrift: „For Literatur og Kritik, udg. af Fyens Stifts lit. Selskab, red. af Helveg" (Odense). Das buchhändlerische Verzeichniß der herausgekommenen Schriften liefert die „Dansk Bibliographie" (12 Nummern. Kopenhagen), welche pünktlich und fleißig gearbeitet ist, und jährlich eine wissenschaftliche, freilich etwas willkürlich behandelte, Uebersicht der Erscheinungen gibt. Sobald die Jahrgänge 1850 und 1851 vor mir liegen, und die Notizen über das Neuerschienene aus Kopenhagen mir zugegangen sind, werde ich auch diese Jahrgänge in obiger Weise besprechen.

Zum Schluß eine Bemerkung: vergleichen wir die Preise der deutschen und französischen Zeitungen mit denen der dänischen, so staunt man mit Recht über die Billigkeit der letztern. Noch mehr ist Dies der Fall bei den eigentlichen Büchern: so kostet der schön ausgestattete, herrlich gedruckte Roman von P. P.: „Grevens Feide" (4 Bde.) 4 Rbthlr. = 5 Fl. 20 Kr. Rhein., ein Roman der nach unsern buchhändlerischen Preisen ungeachtet der größern Chance eines reichlichern Absatzes mindestens 15—18 Fl. Rhein. gekostet haben würde. Trotz dieser billigen Buchpreise wandern doch so wenige Bücher über die Eider daß man in großen Städten Deutschlands oft nicht Ein dänisches Buch auf dem Lager findet, ein Zeugniß wie wenig dänische Sprache und Literatur bisjetzt in Deutschland gekannt sind; ja ich fand sogar auf öffentlichen Staatsbibliotheken nur sehr selten die dänische Bibliographie; man mußte sich also auch dort nur aus Weidmann's Katalog Raths erholen; und wer die Bibliographie und den Meßkatalog kennt, weiß wie dürftig der letztere hierin ist. Damit verlassen wir die dänische Literatur und wenden uns zu der verwandten schwedischen, der obgleich entferntern, doch besser gekannten. *)

E. Zoller.

Leid und Lust. Roman von Emil Althaus (Emile d'Estrées). Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Es ist ein seltsames Gemisch von Phantasie und Wirklichkeit was wir in diesem uns zur Besprechung vorliegenden Roman finden. Allein, wir müßten lügen, wenn wir sagen wollten daß dies Gemisch uns angenehm gewesen. Im Gegentheil haben wir zu bekennen daß es uns in der Form und Gestaltung in welcher die beiden Bände von „Leid und Lust" es darbieten, durchaus unvortheilhaft erscheint. Unserer Ansicht nach ist die Phantasie in einem Romane nur insoweit an Ort und Stelle, als sie die Wirklichkeit nicht zu beeinträchtigen vermag. Die Wirklichkeit muß stärker sein als die Phantasie; die Phantasie muß von der Wirklichkeit in das Leben hineingezogen werden, nicht aber darf die Phantasie soviel Uebergewicht haben daß sie die Wirklichkeit aus dem Leben hervorzieht und dieses zu einem Schemen, einem Hirngespinnst, einem bloßen Märchen macht. Das Märchen ist die traumwandelnde Phantasie, welche im Mondschein der Poesie über die Dächer der Häuser geht und mit dem ersten Hahnenschrei mit einer Offenbarung für das Leben erwacht. Die Pointe des Märchens ist immer eine Beziehung auf die Wirklichkeit, in der es gewissermaßen erst seinen Werth erhält. In einem Romane noch dazu, wenn er sich zwischen historischen Personen und Ereignissen bewegt, muß Dies umsomehr der Fall sein. Die Phantasie muß darin heimisch werden, sie muß sich akklimatisiren, sie muß in gewisser Beziehung der Wirklichkeit dienstbar und unterthan werden. Geschieht Dies aber nicht, bleibt sie in der Erzählung das freie, schweifende, abenteuernde Element, das sie nun einmal ist, so wird sie sehr bald ihre Herrschaft dadurch bekunden daß sie die Wirklichkeit verrücken, verschieben, und aus dem natürlich-quellenden Leben heraus in eine wunderbar verschwimmende und nebelhafte Welt der Einbildungen und Illusionen ziehen wird. Dann werden die Menschen, die Zustände, die Verhältnisse alle schattenhaft und zu aufgeputzten und geschminkten Unmöglichkeiten werden, dann werden die Ziele verschwinden, die Dimensionen sich in das Unendliche ausdehnen und der Kern des Ganzen in die Luft verpuffen. Sehen wir den Roman von Emil Althaus an um uns davon zu überzeugen. Der Autor zeigt uns zwei Menschen, die sich treffen, verlieren und endlich wiederfinden; diese beiden Menschen sind eine Herzogin Kathinka und der verwaiste Sohn eines leipziger Kaufmanns, Peter Habermann. Sie lernen sich als Kinder auf einer Landbesitzung des Herzogs, wo bei einem Chirurgen Peter Habermann in Pension gegeben ist, kennen. Sie spielen zusammen. Peter trägt als sechszehnjähriger Junge das zwölfjährige Mädchen auf seinem Rücken herum. Daß sich da bei der kleinen Herzogin, deren Vater ein regierender Fürst sein soll, keine Gouvernante, keine Zofe, kein Diener befindet, darf für eine der vielen Unwahrscheinlichkeiten gelten, an denen dieser Roman reich ist. Wir selbst wollen hier weiter kein Gewicht darauf legen und uns vorderhand direct nur an den Verlauf der Sache halten. Da ist denn nun zunächst zu berichten daß Kathinka, von Peter getrennt und nach der Residenz ihres Vaters zurückgekehrt, es vor Sehnsucht nach jenem nicht aushalten kann und eines schönen Tages uns zu Fuß auf der Landstraße begegnet, die nach Südercampen zurückführt. Unterwegs erlebt sie allerhand Abenteuer. Ein Metzger nimmt sie hinter sich auf sein Pferd,

*) Den zweiten Artikel bringen wir in einer der nächsten Lieferungen. D. Red.

bringt sie in eine übelberüchtigte Kneipe, wo ein rothbärtiger Jäger sie in der Bodenkammer überfallen will, von dem Metzger aber vertrieben wird, weil dieser selbst Absichten auf das Mädchen hat. Aber das Mädchen, heißt es im Roman, kräftig, wie sie war, entwand sich ihm, trat dann mit festem Schritte dem wüsten Manne gegenüber und, als er einen neuen Versuch wagte, packte sie ihm (wir wissen nicht ob man so sagen kann) in das Tuch, das um seinen Hals geschlungen war, und stieß ihm mit solcher Gewalt den Kopf gegen einen Hauptständer des Verschlags daß dem Metzger durch diese unvorbereitete Erschütterung plötzlich ganz licht im Kopfe wurde: der Rausch war verflogen, der Mann stand ganz verdutzt, mit offenem Munde, vor dem Mädchen; sie aber trat einen Schritt zurück, dann wieder ganz nahe an ihn heran; es war etwas Großes, Befehlendes, Imponirendes in ihrem Wesen. Sie erhob die Hand drohend und sagte: „Elender, feiger Schuft, mir zu Füßen! Weißt du, wen du vor dir hast? Ich bin die Tochter deines Landesherrn — ich bin Prinzessin Kathinka!" — — Nun von dem niedergedonnerten Metzger nach Südercampen gebracht, begegnet sie da gleich Peter und überredet diesen sie nach der Schweiz zu begleiten. „Einiges Geld, theils in Gold, theils in Papier, und einige Schmucksachen", erzählt der Verfasser, „hat sie eingebunden in das Bündel, welches sie (wie umständlich unser Autor ist!) am Mittelfinger der linken Hand trug." (Da man Etwas was man trägt gewöhnlich in der rechten Hand hält, so hat Emil Althaus vielleicht fein andeuten wollen daß seine Prinzessin linkhändig, kurz ein wenig abnorm ist.) „Sie will nach der Schweiz zu einer Großtante, die in Bern von einer reichen Apanage lebt. Auf der nächsten Station, die (welche Genauigkeit!) eine Stunde von Südercampen entfernt ist, nehmen die beiden Wanderer Extrapost" ..... So kommen sie nach Frankfurt am Main, wo sie übernachten. Während Peter Habermann schläft, wird Prinzessin Kathinka von einigen Abgesandten ihres Vaters aufgegriffen und in der Stille fortgebracht. Der arme Peter bleibt allein und einsam zurück. Nach Hause zu gehen schämt er sich, auch fällt ihm plötzlich ein daß er ein Deutscher ist, ein Vaterland hat und die Manneséhre verlangt diesem in der Noth zu dienen. Da der Verfasser vorher durchaus Nichts von der Epoche gesagt hat in der sich sein Roman ereignet, so haben wir ihn in Verdacht daß auch ihn erst die Verlegenheit, in der sich sein Held in diesem jetzt von uns berührten Abschnitte seiner Erzählung befindet, auf den Gedanken gebracht: die ganze Geschichte in die Zeit der sogenannten deutschen Freiheitskriege hinüberspielen zu lassen. Wie Dem aber nun auch sei, Peter Habermann geht zur Armee als Chirurg, soviel steht fest. Nahe bei Gießen vor dem Schlosse eines Grafen von Friedberg sieht er einen jungen Offizier mit dem Pferde stürzen. Dieser junge Offizier ist der dritte Sohn des alten Grafen von Friedberg, der schon zwei andere Söhne auf dem Schlachtfelde der Ehre verloren hat. Der junge Wundarzt bietet sein Möglichstes auf diesen letzten zu retten, aber vergebens: er stirbt. Dem Greise bleibt nur noch eine Tochter, Gräfin Julie, eine schöne, ernste, traurige Erscheinung. In der Verzweiflung welche den alten Grafen überfällt zeigt sich Peter Habermann so theilnehmend, brav und gut, daß der vornehme Herr beschließt den Fremden an Sohnesstatt anzunehmen. Peter Habermann begibt sich als Graf Julius von Friedberg zum Generalstab des Helden Blücher, wo man seltsamerweise den gestorbenen, wahren Grafen Julius von Friedberg nicht kennt und Peter dafür annimmt. Als solcher macht er die Campagne mit und kommt nach Paris. Hier tritt er nun in den Hintergrund vor vielen andern Personen die sich auf den Schauplatz drängen. Zuerst treffen wir da eine Madame Dorval, die ehedem als Blumenverkäuferin Glück auf den Straßen machte, erst einen Schiffer heirathete, der sich aus Eifersucht und Verzweiflung, weil ihm sein Stand nicht erlaubte immer um seine Frau sein zu können, erhing, kam dann als Gesellschafterin zu einem Herrn und einer Frau von Tersac, vermählte sich später zum zweiten male mit einem Chevalier d'Armand, einem Glücksritter, der sich mit magnetischen Curen, mit Clairvoyance und mit Astrologie beschäftigte und zu allen seinen Spiegelfechtereien Gabriele, so heißt Madame Dorval mit Vornamen, als schönes Aushängeschild gebrauchte. Als sie auf dem Punkte steht sich von ihm zu trennen, wird er in einem Pistolenduelle erschossen, und hinterläßt sie mit einem Mädchen, Nancy, das sie ihm geboren, in den kümmerlichsten Verhältnissen. Um sich daraus zu retten und auch aus Bewunderung für den Kaiser Napoleon, wird sie dessen Emissairin, nennt sich Madame Dorval und hält einen Salon, in den sie Alles was Geist und Bedeutung hat hineinzuziehen versucht, um da zu erlauschen, auszuhorchen und Napoleon darüber Bericht zu erstatten. Nach dem Falle Bonaparte's coquettirt sie mit der Restauration und spinnt da ein Verhältniß mit einem deutschen Prinzen Wilhelm an, bei welchem ihr aber ihre eigene Tochter ins Gehege kommt, die sie dann zuletzt nicht anders als daß sie sie erdrosselt sich aus dem Wege zu schaffen weiß. Prinz Wilhelm bleibt ihr aber dessenungeachtet doch nicht treu. Schon früher hat er eine Liaison mit Gräfin Julie gehabt und benutzt nun einen Sohn, den sie ihm geboren und er ihr zu entführen gewußt hat, um sich für seine Laster und Schandthaten immer neue Geldzuschüsse von ihr geben zu lassen. Peter Habermann, der jetzt Julius Graf von Friedberg ist, Kathinka immer noch liebt, aber für die Gräfin Julie doch ein wenig schwärmt und zwar so daß der Autor von ihm sagt: „Wenn es ihm unendlich schön erschien mit der Geliebten seiner Seele zu leben, so schien es ihm unendlich groß mit Julie zu sterben", schwört der Letztern, nachdem er ihr Verhältniß zum Prinzen Wilhelm erfahren und auch die Briefe gelesen hat die er ihr geschrieben, ihr den Sohn zu schaffen und sie an dem Prinzen zu rächen.

Der Prinz ist unterdessen mit dem Helden Blücher und dem Könige von Preußen zu dem bekannten Besuche nach London gegangen, wohin Peter ihm nachreist. Kaum angekommen, sucht er ihn auf und bringt es zu einer dem Prinzen höchst unangenehmen Erklärung, deren Resultat aber leider für Peter sehr unerquickliche Folgen hat. Der Prinz nämlich bringt heraus daß Graf Julius von Friedberg nicht Graf Julius von Friedberg, sondern Peter Habermann, der Chirurg ist. Da im Drange der damaligen Zeitumstände eine gerichtliche Adoption nicht stattgefunden hat, so steht unser Held ein wenig compromittirt da und sieht sich gezwungen einstweilen von dem Schauplatze abzutreten. Er geht zu Blücher um Urlaub zu nehmen. „Es scheint Ihnen gut", sagt er zu dem alten Haudegen, „daß ich nach Deutschland zurückgehe und mit Graf Friedberg das Nähere (einer förmlichen und öffentlichen Anerkennung nämlich) verabrede, nicht wahr?" — „Haben mir's Wort von der Zunge genommen!" entgegnete der Marschall. „Das muß geschehen. Vorwärts! In Frankfurt oder in Berlin sehen wir uns wieder! Hand her! So, tapfer gehalten auch im Frieden! Gott befohlen!" Somit empfiehlt sich Peter, geht nach Haus, läßt packen und macht währenddessen eine Menge sehr trivialer und ziemlich abgeschmackter Betrachtungen. Die Moral, zu der er durch dieselben hingeleitet wird, ist: daß er ein Narr gewesen Etwas auf das Aeußere, auf den Stand, Namen und Rang gegeben zu haben. Als ob ich nicht auch als Peter Habermann Werth und Bedeutung gewinnen könnte, denkt er, und Kathinka's würdig zu werden vermöchte! Auf, versuchen wir es, sagt er.

Mit Habermann zugleich befindet sich auch Madame Dorval in London, welche dem Prinzen Wilhelm gefolgt ist. Man hat sie in London bestohlen, nun will sie von dem erlauchten Anbeter einen kleinen Vorschuß haben. Aber da kennt er sie gleich nicht mehr. Sie kommt zu Peter ihn zu bitten: sie mit nach Paris zu nehmen, was er auch bereitwillig thut.

In Paris läßt sich Peter Habermann als Arzt nieder.

Er schreibt an den Grafen Friedberg, an Kathinka, an Gräfin Julie; Niemand antwortet ihm. Madame Dorval aber lancirt ihn in die Welt, macht ihm Namen und Renommée. Nebenbei agirt sie auch wieder für Napoleon, zu dessen Rettung sie auch Peter Habermann, den docteur allemand in der Rue Rivoli, zu verwenden gedenkt. Sie kennt seine Leidenschaft für eine hohe Dame, sie weiß daß er sich berühmt machen will. Sie sagt zum General Ney: „Wenn er nun in Lyon ankommt, so soll er daselbst einen Brief von mir vorfinden, worin ich ihm zeige, noch mehr, worin ich ihm vormale, worin ich ihn davon überzeugen werde was er gewinnen, was er sich erobern, was er sich erkämpfen kann; ich erinnere ihn an Louis Bonaparte, den König von Spanien; an Jérôme, den König von Westfalen; an Murat, den König von Neapel; an Bernadotte, den Kronprinzen von Schweden, und die Alle sind nicht als Fürsten, nicht als Könige geboren, und konnten, wenn sie wollten, sogar Fürstentöchtern ihre Hand reichen!"

Peter, von Madame Dorval gestachelt, hilft nun auch wirklich den Napoleon befreien, ja er tritt sogar in die Kaisergarde, welche er aber wieder verläßt, sobald er hört daß Bonaparte gegen Deutschland zu ziehen in Absicht hat. „Ich weiß, mein Vaterland ist mir wenig Vaterland gewesen", sagt er, „doch sie, sie lebt da; um ihretwillen ist mir der Boden heilig, um ihretwillen verachte ich das Volk nicht, trotz seiner Starrheit in Vorurtheilen, trotz seiner Anlage zum Knechtsinn, trotz seines Götzendienstes gegen jämmerliche, aufgeputzte Popanze!" Man sieht hieraus daß Peter eine Vorstellung von seiner Nation hat wie sie nur ein Deutscher haben kann. Die Deutschen kennen bekanntlich ihr eigenes Volk nicht. Aber wie Dem nun auch sei, um es kurz und gut zu sagen, Peter tritt von dem französischen Armeedienst zurück. Währenddessen lebt in dem Fräuleinkloster zu Langelingen die Prinzessin Kathinka und erzieht da einen ihr auf übernatürliche Weise zugewiesenen jungen Menschen Max, über welche Erziehung sich die andern Stiftsfräulein weidlich lustig machen. Sie fabeln von einer Liaison, einer Liebe, einem zärtlichen Verhältniß. Kathinka aber liebt immer nur den armen Peter, der eine Weile in dem Roman verschollen geht, und welcher erst später wieder auf den Schauplatz der Ereignisse zurücktritt, auf dem wir jetzt vorderhand ganz andere Personen finden. Zunächst treffen wir da auf Ringeln, einem Dorfe, das ungefähr anderthalb Stunden von der herzoglichen Residenz entfernt liegt, eine junge Frau mit einem Kinde, welche die Geliebte des Prinzen Wilhelm ist. Er hat sie hier eingemiethet und besucht sie dann und wann, worüber sie sich äußerst glücklich zeigt. Aber dieses Glück dauert nicht lange. Prinz Wilhelm wird dieser idyllischen Liebe bald überdrüssig und verläßt nun seine Geliebte, um nach Südercampen zu gehen, wo jetzt wieder die Prinzessin Kathinka mit ihrem Vater weilt, nachdem ihr Zögling Max nach Wien als Artilleriecadet gebracht worden ist. Prinz Wilhelm hat Absichten auf Kathinka, die jung, schön und vor allem sehr reich ist. Kathinka aber schwärmt in Südercampen in alten Erinnerungen für Peter. Währenddessen wird es Herbst und die arme verlassene Klara sitzt mit ihrem Kinde in Ringeln und weint. Eines schönen Tages kommt ihr Bruder Fritz aus dem griechischen Freiheitskampfe und schwört sie an ihrem Verführer zu rächen. Der alte Herzog, Kathinka und Prinz Wilhelm waren zum Winter nach Wien gegangen. Dahin wendet sich nun auch Fritz mit seiner armen Schwester. In Wien finden wir zuerst Max wieder, Max, der Kathinka zum Rasendwerden liebt, dann Madame Dorval, welche sich Lord Howard zum Muster genommen hat und halb Europa durchreist, um für die Verbesserung des Gefängnißwesens zu wirken, endlich auch Peter, als Oberst Germanos, ebenfalls aus dem Freiheitskriege in Griechenland kommend und zwar in der Absicht kommend, um die abendländischen Regierungen für das Schicksal des classischen Landes im Peloponnes zu interessiren. Er kennt Fritz Westfeld und beschließt, als dieser ihm seine Angelegenheit entdeckt, ihm zur gütlichen Lösung derselben behülflich zu sein. Man rückt dem Prinzen aufs Zimmer und zwingt ihn gerichtlich seinen Sohn als legitim anzuerkennen. Aber damit ist Fritz noch nicht zufrieden; Fritz will Rache für die Entehrung seiner Schwester. Der Prinz, welcher Das wohl vermuthet, denuncirt ihn als Revolutionnair und läßt ihn festsetzen. Währenddessen versucht Klara einen letzten Sturm auf das Herz ihres Ungetreuen. Als dieser abprallt und der Prinz sie mit verletzender Brutalität behandelt, wirft sie sich beim Ausfahren desselben unter die Räder seines Wagens und stirbt an den Verletzungen die sie erhält. Den Prinzen Wilhelm bekümmert Das nicht; ungestört wirbt er um Kathinka, erregt aber dabei die Eifersucht Max', welcher nach einer wüst durchlebten Nacht eines frühen Morgens zu ihm ins Zimmer gedrungen kommt und ihn erdrosselt. Darauf in ein hitziges Fieber verfallend, stürzt er sich im Paroxysmus aus dem Fenster auf das Straßenpflaster und stirbt. Er war der Sohn des Prinzen und der Gräfin Julie. Peter und Kathinka finden sich nun wieder und heirathen sich, nachdem der alte Herzog den Obersten Germanos zum Herrn von Südercampen gemacht hat, wohin dieser mit seiner jungen Gemahlin sich zurückzieht, um daselbst ein neues Reich zu stiften. Wie dieses neue Reich aussieht und was es eigentlich vorstellen soll, hat der Autor nicht verrathen. Man bleibt also darüber, wie über die ganze Tendenz und Absicht des Romans im Unklaren und muß annehmen daß der Roman Nichts als eine müßige Unterhaltungslecture sein soll, für die ihn angenehm zu machen ihm aber die nöthige Abrundung in der Erzählung selbst als auch in der Schreibweise fehlt. Das Ganze ist zu scenenhaft gehalten; es ist kein Fluß in der Geschichte: sie zerfällt in lauter abgerissene Episoden und Bruchstücke. Was den Stil anbetrifft, so ist dieser Nichts weniger als elegant, meist unbeholfen und an Wiederholungen leidend. Daß Peter „ein gräßlich unglücklicher Knabe war", muß man mindestens sechs mal kurz nacheinander lesen. „Wie Sohn aufgenommen sein", ist eine ungelenke Redensart. Ebenso die Ausrufe: „Pest, was sind das Gedanken, was sind das Grundsätze!" Wenn in der Unterhaltung der redend eingeführten Personen eine Unterbrechung oder ein Stillschweigen eintritt, bezeichnet der Autor dies mit dem lakonischen Worte „Pause", was sich wol in dem Bühnenmanuscript eines Theaterstücks, aber nicht in einem Romane an rechter Stelle befinden mag. „Leben kann ich nicht ohne mit dir", ist eine entsetzliche Construction. „Unwankend" für ohne Wanken muß für seltsam gelten. Wollten wir die beiden Bände Seite für Seite durchnehmen, so würden wir ein dickes Buch schreiben können über Das was wir für fehlerhaft oder schlecht dem Ausdruck oder dem Sinne nach hielten; indeß genügt wol das von uns Angegebene um einen Begriff von der Manier zu geben in welcher unser Autor schreibt. Es ist uns sonst Nichts von ihm bekannt und darum vermögen wir auch nur nach diesem einen Werke über ihn zu urtheilen, nach welchem, wenn wir es ehrlich bekennen sollen, Talent zum Romanschriftsteller sich nicht geradezu entdecken läßt. Seiner Arbeit fehlt die höhere Idee, der tiefere Inhalt, die Gewandtheit der Schreibweise und vor allem die plastische Gestaltungskraft. 60.

Der Cardinal Johann Heinrich Graf von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, Primas von Belgien, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche und der bischöflichen Seminare unter Kaiser Joseph II. von Augustin Theiner. Freiburg im Breisgau, Herder. 1850. 8. 27 Ngr.

Die politischen Parteikämpfe verlieren sich mehr und mehr, da die Politik aus der Oeffentlichkeit der Parlamente und der Presse sich in die Heimlichkeit der Diplomatie zurückzieht; dagegen erwachen die kirchlichen Streitfragen in so heftiger Weise

daß die confessionnelle Erbitterung des 16. und 17. Jahrhunderts zurückzukehren scheint. Es war die ultramontane Partei welche die Einigung in Frankfurt mit hintertreiben half, und der katholische wie der protestantische Jesuitismus hat sich in ganz Europa gegenwärtig zum Vorkämpfer einer Reaction gemacht, die unser Bildungswesen Jahrhunderte weit zurückschleudern möchte.

Unter diesen Umständen erhält die angezeigte Schrift Bedeutung für uns, weil sie offen die Ansichten und Absichten des unterdrückungs- und herrschsüchtigen Ultramontanismus ausspricht. Eine angenehme Lecture ist jene Schrift zwar nicht, vielmehr ist sie weitschichtig und langweilig. Auch bringt sie über den bekannten Streit nichts Neues, sondern theilt nur die Petitionen, Adressen, Verhandlungen und Proteste der belgischen Geistlichkeit und Stände gegen Joseph's übereilte Aufklärungspläne ausführlich mit, obschon sie sich dem Inhalte wie der Darstellung nach wiederholen, auch für ihre Richtigkeit nicht kann eingestanden werden. Denn das Buch, voll fanatischen Hasses gegen Wissenschaft und Protestantismus, wimmelt von Schimpfwörtern aller Art und ist eine Fälschung der Geschichte. Bestimmt scheint es dazu den Geist des Religionshasses in der katholischen Bevölkerung Deutschlands anzufachen; deshalb zieht es um die rebellische Geistlichkeit Belgiens den Heiligenschein des Märtyrerthums und charakterisirt die Aufklärung als eine Untergrabung und Beseitigung des Christenthums, wie denn auch der Protestantismus als ein solcher „Abfall vom Christenthum" dargestellt wird.

Mit einem solchen Fanatismus läßt sich nicht rechten; ich will mich daher darauf beschränken die Trugschlüsse des Jesuitismus, dessen religiöse und politische Absichten aus dem Buche zusammenzustellen, da sie auch ein Zeichen der Zeit sind. Der Verfasser bezeichnet sein Buch selbst als ein solches in seiner „am Tage der Wundenmaale des heiligen Franz v. Assisi" zu Rom geschriebenen Vorrede, indem er sagt: „Es ist gerade zu unserer Zeit nützlich und nothwendig die wahren Grundsätze über die Freiheit der Kirche und der Unabhängigkeit des religiösen Jugendunterrichts, namentlich der Erziehung des Klerus, kennenzulernen, da dieser Gegenstand stets das heilige, unveränderliche Interesse für die Gegenwart und Zukunft der Kirche hat." In der Einleitung heißt es:

„Durch seine Gründer, Luther, Zwingli und Calvin, kämpfte der Protestantismus im Bunde mit der ungläubigen Philosophie und Maurerei gegen die positiven Grundlagen des Christenthums an und riß sie nieder. Da diesen Gottesstürmern der Autoritätsglaube der katholischen Kirche das größte Hinderniß für das Gelingen ihrer gottlosen Pläne schien, so wandten sie alle möglichen Mittel der Verführung und der List an den alles Christenthum untergrabenden und zerstörenden Rationalismus unter dem täuschenden Gewande der Aufklärung auf das katholische Gebiet hinüberzuspielen."

Die Autorität ist dem Verfasser der Grundstein der Kirche, aber diese Autorität ist nicht die Schrift, nicht der Geist, der da lebendig macht; nein, jene Autorität ist der Papst, und die Kirche sind „die Bischöfe". Hieraus folgt, wer den Bischöfen nicht unbedingt gehorcht, widersetzt sich der Kirche, und wer die Unfehlbarkeit des Papstes bezweifelt, Der ist „ungläubig und Feind des positiven Christenthums". Diese Widersprüche hat der Verfasser mit großer Kunst zu verdecken gesucht, indem er allerlei Trugschlüsse dazwischen zu schieben weiß.

Jedermann weiß daß die unbeschränkteste Menschenliebe von Christus selbst als sein höchstes Gebot aufgestellt wurde, und dennoch verherrlicht der Verfasser die belgischen Bischöfe einzig deswegen, weil sie sich unbeugsam dem kaiserlichen Toleranzedicte widersetzten, welches er „den Triumph des Unglaubens" nennt, da es „eine allgemeine Duldung allen von der katholischen Kirche getrennten Sekten nicht allein zu bewilligen, sondern auch ihre Anhänger im Genuß der religiösen und bürgerlichen Rechte gänzlich den Katholiken gleichzustellen" befahl. „Die fürchterlichen Folgen des Toleranzedicts sind Unglauben, Vernichtung aller göttlichen und menschlichen Autorität der Kirche und Aufhebung der Scheidewand zwischen Katholicismus und Jansenismus, sind Leugnung alles positiven Christenthums. Jenes Edict beförderte den Protestantismus, zersetzte den Katholicismus, untergrub die felsenfesten dogmatischen und hierarchischen Grundlagen der katholischen Kirche, auf daß so die Fahne des Unglaubens auf den Ruinen des positiven Christenthums, dessen Bewahrerin einzig und allein die katholische Kirche ist, desto leichter aufgepflanzt werden könne. Daher begrüßten Protestanten und Ungläubige das Edict als den wahren und unausbleiblichen Sturz der katholischen Kirche. Der bethörte Kaiser zeigte sich willig ihren Anschlägen nachzukommen und dieses Vergehen gegen die Kirche und gegen die Menschheit, namentlich aber gegen seine Völker, zu sanctionniren. Beides wurde trotz der heiligen Warnungen der Bischöfe erreicht durch die Errichtung von Normalschulen und der Generalseminare, in denen besoldete Schänder des Heiligthums, Feinde und Umstürzer der Throne und Altäre, den Unterricht ertheilten. Diesen Verheerungen der Ruchlosigkeit und des Unglaubens setzte sich der Primas Belgiens mit apostolischem Muthe entgegen, wodurch er sich die Verehrung der gesammten katholischen Christenheit erworben hat."

Diese Gedanken und Ausdrücke bilden den Kern des ganzen Buches und lassen sich auf jeder Seite wiederfinden. Joseph wollte zwei Generalseminare in Belgien errichten, auf denen die Theologie wissenschaftlich gelehrt werde; diese Anstalten nennt der Verfasser „Corruptionsanstalt, Pest u. s. w." Auch Frankenberg widersetzte sich, weil nur ihm „nach göttlichem Rechte" die Bildung des Klerus zukomme, weil er die „Unabhängigkeit der Geistlichen von ihm" nicht dulden könne, die er vielmehr „in Gehorsam und Unterwürfigkeit" halten müsse. Joseph hatte angeordnet: die Theologen sollten fünf Jahre auf dem Generalseminar studiren und dann einige Zeit unter den Augen der Bischöfe in der praktischen Theologie ausgebildet werden; Dies nennt der Verfasser „heuchlerische, ruchlose Sprache", denn „die Lehre der Theologie müsse nothwendigerweise von der Autorität des Heiligen Stuhls oder der Bischöfe ausgehen, denen Dies Christus allein anvertraut habe. Gott hat die Kirche unabhängig und unumschränkt in ihrer geistlichen Regierung gemacht, und der Kaiser maßt sich also eine Gewalt an die ihm nicht gehört; denn er ist blos Beschützer und Vertheidiger der Kirchenrechte. Die Bischöfe sind die von Christus angestellten Kirchenlehrer. Die bischöflichen Seminare sind das größte Gut der Nation. Die Erfahrung hat bewiesen daß Priester von ausgebreiteten Kenntnissen selten geeignet sind zur Seelensorge, denn Kenntnisse erzeugen eine gewisse Eitelkeit, die sich mit jenem Geist der Demuth, mit jener Liebe zum Frieden und zur Eintracht nicht verträgt; auch bringt Gelehrsamkeit einen zu großen Abstand zwischen Seelensorger und Gläubigen hervor."

Diese Gründe, welche der Primas dem kaiserlichen Edicte entgegenstellte, beweisen, mit welcher Menschenkenntniß der Jesuitismus (denn Frankenberg war Jesuit) seine Einrichtungen getroffen hat. Um zu beweisen daß „die Bischöfe von Gott eingesetzt sind, um die Kirche zu regieren und ihren Händen allein das ganze Vermächtniß der Lehre der Religion zu bewahren", beruft sich der Primas nicht auf die Schrift, sondern auf das Tridenter Concil.

Joseph richtete trotz aller Proteste die Generalseminare her und „steht deshalb gebrandmarkt vor dem Tribunal der Geschichte und der Kirche", da er dem „ruchlosen Treiben" der Professoren, „meist zusammengelaufene Leute, die sonst kein Unterkommen finden konnten", nicht Einhalt that. An ihrer Spitze stand Stöper, „ein theologischer Possenreißer", in dessen Kirchengeschichte sich „der ganze Schlamm aller Verleumdungen der Protestanten und der übrigen Feinde des Christenthums gegen die katholische Kirche aufgehäuft vorfindet". Der Minister, welcher im Namen des Kaisers erklärte die Aufsicht

der Bischöfe nicht ausschließen zu wollen, wird vom Verfasser deshalb ausgescholten: „Frecher konnte die Heuchelei nicht getrieben werden." Unzählige male wird ihm „Ruchlosigkeit, Bosheit, Heuchelei und Schändung des Heiligthums" vorgeworfen; und doch lehrt die katholische Kirche: die Obrigkeit ist von Gott; und doch versichert der Primas gar oft salbungsreich, er werde gehorchen, obschon er die Seminaristen mehre male zur Revolte verleitet, sie beschützt und endlich offenen Aufruhr veranlaßt, indem er gegen die kaiserliche Regierung protestirt und flüchtet.

Um die „Ruchlosigkeit" der kaiserlichen Professoren zu charakterisiren, führt der Verfasser folgende Gottlosigkeiten an: „Um jeden Funken christlicher Andacht und Frömmigkeit zu ersticken, lehrten sie: bei Tische mit entblößtem Haupt zu sitzen oder ein Käppchen wie die Laien zu tragen, nur bei der Messe das Kreuzzeichen zu machen, nur jeden Monat zu beichten, den Papst nicht als Stellvertreter Christi zu verehren noch ihm Heiligkeit zuzuschreiben" u. s. w.

Weiterhin zergliedert der Verfasser „das verruchte Unternehmen" des kaiserlichen Edicts über das Generalseminar. In ihm heiße es nämlich: „es solle dem ultramontanistischen System für immer ein Garaus gemacht, die wahre Religion und das reine Dogma gelehrt werden; nur die Heilige Schrift Erbauungsbuch sein, besonders die spruchreichen Stellen, die der Frömmigkeit Nahrung geben; alle erdichteten Gebete, sowie die übertriebene Verehrung der Heiligen, die überspannten Versprechungen für das zeitliche und ewige Leben sollen entfernt, dagegen die Religion der Liebe gelehrt werden" u. s. w. Hierüber urtheilt der Verfasser: „es werde demnach Alles was nur immer an eine katholische Erziehung erinnert aufs frechste verspottet und streng verboten"; denn es sei sogar nicht gestattet sich „gegen nichtkatholische Bekenntnisse zu ereifern und lieblos auszudrücken", und solche „Grundsätze müßten zum Haß gegen die katholische Kirche, zur Vernichtung alles positiven Christenthums und zum Unglauben führen".

Wenn Christus solche Urtheile eines christlichen Priesters hörte, wie würde er Wehe ausrufen über die Schriftgelehrten und Pharisäer des 18. christlichen Jahrhunderts! Wir dürfen nicht mehr zürnen wegen der Roheit der untern Volksclassen, wir dürfen uns nicht mehr entsetzen vor der ungeheuern Begriffsverwirrung die bei den letzten politischen Aufständen zu Tage traten, wenn ein wissenschaftlich gebildeter Priester der Religion der Wahrheit und der Liebe sich vor Aeußerungen wie die obigen nicht scheut. Auch die wildeste Demokratie wird uns nicht so tief in die Barbarei des modernen Hunnenthums zurückwerfen wie der Jesuitismus unserer Tage, wenn er das volle Regiment erhält. Die Demokratie hat den Willen zu lernen, zu bessern, sich zu cultiviren, aber jener Jesuitismus scheut sich vor keinem Unrecht, vor keinem Meineid, um die Gleichheit der Verdummung, die unbedingte „Unterwürfigkeit unter die Autorität", den gedankenlosesten Gehorsam gegen ein fanatisches Priesterthum zu verbreiten. Wenn man sich bei den angeführten Aussprüchen gewisser Vorgänge in Italien, Frankreich und Deutschland erinnert, dann muß man das Aergste erwarten — nicht vom losgelassenen Pöbel, der sich, wenn er ausgerast hat, besänftigen und leiten läßt, sondern von jener Hierarchie, die in ihrem Haß unversöhnlich, in ihrer Zerstörungswuth unermüdlich ist!

Da die Seminaristen auf dem Generalseminar Tumulte anfingen und dann eigenmächtig zu den Bischöfen zurückkehrten, so erfolgten scharfe kaiserliche Edicte, „deren Bosheit so weit ging in dunkeln Worten auf die Bischöfe Verdacht zu werfen". Der Klerus protestirte und erklärte „vor Gott und im Angesicht der ganzen Erde, er werde den Befehlen der Menschen niemals gehorchen, wenn diese gegen Gott sind. Die bischöflichen Seminare seien die Zufluchtsorte der Unschuld, die heiligen Stätten der Tugend, wo man mit vieler Wonne die erquickende Milch einer gleich reinen und heilsamen Lehre einsauge; sie seien die fruchtbare Quelle der Wahrheit" Die Bischöfe foderten eine Menge Befreiungen von der Staatsgewalt und unter Anderm auch das Recht: „daß zu öffentlichen Staatsämtern in den Magistraturen der Städte und Dörfer nur Männer von gutem Rufe, guten Sitten und Fähigkeiten, namentlich aber treue Bekenner der katholischen Kirche befördert werden". Die „Frömmigkeit" des Klerus, wie Dies der Verfasser nennt, verlangte also Besetzung der administrativen Behörden, d. h. vollständige Herrschaft der Kirche über den Staat. Außerdem hoben sie noch hervor daß „ausgebreitete Kenntnisse der Geistlichen Gesundheit zu sehr schwächen um alsdann noch die beschwerlichen und mühsamen Arbeiten der Seelsorge zu ertragen". Das Weglaufen der Seminaristen, also der Ungehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, gefiel den Bischöfen so sehr daß sie in einer Adresse an den Kaiser auszurufen sich erdreisteten: „Segnen wir sonach die Vorsehung, welche im Augenblicke selbst wo dieses Werk (die Generalseminare) ausgeführt werden sollte, mit einem Hauch alle diese Ruchlosigkeiten über den Haufen geworfen hat."

Mögen sich Dies jene Regierungen merken welche den Thron auf die Kirche stützen, die sich der Hierarchie bedienen um ihre Völker in Fesseln zu legen. Die Hierarchie wird sich nicht begnügen Helferin zu sein, sie will herrschen und wird die Völker loslassen um sie gegen den Thron zu hetzen, wenn dieser zögert ihr in frommer Unterwürfigkeit seine Macht zu ihren Eroberungen zu leihen!

Joseph ließ sich durch die Opposition des Klerus nicht abhalten seine Pläne auszuführen, „unbekümmert ob sein Andenken mit untilgbarer Schande und mit Fluch beladen und seine Ehre in den Augen der Christenheit geschändet werde durch jenes abscheuliche Werk der Feinde der Altäre und Throne; die frommen Belgier aber traten mit verjüngter Kraft unerschrocken auf für die Vertheidigung des Glaubens ihrer Väter". Denn der Klerus hatte das Volk glauben gemacht, „das kaiserliche Seminar führe zur Auflösung aller religiösen Orden und verletze somit die Verfassung des Landes". Aber der kaiserliche Statthalter, „ein Meister in der Kunst der Verstellung, nahm die Miene an als wäre von Seiten der Nation und des Klerus gar Nichts vorgefallen". Der Letztere erklärte am 29. December zwar „daß es seine Pflicht sei sich der Vollstreckung der kaiserlichen Befehle zu unterziehen und Alles zu thun was in seiner Macht stehe, damit die Geistlichkeit und Pfarrkinder sich mit Ehrerbietung und Unterwürfigkeit danach richten", schloß aber seine Erklärung mit den Worten: „Es liege nicht in seiner Gewalt die Seminaristen zu nöthigen oder zu überreden sich wieder aufs kaiserliche Seminar zu begeben."

Gegen „den Fortschritt der pestartigen Seuche", d. i. die Volksbildung, berufen sich die Bischöfe stets „auf ihr unbestrittenes Recht den Unterricht und die Erziehung ihres Klerus selbst zu leiten". Sie folgern nämlich so: „Als Christus die Bischöfe anordnete um seine Kirche zu regieren, gab er ihnen auch in der Person der Apostel, deren Nachfolger sie sind, die volle Gewalt zu lehren was er sie selbst gelehrt hatte. Diese Rechte sind ebenso unveräußerlich und heilig als die Religion und die Verfassung der katholischen Kirche selbst unveränderlich sind." Die Belege zu diesen Behauptungen wird man im Neuen Testament vergeblich suchen. Nur jener Klerus fand eine Stelle, denn er bezieht die Worte Christi: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden", auf sich.

Die Regierung suchte jeden Conflict mit den Bischöfen zu meiden, daher foderte sie den Primas auf die Lehren der kaiserlichen Professoren zu prüfen. Dieser zog die Sache in die Länge um das Volk aufzuregen, und endlich erschien ein Protest „gegen Alles was bisher geschehen, noch geschieht und noch geschehen soll;" denn in „dem neuen Babel" trachteten die „gottlosen Priester" (die kaiserlichen Räthe) „auf den Leichen der Nation ihr teuflisches Institut zu errichten". Der Aufstand brach los, nachdem der Primas auf der Flucht jenen Protest erlassen und ein Anderer behauptet hatte, „er sei sei-

nem Herrscher stets ergeben und habe sich nie vom Gehorsam entfernt den seine Religion und sein Gewissen vorschrieben". Der Primas behauptete: „die Unmasse von unsinnigen Decreten, welche sämmtlich allen Gesetzen der Vernunft, der Natur, Weisheit, Menschlichkeit, Milde und Religion zuwider sind", treibe zum Widerstande; „das schamlose Schreiben" der Regierung hingegen „entflammte die Wuth der frommen Belgier aufs Höchste", und der Papst bescheinigte den Bischöfen daß „ihnen Nichts so sehr am Herzen lag als den dem Herrscher schuldigen Gehorsam mit dem Hirtenamte zu vereinigen".

Der Ausgang ist bekannt. Joseph empfing auf dem Krankenbette die Nachricht vom Abfall der Belgier, sie „beschleunigte seinen Tod, während Belgien in rauschender Begeisterung den Triumph seiner religiösen Freiheit feierte". Aber der Lohn traf Belgien und seinen aufrührerischen Primas. Die französischen Republikaner eroberten es, „schafften den katholischen Cultus ab, zogen die Kirchengüter ein und verurtheilten den widerspenstigen Primas zur Deportation". In Emmerich war er jedoch nicht sicher und flüchtete ins Münstersche, wo ihn aber „Deutsche, durch das Geld der protestantischen Regierungen aufgehetzt, verfolgten". Da Preußen ihn „für den Urheber der belgischen Revolution" hielt, so mußte er nach Holland wandern, wo ihn von neuem Verbannung bedrohte, wenn ihn der Consul Napoleon, „welcher die erhabenen Tugenden Frankenberg's bewunderte", nicht geschützt hätte. Er konnte daher 1804 in Breda ruhig sterben, „bewundert von den Zeitgenossen als unerschrockener Held und Bekenner des Glaubens in Wort und That!"

Da man voraussetzen muß, diese kühne und offene Sprache des deutschen Jesuiten ist nicht ohne Absicht an das katholische Deutschland gerichtet, so dürfen wir uns gefaßt machen recht bald ähnliche Proben gläubiger Worte und Thaten zu sehen, die Prologe dazu sind in England, der Schweiz und Baiern bereits aufgeführt.

F. Körner.

Skizzen aus Natur- und Völkerleben von J. G. Kohl. Zwei Theile. Dresden, Kuntze. 1851. Gr. 8. 3 Thlr.

Welchem Gebildeten unter dem deutschen Publicum wäre der Name des Verfassers dieser „Skizzen" unbekannt? Die Bändezahl seiner bisher im Druck erschienenen Werke bildet schon eine ganz hübsche Handbibliothek für Länder- und Völkerkunde, und enthält des Gediegenen und des wahrhaft Trefflichen nicht wenig. Auf dem Gebiete das Kohl seiner individuellen Neigung nach ausschließlich zu cultiviren unternommen, hat in neuerer Zeit kein Schriftsteller eine so außerordentliche, umfassende, und man muß gestehen, glückliche Thätigkeit entwickelt als eben er, und es kann daher auch wol nicht auffallen, wenn bei einer so großen Fruchtbarkeit der Production manches minder Gelungene mitunterläuft, und bisweilen durch die Breite der Ausführung der momentane Mangel an Tiefe zu ersetzen versucht worden ist. Für die letztere Behauptung sei es gestattet an seine Schriften über Oestreich und die Ostseeprovinzen zu erinnern. Aber selbst wo Dies der Fall ist wird man unwillkürlich zu dem Anerkenntniß sich gedrungen fühlen: daß man in Gesellschaft eines geist- und kenntnißreichen Mannes sich befinde, dessen leichtere, wenn man will oberflächlichere Unterhaltung stets einen eigenthümlichen Reiz übt, welchem man zur Erholung gern eine zeitlang sich hingibt, und der die darüber entschwundenen Stunden keineswegs bedauern läßt; denn auch in den Momenten solcher leichtern Unterhaltung findet man des Anregenden und geistig Belebenden genug, wenn man dem Gesellschafter nur nicht geradehin zumuthet die Kosten der Unterhaltung ganz allein und ausschließlich zu bestreiten.

Es dürfte in der That schwierig zu entscheiden sein was man bei Kohl mehr bewundern soll: den vielgewanderten, scharfblickenden, klar und sicher auffassenden Touristen, der mit gediegener Kenntniß eine feine Beobachtungsgabe auch für die kleinsten Verschiedenheiten und nuancirtesten Eigenthümlichkeiten verbindet, oder den vielgewandten, in reinobjectiver Darstellung oft so überaus mächtigen, stets aber anmuthigen, mit vollkommenster Sicherheit und Eleganz zeichnenden Schriftsteller, der lebendige Anschauungen ebenso frisch und lebendig zu reflectiren, und selbst dem Unbedeutendern wenigstens ein momentanes Interesse durch geschickte Einordnung und wohlnuancirte Färbung zu verleihen weiß. Unbedingt aber sind ihm zwei Vorzüge eigen, deren die große Mehrzahl unserer modernen Touristen sich nicht rühmen kann. Wie er nämlich eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe für das Leben in den Kreisen besitzt die er zu seinen Schilderungen sich gewählt, so wählt er auch in der That keine in denen er sich nicht heimisch, und folglich der Darstellung dieses Lebens durchaus gewachsen fühlt. Diese beiden Vorzüge aber sind hoch anzuschlagen, denn der eine oder der andere (nicht selten alle beide) gehen den meisten der neuern Weltfahrer ab. Wie oft fanden wir bei diesen daß sie, bemüht dem Publicum etwas recht Piquantes mitzutheilen, sich an sogenannte Celebritäten, namentlich an Staatsmänner drängen um von diesen ein paar Aeußerungen zu erpressen, die dann als deren geheimste Meinungen und politische Grundprincipe der Oeffentlichkeit schleunigst übergeben werden, wenn auch alle Welt weiß daß Niemand weniger als ein Diplomat seine Herzensmeinungen ausspricht, und wo er Dies gegen einen reisenden Schriftsteller thut, nur sagt was er eben an den Mann gebracht wissen will, und andererseits dem Kundigen nicht verborgen geblieben daß mindestens die Hälfte solcher profunden Mittheilungen in der That reine Erfindungen sind. Bei Kohl findet — und man kann Das nicht genug loben — gerade das Gegentheil statt. Auch ihm hat es auf seinen Reisen (wir erinnern nur an die nach England) nie an Empfehlungen gefehlt die ihm die höhern Cirkel öffneten, und man bemerkt gelegentlich sehr wohl daß ihm dieselben keineswegs fremd blieben; seine Schreibweise ist nicht gesucht-piquant, obwol überall von Interesse, und dennoch schildert er nur Das aus dem Völkerleben was das öffentliche Leben und die Volksthümlichkeit jedem tüchtigen Beobachter darbietet der gehörig aufzufassen und das Aufgefaßte klar wiederzugeben versteht. Gerade die Beobachtung der Einzelheiten, um aus hundert derselben ein großes, klares Ganze zu bilden, ist die Hauptstärke Kohl's, und daß er einsieht daß Dies eben seine Stärke ausmacht, Das hat auf solange Zeit ihm die Theilnahme des Publicums gesichert und erhalten, das daneben seine Schwäche — nämlich die oben schon angedeutete Breite in die er sein Material ausdehnt — gern übersieht, während sie in der That seine Arbeiten bisweilen sehr benachtheiligt.

Wir haben Das schon früher bei anderer Gelegenheit ausgesprochen, glaubten indeß auch hier noch einmal darauf zurückkommen zu dürfen, da auch in der kleinen Genrebildergalerie die uns hier vorliegt, in den „Skizzen aus Natur- und Völkerleben", die großen Vorzüge und kleinen Schwächen sich vorfinden, die den Autor eben zu Dem machen was er ist.

Das neue Werk enthält eine Reihe von Aufsätzen, äußerlich zwar sehr verschiedenen Inhalts, aber durch die stete Beziehung auf die Cultur und Entwickelung der Menschen, der Länder und der Völker unter dem Einflusse einer einheitlichen Idee stehend, und durch dieselbe wie durch ein geistiges Band zusammengehalten. Strahlen die von einem Mittel- und Brennpunkte aus nach verschiedenen Richtungen sich verbreiten, aber überall das Centrum klar erkennen lassen dem sie entsprungen sind, und auf welches sie wiederum zurückführen; eine Zusammenstellung kleinerer und größerer Aufsätze, während des letzten ereignißschweren Lustrums entstanden, vielleicht zum Theil wenigstens aus äußerer, momentaner Anregung und aus dem Bedürfnisse hervorgegangen die eigene Rettung gegenüber so manchen eigenthümlichen Zeitverhältnissen zu fixiren, zum Theil jedenfalls auch nur, was der Titel besagt, Skizzen zu späterer

Ausführung bestimmt, zu welcher dann aber vielleicht die innere Stimmung oder die äußere Anregung mangelte. Des Verfassers Eigenthümlichkeit findet auch hier treulich abgespiegelt sich wieder. Wir haben mit lebendigem Interesse diese beiden Bände gelesen, und dürfen dieselben dem gebildeten Publicum empfehlen. Denn mag auch nach individueller Anschauungsweise und Geistesrichtung den Einen dieser, den Andern jener der hier dargebotenen kleinen Aufsätze vorzugsweise ansprechen, so sind wir doch überzeugt daß Niemand ganz unbefriedigt diese Bände aus der Hand legen wird.

Die Einleitung der Sammlung bilden „Politische Meditationen", ein Viertelhundert an der Zahl, geschrieben in den verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849. (Beiläufig: der Verfasser hat den sämmtlichen Aufsätzen dieses Werks das Entstehungsjahr beigefügt; und es dünkt uns ebenso zweckgemäß als interessant, und er hat ganz Recht wenn er Gewicht legt auf die Beachtung dieses Umstandes.) Man weiß ja, die politische Volksthümlichkeit oder die volksthümliche Politik ist niemals Sache des Verfassers gewesen; er gehört seinem innersten Wesen nach der strengconservativen Richtung an, und wer ihn kennt, wird im voraus sich sagen können daß auch diese Meditationen — mehr oder minder ausgeführte politische Aphorismen möchten wir sie nennen — in demselben Geiste geschrieben sind. Großentheils hat er sie comperativ-historisch gehalten; namentlich gilt Das von der zweiten Hälfte jener Aufsätze. Als Motto für alle könnte gewissermaßen die Ueberschrift des ersten gelten: „Das Göttliche und Unbezwingbare in den menschlichen Dingen." Natürlich fehlt es nicht an Polemik gegen die „Wühler", und bisweilen an scharfer Polemik; doch versteht es sich bei Kohl von selbst daß sich dieselbe stets in anständigem Tone bewegt. Mag man nun auch so Manches darin mehr geistreich als wahr, mehr blendend als positiv-unfehlbar finden: man wird doch diesen Ansichten, weil sie Ueberzeugungen sind, ihre Berechtigung nicht absprechen können, wenn ihnen auch die Schärfe und Klarheit seiner politischer Durchbildung abgeht.

Die kleinen Genrebilder aus des Verfassers eigenstem Kreise: „Die Reise zur Wesermündung", die „Moselfahrt von Trier bis Koblenz", die „Höhlen der fränkischen Schweiz", sämmtlich aus dem Jahre 1849, reihen sich unbedingt dem Besten an was er geschrieben. In anderer Weise nicht minder interessant müssen wir die ältern Aufsätze über „Das slawische Element in Dresdens Umgebung", über „Die abergläubischen Meinungen, Sitten und Gebräuche eines deutschen Volksstammes (der ländlichen Bevölkerung am Fuße des sächsischen Erzgebirges) im 19. Jahrhundert", wie die Bemerkungen über „Die Nahrungsweise der Bewohner des Erzgebirgs", die wiederum für die feine und sorgsame Beobachtungsgabe des Verfassers, und für sein obenerwähntes Talent, aus hundert kleinen Einzelheiten ein interessantes Gesammtbild zusammenzustellen, klares und deutliches Zeugniß ablegen. Besondere Beachtung wird man auch dem Artikel über „Die Donau in ihren natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen" schenken müssen, und dabei sicher bedauern daß derselbe nicht weiter ausgeführt worden, während man gern des Verfassers Ansichten über „Die deutsche Kriegsflotte" (auch jetzt noch, da sie bald ins Gebiet der Märchen gehören wird), für deren Gründung um jeden Preis er sich ausspricht, sowie über „Die Slawen und panslawistischen Tendenzen", kennenlernen wird, auch da wo man vielleicht nicht vollständig mit denselben sich einzuverstehen vermag. Ein paar kleinere Aufsätze über den „Cretinismus in der Schweiz", und die „Eigenthümlichkeiten des Deutschen (nämlich Dialekts) im berner Oberlande", gewähren so manche lehrreiche Aufschlüsse, und die größere Abhandlung: „Panem et Circenses! oder Betrachtungen über die neuen Reformen in der Behausung, Kleidung, Nahrungs- und Vergnügungsweise der europäischen Völker und namentlich der Deutschen", ist so anregend und fesselnd geschrieben daß man sich schwer von ihm trennen wird, obgleich wir meinen der Verfasser habe gerade hier in stark optimistischer Richtung etwas zu schillernd und glänzend gefärbt, und an das alte Wort erinnern möchten: es sei nicht Alles Gold was glänzt.

Man sieht, das Werk zeichnet sich durch reichen und mannichfachen Inhalt aus, und bietet der flüchtigern Lecture, wie der weitern Betrachtung manchen interessanten Stoff. Es sei daher von uns überzeugungsvoll nach seinem Innern empfohlen, wie es in seinem Aeußern durch saubere Ausstattung und verhältnißmäßig billigen Preis sich empfiehlt. 84.

Zur neuesten deutschen Märchenpoesie.

Jüngste Erscheinungen.

Seitdem Putlitz uns erzählt hat: was sich der Wald erzählt, ist ein neuer Märchenreiz in die dichtungdurstige deutsche Poetenjugend gefahren. Der grüne Wald, den man lange ungetreu sich selbst überließ, beginnt wieder mit seinen grünen Zweigen und Ranken hineinzuragen in die Welt deutscher Dichtung. Es spricht und singt und klingt wieder unter allen Büschen; wo die Lilienblume in makelloser Reinheit himmelauf kelcht, wo die rothe Digitalis und die blaue Campanula den stillen Blumensonntag einläuten, da kauert nun wieder unter jedem Strauch ein strahlendes Elfchen, und der deutsche Poet, nachdem er sich lange genug im socialen Qualm der Städte herumgetrieben, wirft sich wieder „unter den Schatten des blühenden wilden Rosenstrauchs" und läßt sich von ihm „gar liebliche Märchen" erzählen, Märchen die ihm der Mond vertraut, welchem sie wieder „die traute Freundin Nachtigall" geklagt hat, und so fort mit neugeborener romantischer Naturgrazie in infinitum.

Wir reagiren wieder einmal auf die grüne Unmittelbarkeit der Natur und Das ist gut, ja, es ist sehr gut, denn zur Natur und Naturpoesie muß einmal wieder zurückgekehrt werden. Diese Rückkehr ist wenigstens der Anfang eines poetischen Fortschritts. Die alte Romantik ist abgestreift, aber zu einer neuen gedankenvollern, gestaltvollern Naturromantik muß es kommen. Es läßt sich über diese durch ein jüngstes poetisches Gebahren hervorgerufene Wahrnehmung sogar philosophisch werden. Denn der denkende Geist, der der Dinge Kern zu erforschen strebt, muß sich in seiner denkenden Sprache ungefähr Folgendes sagen: Solange der Mensch seine Naturbestimmtheit an sich trägt, d. h. solange er natürliches Wesen, Naturgeschöpf ist — und Das wird solange dauern als es eine Menschheit gibt —, kann und soll er sich dieses seines Elements nicht entschlagen noch entäußern. Thut es der Dichter, insbesondere der Poet von heute, desto schlimmer für ihn. Denn die Natur ist die ewige und erste Bedingung alles Schaffens, wie sie es alles Seins ist. Die Natur ist aber nicht Das was der Weltschmerzmann seine schöne Gegend nennt, sondern sie ist der ewigfrische, für Jedweden der Ohren hat zu hören offen strömende Brunnquell alles organischen Werdens, ja des geistigen selbst. Aus ihr saugt erst der Geist seine Unendlichkeit. Neben der Natur ist der Mensch Nichts, sondern allein in ihr und durch sie, und wer prude und zeitverbildet genug war diese Gesellschaft zu desavouiren, Den hat der wahrhaftige Geist aller Poesie längst verleugnet. Umsonst hat der Demiurgos, den wir frommen Sinnes Gott nennen, die Natur in ihrer ewigen Schöne und Zeugungsfähigkeit nicht um uns herum gelegt (sie die Menschen umringen lassen), sondern darum daß wir jederstund unsern Geist an ihr erfrischen sollen.

Es ist bekannt wie nahe die Naturphilosophie einst an die frisch-poetische Naturromantik grenzte. Lassen wir jedoch diese schwerfälligern Formen fallen und reden Selbstnatürliches. Was den deutschen Poeten jetzt aus dem Steinkohlenqualm der socialen Dunstwelt hinausjagt in den frischen, grünen Wald, und ihn dort wieder traulich zu Blümchen und Elfchen gesellt, ist ein Drang sich zu retten, sich zu erlösen!

Der schwüle Tagesjammer will sich abkühlen in der grünen Waldeinsamkeit. Diese Ekstase ist fürs erste ein Act der Verzweiflung, sie wird uns Deutschen dereinst aber noch zum poetischen Segen werden. Wo die Natur vollständig in ihre ursprünglich-poetischen Rechte tritt, da hebt allsogleich das Märchen an. In dem grünen Waldmärchen schütteln wir den ekeln Staub der Zeitnoth ab und entsinnen uns leise und allmälig wie selig es ist: ein Kind noch zu sein.

Die deutsche Poesie muß wieder vom Kinde anfangen, wenn nicht zuletzt ein elender zeitverstümmelter Eunuch aus ihr werden soll, der, ausgemergelt und saftlos, selbst Dessen nicht mehr gedenkt daß er einst ein Mann war!

Komme ich zu unsern „Erscheinungen". Da liegen zwei solcher Märchen-Erscheinungen vor, an denen sich der modernste poetische Drang und mit ihm das in äußerste Extreme sich verfahrende Wesen der poetischen Jüngstzeit gründlich studiren läßt. Es gibt nämlich eine Poesie die tief im Gemüth wohnt und lange in ihm schlummert, so lange bis der Aaronstab an den dürren Felsen Gegenwart schlägt und nun daraus mit eins die Brünnlein lustig springen. Was nun da herausfließt ist Wahrheit, Klarheit und der langverhaltene Drang der echten ungeschminkten Natur, ist wahre unverfälschte Poesie. Das wäre das Eine. Nun kommt aber ein anderes trübes, vages, unstetes, unreifes Dichten, das sich zwar auch in die Natur zu retten sucht, aber in öder Unklarheit noch am ekeln Wust und Dunst der Schweren-Zeitnoth hockt und hängt. Diesem Dichten ist die reine Rückkehr zur Natur als solcher unmöglich; sie buhlt noch liederlich mit dem Unnatürlich-Menschlichen, mit dem socialen Zeitgespenst, das wir eben loswerden müssen, wenn die Aurora der neuen poetischen Zeit uns aufgehen soll. Dabei ist dies vage Dichten doch innerlichst zur Natur hingedrängt, aber der Fluch der noch auf ihm ruht ist eben jener noch nicht abgestreifte Staub und Weltkehricht. Es sieht den grünen Wald vor Bäumen nicht; es spricht — umgekehrt wie der große Lalande sagte: „Seit 30 Jahren suche ich am Himmel und finde Gott (den Gott der Priester nämlich) nicht": — ich suche den Naturgott, den echten, hinter allen Büschen und kann ihn doch nicht finden.

Diese beiden allermodernsten Natur- und Märchen-Gegensätze sind es die in den beiden vorliegenden Dichtungen echtgleichnamig polarisch vertreten sind, weil ja das Gleichnamige sich in alle Ewigkeit abstößt:

1. Das Märchen der Thränen, von Adalbert Mittau. Halle, Pfeffer. 1851. 12. 16 Ngr.
2. Frühlingsmärchen, von Katharina Diez. Mit einer Vorrede von Wilibald Alexis. Berlin, Krüger. 1851. Gr. 16. 15 Ngr.

Dem „Märchen der Thränen" liegt eine poetische Idee zum Grunde, sie ist aber mit eclatanter Confusion durchgesetzt. Der Gedanke: die Thränen, als solche, zu stetig-unabwendigen Begleiterinnen eines ganzen reichen Menschendaseins zu machen, die ganze nichtsnutzige Menschenwelt dieser Zeit und Gegenwart zuletzt durch die Thräne zu adeln, und ihr verlebtes, verbleichtes Nichts in die Klarheit und Wahrheit einer „letzten Thräne" aufzulösen, der Gedanke: mit der an allem Menschlichen irregewordenen Thräne zu guterletzt ein Haschens und Versteckens im Walde durch Sonnenschein, Blumenduft und Waldesgrün zu spielen, der Gedanke mit Einem Wort: die Thräne in ihrer vielgestaltigen Bedeutung märchenhaft zu gestalten und zu personificiren, ist von Grund aus schön und poetisch. Aber alte Tannen, rauschende Eichen, blaue Blumenglöckchen, Thau und Mond und Hörnerruf und Abendwind machen für sich noch kein Märchen, und was soll uns die Thräne, wenn sie zu ohnmächtig ist Schmerzen zu lindern und den ausgebrannten Menschen mit der Natur, seiner Heimat, und der in ihr schaffenden Gottheit zu versöhnen? Was soll uns in diesen werden-sollenden Naturbezügen — denn auch die Thräne ist etwas Natürliches — das ausgedörrte seelenlose naturberaubte Menschenvolk, was soll uns die narrenhafte Comtesse und die „Valentine" und Griepenkerl's „Robespierre" und Heinrich Heine und Arnold Ruge und Freiligrath und Windisch-Grätz und all Dergleichen, was Kunstreiter und Judenmädchen, und gar die via dolorosa nebst Jordan und Golgatha und dem Kidronbett, wozu noch die Cröllwitzer Fähre bei Halle an der Saale und ein verrückter Cantor von ebendaher kommen, der eigentlich Adalbert heißt und ein Poet ist — was soll uns mit Einem Wort dieser ganze Trödelkram aus der öden Sackgasse, sociale Welt genannt, wenn es sich darum handelt bei der Natur und durch die naturbedeutsame Thräne bei Dem zu sein der sie seit Ewigkeit durchdringt? Das Alles ist unreifes Wesen, verfehltes Wollen, krankhafter Drang, ist jene zuckende Desperation der Zeit, die sich für Poesie ausgibt, weil sie freilich Grund genug hat aus der eigenen Haut zu fahren. Darin ist kein Friede und keine Freude, und wenngleich die Tannen und Eichen ahnungsvoll rauschen und Glockenblümchen leise klingt und Glühwürmchen leuchtend schwärmt und Kröte leuchtend kriecht und Nachtviolen thränenperlend Nachtgebete zittern u. s. w., so ist doch in all dem Wesen und Treiben keine Einheit, kein Verständniß, kein Sinn und keine poetische Befriedigung, und der unschöne Held und Dichter Adalbert, „dieser junge Mann, der ein Freund der Thränen und des Schmerzes ist", der bettelnd nach Neapel und nach dem Oelberg wandert, dem „auf dem Weltmeer schwimmende Wolken das Kreuz des Südens zeigen", der aus seinem Dörfchen, wo er die Gänse gehütet, in die Welt hinauszieht um „unsterblich zu werden", um „in homerischen brausenden Gesängen die neue Zeit &c. zu singen", — ist doch zuletzt nur ein unschöner poetischer Narr, der naturverfemt noch im Straßenkehricht des socialen Menschenthums wandelt und den weder „Lotosblumen" noch „Opuntienfeigen", noch „Eichendorff" und „Hölty" von dem Jammer erlösen werden daß ihm der Geist der Natur für immer den Rücken kehrt! Das heißt man Rübezahl, nicht Dionysos, und von Alledem und Alledem bleibt nur die Wehmuth der unendlichen Gewißheit daß der Mensch in seiner Verschrobenheit selbst es ist der sich die Natur verhunzt. Sammle dich, Dichter! Weihe dich der Natur, aber ihr, ihr allein in reuiger Demuth! Wirf ab den Narrenglauben: ein poetisches Genie zu sein! Sei fürderhin kein genialer Windbeutel! Brauch eine reuige Molkencur im grünen Walde ohne pretentiöses Hineinragen in die sociale Narrenwelt — alsdann wird vielleicht in einem mondbeglänzten Märchenaugenblick der Nacht der echte Geist der Märchendichtung dich beschatten und du wirst, wo nicht unsterblich, doch vernünftig werden!

Da lobe ich mir statt Dessen den reinen poetischen Wald- und Frühlingsduft der aus den „Frühlingsmärchen von Katharina Diez" uns entgegenweht. Hier ist die Natur im Innersten ergriffen, obwol Alles nur auf ihrer heitern Oberfläche spielt und vorsichgeht. Natur hat aber einmal weder Kern noch Schale, sondern wer sie im Ganzen, d. h. in ihrem Geiste erschaut, hat Beides, ihr Aeußeres wie ihr Inneres. Und dann ist soviel gewiß daß auf dem natürlichsten Wege zur Natur zurückgegangen sein will, und die kindlichste Natürlichkeit der Natur und ihrer Poesie ist ja eben das — Märchen. Das Schöne dieser „Frühlingsmärchen" ist nun eben daß sie ganz und gar nur kindliche Naturmärchen sind. Das Märchen fängt in diesen Dichtungen wieder rein bei sich selbst an. Alles Weltliche, Künstliche ist gestrichen. Der Mensch thut hier Nichts als lauschen; die Natur selbst spricht und gestaltet zierlich und bedeutsam, aber ganz im Kleinen durch ihre kleine Thier- und kleine und große Pflanzenwelt. Die Natur in ihrer traulichen Lebendigkeit dichtet hier leise im Verborgenen, aber in diesem leisen Dichten wohnt die Deutung, das Symbol, und diese sind es die die Brücke hinüber zu dem Menschlich-Geistigen schlagen. Sicherlich hat Wilibald Alexis, der diese lieblichen Märchen mit einem Vor-

wort begleitet hat, Recht wenn er sagt: daß hier die köstlichsten Naturanschauungen in so einfacher, kindlich gehaltener Darstellung geboten werden, daß sie des Kindes Gemüth fesseln müssen und gewiß auch anderer Leser Gemüther, die eben auf natürlichstem Wege zur Natur zurück wollen.

Allein ich finde in diesen „Frühlingsmärchen" noch einen tiefern seltenern Hauch und Geist, ein geheimes und doch offenbares Wehen, das an die höchsten Foderungen alles Poetischen anklingt, d. i. nämlich die naturgetreue Consequenz und Anmuth, womit hier die Natur in Wahrheit beseelt wird. So, wie in diesen Märchen geschieht, lebt die Natur im Kleinen wirklich. So, und nicht anders, muß es hergehen unter den Gräsern und Blumen, zwischen Käfern, Bienchen, Schmetterlingen, Libellen und Nachtigallen. So lebt es und regt es sich im Bassin des sonst nicht allzu poetischen „Thiergartens" (es ist von dem berliner die Rede) unter den „Goldfischchen", die hier ihr wellenkühles Dasein führen. So stirbt auch der arme kleine Goldfischkönig, den der Herr des Teichs leider zu früh aus seinem Fischkasten that, an dem grausamen starren Gesellen „Frost", und „Sonnenschein", der warme Freund aller Goldfischchen, kann ihn nicht retten. So und nicht anders hausen Frost und Schlange mitsammen im Dornbusch, bis der Frost der tückischen Schlange endlich selbst den Kopf zertritt u. s. w.

Wer natürliche Dinge, die Thier-, die Pflanzenwelt rc. in die Poesie des Märchens hinüberverklären will, Der muß fürs erste ihre Natur, das So und nicht anders ihres Daseins erfassen. Schneeglöckchen muß sich benehmen wie Schneeglöckchens Art ist, und Rose wie der Rosen Art, und Schnecke, Gotteskühlein, Specht, Frosch und Kröte, Thau, Sturm, Blitz und Irrlicht, all dies Gezeug muß thun und reden wie es Schneckes, Gotteskühleins, Spechts und Froschs und Krötens, Thaus, Sturms, Blitzes und Irrlichts Art und eigenstes Wesen ist. Durch dies Ensemble, wo jedes einfach seine Art vertritt, entsteht die Harmonie des Märchens, und aus diesem Durcheinanderspiel aller zu einem Sinn redet und dichtet uns der Geist der Natur selbst. Wir wollen nicht die Natur verallegorisirt und Fremdes, Menschliches in sie hineingetragen wissen; so Etwas ist kein Märchen! sondern die Natur soll sich in ihren einzelnen Gestaltungen natürlich-regsam selbst entfalten und so aus sich selbst sich deuten und in die Kreise hinüberfließen die der Mensch, oft gedankenlos und anmaßend, sein eigen nennt. Und diese Aufgabe ist in diesen „Frühlingsmärchen" auf das trefflichste und doch kindlichste gelöst. Ja, diese Dichtungen stehen nicht, wie Wilibald Alexis (gewiß ein competenter Geist, wo es Echtpoetisches gilt) sich in leichtverständlicher ironischer Wendung ausdrückt, „im ironischen Widerspiel der Zeit, die nur Realitäten will" — sie sind vielmehr selbst Realitäten, denn Realeres als die wahre Poesie gibt es nun einmal auf Erden nicht.

Ich fürchte den Raum für diese Anzeige schon überschritten zu haben. Allein es mußte einmal bei so schöner und wahrer Gelegenheit ein Wort auch über diese gewiß bedeutsame Richtung der jüngsten zur Natur rückstrebenden Poesie geäußert werden. Auf die einzelnen poetischen Momente dieses Frühlingsmärchen-Buchs läßt sich hier unmöglich eingehen. Wer sich überzeugen will, ergreife das Büchlein und lese darin die Märchenabschnitte: „Ein Gewitter", „Die Schnecke und ihre Freunde oder die Reise nach der Rose", „Der Tod des kleinen Goldfischkönigs" und das waldmärchenhafte Schlußgedicht: „Genovefens Wiegenlied."

Möge die Verfasserin uns bald wieder auf gleichem Gebiet begegnen; es ist ihr eigenstes Revier, das kein „Verständiger" ihr streitigmachen kann noch wird. 39.

Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte und Oken.

Als der Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte noch in der Schweiz bei seiner Mutter, der Prinzessin Hortensia, verweilte, verkehrte derselbe oft mit dem in Zürich für Naturwissenschaften wirkenden deutschen Gelehrten, dem genialen Oken. Waren die politischen Ansichten Beider verschieden, so entspann sich oft Streit, dem baldige Aussöhnung folgte. Namentlich ließ Oken in seiner Weise den kaiserlichen Prinzen bei Gelegenheit seines kühnen Zugs nach Strasburg hart an, was dieser übel vermerkte, jedoch späterhin eingestand, Oken habe Recht gehabt.

Als nach Oken's Tode dessen Freunde in Jena die Ausführung der Idee vorbereiteten dem deutschen Gelehrten ein ehernes Denkmal zu setzen, wendete man sich auch an den Präsidenten der Französischen Republik und foderte ihn durch Uebersendung des Programms zu einem Beitrag auf. Mit umgehender Post kam das Programm zurück, auf dessen Subscriptionsliste der Präsident Ludwig Napoleon Bonaparte eigenhändig eine bedeutende Summe eingezeichnet hatte, begleitet von nachfolgendem verbindlichen Schreiben:

„Monsieur. Le Président de la République a bien voulu s'associer à la pensée que vous avez eue d'élever un monument à la mémoire du savant professeur Oken et s'est inscrit sur la liste de souscription dont vous lui avez fait l'envoi par votre lettre du 17bre courant pour une somme de .... francs.

J'ai l'honneur de vous prévenir, Monsieur, que vous pouvez vous couvrir de ces .... francs parc un mandat a présentation sur M. l'intendant du Palais de l'Elisée.

Joint à ce pli la liste de souscription. Recevez, Monsieur, l'assurance de ma considération très distinguée.

Paris le 23 Septembre 1851.

Le Secrétair Général A. Chevalier."

So ehrt Napoleon's Neffe die Manen des deutschen Gelehrten. 85.

Notizen.

Mezzofanti.

Lady Blessington gedenkt in ihren „Wanderings in Italy" des durch seine Kenntniß zahlreicher Sprachen berühmten Mezzofanti. Es war zu der Zeit als Mezzofanti noch Bibliothekar in Bologna war. Lady Blessington war mit ihren Reisegefährten in die Kirche des heiligen Petronius gegangen, von ihnen aber, während sie einer Procession nachblickte, getrennt worden. Verlegen, wie sie sich der andringenden Menschenmenge allein entwinden solle, freute sie sich ganz in ihrer Nähe eine Aeußerung über den schönen Tag des Festes in englischer Sprache zu vernehmen, aus dem Munde eines Mannes den sein Aeußeres als einen Geistlichen erscheinen ließ. Sie berührte den Arm des Mannes leise, erzählte ihm wie sie von ihrer Gesellschaft getrennt worden sei und bat um den Schutz des Landsmannes. Er sagte ihr diesen sofort zu, doch mit dem Hinzufügen daß er ihr Landsmann nicht sei. „Wenn Sie denn kein Engländer sind", erwiderte die Lady, „so können Sie Niemand anders sein als der Professor Mezzofanti." „In der That, mein Name ist Mezzofanti", antwortete der gefällige Mann. Noch an demselben Tage stattete ihm die Lady einen Besuch ab und er erwiderte ihn ihr und ihren Reisegefährten am Abend desselben Tags. Die Lady erzählt: „Mezzofanti gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Er hat ein intelligentes Gesicht; sein Wesen ist angenehm und natürlich, seine Conversation interessant und verständig. Als wir ihn befragten, ob er wirklich wie wir gehört vierzig Sprachen zu reden verstehe, versicherte er bescheiden daß große Uebertreibung bei dieser Angabe sei. Eine bestimmte Zahl gab er nicht an. Doch müssen seine Sprachkenntnisse sehr bedeutend sein, da sie in so großem Rufe stehen, und nach der Richtigkeit zu urtheilen mit welcher er Englisch spricht, ohne je Italien verlassen zu haben, kann ich an seine Fertigkeit in andern Sprachen wol glauben." Nur meint die Lady, dürfe man vielleicht glauben daß seine Fertigkeit die verschiedenen Sprachen zu lesen und zu schreiben

tiefere Kenntnisse ausschließe. „Mezzofanti", sagt sie, „kann mit einem Manne verglichen werden der die Schlüssel zu vielen Palästen besitzt, ohne Zeit zu haben in alle zu gehen, oder der seine Zeit verwendet hat mit Verfertigung der Schlüssel zu den Palästen, die er vielleicht nie betreten wird, statt sich zum Herrn einiger derselben zu machen." 24.

Statistische Notiz über die Cholera in Paris.

Der Rapport „Sur les épidémies cholériques de 1832 et de 1849, dans les établissements dépendant de l'administration générale de l'assistance publique de la ville de Paris" von Blondel ist ein ebenso instructives als interessantes Werk über die beiden Choleraepidemien in den Jahren 1832 und 1849. Besonders bemerkenswerth ist die statistische Vergleichung derselben in ihrem Auftreten, Aufhören und ihren Opfern. In beiden Jahren begann die Cholera fast zu derselben Jahreszeit und hörte ebenso wieder auf. Sie brach im März aus, das erste mal am 26. März, das zweite mal am 18. März. Fast gleichmäßig dehnte sie sich in allen Stadttheilen aus, nur daß sie 1832, nachdem sie einmal ausgebrochen war, gleich anfangs heftig wüthete, dagegen 1849 mehre Wochen lang anfänglich sich nur vereinzelte Fälle zeigten. Beide mal verlor die Cholera ihren epidemischen Charakter im Monat October, aber 1832 verschwand sie völlig erst nach mehren Jahren, 1849 bereits nach vier Monaten. Beide male stieg seltsamerweise ihre Intensität wenn nicht in denselben, so doch an denselben Tagen auf das höchste. Im Jahre 1832 starben am 8. April 769, am 9. April 861 und am 10. April 848; 1849 am 8. Juni 708, am 9. Juni 637 und am 10. Juni 721. Im Jahre 1832 trat diese Sterblichkeit binnen 14 Tagen ein, vom 26. März bis 9. April, 1849 binnen 84 Tagen, vom 18. März bis 9. Juni. Am meisten starben im Jahre 1849 Lumpensammler, nämlich von 47 Erkrankten 32; ferner starben von 183 Kutschern 116. Unter den Frauen wurden am meisten solche hingerafft die in Pantoffeln arbeiteten, nämlich 42 von 47; von 18 Modistinnen starben ferner 11. Im Ganzen starben 1832 an der Cholera 18,402, im Jahre 1849 dagegen 19,069, was verhältnißmäßig jedoch weniger ist, weil damals Paris über 200,000 Einwohner weniger hatte als 1849, wo es 995,504 zählte.

Für die Verehrer Dante's.

Vor kurzem wurde in London eine interessante Sammlung verschiedener Ausgaben alter Handschriften und Commentare zu den Werken Dante's verkauft. Diese Sammlung gehörte dem Vater des Sir Charles Lyell und war mit großer Mühe und vielem Aufwand zusammengebracht worden. Der chronologisch geordnete Katalog derselben wird für Liebhaber und Bibliographen nicht ohne Interesse sein. Die erste Ausgabe der „Divina commedia" (Fuligno; Folioausgabe) aus dem Jahre 1472, deren zehn erste Seiten aus einer alten Schrift copirt sind, war in alten Maroquin eingebunden und wurde mit 740 Francs bezahlt. Ein sehr schönes Manuscript aus dem 15. Jahrhundert desselben Gedichts mit werthvollen Randmalereien und vergoldeten Anfangsbuchstaben, welches den Namen und die Unterschrift des Historikers Benedetto Varchi, dem das Exemplar gehört hat, trägt, wurde für 1250 Francs verkauft. Die ganze Sammlung trug die Summe von 6666 Francs ein. 2.

Ein Pensionat für (Shakspeare'sche) junge Damen.

Eine englische Schriftstellerin ist auf die seltsame Idee gerathen eine Vorbereitungsschule junger Heldinnen zu gründen, lauter Kinder von Mr. William Shakspeare: Portia, Lady Macbeth, Desdemona u. s. w.: „The girlhood of Shakspeare's heroines; in a series of fifteen tales. By *Mary Cowden Clarke*" (Theil 1—4, London 1851). Hören wir einen britischen Kritiker über diese Erziehungsskizzen, welche nicht ohne literarisches Geschick entworfen sind, mögen sie auch der verderblichen Sucht, Neuigkeiten auf den Büchermarkt zu bringen, ihr Dasein verdanken: „Unsere Verfasserin sucht zu zeigen, was allenfalls Erziehung aus diesen Charakterstoffen machen konnte, welche der Zauberer aller Zeiten so wundersam fertigte; und uns däucht sie hat es mit Gewandtheit und Empfindung gethan. Die Damen, wohlverstanden, befinden sich bei ihr in ihrer Jugend, bevor sie ihr Handwerk antraten, bevor sie auch nur wissen daß sie zu Heldinnen bestimmt sind. Dies erhält sie in dem Kreise unserer Sympathien. Es sind die jungen Damen von Mrs. Clarke's Seminar Nichts weiter, und wie wir sie in Procession spazierengehen sehen, denken wir bei uns selbst: «Ach ihr armen Lieben, wenn ihr wüßtet was euch bevorstünde!»" 8.

Der Naturforscher Lacépède.

Von diesem großen Gelehrten, der von corpulentem und sanguinischem Aussehen war, wird von dem verstorbenen Friedrich von Müller, weimarischem Kanzler und Freunde Goethe's, in dessen vielfach anziehenden „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13" (Braunschweig 1851) ein Zug erzählt, der beweist wie sehr derselbe ohne allen Geist und Geschmack war. Kurz nach dem Tode seiner Frau entdeckte er nämlich eine neue Gattung von Fischen, der er in seinen Schriften den Namen seiner Gattin gab, indem er drucken ließ: „Les âmes sensibles ne me refuseront point de donner à ces nouveaux poissons le nom d'Anne Marie Huberte de Lacépède."

Der Marschall Ney.

Von diesem erzählt der Kanzler von Müller in seinen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13" eine höchst charakteristische Aeußerung. Derselbe traf mit dem Marschall im April 1813 in Erfurt zusammen. Er bemerkt von ihm: „Sein ganzes Wesen verrieth unerschütterliche Festigkeit; er erschien mir ganz wie aus Bronze gegossen; allenthalben aus seinem Benehmen leuchtete eine gewisse trotzige Sicherheit und der zuversichtlichste Glaube an Napoleon und sein Siegesglück hervor. In Bezug auf Letztern äußerte er: «Je ne suis qu'un atôme devant le grand homme; je suis un fusil chargé, l'empereur commande, et le coup part.» Der vorausgegangene Feldzug in Rußland und die nachfolgenden Begebenheiten haben die Wahrheit dieser Ansicht an Ney selbst und durch ihn hinreichend bewährt." 32.

Bibliographie.

Bucher, L., Kulturhistorische Skizzen aus der Industrieausstellung aller Völker. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heubner, O., Gedichte. Zwickau, Gebr. Thost. 16. 17⅓ Ngr.

Horn, W. O. v., Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben. Essen, Bädeker. 8. 15 Ngr.

Lehmann, F., Streit und Friede. Gedichte. Mit einer Vorrede von L. Tieck. Berlin, A. Duncker. 16. 24 Ngr.

Martin, A., Die Pflanzennamen der deutschen Flora mit den wichtigern Synonymen in alphabetischer Ordnung etymologisch erklärt. Halle, Schmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

Rank, J., Moorgarden. Eine Erzählung. Stuttgart, F. Köhler. 8. 1 Thlr.

Rogge, W., Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons bis auf unsere Tage. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Lex.-8. 5 Ngr.

Schlosser, J. F. H., Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte. 1ster Band. Mit einem radirten Blatt nach Ed. Steinle. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 2 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XXXIX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 126. —— 8. November 1851.

Inhalt.

Ueber Theismus und Atheismus vom theoretischen und praktischen Standpunkte.

Veranlaßt durch L. Feuerbach's „Vorlesungen über das Wesen der Religion".

Zweiter Artikel.*)

Ludwig Feuerbach's Lehre.

Die „Vorlesungen über das Wesen der Religion" sind nur die nähere Ausführung und Begründung der schon im ersten Bande der Feuerbach'schen Werke enthaltenen Abhandlung über „Das Wesen der Religion". Der erste Paragraph dieser Abhandlung lautete kurz zusammengefaßt also: „Das Abhängigkeitsgefühl ist der Grund der Religion, der ursprüngliche Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühls ist aber die Natur, die Natur ist also der erste Gegenstand der Religion." Diese Zurückführung der Religion auf das Abhängigkeitsgefühl rechtfertigt Feuerbach (in der vierten Vorlesung) durch historische Beispiele. Er weist auf den bekannten Ausspruch des römischen Dichters: „Primus in orbe Deos fecit timor", und auf die vielen Beispiele aus der Geschichte und dem Leben hin die diesen Satz bestätigen (S. 36):

> Die Christen unterscheiden sich nur dadurch von den Heiden oder uncultivirten Völkern daß sie die Ursachen der ihre religiöse Furcht erregenden Erscheinungen nicht zu besondern Göttern, sondern zu einer besondern Eigenschaft ihres Gottes machen. Sie wenden sich nicht an böse Götter; aber sie wenden sich an ihren Gott, wenn er, ihrem Glauben nach, zornig ist, oder damit er ihnen nicht böse werde, sie nicht strafe mit Uebel und Unheil.

S. 371:

> Wenn man die Religion aus der Furcht erklärt, so muß man nur nicht allein die unterste Art der Furcht, die Furcht vor dieser oder jener Naturerscheinung, die Furcht die mit einem Seesturm, einem Donnerwetter, einem Erdbeben beginnt und endet, nicht also die zeitliche und örtliche, sondern vielmehr die auf keinen bestimmten Gegenstand eingeschränkte, alle nur immer möglichen Unglücksfälle in der Vorstellung umfassende, allgegenwärtige, immerwährende, d. i. unendliche Furcht des menschlichen Gemüths im Auge haben.

Aber gleichwol findet Feuerbach in der Furcht nicht den vollständigen, ausreichenden Erklärungsgrund der Religion. Auch das Gefühl der Erlösung von der Gefahr, von der Furcht und Angst, das Gefühl der Entzückung, der Freude, der Liebe, der Dankbarkeit, wie ebenfalls historische Beispiele beweisen, ist Ursprung der Götter- und Gottesverehrung (S. 36—38):

> Es wäre daher einseitig, ja eine Ungerechtigkeit gegen die Religion, wenn ich die Furcht allein zum Erklärungsgrund der Religion machte. Ich unterscheide mich von den frühern Atheisten und Pantheisten eben wesentlich dadurch daß ich von der Religion nicht nur negative Erklärungsgründe, sondern auch positive gebe, nicht nur die Unwissenheit und Furcht, sondern auch die der Furcht entgegengesetzten Affecte, die positiven Affecte der Freude, Dankbarkeit, Liebe und Verehrung zu Erklärungsgründen der Religion mache, behaupte daß ebenso wie die Furcht, auch die Liebe, die Freude, die Verehrung vergöttert.

Die Furcht und die Freude oder Liebe sind, wie Feuerbach zeigt, nur verschiedene Seiten des Abhängigkeitsgefühls, daher er dieses als den universellen, beide umfassenden Namen und Begriff zur Bezeichnung und Erklärung des physiologischen oder subjectiven Grundes der Religion wählt (S. 379 fg.):

> Wenn Alles von den Göttern abhängt, Gutes und Böses, Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, Sieg und Niederlage, so ist doch offenbar das Abhängigkeitsgefühl der Grund der Religion.
>
> Die Menschen bedürfen der Götter, aber nur derjenigen von denen eben ihre Existenz — sei es nun in der natürlichen oder bürgerlichen Welt — abhängt, und eben dieses Bedürfniß, diese Abhängigkeit ihrer Existenz, ihres Schicksals von den Göttern ist der Grund der Religion, der Grund warum sie als Götter angeschaut und verehrt werden. Die erste aus der Praxis, aus dem Leben geschöpfte Definition Gottes ist daher nur die daß er Das ist was der Mensch zu seiner Exi-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 121 d. Bl. Der dritte und letzte Artikel: „Kritik und Endergebniß", folgt in einer der nächsten Lieferungen. D. Red.

stenz bedarf, und zwar zu seiner physischen, denn diese ist ja die Grundlage seiner geistigen Existenz, daß also Gott ein physisches Wesen ist; oder subjectiv ausgedrückt: der erste Gott des Menschen ist das Bedürfniß und zwar das physische; denn nur von der Stärke und Macht, die ein Bedürfniß über mich ausübt, hängt es ja ab daß ich den Gegenstand der mir dieses Bedürfniß befriedigt als Gott verehre.

S. 44:

Die Religion ist ursprünglich nichts Apartes, vom menschlichen Wesen Unterschiedenes. Erst im Verlauf, erst in der spätern Entwickelung wird sie etwas Apartes, tritt sie mit besondern Prätensionen auf. Und nur gegen diese arrogante, hochmüthige geistliche Religion, die eben deswegen auch einen besondern officiellen Stand zu ihrem Vertreter hat, ziehe ich zu Felde. Ich selbst, obgleich ich Atheist bin, bekenne mich offen zur Naturreligion. Ich hasse den Idealismus welcher den Menschen aus der Natur herausreißt; ich schäme mich nicht meiner Abhängigkeit von der Natur; ich gestehe offen daß die Wirkungen der Natur nicht nur meine Oberfläche, meine Rinde, meinen Leib, sondern auch meinen Kern, mein Inneres afficiren.

Uebrigens, wenn Feuerbach seine Anschauung mit der Naturreligion identificirt, so bittet er nicht zu vergessen daß gleichwol auch schon die Naturreligion die Natur nicht wie sie in Wirklichkeit ist, sondern nur wie sie der ungebildeten und erfahrenen Vernunft, der Phantasie, dem Gemüth erscheint, zum Gegenstand habe, daß daher auch hier schon der Mensch übernatürliche Wünsche habe, folglich über- oder, was Dasselbe ist, unnatürliche Foderungen an die Natur stelle. Er will daher nicht den Verdacht auf sich laden daß wenn er der Naturreligion das Wort rede, er deswegen auch dem religiösen Aberglauben das Wort reden wolle (S. 46—48):

Ich anerkenne die Naturreligion in keiner andern Weise, keiner andern Ausdehnung, keinem andern Sinne als in welchem ich überhaupt die Religion, auch die christliche Religion anerkenne; ich anerkenne nur ihre einfache Grundwahrheit. Diese Wahrheit ist aber nur daß der Mensch abhängig ist von der Natur, daß er in Eintracht mit der Natur lebe, daß er selbst auf seinem höchsten geistigen Standpunkt nicht vergessen soll daß er ein Kind und Glied der Natur ist, daß er die Natur sowie als den Grund und Quell seiner Existenz, so auch als den Grund und Quell seiner geistigen und leiblichen Gesundheit stets verehren, heilig halten soll; denn nur durch sie wird der Mensch frei von allen krankhaften, überspannten Foderungen und Wünschen, wie z. B. von dem übernatürlichen Wunsche der Unsterblichkeit. So wenig ich im „Wesen des Christenthums", wie man mir thörichterweise vorgeworfen, den Menschen vergöttert, d. h. zu einem Gotte im Sinne des theologisch-religiösen Glaubens, welchen ich ja eben in seine menschlichen, antitheologischen Elemente auflöse, gemacht wissen will, wenn ich ihn als das Ziel des Menschen bestimme, so wenig will ich die Natur im Sinne der Theologie oder des Pantheismus vergöttert wissen, wenn ich sie als den Grund der menschlichen Existenz, als das Wesen von dem sich der Mensch abhängig, von dem er sich unzertrennlich wissen soll, bestimme. .... Die wahre Bildung und wahre Aufgabe des Menschen ist: die Dinge zu nehmen und zu behandeln wie sie sind, nicht mehr, aber auch nicht weniger aus ihnen zu machen als sie sind. Die Naturreligion, der Pantheismus macht aber zu viel aus der Natur, wie umgekehrt der Idealismus, der Theismus, der Christianismus zu wenig aus ihr macht, sie eigentlich zu gar Nichts macht. Unsere Aufgabe ist es die Extreme, die Superlative oder Uebertreibungen des religiösen Affects zu vermeiden, die Natur als Das zu betrachten, zu behandeln und zu verehren was sie ist — als unsere Mutter.... So gut uns die Aeltern nicht Nichts sind, weil sie uns keine Götter mehr sind, weil wir ihnen nicht mehr wie die alten Römer und Perser das Recht, die Macht über Leben und Tod des Kindes, also das Privilegium der Gottheit zuschreiben, ebenso wenig braucht uns die Natur, braucht uns überhaupt ein Gegenstand ein Nichts, ein nichtswürdiger Gegenstand zu werden, wenn wir ihn seines göttlichen Nimbus entkleiden. Vielmehr tritt erst dann ein Gegenstand in seine wahre, selbsteigene Würde ein, wenn er dieses seines heiligen Nimbus beraubt wird; denn solange ein Ding oder Wesen ein Gegenstand religiöser Verehrung ist, solange schmückt es sich mit fremden Federn, nämlich mit den Pfauenfedern der menschlichen Phantasie.

Da Feuerbach, wie er selbst von sich rühmt, fern davon ist die Religion, wie überhaupt irgend einen Gegenstand, auf etwas Einseitiges, Abstractes zu reduciren: „Ich habe stets einen Gegenstand in seiner Totalität vor Augen, wenn ich ihn im Kopfe überdenke" — so warnt er auch, sein Abhängigkeitsgefühl für ein theologisches, Schleiermacherisches, nebelhaftes, unbestimmtes, abstractes Gefühl zu halten, und weist nach daß das vom Menschen unterschiedene und unabhängige Wesen, der Gegenstand der Religion, den das Abhängigkeitsgefühl vergöttert, keineswegs blos die äußere, sondern auch die eigene innere, aber von seinem Wissen und Wollen unterschiedene und unabhängige Natur des Menschen ist.

Als den letzten, hinter dem Abhängigkeitsgefühl verborgenen, subjectiven Grund der Religion weist Feuerbach den menschlichen Egoismus nach (S. 66 u. 68):

Wenn ich mich nicht zuerst liebe, nicht verehre, wie kann ich lieben und verehren was mir nützlich und wohlthätig ist? Wie kann ich den Arzt lieben, wenn ich nicht die Gesundheit liebe? Wie den Lehrer, wenn ich nicht meine Lernbegierde befriedigen will? Wie kann ich das Licht verehren, wenn ich keine Augen habe die das Licht suchen, das Licht bedürfen? Wie meinen Urheber oder Urquell preisen und loben, wenn ich mich selbst verachte? Wie ein objectiv-höchstes Wesen anbeten, wenn ich kein subjectiv-höchstes Wesen in mir habe? Wie einen Gott außer mir annehmen, wenn ich nicht mir selbst, freilich in anderer Weise, Gott bin? Wie einen äußern Gott ohne Voraussetzung eines innern, psychologischen Gottes glauben? Was ist aber dieses höchste Wesen im Menschen, von dem alle andern höchsten Wesen als Götter außer ihm abhängen? Es ist der Inbegriff aller seiner menschlichen Triebe, Bedürfnisse, Anlagen, es ist überhaupt die Existenz, das Leben des Menschen, denn dieses befaßt ja Alles in sich. Nur deswegen macht daher der Mensch Das wovon sein Leben abhängt zu einem Gott oder göttlichen Wesen, weil ihm sein Leben ein göttliches Wesen, ein göttliches Gut oder Ding ist. ... Nur deswegen, weil unbewußt und unwillkürlich, nothwendig das Leben dem Menschen ein göttliches Gut oder Wesen ist, macht er in der Religion Das zum Gotte, wovon, sei's nun wirklich, sei's in der Einbildung, die Entstehung und Erhaltung dieses göttlichen Gutes abhängt. Jede Befriedigung eines Triebes, sei dieser nun ein niederer oder höherer, physischer oder geistiger, praktischer oder theoretischer, ist für den Menschen ein göttlicher Genuß, und nur deswegen verehrt er die Gegenstände oder Wesen von denen diese Befriedigung abhängt als herrliche, anbetungswürdige, göttliche Wesen. Ein Volk das keine geistigen Triebe hat hat auch keine geistigen Götter... Wie kann ich die Weisheit als Minerva zur Göttin machen, wenn mir nicht die Weisheit an und für sich selbst schon göttliches Wesen ist? Wie also überhaupt das Wesen vergöttern von dem mein Leben abhängig ist, wenn mir das Leben nichts Göttliches ist? Nur der Unterschied der mensch-

lichen Triebe, Bedürfnisse, Fähigkeiten, nur dieser Unterschied und ihre Rangordnung bestimmt daher den Unterschied und die Rangordnung der Götter und der Religionen. Den Maßstab, das Kriterium der Gottheit und eben deswegen den Ursprung der Götter hat daher der Mensch an und in sich selbst. Was diesem Kriterium entspricht ist ein Gott, was ihm widerspricht keiner. Dieses Kriterium ist aber der Egoismus in dem entwickelten Sinne des Worts.

Aus diesem Princip erklärt Feuerbach, mit einer seltenen Belesenheit auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, alle noch so verschiedenen Erscheinungen der Religion. Ja, ihn täuschen selbst diejenigen religiösen Erscheinungen nicht die dem Egoismus gerade zuwiderzulaufen scheinen, wie die Selbstverneinung, die Verneinung der Befriedigungen der natürlichsten und mächtigsten Triebe, die Ertödtungen des Fleisches und seiner bösen Gelüste, die geistigen und leiblichen Castrationen, die Selbstquälereien und Selbstzerfleischungen, die Büßungen und Kasteiungen, welche fast in allen Religionen eine Rolle spielen (S. 85 u. 86):

Warum verleugnet sich denn der Mensch in der Religion? Um sich die Gunst seiner Götter, die ihm Alles gewähren was er nur wünscht, zu erwerben.... Die Verneinung ist nur eine Form, ein Mittel der Selbstbejahung, der Selbstliebe. Der Punkt wo dieses in der Religion am deutlichsten zum Vorschein kommt ist das Opfer.

Dem Opfer widmet daher auch Feuerbach in diesem Sinne eine ausführliche Betrachtung (S. 92):

Die christliche Religion hat allerdings keine körperlichen, anatomischen, aber sie hat genug psychologische Menschenopfer auf ihrem Gewissen.... Einem Gott der kein sinnliches Wesen ist opfert auch nothwendig der Mensch seine Sinnlichkeit; denn ein Gott ist nichts Anderes als das Ziel, das Ideal des Menschen.

S. 93:

Der Christ opfert, verneint sich nur, um die Seligkeit zu erwerben. Er opfert sich Gott, heißt: er opfert alle irdischen, vergänglichen Freuden, weil sie dem supranaturalistischen Sinn des Christen nicht genugthun, dem himmlischen Freudenreich auf. So auch die Inder.

S. 97:

So unterschieden die Menschen, so unterschieden sind auch ihre Religionen, und so unterschieden ihre Religionen, so unterschieden ihre Opfer. Der Mensch befriedigt in der Religion keine andern Wesen; er befriedigt in ihr sein eigenes Wesen.

Feuerbach belegt alle diese Sätze mit zahlreichen Beispielen aus der Religionsgeschichte, worunter manche ergötzliche.

Doch Feuerbach bleibt nicht bei diesen Enthüllungen des Wesens der Religion stehen, die den praktischen Ursprung der Religion im Egoismus und dem durch denselben bedingten Abhängigkeitsgefühl aufdecken, sondern er untersucht die Religion auch vom theoretischen Standpunkt aus (S. 108 fg.):

Wenn wir zuerst die Natur vom praktischen Standpunkt aus, weil der Mensch nicht ohne sie leben und existiren kann, weil er die Wohlthat seiner gegenwärtigen Existenz ihr verdankt, zum Gegenstand der Religion werden sahen, so tritt sie uns dagegen jetzt auch vom theoretischen Standpunkt aus als Gegenstand der Religion vor die Augen. Die Natur ist dem Menschen auf dem Standpunkte der Naturreligion nicht nur das praktisch erste, sondern auch das theoretisch erste Wesen, d. h. das Wesen aus dem er seinen Ursprung ableitet. So betrachten z. B. die Indianer noch jetzt die Erde als ihre allgemeine Mutter. Sie glauben daß sie im Schooße derselben erschaffen werden.... Wird nun aber die Natur als das den Menschen erzeugende Wesen verehrt und gefaßt, so wird die Natur selbst als nicht erzeugt, nicht hervorgebracht betrachtet; denn der Mensch geht nur da über die Natur hinaus, leitet sie nur da von einem andern Wesen ab, wo er sein Wesen sich nicht aus der Natur erklären kann.

S. 112 fg.:

Die Naturreligion demonstrirt uns die Wahrheit der Sinne, und die Philosophie, wenigstens die sich als Anthropologie weiß, demonstrirt uns die Wahrheit der Naturreligion. Der erste Glaube des Menschen ist der Glaube an die Wahrheit der Sinne, kein den Sinnen widersprechender Glaube wie der theistische und christliche Glaube. Der Glaube an einen Gott, d. h. an ein unsinnliches Wesen, ja ein Wesen welches alles Sinnliche als etwas Profanes von sich ausschließt, verneint, ist Nichts weniger als etwas unmittelbar Gewisses, wie so häufig der Theismus behauptet hat. Die ersten, unmittelbar gewissen Wesen, eben darum auch die ersten Götter des Menschen, sind die sinnlichen Gegenstände.... Wenn ich übrigens der Naturreligion das Wort rede, so rede ich damit keineswegs der Art und Weise das Wort, wie sie die Natur ansieht und verehrt. Die Naturreligion stützt sich nur auf den Sinnenschein oder vielmehr nur auf den Eindruck den der Sinnenschein auf das Gemüth und die Phantasie des Menschen macht.

Feuerbach versteht unter Natur (S. 116)

den Inbegriff aller sinnlichen Kräfte, Dinge und Wesen welche der Mensch als nicht menschliche von sich unterscheidet; ich verstehe überhaupt unter Natur, allerdings wie Spinoza, das nicht, wie der supranaturalistische Gott, mit Willen und Verstand seiende und handelnde, sondern nur nach der Nothwendigkeit seiner Natur wirkende Wesen, aber es ist mir nicht, wie dem Spinoza, ein Gott, d. h. ein zugleich wieder übernatürliches, übersinnliches, abgezogenes, geheimes, einfältiges, sondern ein vielfältiges, populaires, wirkliches, mit allen Sinnen wahrnehmbares Wesen. Oder das Wort praktisch erfaßt: Natur ist Alles was dem Menschen, abgesehen von den supranaturalistischen Einflüsterungen des theistischen Glaubens, unmittelbar, sinnlich als Grund und Gegenstand seines Lebens sich erweist. Natur ist Licht, ist Elektricität, ist Magnetismus, ist Luft, ist Wasser, ist Feuer, ist Erde, ist Thier, ist Pflanze, ist Mensch, soweit er ein unwillkürlich und unbewußt wirkendes Wesen, — Nichts weiter, nichts Mystisches, nichts Nebuloses, nichts Theologisches nehme ich bei dem Worte Natur in Anspruch.

Von diesem naturalistischen, atheistischen Standpunkt aus bekämpft Feuerbach siegreich den Theismus und zeigt die Unhaltbarkeit aller Beweise für denselben. Er beweist daß das Wort ursprünglich kein Eigenname, sondern ein allgemeiner oder Gattungsname ist (S. 122):

Ja selbst in der philosophischen Bestimmung daß Gott das allerrealste, d. h. allervollkommenste Wesen, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, ist Gott eigentlich nur ein Collectivname.

Gott ist ihm ein ebenso unbestimmtes Collectiv- oder Sammelwort als z. B. das Wort: Obst, Getreide, Volk (S. 123 fg.):

Auch in dem Einen Gott stecken kraft der Vielheit und Verschiedenheit seiner Eigenschaften viele Götter. Es ist daher kein so großer Unterschied zwischen Polytheismus und Monotheismus als es scheint. Der Unterschied ist höchstens nur der der zwischen einem Sammel- und Gattungswort ist. Oder vielmehr der: im Polytheismus ist Gott offenbar, augenfällig, nur ein Sammelwort; im Monotheismus fallen die sinnlichen Kennzeichen weg, fällt der Schein des Polytheismus, aber das Wr-

sen, die Sache ist geblieben. Daher haben die verschiedenen Eigenschaften des Einen Gottes unter den Christen ebenso viele nicht nur dogmatische, sondern auch blutige Kriege miteinander geführt, als die vielen Götter auf dem Olymp Homer's.... Dieselbe Nothwendigkeit die den Menschen getrieben hat den Namen eines Individuums an die Stelle einer Reihe von Individuen, ja ganzer Generationen und Geschlechter zu setzen, die ihn getrieben hat an die Stelle der anschaubaren Größe die Zahl, an die Stelle von Zahlen Buchstaben zu setzen, die ihn getrieben hat statt: Birne, Apfel, Kirsche blos Obst, statt: Heller, Pfennige, Kreuzer, Groschen, Gulden, Thaler blos Geld, statt: gib mir dieses Messer, dieses Buch, zu sagen: gib mir dieses Ding! dieselbe Nothwendigkeit hat ihn auch getrieben an die Stelle der vielen bei der Entstehung der Welt, wenn wir sie entstanden uns denken, und bei deren Erhaltung zusammenwirkenden Ursachen Eine Ursache, Ein Wesen, Einen Namen zu setzen. Aber eben deswegen ist dieses Eine ebenso nur ein subjectives, d. h. nur im Menschen, nur in der Natur seines Vorstellens, Denkens, Redens begründetes und existirendes Wesen als das Ding, das Geld, das Obst.

Dem sogenannten kosmologischen Beweise für das Dasein Gottes, welcher sich darauf stützt daß Alles in der Welt endlich und abhängig sei und daher etwas Unendliches und Unabhängiges außer sich voraussetze, — diesem stellt Feuerbach entgegen (S. 129):

Die Natur hat keinen Anfang und kein Ende. Alles in ihr steht in Wechselwirkung, Alles ist relativ, Alles zugleich Wirkung und Ursache, Alles in ihr ist allseitig und gegenseitig; sie läuft in keine monarchische Spitze aus; sie ist eine Republik. Wer nur an das fürstliche Regiment gewöhnt ist, Der kann sich freilich keinen Staat, kein gemeinschaftliches Zusammenleben der Menschen ohne Fürsten denken; ebenso Der keine Natur ohne Gott, der einmal von Kindesbeinen an diese Vorstellung gewöhnt ist. Aber die Natur ist nicht weniger denkbar ohne Gott, ohne ein außer- und übernatürliches Wesen als der Staat oder das Volk ohne ein außer und über dem Volke stehendes fürstliches Idol....

Der geistlosen Auffassung der Natur als einseitiger Wirkung einer einseitigen ihr gegenüberstehenden Ursache setzt Feuerbach die Ewigkeit und Aseität der Welt entgegen. Er zeigt daß Gott nur der personificirte Begriff der Ursache überhaupt ist und daß wir bei der Natur als dem letzten Grund unserer Existenz stehen bleiben müssen, daß alle über die Natur hinausgehenden Ableitungen derselben von einem nicht natürlichen Wesen nur Phantasien oder Selbsttäuschungen sind. Nicht die Natur sei aus Gott entstanden, sondern umgekehrt Gott aus der Natur abgeleitet, ein von ihr abstrahirter, abgezogener Begriff; die Macht Gottes sei lediglich die Macht der Natur. Gegen die gewöhnlichen Lamentationen der religiösen und gelehrten Heuler über den Atheismus: daß er ein wesentliches Bedürfniß des Menschen zerstöre oder verkenne, nämlich das Bedürfniß desselben etwas über sich Seiendes anzunehmen und zu verehren, daß er eben deswegen den Menschen zu einem egoistischen und hochmüthigen Wesen mache, bemerkt Feuerbach (S. 137):

Allein der Atheismus hebt nicht, indem er das theologische Ueber dem Menschen aufhebt, damit auch das moralische und natürliche Ueber auf. Das moralische Ueber ist das Ideal, das sich jeder Mensch setzen muß um etwas Tüchtiges zu werden; aber dieses Ideal ist und muß sein ein menschliches Ideal und Ziel. Das natürliche Ueber ist die Natur selbst, sind insbesondere die himmlischen Mächte, von denen unsere Existenz, unsere Erde abhängt; ist ja die Erde selbst nur ein Glied derselben, und das, was sie ist, nur innerhalb der Stellung die sie in unserm Sonnensystem einnimmt.

Feuerbach weist nach daß alle Eigenschaften Gottes von der Natur abgezogen, daß das Wesen und die Eigenschaften der Welt und das Wesen und die Eigenschaften Gottes an sich dieselben sind, daß Gott sich nicht von der Welt unterscheidet, daß Gott nur ein von der Welt abstrahirter Begriff, Gott nur die Welt in Gedanken, die Welt nur der Gott in Wirklichkeit oder der wirkliche Gott ist, daß die Unendlichkeit Gottes nur von der Unendlichkeit der Welt, die Ewigkeit Gottes nur von der Ewigkeit der Welt, die Macht und Herrlichkeit Gottes nur von der Macht und Herrlichkeit der Natur abgezogen ist. Wie die Güte und Gerechtigkeit Gottes von den guten und bösen Erscheinungen der Natur, so ist auch die Weisheit nur von der Natur und zwar von der Ordnung in der die Erscheinungen der Natur aufeinander folgen von dem Zusammenhange der natürlichen Ursachen und Wirkungen abgeleitet und abgezogen (S. 149):

Die Natur von Gott ableiten ist ebenso viel als aus dem Bilde, aus der Copie das Original, aus dem Gedanken eines Dinges dieses Ding ableiten wollen.

Auf dieser Verkehrtheit beruhe das Geheimniß der Theologie (S. 152):

Die Frage, ob ein Gott die Welt geschaffen, die Frage nach dem Verhältniß Gottes zur Welt ist die Frage nach dem Verhältniß des Geistes zur Sinnlichkeit, des Allgemeinen oder Abstracten zum Wirklichen, der Gattung zu den Individuen; jene kann daher nicht ohne diese gelöst werden; denn Gott ist ja nichts Anderes als der Inbegriff der Gattungsbegriffe.

Die Wichtigkeit und Schwierigkeit dieser Fragen anerkennend, die schon daraus erhellt daß im Alterthum der Streit der Platoniker und Aristoteliker, im Mittelalter der Nominalisten und Realisten, in neuerer Zeit der Idealisten und Realisten oder Empiristen nur auf diese Frage hinausläuft, läßt sich Feuerbach in ausführliche Erörterungen über dieselbe ein, und entscheidet sie ganz richtig dahin daß die Gattung nur als Prädicat des Individuums existirt (S. 158):

Ich leugne nicht die Weisheit, die Güte, die Schönheit; ich leugne nur daß sie als diese Gattungsbegriffe Wesen sind, sei es nun als Götter oder Eigenschaften Gottes oder als Platonische Ideen oder als sich selbst setzende Hegel'sche Begriffe; ich behaupte nur daß sie nur in guten, weisen, schönen Individuen existiren, also nur, wie gesagt, Eigenschaften individueller Wesen sind, daß sie keine Wesen für sich, sondern Attribute oder Bestimmungen der Individualität sind, daß diese Allgemeinbegriffe die Individualität voraussetzen, aber nicht umgekehrt. Der Theismus beruht nun aber gerade darauf daß er die Gattungsbegriffe, wenigstens den Inbegriff derselben welchen er Gott nennt als Entstehungsgrund der wirklichen Dinge voraussetzt, daß er das Allgemeine nicht aus den Individuen, sondern umgekehrt diese aus jenem entspringen läßt.

Doch Feuerbach bleibt nicht dabei stehen blos diesen philosophischen, speculativen Grund der Ableitung der Welt aus Gott, der, wie gezeigt, auf das fälschliche Entspringenlassen des Wirklichen aus dem blos Gedachten hinausläuft, zu widerlegen, sondern er widerlegt auch den populairen Grund des Theismus, den soge-

nannten physikotheologischen oder teleologischen Beweis für das Dasein Gottes, der aus der Zweckmäßigkeit der Natur geschöpft ist. Er zeigt wie der Mensch Alles nach sich denkt, daher die Anschauung von seinen eigenen mit Bewußtsein und Absicht hervorgebrachten Werken auf die Werke oder Wirkungen der Natur überträgt, die Welt daher wie ein Wohnhaus, eine Werkstatt, eine Uhr, kurz wie ein menschliches Kunstproduct betrachtet, die Naturproducte nicht von Kunstproducten unterscheidet (S. 161 fg.):

Allein obgleich die Welt keinem Zufall ihre Existenz verdankt, so brauchen wir uns deswegen doch keinen menschlichen oder menschenähnlichen Autor derselben zu denken. Die sinnlichen Dinge sind keine Buchstaben oder Lettern, die erst von einem Setzer außer ihnen zusammengesetzt werden müssen, weil sie in keiner nothwendigen Beziehung zueinander stehen (die Stoiker hatten zur Widerlegung der Vorstellung daß die Welt dem Zufall, dem zufälligen Zusammenkommen von Atomen ihre Existenz verdanke, das Bild gebraucht daß Dies ebenso wäre als wenn man aus einem zufälligen Zusammenwürfeln von Buchstaben sich die Entstehung eines geistigen Werks, z. B. der Geschichtsbücher des Ennius, erklären wollte); sondern die Dinge in der Natur ziehen sich an, bedürfen und begehren einander, denn Eines ist nicht ohne das Andere, treten also durch sich selbst in Beziehung, verbinden sich aus eigener Kraft miteinander.... Was der Mensch die Zweckmäßigkeit der Natur nennt und als solche auffaßt, das ist in Wirklichkeit nichts Anderes als die Einheit der Welt, die Harmonie der Ursachen und Wirkungen, der Zusammenhang überhaupt in dem Alles in der Natur ist und wirkt.... Wenn es auch genug Erscheinungen in der Natur gibt deren physikalischen, natürlichen Grund wir noch nicht entdeckt haben, so ist es thöricht deswegen zur Theologie seine Zuflucht zu nehmen. Was wir nicht erkennen, werden unsere Nachkommen erkennen. Wie unzählig Vieles was unsere Vorfahren sich nur aus Gott und seinen Absichten erklären konnten haben wir jetzt aus dem Wesen der Natur abgeleitet! Der Mensch verwandelt aus Unwissenheit einerseits, andererseits aus dem egoistischen Hang Alles nach sich zu erklären das Unwillkürliche in ein Willkürliches, das Natürliche in ein Absichtliches, das Nothwendige in ein Freies.

Als ein köstliches Beispiel von diesem Wesen der Teleologie führt Feuerbach die Frage eines alten Theologen an: warum die Menschen verschiedene Gesichter haben? Und die Antwort darauf: damit sie voneinander unterschieden, damit sie nicht verwechselt werden können, deswegen hat Gott ihnen verschiedene Gesichter gemacht.

Der Glaube daß ein Gott Urheber, Erhalter und Regent der Welt sei, beruht nach Feuerbach auf der Unkenntniß des Menschen von der Natur, stammt daher aus der Kinderzeit der Menschheit, obgleich er sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und ist deshalb nur da an seinem Platze, nur da eine wenigstens subjective Wahrheit, wo der Mensch alle Erscheinungen, alle Wirkungen der Natur in seiner religiösen Einfalt und Unwissenheit Gott zuschreibt. Feuerbach zeigt an den Aussprüchen alter echter Gottesgläubigen wie wenig die Physik oder Physiologie und Theologie zusammenstimmen, wie die Natur das Dasein eines Gottes und umgekehrt das Dasein eines Gottes die Natur aufhebt (S. 182):

Wenn ein Gott ist, wozu ist denn die Welt, wozu die Natur? Wenn ein vollkommenes Wesen ist, wozu ein unvollkommenes?.. Auf die Unvollkommenheit paßt die Vollkommenheit wohl; aber wie paßt auf die Vollkommenheit die Unvollkommenheit? Das Unvollkommene will vollkommen, der Knabe will Mann, das Mädchen Weib werden, Das was unten ist strebt empor; aber wie kann ich aus dem höchsten Wesen, wenn ich anders bei Sinnen bin, ein unter ihm stehendes, ein niedriges Wesen ableiten? Wie kann ich aus einem Verstandeswesen verstandlose Wesen entstehen lassen, wenn ich anders bei Verstande bin? Wie kann ein Geist geistlose Wesen produciren?

Feuerbach weist ferner nach, wie die Welt, weit entfernt sich nur aus einem Gott erklären zu lassen, im Gegentheil nur dann erklärbar ist, nur dann einen vernünftigen Grund ihrer Existenz hat, wenn wir sie auf sich beruhen lassen (S. 183):

Weit gefehlt also daß die Welt, wie die alten Theisten sagten, in einem Gott ihren Grund hat, so ist vielmehr der Grund der Welt aufgehoben, wenn ein Gott ist.

Die Frage nach dem Grunde der Natur ist nach Feuerbach identisch mit der Frage nach dem Grunde der Existenz. Die Nothwendigkeit Gottes der Natur gegenüber ist nur eine eingebildete. Gott ist völlig unproductiv.

Aus einem Gott folgt nichts Anderes; alles Andere außer ihm ist überflüssig, eitel, nichtig; wie kann ich es also aus ihm ableiten und begründen wollen?

Der Unterschied zwischen dem Atheismus oder Naturalismus und dem Theismus ist daß der Atheist einen natürlichen, der Theist einen unnatürlichen Gang geht. Der Atheist setzt der Kunst die Natur voraus, der Theist aber die Kunst der Natur; er läßt die Natur aus der Kunst Gottes entspringen (S. 192):

Der Atheist läßt das Ende erst auf den Anfang folgen; er macht das der Natur nach Frühere zum Ersten, der Theist aber macht das Ende zum Anfang, das Späteste zum Ersten, kurz er macht nicht das natürliche, unbewußt wirkende Wesen der Natur zum ersten Wesen, sondern das bewußte, menschliche, künstlerische Wesen, er begeht daher die schon gerügte Verkehrtheit, statt aus dem Unbewußten das Bewußte, aus dem Bewußtsein das Unbewußte entstehen zu lassen.

Nur das Unvermögen der Theisten sich den Geist aus der Natur zu erklären, ist der Grund warum sie ihn aus Gott ableiten (S. 196):

Wenn man den Geist zu einem Gott macht, so kann er natürlich nur göttlichen Ursprungs sein.

S. 198:

Ist aber der Geist eine Thätigkeit des Menschen, kein Wesen für sich, ist er nicht ohne Organe, nicht abtrennbar vom Leibe, so kann er nur aus dem Wesen der Natur, aber nicht aus Gott abgeleitet werden; denn dieser Gott oder göttliche Geist, aus dem der menschliche abgeleitet werden soll, ist ja selbst nichts Anderes als eben diese vom Leibe und allen leiblichen Organen in Gedanken abgezogene, als ein selbständiges Wesen gedachte und vorgestellte geistige Thätigkeit. Der Geist ist allerdings das Höchste im Menschen; er ist der Adel des Menschengeschlechts, sein Unterscheidungsmerkmal vom Thiere; aber das menschlich Erste ist darum noch nicht das natürlich oder von Natur Erste. Im Gegentheil, das Höchste, Vollendetste ist das Letzte, Späteste. Den Geist zum Anfang, zum Ursprung machen, ist daher eine Umkehrung der Naturordnung.

Feuerbach führt diese Umkehrung auch auf die menschliche Eitelkeit zurück.

Nach Feuerbach ist die Natur eine Einheit, es gibt

nichts Hyperphysisches, Uebernatürliches. Die Natur ist ein blindes, verstandloses Wesen, sie hat ihren Verstand nur im Menschen. Die Materie ist etwas schlechthin Seiendes, Unableitbares, nur durch sich selbst Verständliches. Die Thätigkeit Gottes hebt die Selbstthätigkeit der Weltwesen und umgekehrt, diese hebt jene auf (S. 204):

Ist ein Gott, so ist eine Welt unnöthig und umgekehrt. Wie sollen also diese sich gegenseitig ausschließenden Wesen in ihren Thätigkeiten sich vertragen können?

Der einzig vernünftige Sinn von der Vorstellung daß der Mensch nicht durch seinen Willen, sondern durch den Willen, die Gnade Gottes ist was er ist, — ist dieser: daß der Mensch nur in dem natürlichen und gesellschaftlichen Zusammenhang in dem er lebt Das geworden ist was er ist. Feuerbach zeigt an aus Zeitungs- und Intelligenzblättern entnommenen Beispielen, wie gottlos die modernen Gottesgläubigen sind, wie sie ihren Gott in der That verleugnen und herabsetzen, während sie ihm mit dem Munde Elogen machen; wie indem sie der Materie, der Welt, dem Menschen eine von ihm unabhängige, selbständige Macht und Wirksamkeit zuschreiben, sie ihrem Gott nur die Rolle eines müßigen Zuschauers oder Inspectors, höchstens nur in der äußersten Noth die eines Beispringers und Aushelfers erweisen. Uebrigens will er die Abendländer nicht tadeln daß sie ihren religiösen Glauben nicht bis auf seine praktischen Consequenzen treiben: auf ihre eigene Sorge den göttlichen Allmacht und Sorge gegenüber zu verzichten (S. 215 fg.):

Einige Kirchenväter hielten es sogar für eine gottlose Kritik der Werke Gottes sich den Bart abscheren zu lassen. Ganz richtig! Der Bart verdankt dem Willen und der Absicht Gottes, die sich ja auch auf das Einzelnste erstrecken, seine Existenz; wenn ich mir den Bart abscheren lasse, so drücke ich damit ein Misfallen aus; ich tadle indirect den Urheber des Bartes; ich empöre mich gegen seinen Willen: denn Gott sagt: der Bart sei! indem er ihn wachsen läßt, aber ich sage: er sei nicht! indem ich mir ihn abscheren lasse. Alles sein lassen wie es ist, Das ist die nothwendige Folge von dem Glauben daß ein Gott die Welt regiert, Alles durch Gottes Willen geschieht und ist. Jede eigenmächtige Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge ist eine frevelhafte Revolution. Wie in einem absolut monarchischen Staate die Regierung Nichts dem Volke zu thun überläßt, alle politische Thätigkeit sich aneignet, so läßt auch in der Religion Gott Nichts dem Menschen übrig, solange Gott noch ein absolutes, uneingeschränktes Wesen ist.

Sowie hier Feuerbach den echten consequenten Theismus, in welchem nur Gott herrscht, mit der absoluten Monarchie, so vergleicht er dagegen den Rationalismus, in welchem Gott und Natur wirken, diese unmittelbar, jener mittelbar, mit dem Constitutionalismus, in welchem zwei Mächte herrschen oder um die Herrschaft sich streiten, Volk und Fürst, und nennt daher den Rationalismus wie den Constitutionalismus ein System der Halbheit, des Widerspruchs, der Unentschiedenheit, der Charakterlosigkeit.

In dem bisher Mitgetheilten ist der Kern der Feuerbach'schen Lehre enthalten, woran sich alles Uebrige anschließt. Was die Vorlesungen über das Wesen der christlichen Religion sagen, ist im Wesentlichen schon in der besondern Schrift Feuerbach's über das Wesen des Christenthums, welche, in der dritten Auflage, den siebenten Band der sämmtlichen Werke bildet, gesagt worden. Feuerbach reducirt überhaupt die Religion nur auf zwei große Unterschiede oder Gegensätze, auf Natur- und Geistreligion, auf Heidenthum und Christenthum. Die Natur ist der erste Gegenstand der Religion, aber die Natur ist da wo sie religiös verehrt wird dem Menschen nicht Gegenstand als Natur, sondern als ein menschenähnliches oder vielmehr menschliches Wesen. Das Gemüth, die Selbstliebe, der menschliche Egoismus oder Glückseligkeitstrieb ist der Grund daß er die Wirkungen und Erscheinungen der Natur von wollenden, geistigen, persönlichen, menschlich lebendigen Wesen ableitet, gleichgültig ob er nun, wie der Glaube an viele Götter, viele persönliche Ursachen, oder, wie der Glaube an Einen Gott, nur eine mit Willen und Bewußtsein wirkende Ursache der Natur annimmt. Denn nur dadurch daß der Mensch die Natur von einem Gott abhängig macht, macht er die Natur von sich selbst abhängig, bringt er die Natur in seine Gewalt. Die Religion hat also einen praktischen Zweck. Die Abhängigkeit des Menschen von der Natur ist wol der Grund und Anfang der Religion, aber die Freiheit von dieser Abhängigkeit ist der Endzweck der Religion (S. 267):

Oder, die Gottheit der Natur ist wol die Grundlage der Religion, aber die Gottheit des Menschen ist der Endzweck der Religion.

Das Gebet nennt Feuerbach ein demüthiges Gebot, und die Trostlosigkeit die der Atheismus und Naturalismus für den Gläubigen haben erklärt er aus dem Egoismus (S. 263):

Man verwirft sie deswegen als unwahr, weil sie trostlos, d. h. nicht gemüthlich, nicht so behaglich ist, nicht so dem menschlichen Egoismus schmeichelt als die entgegengesetzte Lehre, welche die Natur von einem Wesen ableitet das den Naturlauf nach den Gebeten und Wünschen des Menschen bestimmt.

Das Wesen des Christenthums, im Unterschiede von dem des Heidenthums, ist der vergötterte uneingeschränkte, übernatürliche Glückseligkeitstrieb des menschlichen Subjects; der Gott im Christenthum ist ein Gott der Kunst moralisch und selig zu werden (S. 273 fg.):

Das Christenthum brachte ein anderes Culturmittel in die Welt: die Moral, die Sittenlehre, das Christenthum wollte ein Heilmittel geben wider die moralischen, nicht wider die physischen und politischen Uebel, gegen die Sünde.... Aber das Christenthum machte die Moral zur Religion, d. h. das Sittengesetz zu Gottesgebot.... Das Christenthum hat keinen Weingott, keine Brot- oder Getreidegöttin, keine Ceres, keinen Poseidon oder Gott des Meers; es kennt keinen Gott der Schmiede- oder Feuerkunst, wie den Vulcan; aber es hat doch einen moralischen Gott, einen Gott der Kunst moralisch und selig zu werden. Und mit diesem Gotte setzen sich die Christen noch heute aller radicalen, aller gründlichen Bildung entgegen, denn der Christ kann sich keine Moral, kein sittliches oder menschliches Leben denken ohne Gott; er leitet daher die Moral von Gott ab, wie der heidnische Dichter die Gesetze und Arten der Dichtkunst von den Göttern und Göttinnen der Dichtkunst, der heidnische Schmied und Feuerkünstler die Kunst-

griffe seines Handwerks von dem Gott Vulcan ableitete. Aber wie sich jetzt die Schmiede und Feuerkünstler überhaupt, ohne einen besondern Gott zu ihrem Schutzpatron zu haben, auf ihr Handwerk verstehen, so werden auch einst die Menschen sich auf die Kunst verstehen ohne einen Gott moralisch und selig zu werden. Ja erst dann werden sie wahrhaft moralisch und selig werden, wenn sie keinen Gott mehr haben, keine Religion mehr bedürfen. (Vergl. die Anmerkung S. 446 und S. 297, 300 fg., 321 — 323, 336 fg. über das Wesen des Christenthums.)

Feuerbach weist nach wie die Religion das kindliche Wesen des Menschen ist, die Religion daher ihren Ursprung, ihre wahre Stellung und Bedeutung nur in der Kindheitsperiode der Menschheit als der Periode der Unwissenheit, Unerfahrenheit, Unbildung oder Uncultur hat. Je unwissender die Menschen waren, je entblößter an Mitteln sich Genüsse zu verschaffen, sich ein menschenwürdiges Dasein zu geben, sich gegen die Roheiten der Natur zu schützen, desto höhere Verehrung mußten sie gegen die Erfinder solcher Mittel hegen, desto heiliger das Mittel selbst halten (S. 273):

Aber eben weil der Mensch die ersten Heilmittel, die ersten Elemente der menschlichen Bildung und Glückseligkeit zu Sacramenten machte, so wurde im Laufe der Entwickelung der Menschheit stets die Religion der Gegensatz der eigentlichen Bildung, der Hemmschuh der Entwickelung; denn jeder Neuerung, jeder Veränderung in der alten hervorgebrachten Weise, jedem Fortschritt setzte sich die Religion feindlich entgegen.

Religion und Bildung widersprechen sich; die Religion ist nur die Cultur des rohen Menschen; die Religion curirt nicht radical, wol aber die Bildung, welche die Religion überflüssig macht. „Bildung ist die Aufgabe der Zeit." Den häßlichen und grundverderblichen Widerspruch zwischen Religion und Bildung aufzuheben ist unsere Aufgabe. Politische Freiheit ohne religiöse ist keinen Pfifferling werth (S. 275 fg.):

Wo ein Gott dem Menschen sagen muß daß er Etwas thue, wie er den Israeliten befahl daß sie ihrer natürlichen Nothdurft sich an einem besondern Orte entledigen sollten, da befindet sich der Mensch auf dem Standpunkt der Religion, aber zugleich auch der tiefsten Roheit; wo aber der Mensch Etwas aus sich selbst thut, weil es ihm seine eigene Natur, seine eigene Vernunft und Neigung sagt, da hebt sich die Nothwendigkeit der Religion auf, da tritt an ihre Stelle die Bildung. Und sowie es uns jetzt lächerlich und unbegreiflich ist wie ein Gebot des natürlichen Anstandes einst ein religiöses war, so wird es einst den Menschen, wenn sie aus dem Zustande unserer Scheincultur, aus dem Zeitalter der religiösen Barbarei heraus sein werden, unbegreiflich vorkommen daß sie die Gebote der Moral und Menschenliebe, um sie auszuüben, als Gebote eines Gottes denken mußten, der sie für das Halten derselben belohnt, für das Nichthalten derselben bestraft.... Wo der Mensch den Grund seiner Humanität außer sich hat in einem, wenigstens seiner Vorstellung nach, nicht menschlichen Wesen, wo er also aus nicht menschlichen, aus religiösen Gründen menschlich, da ist er eben auch noch kein wahrhaft menschliches, humanes Wesen. Die Religion hebt nur die Erscheinungen des Uebels, nicht die Ursachen desselben auf.... Mit der Religion vertragen sich, wie die Geschichte bis auf unsere Tage beweist, die größten Gräuel, aber nicht mit der Bildung.

Feuerbach zeigt an Beispielen aus der Geschichte, wie der Mensch, während er in allen andern Stücken fortschreitet, in der Religion stockblind und stockdumm auf dem alten Flecke stehen bleibt; wie die religiösen Einrichtungen, Gebräuche und Glaubensartikel noch als heilig fortbestehen, wenn selbst längst der ursprüngliche Grund und Sinn dieser Einrichtungen und Vorstellungen gar nicht mehr bekannt ist (S. 276 fg.):

Auch wir leben noch in diesem widerwärtigen Widerspruch zwischen Religion und Bildung, auch unsere religiösen Lehren und Gebräuche stehen im größten Gegensatze zu unserm gegenwärtigen geistigen und materiellen Standpunkt; aber diesen häßlichen und grundverderblichen Widerspruch aufzuheben, Das ist eben unsere Aufgabe jetzt. Die Aufhebung dieses Widerspruchs ist die unerlaßliche Bedingung der Wiedergeburt der Menschheit, die einzige Bedingung einer sozusagen neuen Menschheit und neuen Zeit. Ohne sie sind alle politischen und socialen Reformen eitel und nichtig. Eine neue Zeit bedarf auch einer neuen Anschauung und Ueberzeugung von den ersten Elementen und Gründen der menschlichen Existenz, wenn wir das Wort Religion beibehalten wollen, — einer neuen Religion!

Wennschon aus dem Mitgetheilten zur Genüge hervorgeht, welchen positiven Zweck Feuerbach mit seinem Negiren und Zerstören des religiösen Gottesglaubens, mit seiner Verdrängung des Theismus durch Atheismus und Naturalismus hat, so spricht sich Feuerbach über denselben auch noch bewußt und ausdrücklich folgendermaßen aus (S. 28):

Mein Zweck war: zu beweisen daß die Mächte vor denen sich der Mensch in der Religion beugt und fürchtet, denen er sich nicht scheut blutige Menschenopfer darzubringen, um sie sich günstig zu machen, nur Geschöpfe seines eigenen unfreien, furchtsamen Gemüths und unwissenden, ungebildeten Verstandes sind; zu beweisen daß überhaupt das Wesen, welches der Mensch als ein anderes, von ihm unterschiedenes Wesen in der Religion und Theologie sich gegenübersetzt, sein eigenes Wesen ist, damit der Mensch, da er doch unbewußt immer nur von seinem eigenen Wesen beherrscht und bestimmt wird, in Zukunft mit Bewußtsein sein eigenes, das menschliche Wesen zum Gesetz und Bestimmungsgrund, Ziel und Maßstab seiner Moral und Politik mache.

Feuerbach sagt ausdrücklich, nicht die Gegenstände der Religion an und für sich selbst (Natur und Geist) erkläre er für Einbildungen, sondern nur so wie sie der Religion Gegenstand sind. Auch wolle er nicht mit der Religion die Poesie aufheben (S. 232 fg.):

Ich wäre der Tollheit, dem Wahnsinn verfallen, wenn ich die Religion in dem Sinne aufheben wollte als meine Gegner mir Schuld geben.

Feuerbach will nur an die Stelle der eingebildeten Befriedigung, welche die Religion dem Glückseligkeitstrieb des Menschen gibt, die wirkliche setzen (S. 258):

Wenn es erwiesen ist daß der Gott nur dem Glückseligkeitstrieb des Menschen seine Existenz verdankt, daß aber die Religion nicht diesen Trieb, außer in der Einbildung, befriedigt, so ist es nothwendige Folge daß der Mensch auf andere Weise als religiöse, durch andere Mittel als religiöse, diesen Trieb zu befriedigen suche.

Feuerbach will wegen des Widerspruchs zwischen Religion und Moral die gänzliche Befreiung der letztern von der erstern. Feuerbach will auch die Unabhängigkeit des Staats und der Politik von der Religion (S. 392):

Glauben daß der Staat — ich meine natürlich den Staat

überhaupt, nicht unsere künstlichen supranaturalistischen Staatsgebäude — nicht ohne religiösen Glauben bestehen könne, heißt glauben daß die natürlichen Beine nicht zum Stehen und Gehen hinreichend sind, daß der Mensch nur auf Stelzen stehen und gehen könne.

Feuerbach will nicht daß die Theologie ferner wie bisher die Bildung hemme (S. 396):

Wie in der Physik hat man auch in der Ethik oder Moral nur aus Unwissenheit zur Theologie seine Zuflucht genommen, aber eben die im Menschen selbst liegenden Gründe und Elemente zur Tugend auszubilden versäumt, und daher das Volk bis auf den heutigen Tag in der tiefsten sittlichen Roheit sitzen lassen.

S. 332:

Wenn man unter Religion gar nichts Anderes versteht als überhaupt Cultus eines Ideals, so hat man vollkommen Recht, wenn man die Aufhebung der Religion unmenschlich nennt; denn daß sich der Mensch ein Ziel seines Strebens, ein Vorbild setzt, ist nothwendig. Aber das Ideal, wie es Gegenstand der Religion, so auch der christlichen Religion, kann nicht unser Muster sein.

S. 333:

Das materielle Elend der Christenwelt hat zuletzt seinen Grund nur in ihrem geistigen Gott oder Ideal. Ein geistiger Gott kümmert sich nur um das Seelenheil, aber nicht um das körperliche Wohl des Menschen.

S. 364:

An die Stelle der Gottheit, in welcher sich nur die grundlosen luxuriösen Wünsche des Menschen erfüllen, haben wir die menschliche Gattung oder Natur, an die Stelle der Religion die Bildung, an die Stelle des Jenseits über unserm Grabe im Himmel das Jenseits über unserm Grabe auf Erden, die geschichtliche Zukunft, die Zukunft der Menschheit zu setzen.

S. 370:

Wenn wir nicht mehr ein besseres Leben glauben, sondern wollen, aber nicht vereinzelt, sondern mit vereinigten Kräften wollen, so werden wir auch ein besseres Leben schaffen, so werden wir wenigstens die crassen, himmelschreienden, herzzerreißenden Ungerechtigkeiten und Uebelstände an denen bisher die Menschheit litt beseitigen. Aber um Dieses zu wollen und zu bewirken, müssen wir an die Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe als die einzige, wahre Religion setzen, an die Stelle des Gottesglaubens den Glauben des Menschen an sich, an seine Kraft, den Glauben daß das Schicksal der Menschheit nicht von einem Wesen außer oder über ihr, sondern von ihr selbst abhängt, daß der einzige Teufel des Menschen der Mensch, der rohe, abergläubische, selbstsüchtige, böse Mensch, aber auch der einzige Gott des Menschen der Mensch selbst ist.

Feuerbach verbindet mit diesem klaren Bewußtsein über seinen positiven Zweck auch ein ebenso klares Bewußtsein über seinen ehrlichen und bejahenden Atheismus gegenüber dem unehrlichen und verneinenden Theismus (S. 265 fg.):

Es verträgt sich weit mehr mit einem wahrheitliebenden Herzen, weit mehr selbst mit der Ehre Gottes oder eines Gottes, sein Dasein geradezu zu leugnen, als durch die schändlichen und albernen Kniffe und Pfiffe, welche die gläubigen Theologen und Philosophen zur Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung, zur Ausgleichung der augenfälligen Widersprüche der Wirklichkeit mit der religiösen Einbildung ausgeheckt haben, sein Dasein kümmerlich zu fristen. Es ist besser ehrenvoll zu fallen als ehrlos zu bestehen. Der Atheist läßt aber Gott ehrenvoll fallen, der Theist, der Rationalist dagegen ehrlos, à tout prix bestehen!

S. 366 fg.:

Allerdings, wenn der Atheismus Nichts weiter wäre als eine Verneinung, ein bloßes Leugnen ohne Inhalt, so taugte er nicht für das Volk, d. h. nicht für den Menschen, nicht für das öffentliche Leben; aber nur, weil er selbst Nichts taugte. Allein der Atheismus, wenigstens der wahre, der nicht lichtscheue, ist zugleich Bejahung, der Atheismus verneint nur das vom Menschen abgezogene Wesen, welches eben Gott ist und heißt, um das wirkliche Wesen des Menschen an die Stelle desselben als das wahre zu setzen. Der Theismus, der Gottesglaube dagegen ist verneinend; er verneint die Natur, die Welt und Menschheit.... Alles nimmt der gottesgläubige Mensch dem Menschen und der Natur, nur um damit seinen Gott auszuschmücken und zu verherrlichen. Der Theismus ist daher „negativ und destructiv"; der Theismus opfert das wirkliche Leben und Wesen der Dinge und Menschen einem bloßen Gedanken- und Phantasiewesen auf. Der Atheismus hingegen opfert das Gedanken- und Phantasiewesen dem wirklichen Leben und Wesen auf. Der Atheismus ist daher positiv, bejahend; er gibt der Natur und Menschheit die Bedeutung, die Würde wieder die ihr der Theismus genommen; er belebt die Natur und Menschheit, welchen der Theismus die besten Kräfte ausgesogen.

J. Frauenstädt.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Von Karl Gutzkow.

Dritter Artikel.*)

Der Roman geht seinem Ende entgegen, noch aber ist die Theilnahme dafür, wenn nicht im Wachsen, doch lebendig. Das sogenannte Wachsen in der Theilnahme für einen Roman ist an und für sich ein bedenkliches Zeichen; denn es kann darunter die Spannung gemeint sein, welche dem Ausgang entgegeneilt und irgend eine Ueberraschung, eine frappante Wendung, oder was sonst die Sinne kitzelt, erwartet. Eine solche wachsende Theilnahme nimmt es zuletzt mit dem Wie nicht sehr genau, und verlangt nur das Was; sie springt und hüpft über die Darstellung um das Resultat zu erfahren. Wenn ein neunbändiger Roman es sich zum Ziel gestellt diesem Kitzel zu fröhnen, so sähe es schlimm um seinen Gehalt aus, und wir möchten fragen, warum so viele Arbeit um eine Attrape?

Im Gegentheil, die Attrapen, die novellistischen Krisen und Wendungen, auf die es zu Anfang angelegt schien, verlieren im Verlauf der Entwickelung mehr und mehr ihre Bedeutung. Der Verfasser läßt sie fallen, oder beseitigt sie rasch, um das ganze Gewicht auf die Entwickelung des Gedankens, der Zeitzustände und der Charaktere und Persönlichkeiten zu legen welche aus ihnen hervorgehen. So löst sich, worauf anfänglich so großes Gewicht gelegt ist, die Entwendung des Portraits der Mutter des jungen Fürsten, welches deren Memoiren enthielt, so auf daß man sich fragen möchte: wozu bedurfte es dieses ungeheuern Embarras von Intriguen und gewagten Situationen um zu dem einfachen Resultat zu kommen? Eben desgleichen, wozu entfernt Schlurck mit so großer Anstrengung den kleinen Johan-

---

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 104 und 111 d. Bl. D. Red.

niterschrank, warum krümmt und windet er sich um seinen Raub zu behalten, unterzieht sich den peinlichsten Situationen, wenn er doch wieder das schwer Gewonnene so leichten Kaufes fahren läßt? Wohl ist in beiden Begebenheiten ein hübscher Parallelismus und eine feine Ironie; hier und dort wenden die handelnden Personen ihren ganzen Scharfsinn und ihre ganze Kraft auf, um Etwas zu erreichen was sie auf bequemerm Wege leichter erlangen können, und was, bei Licht besehen, gar nicht der außerordentlichen Anstrengung werth war. Wohl muß man auch anerkennen daß beide Operationen, selbst wenn sie nichts Anderes bezweckt, doch nebenbei viele romanhafte Verwickelungen, Begegnungen und Bezüge erzeugt haben, die dem Roman sein Interesse und seine Färbung geben. Dennoch können wir nicht umhin zu glauben daß der Verfasser anfänglich mit beiden Vehikeln mehr gewollt, daß er aber im Verlauf der Arbeit, als er mehr und mehr Interesse für seine in Fleisch und Blut getretenen Personen gewann, als die Grundgedanken immer klärer und eindringlicher wurden, dieses Mechanismus satt geworden, und ihn früher und leichter abgeworfen und beseitigt hat als seine ursprüngliche Absicht war. (??)

Dies soll kein Tadel sein. Einen so langen Roman von vornherein, ehe die Feder zur Ausarbeitung angesetzt ist, sich vollkommen und in allen Theilen fertig zu denken, erscheint mir als ein Unding. Nur der Stamm, die Grundzüge können fertig sein, im Schaffen erzeugt sich erst die Bekleidung, wenn man im Gleichniß vom Baum bleiben will, nicht allein Blätter und Zweige, sondern auch die Aeste, die beide tragen. So bleibt denn von dem romanhaften Mechanismus der zu Anfang auftauchte und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, Nichts bisjetzt (wir sind noch etwas zurück im Lesen und wollen es absichtlich einstweilen bleiben) unerledigt als der waldeinsame Spuk der Zeck'schen Unholdfamilie, der mit Hackert und den eigentlichen Familiengeheimnissen Pauline von Harder's in Verbindung steht, und die endliche Entscheidung des Johanniterprocesses, die aber in ein ganz anderes geistiges Feld hinüberspielt als das der Romantik, die mit eingemauerten Schätzen und Familienähnlichkeiten zu thun hat. Die Lösungen waren nirgend gewaltsam, und wo noch nicht gelöst ist ahnen wir sie, was das Interesse nicht schwächt, sondern zur Harmonie beiträgt.

Wir sprechen es hier nochmals aus, der Roman hat dadurch Nichts an Interesse verloren daß das Romanhafte beseitigt oder aus der Stafage in das Dämmerlicht der Hinterdecoration verwiesen ist. Die Personen sind nun mehr alle sui juris geworden, sie stehen kraft eigenen Naturrechts auf ihren Füßen, und würden, auch wenn das Terrain sich veränderte, bestehen können mit Anspruch auf unsere mehre oder mindere Theilnahme. Die Gruppen sondern sich und bilden geschlossen deutliche Bilder, die wieder ineinandergreifen, zu einem größern Gemälde, das noch nicht deutlich ist, aber es hoffentlich werden wird.

Die Gebrüder Wildungen, die versponnenen Fäden, an denen der Roman sich rankt, treten einstweilen weder bedeutender hervor noch zurück. Es ist und muß Aufgabe sein sie frisch zu erhalten, also nicht zu verbrauchen, damit das Interesse für sie bis zum Ende ausreicht. Schlurck und seine Familie, die so bedeutend anfingen, sind einstweilen zurückgetreten, um wenn die Krisis naht, wieder hervorzutreten. Aus der Eisold'schen Familie erhebt sich die klare, sinnige, zum Bewußtsein ringende Luise, eine ganz eigenthümliche Schöpfung, für die wir nur fürchten daß der Platz zu ihrer Entfaltung nicht ausreichen wird. Sie ist tragisch angelegt und kann nur tragisch enden. Eine solche, aus roher Umgebung erwachende Seherin würde ein Dichter der vergangenen Generation mit poetischem Duft umgeben haben, ohne Visionen und romantisches Helldunkel würde es nicht abgegangen sein. Es ist nun eine ganz eigenthümliche Aufgabe Gutzkow's, sie inmitten der dürftigsten Häuslichkeit in der barsten Realität schwärmen zu lassen für — sociale Ideen. Modekrankheit oder Wahrheit? Das ist die Frage. Wer hätte den Schwärmerinnen zur Siegwarts-, zur Jean Paul-Zeit sagen dürfen, es ist nur ein Modefieber? Die zarte blasse Pflanze scheint sich an eine andere Erscheinung ranken zu wollen, die plötzlich in ganz anderm Lichte hervortritt, an den zum Publicisten gewordenen Prediger Guido Stromer. Interessant ist der Mann nicht, aber nur zu wahr. Dieser sittlichen, politischen Chamäleons begegnen uns nur zu viele im Leben, und sie sind es die dazu beitragen daß unsere Nation des politischen Charakters entbehrt, das weiche Wachs oder gar das Talg, das in den Erztiegel mitgeworfen jeder Form die daraus hervorgeht nicht Geschmeidigkeit gibt, sondern die mangelhaften Stellen, die bei jeder neuen Glut schmelzen und verursachen daß der Bau, der aere perennius sein sollte, zusammenfällt, schlimmer als der Götze auf thönernen Füßen. Diese weichgeschaffene Seele, die, von der Wahrheit jeder Modeströmung ergriffen, sich für sie begeistert, von ihr forttragen läßt und für sie schafft! Originale dafür sind in Deutschland nicht schwer zu suchen. Es ist gut vom Verfasser daß er diesen aufgeweichten oder, wenn man will, toll gewordenen Gelehrten nirgend carikirt; immer wieder findet er bei jeder neuen Wendung in seiner Phantasie, in seinem biegsamen Geiste Grund, Berechtigung und Wahrheit für dieselbe, und, aufregend als pietistischer Zelot, vollen Glauben, geht er alle Stadien des Weltbürgers durch, als Publicist gefährlicher Grundsätze, Oppositionsschriftsteller, bis er, aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Hafen ministerieller Publicistik anlangt.

Auch der Amerikaner Ackermann ist einstweilen in den Hintergrund geschoben (was er auf deutschem Boden agriculturlich beginnt und vom Autor gelobt wird, erregt bei Landwirthen von Bildung, die den Roman mit Interesse verfolgen, wie wir vernehmen, ein stilles Gelächter?), und nur seine mythische Vergangenheit blitzt aus den Reden Anderer hervor. Ein Titan aus der ehelezten romantischen Sturm- und Drangperiode. Was

Pauline von Harder über ihn und seine Geistes- und Zeitgenossen sagt: daß es andere Kraftjünglinge waren als die von heute, trunken von einer Begeisterung für das Große und Schöne, was unsere papierene Zeitungsartikel lesende und schreibende Jugend nicht fassen könne, ist vom Verfasser ironisch hingeworfen. Legt aber beide auf die Wagschale, jene Himmelsstürmer und diese Stürmer für oder gegen Verfassungen, wenn das warme Blut den Ausschlag gibt, möchte Pauline doch Recht haben und die Schale sich auf jene Seite neigen. Uebrigens war die Zeit der Befreiungskriege nicht mehr ganz die jener vom Naturgeist und Himmelssehnsucht durchpulsten Götterjünglinge. Während Ackermann zurücktritt, schieben sich in den Vorgrund die Gestalten des Jesuiten Rafflard und des Amerikaners Murray.

Jener ist meisterhaft, wir sagen weniger gezeichnet als charakterisirt. Der Verfasser empfand das Bedürfniß von der plastischen Darstellung sich zu erheben und als epischer Erzähler, Berichterstatter, sich bequem gehen zu lassen. Indem er Das thut was dem Romandichter immer vergönnt sein muß, liefert er in der Charakteristik des Menschen Rafflard eine des ganzen modernen Jesuitenthums. Wir halten diese, den Anfang des sechsten Bandes, für eine der durchgebildetsten und gelungensten Partien des Buchs. Murray, den Amerikaner, wollen wir noch näher kennenlernen, sein Bild ist gut, lebendig. Charakteristischer noch und wahrer das der unglücklichen Maler-Guste; ihre Geschichte ist erschütternd, aber leider ebenso der Natur abgestohlen. Beim Interesse was sie unwillkürlich erwecken muß ist dies Ende fast von selbst geboten; eine eigentliche Bekehrung und Besserung wäre fast naturwidrig, ein tragischer Ausgang unpassend.

Auch die russische Fürstenfamilie mit den Rivalinnen in Mutter und Tochter und dem schroffen Nationalisten, der als Hauslehrer die Familie tyrannisirt — ein Bild aus der Vergangenheit, aber ebenfalls ein sehr wahres —, lassen wir noch beiseite, abwartend bis sie noch mehr in die Geschichte eingreifen, obgleich sie schon jetzt lebendig am Rande derselben stehen. Fränzchen Heunisch bleibt ein Bild, das zwar in Deutschland vorkommt, doch das französische Original nicht verkennen läßt, und der Franzose Louis Armand scheint auch zu nicht mehr bestimmt als der Repräsentant einer politischen Richtung und Stimmung zu sein, für die es in der Art in Deutschland an Vertretern mangelt. Seine weiche Erscheinung hat etwas Schattenhaftes, ohne daß wir um deshalb an ihrer Wahrheit zweifeln. Zwischen diesen Gestalten und kommenden Begebenheiten erstreckt sich indeß auch manche Steppe von Dialogen, die nur bestimmt scheinen den Raum zu füllen. Es ist aber vielleicht anders. Im Dichter ist oft das Bedürfniß einen langsamen Anlauf zu nehmen, ehe er zu Situationen schreitet die ihm selbst noch gewagt dünken; er will den Schritt eben sich selbst motiviren, vermitteln, und das Publicum, mit andern Anfoderungen, begreift diese seine Zaghaftigkeit nicht. Die langen Verhandlungen vor, auf und nach der Spazierfahrt nach Solitude, wo Prinz Egon wieder vom Hofe recipirt wird, das Kutschergespräch und Anderes gehören dahin.

Prinz Egon, der als vagirender Handwerksbursch seine Entrade machte, in dem man einen Stürmer gegen die gesellschaftliche Ordnung erwartete, den die Polizei fürchtete als Störenfried, welcher ihnen mehr als Alle würde zu schaffen machen, weil ein angesessener Prinz sich nicht ausweisen läßt — Prinz Egon wird in der Mitte des Romans ein Anderer, um im Verlauf oder vielmehr im Ablauf der Geschichte noch ein Anderer zu werden. Er ist der Fabelkönig inmitten seiner Tafelrunde. Wer von seiner ersten Erscheinung Etwas erwartete und nachher unzufrieden ward als er im Thurme nur einen blasirten jungen Menschen mit einem Anfluge von Sentimentalität fand, welche in das Kataster keiner der dagewesenen Species von Sentimentalität paßte, that dem Dichter Unrecht. Er ließ ihn nicht fallen, weil er ihn gar nicht heben gewollt. Ein junger Mann von Begabung und doch ohne Charakter, weich wie Zeit und Verhältnisse ihn gestempelt, ward er von beiden aus der Carrière zu der ihn seine Geburt bestimmt herausgerissen und in demokratische Umgebungen und Verhältnisse geschleudert, um sich von ihnen gängeln zu lassen, bis eine andere Welle, ein anderer Stoß kommt der ihn wieder in die Aristokratie zurückwirft. Hier läßt er sich von den Verhältnissen ebenso gängeln, er liebt wo er geliebt wird, er flieht die aristokratische Liebe um wieder von ihr eingefangen zu werden. Er läßt durch Freunde, Freundinnen, Umstände, Schmeicheleien Alles aus sich machen, und behält nur das Selbständige daß er überall mit Liebenswürdigkeit und einer gewissen Philosophie seine Wandlungen vor sich und Andern zu rechtfertigen weiß. Andere retten ihn aus dem Bankrott und retabliren seine verwüsteten Güter, von Andern wird er seiner aristokratischen Umgebung wieder zugeschoben, während seine demokratischen Freunde ihn zum Politiker, Volksmann und Deputirten machen und machen wollen. Endlich umstrickt ihn der Hof und zieht ihn in seine Sphären, um, wie wir im Blättern sahen, ihn zum Minister zu machen, und dieser Minister mit einer schnell gewonnenen andern Ueberzeugung von der Bedeutung seiner Stellung wird sich gewiß von den Freunden trennen die ihn gehoben, und, wie wir gleichfalls belauscht, weist er seinen ältesten, treuesten, fast seinen Blutsfreund aus, seinen verschwägerten Lebensretter, den Franzosen Louis Armand, weil der fremde Communist Unfug anstiften kann. Für alles Das findet er vollkommene Berechtigung in der Lehre die ihm die Verhältnisse gaben, er behält ein gutes Gewissen und bleibt vor sich und Andern ein Ehrenmann. Nur an einem kleinen Streifen seiner frühern Ueberzeugungen haftet er, wir bezweifeln indeß daß es ein rechter Faden ist, an dem Recht des Arbeiters daß man ihm Arbeit gebe. Dies Spazierstöckchen muß nun zur Keule werden, um den Charakter zu tragen. Psychologisch richtig ist die Katastrophe daß er durch die Nachricht, wie er nur der Sohn seiner Mutter, nicht der des Fürsten,

seines Vaters ist, zur Rückkehr in die aristokratischen Linien sich gedrängt fühlt, aus Angst zu scheinen was er ist, es wäre ein Coup einer großen Tragödie würdig, aber nothwendig ist er nicht. Er wird von selbst, auf dem natürlichen Wege zu dieser Wandelung gedrängt. Dieser Egon ist das Seitenstück zum Guido Stromer. Beide ursprünglich begabte Menschen, mehr oder minder, nur nicht mit der sittlichen Charaktergabe, die aus sich heraus schafft und dominirt, sondern mit der passiven Kraft der Empfängniß und dem Talent das Fremde, Angemaßte sich so anzueignen daß es ihr Eigenes wird, sie wenigstens glauben daß es ihres sei, sind sie nur Repräsentanten einer Species, wo nicht eines ganzen Genus, jener weichgeschaffenen, talentvollen Seelen die, empfänglich für alle Zeitströmungen, deren Atome in sich aufnehmen, deren Farben tragen, deren Posaunen schmettern lassen um von der Strömung fortgetragen zu werden, und nirgend Etwas zu setzen was fest bleibt. Es ist die Krankheit in ihnen specificirt welche alle Arbeit der Bessern umsonst macht, die Krankheit welche die deutsche Natur aus der Geschichte ausmerzen wird.

Beide Personen sind für die Mehrzahl der Leser vielleicht weniger interessant, psychologisch sind sie ein glücklicher Wurf und ein gelungener Abklatsch der Wirklichkeit, die sich freilich nicht von selbst zeigt, die man suchen muß. Die Gräfin d'Azimont ist dagegen eine Figur die Jeder versteht, weil er sie oder Aehnliches schon gesehen hat, eine liebenswürdige Wahrheit, ohne Fältchen, Natur durch und durch, sündhaft vom Wirbel bis zur Zeh, und doch unschuldig wie ein Kind; der Stoff aus dem man wahrhafte Magdalenen schafft.

Wer ist ihr Gegensatz? Denn in geistreichen Gegensätzen spielt in diesen Gruppen die Erfindungskraft des Dichters. Ihre Schwester, die russische Fürstin, ist es nur in einer Beziehung. Melanie ist es schon mehr. Beide Schönheiten, Grazien, die personificirte Liebenswürdigkeit. Aber Melanie will gelten und muß viel verstecken um gelten zu können; ihr Auftreten ist mit beständigen Kämpfen verbunden, mit der Aengstlichkeit ihre moralische Toilette zusammenzuhalten; die d'Azimont läßt Alles fallen und steht in gewisser Beziehung doch rein da. Sie ist immer geschmückt, liebreizend, wenn sie sich gibt wie sie ist; sie ist emancipirt, nicht weil sie gegen die Gesetze der Sitte gefehlt hat, sondern weil sie gegen das Urtheil der Welt ganz gleichgültig ist. Ihre Neigung, ihre Leidenschaft ist das einzige Gesetz dem sie folgt, während Melanie vom Morgen bis Abend zu rechnen hat wie sie in dem angenommenen Charakter vor dem Urtheil der Welt bestehen kann.

Pauline von Harder ist aber vielleicht ein noch schlagenderes Seitenstück. Diese geistreiche Intriguantin scheint ebenfalls einer Wirklichkeit abgestohlen; sie ist so abgerundet in ihrer dämonischen Gestalt, macht so nach allen Seiten in ihrer Stärke und Schwäche Front daß wir sie für die vollkommenste Bildung im Roman erachten müssen. Aber unser Raum ist gemessen und wir müssen es aufgeben die Parallele zwischen ihr und der d'Azimont zu ziehen. Keiner der gezeichneten Charaktere entwickelt sich so progressiv vor unsern Augen, obgleich wir von Anfang an eine fertige Gestalt vor uns haben. Aus einem Farbentopf scheint sie und ihre Gesellschafterin, die Ludmer, gemalt, und doch wie verschieden gefärbt Beide durch geschicktes Streichen und Spritzen des Pinsels. Wir hassen, fürchten sie, und doch ist sie uns so lieb geworden daß wir den nächsten Enthüllungen mit Besorgniß entgegensehen, die unfehlbar soviel verbrecherische Schwärze auf das Bild spritzen werden daß wir mit Schauder werden fortsehen müssen.*) 19.

Zur Literatur des „Werther".

Die „Leiden des jungen Werther" in einer Bänkelsängerparodie und Werther's Geisterruf „an Lotten".

> Das zeugt erst recht von seinem Werthe,
> Daß mit erbärmlicher Geberde
> Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen,
> Wird in Wirthsstuben aufgehangen.
> Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
> „Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen."
> Und Jeder spricht bei Bier und Brot:
> „Gott sei's gedankt: nicht wir sind todt!"
>
> Goethe.

Eduard Boas im ersten Theile seiner „Nachträge" und H. Düntzer in seinen „Studien zu Goethe's Werken" (S. 206) erwähnen Beide einer im Jahr 1776 als Volkslied zum Verkauf ausgebotenen „Mordgeschichte des jungen Werther", ohne jedoch den Titel vollständig anzugeben oder den Verfasser nennen zu können. Diese „Mordgeschichte" rührt aber von Heinrich Gottfried von Bretschneider her, der am 6. März 1739 zu Gera das Licht erblickte und am 1. November 1810 auf dem Schlosse eines böhmischen Edelmanns zu Krzimitz bei Pilsen starb, nachdem er zuletzt die Stelle eines k. k. Gubernialraths und Universitätsbibliothekars in Lemberg bekleidet hatte. Er hat Verschiedenes geschrieben, worüber Meusel's „Gelehrtes Deutschland" (Bd. 1 u. 5) nähere Auskunft gibt. Unter Anderm war er Verfasser einer 1804 unter dem Pseudonym Theodor erschienenen Schrift gegen Napoleon; auch veröffentlichte Göckingk von ihm nach seinem Tode eine „Reise nach London und Paris. Nebst Auszügen aus seinen Briefen an Hrn. F. Nicolai" (Berlin 1817).

Es wird erzählt daß Bretschneider sich einbildete den ersten Anlaß zu den ihm leidigen Ritterstücken gegeben zu haben. Er briefwechselte nämlich in seiner frühern Zeit mit einem preußischen Legationssecretair Ganz zum Scherz gewöhnlich im ehrenfesten Ton der alten Ritter. Ganz kam nach Wetzlar unter den Kreis junger Männer die beim Reichskammergerichte practicirten. Dort führte er bei den Andern dieses Ritterwesen ein, und nun meinte Bretschneider, Goethe, bekanntlich während des Sommers 1772 in den also von Ganz angestifteten

*) Den vierten Artikel geben wir in einer der nächsten Lieferungen.
D. Red.

Ritterbund aufgenommen, und Götz von Berlichingen, der Redliche, genannt, sei hierdurch zu seinem „Götz“ gekommen, der allerdings als Vater jener faustrechtlichen Spectakelstücke und Ritterromane der siebziger und achtziger Jahre zu betrachten ist.

Was die nachfolgenden Knittelverse betrifft, so wären sie in der That für einen Bänkelsänger Namens Martin König verfertigt worden, den Ganz scherzeshalber von Wetzlar nach Usingen an Bretschneider schickte, und so wurde denn das Lied sicherlich auch auf Messen und Märkten zum warnenden Exempel für die liebe Christenheit unter den begleitenden Tönen des Leierkastens abgekräht wie eine echte und wahrhaftige Mordthatsgeschichte. Verkauft wurde es unter dem erbaulichen Titel: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther wie sich derselbe den 21. December durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen.“ Im Ton: „Hört zu, ihr lieben Christen“ (1775). *)

Hört zu, ihr Junggesellen
Und ihr Jungfräulein zart,
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

Die Liebe, traute Kinder!
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen wie den Sünder
Um Leben, Gut und Geld.

Ich sing' euch von dem Mörder
Der sich selbst hat entleibt,
Er hieß: der junge Werther,
Wie Doctor Goethe schreibt.

So witzig, so anständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig
War noch kein Secretair.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durchs Herz geschwind.
Ein Mädchen, sie hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind,

Die stand als Vice-Mutter
Geschwistern treulich vor,
Die schmierte Brot und Butter
Dem Fritz und Theodor,

Dem Lieschen und dem Käthchen; —
So traf sie Werther an,
Und liebte gleich das Mädchen
Als wär's ihm angethan.

Wie in der Kinder Mitte
Sie da mit munterm Scherz
Die Butterrahmen schnitte —
Da raubt sie ihm das Herz.

Fuhr aus, mit ihr zu tanzen
Wol eine ganze Nacht,
Schnitt Menuetts der Franzen
Und walzte daß es kracht'!

Sein Freund kam angestochen,
Blies ihm ins Ohr hinein:
Das Mädchen ist versprochen
Und wird den Albert frei'n.

Da wollt' er fast vergehen,
Spart weder Wunsch noch Fluch,
Wie Alles schön zu sehen
In Doctor Goethe's Buch.

Kühn ging er, zu verspotten
Geschick und seinen Herrn,
Fast täglich nun zu Lotten,
Und Lotte sah ihn gern.

Er bracht' den lieben Kindern
Lebkuchen, Marcipan;
Doch Alles konnt's nicht hindern,
Der Albert wurd' ihr Mann.

Des Werther's Angstgewinsel
Ob diesem schlimmen Streich
Malt Doctor Goethe's Pinsel
Und Keiner thut's ihm gleich.

Doch wollt' er noch nicht wanken,
Und stets bei Lotten sein,
Dem Albert macht's Gedanken,
Ihm träumte von Geweih'n.

Herr Albert schaute bitter
Auf die Frau Albertin —
Da bat sie ihren Ritter:
„Schlag' mich dir aus dem Sinn.

Geh' fort, zieh' in die Fremde,
Es gibt der Mädchen mehr —“
Er schwur beim letzten Hemde
Daß sie die einz'ge wär'.

Als Albert einst verreiste,
Sprach Lotte: „Bleib' von mir!“
Doch Werther flog ganz dreiste
In Albert's Haus zu ihr.

Da schickte sie nach Frauen
Und leider keine kam, —
Nun hört mit Furcht und Grauen
Welch Ende Alles nahm.

Der Werther las der Lotte
Aus einem Buche lang
Was einst ein alter Schotte
Vor tausend Jahren sang.

Es war gar herzbeweglich,
Er fiel auf seine Knie,
Und Lotte's Auge kläglich
Belohnt' ihm seine Müh'.

Sie strich mit ihrer Nase
Vorbei an Werther's Mund,
Sprang auf als wie ein Hase
Und heulte wie ein Hund.

Lief in die nahe Kammer,
Verriegelte die Thür
Und rief mit großem Jammer:
„Ach Werther geh' von mir.“

Der Arme mußte weichen,
Alberten, dem's verdroß,

*) Dieser Titel erinnert an ein anderes hierher gehöriges Schriftlein: „Ein trostreiche und wunderbare Historia, betittult: Die Leiden und Freuden Werther's des Mannes; zur Erbauung der lieben Christenheit in Reime gebracht, und fast lieblich zu lesen und zu fingen. Im Ton: Ich Mädchen bin aus Schwaben; oder auch in eigener Melodie. Gedruckt allhier in diesem Jahr, da all's über'n armen Werther her war.“

Konnt's Lotte nicht verschweigen,
Da war der Teufel los.

Kein Werther konnt' sie schützen,
Der suchte Trost und Muth
Auf hohen Felsenspitzen
Und kam um seinen Hut.

Zuletzt ließ er Pistolen
Im Fall es nöthig wär'
Vom Schwager Albert holen,
Und Lotte gab sie her.

Weil's Albert so wollt' haben,
Nahm sie sie von der Wand,
Und gab sie selbst dem Knaben
Mit Zittern in der Hand.

Nun konnt' er sich mit Ehre
Nicht aus dem Handel zieh'n,
Ach Lotte! die Gewehre,
Warum gabst du sie hin?

Alberten recht zum Possen
Und Lotten zum Verdruß,
Fand man ihn früh erschossen,
Im Haupte stack der Schuß.

Es lag, und Das war's Beste,
Auf seinem Tisch ein Buch,
Gelb war des Todten Weste
Und blau sein Rock, von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh' bis jenen Tag,
Begleit'n ihn kein Kragen
Und auch kein Ueberschlag. *)

Man grub ihn nicht in Tempel,
Man brannte ihm kein Licht,
Mensch, nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht'.

Auf diese Bänkelsängerparodie möge noch ein Geisterruf „Werther an Lotten" folgen. Wir entnehmen denselben dem Augusthefte von Wieland's „Deutschem Mercur" von 1775, wo er sich mit der Unterschrift: „Von einem Ungenannten", findet. Diese Stimme aus dem Jenseits ist eine Erwiderung auf die in ähnlichem Tone gehaltene und populair gewordene Elegie: „Lotte bei Werther's Grabe": „Ausgelitten hast du — ausgerungen" u. s. w. **), welche von Wagner Merck zugeschrieben wird (Merck's „Briefwechsel", I, xxxiv), jedoch schwerlich von Diesem herrühren möchte, wie denn auch schon Nicolai, gelegentlich einer Anzeige von „Pätus und Arria", eine Künstlerromanze („Allgemeine deutsche Bibliothek", Bd. 26), bezweifelte daß die Romanze und jene thränennassen, klagestöhnenden Verse von einem und demselben Verfasser wären.

Werther an Lotten.

Weine nicht! — es ist der Sieg erkämpfet,
Dieser Sieg, errungen durch ein Grab,
Und das inn're Toben ist gedämpfet,
Das mein Schöpfer meinem Herzen gab.
Weine nicht! — ich habe sie gefunden,
Diese Ruhe nach dem langen Streit,
Und geheilet hat der Tod die Wunden,
Und geleitet mich zur Seligkeit.
Ja, der Richter hat in seiner Rechten
Schon gewogen Liebe mit Vergeh'n;
Und da rief die Stimme des Gerechten
Mir Verschonung auf der Liebe Fleh'n!
Sanfter Friede hebe deine Seele
Aus der Last des Kummers die dich drückt —
Ach, wie viele Thränen die ich zähle
Hast du nicht gen Himmel schon geschickt!
Trock'ne diese Thränen! Hör' im Glanze
Der Verklärung meiner Liebe Ruf,
Und erblicke mich im Myrtenkranze,
Den der Himmel unverwelklich schuf.
Jener Nebel, der vor Menschenblicken
In dem dunkeln Erdenthale hängt,
Sinket hier, wo ewiges Entzücken
Seel'ger Zukunft meine Blicke lenkt,
Und die Blumen, die ich in die Quelle
Meines trüben Baches einstens warf,
Samml' ich hier aus seiner Silberwelle,
Nun da ich dich ewig lieben darf.
Ueberall umschweb' ich deine Spuren,
Und mein Hauch berührt im Westen dich,
Auf dem Mondstrahl zittr' ich durch die Fluren
Und in jedem Veilchen pflückst du mich;
Und mein Geist folgt deinen frommen Schritten
An das Grab, wohin dein Schmerz dich führt;
Wo dein Jüngling endlich ausgelitten,
Und sein Staub einst auferstehen wird!

Wir könnten hier auch noch Ergüsse einer empfindsamen Seele mittheilen die wir mit verblaßten, altfränkischen Schriftzügen auf einem vergilbten Blatte in einem Exemplar der „Werther-Ausgabe" von 1775 niedergeschrieben finden. Doch der Leser wird von dem Obigen hinlänglich erbaut sein.

A. W. Appell.

*) „Kein Geistlicher hat ihn begleitet."

**) Abgedruckt im Junihefte des „Deutschen Mercurs" von 1775 (S. 1[illegible]), auch als Beigabe zu „Pätus und Arria, eine Künstlerromanze" (Freistadt am Bodensee, 16 S. und Leipzig und Wahlheim, 16 S. Mit einer Musikbeilage). Düntzer hat sie auch in seinen „Studien zu Goethe's Werken" aufgenommen, daher eine Mittheilung in d. Bl. wol überflüssig wäre. Die schwülstige und aufgedunsene Sentimentalität in dieser Elegie war so recht nach dem Geschmack eines gewissen Publicums, in dem noch heute Kotzebue's „Verzweiflung" („Ha! was bin ich; und was soll ich hier!") u. dergl. mit begeisterter Verzückung genossen wird. Man erinnert sich daß Heine in der „Harzreise" seinem sentimentalen Schneidergesellen, der so bald „marode" wird, eine Stelle daraus:

Einsam weil' ich auf der Rasenstelle,
Wo uns oft der späte Mond belauscht,
Jammernd irr' ich an der Silberquelle,
Die uns lieblich Wonne zugerauscht rc.

in den Mund legt.

Ideler über den Wahnsinn, besonders den religiösen.

1. Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. Ein Beitrag zur Kritik der religiösen Wirren der Gegenwart von Karl Wilhelm Ideler. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. Erster Theil: Die Erscheinungen des religiösen Wahnsinns. 1848. 2 Thlr. 22½ Ngr. Zweiter Theil: Die Entwickelung des religiösen Wahnsinns. 1850. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung, erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur praktischen Philosophie von Karl Wilhelm Ideler. Erster Band. Bremen, Schlodtmann. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Die beiden mir von der Redaction zur Besprechung in d. Bl. aufgetragenen Schriften liegen schon lange auf meinem

Arbeitstische und harren ihrer Erledigung. Ich gestehe daß mich immer eine gewisse Scheu von ihrer Lecture zurückhielt, und ich mich nur dann zu ihnen wendete, wenn ich nichts Dringenderes und Anziehenderes zu thun vorfand, sodaß ich damit erst nach vielen Monaten langsam weiterrückte. Ich hoffe daß mir weder die Redaction noch irgend ein Leser d. Bl. über diese sich von selbst ergebende Versäumniß einen Vorwurf machen werden, wenn sie nur den Versuch machen wollen gleich mir die dicken drei Bände durchzulesen. Ich habe diese ermüdende Arbeit glücklich hinter mir, aber ich gestehe daß mich keine Macht dahinbringen würde sie noch ein mal von neuem zu beginnen. Nicht daß mich die Lecture beider Schriften ganz unbefriedigt gelassen hätte, im Gegentheil ich habe daraus Manches gelernt, sie haben mir mannichfachen Stoff zum Nachdenken geboten, und womöglich die gute Meinung die ich für das Streben und die Persönlichkeit des Verfassers schon früher gefaßt hatte noch erhöht, ja, ich habe mich durch langsames Abwickeln des Gedankenganges des Verfassers allmälig so an die Breite seines Vortrags gewöhnt daß es damit ganz leidlich ging. Aber dennoch kann ich nicht unterlassen die letztere als einen großen Uebelstand zu rügen. Wenn irgend ein Autor, wie sich von selbst versteht, wünschen muß daß sein Buch viele Leser finde, so muß er auch soviel Discretion besitzen ihn nicht, wie etwa ein listiger Bote in Kriegszeiten den Feind, vom geraden Wege ab-, und auf großen Umwegen dem Ziele zuzuführen. Dies thut aber der Verfasser, es fällt ihm während des Schreibens Dieses und Jenes ein, worüber er auch noch einige Worte zu dem Leser sprechen möchte, und er hat dann Mühe sich wieder auf dem geraden Wege zurechtzufinden, ja er hat, wie ein Weber sein Gespinnst auf dem Webstuhl, gleich von vornherein seinen Stoff zu breit angelegt, sodaß er nun nicht anders kann als breit fortarbeiten. Dadurch aber hat seine an sich gute Arbeit viel an Interesse verloren, und ich möchte sagen daß Der welcher sich entschließt seine Bücher zu lesen ihm wie einem weitschweifigen Erzähler immer nur mit halbem Ohr zuhören, und während der Lecture leicht versucht sein wird an etwas Anderes dabei zu denken.

Insbesondere hat dem Verfasser die reiche kirchengeschichtliche Literatur hinreichenden Stoff dargeboten Nr. 1 zu einem sehr umfangreichen Werke zu machen. Namentlich führt er uns im ersten Bande eine zahlreiche Reihe von Fällen des religiösen Wahnsinns sowol in seiner individuellen Erscheinung als in seiner epidemischen Verbreitung vor. Wir finden hier als Beispiel einer Epidemie des frommen Wahnsinns aus einer einfachen Steigerung des religiösen Bewußtseins: die Predigtkrankheit in Schweden; als Beispiele des frommen Wahns mit dem Charakter des Fanatismus: die Wiedertäufer im 16. Jahrhundert und die russischen Schismatiker oder Raskolniks; als Beispiele von Epidemien des religiösen Wahnsinns welche aus fanatischen Verfolgungen hervorgingen: die ersten Quäker und den Aufruhr in den Cevennen; als Beispiele von Epidemien des religiösen Wahnsinns in Nonnenklöstern: den Teufelswahn der Ursulinerinnen zu Aix in der Provence, die Besessenen zu Loudun, die Besessenen zu Louviers und einige kleinere Klosterepidemien; als Beispiele von Epidemien des religiösen Wahnsinns welche sich durch ein Vorherrschen ungestümer Muskelbewegungen auszeichneten: die Convulsionnairs in Paris und die Camp-Meetings der Methodisten; als Beispiele von Epidemien des religiösen Wahnsinns welche aus geistiger und leiblicher Noth entsprangen: die Flagellanten und der Johannis- und der Veitstanz; endlich als Beispiel einer Epidemie des religiösen Wahnsinns bei Kindern: die Kinderfahrten.

Ein solcher Ueberblick über die verschiedenen religiösen Verirrungen und Auswüchse in den verschiedenen Epochen der Geschichte der Menschheit gewährt allerdings ein eigenthümliches Interesse. Man staunt wie die Menschen sich solchen Verirrungen hingeben, ja nicht selten an irrthümliche und alberne Ansichten und Vorspiegelungen Gut und Blut setzen konnten; aber man kann darin auch nicht den tiefern Kern, die Festigkeit und Beharrlichkeit für eine höhere Idee, sei diese auch noch so sehr durch Irrthum und Wahn entstellt, die Kraft mit der man an dieser Idee unter allem Widerstand und allen Stürmen festhielt, verkennen, und muß sich mit Beschämung gestehen daß eine solche Kraftäußerung, eine solche Erhebung des religiösen Bewußtseins in unserer lauen Zeit wol schwerlich wieder in die Erscheinung treten dürfte. Aber man fragt sich am Ende der Betrachtung: ist auch Das was uns der Verfasser hier als eine besondere epidemische Form von Geisteskrankheit vorführt wirklich eine solche; ist es Wahnsinn der hier gleich einer typhösen Krankheit sich nicht allein über einzelne Orte und Menschengruppen, sondern auch über die Bewohner ganzer Länderstriche verbreitete? Es ist wahr, die Verbreitung und Fortpflanzung von Ideen, Meinungen und Gedanken von Ort zu Ort, von Individuum zu Individuum hat oft große Aehnlichkeit mit der epidemischer somatischer Krankheiten, und ich weiß es wohl daß manche Aerzte die Ansicht aufgestellt haben, die revolutionnairen Bewegungen der neuern Zeit seien als eine solche geistige Epidemie anzusehen. Aber wenn in vielen Tausend Seelen durch gleiche äußere Einflüsse gleiche Gefühle, gleiche Gesinnungen schon im Keime vorhanden waren, und Einer oder Einige unter ihnen diese Gefühle und Gesinnungen zur That entflammten, kann man Das eine epidemische Geisteskrankheit nennen? Dann wäre das einfältige, von einem muthwilligen Jungen einem Juden nachgerufene und von allen Judenfeinden freudig aufgenommene Hepp! Hepp! das sich bis an die äußersten Grenzen Deutschlands verbreitete, auch eine Geisteskrankheit, wofür es doch wol kein vernünftiger Mensch ausgeben dürfte.

Ganz ebenso verhält es sich aber mit jenen für religiösen Wahnsinn ausgegebenen Epidemien. Sie haben ihre Wurzel in den verschrobenen und abergläubischen Ansichten einer dunkeln, aller höhern Vernunftansicht unzugänglichen Zeit, in welcher Pfaffentrug und Klosterintriguen den Ton angaben, und sich der unheiligsten und unerlaubtesten Mittel bedienten das Volk in Unwissenheit, Abhängigkeit und Furcht zu erhalten. Wen kann es da Wunder nehmen, wenn sich verkehrte Ansichten und Meinungen, von Einzelnen ausgehend, über ganze Länder und Menschenmassen verbreiteten! Man kann sagen die ganze Atmosphäre war damals mit Teufeln, Zauberern, Hexen, Gespenstern erfüllt, und es bedurfte gar keiner großen Kunst daraus dem gläubigen Volke betrügerische Spiele und Phantasmagorien vorzugaukeln, an die es nicht nur glaubte, sondern bei denen es auch gern selbstthätig mitwirkte, und für weitere Verbreitung und Ausschmückung sorgte. Dabei ist wohl zu bedenken daß seit jenen Vorgängen Jahrhunderte verflossen sind, und daß es deshalb sehr schwierig ist nach so langer Zeit Trug von Wahrheit zu unterscheiden, abgesehen davon daß zum Theil die Berichte, die uns von Schriftstellern jener Zeit überliefert worden sind, von Zeugen herrühren die von abergläubischen Vorstellungen und Meinungen erfüllt, ja zum Theil selbst mit in den Teufelsspuk verflochten waren. Dergleichen Berichte dürfen daher nur mit großer Vorsicht aufgenommen und müssen einer scharfen Kritik unterworfen werden, bevor man daraus Schlüsse zum Beweis der Existenz epidemischen Wahnsinns ziehen kann. Wie wenig sich auf solche Berichte zu verlassen ist, hat neuerlich Jessen in Damerow's „Zeitschrift für Psychiatrie" an dem Beispiel der Convulsionnairs am Grabe des François de Paris gegen Calmeil gezeigt. Unser Verfasser hat selbst die Nothwendigkeit eingesehen religiöse Schwärmerei und krankhaften Wahnsinn als ihrem Wesen nach voneinander verschiedene Zustände auseinanderzuhalten. Er bemerkt (S. 27 in Nr. 1) daß die Erscheinungen der religiösen Schwärmerei und des Fanatismus nur dann in das Gebiet des wirklichen Wahnsinns versetzt werden dürfen, wenn sie aus dem Selbstbewußtsein die wirkliche Welt mit allen ihren objectiven Verhältnissen, Bedürfnissen und Gesetzen verdrängt, und das Gemüth völlig in eine übernatürliche Welt versetzt haben. Nun kann man zwar recht wohl zugeben daß in den verschiedenen Epidemien, wie sie hier von dem Verfasser aufgezählt worden,

Einzelne zu einem solchen hohen, in das Gebiet der Krankheit überschreitenden Grad der Schwärmerei fortgerissen worden sind, aber deshalb die Massen des Volks, welche den Führern blindlings folgten, und welche die von ihnen angegebenen äußern Zeichen sich aneigneten und weiter verbreiteten, sämmtlich für wahnsinnig zu erklären, sind wir umsoweniger berechtigt als nach so langer Zeit eine Kritik der einzelnen Fälle und die Bestimmung der verschiedenen Grade bis zu welchen der Fanatismus bei den Einzelnen sich fortgebildet hatte, zu den Unmöglichkeiten gehört.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen muß ich es dem Leser überlassen sich in dem zweiten Theile des Werks eine nähere Einsicht in die Betrachtungen des Verfassers, namentlich über die Entwickelung des religiösen Wahnsinns zu verschaffen, umsomehr da auch hier der Verfasser sehr weit ausholt, und bevor er an seinem eigentlichen Ziele, dem religiösen Wahnsinn, anlangt, sich umständlich über allgemeine Begriffe, insbesondere über Geist und Gemüth, Verhältniß des Geistes zum Gemüthe, Gefühle, Charakter, religiöses Bewußtsein, Leidenschaften im Allgemeinen und religiöse Leidenschaften im Besondern, und ebenso über Wahnsinn im Allgemeinen und im Besondern u. s. w. verbreitet. Auch in diesem Theile finden sich unter den von dem Verfasser vorgebrachten Belegen für seine Ansichten mehrfache historische Thatsachen, die, da sie nicht allgemein bekannt sind, die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen. Ich wähle z. B. die Notizen über die wunderbaren Säulenheiligen oder Styliten. Simeon, der Erfinder der seltsamen Askese auf Säulen nur zu wohnen und zu leben, war ein aus dem Flecken Susan in Syrien gebürtiger Mönch im 5. Jahrhundert. Schon im Kloster war er ein so trübseliger Schwärmer daß er sich zuweilen das Leben nehmen wollte. Des Klosterlebens überdrüssig wohnte er erst auf einem Berge unweit Antiochien, und ließ sich mit einer schweren Kette mitten in einem Haufen von Steinen einschließen. Sodann wollte er im Ernste von Zeit zu Zeit dem Himmel näher kommen. Deshalb errichtete er zuerst eine Säule von fünf Ellen Höhe in einem engen Wege, und übte sich auf derselben Tag und Nacht hindurch gleich einer Statue zu stehen. Das trieb er zehn Jahre. Von Zeit zu Zeit erhöhte er dieselbe, erst zu 6, dann zu 15, 22 und 36 Ellen Höhe, und zwar erst auf der Spitze eines Bergs. Der ganze Umfang der Säule betrug drei Fuß. Dreißig Jahre hindurch wohnte er auf einer Säule von 36, oder nach Einigen von 40 Ellen Höhe, und zwar Tag und Nacht, Sommer und Winter, schlafend, betend, aber auch oft vor dem Volke predigend, und als Richter bei den ihm vorgelegten Sachen entscheidend. Gegen Ketzer, Heiden und Juden eiferte er nicht wenig. In den ersten Tagen stand er aufrecht und streckte zuweilen seine Hände aus; weil er aber sich zugleich ganz aller Speise und alles Tranks enthielt (worin er es zuletzt soweit brachte daß er in 40 Tagen Nichts aß), so mußte er sich setzen, und endlich ganz erschöpft legen. Theiner bemerkt über ihn daß er als die Ermattung des Körpers ihm im Stehen hinderlich wurde, auf der Säule einen Balken aufrichten ließ und sich mit Ketten an ihn festband. Seine gewöhnliche Art zu beten bestand darin daß er sich mit seinem ausgemergelten Körper bis zu den Füßen herabbeugte. Ein Zuschauer, der ihn beobachtete, hatte bereits 1244 Verbeugungen gezählt als er aufhörte weiter zu zählen. War er gleich für die Gesellschaft todt, so kam er doch bald in ein hohes Ansehen. Täglich besuchten ihn Viele aus allen Gegenden, brachten ihm Speisen und Getränke mit, und beugten ihre Knie vor ihm. Man glaubte von ihm daß er Wunder thun könne. Er starb an einem Schenkelgeschwür auf der Säule 460. Er fand in dieser Lebensweise in Syrien und Palästina Nachfolger. Wahrscheinlich war Daniel der Stylit, sein Schüler, einer der Ersten welche diese neue Lebensmanier nachahmten. Derselbe hatte bei Konstantinopel seine Säule auf einem hohen Berge. Erst ließ er zwei hohe Säulen, durch eiserne Stangen aufeinandergesetzt, miteinander verbinden, dann auf dieselben eine kleinere dritte setzen, und auf derselben hielt er unter allen Stürmen, im Regen und in großer Kälte aus. Nach 16 Jahren war sein Ansehen als Heiliger so groß daß der Patriarch Acacius in Konstantinopel zur Vertheidigung des chalcedonensischen Concils sich seiner gegen den Kaiser Basiliscus bediente, welcher seine Rechtgläubigkeit in die Nichtannahme dieses Concils setzte. Es entstand nämlich ein Aufruhr, und da setzte Jener seine Absicht durch den Daniel durch. Sogar mußte Basiliscus, da Zeno von neuem nach der Kaiserkrone strebte, vor diesem Säulenheiligen niederknien und sich am Ende, wenn er auch alle seine Befehle gegen jenes Concil zurückgenommen hatte, der Regierung begeben. Die Lebensart der Säulenheiligen fand im Abendlande keinen Fortgang. Die Bischöfe in Gallien ließen, als es einem Mönche, Vulfilaik, in der Gegend von Trier einfiel auch so, selbst des Winters, barfuß auf einer Säule zu stehen, dieselbe im Jahre 591 niederreißen. Im Oriente lebte Simeon Stylites II. im 6. Jahrhundert unter Kaiser Mauritius 68 Jahre auf einer Säule. Er kam in den Ruf eines Wunderthäters und Propheten; von allen Enden kamen deshalb, und um von ihm Hülfe zu erlangen, Leute zu ihm. Ein dritter Simeon wurde vom Blitz erschlagen. Der Bischof zu Adrianopel, Alippius, verließ seinen Sitz und begab sich auf eine Säule, auf welcher er 70 Jahre zubrachte. Zwei Chöre von Jungfrauen und ein Chor von Mönchen sollen ihm aufgewartet haben. Mit denselben sang er Tag und Nacht Psalmen. Im Oriente waren die Styliten nicht blos im 7., sondern noch im 12. Jahrhundert gewöhnlich. Selbst im Jahre 1186 gab es noch Säulenheilige in Rußland.

In Nr. 2 faßt der Verfasser den Wahnsinn als den Ausdruck einer Idee auf welche nicht bis zur Reife und Gediegenheit seines thatkräftigen Charakters durchgebildet, deshalb im Zusammenstoß mit dem Widerspruch der wirklichen Welt scheitern, und sich nun deshalb in das Gebiet der Phantasie flüchten mußte, um hier einen freien Raum zu ihrer Wiederherstellung im Bewußtsein zu finden. Die wesentliche Bedeutung des Wahnsinns spricht die große Wahrheit aus: daß die Idee als Begriff des Strebens nach dem Unendlichen niemals erstickt werden kann, sondern daß ihr Bewußtsein selbst durch zerstörende Ausbrüche sich Bahn machen und sogar unter völliger Zerrüttung des Denkens sich zu irgend einer Form gestalten muß. Das dem Wahnsinne zumgrundeliegende, alle andere Seelenthätigkeit an Energie überwindende Motiv ist die Leidenschaft; der Wahn in seiner letzten Bedeutung nichts Anderes als die märchenhafte Poesie eines maßlosen Herzensbedürfnisses. Der Verfasser stellt hierbei das somatische Moment in Erzeugung des Wahnsinns ganz außer Rechnung; ob mit Recht, möchte wol sehr zu bezweifeln sein, da einestheils bei allen geistigen Operationen, sie mögen heißen wie sie wollen, die Mitwirkung des körperlichen Instruments nicht ausgeschlossen werden kann, anderntheils aber die Fälle, wo auf körperliche Verletzungen geistige Aberrationen folgen, zu häufig sind als daß man diese Entstehungsweise psychischer Krankheiten ganz ableugnen könnte.

Den Beschluß dieses Bandes machen eine Reihe psychologisch aufgefaßter Lebensschilderungen mit beigefügten Bemerkungen, offenbar der interessanteste Theil der ganzen Arbeit. Dem Verfasser stand als Dirigent einer Irrenanstalt nicht allein eine Fülle von wichtigen Krankheitsfällen zugebote, sondern es läßt sich ihm auch ein besonderes Talent den ersten Spuren der Seelenstörungen nachzugehen und ihre weitere Entwickelung im Verlaufe des Lebens zu verfolgen, nebenbei aber auch die einzelnen Erscheinungen den veranlassenden ursachlichen Momenten gemäß zu deuten, nicht absprechen. 86.

Otto Roquette.

In Illyrien, der Auvergne und andern Gegenden finden sich Landstrecken in welchen oft plötzlich über Nacht aus dürrem, rissigem Kalkgrunde Springquellen schießen die ihre nächste

Umgebung rasch mit reichen, saftigen Gräsern bekleiden und Blüten vielfachster Art unter das eintönige Haidekraut mischen. Die Erde ist nicht zum Verlechzen und Verdorren da, sie trägt allezeit Mittel in sich solchem Loose vorzubeugen. Gerade die Trockenheit von außen befördert die Sprödigkeit des Bodens, arbeitet durch Klüftungen vor, und wenn sie ihre größte Spannung erreicht hat, wird es der von innen aufstrebenden Erfrischung leicht den Widerstand zu besiegen, die Decke zu zerreißen und im Lichte ihre Sendung zu erfüllen. Das ist dann eine Reaction die gleich jeder andern eine physikalische und logische Nothwendigkeit sein wird. Weder in der Natur noch im öffentlichen Leben gibt es einen Zustand den man absolut „normal" nennen könnte, Reactionen, sie mögen sich stellen wie sie wollen, sind demnach nie Rückschritte, sondern stehen immer bewußt oder unbewußt im Dienste des Fortschritts, im Dienste der Entwickelung.

Die deutsche Poesie, sollte sie nicht völlig „vulkanisirt" werden, bedurfte einer Erfrischung, und sie reagirte zu diesem Zwecke zur Romantik. So wenig Werth sich sonst auf Puttlitz' Quietismus oder Redwitz'sche Apotheosen fossiler Ideen legen läßt, weil jene Arbeiten als Werke der Kunst zu machtlos und tief stehen, und als Acte des Gedankens so gut als Null sind, zur Signatura temporis gehören sie einmal. Hierfür ist ganz allgemein die Weise der Auffassung und Darstellung bedeutend, wenig oder gar nicht das Colorit etwaniger Tendenzen. Das Bedürfniß einer Recreation war vorhanden und brachte sich ohne besondern Zusammenhang gleichzeitig mehrfach zur Geltung. Und gerade dies gleichzeitige, mehrfache Aufgreifen und Benutzen desselben Gedankens für schroff verschiedene Zwecke ist ein Beweis für die innere Nothwendigkeit des Vorgangs.

Der erste wirkliche Treffer in dieser Richtung, die erste reinpoetische Gabe dieser heilsamen literarischen Reaction ist Otto Roquette's „**Waldmeister's Brautfahrt**".*)

Wir haben seit lange keine Dichtung so von Herzen als Spende ungetrübtester Jugendfrische, wärmster, freudigster Weltanschauung, künstlerischer Reinheit und sinniger Verklärung begrüßen können. Es ist wohlthuend sich in so kräftigen Wohllaut zu versenken und nirgend Verzerrtem zu begegnen, nirgend durch „Absicht" gestört zu werden. Der Dichter ist jung, Das ist eine schöne Sache, aber das Schönere liegt darin daß er sich auch jung gibt, und nicht die conventionelle Altbärtigkeit affectirt. Alles sprudelt unbefangen, unverdrossen, absichtslos, unverfälscht und ohne Raffinement hin, bunte Arabesken, reich mit Blüten betroddelt, schlingen sich ineinander, bilden Gestalten, leben, singen und lieben das Märchen zusammen und fertig, und doch ist all dieses Blütengewirr, all diese Frische mit ihrem wuchernden Reichthume und ihren tausendfarbig blitzenden Thautropfen durch — unwillkürlichen — Formsinn geschmackvoll zum Ganzen, zu künstlerischer Einheit versöhnt. Das Geheimniß ruht in der unbefangenen Naturwüchsigkeit des Gedichts, in der realistischen Naivetät seiner Plastik: nur die Natur darf überwimmeln von Blumen und selbst harte Formen haben, ohne dabei das Maß zu verletzen und ohne anders als schön zu sein.

Der Inhalt dieses kleinen reizenden Werks ist einfach genug. Es handelt sich um einen Mythus, eine Legende für die Erfindung des Maitranks. Aber diese Legende ist ganz prächtig ersonnen. Der Elfenprinz Waldmeister zieht mit stattlichem Gefolge gen Rüdesheim um sein hohes Beilager mit Prinzessin Rebenblüte zu feiern. Vom Trosse getrennt, wird er in seiner Lieblingsmaske als Asperula odorata in eine Botanisirtrommel gepackt. Der neue Kunz von Kauffungen hat übrigens Nichts von Eisenblech an sich als die Pflanzenkapsel, und ist ein friedlicher, hagerer Professor, der mit seinem kurzen, dicken Studienfreunde, einem Kaplane, nach dessen Behausung wandert um dort zu rasten. Der Kaplan — wir lernen Se. Ehrwürden während des Spazierganges kennen — hat mit allen wohlbeleibten Menschen die zugleich tonsurirt sind Das gemein daß er ein aufrichtiger Verehrer guter Bissen und guter Schlucke ist; aber nicht jeder runde Gesalbte gleicht ihm in der Verheimlichung dieser harmlosen Liebhaberei, die ja wol nie dem Geruche der Heiligkeit geschadet hat, und noch weniger in Geiz und Misgunst: Eigenschaften die ihn zum Feinde der Gastfreundschaft machen. Frau Ursula, seine haushälterische Hälfte, denkt über diesen Punkt wesentlich anders. Pfarrwirthinnen haben seit unvordenklicher Zeit das Privilegium weichherzig und leicht schmelzbar zu sein; in sie hat sich ja das bischen „Liebe" geflüchtet das noch in der Christlichkeit geduldet wird. Frau Ursula ist sich Dessen wie ihre Schwestern im Amte vollkommen bewußt, und weiß ihre Gesinnung vorkommendenfalls trefflich zu bethätigen. Eines schönen Tags horcht sie auf den Gesang einer Schar lustiger Studenten, ihr Canarienvogel entwischt durch das offene Fenster, die Musensöhne machen Jagd, fangen die kleine Lieblingsbestie und werden zum Danke für die rettende That von Frau Ursula tüchtig bewirthet. Es versteht sich von selbst daß zunächst der Zionswächter nicht daheim ist, aber er kommt mitten in das Gelag, und nun gibt es einen Aerger den der Ehrwürdige noch auf seinem Abendgange mit dem Prinzenräuber nicht verwunden hat. Unterdeß wird das Gefolge des Gefangenen pflichtschuldigst ungeduldig und besorgt. Kanzler Gundermann und Haushofmeister Wachholder tractiren die Eventualitäten zwar nicht mit ihrem Range geziemendem Anstande, aber in Anbetracht der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Sache doch lebhaft und laut genug um von einem Eidechsfräulein behorcht zu werden. Die schlanke Dame ist so gütig Nachricht zu geben und des Prinzen Kunz von Rosen, den Hofnarren Brennessel, einen köstlichen Kumpan, herbeizurufen. Er bringt den Getreuen die Kunde des Unglücks, und sofort wird ein Plan für die Befreiung des Gebieters entworfen. Das Wie dieser Befreiung aus dem grünen Gefängnisse ist mit zu ergötzlichen Streiflichtern gegeben als daß wir dem Leser den Reiz des ersten Eindrucks schwächen wollten. Der Prinz wird seiner Haft ledig, aber

Manch kühner Streiter ist erschlagen,
Gefallen mancher Fackelträger
Und des Gefolges beste Jäger,
Und Alles ruft und schwöret Rache
Den Frevlern unter jenem Dache.

Diese Rache gegen die Kaplanei wird nicht vergessen, auch wenn wir uns vorläufig in das Treiben des Hochzeitfestes und den Thronsaal Sr. Majestät des Königs Feuerwein versetzt sehen. Die ganze Scenerie und vor allem die Einführung der „knotenhaften" Weine ist wieder ganz köstlich, aber man muß sie im Texte selbst lesen. Ausbrüche des Zorns in der Kaplanei, von den Kobolden im Keller vernommen, bringen den Racheplan zur Reife und geben ihm eine feste Gestalt. Eine allerliebste Episode, die Vereinigung eines Liebespaares durch die Neuvermählten, deutet an wie sehr es den elfischen Naturgeistern um harmoniöses Zusammenklingen zu thun sei, und steht darum paßlich und wirksam dicht vor dem Racheacte, den sie gewissermaßen motiviren hilft. Soll das Schöne sich frei schön gestalten, so muß alle Heuchelei ausgetilgt werden. Wer Harmonie will muß den Heuchler hassen. Das Schöne und Gute, also die geistig durchwärmte Natur, hat keinen widerwärtigern, schnödern und beharrlichern Feind als die Hypokrisie. Ihr gilt der Kampf der Elfen und Kobolde, obgleich er, aus Rücksicht für die Allerhöchsten, nur als Schwank des Narren dargestellt wird. Ihr gilt der Kampf, und er wird jubelnd ausgefochten.

Man muß an dieser „Sternschnuppe" seine Freude haben, und glaubt dem Dichter gern daß ihm dabei „die Maiensonne recht in der Seele Grund gelacht". Diese Maiseligkeit ist es von der wir wünschen daß Roquette sie uns und sich erhalte.

Und wir haben eine Bürgschaft für diese Hoffnung, wir haben sie in den Fehlern seines zweiten, fast gleichzeitig mit

*) Waldmeister's Brautfahrt. Ein Rhein-Wein- und Wandermärchen von Otto Roquette. Dritte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1851. 16. 15 Ngr.

dem „Waldmeister" erschienenen Werks „Orion".*) Wir glauben darum der bereits mehrfach ausgesprochenen Ansicht, daß der „Orion" ein schlimmes Zeichen sei, entschieden entgegentreten zu müssen, obgleich wir sonst gerade mit jenen Stimmen übereinzukommen pflegen. Es handelt sich, da diese precaire Frage einmal angeregt ist, gar nicht um den „Orion", sondern um das Verhältniß des Dichters zu dem Buche. Und dies ist ein günstiges. Wir würden den Dichter des „Waldmeister" aufgegeben haben, wenn sein Phantasiestück ein kunstgerechter Roman statt eines von jugendlichen Fehlern wimmelnden, gehasteten, kecken Versuchs wäre.

Es gibt gar nichts Hoffnungsloseres als eine fehlerfreie Jugend, eine Jugend ohne Lücken und Uebergriffe. Fertiges schaffen auf dem Felde des Romans kann nur der innerlich Reife, oder der Affe und Copist fremder Fertigkeit. Die Reife keimt nur aus breiter Menschenkenntniß und geprüfter Welterfahrung, und zum Copiren greift nur die Mittelmäßigkeit. Sehr Talentlose haben kunstgerechte Romane geschrieben. Das Bedeutende hat sein eigenes Gesetz und erringt durch sich selbst, ja durch die Art seiner Fehler Achtung. Heute, wo für Alles und Einiges darüber vorzügliche Muster vorhanden sind, ist es weit leichter nicht wesentlich zu Tadelndes oder gar Gutes zu produciren als so recht auf eigene Faust zu sündigen. Zu Letzterm gehört eigene Schöpferkraft und das Bewußtsein derselben, zum Arbeiten „laut Recept" Nichts als ein wenig Schulkenntnisse und ein bischen Fassungsgabe.

Es dürfte unmöglich sein nachzuweisen daß Roquette keine Reminiscenzen bringt, indeß wäre es ganz leicht denkbar daß er Eichendorff's Schriften, an die er zunächst erinnert, niemals in der Hand gehabt. Das phantastische Leben, das Bereich der Weltverduftung bis zum Weltmisverständniß hinter der schlechtverhüllenden Larve der Ironie, das der ältern Romantik speciell eigen ist, liegt im Kreise der Jugendlichkeit und wird immer dasselbe und nie ernsthaft und klar sein. Gleiche Bedingungen haben gleiche Folgen: der Unterschied liegt nur darin daß wir uns bei Roquette der Naturjugendlichkeit gegenüber befinden, und darum auf jeder Seite wieder Stellen antreffen welche den specifischen Romantikern ganz und gar unzugänglich sind. Am sichtbarsten erhält sich das Anklingen in den Liedern, und diese Verwandtschaft ist nicht nachtheilig für Roquette, denn Lieder sind die starke Partie jener Herren.

So verwickelt sich auch die Fabel des „Phantasiestücks" stellt, innerlich ist sie doch überaus einfach. Es wird nur ab und zu ein Anlauf zur Intrigue genommen, und ganze Magazine von Anstalten verpuffen für kleine Zwecke, da die officiellen Intriguanten nicht dazu angethan sind ein ordentliches Gespinnst zuwegezubringen. Der Hauptbösewicht, der Maler Bernhard, ist musterhaft unfertig. Verschrobenheit und Zerfahrenheit im Gefäße des Leichtsinns können zwar eine Natter, aber nur eine Natter ohne Plan, eine leichtfertige Natter geben. Und nun ist gerade diese Persönlichkeit des Contrastes wegen accentuirt, soweit sich Das bei den blau in Blau verschwommenen Umrissen der einzelnen Gestalten überhaupt thun ließ. Alles ist nur skizzirt, nur mit dem Stifte entworfen; außer Sabine tritt keine Figur plastisch vor. Es sieht aus als hätte der Verfasser die Andern nur erst untermalt, während er das Mädchen schon vorliebig ausgeführt. So gab er seine Arbeit aus der Hand; er konnte den Gestaltenknäuel, der sich auf interessante Weise verknüpft hatte, nicht klar und tüchtig lösen, ohne zu sehen daß die Handelnden noch gar nicht definitive Menschen geworden waren, und darauf mochte er sich in der Geschwindigkeit nicht einlassen. Sabine gab sich zum Mittelpunkte, und sie ist ein erquicklicher, kernhaft gesunder Mittelpunkt; Erich wollte ausgeführt, Bernhard sorgfältig behandelt, und Johannes nicht minder beachtet sein. Die Schwester, der Schwager, der alte Weinbauer, die überschwengliche Gräfin und ihr Vater, sowie der Knecht Mathes ließen sich auch nicht mit zwei Strichen abthun. Und endlich foderten ja der Käferjäger, sammt der Hambutte, die Episode von der mondsüchtigen Elfe, und der Ossian'sche Nebelbräutigam auch noch Raum. Soviel und noch mehr Durchlaufendes und Durchschießendes kann, wenn Alles richtig verwendet und das Gleichgewicht erhalten werden soll, nicht in einem mäßigen Octavbande rund herausgearbeitet werden. Es müssen Lücken bleiben welche die schon früher durch mangelhafte psychologische Anatomie entstandenen vermehren. Und so sind es denn außer Sabine hier eigentlich nur die Nebenpersonen, welche Zeugniß dafür geben daß der Verfasser tüchtige Fähigkeiten für die Plastik besitzt.

Warum er sie nicht besser und durchgreifender verwendete? Im „Waldmeister" konnte er vom Blatte abschreiben was sich aus der eigenen Harmonie und Heiterkeit harmonisch und heiter entwickelte, hier aber galt es gestörte Verhältnisse zu schaffen, zu ordnen und gar zu beherrschen. Dafür hatte Roquette in sich kein Maß, und gerade seine Jugend, seine Gesundheit und sein Reichthum traten ihm als Hindernisse entgegen. Aber die Hecken und Gräben sind erfreulich: Wer in der Jugend jung sein kann, wird im männlichen Alter auch Mann sein können, aus geringschätziger, präcoxer Blasirtheit ist dagegen noch nie Etwas geworden.

Wir wissen daher kein Verdammungsurtheil über dies wild durcheinandergewirbelte Buch, das außerdem seine glänzenden Seiten hat, auszusprechen. Auch der „Orion" bekundet eine reichausgestattete, unverdorbene und naiv für grelle Farben empfängliche Natur. Daß wir ohne den „Waldmeister" unser Urtheil würden anders fassen müssen, ändert Nichts an der Sache, denn die beiden Werke gehören nun doch für Roquette zusammen, und lassen sich nicht recht trennen.

Ein Reicher kann viel ausgeben ehe er zum Verschwender wird, aber, und Das möchte sich Roquette gesagt sein lassen, ein Lyrisch-Reicher soll nicht episch verschwenden wollen. Er ist vorwiegend lyrisch begabt, wie Das schon in seiner Jugendfrische, in der jauchzenden Fröhlichkeit seiner Anschauungen liegt, und seine Lieder, deren im „Orion" einige gar reizende, sind die anmuthigsten unserer Tage; warum nun, solange dieser prächtige Rausch vorhält, nicht Dichtungen geschaffen, denen der rosige Duftnebel ebenso sehr eine Weihe ist als er Romane störend wird?

Max Waldau.

*) Orion. Ein Phantasiestück von Otto Roquette. Bremen, Schodtmann. 1851. 8. 1 Thlr.

In Schweden. Von H. C. Andersen. Leipzig, Lorck. 1851. 8. 10 Ngr.

Wenn der Dichter reist, so sieht und erfährt er mehr als jedes andere gewöhnliche Menschenkind. So auch Andersen, der Märchendichter. Während sein Vaterland im Kriege gegen das unglückliche Schleswig-Holstein begriffen war, zog er im Frühling v. J. nach Schweden, beschenkte nach seiner Rückkehr, um doch auch das Seinige zu diesem Kriege beizutragen, das dänische Heer mit einem Heftchen Kriegslieder, deren Inhalt Deutschland dem Patrioten zugute halten mag, und ließ bald darauf auch seine Reisephantasien erscheinen. Letztere, nämlich das oben erwähnte Werkchen, kamen fast gleichzeitig mit dem Original auch in einer deutschen „vom Verfasser selbst besorgten" Ausgabe heraus, an der ich nur Eins auszusetzen habe, nämlich die fast ängstlich wortgetreue Verdeutschung. Andersen's Phantasie ist zu üppig als daß sie sich von der Satzbildung gestrenge Vorschriften machen ließe, warum also diese Peinlichkeit in der deutschen Ausgabe?

Andersen ist also in Schweden! Für den Märchendichter, die tiefpoetische Seele ein nordischer Orient, so reich an den herrlichsten Traditionen. Es ist Frühling. Setz dich auf meinen Rücken! ruft ihm der Storch zu; fliege mit mir! ruft die Schwalbe, die als sie noch klein war, aus ihrem Nest unter dem Dache in das schwedische Familienleben geschaut; komm mit! schreit die unstete Möwe; setz dich zwischen unsere Flügel! singen die wilden Schwäne, die ihn zum „Auge der

Inseln", dem Mälarsee, zu den eilenden Gewässern tragen wollen, wo sich die Abendröthe mit der Morgenröthe vereinigt. Und Andersen zieht mit; aber nicht auf den Flügeln des Schwans, nicht auf dem Rücken des Storchs — er geht mit Dampf, und mag auch die Poesie im Allgemeinen die Anwendung der Dampfkraft noch nicht legalisirt haben, sie hat doch auch ihre poetische Seite. Auch Andersen scheint Dies zu empfinden, er kommt auf dem bekannten Schleusenwege nach Trollhätta und erzählt da gleich eine seltsame Geschichte. Der Leser gestatte mir, ehe ich Andersen in dieser seltsamen Geschichte folge, einen Moment aus meinem eigenen Reiseleben hier einzuschalten. Es war eben da, wo Andersen jetzt ist, in Trollhätta, doch sind schon einige Jahre seitdem verstrichen. Ich war denselben Weg gekommen und hatte mir von Kopenhagen aus seine Märchen zur Ausfüllung der Stunden mitgenommen welche Seekrankheit, langweilige Gesellschaft und andere Strapazen dem Reisenden auf der See noch übriglassen. Unter dem Eindruck dieser Lecture stieg ich bei Trollhätta, diesem sagenreichen Punkte, ab und trat in die Eisenhämmer Motalas. Kein Wunder daß mir Alles hier noch kobold- und märchenhafter erschien als es bei nüchternem Reiseschwuner der Fall zu sein pflegt. Was würde Andersen denken, wenn er hier an deiner Stelle wäre! meinte ich damals — und wunderbar, einige Jahre darauf stand auch er dort und sagt uns in diesem Buche was seine Phantasie in Motala sich zusammengewoben! Andersen trifft in Trollhätta den Berggeist, den armen Mann, der nur alle hundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommt und an dem riesigen Maschinenwesen hier sein blaues Wunder erlebt. Er besucht mit ihm Motalas Eisenhämmer, und der Dichter erinnert sich bei diesem Anblick der Anekdote welche der schwedische Schriftsteller Törneros von sich erzählt; er habe nämlich als Knabe einmal gefragt, was es sei Das da in der Uhr ticke. „Das ist Blutlos!" habe man ihm geantwortet. Und hier in Motala hat Blutlos auch sein Reich, er reckt in den weiten Hallen seine harten Glieder von Rädern, Ketten und Stangen, glühende Fäden spinnt er hier, schneidet dicke Metallplatten wie Papier, Funken sprühen von seinem Ambos und sein Hammer ruft „Banco, Banco, viele Tausend Thaler Banco reiner Verdienst, Banco, Banco!" Der Berggeist ist bei all Diesem so verwirrt daß er mit unserm Dichter beinahe in die Maschine gerathen und entzwei gegangen wäre, der alte Herr aber seufzt: „Blutlos ist doch stärker als ich!" und verschwindet. Am Abend aber, als der Dichter auf der Höhe Trollhättas stand, sah er einen großen Vogel mit schwerem Flügelschlag aus dem Baum in den Wald fliegen — das ist der arme Berggeist gewesen.

Von Trollhätta macht der Dichter einen Abstecher in das Reich der abstracten Phantasie und erzählt das Märchen vom Vogel Phönix, der im Paradiese sein Nest hatte. Als aber Eva die Frucht der Erkenntniß brach, und der Racheengel sie verjagte, da fiel von seinem Flammenschwerte ein Funke in des Vogels Nest und es verbrannte; aber aus dem rothen Ei im Nest flog ein neuer Vogel Phönix, der sich alle hundert Jahre erneuert und nicht allein, wie man sagt, in Arabien nistet, sondern überall ist, im Nordlichtschimmer auf Lapplands Eisfeldern, und im Lotus auf dem Ganges, wo des Hindumädchens Auge leuchtet, wenn es ihn sieht. Als Odin's Rabe saß er auf Shakspeare's Schulter und flüsterte ihm ins Ohr: Unsterblichkeit! und beim Sängerfeste flog er durch den Rittersaal der Wartburg. Im Paradiese, wo er geboren ward in der ersten Rose unter dem Baum der Erkenntniß, da küßte ihn der Herr und gab ihm den rechten Namen Poesie.

Viel Schönes ließe sich noch aus dem Inhalte hier anführen, doch gestattet es der Raum nicht und der Leser mag es sich lieber selbst suchen. Mit besonderm Behagen vertieft sich Andersen, und namentlich beim Besuch des Wadstena-Klosters, in die Sagenwelt, die er an andern Stellen, da sie hier ein unerschöpflicher Born ist, wol mehr hätte ausbeuten können. Aber man sieht ihm in diesem Buche das Flüchtige, die unstete Phantasie an, und wer den im Munde des Kindes schon lebenden schwedischen Sagenschatz, um den sich Afzelius so verdient gemacht hat, nicht näher kennt, Dem wird es natürlich nicht einfallen mit dem Dichter, der als Gast kam, zu rechten. Wadstena-Kloster ist, wie gesagt, der Ort bei welchem Andersen am längsten verweilt, wo er die Geschichte von schön Agda und Olaf Stumm und von Gustav von den drei Rosen erzählt. Diesen folgen „Der Marionnettenspieler", ein sehr niedlicher Traum und die Allegorie, „Die Großmutter". In Stockholm, Birger Jarl's sechshundertjähriger Stadt, steigt er auf die Bühne des Theaters, läßt sich die Stelle an der Coulisse zeigen wo Gustav III. auf dem Maskenball der Oper ermordet wurde, die Bühne wo Jenny Lind im Chore gesungen und, als einmal die Stimme sie verließ, Thränen vergoß und heiße Gebete zum Himmel schickte. Er besucht die Ritterholmskirche und die Geisterwelt die in derselben herrscht, die Rüstungen zu Pferde, die Särge der schwedischen Könige, in denen auch Gustav Adolf verwest, und den durchschossenen Rock, den Reiterstiefel Karl's XII. Er geht in den Thiergarten zu Bellman's kolossaler Broncestatue auf dem Platze wo der nordische Improvisator im Grase lag und seine anakreontischen Lieder dichtete. Dann erzählt er wieder eine „Geschichte", kommt, damit fertig, nach Upsala, der alten Musenstadt, und erinnert sich hier beim Anblick eines Portraits des gelehrten Theologen Oedman, der nachdem ihn das Fieber einmal aufs Lager geworfen hatte, sich später im Bette so wohl befand daß er sein ganzes übriges Leben in demselben verbrachte und nicht wieder zum Aufstehen zu bewegen war. Er erzählt, was von diesem Sonderling bei uns wenig oder gar nicht bekannt ist, wie er in der Einbildung lebte die Kälte werde ihn tödten und daher, wenn die Studenten ihm ihre schriftlichen Arbeiten ans Lager brachten, dieselben erst am Ofen durchwärmen ließ; wie einmal ein tauber Bauer im Winter mit beschneitem Wams irre ging und in sein Zimmer trat, wie trotz Oedman's Hülferuf der Bauer an sein Bett trat und Oedman durch diesen personificirten Winter schwer erkrankte, in welchem Zustande ihn auch das obige Portrait darstellt.

Dann läßt Andersen wieder Geschichten folgen, Phantasien, die sich an einen merkwürdigen oder gar nicht merkwürdigen Ort knüpfen; er besucht das Säther-Thal im heftigsten Regenwetter, läßt Frösche und Schilf reden und weiß von der Schönheit des Thals Nichts zu sagen als daß es „sich gewaschen hat". Hierauf wieder „Geschichten". Was sind Andersen auch todte Reisebeschreibungen, seine Reise geht ins Land der Phantasie und da braucht er ja weder Paß noch Wegweiser. Zuweilen geräth er aber doch stark ins Blaue, und Das ist es was man nicht unerwähnt lassen darf. Es ist etwas Spreu unter diesen achtundzwanzig kleinen Abschnitten, phantastisches Zeug, das sich den unbedeutendsten Gegenstand, wie z. B. einen Betteljungen, zum Vorwurf nimmt, ein paar Seiten füllt, keinen Anfang, kein Ende, keine Pointe hat, und uns gleichsam wie Brosamen von des Reichen Tische zugeworfen wird. Es ist dem Dichter dabei plötzlich etwas Anderes eingefallen, er macht einen Strich darunter und gibt es wie einen kleinen Torso, wie ein Embryo, aus dem Nichts geworden ist, in den Druck. Es ist Das die Manier mancher großen Geister, aber es ist eine Unmanier; es ist nicht genug daß der Name eines bedeutenden Autors auf dem Titel steht, man soll ihn auf jedem Blatte finden; erlahmt hier und da die Phantasie des Dichters, was soll aus der des Lesers werden?

Doch man misverstehe diese kleine Rüge nicht; hat Andersen in diesen Kranz auch einige Kleinigkeiten eingereiht die für ihn keine Immortellen sind, so sind doch deren in diesem Buche noch genug. Andersen hat dies Alles ja auf der Reise gesammelt, und da nimmt man unter momentanen Eindrücken wol Dies und Jenes mit, was eben nur uns selber lieb ist.

H. Wachenhusen.

Karoline Mathilde, Königin von Dänemark, nach ihrem Leben und Leiden, aus zum Theil ungedruckten Quellen dargestellt von H. Ch. Heimbürger. Celle, Capaun-Karlowa. 1851. 8. 1 Thlr.

Die Geschichte Struensee's, mit dessen Schicksal das der Königin Karoline Mathilde aufs engste verbunden war, ist eine der tragischsten und am meisten charakteristischen Episoden in dem Drama des vorigen Jahrhunderts, und mit dem vorliegenden Werkchen wird die Literatur über dieses Ereigniß, welches nicht blos Historiographen, sondern auch Dichter vielfach angelockt hat, vermehrt. Ob auch thatsächlich bereichert? Wir gestehen daß wir das Büchlein mit der Erwartung in die Hand nahmen Aufschlüsse über das Verhältniß der unglücklichen Fürstin zu Struensee und zum Könige, ihrem Gemahl — und in diesem Verhältnisse liegt der eigentliche, noch im Dunkel ruhende Mittelpunkt der Begebenheit über den die Acten noch nicht geschlossen sind —, zu finden, daß wir uns aber darin getäuscht sahen. Der Verfasser ist von der Unschuld der Schwermishandelten überzeugt, vermag aber keine bindenden historischen Beweise zu bringen aus welchen die Rechtfertigung derselben hervorginge. Das ist immerhin eine sehr schwierige Aufgabe, wir erkennen es an. Es wäre dazu erfoderlich gewesen, wenn nicht Actenstücke beizubringen (was vom Zufalle abhängt und hier vielleicht zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte), doch wenigstens Blicke in das Seelenleben der Fürstin nach ihrem Sturze und im Exil zu gewähren, aus denen die moralische Ueberzeugung ihrer Schuldlosigkeit hervorginge. Was er gibt ist eine breitere Ausführung und chronikartige Schilderung der äußern Umrisse, welche die Geschichte von den Lebensschicksalen Karoline Mathilde's uns überliefert hat, mit geschickter Benutzung und Excerpirung älterer, zum Theil schwer zugänglicher Berichte. In dieser Hinsicht mag es als eine empfehlenswerthe Zusammenstellung des schon Bekannten gelten. Namentlich entfaltet Cap. 2, S. 25—70 und Cap. 3, S. 70—147 ein recht übersichtliches Bild der am dänischen Hofe zu jener Zeit gegeneinander intriguirenden Persönlichkeiten, sowie der Stellung Struensee's und der jungen Königin zu ihnen. Dagegen erscheint Struensee's Wirksamkeit als erster Minister nicht ins rechte Licht gesetzt, und die Gründe seines Falles sind darum mehr nur angedeutet als bestimmt hervorgehoben. Von dem Charakter dieses merkwürdigen Mannes erhalten wir kein klares Bild, noch weniger von dem seiner Leidensgenossin, und das Letztere wäre doch unbedingt das Wenigste was wir fodern könnten. 83.

Mirabeau's Correspondenz mit dem Hofe und dem Grafen Lamark.

Vor kurzem ist in Paris ein Werk veröffentlicht worden welches zu den interessantesten Denkmalen der Französischen Revolution gehört. Es ist die Correspondenz Mirabeau's während der drei letzten Jahre seines Lebens und die vollständige Geschichte seiner Beziehungen zum Hofe. Die Existenz dieser Schriftstücke ist bekannt; einige sind bereits früher veröffentlicht worden; der größte Theil dagegen ist noch nicht herausgegeben. Sie waren in den Händen des Grafen Lamark geblieben, der zu gleicher Zeit ein ergebener Diener der Königin Marie Antoinette und der treuste Freund Mirabeau's war; er empfing dessen letzten Willen und letzten Seufzer. Lamark ist im Jahre 1833 in Brüssel gestorben und hat seinerseits dem ehemaligen bevollmächtigten Minister Bacourt die Aufgabe übertragen: das Versprechen welches er dem sterbenden Mirabeau gegeben zu lösen und die Arbeit, die jetzt erschienen ist, zu vervollständigen.

Um den eigenthümlichen Charakter und die Wichtigkeit dieser Documente zu ermessen, bedarf es nur der kurzen Erzählung ihrer Entstehung. Der Prinz August von Arenberg war durch seine Mutter der Enkel des Grafen Lamark, der in gerader Linie von dem berühmten „Eber der Ardennen" abstammte. Er nahm nach dem Tode seines Großvaters den Titel eines Grafen von Lamark an, unter welchem Namen er in den Ereignissen jener Epoche bekannt ist. Er kam zu der Zeit an den französischen Hof als die Erzherzogin Marie Antoinette den Dauphin, den nachmaligen Ludwig XVI., heirathete. Durch seine Geburt und seinen Rang ward er mit der königlichen Familie innig befreundet; durch seine Eigenschaft als Fremder und durch sein großes Vermögen war er dabei in den seltenen Stand gesetzt unabhängig zu sein und nur aus der uneigennützigsten Hingebung für den König und die Königin an den damaligen Verwickelungen theilzunehmen.

Lamark stand mit Mirabeau schon lange in den Beziehungen enger Freundschaft, bevor noch der große Tribun sich dem Hofe näherte. Er machte daher den natürlichen Vermittler für diese Annäherung. Die Verbindungen der beiden Mächte — denn Mirabeau war in der That eine dem Königthume ebenbürtige Macht — entstanden nur durch ihn und dauerten bis zu Ende nur durch ihn fort. In dem Vorwort zu den Documenten hat Lamark alle Phasen dieser Unterhändlerschaft erzählt. Als der Vergleich einmal abgeschlossen war, sandte Mirabeau fast alle Tage Noten und Denkschriften über die politische Lage, Bemerkungen über den Gang der Versammlung, Pläne und Rathschläge über das einzuhaltende Benehmen an den Hof. Diese Schriftstücke veröffentlicht jetzt Bacourt und ebenso die besondere Correspondenz Mirabeau's mit Lamark und einigen andern einflußreichen Personen.

Die Noten und Denkschriften waren Mirabeau alle genau wieder zurückgegeben worden. Einige Monate vor seinem Tode, als er sehr krank darniederlag, vertraute er alle seine Papiere Lamark an. Er erholte sich indeß von diesem ersten Anfall und Lamark gab ihm die Papiere zurück. Als er jedoch wieder erkrankte und seinen Tod voraussah, trug er seinem Freunde auf von neuem alle seine Papiere zusammenzusuchen und sie heimlich in seine Wohnung zu schaffen. Drei Tage nachher, am 2. April 1791, starb er in den Armen Lamark's.

Niemand konnte besser als Lamark vermöge seiner Stellung am Hofe und seiner Verbindung mit Mirabeau geeignet sein, um den Thatsachen von denen er spricht ihren wahren Charakter zu geben. Auch der Name des jetzigen Herausgebers bürgt für die glückliche Lösung der Aufgabe. Bacourt hat die in drei Bänden erscheinenden Schriftstücke mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen, welche die ausgedehntesten historischen Kenntnisse erheischen. 13.

Spottgedichte vor Anbeginn der Französischen Revolution.

Wie überhaupt die Poesie eines Volks dessen Charakter und Richtung in gewisser Beziehung sehr deutlich bezeichnet, geben uns die kleinen Spottgedichte mit welchen der Hof Ludwig's XVI. und seine Minister verfolgt wurden ein Bild der damals herrschend gewesenen Hoffnungen und Wünsche, und sind in dieser Beziehung ebenso wol für die Literatur wie für die Geschichte nicht ohne Interesse. Wir geben daher hier als Curiosa einige dieser Verse, mit wenigen Worten der Erläuterung, aber ohne weitern Zusammenhang, der am besten in den Ereignissen liegt.

Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, gab man ihm den Beinamen le désiré, und auf der Bildsäule Heinrich's IV. las man das Wort: „Resurrexit", denn von dem jungen Könige erwartete man das Heil. Da aber diese Erwartungen nicht schnell genug in Erfüllung gingen, wurde aus dem Worte resurrexit der Vers gemacht:

Ressuscit, j'approuve fort ce mot,
Mais, pour y croire, il faut la poule au pot.

Das erste Ministerium des jungen Königs, d'Aiguillon, Boynes, Terray, Maupeou und de la Brillière, fand ebenso wenig Gnade in den Augen der Pariser, und die Satire verfolgte sie einzeln und vereint. Dies für die Gesammtheit:

Amis, connaissez-vous l'enseigne ridicule
Qu'un peintre de Saint-Luc fait pour les parfumeurs?
Il met dans un flacon, en forme de pilule,
Boynes-Maupeou-Terray, sous leurs propres couleurs;
Il y joint d'Aiguillon, et puis il l'intitule
Vinaigre des quatre voleurs.

Hr. Bourgeois de Boynes wurde mit folgenden Versen beehrt.

Pour toi, Bourgeois, fameux par cent traits de démence,
Qui fais rire l'Anglais et fais gémir la France,
Pour te mettre en la place où tu peux être bon,
Il convient que tu sois ministre à Charenton.

Folgende Zeilen galten dem Abbé Terray:

Pour vous, monsieur l'abbé, digne de plus d'éclat,
Entre tous ces messieurs si chers à la patrie,
Vous fûtes le moins sot et le plus scélérat:
Montfaucon doit payer votre rare génie.

Den Herzog de la Brillière betrafen die folgenden zwei Spottgedichte:

Ministre sans talent et sujet sans vertu,
Homme plus avili qu'un mortel ne peut être.
Pour te retirer, dis, réponds donc, qu'attends-tu?
Je le vois, qu'on te jette enfin par la fenêtre.

Im Folgenden denkt man ihn bereits aus dem Fenster geworfen:

Ci-gît dans ce petit tombeau
Le petit monsieur Philippeau,
Qui fut malgré sa taille ronde
Compté parmi les grands du monde,
Parce qu'il était, ce dit-on,
Petit génie et grand fripon.

Der König wurde aber wiederum an das Huhn im Topfe erinnert:

Enfin, la poule au pot sera donc bientôt mise!
On doit, du moins, le présumer;
Car, depuis deux cents ans qu'on nous l'avait promise,
On n'a cessé de la plumer.

Die guten Absichten des Königs wurden übrigens anerkannt, wie aus folgenden Zeilen hervorgeht:

Or, écoutez petits et grands
L'histoire d'un roi de vingt ans,
Qui va nous ramener en France
Les bonnes moeurs et l'abondance.
D'après ce plan, que deviendront
Et les catins et les fripons.

S'il veut de l'honneur et des moeurs,
Que deviendront nos grands seigneurs?
S'il aime les honnêtes femmes,
Que deviendront nos grands domes?
S'il bannit les gens déréglés,
Que feront nos riches abbés?

S'il dédaigne un frivole encens,
Que deviendront les courtisans?
Que feront les amis du prince,
Autrement nommés en province?
Que deviendront les partisans,
Si ses sujets sont ses enfans?

S'il veut qu'un prélat soit chrétien
Un magistrat homme de bien
Combien de juges mercenaires,
D'évêques et de grands visires
Vont changer de conduite? Amen.
Domine salvum fac regem.

Als Turgot im Jahre 1774 Finanzminister wurde, machte Voltaire folgende Verse auf ihn:

Je crois en Turgot fermement;
Je ne sais pas ce qu'il veut faire;
Mais je sais que c'est le contraire
De ce qu'on fit jusqu'à présent.

Als Hr. von Miromesnil ins Ministerium berufen wurde, circulirte folgendes Gedicht auf ihn:

Commandements de Louis XVI à M. de Miromesnil, garde des sceaux.

Ton seul prince tu serviras
Après les lois premièrement
Jamais ne te parjureras
Comme Maupeou vilainement.
Les sceaux de ton mieux garderas,
En les appliquant justement.
Le parlement rétabliras
Pour exister plus longuement.
Charges point ne supprimeras
Qu'en remboursant loyalement.

Toujours la vérité diras
Sans crainte aucune absolument.
Paillard honteux toujours seras
Puisque ne peux être autrement.
Mais avec ta femme vivras
Pour bon exemple seulement.
Tous ses travers excuseras
Pour qu'on t'excuse également.
Ainsi glorieux tu seras
Dans l'histoire éternellement.

Als der König im Jahre 1775 sieben Marschälle ernannte, welche Ernennung auch die Sieben Todsünden genannt wurde, von denen jeder Marschall eine repräsentirte, machte man folgenden Vers auf ihn:

Réjouissez-vous, o Français!
Ne craignez de longtemps les horreurs de la guerre;
Les prudents maréchaux que Louis vient de faire
Promettent à vos voeux une profonde paix.

Einer von ihnen, der Herzog von Duras, wurde zum Mitglied der Akademie ernannt. Darauf erschien folgendes Gedicht:

Duras invoquait à la fois
Le Dieu des vers et de la guerre;
Il réclamait le prix de ses vaillants exploits
Et de son savoir littéraire.
Tous deux, par un suffrage égal
Ont satisfait sa noble envie.
Phoebus lui dit: Je te fais maréchal,
Mars lui donna place à l'académie.

Die Akademie selbst wurde nicht verschont. Als der Director derselben einen kleinen Garten dort anlegte, erschien folgender Vers:

Des favoris de la muse française
Dangevilliers a le sort assuré;
Devant leur porte il a fait croître un pré,
Pour que chacun y pût paître à son aise.

Als der König am 12. März 1776 ein sogenanntes lit de justice hielt, wurde er in einem langen Gedichte besungen, von dem hier wenigstens ein Theil Platz finden mag:

Enfin j'ons vu les édits
Du roi Louis seize;
En les lisant à Paris,
J'ons cru mourir d'aise.

Nos malheurs sont à leur fin,
Ça chantons, le verre en main
Vive Louis seize
O gué
Vive Louis seize.

Qu'à son âge notre roi
Paraît déjà brave!
Il veut que chacun chez soi
Vive sans entrave.
Et que j'ayons tous bientôt
Lard et poule à notre pot,
Et du vin en cave
O gué
Et du vin en cave.

Je n'irons plus au chemin
Comme à la galère,
Travailler soir et matin
Sans aucun salaire.
Le roi, je ne vous mens pas,
A mis la corvée en bas:
O la bonne affaire
O gué
O la bonne affaire.

Il ne tient qu'à nous demain
En toute franchise,
D'aller vendre bière et vin
Tout à notre guise.
Chacun peut, de son métier,
Vivre aujourd'hui sans payer
Juré ni maîtrise,
O gué
Juré ni maîtrise.

58.

Notizen.

Noch eine Geschichte der Februarrevolution.

Die Literatur der Geschichte der Februarrevolution ist um ein neues Buch bereichert worden. François de Groiseilliez, der geistreiche Verfasser von „Die Kunst Deputirter und sogar Minister zu werden", hat eine „Histoire de la chute de Louis Philippe" herausgegeben. Unter den vielen Büchern gleichen Namens, die noch kürzere Zeit als die Februarrevolution selbst gedauert haben, zeichnet sich dieses Buch im Ganzen durch seine Unparteilichkeit, durch eine verständige Kritik und einige neue Thatumstände aus. Die Ansichten des Verfassers stimmen ihn weder zu Gunsten der Revolution die er schildert, noch für das Regiment der Discussion, welches seiner Ansicht nach Ursache der Revolution ist, noch endlich für die liberalen Gewohnheiten unserer Zeit. Sein Stil ist nicht ohne Originalität, und wenn auch mitunter gesucht, doch nicht unangenehm. Als Ursache der Revolution gibt er im Allgemeinen den eigenthümlichen Charakter der Franzosen an. „Die Franzosen", sagt er, „beten vor allem das Vergnügen und Das was Aufsehen macht an. Für sie ist eine Straßenemeute, eine Insurrection bei einem Palais, eine Revolution nur ein Drama das gratis unter freiem Himmel gespielt wird, und wo die Einen aus Zuschauern Acteurs, aus passiven Instrumenten active Maschinen, aus Unbekannten|schwächliche Berühmtheiten werden, die Andern als Herren der Scene wie auf dem Balle Gustav's III. sich verkleiden und eine Krone zerbrechen, die sie nicht zerbrechen würden, wenn sie sie auf ihr Haupt setzen könnten." Mitunter geht dem Verfasser ein geistreiches Wort über den Gedanken, und seine Ausdrucksweise wird dann schief. So sagt er z. B. von Lamartine: er sei der größte unter den schwachen Charakteren; von Duvergier de Hauranne: seine größte Eigenschaft sei gewesen Diejenigen hassen zu können die er ehedem liebte. Larochejacquelin soll „die Republik aus Liebe zur Legitimität lieben. Seiner Ansicht nach mislingt es selten in der Politik Dinge auszuführen die gar nicht ausführbar scheinen". Möge mit diesem Buche endlich die Reihe der Histoires de la révolution de février geschlossen sein, bis die Stimmung der Zeit eine unparteiische Darstellung und eine vollständigere Beurtheilung der Hauptcharaktere möglich machen wird.

Ein Buch über die Militairmusik.

Als ein sehr nützliches Buch, das von der musikalischen Kenntniß und der bibliographischen Bildung seines Verfassers Zeugniß ablegt, ist der „Manuel général de musique militaire" von Georges Kastner zu empfehlen. Sein Werth ist ein doppelter, ein mal wird dadurch eine fühlbare Lücke in der Kunstgeschichte ausgefüllt, und zweitens enthält er eine erschöpfende Prüfung alles Dessen was zur Verbesserung der Militairmusik dienen kann. Trotz mancher reindidaktischen Partien des Werks läßt das Interesse des Lesers doch keinen Augenblick nach. In dem ersten Buche hat der Verfasser Alles gesammelt was die historischen Documente uns über die Militairmusik der verschiedenen Nationen der Erde, von den entferntesten Zeiten bis zu der Reform die in Frankreich vor wenigen Jahren eingetreten ist, überliefert haben. Im zweiten wird diese durchgreifende Reform selbst genau durchgegangen; Kastner war Referent der zu diesem Zwecke im Jahre 1845 niedergesetzten Commission, und schildert die kleinlichen Intriguen und Eifersüchteleien welche die Adoption der Verbesserungen und Erfindungen Adolf Sax' in der Fabrikation der Blasinstrumente vergeblich zu verhindern suchten. In dem dritten Buche gibt der Verfasser Winke über Composition verschiedener Stücke dieses speciellen Genre, über die Eigenschaften eines guten Musikdirectors, und fügt am Ende eine Sammlung Militairmusikstücke für die Armee bei. Außerdem enthält das Werk eine beträchtliche Anzahl sorgfältig gearbeiteter Tafeln, auf denen die Hauptinstrumente abgebildet sind deren sich die Musikbanden der verschiedenen Nationen vom entferntesten Alterthum bis heutigen Tages bedient haben. Die letzten Tafeln enthalten die interessante Sammlung der Musikinstrumente wie sie in der französischen Armee unter den Regierungen Ludwig's XIII. bis Ludwig's XVI., der Republik und des Kaiserreichs üblich waren; ferner die Instrumente der andern Länder, als Italien, Belgien, Preußen, Oestreich, Baiern, Hanover und England. Zu den interessantesten Theilen des Kastner'schen Buchs gehören die Seiten die er den Arbeiten Sax' gewidmet hat, dessen eifrigste Verächter jetzt gezwungen sind sich seiner Instrumente zu bedienen oder sie nachzumachen.

Xavier Marmier als Romanschriftsteller.

Von X. Marmier sind „Les âmes en peine, contes d'un voyageur" erschienen. Bis auf den heutigen Tag hat sich Marmier dem Publicum nur als kosmopolitischer Reisender gezeigt; von allen französischen Schriftstellern hatte er die meisten Gebirge überstiegen, war er über die meisten Meere gefahren, hatte die meisten Länder besucht, und verstand es am besten alles Dies wiederzuerzählen. Er hat sich jetzt von der Wirklichkeit in das Gebiet der Dichtung begeben. Der bescheidene Titel des Buchs ist bezeichnend. Es fehlt Marmier an Beobachtungsgabe und Feinheit zum Romanschriftsteller; sein Reiseleben hat in ihm den Romandichter verdorben. Wer seit 20 Jahren das Eis der Pole mit dem Sande Palästinas vergleicht, kann schwerlich die kleinen Leidenschaften und Empfindungen der Menschen erörtern. Gleichwol ist der neue Band eine Sammlung von mehr oder weniger originellen Erzählungen. Sie sind eine Frucht der langen Reisen des Verfassers; die eine kommt aus Schweden, die andere aus Holland, die letzte aus Amerika. 2.

In mehren englischen Zeitschriften thut sich neuerdings wieder die alte trübselige Debatte über Echtheit und Unechtheit dieser und jener Shakspeare'schen Stücke auf. Namentlich geht es jetzt über „Titus Andronicus" her, gerade eines von denjenigen Shakspeare'schen Dramen welches deutlicher und markiger als irgend eines das Gepräge des vollwichtig Shakspeare'schen Ursprungs aufträgt. Die Antagonisten der Echtheit stützen sich auf die bekannten Gründe: 1) daß die Quartausgaben von 1600 und 1611 auf ihrem Titelblatt nicht Shakspeare's Namen führen; 2) daß „Stil und Charakter" des Stücks es als Shakspeare's unwürdig darthun. Dagegen stützen sich die Kämpfer für des „Titus Andronicus" Echtheit auf nachstehende Argumente: 1) daß Francis Meres in seinem Werk „Palladis Tarnia etc." (1598) das Stück unter den übrigen Tragödien Shakspeare's aufzählt; 2) daß die erste Folioausgabe der Werke Shakspeare's es mitenthält; 3) daß der innere Gehalt des Stücks selbst entschieden für Shakspeare's Autorschaft spricht. Die ersten beiden Gründe können wir den Gegnern noch füglich schenken, der dritte allein schon wiegt Alles auf. Ich habe mich schon bei einer frühern Gelegenheit, bei dem Erscheinen des Buchs: „Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken" (Leipzig), über den geistverlassenen Unsinn ausgesprochen der es wagt gerade dieses dramatische Gedicht dem Shakspeare abzusprechen. Es muß Einer gar keinen Begriff haben von der großartigen poetischen Dialektik dieses Meisters, von dem Schlagend-Eigenthümlichen seiner Composition eben im Tragischen, es muß Einer geradezu „Heinrich VI." (insbesondere den ersten Theil) nicht gelesen haben, wenn er hier, bei so ausgeprägtester poetischer Verwandtschaft und Ebenbürtigkeit, die echten Furchen und Züge eines und desselben Genius verkennen will. Ich rede hier blos von der Form, und weil beides Jugendarbeiten Shakspeare's sind. Aber ich mache mich anheischig die innigstverwandten, gar nicht wegzudisputirenden Geisteszüge vom echtesten Colorit in drei der Entstehungszeit nach weit auseinanderliegenden Dramen: in dem genannten, in „Julius Cäsar" und „Timon von Athen", nachzuweisen; ja, ich möchte sagen die grelle aber plastische Verworfenheit der römischen Kaiserzeit sei im „Titus Andronicus" noch echter shakspearisch nachgedichtet als das historisch-normale Wesen des römischen Republikanismus im „Julius Cäsar". Aber es gibt Menschen die absolut nicht poetisch capiren, und die ein altes vergilbtes, vielleicht vom bibliognostischen Roßtäuscher eingeklebtes Titelblatt für authentischer halten als den immanenten Geist der Sache.

Shakspeare for ever wird es auch in den londoner Auctionslocalen noch lange heißen. In einer neulich dort abgehaltenen Bücherversteigerung kamen zwei Copien der ersten Shakspeare-Folioausgabe aus den Nachlassen von Charles Wynn und Dr. Farmer vor, wovon die erste für 141 Pf. 10 Sch., die letztere aber nur für 24 Pf. losgeschlagen wurde. Dies Misverhältniß des Preises für zwei an Gehalt und Interesse sich gleichstehende Ausgaben könnte befremden, wüßte man nicht wie oft Shakspeare in den londoner Auctionen vorkommt. Bei einer andern neulichen Gelegenheit kam eine merkwürdige Sammlung der Werke Dante's, beides im Manuscript und im Druck, der Uebersetzungen von Dante's Werken und der Werke seiner Commentatoren und Ausleger zum Vorschein. Diese Sammlung, von dem Vater des Sir Charles Lyell angelegt, kam zur Ausspielung durch 302 Loose, und die Herren Sotheby und Wilkinson lösten dafür die Summe von 264 Pf. 4 Sch. 74.

Bibliographie.

Bellermann, C., Erinnerungen aus Südeuropa. Geschichtliche, topographische und literarische Mittheilungen aus Italien, dem südlichen Frankreich, Spanien und Portugal. Mit 1 lithographirten Zeichnung. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bem in Wien. Ein historisches Gemälde von einem Offiziere aus dem Generalstabe Bem's. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bost, Louise, Cäcilia. Betrachtungen über Kunst und Musik. Würzburg, Stahel. 8. 1 Thlr.

Brendel, F., Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. Von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. 22 Vorlesungen gehalten zu Leipzig im Jahre 1850. Leipzig, Hinze. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Bretschneider, K. G., Trifolium. Die Astronomie und die Kirchentheologie. Das Dogma von der Trinität. Die Natur der Dinge und das Kirchendogma vom Sündenfall und der Erbsünde. Drei Abhandlungen für gebildete Leser. Nach dem Tode des Verfassers zum Druck befördert. Gotha, Müller. 1852. Gr. 8. 5 Ngr.

Brühl, J. A. M., Revolutionsbilder. Mit 4 Federzeichnungen. Frankfurt a. M., Lizius. 8. 27 Ngr.

Ellissen, A., Voltaire als politischer Dichter dargestellt in einigen seiner kleinern Zeitgedichte. Eine historische Skizze. Leipzig, O. Wigand. 1852. Gr. 8. 16 Ngr.

Frey, A. J., Deutsche Lieder und Gedichte. Frankfurt a. M., Lizius. 16. 15 Ngr.

Grimm, J., Ueber den liebesgott. Gelesen in der Akademie am 6. Januar 1851. Berlin. 1851. Gr. 4. 7½ Ngr.

— — Ueber den ursprung der sprache. Gelesen in der Akademie am 9. Januar 1851. Ebendaselbst. Gr. 4. 15 Ngr.

Deutscher Jugendkalender für 1852. Geschichten und Reime von R. Reinick. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Dresdner Künstlern. Herausgegeben von R. Reinick und H. Bürkner. Leipzig, G. Wigand. 4. 15 Ngr.

Kurz, H., Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitten. Von den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. Lex.-8. 9 Ngr.

Mühlbach, Luise, Katharina Parre. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schlözer, K. v., Die Hansa und der deutsche Ritter-Orden in den Ostseeländern. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Smidt, H., Schleswig-Holsteins Freiheitskampf im 13. Jahrhundert; oder: der Tag von Bornhöved. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Baumgartner, J., Schweizerspiegel. Drei Jahre unter der Bundesverfassung von 1848. Zürich, Orell, Füßli. Gr. 8. 20 Ngr.

Bautain, Konferenzen über Religion und Freiheit. Aus dem Französischen von W. Reithmeier. Schaffhausen, Hurter. 8. 12 Ngr.

Bethmann-Hollweg, M. A. v., Die Reactivirung der preußischen Provinziallandtage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jesuiten. I. Erinnerungen an ihre Wirksamkeit besonders in der Pfalz. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 16. 3 Ngr.

Rudelbach, A. G., Die Sache Schleswig-Holsteins, volksthümlich, historisch-politisch, staatsrechtlich und kirchlich erörtert. Nebst einer Apologie der Lehre und Praxis der evangelisch-lutherischen Kirche hinsichtlich des Gehorsams gegen die Obrigkeit, des Eides und der Fürbitte für die weltlichen Fürsten. In einem Sendschreiben an den hochwürdigen Hrn. Claus Harms. Stuttgart, S. G. Liesching. Lex.-8. 27 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XL.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Conversations-Lexikon.

Von der zehnten umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschienen soeben das

neunzehnte und zwanzigste Heft, Bogen 13—24 des dritten Bandes.

Brachylogie — Buchdruckerkunst.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im November 1851. **F. A. Brockhaus.**

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die

Preußische Revolution.

Von

Adolf Stahr.

Zweite durchgesehene Auflage.

Erster Band. Erste und zweite Abtheilung.

Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Sowol der rühmlich bekannte Name des Herrn Verfassers, als auch der höchst bedeutende, durch den raschen Absatz der ersten Auflage genugsam bekundete Erfolg dieser ersten und bisjetzt allein dastehenden „Geschichte der Preußischen Revolution“ überheben uns der Nothwendigkeit irgend Etwas unsererseits zur Empfehlung dieses Werkes zu sagen; der Beifall, welcher demselben von den verschiedensten politischen Parteien zutheilgeworden ist, hat sich in allen bedeutenden Organen derselben ausgesprochen. Die gegenwärtige zweite Ausgabe ist mit einem Anhange „Actenstücke“ vermehrt, wie sie überhaupt den Namen einer vielfach verbesserten mit Recht führen darf.

Oldenburg.

Gerhard Stalling.

Preisermäßigung!

Vielfachen Wünschen zu entsprechen, hat sich die Verlagshandlung von **C. W. Leske** in **Darmstadt** entschlossen, den Preis des nachstehend angegebenen, vorzüglich schön ausgestatteten Werkes auf die Hälfte herabzusetzen.

Luther's reformatorische Schriften in chronologischer Folge, mit den nöthigen Erläuterungen und einer **Biographie Luther's**, zum **Gedächtnisse** des **18. Februar 1846**, herausgegeben von Dr. **Karl Zimmermann.** Royal-8. Elegant geh. Vier Bände kosten jetzt nur 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.,

während der frühere Preis 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 Kr. betrug.

Soeben ist erschienen:

Medicinal-Kalender

für den

Preussischen Staat

auf das Jahr 1852.

Mit Genehmigung Sr. Excell. des Herrn Ministers von Raumer und mit Benutzung der Acten des K. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Eleg. geb. Preis: 1 Thlr. Mit Schreibpapier durchschossen: 1 Thlr. 5 Sgr.

Berlin, im October 1851.

August Hirschwald.

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

October. Nr. 40—43.

Inhalt. *Sechste Ferienreise durch die Schweizeralpen. (Fortsetzung.) — Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. (Fortsetzung.) — *Die chinesische Dschonke Key Yng. — *Blumensprache für die Jugend. — *Die fliegenden Drachen. — *Brot auf dem Amazonenflusse. — Die zwei Pflugscharen. — Die Löwenjagd in Algerien. — *Kopf eines Wolfes. — Beim Beten. — *Kolossale Eichen in England. — *Der Beliste oder Hornfisch. — *Madonne della Sedia. — *Das Hospital und die Sternwarte zu Greenwich. — Trost. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im November 1851.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 127. —— 15. November 1851.

Inhalt.

Heinrich Heine.

Wenige Autoren haben sich mit so bestimmten eigenthümlichen Zügen in das Album der deutschen Literargeschichte eingeschrieben wie Heinrich Heine, und eine noch geringere Zahl dürfte nach jahrelangem Schweigen ein treugebliebenes, gewachsenes und gleichbereites Publicum finden. Die sprechende, scharfausgeprägte Physiognomie der Dichtungen Heine's ist der Grund für die Intensität und Nachhaltigkeit ihrer Wirkung. Er konnte selbst durch die Abgeschmacktheiten seiner Nachäffer nicht in Miscredit kommen, weil er durchweg sich selbst gehört, weil er ein Original ist.

Die Kritik hat nie Etwas für ihn gethan, sie konnte auch nur für die „Reisebilder" und eine Auswahl seiner Lieder Partei nehmen, obgleich sie von vornherein den Umfang seines Talents anerkannte und es sich gefallen lassen mußte daß ihr seine geniale Kraft mächtig und oft genug hohnlachend ins Gesicht sprudelte. Sie hat ihn ab und zu hart angegriffen, aber er ward trotz der Kritik immer populairer, und man sah sich der Thatsache gegenüber nach und nach genöthigt Concessionen zu machen: man sprach, statt von einem „Misbrauche" seiner Gaben, von einem sonderbar eigenthümlichen Gebrauche derselben. Nur die „Halleschen Jahrbücher" brachten noch einmal ein volles Anathem, und in Viehoff's „Archiv" wurde neuerdings zwar etwas schulmeisterlich, aber taktfest und nach guten Grundsätzen der Stab über ihn gebrochen. Man verdammte den Mangel Dessen was man Moral zu nennen beliebte, ferner den Spott, der frivolerweise nur um des Spottes willen da zu sein schien, und endlich war man entrüstet über die Ungezogenheit, über den Cynismus in der Wahl von Bildern und Worten, — und man war im Rechte mit all diesen Ausstellungen, fast auf jeder Seite von Heine's Schriften findet sich eine Belegstelle für ihre Richtigkeit. Gleichwol blieb er der vor Vielen begünstigte Liebling eines großen Publicums, seine Lieder wurden immer wieder componirt, gesungen und stehen überdies in allen Sammelwerken; seine Prosa wurde immer wieder gelesen, sein Witz in Vers und Prosa pflanzte sich als Sprüchwort weiter.... Das Publicum hat zuweilen einen Instinct welcher der Kritik aus guten Gründen fremd ist: es faßt schon vor dem Rechnungsschlusse instinctiv seine Leute als ein Ganzes auf.

Die Kritik wird jetzt in der Lage sein ebenfalls dem Ganzen zu Leibe rücken zu können, nur ist sie nicht mit instinctivem Erkennen abzufinden und bedarf daher größern Materials.

Seit Jahren erzählen uns die Feuilletons, wenn sie auf Heine zu reden kommen, daß Heine todkrank, einer „religiösen Reaction" erlegen, oder soeben gestorben sei. Mindestens fünf mal lief die Todeskunde schon durch alle Blätter und rief hinterher ergötzliche Erörterungen hervor. Seinem Tode gibt er durch die Publication neuer Arbeiten ein offenes Dementi, sein trostloses Darniederliegen bestätigt er, und über die religiöse Reaction berichtet er selbst in einer Art von authentischem Glaubensbekenntnisse das seinem „Romanzero" als Nachwort angefügt ist. Schwerlich wurde für solchen Zweck jemals schon ein ebenso sonderbares Document ausgefertigt. Wer auf Grund dieses Actenstücks nur einigermaßen bestimmt über Heine's Glauben und Nichtglauben, oder auch nur über die ungefähre Form seines angeblichen Deismus absprechen wollte, würde sich unzweifelhaft dem allgemeinsten Gelächter aussetzen. Augenscheinlich liegt dem Dichter ganz und gar Nichts daran Jenen eigenhändig zu Hülfe zu kommen die sich mit seiner diabolischen Ironie keinen Rath wissen. Er foppt und scherzt, spricht über Swedenborg und Seehunde, rechnet mit Freund und Feind ab und ist in diesem „Glaubensbekenntnisse" doch nur der Heine den wir bereits kennen, nur ist er es potenzirt. Die Frömmigkeit der er sich in die Arme geworfen zu haben behauptet wird nicht gerade nach dem Geschmacke unserer „Frommen" sein! Den ostensiblen

Zweck, der denn freilich auch nur ostensible ist, fördert also dies Document so wenig als irgend möglich; — aber gerade darum hat es Gewicht für uns, gerade weil es ist wie es ist, verdient es in hohem Grade Beachtung.

Es ist wesentlich, zu wissen in welchem Zustande der Dichter die beiden soeben ausgegebenen Bände seiner Werke, „Romanzero" und „Der Doctor Faust" betitelt*), geschaffen hat. Seit Jahren liegt er gelähmt, kaum Herr eines seiner Sinne, den Qualen eines Rückenmarkleidens preisgegeben, an seine Matratze gefesselt da. Seine Nächte sind schlaflos, und sie sind glücklich wenn sie nicht außerdem von Schmerzen ausgefüllt werden. In diesem Zustande, von dessen Unheilbarkeit der Dichter weiß, schuf er die Gedichte die uns vorliegen. Sie sind die Frucht seiner schlaflosen Nächte. Sein Verleger erfuhr von anhaltendem Arbeiten, reiste nach Paris und bewog Heine den Vorrath zu sichten, zu ordnen und ihn, gegen seine erste Absicht, noch vor dem Tode herauszugeben. Sie kommen vom Rande des Grabes, diese Lieder, und waren zu einem Vermächtnisse für das Publicum bestimmt: das heißt also doch wol daß die darin ausgesprochenen Gesinnungen über das Grab hinaus feststanden und festgehalten werden sollten. Dies aber gibt der Form des Glaubensbekenntnisses Relief, und die Beurtheilung der jüngsten Dichtungen, der Schöpfungen eines zum Tode Kranken, Langsamsterbenden, wird wesentlich rückwirken müssen auf das literarische Gesammtbild Heine's.

Solches Hingestrecktsein schließt allen Ueberwuchs und alle Frivolität aus, auch wenn man Rabelais, Voltaire oder Heine heißt. Das was durch ein ganzes Leben für frivol galt, muß, sobald es bis ans Ende Stich hält, anders getauft werden. Frivolität kann ohne Leichtsinn nicht bestehen, der Leichtsinn aber hat keinen größern Feind als Krankheit, und Consequenz ist nun gar seine totale Negation. Sonach müssen alle Grade des Spottes, von der leichtkitzelnden Spöttelei bis zum vernichtenden Hohne, bei Heine für Aeußerungen einer ganz bestimmten, in sich vollendeten Geistesrichtung angesehen werden; denn es existirt gar kein Unterschied zwischen dem alten und neuen Heine, im Gegentheil spricht sich in seiner Denkweise die entschiedenste Consequenz aus. Man müßte Angesichts seines „Romanzero" psychologische Räthsel beantworten, wenn man in seinem Wesen noch immer nichts Anderes finden wollte als Frivolität à tout prix.

Damit erledigt sich aber auch die „moralische" Frage. Jede Eigenschaft die als nothwendiger Ausfluß eines in sich fertigen Kernes auftritt hat ihr Gesetz in sich selbst und ist nur sich selbst verantwortlich, gleichviel was der Katechismus dazu sagt. Der Mangel an Pietät und sogenannter Moral wird uns daher nur dort störend erscheinen wo er das Gleichgewicht verliert und in Liederlichkeit umzuschlagen droht. Was aber die Sache an sich betrifft, so glauben wir nicht an die Stabilität und Unveräußerlichkeit irgend eines Tugendbegriffs, können also keinen festen Punkt finden von welchem aus wir nach Anleitung des Archimedes die Welt Heine's aus den Angeln zu heben vermöchten. Die Consequenz verleiht seiner Anschauung unbestreitbares Recht.

Viel schlimmer steht es mit den ästhetischen Sünden aus, obgleich sich nun freilich der „Cynismus" des Ausdrucks sofort als Consequenz, als nothwendige Form für den Mangel an Pietät und Scheu nachweisen läßt und darum nicht weiter erklärt und vertheidigt werden muß. Wir gehen indeß auf diese Auseinandersetzung ein, weil dabei noch mancherlei Anderes in Act zu setzen ist was für die Beurtheilung Heine's Gewicht hat.

Heine war stets von höchster nervöser Reizbarkeit, leicht verletzlich, auf das äußerste empfänglich für das Schöne und begabt mit dem feinsten Zartgefühle. Wir hatten Gelegenheit eine Reihe von Briefen zu lesen in welchen er durch jede Zeile lebhafteste Beweise seines Schönheitssinnes, seines Taktes und der Wärme seiner Empfindung neben peinlichster Geschäftsgewissenhaftigkeit gibt. Diese Briefe aber schienen uns ein um so sprechenderes Zeugniß als sie unzweifelhaft ohne alle Absicht, ohne jede conventionnelle Maske geschrieben waren: Einwände welche dagegen manchen Druckschriften einen Theil ihrer Bedeutung für die Charakteristik rauben können. Bei diesen Eigenschaften ließe sich die ungemessene Derbheit des Ausdrucks gar nicht erklären, wenn sie nicht gerade durch sie erklärbar würde. Byron schimpfte bekanntlich wiederholt in einer Weise daß ihm jede Fischweiberzunft hätte Gildenrechte ertheilen können, und Börne macht darauf aufmerksam daß dieser Dichter, dem es doch wahrlich nicht an den edelsten und besten Ausdrücken gefehlt, außer Stande gewesen sei den Abgrund seines Widerwillens erschöpfender zu bezeichnen als indem er sich herbeiließ Worte zu brauchen die allein für die Ganzheit seiner Verachtung sprechen konnten. Das Widerwärtige das durch den Haß des Unschönen hervorgerufen wird findet seine Begründung in der Liebe zum Schönen. Dies trifft bei Angriffen auf Persönlichkeiten zu. Wo die Geißel nicht blos necken, sondern zeichnen sollte, war kein Spott zu verletzend, kein Wort zu wegwerfend hart, aber doch der Schlag zu feingespitzt, zu treffend und sicher geführt als daß er hätte plump werden können. So wenig wir und Viele mit uns des Dichters Antipathien gegen Alle theilen die sich von ihm gegrüßt sahen, so wenig konnten wir ihm doch je um des Angriffs willen gram werden. Heine ist aber auch bloßen Sachen gegenüber so „ungezogen" dem ästhetischen Gefühle Gänsehaut zu machen, er gefällt sich auch dort wo die Noth gar nicht dazu drängt darin jenem „Cynismus" die Zügel schießen zu lassen.

Nichts widerstrebt Heine's ganzer Natur so sehr als farblose Abstraction. Er geht der Wirklichkeit straff zu Leibe, verständigt sich mit dem Realen und gibt, wenn er schildert, immer nur solche Attribute die zunächst den Gegenstand an sich auf das sinnlich Greifbarste bestim-

*) 1. Romanzero. Von Heinrich Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 8. 2 Thlr.

2. Der Doktor Faust. Ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst. Von Heinrich Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 8. 25 Ngr.

men, und ihn dann auf dem kürzesten Wege mit dem beabsichtigten Zwecke in Rapport setzen. Diese Richtung auf Concretes ist einer der größten Vorzüge Heine's, sie ist es die seinen „Reisebildern" so unwiderstehlichen Reiz verlieh und die Heine überhaupt so populair gemacht hat. War eine gewisse Ehrlichkeit des Hasses der Grund welcher ihn die Schale des Zorns nicht wählig füllen ließ, so treibt ihn auch hier die Gewissenhaftigkeit und der Wunsch auf das entsprechendste zu schildern, stets ohne lange Umschweife das Wort zu nehmen welches drastischer ist und fester packt als jedes andere. Außerdem aber konnte er sich hier wie dort bei seinem Festhalten am Realen und Concreten diesem Vorgange nur dann entziehen, wenn er sich selbst seine Hauptschlagader, den Witz, unterbinden wollte. Und Das kann kein Verständiger von einem Menschen fodern der sich seiner bewußt ist. Es ist vielleicht nicht Einer zu nennen dem, gleich ihm, stets das an seinem Orte einzig vollbezeichnende, unersetzliche Wort zugebote steht. Viel davon ist jedenfalls auf Rechnung des Mangels an Pruderie zu setzen, welcher dem Witze Anhaltpunkte bietet, aber sich freilich auch nur mit der graziösen Leichtigkeit dieses Witzes vereint hinnehmen läßt. Der vielberüchtigte „Cynismus" hat zwar oft befremdet, aber schon um deshalb nie abgestoßen, weil der Dichter zugleich die Fähigkeit besitzt durch Zeichen höchster poetischer Weihe wieder zu versöhnen, wenn das bunte Treiben uns allzu toll erscheinen will.

Die kritische Analyse vernichtete dieses Aufeinanderwirken und Gegeneinander-Abgetontsein, riß das Einzelne aus dem Zusammenhange und erhielt dadurch natürlich vorwiegend grelle Töne. Wollte man ihr glauben, so hätte Heine den Versuch gemacht ein Concert von lauter Septimen zusammenzubringen, eine Behauptung der nun doch wieder der Wohllaut, auf den so viele seiner Lieder gebaut sind, aufs dringendste widersprach. Der Instinct des Publicums fand andere Resultate, weil er vor allem conservativ ist und schon aus Bequemlichkeit die Sachen gern nimmt wie sie liegen. Ja er geht, wie wir oben behaupteten, sogar noch weiter, er macht sich, ohne geradezu das Bewußtsein eines combinatorischen und synthetischen Processes zu haben, aus dem Gegebenen seinen Mann fertig.

Bei Heine hat er sich nicht getäuscht, indem er weder an die „Ernstlosigkeit" noch an frivole Spaßmacherei glaubte. Je schärfer alle Eigenthümlichkeiten des Dichters in seinem „Romanzero" vortreten, desto mehr thun sie implicite für ihre unbedingte Berechtigung, während die elegischen Accorde, die Klagen eines schmerzgeplagten Mannes, die dort und da erklingen, neben jenen alten Eigenschaften stehend, Zeugniß dafür geben daß der Spott und der Angriff — nicht um des bloßen Scandals willen da sind.

Wenden wir uns nunmehr zu den neuen Arbeiten Heine's selbst. Sie bestehen aus einem starken Bande überwiegend romanzenhafter Gedichte, und einem Bändchen welches das Libretto eines Ballets, ein Tanzpoem enthält, das keinen andern Stoff hat als — die Faust-Sage.

Die Gedichte gab Heine dem Verleger mit den Worten: „Das ist der Ruin des «Buchs der Lieder»!" Aber gerade das „Buch der Lieder" ist es am wenigsten das durch diese neue Production herabgedrückt werden dürfte. Sie können und werden Hand in Hand gehen, einander ergänzen und fast allein ein Bild des ganzen Heine geben. In mancher Beziehung aber werden sie sich zueinander verhalten wie die „Reisebilder" zum Salon. Das Buch ist in der That wie ein Rechnungsabschluß, wie eine Recapitulation gestaltet. Alle Phasen die Heine durchlaufen hat, haben ihr Contingent gestellt oder doch ein Echo erklingen lassen. Auch Atta-Trollisches und Wintermärchenhaftes ist da, und zwar reichlich.

„Historien" ist der erste Abschnitt überschrieben. Er beginnt mit dem Schatze des Rhampsinit, einem Stoffe den bekanntlich Platen dramatisch behandelte, den aber Heine dadurch daß er ihn nicht nach einem purificirten Berichte, sondern nach Herodot's naiver Erzählung bearbeitete, in seinem ganzen maliciös-possenhaften Lichte erscheinen läßt. „Der weiße Elefant" klingt wie ein Capitel aus „Atta Troll". „Karl der Erste" und „Marie Antoinette" muß man lesen; wir bezweifeln daß man sich auf andere Weise der Wirkung dieser beiden Gedichte nähern kann, auch wenn wir Stellen citiren und Seiten dazu schreiben wollten. „Königin Pomare" mag eine Reminiscenz sein; der Cyklus gibt ein Fragment aus dem Leben einer Heldin des bal Mabille. „Der Apollogott" leitet von einer poetischen Phantasmagorie und daraus erwachter Sehnsucht ergötzlich-piquant zur Wirklichkeit über; diese Enttäuschung ist gewiß eine vollständige und drastische, zumal da sie durch eine Art von „Hirsch-Hyacinthos" vermittelt wird. Man wird aus dem mit jeder Nummer des Apollogottes wechselnden Tone sehen wie sehr Heine es versteht seine Ausdrucksweise der wechselnden Situation und Decoration anzupassen, und gewiß nicht verlangen daß Nr. 4 im Geiste von Nr. 1 gehalten sei. Für manche oben von uns aufgestellte Behauptung liefern diese Uebergänge in einem und demselben Gedichte den trefflichsten Beleg. Das Treiben einer gewissen Classe von polnischen Emigranten ist noch nie so schonungslos, aber auch noch nie so treu geschildert worden als in den zwei Rittern Crapülinski und Waschlapski. Jede Strophe ein scharfer Hieb, eine Rüge, die den „Polen aus der Polackei", welche in die geschilderte Kategorie gehören, böse Stunden machen wird. Man liest diese Verse schwerlich zwei mal ohne das Piquanteste davon im Gedächtniß zu behalten. Einer der Diamanten vom reinsten Wasser welche die Sammlung umschließt ist „Der Asra", ein kleines Gedicht voll einfacher Schönheit, das in seinem Kelche einen tiefmelancholischen Gedanken birgt. Die „Himmelsbräute" mag man bei Beurtheilung des Glaubensbekenntnisses nicht übersehen, sie schützen den Dichter wenigstens vor christlich-orthodoxen Zumuthungen. Aehnliches wiederholt sich in noch mehr directer Weise im „Vitzliputzli", der „Disputation" und andern Stücken. Ganz vortrefflich, bis ins Kleinste durchgearbeitet, und dem Besten ebenbürtig was Heine jemals geschaffen, ist

„Der Dichter Firdusi". Möglich daß Nr. 2, die mit den Worten beginnt:

Hätt' er menschlich ordinair
Nicht gehalten was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr;

einen fremdartigen Beigeschmack hat, das Gedicht bleibt aber immer ein vollendetes Kunstganzes von größter und edelster Wirkung. Hier konnte abspringender Witz, wofür sich Ausgangspunkte in Menge gefunden hätten, nur die Weihe stören und den bitterfeierlichen Ernst verunstalten der über dem Ganzen liegt. Der Dichter war von seinem Plane ergriffen und ganz in ihm, daher ist denn auch taktvoll jede Störung vermieden. Die Krone des „Romanzero" aber ist die grausig-schöne „Nächtliche Fahrt". Da ist auch in der Form das Höchste geleistet. Wie wird der schwüle, fieberhafte, sich mit dämonischer Unabweisbarkeit zutagedrängende schrille Gedanke, zugleich Gebet, Spott und Fluch, ein düsterer, nächtiger Wahnsinn, unterstützt und getragen durch den eintönig festgehaltenen Reim, welcher auch äußerlich das Einerlei des Ruderschlags, das Pfeifen des Windes, den Mövenschrei und die Wiederkehr des nagenden Gedankens schildert! Das Gedicht ist ein bleischweres und doch reizendes Gespenst; man kann sich des Grauens nicht erwehren und muß doch bewundern. „Vitzliputzli" mit seinem Präludium enthält herbe Wahrheiten, die durch die Einkleidung noch schroffer zur Anschauung kommen. Die Auffassung und Darstellung ist die bekannte, für Heine charakteristische. Die Malerei ist im höchsten Maße lebensvoll, aber die Farben denn doch gar zu klotzig aufgetragen als daß man nicht fühlen sollte daß sie hätten feiner gerieben werden müssen. Der Daumer'sche Satz vom christlichen Molochismus lag nahe, wurde benutzt und dient einer ätzenden Stelle zur Folie.

„Lamentationen" heißt das zweite Buch. Das Motto dieses Abschnitts ist so sinnig daß wir uns seine Mittheilung nicht versagen können.

Das Glück ist eine leichte Dirne
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

In „Waldeinsamkeit", dem quasi-Prologe der „Lamentationen", klingt die alte Pracht des Jugendrausches mit seinen Träumen und Phantasien vorbei. In Heine's Munde tönt das Lied wie schmerzliche Spielerei, wie spielender Schmerz. Es sind lange scharfe Dornen an all diesen Rosen, ja sogar Veilchen und Vergißmeinnicht haben stachlichte Stiele, die trüb aussehen als hätten sie wirklich geritzt und wären mit Blut, mit warmem Herzblute gefärbt.

Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht wie es gekommen,
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,
Ist meine Seele wie entseelt.

Warum die „Spanischen Atriden" nicht im ersten Abschnitte Platz gefunden, da nun doch eine Eintheilung nach Kategorien beliebt wurde, wissen wir nicht. Ayala hat, wenn wir nicht irren, den Stoff dazu gegeben. Peter der Grausame, die Katastrophe seines Bruders, der Rächer Heinrich Trastamare und die Kinder der Maria Padilla sind die Figuren und Vorwürfe des gräßlichen Spiels. Die Darstellung mit ihren schneidenden Scherzen trägt nicht wenig dazu bei den Effect zu steigern. Doch scheint uns hier die Wahrheit des Entsetzlichen nicht übertrieben. Ayala mit seiner unerschütterlichen Ruhe schildert noch grausiger. Für die maliciösen Strophen des Ex-Lebendigen und des Ex-Nachtwächters kann sich Dingelstedt vielleicht sogar bedanken. Die schnurrigen Intendanten-Anekdoten die von ihm kreisen wollen das Publicum nicht günstig für ihn stimmen, und seinen letzten Gedichten gelingt es noch weniger die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Verwaschenes Zeug, poetische Falschmünzerei: das bischen Prägestempel soll uns weißmachen daß edles Metall dahinter ist. Heine's Rancunen sind zäh, auch wenn sie ungerecht sind. Es ist überflüssig Platen gegen Angriffe in Schutz zu nehmen wie sie die „Plateniden" aufwärmen. Heine's privater Widerwille kann das Urtheil nicht beirren. Ein Genie, ein schöpferisches Talent war Platen nicht, aber sein Einfluß auf correcte Form und sprachlichen Wohllaut ein so segensreicher und durchgreifender daß die heutige poetische Generation durchweg Spuren davon zeigt. Mit edeln Waffen wurde der Kampf zwischen Platen und Heine nicht geführt, und der an Geist überlegene Heine benutzte seinen Vortheil ungerecht. Die metrische Reaction für welche Platen eintrat war der romantischen Zerfahrenheit der Form gegenüber entschieden heilsam. Die Einseitigkeit der Richtung mag durch das magere Zeugungsvermögen bedingt worden sein, an Vielem erkennt man die Mühseligkeit der Arbeit, aber verdienstlich war und bleibt die Mühe doch. Wir übergehen eine ganze Reihe die sich ihrer persönlichen Beziehungen wegen nicht mit wenig Worten umreißen läßt. Wir werden darin auf freundliche, aber auch auf bittere Weise an die Töne gemahnt die im „Buche der Lieder" klangen. „Im October 1849" war unsers Wissens schon in der Kolatschek'schen „Monatsschrift" abgedruckt. Für das politische Lied von heute scheint Heine allein den rechten Ton getroffen zu haben. Weder der offene, lodernde Zorn Freiligrath's noch die elegische Form die von Andern gewählt wurde schneidet so tief ins Fleisch als der verkappte Ernst und die sarkastische Herbheit Heine's. Es ist ein Meer von Groll in diese Strophen gegossen, deren knappes Zerschnittensein den Gedanken wie von einer Klippe zur andern schnellt. Den Ausfall gegen Franz Liszt hätten wir allerdings fortgewünscht. Es war eine Sonderbarkeit dem Künstler einen Ehrensäbel zu schenken, auch wenn wir seine Bedeutung als Kennzeichen eines freien Magyaren nicht übersehen. Eine gleiche Sonderbarkeit aber ist die Faderung daß sich der Künstler habe zum Honved machen sollen. Für ihn

hätte der Patriotismus leicht zu einer Don Quixotiade führen können. Heine darf sich beruhigen; so wenig Liszt Anlage hatte den Don Quixote zu spielen und mit seinem Säbel schrille Terzen zu hauen, was er wahrscheinlich nicht allzu vortrefflich durchgeführt hätte, so wenig wird er sich auch berufen fühlen Sir John Falstaff zu copiren. Eines schickt sich nicht für Alle. Der Abschnitt nimmt mit Selbstbekenntnissen, „Enfant perdu“ überschrieben, ein Ende.

Das dritte Buch nennt sich „Hebräische Melodien“. Manches in dem Vorhergegangenen mahnt an Byron, auch die Anklänge an das „Buch der Lieder“ haben Etwas von dem schattig-melancholischen Colorit das den Briten charakterisirt; wir dachten daher auf Weisen zu stoßen welche den Hebrew melodies ähneln. Aber nirgend ist Heine weniger mit Byron verwandt als hier. „Prinzessin Sabbath“ steht den beiden andern Dichtungen im Buche und an Werth voran; das Gedicht enthält eine poetisch gefaßte, flagrante Wahrheit. Wäre auch dahinter kein ernstes Gefühl? Es ist unmöglich in dem Dichter des „Asra“ und der „Nächtlichen Fahrt“ Nichts als einen geistreichen Zotenfreund und Liebhaber scurriler Possen zu sehen, und nur mit solcher vorgefaßten Ansicht wird man auch in dem verköterten Prinzen Israel nur eine Posse finden. „Jehuda ben Halevy“, der jüdische Troubadour, war gleichzeitig Gegenstand einer überaus interessanten literar-historischen Studie Abraham Geiger's *), und da wir wahrscheinlich nicht zu Vielen Unrecht thun wenn wir von dem Castilier wenig mehr als den Namen allgemein bekannt voraussetzen, entlehnen wir jener Monographie einige Notizen über den Mann. Die volle Biographie und Proben seiner Dichtweise mag man dort nachlesen.

Juda ward um das Jahr 1080 geboren. Seine Talente erregten früh Aufmerksamkeit, und ältere Dichter, die berühmtesten seines Stammes, interessirten sich auf das lebhafteste für seine Entwickelung. Er wurde Arzt, und wie es scheint ein sehr beliebter, obgleich er die Heilkunst mit Unlust trieb und sich mit allem Eifer auf philosophische Studien und poetische Arbeiten warf. Wie bei den Arabern, die damals in Spanien den höchsten Grad ihrer Blüte erreicht hatten, die Freundschaft neben der Liebe das beliebteste Motiv für Gedichte war, so haben wir auch von Juda ha-Levi neben Liebesliedern eine überwiegende Zahl von Apotheosen der Freundschaft, häufig in der Gestalt poetischer Episteln. Seine Liebeslieder überraschen durch eine für den hispanisirten Orientalen auffallende Zartheit, während in seinen Hochzeitsliedern die Glut nur durch eine gewisse religiöse Rührung gemildert wird. Tiefe Sehnsucht, Innigkeit und Pracht und Schmelz des Ausdrucks charakterisiren ihn. „Die Weisheit ist ein weites Meer, D'rauf schwimmt das Lied als Schaum umher“, singt er am Marksteine einer seiner Bildungsphasen, und von da ab werden seine Lieder tendenziös und religiös-philosophisch, ohne jedoch in trockene Doctrinenreiterei auszuarten. Die Sehnsucht nach Jerusalem, die Heine zum Mittelpunkte seines Gedichts macht, lag nicht im Sinne seiner Zeitgenossen, und die Pilgerfahrt nach Palästina welche Juda 1140 antrat fand ihres schwärmerischen Motivs wegen nicht den Anklang den Juda wünschte. Man feierte zwar den Dichter allenthalben und bot ihm glänzende Gastfreundschaft, über seine Lieder aber breitete sich doch ein Flor und dort und da fühlt man nervöse Verstimmung heraus. Man kann seinen Weg bis zur heiligen Stadt verfolgen, dort aber verlischt mit einem male jede Spur von ihm, man kennt weder die Todesart noch die Zeit und den Ort an welchem der treffliche Sänger starb. Nur sagenhaft taucht er noch wieder auf, und Heine hat muthmaßlich eine solche Sage benutzt, falls seine Erzählung nicht nur die Absicht hat jenes spurlose Verschwinden in getragener Weise anzudeuten.

Der Romanzen-Cyklus der uns zu dieser Abschweifung veranlaßte ist gerade das Gegentheil der geordneten Arbeit Geiger's, obgleich er mit seinen reimlosen Trochäen mitunter so trocken dahertrabt wie die gelehrteste Abhandlung. Das ist namentlich dort der Fall wo von dem Helden die Rede ist. In der Regel überwuchert ihn indeß die Lianenmasse der Episoden, der Cyklus sieht aus wie ein Serpentin von Reichenstein, durchwachsen von strahligen Asbestadern und Nestern funkelnden Arsenikerzes. Der Serpentin ist nicht das Glänzendste daran. Schlemihl, Alexander der Große und ein Kaschmirshawl spielen mit, und dazwischen drängen sich schmerzvolle Aufschreie, eigensteigene Klagen von ergreifendem Weh. Dies Rankenwerk hat seine mannichfachen Reize, aber die Krankheit und die Unruhe sind zu groß und der alte Homer schlummert zu oft und zu schnarchend darin als daß wir das „Fragment“ auch nur als fragmentarisches Kunstwerk könnten gelten lassen, wie etwa jenes andere Fragment, der römische Torso, obgleich er weder Kopf noch Arm noch Bein hat, unvergleichlich ist. Auch in der „Disputation“ wächst die massigste Realität dem Witze und der Poesie gar zu sehr über den Kopf. Es ist als läge die Pointe des versprochenen Hebraismus durchaus in den Beschneidemessern. Wir sehen uns vergebens danach um daß der Dichter uns auch hier zum Abschiede mindestens einen poetischen Accord zur Versöhnung spendet. Dies Ragout hat, wie die Königin, Donna Blanka, sehr treffend bemerkt, allzu viel haut-goût.

Wir haben behauptet daß Heine „troß alledem“ eine künstlerische Einheit sei, und halten unsern Satz auch „troß alledem“ aufrecht. Er engagirt die possenhaften Capriccios mit Bewußtsein und für Kunstzwecke. Das Bizarre soll durch den Contrast zur Folie für Tiefes und Zartes werden. Dies Streben tritt durch die lange Gewohnheit ab und zu manierirt auf und artet aus; es treibt Schossen die den Zweck verfehlen, weil sie über ihr Ziel hinausflattern. Das liegt offen zutage, ist fehlerhaft, selbst unangenehm, ändert aber nicht die Sache

*) Divan des Castiliers Abu'l-Hassan Juda ha-Levi nebst Biographie und Anmerkungen von Abraham Geiger. Breslau, Kern. 1851. 16. 25 Ngr.

„Der Dichter Firdusi". Möglich daß Nr. 2, die mit den Worten beginnt:

Hätt' er menschlich ordinair
Nicht gehalten was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr;

einen fremdartigen Beigeschmack hat, das Gedicht bleibt aber immer ein vollendetes Kunstganzes von größter und edelster Wirkung. Hier konnte abspringender Witz, wofür sich Ausgangspunkte in Menge gefunden hätten, nur die Weihe stören und den bitterfeierlichen Ernst verunstalten der über dem Ganzen liegt. Der Dichter war von seinem Plane ergriffen und ganz in ihm, daher ist denn auch taktvoll jede Störung vermieden. Die Krone des „Romanzero" aber ist die grausig-schöne „Nächtliche Fahrt". Da ist auch in der Form das Höchste geleistet. Wie wird der schwüle, fieberhafte, sich mit dämonischer Unabweisbarkeit zutagedrängende schrille Gedanke, zugleich Gebet, Spott und Fluch, ein düsterer, nächtiger Wahnsinn, unterstützt und getragen durch den eintönig festgehaltenen Reim, welcher auch äußerlich das Einerlei des Ruderschlags, das Pfeifen des Windes, den Mövenschrei und die Wiederkehr des nagenden Gedankens schildert! Das Gedicht ist ein bleischweres und doch reizendes Gespenst; man kann sich des Grauens nicht erwehren und muß doch bewundern. „Vitzliputzli" mit seinem Präludium enthält herbe Wahrheiten, die durch die Einkleidung noch schroffer zur Anschauung kommen. Die Auffassung und Darstellung ist die bekannte, für Heine charakteristische. Die Malerei ist im höchsten Maße lebensvoll, aber die Farben denn doch gar zu klotzig aufgetragen als daß man nicht fühlen sollte daß sie hätten feiner gerieben werden müssen. Der Daumer'sche Satz vom christlichen Molochismus lag nahe, wurde benutzt und dient einer ätzenden Stelle zur Folie.

„Lamentationen" heißt das zweite Buch. Das Motto dieses Abschnitts ist so sinnig daß wir uns seine Mittheilung nicht versagen können.

Das Glück ist eine leichte Dirne
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

In „Waldeinsamkeit", dem quasi-Prologe der „Lamentationen", klingt die alte Pracht des Jugendrausches mit seinen Träumen und Phantasien vorbei. In Heine's Munde tönt das Lied wie schmerzliche Spielerei, wie spielender Schmerz. Es sind lange scharfe Dornen an all diesen Rosen, ja sogar Veilchen und Vergißmeinnicht haben stachlichte Stiele, die trüb aussehen als hätten sie wirklich geritzt und wären mit Blut, mit warmem Herzblute gefärbt.

Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht wie es gekommen,
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,
Ist meine Seele wie entseelt.

Warum die „Spanischen Atriden" nicht im ersten Abschnitte Platz gefunden, da nun doch eine Eintheilung nach Kategorien beliebt wurde, wissen wir nicht. Ayala hat, wenn wir nicht irren, den Stoff dazu gegeben. Peter der Grausame, die Katastrophe seines Bruders, der Rächer Heinrich Trastamare und die Kinder der Maria Padilla sind die Figuren und Vorwürfe des gräßlichen Spiels. Die Darstellung mit ihren schneidenden Scherzen trägt nicht wenig dazu bei den Effect zu steigern. Doch scheint uns hier die Wahrheit des Entsetzlichen nicht übertrieben. Ayala mit seiner unerschütterlichen Ruhe schildert noch grausiger. Für die maliciösen Strophen des Ex-Lebendigen und des Ex-Nachtwächters kann sich Dingelstedt vielleicht sogar bedanken. Die schnurrigen Intendanten-Anekdoten die von ihm kreisen wollen das Publicum nicht günstig für ihn stimmen, und seinen letzten Gedichten gelingt es noch weniger die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Verwaschenes Zeug, poetische Falschmünzerei: das bischen Prägestempel soll uns weißmachen daß edles Metall dahinter ist. Heine's Rancunen sind zäh, auch wenn sie ungerecht sind. Es ist überflüssig Platen gegen Angriffe in Schutz zu nehmen wie sie die „Plateniden" aufwärmen. Heine's privater Widerwille kann das Urtheil nicht beirren. Ein Genie, ein schöpferisches Talent war Platen nicht, aber sein Einfluß auf correcte Form und sprachlichen Wohllaut ein so segensreicher und durchgreifender daß die heutige poetische Generation durchweg Spuren davon zeigt. Mit edeln Waffen wurde der Kampf zwischen Platen und Heine nicht geführt, und der an Geist überlegene Heine benutzte seinen Vortheil ungerecht. Die metrische Reaction für welche Platen eintrat war der romantischen Zerfahrenheit der Form gegenüber entschieden heilsam. Die Einseitigkeit der Richtung mag durch das magere Zeugungsvermögen bedingt worden sein, an Vielem erkennt man die Mühseligkeit der Arbeit, aber verdienstlich war und bleibt die Mühe doch. Wir übergehen eine ganze Reihe die sich ihrer persönlichen Beziehungen wegen nicht mit wenig Worten umreißen läßt. Wir werden darin auf freundliche, aber auch auf bittere Weise an die Töne gemahnt die im „Buche der Lieder" klangen. „Im October 1849" war unsers Wissens schon in der Kolatschek'schen „Monatsschrift" abgedruckt. Für das politische Lied von heute scheint Heine allein den rechten Ton getroffen zu haben. Weder der offene, lodernde Zorn Freiligrath's noch die elegische Form die von Andern gewählt wurde schneidet so tief ins Fleisch als der verkappte Ernst und die sarkastische Herbheit Heine's. Es ist ein Meer von Groll in diese Strophen gegossen, deren knappes Zerschnittensein den Gedanken wie von einer Klippe zur andern schnellt. Den Ausfall gegen Franz Liszt hätten wir allerdings fortgewünscht. Es war eine Sonderbarkeit dem Künstler einen Ehrensäbel zu schenken, auch wenn wir seine Bedeutung als Kennzeichen eines freien Magyaren nicht übersehen. Eine gleiche Sonderbarkeit aber ist die Foderung daß sich der Künstler habe zum Honved machen sollen. Für ihn

hätte der Patriotismus leicht zu einer Don Quixotiade führen können. Heine darf sich beruhigen; so wenig Liszt Anlage hatte den Don Quixote zu spielen und mit seinem Säbel schrille Terzen zu hauen, was er wahrscheinlich nicht allzu vortrefflich durchgeführt hätte, so wenig wird er sich auch berufen fühlen Sir John Falstaff zu copiren. Eines schickt sich nicht für Alle. Der Abschnitt nimmt mit Selbstbekenntnissen, „Enfant perdu“ überschrieben, ein Ende.

Das dritte Buch nennt sich „Hebräische Melodien“. Manches in dem Vorhergegangenen mahnt an Byron, auch die Anklänge an das „Buch der Lieder“ haben Etwas von dem schattig-melancholischen Colorit das den Briten charakterisirt; wir dachten daher auf Weisen zu stoßen welche den Hebrew melodies ähneln. Aber nirgend ist Heine weniger mit Byron verwandt als hier. „Prinzessin Sabbath“ steht den beiden andern Dichtungen im Buche und an Werth voran; das Gedicht enthält eine poetisch gefaßte, flagrante Wahrheit. Wäre auch dahinter kein ernstes Gefühl? Es ist unmöglich in dem Dichter des „Asra“ und der „Nächtlichen Fahrt“ Nichts als einen geistreichen Zotenfreund und Liebhaber scurriler Possen zu sehen, und nur mit solcher vorgefaßten Ansicht wird man auch in dem verköterten Prinzen Israel nur eine Posse finden. „Jehuda ben Halevy“, der jüdische Troubadour, war gleichzeitig Gegenstand einer überaus interessanten literar-historischen Studie Abraham Geiger's *), und da wir wahrscheinlich nicht zu Vielen Unrecht thun wenn wir von dem Castilier wenig mehr als den Namen allgemein bekannt voraussetzen, entlehnen wir jener Monographie einige Notizen über den Mann. Die volle Biographie und Proben seiner Dichtweise mag man dort nachlesen.

Juda ward um das Jahr 1080 geboren. Seine Talente erregten früh Aufmerksamkeit, und ältere Dichter, die berühmtesten seines Stammes, interessirten sich auf das lebhafteste für seine Entwickelung. Er wurde Arzt, und wie es scheint ein sehr beliebter, obgleich er die Heilkunst mit Unlust trieb und sich mit allem Eifer auf philosophische Studien und poetische Arbeiten warf. Wie bei den Arabern, die damals in Spanien den höchsten Grad ihrer Blüte erreicht hatten, die Freundschaft neben der Liebe das beliebteste Motiv für Gedichte war, so haben wir auch von Juda ha-Levi neben Liebesliedern eine überwiegende Zahl von Apotheosen der Freundschaft, häufig in der Gestalt poetischer Episteln. Seine Liebeslieder überraschen durch eine für den hispanisirten Orientalen auffallende Zartheit, während in seinen Hochzeitsliedern die Glut nur durch eine gewisse religiöse Rührung gemildert wird. Tiefe Sehnsucht, Innigkeit und Pracht und Schmelz des Ausdrucks charakterisiren ihn. „Die Weisheit ist ein weites Meer, D'rauf schwimmt das Lied als Schaum umher“, singt er am Marksteine einer seiner Bildungsphasen, und von da ab werden seine Lieder tendenziös und religiös-philosophisch, ohne jedoch in trockene Doctrinenreiterei auszuarten. Die Sehnsucht nach Jerusalem, die Heine zum Mittelpunkte seines Gedichts macht, lag nicht im Sinne seiner Zeitgenossen, und die Pilgerfahrt nach Palästina welche Juda 1140 antrat fand ihres schwärmerischen Motivs wegen nicht den Anklang den Juda wünschte. Man feierte zwar den Dichter allenthalben und bot ihm glänzende Gastfreundschaft, über seine Lieder aber breitete sich doch ein Flor und dort und da fühlt man nervöse Verstimmung heraus. Man kann seinen Weg bis zur heiligen Stadt verfolgen, dort aber verlischt mit einem male jede Spur von ihm, man kennt weder die Todesart noch die Zeit und den Ort an welchem der treffliche Sänger starb. Nur sagenhaft taucht er noch wieder auf, und Heine hat muthmaßlich eine solche Sage benutzt, falls seine Erzählung nicht nur die Absicht hat jenes spurlose Verschwinden in getragener Weise anzudeuten.

Der Romanzen-Cyklus der uns zu dieser Abschweifung veranlaßte ist gerade das Gegentheil der geordneten Arbeit Geiger's, obgleich er mit seinen reimlosen Trochäen mitunter so trocken dahertrabt wie die gelehrteste Abhandlung. Das ist namentlich dort der Fall wo von dem Helden die Rede ist. In der Regel überwuchert ihn indeß die Lianenmasse der Episoden, der Cyklus sieht aus wie ein Serpentin von Reichenstein, durchwachsen von strahligen Asbestadern und Nestern funkelnden Arsenikerzes. Der Serpentin ist nicht das Glänzendste daran. Schlemihl, Alexander der Große und ein Kaschmirshawl spielen mit, und dazwischen drängen sich schmerzvolle Aufschreie, eigensteigene Klagen von ergreifendem Weh. Dies Rankenwerk hat seine mannichfachen Reize, aber die Krankheit und die Unruhe sind zu groß und der alte Homer schlummert zu oft und zu schnarchend darin als daß wir das „Fragment“ auch nur als fragmentarisches Kunstwerk könnten gelten lassen, wie etwa jenes andere Fragment, der römische Torso, obgleich er weder Kopf noch Arm noch Bein hat, unvergleichlich ist. Auch in der „Disputation“ wächst die massigste Realität dem Witze und der Poesie gar zu sehr über den Kopf. Es ist als läge die Pointe des versprochenen Hebraismus durchaus in den Beschneidemessern. Wir sehen uns vergebens danach um daß der Dichter uns auch hier zum Abschiede mindestens einen poetischen Accord zur Versöhnung spendet. Dies Ragout hat, wie die Königin, Donna Blanka, sehr treffend bemerkt, allzu viel haut-goût.

Wir haben behauptet daß Heine „trotz alledem“ eine künstlerische Einheit sei, und halten unsern Satz auch „trotz alledem“ aufrecht. Er engagirt die possenhaften Capriccios mit Bewußtsein und für Kunstzwecke. Das Bizarre soll durch den Contrast zur Folie für Tiefes und Zartes werden. Dies Streben tritt durch die lange Gewohnheit ab und zu manierirt auf und artet aus; es treibt Schossen die den Zweck verfehlen, weil sie über ihr Ziel hinausflattern. Das liegt offen zutage, ist fehlerhaft, selbst unangenehm, ändert aber nicht die Sache

*) Divan des Castiliers Abu'l-Hassan Juda ha-Levi nebst Biographie und Anmerkungen von Abraham Geiger. Breslau, Kern. 1851. 16. 25 Ngr.

selbst. Das Motiv welches zu derartigen Verirrungen führen konnte ist darum weder schlechter noch minder genial. Heine's Fehler und Vorzüge haben eine und dieselbe Bedingung; dieselbe Kraft welche die einen so prägnant und mächtig erscheinen läßt, treibt aus demselben Keime die andern hervor. Nur eine einzige Maschine ist thätig, und diese muß arbeiten wie sie thut, da sie originell — ohne Sicherheitsventile und zuverlässige Regulatoren — construirt ist. Unsern Begriff von Einheit zerreißt Heine jeden Augenblick, die in ihm gegebene Einheit aber nie. Und darin liegt sein gutes Recht. Schön finden wir seine Fehler, die lasciven Stellen, die schmuzigen Worte nicht, aber wir finden sie bei seiner bestimmten Kunstrichtung nicht allein nicht befremdlich, sondern durch seine Ganzheit motivirt. Schönheit geht nicht so nothwendig aus der Liebe des Schönen hervor als das Streben nach ihr. Letzteres ist unbedingt eine stetige Eigenschaft Heine's, und wenn es dem Drange nicht immer gelingt sein Ziel zu erreichen, so liegt der Grund des Mislingens stets in der Ueberkraft derselben Mittel die ihm zu anderer Frist vollständige Siege verschaffen.

Die zweite Publication, das Tanzpoem, „Der Doctor Faust", ist ein seltsames kleines Buch. Der Dichter berichtet uns daß Mr. Lumley ihn aufgefodert habe ein Ballet-Libretto zu schreiben und daß der „Faust" die Erfüllung dieses Wunsches sei. Man denke sich daher eine Tragödie in welcher durch fünf Acte kein Wort gesprochen wird, in der aber alle Affecte, kurz Alles durch Tanz darzustellen ist. Heine schreibt jede Bewegung vor, und diese Bewegungsbeschreibungen bilden den Kern des Buchs, den eigentlichen Doctor Faust. Von der Tradition wird durch die Verwandelung des Mephistopheles in eine Mephistophela nicht sonderlich abgewichen, denn schon Cäsarius von Heisterbach läßt toledanischen Studenten den Teufel als Tanzmädchen erscheinen. Nicht so ganz treu will uns dagegen die Genesis der Faust-Sage scheinen. Die historische Existenz des Johann Faust (dessen Identität mit Georgius Sabellicus und Georg Faust sich gegen Düntzer auch durch Vergleichung der Zeit jenes Briefes des Abts von Tritenheim [1507] und der andern Zeugnisse von dem Auftreten des Schwarzkünstlers [1521, 1525] halten läßt) ist mindestens zur Wahrscheinlichkeit erwiesen. Eine directe Einwirkung der Legende vom Vicedamus Theophilus war zur Bildung einer Sage gar nicht nöthig, da der Glaube an Zauberei ohnehin zur Orthodoxie gehörte und als Consequenz der christlichen Dämonologie auch zunächst mit ihr in den Protestantismus überging. Die zusammengeraffte Faust-Sage ist eine protestantische, eine polemische Schöpfung, der natürlich Nichts ferner liegen konnte als Anklänge an die Apotheose des Marienceultus, — denn weiter ist nun doch die Theophilus-Legende Nichts. Die einzelnen Geschichten mögen sich lange herumgesagt haben, ehe Spies oder der Freund aus Speier, von dem er das Manuscript erhalten haben will, alle bekannten Schwarzkünstlerabenteuer sammelte und auf Faust als Collectivnamen für alle derartigen Stückchen übertrug. Aber dies Zusammenfassen war ein tendenziöses, die Volksironie rächte sich für die lange Bedrückung durch die Hierarchie, der Schwerpunkt der in den Volksbüchern niedergeschriebenen Sage liegt in dem Angriffe gegen Papstthum und Mönchswesen. Als solch derbnaiver Wurfspieß erscheint sie bei Scheible (1587) und in dem von Reichlin-Meldegg edirten Volksbuche von 1588. Bei Widman (1599) tritt als fremdes Element das allgemeine Moralisiren hinzu, aber die antipapistische Tendenz bleibt, und auch hier ist so wenig wie dort Etwas das an Theophilus mahnen könnte; denn für die bloße Beschwörung und den Teufelspact waren so viele Antecedentien ohne gutes Ende vorhanden daß die Sache gar keinen bestimmten Namen brauchte. Das Volk glaubte daran. Interessant bleibt allerdings daß sich für jede dem Faust analoge Sage fast die verschiedenen Ausgänge finden, so auch bei den Teufelskindern Merlin und Robert von der Normandie, so bei Don Juan. Man kann annehmen daß die Höllenfahrt stets Eigenthum des Volks ist, während die Rettung durch Fürbitte der Heiligen planmäßig von den Klöstern ausging. Die altsächsischen Archaismen, deren Vorkommen in einem plattdeutschen Theophilus-Gedichte, welches Referent nicht kennt, die Existenz eines ältern anglosächsischen Originals beweisen sollen, können auch willkürlich und absichtlich hineingetragen sein, gerade um bei der Zaubergeschichte einen gewissen fremdartigen, schauerlichen Ton zu erzeugen, — wie wir etwa Bibelverse der Wirkung wegen am liebsten nach der alten lutherischen Uebersetzung citiren. Außerdem bliebe zu erhärten daß jene Wortformen zur Zeit der Entstehung des Gedichts nicht noch der gewöhnlichen Sprache des Volks gehörten und ihrer Volksthümlichkeit wegen gebraucht wurden. Von ihnen auf ein älteres Werk zu schließen ist jedenfalls precair, da sonst gar Nichts dafür spricht, und die Behauptung daß es fast wörtlich von Ruteboeuf nachgeahmt worden ist, nur durch den — unmöglichen — Vergleich des mystère mit dieser angeblichen Quelle bewiesen werden könnte. Ebenso sehr in Frage steht die allerdings von Franzosen behauptete Verbindung des Doctor Faustus von Marlowe mit dem Mystère. Die tragical history erschien 1589, also zwei Jahre nach dem ältesten Faust-Buche, und stimmt mit ihm nicht blos in der Entwickelung, sondern auch in vielen leicht auffindbaren Einzelheiten überein, nirgend aber zeigt sich auch hier eine Spur der Theophilus-Legende, deren Einfluß schon der dramatischen Musterform wegen in diesem Falle hätte müssen sehr merkbar sein. Wir glauben wie Reichlin-Meldegg: daß Marlowe keine andere Quelle hatte als das Volksbuch von 1587. Im Uebrigen ist es der Faust-Sage gegangen wie jedem Gedanken der den Keim einer bedeutenden Größe insichträgt: er läuft um, bis ihn Jemand so groß und bestimmt faßt daß er typisch wird. Darüber geht mitunter die wirkliche Historie verloren, die ursprüngliche, quellenthümliche Fassung wird vergessen und der neugewonnene Begriff herrscht. Ist ein Gedanke zur Reife gediehen, so con-

centriren sich die Strahlen in einem Punkte, in einem Namen und das Bild steht für immer fest. Man kann sagen daß Machiavelli ein solcher Sammelpunkt war: er sprach nicht nur sein, sondern vielmehr das gesammte politische Bewußtsein, die gesammte politische Anschauung seines Zeitalters in der Form eines Systems aus. Die Nekromantie im Homer und Virgil spielt in der Sage vom höllebesuchenden Jongleur fort und findet ihre letzte, höchste und ausgedehnteste Entwickelung in Dante's „Divina commedia". Die Faust-Sage gipfelt sich mit Goethe zu, der sich mit der äußersten Spannung des Faust-Begriffs identificiren konnte. Und ebenso lebt in unsern Tagen ein solcher Bilanzzieher, ein Mann der zum Ganzen vereint was die Jahrhunderte bis zum 19. dem Kosmos abgesehen. Es will uns scheinen als wolle A. von Humboldt, der Wisser alles bisjetzt über die Natur Gewußten, durch den Abschluß der großen Rechnung in der That einen Knotenpunkt bilden, welcher — dem Wissen der Zukunft zur Basis dienen kann. Ein letzter, uralter, der neuen Faust-Sage insofern verwandter Begriff als auch er mit dem ringenden Geiste in Eins gefaßt wird, konnte der Weiterbildung ebenfalls nicht entgehen, und ist als fest und fertig angenommen, obgleich seine Spitze nicht durch einen Namen oder ein Kunstwerk bezeichnet wird. Es ist Dies unsere, von der antiken verschiedene Auffassung der Prometheus-Idee. Unsere Idee, wie sie z. B. A. Stahr bei Gelegenheit eines Bildes von Henri Lehmann ausspricht, hat nur Sinn wenn Zeus der freche Usurpator und der grausame Despot ist, als welchen ihn Aeschylos weder auffassen konnte noch aufgefaßt hat. Er ist Usurpator und Despot, aber zum Heile der Welt, da er dem maßlosen und planlosen Durcheinanderherrschen der rohen Elementarkräfte ein Ziel setzt. Zeus ist in der Tragödie der ordnende Gedanke. Darum ist auch durch Themis eine Sühne möglich, und indem die Nemesis, das Princip der nothwendigen Harmonie der Elementarfoderungen und des Gedankens, als letzte und höchste Macht auftritt, wird jedem Theile sein Recht. Die antike Anschauung steht der unserigen sonach fern, diese ist ganz und gar der modernen Weltanschauung entsprossen, wie sie sich denn in erster Aufwallung bei Shelley in zornbündigster antideistischer Weise äußert. Für uns, die wir heute leben, erscheint die moderne Idee ungleich poetischer; aber sie dem alten Tragiker aufbürden zu wollen, ist doch gar zu keck.

Heine ereifert sich darüber daß Goethe von dem alten Thema abgewichen sei und nicht nur den Schluß verändert, sondern auch Fremdartiges eingetragen habe, und es wird ihm in den meisten Punkten wol nur von Goethomanen widersprochen werden, falls man zur Beschönigung des verzettelten zweiten Theils nicht anführen will daß der Dichter, die Identificirung fortsetzend, Bilder seines eigenen verschiedenartigen Strebens geben wollte. Aber Heine selbst kann dem Schicksale nicht entgehen und zeigt uns auch nicht den schwarzkünstlerischen Faust der Volksbücher. Beabsichtigt oder absichtslos, deduciren läßt sich jedenfalls aus dem Tanzpoem folgende Faustiade.

Jugend und Geist ringt sich, nach Befriedigung suchend, durch alle spiritualistischen Nebelspiele und Gespensterpossen hindurch, wendet sich mit Ekel von den Ausgeburten dieses Kreises ab und rettet sich in die Welt realistischer Götter um Begreifen und Erkennen zu lernen, um, statt widriger Dunstfratzen, Reinheit und Anmuth um sich zu fühlen. Es überrieselt ihn stärkend eine Ahnung herrlichster Befriedigung; kaum aber fängt er an zur Heiterkeit zu erwarmen, so kommen Reminiscenzen aus der vorigen Phase, Nachwirkungen des früher Durchlebten, Gewissensbisse (die Herzogin auf der Fledermaus) und machen Heiterkeit und Frische zu Asche. Das bricht den Muth, die Jagd auf Hohes, auf Befriedigung durch Ideales wird aufgegeben, Faust versimpelt, die triviale Charlatanerie des bloßen Dahinlebens beginnt, die Götter aller Art sind verschwunden, die Jugend hat die Kraft ihrer Schwingen eingebüßt, der Geist ist mürbe und müde, kurz einer Befriedigung durch — Ruhe fähig. Sie kommt demnach philiströs und prosaisch in alltäglichst rothbackiger Gestalt — und damit werden Jugend und Geist natürlich vom Teufel geholt. Oder sollte Heine gleich Goethe.... Ich will die Leser nicht durch Dinge ermüden die sie mindestens ebenso gut finden können als ich, und nur noch den Wunsch aussprechen: daß sie sich, ich hoffe es, die Bestätigung meiner Behauptungen aus Heine's Arbeiten selbst holen.

Max Waldau.

Neuere Werke über die Schweiz.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Alpenreisen von J. G. Kohl. Drei Theile. Leipzig, Arnold. 1849—51. Gr. 8. 7 Thlr. 10 Ngr.

Referent entschließt sich immer nur ungern Bücher über die Schweiz zu lesen oder gar anzuzeigen; denn er ist schon so oft in seinen Erwartungen getäuscht worden, er hat selbst unter der Firma bekannter und berühmter Namen schon so häufig Mittelmäßiges, ja Schlechtes gefunden, daß er unwillkürlich von einem gewissen Vorurtheile gegen alle die Schweiz betreffenden Bücher befangen worden ist. Es geht ihm ungefähr wie jenem ehrwürdigen leipziger Professor, der zwar jederzeit bereit war den Verlegenheiten der Studenten durch kleine Geldvorschüsse abzuhelfen, sich aber niemals entschließen konnte zwölf Thaler zu leihen, weil ihn lange Erfahrung belehrt hatte daß er jedesmal betrogen werde, so oft er gerade mit dieser Summe aushalf. In jugendlichem Uebermuth entschloß sich Referent eines Tags den Versuch zu wagen ob dieses Vorurtheil des alten Herrn nicht zu beseitigen sei; er begab sich zu demselben, und nach langen Kämpfen gelang es ihm zwölf Thaler zu erhalten, die denn auch auf die Minute zurückbezahlt wurden, sodaß der gute Mann wieder Vertrauen zu der

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 107 d. Bl. D. Red.

unglückseligen Summe zu fassen begann. Was Referent bei dem guten Professor, Das hat das vorliegende Buch bei Referenten bewirkt; es hat dessen Vorurtheil thatsächlich als falsch erwiesen. Möchte ich nur dabei für die Zukunft glücklicher sein als es jener wohlthätige Greis mit seinen zwölf Thalern war, da er, wie wir später vernommen haben, noch oft um diese Summe geprellt wurde.

Der Verfasser vorliegender „Alpenreisen" ist zu bekannt als daß wir nöthig hätten die Bemerkung vorauszuschicken daß er, obgleich ein Tourist im eigentlichen Sinne des Worts, sich doch sehr von den gewöhnlichen Leuten dieses Schlags unterscheidet; daß er sich nicht begnügt die ersten zufälligen Eindrücke mehr oder weniger geistreich zu verarbeiten und mit lächelnder Selbstzufriedenheit dem leselustigen Publicum vorzulegen. Es ist Kohl mit seinen Reisen vollkommen Ernst; er will wirklich lernen, beobachten, in die Verhältnisse der Länder und Völker eindringen die er besucht. Und da er nicht nur eine allgemeine Bildung der ausgebreitetsten Art mitbringt, sondern auch mit mannichfaltigen Kenntnissen und seltener Erfahrung ausgerüstet ist, da er endlich auch das Land das er erforschen will nicht blos durchfliegt, sondern in demselben die gehörige Zeit verweilt: so muß es ihm gelingen sowol geistig zu beobachten und zu lernen als auch bei seiner schönen Darstellungsgabe in erfreulicher Weise zu lehren.

Gewöhnliche Reisebeschreiber verfehlen nicht uns mit der Geschichte ihres Entschlusses, diese oder jene Reise zu beginnen, in aller Weitläufigkeit bekanntzumachen; wir müssen zusehen wie sie Hemden und Strümpfe einpacken, wie sie den Postwagen oder die Eisenbahn besteigen; wir müssen uns mit ihnen regelmäßig wenigstens drei mal des Tags an die Tafel setzen, ihre Tischgespräche anhören und dann des Nachts noch ihren Träumen die gehörige Aufmerksamkeit schenken, welche um so seltsamer und grausenhafter sind, je mehr sie bei Tische den schmackhaften Speisen oder der lockenden Weinflasche zugesprochen haben. So müssen wir von Station zu Station mit ihnen reisen, und alle Merkwürdigkeiten aller Städte und Dörfer angaffen, bis wir endlich durch die mit großen Buchstaben gedruckte Ueberschrift: „Eintritt in die Schweiz", darauf aufmerksam gemacht werden daß unser Reisegefährte in das Stadium der Begeisterung zu treten im Begriffe ist, die sich dann in mehren Seiten voll Phrasen über Tell, Winkelried, Alpen, Freiheit und Schweizerkäse Luft macht. Wir wissen freilich recht gut daß alles Dieses keinen andern Zweck hat als das Buch um einen Band zu vermehren, und wir würden es uns auch am Ende in aller Gutherzigkeit gefallen lassen, wenn wir nicht dafür einen oder zwei Thaler bezahlen müßten.

Von allen diesen Vorbereitungen finden wir im Werke Kohl's zu unserer größten Freude Nichts; er versteht es besser uns in das Land seiner Beobachtungen einzuführen als auf der staubigen und langweiligen Heerstraße. Wie der Romandichter uns mitten in das Treiben der von ihm geschilderten Personen versetzt, und wir auf diese Weise viel schneller und sicherer mit ihnen bekannt werden als wenn er uns ihre ganze Lebensgeschichte erzählt hätte: so zaubert uns der Verfasser der „Alpenreisen" in echtkünstlerischer Weise mit den ersten Worten seines Buchs mitten in die Schweiz; er macht uns mit dem schönen Stückchen Land zwischen den reizenden Seen von Thun und Brienz und den himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen gleich so bekannt daß wir uns im ersten Augenblicke schon heimisch fühlen, und es recht gut begreifen daß der Verfasser sich entschloß sich selbst zu einer Jahreszeit dort niederzulassen welche die Reisenden gewöhnlich fortreibt. Er wollte das Land und das Volk kennenlernen; Dies konnte er am besten im Winter erreichen, wo es von den fremden Reisenden verlassen ist und sich selbst wiedergehört. Von dort aus machte der Verfasser Ausflüge in die Alpen, so oft das Wetter es erlaubte, wobei er mit Fischern, Jägern, Sennhirten und andern Kindern des Landes in vielfache Berührung kam; die schlechte Witterung benutzte er zum Studium der Literatur der Schweiz und überhaupt der Alpenlandschaften.

So gern wir den Verfasser auf allen seinen Wanderungen und Beobachtungen begleiten möchten, so ist es bei der Mannichfaltigkeit derselben doch nicht möglich; wir müssen uns bescheiden nur einzelne Bilder seiner reichen Gemäldesammlung wiederzugeben, bei den interessantesten Beobachtungen zu verweilen. Es ist freilich nicht leicht auszuwählen, wo sich des Schönen und Trefflichen soviel darbietet; allein man hat dabei doch den Vortheil daß man nicht leicht etwas Unbedeutendes mittheilt.

Die Hirtengeschäfte der Bergschweizer nehmen ihre Thätigkeit besonders im Sommer in Anspruch; im Winter dagegen, wo sie weiter Nichts zu thun haben als das Vieh zu tränken und überhaupt zu pflegen, bleibt ihnen viel Zeit übrig, die dann ein großer Theil der Bewohner auf Holzschnitzereien verwendet. Und sie haben es darin auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Der Verfasser sagt:

„Ich habe Blumenbouquets gesehen die Alles leisteten was ein Holzschneider darin leisten kann. Besonders reizend fand ich die Nähkästchen für Damen, auf deren obern Seite ein hölzernes Blumenbouquet liegt. Die Holzkünstler wissen die verschiedenen Arten von Blumen nicht nur sehr naturgetreu nachzubilden, und nicht nur die Blumenbouquets sehr geschmackvoll zu componiren, sondern auch, was ich noch mehr bewundere, den Blumen ganz die Gestalt zu geben die sie anzunehmen pflegen, wenn sie halb niedergedrückt, auf etwas Flachem liegen. Und dabei lassen sie hier und da ein dem Bouquet entschlüpfendes Blättchen ein wenig über den Rand des Kastens hervortreten, oder sondern auch ein Blatt von einer zerfallenden Rose völlig ab, und legen es für sich hin, und scheinen noch manche andere effectvolle Kunstgriffe der Natur oder den Blumenmalern abgelauscht zu haben. Auch setzen sie wie diese kleine Insekten und Schmetterlinge auf ihre Blumen.

Höchst merkwürdig sind die Arbeiten welche für die Industrieausstellung in London bestimmt waren. Ein oberländer Holzschnitzer, Namens A. Baumann aus Brienz,

sendete zwei kleine Cassetten, die eine von weißem, die andere von braunem Holze, die erste eine Alpenrose, die zweite eine hundertblätterige Rose auf dem Deckel tragend, beide mit Blumenguirlanden an den Außenrändern. Die Alpenrose auf dem Deckel der einen Cassette bildet mit demselben Ein Stück und ist so kunstreich in allen natürlichen Krümmungen geschnitten daß es nur der leisesten Berührung mit der Spitze einer Nadel bedarf um die Blätter zu bewegen. Von reichem und edlem Geschmack zeugt ein Tisch, den A. Vogel aus Thun verfertigt hat. Derselbe besteht aus 58,000 einzelnen Stücken und 28 Holzarten; es ist eine äußerst kunstvolle Mosaikarbeit, deren sinniges Farbenspiel die höchste Bewunderung erregt.

Wir glauben kaum daß die Holzschneider im berner Oberland je Gelegenheit gehabt haben Gemälde zu studiren, wie der Verfasser anzunehmen scheint, wir sind vielmehr der Ueberzeugung daß sie bei ihren Kunstwerken — denn man kann ihre Arbeiten so nennen — die Natur allein als Führerin nehmen, die sie freilich mit angeborenem Kunstsinne beobachten. Davon zeugen schon die Häuser jener Bergebewohner, deren Architektur jeden Reisenden in Erstaunen setzt, und welche allerdings, wie der Verfasser bemerkt, die nächste Veranlassung zur Uebung der Holzschneidekunst gegeben haben mag, wenigstens insofern sie zum Industriezweige wurde; denn schon weit früher hatte der Kunstsinn die Holzverzierung auf Schränke, Tische und Stühle, ja auf Schaufelstiele und Hacken angewendet, sowie auch die Häuser an den Gesimsen, Fensterbrüstungen und Dachrändern mit zierlichen Holzschnitzereien geschmückt waren. Diese Bernerhäuser mit ihren Balconen oder Lauben, wie man sie dort nennt, und ihren Zierathen sind wahrhafte Kunstwerke in Holzconstruction und Ornamentik. Sie entsprechen nicht nur den Bedürfnissen in vollkommenster Weise und sind dem Klima angemessen; sie zeigen auch die schönsten Anordnungen und Gruppirungen der Glieder, und wir finden in ihren Ornamenten den größtmöglichsten Effect den das Material zu geben im Stande ist, „und in Allem einen lebendigen Geist, der überall das Merkmal der Kunst ist, wo sie sich findet". Einen Beweis daß die Bauart dieser Häuser aus dem reinsten Kunstsinn hervorgegangen ist, möchten wir noch darin erblicken daß sie zu der ganzen sie umgebenden Natur in der vollständigsten Harmonie stehen. Daher kommt es denn auch daß sie, zu Straßen zusammengereiht, beiweitem nicht den Eindruck machen als wenn sie einzeln mitten aus der reichen Landschaft sich erheben oder ein einsames rauhes Thal beleben. Und bei näherer Betrachtung wird man sich bald überzeugen daß alle diese Häuser, so ähnlich sie auch einander zu sein scheinen, doch die größte Mannichfaltigkeit namentlich der Ornamente zeigen, die der schaffende Künstlergeist unbewußt, aber mit tiefem Kunstgefühl in solcher Weise gewählt hat daß sie dem Charakter der sie umgebenden Landschaft entsprechen. In der ganzen Anlage haben sie auffallende Aehnlichkeit mit den Häusern der Norweger, sodaß Manche auch schon aus diesem Grunde die alte Sage für wahrscheinlich hielten, nach welcher die Bewohner des Haslithals ursprünglich aus Schweden stammen sollen. Merkwürdig ist es jedenfalls daß die Kirche in Meiringen ganz ähnlich gebaut ist wie die Kirchen in Nordfriesland und Skandinavien, indem ihr Thurm neben der Kirche steht, ganz von derselben getrennt, wie man es übrigens auch in Italien findet.

Wenn allgemeine Urtheile und Schlüsse gewöhnlich etwas Schiefes haben, so ist ihnen doch nicht alle Wahrheit abzusprechen; ja es können dieselben für das Erkenntniß der Dinge von höchster Wichtigkeit sein. So möchten wir den Satz aufstellen daß der Mensch seine Wohnungen nach seinem Bilde baue, daß sich der Charakter eines Volks in der Form und ganzen Haltung seiner Häuser ausspreche. Dieser Satz wird um so wahrer sein, je weniger keine fremdartige Cultur dem Volke selbst den ursprünglichen Charakter geraubt hat. Wir wollen hierbei nicht einmal so schroffe Gegensätze entgegenstellen, wie die Griechen des Perikles und die Lappländer, oder auch nur die dumpfen Strohhütten in einem Theile des Aargaus mit den hellen Häusern der Urcantone. Man vergleiche nur z. B. die hölzernen Häuser der Appenzeller mit denen des berner Oberlandes. Obgleich sie hier wie dort ganz aus Holz gebaut sind, hier wie dort beinahe die ganze Fronte aus Fenstern besteht, in Appenzell wie im Haslithal die mannichfaltigsten Holzverzierungen angebracht sind, so ist doch der Eindruck den sie auf den Beschauer hervorbringen unendlich verschieden; gerade so verschieden war der Charakter der zwei Volksstämme. Wir werden uns zwar nicht irren, wenn wir voraussetzen daß beide Völkerschaften die höchste Reinlichkeit lieben — dafür bürgen uns die vielen Fenster, durch welche auch der entfernteste Winkel in den Zimmern erleuchtet wird, sodaß sich nicht der geringste Schmuz ansetzen kann, ohne sogleich gesehen und entfernt zu werden; wir werden uns nicht irren, wenn wir behaupten daß die Appenzeller wie die Bewohner des Haslithals angeborenen Kunstsinn haben, denn nur mit solchem konnten sie ihre Häuser bauen. Aber wir werden sogleich gewahr werden daß dieser Kunstsinn bei den beiden Stämmen eine ganz verschiedene Richtung eingeschlagen hat. Bei den Oberländern beruht er auf gemüthlicher Naturanschauung; daher sehen wir in den Ornamenten ihrer Häuser auch mehr Nachbildungen der sie umgebenden Natur. Bei den Appenzellern ist er dagegen mehr der Widerschein ihres eigenthümlichen witzigen Charakters; daher die Ornamente der Häuser vorzugsweise in geistreichen, aber willkürlichen Arabesken bestehen, die nicht selten einen komischen Effect hervorbringen. Diese so ganz verschiedene Natur des Kunstsinns zeigt sich auch deutlich genug in ihren industriellen Erzeugnissen. Die kunstvollen Holzschnitzereien der Oberländer haben wir schon erwähnt; wir brauchen kaum hinzuzusetzen daß auch nur Menschen von reinem und ausgebildetem Geschmack an denselben Wohlgefallen haben können, wie sie denn von den Gebildeten aller Nationen immer mehr

gesucht werden. Die Industrie der Appenzeller dagegen besteht in Stickereien, in denen sie wirklich Ausgezeichnetes leisten. Aber die Zeichnungen derselben — insofern sie nämlich nicht von fremden Handelsleuten anders vorgeschrieben sind — tragen ganz denselben Charakter wie die Ornamente ihrer Häuser: es sind die seltsamsten Arabesken mit den muthwilligsten Verschlingungen, in denen sich wiederum der Witz des Volks ausspricht. Man sehe nur diese musselinenen Kleider mit den grellrothen, seltsamen Stickereien, und man wird bald begreifen wie sie die Wonne der Negersklaven in Südamerika sein müssen.

Man findet in Appenzell zwar auch Leute die sich mit Holzschnitzereien beschäftigen, aber es sind doch nur Einzelne. So hat J. A. Klarer für die londoner Industrieausstellung eine Chatouille aus Nußbaumholz mit erhabener Schnitzarbeit gefertigt, welche in kunstvoller Ausführung die schönsten Arbeiten der berner Oberländer erreicht. Auf dem Deckel ist eine Stickerei auf einem von Alpenrosen umgebenen Stocke sitzend angebracht, neben welcher zwei Sennen als Repräsentanten der Industrie des kleinen Cantons stehen. Das Karnies enthält die sorgfältig ausgeführten Wappen der 22 Cantone. Die eine Seite stellt den Meisterschuß Tell's vor, die andere den Schwur im Grütli, die dritte den Bundesrath wie er das Münzgesetz beräth (um die Entwickelung der schweizerischen Einheit anzudeuten), wobei die symbolischen Figuren des Zolltarifs und der Bundesgesetzgebung angebracht sind; die vierte endlich höchst sinnvoll und geistreich die Andeutung einer Aussöhnung des alten Bundes, vorgestellt durch Tell und seinen Sohn, mit dem neuen, welcher durch den General Dufour und den Bundespräsidenten repräsentirt ist. Der Verfertiger dieser Chatouille ist seines Berufs ein Zimmermann, der sich aber jetzt nur mit Holzschnitzereien beschäftigt. Die allegorische Auffassung welche diesem Kunstwerke zugrundeliegt, beweist wiederum die Richtigkeit unserer oben ausgesprochenen Ansicht: daß die Kunstrichtung der Appenzeller von der der berner Oberländer ganz verschieden sei; auch hier ist Geist, Witz vorherrschend und leitend, während bei den Oberländern immer das Schöne allein und das Wohlgefallen an demselben die Künstler bei ihren Schöpfungen leitet. Ueberhaupt haben die Appenzeller vorzugsweise mechanisches Talent, welches nothwendig zur Allegorie führen muß, sobald es sich in freier Kunstthätigkeit äußern will. Es wird unsern Lesern hoffentlich nicht unangenehm sein, wenn wir sie mit einigen bedeutenden mechanischen Genies der Appenzeller bekanntmachen. Man nennt unter den erfinderischen Webern besonders Johannes Gmünder aus Teufen, welcher Hemden und große Säcke ohne Nath webte. Ein schlichter Landmann aus dem Dorf Rehtobel erfand die Kratzmaschinen, welche zur Hebung der Baumwollenspinnerei so wesentlich beitrugen. Berühmter noch ist Ulrich Grubenmann aus Teufen, dessen hölzerne Brücken noch jetzt Bewunderung erregen. Dieser merkwürdige Mann war ohne alle wissenschaftliche Bildung; Mathematik und Mechanik kannte er nicht einmal dem Namen nach. Seine Schrift war die eines gewöhnlichen Bauern und zu etwa nothwendigen Rechnungen bediente er sich der ihm allein bekannten römischen Zahlen. Dessenungeachtet zeigte er sich als einen in der Mechanik höchst erfinderischen Kopf. Seine Hauptwerke sind die schaffhauser und die wettinger Brücken bei Baden im Canton Aargau, welche durch ihre Kühnheit und schöne Einfachheit, ihre Leichtigkeit und Stärke die allgemeine Bewunderung erregen. Die Rheinbrücke bei Schaffhausen, welche 364 Fuß lang ist, besteht aus einem einzigen, nach oben gekrümmten Bogen, an welchem der Weg, wie bei den Ketten- und Drahtbrücken, hängt.*) Als Grubenmann das Modell zu dieser Brücke der Baucommission von Schaffhausen zeigte, zuckte man die Achseln und fragte ihn spottend, wie er glauben könne daß eine solche Brücke nicht augenblicklich unter einer beträchtlichen Last einstürzen würde? Statt aller Antwort stellte er sich mit beiden Füßen auf sein kleines Modell, welches den großen und starken Mann vortrefflich trug und nicht zusammenbrach.

Wenn man einem Menschen von unverfälschtem Geschmack zum ersten male die herrlichen Denkmäler des alten Griechenlands zeigte, jene wunderbarschönen Tempel, bei denen jeder einzelne Theil im vollkommensten Einklang steht, und ihn zugleich versichern wollte daß sie von Hottentotten oder Eskimos erbauet worden seien, er würde es gewiß nicht glauben; es würde ihm ganz unvereinbar scheinen daß Menschen von häßlichen Körperformen im Stande seien so vollendet schöne Bildungen zu erschaffen. Und in der That, wären die Griechen nicht die schönen Menschen gewesen die sie waren, sie hätten, ich will nicht sagen ihre herrlichen Bildwerke, denn diese stehen mit der Körperbildung des Menschen in zu genauem Zusammenhang, sie hätten auch nicht jene Kunstwerke der Architektur geschaffen welche die Bewunderung aller Zeiten sind und bleiben werden. So darf man im Allgemeinen von den Wohnungen des Menschen, wenn diese ursprünglich und keine Nachahmungen sind, auf deren Körperbildung schließen, und man wird daher schon aus dem Bau der Häuser im berner Oberland den Schluß ziehen dürfen daß der dort wohnende Volksstamm schön sein und den Charakter des Lieblichen, Anmuthigen, Gemüthlichen in seiner Körperbildung zeigen müsse, den wir an seinen Häusern erkannt haben. Hören wir was unser Reisende darüber sagt; wir theilen seine Worte um so lieber mit, als er in der betreffenden Stelle zugleich ein lebendiges und wahres Gemälde des Landes entwirft.

Eine halbe Stunde hinter Meiringen wird das Haslithal durch einen Riegel oder Bergrücken welcher quer durchgeht verschlossen. Dieser Riegel heißet das „Kirchet". Da die Aar sich durch diesen Rücken in tiefen Einschnitten durchwindet, da jenseit des Rückens sich wiederum ein reizender, tiefer Thal-

*) Eine sehr umständliche Beschreibung ihrer Bauten steht in Andreä's „Briefen aus der Schweiz"; gute Modelle finden sich zu Paris in der École des ponts et chaussées.

grund eröffnet, da das Kirchet selbst mit schönen Landbäumen besetzt ist, oder sich gleichsam als eine Galerie oder natürliche Brücke, die auf beiden Seiten zwei hübsche Thäler hat, und deren Brückenköpfe hohe Alpenhörner sind, darstellt, so kann man sich denken daß dieser Punkt eine Menge höchst reizender und pittoresker Motive darbieten muß. In der That, es ist sozusagen ein ganzes Nest von Naturbildern, und der Künstler findet hier eine Menge kleiner Winkel, die ihm Studien und Scenen der mannichfaltigsten Art darbieten, sowie das Auge und Urtheil des kritisirenden Theoretikers sich fast bei jedem Schritte aufgefodert finden ihre Kräfte zu üben und den ästhetischen Werth jeder An- und Aussicht zu bestimmen.

Das benachbarte Meiringen ist überhaupt eins der vornehmsten Rendezvous der Landschaftsmaler der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs geworden. Man findet im Sommer hier immer einige berühmte Künstler aus Genf, Paris oder München, welche Motive zu Bildern für ihre Gemäldeausstellungen suchen, und eine Menge Anfänger, die der Natur einen neuen Zug abzulauschen sich bemühen. Es gibt in dem Thale von Brienz bis zur Grimsel innerhalb eines so kleinen Bezirks soviel Sanftes und Wildes, soviel Liebliches und Grausiges, soviel Idyllisches und Grandioses daß man selten innerhalb eines so kleinen Bezirks sich so vielseitig befriedigt fühlt. Auch sind hier wenige Felsen und Dörfer, ja wenige einzelne Bäume und Baumgruppen, die nicht schon ein Pinsel zu verewigen versucht und die nicht schon auf irgend einer Gemäldeausstellung in irgend einer unserer Capitalen vom europäischen Publicum bewundert wurden. Da die Bevölkerung der Gegend und namentlich das weibliche Geschlecht sich ebenso durch Schönheit hervorthut wie die Natur, so verleiht Dies dem Haslithale einen neuen Reiz für die Maler, und man kann auch von den Jungfrauen von Meiringen, von Brienz, von Interlaken u. s. w. sagen: daß von den das Schöne suchenden Künstlern ebenso Jagd auf sie gemacht wird wie auf die Felsen und Bäume, und es gibt wenige unter ihnen die nicht, sei es in ihrem Nationalcostume oder in irgend einer Maskirung, dem Schönheitskenner des Louvre oder der Pinakothek bekannt geworden wären. Alle paar Jahre erblüht hier die eine oder die andere Blume welche eine zeitlang die Königin der Maler bleibt. Man hat mir hier in der Gegend mehre solcher Königinnen gezeigt, die aber jetzt längst dethronisirt waren. In Brienz sah ich eine junge Schönheit, die eben in diesem Augenblicke allgemein bewundert war. Sie hieß Stähli's Bäbi, und ein berner Bildhauer hatte sie als Madonna berühmt gemacht.

Auch die Appenzellerinnen sind schön, allein es würde sie doch kaum ein Maler als Modell zu einer Madonna gebrauchen können, wenn er zugleich den geistreichen, witzigen Ausdruck ihrer Züge in seiner Darstellung beibehalten wollte. Ihre Schönheit ist so eigenthümlicher Art wie ihr Ländchen; wie in diesem eine Stadt im eigentlichen Sinne des Worts die reizenden Landschaften durchaus vernichten würde, so würde die Schönheit der Appenzellerinnen sogleich verschwinden, wenn man ihr die nationale Kleidung nähme und sie in die prachtvollsten Gewänder steckte. Aber man male sie in ihrem kleinen Häubchen, das kaum den obern Theil des Kopfs bedeckt und mit Bändern unter dem runden Kinne befestigt ist und die reiche Fülle des schönen Haars erst recht sichtbar macht, in ihrem niedlichen kurzen Rock, der alle Formen des schöngebildeten, kräftigen und doch lieblichen Körpers errathen läßt; man male sie an ihrem Sticktische arbeitend, auf den Balconen ihrer Häuser unter dem Schutze des vorspringenden Dachs oder unter dem Schatten eines Baums auf blumiger Wiese, wenn die Abendsonne die gewaltigen Felsenmassen des Säntis bestrahlt, und man wird das schönste Genrebild haben, besonders wenn der Künstler das heitere, muthwillig-witzige Spiel der zartgeformten Lippen, den sprühenden Glanz der geistreichen Augen wiederzugeben versteht.

Die Bergvölker haben insgemein einen geweckten, lebendigen Geist; aber es wird sich kaum ein zweites finden das soviel Witz besitzt als die Appenzeller, und es ist uns beinahe räthselhaft, wie dieser Charakterzug dem sonst scharf beobachtenden Verfasser entgehen konnte. Sie sind nicht blos lebhaft und heiter, sondern sie zeichnen sich vorzüglich durch ihre schnelle und sichere Urtheilskraft aus, die sich schon sehr früh entwickelt, sodaß man tagtäglich die Gelegenheit haben kann die gescheiten Antworten der kleinsten Kinder zu bewundern. Nie bleibt ein Appenzeller, jung oder alt, eine Antwort schuldig, und immer wird sie den Nagel auf den Kopf treffen. Es gibt nichts Ergötzlicheres als ihren Gesprächen zuzuhören, sei es im Wirthshaus oder bei den Innerrhodern auf den Alpen. Mit Blitzesschnelligkeit folgt ein Einfall dem andern, sodaß man sowol über die Geistesgegenwart als über den Reichthum an sprudelndem Witze erstaunt. So gern sie necken, so verletzen sie doch nicht leicht durch ihre witzigen Einfälle. Wenn sie aber merken daß man sie zum Besten haben will, dann sind ihre Antworten derb und beißend. Oft stellen sie sich einfältig und dumm, besonders gegen Fremde, und verleiten dadurch den Gegner seinen Spöttereien freien Lauf zu lassen. Aber bald wird dessen Freude gestört, denn nun bricht der Appenzeller mit einer Flut von Witzen auf ihn ein daß er zum Gespötte der Gesellschaft wird. Nun ist der Appenzeller Witz in der ganzen Schweiz berühmt; und es erscheint kaum ein Kalender in welchem nicht mehre derselben mitgetheilt wären. Wir hoffen unsere Leser nicht zu langweilen, wenn wir ihnen einige derselben mittheilen: wen sollte der gesunde, kräftige Geist eines freien, heitern Volks nicht erfreuen?

In einer Tagsatzung frug der präsidirende Schultheiß des Cantons Bern, ein Patricier alten Schlags, als er die Stimmen über einen wichtigen Gegenstand sammelte, mit sichtbarer Geringschätzung den Gesandten von Appenzell: Und was dünkt Euch gut? — Honig und Butterschnitte! antwortete der Appenzeller zur allgemeinen Ergötzung der sämmtlichen Tagsatzungsherren, welche sich freuten den aristokratischen Hochmuth des Patriciers so entschieden zurückgewiesen zu sehen.

Vor der Revolution von 1798 bestand die Eidgenossenschaft bekanntlich nur aus 13 Cantonen, unter welchen Appenzell die letzte Stelle einnahm. Mehre Theile der Schweiz standen blos in engem Schutz- und Trutzbündniß mit den Cantonen, und hießen zugewandte Orte. Es durften diese zwar auch Gesandte an die Tagsatzungen schicken, doch hatten sie nur berathende Stimme. Auf einer solchen Tagsatzung erzählte der Gesandte der Stadt St.-Gallen, die zu den zugewandten Orten gehörte, daß bei einem Appenzeller, den man in St.-Gallen habe brandmarken wollen, alle Stellen des

Körpers schon mit ähnlichen Zeichen besetzt gewesen seien. Hättet ihr ihn doch auf den H... gebrannt; denn das ist ja ein zugewandter Ort! versetzte sogleich der appenzellische Gesandte, der die böse Absicht des St.-Gallers durchschaute.

Ein Landmann des Cantons der sich in einem Gasthof eine tüchtige Portion Stockfische hatte geben lassen frug einen schlichten Bauer, der zufällig am Tische saß, ob er auch davon wolle? Ich esse sie nicht gern, sagte dieser. Das ist nicht schön, bemerkte der Landmann, wenn die Brüder einander nicht mögen. Doch schöner, versetzte sogleich der Bauer, als wenn sie einander fressen!

Eine Gemeinde hatte bei einer Musterung wenig Mannschaft, und stellte sie daher alle auf eine Linie. Als man sie deshalb aufzog, rief Einer: Mer hei kei wüeste, die mer muoß hintre stelle! (Wir haben keine Häßlichen, die man hintenan stellen müßte.)

Ein Geistlicher frug in der Kinderlehre, was Maria und Joseph mitsichgenommen hätten als sie sich auf die Flucht begeben, um der Verfolgung des Herodes zu entgehen. I wäß es nüt, bin nüt bym Uspacken gsi (ich weiß es nicht, bin nicht beim Auspacken gewesen), war die Antwort des Knaben.

Ist es wahr, frug ein Fremder einen Hirten, daß die Appenzeller blind auf die Welt kommen? — Ja freilich, erwiderte dieser, aber dafür sehen sie in meinem Alter so gut daß sie einen Narren wie Euch beim ersten Blick von einem klugen Menschen unterscheiden können.

Ein St.-Galler spottete einst über die appenzellischen Straßen und sagte: Sie sind so schmal daß kaum ein Ochs durchkommen kann ohne sich im Gesträuch zu verwickeln. Ihr seid aber doch durchgekommen? frug der Appenzeller. Ja! sagte der St.-Galler. Da war der Herr dazumal wol noch ein Kalb? versetzte Jener.

Der letzte Bischof von St.-Gallen machte einst mit einem Professor eine Fußreise durch den Canton Appenzell. Als sie an ein Gatter kamen welches ihnen den Weg verschloß, riefen sie einem Knaben der bei demselben stand zu: er solle aufmachen. Gern, sagte er, aber erst muß ich wissen, wer ihr seid. Nun, ich bin der Bischof von St.-Gallen, und der Herr ist ein Professor. Was ist denn aber ein Professor? frug der Knabe weiter. Nun, sagte der Bischof, das ist ein Mann der Alles kann! O so braucht Ihr mich nicht, versetzte der Knabe; der kann Euch ja auch aufmachen!

Die appenzeller Hirten tragen rothe Westen. Als ein solcher im vorigen Jahre in Konstanz war, wurde er auf die Wache zu dem Commandanten derselben gebracht, der ihm sogleich wegen seiner rothen Weste 48 Stunden Arrest dictirte. Der gute Appenzeller, der freilich gar nicht begriff wie die rothe Farbe seiner Weste so große Furcht einjagen könne, frug den Offizier (es war ein Preuße), ob man denn gar Nichts tragen dürfe was roth sei? Auf die Antwort daß alles Rothe streng verboten sei, sagte der Appenzeller: Nun, da müßt Ihr Euch den Schnauz auch abschneiden lassen; denn der ist ja fuchsfeuerroth.

Die Königin von Würtemberg, welche in frühern Jahren die appenzellischen Curorte oft besuchte, spottete einst über die schweizerische Sprache und frug einen appenzeller Herrn, mit dem sie sich öfters unterhielt, ob ihm die harten, rauhen Kehllaute nicht selbst unangenehm wären? — Noa! antwortete der Appenzeller, indem er die breite, näselnde Aussprache des schwäbischen „Nein“ zum allgemeinen Ergötzen glücklich nachahmte.

So witzig und treffend übrigens diese Antworten auch sind, so verlieren sie doch die Hälfte ihres Reizes, wenn man sie nicht aus dem Munde der Appenzeller selbst hört, deren Dialekt für das Komische wie geschaffen ist. Zudem ist die Sprache der Appenzeller ein ununterbrochenes Singen mit den wunderlichsten Modulationen der Stimme, welche den komischen Effect noch bedeutend erhöhen. Die appenzellische Mundart ist übrigens für den Gesang geeignet, da sie einen mannichfaltigen Wechsel von volltönenden Vocalen darbietet, welche die Härte der Kehllaute und die gehäuften Consonanten wol vergessen lassen. So wenig sich auch die lebendige Volkssprache durch die todte Schrift wiedergegeben läßt, da weder Betonung noch die Bewegung der Stimme bezeichnet werden kann — was, wie schon bemerkt, gerade bei dem appenzellischen Dialekt von großer Wirkung ist —, so wollen wir doch, um wenigstens ein ungefähres Bild derselben zu geben, ein kleines Gedicht in dieser Mundart mittheilen.

Die Milchkuh.

Es suocht an Bur a Milachchuoh;
Der Nochber will em helfe,
Er hedem gad den Stall ufthuo:
„Do les us under zwölfe.
Es stoht d'r aber äni doh,
Wend Milach wit, so chauf si no.“

Of das he chauft der Bur e Chuoh,
Ond nad si met in d' Hötte;
Er denkt, er hei kän Onschick thuo,
Ond böndt si do a d' Chette;
Doch melche her ond melche hee,
Das Chüeli häd ka Milach gee.

Do got er halt zom Nochber hee,
Ond thout si monter chlage.
Der Nochber sät: „Wos wit du meh?
Du chast mi jo verchlage.
Han ich nüt gsäd bim Schicke scho,
Wend Milach wit, so chauf si noh?“ *)

*) Es sucht ein Bauer eine Milchkuh; der Nachbar will ihm helfen; er hat ihm sogleich den Stall aufgethan: „Da lies aus unter zwölfen. Es steht dir aber Eine dort, wenn du Milch willst, so kaufe sie nur.“

Auf Dieses hin kauft der Bauer eine Kuh und nimmt sie mit in die Hütte; er denkt, er habe kein Ungeschick (keinen bösen Handel) gethan, und bindet sie an die Kette. Doch melken her und melken hin, das Kühlein hat keine Milch gegeben.

Da geht er halt zum Nachbar hin und thut sich arg beklagen. Der Nachbar sagt: „Was willst du mehr? Du kannst mich ja verklagen. Hab' ich nicht gesagt beim Handeln schon: Wenn du Milch willst, so kauf sie nur?“

Man darf wol voraussetzen daß ein so geistreiches Volk wie die Appenzeller auch eine bedeutende Geschichte haben. Herr Kohl sagt hierüber:

Die Geschichte des appenzeller Landes ist in der That merkwürdig; es kommen darin so interessante Kämpfe, so heroische Charaktere und Bestrebungen, so heldenmüthige Schlachten, Siege und Thaten vor, wie in der viel berühmtern Geschichte der drei Urcantone. Die Geschichte der Verschiedenartigkeit der Ansichten, der Conspirationen, der hier eintretenden Verfolgungen, der geheimen Intriguen, der Hinrichtungen mächtiger Volksmänner, mit Einem Worte die ganze Geschichte der innern Parteiungen in diesem appenzeller Ländchen ist ebenso eigenthümlich und merkwürdig wie die Geschichte der Spartaner oder irgend einer andern griechischen Insel- oder Gebirgsrepublik. Nur leider hat nie ein Herodot oder Thucydides die Geschichte der Appenzeller zu schreiben sich herabgelassen.

Allerdings wäre es sehr wünschenswerth daß ein schweizerischer Historiker ein „kleines, bündiges, kräftiges Büchelchen" über die Geschichte Appenzells und der übrigen Cantone schriebe; es würde lehrreich für das Volk sein und müßte die beste Wirkung haben. Allein wenn Kohl, von der allerdings guten Idee einer solchen Geschichte ergriffen, das zehnbändige Werk des fleißigen und gelehrten Zellweger über die Geschichte des Landes und Volks von Appenzell mit einer gewissen Geringschätzung erwähnt, so kennt er einerseits das treffliche Werk nicht, und andererseits scheint er den gewaltigen Unterschied zwischen Geschichtschreibung und Geschichtforschung nicht beachtet zu haben. Das Werk Zellweger's hat aber keinen andern Zweck als die Wahrheit der Thatsachen, welche in ihrem Zusammenhange die Geschichte bilden, zu erforschen und sie durch die möglichste Vollständigkeit von Urkunden und andern Beweismitteln über allen Zweifel zu erheben; er will die letzten Gründe der Begebenheiten mit der thunlichsten Sicherheit nachweisen, ihre Wirkungen darlegen u. s. w. Durch sein Werk ist es aber erst möglich geworden eine Geschichte von Appenzell zu schreiben, d. h. die nun aufgehellten und zur Sicherheit gebrachten Thatsachen zu einem künstlerischen Gemälde zu verbinden. Wenn der Verfasser aber zu den angegebenen Bemerkungen noch hinzufügt:

Zehn mehre Zoll dicke Bände für ein Ländchen wie Appenzell, heißt Das nicht einen Elefanten gegen eine Maus zu Felde schicken? Wenn wir nach diesem Maßstabe die Geschichte aller europäischen Staaten schreiben wollten, so wäre kein Bibliotheksaal groß genug eine solche Literatur zu fassen —

so müssen wir ihm erwidern daß es hierbei am Ende nicht auf die Größe des Staats ankommt, sondern auf dessen Bedeutsamkeit, auf die Thaten die er verrichtet, auf die Bewegung die sich in ihm kundgegeben, auf die Wichtigkeit der Verhältnisse die sich in ihm entwickelt und festgestellt, auf die Wichtigkeit der Ideen die durch ihn repräsentirt worden sind. Auf diese und ähnliche Beziehungen allein hat der Geschichtschreiber Rücksicht zu nehmen, und so wird er von dem kleinen Athen eine weit umfangreichere Geschichte geben können als von dem unermeßlichen Persien, die kleine Schweiz eine größere Bändezahl in Anspruch nehmen als das große Deutschland. Uebrigens verfällt Kohl einigermaßen mit sich selbst in Widerspruch. In einer andern Stelle sagt er, und wir theilen seine Ansicht:

Wer sich mit dem helvetischen Geiste zu durchdringen wünscht, wer alte eidgenössische Atmosphäre zu athmen wünscht, der lasse Kopp und Müller und Simon und Zschokke beiseite und wende sich den alten schweizerischen Geschichtschreibern, z. B. einem Bullinger, einem Tschudi zu. Da wird er ein Bild der Geschichte finden wie sie leibt und lebt. Man sieht es ihren Schriften an daß diese Leute selbst wie Tacitus, wie Herodot mitten in dem Gewirre der Ereignisse gelebt haben die sie beschreiben. Aus des Ehrenmannes Tschudi trefflicher Chronik lernt man nicht nur noch die jetzige Schweiz wie die alte am besten verstehen, sondern an seiner einfachen Erzählung wie an seinen treffenden Aussprüchen und Betrachtungen stärkt und erquickt sich auch der Geist und das Herz. *)

Und doch ist Tschudi's Chronik kein „kleines, bündiges, kräftiges Büchelchen", sondern ein großes, umfassendes Werk. Was davon gedruckt ist beträgt zwei große und ziemlich dicke Folianten, der ungedruckte Theil würde wenigstens noch Einen bilden. Also kommt es doch nicht auf den Umfang eines geschichtlichen Werks an, sondern auf seine innere Tüchtigkeit. Freilich sind so große Werke nicht für das Volk; und immerhin wäre es sehr zu wünschen daß auch für dieses gearbeitet würde, denn die Geschichte des Landes ist ja *seine* Geschichte, nicht die der Regenten, Maitressen, Günstlinge und Glücksritter wie in so vielen andern Staaten. Uebrigens kennt der Schweizer die Geschichte seines Landes und Volks wie keine andere Nation. Zu dieser Kenntniß verhelfen ihm die vielen, oft recht guten kurzen Chroniken, welche jeder Canton besitzt, und einzelne bedeutende Begebenheiten werden ihm alljährlich in größerer Ausführlichkeit von den Kalendern mitgetheilt, die in der Schweiz eben hierdurch eine weit größere Wichtigkeit haben als in andern Ländern.

Wie das Volk (von Appenzell) und dessen Geschichte, so merkwürdig ist auch das Land. Kohl hat es vortrefflich geschildert; er sagt:

Dies Stück Land besteht aus einer Gruppe von Bergen, die alle ungefähr gleich erhaben, etwa 2000 bis 3000 Fuß hoch sind. Diese Berge liegen wie die Dome einer Stadt zerstreut und bilden nirgend eine Gebirgsreihe oder Mauer. Zwischen ihren sehr abgerundeten Kuppeln schweifen bequeme Thalkessel und Thalbecken von einem Gipfel zum andern. Zwischen den höhern Gipfeln umher auf etwas niedriger Höhe oder Rücken liegen die vornehmsten Orte des Landes, so Speicher, Trogen, Heiden ꝛc. Man läuft von einem Orte zum andern, bergauf, bergab, durch ein breites, grasiges Thal und wieder zu einem hochthronenden Orte hinauf. Regelmäßige langgestreifte Thäler und Flüsse darin und Ortschaften an diesen Flüssen gibt es nicht... **) Der Kamor und der gleich neben ihm stehende hohe

*) Noch höher stellt ihn Goethe: „Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang des Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tschudi's Schweizerische oder Aventin's Baierische Chronik."

**) Den Verfasser hat aber sein sonst scharfer Blick oder seine Erinnerung getäuscht, wenn er hinzufügt: „Die verschiedenen Hauptorte des Landes bestehen ein jeder *aus ein paar Dutzend* schön gebauter Häuser." Nun hat aber Appenzell 1400, Borderf 1000, Rohren 1500, Herisau über 2500 Einwohner. Die können doch wol nicht in einem paar Dutzend Häuser wohnen.

Kasten sind die beiden höchsten Spitzen des Gebirgswalls, der sich vom Hohen Säntis aus längs der Ostseite des Cantons Appenzell Stunden weit hin erstreckt und zum Bodensee abfällt.... Der Gipfel des Berges (Kamor) hatte gerade Raum für unsere kleine Gesellschaft. „So Herr", sagte der Bläueli (ein Geisbube, der unsern Reisenden begleitet hatte), „jetzt könnt Ihr die Welt recht anlugen!" Und in der That, ich weiß, selbst den Rigi nicht ausgenommen, wenige Orte in der Schweiz, von denen sich die Welt anmuthiger anlugen ließe als vom Kamor. Es gehört viel dazu, und es muß eine Menge von Umständen zusammenkommen bis ein Rundgemälde von dem nächsten und allernächsten Vordergrunde an bis zu den entferntesten Gegenständen am Horizonte so vollkommen malerisch und interessant wird wie dieses vom Kamor.... Er ist wie der Rigi, einer jener mittelhohen Berge, die vorzugsweise zum Genuß schöner Aussichten von der Natur präparirt zu sein scheinen, hoch genug um die Blicke sehr weit zu tragen, und doch nicht zu hoch um die Gegenstände im Nebel der Tiefe in Formlosigkeit verschwinden zu machen. Dabei steht er ziemlich frei und isolirt und dominirt alle andern niedrigern Höhen u. s. w. nach zwei oder drei Seiten hin. Nur nach der Seite des Hohen Säntis wird er selbst dominirt und dieses mächtige Gebirge deckt den Rücken des Beschauers und bildet den Hintergrund des Gemäldes. Die Hauptaussicht geht nach Norden, wo die herrlichen Landschaften der Cantone Außerrhoden, St.-Gallen und Thurgau sich ausbreiten. Man erblickt das ganze Becken des Bodensees und jenseit des Wassers dämmern die Uferlandschaften der Königreiche Würtemberg und Baiern aus dem Fernnebel hervor. Da wir eine Luft und ein Wetter hatten das, wie meine Geisbuben sich ausdrückten, „so fein wie Seide war", so erkannten wir deutlich die Lindau'sche Insel in Baiern und die Thürme von Friedrichshafen in Würtemberg. Die Aussicht vom Rigi ist eine blos schweizerische, die vom Kamor dagegen eine bairisch-würtembergisch-badisch-schweizerisch-tirolische. Ja hier führt das Auge und die Phantasie des entzückten Beschauers sogar in das alte rhätische Land der Grauen Bünde. Im Osten liegt das ungeheuere Labyrinth der tirolischen und vorarlbergischen Alpen, aus denen zahllose bekannte und unbekannte Spitzen herüberwinken. Einige Hauptthäler laufen zu dem Kamor wie zu ihrem Centralpunkte auf eine so günstige Weise zusammen daß dadurch von hieraus die fernsten Einblicke in den Busen jener Labyrinthe gestattet werden. Man sieht in das ganze lange Thal der Ill bis zu der hochgelegenen Grafschaft Montafun hinauf. Das Thal des Rheins, in welchen die Ill mündet, bildet mit ihm einen rechten Winkel, und so sieht man denn auch wieder in diesem schönen, breiten, ortreichen Thale hinabwärts bis zum Bodensee und hinaufwärts bis zum Gebirge Rhätikon, wo der Rhein, eine Biegung machend, sich hinter den Bergen versteckt. Ganz nahe zu den Füßen hat man auf der rechten Seite das kleine Fürstenthum Lichtenstein mit seiner Hauptstadt Vaduz, und zur Linken das ganze grüne Thalbecken der kleinen Alpenrepublik Innerrhoden, von dem sich Nichts den Blicken entzieht. Hinter dir hast du den Hohen Säntis ganz in der Nähe, und du überschaust den mächtigen Bau seiner Fels- und Eismassen. Von ihm kommen zwei kleine, tiefe, schattige und mit dunkelm Fichtenwalde gefüllte Thäler oder Schlunde herab, die sich ganz in der Nähe des Kamor ausmünden und die dem im Uebrigen meistens heitern Bilde auch einige kleine Pinselstriche und das Element des Schaurigen hinzufügen. Tief im Boden dieser beiden Thäler ruhen zwei kleine finsterblickende Seen. Und nun endlich mitten in diesem über alle Beschreibung herrlichen Panorama schwebt man dann selbst auf der spitzzugeschweiften Gras- und Blumenkuppel des Kamor wie auf einem hochemporgehobenen Ballon. Die Gestalt dieser Pyramide ist besonders reizend, und bringt in den Vordergrund jenes Gemäldes so viele hübsche Gegenstände wie Dies nur wenige ihrer Aussicht wegen berühmte Berge thun. Auf der einen Seite zeigt sie einen gelinden Abfall, auf der andern wieder schroffe Wände. Sie hat mehre Stufen, und man schaut unter sich auf diesen Stufen die Viehheerden und die Hirten die sich zurufen. An einigen Stellen sind überhängende Felsen und solche „Kübel" oder „Schluffe", unter denen die Hirten ihre Feuer anmachen.

Als der Verfasser das berühmte kleine germanische Berggelände bereiste, welches die Italiener die „Sette communi", die Bergbewohner selbst „die Siebenberge" oder „de siben Kameun" nennen, wurde er vielfach an Appenzell erinnert; wir wollen ihm sogleich dahin folgen, nicht nur um das Aehnliche, wenn es auch weit auseinander liegt, zusammenzustellen, sondern auch weil der betreffende Abschnitt zu den interessantesten des Werks gehört, und endlich weil wir den Verfasser doch nicht auf allen seinen Wanderungen begleiten können.

Im Ganzen macht zwar die hohe Alpenkette die Grenze zwischen den deutschen und italienischen Völkerstämmen, aber es fällt diese Grenze doch nicht immer, wie man erwarten sollte, mit den höchsten Erhebungslinien der Gebirge zusammen. Namentlich haben deutsche Völker dieselben überschritten und sich in verschiedenen südlichen Thälern niedergelassen. Besonders sind sie im Osten weit über das Gebirge gedrungen; es hat die gewaltige Kette der Rhätischen Alpen und Gletscher, die sich mitten durch Tirol hinzieht, und über welche der Brennerpaß führt, den Andrang der deutschen Stämme nicht aufgehalten, und die Italiener reichen ihnen daher nicht wie an so vielen andern Stellen die Hand am Rande des ewigen Eises und Schnees, sondern mitten im ebenen Thale der Etsch, wo Nichts eine natürliche Völkerscheide zu begründen scheint. Ja es muß früher die deutsche Bevölkerung noch weiter hinab bis hart an die Grenze der italienischen Ebene sich erstreckt haben, da man mitten unter reinitalienischer Bevölkerung noch Spuren von deutschem Völkerstamme findet und viele Berge des nur von Italienern bewohnten Landes noch heutzutage deutsche Namen führen. Gerade wie die Slawen in Deutschland allmälig sich germanisirt haben, so haben die deutschen Stämme im Süden der Alpen italienische Sprache und Sitte angenommen: eine Erscheinung die noch heute fortdauert, da nicht nur die noch bestehenden Reste deutschen Lebens mehr und mehr verschwinden, sondern das Italienische auch selbst in der compacten Masse deutscher Bevölkerung, die sich im obern Etschthale in der Mitte Tirols befindet, beinahe zusehends Fortschritte macht. Der Verfasser sucht diese merkwürdige Erscheinung durch mehre Gründe zu erklären. Der Deutsche, sagt er, befinde sich dort auf fremdem Gebiet, und der Italiener sei mit Klima, Cultur und allen Verhältnissen des Landes besser vertraut; so sei er allein der Pflanzer des Maulbeerbaums; durch ihn sei die Cultur des türkischen Weizens, des Weins und andere Producte verbreitet und gepflegt worden. Wir können diesen Grund nicht für beweisend annehmen, da sich die Deutschen, wie bekannt, nur zu leicht in fremden Ländern akklimatisiren, und es sich zudem hier nicht um eine erst gegründete Colonie handelt, sondern um eine Bevölkerung die seit

Jahrhunderten im Besitz des Landes steht, und daher mit Klima und allen übrigen Verhältnissen des Landes genau genug bekannt ist. Wir möchten glauben daß eine ganz andere Ursache die erwähnte Wirkung hervorbringt; wir möchten sie in der größern Kraft des Nationalbewußtseins bei den Italienern suchen, welchem die Deutschen keine ähnliche Kraft, sondern nur Gleichgültigkeit entgegenzusetzen haben. Wenn auch politisch zerrissen, wie die Deutschen, haben die Italiener doch ein weit kräftigeres Gefühl von Nationaleinheit als jene; und am lebendigsten mag dieses Gefühl wol gerade in denjenigen Ländern sein die unter fremder Herrschaft stehen. Die Bevölkerung dieser Gegenden ist eben deswegen in fortgesetzter fieberhafter Bewegung; die Befreiung des Vaterlandes aus der Hand der Fremden ist ihr einziger Gedanke, der ihr eine Spannkraft gibt gegen welche die deutsche Gleichgültigkeit nicht zu bestehen vermag. Der Italiener will seine Sprache auch im fremden Lande nicht missen, und der gute Deutsche beeilt sich dieselbe zu erlernen, damit er sich mit den italienischen Arbeitern die er bezahlt und ernährt unterhalten könne. Die Parlamentsherren in Frankfurt haben ein unmäßiges Geschrei erhoben als die Italiener während ihrer Erhebung auch die italienisch redenden Theile Tirols zu sich ziehen wollten; nach unserer Ansicht hätten sie darüber froh sein sollen, denn es wird gewiß die deutsche Nationalität in jenen Gegenden nicht eher vor dem Andrange der italienischen sichergestellt sein als bis wir der Italiener ganz los sind.

Auch die Setti communi gehen immer mehr ihrer Italienisirung entgegen; nachdem sie unter italienischen Regierungen Jahrhunderte lang ihre Nationalität bewahrt hatten, wird dieselbe unter deutscher Herrschaft immer mehr zurückgedrängt. So hat ihnen dieselbe ihre alte Verfassung entrissen, welche mit der schweizerischen Cantonalverfassung viele Aehnlichkeit hatte, wie auch das Land in Gestaltung und Klima an manchen Canton der Eidgenossenschaft, besonders an Appenzell erinnert.

Ueber den Ursprung und die Geschichte dieser merkwürdigen deutschen Colonie weiß man bisjetzt nur noch wenig oder Nichts. Die Einwohner behaupten daß ihre Vorfahren Cimbern gewesen seien, die nach der verlorenen Schlacht bei Verona in die Berge geflohen und daselbst eine kleine Republik gegründet hätten. Auch nennen sie sich selbst „Cimberlaus“, und in allen benachbarten Bergthälern bezeichnet selbst der gemeine italienische Bauer ihre Sprache mit dem Namen Cimbro. Weil diese Abstammung des Volks in keiner Weise genügend bewiesen werden kann, so haben mehre Gelehrte den wunderlichen Einfall gehabt (auf welche Thorheiten sollten Gelehrte nicht verfallen?) zu behaupten, die cimbrische Abkunft sei zuerst von Gelehrten behauptet worden, und habe, aus den Büchern in Tradition übergehend, bei dem Volke Eingang gefunden! Es ist nicht nöthig die vollständige Abgeschmacktheit dieser Behauptung darzuthun; wir fügen nur noch die Bemerkung hinzu daß der ganz absonderliche Dialekt der „Cimberlaus“ gar keine nähere Verwandtschaft mit den benachbarten tirolischen Mundarten zeigt, sondern ganz allein dasteht, sodaß auch an eine Verwandtschaft der Volksstämme nicht zu denken ist. Da die politische und officielle Sprache der Sette communi schon seit langer Zeit die italienische ist, so ist in ihrer Sprache wenig gedruckt worden, die ganze cimbrische Literatur besteht in einigen Gelegenheitsgedichten, einem Katechismus, wenigen altcimbrischen Kirchenliedern u. dergl. Dies ist umsomehr zu bedauern, als die Sprache ihrem gänzlichen Aussterben entgegengeht und vielleicht schon in einem Jahrhundert keine Spur derselben mehr zu treffen sein wird. Wenn man ihren Katechismus liest, möchte man glauben er sei von einem unserer neumodischen Schriftsteller abgefaßt worden, die bekanntlich immer drei deutsche Wörter mit einem fremden vermengen (und leider ist auch, wie unsere Leser schon bemerkt haben werden, Kohl von dieser „fatalen“ Sucht Nichts weniger als frei). So heißt es z. B. „Gott hat geschickt den halgen Spirito zu illuminaren de sain Kercha Catholica.“

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Drei Bücher neuester Geschichte. 1815 — 1850. Von Friedrich Steger. Braunschweig, Westermann. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, die großen Völkerbewegungen die seit 1815 an uns vorübergegangen sind in der Kürze darzustellen, sich dabei von jedem Parteistandpunkte frei zu machen, die Thatsachen nicht künstlich zu gruppiren, sondern Jedes an seinem Platze zu lassen, wohin es sich selbst gesetzt hat. Diesen Anfoderungen könnte ein historisches Buch vollständig genügen, ohne deshalb etwas Anderes als ein dürftiges und langweiliges Machwerk oder eine trockene Geschichtstabelle zu sein.

Der Verfasser hat aber etwas Besseres geliefert und zwar, wie wir glauben, gerade weil er sich von einem gewissen Parteistandpunkte nicht frei gemacht und nicht unterlassen hat die Thatsachen künstlich zu gruppiren. Wie wäre es denn auch möglich bei einigermaßen lebendiger Schilderung der letzten 35 Jahre völlig parteilos zu bleiben? Oder wie vermöchte ein Historiker in einem kleinen Rahmen eine so dicht gedrängte Masse von Ereignissen übersichtlich darzustellen, wenn er nicht mit höchster Sorgfalt die einzelnen Theile des bunten Gewirres sonderte und in deutliche Gruppen zusammenfaßte? Dies hat der Verfasser gethan, und dies „Künstliche“ ist kein geringes Verdienst seiner Arbeit. Der Raum der vorliegenden Schrift ist in der Art vertheilt daß die größere Hälfte derselben von den drei zuletzt durchlebten Jahren eingenommen wird, während die erste Hälfte die 32 Jahre von 1815 bis Anfang 1848 beschreibt; dies erscheint jedoch nicht als eine fehlerhafte Oekonomie: es gibt Tage von denen mehr zu erzählen ist als von Jahren. In Betreff seines Parteistandpunktes werden weder die Götzendiener des Absolutismus noch die Männer der rothen Republik mit dem Verfasser zufrieden sein; er gehört dem Liberalismus an, wie er ihn in folgenden Worten definirt: „Der Liberalismus ist, allgemein gedacht, der Inbegriff des höchsten Sittengesetzes in dessen Anwendung auf den Staat und das Zusammenleben der Menschen. Sein Ziel ist eine Gesetzgebung, welche die Menschenwürde in dem geringsten Bürger achtet und die freie sittliche Ausbildung des Einzelnen wie des Ganzen befördert, die Gesetze auf die Moral, das öffentliche Leben auf die Gesetze stützt, und jeden Fortschritt der

im Volksbewußtsein durchgedrungen ist in sich aufnimmt." So wenig auch die Gegenwart für die Erreichung dieses Zieles günstig scheint, so überläßt sich der Verfasser doch nicht der Hoffnungslosigkeit; er spricht die Ueberzeugung aus daß ein männliches, bewußtes Ringen immer mit Erfolg gekrönt wird, und nur das Volk verloren ist welches sich selbst aufgibt. Die trübe Prophezeiung welche Rotteck vor 24 Jahren in den letzten Zeilen seiner Weltgeschichte niederschrieb will Steger nicht für wahr halten. Daß die europäische Sonne zur Rüste gehe, daß das neue transatlantische Gestirn, wann es seinen Zenith erreicht hat, auf unserm Welttheil nur Schutt und Trümmer beleuchten wird, glaubt er nicht, „weil die ganze Geschichte lügen müßte, wenn diese Furcht zur Wahrheit würde. Die Völker sterben nicht mehr, sie verjüngen sich, unter den veralteten Gestaltungen sind immer schon die neuen Triebe da, die zu Luft und Licht emporstreben. Drei mal seit den christlichen Zeiten hat Europa sich erneuert. Ein mal in der großen Zeit die von dem Papstthum und den gewaltigen Corporationen des Mittelalters ihre Weihe empfangen hat, das zweite mal in der größern Zeit, deren Impulse die Entdeckung von Amerika und die Reformation gewesen sind, das dritte mal in der größten Zeit, an deren Pforten die Französische Revolution steht und in der wir leben. In allen diesen Zeiten hat es bange, schwere Momente gegeben, in denen das Neue und Alles was von ihm getragen wurde in sich zusammenzusinken schien. Was aber wirklich zerstört wurde, was wirklich starb, das war immer nur das Ueberlebte und Abgestandene. Diesem wird auch in unserer Zeit dasselbe Schicksal bereitet werden durch das in allen Adern der Völker klopfende und jagende Leben der Neuzeit".

Allerdings liegt etwas Tröstliches in diesen Worten; doch kann man auch unmöglich übersehen daß das Ueberlebte und Abgestandene sich mit einer ungeheuern Zähigkeit gegen seine Vernichtung sträubt und wider alles vernünftige Vermuthen da wieder auflebt und aufersteht, wo man es für völlig abgestorben und für ewig begraben hielt. Belege dafür bietet die Zeit der letzten drei Jahre in Menge; indeß können wir um so eher unterlassen sie hier vorzuführen, als die betreffenden Ereignisse noch frisch in Jedermanns Gedächtniß sind; kaum ist ja der Vorhang hinter diesem schlecht componirten und kläglich gespielten Acte der neuesten europäischen Tragikomödie gefallen; die Theaterlampen sind ausgeblasen und anstatt des Lichts hat sich ein erstickender Dampf verbreitet, der schwer auf die Brust fällt; abgespannt und verdrüßlich sind die Zuschauer nach Hause geschlichen; die darstellenden Künstler haben ihr glänzendes Costume in die Rumpelkammer werfen müssen; Mancher von ihnen hat nicht einmal seine Alltagskleider wieder bekommen und ist nackt mit Schimpf und Spott fortgejagt worden; Acteurs aus einer verschollenen Zeit sind wiederum engagirt worden und studiren ihre Stücke im geheimen Dunkel ein; kleine Proben ihrer Geschicklichkeit haben wir bereits gesehen; was sie dem Publicum ferner zum Besten geben werden, wissen wir zwar noch nicht bestimmt, doch herrscht die allgemeine Ansicht daß ihre nächsten Hauptvorstellungen eine überraschende Aehnlichkeit mit der Scenerie und den Knalleffecten der frühern Restaurationsepoche haben werden, und daher halten wir es für sehr zweckmäßig durch einen Rückblick auf dieselbe uns für die nächste Zukunft ein wenig zu orientiren.

Der große Fürsten- und Völkerbund, der die Besiegung Napoleon's möglich gemacht hatte, bestätigt die Erfahrung daß auch die engsten Bündnisse zerfallen, wenn die Bundesgenossen ihr Ziel erreicht haben und sich gegenseitig nicht mehr brauchen. Als der Thronenräuber überwältigt war und die großen und kleinen Fürsten ihren legitimen Besitzstand wiedererlangt hatten, war es bald mit der herzlichen Eintracht zwischen den Potentaten und ihren Völkern zu Ende; die Erstern hatten in ihrer Noth allerlei Versprechungen gemacht, die Letztern foderten deren Erfüllung; an die Stelle der äußern Kriege traten innere Kämpfe, die theils mit Kanonendonner, theils mit den geräuschlosern Mitteln der Polizei und der Gerichtshöfe niedergehalten wurden. Bei diesen innern Kämpfen stehen sich im Wesentlichen zwei Principe entgegen: das der Volksrechte und das des göttlichen Rechts. Der Verfasser der „Drei Bücher neuester Geschichte" glaubt daß in diesem Streite Fürsten und Völker sich vielleicht verständigt haben würden, wenn nicht der Adel mit der Geistlichkeit im Bunde sich zwischen sie gedrängt, seine Sache als die Sache der Könige dargestellt und im Namen der moralischen und rechtlichen Weltordnung gefodert hätte daß die neue Zeit den Charakter der vollständigen Restauration des Alten ansichtrage. Da in diesen Bestrebungen das Schlagwort „Göttliches Recht" eine so gewaltige Rolle spielt, so können wir nicht umhin dasselbe näher ins Auge zu fassen. Wer Macaulay's „Geschichte Englands" gelesen hat, wird sich erinnern daß Robert Filmer in seinem 1680 zu London erschienenen „Patriarch, oder von der natürlichen Macht der Könige" die Behauptung aufgestellt hat: daß erblicher Despotismus die von Gott verordnete Regierungsform und daß beschränkte Monarchie eine verderbliche Ungereimtheit sei. Schon etwas früher war dieselbe Lehre, wenn auch nicht in so vollständigem System, aufgetaucht; es wurde gepredigt daß das höchste Wesen die erbliche Monarchie, im Gegensatz zu andern Regierungsformen, mit besonderer Gunst betrachte, daß die Regel der Erbfolge nach der Ordnung der Erstgeburt eine göttliche Institution sei, älter als die christliche und selbst als die mosaische Einsetzung; daß keine menschliche Macht, auch nicht einmal die der ganzen gesetzgebenden Gewalt, daß auch keine Unterbrechung des Besitzes, und wenn sie sich über zehn Jahrhunderte ausdehnte, den legitimen Fürsten seiner Gewalt berauben könne; daß seine Gewalt nothwendig eine despotische sei; daß die Gesetze, durch welche in irgend einem Lande das Hoheitsrecht beschränkt sei, lediglich als Bewilligungen zu betrachten seien, die der Souverain freiwillig gemacht habe und nach seinem Belieben zurücknehmen könne. Diese Lehre hat denn auch zu allen Zeiten gläubige Anhänger gehabt; Jakob I. z. B. bekannte sich ganz offen dazu, indem er seinen Parlamenten beständig vorsagte, daß sie ihre Privilegien lediglich auf so und so lange besäßen als es ihm beliebte, und daß es ebenso wenig ihres Amtes sei zu untersuchen was der König dem Gesetz gemäß thun dürfe, als was die Gottheit dem Gesetz gemäß thun dürfe. Auch Karl I. hatte von den Theologen, die er am meisten achtete, gelernt daß es zwischen ihm und seinen Unterthanen nichts von der Natur eines wechselseitigen Vertrags gebe, daß er, selbst wenn er wolle, sich seiner despotischen Autorität nicht entkleiden könne, und daß in jedem Versprechen das er mache ein stillschweigender Vorbehalt liege, wonach ein solches Versprechen im Falle der Noth gebrochen werden könne, während über das Vorhandensein des Nothfalls er allein Richter sei. Macaulay nennt diese Theorie ungereimt, indem er sagt: „Lange Zeit hatte leider die Kirche die Nation gelehrt daß die Erbmonarchie allein unter unsern Institutionen göttlich und unverletzlich sei; daß das Recht des Hauses der Gemeinen auf einen Antheil der gesetzgebenden Gewalt ein blos menschliches Recht sei, daß aber das Recht des Königs auf den Gehorsam seines Volks von oben stamme; daß die Magna Charta ein Gesetz sei, welches von Denen die es gemacht hätten wieder aufgehoben werden könne, daß aber die Regel welche die Prinzen des königlichen Geblüts nach der Erbfolgeordnung zum Throne berufe, himmlischen Ursprungs, und daß jeder mit dieser Regel nicht übereinstimmende Act des Parlaments nichtig sei. Es ist augenscheinlich daß in einer Gesellschaft in welcher solche Wahnbegriffe vorwalten, verfassungsmäßige Freiheit immer unsicher sein muß. Eine Macht welche blos als eine menschliche Ordnung betrachtet wird kann kein wirksamer Zügel einer Macht sein die als die Ordnung Gottes betrachtet wird. Die Hoffnung ist eitel daß Gesetze, wie trefflich sie auch sein mögen, fortwährend einen König zügeln werden, der

nach seiner eigenen Meinung eine Autorität von unendlich höherer Natur hat als die Autorität welche diesen Gesetzen zusteht. Das Königthum dieser geheimnißvollen Attribute zu entkleiden, war für die Sicherheit unserer Freiheiten unbedingt nothwendig ... Demnach hatte die Convention die große Pflicht zu erfüllen: aus den Gemüthern, sowol der Regierenden als der Regierten, die falsche und verderbliche Vorstellung auszurotten daß die königliche Prärogative irgend etwas Erhabeneres und Heiligeres sei als die Grundgesetze des Reichs", d. h. die verbrieften Rechte und Freiheiten des Volks.

Die Erkenntniß der Nothwendigkeit jene „falsche und verderbliche Vorstellung" auszurotten, hatte sich bereits vor 160 Jahren in England zum klaren Bewußtsein ausgebildet; in andern Ländern dämmerte dieselbe Erkenntniß allmälig heller und heller; in Frankreich wurde eine mordbrennerische Flamme daraus; bei uns entwickelten sich die freien politischen Begriffe langsamer, blieben lange Zeit der stille Besitz der Gebildeten und sind erst in neuester Zeit zu einem Gemeingute geworden. Doch war bereits während des Kampfes gegen Napoleon und unmittelbar danach durch die Inhaber des göttlichen Rechts selbst dessen Haltbarkeit vermindert worden, indem dieselben den Völkern Freiheiten verhießen, welche nothwendig Beschränkung für die Fürstenmacht nachsichziehen mußten. Was aus diesen Verheißungen geworden ist und wie es mit den schon ertheilten oder versprochenen Verfassungen gehalten wurde, zeigt ein flüchtiger Blick auf die meisten europäischen Länder im Jahre 1815. Beginnen wir mit Frankreich, so sehen wir daß die Chambre introuvable die Verfassung nur insoweit annahm als sie den Ansprüchen der hohen Geistlichkeit, der Adeligen und zurückgekehrten Emigranten günstig war, wogegen sie solche Aenderungen verlangte welche Frankreich wieder zu der Feudalmonarchie von 1788 gemacht haben würden. Ein von dieser Kammer votirtes Gesetz ermächtigte die Regierung alle Diejenigen gefangen zu setzen welche strafbarer Anschläge gegen den König und den Staat schuldig schienen, wenn auch ihre Schuld vor Gericht nicht erwiesen war. Eine große Menge Richter wurde abgesetzt, weil sie nicht gewissenlos genug waren den reactionnairen Despotismus durch ungerechte Verurtheilungen zu unterstützen. Wenn es in unserer Absicht läge in diesen Erinnerungen über das Jahr 1815 hinauszugehen, so hätten wir noch zu erwähnen daß einige Jahre später der Sieg der plein-purs durch die Ermordung des Herzogs von Berry auf den Gipfel erhoben wurde; 50 Commissionen stellten im ganzen Lande Nachforschungen nach den Mitschuldigen des Fanatikers Louvel an, ohne die geringste Spur von Theilhabern am Verbrechen zu finden; darauf wurde das Abstractum „Freisinnigkeit" (was man heutzutage „schlechte Presse" nennt) zum Mitschuldigen gestempelt, die Censur wiederhergestellt, und durch ein Gesetz den Ministern das Recht eingeräumt auf bloßen Verdacht des Hochverraths jeden Angeschuldigten einzukerkern, sodaß er spätestens erst in drei Monaten vor Gericht gestellt werden mußte. Statt Betrachtungen darüber anzustellen daß dergleichen Gesetze den Ausbruch neuer Revolutionen und die Verjagung von Königen nicht verhindert haben, wenden wir uns zu andern Ländern, in denen man sich mit Ertheilung von Verfassungen nicht beeilte.

Der König von Preußen erließ das Gesetz vom 22. Mai 1815, dessen erster Paragraph lautet: „Es soll eine Repräsentation des Volks gebildet werden." Auch Oestreich erklärte in der sechszehnten Versammlung des Deutschen Bundestags: „Es sollen, es müssen in allen deutschen Staaten ständische Verfassungen bestehen und folglich da wo es keine gibt eingeführt werden." Als aber das Verfassungswerk weiter fortschreiten sollte, bemächtigte sich seiner Urheber eine wachsende Unlust. Die ehemaligen Rheinbundstaaten, denen die Sympathie ihrer Bevölkerung zu ihrem Bestehen unentbehrlich war, gaben mit halber Hand; die beiden Großstaaten und was sich unter ihrem Schilde deckte, suchten die gemachten Versprechungen in Vergessenheit kommen zu lassen. Die hohe Aristokratie wollte kein freies Volksleben, das ihren Einfluß untergraben würde, und fragte gleichsam verwundert die Fürsten: ob sie das Werk der Revolution fortsetzen und den vollständigsten Sieg dazu benutzen wollten sich selbst durch unnöthige Beschränkungen ihrer Macht mittels sogenannter Verfassungen zu schwächen? Da sich diesen hinterlistigen Rathgebern mehre Patrioten beigesellten, welche die ganze Aufgabe des Volks in einem blinden Franzosenhasse suchten, so konnte in den Fürsten die Meinung entstehen daß sie ihre Versprechungen ungelöst lassen dürften, oder höchstens mit einigen wenigen Ideologen und Schwärmern es zu thun haben würden, die, außer dem praktischen Leben stehend, im Volke wenig Geltung hätten. Wie man sich dieser unbequemen Schwärmer entledigte, ist in den Annalen des Spielbergs und anderer deutschen Kerker nachzulesen.

Mit abschreckendern Gewaltthaten und blutigern Grausamkeiten äußerte sich die heilige Restaurationswuth in Spanien, als Ferdinand VII., von Napoleon aus seiner Gefangenschaft zu Valençay entlassen, wieder auf den Thron gestiegen war. Wie es dort zuging, beschreibt Steger in Folgendem: „Das treue Volk, das in siebenjährigem Heldenkampfe für den König geblutet hatte, durfte jetzt den Lohn für seine Leiden erwarten. Es empfing Ferdinand mit Jauchzen; aber auch Die drängten sich herbei welche sich der freisinnigen Verfassung von 1812 mit Unwillen unterworfen hatten und die alten Zustände herbeiwünschten. 69 Mitglieder der Cortes überreichten dem Könige eine Denkschrift, in welcher sie die Verfassung von 1812 — Rußland, England, Ferdinand VII. selbst hatten sie anerkannt — eine aufgedrungene nannten und die absolute Monarchie für Spanien foderten. Der König hörte sie wohlgefällig an und that nach ihren Worten, indem er die Verfassung aufhob, weil sie alle öffentliche Gewalt den Cortes übertrage und das Volk einem unerträglichen Joch unterwerfe. Die härtesten Maßregeln folgten diesem ersten Gewaltschritt. Die Cortes wurden von Soldaten aus ihrem Sitzungssaale entfernt, zwei Mitglieder der Regentschaft, Agar und Ciscar, gefangen gesetzt, das dritte, der Cardinal von Bourbon, in sein Bisthum verbannt. Alle bedeutendern Anhänger der Verfassung mußten in das Gefängniß wandern; ja selbst auf leblose Gegenstände erstreckte sich die Verfolgung, auf die zum Andenken an die Verfassung auf den öffentlichen Plätzen errichteten Steine, die unter Verwünschungen zerschlagen wurden. Daß die Anhänger Joseph's, 10,000 an der Zahl, Spanien verlassen mußten, konnte, mit dem Verfahren gegen die Liberalen verglichen, für Milde gelten. So traurig war diese Regierung daß sie den armen Kriegsgefangenen die Rückkehr aus Frankreich untersagte, «weil zu fürchten wäre daß sie während ihres längern Aufenthalts in Frankreich verderbliche Lehren eingesogen hätten, also schwerlich wieder zu guten und treuen Unterthanen werden würden». Obgleich die politische Restauration das Lehnwesen, die Adelsherrschaft, die Misbräuche des Gerichtswesens wiederherstellte, so war sie doch noch leichter zu ertragen als die religiöse Reaction. Diese setzte sich unverholen das Ziel, Spanien zu den mittelalterlichen Zuständen zurückzuführen und alle Spanier, den König nicht ausgenommen, der Geistlichkeit zu unterwerfen. Die Ernennung des heiligen Ignatius (Loyola) zum Generalissimus der spanischen Heere und zum Großkreuz vom Orden Karl's III., die Wiederherstellung der Jesuiten und aller Mönchsorden waren das Vorspiel zur Einführung der Glaubensgerichte mit der Folter. Die Mönche schalteten nunmehr als Herren des Landes und konnten über Freiheit und Leben seiner Bewohner nach Gutdünken verfügen. Die neuen Gesetze sagten daß Jeder des Todes würdig sei der ausländische Bücher besitze, englische oder französische Zeitungen lese oder schlechte Meinungen hege. Die Officialen der Inquisition wetteiferten mit den geheimen Spionen der Polizei möglichst viele «Todeswürdige» aufzuspüren. Die Frequenz der Gefängnisse würde selbst einem Torquemada Nichts zu wünschen übrig gelassen haben. Im J. 1815, also im ersten Jahre dieser Regierung, zählte man in Spanien

51,000 Gefangene, und in den nächsten Jahren wuchs ihre Zahl noch dergestalt daß man verfallene Maurenschlösser zur Aufnahme der Unglücklichen einrichten mußte. Das Heer traf der Zorn der Reaction; besonders die Männer die für die Cortesverfassung gekämpft hatten waren den Mönchen ein Gräuel. Man gab ihnen Monate lang keinen Sold, sodaß ganze Regimenter in Lumpen einhergingen, die Offiziere auf den Straßen bettelten. Die Vernachlässigten machten Verschwörungen gegen die Mönchsregierung. Die berühmtesten Anführer, die beiden Mina, Porlier, Milans, Lacy, nahmen insgeheim theil. Das kam der Reaction nur erwünscht, da sie von ihren Angebern zu gut bedient war um ihre Gegner fürchten zu dürfen. In der That scheiterten die einzelnen Aufstände sämmtlich durch Verrath. Den beiden Mina gelang die Flucht nach Frankreich; Porlier und Lacy, mit ihnen viele Obersten, Majore und Hauptleute wurden schimpflich hingerichtet. Der Fanatismus feierte die Schlachtscenen wie Feste; nicht blos der Pöbel, auch Männer und Frauen der höhern Stände fanden sich bei den Blutgerüsten ein: in Valencia begleitete General Elio die Verurtheilten stets, um sich an den verzerrten Zügen der Gehängten, den klaffenden Wunden der Erschossenen zu weiden. Die Bessern versanken in stumme Trauer, die Andern wallfahrteten zu den Gnadenbildern, um die Hülfe der Heiligen anzuflehen daß das Glaubenswerk seinen Fortgang nehme."

Auch in Italien wurde die Restauration aufs eifrigste betrieben, und, die Lombardei und Toscana ausgenommen, wo man mit einiger Einsicht und Menschlichkeit verfuhr, schaltete der geistliche und weltliche Despotismus auf die unverantwortlichste Weise. Victor Emanuel vernichtete den botanischen Garten in Turin, weil er ein Werk der Franzosen war. Die armen Waldenser, die in ihren unwirthlichen Thälern sich vergessen glaubten, wurden von bekehrungssüchtigen Priestern wiederum verfolgt und gehetzt. In Neapel lebten nur Polizeispione, Mönche, Banditen und Straßenräuber in einem glücklichen Zustande. In Rom bezeichnete der Papst seine Rückkehr zur Herrschaft durch Besetzung der höchsten Stellen mit Jesuiten und Mönchen, wie durch Bannflüche gegen „die Pest der neuen, den Glauben und die Throne untergrabenden Grundsätze".

Wir erinnern ausdrücklich daran daß diese Geschichten sich im Jahre 1815 zugetragen haben. Seitdem sind 36 Jahre verflossen; sie haben eine Menge neuer Ereignisse und — alter Resultate gebracht; fast in allen Ländern haben wiederholte Umwälzungen stattgefunden; Spanier, Portugiesen, Franzosen, Italiener, Ungarn haben auf dem revolutionnairen Kampfplatze den Stein des Sisyphus gewälzt; in Deutschland haben wir Kotzebue's Ermordung, den Karlsbader Congreß und die Bundesbeschlüsse vom 28. September 1819, demagogische Umtriebe und Central-Untersuchungscommissionen, Verleihung von Constitutionen, viel schöne und vergebliche Kammerdebatten, eine unglaubliche Vervollkommnung der Polizei und Censur, ein pilzartiges Aufschießen frommer Vereine, die triersche Rockanbetung, Gründung deutsch-katholischer und Freier Gemeinden, plötzliche Erhebung der Nation, Barrikadenkämpfe, Sturz des fürstlichen Absolutismus, Aufhebung des Bundestags für ewige Zeiten, ein Halbjahr Volkssouverainetät, Verkündigung der deutschen Grundrechte, darauf Verkündigung des Standrechts und Belagerungszustandes an unzähligen Orten, Bundesexecution, Mobilmachung gewaltiger Armeen, die Schlacht bei Bronzell, Stipulationen von Warschau und Olmütz, Dresdener freie Conferenzen, allgemeine Aufhebung der deutschen Grundrechte und Wiederherstellung des Bundestags — das Alles haben wir erlebt und können daraus nur den Schluß ziehen: daß der Strom der Geschichte manchmal unzählige Krümmungen macht, um endlich an derselben Stelle wieder anzulangen von wo er ausgegangen ist. Ob es nun gelingen wird diesen rauschenden Strom so einzudämmen daß auf immer ein stiller Sumpf daraus wird, oder ob er trotz aller menschlichen Weisheit sich plötzlich wieder über die künstlichen Ufer stürzen und neue Bahnen brechen wird, — Das ist eine Frage, deren Beantwortung sich Jemand vorbehalten hat der mehr Kraft und Klugheit besitzt als unsere feinsten Diplomaten und kühnsten Gesetzgeber. 29.

Opposition gegen die römisch gewordene Gräfin Hahn-Hahn.

1. Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Besser. 1851. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
2. Von Jerusalem nach Bethlehem. Offenes Sendschreiben an die Hochgeborene Frau Ida Gräfin Hahn-Hahn; zu Nutz und Frommen aller neubekehrten Katholiken herausgegeben von Irenäus Monasticus. Berlin, Decker. 1851. 8. 15 Ngr.

„Es geschieht nichts Neues unter der Sonne." Das hat schon der alte Salomo gewußt, und man wird kaum behaupten dürfen daß ihm dieses Axioms wegen der Name des Weisen gebühre. Ida Gräfin Hahn-Hahn, die sich so lange Jahre in der Welt, der flachen, leeren, sündigen Welt, mit größtem Behagen umgetrieben, hat sich aus diesem Sündenpfuhl in den Schoos der römischen Kirche gerettet, glaubt wenigstens sich da hinein gerettet zu haben. „Alles schon dagewesen!" sagt Rabbi ben Akiba. Und wir brauchen geschichtskundigen Lesern nicht erst die Vorläufer und Vorläuferinnen unserer hochgeborenen Gräfin aufzuzählen; es wird genügen sie an die berühmte Fürstin Karoline Galizin erinnert zu haben, welche vor einem halben Säculum in fast ähnlichem Falle sich befand, und von welcher Voß in seinen Briefen sagt, sie sei aus einer Weltdame von Geist eine eifrige Messenläuferin geworden.

Trotz alledem war es natürlich daß dieser Schritt der berühmten Gräfin umsomehr Aufsehen erregte als er mit einigem Aufsehen gethan wurde. Eine schriftstellerische Berühmtheit — und eine solche ist Gräfin Ida in der That, abgesehen von den mancherlei Mängeln, der nicht seltenen Oberflächlichkeit, hier und da selbst Verschrobenheit ihrer literarischen Productionen, schon um ihres reichen Talents, ihres Geistes und ihrer vielfach gelungenen schriftstellerischen Leistungen willen mit Recht — eine derartige Berühmtheit also, die dem religiösen Moment in ihren Schriften so wenig Berücksichtigung geschenkt, und wenn ja in concreten Fällen, vorzugsweise in der Negation desselben sich gefiel (wir wollen nur an ihre Ansichten von der Ehe erinnern), und die nun plötzlich dem positivsten Dogmatismus sich schrankenlos ergibt, sogar die Erlernung der lateinischen Sprache sich angelegen sein läßt um die „Patres" und den „Catechismus romanus", wie die „Decreta concilii tridentini" in der Ursprache zu studiren, mußte Aufsehen erregen, zumal diese Berühmtheit eine Dame, eine Gräfin war. Zwiefach aber mußte Dies der Fall sein, da sie selbst nicht etwa in die stille Beschaulichkeit vorläufig wenigstens sich zurückzog, um durch stille Einkehr in sich selbst die begonnene Umkehr innerlich zu vollenden, sie fest und sicher zu gestalten und gründlich zu vertiefen, sondern mit einer bei ihr allerdings gewohnten Eitelkeit, mit einem nicht geringen Anflug von geistlichem Stolz sofort wieder auf den lauten Markt des Lebens heraustrat, und rücksichtslos, wie es so häufig Neophyten eigen, eine Lanze für ihre neuen Errungenschaften zu brechen wagte, ehe sie selbst derselben vollkommen mächtig geworden, und Das überdies noch mit einer so hochmüthig absprechenden, schonungslos unanständigen Polemik gegen ihr eigenes früheres Selbst und die religiöse Gemeinschaft, die sie in ihrem wahren Wesen zu erkennen und zu würdigen nie verstanden, daß kaum ihre eigenen jetzigen Meinungsgenossen ihr dafür werden dankbar sein können.

Das versuchte Desaveu ihrer gesammten frühern schriftstellerischen Thätigkeit möchte man, so thöricht an sich und so wenig innerlich nothwendig es war, ihr verzeihen, hatte sie doch einmal den Vorsatz mit ihrer Vergangenheit völlig zu brechen, obwol gerade auch die neuesten Schriften zeigen daß

Vorsatz und Ausführung noch weit voneinander liegen! Jenes durchaus nicht fein aristokratische Kämpfen gegen die Grundlagen und die Entwickelung der eben verlassenen Gemeinschaft mit in der That längst überwundenen Waffen, dieses hochmüthige und unberechtigte Herausfodern des jetzigen vermeintlichen Gegners mit banalen Phrasen einer veralteten sterilpolemischen Angriffsweise durfte man mindestens nicht gänzlich ignoriren. Ihre beiden Werkchen: „Von Babylon nach Jerusalem" und „Aus Jerusalem" mußten Entgegnungen finden, der übermüthig und in diesem concreten Falle ohne Noth und ohne Berechtigung hingeworfene Fehdehandschuh mußte aufgehoben werden um die „stolze Dame hoch zu Roß" bügellos zu machen, ihre mangelhafte Befähigung für einen solchen Kampf darzuthun, und einen abermaligen Beweis zu liefern daß das Paulinische „Mulier taceat in ecclesia!" eine sehr heilsame und beherzigenswerthe Wahrheit enthalte.

Die beiden oben angezeigten Schriftchen zweier ungenannter Verfasser haben diese Absicht, man darf sagen in recht wohlerwogener und glücklicher Weise realisirt. Es ist ebenso schwierig als undankbar Kritik einer Kritik zu schreiben, und so werden wir uns vorzugsweise auf ein Referat beschränken.

Beide Verfasser stimmen in einer gewissen Vorliebe für die Gräfin überein, und diese Vorliebe erstreckt sich nicht nur auf die bisherigen schriftstellerischen Leistungen, sondern auch auf die Individualität und den persönlichen Charakter derselben. Indeß ist diese Vorliebe keineswegs blind. Sie documentirt sich als die Anerkennung welche man unbedingt einem reichen Talent schuldet, ohne daß diese Anerkennung etwa die Erkenntniß der Mängel und Schwächen ausschließt, welche vielmehr prägnant und zum Theil scharf beleuchtet werden. Dieser Umstand ist nicht ohne Bedeutung. Denn er zeigt daß es hier nicht um eine persönliche Rancune, nicht um einen persönlichen Streit, um eine Opposition um jeden Preis, vielmehr lediglich um die Sache selbst, um ein Zurückweisen der maßlosen Provocationen der hochgeborenen Dame sich handele, wenn natürlich die Sache gerade hier auch als mit dem innersten Wesen und Sein derselben auf das engste verschwistert, die Berührung der Persönlichkeit nothwendig insichschließt. Beide Verfasser stehen auf streng protestantisch-christlichem Boden, nicht auf dem kalten eines starren und flachen Rationalismus (dazu ist ihr Gefühl, ihre Innerlichkeit zu warm und zu lebendig); sie scheinen der Schleiermacher'schen Schule entsprossen, wenn auch der von Nr. 1 sich als Laien bekennt, während der von Nr. 2 den praktischen Theologen nirgend verleugnet. Ob der Letztere, wie man vermuthet hat, ein hochgestellter, namhafter berliner Theolog, ob seine Schrift eine gewissermaßen halbofficielle sei, darf hier dahingestellt bleiben. Beide begegnen sich in der allerdings naheliegenden Voraussetzung daß die Gräfin aus vollem Mangel einer realen, tiefern christlichen Bildung, und aus überwiegendem Aristokratismus, dem die äußere Knechtsgestalt der protestantischen Kirche widerwärtig und zu wenig anziehend erschienen, sich durch den imponirenden Glanz und die unleugbare strenge Consequenz der katholischen Kirche zum Uebertritt in diese habe drängen lassen, und daß sie dabei — wie aus ihren eigenen Aeußerungen hervorgeht — an eine wahrhafte Bekehrung des Herzens nicht im entferntesten gedacht habe, vielmehr erst infolge ihres äußerlichen Uebertritts zu der Erkenntniß eines innern christlichen Bedürfnisses gelangt sei. Beide sind — was namentlich bei dem Verfasser von Nr. 1 sich wiederholt und unzweideutig ausgesprochen findet — von jener höhern Toleranz erfüllt welche die mannichfach gestalteten Seelenführungen, die verschiedenen Wege zur Aneignung eines lebendigen Christenthums, und sonach auch den durch die katholische Kirche je nach den Individualitäten und Verhältnissen vollkommen anzuerkennen vermag, von jeder starren Engherzigkeit sich frei zu erhalten weiß, und nicht in äußerlichen, so oder anders gestalteten Formen und Formeln, sondern in der Geistes- und Herzensgemeinschaft, in dem christlichen Leben in der thätigen Liebe die große allgemeine Kirche, das Reich Gottes erkennt. Beide aber stimmen endlich auch in der entschiedensten Zurückweisung der gänzlich unbefugten, sozusagen theologischen Anmaßung der Neubekehrten überein, und der Eitelkeit derselben, welche auch in diesem Falle, die vor allem eine stille Einkehr in sich selbst, ein allmäliges Durch- und Herausbilden, ein innerliches Durchleben und Erfahren bedingte, in oberflächlichster Weise, mit nachgeplapperten Phrasen und Urtheilen, und bei Beiseitesetzung aller der Rücksichten gegen die kirchliche Gemeinschaft, welcher sie denn doch ihr Bildungsmaß indirect wiederum verdankt, sich an die Oeffentlichkeit drängt, wie sie es in andern Fällen ohne tiefe und genügende Kenntniß und Befähigung auch früher so oft gethan. Und solche Unreife mit den dadurch bedingten schiefen Anschauungen und unbegründeten, keck absprechenden Urtheilen darf man der hochgeborenen Touristin, der aristokratischen Romanschriftstellerin allenfalls verzeihen. Wagt sie sich aber auf historisches Gebiet, will sie mittelbar wenigstens wol gar eine Seelenführerin abgeben auf den geheimsten Wegen zum Allerheiligsten, da kann und darf die ernste Zurecht- und Zurückweisung nicht ausbleiben, und je unfreier und widrig hochmüthiger der Ton von ihr angeschlagen wird, um so derber wird ihr auch „das Capitel gelesen" werden müssen; denn „wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus", sagt der Verfasser von Nr. 2, der bei aller äußerlichen scheinbaren Courtoisie die Geißel in bedeutend schärferer und derberer Weise schwingt als sein Genosse, obwol auch dieser an der Wahrheit nirgend Verrath begeht, und eben deshalb der unbefugten Kämpin gar trefflich die Wahrheit sagt.

Von dieser in der That treffenden und bei unbefangener Betrachtung als siegreich anzuerkennenden Polemik indeß abgesehen, empfehlen sich beide Schriftchen besonders auch durch ihren positiven Gehalt, der des Trefflichen und Beherzigenswerthen in einzelnen Excursen nicht Weniges bringt. Und Das, wenn auch an sich dem Kundigen nicht fremd, ist gerade auch in unserer Zeit, wo sich einmal wieder eine überwiegende Begünstigung der katholischen Kirche an einflußreichen Stellen geltendmachen zu wollen scheint, von doppelter Wichtigkeit, zumal es in der That ohne Vorurtheil, offen und wahr auch auf die Mängel hinweist, und aus tiefchristlichem Bewußtsein heraus die Nothwendigkeit einer baldigen gründlichen Besserung derselben und die Wege dazu vorschlagsweise nachweist. In Nr. 1, das überdies durch eine warme und echtdeutsche Gesinnung sich auszeichnet, möchten wir in dieser Beziehung hinweisen auf Das was dort über die protestantische Mission, die Knechtsgestalt der protestantischen Kirche, das Kirchenregiment, die kirchliche Disciplin, die Mängel des geistlichen Standes; dann im Gegensatze über die strenge Dogmatik und die scharfe Consequenz der katholischen Kirche, ferner über die Motive der Reformatoren, und die Pflicht jedes Einzelnen auf diesen Motiven fortzubauen und sich und Andere zu erbauen; über Meßopfer und Transsubstantiation; über das Verhältniß von Staat und Kirche; über die Ehe (in der „Nachschrift") u. s. w. gesagt ist, während in Nr. 2 vorzugsweise die kleinen Excurse über Jesuitismus; über kirchliche Polemik; praktisches Christenthum; die Gebrechen und die Untergrabung der katholischen Kirche; über Rationalismus, Supranaturalismus und Orthodoxie, und das schön durchgeführte Gleichniß von den drei morgenländischen Königen welche zur Anbetung Christi kommen; über den Wunderglauben, Heuchelei u. s. w.; endlich auch über die Stellung der Gräfin zu ihren frühern Schriften interessiren. Man erkennt leicht wie viel des allgemein Interessanten diese beiden nicht an Umfang, wol aber an Gehalt bedeutenden Schriften darbieten, und da sie überdies durch Wärme und Innigkeit, ja durch eine wohlthuende Begeisterung für ihren Gegenstand ausgezeichnet sind, und ihnen durch die nächste Beziehung auch die piquante Form, theils mit attischem Salz, theils mit ungeschminkter Derbheit nicht fehlt, so wird Niemand so leicht ganz unbefriedigt dieselben aus der Hand legen. 84.

Dänische Neuigkeiten.

Die dänische Literatur scheint jetzt auch Frieden mit uns geschlossen zu haben, nachdem sie den schleswig-holsteinischen Feldzug tapfer mitgemacht oder vielmehr nachexercirt hat. Für uns Deutsche war jene Periode natürlich sehr wenig erbaulich, desto ergiebiger scheint dieser Winter aber zu werden. Unter den neuesten Erscheinungen nenne ich hier zuerst den ersten Band von Oersted's hinterlassenen Schriften, oder vielmehr, da diese Ausgabe unter Doppeltitel erscheint, den dritten Band von Oersted's gesammelten und hinterlassenen Schriften. Ich weiß nicht, ob in diesem Augenblick auch eine deutsche Ausgabe bereits erschienen ist, da Herr Lorck mit den Erben Oersted's nach dessen Tode einen Vertrag abgeschlossen, doch halte ich mich einstweilen an das Original. Der Herausgeber, Herr Professor Hauch, erklärt in der Vorrede, er werde zwar im Druck die chronologische Ordnung in der Hauptsache beobachten, doch beginne er mit Dem was jedenfalls das größte Interesse habe, mit Oersted's letztem Werk, dem „Weg von der Natur zu Gott", in welchem in allgemein faßlicher Darstellung des Verfassers Lebens- und Weltanschauung enthalten, und welches zugleich deutlicher die Grundgedanken an den Tag legt, die er in dem „Geist in der Natur" ausgesprochen. Diese letzte Schrift sollte im Laufe des Sommers vollendet werden, der Tod aber kam dazwischen, und so erscheint es leider nur als ein Bruchstück, dessen größter Theil jedoch vollständig ausgearbeitet ist. Dieser Schrift folgen dann Oersted's Arbeiten über die Naturlehre des Schönen, die er selbst sammeln und herausgeben wollte; unter diesen ist der Dialog über die „Symmetrie" neu, das Uebrige früher bereits gedruckt. Der nächste Band soll eine Sammlung Gedichte enthalten, sowol früher einzeln gedruckte als eine Auswahl noch ungedruckter, zugleich mit erklärenden Bemerkungen zu dem größern Gedicht „Das Luftschiff". Hiernach soll die chronologische Ordnung eintreten, und der Schluß des Ganzen eine Biographie Oersted's von dem Herausgeber bilden. Es dürfte besser sein, eine wesentliche Besprechung dieses sehr beachtenswerthen Buches noch vorzubehalten. Henrik Hertz soll mit einem Drama beschäftigt sein, wir wollen wünschen daß es besser ausfalle als sein im Frühjahr veröffentlichtes Lustspiel „Scheik Hassan", das wenig Erfolg gehabt. Von F. Paludan-Müller's humoristischem Gedicht „Adam Homo" ist vor kurzem die zweite Auflage erschienen, die umsomehr für den Werth dieses Gedichts spricht als dasselbe zwei ziemlich starke Bände umfaßt. Paludan-Müller ist unstreitig einer der ersten Dichter Dänemarks, wenn auch in Deutschland noch nicht eingeführt. Chr. Molbech, der bekannte Linguist, zeigt im „Frädrelandet" eine dänische Uebersetzung des Dante als Frucht seines Aufenthalts in Italien an, mit der „Hölle" ist er bereits fertig. Das Ganze soll auf Subscription erscheinen. Eine andere Südfrucht sind Em. St.-Hermidad's „Römische Mosaiken", von denen jetzt das zweite Heft erschienen. Der bekannte Verfasser hat diese Mosaiken als Fortsetzung seiner 1850 erschienenen „Episoden eines Reiselebens" herausgegeben. Eine andere interessante, kleine, naive Erscheinung ist „Ein Besuch" von der Verfasserin von „Clara Raphael". Es ist dies die Clara Raphael, die während des Sommers soviel Lärm in der dänischen Literatur und Gesellschaft durch ihre Emanicipationsbriefe gemacht hat, ein junges zwanzigjähriges Mädchen, das noch im Alter der jugendlichen Schwärmerei von Heiberg, dem Allerwelts-Vorredenschreiber, eingeführt wurde, und in der Stellung des Weibes zur Gesellschaft ein schreiendes Unrecht gefunden hat, aber noch bis über die Ohren in der Romantik eines schuldlosen Mädchenherzens stecken geblieben ist. Wehe ihr, daß sie geboren ward, die Welt doch nicht anders machen zu können als sie einmal ist. 87.

Dr. Lingard.

Dieser auch Deutschland nicht fremde „römisch-katholische" Geschichtschreiber Englands ist in einem Alter von 82 Jahren am 18. Juli zu Hornby bei Lancaster aus dem Leben geschieden. Er starb wo er 1769 geboren worden war. Kaum zum Jüngling gereift kam er auf das römisch-katholische Seminar zu Douay, und eignete sich hier die religiösen Glaubenssätze an, denen er bis zum Tode treugeblieben, und welche sich in seinen Schriften unverkennbar abspiegeln. Durch Talent und Fleiß zeichnete er sich in Douay aus, trat jedoch erst 1806 als Schriftsteller auf, und zwar in Newcastle am Tyne, wo er damals ein geistliches Amt verwaltete und seine „Antiquities of the Anglo Saxon church" herausgab, ein Werk über welches Southey das ebenso schmeichelhafte als verletzende Urtheil fällte: die Masse der darin entwickelten Gelehrsamkeit finde nur in den hervortretenden katholischen Sophismen und Verdrehungen ihr Gegengewicht. Dem folgte das große und bedeutende Werk: „The history of England from the first invasion of the Romans to the year 1673." Es erschien 1819—25 zu London in sechs Quartbänden, dann 1823—29 in zwölf Octavbänden, und zuletzt als fünfte Auflage mit den Endzusätzen des Verfassers 1849—50 in zehn Bänden.

Auf die Frage: „Wird Lingard's Geschichte sich halten?" antwortet das „Athenaeum" mit einem entschiedenen „Ja". „Denn", heißt es, „Lingard's Geschichte ist das Product eines befähigten Schriftstellers, eines Mannes welcher der Forschung ein neues Feld geöffnet, wichtigen Thatsachen eine neue, oft richtige Anschauung abgewonnen, und die englische Geschichte so geschrieben hat wie ein römischer Katholik fühlt und denkt daß sie geschrieben werden müsse. Sie ist eingestandenermaßen von einem festen Standpunkte aus aufgefaßt worden. Darin liegt der Grund warum der Verfasser die Königin Katharina rechtfertigt, und über Anna Boleyn den Stab bricht, der englischen Kirche vor, aber nicht nach der Reformation das Wort redet, Banner lieber hat als Cranmer, und die kurze Regierungsgeschichte der Königin Maria lieber als die lange der Königin Elisabeth. Indessen ist und bleibt Lingard, was bürgerliche und religiöse Freiheit anbetrifft, trotz allen Scharfsinns, aller Gelehrsamkeit und allen Talents, doch immer ein Mönch aus dem 14. Jahrhundert, obwol allerdings kein gewöhnlicher Denker. Wir äußerten in der Anzeige der letzten Auflage seines großen Werks: «Es enthält in seinen vielen Bänden nicht ein einziges Capitel in welchem der Protestant nicht die katholische Hinneigung herausfühlt», setzten aber sofort hinzu: «und Dies ist es was dem Werke Eingang verschafft, und einen allgemein freundlichen Empfang bereitet hat.» Kein Bowdler vermöchte Lingard zu versöhnen, und kein Milman seine römisch-katholischen Tendenzen fortzuargumentiren. Auch bedarf es keiner Verstümmelung seines Werks oder einer Ausgabe mit Noten. Wir lesen Carte und Rymer wegen des Thatsächlichen, Hume wegen seiner Philosophie und seines Stils, Hallam wegen seiner richterlichen Autorität, und Macaulay wegen der scheinbar correcten Romantik mit welcher er alle bekannten Hauptthatsachen so lieblich umwebt, manches Neue und manches der Sache oder der Person geltende Vorurtheil umschlungen hat. Lesen wir also und studiren wir Lingard's Buch als römisch-katholische Deutung hochwichtiger Begebenheiten. Gegen vorgefaßte Ansichten die man kennt ist es leicht sich zu hüten. Wer liest denn Hume, ohne im voraus mit seiner heimlichen Vorliebe für das Haus Stuart vertraut zu sein?"

„Hallam bezeichnet in seiner «Constitutional history» Lingard als «einen Schriftsteller, dessen Scharfsinn und Fleiß ihn unter unsern Geschichtschreibern zu einem Vorderplatze berechtigen würden, wenn er die eingefleischte Parteilichkeit seines Standes hätte unterdrücken können». Macaulay nennt ihn in seinen Abhandlungen «einen unbezweifelt sehr gewandten und gutunterrichteten Schriftsteller, doch einen Mann der es sich in den Kopf gesetzt und zur Richtschnur seines Urtheils gemacht zu haben scheint daß die herrschende Ansicht über eine historische Frage unmöglich richtig sein könne». Wir erinnern uns nicht wie Lingard sich über Hallam ausgelassen hat, aber unstreitig zielt er auf Macaulay, wenn er in seiner Geschichte

sagt, dieselbe mache keinen Anspruch auf die sogenannte Philosophie der Geschichte, «was eigentlich soviel heiße als die Philosophie des Romans.» ... 5.

Ein Wunsch in Beziehung auf Hebel's Schatzkästlein.

Seit den alten Volksbüchern von Eulenspiegel und den Lalenburgern ist kaum irgend eine Schrift bei uns Deutschen in so ausgedehntem Maße Eigenthum des Volks geworden als das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Jedermann weiß, wie vortrefflich Hebel es verstanden den rechten Ton zu treffen und welch reichen Schatz sinniger Unterhaltung, kecken Scherzes und fruchtbarer Belehrung in diesem Buche liegt. Daneben aber enthält dasselbe Buch eine Erzählung die wir aus demselben entfernt wünschten. „Andreas Hofer" heißt diese Geschichte, in welcher es von französisch-bairischem Standpunkt aus darauf angelegt ist jene Volkserhebung und den Träger derselben in den Staub zu ziehen. Diese Erzählung mit ihrer servilen Moral ist ein arger Flecken in einem deutschen Volksbuche. Niemand wird so verblendet sein den edeln Hebel über den beschränkten Standpunkt anzuklagen den er in der Politik einnahm. Berthold Auerbach hat diese Seite des Hebel'schen Wesens genügend erklärt, und es ist zu glauben daß Hebel heutzutage in dieser Beziehung anders denken würde. Pflicht aber der Verlagshandlung ist es diese Erzählung aus dem **Volksbuche** zu tilgen: was bei einem wissenschaftlichen Werke ein Uebergriff sein würde, das ist sie bei einem Volksbuche dem Andenken Hebel's und dem Volke selbst schuldig. 68.

Notizen.

Eine peruanische Todtenfeier.

Während meines Aufenthalts in Larès in Peru, erzählt der französische Reisende de Levandais, sah ich einen armen Indianer, der sich beim Alcaden über die Unbeugsamkeit des Pfarrers beklagte, welcher mit 14 Piaster für die Beerdigung seiner Tags vorher verstorbenen Frau nicht zufrieden sein wollte. Der Indianer bat den Alcaden für ihn zu interveniren. Der Alcade schrieb an den Pfarrer, der ihm mit einer Menge Beleidigungen gegen ihn und die Regierung antwortete. Der Alcade entgegnete höflich daß 30 Piaster zu viel für die armen Leute seien. „Arm", rief der Pfarrer, „sie haben zwei Kühe und hundert Schafe: ich nehme die beiden Kühe für 20 Piaster und für die zehn andern Piaster 20 Schafe, das Stück zu vier Realen." „Aber die Familie muß dann Hungers sterben." „Bah! die Bettler da verstecken ihr Geld; 30 Piaster oder keine Todtenmesse!" Die Familie und die Freunde des Indianers ergossen sich in Seufzen und Schluchzen. „Tatita (kleiner Vater), beerdigt die Todte um Gottes willen und für 14 Piaster!" „Die Familie Yapanqui war noch ärmer als ihr und hat doch 30 Piaster für eine Beerdigung bezahlt." Als die Scene sich nicht endigte, ging der Alcade ungeduldig in sein Haus und holte einen Brief des Souspräfecten von Colca, den er dem Pfarrer zeigte; darin stand wörtlich: „Es ist auf jeden Fall ein Irrthum daß der Pfarrer von Larès 30 Piaster für das Begräbniß der Indianerin Yapanqui verlangt hat; insinuirt ihm einerseits daß er nicht die Civilbehörden nöthigen solle beim Kirchendirector Meldung zu machen." Der Pfarrer ging nun auf 20 Piaster herab, was immer noch eine enorme Summe war, besonders wenn man bedenkt daß sie von unglücklichen Indianern erpreßt wurde, die jährlich Zehnten, Erstlinge und neun Piaster Tribut zu entrichten hatten! Die Indianer, erfreut über den guten Handel, holten nun die Leiche und trugen sie in die Kirche; statt ihrer farbigen Ponchos trugen sie Yacollas, Stücke schwarzen Stoffes zum Zeichen der Trauer. Der Pfarrer beendigte die Messe, während welcher unter Begleitung von Musik die Indianer in ihre Bocinas, große Muscheln, bliesen, was einen enormen Lärm machte. Nachdem der Leichnam in das Grab gesenkt worden war, begann das Schreien und Schluchzen. Verwandte, Freunde, Gäste, Alle schrien: „Warum verläßt du uns? Was haben wir dir gethan daß du also fliehst? Werden wir dich nicht mehr sehen? Wirst du nicht mehr Chicha (ein berauschendes Getränk) mit deiner Familie trinken?" Als das Grab zugefüllt war hörte das Geschrei auf; die Gäste begaben sich in das Trauerhaus und es begann das Todtenmahl, wobei sie sich in Chicha betranken, Alles zu Ehren der Verstorbenen.

Statistik der Selbstmorde in Paris.

Die Prüfung von 9000 Protocollen, die sich auf die während 34 Jahren in Paris vorgekommenen Selbstmorde beziehen, ergiebt, daß der prämedirte Selbstmord des Nachts und zwar kurz vor Tagesanbruch stattfindet, so wie daß der zufällige, in Folge plötzlicher Ereignisse hervorgerufene am Tage vollzogen wird. In jedem Alter ist das Mittel sich den Tod zu geben ein anderes. Junge Leute bedienen sich in der Regel der Feuerwaffe; Kinder, Frauen und alte Leute wählen das Hängen oder den Kohlendampf. Man betrachte die folgende sorgfältige Zusammenstellung:

	Feuerwaffe	Hängen u. Kohlendampf
Von 10 — 20 Jahren	61	68
„ 20 — 30 „	283	51
„ 30 — 40 „	182	94
„ 40 — 60 „	161	256
„ 60 — 70 „	126	235
„ 70 — 80 „	35	108
„ 80 — 90 „	2	—

Die Durchschnittszahl der Selbstmorde in Paris ist jährlich 300. Die sorgfältigen Untersuchungen der Seinepräfectur haben ergeben, daß von 511 bekannten Selbstmorden 65 durch freiwilligen Sturz von Höhen, 60 durch Erwürgung, 45 durch Stichinstrumente, 45 durch Feuerwaffen, 31 durch Vergiftung, 86 durch Kohlendampf, 170 durch Ertränken vollzogen worden sind. Ursache war bei 100 Fällen Liebe oder Herzeleid, bei 148 Krankheit, Lebensüberdruß, bei 69 schlechter Lebenswandel, Verlust im Spiel, bei 100 Elend, Verlust der Anstellung, Vermögensruin, bei 94 unbekannte Gründe. 2.

Gneisenau's Urtheil über das Turnen.

In einem Briefe an Karl von Raumer vom Jahre 1818, nachdem sich die bekannte Turnfehde entsponnen hatte, und es an der Tagesordnung war für und wider das Turnen offen Partei zu ergreifen, schrieb Gneisenau: „Selbst ein Freund der Turnübung, und meinen Sohn unter die Zahl der Turner zählend, hat mir dennoch der Misbrauch dieser der Jugend so heilsamen Anstalt misfallen, und ich habe zu bemerken geglaubt daß man daraus eine abgesonderte Anstalt zu eigensüchtigen Zwecken bilden wolle. Die Turngesetze sind zum Theil wirklich bedenklich, und ebenso die Thatsache daß man den Turnverein zur Anfeindung von Personen und Anstalten gebraucht hat... Die Turnkunst soll meines Erachtens nicht Herrin, sondern Dienerin des Erziehungswesens sein." Nun, die Jahre 1848 und 1849 haben in dieser Hinsicht unter dem Einflusse einer nichtswürdigen Demokratie noch Schlimmeres zutage gefördert. 32.

Volksthümliches.

Wer, wie Dies bei Vielen der Fall ist, Gefallen hat an Mittheilungen über volksthümliches Wesen und Treiben in den Kreisen der Jungen und Alten, der wird manches Artige in „Claus Harms' Lebensbeschreibung, verfasset von ihm selber" (Kiel 1851) finden, da wo er von seiner Kindheit erzählt, und wenn man einmal aus Dithmarschen, dem Schauplatze seiner Erzählungen, etwas Anderes hört als man von dort-

her jetzt gewöhnlich hört, so ist Dies auch nicht übel. Die Knabenspiele, die er mehr oder weniger ausführlich beschreibt, — Ringen, Schlagen, Eisbosteln, Katerlücken, Kaakhor, Reep — führen manches weniger Bekannte vor; auch die Lustbarkeiten für Jünglinge und junge Männer, z. B. das Rolandreiten. Um hier wenigstens etwas Vollständiges zu geben, heben wir aus: „Das Fensterbier. Wenn Jemand sich ein neues Haus gebaut oder auch nur sein altes Haus mit neuen Fenstern versehen hatte, ein nicht wohlhabender Mann, dann wurden Gönner zu einem Tanz geladen, d. h. zu einer Gelegenheit Etwas zu den Kosten beizutragen. In der Einladung, die Jemand, der Bitter, von Haus zu Haus in einer längern Anrede brachte, hieß es unter Anderm: op en kolen Drunk (Bier), lustigen Sprunk, en Piip Taback un en Mund voll Snack." Die ganze Lebensbeschreibung mag Allen die eine gesunde Nahrung für Geist und Herz suchen bestens empfohlen sein, und wer den genialen und cordaten Claus Harms nur erst wenig oder gar nicht gekannt hat, der versäume es nicht in dieser ungeschminkten Darlegung seiner Erlebnisse genauere Bekanntschaft mit ihm zu machen. 24.

Bibliographie.

Anders, J., Franz Xaver Gabelsberger und seine Verdienste um die Stenographie. Berlin, Lindow. Gr. 16. 5 Ngr.

Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution von 1789. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Nachgelassene Schriften und Reden von St. Just. Mit einer Biographie. Nach der französischen Ausgabe von Prévot. Kassel, Balde. 1852. 8. 15 Ngr.

— — Dieselben. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Nachgelassene Schriften und Reden von M. Robespierre. Nach der französischen Ausgabe von Laponneraye. 1ster Band. Ebendaselbst. 1852. 8. 20 Ngr.

Belani, H. E. R., Elisa, Markgräfin von Anspach und deren Zeitgenossen. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1852. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Berthet, E., Der Zitterfelsen. Erzählung nach dem Französischen von P. Uttech. Fürstenwalde, Uttech. 1852. 8. 10 Ngr.

Blumenberg, E., Mondschein-Nächte. Träumereien. Oldenburg, Schulze. 8. 10 Ngr.

Carrara. Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Didung, S., Grundgesetze der Kunst und deutschen Kunstsprache nebst Gedichten, dem deutschen Geiste geweiht. Mit 2 Kupfern. Arnsberg, Grote. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Englands Geschichtsschreiber. Von der frühesten bis auf unsere Zeit. Mit einem Register und zwei Beilagen. Berlin, Herbig. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Erdmann, J. E., Psychologische Briefe. Leipzig, Geibel. 1852. 8. 2 Thlr.

Franz, A., Die Mark und Berlin unter den Hohenzollern. In historisch-romantischen Erzählungen. I.: Des Waffenschmieds Töchterlein. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Lindow. 8. à 3 Ngr.

Geißler, W. A., Der Zauberring, eine Sammlung auserlesener Novellen und Erzählungen. Magdeburg, Quednow. 8. 1. Thlr.

Homer's Odyssee im Versmaß der Urschrift übersetzt von E. Wiedasch. Mit 1 Titelbilde und 3 Scenen nach Flaxmann. Stuttgart, Metzler. 1852. 16. 2 Thlr.

Jellinek, A., Beiträge zur Geschichte der Kabbala. 1stes Heft. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

d'Israeli, B., Alroy. Roman. Deutsch von Clara Mai. Frankfurt a. O., Koscky u. Comp. 1852. 8. 18 Ngr.

Menzel, W., Furore. Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Meßkatalog. Verzeichniß der Bücher, Zeitschriften und Landkarten welche von Ostern bis Michaelis 1851 im Gebiete des deutschen Buchhandels erschienen sind und in der nächsten Zeit erscheinen werden, mit Angabe der Verleger, Bogenzahl und Preise. Nebst einem wissenschaftlich geordneten Verzeichniß der wichtigeren Werke. Neue Folge. Nr. 2. Leipzig, Expedition. Gr. 8. 1 Thlr.

Neander, A., Wissenschaftliche Abhandlungen. Herausgegeben von J. L. Jacobi. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oertel, F. M., Geschichtsparagraphen für den historischen Elementarcursus in Gymnasien und ihnen gleichstehenden Lehranstalten. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Satori (Neumann), J., Elisabeth v. Cedernström. Eine Geschichte aus der vornehmen Welt. Zwei Theile. Berlin, Grobe. 1852. 8. 2 Thlr.

— — Die Enttäuschung. Ein Roman aus der Zeit Peter III. von Rußland. Ebendaselbst. 1852. 8. 1 Thlr.

Schmidt, F., Das Buch der Märchen. Märchen aller Zeiten und Völker, mit besonderer Berücksichtigung der neueren Märchen-Dichtungen. Für Jung und Alt. Berlin, K. W. Krüger. Gr. 8. 1 Thlr.

Tegnér, E., Die Kronenbraut. Deutsch von H. Wachenhusen. Hamburg, Berendsohn. 8. 9 Ngr.

Ulrici, H., System der Logik. Leipzig, T. O. Weigel. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Volbeding, J. E., Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. Sechs Bände. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums. Von F. W. Barthold. 3. Theil: Vom Ende des großen Zwischenreichs [1273] bis zum Höhestande der Zunftkämpfe [1332]. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 27 Ngr.

— — Dasselbe. 8ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Kunst. Von E. Förster. 1ster Theil: Von Einführung des Christenthums bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Mit 16 Stahlstichen. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Weiss, S., Der Mensch und die Aesthetik der Religionen. Ein philosophisches Studium, auch zur Auflösung philosophisch-theologischer Probleme. Leipzig, Fernau. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Die praktische deutsche Nationalökonomie in Verbindung mit ihrer Politik. Ebendaselbst. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Neue deutsche Zeitbilder von J. D. H. Temme. 3te Abtheilung. — A. u. d. T.: Elisabeth Neumann. Roman in drei Bänden. Bremen, Geisler. 1852. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Caubet, R., Die Königlich Preußische Seehandlung. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 6 Ngr.

Lacher, L., Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen in Sigmaringen den 24. 25. und 26. August 1851. Mit Zeichnungen von W. Laur. Sigmaringen. 4. 10 Ngr.

Manteuffel, Freih. v, Reden seit dem ersten vereinigten Landtage. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8. 20 Ngr.

Probst, F., Die Gesellschaft Jesu. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 5 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XLI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

CODEX CLAROMONTANUS

SIVE

EPISTULAE PAULI OMNES

GRAECE ET LATINE

EX CODICE CLAROMONTANO CELEBERRIMO

SEXTI UT VIDETUR POST CHRISTUM SAECULI

NUNC PRIMUM EDIDIT

CONSTANTINUS TISCHENDORF.

Gr. 4. Cart. 24 Thlr.

LIPSIAE: F. A. BROCKHAUS. 1852.

Auf das vorstehende wichtige Bibelwerk sind bis Anfang November folgende Subscriptionen eingegangen:

Se. Maj. der König von Sachsen.
Se. Maj. der König von Hanover.
Se. K. K. Hoh. der Grossherzog zu Toscana.
I. K. H. die Prinzessin Luise von Sachsen (zu Rom).
Se. K. H. der Prinz Albert von England.
Se. Durchl. der Fürst zu Lippe-Detmold.

Minister Ritter Bunsen zu London.
Der Bischof von London.
G. Wellesley, Kaplan der Königin von England.
W. Cureton, Domherr von Westminster.
Dr. Tregelles zu Plymouth.
Vier Buchhandlungen zu London und zu Oxford (Williams & Norgate, Asher & Comp., Dulau, Parker) für 16 Exemplare.
v. d. Hoeven zu Amsterdam.
Die Haager Gesellschaft Zur Vertheidigung des Christenthums.
Die Universitätsbibliothek zu Leyden.
Zwei Buchhandlungen zu Utrecht und zu Gröningen für 3 Exemplare.
Die Universitätsbibliothek zu Upsala.
Die Universitätsbibliothek zu Zürich.
Favre Bertrand zu Genf für 2 Exemplare.
Die K. K. Bibliothek zu Wien.
Die Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Die Kurfürstliche Bibliothek zu Kassel.
Die Herzogliche Bibliothek zu Gotha.
Die Stadtbibliothek zu Hamburg.
Die Universitätsbibliotheken zu Berlin, Königsberg, Greifswalde, Halle, Bonn, Prag, Giessen, Rostock, Tübingen und Jena.
Die Buchhandlungen: Wolfgang Gerhard zu Leipzig und Fr. Besser zu Berlin.

Nur diejenigen Subscriptionen, die noch vor Anfang December eingehen, können im Anschluss an die vorstehenden Namen dem Werke selbst vorgedruckt werden.

Leipzig, im November 1851. ***F. A. Brockhaus.***

Im Verlage der **J. G. Riemann**'schen Buchhandlung in **Koburg** erschienen soeben:

Einige Predigten

von

Joh. Friedr. Emil Müller,

Diakonus zu St.-Moritz und Prediger an der Kirche zum heiligen Kreuz in Koburg.

10 Bogen. Gr. 8. 12 Ngr.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, welche diese kleine Sammlung von 12 Predigten gleich bei ihrem Erscheinen gefunden, veranlaßten den Verfasser einen ganzen Jahrgang erscheinen zu lassen.

Die Herausgabe erfolgt in 4 Lieferungen à 12 Ngr., wovon obige die erste bilden.

Haupttitel und Inhaltsverzeichniß werden der letzten Lieferung beigegeben.

En vente à la librairie **F. A. Brockhaus** à **Leipzig:**

Ouvrages de M. Alexandre Dumas.

Mémoires d'un médecin.
22 vol. (Complet.) In-8. 11 Thlr.

Le Collier de la Reine.
6 vol. In-8. 3 Thlr.

Ange Pitou.
5 vol. In-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

La Dame de Monsoreau.
6 vol. In-8. 3 Thlr.

Les volumes 12 à 17 des **Mémoires d'un médecin** forment un ouvrage séparé sous le titre: **Le Collier de la Reine**, et les volumes 18 à 22 sous le titre: **Ange Pitou.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 128. —— 22. November 1851.

Inhalt.

Neuere Werke über die Schweiz.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Wir kehren nach diesem kleinen Abstecher mit unserm Reisenden in die Schweiz zurück. Wer in die Schweiz kommt oder gar längere Zeit in diesem Lande verweilt, müßte ein seltsamer Mensch sein, wenn er nicht auch hier und da politisirte. Kohl versucht es auch, aber so gut er im Allgemeinen über die Verhältnisse urtheilt, so wenig will es ihm gelingen einzelne Thatsachen und Umstände richtig aufzufassen. So berichtet er, wie die berner Patricier (im Jahr 1846 oder 1847) über die grenzen- und bodenlose Demoralisation der ganzen berner Bevölkerung klagten und sie sogar aller gesetzmäßigen Ordnung und Regierung für unfähig und unwürdig erklärten, und er glaubte ihnen aufs Wort, wenn sie ihm sagten: „Wir wünschen auch nie wieder ans Regiment zu kommen; wir schätzen uns vielmehr glücklich mit der Regierung eines solchen entarteten Volks gar Nichts mehr zu thun zu haben!" Es hätte aber gar keiner besondern Einsicht in die Verhältnisse gebraucht um die ganze Heuchelei dieser Versicherung durchzuschauen; denn es hatten die berner Patricier schon damals die Fäden angesponnen welche sie bald darauf wieder ans Ruder brachten. Auch ist der Besitz der Herrschaft für den berner Patricier nicht blos eine Frage des Ehrgeizes oder der Herrschsucht, es handelt sich um Sein oder Nichtsein. Sie haben von jeher nur vom „Regieren" gelebt, und wenn auch einzelne Familien nicht unbedeutendes Vermögen besitzen, so sind die meisten doch arm; und da sie sich zu bürgerlichen Beschäftigungen nicht herablassen wollen, so bleibt ihnen Nichts übrig als zu regieren oder ganz zu verkommen. Von Demoralisation des Volks sollten diese Herren aber am allerwenigsten sprechen, da man ihnen manche unangenehme Geschichte ins Gedächtniß zurückrufen könnte die nicht eben ehrenvoll ist. So ist in den jüngsten Tagen mit ziemlicher Gewißheit ausgemittelt worden daß der berühmte Schatz der Republik Bern 1798 nicht von den Franzosen allein geplündert wurde, daß vielmehr wenigstens drei Millionen im Lande geblieben sind, ohne daß jedoch bisjetzt ausgemittelt werden konnte welche Personen sich dieselben angeeignet haben. Daß es aber Leute aus den damals herrschenden Geschlechtern sein mußten, ist nothwendig, da nur solche Zutritt zum Schatz hatten und der von den Franzosen geraubte Theil desselben unmittelbar aus ihren Händen in die der Feinde überging. Noch mehr möchte es die Wuth beweisen mit welcher die Patricier, die jetzt an der Regierung sind, diese Thatsache zu bestreiten suchen.

An einem andern Orte beklagt der Verfasser die große Zerrissenheit der Schweiz; er spottet darüber daß man jeden Canton wieder „als ein kleines Separatbündel von Staaten, eine kleine Eidgenossenschaft für sich ansehen könne". Dann setzt er aber merkwürdigerweise hinzu, ohne zu fühlen daß er selbst gerade diesen bespotteten Verhältnissen das größte Lob ertheilt: „Jede dieser Eidgenossenschaften hat ihre besondern Empörungs- und Verbindungsgeschichten, jede ihre besondern Wilhelm Telle und Winkelriede, jede ihre Sempacher und Morgartener Schlachten für sich." Wenn so kleine Völker und Volkstheilchen so Großes aufzuweisen haben, da haben sie wol auch das beste Recht zur Selbständigkeit, und es ist wol auch nicht zu befürchten daß dieser „Zerrissenheit" der Schweiz auf die Weise ein Ende gemacht werde welche Kohl für möglich, ja für wahrscheinlich hält, wenn er sagt: „Sollte einmal die Schweiz wieder ein einziges monarchisches Oberhaupt wie zu den Zeiten der Römer erhalten" u. s. w. Wir wollen hier unsere Ansicht über die Monarchie in Europa und ihr Wiederaufblühen in unsern Tagen nicht auseinandersetzen; wir wollen annehmen daß sich dieselbe immer kräftiger consolidire, daß selbst Frankreich wieder aus der Reihe der Republiken verschwinden werde; aber wenn wir auch alles Dies und noch weit mehr zugeben, so können wir

doch, wie wir das Schweizervolk kennen, nie und nimmermehr der Furcht Raum lassen daß es früher oder später in den „Schoos der alleinseligmachenden Monarchie" zurückkehren könnte. Es läßt sich nicht bestreiten daß wenn Europa seine Heere über die Schweiz wälzte, dieselbe auch trotz seiner Alpen und seiner muthigen, kriegsgerüsteten Bevölkerung der Uebermacht weichen und vielleicht einen Monarchen anerkennen müßte. Aber um diesen Zustand für längere Zeit zu erhalten, müßte man nicht blos in jeden Canton, in jede Stadt starke Besatzung legen, man müßte jedes Dorf, jede Hütte, jeden Paß, jeden Berg besetzen; man müßte fortwährend das gewaltigste Kriegsheer im Lande unterhalten und das eigene Land mit Steuern erdrücken, weil die Schweiz so ungeheuere Geldmittel doch nicht liefern könnte. Denn dieselbe ist zwar reich, aber nur durch ihre Betriebsamkeit, welche wiederum eine Folge der Freiheit ist. Mit dieser würde auch jene verschwinden. Man müßte ferner das Volk vollständig entwaffnen, ihm aber nicht nur Flinten und Büchsen, sondern auch Säbel und Dolche, Messer und Sensen nehmen. Und auch Dies würde den blutigsten und folgereichsten Aufstand nicht hindern, denn die Schweizer von heute würden — Deß sind wir vollkommen überzeugt — Dasselbe thun was ihre Vorfahren gethan. Als die Oestreicher Bündten erobert hatten und dasselbe hart bedrängten, da gingen die Männer von Schieos, Segis und Seusch, drei nicht großen Dörfern des Pruttigaus, in die Wälder, schnitten sich Keulen, schlugen große Nägel durch, und mit diesen bewaffnet, überfielen sie Besatzungen und Lager der Oestreicher, erschlugen bei 450 Mann, machten viele Gefangene und trieben die Andern alle aus dem Lande. Und Dies geschah nicht in den Tagen von Sempach, Morgarten und Näfels, sondern 1622; nicht gegen Feinde die selbst blos mit Spießen und Morgensternen bewaffnet waren, sondern gegen solche die reichlich mit Geschütz aller Art versehen waren, nicht in Schluchten und Engpässen, sondern auf freiem Felde. Und was damals geschah würde sich auch heute wiederholen, nicht blos an Einem Orte, sondern an hundert Punkten zugleich; und wenn die ersten Aufstände auch blutig unterdrückt werden könnten, so würden bald neue ausbrechen, und Dies so lange dauern, bis endlich der Feind überwältigt und aus dem Lande gejagt wäre. Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte daß unter den unzähligen Parteien aller Art, die sich in den Cantonen der Eidgenossenschaft auf die grimmigste Weise befeinden, auch nur eine einzige wäre welche eine monarchische Regierungsform wünschte. Wir glauben nicht einmal daß die vollblütigen Aristokraten von Bern oder Solothurn sich dazu verstehen würden, und wenn es auch nur aus dem Grunde wäre, weil sie bei einer republikanischen Verfassung immer noch hoffen können zur Herrschaft zu gelangen, während sie unter einer Monarchie diese Hoffnung ganz aufgeben müßten. Wir wollen zur Bestätigung unserer Ansicht eine Stelle aus dem Werke unsers Reisenden mittheilen, durch welche er zwar eigentlich etwas Anderes beweisen wollte, die aber in der That Dasjenige was wir behauptet in schlagender Weise bestätigt. Wir heben übrigens diese Stelle auch schon deswegen heraus, weil sie zu denjenigen gehört welche allerdings darthun daß Kohl ein gesundes, scharfes Urtheil hat, wenn er sich auf allgemeine politische Betrachtungen beschränkt.

Nachdem er eine sehr lesenswerthe Schilderung der Landesgemeinde im Canton Uri gegeben, bei welcher er die Ruhe, Ordnung und den Takt zu bemerken Gelegenheit hatte, mit denen sich die schlichten Landleute bei dieser Versammlung benehmen, spricht er seine Verwunderung darüber aus daß die Urcantone bei der scheinbar gefährlichsten und wandelbarsten Verfassung von der Welt, bei der das ganze Volk immer zur Wahl seiner Regierung und zur Aufstellung neuer Gesetze auf einem und demselben Forum versammelt wird, ja der zufolge nicht nur alljährlich alle Beamten ihre ganze Gewalt in den Schoos des Volks zurücklegen, sondern auch alle alten und neuen Gesetze, alle alten Gewohnheiten und Alles was je entschieden worden ist für einen Augenblick suspendirt werden, sich doch unveränderlich seit mindestens 500 Jahren immer unabhängig und auch immer bei derselben unwandelbaren Verfassung erhalten haben.*) Hierauf fährt der Verfasser also fort:

Wie wechselnd und schwankend zeigten sich nicht die italienischen und griechischen Demokraten! Wie oft ergriff ein Volkstribun oder ein Tyrann die Zügel! Wie häufig war ihr Wechsel zwischen Demokratie und Aristokratie, und Anarchie und Ochlokratie, und Oligarchie und Despotie! Diesen lieben, getreuen schweizerischen Landleuten wird alle Jahre, sozusagen, das ganze Staatsgebäude zu Füßen gelegt. Sie können, da sie dem Gesetze nach so unabhängig wie der Schach von Persien sind, das Gebäude zusammenstoßen oder wieder auf sein altes Postament stellen, wie sie wollen. Fünfhundert mal haben sie, indem sie sich und den Gewohnheiten ihrer Väter auf eine seltene Weise getreu blieben, das Letzte gethan, man kann sie daher wol mit einigem Rechte die **Getreuen** nennen. Nie hat sich in den kleinen Hirtenstaaten dauernd Anarchie festgesetzt. Nie hat ein Dictator auf längere Zeit überwiegende Macht erlangt. Nie ist Einherrschaft unter ihnen erzeugt worden. Obwol sie Nichts weniger als immer friedliche Hirten waren, vielmehr während ihrer ganzen Existenz recht blutige Kriege führten, ja sogar Eroberungen machten, so hat doch nie prätorianische Obergewalt, oder das despotische Ansehen eines Feldherrn bei ihnen die alte Volkssouverainetät zerstört. Sie waren sogar leidenschaftliche Soldaten und dien-

*) So wunderbar Dieses auch zu sein scheint, so ist es doch sehr natürlich. Gerade weil das Volk sich bewußt ist daß es jeden Augenblick auf gesetzlichem Wege die Staatsverfassung ändern könnte, macht es von seiner Gewalt nur dann Gebrauch, wenn die Umgestaltung zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden ist. Ein freies Volk wird **immer conservativ** (im wahren und edeln Sinne des Worts), es wird nie revolutionnair sein; dagegen wird sich bei halb freien oder scheinbar freien Verfassungen stets ein revolutionnairer Stoff ansammeln, der allmälig erstarkt und zuletzt das Staatsgebäude erschüttert oder ganz vernichtet. Glücklich die Völker welche dann die vollste Freiheit sich zu erringen im Stande sind, weil sie dann auch zugleich alle revolutionnairen Elemente vertilgen; bedauernswerth diejenigen welche nur Halbes oder Ungenügendes erwerben, weil sie eben dadurch zu neuen, blutigern Revolutionen den Grund legen.

ten Jahrhunderte lang in den Armeen aller Länder. Ihre Landsleute wurden Generale, zuweilen Provinzialgouverneure bei unumschränkten Königen. Kehrten diese Herren aber in ihre Gebirgsthäler zurück, so suchten sie dort nicht auf dieselbe Weise militairisch zu erzittern, wie sie es im Auslande gewohnt waren, sondern sie mischten sich wieder unter die Handaufheber der Landsgemeinde oder bequemten sich wenigstens, diesen, wenn sie Etwas durchzusetzen wünschten, auf dem Wege der Klugheit die Sache plausibel zu machen. Wie die Römer hatten auch die Urner, Schwyzer und Unterwaldner ihre eroberten Provinzen, die sie als Unterthanen sehr willkürlich regierten. In Rom unterdrückten die aus den Provinzen zurückkehrenden Gouverneure die Freiheit. In diesen schweizerischen Cantonen fand Dasselbe nicht statt. Sie unterdrückten ihre Provinzen durch strenge Landvögte, wußten sich aber ihre eigene Freiheit gegen dieselben zu erhalten. Ebenso bewundernswürdig wie diese Conservirung ihrer Freiheit im Innern ist die Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit nach außen, die sie sich in einer ununterbrochenen Reihe heldenmüthiger Siege bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben, gegen die Oestreicher, gegen die Burgunder, gegen die Franzosen, gegen alle ihre Nachbarn.

Wenn aber der Verfasser hinzufügt daß die Urschweizer sich im Sonderbundskriege zum ersten male verleugnet, zum ersten male willig und schlaff in ihr Schicksal ergeben und den Strom der Ereignisse ohne Widerstand über sich hätten ergehen lassen, wenn er also aus ihrer Unterwerfung unter die Foderungen der Tagsatzung und der großen Majorität des Schweizervolks die Folgerung ziehen will daß sie nicht mehr des energischen Widerstandes fähig seien, den sie noch 1798 auf so heldenmüthige Weise den Franzosen geleistet haben, so irrt er sich und zeigt wiederum daß er die besondern Verhältnisse nicht zu würdigen weiß. Trotz der ungeheuern Anstrengungen der Sonderbundscantone, und trotz aller prahlerischen Versicherungen der Führer haben die Völker der Urcantone doch kaum mit halbem Herzen die Waffen gegen ihre Landsleute ergriffen; ja sie wären gewiß gar nicht dazu gebracht worden, wenn nicht die Geistlichkeit ihre Stellung auf das abscheulichste misbraucht hätte, um die gläubigen Hirten zum brudermörderischen Kriege zu reizen. Nur hierdurch haben sie verleitet werden können sich den eidgenössischen Truppen entgegenzustellen, sowie durch die unzähligen Lügen welche durch ihre Führer verbreitet worden waren. Als sie aber sahen wie diese sich selbst aufgaben, als eine Täuschung nach der andern verschwand, da mußte nothwendig auch die Kraft des Widerstandes, ja der Wille zu demselben verschwinden. Sobald die schon früher in ihnen keimende Einsicht daß die Eidgenossenschaft in keiner Weise weder ihrer Religion, noch ihrer Unabhängigkeit, noch ihren alten Gebräuchen und Verfassungen zunahetreten wolle, zur Ueberzeugung wurde, mußte der Krieg von selbst endigen. Wäre aber diese Ueberzeugung bei ihnen nicht erwacht, so würden die Urschweizer den Widerstand auch nach dem Verlust der Schlacht bei Gisikon, auch nach der Einnahme von Luzern nicht aufgegeben, sie würden sich in ihre Berge und Thäler zurückgezogen und ihre Pässe mit ebenso viel Muth vertheidigt haben als im 13. und 18. Jahrhundert.

Wenn der Verfasser in der oben angeführten Stelle die merkwürdige Thatsache anführt: daß Diejenigen welche in fremden Monarchien die höchsten militairischen Stellen bekleideten, bei ihrer Rückkehr in die Heimat es nie unternommen haben sich zu Dictatoren derselben in römischer Weise aufzuwerfen, so hat er nicht ganz Recht, wenn er den Grund hierzu allein im Volke sucht, wenn er sagt daß es gewußt habe seine Freiheit gegen diese militairischen Gewalthaber zu schützen. Die vorzüglichste Ursache ist vielmehr in der echtrepublikanischen und vaterländischen Gesinnung dieser Männer zu finden, welche ja auch nur von dieser getrieben die glänzendsten Verhältnisse verließen um zur Einfachheit ihres Volks zurückzukehren: eine Gesinnung welche wir oben schon erwähnt haben als wir sagten daß unter allen Parteien keine einzige zu finden sei welche die Monarchie herbeiwünschte. Wir finden die nämliche Gesinnung ebenso entschieden, wenn auch unter ganz andern Verhältnissen, noch oft ausgesprochen. Wenn z. B. die Graubündtener sich im Auslande, wohin sie massenhaft ziehen, durch Thätigkeit und Sparsamkeit ein ansehnliches Vermögen erworben haben, so kann sie Nichts mehr abhalten in die Heimat zurückzukehren, und es erscheint beinahe unbegreiflich wie Leute welche 20 Jahre oder noch länger in den größten Städten des Auslandes gelebt haben sich noch am Abend ihres Lebens entschließen können sich in abgelegene Hochthäler zurückzuziehen, wo sie bei allem ihrem Reichthum doch die mannichfaltigen Annehmlichkeiten nicht finden, an die sie sich in einer so langen Reihe von Jahren hatten gewöhnen müssen.

Der Verfasser widmet einige interessante Seiten den Jesuiten und ihrer Wirksamkeit in der Schweiz, namentlich in Freiburg. Er hat die berühmte Stiftung noch in ihrem höchsten Glanze, kurz vor ihrem Sturze gesehen, aber wie uns dünkt, nicht ganz richtig beobachtet, insbesondere den Mittheilungen der ehrwürdigen Väter zu unbedingt geglaubt. So haben sie ihn versichert daß durch ihr Pensionat allein jährlich fast eine halbe Million Francs baares Geld der Stadt Freiburg zugeführt würden, und der Verfasser fügt hinzu daß schon dieser Umstand erkläre, warum die freiburger Bürger durchaus an ihren Jesuiten festhalten wollten und weshalb ihre Partei in der Stadt so groß war. Dies ist aber ganz unrichtig; denn gerade die Stadt Freiburg war den Jesuiten abgeneigt. Dies widerlegt aber auch die Versicherung der Jesuiten als ob sie der Stadt so großen Nutzen gebracht hätten. Und in der That hat dieselbe, wie wir uns selbst überzeugt haben, nur sehr geringen Vortheil von der Gesellschaft Jesu und ihrem Pensionat gezogen. Denn diese hatte nicht nur Alles selbst was zum Lebensunterhalte gehörte, da sie große Besitzungen in der Nähe von Freiburg und in größerer Entfernung angekauft oder auf andere Weise erworben hatte; es wurde im Pensionat auch Alles verfertigt was nur denkbar sein konnte. Sie hatten eigene Bäcker, Schneider, Schuhmacher u. s. w., welchen die ehrwürdigen Väter alle nöthigen Stoffe lieferten, die sie aus dem Ausland bezogen und ihren Zöglingen mit gutem

Profit selbst verkauften. Es ist wol klar daß die Bürger von Freiburg auf diese Weise wenig Gewinn von ihnen hatten. Ja es war im Pensionat sogar ein eigenes Kaffeehaus, wo den Zöglingen Erfrischungen gereicht wurden, wenn sie solche verlangten. Wenn Knaben in die Anstalt eintraten mußten sie ihr baares Taschengeld abgeben, nicht aber um ihnen die Möglichkeit zu Ausgaben zu entziehen. Die Jesuiten verstanden ihren Vortheil besser. Sie hatten eine eigene Kupfermünze schlagen lassen, welche sie gegen das gute Silber und Gold der Zöglinge eintauschten. So konnten diese zwar Alles kaufen was sie zu haben wünschten, aber natürlich nur bei den ehrwürdigen Vätern, welche außerdem das Geld das sie auf diese Weise in die Hände bekamen recht gut zu ihrem Vortheil anzulegen wußten. Sie betrieben überhaupt Alles ganz systematisch, und es ist wirklich zu bewundern, wie sie jeden Umstand, auch den geringfügigsten, zur Erreichung ihres Zwecks benutzten.

Die Einrichtungen im Pensionat waren reich, oft sogar glänzend, und ganz darauf berechnet die Gemüther zu fangen. Der Aristokrat, der Fromme, der Reiche, der praktisch Berechnende, kurzum Jeder fand in dem Pensionat irgend Etwas was ihn verlocken mußte; und es war anzunehmen daß ein Vater der eine oberflächliche Ansicht der Anstalt durch einen kurzen Besuch gewann — ein längerer wurde auch nie gestattet — für die Anstalt gewonnen werden mußte. Und doch konnte sich gewiß Niemand eines gewissen unheimlichen Gefühls erwehren der die Räume des Pensionats betrat. Denn aus jedem Gesichte, ja aus jedem Winkel hauchte ihn der Geist des Mistrauens an, auf welchem die ganze Anstalt beruhte. Schon die Schlafsäle machten diesen widrigen Eindruck.

Es waren große Räume, in denen jeder Zögling sozusagen seinen eigenen kleinen Käfig besaß. Das Bett und der Nachttisch eines jeden war nämlich mit einem besondern Holzverschlage umgeben, der von obenher Luft und Licht empfing. Damit auch oben durch dieses Luftloch kein Ueberklettern statthaben könne, war hier ein Drahtgitter vorgezogen, und so schliefen denn die jungen Leute in ihren Verschlägen wie Vögel in ihren Bauern. Auch die Schlösser der Thüren zu diesen Schlafgefängnissen hatten die Jesuiten eigens eingerichtet, nämlich so daß sie wol von innen geöffnet, aber dann ohne Schlüssel nicht wieder verschlossen werden konnten. Die jungen Leute die etwa in der Nacht ohne Erlaubniß ihr Zimmer verlassen hätten konnten daher am Morgen leicht an der offenstehenden Thüre erkannt werden.

Kohl berichtet zwar daß strenge und ununterbrochene Ueberwachung des Zöglings eine der wichtigsten pädagogischen Grundsätze der Jesuiten war, allein er hätte auch die traurigen Mittel erwähnen sollen, deren sie sich bedienten um diesen Grundsatz durchzuführen. Niemals durften nämlich zwei Zöglinge zusammenkommen; es waren wol einsame Spaziergänge erlaubt (wenn man einsam nennen kann, wobei beständige Bewachung stattfindet); dagegen durften sich nie weniger als drei zu Spaziergang, Spiel oder Unterredung zusammenfinden, damit sich niemals eine vertrautere Gemeinschaft Einzelner bilden könne. Dieses Gesetz wurde so streng gehandhabt daß, wenn von drei Spaziergängern der Eine aus irgend einem Grunde auf die Seite treten mußte, die zwei Andern den gemessensten Befehl hatten sich bis zur Wiederkehr des Dritten voneinander zu entfernen. Außerdem war jeder Zögling verpflichtet über Alles was ihm in irgend einer Weise auffallen könnte Bericht zu erstatten, und so war das unseligste Spionirsystem ausgebildet, das alle Jugendlust und jedes bessere Gefühl nothwendig vernichten mußte. Die sämmtlichen Zöglinge des Pensionats zerfielen in vier Abtheilungen, die so vollständig voneinander getrennt waren daß wenn auch zwei zu gleicher Zeit in die Anstalt eintraten und zehn Jahre lang in derselben verblieben, sie doch bis zu ihrem Austritt kein Wörtchen miteinander sprechen durften. Jeder Gang des weitläufigen Gebäudes war mit einer Thüre geschlossen, an welcher den ganzen Tag ein Jesuit stand, der auf diese Weise jede Bewegung der Zöglinge wie der übrigen Jesuiten controliren konnte und controliren mußte. Das eigentliche Jesuitencollegium war vom Pensionat getrennt und von demselben völlig abgeschlossen. Von hohen düstern Mauern umringt, erhielt Niemand Zutritt in dasselbe, wie es denn dem Referenten nicht gelang trotz der dringendsten Vorstellungen die Bibliothek besuchen zu dürfen, in welcher sich, wie er bestimmt wußte, ein für ihn sehr interessantes und seltenes Buch befand, das er nicht einmal zur Ansicht erhalten konnte.

Die ganze Erziehungsweise dieser freiburger Jesuiten — und wie diese so waren und sind alle andern — beruhte überhaupt auf entschieden verderblichen Principien, welche mit einer edlern Weltanschauung rein unverträglich sind. Selbst das religiöse Gefühl oder besser die religiösen Uebungen wurden von ihnen misbraucht. Man höre was der Verfasser über diesen Gegenstand sagt:

Sie hatten zwei Betsäle in ihrer Anstalt, einen großen, gewöhnlichen, wenig eleganten für die Majorität der Zöglinge und einen kleinen, höchst elegant ausstaffirten für Auserwählte. Es besteht oder bestand nämlich in allen Jesuitencollegien eine sogenannte Brüderschaft der unbefleckten Jungfrau Maria. In diese Brüderschaft pflegten sie nur die Elite ihrer Zöglinge aufzunehmen, die ausgezeichnetsten, frömmsten und besten Schüler. Diese kamen dann in einem besondern Saale zu besondern Betstunden zusammen. Einige der mit dem größten Vertrauen beehrten Schüler leiteten diese Betstunden selbst, beteten und lasen vor. Der Betsaal der freiburger Auserwählten war mit Vergoldungen und rothen Gardinen, Sammetkissen und gepolsterten Sesseln so ausgeputzt, wie man Dies sonst wol bei fürstlichen Betkapellen sieht. Die gewöhnlichen Gottesverehrer, die in dieser Elitebrüderschaft nicht aufgenommen waren, mußten sich in ihrem Betsaale mit gewöhnlichen hölzernen Bänken und Stühlen behelfen.

Der Verfasser entsetzt sich mit vollstem Rechte über diese Einrichtung; und in der That, es kann gewiß Nichts geeigneter sein die jungen Gemüther mit Dünkel zu erfüllen; man hätte auf keine passendere Weise Selbstüberschätzung und Verachtung der übrigen Menschen ihnen einpflanzen, sie zu echten Pharisäern erziehen können, die unter scheinbarer Demuth den unerträglichsten Hochmuth verbergen. Der Verfasser hat sich, wie Refe-

rent auch, die vergebliche Mühe gegeben seine Zweifel über jenen Betsaal auszusprechen; allein er und ich hätten bedenken sollen daß jene ehrwürdigen Väter keine Menschen, sondern Jesuiten erziehen wollten. Da selbst der Unterricht nur mit Rücksicht auf diesen Zweck gegeben wurde, so ist es begreiflich daß in dieser Beziehung nicht viel geleistet werden konnte.

So sehr die Jesuiten der neuern Zeit sich bemühten das Jesuitenthum des 16. und 17. Jahrhunderts wieder zum Leben zu bringen, so haben sie doch beiweitem nicht geleistet was ihre Vorfahren, und es muß Dies nach unserer Ansicht hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden daß sie in einem wesentlichen Punkte den Lehren und Vorgängen des Jesuitenthums untreu geworden sind. Die alten Jesuiten haben sich überall allen Verhältnissen angepaßt; sie wurden Chinesen in China, Weltleute in Frankreich, Philologen in Deutschland; und eben durch dieses Anschmiegen an die heterogensten Foderungen gelang es ihnen sich überall einen Boden für ihre Thätigkeit zu gewinnen. Insbesondere mußte es für sie ein äußerst günstiges Vorurtheil erwecken daß sie bedeutende Gelehrte in allen Zweigen der Wissenschaften aufzuweisen hatten, und daß eine Reihe von großen Männern aus ihren Schulen hervorgegangen war. Statt nun denselben Weg zu verfolgen haben die neuern Jesuiten den neuen Zuständen die bitterste Feindschaft geschworen, und sich überhaupt bemüht die alten abgestorbenen Verhältnisse in Staat, Kirche und Wissenschaft wieder herbeizuführen. Es ist bekannt daß sie die neue Gestaltung der Dinge in Europa eigentlich gar nicht anerkennen, in ihren geographischen Büchern noch von einem Deutschen Reiche sprechen, wie sich denn ihre affiliirten Bischöfe von Freiburg und Sitten noch Fürsten des Heiligen römischen Reichs nennen. In einem Leitfaden der Geschichte wird die Französische Revolution von 1789 so ziemlich vertuscht, Napoleon erscheint in derselben nur als Marquis Bonaparte, der seine glänzenden Feldzüge im Namen Seiner allerchristlichsten Majestät macht, zuletzt aber übermüthig wird und zur Strafe die Verbannung nach einer Insel im Ocean erleidet. So war der ganze Unterricht nur eine Wiederholung nicht nur der frühern Methoden, sondern auch der Kenntnisse der vorigen Jahrhunderte, denen nur und zwar mit offenbarem Widerwillen hinzugefügt wurde was schlechterdings unvermeidlich war. Daher waren ihre Zöglinge auch meistens unwissend, und wenn man die Fertigkeit im Lateinischsprechen ausnimmt, standen sie in allen übrigen Dingen den Schülern anderer Anstalten weit nach. Hätten sich die Jesuiten an die neue Zeit und ihre Foderungen angeschlossen, so hätten sie gewiß festern Haltpunkt gewonnen — freilich war Dies wieder nicht möglich, weil die neue Zeit etwas ganz Anderes will als die Jesuiten wollen, und so mußten sie nothgedrungen ihrer alten Weisheit ungetreu werden. Zwar haben sie an manchen Orten, z. B. in Luzern, versucht sich mit dem ultrademokratischen Elemente zu versöhnen, aber man sah es ihnen gar bald an, wie sehr Dies ihrer eigentlichen Natur widerstrebte, und sie haben auf diesem Wege auch Nichts erzielen können. Selbst in Belgien, dessen sie sich durch Anschließen an die demokratische Richtung des Volks bemächtigt hatten, verlieren sie tagtäglich mehr an Einfluß, und Dies ganz natürlich und nothwendig, weil die Demokratie auf der Idee der Freiheit beruht, während der Jesuitismus die blindeste Unterwerfung unter die bestehende Autorität fodert.

Wir würden unsern Lesern einen nur sehr ungenügenden Begriff von dem trefflichen Reisewerke Kohl's geben, wenn wir nicht auch besonders dessen Ansichten über die Natur der Alpen hervorheben wollten, welche den eigentlichen Kern des Buchs ausmachen. Die gewöhnlichen Touristen reisen freilich auch um schöne Gegenden zu besuchen; sie gefallen sich auch in Schilderungen derselben; aber da sie selten naturwissenschaftliche Kenntnisse besitzen, so müssen sie sich darauf beschränken einen allgemeinen Eindruck der besuchten Gegenden in sich aufzunehmen und ihn dann bestmöglichst darzustellen. So Vortreffliches in dieser Weise, namentlich auch in Bezug auf die Alpen, gegeben worden ist — daß Kohl in solchen Schilderungen gewandt und glücklich ist haben wir schon gesehen —, so reicht Dies noch beiweitem nicht hin um uns wirklich in die Kenntniß des Landes und seiner Natur einzuführen. Dazu gehören die mannichfaltigsten naturhistorischen Kenntnisse, wie sie Kohl besitzt, und die er auf glückliche Weise zu unserer Belehrung benutzt. Wir möchten ihn mit den sogenannten Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts vergleichen, welche sich außerordentliche Verdienste um das deutsche Volk erwarben, indem sie die reiche Gedankenwelt, die tiefe Lebens- und Weltanschauung früherer Denker, insbesondere des großen Leibniz, in allgemein verständlicher Sprache darstellten und hierdurch zum lebendigen Eigenthum des ganzen Volks machten. So gelingt es auch Kohl in überraschender Weise die zahlreichen und höchst bedeutenden Forschungen der neuern Naturkundigen auch Denjenigen begreiflich zu machen welche wenig oder gar keine Kenntnisse in den Naturwissenschaften besitzen; und er erreicht seinen Zweck um so sicherer als er die betreffenden Naturerscheinungen so lebendig und klar vorführt daß wir dieselben mit eigenen Augen zu betrachten wähnen. Weil er aber ebendeswegen uns mit den verschiedenen Phänomenen nicht in fortlaufender Darstellung, sondern je nachdem sie ihm auf seinen Reisen entgegentreten, bekanntmacht, würden dem Leser die nöthigen Verbindungsglieder fehlen, wenn der Verfasser nicht gesucht hätte in einem später erschienenen dritten Theile seiner „Alpenreisen" diese einzelnen Mittheilungen zu einem systematischen Ganzen zu verbinden, wobei er gar manche Beobachtung nachholt, die er im Reiseberichte ohne sich in weitläufige Auseinandersetzung zu verlieren nicht hätte mittheilen können. Dadurch ist aber das Buch Kohl's in der That ein unentbehrliches Reisewerk für alle Diejenigen geworden welche die Schweiz mit der ernsten Absicht besuchen die Natur des Landes kennenzulernen. Allgemeine Schilderungen dieser oder jener

Gegend, wie wir sie in den gewöhnlichen Reisebeschreibungen finden, führen genau betrachtet zu Nichts, da Jeder die allgemeine Anschauung ja selbst gewinnt; auch sind Darstellungen der Gefühle, die den Beschauer beim Anblick dieses oder jenes Naturwunders ergreifen, für den Reisenden wol ganz überflüssig, da er ja selbst ohne eine besondere Anleitung fühlen wird. Ganz anders verhält es sich aber, wenn es sich darum handelt die Naturerscheinungen wirklich kennen und begreifen zu lernen, weil Dies ohne specielle Kenntnisse schlechterdings unmöglich ist.

Wenn wir oben sagten daß Kohl die Ergebnisse der bedeutendsten Forschungen in allgemein verständlicher Sprache dargestellt hat, so haben wir nur Eine, und nicht immer die Hauptquelle seiner Mittheilungen angegeben. Eine andere, höchst wichtige hat er sich gleichsam selbst geschaffen, indem er die Erfahrungen der Landbewohner zu Rathe zog, denen er nicht die unwichtigsten Kenntnisse verdankt.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat Kohl den Lawinen gewidmet, von deren Entstehung und Aussehen die meisten Leute noch eine falsche Vorstellung haben, indem sie glauben daß sie durch das Ablösen eines kleinen Schneeballes verursacht werden, der, herabrollend, den Schnee den er auf seinem Wege antrifft mitschnimmt, und so allmälig zu einer ungeheuern Kugel wird, welche Alles zerschmettert was sie unterwegs antrifft. In der That sind aber die Entstehungsgründe der Lawinen äußerst mannichfaltig, und gerade jene Ursache oder Bildungsweise äußerst selten. Die Lawinen hängen von der Beschaffenheit des Terrains und von dem verschiedenen Zustand ab in welchem sich der Schnee befindet, daher die Alpenbewohner schon Staub- oder Windlawinen, Grund- oder Rutschlawinen und Eislawinen unterscheiden, welche aber selbst wieder in äußerst mannichfaltiger Weise erscheinen. Die Staublawinen entstehen allerdings durch die Ablösung und den Einsturz lockerer Schneegebilde; aber gewöhnlich löst sich zu gleicher Zeit aus dem nämlichen Grunde eine große Menge von solchen Schneemassen, die sich auf einmal in Bewegung setzen. Denn es sind in jenen lockern Gebilden die schweren Massen zuweilen so genau balancirt daß die geringste Kraft ein Uebergewicht zu geben vermag, und selbst die unbedeutendste Lufterschütterung welche durch Töne erregt wird Scheeabfälle und Lawinen veranlassen kann, daher die Reisenden in den hohen Berggegenden sich zu Zeiten sogar das Sprechen versagen und ihren Maulthieren die Glocken abnehmen. Wenn die Schneemasse auf ihrem Wege steile Felsabsätze von bedeutender Höhe findet, so stürzt sie mit wachsender Kraft herab, breitet sich an den Felsen anschellend weit aus, und treibt die Luft vor sich her. Der dadurch entstehende Luftsturm ist oft von unbegreiflicher Stärke, sodaß er schon öfters Tausende von Bäumen niederreißend die mannichfaltigsten zerstörendsten Wirkungen hervorbrachte. Nicht die Schneemasse wirkt zerstörend, da sie ja auseinander stäubt, sondern die durch sie veranlaßte Lufterschütterung, weshalb diese Art Lawinen auch die gefährlichste ist. Die Grund- oder Rutschlawinen entstehen, wenn sich die durch den Regen erweichte Schneedecke auf einer nicht sehr steilen Anhöhe in Bewegung setzt und halb fließend halb rutschend mehr oder weniger langsam hinabschiebt. Da Dies von der Beschaffenheit des Terrains abhängt, so wiederholen sich diese Schneestürze begreiflicherweise meistens immer an den nämlichen Orten, und da sowol die Lawinen als Regengüsse und andere Ursachen den Boden gefurcht haben, so nehmen die Grundlawinen gewöhnlich auch den nämlichen Weg.

Man muß es festhalten daß auch in den scheinbar wildesten Naturereignissen mehr Regel, Gesetz und Wiederholung ist als man von vornherein dabei vermuthet. Nicht nur die Figuren der Berge, der Einschnitte, der Felsgräte, Rücken und Spitzen bleiben der Hauptsache nach Jahrtausende dieselben, sondern auch in der Bewegung der Winde, die durch Felsen hinsausen, herrscht, wenn auch nicht eine solche Beständigkeit wie bei jenen starren Formen, doch eine große Regelmäßigkeit. Der Hauptsache nach werden sich daher im Lauf der Jahrhunderte die so zerbrechlichen, scheinbar so willkürlichen und phantastischen Schneegebilde immer wieder auf dieselbe Weise reproduciren. Auf jenem Grate wird sich in den folgenden Wintern ungefähr ein eben solches Schneegesimse hinüberlegen, wie es sich in den vorhergehenden Wintern daselbst bildete. Auf jenen Spitzen werden sich beständig wieder solche Perrücken, Kappen, Föhrenschilde aufthürmen, wie sie seit den Urzeiten dort erscheinen. An einem andern Punkte werden sich die eingefallenen Schneebrücken immer mehr oder weniger auf dieselbe constante Weise gestalten und wiederherstellen. In dieser Schlucht wird der Wind, so wild er sich zu geberden scheint, jeden Winter den Schnee so und so viel Fuß tief aufhäufen, jener Engpaß aber, durch den die Winde beständig pfeifen, und diese schroffe Wand, an der Nichts haften kann, werden zu allen Zeiten kahl und schneelos erscheinen. Die Punkte wo der Schnee abzubrechen pflegt werden im Laufe der Zeiten daher immer mehr oder weniger dieselben sein, oder nur in einem engen Spielraum variiren.

Man sieht daraus daß die Lawinen der Hauptsache nach schon in ihren Quellen regulirt und gewissen constanten Wiederholungen unterworfen sind. Uebersieht man die Sache im Großen und im Ganzen, denkt man an die Millionen Lawinen welche überall in den Alpen jahraus jahrein abbrechen, so kann man behaupten daß im Allgemeinen der Schnee der Hochgebirge ebenso regelmäßig und auf ebenso bestimmten Wegen abstürzt wie es ihre Gewässer thun.

Die Lawinen kommen aber nicht blos an bestimmten Orten vor, sie haben auch ihre mehr oder weniger bestimmte Tags- oder Jahreszeit, weshalb denn die Bergbewohner sich vor ihren verderblichen Wirkungen mehr sicherstellen könnten als man es beim ersten Anblick glauben dürfte. Die Eislawinen werden aus dem von den Gletschern abbröckelnden und in die Tiefe rutschenden Eise gebildet.

Wie über die Lawinen, so hat der Verfasser auch sehr interessante Beobachtungen über den Schnee und die Gletscher angestellt, bei welchen letztern er die Theorien des großen Naturforschers Agassiz, den er übrigens wie billig sehr hochschätzt, nicht ohne Glück in Zweifel zieht. Nicht weniger interessant und zu fortgesetzten Forschungen anregend sind die Abschnitte über die Alpenseen, die Luftströmungen und das Reich der Töne in den Alpen; wir müssen uns aber hier mit

loser Erwähnung derselben begnügen, da nur eine ausführlichere Darstellung Interesse gewähren könnte, dieselbe aber zu weit führen würde. Dagegen können wir uns nicht versagen einige Züge aus dem Abschnitt über die Mythen der Alpen mitzutheilen, da sich in diesen die eigenthümliche Naturanschauung der Bergbewohner kundgibt. Die Mythen und Sagen wurden bekanntlich meistens durch Naturphänomene hervorgerufen, und bei allen alten Völkern erscheinen die Berggipfel als die Vermittler zwischen Göttern und Menschen; sie sind der Schauplatz der meisten griechischen und indischen Mythen, und es wurden deshalb auch bei allen Völkern die Berge für heilig gehalten. Auffallend ist es daher daß die Alpen trotz ihrer großen Bedeutsamkeit für Europa kaum Züge einer Mythologie darbieten, daß sich keine Sagen an ihre Urzeit anknüpfen. Doch sind die Ursachen dieser Erscheinung ziemlich klar. Die Alpen sind nie der Ausgangspunkt eines Religionscultus gewesen, was wol aus ihrer Unersteiglichkeit selbst, aus ihrer Rauheit zu erklären ist, die es z. B. einem Moses unmöglich gemacht hätte auf ihren Gipfeln die Befehle seines Gottes zu vernehmen. Die höhern Alpengegenden liegen weit und breit unter wüsten Eis- und Schneemassen verborgen, da konnte man sich keine anmuthigen Götter- und Musensitze denken; sie erregten vielmehr bei allen phantasiereichen Völkern im Süden fast nur Furcht und Schrecken. Viele Mythen und Sagen die sich an die Gebirge anlehnen sind durch Reichthum an edeln Steinen und Metallen hervorgerufen worden; die Erzgebirge sind vorzugsweise Anhaltepunkte für einen poetischen Aberglauben und für Gebirgsmythologie. Da nun die Alpen vielleicht weniger Gold und Silber enthalten als die andern Hochgebirge Europas, so konnte sich auch nach dieser Richtung keine reiche Sagenwelt ansetzen. Doch finden wir immerhin mancherlei Spuren einer solchen, die unter günstigern Umständen sich vielleicht in ebenso mannichfaltiger Weise hätte ausbilden lassen als die ursprünglich wahrscheinlich auch rohen und unscheinbaren Mythen der Hellenen und Indus. Schon im vorigen Jahrhunderte machte der General von Zurlauben darauf aufmerksam daß in uralten Zeiten die Sonne auf den Alpen verehrt worden sei. Die Römer erzählen von Alpenvölkern welche die Sonne anbeten, und ihre Schriftsteller nennen die hohen Gipfel am Ufer der Rhone ihre „Sonnensäulen". Manche Berge sollen sogar von der Sonne ihren Namen erhalten haben, z. B. der Adula in Graubündten, von „At-jula", d. h. Vater-Sonne, der Julier ebenfalls von „Joul" oder „Hyol", d. i. Sonne.

Eine große Anzahl von Sagen in den Alpen knüpfen sich begreiflicherweise an die Gletscher, und meistens spricht sich in diesen Mythen die Idee von einem durch die Bosheit der Menschen verlorengegangenen Paradiese aus, was freilich einen merkwürdigen Widerspruch mit der neuesten Gletschertheorie bildet, nach welcher das ganze Land früher mit einem Eistuch bedeckt gewesen sein soll. Daß diese Sage überall wiederkehrt wo es Gletscher gibt, ist ebenso begreiflich als daß sie überall eine andere Einkleidung hat. Als Probe theilt der Verfasser sie so mit wie sie im Lande Glarus lautet:

Eine Prachtalp — so erzählen dort Leute — überzog mit einem Blumenteppich ehemals den ganzen rauhen Glärnisch. Ein junger leichtsinniger Hirte war ihr Besitzer. Er hatte eine alte Mutter und eine Geliebte. Ueber die süßen Stunden welche diese ihm bereitete vergaß er alle Gefühle der Dankbarkeit die er als Sohn jener schuldete. An einem schönen Sommertage sieht er ein Frauenzimmer zu seiner Alp emporklimmen. Er glaubt aus der Ferne seine ersehnte Geliebte zu erkennen. Es ist aber seine alte keuchende Mutter, die ihn freundlich grüßt und ihn bittet ihr emporzuhelfen daß sie sich bei ihm ausruhe und erquicke.

Der Getäuschte aber verweigert Dies in seinem lieblosen Aerger und jagt mit Gespött seine Mutter den Berg hinunter. Gleich darauf erscheint von der andern Seite sein Mädchen. Nun läuft der leidenschaftliche Senn schnell herzu, rollt seine Käse herbei und pflastert damit einen Weg durch den feuchten, seine Alphütte umgebenden Sumpf, damit seine Geliebte sich die Schuhe nicht beschmuze. Das Beste was seine Senne zu geben vermag tischt er auf und überläßt sich mit ihr dem Rausch der Liebe.

Unterdeß hinkte seine arme leidende Mutter in Verzweiflung ins Thal hinab. Kaum aber war sie in Sicherheit unten, so regten sich die Götter der Rache. Des Berges Haupt hüllte sich in Dunst und Nebel. Es fing an zu donnern und zu krachen. Ein Gletscher stieg aus der Höhe hernieder und überdeckte die schöne Wiesenflur mit sammt dem Vieh, dem Senn und seiner Geliebten zur Strafe des Leichtsinns und ruchloser Undankbarkeit. Und jetzt, wenn es Georgentag ist, muß der Berghirte unter dem Firn hervorkommen, und von den obersten Eisspitzen des Glärnisch ruft er daß man es weit im Thale hört, vor Kälte schauernd, die Worte hinab:

Ach! ich und myni liebste Cathri
Und mis Händeli Pari
Müssen immer und ebi
Unterm kalten Firn d'runten si.

Die Gletscher an welche sich diese Sagen knüpfen heißen meistens „Blüemlisalpen", welcher Name schon den Inhalt und die Bedeutung der Mythe bezeichnet. Dieselbe ist übrigens so tief in den Glauben der Bewohner gedrungen daß die Leute sogar noch jetzt an manchen Orten, z. B. am Monterosa, ein verlorenes, reizendes Thal suchen, welches nach ihrer Meinung mitten zwischen den Gletschern verborgen sein soll.

Wie die verschwundenen schönen Thäler und Alpen im Glauben der Alpenbewohner das verlorene Paradies sind, so gelten ihnen die Gletscher und Eisklüfte für den Aufenthalt böser Geister, die zur Strafe in jenen Höhlen schmachten oder allerlei unmögliche Arbeiten verrichten müssen. So soll ein solcher böser Geist dazu verurtheilt sein mitten in einem Gletscher einen Garten anzulegen, was ihm freilich ebenso wenig gelingen kann als den Danaiden das bodenlose Faß zu füllen. Der rothgefärbte Schnee soll von rothem Wein herrühren, der den in Gletscher gebannten Seelen von Trunkenbolden auf Schnee gegossen vorgesetzt würde, sodaß sie ungefähr dieselbe Strafe erdulden als der Tantalus der Griechen.

Sehr häufig sind in den Alpen die Drachensagen, in welchen der Verfasser eine Personificirung der furchtbaren Lawinen, Schlamm- und Steinergüsse erkennen will, die in den Alpen so häufig sind. An diese Mythen von Bergdrachen schließen sich die weitverbreiteten

Sagen von den schlangenartigen Stollenwürmern mit Raupenfüßen und Katzenkopf, deren es verschiedene Arten geben soll, schwarze und weiße, diese mit flimmernden Zauberkronen auf dem Haupte. Sie saugen dem Vieh die Milch aus, wogegen ein weißer Hahn bei der Heerde schützen soll. Einige sind verzauberte Bergprinzessinnen oder Schlangenköniginnen, die dann wol diejenigen Menschen welche ihnen Wohlthaten erwiesen mit reichen Geschenken belohnen.

Auch die Sagen von Berggeistern welche Gletscherausbrüche zur Strafe der Menschen veranlassen, sowie von Bergriesen sind weitverbreitet; diesen letztern werden die wunderbaren Felsenthore, Spaltungen von Bergen u. s. w. in derselben Weise zugeschrieben wie bei andern Völkern. Nicht weniger häufig sind die Teufels- und Hexensagen, wie schon die oft wiederkehrenden Namen Teufelsbrücke, Teufelssprung, Teufelsklippe, Teufelskarrnweg, Hexensprung, Hexenmauer u. s. w. beweisen. Es möchte auffallen daß man in den riesigen Alpen auch Sagen von Zwergen verbreitet findet; allein es ist an und für sich geistreicher und passender sich im Innern der Gebirge kleine Wesen mit schaffender oder zerstörender Thätigkeit zu denken als Alles durch Riesen geschehen zu lassen, da die höchsten Gebirge am Ende doch aus einer zahllosen Menge zusammengelegter Sandtheilchen oder Kalkstäubchen oder kleiner Kristalle aller Art bestehen und auch durch eine Menge kleiner Wirkungen zerstört werden. Zudem bezeichnen die den Berggeistern beigelegten Diminutivnamen nicht immer kleine Wesen, sondern sie haben vielmehr die Bedeutung des Guten, Wohlthätigen, wie denn das „Bergmännli" oft einen riesenhaften Geist bezeichnet. Diese Berggeister in den Alpen haben übrigens nichts Eigenthümliches, es wiederholen sich in ihnen die Sagen welche beinahe überall gefunden werden, und die im Rübezahl des Riesengebirgs ihren vollständigsten Ausdruck gefunden haben.

Durch das Christenthum ist die Mythologie der Völker keineswegs ganz zurückgedrängt worden; der Glaube an die alten Götter ist vielfältig neben dem Christenthum geblieben; nur sind sie zu bösen Gottheiten geworden, sowie die ihnen gewidmeten Tage für unheilbringende Tage gelten. Hat ja selbst der Odins- oder Wodanstag (westfälisch Gudenstag, englisch wednesday) seinen Namen verloren (Mittwoch); er wird aber doch immer für einen bösen Tag angesehen, an dem man Nichts anfangen darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen Alles unglücklich ausfallen zu sehen. So wird in manchen Gegenden Deutschlands kein Knecht und keine Magd an diesem Tag einen neuen Dienst antreten, keine Hausfrau eine neue Arbeit beginnen lassen, keine Haushaltung die Wohnung verändern. Die meisten guten Gottheiten und Naturgeister der Völker haben mit dem Christenthum auch eine häßliche, abschreckende Gestalt angenommen, und so sind auch die schönen Berg- und Wassernymphen der Alpengegenden zu gräulichen Drachen, Schlangen und Würmern geworden. Wenn sie auch menschenähnliche Gestalt beibehalten haben, so sind sie doch immer bösartig und suchen wie der „Hakenmann" vieler Alpenseen die Menschen mit einem Haken in die Tiefe hinabzuziehen.

Einen weitern Keim zur Sagenbildung finden wir in den seltsamen Bildungen der Felsen, in welchen die Aelpler bald eine „Felsenmaria" mit dem Christuskinde im Arme, bald einen „schlafenden Mönch" oder einen in steinerne Ruhe versunkenen „Eremiten" erblicken. Steht ja sogar auf einem Passe der Penninischen Alpen eine Büste Napoleon's, die schon seit Jahrtausenden die Züge dieses großen Mannes in täuschender Aehnlichkeit zur Schau trägt. Aber so oft auch ähnliche Felsenbildungen Veranlassung zu Sagen gegeben haben, so ist bei vielen der in ihnen liegende Keim unausgebildet geblieben. Daß sich auch in Bezug auf Thiere, Pflanzen, einzelne Arten von Steinen u. s. w. sagenhafte Meinungen gebildet haben, braucht wol kaum erwähnt zu werden, da Dies in der menschlichen Natur tief begründet liegt; wir wollen hier nur noch die Bemerkung anknüpfen daß auch bei denjenigen Naturerscheinungen welche durchaus nicht sagenhaft aufgefaßt werden die Aelpler Ausdrücke gebrauchen welchen eine Personificirung zugrundeliegt, was der Sprache einen lebendigen poetischen Charakter gibt.

Wenn du mit einem Gebirgsbewohner eine zeitlang von irgend einem dieser Phänomene, z. B. von ihrem vielbesprochenen Winde, dem Föhn, geredet hast, wenn er dir gezeigt hat wie jetzt eben der Föhn dort oben auf jener Bergspitze in graues Gewand gehüllt „sitzt", aus Italien „herüberlugend", wie er jetzt vom Berge und den Gletschern ins Thal „herabfährt", wenn er dir erzählt hat wie der heiße Föhn begierig ist den Schnee „aufzusaugen" und zu „verschlucken", wie er in den obern Gebirgen „tobt" und „wüthet", und wie er schließlich damit endet daß er eine dicke Regenmasse auf die Thalschaften „ausschüttet", so weißt du am Ende nicht mehr ob ihr von einer todten Sache oder von einem bösen, aus dem Süden hervorbrechenden Riesen oder einer starken Gottheit gesprochen habt.

Wenn zwei verschiedene Luftzüge sich einander begegnen, so blickt der Aelpler hinauf und zeigt dir wie der obere Wind mit dem untern „ringt", wie jener diesen „drückt", wie dieser wieder den andern „zurückwirft", und wie endlich der obere doch „siegt" und nun allein im Thale „regiert". Fast siehst du dabei deutlich die unsichtbaren Lüfte die Gestalt und Form zweier lebenden und streitenden Wesen gewinnen.

Von seinem See sagt der benachbarte Bergbewohner: „er zürnt, er tobt, er speit Schaum", oder „er ist ruhig und still", als hätte dieser See eine Seele, Galle und ein Herz. Wenn im Frühling der See sich mit dem Blütenstaube der Fichten bedeckt, so spricht er: „er blüht", als wäre da ein Leben und Gestalten in ihnen wie in dem Organismus einer Pflanze. Wenn im Sommer um Mittagszeit die Wellen und Strömungen, die über Nacht in die Ebenen hinausdrangen, nun umgekehrt, von den regelmäßigen Thalwinden getrieben, aus der Ebene ins Gebirg einwärts sich bewegen, so sagen die Leute: „der See wendet sich", oder: „er wirft sich herum", als wäre er ein Mensch der in seinem Bett sich von der linken auf die rechte Seite dreht.

Die Seen haben in der Bildersprache der Aelpler ihre Launen, ihre Verstimmungen, sind sanft oder schlimm, und haben sie dir lange von ihren Seen gesprochen, so glaubst du am Ende statt Wasser und Wogenschaum lauter launige Götter und Nymphen vor dir zu sehen.

Selbst von den todten, eisigen Gletschern sprechen sie als schrieben sie ihnen Leben zu. Der Gletscher „gräbt Felsen aus" wie ein Arbeiter, „er wühlt in der Erde" wie ein Maulwurf, der Gletscher „duldet keinen Schmuz und kein Gestein" in seinem Innern, „er leidet's nit", sagen die Aelpler, und „wirft Alles wieder von sich", als hätte er wie die Thiere ein Bedürfniß sich zu putzen. Und wenn kalte, eisige Luft vom Gletscher ins Thal herunterfährt, so sagen sie: „Der Gletscher bläst", als hätte er einen Mund und eine Lunge.

Wenn eine Wolke sich auf einem Gipfel festgesetzt, so heißt es: „Der Berg setzt seinen Hut oder seine Nebelkappe auf." Hängt eine Wolke lange an den Seiten des Berges herunter, so ist es sein „Degen", hüllt er sich breit darin ein, so hat er einen „Mantel" umgelegt, und auf diese Weise kleiden die Aelpler einen Berg fast ganz wie einen Menschen an. Felslinien und Absätze die an ihm hinlaufen sind seine „Gürtel" oder „Bänder".

Fast alle in den Alpen gebräuchlichen Benennungen verschiedener Theile und Formen der Berge sind von den Namen der Glieder lebendiger Organismen hergenommen. Die Gipfel sind „Köpfe", die Basis heißt „der Fuß", ein langer hoher Damm ist „ein Rücken", ein in den See vorspringender Fels eine „Nase", felsige Pyramiden und Spitzen heißen „Hörner" oder „Zähne". Kurz überall membra disjecta der großen Riesen.

Diesen personificirenden Ausdrücken ließen sich noch viele hinzufügen, weil eben alle leblosen Naturerscheinungen in der Sprache des Volks mit Leben und Thätigkeit begabt werden, und dann auch weil für dieselben abstracten Begriffe in den verschiedenen Thalschaften und Gauen oft verschiedene Bilder gebraucht werden. Oefters könnten uns diese Ausdrücke gewiß auch Anhaltepunkte zur Erforschung der ursprünglichen Bedeutung der Wörter geben. Doch wollen wir uns in dieses „neckische Feld" der Untersuchung nicht wagen, da uns zudem der Raum zum Schlusse dieser Anzeige drängt, den wir, wie der Verfasser, mit einigen Bemerkungen über die Thierwelt der Alpen machen wollen.

Kohl hat im Laufe seiner Reisebeschreibung mancherlei interessante Mittheilungen über die verschiedenen Thiere der schweizerischen Hochgebirge gemacht, sowie über die Beziehungen der Menschen zu denselben; am meisten Aufmerksamkeit hat er den Gemsen gewidmet, über welche er in zusammenhängender Darstellung im letzten Abschnitte des Buchs Ausführliches berichtet.

Die Gemse ist das einzige größere Säugethier das in allen Theilen der Hochgebirge verbreitet ist. Denn der Steinbock kommt nur noch in einem sehr beschränkten Winkel der Alpen vor, Bären und Wölfe finden sich auf der nordwestlichen Seite der Alpen gar nicht mehr; auch der Luchs zeigt sich höchst selten und für Hirsche oder Rehe sind die hohen Gebirge nicht geschaffen. Zwar sind die Gemsen nicht mehr so zahlreich als früher, doch ist nicht wahrscheinlich daß sie mit der Zeit ganz ausgerottet werden, wie es z. B. beim Steinbock der Fall ist, der nicht so hoch geht als die Gemse, auch nicht so hart, ausdauernd, scheu, schlau und gewandt ist als diese. Man unterscheidet zwei Arten Gemsen, die „Gratthiere" und die „Waldthiere"; jene leben immer in den höchsten Regionen, wogegen sich diese im Winter in die Wälder herabziehen, sich sogar unter die Ziegen mischen und mit ihnen begatten. Die Gratthiere sind viel scheuer als die Waldthiere, und die Weibchen viel vorsichtiger als die Gemsböcke, daher die Schildwache welche bei den Gemsen ausgestellt wird, oder der Anführer eines Gemsentrupps beim Rückzuge gewöhnlich eine Geis ist. Merkwürdig ist die Elasticität der Gemsen; selbst die Thierchen die erst nur wenige Stunden die Lebensluft athmen, tummeln sich schon auf den Felsen wie die jungen Enten auf dem Wasser; und Leute welche geglaubt haben solche Thiere fangen zu können, haben die Erfahrung gemacht daß sie so schwer zu haschen sind wie die Quecksilbertropfen: doch können sie infolge ihres eigenthümlichen Körperbaus nur auf unebenem Terrain gewandt, schnell und sicher klettern und springen, weshalb sie in ebenern Stellen leicht von Hunden eingeholt werden. Können sie aber diesen nicht mehr entfliehen, so setzen sie sich zur Wehre, und oft gelingt es ihnen dem Feind den Bauch aufzuschlitzen; denn obgleich ihre Hörner stark gekrümmt sind, so wissen sie doch von den versteckten Spitzen derselben sehr geschickt Gebrauch zu machen. Im Klettern und Springen sind sie bewundernswürdig, und nach der Aussage der Gemsjäger gewährt es einen höchst interessanten Anblick, wenn die Gemsen, sobald sie einen Feind erkannt haben, plötzlich alle Sehnen spannend, mit Blitzesschnelle über Stock und Stein, über Schrund und Kluft davonfliegen. Mit einem Satze wissen sie sich oft von demselben Flecke wo sie „lau" und schlaff dastanden zehn Schuh hoch zu erheben, als wären plötzlich die stärksten Stahlfedern in ihnen in Wirksamkeit gesetzt. Sie können ohne allen Anlauf blos durch die Elasticität ihrer Sehnen senkrechte Sprünge machen die in Erstaunen setzen. Nicht weniger bewundernswerth ist die Geschicklichkeit mit der sie sich auf äußerst schmalem Raume balanciren. Wenn der Kopf eines Felsens noch so schmal ist, so wagt es die Gemse im Fluge darauf hinabzuspringen und vermag es sich darauf zu halten. Da ihr Auge und ihre Beurtheilungskraft ebenso scharf und schnell sind als ihre Füße, und sie selbst auf der wildesten Flucht immer mit großer Sicherheit die Stellen und Wege (wenn man von Wegen reden kann) aussucht auf welchen sie am besten der Gefahr entfliehen könne, so ist es freilich keine leichte Aufgabe sie mit Erfolg zu jagen. Und doch haben die Gemsen keinen größern Feind als den Menschen, der nach ihnen auch ohne allen Zweifel der beste Bergkletterer ist. Und in der That ist es bewundernswürdig wie die Gemsjäger in den verzweifeltesten Lagen den Schwindel kaltblütig überwinden, die Felsen und deren Gestaltung richtig beurtheilen, die rechten Wege schon von weitem herausfinden, jeden Strauch, jeden Vorsprung auf das klügste benutzen, bei jedem Sprunge auch die weitern möglichen Sprünge im voraus berechnen, und nicht nur von den Füßen, sondern überhaupt von allen Gliedern des Körpers den gewandtesten Gebrauch machen. Wir können unsern Lesern die Gewandtheit und den unerschütterlichen Muth der Bergsteiger nicht besser zur lebendigen Anschauung

bringen als wenn wir ihnen ein Gemsjagd-Abenteuer wiedererzählen, das der Verfasser im ersten Theile seines Buchs mittheilt.

Unter den verschiedenen Steinarten aus denen die Gebirge bestehen lieben unsere „Wildläufer" am meisten den Granit, weil seine Oberfläche rauh ist und die Nägel der Bergschuhe leicht darauf fußen, am wenigsten aber den Thonschiefer, weil er bald verwittert, oder, wie sie hier sagen, verfault und dann unter den Füßen verrätherisch abbröckelt. Einer unserer Freunde hatte auf einer Gemsjagd das Unglück in der Hitze der Verfolgung eines Thiers auf einen schmalen Vorsprung von solchem verfaulten Schiefer hinabzuspringen. Der „faule Stein" bröckelte bei jedem Tritt unter seinen Füßen weg, und unser Mann sah sich auf der Stelle genöthigt sich der Länge nach auf dem Vorsprung hinzulegen, weil er nur so den Druck seiner Last vertheilen und das Abbröckeln vermindern konnte. Der Vorsprung war einen Fuß breit. Oberhalb stieg eine steile Wand empor und unterhalb ging es tausend Fuß senkrecht hinab. An Rückkehr auf demselben Wege zu denken war nicht möglich, weil er nicht umkehren und auch auf dem faulen Steine keine feste Basis gewinnen konnte, um den ausgeführten Sprung rückwärts zu machen. Er beschloß daher vorsichtig auf dem langen Bande hinzukriechen, um zu sehen ob es nicht von ihm einen Ausweg gäbe. „Bänder" nennt man hier schmale Felsabsätze, die sich oft mit einer sich gleichbleibenden Breite sehr weit wie lange Gesimse an den Felswänden hinziehen. Diese Bänder benutzen die Gemsen oft um darauf zu entschlüpfen, und die Gemsjäger laufen daran hin wie auf Galerien. Unser Mann hatte einen kurzen Stock mit einem Beile bei sich, wie man ihn bei den Gemsjägern häufig sieht. Er schlug daher vor sich die losen Steinbröckel soviel als möglich weg und kroch dann, wenn er einigermaßen festen Grund gewonnen, ein Stückchen weiter. Da diese Arbeit indeß sehr mühselig vonstattenging, so mußte er zuweilen einige Minuten zu seiner Erholung pausiren und lag dann still am Rande, bis etwa unter ihm ein Stein von selbst sich löste und ihn dann wieder von der einen unsichern Stelle zu der andern jagte. Als er so anderthalb Stunde lang sich vorgeschoben haben mochte, bemerkte er auf einmal einen flatternden Schatten an dem Felsen hinschweben. Er drehte den Kopf ein wenig nach oben und erblickte einen großen schönen Adler in schußgerechter Entfernung, der in spiralförmigen Kreisen sich ihm näherte und es auf ihn abgesehen zu haben schien. Diese Thiere haben das Auge auf Alles was sich an den Felsen regt, und sind bereit alles Lebende was sich etwa irgendwo in Noth oder wehrlosem Zustande befinden sollte anzugreifen, womöglich im Heranfluge durch Schreck und Flügelschlag in die Tiefe zu stürzen und sich seiner da zu bemächtigen. Der Adler, der den Menschen sich wie einen Wurm am Felsen winden sah, mochte so Etwas im Sinne haben. Als er dieses großen Thieres ansichtig wurde, vertauschte mein Jäger seine Todesgedanken auf einmal mit Mordplänen und sann nun, obgleich er seiner eigenen Rettung noch völlig ungewiß war, darauf wie er den Adler erlegen möchte. Vorsichtig und mit vieler Mühe brachte er allmälig seinen ganzen Körper auf dem Rücken zu liegen, und nach zehn Minuten Arbeit bekam er auch seinen Stutzen schußgerecht in die Hände. Mit dem Hinterkopfe klemmte er sich an seinen kleinen Felsknollen. Mit dem linken Elbogen drückte er den Felsen ebenfalls wo er konnte, und das linke Bein schlang er gleichfalls um den Felsen und klammerte sich irgendwo mit dem Haken an. Die Theile der rechten Seite hingen mehr oder weniger über den Abgrund hinaus. In dieser Attitude, in der alle Muskeln des Körpers in spielender Spannung und Klammerung begriffen sein müssen, beobachtete er seinen Vogel eine Viertelstunde lang. Ich wollte ich könnte sagen er hätte ihn geschossen. Allein das Thier kam leider nicht mehr näher, ließ den Jäger los und nahm, vielleicht durch ein entferntes Geräusch erschreckt, eine andere Richtung. Lang sah ihm unser Freund, in der Hoffnung, er möchte noch wiederkehren, nach, mußte sich aber endlich entschließen wieder auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Nach dreistündiger, verzweifelter Arbeit hatte er sich endlich mit zerfetzten Kleidern und Händen ans Ende des Felsbandes durchgewunden, wo er einige Sträucher erreichte, mit deren Hülfe er sich auf ein bequemes Terrain hinaufarbeiten und zuletzt dem Tode völlig entkommen konnte.

52.

Heinrich Pröhle.

Wer die letzten Jahre hindurch den Wegen unsers wackern Wanderers in der Literatur gefolgt ist und ihm auch in das Revier theilnehmend nachschaut, woher uns neuerdings zwei frische Zeugnisse seines tüchtigen Sinnes kommen, dem müssen, wenn er Ausgang und gegenwärtigen Rastpunkt zusammenhält, Art und Grundrichtung dieses Talents ganz klar vor Augen liegen. Die erste größere Hälfte der Schilderungen: „Aus dem Kaiserstaat", womit Pröhle 1849 als Reiseschriftsteller debutirte, umfaßt friedliche Natur- und Lebensbilder, wie sie bei freiem Umblick im Thal und auf den Höhen, besonders bei der Einkehr unter ländlichem Volke zu sammeln waren; mit der zweiten Abtheilung dieses Büchleins und dem 1850 folgenden: „Berlin und Wien" (vergl. Nr. 220 d. Bl. f. 1850), entrichtete er der unumgänglichen Politik seinen Tribut, indem er aus dem heftig bewegten Leben der großen Städte in seiner eigenthümlich ruhigen Weise erzählte. Sah man auch diesem Treiben gegenüber, soweit es wenigstens der natürliche Antheil einer ernsten Gesinnung zuließ, den Gleichmuth stiller Betrachtung ungestört, so zeigte sich doch daß das Gemüth dem allgemeinen Zuge nachgeben und das Talent, um nicht außer der Zeit oder gar wider sie zu erscheinen, den neuen Stoff aufnehmen mußte. Wie sehr diese Skizzen der politischen Bewegung in des Verfassers ganzer Thätigkeit nur eine zufällige, durch den Gang allgemeiner vaterländischer Schicksale bedingte Episode bilden, lassen seine beiden neuesten Schriften deutlich erkennen. Er sucht nicht die „Villeggiatur" zur Abkühlung des Echauffements, die ländlichen Studien sind ihm nicht eine flüchtige Erholung von der Politik, sondern diese Sphäre eines in festen Grenzen ruhig und einfach fortschreitenden Daseins ist die wahre Heimat seines Herzens und seines Talents. Hier zu beobachten und zu lernen ist ihm zugleich Lust und ernstes Geschäft. Das Büchlein

Aus dem Harze. Skizzen und Sagen. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1851. 8. 18 Ngr.

gibt zunächst, ganz im Charakter jener ersten Wanderskizzen aus dem Kaiserstaat, in einer Reihe kleiner abgerundeter Bilder die Uebersicht der schönsten Punkte des Gebirgs. Wie oft indessen auch schon Aehnliches unternommen wurde, füllen diese bescheidenen Blätter doch einen Platz aus, um den sie mit keiner andern Behandlung des gleichen Gegenstandes zu streiten brauchen. Gleich weit entfernt von dem sterilen, descriptiven

Tone eines bloßen „Führers" und Wegweisers, wie von dem unruhigen Stile halb burschikoser, halb gefühlvoll schwärmender Subjectivität, erhalten sie uns an der Folge der Schilderungen die Person, die bestimmte Anschauungsweise des Wandernden auf das anspruchsloseste gegenwärtig. Wie hier das subjective Element verbindend auftritt, will es unser Interesse nicht dadurch zu sich ziehen daß es dem wiedergegebenen äußern Bilde je nach Laune durch poetisirende Wendungen einen Reiz anheftet, den wir immer als Zugabe fremder Phantasie empfinden; vielmehr hat es die ganz dem Wesen der Sache entsprechende Bedeutung, jenes unsichtbare, imponderable Etwas, die Atmosphäre gleichsam, von welcher sich die Seele in dieser Natur, unter den Gestalten dieses Menschenschlags eingenommen fühlt, den Erinnerungen und Vorstellungen des Abwesenden mitzutheilen. Und gerade in diesem Zusammenhange steht es dem Verfasser sehr wohl an, wenn er zum Symbol des Geistes, in dem er seine Arbeit gehalten wünschte, zweier hessischen Bauern gedenkt, die er einmal am Brocken ihre Kittel mit Erde füllen sah, damit sie jedem Fragenden daheim antworten könnten: „Solches Erdreich ist am Brocken!"

Des mislichen Bemühens, den Zauber der Naturschönheiten in ausgeführten Landschaftsgemälden literarisch zu erschöpfen und dem Leser gewissermaßen eingefangen zu überliefern, hat sich unser Freund mit richtigem Instincte enthalten. Er führt uns nicht durch die Luft von einem Höhepunkte zum andern, um dann vom Raptus der Bewunderung ergriffen in bläulichen Fernsichten zu schwelgen; er macht den Leser zu seinem Begleiter auf allen Pfaden, die er entlang durch das Gebirge geht; er läßt ihn in schlichter Erzählung all die kleinen Scenen seiner eigenen Wandertage, flüchtige Begegnungen und was sonst solche Streifzüge bringen, mitdurchleben, und wie sich so das Unscheinbarste als sprechender Zug zu dem Bilde fügt, finden wir uns zuletzt mit dem Kameraden, der so gute Winke zu geben weiß, auf deutschem Waldboden heimisch, ohne daß wir irgend einmal eine Absicht die uns leitete gespürt hätten. Es ist in dieser Art von Literatur nicht allzu häufig daß persönliche Erinnerungen des Autors in ein wohlgeschlossenes, ebenmäßiges Ganze gefaßt werden, welches den Totalcharakter eines Landstrichs rein widerspiegelt. Von Heine und Laube ging bei uns jene frivole Touristenmanier aus, die in Natur- und Menschenleben nur nach Bildern sucht, um sie als Folie coquettirender Sentimentalität oder piquanter Witzspiele — wie sich's eben schicken will — zu verbrauchen. Das romantische Ich mit allem bunten Wechsel seiner Anwandlungen, die interessante Figur des Scribenten mit ihrem Dunstkreis „literarischer Bezüge" bleibt die Hauptsache, zu deren Glorie jeder schöne Winkel der lieben Gotteswelt ausgebeutet wird. Diese fahrenden Esprits wissen, wo es ihnen gerade bequem ist, recht scharf zu beobachten, aber es fehlt dieser Beobachtung der redliche, unbefangene Sinn, dem es nur auf die Wahrheit ankommt; sie legen überall aus und unter, sodaß man gleichsam in die Seele der Beobachteten hinein von dieser Auffassung, die blos auf den Spaß, das geistreiche Aperçu und den novellistischen Schimmer ausgeht, sich beleidigt fühlt. Heine's „Harzreise", in der man an manchen Stellen das pure Gold der Poesie zu erblicken vermeint, ist trotzdem Nichts als das wahre Vorbild und der vollendete Inbegriff dieser unlautern, ungesunden Richtung. Die heitere Unschuld des Reiselebens wird durch das Gift der Ironie verpestet. Die Natur muß herhalten wie eine Auswahl von Theaterdecorationen; wenn das Zeug im gehörigen künstlichen Lichte seinen Dienst gethan hat, liegt es als Plunder beiseite in staubiger Ecke. Der gute Andersen glaubte auch noch in aller Arglosigkeit an die Heine'sche Façon der „Harzreisen" und gab in seinen Reiseschatten eine matte Durchmalung der alten Schablone.

Was nun in Pröhle's ganzer Art so wohlthuend wirkt, kann man sich nicht besser als unter dem vollen Gegensatze der bezeichneten Manier vorstellen. Der reine Grundton seiner Wandergeschichten wird nirgend durch Nebengedanken getrübt; eine kräftige Freude an den Dingen waltet überall, ihren geradherzigen Ausdruck stört nicht Calcul und Selbstbespiegelung. In seiner Behandlung des Verkehrs mit Menschen, wie er sich gesucht oder von ungefähr findet, wittert man nirgend eine Spur des ironischen Horcherverhältnisses heraus, worin sich der moderne Literat bei solchen Studien so leicht zu gefallen pflegt. Ein naives ehrliches Wohlwollen und Wohlgefallen zieht hier den Kreis, über welchen die Betrachtung des Autors niemals hinausschweift. Echter volksfreundlicher Sinn, der jede vornehme Entfernung und alles bewußte Sich-Fühlen einer „höhern Bildung" aufhebt, spricht aus seiner Erzählung. So gibt er die Gespräche mit dem alten Frachtfuhrmann zwischen Goslar und Ocker und mit dem armen Tagelöhner von Sangerhausen, der ihm einen gesottenen Krebs „zum Andenken" bietet. Er quält sich nicht darum daß das Gesehene und Erlebte in der schmucklosen Gestalt seiner Mittheilung Andern zu geringfügig erscheinen könnte, daß hier und da das anscheinend Bedeutungslose durch eine eingelegte Pointe müßte gehoben, das schlichte Bild durch elegante Färbung bestechender gemacht werden. Ich habe Nichts dagegen, wenn man dies zufriedene, reflexionslose Behagen am Realen, welches Pröhle selbst im Kleinsten unbedenklich auch dem Leser zumuthet, auf eine gewisse Beschränktheit zurückführen will, denn das Resultat derselben wird Niemand schelten der für treue Darstellung auf diesem Felde gesundes Gefühl und offenes Auge hat.

Dem oberflächlichen Flattergeist des literarischen Streifjägers, der, um aus seiner Tour Etwas zu machen, die Wirklichkeit raffiniren muß, steht in unserm Harzbüchlein die aufmerksame, antheilvolle Ruhe des Heimischen gegenüber, dem, wie er sich gleichsam mit der Seele dieses Lebens und Webens auf vertrautem Fuße hält, auch die Bedeutung des Unbedeutenden nicht verborgen bleibt.

Mit dem „Rothenburger Einsiedler" sammelt er

trockenes Holz im Walde und lobt in offenem Frohmuthe die herrliche Beschäftigung. Er geht nicht blos wo breite Straßen und bequeme Pfade führen, sondern klettert auch rüstig im Unwegsamen und weiß sich bei den Geheimnissen des Gebirgs zu Gaste zu bitten. Davon enthält denn der neunte Abschnitt der kleinen Schrift, welcher fleißig gesammelte sagenhafte Traditionen des Harzes in geschickter Verbindung umfaßt, mancherlei Kunde. Dieses gehaltreiche Capitel, in dessen Verlauf wir das ganze durchstreifte Gebiet noch einmal überblicken, hätte den schönsten Schluß gebildet, und wir möchten das letzte, das unter der Aufschrift: „Eine Geschichte aus dem Archiv des Falkensteins" nach der französischen Correspondenz in den „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg" (1842) die Brautschau für den Sohn Katharina's II. schildert, um des harmonischen Gesammteindrucks gern weggenommen sehen. Dafür würde aber der übersichtliche Nachtrag, den der Verfasser in einer allgemeinen Charakteristik von Land und Leuten nach geographischer und Cultureigenthümlichkeit durch die „Grenzboten" (1851, Nr. 25 u. 26: „Der Harz und seine Bewohner") veröffentlicht hat, bei spätern Auflagen, die wir dem hübschen Werkchen von Herzen wünschen, eine trefflich unterrichtende Einleitung abgeben.

Mit seiner jüngsten Arbeit von weit größerm Umfange:

Walddrossel. Ein Lebensbild. Dessau, Katz. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

wendet sich Pröhle zu einer andern Aufgabe hinüber, indem er Beobachtungen aus dem niedersächsischen Landleben mit der Geschichte eines individuellen Entwickelungsganges novellistisch zu verknüpfen und für volksthümliche Literatur eine neue Provinz anzubauen sucht. Unser Urtheil über sein Talent erhält hier, wo es sich um poetische Gestaltung handelt und die Frage nach höherm künstlerischen Vermögen eintritt, eine wesentliche Vervollständigung; zugleich finden wir Anlaß uns über diesen so stark herauswachsenden Zweig neuester Schriftstellerei einigermaßen Rechenschaft abzulegen. Wenn ich den ganzen gegenwärtigen Stand dieser Bestrebungen aufmerksam bedenke, so scheint es mir vor allem als fehle es an klarem Bewußtsein, in welchem Sinne denselben die factisch beigelegte Wichtigkeit zukomme. Bei all dieser Einseitigkeit, mit der sich auch die Kritik um die Sache zu thun macht, leuchtet es nirgend recht sicher hervor, weß Wesens und Gehalts denn nun eigentlich die Würde sei welche man für diese Richtung behauptet; man erkennt nicht aus welchem bestimmten Bezirk unserer geistigen Haushaltung das Interesse entspringt, zu dem sich die Welt dieser Alliance volksthümlicher Tendenzen gegenüber in so ungewöhnlichem Grade verpflichtet glaubt. Es liegen hier soviel halbausgeprägte Meinungen und Maßstäbe durcheinander daß man um einen soliden Anhalt zur Entscheidung wirklich verlegen ist. Faßt man die Frage rein als eine ästhetische Angelegenheit, so wird bei dem größern Theile der betreffenden Literatur guter Rath theuer sein, wie man ihn mit der Kunst in Zusammenhang bringen soll. Und doch ist der Gedanke einer Restauration der Poesie durch die Pferdecur der derben Idylle noch immer derjenige Zug welcher sich den Reflexionen über diese Bewegung am sichersten abgewinnen läßt. Auf welche Weise ein Mann wie Julian Schmidt, der sich von den verderblichen Wirkungen des „Romantischen", d. h. die Natur und den gesunden Instinct Verleugnenden, der krankhaft forcirten Phantasie in der modernen literarischen Bildung eine so feste Ansicht gegründet hat, dazu kommt, die Werke eines Jeremias Gotthelf mit solcher Theilnahme und als so bedeutungsvolle Phänomene zu behandeln, liegt am Tage. Aber man kann in gewissem Sinne auf diese Ideenverbindung vollständig eingehen und die Freude an der Kraft der Charakteristik in Gotthelf's Talent theilen, ohne dem Glauben zu huldigen daß gegen die Ungunst der Zeit, gegen falsche Neigungen des Geschmacks, kurz gegen all die Verhältnisse welche eine richtige Entwickelung des poetischen Geistes zu hemmen scheinen, planmäßige Reaction durch allgemeines, hartnäckiges Verweilen bei einem und demselben beschränkten Stoffkreise mit heilsamem Erfolge denkbar sei. Da ist unsere Zeit auf dem directen Wege immer tiefer in die Lüge hineinzugerathen, denn es wird am Ende nur das Mittel gepflegt womit die Impotenz sich selbst und das Publicum am bequemsten täuschen kann. Welche komische Vorstellung, als wäre durch solches Arbeiten fortwährend auf den nämlichen Fleck hin gleichsam ein geistiger Zustand zu erzeugen, aus welchem die verlorene echte Kunst in neuen Jüngern von selbst wieder hervorginge! Der wahre Dichtergeist ist zwar bei jeglichem Stoffe den er wählt sich gleich, aber das Höchste in der Poesie wird doch nur da erreicht wo in dem Gegenstande selbst der höchste und werthvollste Inhalt liegt. Wie mag man also in einer Sphäre des Lebens die, was man auch sage, stets eine untergeordnete bleibt, Hülfe und Rettung suchen!

Zu diesem wunderbaren Irrthume, der in der „volksthümlichen" Literatur eine so große Rolle spielt, kommt noch daß obendrein die Begriffe: aus dem Volke und: für das Volk oft in eine dämmerige Unklarheit zusammenlaufen, zu deren Lichtung, wie überhaupt in Betreff des ganzen Capitels, man nicht dringend genug auf Berthold Auerbach's meisterhafte Auseinandersetzungen in „Schrift und Volk" (1846) verweisen kann. Im Ganzen spukt in den Geistern blos das dunkele, fast epidemische Gefühl: es muß Etwas vom Volke dabei sein; das Wie und das Warum werden nicht offenbar. Zugleich waltet die einseitigste Sucht früher Geleistetes unbedingt in eine förmliche organische Construction dieser Monomanie hereinzuzwingen. Immermann, dem gewiß bei der Composition seiner westfälischen Oberhof-Idylle Nichts ferner lag als der Gedanke ein neues selbständiges Genre zu begründen, ist vor allen Dingen mit seinen Intentionen unter diesen Gesichtspunkt ge-

bracht worden und — damit man doch auch den Beitrag eines solchen Mannes sauber und nett in Reihe und Glied bei den Acten habe — verlautet eben daß seine Witwe den Hofschulzen nebst Zubehör von fremder Literatenhand*) aus dem „Münchhausen" wolle „herausschälen" lassen.

Pröhle's Verhältniß zu diesem allgemeinen Bestreben stimmt vollkommen mit Dem überein was wir bereits bei Gelegenheit seiner Skizzen aus dem Harze zu bemerken fanden. Seinem literarischen Wirken entspricht eine innerliche Berührung mit dem Volksgeiste, welche unverkennbar ein Element seiner ganzen Lebensentwickelung ausmacht. Wir haben in dem Lebensbilde „Walddrossel" nicht ein Product literarischer Einflüsse, sondern die naturwüchsigen Früchte dieses Elements vor uns, die allerdings mit durch Gunst der literarischen Constellation gezeitigt sein mögen. So darf man denn in der Beurtheilung des Buchs vor allem nicht die naive Herzensfreude vergessen, womit der Autor ohne Zweifel das Unternehmen hier nur erst begonnen hat, den Gebieten des deutschen Vaterlandes (im weitesten Sinne) deren Volksleben schon, mehr oder weniger poetisch verarbeitet, in die Schrift übergegangen, der Schweiz, dem Elsaß, Schwarzwald, Böhmerwald, Schlesien u. s. w. nun aus dem Schatze heimischer Erfahrung auch das Niedersächsische**), besonders den von dieser Seite noch ganz unbeachteten Harz beizugesellen.

Der wesentliche Theil dieser Schilderungen erscheint in jener etwas groben Frische der Färbung, die das Abbild des Selbsterlebten charakterisirt und, unterschieden von dem feinern poetischen Colorit, ein ganz unmittelbares, wenn ich so sagen darf: parteiisches Verhältniß des Verfassers zum Gegenstande ausdrückt. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt daß Pröhle die Gestalt in welcher er offenbar sein eigenes Wesen, seine eigene Anschauung niedergelegt hat, selbsterzählend einführt und sonach bis auf Züge des äußern Schicksals, mit denen die Fiction einige Abrundung der Fabel mußte zu gewinnen versuchen, direct nur das fertig Aufgenommene wiedergibt. Hierin liegt alles Gute was man dem Buche nachrühmen kann, aber auch alle Mängel desselben hängen damit aufs genaueste zusammen. Obwol das Interesse des Verfassers in der That ganz praktisch auf den Culturzustand geht, dessen Erscheinungen er auffaßt, so machte sich doch das künstlerische Bedürfniß soweit geltend daß er ein leidliches Ganze zu geben wünschte. Damit die einzelnen Stücke der Bilderreihe nicht auseinanderfielen, mußte die Persönlichkeit, an der sie wenigstens eine äußerliche Verbindung erhalten und die das Gleichmaß der nämlichen Stimmung über sie verbreitet, hülfreich auftreten. Die nothwendige Orientirung über diese Figur brachte denn wieder allerlei Biographisches mit sich was dem Hauptziele des Autors nicht angehört. So gelangen wir erst vom Stadium der Schülerschwänke aus durch die Romantik deutscher Burschenschaft nach gelegentlichen Vorbereitungen (wie des Schulzen Boddensmecker einfältig-kräftiges Wort) in den Bereich auf welchen sein Herz eigentlich lossteuerte, und wir können uns am Ende doch nur daran halten die aneinandergefügten Theile gesondert zu betrachten. Denn der Gedanke welcher die Gleichgültigkeit der blos äußern Folge zwischen denselben aufheben, ja sogar den Sinn dieser Zusammenstellung ins Symbolische erweitern würde, nämlich: der Uebergang aus der unklaren idealistischen Erregung in die stille Pflege des beschränktesten Kreises, hat zwar dem Autor wohl vorgeschwebt*), aber schon deshalb seine Macht nicht recht ausüben können, weil der Natur des Erzählers selbst, die auch inmitten jener excentrischen Wirthschaft auf ihrem Standpunkt ruhiger Beschaulichkeit ist und sich an „des Lebens heiterm Unverstande" gutmüthig behagen läßt, eine solche Wandelung und Herabstimmung fremd erscheint. Sonst bot sich hier die schönste Gelegenheit zu Immermann's Philhellenen hinter dem Actentische der politischen Inquisition („Die Epigonen") ein versöhnlicheres Seitenstück zu liefern. Indessen wie nun diese Dinge vorliegen, sind sie uns nichts Anderes als formlose Reminiscenzen, die in einem cursorisch gefaßten Vitae Curriculum nicht zu einem vollständigen Sittengemälde auszuführen waren. Das Verweilen bei den Exercitien des trivialen Knabenhumors hat etwas Unerquickliches, und der wahre Genuß dieser ganzen Darstellungsweise geht uns doch erst auf wo sie es rein mit der ländlichen Sphäre zu thun bekommt. Das Talent des Autors tritt uns aber allenthalben so geartet entgegen daß Alles was, besonders in diesem Kerne seiner Arbeit, nur entfernt an romanhafte Appretur erinnert, als fremdartiger, künstlich aufgetragener Zug störend einwirkt.

Wie der Geist in dem diese Welt vom Verfasser empfangen ist sich von der höhern poetischen Aufnahme unterscheidet, ohne darum die derbe Realität ihre eigenthümlichen Reize einbüßen zu lassen, Das bringen wir uns nicht besser zum Bewußtsein als wenn wir uns neben dem Schulzen Boddensmecker — diesem wahren Goldfunde der Charakteristik — und seinem Stiefsohn einmal den „Lucifer" Auerbach's vergegenwärtigen. Pröhle kommt durch seine Auffassung nicht in die geringste Versuchung für das Bauernpaar mit dem Reformergeschmäckchen in einseitiges Feuer zu gerathen, denn er behält stets das Ganze, dessen Glieder sie sind, völlig unbefangen im Auge und gewinnt gerade in dieser epischen Ruhe zugleich den echten Ausdruck der unbewußten Kritik, welche die Gegensätze innerhalb der Gemeinde wechselseitig aneinander üben; während der Dichter sei-

*) Eine unverbürgte Mittheilung nennt Gustav zu Putlitz!

**) Es ist mir unbekannt, inwieweit einzelnes Frühere, z. B. „Der Bälgentreter von Ellerrode. Niedersächsische Dorfgeschichte von Georg Schirges", dem innern Gehalte nach eine wirkliche Priorität behauptet.

*) Davon finden wir die Spuren z. B. in der Gestalt des „Mathematikus".

nem Lucifer unwillkürlich zu viel Geist vom eigenen Geiste eingehaucht hat, als daß er den geschilderten Conflicten den glühendsten Widerschein subjectiver Heftigkeit fernzuhalten vermöchte. Lucifer's innere Bewegung ist auf Consequenzen angelegt, die ihm, seinen Umgebungen gegenüber, eine gewisse tragische Erhabenheit verleihen. Dies bleibt, so echtpoetisch es auch gedacht und vollendet ist, immer ein ideales Wagniß. Boddensmecker, ungekränkt an ehrwürdigem Ansehen, muß doch durch die Unreife und Unbeholfenheit der Reflexion, welche in dieser Sphäre nie ganz überwunden wird, einem gelinden komischen Gericht verfallen und erhält in solchen Grenzen wirklich Etwas von typischer Bedeutung. So bewährt sich nun die Weise unsers Autors überall daß er, obwol kein Poet, ja mitunter Vorzüge poetischer Form absichtlich verschmähend, unbewußt auf das glücklichste der großen Poetenpflicht Genüge thut, Charaktere zu schildern denen man (nach dem Worte des alten Zelter) ansieht „daß sie Gott gemacht hat". Mit diesem schönen Lebensrechte ist denn auch die tugendliche Jungfer Susanne („Walddrossel") reichlich ausgestattet, umsomehr da die Neigung Pröhle's, in seinen Bildern auf das leibliche Wesen und Gebahren starkes Gewicht zu legen, bei diesem Lieblinge ganz besonders vorwaltend erscheint. Die derbe Sprache in der sich seine unschuldige Freude am Sinnlich-Gesunden äußert, kann indessen einem Verhältniß wie er es zwischen seinem alter Ego und der Walddrossel darstellt nicht an jedem Punkte vortheilhaft sein. Wo die zarte Empfindung reden will, glauben wir zuweilen ein süßliches Schmunzeln zu sehen, das dem braven Naturburschen ganz possierlich zu Gesichte steht. Im Umkreise dieses Gefühls muß die Sorge: daß doch ja Nichts von dem kräftigen Marke des bäuerischen Lebens umkomme, von welcher die Wahl der Ausdrücke im Allgemeinen, besonders aber gleich Kostbarkeiten hervorgehobene Elemente der Mundart zeugen, nothwendig doppelt ins Auge fallen. Wenn z. B. die Erkorene auf ihrer Brautfahrt „mit ihren großen klaren Glotzaugen wie ein junges Rind in die Welt hineinschaut", so dürfen wir offen gestehen, wie wenig der Ehrenschmuck solcher Gleichnisse uns in der Blumensprache der Liebe geläufig ist. Der Autor hat sich nun einmal in das Detail jener handfesten, saft- und kraftstrotzenden Existenz mit einer Hingebung vertieft, bei welcher er vor dem Anstreifen ans Rohe und Platte unmöglich immer behütet bleiben konnte.

Wie man also diese fast impertinente Naturwahrheit der Genremalerei auch ansehen möge, den Ruhm muß man ihr lassen: daß sie aller Orten von einem Geiste belebt ist der nicht blos an den Grenzen des ländlichen Reichs „herumgeschnopert" hat, sondern sich in jedem Betracht als wohlerfahrener und eingeweihter durch unzweideutig Zeugniß Respect zu verschaffen weiß.

Clemens Wrsten.

Preußens Ehrenspiegel.

Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung preußisch-vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1840, mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen von Adolf Müller. Herausgegeben von demselben und H. Kletke. Berlin, Gebauer. 1851. Lex.-8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Diese ziemlich voluminöse Gedichtsammlung soll, nach der Versicherung der Herausgeber in dem Vorwort, keine Geschichte Brandenburgs und Preußens sein, sondern die einleitenden Anmerkungen sollen nur den Zweck haben das nächste historische Bedürfniß zu befriedigen, das durch die Lesung dieser Gedichte — die sich chronologisch an alle Regenten und geschichtlichen Epochen Brandenburgs und Preußens knüpfen, von Markgraf Gero an (937) bis auf Friedrich Wilhelm III. — erzeugt wird. Unverdienstlich können und wollen wir ein solches Unternehmen schon um seines vaterländisch-monographischen Werths willen nicht nennen. Es hat aber auch poetisch-compilatorischen Werth, insofern diese Zusammenstellung von Erzeugnissen sehr verschiedener und ausgezeichneter Dichter nicht blos eine durchaus vollständige ist, sondern auch den Beweis liefert: daß eben unsere vorzüglichsten ältern und neuern Lyriker mit Vorliebe ihre Muße der preußischen Geschichte zugewendet haben. Wir finden hier Beiträge von Ulrich von Hutten (Zum Preise der Mark!, übersetzt von A. Mehring), Georg Sabinus (dem verdienstvollen Rector der Universität Königsberg im Jahre 1544. G. Sabini poemata, Lipsiae MDLVIII.), von Simon Dach, von Besser, Ewald Christian v. Kleist, Uz, Schubart, Lichtwer, Gleim, der Karschin, Goethe, Herder, Tiedge, Ramler, Schiller, Schmidt von Lübeck, Uhland, Immermann, Fouqué, Brentano, Achim von Arnim, E. M. Arndt, v. Stägemann, v. Schenkendorff, Rückert, Th. Körner, Varnhagen v. Ense und unter den neuesten von H. Stieglitz, Fr. Förster, W. Alexis, August Kopisch, v. Uechtritz, v. Sallet, Mosen, Freiligrath, G. Pfizer, E. Ortlepp, Gruppe, Emanuel Geibel, Drewes, Marggraff — mit Einem Wort, beinahe die ganze deutsche Lyrik ist hier, compilatorisch aus ihren selbständigen Werken, in würdiger Weise vertreten. Diesem ganzen chronologisch-lyrischen Ehrenzuge Seite für Seite zu folgen verbietet uns, bei dem bedeutenden Umfang des Werks, der Raum, allein einzelne hervorstechende Züge, Bezüge, lyrische und historische Momente und vielleicht Novitäten die in dem Werk vorkommen dürfen wir uns hervorzuheben nicht versagen.

Otto IV. mit dem Pfeil, Markgraf von Brandenburg (1267—1308), war nicht blos ein tapferer und unternehmender Fürst, der den materiellen Wohlstand seines Landes auf jede Weise förderte, er war auch ein Freund der Künste und Wissenschaften. Er versammelte an seinem Hofe um sich gelehrte Männer, Mathematiker, Baumeister, Astronomen; er selbst aber gehörte zu den bedeutendsten Dichtern (Minnesängern) seiner Zeit, und die sieben Minnelieder die wir noch von ihm besitzen gehören immerhin zu den vorzüglichern. Hier das eine zur Probe. Warum die Herausgeber die neudeutsche Uebertragung, und nicht vielmehr das mittelhochdeutsche Original, wie es sich bei v. d. Hagen: „Minnesänger, deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrhunderts", vorfindet, aufgenommen haben, vermögen wir nicht abzusehen:

Wie soll ich würdig sprechen von der Minne?
Es rühmt sich keiner eines höhern Gutes,
Wer ihrer pfleget, wallet guter Sinne,
Minne thut dem Manne nicht arges Muthes.
Wer der Minne sei unterthan,
Sie thut's durch seine Tugend kund,
Oft hört' ich's aus der Weisen Mund:
Sie lehrt Sünde lan.

Ja, wohl dem, der Unminne zu allen Stunden
Gerne flieht, ihn mag man würdig ehren;

Minne wird nie bei dem Sünder funden,
Sie kann dem Guten wol das Rechte lehren.
Gar viele Leute sprechen so,
Daß Unminne Sünde sei:
Minne ist aller Sünde frei.
Seht, Minne machet froh.

Ad vocem: Kurfürst Johann Cicero, Sohn von Albrecht Achilles, der diesem seinem Vater im Regiment des Kurfürstenthums 1486 folgte, ist ein sehr hübsches humoristisches Gedicht von August Kopisch zu erwähnen, das bereits im Deutschen Musenalmanach von 1841 abgedruckt steht und den Beweis liefern kann: wie historische Züge komischer Art — und die ältere Specialgeschichte der deutschen Fürstenhäuser in ihren gegenseitigen Beziehungen ist an solchen sehr reich — überhaupt lyrisch behandelt werden müssen. Ein herrlicher persönlicher Zug aus der ältern brandenburgischen Geschichte ist die glaubensinnige That einer der edelsten Frauen die auf dem brandenburgischen Kurstuhl saßen: Elisabeth von Dänemark, Gemahlin Joachim's I. (1499—1535). Dieser Kurfürst Joachim war der Kirchenreformation Luther's abhold. Seine Gemahlin jedoch war durch ihren Bruder, den vertriebenen König Christian II. von Dänemark, für die neue Lehre gewonnen worden, und ließ sich im Monat März d. J. 1528, während ihr Gemahl abwesend war, in ihrem Schlosse zu Köln an der Spree von einem wittenberger Geistlichen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen. Deswegen machte ihr ihr Gemahl harte Vorwürfe, denen er sogar Drohungen hinzugefügt haben soll. Elisabeth fürchtete jedoch nicht blos den Zorn ihres Gemahls, sondern auch die Verfolgung der Pfaffen und entschloß sich deshalb, unter Mitwirkung eines Thürstehers Joachim von Götze, in Begleitung einer Kammerfrau auf einem Bauerwagen und in Bauerntracht nach Sachsen zu entfliehen, wo sie von ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann dem Standhaften, freundlich empfangen ward und das Kammergut Lichtenberg an der Elbe zum Aufenthalt angewiesen erhielt. Erst nach erfolgtem Tode ihres Gemahls, den sie inniger geliebt haben soll als er es um sie verdiente, nach Regierungsantritt ihres Sohnes Joachim II. kehrte sie in die Mark zurück, und Letzterer feierte ihr zu Ehren das erste öffentliche Abendmahl nach evangelischer Weise auf ihrem Witwensitz Spandau am 1. November 1539. Das auf diese Begebenheit bezügliche, hier mitgetheilte Gedicht von C. F. Bäßler (Diakonus zu Freiburg an der Unstrut) gehört zu den trefflichsten.

Nicht Alle die Berlin und dessen Localitäten kennen, werden wissen woher der Molkenmarkt daselbst — gegenwärtig der Sitz der hohen Polizei — diesen seinen Namen führt. Die Sache ist diese (sagt der alte Paläphatus): Die Kurfürstin Katharina, Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin, geb. 1549, vermählt 1570 mit Joachim Friedrich, war eine Landesmutter in so echtem alttreuherzigen Sinne wie die Mutter Anna von Sachsen, ihre Zeitgenossin. Sie stiftete wohlthätige Anstalten, die noch heutiges Tags ihren Namen führen, und legte unter Anderm in der Nähe Berlins Kuhmelkereien an, wovon die Milch in der Hauptstadt auf einem Platze verkauft oder resp. verschenkt wurde, der noch jetzt der Molkenmarkt heißt. „Den Erlös aus dem Verkauf verwendete sie zur Unterstützung armer Leute und begründete davon namentlich eine Apotheke, aus welcher jeder Arme unentgeltlich Arznei erhielt. Dies ist noch die heutige Schloßapotheke. Man sieht, die damaligen hohen Frauen übten die Wohlthätigkeit und waren dabei sehr sparsam.

Für Diejenigen die in der brandenburgischen Geschichte nicht so speciell bewandert sind die Notiz daß Johann Sigismund der erste Kurfürst war der sich von der lutherischen Lehre feierlich absagte, um sich der Confession Calvin's zuzuwenden. Am ersten Weihnachtsfeiertage 1613 nahm er im Dome zu Berlin mit noch 54 andern Communicanten, worunter sich sein Bruder Johann Georg, der Graf Ernst Kasimir von Nassau und der englische Gesandte befanden, das Abendmahl nach reformirtem Brauch. Dieser Uebertritt erscheint allerdings in dem Moment wo er geschah als ein politisch hervorgerufener, doch machen unsere Commentatoren dabei die wol nicht ungegründete Bemerkung: „Ohne diese äußere Veranlassung (er wollte sich nämlich, der Macht der katholischen Liga gegenüber, mit den streng calvinisch gesinnten Holländern verbünden) würde er gerade zu dieser Zeit wahrscheinlich jenen Confessionswechsel nicht vorgenommen haben, allein unterlassen hätte er diesen Schritt gewiß ebenso wenig. Sein ganzer religiöser Standpunkt drängte ihn dahin. Er erkannte die Nothwendigkeit: der starren Orthodoxie der sächsischen Lutheraner gegenüber eine unabhängige kirchliche Stellung einzunehmen."

Benjamin Neukirch, geb. am 27. März 1665, gest. zu Anspach als Hofrath und Prinzenerzieher den 15. August 1729; Herausgeber von des „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesenen und noch ungedruckten Gedichten, 7 Thle. Leipzig 1695—1727", war er unter Friedrich I. Hofpoet in Berlin und hielt im Jahr 1707 auf dessen zweite verstorbene Gemahlin, Sophie Charlotte von Hanover, eine Gedächtnißrede, die selbst für den damaligen Hoffmannswaldau-Nachzeitgeschmack originell genug ist und aus welcher wir eine Stelle zu entlehnen uns nicht versagen dürfen: „Wenn alle unsere Gedanken Thränen, alle unsere Thränen und Seufzer Worte und alle unsere Worte vollkommene Redner wären, so würden sie ja wol einigermaßen den Schmerz, aber nimmerdar den Verlust ausdrücken welchen wir bei dem plötzlichen Hintritt unserer nunmehr höchstseligen, ehedessen unvergleichlichen und solange der Kreis der Erden steht unvergeßlichen Königin empfinden ...... Die Natur wirket nun bald 6000 Jahre, und in dieser so langen Zeit hatte sie viele vortreffliche Frauen, unter so vielen aber noch keine gebildet in welcher alle Seltenheiten zugleich erschienen: Semiramis war klug aber boshaftig; Helena schön, aber auch untreu; Kleopatra holdselig, aber auch betrüglich; Zenobia großmüthig, aber zugleich ein Spott des Glücks. Und also hat immer einer jeden Etwas gefehlt, bis endlich die Natur ihre Kräfte, der Himmel aber seine Güte versammelt und in unserer einzigen Heldin das Alles vereiniget was sie in soviel Tausenden bisher vertheilt hatten .... ꝛc."

So geht es in Zeile für Zeile anschwellender Gradation bis ins Ungeheuerste fort. Der Raum versagt uns leider weitere Auszüge, aber feststeht daß — die von damals es doch noch besser konnten.

Die neuern und neuesten preußisch-speciell-historischen Thatsachen und hierauf bezüglichen Gesänge von Rückert, Schenkendorff, Körner, Förster, Stieglitz, Niemeyer, Hesekiel und vielen Andern übergehen wir billig, weil sie zu bekannt sind. Interessant aber, und darum am Schluß nicht zu übergehen ist Das was unsere Herausgeber über die eigentliche poetische Genesis des allbekannten preußischen Volkslieds „Heil dir im Siegerkranz" als literar-historische Novität beibringen. Dies seit über einem halben Jahrhundert vielgesungene Gedicht erschien zum ersten mal im Dienstagsblatte der „Spener'schen Zeitung", Nr. 151, vom 17. December 1793 unter der Ueberschrift: „Berliner Volksgesang", bald nach den von dem preußischen Feldmarschall Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Pirmasens und Kaiserslautern über die Franzosen erfochtenen Siegen. Das Lied war mit Sr. unterzeichnet. Zu seiner innern Charakteristik gehört wesentlich: daß es mit ausschließlicher Beziehung auf Friedrich Wilhelm II. gedichtet ist, worauf sich auch der im Liede vorkommende Ausdruck: „Liebling des Volks" bezieht, da der König damals in gewissen Kreisen le bien aimé genannt ward. Ein ferneres literarhistorisches Interesse für dies Lied liegt, wie die Herausgeber richtig bemerken, in dem Umstande daß es das erste deutsche Lied war in welchem die durch die Französische Revolution geltend gewordene Anschauungsweise von der Bedeutung des Volks dem Fürsten gegenüber ihren Ausdruck fand. Trotz je-

ner Unterschrift „Sr." galt doch für den Verfasser des Liedes bis ganz neuerdings Heinrich Karries, in dessen gesammelten Gedichten (Altona 1804, II, 158) dasselbe abgedruckt steht. Allein Ludwig Frege hat in seiner in Berlin bei Hayn 1850 erschienenen Schrift: „Zur Geschichte des preußischen Volkslieds", gründlich dargethan daß der wahre Verfasser der 1755 zu Kiel geborene Doctor der Rechte Balthasar Gerhard Schumacher ist. Dieser bediente sich häufig als Schriftsteller der lateinischen Uebersetzung seines Namens: Sutor. Daher die Chiffre unter dem ersten Abdruck Sr. Im Jahre 1793 befand sich dieser Autor fünf Monate lang in Berlin und während seines Aufenthalts daselbst verfaßte er dies Gedicht, von welchem hier für die Freunde literargeschichtlicher Genauigkeit der wort- und buchstabengetreue erste Abdruck nach der „Spener'schen Zeitung" von 1793 zum Schluß beigefügt werden mag:

Heil dir im Siegerkranz!
Herrscher des Vaterlands!
Heil König dir!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz
„Liebling des Volks zu sein!" —
Heil Herrscher dir!

Nicht Ross', nicht Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten steh'n;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
Fürs Vaterland!
Wir Alle stehen dann
Muthig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich!

Handlung und Wissenschaft
Hebe mit Muth und Kraft
Ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dann
An deinem Thron!

Sei, Friedrich Wilhelm, hier
Lange der Preußen Zier,
Des Landes Stolz!
Jede geweih'te Kunst
Reife durch deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwarm'
An deiner Brust.

Eine spätere Bearbeitung seines Liedes, die völlig verändert und viel serviler ist, gab Schumacher im J. 1801. 39.

Schleswig-Holstein im Jahre 1850. Ein Tagebuch von J. Venedey. Erster und zweiter Theil. Mit zwei Plänen. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1851. 12. 2 Thlr.

Ueber den Krieg in Schleswig-Holstein ist bekanntlich sehr viel geschrieben worden; es gibt in der That eine ganze Literatur darüber. Allein diese Literatur besteht bisjetzt nur aus persönlichen Erlebnissen, Anschauungen und Erfahrungen, eine eigentliche Geschichte der Campagne existirt in diesem Augenblick noch nicht; auch das „Tagebuch von J. Venedey", das uns hier zur Besprechung vorliegt, liefert selbstverständlich keine solche, sondern bringt wie alle frühern Mittheilungen dieser Art nur Material dafür, das zu einem plastischen übersichtlichen Ganzen zu verarbeiten, wie uns scheint, noch lange nicht an der Zeit sein möchte. War es für frühere Epochen unserer Geschichte ein Mangel daß so wenig Memoirenartiges darüber bestand, so ist es für die Sache in Schleswig-Holstein fast ein Unglück daß zu viel davon vorhanden ist. Die zu gehäuften Berichte, Meinungen und Urtheile lassen mit ihrer sich durchkreuzenden, verwirrenden und auflösenden Verschiedenheit ebenso wenig eine ruhige, abgeschlossene und firme Darstellung zu, als die zu spärliche, unvollständige und lückenhafte Aufzählung bei historischen Vorgängen sie möglich machen. Dauern die Mittheilungen aus und über den Krieg in Schleswig-Holstein ein Jahr noch in dem Maße fort wie es bisher der Fall gewesen, so dürfte, wie gesagt, eine endliche Feststellung der Thatsachen demnächst noch durchaus nicht zu erwarten sein. Solange sich ein historisches Factum gleichsam in der Flut und Ebbe der öffentlichen Meinung befindet, solange wird eigentlich eine ruhige, leidenschaftlose Auffassung derselben in Frage gestellt bleiben müssen. Die Geschichte schweigt vor dem Hader der Parteien, vor dem Triumphgeschrei des Siegers, vor dem Jammer der Unterliegenden. Erst wenn der letzte Trommelwirbel verklungen, der letzte Schuß verhallt, und die Begebenheit gewissermaßen den menschlichen Händen entrückt ist, kommt die Geschichte um das Resultat zu ziehen. Das Resultat der Geschichte ist das Epitaph der Zeit. Deswegen kann es auch immer erst eintreten, wenn die Zeit abgethan, fertig, begraben ist. Solange sie noch zelert, zuckt und Bewegungen macht, solange kann es Stimmen, Ansichten, Meinungen und Parteien, aber keine Historie darüber geben. Die Historie schließt das Schwanken, den Zweifel, den Irrthum aus. Wo Jemand wie J. Venedey in seinem Vorwort sagt: „Einzelne Irrthümer über Personen und Sachen mögen immerhin miteingeschlossen sein, da ich oft nur berichte was in so aufgeregten Augenblicken, wie die geschilderten, geglaubt wurde. Es gehört dies aber Alles zur Erkenntniß der Zustände die in Schleswig-Holstein obwalteten und Alles beherrschten", da ist gleich von vornherein die Geschichte ausgeschlossen und deutlich bekundet daß eben nur das Zelern, Zucken und Bewegen einer Zeit gegeben werden soll. Und in der That Anderes wollte, und Anderes konnte Venedey auch nicht geben.

Der Autor ging nach den Herzogthümern zunächst um der Statthalterschaft derselben seine Dienste anzutragen, seine Dienste als Schriftsteller. Er hatte in Absicht ihr mit seinem Rath, seiner Feder zu dienen. Er wollte ihr literarischer Parteigänger sein, er wollte officielle Berichte für Zeitungen schreiben, er wollte die Proclamationen, die Aufrufe verfassen. Daß dieser Antrag ein ehrenwerther war, wird in keiner Weise geleugnet werden können. Aber ob Venedey auch der Mann gewesen wäre ihn zu allseitigem Nutzen auszuführen, ist eine andere Frage. Mit Recht blamirt er die Proclamation die General Willisen nach der Schlacht von Idstedt erließ. „Wir haben die Schlacht verloren;" heißt diese, „aber wir sind nur geschlagen, wenn wir uns selbst dafür ansehen und den Muth verlieren. Das wollen und werden wir nicht. Wir haben kein Material verloren, und finden in Rendsburg Alles was wir brauchen um so stark zu sein wie vorher. Also nur Muth und Vertrauen! Thut ihr Alle eure Pflicht, seid ihr standhaft und gehorsam, so ist noch Nichts verloren." Venedey sagt darüber: „Vier mal das Wort «verloren» in sechs Zeilen. Das ist ein Meisterstückchen; und vier mal «verloren» auszurufen um der Armee «Muth und Vertrauen» einzuflößen... Und was heißt jene andere Phrase: «Wir haben kein Material verloren, und finden in Rendsburg Alles was wir brauchen um so stark zu sein wie vorher.» Wenn wir kein Material verloren, warum brauchen wir denn in Rendsburg Alles zu finden um so stark zu sein wie vorher? Schon am Tage vorher hatte Willisen auch in seinem dritten Armeebericht gesagt: «Gefangene haben wir wenig verloren, deren aber 4—500 gemacht.» Wozu nun die handgreiflichen Unwahrheiten? Oder

wußte der Commandirende wirklich noch am 27. und 28. des Monats nicht daß wir fast drei mal soviel Gefangene als die Dänen und fünf Kanonen auf dem Schlachtfelde gelassen hatten... Ich lese die kleine Proclamation noch ein mal: «verloren», «verlieren», «verloren», «verloren», und frage mich: «Wozu hat nun das Hauptquartier seine Literaten?» Ich habe von dem «Worte», von dem heiligen Zeichen des Gedankens, von dem da geschrieben steht daß es am Anfange war, und am Ende sein wird, einen so hohen Begriff daß ich fest überzeugt bin, es thut noch heute, wenn es in der rechten Weise angewendet wird, überall das Wunder das es zu Anfang gethan hat. Der Säbel und die Kugel sind scharf und weittragend, und das Wort schärfer und weitertragend. Die Franzosen nannten den «Rheinischen Merkur» la quatrième puissance, und man kann den Franzosen nicht gerade nachsagen daß sie damals viel auf «Ideologen», wie Napoleon die Schriftsteller nannte, gaben."

Venedey hat, wie gesagt, Recht die obige Proclamation zu blamiren und zu fragen: „Wozu hat nun das Hauptquartier seine Literaten?" Dieser Erlaß ist, auch wenn man die unglückliche und schwierige Lage unter welcher er geschrieben wurde in Berücksichtigung nimmt, stümperhaft und unverantwortlich. Venedey hätte einen bessern geschrieben, davon sind wir überzeugt. Aber so gut wie es zu wünschen gewesen wäre, hätte auch er ihn unserer Ueberzeugung nach nicht zu liefern vermocht. Venedey ist dazu eine zu vorwiegende Sentimentalität. Sein Tagebuch in Schleswig-Holstein ist a sentimental journey ohne Laurence Sterne's Humor. Aus Schleswig schreibt er: „Es war spät als wir nach Hause kamen. Eine der Töchter meines Gastfreundes war abwesend, und da alle andern Zimmer von Soldaten besetzt waren, so wurde mir das der Abwesenden eingeräumt. Es war fast nur ein Erkerchen, und die Meubeln und Geräthe standen im Verhältniß zu dem kleinen Raume. Es wehte mich eine Erinnerung aus einem Kindermärchen an, und ich würde es ganz natürlich gefunden haben, wenn Rothkäppchen auf einmal das kleine Köpfchen unter der Decke hervorgestreckt hätte. Der Heiligenschein der Unschuld lag auf Allem was an den Wänden stand und hing. Hier herrschte eine so wohlthätige Ruhe daß sie grell genug gegen die Bewegung die ich von außenher mitbrachte abstach... Auf einem Bücherbretchen über dem Bettchen standen ein paar Duodezbändchen; das erste das ich angriff war die Bibel, und als ich sie aufschlug, las ich die Stelle: «Du rühmst dich des Gesetzes, und schändest Gott durch Uebertretung des Gesetzes.» Röm. 2, 23..." In einem offenen Briefe an den General Wrangel sagt er in allem Ernste: „Wie wäre es wenn Sie die ruhenden Hände Ihrer Soldaten Charpie für die Wunden ihrer Brüder in Schleswig-Holstein zupfen ließen?"

Dieser Charpierath und diese Betrachtungen in dem Zimmer des jungen Mädchens sind an dieser Stelle ohne Zweifel komisch. Sie zeigen uns, wie der Stil, die ganze Schreibweise Venedey's, daß wir es mit einem weichen, etwas verzärtelten Gemüthe zu thun haben. Der Autor erklärt daß er sich in einer Männergesellschaft nicht wohl befindet; daß um sich angenehm zu fühlen, er der Frauen in seiner Umgebung bedarf. Die Frauen spielen denn auch in seinem Tagebuche eine sehr große Rolle. Er schreibt eine große Abhandlung über „Die Geschichte der Frauen" von Jung, über die Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg, und betrübt sich, weil ihm da ein blondes Gänschen gesagt hat: daß es sich ennuyire von Nationalität sprechen zu hören, und das Heimatsgefühl lächerlich finde. Was will das Alles auf dem Kampfplatz, bei dem Schicksal der Schlachten? Wo man gekommen ist die ehernen und blutigen Würfel des Kriegs fallen zu sehen, wo man über die Pläne und Entwürfe eines commandirenden Generals urtheilt, da sind dergleichen Frauencauserien, wie uns scheint, nur wenig am Orte, und ein schlagender Beweis von Dem was wir die Sentimentalität in Venedey nannten. Ein „Aufruf an die Frauen und Mädchen Deutschlands", den er dem Damencomité zur Unterstützung für die Gefangenen in Altona in Vorschlag brachte, kann uns diese Sentimentalität noch näher charakterisiren helfen.

„Unsere Männer, Väter, Gatten und Brüder", heißt es darin, „setzen ihr Letztes ein für Deutschland! Viele sind dahingegangen, ihnen ist wohl. Viele leben verkrüppelt, Viele liegen verwundet, Viele sind gefangen. Diese Letztern leiden Mangel an Allem. Der strenge nordische Winter ist vor der Thür; die Noth ist groß und größere bevorstehend. Unser einst so glückliches und jetzt so schwergeschlagenes Land bringt die höchsten und die letzten Opfer um dem deutschen Reichsfeinde zu widerstehen, und ihm den Theil unsers und eures Landes den er besetzt hält wieder abzuringen. Das Mitleid für die Verwundeten und Gefangenen muß halbwegs schweigen, wo die Sorge für die Kämpfenden die ganze Kraft unsers Landes in Anspruch nimmt. Deswegen wenden wir uns an euch, ihr deutschen Mädchen und Frauen. Eure Väter, Männer, Söhne und Brüder sitzen ruhig zu Hause und sehen zu wie unser Land vom Feinde des gemeinsamen Vaterlandes niedergetreten wird, sehen zu wie man versucht ein Stück von Deutschland abzureißen. So helft denn ihr uns wenigstens die Gefangenen trösten und die Verwundeten pflegen. Vielleicht wenn ihr euch regt, regt es sich auch in euern Vätern, Männern, Söhnen und Brüdern, auf daß sie abwerfen die schmachvolle Ruhe in der sie zusehen wie unser armes, biederes Volk sich verblutet, wie Deutschland in uns gedemüthigt, verhöhnt, zerrissen wird."

„Deutsche Frauen und Mädchen! geht in Trauerkleidern von Thür zu Thür im Land herum, sammelt Almosen im Namen euers Vaterlandes für eure Brüder und Schwestern in unserm Lande, die da leiden weil sie deutsch sind und deutsch bleiben wollen. Klopft an jedes Herz, und indem ihr christliches Frauenwerk thut, weckt ihr vielleicht Männer auf zu deutscher Mannesthat."

Dieser Aufruf, wird man uns eingestehen müssen, ist romantisch verschwommen und sentimental im höchsten Grade. Welch eine Troubadour-, welch eine Frauenlobsschwärmerei über die deutschen Frauen und Mädchen. Sie sollen aufstehen und sich erheben um den Muth und die Tapferkeit der Männer zu wecken! Vermag Venedey nicht das Lächerliche zu erkennen das in diesem Ansinnen und dieser Auffoderung liegt? Das müßte ein schöner Muth und eine schöne Tapferkeit sein die von Schürzen angefacht und entflammt würden! Fühlt der Verfasser nicht wie sehr er durch diesen Aufruf seine Nation beleidigte! Seine Nation stand für die Sache in Schleswig-Holstein nicht auf, weil im ersten Moment wo sie es that und thun wollte ihre Hülfe zurückgewiesen und die Angelegenheit von den Regierungen in die Hand genommen wurde. Nach Dem ist so Vieles darin verfahren und schlecht gemacht worden daß ein Aufstehen der deutschen Nation zu Gunsten von Schleswig-Holstein zur Unmöglichkeit geworden war. Venedey selbst sieht sich ja überall enttäuscht, beiseite geschoben, aus seiner Begeisterung gebracht. Konnte es der Nation anders gehen? Schleswig-Holstein erlag dem Misgeschick, dem es durch die Halbheit und Unentschiedenheit seiner Statthalterschaft unrettbar anheimgegeben wurde. Wenn Venedey ein halbwegs politischer Kopf und außerdem ein rechter Mann ist, und sich bei dieser Gelegenheit als solcher zeigen wollte, so mußte er Das bitter und mit blutendem Herzen erkennen, aber sein Volk nicht durch eine solche Schürzenbegeisterung beschimpfen! Eine Nation steht nicht auf wie man die Hand umdreht. Nur im dringendsten Augenblicke thut sie Das, im Augenblicke wo es Alles und das Heiligste gilt, Alles und das Heiligste welches durch Verblendung, Unbehülflichkeit oder Verzagtheit von der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft nie auf das Spiel gesetzt wurde. Wenigstens gaben ihre Thaten sowol wie ihre Proclamationen niemals davon Kunde. Es mag sein daß Venedey die letztern besser gemacht hätte als die meisten es waren, ja, wir sind sogar überzeugt daß er es gethan haben würde. Aber das geradezu Treffende und Zündende würde auch er un-

serer Meinung nach zu geben nicht im Stande gewesen sein. Es fehlt ihm an energischer Verve, an thatkräftiger Begeisterung, kurz an all jenem Feuer, Adel und Mannesmuth, den wir z. B. aus früherer Zeit in den Gedichten von Theodor Körner, Max von Schenkendorf und Ernst Moritz Arndt wahrzunehmen vermögen. Venedey hat eine ehrenwerthe Gesinnung, ein gutes Herz, ein warmes Gefühl für Freiheit und Recht. In einem Buche, in einer Gesellschaft, im gewöhnlichen Leben ist Das sehr viel werth, aber unter dem Donner der Kanonen, im Kriege, im Feldlager, ja schon bei der Redaction einer politischen Zeitung unter Verhältnissen wie sie in Schleswig-Holstein waren, reicht das Alles in keiner Weise aus. So sehr man die kleinlichen und verwerflichen Gründe welche die Statthalterschaft und der General von Willisen gehabt haben mögen die Anerbietungen Venedey's zurückzuweisen, auch zu tadeln haben wird, so sehr doch empfindet man zu gleicher Zeit aus Allem was unser Autor schreibt und sagt daß er, auch wenn er die Stellung gefunden die er wünschte, nicht eben von erheblichem Nutzen in diesen Angelegenheiten würde gewesen sein. Ihm fehlt das Durchgreifende, Starke, Heroische. Der Verfasser ist ein ehrlicher Mann, Das fühlt man aus Allem was man von ihm liest heraus. Aber, wie Lessing sagt, man ist nur wenig wenn man Nichts als ehrlich ist. Die bloße Ehrlichkeit hat schon manches Gute, aber noch nie etwas Großes verrichtet. Und das Große war es doch was vor allem in Schleswig-Holstein nöthig wurde, wie Venedey Das selbst ausspricht, indem er in Willisen gegen den Systematiker ankämpft, und enthusiastisch für von der Tann Partei ergreift. „Ein Theil des Offiziercorps", schreibt er, „war dem preußischen General nicht hold, und insbesondere die schleswig-holsteinischen Offiziere konnten es nicht ganz niederringen, immer wieder daran zu denken daß es ihnen am Ende diesmal wieder gehen werde wie unter Wrangel, Bonin und Prittwitz. Sie würden zu von der Tann als Obercommandanten ein ganz anderes Vertrauen gehabt haben. Und ich habe mehr denn ein mal gedacht: hier ist die veredelte Blücher-Natur mit von der Tann an die Stelle Gneisenau's, und die verkümmerte Gneisenau-Natur mit Willisen an die Stelle Blücher's gesetzt; umgekehrt würde es besser um uns stehen."

In diesem Ausspruch hat übrigens Venedey wie in so Manchem was er gesagt hat Recht. Vieles erkennt er sehr richtig als Das was es ist; in Einigem zeigt er sogar eine frappirende Schärfe des Urtheils. Aber hier und da finden wir in seinem Buche auch Ansichten wie wir sie dem verschrobensten Politiker nicht zutrauen würden. Ein mal sagt er: „Wenn das deutsche Volk nicht wüßte was hier vorsichgeht, wenn es in stupider Dummheit oder versteckter Parteigeistesarmuth befangen läge, so wäre Das ein Unglück, groß genug; aber wahrlich in gar keinem Vergleiche zu dem Unheil das darin liegt, wenn in Deutschland Mann um Mann, von Haus zu Haus, es schriftlich vonsichgibt daß er fühlt wie es sich in Schleswig-Holstein um das Heiligste seines Vaterlandes handelt, und dann nur ein paar Lumpenthaler und Sympathie für diese Sache hat."

„Es ist Das vielleicht das schmachvollste Ereigniß der ganzen deutschen Geschichte; denn es heißt klar und deutlich ausgesprochen: das deutsche Volk, in großer Mehrzahl, weiß und fühlt daß es sich in Schleswig-Holstein um seine heiligsten Interessen handelt, daß hier sein größter Feind im Werke ist einen Theil Deutschlands zu russificiren; es ist empört, entrüstet all dieser Schmach, und wagt Nichts als wie stümpfe Sympathie; es hat nicht den Muth in Masse vor seine Fürsten zu treten und zu sagen: Dort ist Deutschland, dort gilt es, und wir wollen daß ganz Deutschland dort mitkämpfe."

„In der «Sympathie» für Schleswig-Holstein, der man auf Schritt und Tritt in Deutschland begegnet, liegt soviel politische Niederträchtigkeit, soviel bürgerliche Rathlosigkeit, soviel weibische Feigheit, daß sie einen Deutschen der sein Vaterland liebt zur Verzweiflung treiben kann."

Zur Verzweiflung! Wenn es schon nach Goethe's Mephistopheles nichts Dümmeres geben kann als einen Teufel der verzweifelt, so ist die Sache noch schlimmer, wenn immer ein Politiker gleich verzweifeln will. Gewöhnlich sind es die ehrlichen Politiker die stets zuerst verzweifeln, und eben mit dieser Verzweiflung haben die ehrlichen Politiker in Deutschland in jüngster Zeit so entschieden viel Unglück angerichtet. Sie verloren überall gleich den Muth wo sie die Hoffnung verloren, und den Kopf wo sie mit dem Herzen nicht sein konnten. Das Herz, das deutsche Herz war ihnen Alles. Aber mit dem Herzen macht man keine Politik, auch mit dem deutschen nicht, obschon es eins der edelsten und größten ist: Das vergaßen sie. Und Das vergißt Venedey auch. Venedey empfindelt in der Politik, er ist ein Stückchen Yorik in der Zeitungspresse. Es schmerzt ihn daß Schleswig-Holstein unterliegen muß, und in diesem Schmerze kommt es ihm groß und gerecht vor seine Nation zu schmähen. „Alle Völker Europas haben ein Recht", ruft er aus, „auf uns mit wahrer Hochverachtung, mit Spott und Hohn herabzusehen." Und warum? Weil Deutschland für Schleswig-Holstein nicht aufstand. Lag Das denn so ganz allein nur am Volke? Lag Das nicht vielmehr an dem ganzen Verhängniß der Zeitumstände, an dem Ungeschick mit welchem die schleswig-holsteinische Sache überhaupt geführt wurde, und hauptsächlich auch daran daß Deutschland als solches nur eine Idee und keine Wirklichkeit ist? Was und wo ist das Deutschland dem die Herzogthümer bewahrt bleiben sollen? Preußen ist Preußen, Oestreich ist Oestreich, Würtemberg ist Würtemberg. Wenn Würtemberg, Oestreich oder Preußen für Schleswig-Holstein gekämpft und es freigemacht hätten, für wen wäre es erhalten worden? Für Deutschland in der Idee, für das Deutschland das kommen soll! Geht! Würde sich Schleswig-Holstein an Preußen haben anschließen wollen, so wäre von Preußen mit den Waffen dafür einzustehen gewesen. Wenn Schleswig-Holstein aber zu Deutschland gerechnet sein will, so warte es bis es eines schönen Tags ein Deutschland gibt. Das ist eine ferne Aussicht vielleicht, wir wissen es, und die Worte die sie eröffnen mögen herzlos klingen, wir wissen Das ebenfalls. Aber was hilft es? Die Wahrheit ist immer grausam. 60.

Ein Fasching in Wien. Von A. von Sternberg. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Die Wahrheit mag traurig sein, aber sie ist unumstößlich: selbst begabte Naturen, sobald sie aus Mangel an einer tüchtigen wissenschaftlichen Basis der bloßen Schöngeistigkeit verfallen, verbrauchen und verzetteln sich in Kürze. Die Fourniere springen nach und nach ab, und was etwa noch ein wenig Glanz auf den kahlen Sprungflächen geben kann, Alles was sich noch erpressen läßt, ist der Leim den das Holz aufsog als die polirten Fourniere aufgezogen wurden, — mitunter recht schmuziger Leim.

Bei Sternberg — es muß gesagt sein — kommt es so, und wir wüßten nicht worin sich auch nur die Hoffnung auf eine Verzögerung des Verfalles manifestirte. Schon die Zeitromane waren aus Lehm und märkischem Sande geknetet, als Bindemittel diente berliner Straßenkoth; von Rabelais liehen sich die „Braunen Märchen" den schmierigsten Farbenkasten, vergaßen aber den Witz mitzuentlehnen; der deutsche Gilblas — das Beste dieser Clique, was freilich nicht viel sagen will — macht auch Nichts vergessen und Nichts hoffen, und endlich ist der wiener Carneval ein sehr armes und sehr ödes Machwerk. Wir gestehen daß uns nur die Besorgniß von Seite zu Seite weiter lesen ließ, die Besorgniß dem Sternberg dem wir sonst zum mindesten Unterhaltung verdankten, allzu schreiendes Unrecht zu thun. Es spricht sich selbst auf diesen anscheinend ruhig geschriebenen Seiten zwischen den Zeilen eine Art knir-

ſchender Erſchöpfung aus. Weder über das bleibende noch über das momentane Geſicht der Stadt, weder über die Geſellſchaft noch über Kunſt iſt was Rechtes geſagt. Alles iſt brach von einem Ende zum andern, nicht einmal einen Trupp Haidſchnucken ſehen wir in dieſer lüneburger Haide. Und Das iſt Wien? Es ſcheint als wäre nicht blos der Spiritus, ſondern auch Augen und Magen beim Teufel. Kurz, dies Buch iſt ſehr kläglich, denn es iſt ſehr langweilig. 4.

Novitäten der franzöſiſchen Romantik.

Victor Hugo hat zwölf Reden herausgegeben („Douze discours, 15, boulevard des Italiens"). Sein Erfolg als Dichter iſt bekannt: er hat es verſtanden durch den Effect der grellſten Widerſprüche ein eigenes Syſtem zu erfinden, nach welchem er alle ſeine ſchriftſtelleriſchen Werke einrichtet, ſodaß ſeine Romane, ſeine Dramen, ſeine Gedanken und ſeine Worte immer eine Antitheſe ſind. Man ſollte denken, wenn der Meiſter dieſes Ziel erreicht hätte, müſſe er am Ende ſein. Allein mit nichten. Die Miſſion des Dichters hat die Zukunft noch vor ſich; er ſagt: „Après la sacerdoce de l'art, la papauté de l'intelligence." Mit andern Worten — Victor Hugo iſt von ſeinen literariſchen Phantaſieſtücken zu politiſchen Phantaſieſtücken übergegangen, und Nichts iſt ſeltſamer als wenn die Sprache des Dichters der „Orientales" auf die Discuſſion über Politik angewendet wird. Die Rhetorik Victor Hugo's hat nur einen einzigen Zug für jede Frage, aber dieſer eine genügt. Es handelt ſich um die Todesſtrafe: „Den Tag, nachdem das Volk den Thron verbrannt hatte, wollte es das Schaffot verbrennen." Man ſpricht von der Freiheit des Unterrichts: „Die klerikaliſche Partei glaubt die Geſellſchaft zu retten, wenn ſie überall dahin einen Jeſuiten ſtellt, wo es noch keinen Gensdarmen gibt." Endlich wird das Deportationsgeſetz berathen: „Ich gehöre zu Denjenigen welche nicht lange wählen zwiſchen der Jungfrau die man Gewiſſen und der Buhlerin die man Staatskunſt nennt."

Wird die Rehabilitation des moraliſch Schlechten, in der Literatur wie in der Politik, von der Schule der Romantiker und der Dichter die ſich nach Victor Hugo gebildet haben wirklich ernſtlich genommen? Sicherlich widerſtreitet die poetiſche Literatur dieſer Schule, wenn ſie die Freiheit des Gedankens dem Mechanismus des Ausdrucks, das innere Gefühl dem äußern Effecte unterordnet, jedem Schönen und Wahren, mag man ſie nun nach den Regeln der Literatur oder der Moral beurtheilen. Unter die Romane in denen der Einfluß dieſer Poetik hervortritt iſt „La Dame aux Camélias" von A. Dumas dem Jüngern nur inſoweit zu zählen, als ſie einen Gedanken der Victor Hugo gebührt darzuſtellen ſucht, die Rehabilitation der Courtiſane durch die Liebe. Die „Marie Dupleſſis" von Dumas iſt der wahre Pendant zu „Marion Delorme". Drama und Roman können ihrer Intention nach gleichmäßig durch den berühmten Vers ausgedrückt werden: „Die Liebe hat mir meine Jungfräulichkeit wiedergegeben."

Ein anderer trauriger Fehler der Victor Hugo'ſchen Schule, dem ſich Dumas nicht zu entziehen vermocht hat, iſt: daß man ein großes Mitleid für gewiſſe Frauen in Anſpruch nimmt, weil dieſe ſich aus launenhafter Eitelkeit ſelbſt züchtigen, während man gleichgültig bei dem unverſchuldeten Unglücke braver Familienmütter vorübergeht. Dieſe Verkehrtheit erinnert an den ſchamloſen Zug der Gattin eines britanniſchen Häuptlings, Arphetecor, welche ſich unter der Regierung des Severus in Rom befand. Des Ehebruchs überführt, antwortete ſie ohne verwirrt zu werden auf die Vorwürfe der Prinzeſſin Julia: „Nos Britannicae cum optimis viris consuetudinem habemus, at vos Romanas perditissimus quisque occulte constuprat." (Wir Britannierinnen haben Umgang mit den Beſten unſers Volks, aber ihr Römerinnen ergötzt euch heimlich mit jedem Lump.)

Vermöge der Fremdartigkeit ihres Stoffs gehören die „Contes" von Champfleury ebenfalls der Schule Victor Hugo's an; allein der Verfaſſer entfernt ſich von ihr vermöge der ernſtlichen Sorgfalt die er in der Zeichnung der Gegenſtände und Perſonen angewendet hat. Mit einer Gabe humoriſtiſcher Einbildungskraft und einem phantaſtiſchen Zuge verbindet er einen Beobachtungsgeiſt der an Stendhal erinnert. Indeß wird er mitunter trivial, ſogar cyniſch; ſein Spott iſt giftig und ſtechend, ſeine Thränen über das Elend haben die Wirkung einer Säure die auf eine blutende Wunde gegoſſen wird. Man ſieht mehr den Wunſch das Unglück und das Laſter zu ſtudiren als es zu heilen; er gleicht dem kalten Anatomen. „Les profils de bourgeoises" und ſtellenweiſe auch „La grandeur et décadence d'une serinette" ſtreifen an die Grenze boshafter Klatſcherei; „La morgue" empört das Herz vermöge ihrer Wahrheit. Glücklicher iſt der Verfaſſer in der „Biographie de Carnavale", in „Chien-Caillou" und beſonders in dem „Maire de Classy-lès-Bois, einer alten revolutionnairen Figur, welche trefflich gezeichnet iſt. 13.

Vom Dämoniſchen.

Die Dämoniſchen der evangeliſchen Geſchichte waren vom Teufel beſeſſen, die heutigen ſind es von ſich ſelbſt, und darum nicht durch Austreibung heilbar. Wie Hegel aus einer ſubjectiven Logik objective Wiſſenſchaft hervorwachſen ließ, ſo haben die Jahrhunderte aus dem objectiven böſen Geiſte einen ſubjectiven Hausregenten gewonnen, und das objective Geiſterbannen — ausgenommen etwa zu Zeiten in Würtemberg — gehört unter verſchollene Gerüchte. Soll man neuern Theoſophen glauben, ſo wirkt ſich durch einen ewigen Proceß das ſubjective Weſen Gottes in Dämonen und Menſchen heraus, und umgekehrt das objectiv dämoniſch und menſchlich gewordene in Gott hinein, wodurch denn vollends alle Störung dieſes Vorganges unmöglich ſein muß.

Nicht ſonach als Krankheit, wie wol einſt geſchah, ſondern als Ergebniß des allgemeinen Lebensproceſſes in einzelnen Individuen hätten wir das Dämoniſche zu betrachten, wo es der Gegenwart ſich zeigt; müßten es der ärztlichen Behandlung entziehen, und könnten es mit den Verzuckungen und Tänzen der Schamanen, mit Wahnſinn, der bei den Türken für heilig gilt, oder mit dem Lebensmagnetismus, welcher die Verhältniſſe der Außenwelt verſchiebt, nicht für gleichbedeutend halten. Hervortreten wird es abweichend von gewöhnlicher Lebensweiſe und Auffaſſung der Dinge, und wenn nicht gerade in Gräbern weilend, wie vordem in Judäa (Luc. 8, 27), doch vielleicht wie Diogenes in eine Tonne ſich verkriechend, oder ſonſtiges Abſonderliche dem gewöhnlichen Menſchenverkehr offenbarend, dadurch zum Staunen, zur Misbilligung oder Verehrung hinreißend. Alles Leben — auch das Geiſtesleben, wenn man es als eines vom Phyſiſchen Verſchiedenes annimmt — beſteht durch und bringt ſich in eine gewiſſe Ordnung und Regel, deren Aufhebung zwar im Allgemeinen Krankheit heißen mag, wie Fieberparoxysmus und Delirien, aber auch fremdartige Kraftäußerungen zum Vorſchein bringen kann, welche nicht immer für den Inhaber drückend oder zum Tode führend ſind, ſondern eher eine Erhöhung der Stärke des Geſunden andeuten. Nennt man nun jedes Außerordentliche dämoniſch, ſo muß jede Krafterhöhung wie Kraftſchwächung — noch Luther hielt alle Krankheiten vom Teufel verurſacht — als Wirkung von Dämonen gelten, d. h. von Weſen welche mit übermenſchlicher Begabung die Menſchen aus ihrer geſunden Ordnung und Regel herausbringen, gleichſam als könnten dieſe von ſich ſelber nicht aus ihrem Gleiſe weichen. Das Unternehmen eines babyloniſchen Thurmbaues wäre ſo gut Erfolg übermenſchlichen Einfluſſes, als die Sprachverwirrung Erfolg des höchſten.

Daß Dämoniſches auch in unſere Tage hineinreiche, bezeugt Goethe (bei Eckermann, Thl. II), der es am beſten wiſſen muß, da Heinſe in deſſen früherer Zeit von ihm ſagte:

er sei ein Besessener. Sein Zeugniß lautet: „Dämonisches ist Dasjenige was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen. Napoleon hat es, auch der verstorbene Großherzog von Weimar, bei Paganini zeigt es sich in hohem Grade; Mephistopheles (durch den Dichter des „Faust" etwas entteufelt) hat es nicht, er ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft. In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, in der Musik in hohem Grade, der religiöse Cultus kann sie daher auch nicht entbehren. Es wirft sich gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große. In Byron scheint es in hohem Grade wirksam gewesen, weshalb er auch die Attraction in hohem Grade besessen, sodaß ihm besonders die Frauen nicht widerstehen können."

Was Goethe hiermit überhaupt dem britischen Dichter und besonders in Bezug der Frauen einräumt, gilt von ihm selbst, man darf nur die vielen Bücher über ihn und seine Werke anschauen und sonstigen Berichten Glauben schenken: wenigstens Rahel Varnhagen hat ihn vergöttert, und Bettina in Briefen geliebt. Freilich spricht Gervinus von dämonischer Natur der Letztern, wonach sodann das Gleiche seinem Gleichen entgegengekommen wäre, und es gibt allerdings dämonische Weiber, wie etwa die asiatische Semiramis und die Semiramis des Nordens, Frau von Staël, G. Sand und manche Römerinnen. Wo sich Dergleichen zeigt, verläßt das Weib die Schranken des schwächern Geschlechts, Zurückgezogenheit, sanfte Milde, häusliche Ordnung, und vielleicht noch weiter Züchtigkeit, eheliches Stillleben, mütterliche Hingebung. An Attraction für die Männer scheint es dabei gleichfalls nicht zu fehlen, sobald diese durch Staunen und Bewunderung eine gewisse Bedenklichkeit und Scheu vor dem Fremdartigen überwunden haben, und ihr eigenes Geschlecht in das andere übersetzen, es verleugnen oder — vergessen.

Unser Leben erfaßt uns von tausend Seiten, weichen und harten, schmeichelhaft und widerwärtig, und wer diesem Ergreifen mit voller Seele sich hingibt, darin untertaucht, ist himmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt. Meistens geschieht Dies im kleinen Stil, vom Unbedeutenden niedergedrückt, vom Winzigen gehoben, öfter überwältigt als überwältigend; der große Stil dagegen will Großes, große Lust und großen Schmerz, ein Alles oder Nichts, und dafür einen derben Kampf, der sich gegen Ueberwältigungen wehrt, und gesetzt der Kampf sollte mislingen, so kann es zur Aufgebung des Untertauchens kommen, und Anachoreten aus Städten in die Wüste führen. Das Dämonische will durchaus großen Lebensstil, verachtet den kleinen, und daran ist Gutes zu erkennen, nämlich Kraft; es kann aber ausarten ins Schlimme, in wildesten Lebensgenuß und wildeste Selbstpeinigung bei einem Don Juan und bei Asceten. Die Bekenner kleinen Stils haben dafür kein Maß, und sprechen dann wol von Verrücktheit. Nun ja, der Dämonische ist nicht ständig, verrückt seine Standpunkte, betet und lästert, wie jene Dämonen im Evangelium. Sein Unmeßbares, Abspringendes, zum Frommen und Ruchlosen, zur Liebe wie zum Haß dreist Fortschreitendes, weder dem Himmel noch der Hölle ganz Angehöriges, seine Mittelverwandtschaft zwischen Engel und Teufel, sind das Furchtbare desselben. Höchste Poesie und höchster Thatendurst streifen daran und können davon entnehmen; Religion und Philosophie — jene ständigen Gestalten der unständigen Erde — laufen Gefahr ihre Kraft der Haltung und Begrenzung gegen einbrechende dämonische Kräfte zu behaupten, und wenngleich der Zaun ihres Besitzthums nie ganz umgeworfen worden, mußten sie doch zu Zeiten Beschädigungen erfahren, ihn ausbessern, sowie ihre Pflanzungen erneuern. Der Platonische Sokrates mit seinen Unterredungen im „Phädon" starb als Philosoph, und Rabelais, welcher im Verscheiden ausrief: „Tirez les rideaux, la farce est finie!" starb dämonisch.

Goethe bezeichnet das Dämonische noch näher als bei Eckermann in folgender Stelle („Dichtung und Wahrheit", IV, 20): „Ich glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, Etwas zu entdecken das sich nur in Widersprüchen manifestirte, und deshalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden konnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig, nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begrenzt schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsers Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen, und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen."

„Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und Derer die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete."

„Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren aufs merkwürdigste sich ausspricht, so steht es doch vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang, und bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, sodaß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen."

„Für die Phänomene welche dadurch hervorgebracht werden gibt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen auch fernerhin unbenommen bleibe."

„Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich Mehre theils in der Nähe theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen Nichts gegen sie; vergebens daß der hellere Theil der Menschen sie als Betrogene oder Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihres Gleichen, und sie sind durch Nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wol jener sonderbare aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra Deum, nisi Deus ipse."

Einige dieser letzten Aeußerungen deuten auf Bonaparte, andere, wie es scheint, auch auf Cagliostro; Goethe selbst konnte in sich dämonische Gewalt finden, und gestand es ja, sie zeigt ihr Dasein in seinen frühern Werken, in seinen spätern ist sie durch Künstlerbesonnenheit und Lebensreflexion bewältigt. Warum überhaupt Manches unter den Menschen stark wirkt, Manches fast gar nicht, wovon man den Grund vergebens sucht, kann auf dieses gleich dem Schicksal Verborgene und Unerklärbare bezogen werden. Ein Teufel steckt allerdings darin, aber nicht der höllische leibhafte, und so mag sich dies wunderbare wirksame Wesen als Gegenstand der Betrachtung, der Anziehung und des Grauens fortwährend in der Welt behaupten.

Wollten wir theologisch die Sache auf den Sündenfall beziehen — da dieser nach Steffens auch für die Natur stattgefunden, wovon frühere gewaltsame Erdrevolutionen die Zeu-

gen und das Dasein lästiger zerstörender Insekten noch die Reste sein sollen, während im Paradiese das Dämonische für Natur und Menschen fehlte —, so wäre der erste Ring der außerparadiesischen Zeitkette zwar der Teufel, die folgenden Ringe derselben aber bloße Erbschaft, und eben nicht die ganze des bösen Geistes, doch, wie Goethe sagt, „nicht göttlich, weil unvernünftig, nicht menschlich, weil ohne Verstand, nicht teuflisch, weil auch wohlthätig (wie in seiner Weise der Apfelbiß), nicht englisch, weil mit Schadenfreude behaftet", und als Sünde der weder himmlische noch auch höllische Zustand unserer Welt, nicht geradehin dem Abgrunde verfallend, weil auch im Himmel Freude über den reumüthigen Sünder stattfindet, ein Wildes im Gegensatz des Zahmen, durch Ueberraschung Aufmerksamkeit, Staunen und Furcht erweckend, und da alles Zahme eine Beschränkung des Wilden ist, wie Gartenland des unbebauten Landes, wäre das Ganze etwa zu denken gleich den nordamerikanischen Staaten mit Umgebung von Urwäldern und rothen Ureinwohnern, wodurch ein Verkehr sich ausmittelt, der Garten seine Grenzen erweitern und verengen, dessen Anbau zunehmen und abnehmen, der rothe Mann sich mit dem Weißen gesellen, der Weiße zum Leben des Rothen, das Regellose zur Regel, diese zum Regellosen übergehen kann. Wenigstens seitdem Cultur und Civilisation im Menschengeschlecht sich geltendgemacht, erscheint deren geordnetes Dasein umschlossen vom Ungeordneten, das geregelte Nichtdämonische vom Dämonischen, wie eine sittige Prosa von ungesitteter Poesie, und sowol die Geschichte des Einzelnen wie der Völker wäre eine Erzählung der mannichfaltigen Einwirkungen und Uebergänge beider auf- und ineinander.

Indem das unerzogene Starke allgemeine Herrschaft ausübt, wäre vielleicht der feste Völkerglaube an Dämonen selbst dämonisch, womit sogar Philosophie zu Zeiten sich befreundete und auch wieder nicht immer glücklich Fehden durchkämpfte. Tritt es hervor in bürgerlicher Gesellschaft, so machen schlichte Genossen derselben wol ein Kreuz zur Abwehr, die geistig Erregbaren suchen ihm sich anzunähern, widmen ihm Verehrung, wie berühmten Helden, Dichtern, Künstlern geschieht, ja eine Gefahr mit Beelzebub in missliebiges Verhältniß zu kommen ist selten hierfür abschreckend. Das Dämonische dagegen erwidert diese Sucht nach Gemeinschaft mit stolzer Ablehnung; denn das Bewußtsein überselbstischer Kraft gebiert einen herben Hochmuth, den die Theologen bekanntlich verdammen und verfolgen. Allein nur die Besessenen des Evangeliums wurden durch Austreibung bezwungen und ließen sich demuthvoll an einer Viehheerde genügen, welche Behandlung mit der Teufelsobjectivität verlorenging. Doch verwechsle Niemand das Dämonische mit Mosaischem, Davidischem, Prophetischem, Salomonischem, Christlichem; vielmehr streiten die letztern für seine Beschränkung durch theokratische, königliche, kirchliche Hoheit, ohne welche es aus sich hervorhaust mit Naturmacht und deren Unbändigkeit, sorglos über Folgen, und im Fall eines Unterliegens stürzt es in die See. Wegen seines Wunderbaren kann es mit Genie, als Ungemeines — über Gemeines Erhabene — mit Religion verglichen werden, aber das Wesen beider bildet es nicht, sondern sozusagen ein Abwesen derselben, für das Genie durch Geringschätzung gewöhnlicher Empfindungen und Verkehrsitten, für Religion durch Beimischung des Fanatismus zur religiösen Kraft der Ueberzeugung. Es kann Ueberworfenheit mit der Welt und sich selbst veranlassen, weswegen manche mit sich und der Welt Ueberworfene dämonisch zu sein glauben. Humoristische Liebhaberei des Umwerfens und unruhiger Gedankensprünge ist dem Dämonischen seitenverwandt, stellt freilich auf den Kopf, aber auch wieder auf die Füße und verfährt dabei, Ernst mit Scherz vermählend, im Bewußtsein des Thuns, und gesetzt diese Eigenthümlichkeit geht verloren, dann überschlägt sie in ihr Seitenverwandtes, wie bei Lady Esther Stanhope.

Anziehung wirkt schwächer auf Männer als auf Weiber, jene lassen sich schwerer erobern und stoßen wol ab nach der Anziehung. So war Goethe für F. H. Jacobi „der Mann dessen sein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele aushalten konnte, selbständig vom Scheitel bis zur Sohle" (Jacobi's Briefwechsel, I, 174); jedoch bestand später zwischen Beiden keine Harmonie, und des Dichters „Prometheus" — eine Darstellung antiker Gigantenkraft und Symbol der modernen — war dem Philosophen zuwider. Aus einleuchtenden Ursachen muß das Dämonische allen Diplomaten, Vornehmgesinnten und Höfischen misfallen. Nichts aber verträgt sich weniger damit als weiche Rührungen, welche einer milden Herzensgüte des bedürftigen Menschengefühls vorbehalten zu sein scheinen. Yorik's empfindsame Reise spielte schwermüthig nachklingende Melodien in letzter Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Deutschland, die Sturm- und Drangperiode überschrie solche gedämpfte Klänge, und die grimmigen Leiden mit großen Kraftanstrengungen des 19. Seculums erstickten den Hang zu Aeolsharfen. Goethe ließ im „Werther" die ihn selbst anwandelnde Stimmung dieses Zustandes sich erschließen. Weil für weibliche Seelen Empfindsamkeit am meisten sich eignet und in den natürlichsten unangelernten Weisen erklingt, kann ihnen nichts Schlimmeres begegnen als eheliche Verbindung mit dämonischen Männern, wie denn Clemens Brentano durch seinen im Phantastischen und Märchenhaften großgezogenen dämonischen Anflug eine liebenswürdige Weiblichkeit höchst unglücklich machte.

Das Dämonische nämlich verbindet sich mit Phantasie und wirkt immer auf Phantasie, gewinnt durch deren Beistand ebenso viel Erfolge als durch ursprüngliche Kraft. Alexander der Große fesselte nach seinem ersten Siege die Phantasie Asiens, wie Napoleon diejenige Europas, und Beide hatten durch ihre eigene sich Eroberungen geweissagt. Weil Dämonen in gleichem Maß wie Phantasie ihre Standpunkte und Richtungen wechseln, so können Eroberer leichter Reiche stürzen und stiften als ihren Besitz sich erhalten, indem ihr Eifer Grenzbeschränkungen überfliegt und Beschwörungen zum Stillstehen nicht beachtet. Wer sich selbst beherrscht, ist nicht dämonisch, so wenig wie höchste Vernunft, der Dämonische muß beherrscht werden von einem Uebermächtigen, Andern, als er selbst. Insofern kann auch Völkergeschichte dämonisch sein, wenn in ihr wiederholt Etwas auftaucht was ein ständiges Bild der Selbstbeherrschung unterbricht; die französische Revolution von 1793 war dämonisch, mit hervorragenden Gestalten eines Mirabeau, Robespierre, Danton; die neuere Deutschlands zeigt annähernden Charakter, wie überhaupt Demokratie, welcher Selbstbeherrschung fehlt. Ihm entgegengesetzt ist die aristokratische Geschlossenheit jeder Gesellschaft und ihr Feststehendes bis in die Weinstuben hinab, was denn von jener verachtet und verspottet zu werden pflegt. Es können Zeitalter von einer Cholera der Revolutionen ergriffen werden, um sie sich selber in Krämpfen zu opfern. Aengstlich in Wahl der Mittel und Zwecke ist das Dämonische nie, und in dieser Beziehung dürfen wir den Orden der Jesuiten ihm beizählen, der durch zahlreiche Genossenschaft, schmiegsame Regel und Zähigkeit der Ueberlieferung so große Wirksamkeit gewann, wobei denn auch eine Tinctur der Hölle sich eingefunden und nützlich erwiesen.

Was im Leben waltet zeigt sich auch in Schriften, Wissenschaften und Künsten, als dessen Abschattung. Für die Philosophie ist Epikur nicht dämonisch, kaum die Stoa, am meisten sind es die Cyniker und Neuplatoniker. Die Poesie zählt starke dämonische Reihenfolge in verschiedenen Graden, von dem großen naturwahren Shakspeare bis zum königlichen Kammerherrn Voltaire, von dem bittern und tiefverwundenden Swift bis zum schlingelhaften Heine. Auch ohne dieser Kette anzugehören — wobei der Römer zu gedenken — mag Würdiges geleistet werden, und das Leben eines Poeten ist nicht immer mit seinen Werken übereinstimmend, wie bei Alfieri, dessen Leben zeigt was seine Dramen kaum aufweisen. Die Musik hat das Eigenthümliche daß ihr Dämonisches keine sitt-

lichen Gefühle beleidigt, sondern durch bloße Erregung zum Ungewöhnlichen Krafterhebung bewirkt, deshalb auch für jeden Glauben und jede Form des Gottesdienstes sich eignet. Malerei und Plastik sind dafür schon verfänglicher, gleichwie auch Poesie Beigaben mitsichführen kann die vom selbständigen Ernst der Religion abgelehnt werden. Kirchenreformatoren waren öfter genöthigt das Dämonische dieser Künste auszuscheiden als es einzubürgern.

So ist denn unsere Erdenwelt hingegeben einer fremden, herrischen, hochmüthigen, nicht zu beschwörenden und zu besiegenden heimlichen Uebergewalt, die erkennbar ist in der Geschichte der Völker und der Einzelnen, in deren Jahrbüchern und Festgesängen, nicht aufzulösen in Gutes oder Böses, nicht zu bestimmen als Gesundheit oder Krankheit, zu finden bei der Wiege und am Grabe, ein furchtbares Räthsel des ursprünglichen Seins, ein Erbtheil von Weisen und Thoren — auch wenn freudige Phantasie ihre Flügel schwingt, ein Anlaß zur Vorahnung höchster Vernunft und einer genügenden Fülle verklärten Zustandes, statt des Paradieses, welches verlorengegangen. 23.

Notizen.

Zur Walter Scott-Literatur.

Als einen Beweis für die große literarische Consumtion der Walter Scott'schen Werke gibt das „Athenaeum" folgende Uebersicht:

Vom 1. Januar 1848 bis zum 26. März 1851 sind gedruckt worden:

1. „Waverley novels" (mit Ausnahme der Abbotsford-Ausgabe)	4760	Exemplare.
2. „Poetical works"	4360	„
3. „Prose writings"	850	„
4. „Life"	2610	„
5. „Tales of a grandfather" (apart)	2990	„
6. „Selections"	4420	„

Unter Robert Cadell in Edinburg, dem Eigenthümer, seit dem 1. Juni 1829:

1. „Waverley novels"	78,270	Exemplare.
2. „Poetical works"	41,340	„
3. „Prose writings"	8,260	„
4. „Life"	26,860	„
5. „Tales of a grandfather" (apart)	22,190	„
6. „Selections"	7,550	„

Von der in wöchentlichen Lieferungen (sheets) veröffentlichten „People edition" sind erschienen:

1. „Waverley novels"	7,115,197	Lieferungen.
2. „Poetical works"	674,955	„
3. „Prose writings"	269,406	„
4. „Life"	459,291	„
Totalsumme:	8,518,849	„

Uebrigens besitzt man seit vorigem Jahre einen eigenen bei Cadell erschienenen „Complete descriptive catalogue recently published, containing the fullest information regarding all the various editions of Sir Walter Scott's writings and life." 66.

Statistik des katholischen Klerus.

Die päpstliche Regierung hat eine allgemeine Statistik des katholischen, apostolischen und römischen Klerus veröffentlicht, aus der wir Folgendes entlehnen: Von 70 Cardinalstiteln, welche das heilige Collegium bilden, sind 3 vacant. Der jüngste Cardinal ist der Fürsterzbischof Diepenbrock in Breslau. Erzbischöfe gibt es in Europa 104, von denen 46 auf Italien, 15 auf Frankreich, 13 auf Deutschland, 8 auf Spanien, 4 auf Ungarn und Dalmatien, 4 auf Irland, 4 auf die Türkei, 3 auf Portugal, 3 auf Rußland, 1 auf Griechenland, 1 auf Belgien, 1 auf England und 1 auf die Ionischen Inseln kommt. Diese Erzbischöfe haben 609 unter ihre Gerichtsbarkeit gehörige Bischöfe, nämlich 407 in Europa und 202 in den europäischen Colonien. Außerdem gibt es noch 78 unmittelbar unter den Heiligen Stuhl gehörige Bischöfe. Apostolische Vicariate gibt es 47, von denen 38 in nichtchristlichen Ländern sind. In Amerika sind 19 Erzbischöfe mit 90 Bischöfen. Es gibt 23 Patriarchien, von denen nur 2 in Europa sind, nämlich in Venedig und Lissabon. Die Gesammtzahl der Bischöfe beträgt 899. Erzbischöfe und Bischöfe in partibus infidelium gibt es 461, was also im Ganzen 1360 katholische Würdenträger macht. 2.

Bibliographie.

Bernhard, Auguste, Aus der Jugend. Gedichte. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 19. Band. — A. u. d. T.: Der Hansabund von seiner Entstehung bis zu seiner Auflösung. Von G. Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenweber's. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Heine, H., Der Doctor Faust. Ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

— — Romanzero. [Gedichte. 3ter Band.] Ebendaselbst. 8. 2 Thlr.

Henderson, J., Neu-Süd-Wales, dessen Klima, Erzeugnisse und Naturgeschichte, sowie Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen nebst Anweisungen für Auswanderer. Aus dem Englischen von C. Mai. Mit einer Karte von Neu-Süd-Wales. Frankfurt a. O., Kosсky u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Herzogin von Ahlden Stammmutter der königl. Häuser Hannover und Preußen. Leipzig, T. O. Weigel. 1852. Gr. 8. 24 Ngr.

Jahn, G. A., Die Sternenwelt. Leichtfaßliche Vorträge über die Astronomie. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Abel. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Illustrirter Kalender für 1852. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 7. Jahrgang. Leipzig, Weber. 1852. Hoch 4. 1 Thlr.

König, T., Lebens- und Reisebilder aus Ost und West. Breslau, Max u. Comp. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Kunstblüthen. Original-Compositionen Deutscher Maler der Gegenwart. Zum Theil von den Künstlern selbst radirt mit erklärendem Text und Gedichten. Herausgegeben von J. Veith. Carlsruhe, Veith. Gr. Fol. 6 Thlr.

Lepsius, R., Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung. Gelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften am 26. Juni 1851. Mit 4 Tafeln. Berlin, Hertz. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Radler, K. G., Fröhlich Pfalz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 16. 16 Ngr.

Oersted, H. C., Gesammelte Schriften. 6ter Band. — A. u. d. T.: Vermischte Schriften über allgemein menschliche Verhältnisse. Deutsch von K. L. Kannegießer. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vogl, J. N., Bilder aus dem Soldatenleben. Wien, Sollinger. Hoch 4. 24 Ngr.

Vogt, C., Untersuchungen über Thierstaaten. Mit 3 Abbildungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Witzleben, O. v., Novellen aus meinem Wanderbuche. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1852. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XLII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 129. —— 29. November 1851.

Inhalt.

William Shakspeare. Ein Roman von Heinrich Koenig. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 3 Thlr.

Wenn irgend Etwas geeignet ist die Begeisterung des deutschen Volks für seine nationale Ehre und Bedeutung als ein blos illusorisches Aufschäumen und Aufbrausen ohne eine solide Basis und ohne innere Wahrheit erscheinen zu lassen, so ist es vor allem die Lauheit und Undankbarkeit, mit der es seine hervorragenden Geister und deren Werke und Leistungen zu behandeln pflegt. Denn wie ist es möglich, hinter den in manchem Betracht allerdings bewunderungswürdigen Kraftanstrengungen, durch die es sich aus dem Zustande seiner bisherigen Ohnmacht und Schmach loszureißen und auf den Standpunkt der ihm gebührenden Achtung und Geltung emporzuschwingen sucht, die wirkliche Existenz eines erwachten Selbstbewußtseins, einer lebendig gewordenen Selbstschätzung zu erkennen, wenn es noch immer die werthvollsten Erzeugnisse seiner Literatur mit einer so trägen und erfolgarmen Theilnahme aufnimmt daß eine Dichtung von der anerkannten Trefflichkeit des vorliegenden Romans 16 Jahre nöthig gehabt hat um eine zweite Auflage zu erleben, während Producte ausländischer Schriftsteller, die sich an wahrem Werth nicht entfernt damit vergleichen lassen, oft gleichzeitig in Dutzenden von Uebersetzungen und Ausgaben erschienen sind und doch das Bedürfniß kaum haben befriedigen können. In der That, solange Dergleichen nicht blos möglich, sondern sogar gewöhnlich ist, solange die deutsche Nation keinen Ernst damit macht sich zunächst in ihren Erzeugnissen zu ehren: solange wird sie auch nicht im Stande sein selbst zu Anerkennung und Bedeutung zu gelangen, oder wenigstens mit ebenso viel Geduld und Resignation auf eine neue Auflage ihres Daseins warten müssen. Wem daher eine Regeneration Deutschlands wirklich am Herzen liegt, dem liegt es ob das deutsche Volk immer wieder und wieder an die Verpflichtungen die es gegen sich selbst hat zu erinnern und ihm zugleich die Trefflichkeit und Gediegenheit der von ihm übersehenen oder wenigstens nicht genugsam anerkannten Producte seiner Schöpfungskraft zum Bewußtsein zu bringen. Kein Werk hat hierauf einen größern Anspruch als das vorliegende, das, von welcher Seite es auch betrachtet werden mag, in jeder Beziehung als eins der bedeutendsten und werthvollsten Kunsterzeugnisse seiner Gattung anerkannt werden muß. Fassen wir zunächst nur den ihm zugrundeliegenden Stoff ins Auge: wer, der überhaupt an Poesie ein Interesse nimmt, muß nicht einem Roman der das Leben und die Entwickelung des größten Dichters in poetischen Rahmen zu fassen sucht von vornherein die lebendigste Theilnahme entgegenbringen, zumal da dieses Leben, selbst nach den dürftigen Nachrichten die uns über dasselbe überliefert sind, als ein tief und mannichfach bewegtes erscheint und eine Reihe so wunderbar contrastirender innerer und äußerer Momente bietet daß es wie ein der poetischen Lösung bedürftiges Räthsel vor uns liegt? Und wer, wenn etwa Jemandem dies Leben selbst noch nicht compact und stoffhaltig genug erscheinen sollte, würde nicht wenigstens angezogen durch die Großartigkeit seines historischen Hintergrundes und durch die Masse epochemachender Begebenheiten und weltberühmter Persönlichkeiten, mit denen es in näherer oder fernerer Beziehung steht und die ihm eine weit über das individuelle und poetische Interesse hinausragende Bedeutung geben? Auch in einer minder gelungenen Behandlung würde dieser Stoff, wenn er nur nicht geradezu verzerrt oder entstellt wäre, eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt haben; wie also muß derselbe erst wirken, da er vom Autor wirklich meisterhaft ausgearbeitet und zu einem ebenso sehr die Bedürfnisse der nach unmittelbarem Genuß suchenden Lesewelt wie die höhern An-

foderungen des Kunstrichters befriedigenden Ganzen gestaltet ist. In ersterm Betracht besitzt er alle diejenigen Eigenschaften, durch die ein Roman vorzugsweise bei den Lesern Glück zu machen pflegt. Er ist reich und mannichfaltig an Handlungen und Ereignissen, bunt und wechselnd in seiner Scenerie, neu und piquant in seinen Verwickelungen, überraschend in deren Lösungen und, was als die Hauptsache gilt, vom ersten bis zum letzten Capitel spannend. Freilich ist diese Spannung nicht die einer Folterbank, wie wir sie von den französischen Romanen gewohnt sind; aber darum erhält sie uns nicht weniger in fortwährender Erwartung und Elasticität, so jedoch daß wir über dem Verlangen nach der endlichen Lösung nicht den Genuß an der Verwickelung und deren allmäliger Entwickelung verlieren, sondern vielmehr fähig bleiben am Wege zum Ziele ebenso viel Interesse zu nehmen wie an der Erreichung des Zieles selbst. Dabei ist die Spannung ganz eigenthümlicher Art. Bei den gewöhnlichen Romanen, deren Mittelpunkt das Verhältniß zweier Liebenden zueinander ist, besteht die Erwartung des Lesers gewöhnlich darin zu erfahren, ob die beiden Liebenden zur ehelichen Verbindung als der Erfüllung ihrer Wünsche gelangen werden; hier dagegen verlangt der Leser gerade umgekehrt danach, zu hören daß diese Verbindung nicht zu Stande komme und daß also das hierauf gerichtete Verlangen der Liebenden vereitelt werde. Nicht minder eigenthümlich und piquant ist die Art und Weise wie der Dichter diese Spannung immer anders und neu zu gestalten weiß. Oft scheint es als müsse der Knoten der die Liebenden umschlingt augenblicklich gelöst werden, und er wird auch gelöst; aber die Lösung gestaltet sich plötzlich wieder zu einer noch innigern Verschlingung, und zwar in einer Weise die wir vorher nicht geahnt haben, und die uns doch, sobald wir sie erfahren, als eine durchaus natürliche und nothwendige erscheint. Alles Dies macht den Roman zu einer interessanten und fesselnden Lecture für Jeden der nur irgend auf dem Standpunkte allgemeiner Bildung steht oder dessen Geschmack nicht geradezu überreizt und verdorben ist. Der eigentliche Werth des Romans aber wird durch ganz andere, weit darüber hinausliegende Eigenschaften bestimmt, nämlich einerseits durch die Tiefe und Wahrheit der darin durchgeführten Idee und andererseits durch die ihm innewohnende Fähigkeit mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beizutragen.

Ueber die Idee des Romans kann man leicht getäuscht werden. Der frühere Titel desselben lautete bekanntlich: „William's Dichten und Trachten." In dieser neuen Auflage ist dieser zwar vom Verfasser mit Recht aufgegeben, aber doch insofern wieder in Erinnerung gebracht worden daß auf der Rückseite des Titels „Dichten und Trachten" als das eigentliche „Thema" des Romans bezeichnet wird. Hierzu kommt daß der Verfasser im Roman selbst mehrmals auf den Gegensatz von Dichten und Trachten zurückkommt und ihn immer mit ganz besonderm Nachdruck bespricht und hervorhebt. So zuerst im dritten Capitel, wo der Squire, bei welchem Shakspeare nach seinem ersten Begegniß mit Thekla einkehrt, das damalige Zeitalter als die eigentliche Jugend Englands rühmt und dieselbe einerseits in seiner poetischen Schöpfungs- und Zeugungskraft, also im Dichten, andererseits in seinem prosaischen Verlangen und Streben nach Macht, Reichthum und Größe, d. i. in seinem Trachten erblickt und Shakspeare glücklich preist daß ihm besonders die Repräsentation des Dichtens zugefallen sei, welches, wie er es auch jetzt, vom Trachten nach Liebe und Ehre erfüllt, noch gering anschlagen möge, doch zuletzt allein ihm Befriedigung und Glück gewähren werde. So ferner im siebenten Capitel, wo Sir Thomas Heminge der frommen, spiritualistischen Alice gegenüber, die an dem von Shakspeare hervorgehobenen natürlichen Zwecke der Ehe Anstoß genommen hatte und dieselbe nur als den ersten Act der Erlösung aus dem Sinnenleben und eines gemeinsamen Trachtens nach der Ewigkeit genommen wissen wollte, in der Ehe vielmehr eine zur Einheit verschmolzene Doppelrichtung erblickt, nämlich einerseits ein Hereinbilden, Verdichten oder Dichten des Uebersinnlichen zur Ebenbürtigkeit unsers Daseins, andererseits ein Trachten des Menschlichen und Irdischen nach höhern Zuständen. So endlich außer andern Stellen auch noch ein mal unmittelbar vor der Katastrophe des Romans, im sechzehnten Capitel des fünften Buchs, wo Graf Southampton über seinen Freund Shakspeare sagt, noch bedürfe er eines wahren, ihn liebenden Herzens um in dieser Wahrheit von seinen Dichtungen auszuruhen: denn noch sei er nicht so gottähnlich um die wandelbare, wechselnde Welt die er gestalte in sein eigenes, ewiges Wesen zu pflanzen, mit seiner eigenen Ewigkeit zu durchmarken; vielmehr werde es ihn noch manchen Schmerz kosten ehe sein Trachten und sein Dichten ganz Eins würden, ehe sein Trachten sich ganz in seinem Dichten auflöse und befriedige. Durch alles Dieses kann man zu der Ansicht veranlaßt werden als ob die Entwickelung dieses Gegensatzes und namentlich die Darstellung des allmäligen Aufgehens des beunruhigenden Trachtens im beruhigenden Dichten die eigentliche Idee, den einheitlichen, schöpferischen Urquell des Romans bilde. Dem ist aber nicht so. Hierin liegt vielmehr nur die Grenze, der Umfang, die Peripherie oder, wie der Autor sich ausdrückt, das „Thema" der Dichtung; der Autor will, indem er auf dem Titel wie im Innern des Romans auf diesen Gegensatz hindeutet, damit nur zu erkennen geben daß er aus dem vollen Umfange des Dichterlebens gerade nur diesen Ausschnitt, nämlich des Dichters poetischen Läuterungsproceß vermöge dessen derselbe nach und nach seine über seinen eigentlichen Lebenszweck hinausgreifenden und dadurch störenden Ansprüche an Welt und Leben überwindet, behandeln wolle, und daß daher der Leser Nichts was diesseit oder jenseit dieses Läuterungsprocesses liege erwarten möge. Mit dieser Umgrenzung des Romans ist aber keineswegs auch schon seine

Idee, sein eigentlicher, charakteristischer Keim, die Urgestalt und Urbedingung seines besondern Daseins und aller seiner Eigenthümlichkeiten gegeben: denn wir erfahren damit noch Nichts über die besondere Art und Weise wie sich gerade dieser Läuterungsproceß, dieses allmälige Aufgehen des Trachtens im Dichten bei Shakspeare gestaltet, nichts über die besondern Conflicte die gerade ein Dichter und insbesondere ein Dichter wie Shakspeare mit dem Leben zu bestehen hat; und doch müßten wir über alles Dies zugleich mit Aufschluß erhalten, wenn die Worte des Themas zugleich auch die Idee des Romans ausdrücken sollten.

Worin werden wir nun aber diese Idee zu suchen haben? Mich dünkt, wir gewinnen sie am leichtesten aus den Worten die Shakspeare selbst an dem Sterbelager des Dichters Spenser spricht, sowie aus denen die Aylford am Schlusse des Romans an Shakspeare richtet. „Fühlst du", sagt in der ersten Stelle Shakspeare zu Thekla, „das Loos der Dichter? Von Täuschungen leben sie, an Täuschungen werden sie selig!" worauf Thekla erwidert: „Aber sie beseligen auch mit Täuschungen, in denen sie der spielenden Welt die himmlische Wahrheit zuwenden." Aylford aber in der letzten Stelle sagt: „Wohl Dem der die Täuschungen des Lebens recht erkennt! Es sind vermummte Genien, die das Trachten nach dem Unvergänglichen erregen und dann verschwinden!" Fassen wir diese beiden Aussprüche zusammen und vergleichen damit die ganze Anlage, Fortführung und endliche Abschließung des Romans, so werden wir daraus die Idee desselben auf folgenden Gedanken zurückführen können: Der Dichter ist zunächst an die Welt des Scheines gewiesen. In dieser muß er seine Schule machen. Aber er muß durch diesen Schein hindurch zur Wahrheit gelangen, und erst wenn ihm Dieses gelungen, d. h. wenn er enttäuscht und in der Enttäuschung des Scheines Herr geworden ist, dann erst ist er wahrhafter Dichter und kann in der Poesie als der Kunst, die, wie das Leben selbst, im Scheine die Wahrheit bietet, dauernde Befriedigung finden und von dem falschen Trachten nach dem Vergänglichen befreit werden.

Die Wahrheit dieses Gedankens leuchtet ohne Weiteres ein. Der eigentliche Zweck der Poesie ist Production und Darstellung des Schönen. Was aber ist das Schöne Anderes als das Göttliche im Gewande des Scheines? Soll also der Dichter die Aufgabe seiner Kunst lösen, so muß er mit dem Schein, der Außenseite des Göttlichen, ganz ebenso vertraut sein wie mit dem Sein und Wesen desselben als dem davon umkleideten Innern. Der Schein aber ist das Obenaufliegende, das zuerst sich ihm Darbietende. Er wird daher zunächst stets von ihm allein angezogen werden und das Göttliche in ihm ahnend, schon in ihm selbst das Göttliche zu erstreben glauben. Sein einziges Trachten wird daher sein diesen Schein ganz in seinen Besitz zu bekommen, und dieses Trachten wird zunächst auch das innere Lebenselement seines Dichtens, die Seele des von ihm producirten Schönen sein. Aber gerade wenn dieses Trachten sein Ziel erreicht, wenn der Dichter den Schein ganz sein eigen nennen darf: dann wird er erkennen daß er in ihm Das wonach er eigentlich getrachtet nicht besitzt, daß er im Schein als solchem eben nur einen Schein, eine Illusion umarmt hat. Diese Enttäuschung wird ihm anfangs schmerzlich sein: denn er wird glauben mit dem Schein auch das Schöne verloren zu haben. Sehr bald aber wird sich dieser Schmerz in die höhere und wahre Befriedigung verwandeln: denn er wird erkennen daß das Göttliche das er im Scheine erstrebt mehr als der bloße Schein ist; daß dieses Göttliche welches er im Schein erblickte eigentlich nur der objectivirte Wiederschein seines eigenen anschauenden Geistes, das im Schein sich abspiegelnde Bild der in ihm lebenden Schönheitsidee war, und daß er es daher mit der Entlarvung des Scheines nicht verloren, sondern vielmehr mit dem Bewußtsein daß es ihm eigenthümlicher und unentreißbarer Besitz sei, erst wahrhaft gewonnen hat. In dieser Erkenntniß wird ihn denn auch das wie in ein Leeres hinausschweifende Trachten nicht mehr beunruhigen; vielmehr wird sein Dichten zugleich sein Trachten, die Verkörperung und Versinnlichung der in ihm schaffenden Schönheitsidee zugleich seine Befriedigung sein, mit Einem Worte, er wird als Dichter den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht, die Meisterschaft seines Berufs errungen haben.

Dieser mehr oder weniger für jeden wahren Dichter nothwendige Entwickelungsgang wird uns nun im vorliegenden Roman am größten aller Dichter mit all seinen Leiden und Freuden, seinen Stockungen und Uebereilungen, seinen Kämpfen und Errungenschaften zur Anschauung gebracht, und zwar in so glücklicher, echtpoetischer Gestaltung daß alle Momente und Elemente der Dichtung von der ihr zugrundeliegenden Idee klar durchleuchtet werden und doch zugleich das volle Gepräge der Sinnlichkeit und Lebensfrische tragen. Die beiden Hauptelemente des Romans sind hiernach natürlich einerseits die Poesie, vertreten durch William Shakspeare selbst, andererseits der Schein in seiner Bedeutung für die Poesie, repräsentirt durch die schöne Thekla. Wie Shakspeare von der Natur selbst im reichsten Maße begabt ist mit allen Lichtseiten und Vorzügen, zugleich aber auch mit allen Mängeln und Schattenseiten der Poesie: so hat der Autor umgekehrt in Thekla alle Reize und Zauber, daneben aber auch alle Fehler und Untugenden des Scheines zu vereinigen gewußt. Treten bei Shakspeare zunächst besonders die negativen Seiten hervor: Abenteuerlichkeit, Regellosigkeit, Mangel an sittlicher Bestimmtheit, unwürdige Stellung in der menschlichen Gesellschaft u. s. w., und besteht bei ihm die Entwickelung des Romans darin daß diese negativen Seiten immer mehr und mehr von den positiven verdrängt und endlich ganz überwunden werden: so stehen umgekehrt bei Thekla anfangs ihre vortheilhaften Eigenschaften, der Glanz ihrer jugendlichen Schönheit, der Zauber ihrer Stimme, die Beweglichkeit und Fülle ihres Geistes, die unerschöpf-

liche Frische ihrer Erfindungs- und Darstellungskunst und ein dem Edlern und Bessern zustrebendes Wesen im Vordergrunde, und ihre schlimmen Eigenschaften: ihr Leichtsinn, ihr Hang zu Phantastereien und Intriguen, ihre Unwahrhaftigkeit und Lügenhaftigkeit treten erst nach und nach aus dem Hintergrunde hervor, aber so daß jene guten Seiten darüber ihren Glanz verlieren oder vielmehr sich ganz von ihr ablösen und in das Wesen Shakspeare's mit überfließen. Demgemäß beginnt der Roman mit dem an sich löblichen Verlangen Thekla's sich von dem betrügerischen, intriguanten Jesuitensendling Lasko, gleichsam dem Repräsentanten ihrer schlechten Eigenschaften, loszumachen. Der Schein möchte gern Nichts mehr mit dem Betrug gemein haben und es lieber einmal mit der Wahrheit oder wenigstens allein mit sich selbst versuchen, er möchte gern ein ehrlicher Schein werden. Aber er vermag Dies nicht auf ehrlichem Wege zur Ausführung zu bringen, er mußte dazu dem Betruge die Mittel entwenden, und sein erster Schritt zur Ehrlichkeit ist daher wieder ein Betrug, ein Betrug des Betrugs. Dies gibt dem Betrug ein Anrecht an ihn ihn festzuhalten. Da wagt der Schein sein Aeußerstes, er läßt dem Betrug sein beanspruchtes Eigenthum, reißt sich gewaltsam von ihm los und stürzt sich fliehend in das Gewühl der Wirklichkeit. Aber hier ist für ihn ohne Betrug schwer fortkommen; es ist daher kein Wunder, wenn er abermals dem Betruge der ohne den Schein nicht leben kann wieder in die Hände fällt und schon im Begriffe ist sich ihm wieder hinzugeben, hieran nur dadurch gehindert wird daß ihm ein wirklich ehrlicher Schein, durch den Dichter und Schauspieler Shakspeare repräsentirt, zu Hülfe kommt, vor dessen heftigen Angriffen der Betrug das Feld räumen muß. Das ist das erste Zusammentreffen Shakspeare's und Thekla's, der Poesie und des Scheines. Der Dichter befreit hierbei den Schein vom Betruge, aber nur um infolge dieser Befreiung selbst auf längere Zeit in die Gefangenschaft des Scheines zu gerathen. Der Dichter sieht im Scheine nur die Schönheit, und indem ihm hierbei zum Bewußtsein kommt daß die Schönheit das eigentliche Element, das höchste Ideal des Dichters ist, dünkt ihm auf ein mal Alles worin er bisher die Befriedigung des Lebens gesucht, namentlich der wilde Genuß eines freien, zügellosen Verkehrs mit unwürdigen Freunden schal und unersprießlich, und es erwacht in ihm das Verlangen sich diesem zunächst zwar anregenden, zur Stählung der Kräfte beitragenden, bei längerer Dauer aber abstumpfenden und ertödtenden Treiben zu entreißen und sich ganz dem Schönen und Edeln, der Liebe und Ehre hingeben und Thekla in der er den Inbegriff alles Schönen und Edeln erblickt zu haben glaubt ganz sein nennen zu dürfen. Aber dies Verlangen des poetischen Genius kann nicht sofort und auf der Stelle seine volle Befriedigung erlangen. Ist ihm auch die Sonne der Schönheit bereits erschienen, so war es doch zunächst eben nur eine Erscheinung, ein Phantom das plötzlich wie eine glänzende Vision in die Morgenträume eines Dichters tritt und dann ebenso rasch wieder verschwindet. Das dichterische Auge ist noch halb und halb geschlossen und selbst wenn es sich weiter und weiter öffnet anfangs noch umflort und getrübt von den Gebilden einer durchschwärmten Nacht und nicht fähig die Sonne sogleich in ihrem vollen Glanze zu schauen. Und auch die Sonne, die Schönheit selbst steht noch nicht in wirklicher Reinheit vor ihm; sie hat nur einen flüchtigen Lichtblick in seine Seele geworfen und ist dann wieder von Wolken und Nebeln verschlungen. Sie bedarf daher selbst noch der Reinigung, sie muß erst durch das purificirende Fegefeuer des Puritanismus hindurch, ehe eine weitere Vereinigung zwischen ihr und der Poesie möglich ist. So flüchtet sich denn auch wirklich Thekla in die Sänfte der puritanischen Alice, und so geräth der Schein der den Betrug flieht in die Schutzbefohlenschaft der Wahrheit, aber einer Wahrheit die noch nicht dahin gediehen auch dem Schein eine Berechtigung einzuräumen, die sich noch nicht zu der Einsicht erhoben daß der Schein gleichsam die andere Seite, die Ergänzung ihrer selbst, sondern die vielmehr einseitig in sich selbst befangen den Schein als solchen haßt und verdammt und ihn nur bei sich aufnimmt um ihn zu vernichten und zu einer ebenso einseitigen Wahrheit wie sie selbst ist zu bekehren. Dieses Vorhaben ist eine Narrheit und wird daher auch eine Beute des Narrenwitzes. Der Schein fühlt dieser Verachtung gegenüber umsomehr das Bedürfniß sich geltendzumachen. Er entfaltet daher alle seine Zauber und Reize durch die er sich als Schönheit darstellt, und wirklich erringt er sich hierdurch eine Stellung neben jener Wahrheit, ja eine Bedeutung die jener Wahrheit gefährlicher zu werden droht als die Bekehrungspläne jener Wahrheit dem Scheine. Aber er ist mit dieser Bedeutung nicht zufrieden. Der Schein möchte nicht blos scheinen, er möchte auch Etwas sein, und nicht blos Das sein was er ist, sondern gerade Das was er nicht ist. Er will der Wahrheit in jeder Hinsicht ebenbürtig sein, und indem er sich so selbst für Wahrheit ausgibt, hört er auf ein ehrlicher Schein zu sein und thut somit den ersten Schritt zum Betruge. Nichtsdestoweniger liegt in diesem Rückschritt zugleich eine Annäherung zur Wahrheit: denn er ist nicht nur entsprungen aus dem Verlangen nach Wahrheit, sondern er ist auch das erste Moment in der Entwickelung des Scheines zur Wahrheit, die eben in nichts Anderm bestehen kann als in der allmäligen Selbstopferung des Scheines zu Gunsten der Wahrheit, in der Declaration des Scheines als Scheines. Und hiermit ist denn auch die weitere Annäherung des Scheines an die Poesie eingeleitet, die spätere Vereinigung Thekla's mit Shakspeare vorbereitet.

Zunächst ist diese Vereinigung nur eine ideale und indirecte. Der Schein tritt zunächst noch nicht mit dem poetischen Genius selbst in Beziehung, sondern nur mit dessen Erzeugnissen, in denen er dem Dichter unbewußt bereits seinen Zauber übt, und durch diese Erzeugnisse mit dem für diese Erzeugnisse empfänglichen Gefühle oder

dem Schönheitssinne welcher in Graf Southampton repräsentirt ist. Der Schönheitssinn wird zunächst vom Scheine als dem sinnlichen Momente des Schönen angezogen und bemächtigt sich desselben noch früher, ehe der Dichter selbst die tiefe Bedeutung desselben für sich klar erkennt. Wie sehr ihn daher auch das poetische Product selbst zur Erfassung des Positivern und Reellern hindrängen, wie sehr ihn auch der ihm schwesterlich zur Seite stehende, dem Sinnlichen abholde Puritanismus einer bis dahin in sich selbst befangenen Wahrheit und — die Mutter des Schönheitssinnes — die Sorge für Anstand und Sitte vor den verführerischen Reizen des scheinenden Schönen bewahren möge: der Narr des Zufalls bringt sie doch zusammen und beide treten zueinander in die für sie unvermeidliche Wechselbeziehung.

Aber ebenso unvermeidlich ist auch die baldige Wiederauflösung dieser Verbindung. Gerade indem der Schönheitsinn darauf ausgeht die Ebenbürtigkeit des geliebten Scheines mit sich sicherzustellen, entdeckt er seine Unebenbürtigkeit, seine Falschheit, er muß ihm zunächst seine Achtung entziehen, ihn verleugnen und aus seiner unmittelbaren Nähe verstoßen, ihm nur noch im Verborgenen anhangen, und hierüber geht zuletzt auch seine Liebe verloren, die sich von nun an mit umsomehr Begeisterung und Hingebung den tiefern Seiten der Schönheit, der in der Poesie liegenden Wahrheit und ihrem Schöpfer, dem poetischen Genius, zuwendet.

Der poetische Genius selbst befindet sich inzwischen noch im Zustande der Metamorphose die ihn dem Strudel eines wirren, bewußtlosen Schaffens und Treibens entreißen und einer einem bestimmten Ziele entgegenstrebenden Strömung zuführen soll. Mit seinem Leben gehört er noch jenem, mit seinem Trachten bereits dieser an. Wir finden ihn noch in wüster Gesellschaft, auf regellosen Pfaden; aber weil er auf ihnen nur noch umherirrt um die geschaute und wieder verlorene Schönheit, sein eigentliches Lebensziel, zu suchen: muß er darüber alsbald mit seinen bisherigen Genossen in Conflict gerathen und infolge dessen die Zweck- und Haltlosigkeit seines bisherigen Lebens begreifen. Aber gerade indem er mit diesem bricht und darüber mit sich selbst zu zerbrechen droht, gewinnt er an dem Widerstande gegen die ungerechten Vorwürfe der Prosa, die um der wilden Schößlinge willen auch die Poesie selbst verdammen möchte, eine Erneuung seiner innern Kraft und an dem Freundschaftsbündniß mit dem ihm hingebungsvoll entgegenkommenden Schönheitssinne einen neuen äußern Beistand zur Verfolgung seines höhern Zieles, und gleichzeitig tritt ihm auch die eine Seite desselben, die Scheinseite der Schönheit, wieder vor Augen, ja sie kommt ihm, die, wie die Schönheit überhaupt durch Suchen nicht zu finden, durch Verfolgungen nicht zu erreichen war, endlich von seinem guten Genius (Nelly) herbeigeführt sogar in seine poetische Werkstätte und bietet so die Hand zu einer immer engern Vereinigung.

So haben sich nun die Poesie und der Schein, Shakspeare und Thekla gefunden, und Beide sind damit in eine neue Phase der Entwickelung eingerückt. Der in Southampton repräsentirte Schönheitssinn hat am Schein als solchem keine Befriedigung gefunden und sich einerseits dem Reellen, andererseits aber um so inniger der Poesie, worin er das im Schein geliebte Schöne verklärt und gereinigt wiederfindet, zugewandt. Aber weil er doch auch hinter dem Schein etwas Wahres vermuthet, möchte er ihn doch nicht gern ganz preisgeben, er möchte für ihn sorgen und glaubt darüber mit ihm durch die Wahrheitsforschung (Francis Bacon) unterhandeln zu können. Aber der Schein, so sehr auch er selbst die Wahrheitsliebe blendet, will doch von einer solchen Vermittelung Nichts wissen und ist, wenn es nicht anders sein kann, eher geneigt seine Existenz lieber durch Wiederversöhnung mit dem Betruge (Lasko) zu sichern als sich der Wahrheit anzuvertrauen. Sein tiefster innerster Drang ist jedoch auf das Schöne gerichtet, und da er vom Schönheitssinne bereits als unzureichend, als dem Schönen nicht ganz commensurabel erkannt ist, so wendet er sich nun der Poesie als der Schönheitsschöpfung zu, nicht um von ihr wie vom Schönheitssinne als Schönes blos genossen zu werden, sondern in der höhern Absicht ihr bei ihren Schöpfungen als Urbild des Schönen, als Ideal, als inspirirende und begeisternde Kraft zu dienen. In dieser Tendenz liegt die Wahrheit, die eigentliche, tiefere Bestimmung des Scheines. Der Schein muß daher in diesem Verhältniß zur Poesie zu seiner eigentlichen Bedeutung, zu einer consolidirten und veredelten Existenz, zu einer wirklich heilsamen und beglückenden Wirksamkeit gelangen, und so erscheint Thekla, indem sie Shakspeare durch die Anmuth ihrer Formen, durch den Reiz ihrer Bewegungen, durch die Süßigkeit ihres Gesangs, durch den Zauber ihrer Erzählungen zu einem neuen Aufschwung der schöpferischen Thätigkeit begeistert und Dichtungen aus ihm hervorlockt die wie „Romeo und Julia" der volle Abglanz des dem Dichtergeiste geoffenbarten und fleischgewordenen Schönheitsideals sind. Und ebenso heilsam wie auf die dichterische Thätigkeit wirkt sie auf den Dichter selbst. Sie entzieht ihn auf immer seinem wirren, wüsten Treiben, gibt seinem Streben einen festen, regelnden Mittelpunkt, nimmt ihm die letzten Ueberbleibsel der Roheit und Unsitte, erweitert und belebt seine Welt- und Lebensanschauung und kräftigt in ihm das gerechte Verlangen nach äußerer Anerkennung und Ehre, namentlich nach Ueberwindung der auf dem dichterischen Beruf lastenden Vorurtheile.

Dies sind die Lichtseiten und segenbringenden Wirkungen des Scheines in seinem Verhältniß zum Dichter. Daneben fehlt es auch nicht an Schattenseiten und bedenklichen Einflüssen. Je empfindlicher der Schein am Schönheitssinne erfahren daß er als solcher nicht befriedigen könne, umsomehr wird es für ihn Bedürfniß sich für mehr als er ist auszugeben. Er fühlt daß dem Dichter die eine Seite der Schönheit nicht genügen kann; darum gibt er sich ihm als die volle, ungetheilte Schönheit, er verheimlicht ihm seinen Mangel

an Reellität und Solidarität und beansprucht neben dem Scheinenden ihm auch ein Wahres zu sein. Dies kann er aber nur durch Täuschung bewerkstelligen und hierzu muß er sich wieder mit dem Betruge verbinden. So geräth Thekla in derselben Zeit wo sich ihr edlerer Theil an Shakspeare immer reiner und herrlicher entfaltet, wiederum in Beziehung und immer engere Verwickelung mit dem betrügerischen Lasko, und während sie Jenen als Muse zu poetischen Schöpfungen begeistert, spielt sie für Diesen als Gauklerin die arabische Jungfrau. Wol möchte sie den absichtlichen, gemeinen Betrug nur der Welt die ja betrogen sein will, zuwenden und den Dichter damit verschonen. Aber die Verhältnisse der Welt die auch den Dichter mit umfaßt erlauben ihr Dies nicht, und so wird sie genöthigt den wirklich geliebten und hochgeachteten Genius, den sie nur mit wohlgemeinten Illusionen beglücken möchte, geradezu zu hintergehen und ihn sogar großen Gefahren und Unfällen auszusetzen. Hierdurch geräth sie nothwendig mit sich selbst in Conflict und läuft fortwährend Gefahr in dieser ihrer Doppelnatur erkannt und wie einst vom Schönheitssinne, so auch vom Dichter entlarvt zu werden. Diese Gefahr muß natürlich vorzugsweise von Southampton ausgehen und sich zuletzt auch wirklich an ihm realisiren. Aber ehe Dies geschehen kann, muß der Schein erst seine Bestimmung für den Dichter ganz erfüllen, d. h. sein edlerer, besserer Theil muß sich ganz aus der Sphäre des Betrugs losreißen und sich gleichsam in poetischer Verklärung und Transsubstantiation, als Fee Gloriana, dem als Prinz Arthur vergeistigten Dichter zum vollsten Genusse, zum eigensten Eigenthum hingeben. So sehen wir denn auch wirklich Thekla die Aufgabe ihres Lebens erfüllen, wir sehen Alles was sie Schönes und Edles besitzt auf den Dichter übergehen und sich in seiner Phantasie zum schönsten Mittsommernachtstraum gestalten. Allerdings liegt auch hierin eine Illusion, aber eine Illusion die eben eine wesentliche und nothwendige Eigenschaft alles Schönen ist, ohne die der Dichter als Dichter nicht leben kann, durch die seine Lebensanschauung über die des gemeinen, prosaischen Bewußtseins erhoben wird, die in ihren Täuschungen eine tiefere Wahrheit birgt und die dem dichterischen Genius noch in seiner Todesstunde für alle bittern Enttäuschungen, die das unpoetische Leben ihm bereitet, einen süßen Trost, eine beseligende Genugthuung gewährt. Aber zu derselben Zeit wo der bessere Theil des Scheins ganz des Dichters Eigenthum wird, muß er sich nothwendig auf immer von dem schlechtern Theil desselben loslösen und diesen als ein des Dichters unwürdiges Residuum zurücklassen; der Dichter muß erkennen daß ihm der Schein zwar das Gewand zu seinen Schöpfungen bieten muß, daß er der Schönheit Außenseite ist, daß er aber gerade dann, sobald er Anspruch darauf macht wahr zu sein, sobald er auch als Wahrheit gelten will, sich als Lüge erweist, mit der die Dichtung Nichts gemein hat. So erscheint denn auch Thekla, sobald das Echtpoetische in ihr in der Fee Gloriana aufgegangen ist und hier in ihrer Vereinigung mit Shakspeare-Arthur, in ihrer beseligenden Wirkung auf den sterbenden Edmund Spenser ihre Bestimmung erfüllt hat, nur noch als der unechte, schlackenartige Rest ihrer schillernden Doppelnatur, und ihrer zweiten Entlarvung durch den Schönheitssinn der bisher nur durch ihre Doppelerscheinung und durch die vermittelnde Anschauung des ihn bestechenden Dichterauges getäuscht war, steht nun Nichts mehr im Wege. War es aber früher nur eine Entlarvung für das empfangende Gemüth, so ist es jetzt eine solche die dem schaffenden Genius selbst zugutekommt. Zwar ist für denselben mit der Enttäuschung auch ein schmerzlicher Verlust verbunden: denn er sieht plötzlich Dasjenige was ihm bisher als die volle Repräsentation des Schönen, als das alleinige und würdige Ziel seines Dichtens und Trachtens sich darstellte, in zwei einander widersprechende Hälften auseinanderfallen und damit seine bisherige Bedeutung für ihn verlieren. Aber trotz dieses Verlusts ist die Enttäuschung ein Gewinn für ihn: denn was er dabei verliert ist ja nur ein Negatives, ein Minus, dessen Tilgung ohne Weiteres einen Zuwachs des Positiven, des Plus im Buche seines Lebens zur Folge hat; er büßt von seinem Schönheitsideal eben nur die nichtige reale Zugabe ein; dagegen das Wahre und Wesentliche desselben, das wirklich Ideale in ihm, bleibt sein Eigenthum, und er besitzt es nun nicht mehr in Form einer buntglitzernden und trügerisch blendenden Erzstufe, in der das echte Metall noch mit unechten Schlacken, mit Glimmer und Katzengold verbunden ist, sondern als reines, gediegenes Gold, das nur darauf harrt von seiner Meisterhand Form und Gepräge zu empfangen und zu einer Reihe herrlicher Kunstgebilde ausgearbeitet zu werden.

Wir haben bisher blos das Verhältniß des Dichters zum Schein ins Auge gefaßt, dessen Entwickelung die eigentliche Aufgabe des Romans ist. Ihm gegenüber kommt aber auch sein Verhältniß zur Wahrheit zur Darstellung, und zwar nach den verschiedenen Beziehungen die zwischen der Poesie und der Wahrheit stattfinden können. Ihrem äußern, zuerst in die Augen fallenden Verhältnisse nach stehen Wahrheit und Dichtung in einer entgegengesetzten, feindlichen Beziehung zueinander. Jener gilt nur das Sein Etwas; diese legt vor allem auf den Schein Gewicht; jene haßt und verdammt den Schmuck, diese liebt und erstrebt ihn; jene kennt und duldet nur den Ernst und die Strenge, diese hegt und fördert das Spiel und die Ergötzlichkeiten. Die Wahrheit in diesem ursprünglich der Poesie abholden Verhältnisse wird in unserm Roman von der zum Puritanismus neigenden Alice vertreten. Dies feindselige Verhältniß ist aber selbst kein wahres, sondern nur ein dem oberflächlichen Blick als solches erscheinendes; der tiefere Blick, die Wahrheitsforschung — obschon an sich mehr der Wahrheit zugewandt — erkennt die Verwandtschaft und Ebenbürtigkeit beider und vermittelt zwischen ihnen eine gegenseitige Anerkennung, ja innige Zuneigung. Diese Rolle ist im

unserm Roman dem Francis Bacon zugewiesen. Indem derselbe von Anfang an eine höhere Wahrheit von der gemeinen Wirklichkeit unterscheidet und meint, die Geschichte die es nur mit dieser zu thun habe balsamire gewissermaßen die historischen Persönlichkeiten nur ein, wobei sie ihnen die eigentlich belebenden Eingeweide nehme; die Poesie hingegen gebe ihnen Herz, Leben und Galle zurück und mache die in der Geschichte Begrabenen im Gedichte wieder lebendig: erwidert er zugleich der noch im Puritanismus befangenen Alice, als sie die Fictionen der Poesie mit den Lügen im Leben in eine Kategorie geworfen wissen wollte, die schönen Worte:

Was ist Wahrheit? fragte einst Pilatus, ohne die Antwort abzuwarten. Die Wahrheit kommt mir vor wie das bloße klare Tageslicht das die Masken- und Larvenspiele, die Prachtaufzüge der Welt nicht halb so stattlich und prunkvoll erscheinen läßt als Kerzenlicht. Wahrheit mag im Preise wol einer Perle gleichkommen die bei Tag am besten kleidet; aber nie wird sie bis zum Diamant oder Karfunkel steigen die sich bei wechselndem Lichtern am besten ausnehmen. Eine Beimischung von Lüge macht jedenfalls mehr Vergnügen.

Auf den Einwurf Alice's: daß diese Mischung von Wahrheit und Lüge nur noch schlimmer sei, fährt er fort:

O Mylady, entzöge man den Menschen alle ihre eitlen Meinungen, ihre Hoffnungen mit denen sie sich schmeicheln, ihre falschen Schätzungen, willkürlichen Einbildungen: was würden denn die Seelen Vieler noch anders sein als arme zusammengeschrumpfte Wesen voll trübsinnigen Misbehagens, die sogar an sich selbst keine Freude haben könnten.

Unter solchen Einwirkungen von Seiten der Wahrheitsforschung und mehr noch durch das Bekanntwerden mit der Poesie und dem Dichter selbst verwandelt sich denn allgemach das feindliche Verhältniß zwischen der Wahrheitsliebe und Dichtung, zwischen Alice und Shakspeare in ein freundliches, ja in das einer zwar weniger leidenschaftlichen aber darum nur um so innigern und dauerndern Liebe, die in demselben Maße an Consistenz gewinnt in welchem sich des Dichters Verhältniß zu Thekla, dem eigentlichen Gegensatze Alice's, allmälig auflöst. Neben dieser der Versöhnung mit der Poesie fähigen Wahrheit besteht aber noch eine andere, eine Afterwahrheit, deren eigentliches Wesen eben nichts Anderes als Feindschaft und Haß der Poesie ist und die daher auch nie aus ihrem feindseligen Verhältniß gegen dieselbe heraustritt. Diese repräsentirt sich im Puritanismus, der in seinen einseitigsten Extremen entweder, z. B. in Elias Gottgeprüft, nur noch als Zerrbild der Wahrheit erscheint und als bloße Scheinwahrheit mit dem Wahrheitsschein oder dem Betruge fast in Eins zusammenfällt, oder sich — wie z. B. im „Prediger der Wahrheit" und in dem von ihm fanatisirten Pöbelhaufen — geradezu als Wahrheitstollheit und Raserei darstellt, in beiden Manifestationen aber gerade von der Poesie, in der er nur Lug und Trug zu erkennen vermag, in seiner schurkischen Scheinheiligkeit und lächerlichen Wahnwitzigkeit entlarvt wird. Stellt sich in dieser Afterform der Wahrheit das religiöse Element derselben nur noch als Caricatur dar, so findet es dagegen im Prediger Aylford seine edle und würdige Vertretung, der einerseits dem schwärmerischen Fanatismus der Puritaner gegenüber die Ruhe und Besonnenheit, andererseits der kalten, nur mit dem Verstande operirenden Wahrheitsforschung des Francis Bacon gegenüber die Wärme und Gemüthlichkeit repräsentirt und in dieser mittlern Stellung gerade als diejenige Schattirung der Wahrheit bezeichnet wird die mit der poetischen Wahrheit in nächster und freundschaftlichster Beziehung steht.

Nicht minder reichhaltig und mannichfaltig wie das Verhältniß der Poesie zum Schein und zur Wahrheit ist ihre unmittelbare Beziehung zum Leben, zum öffentlichen wie zum privaten dargestellt. Bald sehen wir sie im Kampfe mit der Prosa und Misere des häuslichen Lebens, mit den Vorurtheilen kleinartiger Verhältnisse, mit den Gegenwirkungen kindlicher Gefühle und sittlicher Skrupel; bald im Conflict mit den Verlockungen der Sinnlichkeit, den Reizen einer ungebundenen Freiheit, dem Neide und der Eifersucht untergeordneter Bestrebungen; hier sehen wir sie mit dem Eigennutz und der Gewinnsucht des Gewerbs ringen, dort mit den Kränkungen und Verhöhnungen der Suffisance und des Hochmuths; auf der einen Seite sehen wir sie unter mannichfaltigen Schwierigkeiten zuletzt mit Glück den Weg des Ruhms und der Ehre beschreiten, auf der andern Seite sich mit minderm Geschick in der praktischen Laufbahn der politischen Thätigkeit versuchen und hier trotz ihres tiefen, umfassenden Blicks fast die Beute des gemeinen Betrugs werden. Alle diese Verhältnisse, die einerseits in der Beziehung Shakspeare's zu seinen Ältern, seinen Landsleuten, seinen Jugendgenossen, seiner Wirthin u. s. w., andererseits in seinen Berührungen mit der höhern Gesellschaft, mit der Familie Southampton, mit Essex, mit der Königin Elisabeth u. A. dargestellt sind, haben wenn auch oft nur in wenigen Zügen eine ebenso treue als lebendige Zeichnung gefunden und sind überall mit der Entwickelung der Hauptidee auf das innigste und engste verbunden, sodaß der Roman in jeder Beziehung den Charakter eines ebenso mannichfaltig als einheitlich gegliederten und wohlproportionirten Organismus trägt.

Leute die eine denkende Auffassung der Dichtungen verschmähen und sich an dem unmittelbaren Genusse ihrer concreten Gestaltung genügen lassen, pflegen Denen die wie wir hinter dem Fleische auch eine Seele, hinter der realen Erscheinung auch eine Idee suchen und sich die äußere Verarbeitung des Stoffs aus der innern Gliederung der Idee zu erklären bemühen, unter Anderm auch den Vorwurf zu machen: daß man hierbei dem Dichter Gedanken unterschiebe die der Dichter selbst niemals gehegt habe, und ihm eine Klarheit des Bewußtseins zuschreibe die sich mit der fast instinctiven Schöpfungsweise eines Dichters gar nicht vertrage. Dieser Vorwurf ist aber in doppelter Rücksicht ein falscher. Ein mal fällt es dem Interpreten, wenn er die Elemente und Momente einer Dichtung auf abstracte Begriffe zu-

rückführt, nicht ein hiermit zu behaupten daß der Dichter ursprünglich diese Begriffe gerade in ebenso abstracter Form gehegt und zurechtgelegt und erst hinterher in concrete Gestalten umgewandelt habe; seine Meinung ist vielmehr die: daß jene Begriffe, wenn auch vielleicht dem Dichter unbewußt, dennoch die in ihm schaffenden und gestaltenden Urmächte gewesen seien und ihrem innern Wesen und gegenseitigen Beziehungen nach gerade diese und keine andern Formen hervorgetrieben haben. Sodann braucht aber auch das Schaffen des Dichters nicht nothwendig ein gänzlich instinctives und unbewußtes zu sein, sondern es kann dasselbe sehr wohl von einer wissenschaftlichen, ja philosophischen Bildung getragen werden, die wenn sie einmal da ist, auf die Ausarbeitung eines Kunstwerks nothwendig einen klärenden und regulirenden Einfluß ausüben muß. Ist Dies mehr oder weniger bei allen Dichtern der Neuzeit der Fall gewesen, so gilt es insbesondere von dem Verfasser des vorliegenden Romans, und seine Dichtungen sind daher nicht blos naturwüchsige Producte einer bewußtlos sich entfaltenden Idee, sondern sie geben auch zahlreiche Belege dafür daß sich der Autor von vornherein dieser Idee klar bewußt gewesen ist. So wird namentlich innerhalb des nirgend lang ausgesponnenen aber überall höchst gedankenreichen und sinnvollen Dialogs das Verhältniß der Dichtung zum Schein, zur Wahrheit und zum Leben nach allen Seiten und Richtungen hin erörtert. Wie bezeichnend ist in erster Hinsicht was Thekla über das Bedürfniß der Wahrheit sagt, gerade in dem Augenblicke wo sie Shakspeare, um ihn über ihre wahren Lebensverhältnisse zu täuschen, in ihre nur zu diesem Zwecke gemiethete Wohnung führt.

Hier, sagt sie, laß uns glücklich sein in der Wahrheit unserer Freundschaft! Alle Täuschungen des Lebens, alle Sehnsucht und Lüge, Alles was im Gedränge des Tages an uns verschoben wird, alle fremden Mienen und Vermummungen hinter die wir uns retten müssen — hier sollen sie vergessen, sie sollen vernichtet sein! Aus diesem Fenster sehen wir das alte London grau über dem grauen Strome liegen: denke daß es eine Schaubühne sei! Was dort vorgeht, was wir da sehen oder selbst thun: es soll nicht für mehr gelten als für ein Spiel zu dem wir uns angekleidet und geschmückt haben. Das Herz ist nicht bei Dem was dort gesprochen wird — auswendig gelernt oder aus dem Stegreif. Wir denken nicht weiter daran. Wer möchte es aber grämlich eine Lüge schelten, wenn wir vorauswissen daß es keine Wahrheit ist? Wir lächeln darüber, wenn wir hinter der Tramose sind — hier in diesem traulichen Stübchen. Hier richtet das verschobene Herz sich wieder ein, und in Allem was wir für einander fühlen und sinnen, sind wir ehrlich. In dem einen Herzschlage daß wir einander angehören und wohlwollen, mag alles Andere verschwinden, vergeben und vergessen sein! Ach, das Liebste was in der Welt vorgeht ist ja nicht wahr, und was wahr ist gefällt uns selten, beglückt uns nicht immer!

Ist Dies nicht ganz die Sprache des Scheines der sich selbst entfliehen und am Herzen der Dichtung zur Wahrheit werden möchte? Shakspeare fühlt Dies wohl heraus und gibt Dies in seiner Antwort klar zu erkennen.

O meine Thekla! rief er aus. Wer könnte lebhafter dein Verlangen nach einem Asyl von Wahrheit mitempfinden als Einer der vom Schauspiel lebt und in der Dichtung sein besseres Leben sucht? Und darf ich nun endlich diese ersehnte Wahrheit des Lebens in dem Glücke finden daß du mich liebst, daß ich dir angehöre? Und doch —! diese eine Wahrheit, dies Herz unsers Lebens — ist es nicht in eine zu nahe Täuschung eingefaßt? Hier deine Wohnung? Nicht mehr bei der alten Lady? Vergib daß mich dein Lächeln, deine Hingebung nach so verzweifelnden Tagen, diese Schönheit und Reize nach so durstigen Stunden nicht über die kleine Befremdung hinwegheben können; daß ich nach der Wahrheit dieses traulichen Zimmers frage im ersten Augenblicke da sich dein Herz mit so vieler Liebe öffnet. Drüben das graue London soll die Bühne der Täuschung sein: aber dies Zimmer liegt hüben!

So drückt er seine Zweifel aus und verräth daß er am Schein doch noch nicht ganz Das hat was er als Dichter sucht, daß er in Thekla nur eine Schönheit ohne Wahrheit, wenigstens ohne die volle, befriedigende Wahrheit besitzt. Aber noch übt auch diese blos äußere Schönheit, die „reizende Gestalt" Thekla's einen viel zu mächtigen Zauber über ihn aus als daß er sie nicht als ein Pfand der innern „Liebeswahrheit" nehmen und im Glück der ersten ungestörten Anschauung jene Skrupel wieder vergessen sollte.

Noch deutlicher enthüllt der Autor die Bedeutung Thekla's für Shakspeare in einem andern Dialoge.

Liebes, seltsames Geschöpf — sagt der Dichter in demselben zu ihr — ich begreife dich nicht! Aber dies bunte, wundersam schillernde Band deiner Empfindungen umstrickt mich nur desto fester. Was regt diese Stürme in dir auf? Was spielt diese Wechselflammen aus deinem Herzen, die kein Wiederschein deiner Umgebung, die ein eigenthümliches Licht deiner tiefen Seele scheinen? Manchmal — bei all deiner lebendigen, anmuthigen Schönheit — erschrecke ich vor dir. Du kommst mir wie ein Traumbild des in mir schlummernden Poeten vor. Oder bist du mir als Muse gesandt, die mir reiche Stoffe bringe und wunderbare Seelenstimmungen vorspiele? Stoffe wie Romeo und Julie — Stimmungen wie die Seligkeit in der ich jenes Gedicht niedergeschrieben? Wie viel Fabeln kommen mir aus deinem Mund entgegen, wie viel Seelen fliegen mir aus deinem Herzen zu! Ja, göttliches Mädchen, was brauche ich um Erfindung bekümmert zu sein, solange du deinen Mund öffnest und meine Verse durchathmest, solange du meiner Gedichte süßester Inhalt selbst bist und mein kahles Papier mit herrlichen Schöpfungen überglänzest? Dir verdanke ich es, wenn Etwas an meinen keimenden Gedichten entzücken wird. Wie stumpf müßte die Feder sein die dich selbst, die dein Selbst nicht fassen könnte, wenn du dich als die schönste Erfindung gibst? O sei denn meine zehnte Muse — mächtiger als die neun zu denen die Reimer flehen und betteln. Hilf dem Dichter der dich anruft und anbetet, hilf ihm unvergängliche Werke schaffen!

Hier ist es klar ausgesprochen was eigentlich Shakspeare in Thekla sieht und liebt. Er sieht in ihr eigentlich nur das Abbild, die Objectivirung seiner innern poetischen Anschauung, seines Schönheitsideals, seiner in ihm schaffenden Begeisterung, seiner Phantasie und Erfindungskraft — mit Einem Worte: seine Muse! Und indem er so sich selbst in ihr wiederfindet, übersieht er in ihr Etwas was sie außer diesem Reflex, was sie an und für sich ist. Und sie selbst fühlt sich in dieser Auffassung gereinigt, veredelt und über sich selbst erhoben, sie fühlt sich als Schein im Wiederschein verklärt und erwidert daher:

William, William, herrlicher, göttlicher Mann! O schreibe mir diese Worte nieder, bringe sie mir in Vers und Reim! Ich will sie als Amulet in meinem Busen, auf diesem unseligen Herzen tragen. O könnte ich dir aussprechen welche Beruhigung du mir mit diesem Gedanken gibst: — ich sei deine Muse! Ja, ich bin deine Muse, ich lebe Gedichte für dich! Meine Schmerzen, meine Geheimnisse verklären sich durch dich zu rührenden und heitern Lebensspielen. Meine Verzweiflung wird deine Begeisterung. Gib mir deine himmlischen Worte auf Pergament! Ich bin dein! Dem Dichter gehöre ich an, dem Dichter thue ich kein Unrecht!

Markirt hier der Autor recht deutlich was Thekla für den Dichter sein soll, so hebt er in andern Stellen mehr ihr An-sich hervor, z. B. da wo sie ihrem Freunde den Vorschlag macht nicht blos als Shakspeare und Thekla, sondern unter wechselnden Rollen, heute z. B. als Antonius und Kleopatra, morgen als König Johann und Konstanze u. s. w. miteinander zu verkehren. Shakspeare freilich faßt gerade dieses ihr An-sich als eine Entfremdung ihrer selbst auf und will daher von ihrem Vorschlage Nichts wissen. In solchen Wechselgestalten, meint er, bringe sie ihn um die Wahrheit ihres holden Selbst, und es sei Dies doch nur was er in ihr suche, was er festhalte und dessen er immer mehr habhaft werden wolle; und nun wolle sie ihm in einen „wechselnden Schein" entschlüpfen? Er sei der Täuschungen des Schauspiels wie des Lebens müde; er lebe nur noch für die Wahrheit ihres Herzens und die Wahrheit seiner Poesie; zwischen diesen beiden wolle er seine Seele theilen und in ihnen seine Seligkeit finden. Thekla selbst aber weiß besser daß gerade in Dem was sie ist keine Wahrheit ist, und möchte gern auch dem Dichter seinen Wahrheitssinn wegzweifeln. Zwar sagt er ihr, gerade der Dichter bedürfe vor allem Andern der Wahrheit des Lebens, um sich in der Wirklichkeit vom hohen Zwang seines Schaffens auszuruhen. Die Alltagsmenschen könnten schon eher dem Himmel danken, wenn ihnen eine schmeichelnde Unwahrheit, eine begeisternde Täuschung begegne, ihre träge Einbildungskraft beflügle und ihr ödes Herz mit Ahnungen einer unbegreiflichen Welt durchzucke; der Dichter aber, der Vater der Täuschungen, sehne sich nach einer Wahrheit deren Kind er sein könne, an deren Brust er Trost und Herstellung finden müsse, weil eben jene Täuschungen, die Töchter seiner Phantasie, nur Wahrheit von ihm hätten, nicht für ihn, sondern nur für Andere, für die Welt. Thekla aber erwidert ihm darauf schalkhaft:

O Kind das du bist! Bist du denn eine Lebenswahrheit werth? Ich will sagen — verdienst du denn eine? Hast du nicht Tausende mit Traumwesen, erdichteten Gefühlen, Aengsten und Freuden getäuscht? Wollt ihr Dichter denn so ungestraft eure Täuschungen in die Welt setzen, eure Kukukseier in die Herzen der Menschen legen? Du kannst den Himmel immer noch gnädig nennen, wenn er dich für deine außerordentliche Poesie mit einer recht ausgezeichneten Täuschung heimsucht und züchtigt.

Und diese „ausgezeichnete Täuschung" ist nun eben Thekla selbst, in welcher der Dichter die Wahrheit zu besitzen glaubt, bis er erkennt „wie wenig echt der Schmuck war auf den er den höchsten Werth gelegt", bis er zu dem Bewußtsein gelangt daß all der beseligende Zauber der ihn gefesselt nicht außer ihm, sondern in ihm, nicht im Object, sondern in seiner eigenen Subjectivität, in seiner „innern schaffenden Macht" gelegen. Auch hierüber läßt uns der Autor nicht in Zweifel, wenn er den Dichter nach dem Schmerz der Enttäuschung in der Poesie selbst wieder Trost gewinnen läßt und ihm die Betrachtung in den Mund legt daß er das Paradies seiner eigenen Schöpfungskraft viel zu wenig gekannt oder zu leichtfertig behandelt habe, und daß doch diese Schöpfungskraft allein es sei die ihm stets treu geblieben, ihn auch in den verzweiflungsvollen Stunden nicht verlassen habe und die er daher in alle Zukunft als das Element seines Daseins, als das Centrum seines Lebens und Strebens betrachten müsse. Daß aber dieses Bewußtwerden seiner selbst und die gänzliche Emancipation des Dichters vom Schein und der Scheinwahrheit als das eigentliche Ziel des Romans gedacht ist, geht ganz unverkennbar daraus hervor daß der Autor dem Dichter gegen den Schluß jene tiefen und schönen Worte über die Macht des Scheines und der Zier in den Mund legt die im „Kaufmann von Venedig" Bassanio spricht, ehe er im unscheinbaren Kästchen der schönen Porzia Bildniß und mit ihm sie selbst und das Glück seines Lebens findet.

Ganz ebenso lichtvoll verbreitet sich der Dialog über das Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit, z. B. in der Unterhaltung zwischen Bacon, Shakspeare und Southampton auf ihrem Wege zur arabischen Jungfrau. Alles, erklärt hier Bacon, was eine Macht über die Menschen ausübe biete zwei merkwürdige Seiten dar: eine poetische für die Anschauung dieser Macht und eine philosophische für die Erforschung des Antheils von Wahrheit ohne welche selbst der Betrug keine Macht gewinnen könne; und als Southampton sich die Lüge und den Hang des Menschen zur Lüge nicht erklären kann und die Ansicht ausspricht, die Wahrheit und unsere Neigung sollten doch eigentlich Eins sein, erwidert Shakspeare, ursprünglich seien sie es auch gewesen. Solange der Mensch sich selbst im Paradiese mit reinem Auge nackt habe sehen können, habe er auch die unverhüllte Wahrheit um sich her gesehen. Sobald aber das erste Paar vom Baum der Erkenntniß gebückt und erröthet nach dem Feigenbaume gelaufen sei und dessen Blätter zum ersten Kleiderstoffe verwendete, habe sich ihm auch die Wahrheit verhüllt, ja er habe sie von da an nicht nur verstecken sondern auch entstellen lernen. Da sei er aus dem Paradiese vertrieben; aber Gott habe ihm zwei Genien nachgesandt die ihn seitdem nicht wieder verlassen hätten: die Dichtung, die dem Menschen beim Ankleiden beistehe und die nackte Wahrheit des Lebens unter einer reizenden Hülle zu verbergen lehre; dann die Forschung, die das Leben auskleiden helfe und den am Scheine sich Verirrenden auf den wahren Kern des Lebens zurückführe. Jener Genius habe runde, rosige Lippen; der andere einen scharfen, strengen Mund; und, fügt er scherzhaft hinzu, Eva sei gewiß die erste

Dichterin in Feigenblättern gewesen, Adam dagegen der erste Forscher nach der Wahrheit ihrer poetischen Einkleidung.

Werden hier Wahrheitsforschung und Dichtung als zwei wie Mann und Weib einander ergänzende und befreundete Mächte dargestellt, so heben andere Stellen mehr den Gegensatz und Widerspruch zwischen beiden hervor. So namentlich die Rede des Predigers der Wahrheit im Puritanerclub, die neben vielen Uebertreibungen und lächerlichen Einseitigkeiten doch auch manche tiefeinschneidende Wahrheit enthält, der selbst der Dichter seine Anerkennung nicht versagen kann.

Aus allem Diesem wird der Leser die Ueberzeugung gewinnen daß der Roman wirklich aus jener von uns oben auseinandergelegten Idee hervorgewachsen ist und daß auch der Autor selbst, so sinnlich und concret er auch Alles gestaltet hat, von derselben durchdrungen gewesen ist.

Neben dieser idealen Bedeutung besitzt aber der Roman auch einen nicht minder hoch anzuschlagenden realen Werth, indem er, wie wir schon oben angedeutet haben, vor vielen andern Werken geeignet ist zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Zeitgenossen und seines ganzen Zeitalters beizutragen. Soviel auch schon über Shakspeare geschrieben ist und noch täglich ohne Ende über ihn geschrieben wird, so ist doch das Urtheil über ihn keineswegs schon festgestellt; vielmehr herrschen über ihn selbst unter Denen die sich ganz speciell mit ihm beschäftigt haben, noch die verschiedenartigsten und widersprechendsten Ansichten. Während Einige noch immer einen zwar genialen aber ungezügelten, der Kunst und des Geschmacks entbehrenden Naturdichter in ihm sehen, halten ihn Andere umgekehrt für das in jeder Hinsicht unübertreffliche Vorbild aller Kunstschöpfungen. Während Einige ihn für den Kern und Gipfelpunkt der Romantik erklären und in ihm die Verwirklichung aller romantischen Intentionen erblicken, stellen ihn Andere gerade als den äußersten Gegensatz aller Romantik hin und heben die Nüchternheit, Gesundheit und Greifbarkeit seiner Natur hervor. Während Einige ihm eine specifisch-christliche Weltanschauung zuschreiben und aus dieser sein Leben und all seine Schöpfungen construiren, feinden ihn Andere als einen unchristlichen, ja irreligiösen Dichter an oder sehen in seinen Dichtungen ein System speculativer, pantheistischer Vorstellungen. Einige bewundern in ihm vorzugsweise den Tragiker, Andere den Komiker; Einige wollen ihn nur als Dramatiker gelten lassen und von sonstigen Dichtungen Nichts wissen, Andere preisen gerade seine allgemein-poetische Befähigung und nehmen an seinem dramaturgischen Talent Anstoß; Einige fassen in ihm vorzugsweise den Dichter ins Auge, Andere den Psychologen, wieder Andere den Historiker, noch Andere den Menschen in seiner Unmittelbarkeit und Totalität. Dieser preist ihn als Patrioten, Jener als Kosmopoliten; Dieser sieht in ihm einen Dichter des Volks, Jener einen Verherrlicher des Königthums — kurz es existirt fast keine Modification der Welt- und Lebensansichten, als deren Freund und Vertreter oder Feind und Bekämpfer er nicht schon hingestellt wäre. Erklärt sich diese Verschiedenartigkeit der Auffassung Shakspeare's einerseits aus der endlosen Fülle und Allseitigkeit seiner Dichtungen, die wie die Welt selbst Jedem wer es auch sei einen Raum gewährt auf dem er fußen kann, Jedem eine Seite darbietet die ihn ganz besonders anzieht und ihn im Theile das Ganze erblicken läßt, so hat sie andererseits ihren Grund in dem verschiedenen Standpunkte von dem aus die verschiedenen Interpreten und Charakteristiker Shakspeare's ihn und seine Erzeugnisse betrachteten, und in der oft schon von vornherein eingenommenen Anschauungsweise mit der sie an ihn herantraten. Von solcher subjectiven, durch vorgefaßte Meinungen bestimmten Beurtheilung des Dichters haben sich selbst die wissenschaftlichsten Darstellungen nicht freigehalten, ja diese gerade am wenigsten, weil sie als solche nothwendig in einem bestimmten wissenschaftlichen Systeme wurzelten, welches seiner Natur nach alles Einzelne seiner Grundidee adoptiren muß. Insbesondere gilt Dies von den philosophischen Werken über Shakspeare, namentlich von denen Ulrici's und Rötscher's; aber auch die historischen Arbeiten, obwol ihrer Natur nach mehr auf objective Beobachtung als auf subjective Speculation gegründet, haben bisjetzt eine durchaus unbefangene, reingegenständliche Charakteristik noch nicht geliefert, weil sie in ihrer Beurtheilung, fast ebenso wie der Philosoph von seinem System, von ihrer politischen Gesinnung oder ihrer socialen Weltanschauung beherrscht wurden. Viele werden in dieser unserer Ansicht eine unbedingte Verwerfung der bisherigen Leistungen sehen. Das soll sie aber keineswegs sein; vielmehr sind wir der Meinung daß jede der verschiedenen Beurtheilungen, so einseitig sie an und für sich sein mag, in gewissem Grade berechtigt ist und irgend Etwas zur Gesammtauffassung des Dichters beigetragen hat. Wie das Licht erst darin zu seiner wahren und vollen Bedeutung gelangt, wenn es sich an den verschiedenen Objecten und Subjecten in unendlicher Mannichfaltigkeit der Farben und Lichteffecte abspiegelt und vervielfältigt: so wird auch ein Dichter, zumal ein so leuchtender Stern wie Shakspeare, nie von einem Einzelnen vollständig erkannt und in all seinen Eigenthümlichkeiten erfaßt werden; vielmehr liegt die wahre Erkenntniß desselben erst in dem harmonischen Ensemble aller der von verschiedenen Standpunkten ihn reflectirenden Darstellungen. Hat nun um deswillen jede, selbst einseitige Abspiegelung des Dichters einen gewissen Anspruch auf Berücksichtigung, so ganz besonders die welche durch das Auge eines zweiten Dichters vollzogen wird, weil gewisse Seiten des Dichtergenius und Dichtergemüths eben wieder nur für einen Dichter bemerklich und verständlich sind und ihrem innersten und tiefsten Wesen nach nicht in abstract-wissenschaftlicher, sondern nur in concret-poetischer Darstellung wiedergegeben werden können. Daher gehören denn überhaupt die poetischen Werke über Shakspeare, unter denen wir außer unserm Roman namentlich noch „Das Fest zu

Kenilworth" und „Dichterleben. Erster und zweiter Theil" von Tieck, und den von W. Alexis aus dem Englischen ins Deutsche übertragenen Roman „Shakspeare und seine Freunde" verstehen, zu den lehrreichsten, treffendsten, tiefsteindringenden und allseitigsten Reproductionen seines Wesens und Lebens, seines Dichtens und Trachtens, sowie seines ganzen Zeitalters; und unter diesen nimmt wieder die Arbeit von Koenig nicht den niedrigsten, vielmehr in vielem Betracht sogar den höchsten Rang ein.

Betrachten wir die Bilder der drei Dichter zunächst von Seiten ihres materiellen Vorwurfs, so stehen sie zueinander nicht sowol in einem parallelen und conspirirenden als vielmehr in einem sich gegenseitig fortsetzenden und ergänzenden Verhältnisse. Während Tieck in seinen drei Novellen vorzugsweise das Jugendleben Shakspeare's und seine ersten Kämpfe und Entwickelungen behandelt, stellt ihn Koenig vorzugsweise in seinem Uebergange vom Jugendrausch zur Mannesreife, also im mittlern Stadium seiner Entwickelung dar; der englische Roman hingegen zeigt ihn uns als völlig ausgereiften und ausgebildeten, auf der Höhe des Lebens stehenden Mann und bewegt sich demgemäß in dem eigentlich fruchttragenden Abschnitte seines Lebens. Hiernach ist nun auch die Charakteristik Shakspeare's in den drei Romanen eine wesentlich verschiedene. Im letztgenannten derselben ist der Dichter das echte Abbild seiner reifern Dichtungen. Die Verirrungen und Extravaganzen des Jugendlebens, die Unreife der Lehrjahre, das unstäte Treiben der Wanderjahre liegen hinter ihm, der Gährungsproceß der Entwickelung ist überwunden und der Dichter steht als fertiger Meister, als reiner, geklärter, abgelagerter Wein mit der vollen Lieblichkeit des Duftes, der ganzen Würze des Geschmacks und allem Feuer des Geistes vor uns. Wo wir ihn auch treffen mögen, an seinem Schreibtisch oder auf der Bühne, im Gewühl des Volkstreibens oder auf den Parquets des Hoflebens, unter lustigen Gesellen oder gewiegten Staatsmännern — überall entfaltet er dieselbe Frische, dieselbe Elasticität, denselben unverwüstlichen Humor, dieselbe Entschlossenheit und Rührigkeit, dieselbe Herzensgüte, denselben Adel der Gesinnung, dieselbe Ueberlegenheit des Geistes; überall zeigt er daß das Leben nicht mehr ihn, sondern er das Leben beherrscht, überall ist er der große, unerreichte Genius, von dem die Inschrift seines Denkmals sagt: „Er war ein Mann: nehmt Alles nur in Allem; ich werde nimmer seinesgleichen sehen!"

In den Tieck'schen Novellen dagegen erscheint Shakspeare noch nicht so bedeutend wie wir uns den größten aller Dichter gewöhnlich ausmalen. Wir sehen ihn zunächst nur im Keime und als solchen fast schwächlich und kränklich und kaum im Stande die Wucht der Schollen, die Ungunst der Verhältnisse zu durchbrechen; sodann sehen wir ihn als zwar schon stattlich emporgewachsenen Baum, aber noch umschattet und verdunkelt von den ältern Nachbarbäumen, seinen Vorgängern Marlow und Green; und endlich finden wir ihn zwar bereits in Blüte stehend, ja bereits auch herrliche Früchte tragend, aber im Leben ohne Kraft und Saft, ohne Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, hin- und herschwankend zwischen der Liebe zu einem verführerischen Weibe und der Freundschaft für einen unreifen Jüngling und zuletzt dafür von Beiden betrogen. Daher haben die Tieck'schen Novellen in Betreff der Charakteristik Shakspeare's noch etwas Unbefriedigendes. Der Dichter erscheint uns darin noch zu weich, zu zahm, zu gefühlig und schwärmerisch, zu schüchtern und bescheiden, zu unreif oder zu frühreif. Wir nehmen an ihm und an seinen höchst ergreifend geschilderten Jugendleiden zwar herzlichen Antheil, aber wir können uns nicht recht überzeugen daß dieser sanfte, bescheidene Jüngling gerade Shakspeare sein soll. Mag immerhin Tieck für sich anführen daß einzelne Nachrichten über Shakspeare's Jugend eine solche Darstellung rechtfertigen, daß gerade der Genius vor seiner Entfaltung eine mehr intuitive und träumerische als energische und thatkräftige Natur zu sein pflege, und daß besonders bei der Schilderung Shakspeare's dem weit verbreiteten Vorurtheil, als sei gerade das Wilde und Excentrische der ursprüngliche Typus seines Wesens, habe entgegengetreten werden müssen: der Eindruck den sein Shakspeare macht bleibt darum immer ein unzureichender und vermag das Bild das wir aus seinen Dichtungen geschöpft haben nicht auszufüllen.

Von wie ganz anderm Zuschnitt ist hingegen der Shakspeare in Koenig's Darstellung. Zwar wird uns auch hier ein Bild aus seinem Jugendleben, aus seinen häuslichen Misverhältnissen aufgerollt, aber nur als Rückblick, als Episode, als Bild im Bilde. Zwar wird in diesem ebenfalls auf die sentimentale, intuitive Seite seiner Jugendnatur Rücksicht genommen, aber so daß daneben auch seine innere Kraft, seine poetische Keckheit und die Ueberlegenheit seines Geistes über das Elend seiner Verhältnisse zutagekommt und daß schon an der Chrysalide der künftige Schmetterling erkannt werden kann. Auch im Roman selbst ist Shakspeare keineswegs über die Verirrungen der Jugend hinaus, ja es ist hier dieselbe Verirrung die auch Tieck zu seinem Gemälde benutzt hat, nämlich seine Leidenschaft für ein verführerisches Weib, zum eigentlichen Mittelpunkte des Romans gemacht worden. Aber welche ganz andere Bedeutung hat Koenig in dieselbe hineinzulegen gewußt! Wie hat er verstanden sie als eine in ihrer Entstehung nothwendige, in ihrem Verlauf ebenso überraschende als gesetzmäßige, in ihrem Ende wohlthuende, in ihren Folgen höchst heilsame Phase seiner poetischen Entwickelung darzustellen; und wie hat er durch eine höchst geschickte Construction des Ganzen zu erreichen gewußt daß Shakspeare mitten in diesen Verirrungen immer als derselbe große, gewaltige Geist, als dieselbe edle und reine Natur, als dasselbe warme und aufrichtige Gemüth erscheint und nie wie bei Tieck zu einem gar zu blöden, unbedeutenden, vom Freund wie von der Geliebten dupirten Jüngling herabsinkt. Während der Tieck'sche Shakspeare, abgesehen von Dem was über ihn gesagt wird und was er selbst Geistreiches spricht, in allen Situationen nur

Eigenschaften der Mittelmäßigkeit entfaltet: macht der Koenig'sche von Anfang bis zu Ende den Eindruck einer genialen, außerordentlichen, in jeder Sphäre die er berührt hervorragenden Erscheinung. Wie imponirend ist sogleich sein erstes Auftreten, wo er als Beschützer der verfolgten Schönheit den Jesuitensendling Lasko aus dem Felde schlägt; welche Tiefe der Gefühle, welchen Adel der Gesinnung entfaltet er bei der Hochzeitsfeier des ihm befreundeten Squire; als welch ein glänzender Stern erscheint er mitten in der trüben Atmosphäre der Ankertaverne, nicht nur durch Hoheit des Geistes und Reinheit des Herzens, sondern auch durch die gerade hier geltenden Vorzüge, durch Witz, Keckheit, Humor u. s. w. all seine damaligen Genossen verdunkelnd; wie documentirt sich hier die Ueberlegenheit seines Wesens namentlich in seinem auf traditionneller Notiz beruhenden Abenteuer mit Burbadge, welches er selbst so launig und harmlos erzählt daß wir uns nicht enthalten können es hier mitzutheilen. Seine Erzählung lautet:

Vor Anfang des fünften Acts bemerkte ich einen zerlumpten Burschen mit langen, leisen Schritten auf der Bühne umherspähen, und erkannte ihn für einen der Gauner wie sie vor und in dem Theater aufwarten und sich zu Bestellungen und Aufträgen anbieten. Erst glaubte ich er sehe sich nach einem der vornehmen Schemelinsassen um, die uns auf der Bühne den Platz versperren; da er aber nach dem Hintergrunde suchte, wo wir uns aufhalten, trat ich ihm mit der Frage in den Weg: zu wem er wolle. Zum großen Burbadge, zu Master Burbadge! sagte er und nahm in demselben Augenblicke den Gesuchten wahr der am Quervorhang stand. Die Neugier reizte mich: es galt offenbar eine Bestellung. Husch! war ich hinter der Traverse und horchte. Der Gauner beschrieb unserm Burbadge ein Haus am Dowgate, wo man quer nach der Conwikstraße geht, und wenn es dem Master gefällig wäre eine halbe Stunde nach dem Theater dort anzuklopfen, so würde ihm auf das Losungswort: „Johann ohne Land" aufgemacht werden. Ein reizend Weibchen und der Mann verreist! kicherte der Liebesbote. Dort in der zweiten Loge rechts über dem Yard könnt Ihr sie sehen; sie hat aber freilich die Maske vor. Burbadge sagte zu und reichte ein Trinkgeld. Ich verlor mich hinter der Traverse. Meine Rolle war etwas früher zu Ende; ich eile am Schlusse des Stücks voraus nach dem Dowgate. Ich hatte keine Absicht als zu sehen ob wirklich eine Frau nach Hause kehre und Burbadge folge, denn dieser war wenn nicht bei seiner Ehre so doch bei seiner Rolle angegriffen. Höchstens dachte ich mir den Spaß den Freund mit meinen Anspielungen zu verblüffen, wenn er später zu Tische käme. Kaum stehe ich in eine Ecke gedrückt, so kommt wirklich eine junge Frau und eilt munter in das bezeichnete Haus. Sie hatte zwar ihre Theatermaske abgenommen, aber einen seidenen Schleier vor. Augenblicklich erinnert sie mich durch Gang und Gestalt an jene wunderbare Schöne, von der ich dir erzählt habe, Lowin — weißt du, vor etlichen Wochen, als du mich gegen Abend nach meinem Streit mit ihrem Verfolger, Mann oder Liebhaber, auf der Straße trafst. Seitdem gehe ich auf allen Wegen der verschwundenen Unbekannten zu Gefallen. Keinen Tag ist sie mir aus dem Sinn gekommen. Denkt euch also meinen freudigen Schreck! Mein Herz schlägt heftig, meine Gedanken verwirren sich. Endlich ist sie gefunden! rufe ich laut aus, und stürze ohne Ueberlegung, in meinen Mantel gehüllt, nach dem Hause, klopfe; — wer draußen? ruft eine sanfte Stimme. Johann ohne Land! brumme ich. Der Riegel geht auf, ein weibliches Wesen rauscht in die nächste Stubenthüre; ich folge. Es ist wegen der geschlossenen Fensterladen ziemlich finster; ich werfe mich der Schönen — dafür halte ich sie — in die Arme und preise mich glücklich sie endlich nach jenem Abende wiederzufinden. Nach welchem Abende? flüsterte sie betroffen. Wir funkeln einander mit den Augen an, die sich inzwischen an die Dämmerung gewöhnt haben, und erkennen unsern wechselseitigen Irrthum. Ich flehe um Verzeihung; sie lacht, ich lache, und das heiterste Misverständniß knüpft rasch ein neues Verständniß. Ich kann euch nur sagen — sie hatte keine abgelegten Lippen der mondsüchtigen Diana gekauft, sondern verstand sich auf das Küssen. Da klopft's an die Stubenthür. Gott's Augenlid! ruft meine Schöne in brennender Verlegenheit. Ich hatte nämlich in der Hast die Hausthür hinter mir offen gelassen, und so klopfte denn der bestellte Gast immer lauter an die Stubenthür. „Haltet Euch ruhig!" flüsterte sie. „Aber es wird Burbadge sein", sagte ich lächelnd. „Wer?" fragte sie höchst verlegen. „Der bestellte Burbadge, der verspätete Held!" lache ich. Es war recht dumm und undankbar von mir; ich mußte der guten Frau in ganz falschem Lichte erscheinen. Nun klopft's ungestüm. „Wer da?" frage ich. „Johann ohne Land!" heißt es draußen. „Besetzt!" rufe ich. „Zum Teufel! Ich sage Johann ohne Land, und aufgemacht!" schreit Burbadge. Die Frau zittert und bebt über den Lärm. Ich öffne also dem zürnenden Freunde mit den Worten: „Guten Abend, Herr Johann ohne Land! Ruhig! Ich bin William der Eroberer!" Damit eile ich lachend aus dem Hause.

Nicht minder bedeutend wie hier im Uebermuthe erscheint Koenig's Shakspeare unmittelbar darauf in seinem Unmuthe und Mismuthe den er über die Leere seines bisherigen Lebens empfindet, sodaß seine Reue auch nicht im mindesten den Eindruck eines moralischen Katzenjammers macht, wozu sie bei ungeschickter Darstellung so leicht herabsinkt, sondern vielmehr seiner Selbstvernichtung den Charakter der bewunderungswürdigsten Selbstaufrichtung aufdrückt. Dieses Innewerden seines eigentlichen Wesens und seiner höhern Bestimmung offenbart sich dann sogleich auf die herrlichste Weise in der Wärme und Begeisterung mit der er die tiefeinschneidenden Vorwürfe und Vorurtheile seiner Mutter bekämpft und die verachtete Kunst ihr gegenüber vertheidigt, in dem edeln und freien Wesen mit dem er sich fortan im freundschaftlichen Verkehr mit Southampton und dessen Familie wie in einem ihm naturgemäßen Kreise bewegt, in der reinen und enthusiastischen Hingebung an das in Thekla's Lichtseiten ihm zur Erscheinung gekommene Schönheitsideal und ganz besonders in dem neuen, erfolgreichen Aufschwunge den seine poetische Thätigkeit jetzt nimmt, und in der freiern, weitern und geläuterten Weltanschauung die sich in all seinen Reden und Handlungen, in seinem ganzen Dichten und Trachten kundgibt. Dabei hat er von dem jugendlichen Muthwillen, der genialen Frische und Sprungkraft seines bisherigen Wesens Nichts eingebüßt und legt Dies unter Anderm in dem Humor mit dem er die gegen ihn fanatisirte Versammlung der Puritaner mysticirt, in der Harmlosigkeit mit der er sich an dem von Narren und Poeten ausgeführten Valentinsschwank betheiligt, und in der phantastisch-poetischen Hochzeitsfeier die er mitten im bunten Treiben eines ländlichen Mittsommernachtstraumes begeht, in ergötzlichster Weise an den Tag. So gewinnen wir aus dem Roman Koenig's ein Bild des Dichters, das in allen seinen Zügen demjenigen Bilde das uns aus seinen Dichtungen entgegentritt, und derjenigen Bedeutung die

er als unübertroffener Genius in der Culturgeschichte einnimmt, entspricht und das in sich zugleich alle irgendwie zuverlässigen und erheblichen Traditionen über sein Leben in sich vereinigt, aber auf eine so sinnvolle und geschickte Weise zurechtgelegt und verarbeitet daß sie mit seiner poetischen Bedeutung und Größe nicht in Widerspruch stehen, sondern sogar als nothwendige Bedingungen oder wesentliche Momente derselben erscheinen. Steht dieses Bild auch nicht von Anfang des Romans in gleicher Vollendung und in derselben Gesundheit und unverwüstlichen Derbheit vor uns da wie das Bild des englischen Romans, so hat es dafür vor jenem wieder die Tiefe der psychologischen Entwickelung, das Interesse eines spannenden Fortschritts, die Idealität der ganzen Anlage voraus, die unter andern Vorzügen auch den besitzt daß Shakspeare nicht blos mittelbar, sondern unmittelbar als der sogenannte Held des Romans erscheint und daß mithin die Theilnahme des Lesers nicht durch Herbeiziehung einer untergeordneten Person von Shakspeare selbst irgendwie abgelenkt wird.

Gleich werthvoll wie die Charakteristik Shakspeare's selbst ist auch die Zeichnung seiner Zeitgenossen sowie des ganzen damaligen Lebens und Treibens; und wenn der englische Roman in dieser Hinsicht vielleicht noch reichhaltiger und bunter, noch drastischer und lebensvoller sein sollte, so gebührt hingegen dem unserigen die Anerkennung einer größern Mäßigung, einer sorgfältigern Auswahl und einer kunstgemäßern Benutzung und Verarbeitung. Jedenfalls ist er aus einer ebenso gründlichen Kenntniß als lebendigen Anschauung der damaligen Zeit hervorgegangen, was sich am unzweideutigsten bestätigt, wenn wir ihn mit den besten historischen Darstellungen, namentlich mit dem gediegenen Werke von Gervinus zusammenstellen: denn hier zeigt sich, wie manche treffende und feine Züge, welche nur von der lebendig anschauenden Phantasie hingeworfen zu sein scheinen, ihre Entstehung einem genauen geschichtlichen Studium verdanken.

Indem wir also den Roman um seines praktischen wie ästhetischen Werthes willen in dieser seiner zweiten Auflage auf das freudigste begrüßen, haben wir schließlich nur noch hinzuzufügen daß er außer minder erheblichen Modificationen, namentlich am Schlusse eine sehr wesentliche und bedeutungsvolle Verbesserung erfahren hat. Während nämlich die erste Ausgabe Thekla zuletzt im Avon ertrinken läßt, läßt sie diese zweite auf das Festland entkommen. Dies entspricht jedenfalls der tiefern Bedeutung die Thekla dem Dichter gegenüber hat weit besser als ihr gänzlicher Untergang. Die Tendenz des Romans ist nur gerade Shakspeare aus den Fesseln des falschen, seiner Positivität entkleideten Scheines zu befreien, nicht aber den Schein gänzlich zu vernichten. Im Gegentheil, der Schein muß seine Rolle in der Welt fortspielen und die Poesie hat am wenigsten Recht ihn, wenn sie ihn zu Gunsten des Dichters ausgebeutet hat, unbarmherzig aus der Welt hinauszuweisen. Außerdem macht der jetzige Schluß auch einen freundlichern, harmonischern Eindruck, den der Autor mit richtigem Takt in dieser zweiten Bearbeitung auch noch dadurch gesteigert hat daß er die Hinrichtung des Grafen Essex, die allerdings historisch ist aber dem Schlußaccord eine gar zu schneidende Dissonanz beimischt, unerwähnt läßt.

A. Zeising.

Geographische Landschaftsbilder. Von Karl Vogel. Leipzig, Hinrichs. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wir haben hier eine Fortsetzung der schon seit Jahren betriebenen und immer mit großem Beifall aufgenommenen erdkundlichen literarischen Thätigkeit des wohlbekannten Verfassers. Dürfte Dies an sich schon vollkommen genügen dem Buche eine überall freundliche Beachtung zu sichern, so besitzt dasselbe doch auch noch gar manche ganz neue, ganz selbständige Eigenschaften welche ihm alleinstehend und unabhängig von seinen interessanten Vorgängern einen durchweg ehrenvollen Empfang verschaffen könnten. Solch ein Werk zu lesen ist ein Genuß. Man fühlt das Anziehende, Belehrende, Bildende desselben auf eine so wohlthuende Weise daß man nicht anders als mit warmer Liebe ihm zugethan sein kann.

Der von Karl Ritter und Alexander von Humboldt so vollendet ins Leben gerufenen erhabenen Idee einer naturwissenschaftlichen Erdkunde Eingang und Halt zu verschaffen in dem großen Kreise der gebildeten Denker überhaupt, zugleich aber auch bei Denen welche besonders dazu berufen sind Herz und Geist ansprechende Bildung in Schule und Haus zu verpflanzen, lebendig anzuregen, Das ist der Hauptzweck des vorliegenden Werks, wie es ja die Lebensaufgabe des Verfassers immer gewesen ist. Es fehlt uns nicht an andern Schriften welche Dasselbe gewollt und zum Theil auch wirklich erreicht haben, indeß möchten doch die unsers Verfassers allen andern vorglänzen, so oft es gilt Wahrheit mit Schönheit in einen harmonischen Einklang zu bringen.

Den ersten Versuch machte der Verfasser mit seinem Atlas. Hier deutete er mit Randzeichnungen auf Das was die abgebildeten Erdtheile, Länder und Staaten belebt, was dem Unterricht der Erdkunde erst eigentlich Seele und Anmuth einhaucht. Dieser so leicht hingeworfene Fingerzeig eines unendlich fruchtbaren Gedankens blieb nicht lange unbemerkt und ungenutzt. Der Atlas erlebte in kurzer Zeit sieben Auflagen. Das war zugleich Auffoderung zur weitern Entfaltung des Plans. Es erschienen die „Naturbilder", die „Geschichtsbilder", welche mit Wortfarben ausmalten und vollendeten was in den Randzeichnungen nur skizzirt war. Da zeigte es sich nun aber auch daß diese Gemälde nicht blos den Zwecken der Schule entsprechen, sondern auch ein allgemein ansprechendes Bildungsmittel abgeben für jeden gebildeten Denker. Besonders schenkte man den „Naturbildern" eine so ausgebreitete beifällige Aufmerksamkeit daß in kurzer Zeit eine zweite Auflage davon nöthig ward. Und gerade diesen „Naturbildern" schließen sich die vorliegenden „Landschaftsbilder" eng an. War dort das Einzelne vorherrschend und der Leser genöthigt seine Aufmerksamkeit von dem Großen und Ganzen der belebten Erdoberfläche noch fernzuhalten, so werden hier gerade umgekehrt die Massen vorzugsweise ins Auge gefaßt. So verhalten sich beide Werke zueinander wie die vorbereitenden Naturstudien eines Malers zu den vollständig ausgeführten Landschaftsgemälden. Jedes von ihnen strebt nach guten Originalen, wodurch besonders das vorliegende Buch zu einer ausgezeichneten Galerie von Portraitlandschaften geworden ist, welche Niemand durchwandern kann ohne die großen Meister zu bewundern, ohne dem Sammler dankbar zu sein für den Genuß welcher als Frucht von dessen Fleiße, Geschick und Geschmack anzusehen ist. Dabei thut es auch noch dem jetzt soviel bekümmerten deutschen Gemüthe gar wohl überall deutsche Wahrheit, deutsche Gründlichkeit und deutsche Schönheit anzutreffen, sodaß das Ganze eine Sammlung von

Landschaftsbildern der deutschen Schule zu sein scheint. Man hat so Gelegenheit die bedeutungsvolle Größe unsers Vaterlandes auf dem Boden der Erdkunde zu bewundern.

Jetzt wollen wir in das Innere dieser geographischen Walhalla treten und einige der Gemälde etwas specieller in Augenschein nehmen. Da begegnen wir gleich in der ersten Halle der „Gebirgslandschaften" einer außerordentlich treu und lieblich gemalten Pyrenäenlandschaft von Lüdemann, welche uns ganz gefesselt hält. Zwischen dem Hourquetta und dem Tourmalet beginnt das himmlische Campanerthal. Die Berge winden sich sanft mit dem feierlich stillen Charakter hoher Ruhe von einer Höhe von 3000 Fuß gegen das Thal herunter, „welches liebliche Wiesen bedecken und durch das der Adour zwar beschleunigt aber doch ohne Ungestüm herabfließt. Diese Berge kleiden sich mit einem Grün von unbeschreiblicher Frische; durch dieses hin sind bis an ihre Gipfel hinauf weiße und zierliche kleine Wohnungen in gleichmäßiger Entfernung voneinander ausgestreut, von Eichen, Ahorn und Pappelgebüsch oft zur Hälfte versteckt. Dies ist die Scene zur Linken; zur Rechten der Gegensatz zu diesem: schroff abfallende Schieferwände, die an einer Stelle eine hohe Mauer mit Thurmspitzen bilden, steigen kräftig, doch ohne grell zu sein, gegen den Adour herab; ihre Spitzen reichen bis an die Grenzen der Berge zweiter Ordnung und nur selten ist ein grünes Fleckchen auf ihrem Scheitel groß genug um eine kleine Sennerhütte zu tragen. So zur Rechten. Wer aber beschreibt was zwischen beiden liegt oder den Thalgrund selbst! Hier ist in der That und in der Wahrheit jeder Halm eine Blume, jeder Luftzug ein balsamischer Hauch, jedes Haus eine paradiesische Wohnung, jeder Tropfen eine Perle und jeder Blick eine Vision! Ueber dem Ganzen aber ruht ein unaussprechlicher Charakter der Ruhe und der Festlichkeit, wie er die generelle Physiognomie der Pyrenäen im Gegensatze zu den Alpen ausmacht." Denken Sie sich nun die weitere poetische Ausmalung dieses Idyllenthals der Naturwahrheit in der hier angefangenen Weise immer weiter fortgesetzt, bis alles Feste und Ruhende der Landschaft ein vollendetes Ganze ausmacht und festlich geschmückt ist zur Aufnahme der glücklichen Hirten, so wollen wir noch eine schöne Stelle aus dem Leben der Bewohner des Campanerthals hinzufügen. „Ihre Wohnungen besiegen die schweizerischen an Nettigkeit und Zweckmäßigkeit, und ein zierliches Costume hebt die einnehmende Bildung beider Geschlechter. Der leichtere Absatz und die Nähe bedeutender Orte, vielleicht auch der öftere Verkehr mit Fremden hat die Bewohner des untern Thals sichtbar polirt, ohne ihnen jedoch von der Geschliffenheit und Habsucht der Schweizer mitzutheilen. Auch die Mittel geistige Bedürfnisse zu befriedigen sind in diesem Thale häufiger als in irgend einem andern; und mit einem Wort, in unserm ganzen Welttheile ist wol schwerlich ein anderer Fleck dem Ideale einer arkadischen Lebensweise so zusagend anzutreffen als dieses von allen Göttern beschenkte Thal." Jetzt wollen wir die weitere Beschreibung abbrechen, damit wir noch Platz behalten für eine der schönsten Stellen aus dem Schlusse dieses erhabenen Gemäldes irdischer Glückseligkeit und Anmuth. „Es war Abend geworden, von Sta.-Maria, Campan und Bagnères aus begegnete sich das Geläute der Vesper, und die unbeschreiblichen Farbenübergänge des Süden spielten mit den letzten Sonnenstrahlen um den Scheitel des Hyeois als ich die Prieuré verließ. Diese gehört jetzt einem reichen Weinhändler, dem es noch nicht gelungen ist die hohe Schönheit des Orts durch zwerghafte Gartenanlagen zu verunstalten."

Die zweite Halle enthält eine reiche Fülle der lieblichsten „Landschaftsgemälde aus der Ebene". Da wählen wir nun im Gegensatz zu dem vorher betrachteten eine naturgetreue Darstellung des „Orkans der Wüste" von G. H. von Schubert. Dieser ebenso kenntnißreiche als gemüthliche Reisende wurde auf der 1837 den 18. März durch die Wüste nach dem Hor ausgeführten Reise von einem solchen Orkan überfallen. „Hinter uns am Meere dämmte es sich wie ein röthlich graues Gebirge am Horizonte auf. Die Sonne die noch ein mal mit falbem Schimmer wie durch den Rauchdampf einer brennenden Stadt über das Gebirge hereinblickte, brach ihre Strahlen auf so wunderbare Weise an dem immer höhersteigenden Damme daß man leicht bemerkte daß er von anderer, dichterer Art sei als unsere heimatlichen Wolken; es war als wenn der Abglanz eines pfeilerartig zertheilten Sandsteingebirges in trübem Wasser sich gegen uns herbewegte. Das Licht der Sonne erneuerte noch immer auf einzelne Augenblicke den Kampf mit dem Rauchnebel des Thals, so etwa ob als wir mitten in einem Brande der Natur an einer Stelle vorbeikämen wo die gesteigerte Glut den Rußdampf verzehrte... Noch blieben unsere Kameele in geordnetem Schritt, und die Beduinen sammelten ruhig einige am Boden wachsende schöne Exemplare des Cynomorium, welche sie roh verzehrten. Jetzt aber bemerkte nicht blos das Auge, sondern auch der übrige Körper daß der Nebel der die Luft trübte ein anderer als der gewöhnliche sei. Der feine Sand welcher anfangs nur die Kraft der Staubwolken unsers Vaterlandes hatte die der Sturmwind eines Hochgewitters emporwirbelt, mischte sich immermehr mit gröbern Gesteintrümmern und abgerissenen Zweigen der dortigen Wüstengewächse und fiel nun so dicht und schwer auf uns daß die Kameele mit lautem Gebrüll ihre Reihen verließen und ohne Ordnung vorwärts rannten. Gleich in den ersten Augenblicken in denen der Sandsturm mit seinen gröbern Massen uns ereilte, hatte die Sonne sich verhüllt wie in einen härenen Sack; mit einer wahrhaft furchtbaren Schnelle wuchs aber jetzt das Dunkel das unsern Pfad und seine Nachbarschaft bedeckte zu solcher Nächtlichkeit daß die Finsterniß der dichtesten Nebel unserer Spätherbste und Wintertage in keinem Vergleich damit steht. Obgleich zu unserm großen Glück der Wind mit seinen Sandmassen gerade im Rücken war, hielten wir es dennoch für ein noch größeres Glück daß unsere Beduinen für uns und ihre Kameele bei guter Zeit das Bette eines Winterstromes erreichten, welches von dickstämmigem Tamariskengesträuch gegen den Sturm ein wenig geschützt war..."

Die dritte Halle ist die der „Waldlandschaften". Diese ist so durchweg schön geschmückt mit den gelungensten Meisterwerken, daß es uns wirklich schwer fällt blos auszuwählen und nicht das Ganze zu geben. Da sehen wir Urwaldsgemälde von Leonhard, vom Prinzen Adalbert von Preußen, von Reinward, dort erblicken wir die Cedern auf dem Libanon und auf dem Atlas von Russegger und Gillotin, hier ein Palmwaldgemälde auf der Ostküste von Mexico von Sartorius, und nicht weit davon den „Waldsaum am Orinoco" von Humboldt, lauter Prachtstücke naturwissenschaftlicher Schönheiten der Erdkunde. Doch hier am Ausgange des Saales zieht ein Gemälde von Meyen, „Ein Sturm in dem Urwalde" auf einen Augenblick unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Theilen wir Etwas davon mit. „So majestätisch schön der Anblick eines Urwalds ist, so furchtbar großartig ist derselbe im Kampfe mit dem wilden Elemente. Der Aufenthalt in einem Urwalde bei heftigem Orkane wird als furchtbarer geschildert wie der Kampf mit den tobenden Wogen im offenen Meere. Wenn der heftige Sturm die Kronen jener riesigen Stämme der Urwälder erfaßt und Aeste und Stämme gegeneinander schüttelt, dann wird die Luft mit furchtbarem Rauschen, Toben, Knarren und Krachen erfüllt; selbst die mächtigsten Lianen werden zersprengt und die modernden Aeste und Stämme stürzen zu Boden. In großen Massen werden die Parasiten aus den Gipfeln niedergeworfen und die Bäume entledigen sich ihrer großen Früchte welche meistens mit harten Schalen umhüllt mit heftigem Krachen zu Boden fallen. Der Regen, anfangs durch die dichte Blätterdecke aufgehalten, stürzt nun in desto größern Massen herab und vergrößert das Schauerliche des Augenblicks; fast alle Bewohner dieser Wälder geben ihre Unruhe durch klägliches Geheul und Geschrei zu erkennen. Die Affen, die Fledermäuse, das ganze Heer der Vögel ruft laut durcheinander und das Gequak der Laubfrösche und anderer dieser

Familien, oft paukenartig ertönend, gibt die größte Noth des Augenblicks zu erkennen. Nur die Insekten schweigen welche lange vorher jenen Aufruhr verkündet haben, und sitzen versteckt auf der untern Fläche der Blätter bis Alles vorüber ist und die Sonne wieder freundlich die Gipfel bescheint." Dicht daneben hängt ein Gegenstück hierzu, ein sehr liebliches Gemälde, aber ohne Namen des Künstlers. Es stellt ein vortrefflich gelungenes „Bild des Friedens aus dem deutschen Walde" dar. Sollte es vielleicht von der kunstsinnigen Hand des Verfassers selbst gefertigt sein? Wir machen die feinfühlenden Leser des Buchs besonders darauf aufmerksam.

Der vierte Saal enthält Culturlandschaften. Sein Inhalt steht keinem der andern an Schönheit und Mannichfaltigkeit nach. Hier hängt ein sehr umsichtig angelegtes und geschickt und treu durchgeführtes größeres Gemälde, „Ein Weinberg auf Zante"; es erweckt unsere besondere Aufmerksamkeit. Es ist von Liebetraut gemalt. Wir wollen besonders den Theil davon herausheben welcher sich auf die Cultur der Korinthen bezieht. „Wir wurden auf das freundlichste aufgenommen und späterhin von den erwachsenen Söhnen in die Korinthenfelder begleitet. Hier überzeugte ich mich zuerst von der Richtigkeit der weitverbreiteten Fabel daß die Korinthen nicht wirkliche, getrocknete Weinbeeren seien wie die großen Rosinen, sondern an niedern Büschen wachsen. Der die Korinthen tragende Weinstock unterscheidet sich in keiner andern Weise von den üppigen Species des Weinstocks als worin diese selbst untereinander durch ihre Eigenthümlichkeiten verschieden sind. Er wird fast eben wie auf unsern Weinbergen meist in der Höhe von 4 bis 5 Fuß gezogen und breitet hier seine dicht mit Früchten beladenen Reben üppig nach allen Seiten aus." Höchst interessant ist bei diesem Bilde die lebendig und wahr geschilderte Korinthenernte, welche während des Aufenthalts unsers Reisenden im vollen Gange und noch vor seiner Abreise fast überall beendet war. Er hat also durch eigene Anschauung von dem Gange und der Behandlung des Culturzweigs ganz genau Kenntniß nehmen können. „In jedem Weingarten ist eine geeignete, der Einwirkung der Sonne besonders ausgesetzte Fläche sorgfältig geebnet und tennenartig gedichtet, was bei der fetten Natur der röthlichen Erde leicht bewirkt wird. Diese Ebene ist in gleichförmige, rechteckige Quartiere von etwa 16 Schritt Länge und 12 Schritt Breite getheilt, deren jedes mit einem Graben in Breite und Tiefe eines Fußes umzogen ist. Sobald die Ernte angeht, werden die vollkommen reifen Trauben von Winzern und Winzerinnen eifrig geschnitten, deren jetzt Tausende gleichzeitig von der Morgendämmerung bis zur Nacht beschäftigt waren und deren ich in einzelnen Gärten Gruppen von 24 bis 30 gleichzeitig die Trauben in großen Körben sammeln sah. Die gefüllten Körbe schüttet man nun in das erste der Quartiere und breitet die Trauben so aus daß eine dicht an der andern liegt um des Raumes nicht zu viel zu verlieren. So wird mit der Arbeit fortgefahren bis die reifen Trauben geschnitten sind, worauf mit der Nachlese der anfangs zurückgelassenen Trauben geschlossen wird. Inzwischen wirkt die Sonne so mächtig daß schon in den ersten Tagen das Blut der Beeren gerinnt und die völlige Dörrung derselben nach sechs bis neun Tagen vollendet ist, falls kein Unglücksfall eintritt. Sobald nämlich, was in sehr seltenen Fällen um diese Jahreszeit geschieht, ein Regen eintritt, gerathen die Trauben in Gährung und Fäulniß, kleben in dem aufgeweichten Boden fest und die ganze Ernte ist unwiederbringlich verloren. Jene kleinen Gräbchen, welche die Quartiere umziehen, leisten nur in dem Falle einigen Schutz wo der Regen in geringem Maße und vorübergehend niederfällt. Sobald die Dörrung vollendet ist, werden die röthlichen Traubenbeete mit der Harke gerührt, wobei die Beeren augenblicklich von den Traubenskeletten abfallen. Diese werden nun mit hölzernen Gabeln, wie deren auch überall auf unsern Dreschtennen im Gebrauch sind, abgehoben, jene aber mit Wurfschaufeln auf Haufen gebracht, vor Abend unter dem Wind gegen ein schräg stehendes Sieb geworfen sodaß der Wind den Staub entführt, und das ganze Geschäft ist vollbracht."

Wir betreten jetzt nur noch ein kleines Gemach mit bunt durcheinander aufgehängten Landschaftsgemälden verschiedener Art. Es führt die Ueberschrift „Nachträge" und dient meistens zur Vervollständigung der vorhergehenden vier Hallen. Auch hier fehlt es nicht an interessanten Meisterwerken. Gleich zu Anfang fesseln uns die „Gebirgswanderungen im Norden und Süden Europas", welche von dem berühmten dänischen Naturforscher Schouer mit Fleiß und Geschick so lebensfrisch und wahr gezeichnet sind daß sie bei dem Leser die Wirkung hervorbringen als erklimme er selbst die wilden Höhen, als unterhalte er sich selbst mit den unverdorbenen, geraden und schlichten Naturen der Bergbewohner und lebe mit ihnen das kunstlose, einfache Naturleben. Der genannte Reisende besuchte im Jahre 1812 Norwegens Gebirge in Gesellschaft des enthusiastischen Botanikers Christian Smith, der einige Jahre später am Congoflusse in Afrika als Märtyrer für das Studium der Natur starb. „Wir hatten den gebirgigen, an Naturscenen so reichen Obertellemarken durchwandert; wir hatten den hohen schneebedeckten, isolirt stehenden Gausta bestiegen, hatten den großen schäumenden Riukanfos, einen der schönsten Wasserfälle Europas, besucht und standen im Begriff über die wilde Bergstrecke zu reisen welche zwischen Tellemarken und Hardanger liegt. Es gehört zu dem Charakter der ganzen norwegischen Gebirgsmasse daß sie im Vergleich mit andern Gebirgen oben sehr flach ist und daß die östliche Seite einen allmälig abfallenden Abhang bildet, während die Westseite steil zu dem tief eindringenden Meerbusen abstürzt. Dieser Charakter ist hier vielleicht schärfer als anderswo in der großen Gebirgsmasse ausgedrückt. Da das Gebirge sich nun auf der Ostseite langsam erhebt, so kommen die verschiedenen Pflanzengürtel mehr neben- als übereinander zu liegen... So befanden wir uns im August an dem großen See Miösvandet, welcher 2700 Fuß über dem Meere im Birkengürtel liegt. Fichte und Tanne waren verschwunden. Bei den Höfen befanden sich nur wenige Aecker, denn nur selten kann man hier darauf rechnen reife Gerste zu ernten. Das Leben der Einwohner steht schon auf dem Uebergange des Landbebauers zum Nomaden. Zwar haben sie feste Winterwohnungen, aber sie ziehen im Sommer mit dem Vieh in die Gebirge um die höhern Weiden zu benutzen. Immermehr entfernten wir uns von dem bewohnten Lande. Die Höfe lagen schon halbe und ganze Tagereisen auseinander; jeder Weg und Steg verschwand, denn nur Steinhaufen in weiter Entfernung voneinander führen hier den Wanderer... Nur mit Mühe vermochten wir einen Bauer bei dem letzten Hofe in Tellemarken uns zu den Weiden zu führen welche die Hardanger auf der Ostseite der Wasserscheide haben; hier hofften wir weitere Beförderung zu bekommen."

„Wir stiegen nun in den Gürtel der Alpenkräuter hinauf, wo aller Waldwuchs verschwunden ist, wo aber kleine niedliche Büsche und niedrige Kräuter mit großen schönfarbigen Blumen, mit nackten Felsen und strömenden Flüssen abwechseln. Wir gelangten hier zu den ersten hardanger Sennhütten, wo die Sennermädchen nach der Sitte der Gegend uns mit einem großen weißgescheuerten Milchfasse und der Einladung entgegenkamen: «Setze dich, ruhe aus und trink!» In diesen kleinen Colonien waren nur Mädchen; sie werden im Anfang des Sommers hinaufgebracht und im Spätjahr zurückgeholt... Unser Führer von Tellemarken konnte nicht weiter reisen, sondern kehrte zurück. Unsere Lage war insofern mislich; aber wir befanden uns inmitten der schönen Alpenfloren; als Botaniker trugen wir daher kein Bedenken zu bleiben, obgleich wir nicht wußten wann wir weiter kommen würden, und ebenso wenig im Stande waren zurückzukehren, also von der übrigen Welt abgesondert waren..."

Das letzte aller Bilder ist „Ein Frühlingsabend in Lahore" vom Baron von Hügel. Dies soll auch für unsere heutige literarische Unterhaltung der letzte Genuß sein. „Die Sonne

begann zu sinken; der Frühling war hier eben im Erwachen, und erhob die Brust mit denselben Gefühlen welche dem Europäer in seiner Heimat mit dem ersten Grün der Natur ein neues Leben einhauchen. Allein um wie viel herrlicher ist dieses Erstehen hier wo alle Kräfte der Vegetation wie durch den Geisteshauch des Lebens von dem leisen Schlummer nur geweckt werden in den sie für kurze Zeit versunken waren. Die Knospe knickt hier der Winter nicht, sie senkt nur ihr Haupt für Tage, bis die nächste laue Luft sie zur Blüte entfaltet. Bei uns ist der Winter der Tod des Jahres und mit dem Frühjahr beginnt langsam ein neues; hier lebt die Natur unsterblich fort und schlummert fortathmend so leise daß sie der erste warme Kuß der Sonne wieder ins volle Leben ruft."

Mit diesem schönen Eindrucke welchen das letzte liebliche Bild in unserm so wohlthuend erfreuten Gemüthe zurückgelassen hat, nehmen wir Abschied von dem herrlichen Buche und geben ihm recht vom Herzen die besten Wünsche mit auf den Weg. Das von ihm hier Mitgetheilte wird gewiß bei den meisten der Leser das Verlangen regegemacht haben das Buch selbst und ganz zu lesen. Damit wäre denn aber auch in Erfüllung gegangen was mit dieser Besprechung vorzugsweise erstrebt werden sollte. **H. Birnbaum.**

---

1. Niederländische Dorfgeschichten von Cornelis van Schaick. Aus dem Holländischen unter Mitwirkung des Verfassers von E. Wagner. Mit einer biographischen Skizze und dem Portrait des Verfassers. Vier Bände. Leipzig, Lorck. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

2. Skandinavische Bibliothek. Erster bis vierter Band. — A. u. d. T.: Das Meerweib. Herausgegeben von Emanuel St.-Hermidad. Aus dem Dänischen von F. A. Leo. Leipzig, Lorck. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir sind dahin gelangt daß man füglich nicht mehr von einer deutschen, englischen oder französischen Geschmacksbildung, sondern von einer europäischen zu sprechen hat. Deutsche Operisten singen in Südfrankreich Weber'sche Opern, französische Tragöden führen in Berlin Phädra auf, englische Romane erscheinen in Venedig und Barcelona — es fehlt nur noch daß spanische Stierkämpfer im Thiergarten zu Stockholm ihre Matadorenkünste zur Schau stellen. Diese europäische Geschmacksbildung ist ein seltsames Gedankenwesen, es hat seine Wurzeln überall und nirgend, es nimmt seine Farben und Töne bald aus einem unbekannten Dorfe des Schwarzwaldes, aus einem Moor Irlands, aus einer Hütte der Karpaten; bald von dem Weltmarkt London, oder aus dem Weltcloak Paris; es durchstöbert die Antichambre der Fürsten, das Cabinet der Minister, die Bodenkammer der armen Nähterin und die Raubhöhle des ausbündigen Diebes nach Gefühlen, nach Thränen und Jammer, nach Jauchzen und Jubel. Seltsames Bedürfniß des europäischen Menschengeschlechts nach fremdem, wahrem oder eingebildetem Leid, nach fremder Lust, nach Theilnahme an fremden Zuständen! Wer kann leugnen daß dies seltsame der Vorzeit unbekannte Bedürfniß es ist was die europäische Geschmacksbildung die wunderlichsten Sprünge, die seltsamsten Wendungen und Verrenkungen ausführen läßt? Am weitesten sind darin die durch die Revolution und die Revolutionskriege etwas rohgewordenen französischen Seelen gegangen; der Hunger nach fremdem Leid sollte hier das eigene Leidsgefühl zum Schweigen bringen und vergessen machen. Thierquälerisch wurde vom Salamander und Atar Gull ab denkbares und undenkbares menschliches Leid über irgend eine arme Seele aufgehäuft, und wenn die Brust des Lesers unter der Last dieser Qualen keuchte, so nannte man Dies Reichthum an interessanten Situationen! Ein solcher Misbrauch der Erfindungs- und Einbildungskraft mußte sehr bald seine Reaction hervorrufen, und als eine Frucht der letztern erschienen in Deutschland — die „Dorfgeschichten". Es war die Aufgabe die Geister wiederum zur Theilnahme für die einfachsten Lebensverhältnisse, die nächsten und natürlichsten Empfindungen zu stimmen und durch das Talent der Farbengebung die Kleinheit der Gemälde selbst zu verdecken. Diese neue Gattung trat anfangs schüchtern auf, in einzelnen Novellen und Almanachserzählungen, sie fand wie natürlich Beifall und wurde, als ein wirkliches Dichtertalent, Auerbach, sich ihrem neuen Reiz widmete, bald die Lieblingslecture der Zeit. Als eine Kunstform, in der besonders das Kleine zur Geltung gebracht wird, sprach sie vorzüglich die Niederländer, Fläminger und Holländer an und fand in deren Heimat — während in Deutschland schon wieder eine berechtigte Reaction dagegen Platz griff — eine hervorragende Entwickelung. Unter uns wird diese Form sich von den Schlägen wol kaum mehr erholen welche jüngere Nachahmungen ihr beigebracht haben: sie ist als eine Specialität erschöpft, und kein Zschokke, Gotthelf, Auerbach oder Rank wird ihr mehr emporhelfen; neue Gruppenbildung, neue Töne in ihr sind unmöglich — wir erachten sie für vorübergegangen, ohne das Verdienst verkennen zu wollen das sie für die Zurückführung auf die einfache und wahre Naturauffassung unstreitig gewonnen hat. Hier eben haben wir es mit ihren Nachwirkungen in entlegenen Kreisen, mit ihrem Wellenschlage an der Nordseeküste zu thun. Unstreitig hat diese Form der Erzählung eine entschiedene Verwandtschaft zu dem Geiste der niederländischen Kunst; und diese Verwandtschaft weckte zuerst in H. Conscience, dem Flamländer, dann und durch diesen in dem Holländer C. van Schaick den Trieb eigenthümlicher und glücklicher Nachbildung. Ueber Conscience werden wir in diesen Blättern nächstens einen Beitrag bringen — wir haben jetzt von seinem geistigen Vetter van Schaick zu sprechen.

Cornelis van Schaick, am 15. October 1808 zu Amsterdam geboren, ist der Sohn eines unbemittelten aber gebildeten Bürgers der sich viel mit Mathematik und Nautik beschäftigte. Die Mutter lehrte ihn lesen und beten wie er sagt: ein Onkel, Geistlicher in Südholland, übernahm die Bildung des schwächlichen Knaben. Er studirte Theologie und ward nach mehren andern Aemtern 1838 als Geistlicher zu Dwingeloo und Drenthe ordinirt. Hier lebt er noch, geehrt und geliebt von Standesgenossen und Pfarrkindern. Seit seinem siebenten Jahre machte v. Schaick Verse: ein tiefes dichterisches Gefühl entwickelte sich schon in seinen frühesten Schilderungen und Erzählungen aus kirchlichen Stoffen. Allmälig entfalteten sich Beobachtung, Menschenkenntniß, sprachliche Kräfte, welche zuerst in dem Volksbuche „Saart" (1847), nach „Uli dem Knecht" gearbeitet, hervortraten. Seitdem wurde er durch zwei Werke, „Jakob", und „God zorgt" (Gott sorgt), zum Liebling des Volks, bis er mit dem hier vorliegenden Werke „Tafevaalen" oder „Bilder aus dem Drentheschen Dorfleben" sich unmittelbar an die Seite der besten Schriftsteller seines Landes stellte und der Conscience und Auerbach Hollands wurde. Schaick ist ein ausgezeichneter Maler; die lebensvolle Wahrheit seiner Personen und Zustände ist hinreißend. An Feinheit der Beobachtung ist er ein Richardson; es entgeht ihm Nichts in den Seelen seiner Gestalten. Die Denkart, die Sitten, die Gebräuche der Volksstände zeichnet er mit einer Treue die Bewunderung erregt. Den kleinsten Eigenheiten gibt er die heitersten, die erfreulichsten Farben; seine Mannichfaltigkeit im Geringen scheint wahrhaft unerschöpflich, seine Sprache ist einfach und doch reich, warm, kräftig. So steht er im besten Mannesalter, der Stolz der erzählenden Poesie Hollands, jetzt an der Spitze jener Literatur die er noch mit reichen Gaben auszustatten verspricht, und wenn auch von Zschokke und Conscience angeregt, gebildet, doch in der Art wie er die gewonnene Bildung verwendet, frei und originell

da. Er ist Mitglied der Akademie und Ritter des Löwenordens.

Nach diesem flüchtigen Ueberblick sehen wir die Niederländischen Dorfgeschichten näher an. Zuerst sei des Uebersetzers gedacht der uns mit großem Fleiß und glücklichem Erfolg diese schönen Erzählungen zugänglich gemacht hat. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag theils in dem Vorurtheil gegen die Literatur Hollands überhaupt, theils in der Häufigkeit der aus dem Volksmunde entlehnten Wendungen in diesen Erzählungen, er hat diese Anstände, wenn nicht immer, doch meistens glücklich überwunden. Die Geschichte, welche die vorliegenden vier Bändchen erzählen, ist eine einfache Bauerngeschichte mit tragischem Ausgang. Die Erzählung hat nichts mit Dem gemein was Sue und Andre schildern. „Ich halte nichts von diesen Scenen voll Gräuel und Elend", sagt der Verfasser; „ich führe das Leben eines Landmanns vor, der reich und angesehen wurde, der eine brave Frau hatte und der, hätte er weiser gehandelt, ein glückliches und sorgenfreies Leben hätte führen können; der aber auf Abwege gerieth und nun die Ursach aller der Trauer wurde die über ihn und seine Familie hereinbrach. Spiegle dich, lieber Leser, an Klaus, denn wer sich an Andern spiegelt, spiegelt sich gut!" So einfach wie diese Rechenschaft ist, ist die ganze Erzählung. Sie ist Wahrheit oder könnte Wahrheit sein, weit ab aber steht sie von Monotonie und Mangel an Anregung und Interesse. Es ist die Kunst des Verfassers, uns für diese kleinen Vorgänge zur Theilnahme zu gewinnen, wie wir mit Theilnahme die einzelnen Gruppen eines Tenier'schen Bildes betrachten. Es ist dieselbe Kunst der Kleinmalerei, des Details und der Eigenthümlichkeit in Sitten und Gebräuchen. Kein Volk kann aus der Rinde hinaus die ihm gewachsen ist, und so wird der niederländische Volksgeist sich immer an diesem feinen Detail der Genremalerei, an ihrer heitern Ausführlichkeit und ihrer saubern und schalkhaften Formgebung erfreuen, und der verwandte deutsche Sinn wird ihm gern dabei folgen. Die Kritik hat nur anzuerkennen, daß Schaick hierbei die Gesetze des guten Geschmacks fest im Auge behält, daß er abzubrechen und wieder anzuknüpfen weiß, wo dies erfoderlich ist, daß er uns zu unserer Unterhaltung eine Laterna magica der zierlichsten und heitersten Bilder vorführt. Das Uebrige müssen wir dem mitfühlenden und sinnverwandten Leser überlassen.

Es kann kaum einen weiteren Sprung in der Novellistik geben als den von Schaick's „Dorfgeschichten" zu der Erzählung welche uns die „Skandinavische Bibliothek" in den vorliegenden vier Bänden von Emanuel St.-Hermidad unter dem Titel: „Das Meerweib" bringt. Dort — Alles treue Wirklichkeit in schöner Form, Wahrheit, Natur; hier — das Reich der Phantasie, ja das Gebiet des Phantastischen voll aufgerollt, mit Einblicken in die Urkämpfe der Natur auf Erden und im Grunde des Meeres, Streit der Elemente, Grausen und Lieblichkeit ihrer Schöpfungen, gefesselter Wille des Menschen, Verderbung seiner Natur im Sinnenreiz, Gewalt der Materie über den Geist, endlicher Sieg des Geistigen, Dämmung und Besiegung der Elementarkraft, Spiel und Widerstreit des Ewigen mit dem Zeitlichen und Versöhnung dieses Widerstreits in einer höhern Sphäre, von der aus gesehen Alles was wir für groß und gewaltig hielten, als klein, winzig und unbedeutend erscheint.

Eine solche Aufgabe hat an und für sich etwas Mächtiges und Fesselndes. Wir sagen nicht daß der Verfasser sein Ziel erreicht hat; aber er bewegt uns gewaltig, rührt uns auf, erschüttert und unterhält uns. Es ist zwischen ihm und unserm Hoffmann Verwandtschaft; er wirft wie Jener die Erde und das Geisterreich — aber ein ganz phantastisches — kühn durcheinander und freut sich an ihrem Streit und Kampf. Er malt Zaubereien, aber phantasievolle und solche welche das gewöhnliche Menschenleben mit merkwürdigen Streiflichtern beleuchten und erhellen. Er ist mit einem Wort ein gesetzloser aber phantasievoller Novellist. Die Idee, einer Person ein Doppelleben zu geben, eins im Reich der Elemente und der Geister und ein anderes im Reich der Wirklichkeit, ist nicht neu, und diese Idee hat ihre poetische Berechtigung darin daß auch das wirklichste Leben ein zwiespältiges, nach innen und nach außen gewendetes ist. Der Verfasser benutzt diesen poetischen Gedanken dazu, seinen Satz zu versinnlichen daß der Mensch es nie zu voller Selbstbefriedigung bringe als vermöge einer Täuschung seiner selbst. Im Besitz aller Seligkeiten im krystallenen Feenpalast seiner Königin der Meere wird Alfred von der Sehnsucht nach dem kleinen Jammer der Wirklichkeit verzehrt. Er flieht alles Glück um auf der Erde alles Elend aufzusuchen, und stürzt sich endlich wieder in das Meer um dem kleinen Jammer der Erde zu entfliehen. Diese phantastische Erfindung ist so glücklich wie möglich eingekleidet. Die Gestalt des rothen Mannes, Alfred Kessing, der sich selbst für seinen Grosvater hält, eines gutmüthigen verwirrten Geistes, ist ganz von der Art daß ihm die Ereignisse die er in seiner Geistesstörung durchlebt, mit einem gewissen Grade von Wahrheit zugeschrieben werden können, und die Erzählung selbst ist auf dem Meeresgrunde wie auf der Erde, im Krystallpalast Elga's wie in den Hütten der Fischer und in den Cirkeln der Hauptstadt tief gedacht und unterhaltend, obgleich der Zweck zu dem sie erfunden wurde, stark hervortritt. Ein bedeutendes poetisches Talent gibt sich außer durch die Grundidee in den phantasievollen Bildern des Meerlebens zu erkennen; man betrachtet diese Bilder mit Vergnügen, auch abgesehen von dem Contrast in dem sie zu den Scenen der leidigen Wirklichkeit stehen die ihnen folgen, und die vermittelnde Scenerie in den einleitenden und schließenden Reiseerzählungen, St. Cergue und Vevay, stellt sich in den schönsten Farben einer dritten Stilart, erhabener Naturschilderung dar. Von einem so mannichfaltigen und reichausgestatteten Talente läßt sich noch viel Erfreuliches erwarten und in dieser Beziehung machen wir auf den Verfasser des „Meerweibes" gewiß mit vollem Recht aufmerksam. Die Idee der Doppelgängerei wie sie im dritten Bande festgehalten ist, ist ganz von Hoffmann entlehnt, tritt jedoch durch glückliche Combinationen mit einer eigenthümlichen Lehrwirkung hervor. Sie soll uns zeigen daß der Mensch, sobald er ein anderer sein will als wozu die Natur ihn gemacht hat, elend wird, selbst dann wenn er ein besserer Mensch wird. Er muß zu seiner Ursprünglichkeit zurück, wie Alfred mitten aus allem Glück in die Meerestiefe zurück muß. Was auf diese zweite Wandelung folgt, hat nicht unsern Beifall. Auch das Gebiet des Phantastischen hat seine angewiesene Grenze, eine Grenze die um so feiner ist als sie im Nebel des Horizonts verläuft. Es heißt diese Grenze überschreiten, wenn Alfred so tief sinkt daß er das geliebte Meerweib auf die Erde hinausreißt um sie als eine Najade in einen Kasten zu sperren und der Welt für Geld zu zeigen! Hier und in den Scenen mit dem in die Najade verliebten Engländer verläßt den Verfasser der gute Geschmack vor dessen Gesetzen diese Erfindung unverantwortlich erscheint. Der erste Fehltritt reißt zu einem zweiten hin wie immer, und Alfred wird zum Ungeheuer als er nach dem Verlust seiner Najade gar eine irdische Geliebte zur Rolle der Najade zwingt. Glücklicherweise findet sich der Autor im vierten Bande von diesem Irrwege zurecht um nach manchem ferneren Abenteuer — vortrefflich zu schließen. Die Meerkönigin Elga hat Alfred nach und nach ihr ganzes Leben durch Theilung mit ihm abgetreten; sie stirbt endlich, da ihr nichts mehr von diesem Schatz übrig bleibt, in dem Augenblick wo Alfred's Liebe erlischt von der sie allein noch lebte. Sie war die Liebe. Alfred den wir im Eingang als den rothen Mann kennen lernten, wird nun ein stillwahnsinniger Mensch. In diesem Zustand schreibt er: „Warum habe ich eigentlich diese Darstellung der Geschichte eines elenden Menschen gegeben? Ich habe selbst darüber nachgedacht, um mir den mächtigen Trieb zu erklären der meine Feder geführt hat. Es ist dieser. Eine be-

lastete Seele hat auch ihre Gerechtigkeit nach der sie strebt — die, verurtheilt zu werden, ohne Schonung verurtheilt! Im Namen des Verbrechens fodre ich Gerechtigkeit von der Welt — Verdammung! Die Strafe ist Balsam für das Verbrechen. — Ich war einmal so weit in der Weisheit dieser Welt daß ich an keine Liebe mehr glaubte. Diese Blätter sind mein Testament für die Thoren der Welt. Den Weisen hinterlasse ich den Wunsch, an ihrer Weisheit so gewiß zu ersticken als es eine Liebe gibt. Den Abergläubigen hinterlasse ich ein gut durchgeführtes Märchen: den Gläubigen eine mit meinem besten Blut, meinem ganzen Seelenfrieden erkaufte Sammlung einfältiger Wahrheiten. Meine Gebete sind gleich falschen Raben; sie fliegen zwar fort, aber keines kommt mit einem Oelzweig zurück. Elga, was soll ich thun, um nicht dich — sondern den ewigen Ankläger zu versöhnen? Mich ängstet nicht die Strafe, sondern der Gedanke daß die ich leide zu schwach sei, darum sind meine Gebete unwirksam. Ich will die Tiefe suchen um — die Höhe zu erreichen!"

Alfred verschwindet in der Meereswelle; seine Leiche ward nicht gefunden. So endet diese jedenfalls anziehende und poetische Erzählung. Der Erzähler schließt wie er anfing, mit einem trefflichen Naturbilde aus der Schweiz. An den Herrlichkeiten eines Sommermorgens auf dem Lemansee, vor Vevay und Clarens, stimmt sich die bewegte Seele des Lesers wieder zur harmonischen Bewegung. Er wird gezwungen anzubeten; er betet mit dem Auge, selbst wenn die Lippe schweigt; das Auge lehrt das Herz beten, ohne daß er es merkt — sagt der Verfasser schön. Es gibt keine ewige Nacht — eine Morgenröthe im Osten folgt jeder Nacht!

Wir konnten diesen Aufsatz mit Auszügen sogenannter schöner Stellen, gelungener Bilder aus der Natur und aus dem Menschenleben ausstatten, ohne den Tadel des Lesers fürchten zu müssen; wir haben es verschmäht, weil wir der Ansicht sind daß eine so von Poesie durchdrungene Arbeit wie diese Erzählung ganz genossen, nicht gekostet werden müsse, und zu diesem Genuß laden wir den Leser ein, ohne für jetzt im Stande zu sein ihm die vermuthliche Pseudonymität des trefflichen Autors zu entschleiern. Dem vortrefflichen Uebersetzer aber erstatten wir unsern Dank. 17.

Die altorientalischen Religionsstaaten. Von Eduard Wippermann. Marburg, Elwert. 1851. 8. 20 Ngr.

Diese interessante Schrift sollte im Jahre 1847 erscheinen und einen wissenschaftlichen Feldzug gegen den sogenannten christlichen Staat eröffnen; denn da es, wie Tacitus im Anfange seiner Historien sagt, eine rara temporum felicitas ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet, so sollte in dem geschichtlichen Spiegel des Alterthums der Gegenwart ihr Bild vorgehalten werden. Da half gerade dieser moderne christliche Staat die Revolution von 1848 herbeiführen und brach damit selbst zusammen. Die neue Zeit aber ging in das andere Extrem über, sie riß die Kirche vom Staate los; der Klerus griff mit beiden Händen zu und sah sich den größten Spielraum eröffnet. Auch gegen dies Uebel ist einzuschreiten. Aus diesem Grunde daher und weil jetzt nach der eingetretenen Reaction auch die Idee des christlichen Staats von neuem umsichgreift, hielt es der Verfasser für angemessen noch jetzt sein Buch erscheinen zu lassen.

Und in der That hat unsere Zeit wol Ursache in dies Spiegelbild hineinzuschauen. Wer auf einen objectiven Standpunkt sich zu erheben im Stande ist, der wird über allen den äußern Unähnlichkeiten, über den unwesentlichen Beithaten die Richtigkeit der Parallele mit der Vergangenheit einsehen. Princip und Richtung fallen in der Gegenwart und im Alterthum zusammen, nur die Mittel sind verschieden, und die Staatsmänner welche für den modernen christlichen Staat schwärmen, können aus dem alten Orient noch viel lernen. Der Orient nämlich ist das Vaterland dieser Religionsstaaten welche, zufolge des religiösen Glaubens, vermöge göttlicher Anordnung bestehen und vermöge göttlichen Gebotes regiert werden; im alten Deutschland wußte man Nichts davon, dahin kam die religionsstaatliche Verfassung erst durch die Verbindung des ostfränkischen Königthums mit der römischen Kaiserwürde und durch die Abhängigkeit aller weltlichen Herrschaft von der päpstlichen Curie; aber auch hier wurde der Glaube an die göttliche Institution des heiligen Römischen Reichs vernichtet durch den Kurverein von Rense, dann durch die Reformation, endlich durch den Westfälischen Frieden.

Der religionsstaatliche Charakter des öffentlichen Wesens tritt uns zuerst entgegen in Indien. Nach Menu's göttlichem Gesetzbuche ist die ganze bürgerliche Ordnung schon in die Schöpfung der Welt verwebt. Der Radschah oder regierende König ist kein bloßer Sterblicher, sondern ein göttliches Wesen in menschlicher Gestalt, er hat aber nur den Willen der Götter zu vollziehen, wie er in den heiligen Büchern, den Sastras, niedergelegt ist, deren Auslegung steht aber allein den Brahmanen zu. Sie sind die Häupter der Schöpfung und selbst göttliche Wesen, die Krieger, die Radschahs selbst, die gewerbtreibenden Vaisyas, die dienenden Sutras sind alle nur zu ihrem Dienste da. Niemand darf dem Brahmanen eine Gabe verweigern, der Schatz den er findet gehört ihm allein. Der König hat nur Pflichten, keine Rechte; er darf nur von Brahmanen erzogen werden, bei ihnen hat er sich täglich Rath zu holen. Er darf nie einen Brahmanen Noth leiden lassen, wenn er auch selbst in Noth ist. Alle Verbrechen gegen die Brahmanen sind sehr streng, alle Vergehen der Brahmanen sehr mild zu bestrafen. Die Brahmanen sind die alleinigen Lehrer, sie stehen höher als Aeltern. Verboten sind alle Bücher die nicht auf die Vedas gegründet sind, wer sie liest ist aus der Gesellschaft auszustoßen. Alle diese Lehren des Brahmaismus stehen unabänderlich fest, mit der Stabilität dieser Verfassung läßt sich keine andere vergleichen. Dazu bietet sich auch den Einzelnen noch die Aussicht sich durch Büßungen selbst in die erhabenste Classe der Brahmanen aufzuschwingen, aber dies Glück ist nur ein mal dem mythischen Radschah Wiswamitra nach einer Prüfung von 12,000 Jahren zutheilgeworden.

Einen ähnlichen Standpunkt finden wir in Persien, dessen Religionssystem uns übrigens ganz genau noch nicht bekannt ist, da die begonnene Ausgabe der heiligen Schriften der Parsen von Professor Spiegel (Leipzig 1851) die erste kritische ist. Der König gilt als Abglanz des überirdischen Beherrschers des Lichtreichs. Unbedingt müssen die Unterthanen ihm gehorchen, nur Gott kann ihm die verliehene Würde wieder nehmen. Wir finden hier ganz dieselbe Auffassung wie in Stahl's Rechtsphilosophie, welche lehrt daß die Menschen um Gottes willen dem König Gehorsam schuldig sind, wenn er gleich sein Amt misbraucht. Der persische König hat aber eine Schranke an dem Willen Ormuzd's; fällt er von ihm ab, so siegt das Reich der Finsterniß. Deshalb muß das Wort Ormuzd's dem Könige von den Priestern ausgelegt, deshalb er von ihnen erzogen werden, deshalb müssen die Priester die obersten Würden und Aemter im Lande haben.

Bekannt ist ferner die Macht der Priester in Aegypten und Aethiopien. Nirgend aber griff das Religiöse und Staatliche mehr ineinander als bei den Juden. Jehova hat das Staatsgrundgesetz gegeben, ist der eigentliche König, der Staatschef ist nur sein Vertreter. Das gewichtigere Organ der Gesetzgebung aber ist der Oberpriester, und er hat dadurch unermeßliche Macht daß er bei allen wichtigen Staatshandlungen Jehova nach seinem Willen zu befragen hat. Als die Würde der Richter und Hohenpriester erblich und in Eins verschmolzen war und das Volk einen sichtbaren König verlangte, erhielt es einen solchen in der Person Saul's, der aber von dem Hohenpriester auserlesen und gesalbt wurde. Dazu schuf Samuel ein Gegengewicht gegen die königliche Macht in den Prophetenschulen. Von dieser Zeit an sehen wir oft einen Kampf

zwischen Königthum und Priesterthum. Saul unterlag in diesem Kampfe. Eine Kasteneintheilung findet sich in Palästina nicht, sondern das Volk zerfiel in 12 Stämme, diese in 70 Tausendschaften, diese in Centen, diese in Decanien, zwischen welchen zwei letztern noch Funfzigschaften standen; alle mit Vorstehern. Die Gliederung beruhte auf der ursprünglichen Zahl der Wehrfähigen welche die einzelnen Bezirke stellen konnten. Wie diese Eintheilungen auf die bürgerlichen und kriegerischen Verhältnisse angewendet wurden und wie aus den verschiedenen Angaben sich die Einwohnerzahl Palästinas ermitteln lasse, darüber hat der Verfasser vorliegenden Buchs digressionsweise ausgezeichnete Untersuchungen angestellt, auf deren Einzelnheiten Referent die Männer von Fach, namentlich Theologen und Historiker als auf einen bisher ungebührlich vernachlässigten Gegenstand aufklärende Forschungen aufmerksam macht. Das Resultat ist daß zu Moses' Zeit die ganze Bevölkerung aus 700,000 Seelen bestand, wovon 70,000 Mann wehrfähig waren; die Tausendschaft bestand demnach aus 1000 Wehrfähigen und 10,000 Seelen, die Hundertschaft aus 100 Wehrfähigen und 1000 Seelen u. s. w. Die territoriale Abgrenzung der Decanien u. s. w. blieb, wenn auch die Population wuchs. Die Eintheilung war keine willkürliche, sondern beruhte auf verwandtschaftlichen Verhältnissen. Die Vorsteher der Abtheilungen sind die Repräsentanten des Volks und heißen Schoferen, was verkehrt durch „Richter" übersetzt wird, besser durch Schöffen; so bilden die 70 Presbyter der Tausendschaften unter dem Vorsitze des Königs den obersten Gerichtshof, und ebenso findet sich für die einzelnen Orte von wenigstens 120 Familien (statt 100 der Hundertschaft) ein Gerichtshof für peinliche Sachen mit 20 Schöffen, 1 Präsidenten und 2 Vicepräsidenten u. s. w. Die Vorsteher der Abtheilungen waren auch die Militairbefehlshaber. Bei der Wahl des Königs wurde an der Dynastie festgehalten, ohne den Willen des Hohenpriesters konnte Niemand König sein, die Wahl geschah in der Volksversammlung. Die Stämme standen unter erblichen Fürsten, die Abtheilungsvorsteher wurden frei gewählt. Das Königthum war beschränkt durch die Volksvertretung.

In dem Christenthum liegt im Gegensatz gegen das Judenthum gar kein Element zu einer Theokratie. Jesus erklärte ausdrücklich daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, er will sich durchaus nicht in politische Verhälnisse mischen (Luk. 12, 13. 14). Das Christenthum betrachtet alle Lebensverhältnisse wo es sich über sie ausläßt, nicht nach ihrer rechtlichen, sondern nach ihrer religiösen Seite; dadurch konnte es sich über die jüdische Nation hinaus verbreiten, ein Absehen von den jüdischen Staatsverhältnissen möglich machen. Ethos und Recht sollen sich zwar in mehr als Einem Falle die Hand reichen, aber sie gehören an und für sich disparaten Bereichen an; sittlich gebotene Handlungen können rechtlich verpönt sein, und eine sittlich verbotene Handlung mag rechtlich erlaubt sein, wie Müßiggang, Habsucht u. s. w. „Um des Gewissens willen" heißt daher der Apostel Paulus die verfolgten Christen der Obrigkeit unterthan sein die wie alle Dinge von Gott sei; so sagt er ausdrücklich, er appellirt nirgend an das Recht, überall nur an die Religion; um des Gewissens willen heißt Petrus der ebenso wenig politische Wahrheiten sagen will, die Sklaven ruhig ihr Joch ertragen, und gewiß will er damit nicht die Sklaverei rechtfertigen. Kurz, nirgend wollen die Apostel sich um die staatlichen Verhältnisse bekümmern, sie halten fest an dem Grundworte ihres Meisters. Anders die Doctrinairs des modernen sogenannten christlichen Staats, vor Allen F. J. Stahl, der seine Doctrinen in einem umfassenden Systeme wissenschaftlich verarbeitet hat, dessen Ungrund und Inconsequenz der Verfasser in einem Anhange klar nachweist.

Sahen wir den vollkommenen Sieg der geistlichen Macht über die weltliche in Indien, so bietet das Nachbarland die entgegengesetzte Erscheinung dar. In China ist der Kaiser der Sohn des Himmels, er ist der Chef der Religion, die Priester sind nur Staatsdiener, ja selbst die Geister des Naturreichs sind dem Kaiser unterthan und können von ihm abgesetzt werden. Alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe stehen unter dem Kaiser, Jeder darf nur das Vorgeschriebene lernen und lehren. In Tibet ist eine hierarchisch-aristokratische Regierung, der Großlama ist die Incarnation der Gottheit und kann seine Macht an die übrigen Lamas weiter vertheilen, er weiß Alles, er liest im Innern des Herzens, er hat also selbst die Herrschaft über die Gedanken der Unterthanen. Der Kaiser von Japan stammt ab von den früher auf der Erde herrschenden Götterwesen, er zeigt sich fast niemals seinen Unterthanen, und deshalb ist neben ihm ein Militairgouverneur angestellt der factisch die Macht in den Händen hat, aber den Schattenkaiser neben sich bestehen läßt.

Gehen wir vom Orient nach Griechenland über, so finden sich allerdings auch dort für die ältesten Zeiten Spuren religiöser Auffassung der Staatsverhältnisse, Zeus ist den Dichtern der Ursprung aller Herrschergewalt und alles Rechts; der Götter Willen offenbaren die Orakel. Aber bekannt ist, wie die Orakel immer mehr an Ansehen verloren, wie durch die Philosophie der Glaube an die Götter immer schwächer wurde. Damit hörte auch die Beziehung des staatlichen Lebens auf die Götter auf und die größten Philosophen, Platon und Aristoteles, deduciren den Staat allein als gegenseitigen Vertrag.

Sehen wir auf die gewonnenen Resultate zurück, so finden wir daß der Religionsstaat stets dahinführt, daß entweder der Staatsbeherrscher als Drahtpuppe der Priester figurirt oder die Religion im Dienste des Staats steht. Die Ultramontanen können um consequent zu sein noch bei den Brahmanen, die Verehrer Rußlands bei den Chinesen in die Schule gehen, die Verehrer des sogenannten christlichen Staats werden wol eine Zeitlang noch unentschieden bleiben welchen von beiden Wegen sie einschlagen sollen. Wir wollen aber hoffen daß endlich doch noch die politische Weisheit der griechischen Philosophen allen den Rang abgewinnen werde.

Hölscher.

Esaias Tegnér's gesammelte Schriften.

Von diesem Werke das kurz nach des Verfassers Tode im Druck begonnen wurde und dessen Herausgabe der Schwiegersohn Tegnér's, Professor Böttiger, übernahm, sind nach und nach sechs starke Bände erschienen, deren Schluß noch ein kürzlich ausgegebener Supplementband unter dem Titel „Tegnér's Kirchenreden" bildet. Der erste Band enthält die größern Gedichte Tegnér's, der zweite, dritte und vierte die kleinern aus verschiedenen Lebensperioden (in dem letztern namentlich die Gedichte von 1810 bis zu des Dichters Tode). Mit dem fünften Bande beginnen die Schriften in Prosa, meist Gelegenheitsreden, Schulreden und zerstreute Gedanken aus Briefen; im sechsten Bande sind wieder Schulreden und eine Sammlung von Briefen enthalten, darunter viel Schönes; der siebente Band in welchem wir es nur mit dem Dichter als Bischof zu thun haben, ist ganz seinen Einführungs- und Grabreden gewidmet. Auch in dieser Prosa verkennt man den großen Dichtergeist, jene herzliche Einfachheit nicht welche der Grundzug in Tegnér's Charakter war. Das Erscheinen des siebenten Bandes gab der stockholmer Zeitungspresse Gelegenheit zu einem kleinen Streite, inwiefern Tegnér, wie das „Aftonbladet" behauptet, der freisinnigen Richtung angehört habe. Daß dies indeß nicht in allzu großem Maße der Fall war geht aus einzelnen Stellen seiner Kirchenreden sowie aus einer kleinen Episode in seinem letzten (soeben in deutscher Bearbeitung von H. Wachenhusen erschienenen) Gedicht „Die Kronenbraut" hervor. Da Tegnér sich übrigens nie weit in die Politik hinein verstiegen hat, so scheint mir eine Erörterung seiner verstorbenen Ansichten in dieser Richtung sehr thöricht.

87.

Weltgeschichtliche Frauen Frankreichs im 18. Jahrhundert.

„Woman in France during the eighteenth century" ist der Titel eines im vorigen Jahre erschienenen zweibändigen Werks aus der Feder der Miß Julia Kavanagh, welches gewissermaßen als Fortsetzung des zwei Jahre früher erschienenen Werks vom Herzog von Noailles: „Histoire de madame de Maintenon et des principaux évènements du règne de Louis XIV" angesehen werden kann. Die Periode der Maintenon ist der schon verblassende Nachglanz jener triumphirenden Epoche der Monarchie wo, wie Noailles sich ausdrückt, „les noms propres ont une valeur qu'ils n'ont eu en aucun autre temps". Die Maintenon ist der leise Uebergang in das Ruinenhafte des französischen König- und Maitressenthums. Mit ihrem Erblassen verbleicht für jene hohle untergrabene Hofwirthschaft der letzte Schein von Würde; der imposante Schimmer einer Epoche die sich für sich allein ein Jahrhundert, das Jahrhundert nennen durfte, verblättert sich und verstäubt; es folgen nun die puren, blanken Nuditäten der Maitressenwirthschaft, das Königthum erbebt in seinen Grundfesten; was noch blenden kann ist nicht mehr Abglanz der Hoheit, sondern dickaufgetragene ekelhafte Schminke. Eine Phrase in zwei Namen gefaßt drückt diesen Uebergang am bezeichnendsten aus: auf die Maintenon folgt die Pompadour!

Auch Miß Kavanagh widmet in ihrem geistreichen Buche der Maintenon, von der sie um gründlich auf ihre eigentliche Aufgabe überzuleiten ausgehen mußte, eine nicht zu ausführliche aber gediegene Charakteristik. Sie faßt den Charakter der Maintenon, der den verschiedenen Parteien und Ansichten unendlich mehr zu schaffen gemacht hat als nöthig war, sehr einfach und richtig, nicht ganz so nachlässig, gleichgültig, fallenlassend wie Duclos, aber auch beiweitem nicht so hochtrabend wie ihre Panegyristen oder so insinuirend-beschuldigend wie ihre Feinde. In dem Charakter der Maintenon lag durchaus nichts Geniales, der Verstand trat bei ihr stets überwiegend hervor. In ihrem ganzen Wesen lag von Haus aus etwas Gedrücktes, was auch Duclos richtig entwickelt wenn er von ihr sagt: „Née dans la misère elle avait souvent été obligée pour en sortir de se plier aux différens caractères.... Toujours dans la contrainte, d'abord pour subsister, ensuite pour s'élever, enfin pour régner, elle ne fût jamais heureuse et n'a merité l'excès, ni des satires ni des éloges dont elle a été l'objet." Der Abbé Auger sagt von ihr ebenfalls sehr treffend: „La considération a été tout à la fois sa fin et son moyen." Sie war beiweitem nicht so eitel als man sie beschuldigt hat. Ihre Eitelkeit bestand genau genommen blos darin daß sie sich der Welt unentbehrlich zeigen wollte. Sie betrachtete die Liebe der Menschen wie eine Gewissensfrage, und es konnte sie in eine moralische Angst versetzen ihrer Meinung nach nicht genug geliebt zu sein. „Die Frauen", äußert sie sich in einer spätern Periode über sich selbst zu ihren „protegées", den kleinen Fräulein des Stifts von St.-Cyr, „die Frauen liebten mich, weil ich sanft im Umgange war und mich mehr mit Andern als mit mir selbst beschäftigte, die Männer huldigten mir, weil ich nicht ohne Schönheit und ohne die Anmuth der Jugend war. Die Neigung die man zu mir hegte (le goût qu'on avait pour moi) war mehr Freundschaft im Allgemeinen als Liebe. Ich wollte von Niemandem, wer es sein mochte, insbesondere geliebt sein, ich wollte es sein von aller Welt." Das war nun freilich dieselbe „kleine Scarron", über die in einer frühern Epoche die Lenclos ihre leichtfertigen Witze machte als man sie z. B. fragte, ob es denn wirklich wahr sei daß Françoise sich die Galanterien ihres (der Ninon) Freundes, des Marquis von Villarceaux, gefallen lasse, und sie darauf erwiderte: „Je n'en sais rien, mais j'ai souvent prêté ma chambre jaune à elle et à Villarceaux." Die Maintenon war keine Heuchlerin, wie ihre Feinde sie nennen, sie war wirklich fromm; aber die Aengstlichkeit des „considerirenden" Verstandes verließ sie auch bei ihrer Frömmigkeit nicht. Die religiösen Doctrinen der La Mothe-Guyon hatten sie zu einer Zeit sehr hingenommen, und sie war nahe daran selbst Quietistin zu werden, aber sie schreckte sogleich davor zurück als sie erfuhr daß die Kirche jene verdamme. „Ich irrte", sagt sie darüber selbst naiv genug, „weil ich die Gefahr nicht kannte, allein ich beeilte mich zu widerrufen und bat meine geistlichen Lenker meine Unwissenheit zu erleuchten." Obgleich Gemahlin eines Königs (denn daß sie wirklich ihm vermählt war ist jetzt historisch wol hinlänglich constatirt) beklagt und bejammert sie doch bei jeder Gelegenheit das Traurige, Trostlose ihrer Lage, und darin besteht das Infirme, Ungeniale dieses Charakters daß sie es bei aller Resignirtheit im voraus, bei aller Bigotterie doch nicht zur wahren Selbstgenugthuung und zur stillen Freude eines sich immer gleichen innern Gefaßtseins bringt. „Ne voyez vous pas", schreibt sie an Madame de Maisonfort, „que je meurs de tristesse dans une fortune qu'on aurait eu peine à imaginer, et qu'il n'y a que le secours de Dieu, qui m'empêche d'y succomber." In noch explicitere Ausdrücke faßt sie ihre Klagen über ihr hartes Loos in einem Schreiben an ihre Verwandte, Madame de Caylus. Hier vergleicht sie sich in demüthiger Zerflossenheit mit den Karpfen die in den marmornen Reservoirs von Marly herumschwimmen, „comme moi ils regrettent leur bourbe." Und diese cidevant „bourbe" war genau genommen sehr wenig zu beklagen, denn Madame Neuillant hatte ihr als älternlose Waise jeden Bissen in den Mund gezählt, und ihre Situation bei dem cul-de-jatte Scarron dürfte auch nicht zu den anmuthigsten gezählt werden, wenn es davon in den „Mémoires" heißt: „Quand il se portait mal, elle était sa servante, quand il allait mieux, sa compagnie, quand il était rétabli, son lecteur ou son secrétaire."

Soviel von Frau von Maintenon. Unter den spätern „Frauen des 18. Jahrhunderts", denen Miß Kavanagh in ihrem Werk eine besondere Vorliebe widmet, markirt sich besonders Fräulein de Lespinasse. Die Lespinasse war allerdings für dies siècle ein classisches Frauenzimmer. Sie war ein uneheliches Kind, war als solches von ihren Aeltern und von Denen die sich für ihre Beschützer ausgaben unverantwortlich vernachlässigt und sogar mishandelt worden. Diese von aller Theilnahme verlassene Existenz mußte mächtig auf einen von Haus aus leichtfertigen Charakter influiren. Die Welt war nie freundlich gegen sie gewesen, und so kümmerte sie sich denn zuletzt auch wenig um ihre Foderungen und Gesetze. Das eigenthümliche Verhältniß in welchem die Lespinasse zu d'Alembert stand, und welches Miß Kavanagh abweichend von ihren Zeitgenossen und auch von ihrem letzten Biographen Jules Janin als ein unschuldiges bezeichnet, beweist eben nicht daß sie besonders geistreich war. Denn d'Alembert, den vornehmlich ihre äußern Reize fesseln mochten, stand, wie man sozusagen pflegt, sein Lebtag unter ihrem Pantoffel. Miß Kavanagh fördert für diesen Umstand ein sehr naives aber einleuchtendes Motiv zutage, indem sie sagt: „d'Alembert war von Haus aus der Ehe abgeneigt, Fräulein Lespinasse dagegen wünschte zu heirathen." Wie dem gewesen sei: als diese auf dem Punkt stand sich mit dem Marquis von Mora wirklich zu verheirathen, der aus Liebessehnsucht zu ihr in Spanien gestorben sein soll, lebte sie nichtsdestoweniger öffentlich mit d'Alembert, was sie jedoch keineswegs abhielt ein Liebesverhältniß mit dem Grafen Guibert anzuknüpfen der eine Weile in Paris die außerordentlichste Sensation machte. Der Marquis von Mora war vergessen, er schrieb aber nichtsdestoweniger Briefe auf Briefe aus Spanien, und der treffliche d'Alembert war complaisant genug diese Briefe die eigentlich nur abgeholt wurden um nicht liegen zu bleiben, allmorgentlich vom Postbureau abzuholen. Miß Kavanagh betrachtet übrigens die Lespinasse gewissermaßen als ein Opfer der damaligen Societät, und das mag sie allerdings wie so viele unbekannt gebliebene Frauen der damaligen Zeit gewesen sein. Denn die Frauen dieser Epoche (Frankreichs)

sind nur Ueberleiterinnen des Weiblichen in die Revolutionsepoche. In dieser finden sie ihre stricten Gegensätze — wie es auch Miß Kavanagh richtig faßt — und schneidendere Contraste als z. B. zwischen der Lespinasse und Madame Roland kann es sonst in einem und demselben Jahrhundert schwerlich geben. Ob sich Rousseau und Fräulein Lespinasse intensiv geistig wirklich so nahe gestanden wie Miß Kavanagh es behauptet, möchten wir bezweifeln. Nichtsdestoweniger müssen wir über dies vermeintliche sociale Opferthum ihres Lieblings ihre eigenen Worte vernehmen: „In dem Charakter und in dem Geschick der Lespinasse", sagt Miß Kavanagh, „liegt eine sociale Bedeutung die nicht aus der Acht gelassen werden darf. Die aristokratische Welt in welcher sie gern lieben möchte, in welcher sie aber nirgend Gegensympathien finden kann, war ihr verhaßt geworden. Wie Rousseau zog es sie verlangend zur Demokratie hin (she had aspirations towards democracy), und wenn sie nicht wie er eine Stimme ihres Zeitalters geworden ist, so kam es daher weil sie davor zurückschreckte ihr Weh kundzugeben. Ihr ganzes Dasein war ein realer obwol vergeblicher Protest gegen die Gesellschaftsverfassung, in welcher sie lebte.... Wie Viele mögen wie Rousseau und Fräulein Lespinasse von den socialen Unterschieden, die sie doch so tief verachteten, erdrückt worden sein! Wie Viele mögen gleich ihnen durch die lautere oder stillere Aeußerung ihrer Gefühle den Sturz der verhaßten Tyrannei beschleunigt haben, bis daß diese wirklich unter der Last der allgemeinen Verwerfung und Verwünschung zusammenbrach! Die Demokratie, wie immer misverstanden in den Formen die sie annimmt, ist doch nur der offene Ausdruck der langen und unbekannten Leiden der Massen. So gewinnt wenn die Menschheit am Vorabend großer Ereignisse steht jedwedes Zeichen der Zeit ein neues Interesse, und selbst in den heimlichen Sorgen eines einsamen Frauenherzens mag sich eine tiefe Bedeutung offenbaren." Wir glauben daß Dies seine Richtigkeit hat, und sind entgegengesetzten Urtheils als die halb- oder ganzschürigen Hochtory-Reviews die an dem Buch der Miß Kavanagh ihr Müthchen kühlen, überzeugt daß man selbst „eine Pension von der Krone beziehen" und „in der guten Gesellschaft nicht blos gelitten, sondern auch von ihr fêtirt (courted and flattered) sein", und nichtsdestoweniger die Passionsinstrumente der Zeit gleich dem Hecht in Kopf und Herzen tragen kann. Soviel à propos de (oder unsertwegen auch nicht à propos de) Fräulein Lespinasse.

Bei dieser sich nicht verleugnenden, wir wollen sagen Weltansicht der Miß Kavanagh ist es würdig und erfreulich, von ihr ein so nachsichts- und theilnahmvolles Urtheil über die leichtsinnigste und unglücklichste der Königinnen, über Marie Antoinette zu vernehmen. Wenn immer jene masculine Blaustrumpfkritik der exclusiven und exclusivern Reviews, die nach dem Windsor-Castle-Barometer schielt wenn sie selbständig sein soll, sich äußert: „The power of the queen, and the use she made of it, have been exaggerated and misrepresented etc.", so wissen wir doch hinlänglich aus tausend bessern Quellen was geschehen ist und wie viel jene leichtsinniggutmüthige Frau, wenn auch mehr negativ als positiv, zu verantworten hat. Soviel mag richtig sein — wenn überhaupt noch an eine im Irdischen waltende himmlische Befugniß geglaubt werden darf — daß the sufferings of Marie Antoinette date long before she became a captive, menaced with an ignominious death, und nur eine wirklich bornirte Kritik wird sich blos wundern können darüber daß dem so war.

Hören wir wie sich Miß Kavanagh über die unglückliche Königin äußert: „Wenn sie in den Gärten von St.-Cloud spazieren ging, so liefen ihr die Kinder nach und verhöhnten sie. An bittern Anspielungen auf sie fehlte es an keinem Abend in keinem Theater und der Chef der pariser Polizei war genöthigt sie zu ersuchen künftig lieber nicht mehr nach Paris zu kommen, da er für die Folgen ihrer Gegenwart nicht einstehen könne. Jedwede Classe schien geneigt das Elend der Nation ihr zuzuschreiben: der Adel verleumdete sie und das Volk nannte sie Madame Deficit. Marie Antoinette ertrug dies Alles mit stolzem Schweigen. Aber jede Kränkung, jeder Beweis des Hasses den sie empfing grub sich tief in ihr Herz. Ihre einst so frische, so blendende Schönheit welkte und bleichte langsam dahin; ihre vollen Wangen magerten ab; ihr glanzvolles Auge ward dunkel und trübe vom vielen Weinen, von soviel angstvoll durchwachten Nächten. Das sonnige Lächeln das ihrem ausdrucksvollen Gesicht einen so zauberischen Reiz verlieh besuchte es nicht mehr (visited it no more). Wenn ihr auch jetzt ihre schreckliche Zukunft noch nicht klar vor Augen stand, so mochten sie doch schon jetzt dunkele gespenstige Schatten, düstere Vorboten eines ungeheuern Geschicks ahnungsvoll umschweben, und geheime Schauer mochten ihre Brust erfüllen, wenn sie sich fragte welches Schicksal ihrer, ihres Gatten, ihrer Kinder noch warten möge. Durch alle diese grausen Befürchtungen und Anfechtungen hindurch behauptete sie dennoch eine weit gefaßtere, würdigere, eine echtköniglichere Haltung als sie in den Tagen ihres Glanzes und Glückes je gezeigt hatte. Allein obgleich im Besitz jenes Heldenmuths der dem Unglück trotzt, entbehrte Marie Antoinette doch jener Klugheit die das Unglück abwendet. Kein Leiden, keine Gefahr konnte ihre hartnäckige Natur überwältigen. Sie kämpfte bis zur Verstandesschwäche gegen die Flut der öffentlichen Meinung, und ihre Feinde verstanden wohl in ihren Zügen zu lesen, wenn sie sagten daß, so tiefe Furchen der Kummer darein gegraben, die tiefern Eindrücke eines unbezwingbaren Stolzes doch noch immer darin vorherrschend blieben. Unerschrocken hat sie ihrem Schicksal gestanden die unselige Frau: sie allein gegen eine ganze Nation."

Wir sind mit oder ohne Miß Kavanagh der Meinung daß es eine schrecklichere Stellung doch nicht geben kann.

Eine alte mit der Execution der unglücklichen Frau in Verbindung stehende Geschichte wiederholt uns auch Miß Kavanagh. Ob sie wahr ist lassen wir dahin gestellt. Ist sie es, so erkennen wir darin nur den Zug einer wundervollen aber naturgemäßen Sympathie von unten nach oben: Auf die scheußlichen Anklagen Hebert's gegen die Königin wollte man diese auch noch im Sterben prostituiren. Man verfügte daß zwei Buhldirnen die mit ihr im Gefängniß saßen mit ihr zugleich das Schaffot besteigen sollten. Dieser Beschluß gelangte zur Kenntniß der beiden Courtisanen, und sie erklärten Beide, durch diese Scheußlichkeit selbst empört, daß sie falls dies wirklich geschähe noch auf dem Schaffot Angesichts des Volks vor der Königin niederknieen und sie im Namen Gottes bitten würden ihnen diese Stunde und die Schmach zu verzeihen mit ihnen sterben zu müssen. Da den Erfindern dieses infamen Plans an dem Effect den eine solche Scene möglicherweise hervorbringen konnte wenig gelegen sein konnte, so gaben sie ihn freiwillig auf, und Marie Antoinette starb auf der Guillotine ohne Gesellschaft.

Zwei Heroinen der Revolution, denen Miß Kavanagh eine vorzügliche Apotheose widmet, sind Charlotte Corday und Madame Roland. Lassen wir jedoch diese vielfach ausgebeuteten Sympathien beiseite und gehen schließlich zwei Schritte zurück in jene Zeitperiode wo der Nachtrab jener „most polite, elegant and intellectual society that ever existed" eben das Modell zu jener blutigsten aller Revolutionen vollends fertigmachte. Hier stoßen wir auf eine Damennotabilität die mehr Spaßhaftes ansichhat, das ist die vielbeurtheilte Geliebte Voltaire's, die Marquise du Châtelet. Ueber dies Verhältniß äußert sich Miß Kavanagh: „Her attachement for Voltaire was full of truth and earnstness... An affection which could thus resist time and modify itself with years instead of perishing utterly, must have been founded on much that was good and true." Wie dem sei, burlesk genug war es auch, dies brachte schon der Charaker der du Châtelet nicht anders mit sich, der ein Gemisch von gräulicher Pedanterie, systematischer Schlüpfrigkeit und ungeheurer Eitelkeit war. Voltaire begleitete die Geliebte und ihren Gemahl häufig nach Cirey, wo sich

die „Liebenden" für ihren eigenen Gebrauch einige Appartements mit dem glänzendsten Luxus eingerichtet hatten, während sich der Herr vom Hause mit einem weit unansehnlichern Comfort begnügen mußte. Hier theilte die Dame ihre Zeit zwischen das Studium der Astronomie und Mathematik und das noch beschwerlichere Geschäft ein Aeußeres herauszuputzen das die Natur nicht eben überverschwenderisch begabt hatte. Keine Frau des ganzen Siècle Louis XIV konnte sich leidenschaftlicher putzen und dabei schlechter anziehen als die du Châtelet. Voltaire schlug wenn er sie verhöhnen wollte immer die zwei Fliegen mit einer Klappe: er nannte sie Madame Newton-Pompon-Châtelet. Uebrigens fehlte es im Schloß Cirey nicht an süßern Freuden, an „those amorous interludes, which caused the established swain much less uneasiness than her bad temper". Die „Liebenden" lagen sich nämlich fortwährend in den Haaren, und wenn sie sich über des „swain" Eitelkeit und Selbstsucht beklagte, so nannte er sie öfters seine „kleine Furie". Wer von diesen „süßern Freuden" mehr abbekommen, ob der Autor der „Pucelle" oder der Marquis von St.-Lambert, bleibe dahingestellt. Mit einem Wort: die Folgen blieben nicht aus. Deliverance (im zwiefachen Sinne) came at last. Madame du Châtelet starb im Kindbett in ihrem fünfundvierzigsten Lebensjahre. Wie Voltaire sich bei diesem Ereigniß benahm, dieser einzige Zug ist schon die halbe Geschichte der Menschen und Sitten Frankreichs im 18. Jahrhundert. Marmontel tritt zu ihm ins Zimmer: „Je l'ai perdu", ruft ihm Voltaire jammernd entgegen, „j'ai perdu mon illustre amie, je suis au desespoir, je suis inconsolable." Die beiden Unsterblichen mischen ihre Thränen, und als Marmontel weiter forscht, ruft der Autor der „Henriade" voll Ingrimm: „Le brutal, il me l'a tué! il lui a fait un enfant." Er meint eben den Hrn. von St.-Lambert. An demselben Abend noch treffen sich du Châtelet, Voltaire und St.-Lambert selbst im Schloß Cirey. Der Erstere macht eine Phrase die sagen soll: Ich bin an dem „Ereigniß" unschuldig. Der Letztere — echt altfranzösisch — äußert in diesem Fall gar Nichts. Der kleine Arouet aber steht achselzuckend zwischen Beiden und lispelt: „Settle the matter between you, I at least am innocent." Solches waren die „feelings" des 18. Jahrhunderts im schönen Frankreich! 65.

Notizen.

Zur Charakteristik des Prätendenten Don Carlos (Karl V. von Spanien).

Der Baron von Rahden, von dessen anziehenden und lehrreichen „Wanderungen eines alten Soldaten" der dritte Band: „Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—40" (Berlin 1851) erschienen ist, erzählt dort von einer Audienz, welche er bald nach seinem Eintritte in das Karlistenheer im Mai 1837 bei dem Könige Karl V. hatte. Der König fragte Rahden aufs gütigste über Einiges aus seinem frühern militairischen Leben und sprach von seiner fernen Heimat. Mit innigster Seelenempfindung, aber auch mit würdigem Stolzgefühl sagte daher Rahden Sr. katholischen Majestät als er ihm noch ein mal die Hand reichte: „Majestät, ich bin Protestant!" Es war Rahden als ob des Spaniers Hand in der seinigen zitterte und als ob über des Königs stets freundliches Gesicht ein düsteres Wölkchen rasch dahinflöge, Augenblicke selbst zögerte die Antwort, aber mit fester Ruhe und gütiger Zuversicht sagte Karl V. in bestimmt accentuirten Sätzen: „Sie werden unserm Gott, Sie werden meiner Sache und Ihrer Ehre treu dienen, dessen bin ich gewiß, und Niemand soll es jemals wagen die Formen unter welchen Sie Gott verehren anzutasten." Ein schlagender Beweis, sollte man meinen, wie die vorgefaßte Meinung, Don Carlos sei ein finsterer, bigotter und intoleranter Fürst, irrig sei. Rahden ist in Spanien in Betreff der Nichtbeachtung anderer Religionsgebräuche nie behelligt worden.

Ein französisches und ein lateinisches Gedicht auf Napoleon.

Karl von Raumer theilt in seinen vielfach interessanten „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814" (Stuttgart 1850) französische Verse mit, die er aus der Zeit seines Aufenthalts in Frankreich im Jahre 1814 besitzt, wo sie ihm von einem Dorfbewohner bei welchem er im Quartier lag als Zeugniß seines Hasses gegen Napoleon und seiner Vorliebe für die Bourbons mitgetheilt wurden. Es ist ein Gedicht zum Lobe Napoleons und gegen die Bourbons und zugleich ein Gedicht zum Lobe der Bourbons und gegen Napoleon, je nachdem man es liest:

Vive vive à jamais	L'empereur des Français
La famille royale	Est indigne de vivre;
Oublions désormais	La branche de Capet
La race impériale	A droit de lui survivre
Soyons donc le soutien	Du fier Napoléon
Du grand duc d'Angoulême	Que l'âme soit maudite
C'est à lui que revient	Cette punition
L'honneur du diademe	Est son juste mérite.

Derselbe Wirth gab Raumer auch noch folgendes Akrostichon auf Napoleon:

Nihil eram
Augustus factus sum
Populorum carnifex
Orbem turbavi
Libertatem suppressi
Ecclesiam destruxi
Omnia fui
Nihil ero.

32.

Bibliographie.

Jean Baptiste Baison. Ein Lebensbild. Herausgegeben von einem Schauspieler. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. 24 Ngr.

Bechstein, L., Der gestiefelte Kater. Deutsches Märchen neu erzählt. Stuttgart, E. Hallberger. Br. 8. 15 Ngr.

— — Nala und Damajanti. Indisches Märchen der Jugend erzählt. Ebendaselbst. Br. 8. 15 Ngr.

Conscience, H., Blätter aus dem Buche der Natur. Aus dem Vlämischen von E. Zoller. Mit 1 Titelbild. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 18 Ngr.

Hahn, K. A., Die echten lieder von den Nibelungen nach Lachmanns kritik als manuscript für vorlesungen zusammengestellt. Prag, Calve. Gr. 8. 22⅓ Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Hocker, N., Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, aus dem Munde deutscher Dichter. Als Anhang Hagen v. Throneck und die Nibelungen, u. e. A. Trier, Troschel. 1852. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

A key to the exercises of Ahn's new method of learning the german language. 1. and 2. Course. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Wuttke, A., Geschichte des Heidenthums in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die ersten Stufen der Geschichte der Menschheit. Entwickelungsgeschichte der wilden Völker, sowie der Hunnen, Mongolen des Mittelalters, der Mexikaner und Peruaner. Breslau, Max u. Comp. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XLIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Judas Ischarioth.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen.

Mit einem die geniale Dichtung begleitenden Nachworte des Professors **Dr. Rötscher.**

Elegante Miniaturausgabe. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Sgr., geheftet 24 Sgr.

Das Pfarrhaus zu Hallungen

oder

die Elemente des Christenthums.

Zeitnovelle

von

Ludwig Storch.

Eleg. geh. Preis 1½ Thlr.

Dieser spannende Roman behandelt die wichtigste Frage der Zeit, die religiös-kirchliche, in der bekannten geistreichen Weise des beliebten Verfassers des „**Deutschen Leinewebers**".

Die Jakobiner in Ungarn.

Historischer Roman

von

Franz von Pulszky.

Zwei Bände. Eleg. geh. Preis 2½ Thlr.

Berlin.

Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.

In **J. B. Müller's** Verlagshandlung in **Stuttgart** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichte der deutschen Literatur

von der ältesten bis auf die neueste Zeit

von Dr. **Eugen Huhn.**

40 Bogen. Gr. Med.-8. Geh. Preis 2 Thlr. 6 Ngr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Ein rechtes Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus, bietet dieses Werk in Einem Bande ein vollständiges, an- und überschauliches Bild unserer herrlichen Nationalliteratur, und empfiehlt sich jedem Gebildeten durch besondere Berücksichtigung von Biographie und Culturgeschichte, durch aufrichtige patriotische Gesinnung und strenge Unparteilichkeit vor ähnlichen Werken.

Anzeige der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Einunddreißigster Jahrgang, für 1852. (Inhalt: „Bruder Kain", von H. Smidt. — „Mazarin", von Ch. Birch-Pfeiffer. — „Eine Frau, die zu sich selbst kommt", von G. zu Putlitz. — „Jakobine von Holland", von E. Raupach. — „Czaar und Glaser", von F. W. Gubitz.) 1 Thlr. 20 Sgr.

Das Gewissen oder: **Der erste Betrug.** Gabe für die Jugend auf Lebenszeit. Von A. von Möller. Mit acht Holzschnitten von Gubitz und unter dessen Leitung. 10 Sgr. (Diese eindringliche Jugendschrift empfiehlt sich den Eltern! Wer sie gelesen hat, wird es als Pflicht erachten, sie den Kindern nicht vorzuenthalten!)

Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hartmann, Moritz, Schatten. Poetische Erzählungen. Brosch. Preis 1 Thlr. 22 Sgr., oder 3 Fl.

Dasselbe eleg. gebunden mit Goldschnitt 2 Thlr. 6 Sgr., oder 3 Fl. 48 Kr.

Moritz Hartmann ist von der Kritik als der besonders frische und gesunde unter den Dichtern der Gegenwart bezeichnet worden. Die vorliegende Sammlung gibt Zeugniß, daß er diese Frische, trotz der Schicksalsschläge, die ihn betroffen, nicht verloren hat. Die „Schatten" entrollen eine Reihe der interessantesten Erzählungen in den lebendigsten Farben. Das „Intermezzo" entwickelt in einer Anzahl lyrischer Gedichte ein weiches Liebeleben voller Wahrheit und Tiefe. Wir glauben daher dem deutschen Publicum dieses Werkchen mit vollem Rechte warm empfehlen zu dürfen.

Volkslieder, ausgewählte Ungarische. Uebersetzt und herausgegeben von Kertbeny. Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr., oder 3 Fl.

Der Uebersetzer dieser originellen, interessanten und charakteristischen Volkslieder, selbst Ungar, hat sich bestrebt, die Denkweise seines naturkräftigen Volks getreu wiederzugeben. Da der kräftige Volksstamm der Magyaren in neuester Zeit so sehr in den Vordergrund getreten ist und er durch seinen Heldenkampf das allgemeine Interesse in so hohem Maße erregt hat, so werden diese Volkslieder, die einen Spiegel seines Lebens bilden, gewiß die Anerkennung finden, die sie so sehr verdienen.

Im Verlage von **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** ist soeben in neuem Abdrucke erschienen:

John Flaxmann's

Umrisse zu Homer's Ilias und Odyssee.

Gestochen von

E. Riepenhausen.

62 Tafeln in Folio. Mit erläuterndem Texte.

Elegant cart. Preis 6 Thlr. 20 Sgr.

Die Schönheit der Flaxmann'schen Zeichnungen ist bereits so allseitig anerkannt dass der Verleger jeder Anpreisung überhoben ist.

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Erinnerungen

aus dem

Leben eines wackern Mannes.

Erzählungen und Schilderungen

für die reifere Jugend.

Von

M. Johann Ernst Wolbeding.

Zwei Bändchen.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Jeder ist sich selbst der Nächste. Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 130. —— 6. December 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Das neueste deutsche Drama.

Eine Uebersicht.

Dritter und letzter Artikel.*)

36. Cäcilie von Albano. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von dem Verfasser der „Deborah". Mit dem Portrait des Verfassers. Pesth, Heckenast. 1851. 16. 24 Ngr.

Es gab eine Zeit in welcher kein Roman gelesen und kein Drama bewundert wurde ohne daß in denselben die nothwendige Quantität nobler Aufopferung und hingebender Entsagung verbraucht worden wäre. Besonders waren es die weiblichen Heldinnen denen eine Art Entsagungswuth angedichtet wurde. Hatte der Geliebte Geld, so entsagten sie, denn sie selbst waren arm; hatte er kein Geld, so entsagten sie auch um ihn nicht an seiner Fortuna zu hindern. Kurz der gute Mann mochte es anfangen wie er wollte, die Entsagung verfolgte ihn. Nachdem das deutsche Publicum sich hierdurch hinlänglich hatte rühren lassen, kamen ihm am Ende diese entsagenden Frauen und Jungfrauen langweilig vor. Ungefähr zu gleicher Zeit glaubten einige geistreiche Damen die Entdeckung gemacht zu haben daß die ganze bisherige Welt- und Lebensanschauung eine verkehrte gewesen. Nicht um irgend eine sittliche Idee, sondern um die geistvollen Capricen eines schönen Frauenkopfes hat sich die Welt zu drehen, und daß es auf der Erde so gar miserabel aussieht, ist einzig die Folge davon daß eine Frau von geistiger Distinction noch immer nicht „den Rechten" finden kann. Weg also mit aller Aufopferung! Die liebende Hingebung ist eine Lächerlichkeit und die Entsagung ein Verbrechen. Auch in der Liebe gilt nur das eigene Interesse: der Mann muß jeden Gedanken an Ruhm, Ehre, Thätigkeit fahren lassen, wenn er der Liebe einer modernen Heldin im entferntesten würdig sein will. Dies predigen die classischen Romane der Gräfin Hahn-Hahn; Das ist, es thut mir leid es sagen zu müssen, das Evangelium welches Cäcilie von Albano vielleicht gegen den Willen des Dichters predigt. Cäcilie von Albano, die Geliebte Otto's IV., thut Alles um das Gelingen der großartigen Plane des kühnen Welfen zu vereiteln. Sie verweigert eine Trennung die ihn retten kann, ja sie übt Verrath an dem Geliebten indem sie seinen mächtigen hohenstaufischen Gegner befreit; sie versucht mit allen Mitteln ihm die Kaiserkrone zu verleiden.

Und Das, Cäcilie, Das nennst du Liebe?

sagt ihr Otto mit Recht. Diese sogenannte Liebe die nur in dem Streben nach dem ausschließlichen Besitz des Geliebten sich zu offenbaren weiß, ist Nichts als der gemeinste Egoismus und verdient die Verklärung nicht die ihr der Dichter am Schlusse bereitet. Wenn Cäcilie zur Beschönigung ihrer Handlungsweise darauf hinweist daß sie es erkannt wie Otto für die Kaiserkrone zu schwach nur in ihrer Liebe glücklich sein könne: so ist das eben Nichts als ein schöner Mantel für das eigene Interesse. Weder in der Geschichte noch in dem vorliegenden Drama zeigt sich Otto des Kaiserthrons unwürdig oder unfähig zu regieren: den Verrath der Geliebten hat er freilich nicht erwartet.

Es waren mir die schmachtenden Entsagungsgestalten mit ihrer forcirten Unnatur immer ein Gräuel; aber wahrhaftig sie werden wieder zu Ehren kommen, wenn erst diese modernen Huldinnen die dem Geliebten vor lauter Inbrunst das Herzblut aussaugen allgemein zu grassiren anfangen. Diese Verkehrung aller sittlichen Begriffe verdirbt ein Drama wie das vorliegende, welches sich sonst durch die Größe des Stoffs, die Spannung der Verwickelung und eine höchst wohlthuende Sprache und Darstellung auszeichnen würde. Hoffentlich ist Mosenthal Manns genug um sich nicht mehr als ein mal von dieser zwar sehr vornehmen aber sehr unlogischen Verwirrung moralischer Begriffe bestricken zu lassen.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 90 und 118 d. Bl. D. Red.

37. Der Tod des Tiberius. Tragödie von Ferdinand Gregorovius. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 8. 1 Thlr.

Septimo decimo Calendas Aprilis interclusa anima creditus est mortalitatem explevisse. Et multo gratantium concursu ad capienda imperii primordia Gaius Caesar egrediebatur, cum repente affertur redire Tiberio vocem ac visum vocarique qui recreandae defectioni cibum afferrent. Pavor hinc in omnes et ceteri passim dispergi, se quisque maestum aut nescium fingere; Caesar in silentium fixus a summa spe novissima exspectabat. Macro intrepidus opprimi senem iniectu multae vestis iubet discedique ab limine. Sic Tiberius finivit, octavo et septuagesimo aetatis anno. Das ist „Der Tod des Tiberius" von Cornelius Tacitus. Wenige Pinselstriche, aber welches menschliche Herz erzitterte nicht bei dem einfachen Sic Tiberius finivit?! Ein Leben voll Thaten, voll Grausamkeit, voll Furcht und Selbstpeinigung hat uns der große Seelenmaler vor Augen gestellt: einen Mann, von der Natur glücklich ausgestattet, vom Glück zum Beherrscher des Erdkreises berufen, haben wir durch alle Stadien seiner Entwickelung, durch alle Wandelungen seines Charakters und seiner Erscheinung begleitet, um ihn zuletzt nachdem er Alles genossen und Alles gewagt in alle Gräuel und Schande ohne Furcht und Scham sich stürzen zu sehen (postremo in scelera simul ac dedecora prorupit, postquam remoto pudore et metu suo tantum ingenio utebatur). Und das Ende von dem Allen? Ein Starrkrampf, ein kurzes Erwachen, — der Herr des Erdkreises erstickt unter den Tüchern die sein Günstling auf ihn zu werfen befiehlt. Sic finivit Tiberius! Das Gemälde ist ergreifend und wie so oft im Tacitus packt uns ein tragischer Schauer, und es ist uns als ob wir die göttliche Gerechtigkeit sichtbar einherschreiten sähen die verletzte moralische Weltordnung zu rächen und wiederherzustellen. Dieses Wort — sic Tiberius finivit — in seiner Einfachheit und Ruhe ist die Versöhnung mit welcher der Leser von dem Leben eines heuchlerischen Tyrannen scheidet.

Ich habe aber nicht über die Darstellung des Tacitus, sondern über die Tragödie von Gregorovius zu berichten. Nun denn, ich gestehe aufrichtig daß mir die Erzählung des großen Historikers auch vom ästhetischen und poetischen Standpunkt aus lieber ist als die Tragödie des modernen Dramatikers. Es scheint mir von vornherein verfehlt einen Mann wie Tiberius erst in seinem Ende einem Publicum vorführen zu wollen, bei welchem der Dichter weder den Sueton noch den Tacitus füglich voraussetzen kann. Ein Charakter wie der des Tiberius begreift sich nur wenn man ihn hat werden sehen: es ist unmöglich aus dem vollendeten Charakter auf seine Genesis zurückzuschließen. Und doch wird man nur an den Charakter des Tiberius, wie ihn uns der Dichter schildert, als einen möglichen glauben, wenn man die innern und äußern Umstände und Anstöße kennt, unter denen er in einem langen Leben sich bildete. So plagt sich der Dichter durch fünf Acte eigentlich nur damit ab uns einen Begriff von Tiberius zu geben, ohne daß es ihm damit gelingen kann. Denn es geschieht Nichts weiter als daß Tiberius der Reihe nach die schwarzen Flecken seiner Seele aufzeigen muß, indem er Todesurtheile fällt, Frauen mishandelt u. s. w. Aber alles Dieses bleibt uns fremd, weil es uns ganz unvermittelt entgegentritt: und auch die philosophische Selbstschau welche Tiberius durch die ganze Tragödie fortführt, bringt uns über einen so monströsen Charakter nicht ins Klare. In dem ganzen Drama thut Tiberius Nichts aus Nothwendigkeit, sodaß wir fühlten er müsse nach den gegebenen Verhältnissen so handeln: sondern Alles was er thut läßt ihn der Dichter thun, — damit wir es sehen und unser Urtheil danach richten. Ich sagte schon daß dieses Verfahren dem Dichter mislingen mußte und daß auch Das was Tiberius spricht nicht dazu beiträgt die Sache klarer zu machen. Umsoweniger als in dem ganzen Drama jene moderne Sprache herrscht, die in dem Bestreben ungewöhnlich und erhaben zu sein nicht selten zu einem hohlen Pathos wird.

Bei dem Allen leuchtet an vielen Stellen ein dichterisches Talent hervor, welches uns wünschen läßt daß der Poet an den Mustern der Alten und unserer eigenen classischen Zeit gestärkt bald einen weniger spröden Stoff sich erwählen möge.

38. Lustspiele von Gustav zu Putlitz. Zweiter Band. Die blaue Schleife. Der Brockenstrauß. Berlin, Schlesinger. 1851. 8. 2 Bände 2 Thlr.

Schon in dem ersten Artikel dieser Rundschau habe ich bei Gelegenheit des ersten Bandes der Putlitz'schen Lustspiele meine Ueberzeugung ausgesprochen daß der Freund des deutschen Dramas dergleichen anspruchslose und doch recht heitere Kleinigkeiten als erfreuliche Erscheinungen zu begrüßen habe. Es ist Zeit daß das deutsche Theater sich wenigstens in dergleichen Nachspielen und Paraden von dem „Aus dem Französischen" und „Frei nach dem Französischen" der Restaurationsperiode emancipire. Putlitz versteht es die Fäden zu einem feinen Gewebe zu verschlingen und mit Leichtigkeit und Grazie wieder zu lösen. Schwer ins Gewicht fallen dergleichen dramatische Producte freilich nicht, aber sie unterhalten und erfreuen, ohne daß man sich aus dem Schauspielhause herausgetreten seiner Freude und Heiterkeit zu schämen hätte. Und in unserer Zeit ist er noch wahrer als in der Molière's, der Ausspruch: „C'est une étrange entreprise que cette de faire rire les honnêtes gens." Um so mehr Dank gebührt Dem welcher dieses Unternehmen zustandebringt.

39. Adrastos. Trauerspiel in drei Acten von A. Fenkner. Blankenburg, Brüggemann. 1851. 8. 15 Ngr.

Den Stoff des Dramas bildet die μεγάλη νέμεσις ἐκ θεοῦ gegen Kroisos, von welcher Herodot erzählt — ein Stoff der für unsere Bühne unbrauchbar ist, weil die christliche Weltanschauung ein abstractes Fatum nicht kennt, den tragischen Kampf vielmehr in die Seele des Menschen verlegt. Wir haben es also hier mit einem Epigonen der Schicksalstragödien zu thun, von denen es fast scheint als habe sie Gutzkow's „Dreizehnter November" zu einem ephemern Scheinleben erweckt. Was die Behandlung des Dichters betrifft, so ist schwer ein allgemeines Urtheil darüber zu fällen, weil sie sehr ungleichmäßig ist. Daß der Verfasser die Alten gelesen und das Streben in sich hat durch gedrungene Einfachheit dem Stil der Antike sich zu nähern, ist nicht zu verkennen. Aber während er in diesem Bestreben theilweise recht glücklich ist, verfällt er doch zu oft in ein hohles, oft geradezu nichtssagendes oder unverständliches Pathos. Was ließe sich wol gegen folgende Rede des Adrastos erinnern?

> Wer rasche That liebt, ist zu warnen daß
> Er nicht zum Thor und Frevler werde — Heiliges
> Liegt in der Seele, und die Götter lauern
> Mit Hoffnung d'rauf daß es der Mensch sich finde —
> Sie haben's tief mit Vorsatz ihm versteckt,
> Damit sie desto freud'ger im Olympos
> Sich preisen können, wenn ein ernster Mann
> Tiefforschend find't was heilig ist zu thun
> Und was zu reden und zu wünschen ist u. s. w.

Wie sticht dagegen eine Phrase wie folgende ab:

> Eunika, dein Gehirn, dein Leben, schön
> Gestützt, getragen und bewegt, durchschlungen
> Von holden Dingen eines Liebestraums,
> Wird krachend ohne Halt zusammenstürzen,
> Wenn unser Vater aus dem Hause rennt.

Könnte die Rede des Adrast mit geringen Veränderungen etwa im Euripides stehen, so klängen diese Worte des Pakakos als ob sie der tapfere Fähndrich Pistol von sich gäbe. In ähnlicher Weise wechselt Stil und Darstellung durch das ganze Drama. Wer aber die Alten kennt, der hat gegen dergleichen Verirrungen auch heutzutage das Mittel anzuwenden welches

schon der alte Prakticus Horaz empfiehlt: „Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna."

40. Das Weib des Urias. Tragödie in fünf Acten von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig. 1851. 8. 1 Thlr.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung: je weiter die neue Zeit über die Bibel hinaus zu sein glaubt und je mehr sie den Bibelglauben als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten geneigt ist, um so eifriger wendet sich die Poesie der Behandlung biblischer Stoffe zu. Es ist das ein Beweis für die Eindringlichkeit mit welcher sich die typische Großheit und der Ideenreichthum der Heiligen Schrift bei jedem Standpunkt geltend macht. Die vorliegende Tragödie, gewissermaßen ein Pendant zu dem „Saul" Karl Beck's, ist meines Wissens der erste dramatische Versuch Meißner's der seither blos Episch-Lyrisches zutage gefördert hat. Ich muß gestehen daß ich von vornherein bei Meißner eine gebildete, edle Sprache und poetisches Darstellungstalent erwartete: daß sich aber in einem Erstlingsversuch sogleich soviel dramatisches Geschick finden würde, darauf konnte man nicht vorbereitet sein. Zwar verdankt der Dichter die Spannung und das Interesse welches uns durch das Drama hindurch nicht verläßt, der einfachen biblischen Erzählung, aber immerhin ist es kein unbedeutendes Verdienst mit kühnem dramatischem Griff den wirksamen Stoff zu ergreifen und nach seinen Absichten zu gestalten. Meißner führt uns den Kampf des Königthums mit dem Priesterthum vor, veranlaßt und für das Priesterthum entschieden durch die unkönigliche Schwäche des Königs. Und hier ist die Achillesferse des Dramas. Der Dichter führt uns David nur in dieser unköniglichen Schwäche vor. Wir sehen ihn entbrannt für das Weib eines Andern und keine Niederträchtigkeit scheuend um die Folgen seiner That zu verbergen. Ja was die Bibel nur kurz und mit halben Worten andeutet, das Bestreben David's seinem Feldherrn Urias das im Ehebruch erzeugte Kind als das seinige unterzuschieben, diese verächtlichen und kleinlichen Mittelchen von denen man kaum reden hören mag, nehmen in dem Drama zwei volle Acte ein. Die Geliebte einem Andern in die Arme werfen um die eigene Schuld zu bemänteln, und als Dies mislingt mit Schwert und Gift gegen den Verletzten und den eigenen Mitschuldigen wüthen, um der Rache jenes und dem Verrath dieses zu entgehen — ist das die Handlungsweise die Interesse und Theilnahme weckt? Der Dramatiker darf uns nicht auf die sonstige Größe David's verweisen, da er uns diese nicht gezeigt hat und dieselbe also außerhalb des Dramas liegt; denn nur das Epos hat das Recht einen größern Kreis der Sage als bekannt voraussetzen als es selbst behandelt. Wo bleibt in unserer Tragödie David, der Schrecken der Heiden, David, der Psalmendichter, David, der große König? Wir sehen Nichts als einen Intriguanten und Mörder aus Liebesbrunst. Vortrefflich ist dagegen die Gestalt der Bathseba, während Nathan wie alle Priester der modernen Poesie Nichts ist als eine neue Auflage des Schiller'schen Großinquisitors. Ganz vorzüglich hervorzuheben ist aber die Kunst des Dichters, auch den untergeordneten und Nebenpersonen soviel individuelles und charakteristisches Leben einzuhauchen daß wir uns wirklich für sie interessiren. Ueberhaupt haben die gemachten Ausstellungen den einzigen Zweck dazu beizutragen daß Meißner's Talent auch der Bühne Frucht trage.

41. Kain. Dramatisches Gedicht in drei Acten von Franz Hedrich. Leipzig, Herbig. 1851. 8. 15 Ngr.

Das vorliegende Stück enthält Nichts als den durch drei Acte hindurchgeschleppten Tod Kain's, den derselbe endlich, wirklich zu aufrichtiger Freude des Lesers, auf eine Art findet bei der man sich nur wundert und ärgert daß so viele Anstalten zu solchem Ausgang dem Verfasser nöthig schienen. In dem ganzen Stück wird nicht gehandelt, ja es geschieht nicht einmal irgend Etwas was der Mühe werth wäre. Dagegen wird unendlich viel geredet. Kain beschreibt immer wieder von neuem seinen Seelenzustand und seine Todessehnsucht; seine Familie versucht immer wieder ihn zu beunruhigen und spricht immer wieder von neuem ihre Anhänglichkeit aus. Und das geht durch drei Acte mit geringen Variationen so fort! Verba, verba praetereaque nihil. Und wenn die Worte wenigstens noch genießbar wären! Aber das Ganze ist in einer höchst unklaren, mit falschen Bildern und Metaphern überladenen, ja zum Theil geradezu unverständlichen und undeutschen Sprache geschrieben. Verse wie:

Hier untergeht mein ringender Entschluß;
Mich reut es nicht zurückgekehrt zu sein.
Sich sprachlos zu verlieren, aus der Welt
Zu fallen mit dem scheu verhohlnen Schritt,
Vermag auch nicht der ohne Hoffnung lebt u. s. w.

sind ganz häufig und gehören noch lange nicht zu den schlimmsten. Es thut mir leid es sagen zu müssen, aber das vorliegende Stück ist nach meiner Ansicht weder dramatisch noch überhaupt ein Gedicht.

42. Hiob. Dramatisches Gedicht von Johann Wilhelm Müller. Braunschweig, Westermann. 1850. 8. 12 Ngr.

Es ist immer ein bedenkliches Unternehmen einen so allgemein bekannten und in seiner einfachen Größe berühmt gewordenen Stoff in eine neue Form zu gießen. Wer hätte nicht staunend vor diesen grandiosen Anfängen einer Theodicee gestanden und den tiefsinnigen Untersuchungen über das Böse in der Welt gelauscht? Können wir wünschen diese von Jugend auf bekannten Gestalten in einem andern als dem uns lieb gewordenen Gewande auftreten zu sehen? Dazu kommt noch daß wenn irgend ein Stoff gewiß die Geschichte Hiob's zum eigentlichen Drama ungeeignet ist. So würdig und bedeutend der Kampf ist den Hiob gegen seine eigenen zweifelnden Gedanken besteht, so bleibt derselbe doch ein rein innerlicher und als solcher undramatisch: weder die Reden des leidenden Helden noch die Ereignisse die sie herbeiführen können die Handlung ersetzen. So ist denn auch das vorliegende kein dramatisches Gedicht. Dessenungeachtet können wir diese Stimme „Aus der Diaspora" umsomehr mit freundlicher Hinneigung vernehmen als an manchen Stellen eine gewisse Eigenthümlichkeit dem Verfasser nicht abgesprochen werden kann. An vielen Stellen zeigt sich diese Eigenthümlichkeit freilich auch in undeutschen und halbenglischen Wendungen, sowie es überhaupt dem Dichter natürlich nicht gelungen ist das Original zu erreichen.

43. Prinz Ferdinand. Tragödie von J. Weißbrodt. Trier, Troschel. 1851. 8. 25 Ngr.

Ein neuer Dichter! Nenne deine Farbe!
Kämpfst du für uns und singst die Gegner todt,
Dann tragen wir bekränzt dich zu den Sternen.
Ist aber deine Farbe uns ein Gräuel,
So bist du ungelesen schon verdammt.

Der Dichter hält es mit Recht nicht für Aufgabe der Dichtkunst den Haß der Parteien zu schärfen. Vielmehr will er sich an jene Sänger anschließen,

Die glaubensfeurig in die Harfe greifen
In dieser kalten glaubensleeren Zeit.
Wie Amaranth und Blondel Lieb' und Treue
In gottbegeistertem Gesange preisen,
So ruf' ich in des Lebens ernstem Kampf
Versöhnung euch als Erstlingsgruß entgegen.

Gewiß ein löblicher Vorsatz, und auch die Berufung auf Amaranth werden wir gelten lassen müssen, wiewol die erhitzten Lobpreisungen der Kreuzzeitungsmänner die Anerkennung dieses Gedichts zum großen Nachtheil des Dichters zur Parteisache gestempelt haben. Wie steht es aber bei unserer Tragödie um die Ausführung des an sich lobenswerthen Vorsatzes? Um Versöhnung zu predigen ist es nothwendig eine höhere Einheit zu wissen und zu verkünden in welcher sich die Ge-

gensätze aufheben oder ausgleichen. Diese höhere Einheit müßte für unsern Dichter nach seiner ganzen Richtung ein inniges, glaubensvolles Christenthum sein. Allein diese Potenz wird im Ganzen durch das Gedicht sehr wenig hervorgehoben: zwar wird viel darin vom Glauben und Beten gesprochen, aber das Alles bleibt sehr äußerlich und sieht oft wie mit Haaren herbeigezogen aus. Wodurch soll also die Versöhnung bewirkt werden? Doch nicht dadurch daß in dem vorliegenden Drama allerdings Absolutisten, Liberale und Demokraten ziemlich gleich wenig werth sind? Die Absolutisten sind grob egoistisch in ihren Planen und als ebenso plump in ihren Mitteln gezeichnet, die Demokraten sind blutige Tollköpfe, der liberale Erbprinz spricht sehr viel, thut aber nie etwas Rechtes. Sollte der Dichter wirklich gemeint haben durch Darstellung der Schwäche aller Parteien diese zu versöhnen, so dürfte er sich umsomehr geirrt haben als keine Partei in dieser Tragödie ihr Spiegelbild anzuerkennen geneigt sein dürfte. Der Stoff des ganzen Trauerspiels: Untergang des liberalen Erbprinzen, aber auch des machiavellistischen Ministers mit der eingelegten Barrikadenscene und der Liebe des Prinzen — ist sehr, sehr einfach und nur durch einen außerordenlichen Redeschwall konnte eine so ordinaire Geschichte so ausgedehnt werden. So verfällt das Stück in den schlimmsten Fehler den ein Gedicht haben kann, es wird langweilig und das Endurtheil kann nur lauten: ein gutgemeinter, aber gänzlich mislungener Versuch.

Ich knüpfe daran die Besprechung von

44. Die Patrioten. Nationales Drama in drei Abtheilungen. Mit einer Abbildung. Berlin, Duncker. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.

weil der ungenannte Verfasser dieses Dramas sich ein ähnliches Ziel gesetzt hat wie die eben angezeigte Tragödie. Er will einen treuen Spiegel des unverfälschten Patriotismus einer großen Zeit aufstellen, der neuern Zeit ein nachahmenswerthes Muster. Diese große Zeit ist das Jahr 1813, und wir bekennen gern daß der Dichter uns ein ergreifendes Bild vorgeführt hat. Zwar ein nationales Drama in dem Sinn als ob es die ganze große Bewegung jener Heldenzeit zur Darstellung brächte, kann das vorliegende Stück nicht heißen; aber der Verfasser hat es verstanden an einem kleinen Bild, aus jener Welt von Thaten und Ereignissen herausgehoben, die Bedeutung jener Zeit und jene Bedeutendheit der Charaktere welche eine große Zeit hervorbringt aufzuzeigen. So wird dieses Stück seines Eindrucks nicht verfehlen, obgleich in demselben wol zu viel erzählt und zu wenig gehandelt wird, sodaß ich es mehr als Gedicht wie als darstellbares Drama empfehlen möchte. Der Verfasser selbst bittet die dramatischen Mängel seines Stücks mit dem patriotischen Zweck zu entschuldigen: so wollen wir also auch kein Gewicht darauf legen daß Act II, Scene 4 Ludwig in Westpreußen Abschied nimmt und in der unmittelbar folgenden Scene schon in Berlin gewesen und nach Spandau abgereist ist, was auf der Bühne dargestellt unerträglich sein würde. Daß endlich die preußisch-patriotischen Hoffnungen des Stücks

Dann kann sich Preußens Banner frei gestalten —
Wird unter seinem Schutz Deutschland sich neu gestalten

im gegenwärtigen Augenblick einen etwas wehmüthigen Eindruck machen, dafür kann nicht der Verfasser, sondern Hr. von Manteuffel der den Starken zurückweichen läßt. Im Gegentheil gerade jetzt thun uns Rückblicke auf eine größere Zeit mehr Noth als je.

45. Wenn Leute kein Geld haben. Komisches Charakterbild mit Gesang in sechs Abtheilungen von George Starke. Mit einer Abbildung. Hamburg, Berendsohn. 1851. 8. 10 Ngr.

Ein Gegenstück zu dem in Berlin sehr beliebten „Wenn Leute Geld haben", welches ich nicht kenne. Die vorliegende Posse, gehoben durch die volksthümlichen Figuren von Zwickauer und Müller und Schulze und unterstützt durch eine Menge Anspielungen auf politische Verhältnisse, wird in den berliner und hamburger Theatern für die sie vorzugsweise bestimmt scheint, gewiß Lachen erregen. Höhere Anfoderungen wird Niemand an dergleichen Tagesneuigkeiten machen.

46. Heimkehr aus der Fremde. Ein Liederspiel in einem Act. Musik von Felix Mendelssohn Bartholdy. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1851. 8. 5 Ngr.

Die Fabel so unbedeutend wie es in Liederspielen hergebracht ist; die Couplets sind gut und zeugen von lyrischem Talent.

47. Heinrich IV. von Frankreich. Tragödie in fünf Acten von Georg Koeberle. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1851. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist wirklich eine Art von Anstrengung dieses beiläufig gesagt glänzend ausgestattete Buch durchzulesen. Ich will damit nicht sagen daß die Lecture uninteressant sei; aber ein Drama welches in Bausch und Bogen nicht viel weniger Trimeter enthält als sämmtliche Tragödien des Sophokles zusammengenommen Verse, setzt eine bei dem heutigen Geschlecht nicht vorhandene und wol überhaupt kaum zu prätendirende poetische Empfänglichkeit und — Ausdauer voraus. Das Stück hat bei seinem Erscheinen auf der leipziger Bühne in den dortigen Zeitungen, wenn ich mich recht erinnere, eine Art Federkrieg hervorgerufen. Der Dichter appellirt nun von den damals grell dissentirenden Stimmen der Theaterkritik an das Publicum und ist mit diesem Schritt vollkommen in seinem Rechte. Nur hätte er zu diesem Zweck die Bühnenbearbeitung drucken lassen müssen, welche, wie er selbst sagt, nicht nur ein Auszug aus dem vorliegenden Texte ist, sondern in Form und scenischer Anordnung beinahe durchgehends von diesem abweicht. Ich habe das Stück auf der Bühne nicht gesehen, kann mich also nur an die vorliegende Textrecension halten. Die Tragödie in ihrer jetzigen Gestalt zeugt zunächst von gewissenhaften Vorstudien die der Dichter für sein Drama gemacht hat, und Das ist in unserer schnelllebenden und schnellschreibenden Zeit kein geringes Verdienst. Koeberle scheint die einschlagenden Quellen mit Aufmerksamkeit und Gründlichkeit gelesen und in sich aufgenommen zu haben, sodaß ich keinen Punkt anzugeben wüßte der gegen die historische Wahrheit soweit solche in der Poesie gefodert werden muß verstieße. Im Gegentheil tritt uns im Ganzen ein weites und anschauliches Bild der Zeit vor die Augen. Allein der Dichter hat sich von dem Stoff nicht frei machen können, er steht nicht in künstlerischer Freiheit über demselben, sondern noch während des Schaffens und Bauens drängen sich ihm immer neue Bausteine und Steinchen auf die er alle noch anbringen möchte: mit Einem Worte, das Drama unterliegt unter der Masse des Materials. Indem der Dichter Alles verwenden und verwerthen will was er in den Quellen gefunden, schafft er zwar ein buntes und unterhaltendes Gemälde, aber die Einheit, Einfachheit und Abgeschlossenheit der Handlung leidet dadurch unendlich und das Drama wächst zu jenem enormen Umfang der es, wie der Verfasser selbst fühlte, in dieser Form für die Darstellung ungeeignet machte. Diese erdrückende Masse des Stoffs und vielleicht die Ueberzeugung daß das Drama in dieser Form doch einmal nicht bühnengerecht sei, verleiten den Dichter dann zu Nachlässigkeiten die leicht zu vermeiden waren. Dahin rechne ich die ungenügende Motivirung des Planes Concine's (S. 257), die eine Person des Stücks dort selbst zu fühlen scheint, und die scenische Unmöglichkeit daß in der sechzehnten Scene des zweiten Acts sich Heinrich noch in Bourg en Bresse befindet und in der einundzwanzigsten Scene desselben Acts einen Ball im Louvre gibt. Dahin rechne ich ferner die oft übereilte Weise mit der Heinrich's Ansichten und Plane uns vor Augen geführt werden. Ist es z. B. nicht halb komisch, wenn bei einem Aufstand (S. 144 fg.) Heinrich

auf der Straße erscheint und sich wie vor einem Geschworenengericht auf die einzelnen Klagepunkte die ihm aus dem Volke vorgehalten werden, in langen publicistischen Reden einläßt? Und die Quelle dieser einzelnen Uebelstände ist wie gesagt einzig daß der Dichter zu gründlich im Drama selbst gewesen ist. Gründliche Vorstudien, aber dann ein scharf begrenzter und streng eingehaltener Plan — Das sind die Elemente eines Dramas, wie jeder künstlerischen, ja auch jeder wissenschaftlichen Arbeit. Zur Probe nur und zum Beweis eine Stelle aus dem ersten Act:

Heinrich.

Sully, wie? In jedem Jahre
Um hundertzwanzig volle Millionen
Betrug? Nein, nein! Sie haben sich getäuscht,
Das ist — das muß unmöglich sein, sonst wäre
Mein halbes Land voll Räuber.

Sully.

Leider, Sire!
Ich lief're den Beweis. Für jetzt nur so viel:
Ihr Vorfahr auf dem Thron, der Letzte von
Den Valois, gab seinen Günstlingen,
Die man die Mignons nannte, für die Summe
Von dreißig Millionen alle Steuern
Und Staatsgefälle in den Pacht. Die Mignons
Verpachteten die einzelnen Provinzen
An ihre eig'nen Creaturen, diese,
Die Creaturen von den Creaturen,
Besaßen wieder ihre Creaturen,
Die sich als Pächter über Land und Städte
Vertheilten, und so ging das Pachten fort
Bis ins Unendliche. Ein jeder von
Den Pächtern nahm und stahl soviel er konnte.
So bildete ein eigenthümliches
Gewerbe, ein System sich aus in Frankreich,
Das jeden königlichen Diener der
In einem Pacht — und Steueramte steht,
Zum ausgemachten Diebe stempelt. Besser
Als solch ein Pächter ist ein Wegelagerer;
Und Pächter sind all Ihre Kriegshauptleute,
Beamten, Gouverneure und der Adel.
Sire, ehrlich blieb in unserm Reiche nur
Der Theil den diese Herrn den Pöbel nennen:
Der hundertfunfzig Millionen jährlich
Bezahlende und duldende Gewerbsmann,
Der Kaufmannsstand und der gemeine Bauer.

— — — — — —

Heinrich will mit Feuer und Schwert dazwischen fahren.

Sully.

Sire,
Nicht gar zu rasch! Es sind Ausnahmen zu
Beachten, denn auch Ehrenmänner mußten
Für dargelieh'nes Geld sich Pächtereien
Verschreiben lassen oder wurden für
Vieljähr'gen Dienst mit einem Lehn bedacht.

Dieses volkswirthschaftliche Exposé in seiner steifen Gründlichkeit und Ausführlichkeit würde sich in der Denkschrift eines Ministers in der Wirklichkeit nur loben lassen: ein Drama aber wird durch dergleichen Auseinandersetzungen wie sie hier durch das Ganze gehen erdrückt. Interessant und unterhaltend ist also das vorliegende Stück, ein Drama scheint es mir nicht. Möge Koeberle bei seinen folgenden Arbeiten, das ist unser Wunsch, gleich sorgfältig studiren, aber freier dichten.

48. Theodor Körner. Ein dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Wilhelm Künstler. Erfurt, Körner. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Das vorliegende Stück die letzten Stunden Theodor Körner's behandelnd ist, wie ich vermuthe, die Arbeit eines alten Lützowischen Jägers, der im grauen Haar sich noch ein mal einen der bedeutendsten Momente seines Lebens hat vor die Augen rufen und noch ein mal in den begeisternden Melodien jener Zeit hat schwelgen wollen. Merkwürdig ist nur daß auch hier wie in dem neulich besprochenen „Theodor Körner" von Julius Hartmann ein Mädchen auftritt die aus Liebe zu Körner sich als Lützowischer Jäger hat anwerben lassen und nun mit dem von ihr Geliebten stirbt, während dieser eine Andere liebt. Ich will daher hiermit förmlich die Anfrage stellen und um deren Beantwortung bitten, ob diesem Verhältniß irgend etwas Historisches zugrundeliegt? Die Red. d. Bl. wird der Aufklärung über einen Punkt der ein gewisses allgemeines Interesse hat, gewiß gern ihre Spalten öffnen.

49. Armin oder die teutoburger Schlacht. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von H. W. A. Kotzenberg. Bremen, Geisler. 1850. 8. 20 Ngr.

Eine gebildete Sprache, Darstellungskraft und patriotische Gesinnung zeichnen das vorliegende Drama aus; dennoch wird es auf der Bühne schwerlich einen bedeutenden Erfolg erringen. Dazu ist erstlich die Handlung, so groß und bedeutend sie ihrem Inhalt nach ist, in ihrer Motivirung und Ausführung zu einfach, und der Dichter hat nicht wohlgethan dieselbe auf fünf Acte auszudehnen. Zweitens ist die Pointe, wenn ich so sagen darf, des Stücks, die Schlacht selbst, hinter die Coulissen verwiesen, sodaß wir nur durch eine Art Chor, die zuschauenden germanischen Frauen, von dem Stand der Sache unterrichtet werden. Dies war wol nicht gut anders zu machen, aber ein Nachtheil für das Drama bleibt es immer. Eine dritte Ausstellung betrifft die Sentimentalität, welche besonders in den Frauenscenen einige mal hervortritt und in den urgermanischen Wäldern sich ziemlich komisch ausnimmt. Es ist eben schwer für uns uns in Zustände und auf Culturstandpunkte zu versetzen über die wir so ungenügend unterrichtet sind. Während wir daher von der Art zu denken und zu fühlen bei Griechen und Römern eine ziemlich exacte Vorstellung haben, stehen uns die barbarischen Völker, unsere Vorfahren eingerechnet, für Auffassung und Darstellung weit ferner. Im Ganzen herrscht indessen in dem Drama ein sehr einfacher und verständiger Ton. Auch daß Kotzenberger sich an Schiller anzulehnen sucht, können wir nicht misbilligen, da zu hoffen steht daß solche directe Reminiscenzen wie die Verschwörungsscene die dem Rütli nachgebildet ist, und die Schlußscene („Heil, Heil, Armin dem Retter und Befreier") künftig bei größerer dramatischer Durchbildung des Verfassers sich verlieren werden.

50. Gesammelte dramatische Werke von Deinhardstein. Fünfter Band. Leipzig, Weber. 1851. 8. 15 Ngr.

Der vorliegende fünfte Band beginnt mit einem Künstlerdrama. Die Intriguen und kleinlichen Hofklatschereien die Goethe in Weimar stürzen sollten und aus denen er siegreich hervorgeht, bilden den Inhalt von „Fürst und Dichter". Deinhardstein ist ein Meister im Conversationsstück, aber diesmal war der Stoff doch zu spröde. Die erbärmlichen Intriguen einer kleinstädtischen Residenzcamarilla können uns wahrlich nicht interessiren: aber auch für Goethe in seiner Stellung als Geheimerath und Reformator des Großherzogthums Weimar geht mir wenigstens alle Sympathie ab. Ja ich gestehe aufrichtig: der verrostete Bureaukrat Schief, eine Art Staatshämorrhoidarius, scheint mir in diesem Stücke einige kleine Schwächen abgerechnet ganz in seinem Recht, wenn er der romantisch genialen Nonchalance des Poeten gegenüber, welcher Staaten glaubt reformiren zu können wie man ein Sonett feilt, auf Arbeit, Studium und Gründlichkeit sich steift. Das mag sehr pedantisch, sehr wenig romantisch sein, aber das Richtige ist es gewiß. Dagegen ist gleich das zweite Stück „Die rothe Schleife" ein außerordentlich fein angelegtes und anmuthiges Lustspiel. Wie durch die lustigen Ränke einer

geistreichen Frau Voltaire eine Stelle unter den 40 Unsterblichen der französischen Akademie, von deren Erlangung er sein Bleiben in Paris abhängig gemacht hat, erhält, wie eine andere verliebte Dame um zum Zwecke zu gelangen auf Commando sogar zur Hellseherin wird, und wie alle übrigen Mitspielenden halb gefoppt halb foppend dem Einen großen Zweck dienen — Das hat Deinhardstein mit der ihm eigenthümlichen heitern Feinheit darzustellen gewußt. Und wie gemüthlich und herzgewinnend bewegt sich unter diesen überkecken und raffinirten Franzosen der ehrliche berliner Professor der Mathematik, der Voltaire an den preußischen Hof bringen sollte: ehrbar, ein wenig pedantisch, aber kerngesund und liebenswürdig! Beiweitem unbedeutender sind die drei übrigen Stücke des vorliegenden Bandes und es dürfte im Interesse des geachteten dramatischen Namens unsers Dichters liegen, wenn er wenigstens Bluetten wie „Florette" und „Der Witwer" von der Sammlung seiner Werke ausschlösse. Noblesse oblige.

51. Kaiser Julianus der Abtrünnige. Tragödie in fünf Aufzügen von C. Schöchlin. Karlsruhe, Malsch und Vogel. 1850. 12. 16 Ngr.

Es ist ein großartiges und echt tragisches Schauspiel: eine innerlich und äußerlich reich begabte Natur gegen eine neue Zeit die sie nicht begreift mit Aufbieten aller Kräfte ankämpfen und in diesem Streite untergehen zu sehen. Ein solches Bild bietet uns das vorliegende Trauerspiel. Der Dichter hat es verstanden den höchst glücklich gewählten Stoff im Ganzen künstlerisch zu gestalten und die einzelnen Züge jener Uebergangsepoche zu einer dramatisch abgeschlossenen, wirksamen Einheit zusammenzufassen. Julian's antichristliche Bestrebungen werden sehr gut und eingehend motivirt: die Motive sind eine gelungene Ausführung des dem Buche vorgesetzten Mottos von dem ehrwürdigen Wessenberg:

> Ich staune nicht daß Julian sich wendet
> Vom Glauben den Konstantius geschändet.

Die Handlung ist belebt und spannend, die Sprache und Darstellung edel und angemessen. Sollen wir es etwa tadeln daß Julian genau genommen nicht an der geistigen Bedeutung und der allgewaltigen Macht der christlichen Ideen scheitert, sondern von gemeinen Mörderhänden christlicher Fanatiker fällt? Gewiß nicht. Das ist ein Grundirrthum unserer Zeit daß man meint die Idee als solche erobere, schlage und siege. Die Idee ist allerdings allmächtig, wie man zu sagen sich gewöhnt hat; aber sie wirkt doch nur durch Werkzeuge und diese sind eben — sterbliche Menschen mit oft recht sterblichen, recht menschlichen Planen und Hintergedanken. Aber Das tadeln wir daß der Dichter den Anstifter dieser Mörder doch gar zu kurz angebunden handeln läßt. Daß ein Mann, ein Priester für seinen Glauben gegen die vermeinte Ketzerei ein Verbrechen nicht scheut, ist denkbar; daß er sich aber so mit Horaz zu reden stans pede in uno (S. 44 fg.) dazu entschlösse, ist wenig wahrscheinlich. Um mit Worten guter Vorbedeutung von einem Dichter zu scheiden, von dem sich Erfreuliches hoffen läßt, nur eine kleine Probe seiner Darstellungsweise. Um den Geliebten zum christlichen Glauben zurückzuführen, spricht Helena:

> Du willst so weise sein, bist aber thöricht;
> Du willst so groß sein, aber bist so klein;
> Du willst ein Herr sein, aber bist ein Sklave;
> Willst Götter ehren, aber lästerst Gott.
> Weil Menschen fehlen, willst du Gott verhöhnen;
> Weil Christen straucheln, willst du Christum fällen;
> Weil Priester sünd'gen, willst du Kirchen stürzen;
> Weil du nicht glaubest, soll kein Glaube sein.
> — — — — — —
> Weil giftiges Gewürm im Staube kriecht
> Und sich erfreut am warmen Sonnenstrahle,
> Willst du die Sonne in den Abgrund zerren?
> Wenn sie umwölkt ist, willst du sie verfluchen?

52. Eines Bürgers Recht. Ein Trauerspiel mit einer Vorrede von Alexander Julius Schindler. Steyr, Haas. 1849. 8. 24 Ngr.

Ein sonderbares Buch. Nach der ziemlich geheimnißvollen Dedication: „Dem deutschen Volke, seinen Fürsten und Richtern beim Beginne", und nach einer Vorrede welche in sehr romantisch unklarer Manier von den Makamen des Hariri handelt und eine derselben mystice auf das deutsche Volk zu deuten versucht, folgt ein Drama welches weder geheimnißvoll noch romantisch noch mystisch ist, dafür aber reich an Leben und dramatischer Wirkung. Ich entsinne mich zu wenig des „Hans Kohlhas" von Gotthilf August von Maltitz, der einst die Runde über unsere Bühnen machte, um eine Vergleichung mit dem vorliegenden Drama anzustellen welches denselben Stoff behandelt. Daß dieser Stoff dramatisch wirksam sei hat schon das Maltitz'sche Drama bewiesen. Und wie sollte auch der Conflict des subjectiven Rechtsbewußtseins mit dem Recht des Bestehenden nicht immer wieder ein tragisches Pathos erzeugen? Gewiß ein um so wirksameres Pathos, je intensiver hier in unserm Stücke dieses Rechtsbewußtsein erscheint, weil der Gegenstand über welchen der Streit entsteht, objectiv betrachtet wirklich unbedeutend genug ist. Die Figur des Kohlhas ist herrlich gezeichnet, nur seine Abreise zu Luther durch die vorher nicht sehr betonte Verehrung für den Reformator wol kaum genügend motivirt. Luther hat auch hier etwas von der Zweideutigkeit erhalten die ihm sofern lag und die ihm unsere modernen Poeten im eigentlichsten Sinn andichten. Die übrigen Personen des Dramas treten gegen den Charakter des Haupthelden schattenhaft zurück und verstärken so zwar den Eindruck des Protagonisten, rauben dadurch aber auch dem Drama die Eigenschaft eines bis ins Einzelnste gleich genau ausgeführten Kunstwerks. Daß das Drama in Prosa geschrieben ist kann ich nach meinen Ansichten über diesen Punkt, über den ich mich oben erklärt habe, nur billigen, da sowol die verhandelten Gegenstände als die handelnden Personen der pedestris oratio näherstehen. Anzuerkennen ist ferner die Entsagung des Dichters, der den Hans Kohlhas wirklich wie einen Roßkamm des 16. Jahrhunderts faßt und nicht wie einen Demokraten des 19. Jahrhunderts. Eine Entsagung, von der es heutzutage blos scheint als verstände sie sich von selbst.

Dürfen wir Schindler schließlich noch einen Rath geben, so lautet er so: keine mystischen romantischen Vorreden mehr, etwas mehr Detailzeichnung, aber noch viele Gestalten wie die des Hans Kohlhas.

53. Drei Schauspiele von Anton Gubitz. Kaiser Heinrich und seine Söhne. Sophonisbe. Sohn der Ziegler. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1851. 12. 1 Thlr.

Einem Schriftsteller der mit soviel Bescheidenheit von seinem Talent und mit soviel Ernst von seinen Studien redet wie Gubitz in der Vorrede, war zum voraus eine gedeihliche Fortentwickelung seiner Production nicht nur zu wünschen, sondern auch vorauszusagen. Wir haben hier den Studiengang des jungen Dichters vor uns und freuen uns in unsern Erwartungen nicht getäuscht worden zu sein: die Entwickelung und der Fortschritt sind unverkennbar und es ist ein nicht unbedeutender Weg den der Verfasser von der ersten 1842 geschriebenen Tragödie bis zu der letzten vom Jahr 1849 zurückgelegt hat. „Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne" verräth noch im Ganzen und Einzelnen den unsicher umhertastenden Anfänger. Von vornherein möchte schon der Stoff nicht sehr geeignet erscheinen. Heinrich IV., durch seine unglückliche Erziehung von Anfang an aus der Bahn geschleudert, schwach und kleinmüthig im Unglück, übermüthig im Glück, aber weder in der Tugend noch im Laster groß, kann wol unser Mitleid erregen, aber zu einer tragischen Empfindung werden wir es bei ihm kaum bringen. Dazu kommt daß in der vorliegenden Tragödie die Handlung geradezu in zwei Theile gespalten wird, in den Aufstand Konrad's und den spätern Heinrich's,

wodurch das Stück die rechte Einheit verliert. An eine geeignete Exposition die uns irgendwie genügend ins Klare setzte, sowie an eine etwas tiefere Motivirung der Charaktere hat sich der Verfasser hier noch kaum gewagt. Statt dessen tastet er nach äußern Reizmitteln: ein Kreuzritter tritt auf der weder nothwendig noch in dieser Gestalt nur möglich ist, einzig um eine Schilderung des ersten Kreuzzugs anzubringen. Doch wozu weiter Schwächen aufsuchen die der Dichter, wie er uns gezeigt hat, längst selbst entdeckte? Schon das zweite Stück „Sophonisbe" ist eine recht fein angelegte und durch geschickte Verwickelung ansprechende Kleinigkeit: weniger gelungen scheint die Auflösung des Knotens durch den brüsken Entschluß der einen Heldin. Die dritte Tragödie endlich, „John der Ziegler", behandelt den bekannten Sachsenaufstand in England. Und zwar ist die Behandlung hier von der Art daß wol zwischen 1841 oder 1842 und 1849 noch mannichfache Versuche fallen müssen über welche der Weg geführt hat. Die Handlung ist interessant und spannend, die Charaktere gut motivirt und bis in die feinsten Schattirungen ausgemalt, die das Ganze durchwehende Gesinnung eine edle und erwärmende. So scheiden wir von Gubitz mit voller Achtung vor dem Ernst seines Strebens und mit guter Hoffnung für seine Zukunft. Sollen wir einen Wunsch hinzufügen, so wäre es der daß er seine nun gereiftere Kunst wieder vaterländischen Stoffen zuwenden möge.

54. Vaterländische Schauspiele von Hans Koester. Erstes Bändchen. Prolog. Der große Kurfürst, historisches Schauspiel in fünf Acten. Berlin, Besser. 1851. 8. 16 Ngr.

Der Prolog des vorliegenden Schauspiels hat eine etwas kreuzzeitungsschillernde Färbung. Nachdem das Volk ob seiner Unbesonnenheit hart angelassen und den glorreichen Ahnen des hohenzollernschen Hauses, sowie dem jetzigen König der durch „Beharrn in göttlicher Geduld die Hyder der Empörung" vernichtete, gehuldigt worden ist, folgt eine Mahnung, deren Sinn, wenn wir ihn recht verstehen, auf den Schlußsatz hinausläuft: Unter dem großen Kurfürsten, dem alten Fritz und Friedrich Wilhelm III. geschahen glorreiche Thaten, nun waren aber alle drei mit absoluter Macht ausgestattete Fürsten, also — ist nur in dem Absolutismus Preussens Heil zu finden. Ich möchte dem Dichter nicht gern Unrecht thun; sollte aber dies der Sinn seiner Worte sein, so würden wir uns erlauben die Prämissen zu acceptiren und den Schlußsatz so zu formiren: also — sollten umsomehr heute große Thaten in Preussen geschehen, wo ein zur Freiheit gereiftes Volk den verfassungsmäßigen Thron umsteht und mit Bewußtsein unterstützt. Jedenfalls aber sind wir, so sehr wir auch in Beurtheilung der gegenwärtigen Verhältnisse dissentiren mögen, mit Koester darin einverstanden daß es zeitgemäß und dankenswerth ist die glorreiche preussische Geschichte dem jetztlebenden Geschlechte wieder vor die Augen zu stellen. Um so dankenswerther, meine ich, als nicht nur Preussen, sondern das ganze Deutschland an jenen Heldengestalten die in seinem Mund fortleben, einen unberechenbaren volksthümlichen Schatz besitzt; um so dankenswerther, als man wol kühn behaupten darf daß kaum ein deutscher Kaiser, kein Hohenstaufe in dem Sinne der Gesammtnation eine so volksthümliche Figur ist wie etwa der alte Fritz mit dem Krückstock. Wir wünschen Koester und dem deutschen Theater Glück zu dem glücklichen Griff den er gethan hat. Wie wir heute noch nur von Preussen Etwas erwarten können, so waren so lange Preussen besteht die Augen aller Patrioten auf den aufstrebenden jugendlichen Staat gerichtet, von ihm Licht, Rettung, Befreiung erwartend. Auch wir werden nicht für immer vergeblich warten. Das Stück selbst ist eine Reihe höchst gelungen gezeichneter Scenen aus dem Leben des großen Kurfürsten. Der aufopfernde Froben, der derb-gemüthliche cidevant Schneider Derfflinger und die edle patriotische Gestalt Friedrich Wilhelm's machen einen vortrefflichen Eindruck. Der Verfasser hat es verstanden bekannte Anekdoten aus jener Zeit in einer neuen Weise darzustellen und zur Geltung zu bringen, wie ihm denn überhaupt die humoristischen Partien vorzüglich gelungen sind. So ist z. B. die Scene, wo Derfflinger eine Depesche mit der Ueberschrift Raptim erhält und außer sich vor Wuth geräth daß der General den er in die Weingärten geschickt, sich nach dem gänzlich unbekannten Raptim geworfen habe, von so unvergleichlich komischer Wirkung daß ich nur aus Rücksicht auf den Raum mich enthalte sie mitzutheilen. So wirksam nun aber auch die Einzelheiten sind, so ist das Ganze doch kein Drama, insofern die Einheit der Handlung nur sehr unvollkommen ist, das Ganze vielmehr, wie ich schon oben bezeichnete, aus einer Reihe ziemlich locker aneinander gereihter Scenen besteht. Die Liebesgeschichte zwischen Froben und Henriette ist sehr überflüssig, sowie der Dichter mit der Familie der Henriette überhaupt nicht glücklich gewesen ist. Die ganze Familie nämlich könnte füglich fehlen, ohne daß wir etwas vermissen würden; vielmehr würden dadurch manche Ungeschicklichkeiten in Wegfall kommen, wie die Aufopferungsgeschichte der Henriette als sie sich den Soldaten in die Hände gibt, und die höchst unwahrscheinliche Art wie dieselbe Heldin einen landesverrätherischen Brief abfängt. Trotz dieser Mängel begrüßen wir dieses Erstlingsdrama mit einem herzlichen Willkommen und dem Wunsche daß es bald Nachfolger finden möge.

55. Cola di Rienzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Nachspiel von Julius Große. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben schon bei Koeberle gesehen, wie schwer es jungen Dichtern wird sich zu beschränken, und wir finden bei dem vorliegenden Drama Große's noch mehr Anlaß zur Wiederholung dieser Bemerkung. Kein flüchtiger Gedanke, kein irgend passabler Vers darf unterdrückt werden; der Schriftsteller endlich einmal zum Worte gekommen will sich es nun auch so leicht nicht wieder nehmen lassen, und so entstehen fünf Acte und — ein Nachspiel. Es ist wol kaum nothwendig auf das Obsolete von dergleichen Anhängen hinzuweisen, die man nur noch allenfalls einer Dame als das unumgängliche Postscriptum verzeiht. Hier ist dieses Postscriptum um so unnöthiger als die Handlung eigentlich einige unbedeutende Nebenpersonen abgerechnet wirklich mit dem fünften Act zu Ende geht und mit diesem sechsten eine neue anhebt, die wie sie jetzt vorliegt nicht einmal recht zur Klarheit gelangt. Mangel an Klarheit — Das ist überhaupt der zweite Fehler des vorliegenden Stücks, der dem erst gerügten beinahe zu widersprechen scheint. Aber bei allem unendlichen Redeschwall bleiben doch einzelne Momente der Exposition, der Handlung, ja selbst des Dialogs wirklich unklar; ein neuer Beweis daß Klarheit und Weitschweifigkeit verschiedene Dinge sind. Der Stoff ist hinlänglich bekannt. Was die Zeichnung der Charaktere betrifft, so ist dieselbe im Allgemeinen nicht ungeschickt, in einzelnen Partien sogar, z. B. bei den Führern der Adelspartei und den Hauptführern des Volks, recht geschickt. Nur muß ich aufrichtig gestehen daß es mir scheint als ob der sogenannte Shakspeare'sche Humor der Volksscenen nachgerade umsomehr rococo werde als er sich bei unsern modernen Poeten hauptsächlich auf Erfindung unerhörter Schimpfnamen, wie wir sie hier bei Dutzenden finden, reducirt. Kann man aber auch im Allgemeinen mit der Charakterzeichnung zufrieden sein, so verdienen einige hierein einschlagende Erfindungen Große's um so schärfern Tadel. Dahin rechne ich vor allem die unglückliche Gestalt Matteo's. Matteo wird von Pandolfo dem Rienzi übergeben, man sieht nicht warum; er treibt sich durch das ganze Stück herum, man sieht nicht wozu; er ermordet den Rienzi und erfährt daß er — dessen Sohn ist, in früher Jugend geraubt. Heilige Preciosa und alle Schicksalstragöden von Werner bis Gutzkow, ihr seid gerächt! Dergleichen verbrauchte Mittel, um eine sonst ganz zwecklose Person interessant zu machen, dürften heutzutage

kaum mehr einschlagen. Noch weniger ist Grosse die Darstellung des Verhältnisses zwischen Robert Colonna und Lucia, der Schwester Rienzi's, gelungen. Robert ist zur Volkspartei übergetreten, beschützt aber in dem Kampf gegen den Adel seinen alten Oheim. Die Geliebte hat im Traume die Todesnachricht empfangen; da erscheint am andern Morgen dieselbe Gestalt welche ihr schon Nachts Robert's Tod verkündigt und bringt einen Brief mit derselben Nachricht. Lucia fällt in Ohnmacht, die Gestalt nimmt die Maske ab, ruft: Ich ging zu weit! und — ist Robert. Die Geliebte erwacht, erkennt aber Robert nicht an, behauptet vielmehr, ihr Robert sei todt. Alsbald wird Robert wahnsinnig und geht ab. Im letzten Act erscheint er wieder als verrückter Mönch, erschreckt uns und das römische Volk durch Predigten aus der Apokalypse, ersticht Lucia und wird seinerseits von dem Volke ermordet. Ich gestehe aufrichtig daß für mich bei dieser Geschichte alles Verständniß aufhört. Ich begreife weder was die falsche Todesnachricht soll, noch warum Lucia den Wiedergefundenen nicht anerkennen will, noch — doch wozu viele Worte? Es liegt vielleicht an mir: die Sache mag sehr tiefsinnig sein, natürlich oder begreiflich scheint sie mir nicht. Um endlich den Ton des ganzen Stücks zu bezeichnen, nur wenige Strophen aus einer Rede Rienzi's an den Adel Roms:

Signori, Ihr erinnert mich an Tage,
Wo ungehört des Elends Weheruf
Verhallte einst und des Gerechten Klage,
Wo unter Schwerthieb, unter Rosseshuf
Kaum (?) auf den Wink gefürsteter Barbaren
Zerschmettert wurden waffenlose Scharen.

So war's, und Henker waren Eure Knechte,
Kalt habt die Unschuld Ihr geschändet, kalt
Entehrt des Volks und Romas heil'ge Rechte,
Gewalt allein und abermals Gewalt
War Eure Losung, Ehre und Gewissen
War ausgelöscht und jedes Band zerrissen.

Heut aber ist ein neu Geschlecht erstanden,
Erstanden auf aus Moder und aus Nacht,
Zerbrochen hat es seine Sklavenbanden,
Das Römervolk aus eig'ner Kraft und Macht,
Das Licht des Rechtes hat es neu entzündet
Und sich ein Reich der Menschlichkeit gegründet.

Man wird finden daß diese Verse viel Rhetorisches in sich haben, gewiß aber auch den gebildeten Sinn nicht verkennen der sich in denselben ausspricht. Grosse hat sein Buch Robert Prutz als seinem Lehrer geweiht. Ich wüßte ihm nichts Besseres zu wünschen als daß er aus den Dramen seines Lehrers lernen möge sich selbst zu beschränken und den Plan eines Dramas in streng logischer Weise zu bilden und mit voller Klarheit durchzuführen: ein Wunsch dessen Erfüllung den künftigen Dramen unsers Dichters von unberechenbarem Vortheil sein würde.

56. Gudrun. Ein Schauspiel von Victor Strauß. Mit dem Portrait des Verfassers. Frankfurt a. M., Zimmer. 1851. 8. 1 Thlr.

So verdienstvoll gewiß das Bestreben ist unsere alten volksmäßigen Lieder und Epen auch bei uns wieder zum Eigenthum der Nation zu machen, so gewagt ist das Unternehmen diese starr epischen Dichtungen in Dramen umzugießen. Strauß hat hier einen Versuch gemacht der rücksichtlich dieser alterthümlichen Schätze aufs neue die Ueberzeugung bei uns Wurzel fassen läßt: sint ut sunt aut non sint. Alle Modernisirung, ja alle wesentliche Veränderung der epischen Form kann hier nur schaden. Strauß hat die Gudrun zur Bearbeitung gewählt. Diese „Nebensonne der Nibelungen" besteht bekanntlich eigentlich aus der Geschichte dreier Generationen, von denen natürlich die dritte den Stoff des Dramas abgibt. In der Normandie war ein Gerücht, daz nieman schoene waere danne was erkant Hettelen tohter Kûdrûn diu hêre. Daher Brautwerbung, Krieg, Groll durch eine ganze Generation, endlich nochmaliger Kampf und Versöhnung. Das Epos hat Breite und Dauer genug, um den Rath Wate's die junge Generation heranwachsen zu lassen zur Rache, vor unserm innern Auge auszuführen: sollen wir vor dem Vorhang sitzend dasselbe im Schauspielhause abwarten, so erscheint uns das unnatürlich. Und wie können die mordlichen Stürme und das Wüthen des grauen Wate, welche in dem Epos einen Hauptreiz gegen die stillere Schönheit der Gudrun abgeben, wie können sie vor die unmittelbare sinnliche Anschauung im Theater gerückt einen andern Eindruck machen als entweder einen abschreckend-graußigen oder einen halb komischen, je nachdem die Anordnungen des Regisseurs und die Stimmung des Zuschauers sind? Zu diesen Schwierigkeiten die aus der spröden Natur des Epos für Den entspringen der dergleichen Stoffe dramatisiren will, hat sich der Verfasser der Gudrun noch neue Hindernisse der dramatischen Wirkung geschaffen. Ein mal nämlich ist an manchen Stellen ein etwas weichlich sentimentaler Ton bemerkbar, der dann seltsam mit dem unmittelbar aus dem alten Gedicht herübergenommenen contrastirt. Zweitens aber antikisirt der Verfasser in der Form, indem er den einzelnen Personen von Zeit zu Zeit eine Art Chorgesänge in allen möglichen und unmöglichen antiken Versarten in den Mund legt und bei dem Inhalt derselben etwa Euripides als Muster betrachtet zu haben scheint. Dadurch wird die Einheit des Tons und der Empfindung unmöglich. Bei Alledem dürfte die Leser welche das Original nicht kennen die Lecture dieses Dramas ansprechen.

57. Polyxena. Tragödie in fünf Aufzügen von Victor Strauß. Frankfurt a. M., Zimmer. 1851. 16. 20 Ngr.

Man hat der „Hekabe" des Euripides lange Zeit den Vorwurf gemacht daß in ihr die Einheit der Handlung zu vermissen sei. Mit Unrecht. Den Mittelpunkt der Tragödie bildet die Darstellung der letzten Schicksale der Hekabe. Der Tod der Polyxena und der des Polydor sind dadurch nicht ungeschickt verknüpft daß der von Polymestor getödtete Polydor gefunden wird als die Sklavin das zum Todtenopfer für Polyxena nöthige Wasser am Meere schöpfen will. Von einer zweifachen Handlung kann also nicht die Rede sein. Viel eher läßt sich der Tragödie des griechischen Dichters der Vorwurf machen daß es in seinem Stück überhaupt an Handlung fehle. Denn es geschieht zwar allerlei und sehr Trauriges mit der Hekabe, aber zum Handeln kommt diese eigentlich nie, sondern hat der Natur der Sache nach nichts Anderes zu thun als den Ereignissen den passiven Widerstand des Duldens und Wehklagens entgegenzustellen. Und dieser Vorwurf trifft auch die „Polyxena" von Strauß. Der deutsche Dichter hat die Geschichte Polydor's gänzlich beiseite gelassen, sodaß nun naturgemäß die Gestalt der Polyxena zum Träger einer Tragödie wird. Auch hier fehlt es nun an dem wesentlichsten Erforderniß des Dramas, an Handlung und Kampf der Heldin: die Versuche Agamemnons zu ihrer Rettung können für eine dramatische Spannung nicht ausreichen. Sehen wir von diesem in der Wahl des Stoffs begründeten Uebelstande ab, so können wir uns wol an dem Geschick mit welchem Strauß den Ton etwa des Euripides getroffen hat erfreuen, und annehmen daß von einigen modernen Empfindsamkeiten abgesehen auch der Geist und Gehalt der Tragödie der antiken Weltanschauung im Ganzen angemessen ist.

58. Thomas Morus. Historische Tragödie in fünf Acten von Friedrich W. Ebeling. Mit einer Vorrede: Zur Kritik der deutschen Kritik. Berlin, Sacco. 1851. Gr. 16. 20 Ngr.

In der Vorrede wird nach der Reihe Gutzkow, Prutz, Dingelstedt, vor Allen aber Julian Schmidt und endlich auch

d. Bl. der Proceß gemacht. Auf die Gefahr hin daß Ebeling mich in diese große Verschwörung verwickelt erklärt kann ich doch sein Drama nicht anders als sehr gewöhnlich finden. Von vornherein erscheint die Idee die Märtyrergeschichte des Thomas Morus zu einer Tragödie zu verarbeiten nicht glücklich. Nachdem Morus einmal erklärt hat den von ihm verlangten Eid nicht leisten zu wollen ist alle Handlung vorüber. Vom dritten Act an sitzt Morus im Tower, wird noch einige male gequält, bleibt aber bei seiner ersten Erklärung bis zu seiner Hinrichtung die im fünften Act erfolgt. Wo bleibt da die dramatische Bewegung, wo bleibt die stets von neuem anregende und spannende Entwickelung der Handlung? Die kleinen Manoeuvres welche versucht werden um ihn zu befreien oder zu bearbeiten, können den Mangel nicht ersetzen daß der Hauptheld nach seiner ersten Erklärung nothwendig unthätig bleiben muß, weil ihm eben die Mittel zum Handeln fehlen. Ein Märtyrer, ein Mann der für seine sittliche Ueberzeugung den Muth des Todes hat ist an sich noch nicht geeignet zum Träger einer Tragödie. Aber abgesehen von der Wahl des Stoffs, die ganze Composition ist nicht geeignet die Unzweckmäßigkeit des Sujets vergessen zu machen. Die Charaktere sind mit faustdick aufgetragenen Farben gemalt; sie tragen alle, wie jene alten Gemälde, Zettel gleichsam an sich, die uns von ihrem ersten Auftreten an keinen Augenblick über Das in Zweifel lassen was sie vorstellen sollen. Dazu sprechen die Personen des Dramas eine nicht sehr elegante und Nichts weniger als gedankenreiche Sprache, sind aber dafür um so redseliger. Mit Einem Worte: es ist dem Verfasser zu glauben daß er mit diesem Stücke „mit den Bühnendichtern von Metier“, wie er sich ausdrückt, nicht zu concurriren denkt. Aber es wäre wol noch vorsichtiger gewesen auf eine solche Vorrede nicht ein solches Drama folgen zu lassen, wenn er nicht seinen wirklichen oder vermeinten Feinden selbst die Waffen in die Hände geben wollte.

59. Des Schauspielers letzte Rolle. Posse mit Gesang in drei Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem Titelbilde. Wien, Wallishausser. 1851. 12. 15 Ngr.

60. Ein Traum — kein Traum, oder der Schauspielerin letzte Rolle. Posse mit Gesang in zwei Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem Titelbilde. Wien, Wallishausser. 1851. 12. 15 Ngr.

Ich habe schon in einem frühern Artikel meine Ansicht über Kaiser's dramatische Leistungen ausgesprochen: dieselbe ist durch diese neuen Stücke nur bestätigt worden. Kaiser nennt seine Stücke Possen und macht, wie aus einer Widmung an den Schauspieldirector Karl zu ersehen ist, Anspruch darauf seine Stücke für eine Volksbühne geschrieben zu haben. Ich weiß nicht was man in dem Theater an der Wien unter Volksbühne versteht: es will mich überhaupt dünken als ob den Wienern seit Raimund's Tode dieser Begriff etwas unklar geworden wäre; soviel aber steht fest daß die vorliegenden Stücke nach unsern Begriffen weder Possen noch gar volksthümliche Possen sind. Dazu fehlt es ihnen an der unbefangenen Lebensanschauung und vor allem an der tollen Lustigkeit die das Eigenthum der volksthümlichen Posse sind. Soll dieser Mangel vielleicht durch einen oder den andern Provincialismus oder die gar so platten und witzlosen Couplets ersetzt werden? Die vorliegenden Stücke sind Lustspiele gewöhnlicher Art, zum Theil nicht ohne Witz und was das zweite betrifft nicht ohne komische Kraft auch in den Situationen; aber die Technik ist so mangelhaft, die Erfindung so unwahrscheinlich und zum Theil so vorsündflutlich rococo daß für unser Gefühl hieran Alles scheitert. Das wiener Publicum hat anders geurtheilt; wie denn überhaupt der Zwiespalt des Geschmacks zwischen der Kaiserstadt und dem übrigen Deutschland von Jahr zu Jahr zuzunehmen scheint. Ueber diesen Erfolgen mag Kaiser leicht unsere dissentirende Stimme überhören: dennoch wollten wir sie nicht zurückhalten, um das Unserige zu thun ein Talent wie das seinige vom Versinken in die alltäglichste Theaterroutine durch Vielschreiberei abzuhalten, ein Talent welches wir mit Freude die leichte französische Waare von dem dramatischen Markte würden verdrängen sehen; nur fürchte ich daß wir bisjetzt bei solchem Tausche an Inhalt nicht viel gewinnen und an der Form viel verlieren würden.

61. Der Bauernkrieg, oder das Trauerspiel in Deutschland. Ein Drama von Rudolf Kulemann. Leipzig, Schmidt. 1851. 16. 22½ Ngr.

Nicht nur die Länge des Stücks ist es die, wie der Verfasser meint, dasselbe von der Bühne ausschließen wird. Eine Aufeinanderfolge von Scenen die uns nach allen den Schauplätzen führt wo der fränkische Bauernkrieg wüthete, eine dialogisirte Geschichte des Bauernkriegs ist noch lange kein Drama. Nehmen wir die Unklarheit der Motivirung und die schwülstige, auf Stelzen einhergehende Sprache hinzu, so müssen wir sogar bezweifeln, ob man, wie der Verfasser hofft, „aus gegenwärtiger Darstellung jene große, volksthümliche Bewegung ziemlich genau wird kennen lernen“. Trotz der Seitenblicke die Kulemann auf Goethe's „Götz von Berlichingen“ wirft, gestehen wir aufrichtig daß uns das Goethe'sche Stück als Dichtung lieber ist. Wollen wir aber Geschichte, dann greifen wir doch lieber zu Zimmermann oder einer andern wissenschaftlichen Darstellung. Unter allen Umständen müssen wir dem Dichter bei fernern Productionen Einfachheit und Klarheit als conditio sine qua non jedes dichterischen wie wissenschaftlichen Erfolgs ans Herz legen.

62. Dramatische Dichtungen von Friedrich Roeber. Erster Band. Elberfeld, Bädecker. 1851. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jedenfalls eine bedeutende Erscheinung. Wir begegnen zum ersten male dem Namen Roeber und doch sehen diese Stücke nicht wie dramatische Erstlinge aus. Gleich das erste Drama „Kaiser Heinrich IV.“ ist gut entworfen und der Plan in ergreifenden Situationen, sicher gezeichneten Charakteren und einer würdigen Sprache ausgeführt. Zwar wird mit der Geschichte vielleicht etwas zu frei geschaltet; auch kleine Versehen laufen mit unter, wie wenn der Kaiser zu wiederholten malen ohne Weiteres gleichsam privatim und unter vier Augen die Acht ausspricht oder in der zweiten Scene des ersten Actes der Reichstag schon versammelt ist der in der unmittelbar vorhergehenden erst ausgeschrieben wird: aber im Ganzen wirkt das Drama nicht weniger durch kunstvolle Anlage und Behandlung als durch den ohne alle gemachte Tendenz auch die Interessen der Gegenwart mächtig berührenden Stoff. Weniger hat mich das zweite Stück „Tristan und Isolde“ angesprochen. Ich will von der Wunderlichkeit ganz absehen mit der zwischen die einzelnen Acte Vorspiele eingeschoben sind, in welchen der Bischof von Arundel der Königin Isolde Weißhand von Arundel die Fabel theilweise erzählt die in dem eigentlichen Stück dramatisch dargestellt wird, bis endlich im letzten Acte Beide auch in diesem handelnd auftreten. Der Stoff scheint mir für die dramatische Behandlung überhaupt nicht geeignet. Die ganze frivole Handlung mit dem geheimnißvollen Hintergrund des Liebestranks macht schon in dem Epos Gottfried's einen unheimlichen Eindruck: in so unmittelbare dramatische Wirklichkeit übersetzt tritt die Unsittlichkeit verletzender auf und entläßt den Hörer da der Zwiespalt nicht gelöst werden kann ohne poetische Versöhnung. Diesen Uebelstand können die schönsten Verse an denen das Drama reich ist nicht aufheben. Zur scenischen Darstellung ist das Drama überhaupt wol nicht bestimmt, da abgesehen davon daß ein sprechender Mond ziemlich komisch sich ausnehmen würde, die mehr als zweideutige Natur der Handlung eine Aufführung unthunlich machen dürfte. Dagegen ist „Appius Claudius“ wieder recht klar und durchsichtig gearbeitet, und ich bekenne schließlich daß die Vielseitigkeit des Dichters mit der er drei

so grundverschiedene Stoffe jeden in dem ihm zukommenden Tone behandelt hat, viel Erfreuliches hoffen läßt.

63. Maximilian Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Robert Griepenkerl. Zweite Auflage. Bremen, Schlodtmann. 1851. 16. 22½ Ngr.

Angeregt durch eine von der berliner Akademie der Künste im Jahre 1848 abgegebene Erklärung hat der Verfasser sich vorgesetzt, im Gegensatz zu den überwundenen Standpunkten des Classicismus und Romanticismus das Seinige zu thun um den Kunsthorizont zu erweitern und durch Hereinziehen der Gegenwart und der lebendigen Interessen der Zeit die moderne Tragödie gründen zu helfen. „Was kein Shakspeare konnte", ruft er aus, „kein Calderon, kein Racine, kein Corneille, kein Goethe — ja selbst kein Schiller — Das kann die Bühne der Gegenwart erreichen, wenn die Breter unter dem Kothurne der Wirklichkeit donnern." Meint Griepenkerl in diesen Worten die allerwirklichste Wirklichkeit wie wir sie in Lumpen gehüllt oder in modische Fracks gezwängt erblicken: so dürfte die Poesie durch die Darstellung dieser Wirklichkeit nicht allzuviel gewinnen, ein mal weil diese Wirklichkeit von heute zwar sehr derb und fühlbar, aber Nichts weniger als poetisch ist, und dann zweitens, weil gar kein Grund vorliegt etwas in effigie sich vorgaukeln zu lassen, wo man die Sache in originali sehen kann und leider sehen muß. Meint aber Griepenkerl nur daß die dramatische Poesie sich in die Ideen und Interessen der Zeit versenken müsse und daß ein lebensfähiges Drama nur entstehe wenn die lebendigen Gedanken des Jahrhunderts in der Poesie uns verkörpert entgegentreten: so wollen wir darauf, obgleich uns der Satz zu allgemeingefaßt ist, nicht weiter disputirend eingehen und nur im Vorbeigehen die leise Frage hinwerfen, welche Ideen sich denn in Schiller's Dramen verarbeitet finden und ob diese Dramen vielleicht weniger zündend wirken, weil sie nicht in nächster Vergangenheit spielen? Wir wollen auch nicht auf die wunderliche Eigenmächtigkeit prüfend eingehen mit der hier Corneille und Calderon, Shakspeare und Racine und die beiden deutschen Dichter zusammengeworfen werden. Aufrichtig gestanden, ich liebe diese theoretisirenden Vorreden vor Dichterwerken nicht: entweder die aufgestellte Theorie ist haltbar, dann wird sie durch die Dichtung viel siegreicher bewährt als durch alle Disputationen: denn auch auch in der Kunst gilt das Recht des fait accompli. Ist aber die Dichtung schlecht, so wird keine Theorie sie uns versüßen können. Wenden wir uns also auch hier gleich an das Drama selbst. Der Stoff ist so bekannt daß ich darüber Nichts zu sagen haben würde, wenn ich auch nicht schon in den vorhergehenden Artikeln mehre Bücher zu besprechen gehabt hätte welche dasselbe oder ein damit zusammenhängendes Sujet behandeln. Daß der Untergang eines Mannes wie Robespierre, der in die Einseitigkeit seines Tugendwahns verrannt die sittliche Ordnung verletzt und an dieser Verletzung untergeht, sobald die Erinnyen nach der Idee der Billigkeit zur Vergeltung ermahnen, tragisch ist, soll nicht geleugnet werden. Können wir so die Wahl des Stoffs, aus welcher allerdings beiläufig auch reiche politische und sittliche Belehrung für unsere Zeit fließen mag, billigen, so müssen wir auch das Bestreben des Dichters anerkennen, dem Ganzen die ihm zukommende und mit dem Stoff überkommene Großheit zu lassen. Nirgend wird die große Handlung von welcher die Geschicke Frankreichs abhängen, zu sentimentalem Familienjammer und bürgerlicher Tragödie herabgedrückt, wiewol doch die zartern Saiten der menschlichen Seele in dem Verhältniß von Danton und Camille Desmoulins nicht unangeschlagen bleiben. Ein Wunsch freilich bleibt dem Leser oder Hörer versagt: er möchte gern hineinschauen in die schauerlichen Räume des Convents, wo der verblendete Stellvertreter der Gottheit, die er nach Bedürfniß entthront und wiedereinsetzt, herrscht und fällt. Doch hat vielleicht der Dichter Recht gehabt Dies zu vermeiden, da ich in der That selbst kein großes deutsches Theater wüßte wo man den Convent in Activität darstellen könnte ohne komisch zu werden; vielleicht in Wien, wenn man dürfte. Sind so im Ganzen auch die Situationen des Stücks als geschickt componirt und wirksam anzuerkennen, so muß dagegen die Charakterzeichnung der härteste Tadel treffen. Nicht etwa daß die Charaktere falsch gezeichnet wären: es scheint mir sie sind gar nicht gezeichnet. Oder wäre wirklich Jemand scharfsinnig genug, um aus Dem was wir im Stück von Danton und Robespierre hören und sehen sich ein klares Urtheil bilden zu können und die Motive welche hier wirken zu enträthseln? Und ist es etwa besser bei den übrigen Männern des Dramas und bei Therese Cabarrus? Wahrhaftig nicht. Kennten wir die Geschichte der Revolution, die Geschichte des Untergangs der Gironde und die nach der Reihe Danton und Robespierre ereilende Nemesis nicht anderweitig, wir würden vor dem vorliegenden Drama stehen wie vor einem verschlossenen Buch mit sieben Siegeln. Nur die beiden Frauen wissen allenfalls was sie wollen oder wenigstens sind sie die Einzigen von denen wir es wissen. Alles steht abgerissen nebeneinander ohne Durchführung, ohne Motivirung: und dazu sprechen die Leute eine Sprache die in den Volksscenen wo die Komik vorherrschen soll platt ist und in den gehobenern Theilen großentheils unverständlich bleibt. Dem Dichter hat es nämlich beliebt das Volk in jener sogenannten humoristischen Sprache reden zu lassen, die man so gern auf Shakspeare zurückführt und die ganz einfach darin besteht daß man irgend ein unschuldiges Wort so lange preßt und quält und herumhetzt, bis dem Wort, dem Dichter und noch früher dem Leser der Athem und die Geduld ausgeht. In den ernsten Scenen sprechen die Leute eine hochbeinige, auf Stelzen einherhumpelnde Sprache, eine Sprache die obwol prosaisch sich doch vor der oratio pedestris so schent daß sie lieber unverstanden bleibt: den Leuten scheint es sehr gleichgültig ob man sie begreift; haben sie doch das Bewußtsein und den Stolz nicht zu reden wie andere ehrliche Leute. Daher diese halben Sätze und Andeutungen, daher diese Nichts oder alles Mögliche bedeutenden Ausrufe, daher diese Metaphern, die gelehrte Commentare erfoderten — so falsch sind sie. So mühselig es ist, kann ich doch nicht umhin zum Beleg eine Stelle hier auszuheben. Robespierre kommt in die Königsgräber von St.-Denis, warum und zu welchem Zweck? — das kann man nicht wissen, höchstens errathen. Vielleicht erfahren wir es von ihm selbst; hören wir ihn:

Robespierre.

Ha! die Gräber von St.-Denis! Wohin gerathe ich? Tolle Hunde irren so von Dorf zu Dorf. Sie hetzen mich bis in den Tod — Feind und Freund! Sie stürzen ihr Werk auf mein Werk. Sie wollen mich in Blut ersticken. Weg! Weg! Ich will nicht handeln mehr; es ist schon über das Maß hinaus gehandelt worden! Wir nahmen schöne Maße aus diesem Gedankenarsenale und legten sie an diese Welt des Jammers, und was wir nicht nach diesen Maßen passend fanden, das zerschlugen wir wie die Knaben und sind nun verdammt auf diesem Haufen von Schutt und Trümmern den Marius zu spielen. Und Robespierre lebt noch. (Ein alter Mönch mit brennender Fackel tritt ein.)

Mönch.

Wer lärmt hier?

Robespierre.

Ha, Gespenst! Malesherbes! Wer bist du, Alter?

Mönch.

Der Wächter dieser Gräber, Herr.

Robespierre.

Du scheinst sehr alt. Wie lange wachst du hier?

Mönch.

Seit bald an hundert Jahre, Herr.

Robespierre.

Wie alt bist du?

Mönch.

Ich weiß es nicht, Herr.

Robespierre.

Zeige mir die Gräber! Du zitterst? Die Todten kommen nicht wieder, Alter. Deine Fackel! Bei meiner Mutter Asche, hier haust Sterblichkeit! Das sind die gelösten Exempel unserer Denkübungen. Gräber gegraben in Gräber. Nichts, da bist du! Sie haben gut gewühlt — hinunter bis zum Dagobert, — war's nicht so?

Mönch.

Hinunter bis zum Dagobert, Herr.

Robespierre.

Und wie ward dir bei diesem Sprunge durch zwölf Jahrhunderte? — Doch Hugo Capet — wo lag der?

Mönch.

Das Grab ward ganz verschüttet, Herr; ich kann's nicht sagen, wo der lag.

Robespierre.

Wessen ist dies Grab?

Mönch.

Hier lag der heilige Ludwig, Herr. Der Mann der den Sarg öffnete, war todt sogleich.

Robespierre.

Und was fandet ihr in dem Sarg?

Mönch.

Staub, Herr, und eine Krone.

Robespierre.

Staub, Herr, und eine Krone! Gut gepaart, ausgesucht für den Witz unserer Sansculotten. Laß mich allein!

Mönch.

Nein, Herr!

Robespierre.

Laß mich allein, sag' ich.

Mönch.

Nein, Herr!

Robespierre.

Kennst du mich?

Mönch.

Nein, Herr!

Robespierre.

Den Unbestechlichen, kennst du ihn?

Mönch.

Ja, Herr, — Gott!

Robespierre.

Hört Ihr's? Die Beine dieses alten Mannes haben ein Jahrhundert ausgemessen, und sie trugen ihn so sicher an diese Säule alles Lebendigen daß dieser Tropf den Klügsten zum Narren macht, den es gelüstete einen Gott für ihn zu erfinden.

Mönch.

Wer seid Ihr, Herr?

Robespierre.

Kennst du den guten Bürger von der Straße Saint-Honoré — Robespierre?

Mönch.

Kenn' Euch nicht, Herr.

Robespierre.

Robespierre! Kennst du den Mann nicht? Sie nennen ihn den Unbestechlichen, weil sein Herz gut und rein ist. Er that nichts Böses, glaube nur; nur er glaubt daß er's that; doch weiß er's nicht, und wissend würd' er es nicht glauben.

Mönch.

Ach, Herr, Ihr ängstigt mich.

Mich auch. Denn so geht es noch durch mehre Seiten fort: ich bin des Abschreibens müde. Aber ist das nicht ein wahres cornu copiae nichtssagender Phrasen? Sind das nicht Worte, wohlfeil wie Brombeeren? Möchte man da nicht mit jenem Professor juris in der Komödie fragen: Was beweist das Alles? Und sollte man es für möglich halten daß ein Mann dergleichen zutageförderte der die strenge Schule des Denkens unter den Auspicien eines Herbart durchgemacht? Lauter wol aufzuwerfende Fragen.

Wäre die eben besprochene Tragödie nicht mit Trompeten und Pauken als das Morgenroth einer neuen Aera angekündigt worden: so würde die Enttäuschung weniger groß gewesen sein. Denn wenn man dieselbe schließlich mit dem großen Troß moderner Tragödien vergleicht, so bleiben ihr immerhin noch bedeutende Vorzüge: aber der Anfangspunkt einer neuen Blüte dramatischer Poesie ist sie nicht.

64. Ein Trauerspiel in Sicilien. Tragikomödie in einem Act. Von Friedrich Hebbel. Nebst einem Sendschreiben an H. T. Rötscher. Leipzig, Geibel. 1851. Ler.-8. 20 Ngr.

65. Julia. Ein Trauerspiel in drei Acten von Friedrich Hebbel. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr.

66. Der Rubin. Ein Märchen-Lustspiel in drei Acten von Friedrich Hebbel. Leipzig, Geibel. 1851. Ler.-8. 1 Thlr.

Wenn die Kritik schweigen dürfte, wo sie keine Aenderung und Bekehrung hoffen darf, so hätte dieselbe Hebbel gegenüber längst den Mund verschließen müssen. Kaum irgend einem Schriftsteller ist mit so allseitiger Anerkennung seiner hohen Begabung entgegengekommen worden: keinem einzigen aber auch hat die ästhetische Kritik so einstimmig dieselben Fehler und Schwächen vorgehalten. Gegen letztere Aussprüche der Kritik hat sich Hebbel mit zehnfachem Eisen gepanzert und erst noch in dem zweiten der vorliegenden Stücke spricht er in der „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers" im Tone persönlicher Gereiztheit gegen einen Mann, dessen Leistungen auf dem Felde der Literatur und Aesthetik doch einiges Verständniß der einschlagenden Materie präsumiren lassen und also Hebbel wohl nachdenklich hätten machen können. Nicht also um Hebbel zu bekehren, sondern nur im Interesse der wahren Kunst muß die Kritik immer von neuem gegen die Hebbel'schen Excentricitäten Protest einlegen und zwar um so entschiedener, je gefährlicher das Beispiel eines dramatischen Talents, wie wir seit Schiller keins in Deutschland gehabt haben, auf Schwächere und Bestimmbarere wirken könnte.

Das „Trauerspiel in Sicilien" hätte ich gewünscht mit Stillschweigen übergehen zu können. Als ich dasselbe vor einigen Jahren bei einer Charakteristik Hebbel's in der „Allgemeinen Literaturzeitung" erwähnte, glaubte ich mich eines nähern Eingehens auf diese Tragikomödie, die mit der „Novellenzeitung" spurlos vorübergegangen war, umsomehr enthalten zu können als der Dichter selbst es mit dem Abdruck in einer ephemern Zeitschrift aufgegeben zu haben schien. So glaubte ich damals: jetzt erscheint dasselbe in neuem Prachtgewand, und in der Vorrede verlangt Hebbel von Rötscher geradezu, „die Theorie der Gattung der es angehört festzustellen", richtiger gesagt dem Trauerspiel in Sicilien zu Liebe eine neue dramatische Gattung zu erfinden. Ob der vielgewandte Rötscher der Auffoderung durch Aufstellung jener Theorie „die Wissenschaft der Kunst mit einer neuen Abhandlung zu bereichern" nachgekommen ist oder noch nachkommen wird weiß ich nicht; soviel aber steht mir fest daß ein Stück von dem man mit Recht sagen könnte: „Man möchte vor Grausen erstarren, aber die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck be-

freien, aber ein Frösteln beschleicht uns wieder ehe uns Das gelingt" — es steht mir fest, sage ich, daß ein solches Stück weder eine Tragödie noch eine Komödie, noch eine Tragikomödie sein könnte, daß ein solches Stück überhaupt keinen künstlerischen, sondern einen gespenstisch peinlichen Eindruck machen müßte. Was nun in specie das „Trauerspiel in Sicilien" betrifft, so scheint mir dieses Stück umsoweniger eine Tragikomödie zu sein als es überhaupt weder tragisch noch komisch ist. Denn wie? Ein Mädchen welches mit dem Geliebten fliehen will, kommt zu früh zu dem einsamen Stelldichein und wird von zwei Gensdarmen aus Habsucht gemordet. Der später hinzukommende Geliebte wird von den beiden Schuldigen als Mörder denuncirt und nur durch die Zwischenkunft und das Zeugniß eines Bauers, der vor den Gensdarmen geflüchtet während der That auf einem Baum gesessen, gerettet. Wo liegt hier das Tragische? Wo das Komische? „Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit", sagt Hebbel, „in Mörder verwandeln und der Verbrecher der sich zitternd vor ihnen verkroch ihr Ankläger wird, so ist das ebenso furchtbar als barock, aber auch ebenso barock als furchbar." Beiläufig gesagt: wenn a = b ist, so braucht wol kaum größerer Deutlichkeit wegen hinzugesetzt zu werden daß auch b = a ist. Aber in der That, ich kann das Alles nicht finden. Eine niederträchtige Regierung, nichtswürdige Diener und ein diesen Factoren entsprechender öffentlicher Zustand, — das Resultat wird sehr traurig sein, aber tragisch gewiß nicht. Und wo sollte gar die Komik herkommen? Eine Umkehrung der sittlichen Ordnung, des allgemeinen Rechtszustandes kann doch wol unter allen Umständen nicht Lachen erregen; sonst müßte jede Unsittlichkeit als Abweichung und theilweise Umkehrung des Sittengesetzes komisch sein. Kann nach diesem Allen der Plan des ganzen Stücks nicht gebilligt werden, so erscheinen die Charaktere noch verwerflicher. Zum Beweis führe ich nur die naive Angiolina an, deren Naivetät als sie ermordet wird: (sterbend) „Das ist ja schrecklich für Sebastian" — vielleicht das einzig Komische im ganzen Stück ist. Kleine Versehen sollen dabei ungerügt bleiben. So ist es z. B. auffallend daß der Gensdarm, weil es zu finster ist, den Sebastian den er für den Mörder ausgeben will, aus Versehen auf dem Rücken statt an den Händen blutig macht, während derselbe noch im Augenblick vorher alle einzelnen Stücke des Schmucks den er Angiolina abnimmt erkennen konnte, sowie es auch für den Bauer hell genug ist sehr genau zu observiren. So wird der Versuch den Anselmo gemacht, den Podesta tödten zu lassen, nachdem der nöthige Lärm darüber aufgeschlagen ist, später gänzlich vergessen. Doch wie gesagt ich will davon kein Aufheben machen.

Ueber die beiden andern Stücke kann ich kürzer sein. „Julia" ist ein Hebbel'sches Stück in des Worts verwegenster Bedeutung. Die seltsamsten wenn auch mit genialer Consequenz gezeichneten Charaktere führen einen Herentanz auf und gelangen zu einer Versöhnung die schlimmer ist als die schreiendste Dissonanz. Und wenn nun diese Welt die der Dichter mit raffinirter Selbstpeinigung sich selbst zur Qual erst erschaffen hat, durch und durch Nichts taugt, wenn kein Punkt bleibt auf dem das innere Auge mit ästhetischem und sittlichem Wohlbehagen ausruhen kann: dann glaubt der Dichter Alles gethan zu haben, wenn er eine seiner Personen ausrufen läßt: „Wehe der Welt daß Das möglich ist!"

„Der Rubin" endlich ist ein Märchen-Lustspiel im Geschmack des „Diamanten". Der Rubin enthält in sich eine schöne verzauberte Prinzessin, die erlöst wird wenn der Besitzer des Rubins ihn von sich wirft. Ist Das ein einfaches Märchen, so ist dasselbe — doch beinahe selbst für ein Märchen zu abgeschmackt; soll es aber, wie der „Diamant", einen allegorischen Sinn haben, so bekenne ich aufrichtig daß ich glaube es gibt heutzutage nützlichere Dinge zu thun als Charaden aufzugeben und zu lösen. Daß übrigens durch alle diese Stücke sich wiederum die Freude am Grassen und Widrigen, an Würmern, Leichen, an Bildern, wie (Julia S. 21) „Hab' ich denn nicht vortrefflichen Mist aus mir gemacht" hindurchzieht, versteht sich bei Hebbel's Zähigkeit in seinen Liebhabereien von selbst.

Hebbel möge uns die etwas bittere Sprache zugutehalten. Wir sagten oben daß das deutsche Theater seit Schiller sich keines Talents zu erfreuen gehabt habe welches dem Hebbel's gleichkäme. Und bei uns will ein solches Urtheil viel bedeuten, die wir Schiller nicht, wie Hebbel thut, unter die Dramatiker zweiten Rangs rechnen. Es thut wehe einen solchen Dichter seine Kräfte an Seltsamkeiten und Monstrositäten verlieren zu sehen.

Hiermit schließe ich diese Uebersicht der neuesten dramatischen Literatur. Wenn man auf das Angeführte und Besprochene zurückschaut, so erschrickt man allerdings über die Massen dieser Productionen, deren weitaus größerer Theil weder sehr gut noch sehr schlecht sich darstellt. Von einem andern Standpunkt aus kann dieses Zudrängen zum literarischen Markt und dieser lebhafte Verkehr erfreulich scheinen, wenn man erwägt, wie weit verbreitet ein gewisser Grad von ästhetischer Bildung bei uns in Deutschland sein muß um jene Erscheinung nur möglich zu machen. Im Ganzen trägt, wie es mir scheint, auch die neueste dramatische Literatur den Charakter einer Uebergangsperiode an sich: ob dieselbe uns zu Auflösung und Barbarei oder zu einer zweiten Bluteperiode des Dramas führen wird, wie die Lyrik bei uns eine solche zweite Blüte schon erlebt hat, das dürfte zumeist von der Wendung abhängen welche die öffentlichen Angelegenheiten im Allgemeinen und insbesondere in Deutschland in der nächsten Zeit nehmen werden.

A. Henneberger.

An der Theiß. Stillleben. Von Friedrich Uhl. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Genrebilder!! Es fällt mir immer schwer auf die Brust wenn ich von Genrebildern höre. Außer jenen Leuten welche Gemälde für eine Art höherer Tapeten halten und sich anstandshalber verpflichtet glauben eine Summe in goldrahmigen Wandbekleidungslappen anzulegen, haben nur Wenige und muthmaßlich Maniatische eine Lanze für „naschende Kinder" und dergleichen Gemüse gebrochen. Und doch sind die Ausstellungssäle mit solchem Trödel überfüllt, und zeigt ein Bild das willkommene Epigramm „Verkauft", so gehört es in der Regel in diese Kategorie. Und es gibt Kunstvereine welche diesem Unfuge nicht allein nicht entgegenarbeiten, sondern ihn sogar noch unterstützen, weil Illustrationen in Oel weniger kosten als wirkliche Bilder, und die Comités darum eine größere Zahl (schlechter) Bildwerke zur Verlosung bringen können. Das nennt sich mit dem officiellen Namen „Propaganda für Kunst und Unterstützung strebsamer Künstler", mit dem rechten aber heißt es „Geschmacklosigkeit, Förderung derselben und Nepotismus". Das Ueberhandnehmen von Genrebildern bezeichnet immer den Verfall einer Kunstepoche. Noch jede solche hat ihr Sterben vorher verkündet durch breitwucherndes Aufschießen von handwerksmäßiger Virtuosität. An die Stelle des warmen, aus sich heraus mit Nothwendigkeit entwickelten Gedankens der seine eigensteigene Form mitbringt, tritt die bloße Fertigkeit in der Darstellung, nicht eines Gedankens, sondern einer abgerissenen unmotivirten Situation die weder ein Vorher andeutet noch ein Nachher ahnen läßt. Es ist mit der bloßen gegenwärtigen Situation Alles abgethan. Statt des Lebens und der Lebensfähigkeit wird Automatenhaftes oder gespreiztes Histrionenthum erzeugt, die Grimasse ersetzt die Affectäußerung, Dressur kommt

zur Geltung statt freier Entfaltung nach innern Gesetzen. Das Handwerk, die erlernte Technik spielt Kunst und will schaffen. Der wahre Künstler hat das Beste von Dem was er gibt niemals gelernt. Das Handwerk kann nicht über das Triviale hinaus, erschöpft sein bischen Kraft an der Form, und je besser diese ist — sie ist mitunter vortrefflich — desto kläglicher tritt der triviale Inhalt zutage. Genrebilder haben nur Bedeutung wenn sie Studien, Acte des Humors oder nur dem Anscheine nach Genrebilder sind. Wir haben die Zeit hinter uns in der man nur mit Fürsten und weltbekannten Heroen glaubte tragiren zu können. Auch der Conflict in der Hütte wenn er ein typischer ist, trägt die Bedingungen des höchsten Pathos in sich. Man konnte sich dieser Erkenntniß auf die Länge nicht entziehen und erfand darum auch die Bezeichnung „historisches" Genre. Aber diese Bezeichnung ist ein feiger Bückling vor der Tradition, ein vertrauliches Grinsen von Jemand der Etwas weiß das er aber aus Gefälligkeit doch lieber nicht aussprechen mag; sie ist eine Albernheit, ein Courmäntelchen das über einen abgerissenen Nimbus geworfen wird, ohne im Stande zu sein die Sache selbst ungeschehen zu machen oder zu verheimlichen. Das historische Genre ist eben Historie, gleichviel ob Prinzen oder Bauern in Scene sind. Ueber das Illustrationsgenre ragt jedes Gemälde hinaus das nicht eine gleichgültige Situation, sondern typische Verhältnisse, interessante und in sich bedeutende Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen darstellt.

Das ist in der Literatur ebenso. Das Wischiwaschi der Almanachsromane ist echtes Genre, die ganze Kunst ist mit der handwerksmäßig zustandegebrachten Situation erschöpft, der triviale Salon- oder Straßenschmuz in mehr oder minder elegante Fassung eingepaßt und die Brühe für den Lesepöbel zurecht gerührt. Aber der Lesepöbel hat sich gewaltig vermindert, während die Geschmacklosigkeit und der Unverstand der Malerei gegenüber womöglich noch im Zunehmen ist. Geschriebene Genrebilder par excellence, nicht solche die nur den Titel führen, werden selten; immer reicher dagegen wird unsere Literatur an Darstellungen typischer Sonderverhältnisse. Ich habe in d. Bl. schon bei einer andern Gelegenheit ausgesprochen daß ich diesen Vorgang für einen wichtigen Fortschritt halte und mir von ihm Segen für die Kunst sowol als für die Entwickelung der Menschheit überhaupt verspreche.

Auch Uhl's Buch ist ein Beitrag dieser Art. Stillleben sind diese Skizzen nicht, obgleich das Wort auf dem Titel steht und die darin geschilderte Art zu leben eine ziemlich stille ist. Jener aus der Technologie der Malerei entlehnte Ausdruck bedeutet Anderes als das hier Gebotene. Den Einzelüberschriften nach glaubte ich einen ganzen Band specifischer Genrebilder zu finden und erschrak zunächst, beruhigte mich aber bald nachher als ich sah worauf der Verfasser hinarbeitete.

Kanischa, ein kleines, später im Kriege zerstörtes Städtchen an der Theiß, bildet den Mittelpunkt einer Reihe von Ausflügen des Verfassers die uns mit ebenso viel eigenthümlichen Persönlichkeiten — bezeichnend für ganze Classen — bekannt machen. Nachdem wir erst mit dem Schauplatze vertraut geworden sind, schließen sich die bunten Bildchen selbst in saubern Rahmen, zu Novelletten geformt, um diesen Haltpunkt herum.

Die Bühne, das Städtchen das nur mit der Nase über das Uferschilf hinauszulugen scheint, macht den Eindruck eines Stücks Welt das außer aller Welt liegt und mag den Verfasser zu der Bezeichnung „Stillleben" geführt haben. Aber die Staffage der wir sofort begegnen, die Mischung magyarischer, deutscher und serbischer Elemente, weist lebhaft auf die Präludien und Zwischenspiele der größten Tragödie unserer Tage hin. Der serbische Pope mit seiner rothen Leibbinde und dem vielen Schmuze, vom Verfasser selbst als typische Gestalt bezeichnet, wächst dadurch über die Portraitfigur hinaus und bildet mit dem katholischen Pfarrer und dem Stuhlrichter eine bedeutsame Gruppe. Es sind in diesen Figuren Hebel gegeben welche mit, zwischen und über den Nationalitäten stehend als Stützen, Hetzer und vorbereitende Depravatoren für das Auftreten der Bewegung von Gewicht sind. Ihre Personen, ihre Verhältnisse, die in den Mund des Pfarrers gelegten socialen Aperçus, direct der Wirklichkeit entlehnt, und endlich die Charakteristiken der betheiligten Nationalitäten selbst verbreiten manches Licht über Das was später kam, wie es nach diesen Prämissen kommen mußte. Es prägt sich trotz der da und dort etwas romantisirenden Färbung allenthalben jene Sicherheit aus die nur das Resultat eigener und unbefangener Anschauung ist. Was wir lesen wirkt überzeugend und macht den Eindruck der treuen Auffassung; der Verfasser malt nicht auf Effect, und Das ist in diesem Falle noch mehr verdienstlich als sonst. Daß wir deshalb nicht von vornherein allen Ansprüchen auf künstlerische Zugipfelung entsagen, versteht sich umsomehr von selbst als Uhl in seinem Vorworte auf „reine Form" Accent legt. Wir mögen daher spröde Einleitungen wie die zu Nr. IV und IX gegebenen nicht loben. „Hier theile ich Einiges davon mit", nämlich von Dem was allabendlich unter den Akazien zu Kanischa geplaudert wurde, Das klingt so papierstreifen-sammlerisch, während die kleine Fischergeschichte die nun doch ein ganz hübsches Duett ist, viel besser ohne allen störenden Uebergang bestehen konnte. Der Rahmen genügt; wozu noch ein Motto auf den Rahmen?

Eins der vollendetsten Bildchen, trotz mancher offenbar hineingetragenen Töne den Stoff klar und bestimmt zur Anschauung bringend und durch seine locale Färbung ein Stück Landes fest umreißend, ist „Ein Edelmann". Solche Verhältnisse, auch wenn sie nicht ganz denselben sentimentalen Charakter haben, mögen dort oft wiedergekehrt sein. Auch Ferri's Halbcharakter ist ein wahrer, wie denn in diesem Abschnitte die psychologische Entwickelung der beiden Hauptfiguren als eine sehr wohlgelungene erscheint, was nicht gerade immer bei Uhl zu rühmen sein dürfte.

Auf die Mondscheinscene und den Honi-Ring glauben wir nicht tiefer eingehen zu müssen. Indeß geht daraus hervor daß in der Zeit der Nationalspannung sich in Ungarn Mädchenverbindungen gebildet haben, deren Glieder sich durch Gelübde und äußere Abzeichen verpflichteten Hand und Herz nur an Magyaren zu vergeben. Das Stück spielte schon an verschiedenen Orten, aber das Piquante an der Sache war immer daß derartige Gelübde gebrochen werden oder mindestens zu gebrochenen Herzen führen konnten. Der Verfasser hatte offenbar Unrecht sofort das Gewehr zu strecken, falls ihm kein anderes Hinderniß im Wege stand als der Ring.

Die Geschichte des Müllers ist selbst wenn sie auf einer Thatsache beruht, nicht gerade von localem Werthe. Sie bringt keine neue Farben in das Bild. Dergleichen passirt wol ab und zu ohne an der Theiß wachsen zu müssen.

Viel wesentlicher ist dagegen „Der deutsche Pfarrer", eine Skizze die außerdem durch die humoristische Fassung des ganzen Aufsatzes ihren eigenen Reiz hat. Es sind derbe Conturen, auch ist wol nicht sonderlich auf Versöhnung von Farben gearbeitet die einander in nächster Nähe Rippenstöße versetzen, aber der Eindruck des Ganzen ist doch der eines Werkchens ohne beleidigende Lücken und gestattet uns darum uns am Ensemble zu erheitern und zu ergötzen. Zugleich wollen auch die ernsten Beziehungen eines solchen Theiles zur Allgemeinheit nicht übersehen werden.

Es ist schade daß sich der Verfasser nicht bewogen gefühlt hat seinen „Zigeuner" als „poetische Erzählung" zu geben. Der Stoff scheint mir völlig dazu geeignet, und hätte in Versen dargestellt nur gewinnen können, zumal da Uhl's Diction im Verse wirklicher geschmeidiger und frischer ist als in Prosa. Sein Stil ist häufig kurz abprallend und zerschnitten, während ihn die gebundene Rede rundet und fähig macht für behagliche Plastik. Vielleicht ließe sich dasselbe von dem „Feldhüter" sagen. In der Weise Lenau's und Karl Beck's in einen Romanzencyklus verwandelt würden sich unzweifelhaft hochpoetische Scenerien ergeben haben. Daß die Stoffe Dem nicht wider-

strebt hätten, weisen außer jenen deutschen Poeten auch noch die durch Kertbeny verdeutschten ungarischen Originaldichtungen nach.

Das Schlußtableau „Ein Magyarone" trägt noch Notizen über gesellige Zustände nach und hat darum auch sein Interesse.

Wahre Perlen aber sind die eingestreuten serbischen Liedchen und die Ballade von Wuk Jerinitsch. Der Liederreichthum der Serben scheint ins Fabelhafte zu gehen, denn soviel wir dessen von dort bereits erhalten haben — es gibt allein sieben starke Sammlungen reinserbischer Lieder — immer finden sich noch neue und keineswegs unbedeutende Spenden.

Obgleich der Kreis den sich der Verfasser gezogen kein weiter war und sein Buch kein Foliant geworden ist, enthält es doch Vieles was sowol stofflich als durch die Behandlung Interesse beansprucht. „An der Theiß" ist eine angenehme und nicht müßige Lecture; die typische Bedeutung welche die Skizzen mit Ausschluß des „Müllers" für den Grund und Boden haben, schützt sie vor dem zweideutigen Lobe nichts Besseres zu sein als gelungene aber gleichgültige Genrebilder, die ich eben nur in zweideutiger Weise zu empfehlen wüßte, während ich dieser Arbeit offen den besten Weg wünsche. Auch dies Buch ist ein Stück Ethnographie, wenn auch kein großes.

Max Waldau.

Urbanus Rhegius. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von H. Ch. Heimbürger. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1851. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das vorliegende Buch ist etwas weitschichtig angelegt, da es manche Dinge mit in die Untersuchung gezogen hat die nur in Werke allgemeinern Inhalts gehören; doch wäre es gerade in unsern Tagen interessant zu beobachten, durch welche Mittel und unter welchen Umständen die Reformation in Deutschland Eingang gefunden hat. Nur hier und da leider gibt uns der Verfasser in frischen Farbenstrichen ein Bild der damaligen Zeit, da ihn die gelehrten theologischen Interessen mehr scheinen angezogen zu haben.

Da standen die heiligen Klöster und waren zum Theil die Stätten der Unzucht und der wildesten Orgien, sodaß gar Nonnen mit Ofengabeln den inspicirenden Bischof mehr als ein mal wegjagten; da standen die kunstvollen Dome, aber die prächtig gekleideten Priester fanden keinen Glauben, weil ihre Unwissenheit bekannt war; da zeigte man die seltsamsten Reliquien, etwa ein Stück der Serviette des Bräutigams auf der Hochzeit von Kana, oder einen Fetzen vom Mantel Joseph's den ihm Potiphar's Weib abriß; oder ein Zipfelchen von der Schürze des Schlächters welcher bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes das Kalb schlachtete; da stiegen die Reliquien Wittenbergs von 1509—19 von 5000 auf 19,000; aber der Wunderglaube sank ebenso tief als jene Abgötterei der Mönche stieg. Es war ein Bruch eingetreten zwischen dem Volksbewußtsein, zwischen dem gesunden Denken und Erfahren und der Kirchenlehre. Das menschliche Wissen war bereichert, der Umblick über die Welt erweitert, das concrete Denken angeregt; die Erfindungen bahnten eine neue Welt an, aber die Kirche wollte die alte bleiben, sie die den innern Menschen entwickeln sollte ward von Tag zu Tag mehr eine reinäußerliche Anstalt. Damit zerstörte sie sich selbst ihre sittliche Grundlage.

Urbanus war im Maimond 1490 zu Langenargen, einem Städtchen bei Lindau am Bodensee geboren. Sein Vater hieß Paul König, ließ bald seinen Sohn in Lindau eine lateinische Schule und 1507 die Universität zu Freiburg im Breisgau besuchen, wo er Eck's Bekanntschaft machte, der eigentlich Mayer aus dem Dorfe Eck in Schwaben hieß. Urban führte nun ein wanderndes Gelehrtenleben und disputirte nach damaliger Sitte hier und dort. In Ingolstadt gerieth er so in Schulden daß er sich bereits unter die Landsknechte gegen die Türken hatte anwerben lassen; da rettete ihn Eck aus der Noth. Luther's Schriften regten auch in ihm reformatorische Gedanken, dennoch erhielt er gute Pfarrämter, namentlich in Augsburg, von wo er auch ein mal vertrieben, dann aber wieder zurückgerufen wurde. Ja einige male ward er auf der Straße wegen seiner Lehren, besonders wegen der von der Rechtfertigung durch den Glauben mishandelt. In der That waren seine Ausfälle gegen die Geistlichen und deren Beutelschneiderei sehr stark und würden jetzt die strengsten Strafen nachsichziehen, da man ein geistliches Seminar nicht „Eselsstall", einen Prediger nicht „Eselstreiber" oder „Aasgeier", „Rohraffe" u. s. w. nennen dürfte. Etwa gegen 1522 trat Urban entschieden für die Reformation, 1524 gegen Karlstadt und 1528 gegen die Wiedertäufer auf, wobei er die merkwürdige Behauptung aufstellte, „daß Vernunftgebrauch und christlicher Glaube verschiedene Dinge sind, ein unverständig Kind daher mehr Glauben haben kann als die Alten". Infolge hiervon verfuhr der Magistrat zu Augsburg mit brutaler Grausamkeit gegen die Wiedertäufer. Im Jahre 1525 verheirathete sich Urban mit der Augsburgerin Anna Weißbrück, die ihm 13 Kinder schenkte. Da er 1530 während des Reichstags vor den evangelischen Fürsten predigen mußte, so gewann er sich besonders das Vertrauen Herzog Ernst's von Lüneburg, der ihn veranlaßte nach Norddeutschland zu kommen um dort die Reformation ein- und durchführen zu helfen.

Hier beginnt recht eigentlich seine Thätigkeit; unermüdlich reist er von Ort zu Ort, predigt, richtet ein, schlichtet Hader, weiß die rechten Persönlichkeiten zu erkennen, disputirt mit den Gegnern, schreibt Briefe und Bücher, erzieht seine Kinder, kurz er entwickelt eine Thätigkeit die von großer Energie und Rührigkeit zeugt, wie denn seine Bedeutung mehr in dem praktischen Geschick liegt, weniger in seinen schriftlichen Arbeiten. Interessant ist noch der Umstand daß in den Städten des Nordens wohin Urban gerufen ward zu predigen, die Magistrate und wohlhabenden Bürger entschieden gegen die neue Lehre waren, die Freiprediger verhaften ließen, die Ketzer mit dem Henkertode bedrohten, sie mit Peitschen und Hunden aus der Stadt jagten. Gewöhnlich entstanden dann Aufläufe und die Kleinbürger erzwangen oft mit bewaffneter Faust die Anerkennung der neuen Lehre. So war es in Hildesheim, Hanover, Celle, Osnabrück, Lemgo, Braunschweig, Lüneburg u. s. w. Wenn man auf die lutherischen Freiprediger blickt, so sieht man wie die Zeiten sich doch gebessert haben, da die Freiprediger unserer Zeit nur ausgewiesen oder zu Ordnungsstrafen verurtheilt werden. Die damalige Zeit aber verlangte Blut und Tortur.

Obschon Urban viel Verfolgungen hat dulden müssen, da er in den Augen der Kirchlichgesinnten damaliger Zeit mit Recht als Ketzer verabscheut wurde, so macht er den lutherischen Behörden doch die Ketzerverfolgung gegen die Wiedertäufer zur religiösen Pflicht, indem er sagt: „Daß die weltliche Obrigkeit mit Gott und guter Conscienz alle verruchten Ketzer mit dem Schwerte strafen möge, bewähren wir also: die weltliche Obrigkeit hat Gewalt mit dem Schwert zu richten Ehebrecher, Diebe, Mörder, Aufrührer und was Malefizhändel sind, so folgt daß sie auch Macht habe öffentlich bekannte Ketzer die Irrthum lehren, halten und dabei bleiben, mit dem Schwerte zu strafen, denn Ketzerei wird auch unter die Früchte des Fleisches gezählt und ist ärger und schädlicher als Diebstahl und Todtschlag. Derohalb kann sich eine christliche Obrigkeit nicht zu sündigen fürchten, so man die Wiedertäufer mit Strenge straft. Wo die Obrigkeiten nit wider die Ketzer bewegt würden, wie wollten sie Gott von ihrem Regiment Rechenschaft ablegen? Denn das gehört den christlichen Regenten zu, daß sie verschaffen daß ihre Mutter, die christliche Religion, bewahrt werde, und wo die christliche Obrigkeit vor allen Dingen dahin siehet daß die christliche Religion rein und mit gesunder Lehre erhalten werde, da gibt Gott auch in andern Stücken des geistlichen Regiments Frieden und Wohlfahrt. Daß sie aber sagen man solle keinen Ketzer mit dem Schwerte strafen, sondern der

Besserung warten, ist ein Schutz der Bosheit ..." Man sieht hieraus daß Urban noch auf katholischem Boden in diesem Punkte steht, nur mit dem Unterschied daß er den kirchlichen Absolutismus in die Hände der weltlichen Macht legt und dadurch den weltlichen Absolutismus gründet. Er sagt geradezu: „Es ist göttliche Ordnung und ein rechtes gutes Werk des christlichen Regiments daß ein Fürst seine Unterthanen mit Gewalt vom Irrthum zur Wahrheit zwinge." Urbanus mußte hier voraussetzen daß die Fürsten stets die Wahrheit erkannt haben, also nach seiner Ansicht Protestanten wurden, oder er mußte jeden Glaubenszwang, sobald er überhaupt nur von einem Fürsten, auch wol vom Sultan ausgeht, ein Werk göttlicher Ordnung nennen.

Auf einer seiner Missionsreisen erkältete sich Urban, kam krank nach Celle zurück und starb dort am 23. Mai 1541. Er war „von mittlerer Gestalt, hager, gut gebaut, von ungezwungener fester Haltung, hatte ein offenes Gesicht, Tiefe und Ernst auf der Stirn, Verstand in den Augen, etwas Heroisches um den Mund. Er trug einen mäßigen Bart, gescheiteltes Haupthaar und einfache Kleidung. Sein Betragen war offen und freimüthig, er disputirte gern und war lehrhaft im hohen Grade. Sein häusliches Leben konnte als Muster der Ordnung und Pünktlichkeit gelten, er arbeitete von früh Morgens bis spät in die Nacht und betete sehr fleißig."

Von seinen dogmatischen Ansichten theile ich nur einige mit welche die damalige Zeit charakterisiren.

„Die durch die Selbstthätigkeit des Menschen gewonnene Gotteserkenntniß bleibt ungenügend, schwankend und getrübt. Den rechten Weg zu Gott muß uns Gott selbst lehren, wir müssen ein großes Licht von oben empfangen, nämlich den Heiligen Geist der uns Herz und Feder führt. Nimm deine Vernunft gefangen zu Christi Dienst, so wird dich Gottes Geist die Dinge recht lehren. Weltweisheit und Gottesweisheit reimen sich ebenso zusammen wie Finsterniß und Licht." Urbanus leugnet die „Ewigkeit der von Gott geschaffenen Welt" und erkennt „in den Engeln geistige Creaturen nach Gott gebildet und erschaffen, welche die göttliche Majestät ohne Unterlaß zu loben und den Menschen zu leiten haben."

„Die Kirche die nur Christum zum Oberhaupt hat ist nur auf das Evangelium gegründet, welches die Grundlage aller Autorität in der Kirche bildet, daher erkennt sie in Sachen des Glaubens menschliches Ansehen nicht an. Es hat aber weder Kirche noch Concilium die Gewalt Etwas an Gottes Worte zu ändern. Weltliche Obrigkeit ist in dieser Welt eine nothwendige Gottesgabe; die geistliche Gewalt ist der Befehl Gottes das Evangelium zu predigen. Die Kirche hat Macht Diener zu erwählen zum Predigtamt und Reichung der heiligen Sacramente. In den Dingen die Gott gebeut sei gehorsam, unangesehen wer sich daran ärgern will; in den Dingen aber die die Menschen aufgesetzt haben, halte dich daran was dir Glaube und Liebe zeigt."

„Wie der Mensch äußerlich eingetaucht wird ins Wasser, also taucht wahrhaftig der Heilige Geist innerlich in den ganzen Menschen."

Für den Theologen ist das besprochene Buch eine lehrreiche Lecture. 88.

Olympia Morata.

Vie d'Olympia Morata. Episode de la renaissance et de la réforme en Italie, par *Jules Bonnet*. Seconde édition. Paris, Amyot. 1851. 8. 1 Thlr.

Zu den vernachlässigten Theilen der italienischen Geschichte gehört die reformatorische Bewegung welche sich dieses Landes seit ungefähr 1530 bemächtigte und die bald nach 1550 der gewaltsamen Verfolgung der römischen Curie unterlag. Auch Leo in seinem bekannten Werke hat diese Erscheinung beiweitem nicht wie sie es verdient gewürdigt und ist viel zu rasch über sie hinweggegangen. Und gleichwol muß sie zu den anziehendsten und wichtigsten Richtungen gerechnet werden die das italienische Leben jener Zeit eingeschlagen hat, wenn auch der Verlauf und der Ausgang den Anfängen keineswegs entsprechen. Es ist eine anerkannte Thatsache daß Italien im 15. Jahrhundert die Wiedererweckung der antiken Literatur vollzogen hat und daß diese Restauration den übrigen Völkern Europas, besonders aber den Deutschen zugute kam, welche unmittelbar darauf die Reformation folgen ließen. Und nun gewann es für einen Augenblick den Anschein als sollte der deutsche Geist die Position die er im 13. Jahrhundert in Italien verloren hatte auf anderm Gebiete dort im 16. Jahrhundert wiedergewinnen, als sollten die romanischen Nationen und insbesondere Italien in jene religiöse Erhebung hineingerissen werden. Die Häupter des italienischen Humanismus schlossen sich der deutschen Reformation an: ein Umstand der nicht genug beherzigt werden kann, denn er ist ein schlagender Beweis für die Richtigkeit jener historischen Anschauung welche den unmittelbaren innerlichen Zusammenhang der beiden Bewegungen, der humanistischen und der religiösen behauptet und jene Ansicht bestreitet die sich damit begnügt eine blos allgemeine äußerliche Verwandtschaft in ihnen zu finden.

Es sind in der jüngsten Zeit mancherlei zum Theil urkundliche Beiträge zur historischen Erkenntniß der Betheiligung Italiens an der Reformation an das Licht gefördert worden: das wichtigste und zahlreichste Material liegt aber noch in den italienischen Archiven vergraben und wird wol auch nicht sobald zum Leben auferstehen. Man muß sich also vorderhand mit der Ausbeutung des Zugänglichen begnügen, und in dieser Rücksicht ist für Fleiß und Talent noch genug zu thun. Als eine Arbeit in diesem Sinne zeigen wir hiermit dem deutschen Publicum die „Lebensbeschreibung der Olympia Morata" von Jules Bonnet an. Diese Frau gehört dem besprochenen Zeitraume der italienischen Geschichte an und ist mit der Entwickelung ihres geistigen Lebens eine schöne Bestätigung Dessen was ich oben von der Blutsverwandtschaft des Humanismus und der Reformation gesagt habe. Sie ist überhaupt eine der edelsten, reinsten Gestalten die die Geschichte aufzuweisen hat, so unscheinbar auch ihr Bild gegenüber dem großen weltgeschichtlichen Drama in dessen Hintergrunde sie mit ihrem Schicksale steht, sich ausnehmen mag. Für uns Deutsche hat sie ein doppeltes Interesse: im Lande des Apennin geboren, verließ sie eines deutschen Mannes wegen die ihr die Nächsten waren, und duldete jenseit und diesseit der Alpen um des Bekenntnisses willen das aus Deutschland gekommen war. Die Liebe und der Glaube führten sie nach dem rauhen Norden, einem kurzen Glücke, harten Schicksalen und einem frühen Grabe entgegen.

Man wird einsehen die Schilderung eines solchen Lebens ist eine dankbare Aufgabe für einen jungen Historiker. Jules Bonnet hat sie mit Erfolg gelöst. Wir wollen mit diesem summarischen Urtheile sein Werk nicht als ein vollendetes bezeichnen; wir wollen damit nicht sagen als hätte er das Bild Olympia's so erschöpfend gezeichnet daß Nichts mehr hinzuzufügen wäre, oder als hätte er alle die geschichtlichen Beziehungen aufgedeckt, auf die ihn sein Weg hinführen mußte: aber in den Grundzügen, in der Hauptsache wüßten wir nicht was ihm entgangen wäre, und wir haben vor nicht langer Zeit das Material aus welchem dieses Leben reconstruirt werden muß genau durchforscht. Worauf es vor allem ankam: die Seelengeschichte Olympia's tritt aus dieser Schilderung klar entgegen ohne daß dem Stoffe Gewalt angethan wird. In der Anwendung und Anordnung der Einzelnheiten macht sich eine besonnene Kritik geltend. So weist der Verfasser mit gutem Grund die Nachricht die sich bei dem einzigen Hubert Thomas findet, Olympia wäre als Lehrerin der griechischen Sprache an die heidelberger Universität gerufen worden, als unhistorisch zurück, und Häusser in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz" hätte sie nicht so leichthin jener Autorität nachschreiben sollen. (Vergl. „Annales de vita et rebus gestis Friderici II., elec-

toris palatini, lib. XIV, anno 1554"). Abgesehen davon daß die herrschende Ansicht der Menschen und alle Gewohnheit der Wahrscheinlichkeit jener Nachricht widersprechen, streitet schon der eine Umstand dagegen daß in Olympia's Briefwechsel und in dem ihrer Freunde kein Wort vorkommt das zu einer solchen Annahme berechtigte.

Die Sentimentalität und das falsche Pathos denen junge Schriftsteller so leicht erliegen, hat der Verfasser zwar nicht völlig überwunden, sie jedoch nur im bescheidenen Maße wirken lassen: die olympische Ruhe oder die unerschütterliche Objectivität die den echten Geschichtschreiber bedingen, hat er noch zu lernen so weit Das möglich ist. Uebrigens ist nicht zu verkennen daß er bei Guizot und nicht bei Thiers in die Schule gegangen ist: und Dies ist in unsern Augen ein Lob.

Einige Gesichtspunkte aber im Allgemeinen und Einzelnen sind dem Verfasser offenbar entgangen, für welche letztere mindestens Olympia's Correspondenz deutliche Winke gibt. Ich erinnere vorzugsweise an ihre steigende Strenge in den Ansichten über Religion und Leben. Es erklärt sich diese Erscheinung allerdings und einfach aus ihrer Entwickelung, aber sie muß angemerkt werden, soll das Bild ein ganzes sein. So richtet sie an einen etwas lebensfrohen Pastor einen ernsten abmahnenden Brief; am Hofe zu Heidelberg hätte man sie gern gesehen, sie wies aber die Einladung kalt zurück. So neigt sie denn in den letzten Jahren entschieden zu Calvin hinüber. Daneben wäre es auch am Platze gewesen wenn der Verfasser bei Gelegenheit der Schilderung von Olympia's Niederlassung in Heidelberg einige Mittheilungen über die kirchlichen und persönlichen Zustände am kurfürstlichen Hofe gegeben hätte; seinem Publicum gegenüber hätte es nur heilsam sein können, denn die Franzosen wissen im Durchschnitt von der deutschen Geschichte Nichts, und ich wette darauf daß sie sich der pfälzischen gegenüber in keiner andern Lage befinden, obwol die verruchte Verheerung dieses Landes einen Theil ihrer „glorreichen" Geschichte bildet. Ein anderer Punkt den der Verfasser ebenfalls übersehen hat, ist der Propagationseifer seiner Heldin für den Protestantismus. Ihre Briefe an Flacius Illyricus bezeugen wie sie zur Uebersetzung lutherischer Schriften in ihre Muttersprache auffoderte um sie in Italien verbreiten zu können.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Unter den allgemeinen Gesichtspunkten auf die Olympia's Charakter hinweist, scheint uns der Verfasser das Wechselverhältniß ihrer Weiblichkeit und Gelehrsamkeit zu kurz abgefertigt zu haben. Mich hat jene ihre Doppelnatur stets zum Nachdenken aufgefodert und zur Bewunderung hingerissen. Man darf wol sagen keine Frau ist so rein und ohne allen Verlust aus diesem gefahrvollen Doppelverhältniß hervorgegangen. Sie war eine der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit, ohne daß ihre Gelehrsamkeit auch nur den zartesten Duft der Weiblichkeit abgestreift hätte. Ja ich möchte behaupten, diese wurde durch ihre hohe Bildung, ihr tiefes Wissen geweiht und veredelt. Daher erklärt es sich wie sie bei ihrem Eintritt in die Welt geliebt und verehrt und als die Perle ihres Geschlechts angestaunt werden konnte. Und doch, all der Weihrauch der ihr gestreut wurde, er betäubte sie nicht; und der Drang zu lernen und zu produciren, und die Ueberzeugung dazu berufen zu sein, rissen sie nicht los von ihrer Familie, nicht los von den heiligen Banden der Natur. Wenn sie dieser Gefahr je nahestand, so war Dies am Hofe zu Ferrara der Fall; aber da kamen Prüfungen über sie und infolge deren schloß sich ihre religiöse Metamorphose ab die sie fortan vor allem Hochmuthe schützte und ihr alles Schwanken und frühe Abspannung ersparte. Auf diese Weise und zumal als noch eine glückliche Liebe und Ehe dazutrat, blieb sie auf jener goldenen Linie stehen die das gelehrte Weib meistens überschreitet und jenseit welcher die traurige Oede der Eitelkeit, der Unbefriedigtheit und des Zwiespalts und noch schlimmere Dinge liegen. Wir unsers Theils halten die Verbindung ungebrochener Weiblichkeit und strenger Sittlichkeit mit tiefer Bildung des Geistes für das höchste Ziel das eine Frau erreichen kann; und wenn Dem so ist, wer möchte Olympia diese Palme verneinen? Von dieser Seite angeschaut gewinnt sie eine Bedeutung die allein in ihrer Individualität ruht, und mit dem Beispiele ihres Lebens getrauen wir uns sowol Diejenigen aus dem Felde zu schlagen die das Weib einseitig zum Spinnrocken verdammen und ihm das Recht die geistigen Anlagen so gut wie der Mann auszubilden und anzuwenden bestreiten, als Diejenigen die da behaupten, es könne Dieses nur dann wenn es mit den Grundgesetzen seiner Natur in Widerspruch tritt.

Wegele.

Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. Kinderlieder für Jung und Alt von Friedrich von Lehr. Stuttgart, E. Hallberger. 1851. 16. 18 Ngr.

Eine willkommene Weihnachtsgabe! In diesem mit artigen Holzschnitten gezierten Büchlein öffnet sich zum ersten male die volle Hand eines Greisen um von lange aufgesammelten Früchten seines kindlich poetischen Gemüths zu spenden. Ein Mann der Wissenschaft spricht nur aus liebreichem Herzen, ungelehrt zu den Ungelehrten, wie ein Großvater warnend, mahnend, lehrend, scherzend zu der kleinen und großen Kinderwelt. Es sind diese Lieder gereimte kleine Erzählungen, Parabeln, Märchen und Sinnsprüche von munterm süddeutschen Geiste und geradem Volkston, von bescheidener Frömmigkeit und gesunder Natur; manches Wort von tieferm poetischen Sinn tritt aus diesen anspruchslosen Formen hervor, so mancher dieser treffenden Reimsprüche wird sich in Gedächtniß und Gemüth des Kindes einnisten und lebenslang als treuer Berather bewähren. So darf das Werkchen sich zu den besten seiner Gattung stellen und verdient als eine überaus erwünschte Bereicherung unserer Kinderliteratur empfohlen zu werden. 89.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Jacopo Piccinino und König Ferdinand von Neapel.

Im 15. Jahrhundert schieden sich die italienischen Soldtruppen in zwei große Abtheilungen, die Braccesken und die Sforzesken, so nach ihren berühmten Führern genannt, Braccio da Montane und Sforza Attendolo von Cotignola. Die Nebenbuhlerschaft der Feldherren pflanzte sich auch bei der Mannschaft fort: wie Tradition ging sie auf die spätere Zeit über, als Niccolo Piccinino und Francesco Sforza an der Spitze der beiden Parteien standen. Piccinino war minder glücklich als tapfer: in mehren entscheidenden Schlachten, namentlich am Gardasee und bei Anghiari im toscanischen Tiberthal, aufs Haupt geschlagen, starb er 1445 in Mailand vor Gram über das Mislingen seiner Plane sich eine Herrschaft zu begründen, wie mancher Condottiere seiner Zeit, wurden auch nicht alle vom Schicksal so begünstigt wie Francesco Sforza. Von seinen Söhnen ist der jüngere, Jacopo, mehr beinahe durch seinen tragischen Tod als durch seine kriegerischen Handlungen bekannt geworden, obgleich es auch ihm ebensowenig an Tapferkeit wie an Erfahrung fehlte und er mehrmals im Begriffe schien, ansehnlichen und festen Besitz zu erlangen. Sein politischer Unbestand trug ebensosehr zu seinem Ruin bei wie die Verschmitztheit seiner Gegner. Feldhauptmann der Mailänder, als diese nach dem Tode des letzten Visconti sich Francesco Sforza's zu erwehren suchten welcher die Hand nach dem Herzogshute ausstreckte, dann der Venetianer, vertrug er sich mit dem Sforza nachdem dieser gesiegt; von König Alfons von Aragon, dem Beherrscher Neapels, und dessen Sohne König Ferdinand I. (Ferrante) begünstigt, wandte er sich beim Wiederbeginn des Kampfes zwischen der Aragonischen und Anjouschen Partei dem Sohne des Titularkönigs René, Johann von Anjou, Herzog von Calabrien, zu und Ferdinand würde

Neapel verloren haben, wenn der Herzog nach der Schlacht am Flüßchen Sarno des Piccinino Rath befolgte und die Hauptstadt angriff. Als dann im Verlaufe dieses Krieges welchen man den der Barone zu nennen pflegt, Johann von Anjou's Glücksstern sank und der Aragonese unter andern bei Troja in Apulien den bedeutenden Vortheil errang an welchen eine der Abbildungen der Erzthüren des Castelnuovo in Neapel erinnert, gab Jacopo Piccinino den Ausschlag, indem er vom Anjou abfiel und sich unter Zusicherung ansehnlicher Vortheile und Länderbesitzes nochmals in den Sold König Ferdinand's begab. In dem Leben Jacopo's wie man es in Ariodante Fabretti's „Biografie dei capitani venturieri dell' Umbria" (Bd. II. S. 273 fg. Montepulciano 1843) liest, findet sich genaue Auskunft über allen Partei- und Glückswechsel dieses echten Condottiere.

Als Jacopo Piccinino aber sah wie König Ferdinand sich seiner alten Feinde die sich ihm durch Vertrag unterworfen hatten, halb mit List halb durch Gewalt entledigte, ergriff ihn die Besorgniß es möchte ihm ebenso ergehn. Er suchte deshalb sich eine andere Stütze zu verschaffen um etwaiger Gefahr zu begegnen, und wandte sich an seinen alten Gegner, den Sforza, der ihm schon mehrmals Anerbietungen gemacht hatte sich mit ihm zu vertragen und selbst zu verschwägern. Der Herzog ließ ihm glänzende Anträge stellen, und Jacopo brach von Sulmona in den Abruzzen, wo er mit seinem Soldheere stand, mit hundert Reitern nach Mailand auf. „Jacopo", erzählt Niccolo Machiavelli (Florentinische Geschichten VII. Buch), „hatte unter seinem Vater und mit dem Bruder lange Zeit erst für den Visconti, dann für das mailändische Volk gekämpft, sodaß er in Folge mehrjähriger Bekanntschaft in jener Stadt viele Freunde hatte und allgemeinen Wohlwollens sich erfreute, welches durch die neueren Umstände noch gemehrt worden war. Denn das Glück und die Macht der Sforzas hatten Neid wider sie erregt, während Jacopo's lange Abwesenheit und ungünstige Schicksale bei dem Volke Mitgefühl und heißes Verlangen ihn zu sehn erzeugt hatten. Alles Dies that sich bei seinem Eintreffen kund: denn es gab Wenige vom Adel, die ihm nicht entgegenzogen; die Straßen durch welche sein Weg ihn führte waren mit Menschen gefüllt und überall erscholl sein Name. Diese Ehrenbezeugungen beschleunigten seinen Untergang: denn mit dem Verdachte mehrte sich beim Herzog das Verlangen sich seiner zu entledigen. Um dies unbeargwohnt ausführen zu können, wollte er daß Jacopo's Hochzeit mit seiner natürlichen Tochter Drusiana, die er einige Zeit vorher ihm verlobt hatte, stattfinden sollte. Hierauf kam er mit König Ferdinand überein daß dieser ihn mit dem Titel eines obersten Feldhauptmanns und hunderttausend Gulden Sold in seinen Dienst nehmen sollte. Nachdem Dies abgeschlossen war, zog der Piccinino mit einem herzoglichen Gesandten und Drusiana seiner Gattin nach Neapel, wo er froh und ehrenvoll empfangen und mehre Tage lang durch Feste aller Art unterhalten ward. Als er aber um Urlaub einkam nach Sulmona zu gehn wo seine Scharen im Quartier lagen, wurde er vom Könige ins Castell geladen, nach beendigtem Mahle mit seinem Sohn Francesco gefangen und kurze Zeit darauf ums Leben gebracht. So fürchteten unsere italienischen Fürsten bei Andern jene Tapferkeit die in ihnen selbst erloschen war, und unterdrückten sie: nachdem sie dann in Allen geschwunden, ging das Land dem Verderben entgegen welches in nicht langer Frist es überfiel und betrübte."

Aus vorstehender Erzählung ersieht man wie Machiavell der Mehrzahl der gleichzeitigen Geschichtschreiber folgend, deren Ansicht auch die meisten Spätern angenommen haben, König Ferdinand und Francesco Sforza des Einverständnisses im hinterlistigen Handeln gegen Jacopo Piccinino beschuldigt. Beide suchten der Anklage zu begegnen. Sogleich nach der Verhaftung des Condottiere schrieb der König an die Signoria von Florenz, Neapel 24. Juni 1465, die Beweggründe dieser Gefangennehmung zu erklären, Piccinino's frühere Treulosigkeit hervorhebend und ihn erneuter Anschläge beschuldigend, vor denen nur die göttliche Vorsehung die ihn in seinen Nöthen niemals verlassen, ihn bewahrt habe. So vielen Schmerz es ihm nun auch bereitet, habe er doch nicht blos um seines eignen Vortheils sowie um Italiens und der ganzen Christenheit Sicherheit willen den Jacopo Piccinino zu greifen und in seinem Castell zu Neapel in Verwahrsam zu halten befohlen. Dieses im Archiv der Riformagioni zu Florenz befindliche Schreiben ist von G. Canestrini in den „Documenti per servire alla storia della milizia italiana del XIII. secolo al XVI." (Florenz 1851) gedruckt worden, zugleich mit zwei andern Episteln an die florentiner Signoria, deren erste, von dem Herzog von Mailand, seine Gewissensunruhe wie die Besorgniß klar macht, man möchte ihn der Theilnahme an Ferdinand's Verrath zeihen. Das Schreiben ist vom 30. Juni 1465.

„Excellentes et potentes domini tamquam patres nostri honorandi. Wir haben eine Zuschrift von euch erhalten, mittels welcher ihr mit großer Theilnahme und gewohnter herzlicher Zuneigung euer Beileid über den Vorfall in Neapel mit dem Grafen Jacomo unserm Eidam ausdrückt, indem ihr eurerseits bereitwillig die von uns in eurem Namen dem Könige angebotene Gewährleistung bestätigt, und überdies meldet wie ihr eurem Botschafter geschrieben habt, er solle sich zu dem erlauchten Don Federigo, Sohn des Königs, und der erlauchten Ippolita Maria und unsern übrigen Kindern verfügen um sie zu ermuthigen und ihnen euer Gebiet anzutragen falls sie sich dorthin begeben wollten. Für alles Dies sagen wir Euren Herrlichkeiten unendlichen Dank. Das Schreiben E. H. war uns besonders erwünscht, umsomehr als wir darin eine Bestätigung und Gutheißung unserer Vorkehrungen fanden, was uns einen Theil der Last des Leides und Kummers von der Seele genommen hat. Denn wir finden daß wir uns nicht in dem Vertrauen auf die Republik getäuscht haben, auf welche wir stets unsere festeste Hoffnung gesetzt, so daß wir uns jetzt erkühnt der Majestät des gedachten Königs Sicherheit für den genannten Grafen Jacomo anzubieten. E. H. wissen dagegen daß sie über uns, unsern Staat, Kinder und eigne Person frei verfügen können. Nach Absendung unserer ersten Briefe nach Neapel schrieben wir sogleich unserm Bruder Alessandro daß er sich zum Könige zu begeben habe; hierauf sandten wir unsern Sohn Tristan zum Zweck der Befreiung des Grafen Jacomo. Darum schien es uns auch nöthig daß gedachte Ippolita mitsammt unsern andern Kindern zu warten habe bis man die Antwort der Majestät des Königs vernommen haben wird. Und so haben wir ihnen befohlen an irgend einem Orte zu verweilen, wo keine Besorgniß vor der Pest und hinlängliche Bequemlichkeit des Lebens zu finden ist. Ist Anderes noch zu thun erfoderlich, so werden wir es thun und E. H. melden, zu deren Wünschen wir immer bereit sind. Zu Mailand, den letzten Tag des Juni 1465."

Zur Erläuterung dieses Schreibens ist zu bemerken daß Ippolita Maria Sforza, die Tochter Francesco' s und der Bianca Maria Visconti, gerade um diese Zeit sich auf dem Wege nach Neapel befand als Braut Alfonso's, Herzogs von Calabrien, des nachmaligen Königs Alfons II. Don Federigo, Graf von Altamura, Ferdinand's jüngerer Sohn und als König Friedrich der letzte des neapolitanischen Zweiges der Aragonesen, hatte sie mit 600 Pferden von Mailand abgeholt, und zwei der jüngern Söhne des Herzogs, Filippo und Sforza Maria, gaben ihr das Geleite bis Neapel. (Vgl. Ratti, „Della famiglia Sforza". Bd. II. S. 13.) In den Briefen an Antonio da Trezzo, seinen Gesandten in Neapel, sprach Francesco Sforza sich viel deutlicher darüber aus daß man ihm Mitschuld geben würde. „Ganz Italien weiß", so schrieb er, „daß auf unsere Ermunterung und Zurede der Graf Jacomo sich entschlossen hat in die Gegenwart der Majestät des Königes sich zu begeben, indem er uns völliges Vertrauen schenkte und ihm schien es könne ihm nicht schlecht ergehn unter unserm Schutz und

Schatten, sondern er werde vom Könige gut aufgenommen und behandelt werden, wie der König mit eigener Hand uns geschrieben und uns schreiben und wissen lassen hat. Da er ihn nun gefangen genommen, so gibt es Keinen der nicht argwöhne und sage, wir haben ihn mit Absicht gesandt auf daß er in Gefangenschaft und Unglück gerathe." Er fügte dann hinzu, nachdem er sich so viel um die Vernichtung der Anjouschen Partei gemüht, habe er nicht erwartet daß König Ferdinand seiner Ehre einen solchen Makel anheften werde, „welchen alles Wasser im Po nicht auslöschen könne." (Vgl. Fabretti a. a. O. S. 301.) Papst Paul II. sagte als er die Kunde der Gefangennehmung vernahm: „Heute ist das Heil ganz Italiens erfolgt, namentlich aber des Herzogs von Mailand und seiner Nachkommen."

Am 14. Juli schrieb König Ferdinand folgenden Brief an die Signoria von Florenz. „Rex Siciliae etc. Magnifici viri amici nostri carissimi. Heute ist der achte Tag seit unsere Flotte nach des höchsten Gottes Rathschluß den Feind besiegt hat. Als der Bote dieses Sieges nach Neapel kam, rannte eine große Menge Menschen jeden Standes nach dem Castell, durch Springen, durch Jauchzen, durch Händeklatschen nach ihrer Gewohnheit ihre Freude auszudrücken. Durch das Geräusch betroffen wollte Jacopo Piccinino, der in einer Kammer des Thurmes von wo man die Stadt überschaut wohnte, sich von der Ursache unterrichten und bemühte sich ein etwas hohes Fenster zu erklimmen, von wo er die Jauchzenden freier sehen und hören konnte. Da es aber nicht leicht war zu jenem Fenster zu gelangen, ließ er sich von Galeazzo Pandone helfen, der mit ihm sich in demselben Gemach befand. Da er nun auf einen Tisch gestiegen war und das Eisengitter mit der Hand zu erreichen suchte, die Hand ihm aber versagte, stürzte er vom Fenster herab und schlug im Fallen wider die scharfe Kante des Tisches an, so daß er sich dabei eine Rippe zerbrach. Da uns dieser Vorfall sehr leid that, sandten wir augenblicklich Aerzte hin für seine Genesung dieselbe Sorge zu hegen wie wenn es für unserer Kinder Leben wäre. Obschon aber Wundärzte und Andere alle Sorgfalt anwandten, so war es doch vergebens, indem es eine tödtliche Wunde, wogegen es kein Heilmittel gab, so daß der Schmerz und die ungemäßigte Gewalt des Schadens siegte. Am zwölften Tage dieses Monats, ungefähr um die fünfte Stunde der Nacht, verschied so Jacopo, nachdem er alle Sacramente empfangen welche ein Christ zu empfangen pflegt und verpflichtet ist. Gott vor dem der Menschen Herzen offen liegen, ist uns Zeuge daß dieser Vorfall uns sehr nahe gegangen ist und noch nahe geht, obgleich jener Mann nur auf unsern Nachtheil und Ruin bedacht gewesen war. Daher schien es uns passend diesen Todesfall E. H. anzuzeigen. Denselben zeigen wir gleichfalls an daß durch des unsterblichen Gottes Güte morgen die Insel Ischia in unsere Gewalt und Besitz kommen wird. Nach der Gewinnung dieser Stadt und Erkämpfung des Sieges zu See und Land ist unsern Kriegen ein glücklicher Ausgang geworden durch die Gnade unseres erhabenen Schöpfers, dem wir, wie wir verpflichtet sind, den Sieg und alles Glück stets zuschreiben. Gegeben in unserm Castel dell' Uovo, am 14. Juli 1465."

Die Schilderung des Hergangs ist ausführlich genug, aber Keiner glaubte an die Wahrheit der Erzählung. Antonio da Arezzo erhielt die Erlaubniß sich in den Kerker zu begeben, doch ohne mit dem Gefangenen zu reden: er berichtet wie er ihn von ferne sah ohne von ihm gesehen zu werden, während die Heilkundigen mit ihm beschäftigt waren, und wie er den sterbenden Mann klagen hörte. Tristan Sforza fand ihn als Leiche. Jacopo Piccinino war 42 Jahre alt geworden. In ganz Italien hieß es, die Furcht und der Argwohn des Sforza und des Aragonesen, welche sich verschwägerten und gute Freunde blieben, hätten ihn umgebracht. Das für die gesammte Halbinsel unheilvolle Zerwürfniß zwischen den Herrscherfamilien von Mailand und Neapel begann erst etwa ein Vierteljahrhundert später: Ferdinand's Sohn Alfonso und Francesco's Sohn Lodovico il Moro waren die Hauptpersonen in dem großen Drama, das mit der Festsetzung fremder Herrschaft in Italien endete. 10.

Ueber Mishelligkeiten in der Freundschaft.

Aus einem Briefe.

... Sie äußern Empfindlichkeit, halten sich gekränkt, werden sogar in Ihren Ausdrücken bitter ...

Was zu machen? „Zank ist oft gut in der Liebe, in der Freundschaft nie", sagt W. Temple, und Hamann meint: „Ohne magna venia, d. h. große Verzeihung, Nachsicht, Toleranz, gibt es weder eine große Freundschaft noch ingenium. Hierin besteht die ganze Poetenkunst der brüderlichen und der gemeinen Liebe." Mit diesen Sprüchen wäre ich gedeckt gegen Ihre Vorwürfe. Gesetzt aber Sie wollten nicht verzeihen, wollten fortfahren zu streiten, wollten Ihre Freundschaft aufkündigen, trauernd würde ich meine alten Gesinnungen für Sie bewahren; „denn diese zu ändern ist gegen meine Grundsätze."

Sie rufen wahrscheinlich: Fort mit Grundsätzen, man thäte gut ihrer in der Freundschaft nicht zu erwähnen! Gewiß, es wäre besser, es kommt aber gewöhnlich dazu. Grundsätze sind nach herkömmlicher Gebrauchsweise eine Reihe von Begriffen die unserm Geschmack, unsern Neigungen und Wünschen entsprechen und die letztern vor unserer Ueberlegung rechtfertigen sollen. Berührt Etwas dieselben störend, feindselig, sogleich suchen wir in Grundsätzen Hülfe wider das Fremde und halten sie für ein Mittel mit gutem Gewissen zu bleiben wie wir sind und den gewohnten Kreis der Empfindungen zu retten. In der Freundschaft bedarf man ihrer nicht solange kein Misverhältniß eintritt, mit diesem erscheint eine Fülle und man hofft meistentheils durch sie das Einverständniß herzustellen, sich gegenseitig aufzuklären, wenigstens an seinem Theile pflichtgemäß die Beschuldigungen des Freundes zu entkräften. Ohne Mishelligkeiten hätte man keiner Grundsätze über Freundschaft gedacht.

Wieland und Jacobi wurden Freunde, das Verhältniß knüpfte sich fester durch die Herausgabe des „Deutschen Mercur". Jacobi findet Anlaß zur Beschwerde, gesteht Dies offen, und sogleich erscheinen Grundsätze. „Wenn wir wollen", schreibt er, „so kann die gegenwärtige Epoche eine der heilsamsten für unsere Freundschaft werden. Der große Newton selbst konnte kein Weltsystem nur erdenken welches ununterbrochen in Einem fortgegangen wäre; dann und wann mußte einmal wieder daran gestellt und gerichtet werden. Was man nun auch gegen eine solche Schöpfung einzuwenden haben mag, so ist sie doch immer besser so da als wenn unser Herr Gott allein und alles Unvollkommene fein weggeblieben wäre. Kommt man nur allen endlichen und somit gebrechlichen Dingen zu rechter Zeit zu Hülfe, so hat es mit dem Einfallen so leicht keine Noth, wie wir denn miteinander an Sonne, Mond und Sternen mit Vergnügen bemerken und hoffentlich noch lange bemerken werden." Wieland erwidert dagegen: „Ich hasse Nichts ärger als meinen Freunden alle Augenblicke eine Rechtfertigung meines Betragens vorlegen zu müssen." Er verwirft den Gedanken einer völligen Entzweiung: „Nur keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr! Gehen wir in Gottes Namen Jeder seinen Weg so nahe beisammen als möglich, nur nie wieder so nah daß wir uns die Köpfe aneinander zerschellen. Vielleicht ist Dies das wahre Mittel mit der Zeit ungetrennliche Freunde zu werden." Späterhin bei einer andern Mishelligkeit äußert Jacobi: „Alle moralischen Befugnisse laufen am Ende auf physische Möglichkeiten hinaus; wohl verstanden, daß ich das Wort physisch hier in metaphysischem Verstande nehme. Zwei Menschen die nur Ein Herz und Eine Seele sind, können in ihren Neigungen und Abneigungen einander nicht widersprechen; Leute die nicht ganz Ein Herz und Eine Seele sind, müssen es nach Maßgabe ihrer Verschieden-

heiten; aber kein edler Mann kann einem Schurken seine Hochachtung, seine Freundschaft geben, kein Mensch kann sein Liebstes, solange es sein Liebstes bleibt, zu Markte bringen." Diese Grundsätze alle, fein und verständig, sind Kinder wirklicher Empfindungen, dadurch zugleich wahr, nur auch ohnmächtig ein gestörtes Verhältniß wiederherzustellen, weil sie gerade dieser Störung ihr Dasein zu verdanken hatten. Vollständige Pandecten der Freundschaft werden blos geschrieben über ihrem Grabe.

Wir nun, Verehrtester, sind jetzt auf das Feld der Grundsätze gerathen, und so sei mir verstattet nach ihnen zu greifen. Inzwischen behaupten die meinigen eine andere Geltung als die angegebene, sind nämlich: solche Urtheile und Sprüche, welche immer wider mich Recht haben, gegen Neigungen, Wünsche, Geschmack und Affecte feindselig auftreten; Despotengesetze des Kopfs wider das Herz, denen man nicht auszuweichen vermag ohne aus der Haut zu fahren, und mit denen man doch aus der Haut fährt; Kinder der Noth und Schmerzen, zur Tröstung in Noth und Weh; Urheber einer Ascese des Gemüths welche zu den unerfreulichsten Dingen des Lebens gehört und dennoch alle Tage sich aufdringt. Im Paradiese und im Himmel gibt es keine Grundsätze, oder beide wären schlechter als ihr Ruf. Mit manchen Grundsätzen habe ich eine Abfindung versucht, nämlich befugt zu sein sie nicht zu befolgen, mit andern besteht ein Verkommniß ihnen jederzeit treu anzuhängen, und diese wären wol die vorzüglichsten.

Weder Verkommniß noch Abfindung braucht die sorglose Jugend zu ihren Rosenfesten. Das sehnende Auge findet ein zweites als seinen Spiegel, Herzen werden getauscht, Bündnisse für die Ewigkeit geschlossen, an Sturm und Wandel denkt Niemand, Flügel der Phantasie schweben hinaus über die Schranken des gewöhnlichen Daseins. Ich nahm wol Anstoß in Jean Paul's „Titan", daß Albano schwärmerisch in manchen ihm nur dem Namen nach bekannten Personen den Freund und die Geliebte sucht; allein der Zustand früherer poetischer Jahre ist doch ein solcher, wir wollen haben was uns fehlt, und noch mehr. Man forscht und lauscht bei jeder Erscheinung ob es wol die rechte wäre, endlich tritt ein Wesen dir entgegen welches zum Träger aller innern Bilder dienen kann, es wird geschmückt mit Farben und Kränzen, gewährt Silberblicke der Befriedigung, ein dichtender Engel in uns findet Worte und Melodien für Pylades und Laura.

Späterhin erfahren wir mit Schiller:

Die Ideale sind zerronnen
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt!

aber erfahren nicht immer mit dem Dichter daß die Freundschaft ausharrt und tröstend zur Seite bleibt, da auch sie in Idealen weilt. Dann beginnt elegische Zeit, nach ihr Entsagung, welche die Lebensbilder nicht mehr draußen, sondern an den Wänden des einsamen Kämmerleins sucht woran die Ideale befestigt worden. Sie erfrischen wie Rafael's und Guido's Kindergestalten mit freundlichen Augen und milder Stirne, indem wir sprechen: „Sie leben nicht." Erste Liebe und Freundschaft verschwinden gleich der Echo und lassen nur die Stimme zurück welche bei lautem Ruf der spätern Zeit entweder letzte Silben des Worts nachhallt oder als unvernehmliches Geräusch in die Gebirge sich verliert.

Wer mit thränendem Auge des Nichtseins der innern Lebensbilder gedenkt oder die arme Echo nicht vergessen kann, deren verstümmelte Antwort in Gebirg und Thal ihm den Schmerz des Verlusts erneuert, der tröstet sich wol mit Gedanken der Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und des Schicksals, welche doch nichts Anderes aussagen als daß die Sache sei was sie ist.

Gleiche Erfahrungen erzeugen gleiche Gedanken und scheinen durch in ältern und neuern Aeußerungen über Freundschaft. Cicero nennt sie: „das vorzüglichste der Erdendinge, naturgemäß, und wer sie dem Leben entzöge würde der Welt ihre Sonne rauben." Auch er weiß: „Nichts sei schwerer als daß Freundschaft bis ans Ende des Lebens dauere"; tadelt aber: „zu lieben als wenn man einmal hassen müßte." Wiewol Seneca die Freundschaft zur Tugend und zum Glück des Weisen zählt, empfiehlt er dennoch Selbstzufriedenheit, nicht um ohne Freund leben zu wollen, sondern es zu können; das Können bewirke den Verlust des Freundes ruhig zu ertragen." Kant hatte einen Spruch des Aristoteles zu dem seinigen gemacht: „Lieben Freunde, es gibt keine Freunde." Dessenungeachtet haben Freunde diesen Unglauben nebst andern Eigenthümlichkeiten des Philosophen der Nachwelt aufbewahrt.

Gestehen wir uns: kein Superlativus der Empfindung taugt für unsere Erdentage, sondern ein vernünftiger Positivus, dem vergönnt ist zuweilen in den Comparativus überzugehen. Freilich hat die höchste Steigerung ihre Wahrheit in der Poesie, aber Tafeln der Prosa gehören in die Bundeslade menschlicher Gesellschaftsverhältnisse, besonders wenn das Bleibende derselben in Frage kommt.

Hiergegen scheint Houwald in seinen dramatischen Werken „Bild", „Leuchtthurm", „Heimkehr" zu fehlen, indem er eine Liebe schildert die 18 Jahre und darüber leidenschaftlich fortdauert, zum Selbstmord und Verbrechen hinreißt, während doch in einem solchen Zeitraum nach Behauptung der Physiologen sogar unser Körper drei mal neu wird und die alten Stoffe scheidet. Vielleicht verstärkt dieser Fehler den poetischen Eindruck auf Kosten der Wahrheit und läßt uns schwärmen in Möglichkeiten welche die Wirklichkeit gefangennehmen auf den Brettern, und Zeit und Raum zu vernichten suchen, die im Leben selbst schwerlich zu bannen sind, obwol man darauf ausgeht.

Wird nicht verlangt in den Ehen, die Liebe solle bleiben wie am Anfange; Hingebung, Wonnegefühl der Vereinigung sollen die übrige Welt vergessen machen? Dem Vernünftigen muß bange werden, nicht wegen Kürze des Lebens, sondern wegen seiner Länge. Es kommt Uneinigkeit, auch Eifersucht, man will zurück zum hochzeitlichen Anfange was unmöglich ist; man will durch verdrießliche Wahrheiten, erfreuliche Irrthümer wiederherstellen was sich widerspricht, und demosthenische Reden des gesunden Verstandes werden dem Unheil nicht abhelfen. Man könnte Dies eine verstockte Lebenspoesie nennen, welche gar nicht nach Prosa fragt, keine Grundsätze gelten läßt die Recht haben, mit Widersinnigkeit sich abmüht, Unglück findet vor lauter Jagd nach Glück und mit überschwenglichem Glauben an ihren Himmel die Erde zum Jammerthale macht, weniger Trost darüber gewährend als die Theologen.

Wird nicht verlangt von der Freundschaft daß sie dauere bis ans Grab, aushalte unter Stürmen und Schicksalswogen? Sie ward geschlossen in Neuheit des Gedankenverhältnisses, im gemeinschaftlichen Genuß froher Stunden; doch die Neuheit verdampft, die Gedanken veralten, die frohen Stunden sehen einander ähnlich. Akademische Freundschaften feiern ihre Blütenzeit in den Hörsälen, Männerfreundschaften geben ihr Bestes solange sie frisch sind, und es geht der Freundschaft wie den Menschen, daß sie ihre Jugend am meisten preist wenn sie derselben verlustig geworden. Schon Seneca sagt: „Die Freundschaft macht eine Gemeinschaft aller Dinge, nichts Glückliches oder Unglückliches hat man für sich allein, man lebt miteinander." Dies Zusammenziehen verschiedener Lebenssphären gelingt am leichtesten wo geringe individuelle Verschiedenheiten auftauchen, am schwersten wo diese stärker hervortreten; daher am leichtesten im Embryonenzustande der Jünglingsjahre, am schwersten in der festen Gestaltung des Alters; am leichtesten im Anfange der Freundschaft, wo Einer dem Andern noch als Chaos erscheint, am schwersten im Fortgange derselben, wenn die Elemente des Chaos auseinanderweichen. Richtig darum haben alte Philosophen die Feindschaft, Geschiedenheit als Grund des Entstehens der Dinge angenommen, und wir könnten umgekehrt das Entstehen der Dinge als Ursache der Feindschaft betrachten oder vielmehr als Ursache des Todes der Freundschaft.

Am Entstehen der Dinge wird es nie im Leben fehlen; Geschäfte, Amt, Heirath, Ehrenbezeugungen, Kinder bringen neue Theilnahme und Sorgen, schwächen das Gesammtleben der Freunde, zumal wenn Jeder sich fest einbaut in seinen nächsten Umgebungen, was gewöhnlich geschieht und nicht eben getadelt werden kann. Nun verlangen die Meisten, Freundschaft solle dennoch nicht blos unverändert bleiben, sondern sogar sich steigern im Fortgange der Zeit, ein alter Freund solle wie Lagerweine zunehmen an Feuer, sie stützen darauf Ansprüche, berechnen vielleicht ein Gesetz der Steigerung und werden unwillig wenn die Wirklichkeit damit nicht übereinstimmt. Es scheint, mein Bester, Sie haben nach solchem gewöhnlichen Maßstabe Ihre Foderungen an mich gestellt, die alle mal von wahrer Freundschaft zeugen, aber ein wenig gegen die Natur der Dinge anstoßen und vielleicht jener verstockten Lebenspoesie angehören.

Wollen wir nun mit gegenseitiger Empfindlichkeit klagen, entschuldigend zudecken oder anständig bitter den Schaden aufdecken und vergrößern? Flüchten wir lieber zu Grundsätzen.

Nur zu keinen gewöhnlicher Art. Diese wollen Rechtfertigungen, spitzfindiges Eingehen in die erste Schuld, bringen eine halbe oder Viertelsversöhnung und unnütze Quälerei. Was sich liebt, zankt sich, sagt ein Sprüchwort, und demgemäß betrachten Manche den Hader als unentbehrliche Zugabe von Liebe und Freundschaft, gleichwie gemeine russische Weiber geprügelt sein wollen zum Beweise daß der Mann sie liebe, oder wie ein erfahrener Franzose räth sich die Neigung der Geliebten zu erhalten durch ungleiches Betragen, launenhafte Härte und abgeschmackte Foderungen. Ich denke, wir verzichten auf diese Hülfe, da wir Männer sind und nicht homöopathische Heilung des Uebels vom Uebel erwarten.

Vielmehr führen solche Maßregeln bei ausgesprochenen Charakteren gemeiniglich zum völligen Bruch, zu welchem man mit leichterer Mühe gelangen konnte. Fragen ließe sich mit der Frau von Staël: „Wie geschieht es daß zwei Wesen die sich ihre Gedanken vertrauten, welche über Gott, Unsterblichkeit und Schmerz geredet, mit einem male einander fremd werden? Welch erstaunliches Geheimniß ist die Liebe! Eine wunderbare Empfindung oder keine!" Die Antwort steckt in meinen Bemerkungen, und starres Streiten führt nicht zur weichen Vereinigung. Daher befolge ich den Grundsatz: auf keinen Streit einzugehen, nicht Recht haben zu wollen, Entrüstung zu dämpfen, dem Freunde das Möglichste einzuräumen aus alter Liebe und Gesinnung, und diese heilig zu bewahren, was auch dagegen vorfallen möge. Freilich sind dadurch manche steigende Ansprüche dennoch unbefriedigt, freilich bleibt ein Geschehenes, nämlich das vorhandene Misverständniß; allein es werden die unerfreulichsten Erscheinungen verhütet, daß genaue Freunde sich überwerfen, Feindseliges verbreiten, daß liebende Gatten sich anklagen, und doch Alle gegenseitig Recht zu haben vermeinen. Ja wenn der Grundsatz von Jeglichem befolgt würde, wäre er gewiß der beste für Dauer der Freundschaft und Liebe, am meisten geeignet vorkommende Uneinigkeit zu schlichten und der alten Empfindung Sieg zu verbürgen. Also, mein Freund, auch gegen Sie stehe ich mit dem Grundsatz ohne Uebelwollen, gebe Ihnen Recht in Ihrer Empfindlichkeit und bitte nur daß Sie selbst ihn anerkennen und als ein Mittel in der Noth nicht von der Hand weisen.

Demgemäß kommt mir nicht in den Sinn Freunde zu bekehren oder die Welt, sondern ich will mit Beiden leben so gut ich kann und soviel sie von meiner Theilnehme und Liebe sich gefallen lassen. Leider steht diesem Grundsatz ein anderer zur Seite der wider mich spricht und mit welchem ich eine Abfindung treffen müssen um ihn nie zu befolgen. Er sei Ihnen offen mitgetheilt trotz seines strengen und harten Inhalts.

Im Allgemeinen nämlich wissen die Menschen Versöhnlichkeit und Milde wenig zu schätzen, sondern achten höher deren Gegentheil, darin der Glücksgöttin ähnlich welche mit ihren Gaben gern Diejenigen heimsucht denen am wenigsten damit gedient ist. Weil alle Freundschaft auf Werthschätzung und Hochachtung beruht, so könnten diese durch milde und nachgiebige Grundsätze geschwächt werden, der Freund könnte in Versuchung gerathen zu erproben wie weit die Nachgiebigkeit sich erstrecke, bis etwa wie zwischen Fechtern eine Stellung eintritt die den Angegriffenen am Zurückweichen hindert, er also sich wehren muß. Für solchen Fall hätte eine frühere Gegenwehr den Kampf abgekürzt und leichter entschieden. Man sollte deswegen im Leben bewaffnet einhergehen um Kämpfe zu vermeiden, die Rauflust Anderer zu mäßigen und ihren Uebermuth zu beschränken; denn die Meisten halten kaum der Mühe werth zu lieben was sie nicht fürchten, und suchen in ihren nächsten Umgebungen Gegenstände des Zanks und Siegesfreude über das Schwächere. Daher die häufigen Kriege zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern, Geschwistern, Verwandten und Freunden. Wer hierin am friedlichsten sich beweist, erfährt am wenigsten Schonung, den Kecken und Trotzigen scheuen Alle, es bleibt nur die Wahl zwischen Hammer und Amboß. Mit Unbekannten wagt selten Jemand Streit, er kennt nicht die Stärke des Andern, oder weiß wie frei dieser einem Kampf ausweichen kann, oder ist ungewiß über die Wahl der Waffen, ob der Gegner nicht hieb- und stoßfest, vielleicht auch kugelfest sei; dagegen bei Bekannten ihre Verwundbarkeit leicht entdeckt wird und sie wegen der Nähe des Verhältnisses sich stellen müssen. Daraus stammt eine Regel kluger und friedliebender Männer, engere Verbindungen abzulehnen, Freund dem Einen wie dem Andern zu sein aus allgemeiner Menschenliebe, nicht aus besonderer Zuneigung, und sie erfahren dann keine Spannungen, keine Vorwürfe, ja es gelingt ihnen oft destomehr Anhänglichkeit zu gewinnen, jemehr sie sich einer lebhaften Erwiderung entziehen, jemehr sie Dasjenige nicht wollen was Andere eifrigst wollen, nähere Gemeinschaft, Innigkeit des Beisammenseins und herzlicher Theilnahme. Leuten von Ruf und ausgezeichneten Gaben erleichtert ihr Selbstgefühl die dafür nöthige Haltung, welche z. B. in Goethe's Lebensverhältnissen überall durchschimmert. Seine Ehe war keine Geistesgemeinschaft, Eckermann ein bequemer Hörer, Berichterstatter und Hausgenosse, Bettina keine wärmende, sondern ergötzliche Flamme, Schiller ein Dichterspiegel für poetische Licht- und Farbenlehre.

Eigentlich ist diese auf richtigen Grundsatz gebaute Weisheit wohlfeil und theuer zugleich; jenes durch Leichtigkeit der Befolgung mit kühlem Herzen, dieses durch den Verlust der schönsten Güter und Sonnenlichter des Lebens. Ich lobe mir dagegen eine Unklugheit welcher das warme Herz sich hingibt und freilich tiefen Schmerz erfahren kann, im schlimmsten Falle aber nur dort anlangt wo die Klugheit von jeher war, und mit der Bitterkeit des Schmerzes zugleich die Erinnerung der Freude kennt, indem jene nur da ist durch Vergleichung mit dieser. Die vorsichtige Klugheit wandelt daher auf dem Wege der Asceten, welche sich das Leben ungenießbar machen um das Sterben zu versüßen. Ueberhaupt nenne ich nicht Kunst und Weisheit die kalten Höhen des Daseins zu erklimmen; vielmehr von droben stets hinabzusteigen ins Thal und in dessen mildern Lüften Freude zu würdigen und Leid mit Gleichmuth zu tragen, Das ist Kunst und Weisheit.

Habe ich auf diese Weise mit dem bösen Grundsatze mich abgefunden oder vielmehr ihm entsagt, so darf ich ihn in größter Allgemeinheit aussprechen, die mit Demjenigen übereinstimmt was Cervantes von den Weibern behauptet: „Sie lieben Den der sie verachtet, und verachten Den der sie liebt." Sonach um Anhänglichkeit zu gewinnen müßte man die Menschen nicht lieben, sondern verachten. Vor der Härte des Spruchs sind wohlmeinende Leute zurückgeschaudert, wenn sie voraussetzten er solle befolgt werden, oder vergaßen daß Jeder in jedem Augenblick eine Ausnahme von der Regel sein könne und daß die wahrsten Grundsätze über Menschen, wie jener große Schriftsteller bewiest, die feindseligsten sind wider das Herz. Warme

Empfindung, zuvorkommendes Wohlwollen, aufrichtige Ergebenheit wirken das Gegentheil ihrer selbst, nämlich Ansprüche, Empfindlichkeiten, Zurückhaltung, Misverständnisse, sowol in der Weiberliebe als in Jugendfreundschaften, Familienverhältnissen, ja im ganzen bürgerlichen Leben. Umgekehrt erfahren Kälte und Eigensinn feste Anhänglichkeit und Liebe. Das stammt aus dem Hange der Menschennatur, geringzuschätzen was man besitzt, hochzuschätzen was fehlt und überhaupt den Werth eines Besitzes nur danach zu bestimmen, wie viel Mühe es kostete ihn zu erwerben und zu behaupten. Nun ist es leicht das Wohlwollen herzlicher Menschen zu gewinnen, man hält den Besitz sicher durch die Voraussetzung ihres Charakters und wie sehr es sie schmerzen würde andersgesinnt zu sein; also bedarf das Verhältniß zu ihnen keiner besondern Vorsicht und Schonung, denn sie werden jedes Störende zurechtlegen und ausgleichen; gesetzt aber Dies geschähe ein mal nicht, so glaubt man selbst sich beklagen zu dürfen über das ungewohnte Verfahren. Hält es dagegen schwer die Eisrinde des Gemüths zu schmelzen und einigen Frühling der Neigung hervorzurufen, so gibt Dies dem Ereigniß höhern Werth, man fürchtet das Gewonnene zu verlieren, man sucht es durch Behutsamkeit und Nachgeben zu sichern, wodurch die eigene Anhänglichkeit und Hochschätzung steigen. Schon das Kind liebt den strengen Erzieher mehr als den schwachen, nachsichtigen, so lieben auch die erwachsenen Kinder, die Menschen. Bekannte Erfahrung lehrt daß mürrische Leute in ihren seltenen heitern Augenblicken ungemein liebenswürdig erscheinen, weil dies Seltene im Gegensatz mit dem Gewöhnlichen überrascht und dann gleich einem Sonnenstrahl bei dunkeln Nebeltagen ausnehmend erfreut.

Mein Grundsatz findet vollständige Bestätigung im Verhältniß der Mächtigen zu ihren Umgebungen. Bonaparte, der alle Menschen als Mittel zu seinen Zwecken brauchte, dem weiches Wohlwollen und Herzensgüte fremd genug waren, findet im Unglück mehr treue Freunde und Begleiter als sonst die Besten und Liebevollsten denen das Glück den Rücken kehrt. Las Cases, welchen er zuvor nie beachtet, folgt ihm in die Verbannung, verläßt Weib und Kinder, sucht Ruhm in der Virtuosität des Dienens. Napoleon kümmert sich wenig darum, läßt ihn kaum vor sich, hat ihn während der Seereise zum Besten, und der Diener schwimmt in Entzücken. Vielleicht entspricht Dies jener Schilderung welche der Seeminister von dem Grafen machte: „er sei eine Art von Narren, aber blos für die Person des Kaisers"; allein Andere haben dieselbe Narrheit, z. B. der Brite O'Meara, dessen Tagebuch den Statthalter von St.-Helena mit dessen ganzer Nation anklagt, weil dieser vorschriftmäßig den Ankömmling unter genaue Polizeiaufsicht stellt, für welchen nichts Besseres gefunden werden konnte als die eigene Anstalt womit er das Festland von Europa beglückt hatte. Wenn ihn die Genossen der Verbannung mit freundschaftlicher Zartheit und Hingebung behandeln, warum? Ehrenzeichen waren nicht mehr zu ertheilen, Güter und Belohnungen nicht mehr zu spenden. Allein der Entthronte, dem weichere Gefühle des gewöhnlichen Lebens fremd sind, der mit Menschenglück und Menschenseelen zu spielen weiß, erscheint als Wesen höherer Art, einem schicksallenkenden Gott gleich, der erhöht und erniedrigt ohne sanftere Eindrücke zu kennen und zu schonen. Käme ihm einmal Anwandlung derselben, so wüßten die Freunde vor Bewunderung sich kaum zu fassen. Selbst im Unglück verehren noch die Sklaven der Tuilerien die Eigenschaften des Herrschers, sie wollen von dem Gesunkenen nicht scheiden, ihnen ist eine Welt armselig in welcher sein Wille nicht gebietet, sie folgen ihm auf die Klippen der einsamen Insel, und der große Kaiser würdigt sie fortdauernd seiner Befehle in ärmlicher Wohnung, im umstellten Raume den er ohne Aufsicht nicht überschreiten darf. Sie wissen es würde ihn jetzt noch wenig beunruhigen wenn sie gingen oder ihm Gehorsam verweigerten, darum bleiben und gehorchen sie.

Mich soll nicht wundern wenn Geschichtschreiber des jüngsten Welteroberers aus dessen letzten Tagen seine Gemüthlichkeit beweisen, wodurch Freunde hingerissen wurden Europa und ihrer Familie zu entsagen um den Gebeugten zu trösten. Konnte doch selbst noch seine Asche die Franzosen hinreißen! Ach, die wahrsten Grundsätze des menschlichen Lebens sind oft wenig bekannt oder man glaubt ihnen nicht, indem sie gewisse poetische Lieblingsbilder zerstören, an denen man hängt und mit inniger Theilnahme festhält. Ich möchte Dieses wol auch, wäre nicht eine bittere Wahrheit besser als ein süßer Irrthum, oder vermöchte man jener zu entfliehen, sobald sie mit entschiedener Gewalt sich aufdrängt. Weder Welt noch Grundsätze schmeicheln unsern Wünschen, und ein Wechselverkehr mit beiden ist doch unvermeidlich.

Mein böser Grundsatz würde in der Kürze lauten: „Schenke Alles dem Freunde, nur nicht dein Herz!" Wer mag ihn befolgen, und was ist dann die Freundschaft werth?

Da Sie wissen, lieber Zürnender, daß ich ihn nicht befolge, sondern ausdrücklich in die Wüste banne, auch unsere Klagangelegenheit keine Todsünden, sondern nur erläßliche betrifft, so reiche ich Ihnen mit vollem Zutrauen die Hand und erwarte zuversichtlich Vergebung, welche alle mal in Thränen hervorbricht, aber in hellen, himmlischen, welche Perlen der Liebe bedeuten. 23.

Notizen.

Ein peruanisches Stiergefecht.

In Chinchero, einem Orte Niederperus, wurde das Fest Unserer Frauen von Loretto gefeiert. Die ganze Einwohnerschaft und die aus der Nachbarschaft Herbeigekommenen hatten bereits zur Vorfeier am Sonnabend Abend berauschende Getränke, besonders Chicha und Branntwein zu sich genommen, und am Sonntage wo damit fortgefahren wurde, war fast kein einziges Glied der Procession, Mönche und Laien, das nicht mehr oder weniger betrunken gewesen wäre. Die Lanceros, arme Teufel von Indianern, waren entschlossen, dafür daß sie auf Kosten des Stiergefechtsgebers gratis sich betrinken konnten, die Stiere anzugreifen, zogen sich indeß schnell zurück als der erste mit Blumen und Bändern geschmückt in die Schranken sauste und mit seinen Hörnern durchzubrechen versuchte. „Los lanceros, los lanceros", rief nun die zuschauende Menge; aber die Lanceros die noch kurz zuvor bramarbasirt hatten, hielten jetzt ihre Lanzen verlegen in den Händen und stießen sich gegenseitig an anzufangen. Endlich sprang ein halbes Dutzend welche entschlossener oder angestochener als die Andern waren in die Arena, ließen sich auf ein Knie nieder und vereinigten die Spitzen ihrer Lanzen auf einen Punkt dem Thiere entgegen. Kaum war Dies geschehen, so stürzte sich auch der Stier mit gesenktem Kopfe auf das Quarré los und wurde, bevor er noch die Indianer mit den Hörnern erreichen konnte, von deren Lanzen am Halse, der Brust und dem Maule gespießt. Die andern Lanceros stürzten nun herbei und tödteten ihn vollends, worauf der Körper aus der Arena geschleift und ein anderer Stier losgelassen wurde. Diesem und einem dritten widerfuhr das gleiche Schicksal. Jetzt stürzte ein vierter herein. Es war ein kleiner schwarzer Stier mit einem weißen Flecken auf der Stirn. Er sprang wie eine Ziege umher, stand dann plötzlich still, stieß ein kurzes und abgebrochenes Gebrüll aus, zerwühlte die Erde daß die Stücken 10 Fuß weit flogen, und begann dann wieder zu springen. Es war ein Vergnügen ihm zuzusehen, und von allen Seiten erhob sich ein Gemurmel der Befriedigung, welches allmälig in leidenschaftliche Lobeserhebungen des allerliebsten schwarzen Stieres überging. Zwei oder drei mal sprang er bis zu den Lanzen vor, zog sich aber, wenn er sich an die Nase gestochen hatte, wüthend zurück. Ermuthigt durch diese Zurückhaltung des Thiers und durch ihre ersten Erfolge, trennten sich die Lanceros, knieten zu je zwei auf dem Platze nieder und erwarteten den Stier mit ein-

geflammter Lanze. Dieser stürzte auf die zwei ersten los, sprang jedoch über die Lanzen und deren Träger weg, drehte sich um und riß wüthend die Unglücklichen über den Haufen, durchbohrte sie mit seinen spitzen Hörnern und warf sie mehr als 10 Fuß in die Höhe. Ein allgemeines Geschrei: „Bravo toro! Bravo toro!" erhob sich. Die beiden verstümmelten Menschen schleppten sich auf Knieen und Händen fort um die Barriere zu gewinnen, aber der wüthende Stier wendete sich von Einem zum Andern, trat sie von neuem mit Füßen und durchstieß sie mit seinen entsetzlichen Hörnern. „Das ist schrecklich" sagte der Reisende dem diese Schilderung entlehnt ist, zu seinem nächsten Nachbar. Allein dieser hörte nicht; seine ganze Seele war in seine Augen übergegangen; er hatte sogar seine Cigarre ausgehen lassen, weil er lauter als die Andern jedes mal wenn der Stier einen der beiden unglücklichen Indianer stieß rief: „Bravo toro! Ah! toro picaro!" „Ah! tapferer Stier, kleiner Schelm von einem Stier! Es ist mein Stier!" sagte er stolz die Leute die ihn umgaben anblickend, „er ist aus meiner Hazienda, ich habe ihn für Unsere Frauen von Loretto gegeben." Als endlich der Reisende sich vernehmen ließ daß es eine Feigheit sei den beiden Indianern nicht zu Hülfe zu kommen, sagte er lächelnd: „Sie haben es nicht mehr nöthig, sie sind gewiß schon todt." In der That waren die Unglücklichen in der Arena, denen die Glieder zerbrochen waren und das Blut entströmte, endlich verschieden. 2.

Die Weisheit der Pompadour.

Die Pompadour ist seit einem Zweidrittheiljahrhundert der sprüchwörtliche Typus eines normal frivolen Maitressenthums geworden. Warum eben sie? Weil in ihrer Laufbahn sich die ganze Tragik der „nobeln" Prostitution entfaltet; weil sie mit ihrer blühenden Sünde und welken Buße zwischen Oeil de boeuf und Guillotine steht; weil sie, der Januskopf unter den französischen Hofmaitressen, die Schmutzlache des einen Jahrhunderts mit der Blutlache des andern vermittelt. Ja die Pompadour ist die tragischste der Magdalenen, denn ihre welken, runzeligen Hände — sie alterte sehr früh — weisen die eine nach einem Untergang, die andere nach einem Aufgang hin. Es war ein und dieselbe Sonne, die Sonne Frankreichs, eine Sonne die immer purpurn aufgeht um desto grauer zu erblassen. Die Gruft von St.-Denis und der Grève-Platz, das sind die Antithesen dieses Auf- und Niedergangs, und die Pompadour ist seine letzte Priesterin. Es gibt eine Reue, eine Zerknirschung die nur Magdalenen kennen, und eine Weisheit gibt es, die nur aus der Empirie der Sünde entspringt. Auch einen Ekel am Dasein, am Irdischen gibt es, den in seiner ganzen vernichtenden Wucht nur Buhlerinnen kennen, im Augenblick wo sie die Krone auf der Bahre die nach einem St.-Denis führt mit der himmlischen vertauschen möchten; aber das Himmelreich ist ein verschlossenes Wesen, und wer liefert uns gleich seine Schlüssel aus? Doch wir wollten ja die Weisheit dieses sündlich-empirischen magdalenenhaften Ekels am Glanz des Irdischen, woran man sich müde genossen, an der Pompadour studiren. Hier sind diese Studien aus ihrer eigenen Correspondenz, und ich bezweifle daß jemals Sirach oder Salomo haben weiser sprechen können! „Ich bemerke immer mehr," schreibt die Pompadour, „daß die Lage der Könige und Großen eine sehr traurige ist, und ich bilde mir ein daß ein Stallknecht noch um Etwas glücklicher ist als sein Herr. Wie theuer muß man doch den Pomp, den Ruhm, jenen prächtigen Lumpenkram bezahlen den das unwissende Volk thöricht genug ist zu beneiden. Was mich betrifft, ich gestehe daß ich seitdem ich hier bin nicht sechs angenehme Augenblicke gehabt habe. Alle Welt bestrebt sich mir zu gefallen, und mir misfällt beinahe alle Welt, die glänzendste Unterhaltung macht mir Kopfschmerz, ich gähne inmitten der Festlichkeiten und erfahre und empfinde ohne Aufhören daß im Eiteln kein Glück zu finden ist. Indessen muß der Kelch geleert werden so widerwärtig er mundet, denn — ich habe es so gewollt." An einem andern Orte schreibt die Pompadour: „La pompe, la grandeur, les plaisirs de cette terre enchantée ne m'enchantent plus: le charme est fini et je ne retreuve plus rien dans mon coeur qu'un vide immense que rien ne peu remplir." An dieser ungeheuren Leere, an diesem unsaglichen Ekel ist sie endlich gestorben, ein Greisenthum von kaum 44 Jahren, und das letzte Wort das der Monarch über sie äußerte als man ihre Leiche aus dem Schloßhofe von Versailles trug, war ein schlechter Witz der nicht einmal geistreich war: „Die Marquise wird heute zu ihrer Reise schlechtes Wetter haben", sagte er. 74.

Bibliographie.

Arthalis, Die letzten Blüten. Ein Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bähr, J. K., Dante's göttliche Comödie in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit mit einer übersichtlichen Darstellung des Inhalts. Vorträge. Nebst lithographirten Plänen der drei Reiche und 13 astronomischen Zeichnungen in Holzschnitten. Dresden, Kuntze. 1852. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bobrik, F., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (Herausgegeben von G. E. **Guhrauer**.) Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Goß, R., Genre-Bilder aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1849 und 1850. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Huhn, E., Geschichte der deutschen Literatur. Von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Stuttgart, J. B. Müller. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Hurter, F., Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolphs II. Eine Criminal-Geschichte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Aus archivalischen Acten gezogen. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Kieser, D. G., Zur Geschichte der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Jena, Doebereiner. Gr. 4. 20 Ngr.

Perthes, C. T., Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 2ter Band. Hamburg und Gotha, Fr. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Prutz, R., Felix. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Pulszky, F. v., Die Jacobiner in Ungarn. Historischer Roman. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schuchardt, C., Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Zwei Theile. Mit 1 Monogrammentafel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. **Raumer**. 3te Folge. 3ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Denkwürdigkeiten zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte. Von dem Verfasser der Schrift: „Generallieutenant v. Willisen und seine Zeit." In vier Büchern. 1stes Buch: Die provisorische Regierung und der Krieg des Jahres 1848. Stuttgart, Metzler. 8. 24 Ngr.

Generallieutenant v. Willisen und seine Zeit. Acht Kriegsmonate in Schleswig-Holstein. Von einem Schleswig-Holstein'schen Offizier a. D. Mit 1 Karte des Schlachtfeldes von Idstedt nach der Karte des General-Quartiermeisteramtes gezeichnet. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XLIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 131. —— 13. December 1851.

Inhalt.

Deutschland und das deutsche Volk.

1. Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk. Von Heribert Rau. Heidelberg, Groos. 1850. 8. 1 Thlr.
2. Annalen der deutschen Geschichte. Abriß der deutschen Entwickelungsgeschichte in chronologischer Darstellung, von Heinrich Rückert. Drei Theile. Bis zum Jahre 1848. — A. u. d. T.: Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. Erster bis dritter Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1850. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.
3. Geschichte des deutschen Städtewesens und des deutschen Bürgerthums. Von F. W. Barthold. Erster und zweiter Theil. Bis zum Ende des großen Zwischenreichs. — A. u. d. T.: Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. Vierter und fünfter Band. Ebendaselbst. 1850. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.
4. Des deutschen Volks Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Sternberg. Kassel, Raabé und Comp. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wer ein Geschichtswerk schreibt hat sich eine hohe Aufgabe gestellt. Es genügt nicht aus neunundneunzig Büchern das hundertste zu schreiben, es handelt sich nicht darum die Thatsachen nach einer herrschenden oder individuellen Ansicht zu modeln; es wird erfodert daß mit Fleiß geforscht, mit freiem Blick das vorhandene Material gesichtet, mit philosophischem Geiste das Verhältniß der einzelnen Thatsache zu ihren Ursachen und Wirkungen erkannt werde und der Geschichtschreiber dem großen Ganzen mit warmer Liebe zu den Menschen und den großen Gütern der Menschheit folge. Ihm liegt ob den Gang des Weltengeistes in den verschlungenen Wegen zu erforschen welche die Menschen zu allen Zeiten betraten; sich die Eigenthümlichkeit jeder Zeit, jedes Volks und jedes Menschen, und zugleich die Verbindung klarzumachen in welcher sie zueinander stehen; weder das Kleine im Großen, noch das Große im oft nur scheinbar Kleinen zu übersehen; sich in die Zeit und das Volk welches er beschreibt, so zu versenken daß er sie nach ihren eigenthümlichen Sitten und Bedürfnissen, Begriffen und Institutionen auffasse, und sich doch keiner einzelnen Zeit und keinem einzelnen Volke in dem Maße hinzugeben daß er darüber den freien Standpunkt verliere, von welchem aus allein der rechte Ueberblick zu erlangen ist. Weder ohne großen Fleiß noch durch bloßen Fleiß kann man ein Geschichtschreiber werden; es gehört dazu vor allem ein großartiger, zugleich staatsmännischer und philosophischer Blick, der freilich den Völkern und Männern leichter wird die ein großes weltgeschichtliches Leben mitleben, als denen die ihre Weisheit größtentheils nur aus Büchern schöpfen können. Es kann uns nun allerdings nicht in den Sinn kommen diesen höchsten Maßstab an jede Schrift über Geschichte zu legen. Es ist verdienstlich mit Fleiß und Eifer zu sammeln, aber das Pergament darf dem Sammler nicht zum alleinigen Born der Wahrheit werden; es ist ehrenwerth sich für eine Idee zu begeistern und dafür ein Buch über Geschichte zu schreiben, aber man darf darum nicht einseitig verdammen was unter andern Verhältnissen in einen andern Ideenkreis gehörte, und vor allem soll man nur aus der Geschichte heraus-, nicht in die Geschichte hineinlesen. Mehr noch als in der Poesie ist in der Geschichte vor dem Dilettantismus zu warnen der nur Engel und Teufel kennt, der an alle Zeiten den Maßstab unserer Zeit legt und die allgemein menschliche Natur verkennt, vermöge deren die Motive unserer Thaten selten ganz auf derselben Linie stehen wie unsere Thaten selbst. Nichts ist leichter, aber Nichts ist auch täuschender als in einigen allgemeinen Begriffen den Ariadnefaden durch das Labyrinth der Zeiten zu finden und Alles mit einigen Stichworten abzuthun. Wir stellen kühn die Behauptung auf daß jede Idee, jede Institution welche die Menschheit eine längere Zeit beherrschte, einem bestimmten Bedürfnisse der Zeit oder des Volks entsprach, und kein Weltweiser den tiefsten Grund des Bösen, Verderblichen und Verkehrten das die Zeiten bringen richtiger angegeben hat als der Dichter in den Worten:

> Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
> Weh' dir daß du ein Enkel bist!

Wie aber was unter einer gegebenen Bildungsstufe das Bessere war, in fortgerücktern Zeiten zum Argen wird, so wird auch sehr selten ein edles Samenkorn in die Geschichte gestreut das nicht mit dem Staube der Erde bedeckt wäre. Zu allen Zeiten war die Idee größer als ihre ausgezeichnetsten Träger, und fast immer mußte die Thorheit Boten gehen um die Offenbarung der Weisheit an den Mann zu bringen. Das Gute in der Idee ist ein absolutes, es ist rein in seinen Motiven wie in seiner Entwickelung; das Gute das bestimmte Zeiten zutagefördern ist ein relatives. Es ist das Bessere oder führt zum Bessern; es ist wie der Mensch selbst fast immer aus einer Mischung von Hohem und Gemeinem, von edeln Gefühlen und blinder Leidenschaft, von großen Gedanken und unvernünftigen Vorurtheilen entstanden. Nur dem Gotte entsteigt die Weisheit in voller Rüstung aus dem Strahlenhaupte; wo sie menschlich gezeugt wird, da bleibt ihre Geburt auch von den Gebrechen der Menschheit nicht frei. Während des Kampfes verlieren die Kämpfer von beiden Seiten oft dessen eigentliches Ziel aus dem Auge. Lange nach dem Kampfe entstehen durch denselben noch öfter große und glückliche Resultate, welche von keiner der Parteien beabsichtigt den trostreichen Beweis führen daß der Geist der die Menschheit auf dunklem Wege seinem Ziele näherbringt, aus der Reibung gleich harter Stoffe den Lichtfunken sprühen läßt. Wer erkennt in den Amsdorf, Flacius, Bugenhagen und ihren Geistesverwandten Reformatoren im wahren Sinne des Worts? Wer hätte gedacht daß die Kreuzzüge, indem sie den Westen dem Osten, die Bekenner des Christenthums und des Islam einander näher brachten, gerade den Vorurtheilen entgegenwirken würden welche sie eingegeben hatten?

Eben darum liegt der wahre Werth sowie der größte Reiz der Geschichte in der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen, welche auf so verschlungenen, oft ganz entgegengesetzten Wegen doch in dem Endpunkte sich näher kommen, und der Leibniz'sche Satz, daß es durchaus keine zwei Dinge gebe die sich vollkommen gleich wären, findet seine schönste Bestätigung im gründlichen Studium der Geschichte. Wer ein wahrer Historiker sein will, der hat sich darum gleich sehr vor der Verknöcherung wie vor der Verflachung zu hüten. Was man bei uns in Deutschland lange die historische Schule nannte, Das war eine solche welche die Geschichte an bestimmten Epochen abschloß und durch Ueberschätzung gewisser Zeiträume die Zeit und ihr mächtiges Gebot sowie das eigentliche Wesen der Geschichte verkannte, welches ein ewiges, durch einzelne Rückfälle eher gefördertes als aufgehobenes Fortschreiten ist. Die Vergangenheit ist die marmorne Bildsäule des Pygmalion; nur die Fabel macht sie lebendig, nur die Thorheit bestreitet ihren Werth. Der wahre Geschichtschreiber gibt uns ein treues, wahres Bild vergangener Zeiten, aber er macht es nicht zu einem Götzenbilde und treibt keinen Bilderdienst. Der fleißige Geschichtschreiber muß sich hüten in seinem Fleiß nicht aufzugehen, über der einzelnen Thatsache nicht den Sinn für die Zeit, über diesem nicht den großen Blick über und für das Ganze zu verlieren, er darf nicht vergessen daß die eigentlichen Quellen der Geschichte keineswegs ausschließlich in Büchern zu finden sind, daß der wahre Geschichtsforscher mehr sein muß als ein literatus, ein Buchmensch, daß er sich als Denker, als Staatsmann, als Menschenkenner, als Menschenfreund bewähren muß. Aber wenn das eine Extrem zu vermeiden ist, so ist darum das andere nicht gerechtfertigt, dem der unendliche Inhalt der Geschichte wie eine Reihe von Tagesbegebenheiten erscheint, das nur Einen Maßstab hat für alle Zeiten und alle Völker und alle historische Kritik, alles historische Urtheil durch ein paar Schlagwörter unserer Zeit abgethan glaubt. Papst Hadrian IV. wandte sich von den statuarischen Meisterwerken des Alterthums mit den Worten ab: „Das sind alte Götzenbilder." Nicht viel besser machen es unsere neuern Puritaner, und wir wundern uns nur daß noch Niemand den Stab über den großen Rafael gebrochen hat, weil er durch seine Madonnenbilder „den Aberglauben befördert habe." So sehr wir das Streben Rau's, des Verfassers von Nr. 1, zu schätzen wissen, so müssen wir doch gestehen daß er fast zu dieser letztern Schule gehört, und wir halten es für Pflicht das Verfehlte dieser Auffassungsweise mit einiger Ausführlichkeit auseinanderzusetzen und nachzuweisen, weil das achtbare Streben Licht und Wahrheit zu verbreiten, offenbar nur dann zum Ziele gelangen kann, wenn es die Wahrheit in der Geschichte achten und erkennen lehrt und die Schatten der Morgendämmerung welche dem Lichte zueilen, nicht mit denen des Abends verwechselt, welche der Finsterniß immermehr Raum geben. Was in allen Zeiten und allen Ländern der geschichtlichen Wahrheit am meisten schadet, sagt Augustin Thierry mit großem Rechte („Lettres sur l'histoire de France", S. 459), das ist der Einfluß welchen der Anblick der bestehenden Verhältnisse und die Ansichten der Mitwelt auf die Einbildungskraft Desjenigen ausüben welcher die Begebenheiten der Vergangenheit darstellen will. Diese Ansichten mögen richtig oder falsch, servil oder freisinnig sein, immerhin wird die Verdrehung welche die Thatsachen dadurch erleiden dieselbe Folge haben. Die Geschichte wird dadurch zu einem Roman, zu einem monarchischen Roman in diesem, zu einem philosophischen oder republikanischen Roman in jenem Jahrhundert.

Es ist nun freilich eine traurige Wahrheit daß wir in unserer Zeit von den Ultramontanen sehr viel zu leiden haben, daß der Jesuitismus mit offenem und geschlossenem Visir gegen die edelsten Güter der Neuzeit kämpft und sie uns theils entzogen hat theils zu entziehen droht. Es ist aber darum nicht minder durchaus falsch daß das Papstthum, die Macht der Kirche und ihre Institutionen zu allen Zeiten ein Unglück, ein Hinderniß des Fortschritts, ein Uebel für die Menschheit gewesen wären. Wer die Geschichte nur einigermaßen mit freiem Blick betrachtet, der kann nicht leugnen daß es die Kirche war welche die rohen Horden der Barbaren

Hunnenstämme, die das Römische Reich stürzten, daß die Priester die ersten Lehrer dieser Barbaren waren, daß die Mönchsorden, wie ganz besonders die Benedictiner, allein die Weisheit des Alterthums der Neuzeit erhielten, daß selbst der Uebermuth und die Tyrannei vieler Päpste ein heilsames Gegengift gegen den weit rohern Uebermuth und die weit lederne Tyrannei der weltlichen Herrscher bildeten, und daß ohne den Kampf der päpstlichen mit der kaiserlichen Macht die Völker des westlichen Europa noch heutzutage vielleicht auf keiner höhern Stufe der Cultur stehen würden als die welche dem russischen Autokraten gehorchen. „Die Spartaner", sagt ein deutscher Geschichtschreiber, „hatten zwei Könige um keinen zu haben." So war es ein unschätzbares Glück daß im Mittelalter Kaiser und Päpste in ihren beständigen Conflicten des dritten Standes bedurften, und sich genöthigt sahen seine Emancipation oder seine Bedeutsamkeit zu fördern um ihn in ihr Interesse zu ziehen. In Italien ist die päpstliche Macht im Bunde mit der aufblühenden Macht der Städte gegen den Kaiser; in Deutschland hält es Heinrich IV. und viele andere Kaiser mit den Städten, namentlich mit denen am Rheine, weil diese zu ihnen halten; in Frankreich beruft ein Tyrann Deputirte des dritten Standes, weil er ihrer gegen die päpstlichen Anmaßungen bedarf; in England entsteht die Magna Charta aus der Hülfslosigkeit Johann's ohne Land dem päpstlichen Legaten gegenüber; überall entsprüht der Funke dem gewaltigen Zusammenstößen, während in den Landen wohin der Kampf nicht dringt, der träge Stillstand zu geistiger Auflösung führt. Dieser Kampf des christlichen Rom gegen die Fürsten des Mittelalters hat Aehnlichkeit mit dem des heidnischen Rom gegen die Völker der Alten Welt. Gewiß ging es dabei hart und schonungslos, zum Theil grausam und unmenschlich zu Werke, aber am Ende vertrat es doch ein Princip weit höherer Bildung als seine Gegner und Feinde. Der Sieg der Kirche war doch immer ein Sieg der Idee, während der Sieg des Absolutismus Nichts gewesen wäre als die Herrschaft der rohen Materie über den Geist. Zu einer Zeit wo der Niedriggeborene nur in der Kirche und durch die Kirche zu Bedeutung und Ansehen gelangen konnte, war auch was wir heutzutage das demokratische Element nennen, durch sie eher vertreten als durch die weltlichen Herrscher, und man muß gestehen daß selbst heutzutage das verknöcherte Legitimitätsprincip nach welchem die Herrschaft eigentlich Denen gehören würde welche sich als die gesetzmäßigen Erben der Könige Nimrod oder Kedarlaomer ausweisen könnten, weit mehr von orthodoxen protestantischen als von orthodoxen katholischen Theologen verfochten wird. Ueberhaupt hat wol nie eine Idee oder eine Institution längere Zeit die Welt beherrscht, in welcher nicht ein großes und heilsames Princip zu erkennen wäre, und in diesem Sinne liegt eine große Wahrheit in dem bekannten Hegel'schen Paradoxon: „Was wirklich ist, Das ist vernünftig." Aber wie eine einzelne Idee ausschließlich zur Herrschaft gelangt, tritt ihre Schattenseite stark hervor, sie bildet sich einseitig und darum verderblich aus; und mit der verrückenden Zeit wird „Vernunft Unsinn und Wohlthat Plage". Nachdem durch die Blüte der Niederstädten, die Einnahme Konstantinopels durch die Mohammedaner welche die Schätze des Alterthums der christlichen Welt näher brachte, endlich gar durch die Erfindung der Buchdruckerei die Bildung der Geistlichkeit von der der Laien weit übertroffen worden, der Bürgerstand aufgeblüht, das Papstthum durch die Hohenstaufen, Philipp den Schönen, das Exil in Avignon und die darauffolgenden ärgerlichen Kämpfe der Päpste und Gegenpäpste den größten Theil seiner Würde und seines frühern Werths verloren, und die Kirche den Moment versäumt hatte wo sie auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz sich selbst hätte reformiren können, da wurde die Reformation Luther's, Zwingli's und selbst Heinrich's VIII. in der Hand der Vorsehung ein mächtiges Mittel des Fortschritts. In der Hand der Vorsehung, sagen wir, denn daß namentlich unser großer Luther, den Niemand mehr bewundern kann als wir, von der „Frau Hulde, der Hure Vernunft", wie er sie nennt, weit geringschätziger noch dachte als die meisten seiner katholischen Gegner; daß es ihm mehr darum zu thun war den Buchstaben als den Geist der Heiligen Schrift gegen die Tradition, die unbefugten Veränderungen der Kirche und die Macht des Papstes geltendzumachen; daß er, indem er die unbedingte Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben allein, ohne Verdienst und gute Werke, nach dem heiligen Augustin zum Glaubenssatze erhob, dem Tezel'schen Ablaßkram gegenüber eine Art Ablaß ohne Ablaßgroschen bot, Das wird Niemand leugnen der sein Wirken und seine Schriften kennt. Aber das soll auch Niemand leugnen wollen der es weiß daß man um seine Zeit zu heben ihr auch angehören muß; daß unbeugsame Charakterstärke, ohne welche ein so großes Werk nicht gelingen konnte, nur in Büchern, nicht im Leben, ohne eine starke Zuthat von Starr- und Eigensinn zu finden ist, und daß der Mann der dem Tode so fest und kühn ins Auge sah wie es der große Reformator zu Worms that, ein Glaubensheld, überhaupt ein Held mehr sein mußte als ein abstracter Denker. So wollen wir auch, indem wir Luther's unsterbliche Verdienste um die Bildung unserer Sprache wie unsers Volks freudig anerkennen, doch gestehen daß er nicht nur Das nicht war was man heutzutage einen Demokraten, sondern auch nicht was man mit Recht einen Liberalen nennt, daß der „leidende Gehorsam" den er in weltlichen Dingen gegen jede, auch die unrechtmäßigste bürgerliche Gewalt predigte, von ihm in einer Ausdehnung gelehrt ward, wie es katholische Priester niemals thaten, und daß die wahrhaft unmenschlichen Vorschriften welche er gegen die unglücklichen Bauern gab, deren Grausamkeiten doch zum Theil Repressalien waren, nur dann einigermaßen entschuldigt werden können, wenn man bedenkt daß die Reformation leicht mit dem Aufstande zugrundegegangen wäre, hätte er nicht, wenn auch weit über die Gebühr, doch mit Recht praktisch gezeigt, wie sehr sie principiell verschieden

waren. Aber Rau geht so ganz in dem Kampf gegen den Katholicismus auf daß er ihn gar nicht früh genug anfangen kann und schon die alten Sachsen zu Hülfsvölkern gegen die verhaßte Confession aufruft. Sie kämpfen bei ihm gegen Karl den Großen aus einer Art Denkgläubigkeit, oder wie er es ausdrückt: „weil der römisch-katholische Glaube, wie ihn ganz rohe und ungebildete Priester in die heiligen Haine dieses edeln Germanenstammes brachten, in seinen widersinnigen Lehren der gesunden Vernunft jenes einfachen Volks widersprach"; der heilige Bonifacius, der die Deutschen in der rohen Zeit und nach dem Bedürfnisse derselben offenbar civilisirte, ist ihm (S. 52) so etwas wie der Bischof Arnold von Trier der in unserer Zeit auffoderte den heiligen Rock zu adoriren, und Luther sieht aus als wäre er ein Zwillingsbruder von Johannes Ronge.

Dieses Streben anstatt des großen Ganzen jede einzelne Begebenheit der Geschichte zu einem Culturspiegel für unsere Zeit zu machen, vor allen Dingen aber den römischen Katholicismus von seinem ersten Eintritt in die Geschichte an bis auf das 19. Jahrhundert herab zum Träger alles Bösen und Verwerflichen zu machen das sich irgend zugetragen hat, dieses Streben, das einer Parteischrift angemessener ist als einem Geschichtsbuche, bringt Rau dahin zuweilen zu Gunsten seiner religiösen Ansicht seinen politischen Grundsätzen untreu zu werden. So tritt er als Ritter der Legitimität gegen die Karolinger auf. Es erscheint ihm unverzeihlich daß das verdummte und blutbefleckte Geschlecht der Merovinger von dem Heldengeschlechte das Europa vor dem Einfalle der Mauren gerettet, mit Einwilligung des Reichstags zu Soissons entthront und die Dynastie Pipin's und Karl's des Großen an dessen Stelle gesetzt wurde. Es wäre immer ein Verbrechen, sagt er, eine Krone zu rauben; als wäre damals ein so strenges Erbfolgerecht gewesen, als wiese er nicht selbst bei der Absetzung Karl's des Dicken auf das altgermanische Recht der Königswahl hin, als wäre er mit Einem Worte ein Anhänger der Theorie vom göttlichen Rechte. Was ihn aber so in Entrüstung versetzt, Das ist die Anfrage an den Papst und dessen Entscheidung. Nun ist es freilich wahr daß diese den spätern Anmaßungen des römischen Stuhls eine gefährliche Grundlage gab; wenn aber in unserer Zeit ein Mann wie Napoleon seine Krone durch die Salbung des Papstes für gefestigter hielt, dürfen wir uns wundern daß Pipin im 8. Jahrhundert diese Meinung hegte? Gewiß fand Rom seinen Vortheil dabei so und nicht anders zu entscheiden; wenn aber der Papst sich dahin aussprach: allerdings gehöre die Krone dem Würdigsten, so war doch Das gar nicht so illiberal, um im Sinne unserer Zeit zu sprechen. Auch darf man nicht vergessen wie das Interesse der Geistlichkeit es dahin brachte daß dieser Dynastienwechsel weit mehr als in Wirklichkeit der Fall gewesen zu sein scheint, der Autorität des Papstes zugeschrieben worden ist, der wol nur berathend zugezogen wurde, wie denn die „Annales Mettenses" ausdrücklich sagen: „Ex consultu Zachariae... Pipinus... rex Francorum constituitur." Ebenso wurde in die Pipin'sche Schenkung, die ursprünglich weder die Rechte des Kaisers über Rom aufhob noch sich überhaupt auf diese Stadt erstreckte (vergl. Luden, „Deutsche Geschichte", IV, 10. Buch 2. Cap. 26. Note), von der Geistlichkeit und ihrem Anhang so viel hinein und heraus interpretirt daß sie im Laufe der Zeiten einen ganz andern als den ursprünglichen Charakter annahm. Was die weitern Schenkungen Kaiser Karl's des Großen betrifft, so führt unser Verfasser zwar, hierin in Uebereinstimmung mit der Kirche, Vieles als Thatsachen an; wogegen die Zweifel gar nicht so unbegründet sind, wie neuere dem Ultramontanismus holde Schriftsteller glauben machen wollen. (Vergl. Luden, a. a. O. X, 7, Note 19.)

Wenn man das Verhältniß Karl's des Großen zu der Kirche auffassen und beurtheilen will, so darf man nicht vergessen daß die Geistlichen damals die einzigen, einigermaßen gebildeten, zu Lehrern des Volks geeigneten Männer waren; daß die Verbreitung des Christenthums unter die germanischen Völker zugleich die Civilisation und die Einheit des Reichs beförderte; daß die katholische Form derselben offenbar letzterer förderlicher war als die arianische, weil jene ein Haupt hatte das damals nicht daran denken konnte sich über den Kaiser zu erheben; daß die harten und zum Theil allerdings grausamen Mittel welche der Eroberer anwandte, im Geiste seiner Zeit und seiner eigenen gewaltigen Leidenschaften wenn auch nicht ihre Entschuldigung, doch ihre Erklärung finden, ja daß sie kaum härter und grausamer waren als die welche in unserer Zeit von den Engländern in Afghanistan und von den Franzosen in Algerien gebraucht wurden. Wenn aber unser Verfasser meint, die Sachsen hätten das Christenthum das ihnen der große Kaiser bot darum zurückgestoßen, „weil der römisch-katholische Glaube, wie ihn rohe und ganz ungebildete Priester in die heiligen Haine dieses edeln Germanenstammes brachten, in seinen widersinnigen Lehren der gesunden Vernunft jenes einfachen Volks widersprach", so gehört doch wahrlich ein starker Glaube dazu um religiöse Begriffe nach welchen den Göttern zu bestimmten Zeiten und Tagen („certis diebus", wie Tacitus sagt) Menschenopfer gebracht wurden, für so aufgeklärt und philosophisch zu halten. Gewiß war der Kampf der Sachsen ein wohlberechtigter, ihr Freiheits- und Unabhängigkeitssinn sehr zu ehren, eben wie Das von dem Kampfe Abd-el-Kaders gegen die Franzosen und von dem Widerstande der Kaffern auf dem Cap der guten Hoffnung gegen die Engländer auch gilt. Aber der Dichter hat uns schon belehrt:

Es ist ein eitel und vergeblich Wagen
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit.

Der mächtige Geist der Zeit war aber damals für und mit Karl, die alte Zeit war untergegangen, und die Menschheit wurde leider allerdings wie immer über ein Meer von Blut und Berge von neuen Vorurtheilen und Thorheiten einer andern Zeit zugeführt, die noch Jahrhunderte in Geburtsschmerzen lag.

Auf alle Fälle hätte der anachronistische Aufklärungseifer unsers Verfassers ihn nicht soweit führen sollen, des großen Kaisers kräftige Maßregeln gegen den Bilderdienst auf der Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M., die Krönung seines Sohnes Ludwig ohne Theilnahme und ohne Vorwissen des Papstes und so vieles Andere zu verschweigen, woraus hervorgeht daß Karl der Große die Geistlichkeit brauchte ohne sich von ihr gebrauchen zu lassen. Selbst seine eigene Krönung durch den Papst kam ihm wol, wie Luden mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet, nur darum unerwartet und ungelegen, weil er sie nicht auf diese Weise vollzogen wissen wollte.

Es kann uns nicht einfallen das Verfahren Gregor's VII. überhaupt und gegen Heinrich IV. insbesondere billigen zu wollen, aber so wie Rau die Sache darstellt, verhielt sie sich doch wahrlich nicht. Wir wollen nicht einmal stark betonen daß er Alles verschweigt was Heinrich sich zu Schulden kommen ließ: sein treuloses Benehmen gegen die Sachsen, die widerrechtliche Gefangennehmung ihrer Häupter die sich ihm nach der Schlacht an der Unstrut bittend nahten, die Verleumdung welche unser Verfasser als Wahrheit darstellt, als habe Otto von Nordheim ihn ermorden lassen wollen. Die Hauptsache ist, Gregor war eben ein großer Herrschergeist und benutzte, wie Männer dieser Art zu thun pflegen, die günstigen Verhältnisse, wie z. B. die allerdings vorhandene Nothwendigkeit den großen Misbrauch des Verkaufs der geistlichen Stellen durch die Fürsten und andere nicht minder wirkliche Misbräuche abzustellen, den großen Kampf um die Weltherrschaft zwischen den Kaisern und den Päpsten zu Gunsten der Letztern zur Entscheidung zu bringen. Das hat allerdings großen Geistesdruck und andere sehr drückende Uebel zur Folge gehabt, aber ob der Sieg des Absolutismus der den vollständigen Triumph Heinrich's IV. über den Papst bezeichnet hätte, nicht der fortschreitenden Civilisation noch größere Hindernisse in den Weg gelegt hätte, Das läßt sich doch nicht so geradezu verneinen. Das neue Rom verfuhr wie gesagt gleich dem alten Rom mit großartiger, furchtbarer, zum Theil grausamer und entsetzlicher Consequenz, aber „das Ziel war würdig und der Preis war groß." Es mußte durch den erbitterten Kampf der Hierarchie und der Fürstenherrschaft der von beiden, am meisten aber von den weltlichen Herren verachtete Bürgerstand zu seiner Geltung gelangen und die Bestimmung des Mittelalters als einer Uebergangsperiode sich erfüllen. Freilich ist leider der Ultramontanismus in unserer Zeit keineswegs überwunden, er erhebt vielmehr sein Haupt wieder verwegener als je, und es mag seinen Nutzen haben wenn in Parteischriften dem leidenschaftlichen Gebahren der Dunkelmänner eine andere Leidenschaft entgegentritt. Aber eine geschichtliche Schrift darf keine Parteischrift sein, und da Wahrheit überhaupt die beste Waffe ist, so ist auch die beste Art den Ultramontanismus zu bekämpfen, nachzuweisen daß und warum er sich überlebt hat, nicht aber zu thun als wäre er nie berechtigt gewesen zu leben. Geht es doch mit den Institutionen des bürgerlichen Lebens ebenso wie mit denen des religiösen Lebens! Waren doch auch die Zünfte einst ein Mittel den Gewerbfleiß und die Blüte des Bürgerstandes zu fördern, während sie jetzt der Industrie im Großen feindlich entgegentreten und der schlimmsten Aristokratie, der geistlosen, dienen. Was der Apostel von sich sagt, Das gilt auch von der Menschheit: Als ich ein Kind war, da dachte ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Die große Aufgabe des Menschenfreundes, des Schriftstellers zumal ist auch die zweite Hälfte zu verwirklichen: Als ich aber ein Mann ward, da warf ich von mir was kindisch war.

Unser Gegenstand führt uns noch ein mal auf die Art zurück wie Rau Luther und sein großes Werk auffaßt, und es ist von zu hoher Wichtigkeit für die Gegenwart die große Kirchenreformation und ihren größten Förderer richtig aufzufassen, als daß wir uns nicht erlauben sollten unsere Ansicht darüber klar auseinanderzusetzen. Wir loben Rau, von einem der größten Deutschen, von Luther, mit solcher Liebe und Verehrung zu sprechen; aber eben weil wir diese im hohen Grade selbst empfinden, hätten wir gewünscht bei ihm den wahren und wirklichen Luther, nicht ein Phantasiebild zu finden. Luther war eben auch, wie jeder Mann der Großes gewirkt hat, der Mann seiner Zeit. Seinem großen und durchdringenden Geiste steht, wie es ein geistreicher Schriftsteller sehr treffend bezeichnet, eine „göttliche Bornirtheit" zur Seite die sein großes Bild eben zu diesem und keinem andern macht. Weil er ein Glaubensheld war und nicht ein Freidenker, eben darum hat er im 16. Jahrhundert unendlich viel für die Freiheit des Gedankens gewirkt; weil er den Buchstaben der Schrift göttlich verehrte und weit über den Geist der Schrift stellte, darum hat er den Triumph des Geistes vorbereitet; weil er ein christlicher und nicht ein philosophischer Reformator war, darum gelang es ihm in seiner Zeit eine Reformation zustandezubringen welche einer allgemeinern philosophischen Ansicht den Boden bereitete. Auch die Fehler des Mannes: seine Heftigkeit, sein Starrsinn, seine ultraconservative Gesinnung in politischen Dingen, seine Wunderlichkeit sogar, die selbst Johann Friedrich nicht verborgen blieb, wie förderlich wirkten sie doch auf das Gelingen des großen Werks dem er sich von ganzer Seele und mit der völligsten Hingebung weihte! Es ist leicht, in Moralcompendien zu drucken und einer Schulclasse zu dociren: Seid von unerschütterlicher Charakterstärke, aber ja nicht eigensinnig; entwickelt immer die höchste Kraft, aber seid nie gewaltthätig; im Leben, zumal bei einer großartigen, welthistorischen Wirksamkeit läßt sich die zarte Linie welche jene Tugenden von diesen Fehlern trennt, so genau nicht beobachten. Der Luther der nach Worms ging und dahin gegangen wäre, „hätte er dort soviel Teufel gefunden als Ziegel auf den Dächern", der konnte noch nicht so „sachte" und sanftmüthig auftreten, wenn Zwingli oder andere Männer die weiter gehen wollten als er, ihn von der andern Seite angriffen; der Luther der sei-

den sichern Zufluchtsort verließ und sein Leben abermals in die Schanze schlug um seine Lehre gegen Karlstadt in ihrer Reinheit aufrecht zu halten, der konnte auch die Bauern nicht schonen die im Kampfe für ihre Menschenrechte durch Grausamkeiten welche zum Theil Repressalien waren, einen Schatten auf seine Lehren warfen und deren Fortbestand gefährdeten. Warum Das leugnen oder bekleistern und statt des großen Reformators einen Mann ohne Fehler, aber ohne gewaltige Eigenthümlichkeit, ohne Vorurtheil, aber ohne religiöse Weihe, eine Art religiösen Marquis Posa darstellen, einen Reformator wie vielleicht er sein sollte, aber schwerlich sein kann? Niemand wird ein Held, ein Glaubensheld zumal, der nicht einer großen Idee lebt; Niemand aber lebt einer großen Idee, ohne dadurch auch einseitig zu werden und in mancher Beziehung fast beschränkt zu erscheinen. Das Genie hat Etwas das dem Instincte gleicht, ja zuweilen dem unvernünftigen Instincte, wie denn die Extreme sich überall berühren. Parmenio gab ohne Zweifel Alexandern einen sehr vernünftigen Rath als er ihn bewegen wollte den günstigen Frieden anzunehmen den Darius ihm bot; aber hätte Alexander ihn angenommen, er wäre eben „Parmenio", er wäre gewesen was ihr und ich. Er aber war Alexander. Daß es bei dieser ungeschichtlichen Auffassung auch an einzelnen Unrichtigkeiten nicht fehlt, zumal wenn diese geeignet scheinen die beabsichtigte Theilnahme zu fördern, Das versteht sich von selbst. So wird z. B. Alexis, Luther's Freund, in dieses Letztern Gegenwart vom Blitze erschlagen (vergl. Spieker, „Geschichte Luther's", I, Note 51), wird Luther's doch wahrhaftig sehr menschlich natürliche Befangenheit als er am ersten Tage zu Worms erschien verschwiegen, was übrigens auch in der mit ganz anderm Ernste verfaßten Schrift Nr. 2 geschieht. Doch ist Dies am Ende nicht von besonderer Bedeutung. Wichtiger ist aber daß sowol die Veranlassungen zum Dreißigjährigen Kriege als der Dreißigjährige Krieg selbst so überaus einseitig und darum so wenig historisch richtig dargestellt sind. So fehlt bei der Erwähnung des böhmischen Majestätsbriefs die wichtige Bestimmung desselben, daß die Freiheit Kirchen zu bauen nur den utraquistischen Ständen gestattet war, sodaß ihnen dem Buchstaben nach dieses Recht in Klostergrab und Braunau allerdings nicht zustand und das starr juristische Recht also bei dieser Veranlassung des großen Krieges nicht auf ihrer Seite war. So soll Matthias in Ungarn und Oestreich (1609) die ausgedehnteste Kirchen- und Religionsfreiheit gewährt haben, während er doch im Gegentheil in arglistiger Absicht so zweideutige Ausdrücke wählte daß sich die Protestanten mit Recht darüber beschwerten. Die Gräuel welche Wallenstein's Heere begingen, werden mit der verdienten Entrüstung geschildert, wobei sich nur sonderbar ausnimmt daß die katholischen Fürsten welche auf dem Reichstage zu Regensburg auf seine Entlassung drangen, nichtsdestoweniger sehr hart getadelt werden. Ganz verschwiegen wird aber daß die Mansfeld'schen und andern protestantischen Freischaaren keineswegs menschlicher verfahren als die des Friedländers. Wenn der Dreißigjährige Krieg daher entstanden sein soll, „weil die römisch-katholische Pfaffheit und die unter ihr Joch geknechteten Fürsten dem deutschen Volke das heilige Recht der Glaubensfreiheit nicht geben wollten" und sich „der Aufklärung, der ewig fortschreitenden" widersetzten, so ist daran zwar Wahrheit, aber der Vorwurf trifft die ganze Zeit, die damaligen Protestanten ganz in demselben Maße wie die damaligen Katholiken. Man darf nur an Servet's Verbrennung, an Melanchthon's Billigung dieses protestantischen Autodafé („Melanchthoni Opera. Edidit Bretschneider", VIII, 362), an die Verfolgungen erinnern welche die wirklichen und angeblichen Kryptocalvinisten in dem erzlutherischen Sachsen erlitten, an Stössel's, Cracov's, Major's, Menius' Schicksal, an die Böswilligkeit der lutherischen Mächte gegen Friedrich von der Pfalz solange er König von Böhmen war, an die Hartherzigkeit mit welcher die unglücklichen, von der katholischen Maria von England vertriebenen Calvinisten mitten im Winter aus Hamburg, Lübeck (wo man ihnen gar bei Todesstrafe verbot nur zu landen. K. A. Menzel a. a. O. III, 419) gewiesen wurden, an die Behandlung der Katholiken in den protestantischen Landen vor dem Dreißigjährigen Kriege und an vieles Andere, um nur zu überzeugend darzuthun daß von Glaubensfreiheit und Aufklärung auf keiner Seite die Rede war. Auch hierbei müssen wir bemerken daß es nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Glaubensfreiheit, für welche Rau mit rühmlicher Wärme kämpft, durchaus förderlich ist, offen zu bekennen daß sie nur durch die fortgeschrittene Bildung unserer Zeit erkannt und erst infolge der großen Umgestaltung in Frankreich in den Jahren 1789 und 1790 in ihrer ganzen philosophischen und staatlichen Nothwendigkeit begriffen worden ist, daß sie ferner heutzutage im Interesse der katholischen Staaten nicht minder als in dem der protestantischen liegt, auch in Frankreich und Belgien keineswegs weniger geübt wird als in manchen protestantischen Landen die sich religiöser Aufklärung oder aufgeklärter Religiosität rühmen.

Stellen wir nun die Geschichte des sogenannten Mittelalters in der Schrift Heinrich Rückert's der Rau's entgegen, so können wir jene in allen den Punkten loben welche wir an dieser ausstellen zu müssen glaubten. Rückert hat zwar, wie er mit lobenswerther Offenheit in der Vorrede selbst sagt, nicht eben strengwissenschaftliche Forschungen in den Kreis der Aufgabe gezogen die er sich selbst gestellt, aber darum nicht minder die Resultate derselben sich glücklich angeeignet, er ist in der Geschichte dieser Zeit welche die beiden ersten Bände umfaßt, großentheils mit richtiger Kritik, mit lobenswerther Einsicht und Unparteilichkeit verfahren, er hat seinen Standpunkt, wie es dem Geschichtschreiber ziemt, über den der Parteien gestellt, und was diese Periode betrifft, ein sehr empfehlenswerthes Buch geschrieben. In einzelnen Punkten läßt sich freilich auch Manches einwenden, doch wollen wir theils um diesen Aufsatz nicht allzu sehr zu verlängern, theils weil wir diesen

pluralis majestatis des Rezensenten keineswegs dahin misbrauchen mögen unsere Ansichten geradezu als die richtigen darzustellen, das Meiste übergehen was uns dahin zu gehören scheint. Nur aus der Reformationszeit die eben aus dem Mittelalter in die Neuzeit hinüberführt, können wir Einiges dieser Art nicht ohne Ausbeutung lassen. In der Auffassung des großen deutschen Reformators scheint uns nämlich Rückert diesem, an einzelnen Stellen wenigstens, theils nicht genug Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, theils aber im ultraconservativen Sinne beschönigen zu wollen was höchstens aus der Eigenthümlichkeit des Mannes und wegen des großen Zieles das er sich vorgesetzt, einige Entschuldigung zulassen kann. Nicht gerecht genug gegen Luther ist nämlich Rückert wenn er ihm vorwirft „sich selbst mit großartiger Naivetät die subjectivste Behandlung der Heiligen Schrift vorbehalten zu haben, für die er doch von den Andern buchstäblichen Glauben foderte". So war es im Ganzen und Großen nicht. Verwarf Luther auch die Epistel Jacobi als eine „recht stroherne Epistel", gab er auch allerdings hier und da, wie z. B. über Lukas' Apostelgeschichte 15, 28 (vergl. seine Werke XVI, 2615—2819, wo er es selbst gesteht), und über andere wenige Stellen Erklärungen worauf sich die angeführten Worte anwenden ließen, so gehört doch Das zu den seltenen Ausnahmen die in seinem reichen Leben ganz verschwinden. In der Regel war er nichts Anderes als der Karäer oder der Schiite des Christenthums. Er hielt fest an dem Buchstaben der Schrift und schreckte vor keiner Consequenz zurück die einmal aus dem Buchstaben folgt; Wie oft gestand er selbst bei dem Abendmahlsstreite daß seine buchstäbliche Auffassung der dahin gehörigen Worte ihm selbst widerstrebe, aber, fügt er dann hinzu, ich kann nicht anders, ich bin gefangen in den Worten. Gewiß ist gegen diesen Standpunkt gar viel zu sagen und man kann ihn einen starrern nennen als den katholischen. Aber man kann schwerlich sagen daß er sich dabei gleichsam für einen Privilegirten gehalten hätte der sich gestattete was er Andern hartnäckig verweigerte. Grundehrlich war Luther durch und durch, und eine so große Rolle auch allerdings seine Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit in seinem Wirken spielt, ist er doch objectiv wo es sich um seine Grundidee handelt. Aber wo die Energie seines Charakters und die zur Vollbringung seines Werks allerdings nothwendige Einseitigkeit seines Strebens in verzehrende Leidenschaftlichkeit ausschlägt und ihn zu einer seinem guten Herzen so wenig entsprechenden Härte hinreißt die man Grausamkeit nennen möchte, wäre nicht von Luther die Rede, da soll der Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts nicht Urtheile fällen, wie folgendes unsers Verfassers über den Bauernkrieg und die Wuth wider Bauernhaufen: „Den größten sittlichen Zorn der jemals die Seele eines Menschen erfüllt hat, kam über ihn (Luthern) und seine Worte klangen wie Donner durch ganz Deutschland. Von Schonung und Erbarmen wollte er Nichts mehr wissen, er sah nur Bestien in ihnen (den Bauern), und wie Bestien sollte man sie todtschlagen." Leider sind diese letztern Worte nur zu richtig, leider ließ sich Luther soweit hinreißen es als verdienstlich zu erklären, „die Bauern todtzuschlagen öffentlich und heimlich", leider foderte er auf alle Menschlichkeit gegen sie zu verleugnen; aber einen Zorn der so wild brennt, einen sittlichen, ja den größten sittlichen Zorn zu nennen, der je eines Menschen Seele erfüllte, Das ist wahrlich weder sittlich noch menschlich! Weniger verletzend aber kaum erklärlicher ist uns das unbedingte Lob welches Rückert (II, 237) der Torgauer Concordienformel spendet, die den Tod des trefflichen Nikolaus Crell mit veranlaßte und, wie K. A. Menzel sehr gut nachgewiesen hat (a. a. O. IV, 482), ziemlich lahm war, wie alle Versuche zu vermitteln was sich nicht vermitteln läßt.

Die Neuzeit sieht Rückert im Großen und Ganzen ungefähr mit den Augen der deutschthümelnden Romantiker aus den Befreiungskriegen an. Darum ist er auch sehr einseitig in der Beurtheilung unserer Literatur. Er leugnet zwar nicht Lessing's und Schiller's unsterbliches, Herder's großes Verdienst um dieselbe, aber er ist weit entfernt ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So ist z. B. allerdings wahr daß Lessing, der als Kritiker den ersten Rang unter unsern Schriftstellern behauptet, als Dichter keineswegs auf gleicher Höhe steht, und daß er mehr Scharfsinn hatte als Phantasie. Aber nur er selbst konnte und durfte sich in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, die neben seiner brennenden, rücksichtslosen Wahrheitsliebe sich so schön ausnimmt, alles Dichtertalent absprechen. Wenn Rückert aber von ihm sagt, er wäre „ohne poetische Anlage (!)" gewesen, seine „Minna von Barnhelm", „Nathan" und „Emilie Galotti" hätten gewissermaßen nur „die mathematische Probe für die Richtigkeit seiner kritischen Grundsätze liefern sollen" (III, 116, 117), und wenn er dann wieder die deutsche romantische Schule nicht genug zu preisen weiß, so können wir ihm versichern daß das deutsche Volk viel lieber und leichter den „Gestiefelten Kater", den „Kaiser Octavianus", den „Alarcos", die „Vittoria Accorombona" und noch ganze Dutzende der Art entbehren würde als die von ihm so cavaliermäßig abgefertigten Meisterwerke. Ebenso gewiß scheint es uns daß die „vollständige Versöhnung", welche nicht sowol „in Schelling" als vielmehr in der unerwarteten Frontbewegung welche Schelling seine Philosophie plötzlich machen ließ, zwischen ihm und der Romantik gefunden wurde, dieses Denkers Unsterblichkeit weit weniger sichert als seine frühere Periode, und was den „feindseligen Gegensatz" betrifft in welchem Kant und Fichte „zu dem Bedürfnisse der Zeit und der Nation" gestanden haben sollen, „das die Romantiker repräsentirten", so mögen die Manen dieser großen Geister sich damit trösten daß die wirkliche Nation und die reifer gewordene Zeit sie wie den früher übermäßig gepriesenen, jetzt vielfach undankbar verschmähten Hegel (den unser Verfasser der Erwähnung gar nicht würdigt) weit mehr als ihre Repräsentanten anerkennt, als die zarten Gretchen welche in sinnlich-übersinnlicher Ueberschwenglichkeit ihrer Phantasie „die alte Schwiegermutter Weisheit"

nur gar zu oft beleidigt und vor die Thür gewiesen haben.

Wir wollen keineswegs in dem Gesagten das wirkliche Verdienst der romantischen Schule verkennen. Die Reaction gegen die flache, sogenannte classische altfranzösische Schule war eine heilsame und nothwendige, und in diesem Sinne war gerade Lessing der Vorläufer der Romantiker in Deutschland. Der patriotische Ingrimm gegen die Napoleonische und überhaupt die französische Uebermacht die so schwer auf Deutschland drückte, war wohlberechtigt, und es war wenn auch nicht wahrheitsgemäß doch natürlich in Vergleichung mit dem Drucke der Gegenwart die Zustände des Mittelalters gleichzeitig mit seiner Kunst und ihren großen Denkmälern auf das höchste zu schätzen und zu überschätzen. Ganz anders aber faßt Rückert die Bestrebungen dieser Schule auf, und als Seitenstück zu dem oben bewunderten sittlichen Zorn gibt er uns hier eine ästhetische Begeisterung die sich folgendermaßen vernehmen läßt (III, 180):

Zu billigem Erstaunen des ganzen Trosses der Aufgeklärten der damals in Deutschland das große Wort führte, hörte man jetzt aus dem Munde von Protestanten die feurigsten Apotheosen des Katholicismus, und zu nicht minderm Erstaunen des flachen Liberalismus und Kosmopolitismus priesen die Romantiker die Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaiser- und Ritterthums, den Lehnsorganismus, die Ehrenfestigkeit der Zünfte und die feste Verschränkung des ganzen Geburtsständewesens.

O heiliger Voß, bete für uns! Uns bleibt nur ein Räthsel wie der Verfasser bei dieser Geistesrichtung Friedrich den Großen selbst über die Gebühr preisen kann, der doch zum Troß der Aufgeklärten bis zu höchst tadelnswerther Verachtung aller Religion gehörte und den flachen Liberalismus, der sich das Motto stellt: „Dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen daß wir es werden sollen," zu seinem unsterblichen Nachruhm stets in Ehren hielt und zu Ehren brachte. In einem Sinne freilich huldigte Friedrich dem „flachen Liberalismus" nicht. Er war mehr ein großer Mann als ein Menschenfreund, und wie sehr er auch die Geistlichkeit verlachte, den Adel hob und pflegte er in einem Maße das seinem rohen aber kräftigen Vater schon, wie sich die Leser aus Vehse's verdienstlichem Werke überzeugen können, Worte des Tadels in den Mund gab die dem großen Sohne eher angemessen gewesen wären. Wie parteiisch aber unser Verfasser für Friedrich den Großen, diesen „flachen Liberalen" und Genossen des „Aufklärertrosses" ist, mögen die Leser daraus entnehmen daß er von dessen Einfall in Sachsen ohne vorherige Kriegserklärung sagt: es sei derselbe von den Feinden als eine Verletzung alles Völker- und Reichsrechts angesehen worden; daß er von der Theilung Polens in lauwarmen, kaum ernstlich tadelnden Worten spricht, Friedrich's Duldung allerdings mit Recht rühmt, aber dabei nicht erwähnt daß er dem jüdischen Weltweisen Mendelssohn die Pforten seiner Akademie gegen deren Willen verschloß.

Ganz im Geiste der romantischen Schule ist aber das harte Urtheil über den edeln Kaiser Joseph. Es ist sehr charakteristisch für unsern Verfasser daß ihm die Anlagen dieses gekrönten Menschenfreundes nicht über „das Mittelmaß menschlicher Begabung" hinaus zu gehen scheinen, während er ebenso dictatorisch sich dahin erklärt daß „alle die Naturen deren Bildung und Gemüthsanlage über das triviale Mittelmaß hinausging", wenigstens in „den wesentlichen Anschauungen", wozu er „die sehnsüchtige Andacht gegen das Mittelalter und das Kirchthum" rechnet, mit den Romantikern übereingestimmt und zu ihren Anhängern gehört hätten, sodaß diese Anschauungen „ein Gemeingut in allen Theilen Deutschlands geworden wären".

Auf die Gefahr hin unsere Bildung von dem Verfasser „weit unter das triviale Mittelmaß" gestellt zu sehen, sprechen wir uns unsererseits dahin aus daß die krankhafte, halb überkirchliche, halb liederliche Richtung in welche die romantische Schule durch ihren fanatischen Cultus für das Mittelalter verfiel, einen großen Theil der Leiden verschuldete die über Deutschland kamen, und sehr viel zu der unerbittlichen, 1819 begonnenen Reaction beitrug, welche unser Verfasser selbst mit kräftigen Worten bezeichnet. Sie bereitete dieselbe durch ihre Theorie vor, welche sich allen Segnungen der Neuzeit abwandte, hinter die Zeit der Reformation, die doch Rückert preist, ja hinter die der Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerei zurückging und den Kasten- und Zunftgeist, den unsinnigsten Aberglauben, den rasendsten Fanatismus nicht nur poetisch zu verherrlichen, sondern auch den Zeitbestrebungen als Ziel aufzustellen bemüht war. Mit diesen reactionnairen Theorien verband sie zugleich gerade wie die ultramontane Partei in den traurigsten Zeiten des Mittelalters ein so revolutionnaires Gebahren, daß sie durch reichen und gefährlichen Unsinn auf der Wartburg, durch die Gräuel der Hep-Hep-Scenen die im Grunde nur eine tolle Anwendung ihrer wahnsinnigen Lehren waren, ja durch die Meuchelmorde, welche sie zwar gewiß nicht verschuldete, aber wozu doch ihr mystisch-theosophisch-poetisch-revolutionnairer Wahn edle Jünglinge mit veranlaßte, eben dieser Reaction nicht nur einen Vorwand, sondern auch momentan einen Grund gab. Sie hat den Ton zu der Franzosenfresserei und zu der Russenvergötterung angestimmt, welche zwar unter dem Druck der Fremdherrschaft berechtigt, aber von ihr bis zum wüthenden Hasse gegen die großen Wahrheiten gesteigert ward welche 1789 von der ersten französischen Nationalversammlung und früher von Joseph II. und Friedrich dem Großen anerkannt und ins Leben eingeführt wurden. Es ist durchaus nicht richtig daß die größten Geister unserer Nation zu dieser Schule in ihrer einseitigen Richtung zu zählen wären, und Rückert selbst muß Dies gegen seine eigene Erklärung zugestehen. Er selbst bemerkt daß sie nicht nur zu Schiller, sondern auch zu Goethe, so sehr sie ihm auch eine Zeit lang höfelte, in einem innern Gegensatze stand, daß sie durch ihre Tendenzen genöthigt war über Kant den Stab zu brechen, daß diese feindliche Stellung auch gegen Fichte's Richtung nicht ganz zu vermeiden war. Hegel hält Rückert wie schon bemerkt nicht der Ehre der Erwähnung werth,

wird aber schwerlich dadurch verhindern daß ihn die Nation zu ihren größten Geistern zähle. So bleibt also nur Schelling übrig, welchem die vollständige Versöhnung zwischen „dem Bedürfnisse der Zeit und der Nation" wie es nämlich die Romantiker verstanden, und der Speculation gelungen sein soll. Schade nur daß der Schelling dem dieses Lob gezollt wird, in seiner spätern Richtung zwar dieselbe Person, aber nicht derselbe Weltweise ist den Deutschland jenen großen Männern ebenbürtig erklärte, und daß weder die Zeit noch die Nation mit dieser neuesten Tendenz Schelling's sympathisirt, vielmehr das Gegentheil oft genug andentaggelegt hat. Ohne zu verkennen daß die romantische Schule wenn auch nicht Genies vom ersten Range, doch Männer von ausgezeichneten Talenten zu den Ihrigen zählt, ohne ihr Verdienst um Kunst, Literatur und Literargeschichte verkümmern, ohne leugnen zu wollen daß sie der Flachheit, dem schlechten Geschmacke und dem seichten Wesen der deutsch-französischen Schule mit Nutzen und Erfolg entgegenarbeitete, müssen wir doch gerade sie beschuldigen die Nebelhaftigkeit, das mystische Helldunkel, die Unklarheit der Begriffe welche im zweiten Decennium unsers Jahrhunderts unser Vaterland um die Früchte der großen Erhebung gegen fremden Druck brachten, am meisten verschuldet zu haben. Daß Rückert, der Apologet dieser Schule, so lauwarm von Joseph II. spricht, der, wie Carraccioli („Vie de Joseph II" S. 190) sehr richtig bemerkt und Groß-Hoffinger noch ausführlicher urkundlich belegt, das meiste Gute das die erste französische Nationalversammlung beschloß, wie Abschaffung der Leibeigenschaft, des Glaubens- und Priesterdrucks, des Rechts der Erstgeburt, der Zehnten u. s. w., schon seinerseits bemüht war ins Leben zu rufen, finden wir natürlich. Weniger begreiflich ist uns aber wie er Friedrich dem Großen der sich zu den Romantikern verhält wie der nüchterne Verstand zur tollgewordenen Phantasie, Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte. Ueber Joseph II. hat bereits Schlosser, („Gechichte des 18. Jahrhunderts", III, 399) das richtigste Urtheil in den Worten gefällt:

> Joseph II. wollte mit monarchischer Gewalt bewirken was man in andern Staaten mit Gewalt zu hindern sucht; er gerieth daher aus einem ganz entgegengesetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Volke und mit dem Zeitgeist in Zwist.

Glücklicherweise hat der bessere Zeitgeist und das aufgeklärtere Volk im Gegensatze zu manchem übergelehrten Autor dem edeln Kaiser längst Gerechtigkeit widerfahren lassen, wobei immerhin zugestanden werden mag daß etwas mehr Beharrlichkeit nach gefaßtem Entschlusse und etwas weniger Uebereilung bei zu fassenden Entschlüssen die großen Plane des menschenfreundlichen Regenten vielleicht eher zur Reife gebracht hätte.

In der Darstellung und Beurtheilung der Zeit nach den Befreiungskriegen findet Rückert einen Theil der Gerechtigkeit wieder die er Kaiser Joseph II. nicht angedeihen ließ, obgleich er auch hier die mystisch-theosophische Schule welche in Preußen die weisen Verfügungen aus den Zeiten Stein's und Hardenberg's immer mehr zur Täuschung machte, fast ignorirt. Die neuesten Begebenheiten seit 1848 fertigt er in der letzten Seite seines Werks mit mehr als lakonischer Kürze ab, und wir können uns hierbei doch mit der Schlußbemerkung nicht einverstanden erklären daß die conservativ-liberale Partei durch den Kampf gegen den extremen Radicalismus zu einer blos negativen Tendenz gedrängt worden sei. Die Männer welche jetzt als sogenannte Gothaer von beiden Seiten mit ehrenden Schimpfworten belegt werden, hatten gewiß eine sehr positive Tendenz, und wenn ihnen zum Vorwurfe gemacht werden kann daß sie in ihrem reinobjectiven Streben nicht genug um sich blickten und die Subjectivitäten nicht gehörig würdigten, so ist doch nicht zu leugnen daß sie nicht nur das Uebel, sondern auch die Mittel dagegen im Ganzen richtig erkannten, und es ihre Schuld nicht ist, wenn, wie unser Verfasser bemerkt, die Bestrebungen des bewährten und gebildeten Theils der Nation, „der wahren Blüte der Fortschrittspartei, ohne einen dauernden Gewinn" blieben. Auch hierbei wollen wir aber nicht übersehen daß nach ewigen Naturgesetzen heftigen Bewegungen heftige Reactionen folgen, beiden jedoch nur eine kurze Dauer angewiesen ist und das Gute und Rechte, wenn es einmal tiefer in das Bewußtsein des Volks gedrungen ist, am Ende doch siegreich aus dem Kampfe hervorgeht.

Sternberg, der Verfasser von Nr. 4, hat ein sehr gelehrtes Werk geliefert das zugleich reich mit philosophischen und theologischen Excursen versehen ist, aber wir vermissen darin nur zu oft den freien, unbefangenen Blick der die Vergangenheit überschaut und würdigt, ohne Abgötterei mit ihr zu treiben, und wir möchten dem Verfasser rathen das Wort des Dichters, den er den Dichter des Mercantilsystems zu nennen beliebt, etwas mehr zu berücksichtigen:

> Das Pergament ist das der heil'ge Bronnen
> Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
> Erquickung hast du nicht gewonnen,
> Wenn sie dir nicht aus eig'ner Seele quillt.

Der Staats- und Rechtslehrer kann gewiß nicht zu viel studiren, nicht zu viel, kaum je genug sich in seine Quellen hineinarbeiten, aber er soll sich nicht in dem Sinne hinein versenken daß er die Gegenwart verschlafe, um, ein umgekehrter Epimenides, in der Vergangenheit aufzuwachen. Der Verfasser fängt seine Genesis unserer Staats- und Rechtsverhältnisse wie ganz in der Ordnung mit den alten Germanen an, deren Zustände er mit Liebe, aber wie uns scheinen will etwas aristokratischer darstellt als sie wirklich waren. Ein Blatt für literarische Unterhaltung ist nicht der Ort hierüber weitläufige Untersuchungen anzustellen. Wir begnügen uns an Luden's sehr richtigen Ausspruch zu erinnern („Geschichte der Deutschen", Bd. 1, Buch 3, Cap. 5):

> Da die ursprüngliche Bedeutung des Namens Adeling keineswegs mit Sicherheit anzugeben ist, da derselbe vielmehr auf mehr als eine Weise erklärt werden kann, so finden Eitelkeit und Dünkel (auch wie wir hinzufügen, Anwendung Dessen was Tacitus von einzelnen Stämmen und Gauen hörte oder erzählt, auf das ganze germanische Volk) Raum und Gelegen-

heit die Ansicht zu verwirren und in die ältesten Zeiten des deutschen Volks die Wurzeln des Baumes hineinzutreiben an welchen sie sich so gern emporschwingen weit über die andern Menschen hinaus. Die unbestimmten Ausdrücke des Tacitus von gelehrten Männern späterer Tage zur Erklärung der deutschen Worte beibehalten, erleichterten das Spiel. (Vergl. die Note zu dieser Stelle, sowie zu S. 719, 721 [Note 7]. Ebendaselbst S. 498, auch Eichhorn II, 19.)

Der Verfasser hat viele gründliche Untersuchungen angestellt um zu beweisen daß bei den oberhessischen Bauern viele Sitten und Gebräuche der alten Germanen zu finden sind; komisch nimmt sich nur dabei aus daß die gewiß nicht den oberhessischen Bauern allein eigene Marotte alte Geldsorten und überhaupt baares Geld aufzuhäufen und nicht leicht auszuleihen, mit Beziehung auf Tacitus (Cap. 5 u. 26) dazu gerechnet wird. Auch Das soll altgermanisch sein, daß in Oberhessen das Sprüchwort allgemein ist: „Mann und Weib ist Ein Leib", und darum nach dem Tode des Mannes die Frau eine Stimme in der Gemeinde abzugeben hat. Altgermanisch darum, weil bei den alten Deutschen Gebrauch war daß die Neuvermählte dem Gatten als Gegengeschenk für Ochsen, Pferde, Schild, Spieß und Schwert auch irgend ein Waffenstück überreichte, die Waffenübergabe, nach Grimm, ein Symbol des Herrschaftsprincips ist und die Frau durch diese Wechselseitigkeit mit in die Herrschaft aufgenommen wurde. Könnte man bei solcher Argumentation nicht auch darin eine altgermanische Sitte finden daß gerade in Deutschland die öffentlichen Spielhöllen die in den andern civilisirten europäischen Landen verboten, wieder erlaubt sind, weil nämlich nach Tacitus die alten Deutschen das Spiel so leidenschaftlich liebten daß sie nicht selten ihre Freiheit und sich selbst verspielten? Wir empfehlen diesen Beweis den unabhängigen Männern in Kurhessen, die es sich zum Geschäfte machen darzuthun daß das untergegangene deutsche Parlament dem Volke undeutsche, französische Institutionen aufdringen wollte. Es hat die Spielhöllen verboten, ergo demonstratur!

Für das Mittelalter schwärmt Sternberg. Da entwickelte sich „Papalismus und Judaismus" (Priesterthum und Priesterherrschaft neben der biblischen Anschauung, „welche die ganze Menschheit als eine Familie und so" — wie so? „das deutsche Reich als eine Fortsetzung des römischen Imperatorenreichs betrachtete") „als Gegensätze, aber unzertrennliche Sprossen derselben Wurzel" (S. 94—95), als „das schwungkräftige System das den Glaubensstreit nicht kannte". Nun, es ist wahr und wir haben es oben selbst gegen Rau geltendgemacht daß der Kampf zwischen Kaiser und Papst die Befreiung des dritten Standes, die Schwungkraft der Ideen, den Uebergang zur Neuzeit mächtig förderte, aber es dürfte ebenso wenig zu verkennen sein daß diese Resultate nicht sowol den Kämpfenden als dem Kampfe zu verdanken sind. Es ist ganz richtig daß in Uebergangszeiten von einem Bildungszustande zum andern (und als eine solche ist das Mittelalter zu betrachten) Manches eine große relative Vollkommenheit haben kann was bei absoluter Betrachtung verwerflich erscheint. Das Kind muß durch Flegeljahre gehen um zum tüchtigen Mann zu werden, aber wer wird darum die Flegeljahre als Ideal männlicher Bildung darstellen wollen? Von dieser profanen Betrachtungsweise ist jedoch unser frommer Verfasser weit entfernt. Verwahrt er sich doch gegen Gieseler's über und über belegtes Urtheil (in dessen „Kirchengeschichte", Theil 2, Abtheilung 1, §. 27 und 34) über die allgemeine Barbarei, grobe Unwissenheit und rohe Sittenlosigkeit welche das 10. (und auch größtentheils das 11.) Jahrhundert auszeichnet. Der gute Gieseler mag immerhin die gräßliche, widernatürliche Unzucht welche namentlich unter den Priestern damals herrschte (a. a. O., §. 34, Note b, c, g; §. 27, Note c) und besonders durch den Cölibat hervorgebracht wurde, die Raub- und Genußsucht der geistlichen und weltlichen Großen wie des Volks überhaupt (a. a. O. §. 27, Note a, b, d und f) zu dieser Zeit durch die unverdächtigsten und zahlreichsten Quellen darthun. Um diese Zeit herrschte die „großartige Idee des bevorstehenden Weltuntergangs", welche offenbar mit der des Sündenfalls zusammenhängt, und kann man eine solche Zeit, so fragt Sternberg (S. 97), eine so sehr rohe nennen? Wir fragen dagegen, warum nicht, wenn ihr Sündenfall weit ärger war als der Adam's und Eva's und sie den Weltuntergang vielleicht nicht minder verschuldete als das Geschlecht zur Zeit der Sündflut? Es ist freilich löblich „von dem Bewußtsein des Sündenfalls tiefergriffen zu sein", und eine schöne, fromme Einfalt an den nahen Weltuntergang zu glauben, aber von allen Tugenden und allem Wissen ist man darum doch nicht dispensirt! Es ist wahr daß „Keuschheit", zweifelhafter daß „Romantik" Grundzüge der Germanen waren, aber in jenen Zeiten erhielten sie doch wahrhaftig „die christliche Weihe" nicht, von welcher sein Text zu eben diesen Noten spricht? Aber unser Verfasser scheint Das doch zu meinen! Es zeigt sich auch hier und da in diesen Zeiten „keusches Heldenthum", und so werden wir doch wahrhaftig, meint er weiter, „wegen des Abgrunds infernalischer Laster der daneben gähnt, die Zeit nicht verdammen!"

Freilich, freilich nicht, die Leute *glaubten*! Damals war der Glaube nicht wie jetzt ein „Gegebenes", und noch erhob sich nicht „gegen die zarte Gläubigkeit der Legende die nackte Kritik des Rationalismus". Das ist Alles wahr, sehr wahr, aber was ist dagegen auf die Dauer zu machen? Deswegen möchten wir denn doch Sternberg bitten, Kant, dem großen Interpreten der selbstforschenden *Vernunft*, Das zu verzeihen was er dessen „kalte *Verstandesrichtung*" nennt, in Goethe etwas Anderes, auf alle Fälle etwas mehr zu sehen als den „Dichter des Mercantilsystems", und es endlich Hegel dem er „eine tiefere Weltanschauung" als Kant vindicirt, nachzusehen, wenn er sich „einer speculativen Thätigkeit hingab welche — dem Feudalsystem ganz fremd war, dessen Grundzug gerade die Verdammung des Zweifels war." Soviel ist richtig. Heutzutage ist es bedenklich sich einer „Thätigkeit hinzugeben" welche dem Feudal-

system fremd ist, und mehre revolutionnaire Oberpräsidenten, wie Auerswald und Andere, haben das zur Genüge erfahren. Aber Hegel ist ja schon lange todt, und über ihn kann also nicht wohl ein Verdammungsurtheil deshalb gesprochen werden! Auch ließe sich vielleicht sagen, das Feudalsystem habe zwar allerdings zu der Zeit besonders geblüht wo jeder Zweifel zugleich mit dem Zweifler verdammt und vernichtet wurde, aber es sei doch darum nicht identisch mit dieser Verdammung. Der große Theodorich, der gottlose Arianer z. B. huldigte dem Feudalsystem ohne der Intoleranz zu fröhnen. Freilich im Jahre 1851 da sind die Feudalherren als solche Verbündete der Feinde der Glaubensfreiheit, im Jahre 1000 aber zweifelte der Feudalherr an Nichts, nicht weil er ein Feudalherr war, sondern weil er im Jahre 1000 lebte!

Sehr auffallend ist wie der gelehrte Verfasser zu dem unbegreiflichen Irrthum kommen konnte, es wäre durch das Wormser Concordat 1122 die Belehnung der Bischöfe durch Ring und Stab der weltlichen Macht verblieben. Es ist männiglich bekannt daß durch diese (Calixtinischen) Concordate diese Belehnung im Gegentheil dem Papste, und dem Kaiser nur die Belehnung für das Weltliche durch den Scepter zugesprochen ward, und Sternberg hätte nur die von ihm selbst angegebenen Quellen („Neue Sammlung der Reichsabschiede", I, 4; Eminghaus, „Corpus juris Germanici", S. 20) zu Rathe ziehen dürfen um Heinrich's V. Entsagung auf die Belehnung mit Ring und Stab des Breitern zu sehen. Bei dem einen seiner Gewährsmänner, dem Herausgeber der „Reichsabschiede" (von Sömmering) hätte er noch dazu in der Einleitung (S. 10) folgende Worte gefunden welche seine ganze Deduction über den angeblich verbissenen Groll der Päpste wegen jenes Concordats widerlegen:

Endlich räumete der Kaiser durch die innerlichen Kämpfe ermüdet Papst Calixto sothanes Recht zum größten Nachtheil des deutschen Reichs ein und errichtete darüber im Jahre 1122 auf dem Reichstage zu Worms einen Vergleich oder Concordat.

Wir wollen darum nicht leugnen daß den Päpsten auch Das nicht genügte und die „geistliche Soldateska", wie es Sternberg ausdrückt, „wegen ihres Vermögensrechts" noch Händel genug mit der weltlichen Behörde hatte, aber soweit ging Das doch nicht daß „der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen aus unterdrücktem Groll" gegen diese ihnen im Wesentlichen so günstigen Concordate hervorgegangen wäre! Der Hohenstaufen Macht und Größe in Italien sowie ihre Geistesgröße gaben dazu ganz andere, weit entscheidendere Gründe!

Es ist uns nicht möglich in dieser schon zu lang gewordenen Kritik dem Verfasser durch alle Phasen der Entwickelungsgeschichte des deutschen Staats- und Privatrechts zu folgen, nur davon wollen wir Act nehmen, daß er trotz seiner Hinneigung zum Mysticismus und zu mittelalterlichen Ansichten doch von den Männern der Reaction von 1819—48 sagt: Gott habe die Männer jener schrecklichen Execution mit Blindheit geschlagen. (S. 385.) Wir wollen nun abwarten wie er über die „Mittel einer höhnenden Corruption" (ebendaselbst) urtheilt die spätern Datums sind.

Ein ganz ausgezeichnetes, unsere Literatur wahrhaft bereicherndes Buch ist das Werk des Hrn. Barthold (unter Nr. 3), dessen Besprechung wir, weil wir es unbedingt loben können, auf zuletzt verschoben haben. Leider ist bei uns Deutschen, die wir soviel über Geschichte schreiben, lesen und studiren, — charakteristisch genug — gerade die Geschichte des nationalen Bürgerthums, seiner Entwickelung und seiner Kämpfe, die Errichtung des städtischen Wesens und die Fortbildung oder Hemmung seiner Institutionen noch sehr wenig bearbeitet. An Monographien dieser Art fehlt es freilich nicht, aber wer die einzelnen Wassertropfen analysirt, hat damit den Strom noch nicht beschrieben. Ueber das deutsche Städtewesen im Mittelalter haben wir nur Hüllmann's zwar sehr verdienstliches aber doch im Grunde nur als schätzbares Material zu betrachtendes Werk. Barthold geht hingegen den Weg den Augustin Thierry in Frankreich angebahnt und der dort seitdem mit so vielem Erfolg betreten ward. Sein Werk ist zugleich ansprechend und beherzigenswerth für jeden Gebildeten und für den Gelehrten noch belehrend. Leider erlaubt uns der Raum nicht unser Urtheil nach Wunsch zu begründen. Wir müssen uns auf wenige Bemerkungen und eine sehr ungenügende Analyse eines Theils des vorliegenden Bandes beschränken, der mit dem Ursprunge deutscher Städte beginnt und bis zum Schlusse des großen Interregnums führt.

Vor allem zeigt sich daraus daß von der deutschen bürgerlichen Freiheit vollkommen Dasselbe gilt was Macaulay von Englands politischer Freiheit sagt: das Land verdanke sie nicht seinen großen und heldenmüthigen Monarchen, sondern hauptsächlich den Herrschern welche Unglück über das Land brachten und eben darum der Stimme der Nation nicht zu widerstehen vermochten. Freilich gilt Das weder hier noch dort von den ersten fast unmerklichen Anfängen der nationalen Freiheiten. So hat z. B. Heinrich der Vogler wenn auch nicht das Verdienst das ihm historische Urkunden solange zuerkannten, in Sachsen der eigentliche Städteerbauer gewesen zu sein oder gar die viel später entstandene bürgerliche Verfassung ins Leben gerufen zu haben (ebenso wenig wie Ludwig der Dicke in Frankreich im engern Sinne des Worts der Befreier der Communen genannt werden kann), aber er hat doch die vorhandenen städtischen Orte fester und volkreicher gemacht und den Grund zu vielen neuen gelegt, und so seinem Geschlechte die Mittel gegeben die Mittelfreiheit (das ist: persönliche Freiheit, dingliche Unfreiheit) zu begründen, welche, wie unser Verfasser nachweist, beim Schlusse der sächsischen Periode den Zustand der ältern Städte mit Ausnahme der Königspfalzen bezeichnet. Von politischen Rechten der Gemeinde ist in dieser Zeit noch wenig oder vielmehr wenig mehr die Rede. Die Ausdehnung der Hoheitsrechte der Geistlichen hat das Gute daß im kirchlichen Gebiete die Verschie-

denheit des Rechts der Ministerialen, Königsleute, Zinspflichtigen, Hofhörigen aufhört. Man lebte „unter dem Weichbilde“ (wahrscheinlich unter dem geweihten Heiligenbilde). Das hatte eine Art erweitertes Hofrecht zur Folge welches für die niedere Bevölkerung eine Wohlthat, für die zur freien Gemeinde Gehörigen hingegen eine Herabwürdigung war. Doch tritt die Geltung altgermanischen Schöffenthums, freilich neben drückenden Frohnden für die Herren und andern schweren Lasten, schon hervor. Die Bildung des Volks steht auf sehr niedriger Stufe. Des Voigtes Stellvertreter sticht Augen aus, entmannt, köpft, „Alles nach peinlichem Recht“. „Geringschätzung des menschlichen Lebens“, sagt unser Verfasser (I, 163), „Häufung der Leibes- und Lebensstrafen, hastiges Rechtsverfahren und Vollzug martervoller Todesarten bleibt eine Schattenseite des freisten Bürgerthums bis tief in den Anfang der neuern Zeit hinein.“ Die äußere Gliederung der Zünfte geht aus der Unfreiheit der an den Königshof gezogenen Handwerker hervor, und erst später erhalten dieselben politische Bedeutung. Der Gemeinderath, die erste Bildung gemeinschaftlicher Freiheit, ersteht erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts.

Unter dem salischen Kaisergeschlechte hebt sich das Bürgerthum, begünstigt durch den Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht. Kölns so oft angegriffene Freiheit hatte sich schon etwas früher in freilich aristokratischer Form (die Richerzeche, das Patriciat) befestigt. Nürnberg, erst um 1000 erstanden, gibt 1050 schon einem Kaiser Herberge und nimmt eine Fürstenversammlung auf. Konrad II. der sich gegen den Klerus einer weisen Sparsamkeit befleißigte, spendet den Städten Worms und mehr noch Speier reichlich Geld, auch Freiheiten. Seinem Geschlechte kommt Das sowie der andern fränkischen Kaiser bürgerfreundliche Gesinnung zugute. Als der unglückliche Heinrich IV. „von den Fürsten verrathen, fast verzweifelnd an Treu und Glauben und einer neuen Königswahl gewärtig“ an den Rhein floh und kaum den Nachstellungen der Großen entronnen gegen Worms zog, da wollten die Vasallen und höhern Ministerialen des Bischofs Adalbert ihm den Einzug wehren. Aber die Bürger, auch die niedern Classen des Volks (unser Verfasser weist Das entgegengesetzter parteiischer Forschung urkundlich nach) jagten den Hierarchen aus der Stadt, sammelten sich zu Hauf um ihren unglücklichen Kaiser und schwuren Leib und Leben freudig für ihn in die Schanze zu schlagen. Der am 18. Januar 1074 von dem Kaiser ausgegangenen, die Rechte der Bürger erweiternden Urkunde entnehmen wir daß auch die Juden in Worms lebhaften Antheil an dieser Volksbewegung zu Gunsten des Kaisers genommen, wie denn überhaupt die Grausamkeiten gegen sie erst mit den Kreuzzügen beginnen, während sie früher oft, eben wie in dieser Dankurkunde Heinrich's IV. (wo von „den Juden wie den übrigen Wormsern“ die Rede ist), den andern Bürgern gleichgestellt und auch später noch unter „unsere lieben Bürger“ begriffen sind.

Nicht minder als die Wormser bewährten ihre Treue gegen den unglücklichen Kaiser die Bürger von Mainz, Ulm, Nürnberg und Augsburg, und die letztgenannten beiden Städte mußten schwer genug dafür büßen. Mit Recht bemerkt unser Verfasser (I, 191):

Hätte Heinrich (IV.), hätten die Hohenstaufen darauf (auf der Bürger Anhänglichkeit) den Grund ihrer Herrschaft gebaut, so wäre, wie es später in romanischen Ländern sich ereignete, die Macht der kleinern Fürsten und des Adels durch die freien Bürgergemeinden auch in Deutschland ganz zerbrochen worden.

Aber leider thaten die Hohenstaufen (mit Ausnahme des unrühmlichsten von ihnen: Heinrich's VI. und des schwer bedrängten Philipp von Schwaben) gerade das Gegentheil, während vor ihnen der böse Sohn: Heinrich V. die Bürgerfreiheiten gefördert hatte. Was unser Schiller von der deutschen Kunst sagt:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne,
Schutzlos ging sie, ungeehrt —

ganz Dasselbe gilt, man mag nun den ersten oder zweiten der Hohenstaufen als diesen großen Friedrich bezeichnen, auch von der deutschen Bürgerfreiheit. Die Hohenstaufen waren unstreitig große, aber nie waren sie, auch nur für Deutschland, selbst im Sinne ihrer Zeit, bürgerfreundliche Kaiser, und schon damals war ihr weitgehendes chevalereskes Verfahren ein Anachronismus in der Art wie sie es trieben. Friedrich I., der große Barbarossa der noch immer im Kyffhäuser erstehen soll, verkannte seine Zeit so sehr daß er nicht lange vor seinem Scheiden aus Europa um des verhängnißvollen Kreuzzugs willen (December 1187) das Faustrecht gesetzlich sanctionnirte, wenn nur zur bestimmten Frist Fehde angesagt würde. Er förderte dadurch freilich gegen seinen Willen das Bürgerthum und dessen Coalitionen, aber er hätte ihm den Todesstoß dadurch versetzt, wäre die Zeit nicht mächtiger als der mächtigste Selbstherrscher. Wie er sich überhaupt seine ganze Regierung hindurch gegen das Städtewesen verhielt, Das hat unser Verfasser trefflich in wenig Worte zusammendrängt, deren Begründung die Leser in dem Werke finden. Er gestattete den Städten nämlich „freie Entwickelung, Gelangung zur gemeinheitlichen Verfassung wo sie nicht gehindert werden konnte, zumal in Städten fürstlicher Hoheit und altgefreiten Gemeinwesens, die weil man sie gesetzlich altverbürgter Rechte nicht berauben durfte, widerspruchsvoll durch den Kaiser obenein gefördert wurden. Sonst: Gebot des Stillstands, dem der Scheingehorsam sich bequemte.“

Unter Heinrich VI. athmet die deutsche Bürgerfreiheit wieder auf. Der tyrannische aber vorurtheilsfreie Monarch weiß, etwa wie später Ludwig XI. in Frankreich, den Werth des dritten Standes im Kampfe gegen die Großen zu schätzen. Desto härter, ja desto ungerechter und falscher benimmt sich der sonst so hellsehende und liebenswürdige Friedrich II. gegen die deutschen Städte. Im Anfange seiner Regierung freilich wo er den welfischen Gegenkaiser zu fürchten hat, zeigt er sich dem Bürgerthum hold. Aber im Jahre 1215, wo die äußere

Ruhe befestigt scheint, in eben dem Jahre in welchem England seine Magna Charta unter Johann ohne Land erhielt, beginnt in Deutschland unter dem länderreichen Friedrich II. die Reaction gegen den Bürgerstand. Der Kaiser opfert die Rechte Strasburgs seinem Bischof Heinrich von Veringen, vernichtet den Gemeinderath in Basel mit schmählicher Widerrufung der von ihm selbst früher ertheilten Privilegien, verbietet die Zünfte (das Vereinsrecht der Bürger) zu Goslar, stellt Regensburg widerrechtlich ganz und gar unter seinen Bischof und legt endlich (April 1220) die Axt an die Wurzel des deutschen Bürgerthums indem er die Freistätten für die mishandelte Menschheit zu schließen versucht. Er verbietet nämlich „seinen Städten, sowie den Herren des Laienstandes“ Dienstmannen, Hörigen oder Leibeigenen der geistlichen Fürsten Aufnahme zu gestatten, wie nicht minder die Anlegung neuer Burgen oder Städte, und hebt andere gesetzliche bürgerliche Rechte eigenmächtig auf. Freilich gelang ihm Nichts von diesem Allem. Während seiner funfzehnjährigen Abwesenheit von Deutschland (1220—35) erstarkte vielmehr das deutsche Bürgerthum. „Die üppige Kraft des Lebens spottete“, wie unser Verfasser sich ausdrückt, „der Reactionsmaßregeln kaiserlicher Pergamente“. Es bilden sich Bündnisse mächtiger Städte, denen weder die Fürsten, noch Heinrich VII., noch Friedrich II. trotz aller Verbote auf die Dauer steuern können, die im Gegentheil bald von mächtigen Fürsten des Auslandes um ihre Allianz angegangen werden. Was kann es unter solchen Verhältnissen viel helfen oder schaden daß kaiserlicher Seits den Städten im Reiche (1231), selbst dem blühenden Worms Gemeinheitsverbindungen, Gilden und Zünfte abgesprochen werden? Nicht lange und das Blättchen wendet sich. Die traurigen Erfahrungen welche Friedrich II. in Italien und an seinem Sohne Heinrich macht, Kölns Opfer, Worms Treue bei seiner Vermählung mit der englischen Königstochter stimmen den Sinn des stolzen Herrschers milder. Später da das Unglück über ihn hereinbricht, läßt er sich gar dazu herab der Stadt Regensburg wie andern Städten gleichsam Abbitte zu thun (November 1245) und „zu seiner und des Reichs Ehre“ sowie zu „ihrem Besten“ den Gemeinderath wieder einzusetzen, „dessen unversöhnlicher Gegner er war“. Die Bürgertreue beschämt die kaiserliche Doppelzüngigkeit. Mainz, Worms, Ulm, Aachen halten treu zu dem Hause der Hohenstaufen, während so viele „edle Grafen“ in der Schlacht von Nidda (5. August 1246) den König Konrad an Heinrich Raspe verrathen und der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, der Gründer des kölnischen Doms, durchweg die Judasrolle spielt.

Der Tod des großen Hohenstaufen (1250) und die darauffolgende kaiserlose Zeit welche auch dem städtischen Wohlstande so tiefe Wunden schlug, beförderte doch im Ganzen und Großen die städtischen Freiheiten und die Städtebündnisse. Basel, Freiburg, Strasburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. erheben sich zu immer größerer Selbständigkeit, es bilden sich große Städtebünde welche die spätern Reichsstände vorbereiten. Lübeck bewährt sich als eine Macht, in Mainz wirkt segensreich Arnold der Walpod, der eine Eidgenossenschaft der Städte gründet, welche, wie sich ein Chronist der Zeit ausdrückt (II, 206), „den Fürsten und Rittern, besonders aber Denen nicht gefiel welche beständig ihre Hände nach dem Raube ausstreckten. Sie sagten es sei schändlich daß Kaufleute über geehrte und adelige Männer herrschten.“ Im October 1254 fand ein großer Städtetag in Worms statt, dessen Theilhaber sich zu einer Eidgenossenschaft verbanden, Maßregeln gegen jeden Friedensbruch verabredeten und auch als Schirmherren für die Rechte der Bauern auftraten, insofern dieselben den Frieden hielten. Der Gegenkönig Wilhelm von Holland zeigte sich weit beharrlicher als Konrad der Hohenstaufe als ein Freund der Städtefreiheit und der Städtetage. Eine sehr ehrenwerthe Stellung nahm die neue bürgerliche Macht ein als das eigentlich sogenannte Interregnum eintrat. Sie widerstand solange sie konnte dem unpatriotischen Gebahren fremde Dynasten auf den deutschen Kaiserthron zu setzen, und ihre Schuld war es nicht wenn englisches und spanisches Gold mächtiger auf geistliche und weltliche Fürsten wirkte als vaterländische Gefühle. Welche traurigen Folgen aber hieraus für mehre Städte entsprangen und welche wichtigen Begebenheiten sich ferner daran knüpften, Das bitten wir in dem Werke selbst nachzulesen, dessen zwei uns vorliegende Theile die Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums bis zur Regierung Rudolf's von Habsburg führen. Mit Spannung sehen wir der Erscheinung der folgenden Theile eines Werks entgegen das kein Freund der vaterländischen Geschichte und Entwickelung ungelesen lassen sollte.

37.

Neueste deutsche Liebesklänge.

Abermals 34 lallende Kindlein von denen die kreisende Riesin „Deutsche Lyrik“, jene kolossale Schmerzensmutter die zugleich ihre eigene Wehmutter ist, jüngsthin entbunden ward. Unsere Schmerzensmutter Lyrik legt sich nämlich jetzt Fontanelle im Großen; es gilt einen Abfluß, eine Blutzersetzung und Entleerung, somit Reinigung aller poetischen Säfte ganz im Ultrakolossalen. Ob Dies zu Etwas helfen, ob die Cur anschlagen, ob der alte Riesenleib wieder erstarken und gesunden wird, wer mag es sagen? Hoffen wir es still! Ja, laßt uns nur immerweg frisch daraufloshoffen! Zähe deutsche aushaltige Krötennatur, und du Germania, unsterblicher Virtuos auf der Strohfidel die man Hoffnung nennt, lasset euch auch hierin nicht werfen! Bleibet standhaft und „duldet muthig, Millionen!“ Wenn wir uns dereinst durch abermals 500,000 Gedichtsammlungen werden hindurchgebissen haben, dann wird es vielleicht tagen, dann wird es Morgen werden im Grabe, zu bieten dem Schlummer: Erwache! Dann feiert unsere Poesie ihr Osterfest und das tausendjährige Reich hebt an. Schade daß wir armen Critici (olim Recensenten genannt), die wir uns jetzt so pflichtfreudig, liebeselig durch Alles und Jedes durcharbeiten was nur irgend Wust und Schlacke heißen kann, diesen großen Erlösungstag nicht erleben werden. Wir arbeiten wol mit an dem großen Erlösungswerk: sichtend und schlichtend, säend und mähend, streuend, bläuend und verzeihend, richtigend und züchtigend; wir raufen und jäten zwar unverdrossen im Schweiße unsers Angesichts „bis der Tag kühl wird

chen diese Schwäche; du lieber Gott, Jedes hat die seinige. Was sie der Frau Luise Aston in den Bart wirft ist jedenfalls sehr zu beachten. („An Luise Aston". S. 131—136):

... Ich werfe dir den Fehdehandschuh hin,
Dies Recht hat mein Verhängniß mir gegeben;
Weil ich im tiefsten Herzenelend bin,
Ein Weib — wie du zerfallen mit dem Leben. —
Denn glücklich bist du nicht, die Hand auf's Herz,
Mag auch die Zunge das Geständniß weigern;
Im wilden Rausch betäubst du deinen Schmerz,
Wenn tief im Busen sich die Qualen steigern.

Doch es empört dein Thun die Seele mir,
Und nimmer möcht' ich mich mit dir vereinen,
Denn deine Sünde wird mir nie — gleich dir —
Groß wie der Tugend Ideal erscheinen.
Und höher noch — beim wahren Gott — als du
Steh'n die Verlor'nen mit geschminkten Wangen;
Das Elend führte oft dem Laster zu,
Die noch im Kampf mit ihrer Tugend rangen.

Nenn' es nicht Liebe was dich wild durchglüht,
Du kennst die Blume nicht. Dem Licht entsprossen,
Ist wo die Wollust thront sie nie erblüht...
Dir hat sie nimmer ihren Kelch erschlossen.
Weh dir, wenn aus dem Taumel du erwacht,
Wenn der genoss'nen Jugend Traum verflogen ...
Wenn mit des Alters sternenloser Nacht
Der Reue Nattern dir ins Herz gezogen.

Nr. 6. Die letzte unserer diesmaligen lyrischen Damen, Agnes R., ist eine Unbekannte. Wir begrüßen jedoch in ihr ein reiches, sinnendes und doch gesundes, freude-, frohsinn- und freiheitrüstiges Talent das sich nur selbst noch beiweitem nicht zu kennen scheint. Diese Talente sind mir von den allerneuesten die da kommen, gerade die liebsten. Wie die Philosophie von Nichts, von keiner Voraussetzung anfangen muß, so ist aller Poesie wahrer Anfang das Dichten ohne Eitelkeit. Solch ein natürlich Dichten liegt hier vor. Kann es z. B. einen gesündern, quellenfrischern, naturwahrern lyrischen Ausdruck geben als diesen:

Sacht, sacht
Ist der Frühling erwacht;
Hell, hell
Springt der lustige Quell;
Grün, grün
Wald und Gefilde blüh'n.

Sacht, sacht
Ist die Liebe erwacht;
Hell, hell
Strömt ihr himmlischer Quell;
Grün, grün
Soll sie in Ewigkeit blüh'n ...

Das ist Natur. Hätten wir sie nur überall! Wie schön, sinnig und tiefbezeichnend ist nachstehendes Epigramm: „An Schleiermacher":

Als sich dein Leben vor mir, dein mächtiger Glaube erschlossen,
War mir's als ruhe mein Herz in der Unendlichkeit aus.

Auch die ernstern, melancholisch-angehauchten Lieder sind vollstimmig, nachtönend, nur hier und da noch etwas unklar. Das ist eben dies Dichten was noch sucht, im Dunkeln tappt, wenn aber erst die Sterne aufgehen kann es ein schönes Leuchten werden! Viel Anerkennungswerthes und selbst Schönes an Empfindung, lyrischem Bild, ursprünglich poetischem Zug und werdenden Gedanken enthält auch der ganze Abschnitt „Bilder aus dem Volksleben", auf den ich schließlich noch insbesondere verweisen will.

Nachdem ich nun gebührender Weise die lyrische Damencolonne abgefertigt, komme ich auf die Choephoren des männlichen Singsangs, eine Rubrik die allerdings beiweitem nombreuser ist. Wir haben es in dieser Rubrik zuerst mit einer Masse reinlyrischer Gaben zu thun, die sich füglicherweise in zwei ungleiche Halbschiede theilen lassen, davon die Halbschied 1 die Dutzendwaare, das Mittelgut, das Leidliche; die Halbschied 2 aber die schon in das Bedeutendere hinüberragenden Erscheinungen nebst einigem Trefflichen insichbefaßt. An dies reinlyrische Gesangswesen schließt sich letztlich noch allerlei Lyrisch-Episches, Lyrisch-Didaktisches und Lyrisch-Sonstiges an, dem gleichfalls die Befugniß sich in der Kürze besprochen zu sehen nicht abgestritten werden mag. Fürs Erste haben wir es jedoch mit der virilen Lyrik als solcher zu thun, und zwar zunächst mit der poetischen Hausmannskost.

7. Deutsche Lieder der Gegenwart, oder das Tarlatanhütchen für den Nipptisch der Männer, von Ruckel Dicksack. Königsberg, Samter. 1851. 16. 6 Ngr.

Schade um die Zeit die es braucht um den langathmigen Titel abzuschreiben! Man weiß nicht ob der Inhalt an sich confuser, oder die Diction in der er sich breitmacht gewöhnlicher ist. Jedenfalls verlohnt es sich nicht der Mühe sich bei diesen Sachen die sich als „frisch, freudig und kräftig" geberden und satirisch sein wollen, aufzuhalten.

8. Nachgelassene Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts von Widar Ziehnert, Verfasser von „Sachsens Volkssagen". Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1851. Gr. 16. 16 Ngr.

9. Gedichte von W. Gabriel. Neue Ausgabe. Breslau, Gosohorsky. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

10. Dichtungen von Georg Joseph Keller. Dritter Band. Aschaffenburg, Pergay. 1850. 8. 21 Ngr.

In diesen drei Nummern haben wir die Maienblüte der Dutzendversmacherei. Das sind Poeten die dichten was nur Gott verlangt. Sind sie so und so viel Ellen geverslten Unsinns los, so wird es ihnen wieder wohl ums Herz. Wie es nur möglich ist daß es diese Art von Poesie bei sich selbst aushält! Wie gesagt, ich begreife die Möglichkeit nicht, und doch verträgt sich gerade Niemand besser als diese Reimschmiede des 19. Jahrhunderts mit ihrer Muse. „Immer Lieder, immer Lieder", singt Hr. Keller in seinen gesammelten „Dichtungen". Der vorliegende Band ist nun schon der dritte. Wer weiß wie viele ihrer noch kommen!

Ich kann das Singen nimmer lassen,
Wenn auch des Pöbels Spott mich höhnt;
Da meinem stillen Glück es fröhnt,
Kann ich das Singen nimmer lassen.

Guter Gott! Es ist eine so ungeheuere Salbaderei in diesen Gedichten, und überall guckt der Philister hervor, und überall sucht man, wie auf einer schlechten Bouillon nach Fettaugen, vergebens nach einem Gedanken... und doch!... doch... Der Verfasser von Nr. 9, Hr. Gabriel, gehört ganz in dieselbe Gruppe. Es muß gesungen sein, muß, weil es nicht anders geht, par tout nicht geht. Gabriel übt dabei einen handfesten Spaß, so eine Art Allerweltsspaß, und was das Beste ist: arrogant ist er durchaus nicht, nur nüchtern, nüchtern, langweiligst-nüchtern. Der Spaß ist kläglich, so eine Art Kasperlespaß, aber noch kläglicher ist der Ernst; dieser treibt sich auf den trivialsten Gemeinplätzen herum, auf dem wahren Sande der Gedankenlosigkeit. Z. B. das Gedicht „Ueber den Gräbern", das wirklich classisch trivial ist (S. 135):

Die Todten sie ruh'n,
Sie ruh'n von des Tages Beschwerde,
Tief, tief in dem Schoße der Erde
Die Todten sie ruh'n.
Es dringt in die düstere Kammer
Wol nimmer der Schmerz und der Jammer,
Die Todten sie ruh'n.

Herr des Himmels, so läßt sie doch ruh'n! Ich wollte nur alle langweiligen Poeten ruhten auch mit! Da lobe ich mir Hrn. Widar Ziehnert, der besingt weniger die Todten als den „Fastenmarkt in Annaberg", die „Brezelweiber" u. dergl. Im Epigramm besonders ist dieser weiland erzgebirger Liederpatriot ausgezeichnet, wie Figura zeigt:

Glücklich ist der Apotheker,
Ohne Mühe wird er reich,
Wohlfeil von dem Kräuterhöker
Kauft er ganz gewöhnlich Zeug,
Läßt es schneiden, dürren, brennen,
Pulvern und lateinisch nennen,
Und verkauft es theuer dann,
Vivat solch ein Kräutermann!

Gut gebrüllt Löwe! Ich wette: die Frau Magistratsassessor Pfefferdüte, die gleich schräg herüber von der Apotheke wohnt, lacht sich darüber todt.

11. Lieder von Karl August Lebret (Julius Alfret). Zweite Ausgabe. Stuttgart, Hallberger. 1851. 8. 22½ Ngr.
12. Gedichte von Karl Rick. Zweite Auflage. Wien, Lechner. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.
13. Gedichte von Gerhard Burg. Leipzig, Brockhaus. 1851. 16. 1 Thlr.
14. Schleswig-Holsteinscher Musenalmanach für 1851. Herausgegeben von Hugo Staacke und Ernst Goeders. Kiel, Schröder u. Comp. 1851. 16. 15 Ngr.

Die vier vorstehenden Liederspenden rangire ich hoffentlich mit gutem Gewissen unter das Leidliche. Den Liedern von Lebret mag man billigerweise etwas mehr Schwung zugestehen, auch etwas mehr Ziel und Zweck als den Machwerken seiner Vorgänger. Das Element dieses Poeten ist die Liebe; allerdings nur eine Soso-Liebe, vor der der Leser auf keinem Fleckchen, stehe er wo er will, seines Lebens sicher ist, weil überall aus jedem Eckchen, Winkelchen u. s. w. dieses Poeten Liebchen hervorguckt. Selbiges läßt sich nicht ganz mit Unrecht dem alten Ziethen aus dem Busch vergleichen. Es ist so eine Art Versteckens- oder Kämmerchenvermiethens-Spiel was der Autor mit seinem Schätzchen und dem allgeduldigen deutschen Leser treibt, einerseits ein recht kurzweiliges, andererseits auch wieder ein ungemein langweiliges Treiben. Wenn dieser Poet sowie Hunderte seines Gelichters mit seinem Liebchen fertig ist, so geht er an die Natur, an den Wein, an Das und Jenes, an Dieses und Anderes, und dann an noch Etwas; diesem Allem wird ein lyrischer Erguß versetzt und selbiges nennt man alsdann den „vermischten Inhalt". Ist man diesen satt, so kommen natürlich die Balladen, die Romanzen, die Legenden, allerlei Schauerliches: Kreuzgang, Mondenflimmer, Kirchhofgestalten u. s. w. Auf all dies schwere lyrische Geschütz können wir uns hier nicht einlassen, vielmehr theilen wir als Pröbchen hier nur ein Stück von der leichtfertigen Sorte mit, ein recht charakteristisches Stück Arbeit (S. 153):

Ständchen.

Stand lang' an Liebchens Hause
In kalter Winternacht,
In eifersücht'gem Grolle
Ist d'rauf ein Sturm erwacht.

Durch meine Saiten pfuscht' er,
Stieß mir den Laut vom Munde,
Schneeflocken ins Gesicht mir
Weht' er ganz toll und bunte. (??)

Fort riß er mich beim Mantel,
Was soll das Steh'n und Gaffen?
Schlug mir den Hut vom Kopfe,
Nichts hast du hier zu schaffen.

Genug, genug! Die Poesien von Rick, Nr. 12, sind um ein Erkleckliches vorzüglicher. Ich würde diese Poesien unbedingt über das Niveau des Leidlichen hinausstellen, webte nicht darin eine gewisse Unklarheit des Empfindens und ein gewisses prätentiöses Wesen in Bild und Ausdruck. Hin und wieder tritt in diesen Liedern die reine Sentimentalität, ein tiefmelancholischer Salishauch hervor, wie in den „Bildern der Nacht", in dem Gedicht „Abendstille" und in dem Gedicht: „Rings Sabbatstille, Blatt und Blume schliefen" u. s. w. Dieser Zug des stillen, beschaulichen, gesammelten Ernstes thut wohl, um so wohler je seltener er sich bei unsern Modernsten findet. Nur leider verläuft sich die Phantasie des Sängers bald wieder ins Unstäte, Wirre und Wüste, ins Maßlose und Verzerrte, wie in dem Gedicht „In der Schenke". Das ist der ekle Fluch der Zeit, daß es zu keiner reinen Stimmung, zu keiner sich selbst gleichen Erhebung kommt. Mattherzig sinken die Kräfte in sich zurück und hinterlassen keine wohlthuende Erinnerung.

Nr. 13 fehlt es dafür keineswegs an gesunden Momenten und an einem lebensfrischen Aussehen. Aber die Art wie dieser Poet sich anstellt ist noch etwas ungeschickt und täppisch. Charakteristisch für diesen Autor ist es daß ihm der Ernst weit besser zu Gesicht steht als der Spaß, wie das beinahe vorzüglich zu nennende Lied „Ruhe" genüglich beweist. Auch die „Harzbilder" und die „Scenen aus den neuern Feldzügen" athmen eine lebendige Frische der Schilderung. Diesem Dichter fehlt es fürs Erste daran daß er sich tüchtig zusammennehme, sich mit Dame Phantasie nicht allzu sehr gehen lasse. Befleißigt er sich Dessen, so hoffen wir daß er in der keck beschreibenden Weise dereinst noch Anerkennungswerthes leisten werde. Zum Beleg der Art wie der Verfasser den lyrischen Ernst handhabt, stehe hier das Gedicht „Der Slowake" als Probe (S. 55):

Der Slowake.

Im Wirthshaus an der Straße
Da sitzt ein brauner Mann;
Vor ihm liegt eine Leiche,
Die sieht er so traurig an.

Von dem verbrannten Nacken
Fällt's Haar gar dunkelbraun;
Im Aug' doch des Slowaken
Wol Schmerzensthränen thau'n.

Er hat kein Wort gesprochen,
Hab' ihn auch nicht gefragt;
Denn seine Züge haben
Mehr als das Wort gesagt.

Ein Büblein bei der Todten
Saß still, schaut blaß und lang,
Spricht: „Mütterchen, erwache!
Schläfst doch schon gar zu lang'."

Steht nebenbei ein Mägdlein,
Der fast das Herze brach;
Die weiß, daß Mutterliebe
Wol Nichts ersetzen mag.

Und Jahrmarkt ist da draußen,
Ein Treiben wild und bunt,
Die waren wol da lustig
So recht aus Herzensgrund.

Der Mann hat's Weib begraben,
Ich sah, wie er's vollbracht,
Er sprach kein einzig Wörtchen
Hat sich d'rauf fortgemacht.

Er warf sich auf die Schulter
Sein Krämlein eisenschwer,
Nahm auf den Arm sein Knäblein,
Die Maid ging hinterher.

So ging mit tiefem Schmerze
Er in die Welt hinaus;
Doch von dem Dörflein drüben
Hallt froher Freudenschmaus.

Anlangend Nr. 14, dessen Reinertrag für die Flüchtlinge aus Schleswig bestimmt ist, so stoßen wir hierin allerdings nicht auf prächtige Klänge, es sind lauter junge ungeübte Sänger die hier flöten und zwitschern, wenigstens sind sie aber doch empfunden und auch in ihrer Einfachheit geeignet in deutschen Herzen wehmüthige Trauer und selbst ein starkes Zürnen zu wecken. Die schleswig-holsteiner Lyriker die zu diesem Musenalmanach Beiträge geliefert, sind 13 an der Zahl, darunter auch eine Dame. Als das vorzüglichste Gedicht aus der ganzen Sammlung ist uns „Das Vermächtniß" von Theodor Storm erschienen, welches deshalb als einzige belegende Probe hier seinen Platz finden möge (S. 41):

Vermächtniß.

Und schauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd geh'n,
Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
Mag was da muß mit uns gescheh'n.

Und wenn wir selbst darum verderben,
Hinunter bis ins spät'ste Glied,
Von Kind zu Kindern soll es erben:
Ein nacktes Schwert, ein klingend Lied!

Denn kommen wird ein frisches Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben wenn die Nacht verschwand,
Daß in dem eig'nen Heimatlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unsern eig'nen Brüdern
Der bitt're Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht;
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Nicht Viele sind's und leicht zu kennen,
O haltet ein! Ihr dürft sie nicht
In Mitleid noch im Zorne nennen,
Nicht in Geschichte noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermuthstropfen
In den bekränzten deutschen Wein.

15. Gedichte von Carl Scriba. Gießen, Ricker. 1850. 8. 12 Ngr.

16. Gedichte von Philibert Dorn. Leipzig, Leiner. 1851. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese beiden Gedichtsammlungen haben etwas entschieden Stammverwandtes. Es ist Beides forcirte Tageslyrik; allermodernste „weltdurchblitzte" Maschinenarbeit. Hr. Scriba fürs Erste ist so ein Poet der durchaus ein Poet sein muß. Er gehört überdies zu der bildernden und phantastisches Phrasenzeug drechselnden Schule. Sähen nicht die Bilder an denen kein Mangel, manchmal aus wie Gedanken, die letztern selbst sind hier sehr rar. (S. 24):

Ihre Augen.

Ich möchte leihen des Abends Gluten,
Den schwarzen Sammt der Nacht,
Das tiefe Grün der Meeresfluten,
Des Wasserfalls silberne Pracht.

Die Elfen sollten daraus bereiten
Ein wunderbares Gewand,
Und dich, mein Liebchen, damit bekleiden
Mit ihrer rosigen Hand u. s. w.

Reicht vollkommen hin; wir kennen diese Sprache schon. Auch an „lodernden Flammenzeichen" fehlt es hier natürlich nicht, ebenso wenig an dem leidigen politisch-poetischen Katzenjammer von 1848. In dem „Eljen-Magyar" rast man sich in diesen politisch-lyrischen Dusel hinein, faselt solchergestalt 70 Seiten voll und denkt Wunder was man gemacht hat! Fühlen denn unsere lyrischen Jünglinge nicht mindestens wie sehr sie post festum kommen?

Der Verfasser von Nr. 16 wird es mir sehr übel nehmen daß ich seine ganze ultrapretiöse Liederwirthschaft ebenfalls unter die Dutzendwaare stelle. Soll mir leid thun! Das pretentiöse Vorwort an „seinen Landsmann Anastasius Grün" wird freilich in des Autors Augen zu ganz anderer Anerkennung berechtigen. Mag sein! ich bin der kritischen Ueberzeugung daß es mit dieser Welteinreißer-Poesie, mit dieser schlottrigen Ueberall- und Nirgend-Genialität zuletzt doch so oder so ein Ende nehmen muß. Zuvörderst haben wir hier den ganzen alten Heine-Schlamm, z. B. in dem „Liebesroman" zwischen der Cantatrice Donna Pimpinella und dem Hungerleider und Versemacher Don Reimiro (S. 313 fg.):

Don Reimiro, Don Reimiro,
Versschmiedend, hirnverlassen,
Blöder Junge mit dem Antlitz,
Dem einfältigen, dem blassen!
. . . .

Don Reimiro, Don Reimiro!
Armer lendendürrer Schlucker,
Gott Apollo's letzter Stalljung',
Ueberspannter Sternengucker . . .

Also apostrophirt Donna Pimpinella ihren Anbeter, und dieser revanchirt sich ungefähr so:

Donna, Donna Pimpinella!
Intriguantes Bisamtäschchen!
Kleiderstock, wohlausgepolstert,
Trügliches Rhabarberfläschchen u. s. w.

Außer diesen obsoleten, abgenutzten, einem wahren Genius abgeborgten Gemeinheiten finden sich aber noch andere unerträglichere: moderne Titanenlümmeleien der erschrecklichsten Art, wie z. B. das ganze Gedicht „Titanentrotz", dazu ekelhaft-gesuchte Hypergenialität, wie in den „Kondorreisen", wo der armselige Genius sich ausquetscht wie man eine Citrone in der Holzform zum Punschfusel ausquetscht. Diese Hypergenialität hypergenialisirt sich zu complettem Unsinn in Machwerken wie „Trias harmonica". Was aber von all dem Ingredienzienwesen, diesem lyrischen Prunklappendurcheinander allewege das Widerwärtigste bleibt, ist eben jenes lümmelhafte Reckenthum das auf den weihevollen Hängen und Höhen des ewigen Parnassus seine jungenhaften Purzelbäume schlägt und in seinem dünkelvollen „vierschrötigen", „siebenknötigen", ungeschlachten Trotz nicht einmal zu dem Einsehen kommt daß man sich selbst Würde, dem Publicum aber Achtung schuldet. Fort mit dieser Poesie! Wir wollen nicht mehr von ihr wissen, weil es ihr selbst da noch an Würde und Weihe fehlt wo einmal in lichtern Momenten der echte Genius durchblitzt, wie ich Dies den Gedichten „Donaufahrt" und „Stillleben" nicht absprechen will.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Ursprung der Erzählung von Shylock in Shakspeare's „Kaufmann von Venedig".

Hr. Felix Mornand, Secretair der Commission welche unter Ludwig Philipp nach Afrika gesandt wurde, gibt über die Legende vom Juden Shylock folgenden Bericht.

Die Fabel welche Shakspeares' „Kaufmann von Venedig" zugrundeliegt war im Mittelalter in Europa sehr bekannt. Ihren Ursprung aber muß man wie in vielen ähnlichen Fällen im Orient suchen. Eine arabische Chronik welche vor einigen Jahren in Kalkutta gefunden wurde, deren Verfasser unbekannt ist, liefert den Beweis, da sich in derselben die Erzählung des eigenthümlichen Handels zwischen dem Juden und seinem Schuldner ganz vollständig findet und zwar als eine Satire auf die orientalische Gesetzgebung. Wir geben das bezügliche Bruchstück in einer wortgetreuen Uebersetzung.

Es lebten einst in derselben Stadt ein reicher Jude und ein armer Muselmann. Letzterer wurde so arm daß er sich genöthigt sah zu dem Juden zu gehen und ihn um ein Darlehn von 40 Dinars zu bitten. Dieses Geld sollte ihm zu einer vortheilhaften Speculation dienen von deren Gewinn er dem Juden die Hälfte als Belohnung anbot.

Der Jude nahm den Muselmann sehr freundlich auf und sagte zu ihm: „Ich bin bereit dir das Geld zu leihen und zwar ohne Zinsen, aber unter einer Bedingung." Der Muselmann fragte nun welchen Lohn er für so außerordentliche Güte verlange. „Ich will", sagte der Jude, „daß du dich verpflichtest zu gestatten daß ich am Verfalltage wenn du nicht zahlst ein Pfund von deinem Fleische nehme." Als der Muselmann Das hörte erschrak er sehr und wies den Vorschlag des Juden zurück.

Aber zwei Monate darauf war seine Noth noch größer; er wußte nicht mehr wie er Brod für seine Kinder herbeischaffen sollte, und war am Ende doch genöthigt wieder zu dem reichen Juden zu gehen und sich von ihm 100 Dinars unter der verlangten Bedingung zu leihen. Der Jude zahlte das Geld, schloß den Vertrag und unterließ nicht mehre angesehene Muselmänner zu Zeugen zu nehmen.

Der Muselmann ging nun in Geschäften auf Reisen und hatte in allen seinen Unternehmungen den günstigsten Erfolg. Er schickte seiner Frau das Geld welches er dem Juden schuldig war, und zwar ganz pünktlich zur Verfallzeit. Da diese aber nicht wußte welche schreckliche Verbindlichkeit ihr Mann eingegangen war und gerade um diese Zeit Geld nöthig hatte, gab sie es in verschiedenen Wirthschaftsbedürfnissen aus, und das Darlehn wurde nicht zurückgezahlt.

Einige Zeit nachher kehrte der Muselmann welcher unterdeß gute Geschäfte gemacht hatte, nach Hause zurück. Er war froh und vergnügt, weil er glaubte vor den Verfolgungen des Juden sicher zu sein, als er Räubern begegnete die ihm all sein Geld abnahmen, sodaß er in seinem Hause ebenso arm wieder ankam als er es verlassen hatte.

Am Tage nach seiner Ankunft trat der Jude bei ihm ein, fragte ganz höflich nach seinem Wohlsein und bat um die Rückzahlung der Summe welche er ihm geliehen hatte. Der arme Kaufmann erzählte ihm seinen Unfall und bat um Nachsicht; der Jude aber antwortete daß er sein Geld oder die Erfüllung des Vertrags verlange. Man begreift daß sie sich in dieser Sache nicht leicht einigten. Nachdem sie sich mehre Tage gestritten hatten, traten die Nachbarn dazwischen und riethen ihnen ihre Sache dem Kadi vorzutragen.

Sie gingen darauf zum Kadi, und nachdem dieser ihren Streit mit großer Kaltblütigkeit angehört hatte, erklärte er daß der Muselmann seiner Verpflichtung nachkommen und sich dem Urtheil des Juden unterwerfen müsse. Der Muselmann war mit diesem Urtheilsspruch nicht zufrieden und verlangte zu einem andern Richter zu gehen. Der Jude war damit zufrieden und foderte ihn auf einen Richter zu wählen, und der Kaufmann wählte darauf den Kadi von Emessa der wegen seiner Kenntnisse und seiner Unparteilichkeit berühmt war.

Der Jude gab seine Einwilligung, aber unter der Bedingung daß das Urtheil dieses Richters entscheidend sein solle, und darauf reisten Beide nach Emessa.

Sie waren noch nicht weit gegangen als sie einem Maulesel begegneten der weggelaufen war und dessen Herr ihnen aus der Ferne zurief den Maulesel anzuhalten oder zurückzujagen. Das aber wollte dem Muselmann nicht gelingen und er nahm einen Stein auf und warf ihn nach dem Maulesel; der Stein traf das Auge des Thieres, sodaß es dasselbe verlor. Der Eigenthümer kam nun wüthend heran und verlangte den vollen Werth seines Maulesels. Der Jude aber machte sein älteres Recht an dem Muselmann geltend und rieth dem Mauleseltreiber sie zu dem Kadi von Emessa zu begleiten. Darauf gingen sie alle Drei denselben Weg.

Des Abends kam sie nach einem Dorfe. Sie stiegen auf die Terrasse eines Hauses hier die Nacht zuzubringen. Aber plötzlich während sie schliefen entstand im Dorfe ein großer Lärm, sodaß der Muselmann erwachte. Er wollte sehen was sich zugetragen, und da er sich auf seine Geschicklichkeit verlassen konnte, sprang er von der Höhe der Terrasse hinab. Aber er hatte das Unglück auf einen Mann zu fallen der unten lag, und ihn auf diese Weise zu tödten.

Die beiden Söhne des Verstorbenen erhielten bald Kenntniß von diesem Vorfall; sie bemächtigten sich des unglücklichen Muselmanns und wollten ihn tödten, als der Jude hinzutrat und ihnen sagte daß ein Theil dieses Mannes ihm schon gehöre und sie daher auf seine ganze Person kein Recht hätten. Darauf entschlossen sich die beiden jungen Leute mit nach Emessa zu gehen und ihren Streit dem dortigen Kadi vorzutragen.

Am folgenden Tage erblickten sie auf ihrem Wege einen Esel der sich in einem Morast umherwälzte ohne daß es ihm gelang herauszukommen. Sein Herr bat die Reisenden ihm beim Herausziehen des Thieres behülflich zu sein, und während nun die Einen dem Esel seine Last abnahmen und ein Anderer ihn am Zügel zog, griff der unglückliche Muselmann nach dem Schwanze, und dieser blieb in seiner Hand. Der Bauer war wüthend und verlangte den vollen Werth seines Esels, weil, wie er sagte, er ihn nun nicht mehr benutzen könne. Die Andern aber riethen ihm sich zu beruhigen und ihnen nach Emessa zu folgen.

Der Muselmann, der Jude, der Mauleseltreiber, die beiden Söhne des Gestorbenen, der Eseltreiber, der einäugige Maulesel und der Esel ohne Schwanz, diese Alle nahmen den Weg nach Emessa, wo sie einige Zeit darauf ankamen.

Als sie in die Stadt traten, war der Muselmann welcher aufmerksam umherschaute ganz erstaunt unter den vielen Leuten einen Mann zu sehen der sehr ehrwürdig aussah und mit einem langen Gewande bekleidet war, aber sich während des ganzen Wegs wie ein Betrunkener betrug. Er fragte nach seinem Namen, und man sagte ihm daß er der Censor sei, eine Magistratsperson welche die öffentlichen Sitten zu überwachen habe.

Weiterhin bemerkte er einen Mann der ungeachtet seines Sträubens in einem Sarge nach dem Kirchhofe getragen wurde. Er behauptete fortwährend daß er nicht todt sei, sich im Gegentheil einer ganz vorzüglichen Gesundheit erfreue; die Umstehenden behaupteten dagegen daß er todt sei, und der Unglückliche wurde begraben.

Am folgenden Morgen traten alle Parteien vor den Kadi und brachten Alle zusammen ihre Klagen auf ein mal vor, bis der Kadi ihnen befahl daß nur Einer nach dem Andern sprechen sollte.

Darauf sprach der Jude in folgender Weise: „Herr, dieser Mann hat sich verpflichtet mir 100 Dinars zu zahlen welche er mir schuldig ist, oder zu gestatten daß ich ein Pfund aus seinem Fleische schneide. Befehlet ihm seinen Verpflichtungen auf die eine oder andere Weise nachzukommen.

Der Muselmann welcher der Gerechtigkeit des Kadi ver-

traute, nahm keinen Anstand die Thatsache einzugestehen und erklärte daß er in diesem Augenblicke den Juden nicht bezahlen könne. Er hoffte daß der Richter den unnatürlichen Vertrag als ungültig erklären würde. Wie groß war daher sein Schrecken als der Kadi erklärte daß er sich dem Willen des Juden unterwerfen müsse wenn er die Schuld nicht bezahlen könne. Der Kadi gab darauf einem seiner Officiere ein Zeichen ein scharfes Messer zu bringen, damit das Urtheil gleich ausgeführt werden könne. Der arme Muselmann zitterte an allen Gliedern und gab sein Leben für verloren.

Darauf wandte sich der Kadi an den Juden und sagte zu ihm: „Steh' auf und schneide mit diesem Messer diesem Manne ein Pfund Fleisch aus, aber erinnere dich daß dir nur ein Pfund zukommt und nicht mehr. Schneide ganz genau, denn wenn du dich nur um eine Unze irrst übergebe ich dich sogleich dem Gouverneur dieser Stadt, welcher dich enthaupten läßt."

Vergebens entgegnete ihm der Jude daß es unmöglich wäre genau ein Pfund Fleisch auszuschneiden: der Kadi blieb fest und wollte in seinem Urtheil Nichts ändern. Der Jude aber fürchtete die Folgen eines solchen Urtheils, entsagte seinem Rechte und erließ dem Muselmann die Schuld. „Gut", sagte der Kadi, „aber du hast den Muselmann hierhergebracht für ein Recht was du nicht geltendmachen willst; er hat durch seine Abwesenheit vom Hause Nachtheil erlitten, und es ist in der Ordnung daß du ihn dafür entschädigst." Die Entschädigung wurde nun durch Schiedsrichter auf 200 Dinars festgesetzt. Der Jude bezahlte sie und reiste ab.

Darauf kam der Mauleseltreiber und trug seine Klage vor. Der Kadi fragte ihn wie viel sein Maulesel werth sei. „Tausend Dinars", antwortete er, „war er werth bevor er das Auge verlor." „Das Urtheil ist einfach", antwortete der Kadi, „du schneidest deinen Maulesel in zwei Hälften; du behältst die Seite mit dem gesunden Auge und gibst die andere dem Muselmann welcher dafür 500 Dinars zu zahlen hat." Dieses Urtheil gefiel dem Kläger nicht; sein Maulesel war noch 750 Dinars werth: er zog es daher vor von seiner Klage abzustehen und lieber einen geringen Verlust zu ertragen als nur einen halben Maulesel zu besitzen.

„Du kannst thun wie du willst", sagte der Kadi, „aber du mußt den Mann für die Klage entschädigen welche du gegen ihn vorgebracht hast." Und der Mauleseltreiber mußte dem Muselmann eine Entschädigung von 100 Dinars zahlen.

Darauf trugen die beiden Söhne des Mannes den der Muselmann durch seinen Fall getödtet hatte, ihre Klage vor. Der Kadi sagte: „Glaubt ihr daß das Dach meines Hauses ebenso hoch sei als dasjenige von welchem der Muselmann herabstürzte?" Die Söhne bejahten diese Frage. Darauf befahl der Kadi daß der Muselmann sich auf die Erde legen und die beiden Söhne von der Höhe des Dachs auf ihn herabstürzen sollten, und zwar Beide, da sie Beide das Recht hatten Rache zu nehmen. Die beiden Kläger stiegen auf das Dach, aber als sie hinabblickten, erschien es ihnen zu hoch und sie wollten nicht hinabspringen; sie erklärten daß sie den Sprung nicht wagen würden auch wenn sie tausend Leben hätten. „Das thut mir leid", sagte der Kadi, „aber ich habe euch die Wiedervergeltung zugestanden welche ihr verlangen könnt, und mehr kann ich nicht thun euch zu befriedigen. Habt also die Güte dem Manne 200 Dinars zu zahlen für die Unruhe welche ihr ihm verursacht habt."

Darauf kam der Eigenthümer des Esels an die Reihe und erzählte die Verstümmelung welche sein Esel erlitten hatte. „Was", rief der Kadi, „noch eine Vergeltung? Geht, holt meinen Esel, ich erlaube diesem Manne ihm den Schwanz auszureißen." Man führte den Esel herbei, und der Kläger schickte sich an ihm den Schwanz auszureißen um die Beleidigung zu rächen welche seinem Esel widerfahren war. Aber ein Esel der die Ehre hat täglich einen Kadi zu tragen, ist nicht gemacht einen solchen Schimpf zu dulden. Er theilte dem Peiniger so viele Stöße aus daß dieser einen Augenblick das Bewußtsein verlor, und als er wieder zu sich kam erklärte er daß er auf jede Vergeltung verzichten wolle. Damit aber war der Kadi nicht zufrieden; er verlangte vielmehr von ihm daß er seinem Esel wirklich den Schwanz ausreiße. Der Kläger fing daher aufs neue an den Schwanz des Esels zu zerren und empfing so viele Stöße und Schläge von dem muthigen Thiere daß sein ganzer Körper mit Beulen bedeckt ward. Da gestand er denn ein daß seine Anklage falsch gewesen und sein Esel niemals einen Schwanz gehabt hatte. Diese Betrügerei kostete ihn 100 Dinars.

Als er nun fortgegangen war, nahm der Kadi alle die Strafgelder, theilte sie in zwei Hälften und gab die eine Hälfte dem Muselmann, die andere Hälfte behielt er für sich. Als er darauf bemerkte daß der Muselmann sehr nachdenkend war, fragte er ihn, ob er mit seinen Urtheilen nicht zufrieden wäre.

„Herr", sagte der Muselmann, „ich bin von Bewunderung und Erkenntlichkeit erfüllt, aber als ich in Emessa angekommen bin, habe ich Einiges bemerkt das ich mir nicht erklären kann." Und darauf erzählte er dem Kadi Alles was ihm aufgefallen war.

„Das Alles darf dich nicht erstaunen", antwortete der Kadi der für Alles eine Antwort hatte. „Die Verkäufer von Getränken sind Diebe welche das Volk betrügen, und der Censor ist beauftragt sie zu überwachen. Er kostet überall die Getränke, und da ist es denn nicht zu verwundern wenn er des Abends betrunken ist. Was nun den Mann anbetrifft den du für lebendig gehalten, so hat sich Folgendes mit demselben ereignet. Dieser Mann ist kürzlich auf einer Reise in einer fernen Stadt gestorben. Als seine Frau davon Nachricht erhielt, kam sie vor meinen Richterstuhl, begleitet von zwei Zeugen welche mir bestätigten daß ihr Mann wirklich gestorben sei, und nach dieser Erklärung hat die Frau sich wieder verheirathet. Vor einigen Tagen aber kehrte ihr erster Mann zurück, und als er die Heirath seiner Frau erfahren, kam er wüthend zu mir sich über mich zu beklagen. Darauf habe ich ihm geantwortet: Mein Freund, was kannst du verlangen? Hier ist dein Todtenschein der in aller Ordnung in Gegenwart zweier Zeugen abgefaßt ist. Du siehst also daß du gestorben bist. Ich bedauere das Unglück das dir widerfahren ist, aber Alles was ich für dich thun kann, ist, daß ich Befehl gebe dich zu begraben."

Nach dieser Erklärung konnte der Kaufmann nicht umhin die tiefe Weisheit des Kadi zu bewundern. Er nahm Abschied von ihm und kehrte nach seinem Wohnort zurück, wo er von nun an im Wohlstand lebte. 58.

„Le dernier d'Egmont", ein Sittenroman.

„Le dernier d'Egmont" von Sir Charles Rockingham ist ein Roman des innern Seelenlebens, mit eingemischten Abenteuern. In der Schilderung der letztern zeigt sich der Verfasser nicht so geschickt wie in der Analyse des menschlichen Herzens. Der erste Band wird Die welche nur Abenteuer suchen, für den zweiten Band welcher an einer gewissen Monotonie leidet, entschädigen. Der junge Eduard von Egmont, in den Antillen aufgezogen, kehrt in einem Alter von 20 Jahren nach Paris zurück, nachdem er seine Aeltern verloren. Reich und glühend wird er bald in den Strudel der Vergnügungen und der Verführungen hineingerissen welche die große Stadt dem Glücke und dem Reichthume bietet. Sein Oheim, der Graf Karl von Egmont, welchem seine Unerfahrenheit anvertraut werden sollte, reist zum Unglück in demselben Augenblicke nach Italien ab wo der junge Mann nach Frankreich kommt. Er befindet sich also ganz frei und benutzt den ersten Augenblick um sich in eine Tänzerin von der großen Oper zu verlieben, und zwar eine Tänzerin von solcher Tugend und Uneigennützigkeit wie man sie nur in Romanen und Schauspielen findet und wie sie der französischen Literatur alle Ehre

machen. Der Verfasser hat sie mit allen Vollkommenheiten des Herzens und der Seele ausgestattet. Sie schlägt Alles aus, selbst eine Rente von 8000 Francs, welche ihr Liebhaber ihr den Tag vor seiner Vermählung aussetzen will. Sie stirbt als sie ihn an der Seite seiner Braut im Theater sieht. „Eduard", sagte Clemence, „sehen Sie diese junge Tänzerin. Welche Anmuth! Welche Leichtigkeit! Wissen Sie wie sie heißt?" „Ich erhob mich um sie zu sehen. Mein Gott! Es war Felicie selbst. Unsere Augen begegneten sich. Sie hatte mich erkannt .... einen Augenblick später lag die Unglückliche bewußtlos auf dem Boden." Einige Tage nachher war sie todt, Eduard trauerte um sie und verschwand zwei Jahre lang, ohne daß man eine Nachricht von ihm erhalten hätte.

Seine Braut war die Tochter seines Oheims, Clemence. Der alte Onkel war aus Italien zurückgekehrt und wünschte ihre Vereinigung. Die beiden jungen Leute lernten sich kennen und lieben; Clemence bleibt Eduard treu, selbst als er sie verlassen. Seitdem war der zweite Frühling genaht. Das herrliche Wetter lockt Eduard endlich aus seiner Einsamkeit; er tritt in einen Blumenladen und trifft seine Cousine, schöner als je. Clemence hat Mitleiden mit seinem Schrecken, neigt sich zu ihm und fragt ihn: „Guten Tag, Cousin; wie geht es Ihnen?" Seit diesem Augenblick ist das alte Verhältniß wiederhergestellt und bald nach dem Tode des Vaters Clemence's wird die eheliche Verbindung geschlossen. Hier beginnt aber erst das Drama, die Verwickelung. Da wir den Roman nicht erzählen wollen, so verschweigen wir auch das Räthsel welches den Knoten bildet. Kaum verheirathet und in Folge eines hier nicht zu erörternden Vorfalls bei einem Spaziergang in den Tuilerien entflieht Clemence. Von ihrem Manne zurückgebracht „zog sie schnell ein kleines goldenes Kreuz aus ihrem Busen, drückte es lebhaft an ihre Lippen, fiel auf die Knie und rief: Bei diesem letzten und heiligen Liebespfande meiner Mutter schwöre ich hier vor Gott daß ich nie wieder Ihnen angehören werde. Heilige Maria! Höre, vernimm meine Worte und dieses Gelübde." Die Erfüllung dieses Gelübdes nimmt den zweiten Band von „Le dernier d'Egmont" ein; das ganze innere Drama, welches in den vier Mauern eines Schlosses zwischen zwei Personen spielt, ohne andere Zwischenereignisse als die des gewöhnlichen Lebens, ist trotz dieser Einfachheit der schönere Theil des Buches, und der Verfasser hat dadurch bewiesen daß er ungeachtet seiner Jugend ein vorzügliches Talent für den Sittenroman besitzt. 13.

Das „Athenaeum" und die Romantik.

Es ist bekannt daß in neuerer Zeit in der englischen Literatur mehrfach Richtungen aufgetaucht sind die in sehr bestimmter Weise an das Vorbild unserer romantischen Schule erinnern. Wir selbst haben in d. Bl. bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben wie vorzugsweise unsere modernste Märchenpoesie von den Engländern übersetzt und nachgebildet wird. Das „Athenaeum" bekämpft diese romantische Richtung mit Nachdruck. Seine neueste Besprechung dieses Gegenstandes lehnt es an eine Kritik von Hermann Hettner's Schrift „Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller" an. Es sagt in Nr. 1247 darüber Folgendes: „Obgleich der unmittelbare Gegenstand dieser scharfsinnigen und gutgeschriebenen Schrift nichtdeutschen Lesern etwas fernliegt, so eröffnet sie doch ein Gebiet der Untersuchung das die Freunde moderner Literatur in allen Ländern auf gleiche Weise interessiren muß. Die Phänomene welche sie zu erklären sucht, wenn sie auch in Deutschland schärfer als anderswo hervorgetreten sind, haben sich doch auch in Frankreich gezeigt und sind in diesem Augenblick auch in der englischen Literatur und Kunst bemerkbar genug. Die Ursache auf welche die Entwickelung dieser Erscheinungen vom Verfasser zurückgeführt, und die Grundsätze von denen aus sie beurtheilt werden, sind in London ebenso wahr als in Leipzig, wenn auch die Verschiedenheit der Erziehungs- und Gesellschaftsverhältnisse die Resultate derselben in verschiedener Weise modificiren kann." Darauf bringt das „Athenaeum" einen eingehenden Auszug der leitenden Grundgedanken von Hettner's Schrift und fährt dann fort: „Die Ausführung dieser Grundgedanken die wir hier nur andeuten konnten, ist reich an lebendiger Charakteristik der Blütenperiode deutscher Literatur und an scharfsinnigen Bemerkungen die nicht nur auf diese, sondern auf die allgemeine Pathologie aller literarischen und künstlerischen Production anwendbar sind. Es scheint fast als wären manche dieser Bemerkungen recht eigens auf gewisse modern-antike Träumer in unserm Lande (England) gemünzt, so genau passen sie auf deren Abgeschmacktheiten. Aber gerade Das ist das Wesen jeder treuen und ernstlichen Forschung. Die Lampe des Forschers wirft ihr Licht nicht nur auf die unmittelbar vor ihm liegenden Gebiete, sondern weit darüber hinaus." 38.

Notizen.

Deutschland — immer Deutschland.

Das wahrhaftig wenig tröstliche Bild der Zustände welche nunmehr seit länger als einem Zeitraume von drei Jahren in einem kaum denkbaren Wechsel an uns vorübergeschritten sind, findet einen Pendant in den Zuständen wie sie einst im 15. Jahrhunderte auf unserm unglücklichen Vaterlande lasteten. Seit der Zeit der Concilien zu Kostnitz und Basel war „allgemeine Reform" zum Schiboleth der europäischen Völker geworden; man sah die Nothwendigkeit auch politischer Reform neben der auf kirchlichem Gebiete ein, und das deutsche Reich konnte sich dieser doppelten Anfoderung nicht entziehen. Aber was erlangte es im langwierigen Kampfe der Parteien? Höchstens von Zeit zu Zeit eine Remedur der gerade nächsten und offenliegendsten Gebrechen durch Palliative, nichts für die Länge Durchgreifendes und radical Heilendes. Wer in dieses unselige Treiben einen hellern Blick werfen will, der nehme „Höfler's Rede über die politische Reformbewegung in Deutschland im 15. Jahrhunderte und den Antheil Baierns an derselben" (München 1850) zur Hand. In Verbindung mit den dieser Rede angehängten, zum Theil bisher ungedruckten Actenstücken überzeugt man sich einmal recht gründlich von dem gräulichen Unheile welches die Fürsten- und Städte-Vielköpfigkeit über unser armes Vaterland gebracht hat, und wie ihm doch so gründlich hätte geholfen werden können, wenn die Fürsten und Städte aufopfernden Sinn genug besessen hätten die Centralgewalt des Kaisers zu verstärken. Die meisten Erscheinungen der Gegenwart, wie sie theilweise dem deutschen Charakter wenig Ehre machen, sieht man in jener frühern Zeit schon wirksam, und bis auf die Namen schreiten sie mit ihren identischen Spiegelbildern an uns vorüber, nur daß neuerdings im Schwindel der Aufgeregtheit oft noch mehr geschadet worden ist als früher, wo man Bedenken trug so gerade ins Zeug hineinzugehen. Nur einen Beleg dafür. Als die „politische Reform" Deutschlands einmal angeregt war, verlangte die ultraliberale Partei zur Consolidirung einer bessern Ordnung der Dinge die Gründung von zwölf Gerichtshöfen, aus Mitgliedern des Klerus, Adels und der Bürger zusammengesetzt, damit jeder Stand von seinen Genossen gerichtet werde; ferner Verkündigung eines von allen Fürsten zu unterschreibenden Fehdegesetzes; endlich jährlichen Zusammentritt der Kurfürsten und aller Richter auf Pfingsten zu Frankfurt, bei wichtigern Fragen sämmtlicher Fürsten. Drei Häuser also sollten das deutsche Parlament bilden. Der nüchterne Sinn unserer Altvordern wollte Nichts von Vorschlägen wissen welche nur Discussionen ein weites Feld eröffneten und die nöthige eingreifende That hemmten. Wie ganz ähnlich gerirte sich die ultraliberale Partei im Jahre 1848! Leider setzte sie nur, durch ein wenig politisch gebildetes Volk dazu bevollmächtigt, ihre Ansicht durch; denn das Frankfurter Parlament? — nun, für den Verständigen liegt in dem Fragezeichen hier auch schon die Antwort; oder es mag sie der

alte Trithemius geben, der von dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1487 sagt: „Multis convenientibus multa fuerunt proposita, dicta et agitata; sed praeter verba nihil sequebatur, omnibus quae sua sunt quaerentibus.“ („Chron. Hirsaug. ad ann. 1487.“) 24.

Athenische Universitätsreden.

In Athen ist vor kurzem eine kleine Sammlung von Reden im Druck erschienen, die von einigen Professoren an der dortigen Universität (G. A. Maurokordatos, Ph. Joannou und Th. Manussis) bei Uebernahme und Niederlegung des Rectorats gehalten worden waren. Sie sind nicht ohne historischen Werth, denn sie enthalten statistische Notizen über die Universität Athen und schätzenswerthe Beiträge zu deren innerer Geschichte. Allein auch außerdem haben sie ein eigenthümliches Interesse insofern als sie in altgriechischer Sprache gehalten worden, nach dem Beispiele des Manussis, der damit den Anfang machte und die andern Beiden zu Nachfolgern hatte, während dergleichen Reden bisher in neugriechischer Sprache gehalten worden waren. Kann auch die altgriechische Sprache in ihrer unveränderten Gestalt nicht wieder ins Leben treten, so ist doch so viel gewiß, daß die neugriechische Sprache, wenn sie mit richtigem Urtheil und Geschmack nach den geistigen Bedürfnissen des Volks umgebildet und vervollkommnet wird, wenn sie aus der alten Sprache alles Nützliche und Entsprechende entlehnt und in sich aufnimmt, wie Dies der Grieche Korais wollte, zwar nicht den Grad der Vollendung wie die alte Sprache, wohl aber eine solche Gestalt erlangen kann daß sie dem Geiste des Jahrhunderts und der gegenwärtigen Bildung des Volks entspricht und zu jeder Gattung von Poesie und Prosa sich eignet. Daß die altgriechische Sprache selbst wol fähig ist in ihr über Gegenstände und Begriffe der modernen Wissenschaft richtig und angemessen sich auszusprechen, Das lehren die obgedachten Reden, welche aus diesem Gesichtspunkte betrachtet nicht blos der griechischen Jugend zum Studium zu empfehlen sind, sondern auch das Interesse der Hellenisten außer Griechenland mit Recht in Anspruch nehmen dürften. 32.

Origineller Gegenstand eines Autographen.

Vor kurzem wurde in Paris ein interessantes Autograph des berühmten Baumeisters Le Nôtre verkauft. Es ist Dies ein Bericht welchen er an Colbert richtete, der ihn beauftragt hatte die Plane und die speciellen Ueberschläge für die Anlegung der Gärten von Sceaux zu entwerfen. Dieser Bericht, der augenscheinlich den Theil einer Arbeit ausmacht welche aus mehren solchen Stücken bestand, führt den Titel: „Notice sur l'emploi du chariotin à une roue de M. Pascal.“ Dieser chariotin war nichts Anderes als der von Pascal im Jahre 1658 erfundene Schiebekarren, den Le Nôtre mit seinem gewöhnlichen Scharfblick auf die Gartenarbeiten anwenden wollte. In der Notiz gibt er Colbert der sich gern Bericht erstatten ließ die größten Details über den Nutzen und die Zukunft dieser neuen Erfindung und bittet ihn um die Ermächtigung 50 solcher Werkzeuge bei dem Sieur Lapponcau bauen zu lassen, welcher Wagenbauer des Königs war und das Modell dem Prevôt der Kaufleute und den Schöffen der Stadt Paris zur Verfügung gestellt hatte. Er geht sodann auf den Preis jedes einzelnen Karrens ein, welcher seiner Meinung nach für die Arbeiter von großer Erleichterung und großer Ersparniß an Zeit und Geld sein werde. Die Erfindung Pascal's, dessen gewaltiges Genie sich so oft mit nützlichen Gegenständen beschäftigte, hatte anfangs den Namen vinaigrette erhalten, bis es späterhin brouette, Schiebekarren, genannt wurde. 2.

Bibliographie.

Der Ludwig Feuerbach'sche Atheismus. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 6 Ngr.

Baily, J., Die Staaten Central-Amerikas, Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica. Nach dem englischen Werke deutsch bearbeitet von W. Grimm. Mit 1 Karte. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Bekk, J. B., Die Bewegung in Baden von 1848—1849. Ein Nachtrag in Beziehung auf die Druckschrift des Freih. v. Andlaw über Aufruhr und Umsturz in Baden. Mannheim, Bassermann. 1852. Gr. 8. 24 Ngr.

Blaze de Bury, Baronin, Falkenburg. Eine Erzählung vom Rheinlande. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 8. 3 Thlr.

Ebeling, F. W., Zehn Jahre im Zuchthaus oder eine Verwandtschaft. Roman. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erinnerungen aus Kriegs- und Friedenszeiten, geschrieben auf einer Reise von Hamburg nach Helgoland im August 1851. Von einem abgesetzten Schleswigschen Geistlichen. Altona, Schlüter. 1852. 12. 15 Ngr.

Feuchtersleben's, E. Freih. v., sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medizinischen. Herausgegeben von F. Hebbel. 1ster und 2ter Band. Wien, Gerold. 8. 2 Thlr.

Giseke, R., Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unserer Zeit. Zwei Bändchen. Bremen, Schlodtmann. 16. 1 Thlr.

Grimm, H., Armin. Ein Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Weidmann. 8. 18 Ngr.

Hertz, M., Karl Lachmann. Eine Biographie. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Judas Ischarioth. Ein dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 16. 24 Ngr.

Pancritius, A., Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Rigler, L., Die Türkei und deren Bewohner in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen vom Standpunkte Constantinopel's geschildert. Zwei Bände. Wien, Gerold. 1852. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Rublack, A., des Wildmeisters Kind. Historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Schrey. 1852. 8. 2 Thlr.

Storch, L., Das Pfarrhaus zu Hallungen, oder die Elemente des Christenthums. Eine Zeitnovelle. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Uechtritz, F. v., Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit. 1ste Abtheilung. 1ster Band. Berlin, A. Dunker. 1852. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Ernst, F., Die heutige deutsche Burschenschaft. Ein Mahnwort an sie selbst. Jena, Döbereiner. 8. 4 Ngr.

Bundesrechtliche Fragen, actenmäßig dargestellt. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Denkmal König Friedrich Wilhelm's III. in Königsberg enthüllt am 3. Aug. 1851. Mit 5 Zeichnungen von F. Bils und einer historisch-artistischen Beschreibung von Schubert. Königsberg, Voigt. Gr. 4. 10 Ngr.

Harkort vor dem Criminalgericht in Berlin. Anklage, Vertheidigung und Freisprechung des Bürger- und Bauernbriefes von F. Harkort, vor dem Königl. Criminalgericht in Berlin am 22. Sept. 1851. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Prozesse gegen Jodocus Temme. Braunschweig, Jeger. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, F. J., Die katholische Kirche und der Protestantismus auf dem Gebiete der inländischen Mission. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 16 Ngr.

Vincas, H., Staat und Kirche ein Ganzes. Oldenburg, Schulze. 8. 12 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XLV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschienen soeben das

zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste Heft,
Bogen **31—42** des dritten Bandes.
Bussche — Carpaccio.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im December 1851. **F. A. Brockhaus.**

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Sechster Jahrgang. 1851. **Schmal** gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

November. Nr. 44—48.

Inhalt. * Sechste Ferienreise durch die Schweizeralpen. (Schluß der ersten Hälfte.) — Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. (Schluß.) — * Der Bienenwolf. — * Blumensprache für die Jugend. — * Friedrich Schiller. — Naturaliensammlungen. — Eile mit Weile. — Ein Mann ein Wort. — Nach der Arbeitsstunde. — * Blumensprache für die Jugend. — * Mühe und Lohn. — * Ein Wink für die nächste Christbescherung. — Der Schlaf. — * Eine Gruppe bei uns einheimischer Wasservögel. — „Jeder ist sich selbst der Nächste." — * Eine Scene aus Michel Angelo's Leben. — Lied von den Jahreszeiten. (Nebst Composition.) — * Blumensprache für die Jugend. — **Mannichfaches u. s. w.**

* Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im December 1851. **F. A. Brockhaus.**

Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Zimmermann, Dr. **Karl**, Die Gleichnisse und Bilder der heiligen Schrift in Predigten, zur Förderung des Schriftverständnisses und der Erbauung. 7ter Band. — **Auch unter dem Titel:** Die Gleichnisse und Bilder, sowie andere inhaltsschwere Stellen aus den Briefen der Apostel in Predigten behandelt. 3ter Theil. Achtzehn Predigten über auserlesene Stellen des Briefes Pauli an die Kolosser. Gr. 8. Geh. 22½ Sgr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Im **Laupp**'schen Verlage **(Laupp & Siebeck)** in **Tübingen** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Albert Werfer.

17 Bogen Taschenformat. Eleg. brosch. 21 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Den Inhalt bilden **Frühlingslieder, Herbst- und Wanderlieder, vermischte Gedichte, religiöse, Zeit- und Gelegenheitsgedichte, Sagen und Legenden.**

Diese Gedichte werden auf den Wunsch mehrer Freunde des Herrn Verfassers herausgegeben. Sie sind einem für die Schönheiten der Natur und des Christenthums begeisterten Gemüthe entsprungen, und werden sich daher gewiß einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben.

La librairie de **F. A. Brockhaus** à **Leipzig** vient de mettre en vente:

Procès célèbres. N° 2.

Procès du **frère Léotade**, accusé du double crime de viol et d'assassinat sur la personne de Cécile Combettes. In-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

Le premier volume contient le Procès du comte et de la comtesse **de Bocarmé** et se vend au même prix.

On trouve chez le même éditeur :

Assassinat de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. Lettres et pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs. I. Lettres et impressions de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. II. Pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs, procédure, détails de l'instruction, etc. In-8. Prix de chaque livraison 15 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Felix.

Roman
von
Robert Prutz.

Zwei Theile.
12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

„Das Engelchen", der vor kurzem in meinem Verlag erschienene erste Roman von Robert Prutz, ist von dem deutschen Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß dieser neue Roman desselben Verfassers, „Felix", gewiß allseitiges Interesse erregen wird. Es ist ein heiteres und zugleich tröstendes arabeskenartiges Gemälde auf dem düstern Hintergrunde der politischen, namentlich der berliner Zustände des Sommers 1848.

Leipzig, im December 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kelch und Schwert.

Dichtungen
von
Moritz Hartmann.
Dritte, stark vermehrte Auflage.
Miniaturausgabe mit einem Titelstahlstich.
Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr., oder 3 Fl.
Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.
Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

November. Nr. 461—465.

Inhalt. Die Schlacht bei Hastings am 14. October 1066. — Gustav Adolf in Aschaffenburg. — Amerikanische Getreidefelder. — *Marie Antoinette auf dem Wege nach dem Schaffot. — Der vermeintliche Teufel. — Die Goldbergwerke Aegyptens in alter Zeit. — Die Briefschwalbe. — *Das Schulschiff Borda zu Brest. — Gleichlautende Entscheidung mit verschiedener Wirkung. — Die Sage vom wilden Heere oder Jäger und ihr Ursprung. — Heinrich von Zütphen. — *Der unteröstreichische Urwald. — Eine gespenstige Nachtherberge. — Die fleißigen Rothschilds in Paris. — Ein dalmatischer Platzregen. — *Die weiße Frau. — Der Palast des Diocletian bei und in Spalato in Dalmatien. — Eine Fahrt durch einen Eisberg. — Die Schlangenesser in Australien. — Der Chorschüler. — Die Wolfsjagd in Morvan in Frankreich. — Gewissenhaftigkeit. — *Die Pinakothek in München. — Das Monument Ludwig's des Heiligen bei Tunis. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im December 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei **G. Westermann** in **Braunschweig** erscheint:

Dr. Val. Chr. Fr. Rost's

Griechisch-Deutsches Wörterbuch

für den Schul- und Handgebrauch.
Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage
unter Mitwirkung von
Professor Dr. **Ameis** und Dr. **Mühlmann.**
Zwei Bände. Lex.-8. Velinpapier. Circa 95 Bogen.
Erster Subscriptionspreis complet 3 Thlr. 10 Ngr.
(Wird in vier monatlichen Lieferungen à 25 Ngr. ausgegeben.)

Die gediegenen Leistungen des Herrn Oberschulrath Dr. Rost sind so allgemein anerkannt, daß es darüber keiner besondern Bemerkung bedarf. Obiges Wörterbuch ist zunächst für den Schulgebrauch bestimmt, wird auch Denen eine zuverlässige Hülfe gewähren, welche nach ihrer Schulzeit noch einen griechischen Schriftsteller zu lesen gedenken.

Bei dieser neuen Bearbeitung ist es vor Allem darauf angekommen, dem Werke eine dem Umfange entsprechende planmäßige Vollständigkeit zu verleihen und durchgängig nur das nach strenger Prüfung für richtig Erkannte in der übersichtlichsten Darstellung zu geben.

Auf schönem Velinpapier und mit neuen Typen gedruckt, erscheint die neue Auflage in vier Lieferungen à 20—24 Bogen. Jeden Monat wird eine Lieferung zu dem sehr billigen **Ersten Subscriptionspreise von 25 Ngr.** ausgegeben. Das Werk wird jedenfalls vor nächste Ostern vollständig und steht der Einführung desselben für den folgenden Schulwechsel Nichts entgegen. Einen erhöhten Ladenpreis nach vollständiger Ausgabe behält sich der Verleger vor.

☞ Ausführliche Prospecte und die erste Lieferung sind in allen guten Buchhandlungen zu haben, auch sind dieselben in den Stand gesetzt Subscribentensammlern besondere Vortheile zu gewähren.

Bei **C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn)** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Entwurf
einer
Strafprozeß-Ordnung
für die Preußischen Staaten

mit besonderer Berücksichtigung der Gesetzgebungen anderer deutscher Staaten kritisch bearbeitet von
Dr. J. Fr. H. Abegg,
Geh. Justizrath und ordentlichem Professor der Rechte, Ritter &c.
8. Geh. 25 Sgr.

In Miniatur-Ausgabe erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen
von
Julius Hammer.
Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Leipzig, im December 1851.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 132. —— 20. December 1851.

Inhalt.

Ueber Theismus und Atheismus vom theoretischen und praktischen Standpunkte.

Veranlaßt durch L. Feuerbach's „Vorlesungen über das Wesen der Religion".

Dritter und letzter Artikel.*)

Bei Beurtheilung der Religionen ist der theoretische Gesichtspunkt wohl zu unterscheiden von dem praktischen. Denn etwas Anderes ist die theoretische Wahrheit und wieder etwas Anderes der praktische Werth einer Religion. Es könnte ja wol der Fall sein daß eine Religion aus lauter Mythen bestünde und daß dennoch der Glaube an diese in moralischer und praktischer Beziehung heilsam wäre. „Was gehen", sagte einst Lessing, „den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin, oder ob keiner von Beiden Recht hat?" Könnte man nun nicht mit gleichem Rechte sagen: Was gehen den Gläubigen Feuerbach's und der andern Atheisten Untersuchungen über das Wesen der Religion an, ob sie göttlichen oder menschlichen Ursprungs, ob Theologie oder Anthropologie sei? Ihm ist sie doch einmal da, die Religion in der er sich so wohl und selig fühlt. Was kümmert es den Kranken der die wohlthätige Wirkung der Arznei erfährt, ob sie in einer himmlischen oder irdischen Apotheke verfertigt ist, wenn er nur davon gesund wird? Wäre es nicht grausam, ihm die Arznei zu rauben, weil er glaubt daß sie im Himmel verfertigt worden? Freilich, wenn man die Religionen theoretisch prüft und untersucht, ob und welche Realität den Gottesbegriffen und Geschichten zugrundeliegt, dann hat der Atheismus leichten Sieg über den Theismus, der Unglaube über den Glauben; denn der Gott läßt sich auf keine der beiden Weisen, wie überhaupt sich Gegenständliches dem Menschen als real kundgibt, nämlich weder unmittelbar durch Anschauung noch mittelbar durch gegründeten Beweis als real nachweisen. Aber in der Religion handelt es sich auch gar nicht um theoretische Wahrheit, sondern um praktischen Trost und Heil, um Beruhigung und Befriedigung des Gemüths in der Noth und dem Elend des Erdenlebens, in den drückenden physischen und moralischen Leiden. Kurz, Religion ist Heilslehre und Heilsmittellehre; Religion hat einen praktischen und keinen theoretischen Zweck. Nach ihrem eigenthümlichen Zweck aber muß jede Sache beurtheilt werden wenn sie richtig aufgefaßt werden soll; jeder andere Maßstab ist ein fremdartiger, ungerechter. Die religiösen Vorstellungen und Begriffe daher theoretisch prüfen und verlangen, sie sollen der wissenschaftlichen Wahrheit entsprechen, ist gerade so, wie die Zubereitung von leiblichen Speisen nach den Regeln der Logik prüfen. Es ist genug, wenn Speise nahrhaft ist und sättigt, möge sie übrigens kommen aus welcher Küche sie wolle. Verlachen wir doch mit Recht jene Hypergläubigen und Ueberfrommen die die Religion in ihr ganz fremdartige Gebiete einmischen und christliche Medicin, christliche Jurisprudenz u. s. w. einführen wollen. Wäre also nicht die umgekehrte Einmischung der Wissenschaften in die Religion ebenso ungehörig? Nichts kann verderblicher sein als die Verwirrung und Vermischung der von Natur gesonderten Gebiete, deren jedes seinen besondern Zweck und seine eigenthümliche Aufgabe hat.

Dies wohl erwägend werden wir an die Religion einen ganz andern Maßstab legen als an die wissenschaftliche Theologie. Nur dieser gegenüber ist die atheistische Kritik welche die Unwahrheit des Theismus nachweist an ihrem rechten Orte. Hingegen der Religion und dem unbefangenen, über sich nicht reflectirenden Glauben gegenüber, der nicht nach theoretischer Wahrheit, sondern nach Trost und Heil sucht, ist die Aufgabe der

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 121 u. 126 d. Bl. D. Red.

Kritik diese, zu prüfen welcher Glaube wahrhaft zum Trost und Heil gereiche.

Um nun zuerst der Theologie gegenüber ein richtiges theoretisches Urtheil über den Atheismus überhaupt sowie auch über Ludwig Feuerbach's Atheismus zu fällen, so ist Folgendes zu bedenken:

Wäre der Gegenstand des Theismus (im Polytheismus die vielen Götter, im Monotheismus der eine Gott) etwas Reelles, Anundfürsichexistirendes, dessen Realität sich uns auf dieselbe Weise kundgäbe wie sich uns sonst die Realität der wirklichen Dinge kundgibt, nämlich durch Einwirkung auf unsere Sinnesorgane und mittels dieser auf Verstand und Vernunft; so wären alle Atheisten, mithin auch Feuerbach, verrückt und folglich ins Irrenhaus zu schicken. Denn sind wir schon geneigt einen Menschen der etwas blos Eingebildetes für reell hält als verrückt anzusehen: um wie viel mehr wären wir berechtigt einen der umgekehrt etwas Reelles für bloße Einbildung ausgäbe als verrückt zu erklären! In diesem Falle wäre aber der Atheist, wenn der Gegenstand des Theismus, Gott, etwas Reelles wäre. Ob Einer dann sagte: Es gibt keinen Gott, Gott ist nur ein eingebildetes Wesen; oder: Es gibt keine Sonne, kein Feuer, kein Wasser, diese sind nur Geschöpfe der Phantasie, — dies wäre ganz gleich. So verhält es sich aber keineswegs, wie schon daraus hervorgeht daß wir den Atheisten zwar für ungläubig, irreligiös, aber keineswegs für unsinnig oder wahnsinnig halten, was wir doch thun müßten wenn der Gott etwas so Reelles wäre wie Sonne, Feuer, Wasser oder Pflanze, Thier, Mensch. Auch wäre es ja, wenn Gott etwas Reelles wäre wie die Gegenstände der anschaulich vorliegenden realen Welt, von den Theologen höchst lächerlich Beweise für das Dasein Gottes zu suchen und zu erfinden, mindestens ebenso lächerlich wie wenn der Botaniker Beweise für das Dasein der Pflanzen, der Zoologe Beweise für das Dasein der Thiere, der Anthropologe Beweise für das Dasein der Menschen suchen und erfinden wollte.

Doch freilich können hier die Theologen mit Recht einwenden, außer der unmittelbar gewissen, der Anschauung vorliegenden Realität gibt es noch eine mittelbar erkannte, durch die Operationen des Verstandes und der Vernunft erschlossene, die sich ebenso wenig leugnen läßt als jene unmittelbar gewisse; es müßte denn sein daß man überhaupt Verstand und Vernunft verleugnen und nur den Sinnen trauen wollte. So wird freilich wer nur den Sinnen traut, die Bewegung der Erde um die Sonne leugnen, weil sie den Sinnenschein gegen sich hat; wer aber dem Verstande und der Vernunft traut, wird sie für real halten, die entgegengesetzte hingegen für bloßen Schein erklären. Wie nun, wenn Gott, obwol kein unmittelbar gewisser, den Sinnen vorliegender Gegenstand, doch ein mittelbar gewisser, aus dem sinnlich Gegebenen durch Verstand und Vernunft mit Nothwendigkeit erschlossener wäre; müßten wir da nicht den Atheisten wenn auch nicht für verrückt, doch mindestens für unverständig und unvernünftig erklären? Ja wenn! Aber eben dieses Wenn ist es woran aller Theismus scheitert. Weit entfernt daß das Dasein der Welt den Verstand und die Vernunft mit Nothwendigkeit auf die Annahme des Daseins Gottes hinführte, so läßt sich dieser Annahme nicht einmal der Werth einer Hypothese beilegen, nach welcher sich die ganze Welt und Alles in ihr weit besser erklären ließe als ohne dieselbe; wie Kopernikus, als es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht recht fort wollte wenn er das ganze Sternenheer sich um den Zuschauer drehen ließ, fand daß es nach der entgegengesetzten Hypothese weit besser gelinge. (Vergl. die Vorrede zu Kant's „Kritik der reinen Vernunft", zweite Auflage.) Vielmehr läßt sich die Welt und Alles in ihr weit besser erklären, wenn man annimmt daß es keinen Gott gibt der sie gemacht oder geschaffen habe. Und Dies hat nicht etwa erst Feuerbach nachgewiesen (Feuerbach hebt sogar diesen Punkt, der einer der wichtigsten in der Kritik des Theismus ist, noch viel zu wenig hervor), sondern von jeher haben es die tiefsten Denker erkannt und wenn auch nicht immer direct — weil sie es nicht wagen durften oder selbst noch in dem Widerspruch zwischen Glauben und Wissen befangen waren — doch indirect in ihren Systemen ausgesprochen; ja sogar die altgläubige christliche Dogmatik in ihrem Artikel vom Sündenfall und der Erbsünde, demzufolge die Welt wie sie gegenwärtig ist, versunken in Sünde und Elend, nicht ursprünglich aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen, sondern durch den Teufel und seine Verführungskünste corrumpirt worden, spricht es naiverweise aus daß sich die Welt wie sie ist nicht aus Gott erklären lasse. Nun kommt aber noch zu diesen negativen Gegenbeweisen gegen den Theismus, daß nämlich sein Gegenstand, Gott, auf keine der beiden Weisen, wie sich überhaupt Gegenständliches dem Menschen als real kundgibt, weder unmittelbar durch Anschauung noch mittelbar durch gegründeten Beweis sich als real nachweisen läßt, zu diesen negativen Gegenbeweisen kommt noch, worin Feuerbach's Hauptverdienst besteht, der positive Beweis daß Gott und die Götter Producte der Einbildungskraft, Personificationen des menschlichen Wesens und der menschlichen Wünsche sind. Der Vater sozusagen der Götter ist des Menschen Wunsch und Wille, der Egoismus, der durch das drückende Abhängigkeitsgefühl gehemmte schrankenlose Glückseligkeitstrieb des Menschen, die Mutter hingegen die alle Schranken der gefühllosen Natur aufhebende Einbildungskraft. Und der Monotheismus macht nicht etwa hiervon eine Ausnahme, sondern auch er, wie Feuerbach nachgewiesen hat, obwol in anderer Weise als die Naturreligionen und der Polytheismus, ist ein Kind des Egoismus das dieser mit der schrankenlosen Phantasie erzeugt. Zwar liegt auch den Göttern insofern etwas Reales zugrunde als es, wie Feuerbach ebenfalls nachgewiesen, die Natur und der Geist ist was Veranlassung zu ihrer Bildung gibt; aber auch nur den äußern Anstoß, nicht den innern Gehalt gibt die wirkliche Welt zu den religiösen Gottesvorstellungen. Das eigentlich Bildende, Produci-

rende derselben ist das eigene Innere des Menschen, sein Charakter, sein Wunsch und Wille sowie die sich damit verbindende Stufe seiner Erkenntniß. Deshalb drückt und spiegelt sich auch in der Religion nicht wie in der Wissenschaft das objective Wesen der Welt ab, sondern nur der subjective Eindruck den diese auf das gläubige Gemüth macht.

Ferner nicht blos theoretisch unwahr, weil ihm nichts Reales entspricht, ist der Gottesbegriff, sondern auch, wie schon der angeführte subjective Ursprung desselben aus dem egoistischen Interesse des Menschen beweist, moralisch unbrauchbar, da er weit entfernt die echte uneigennützige Tugend zu erwecken, vielmehr als aus dem Glückseligkeitstriebe entsprungen dem Egoismus dient und so der echten Tugend im Wege steht. Die echte Tugend entspringt aus ganz andern Quellen als aus dem theistischen, eudämonistischen Gottesglauben. Schon Shaftsbury bemerkte richtig, die Ueberzeugung vom Dasein eines Gottes könne keinen Einfluß haben auf die Vorstellung von Dem was schön oder gut und edel sei, da diese Vorstellungen dem Begriffe der Gottheit vorausgehen müßten oder wenigstens von diesem Begriffe ganz unabhängig seien; der Aberglaube dagegen mache Dinge die an sich häßlich und verwerflich seien schön und verdienstlich. In der That ist nicht einzusehen inwiefern der Begriff der Tugend von dem eines persönlichen Gottes abhängen sollte. Wird Etwas dadurch gut, bekommt es den Charakter der Güte dadurch daß ein persönlicher, allmächtiger Gott es will und gebietet; oder ist nicht vielmehr umgekehrt der persönliche, allmächtige Gott nur dadurch ein gutes Wesen daß er Das will und gebietet was an sich gut ist? Kann der allmächtige Wille Gottes Ungerechtigkeit, Lüge, Bosheit zu Tugenden, Diebstahl, Ehebruch und Mord zu guten Handlungen machen, wenn er es nur will? Hebt Der nicht allen objectiven Unterschied zwischen dem Guten und Bösen auf, wer wie Duns Scotus und vor sowie nach ihm noch viele andere Theologen annimmt: Gott will das Gute nicht weil es an sich gut ist, sondern das Gute das er will ist nur darum gut weil er es will? Daher ist auch Alles was Gott vermöge seiner absoluten Macht thut recht gethan, weil der absolute Wille Gottes das höchste Gesetz ist? Wahrlich die Theologie hebt allen objectiven Begriff des Wahren und Guten auf, indem sie die beliebigen Machterweisungen eines absoluten Willens zum Kriterium der Wahrheit und Güte macht. Lessing zeigte einst wie die Wunder Christi zwar Erweisungen seiner Macht, aber darum noch nicht Beweise der Wahrheit seiner Lehre sein könnten. („Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft", 1777):

Wenn ich historisch Nichts dawider einzuwenden habe daß Christus einen Todten erweckt, muß ich darum für wahr halten daß Gott einen Sohn habe der mit ihm gleiches Wesens sei? . . . Wenn ich historisch Nichts dawider einzuwenden habe daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden, muß ich darum für wahr halten daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Ist es nun nicht aber ebenso gewiß daß wenn historisch gegen die Weltschöpfung aus Nichts durch den blossen göttlichen Willen sich Nichts einwenden ließe — obwol sich sehr viel dagegen einwenden läßt — daß daraus noch nicht die Güte Gottes und der so von ihm geschaffenen Welt folgen würde? Ist nun aber der Begriff der Güte von dem der Macht unabhängig, legitimirt sich der allmächtige Gott erst dadurch als ein gütiges Wesen daß er das an sich Gute will und thut: mit welchem Rechte behauptet man dann noch daß die Moral von der Theologie, der Tugendbegriff vom Gottesbegriff abhängig sei? Ist diese Behauptung nicht ebenso lächerlich, wie wenn man behaupten wollte der Unterschied zwischen schwarz und weiß, sauer und süß, hart und weich sei dem Menschen unmöglich ohne den Gottesbegriff?

So wenig aber als der Begriff der Tugend abhängig ist vom Gottesbegriff, ebenso wenig ist die tugendhafte Gesinnung abhängig vom Glauben an Gott. So gut ich essen und trinken und verdauen kann ohne an Gott zu glauben, ebenso gut kann ich tugendhaft gesinnt sein und Gutes thun ohne an Gott zu glauben. Nichts ist lächerlicher als wie die Theologen zu behaupten, ohne den Glauben sei keine wahre Liebe möglich, des Atheisten Tugenden seien glänzende Laster. Vielmehr verhält sich die Sache umgekehrt: die um Gotteswillen geübten Tugenden der Theisten sind glänzende Laster. Wie wenig die aufrichtige uneigennützige Menschenliebe durch den Glauben an Gott bedingt sei, beweist das historische Factum daß sich mit diesem Glauben von jeher der bitterste Haß und die abscheulichste Bosheit und Grausamkeit gegen die Mitmenschen, besonders gegen die sogenannten Ketzer und Atheisten verbunden hat. Feuerbach hat vollkommen Recht, wenn er sagt daß die allgemeine Menschenliebe keineswegs auf den Gottesbegriff, sondern auf die Natur sich stützt, ja ursprünglich sich nur auf sie stützte (S. 140):

Die allgemeine Menschenliebe stammt daher auch keineswegs erst aus dem Christenthum. Schon die heidnischen Philosophen lehrten sie; aber der Gott der heidnischen Philosophen war nichts Anderes als die Welt oder Natur. Die Christen haben vielmehr denselben Glauben gehabt wie die Juden; sie haben ebenfalls geglaubt und gesagt daß die Welt nur ihretwillen, der Christen willen erschaffen und erhalten werde; sie haben sich daher consequent ebenso wenig die Existenz der Ungläubigen und Heiden erklären können als die Juden, denn wenn die Welt nur der Christen wegen ist, wozu und warum sind denn die andern Menschen, die keine Christen sind, nicht an den christlichen Gott glauben? Aus einem christlichen Gott läßt sich nur das Dasein von christlichen, aber nicht von heidnischen und ungläubigen Menschen erklären.

Feuerbach hat ferner gezeigt wie der Satz: die Moral stützt sich oder muß sich auf die Religion stützen, keinen andern Sinn hat als: die Moral muß sich auf den Egoismus, auf die Selbstliebe, auf den Glückseligkeitstrieb stützen, sonst hat sie keinen Grund (S. 388):

Der Unterschied zwischen dem Judenthum und Christenthum ist nur daß dort die Moral sich auf die Liebe zum zeitlichen, irdischen, hier auf die Liebe zum ewigen, himmlischen Leben stützt. Der Grund daß man nicht erkennt daß das Geheimniß des Glaubens im Unterschiede von der Liebe, der Re-

ligion im Unterschiede von der Moral nur der Egoismus, liegt allein darin daß der religiöse Egoismus nicht den Schein des Egoismus hat, daß sich der Mensch in der Religion unter der Form der Selbstverneinung bejaht, sein Ich nicht in der ersten Person, seinen Willen nicht in befehlender, sondern bittender, nicht in thätiger, sondern in leidender Form geltendmacht, sich nicht selbst liebt, sondern demüthig lieben läßt.

S. 390:

Die Religion hat dadurch daß sie über Leben und Tod, Himmel und Hölle gebietet, daß sie die Gesetze zu Geboten eines allmächtigen Wesens — des Begriffs aller menschlichen Wünsche und Schrecken — macht, den Egoismus in ihrer Hand oder für sich und übt dadurch eine furchtbare Macht über den namentlich rohen Menschen aus, eine Macht vor der die Macht der Moral, namentlich der abstracten, philosophischen, in Nichts verschwindet, und deren Verlust daher ein unersetzlicher scheint. Allein es ist nicht zu übersehen daß die Religion diese Macht nur durch die Einbildungskraft ausübt oder daß ihre Macht nur in der Einbildungskraft besteht; denn wäre ihre Macht mehr als eine eingebildete, wäre die Religion wirklich der positive Grund und Halt des Rechts und der Moral, so müßten auch die religiösen Verheißungen und Strafen zur Gründung und Erhaltung der Staaten hingereicht haben, so würde es den Menschen nicht eingefallen sein so viele, so ausgesuchte, so grausame Strafen zur Verhinderung von Verbrechen anzuwenden.

Der wahrhaft zur Tugend, zur Gerechtigkeit und Menschenliebe führende Glaube ist nicht der theologische, dogmatische, kirchliche, überhaupt nicht ein traditioneller, äußerlich ererbter, aus dem Katechismus und der Bibel auswendiggelernter Glaube, sondern der aus dem eigenen Innern, aus der eigenen tugendhaften, gerechtigkeits- und menschenliebenden Gesinnung entsprungene Glaube. Dieser erst ist die wahre Religion. Nicht also erzeugt der wahre Glaube die tugendhafte Gesinnung, sondern umgekehrt diese trägt jenen in ihrem Schoose. Nicht der Glaube ist das Erste und die Gesinnung das Zweite, nicht jener der Grund und diese die Folge, sondern umgekehrt. Offenbare daher dem Unredlichen, Eigennützigen, Hartherzigen, Boshaften und Grausamen tausend mal: Gott will daß alle Menschen sich lieben, alle sich als Brüder betrachten und behandeln; er wird es auswendig lernen und inwendig doch fortfahren ungerecht und lieblos, boshaft und grausam gegen seine Brüder zu sein. Dagegen wird der von Gesinnung, von Charakter edle Mensch, auch ohne alle göttliche Offenbarung, schon von selbst den Glauben, d. h. die Ueberzeugung hegen daß alle Menschen Brüder sind; denn wie sollte der nicht von dieser Ueberzeugung durchdrungen sein der sie durch seine Gesinnung und Handlungsweise lebendig und thatkräftig ausspricht, wenn er sie sich vielleicht auch nicht in abstracto, in einem Satze zum Bewußtsein bringt.

Es beruht auf einem gänzlichen Verkennen des wahren Verhältnisses zwischen Willen und Erkenntniß, zwischen Gesinnung und Ueberzeugung, wenn man dem traditionellen Gottesglauben so mächtigen Einfluß auf die Moralität zuschreibt. Nicht einmal die legale, gerechte Handlungsweise vermag er zu erzeugen, geschweige denn die echte moralische Gesinnung. Wer vor den diesseitigen, durch die Natur- und Staatsgesetze ihm bereit liegenden Strafen sich nicht scheut unmäßig, ausschweifend, träg, unredlich, treulos zu leben und zu handeln, den wird wahrlich der Glaube an den jenseitigen Weltschöpfer und Richter noch weniger davon abhalten. Wer hingegen von Natur mäßig, enthaltsam, fleißig, redlich, treu ist, dem ist jener Glaube ganz überflüssig zur Ausübung dieser Tugenden. Für das Wollen und Thun des Menschen kommt ja Alles auf seinen ursprünglichen Charakter an. Aus diesem erzeugt sich dann schon von selbst der ihm entsprechende Glaube. Der von Natur egoistische, nur sein persönliches Wohl und dieses auf Kosten fremden Wohls im Auge habende Mensch, der Andern Weh thut um sich zu nützen, möchte derselbe auch zehntausend mal an Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist, an alle Engel und alle Heiligen glauben und jeden Sonn- und Festtag in die Kirche gehen und unzählige Vaterunser beten, ist und bleibt doch im Grunde ein Atheist, denn er lebt nur in sich, betet nur sich an, vergöttert nur sich, alle Andern sind ihm nur Mittel seines selbstsüchtigen Ichs. Ja dies ist der eigentliche, abscheuliche Atheismus, die praktische Gottlosigkeit, gegen die der theoretische, philosophische Atheist ein wahrhaft Gläubiger, Frommer ist und gegen die derselbe unaufhörlich zu Felde ziehen wird. Was schadet es dem philosophischen, theoretischen Atheisten daß er das Dasein Gottes leugnet und die biblische Geschichte für Mythen erklärt, wenn er dafür desto fester von der Einheit und Gleichheit des Wesens nicht blos aller Menschen, sondern überhaupt aller fühlenden Geschöpfe überzeugt ist, und deshalb nicht blos gegen Menschen, sondern selbst gegen Thiere Mitleid hegt, das Uebel der Andern wie sein eigenes fühlt und um das fremde Elend zu mildern sich selbst aufopfert? Lasset einen orthodoxen Kirchengänger sein Hab und Gut den Armen hingeben, in der Ueberzeugung daß ihm jenseits Alles reichlich ersetzt werden wird, und stellet daneben einen philosophischen Atheisten der die Noth der Armen mildert, aber aus purer, uneigennütziger Menschenliebe: welchem von Beiden wird euer moralisches Gewissen den Vorzug geben?

Bekannt ist die durch Bayle aufgeworfene Frage: ob ein Staat von Atheisten bestehen könne, und seine Behauptung: daß der Fanatismus verderblicher sei als der Atheismus, daß es, wie Plutarch schon sagte, besser sei an keinen Gott zu glauben als eine schlechte, unwürdige Vorstellung von Gott zu haben. Rousseau („Emile, livre IV. Profession de foi du vicaire Savoyard") stimmte zwar bei, meinte jedoch, obwol der Fanatismus blutig und grausam sei, so sei er doch eine große und starke, das Herz erhebende, den Tod verachten machende Leidenschaft, die nur eine bessere Richtung zu erhalten brauche um die erhabensten Tugenden zu erzeugen; während die Irreligion, der raisonnirende und philosophirende Geist die Seelen verweichliche, egoistische Anhänglichkeit ans Leben einflöße und überhaupt den Menschen in seine niedrigen, gemeinen, persönlichen Interessen einschließend allen höhern Aufschwung hemme und lähme. Der Atheismus vergieße zwar kein Blut, aber weniger aus

Liebe zum Frieden als aus Gleichgültigkeit gegen das Gute. Wie auch Alles gehe, das sei einem solchen Philosophen ganz gleich, wofern man ihn nur ruhig in seinem Cabinet lasse. Man sieht aus dieser Schilderung welchen falschen Begriff sich damals Rousseau von dem philosophischen Atheismus machte und wie er denselben nur von der schlechten Philosophie seiner Zeit abstrahirte, wie aus folgenden Worten hervorgeht: „Ainsi le fanatisme, quoique plus funeste dans ses effets immédiats, que ce qu'on appelle aujourd'hui l'esprit philosophique, l'est beaucoup moins dans ses consequences." Der wahre philosophische Atheismus, wie wir ihn freilich nicht in dem französischen Materialismus, wol aber in der deutschen Philosophie eines Schopenhauer finden, ist so wenig dem Egoismus günstig daß er vielmehr Nichts so sehr bekämpft als diesen, indem er den Blick von dem engherzigen Ich weg auf das Allgemeine, auf das raum- und zeitlose, in allen individuellen Erscheinungen lebende Wesen richten und folglich nicht blos in sich, sondern auch in Andern dasselbe anerkennen lehrt. „Das bist du!" lehrt dieser Atheismus Jeden beim Anblick des Andern erkennen, während freilich der rohe, unphilosophische Atheismus bei dem Satze stehen bleibt: Ich bin Ich. Doch Rousseau täuschte sich nicht blos über den philosophischen Atheismus, wenn er ihn dem Egoismus günstig glaubte, sondern ebenso war er über das Große, Edle, Erhebende das dem Fanatismus zugrundeliegen soll, in einem Wahne befangen. Denn gerade der Fanatiker ist der ungeheuerste Egoist, der fähig ist eine ganze Welt seinem Gott zu opfern, weil der Gedanke an diesen Gott und die hohen Ehren die er dadurch bei ihm erlangt, ihn selig macht. Angeblich Alles zu Ehren Gottes thuend sucht er im Grunde nur sich bei diesem seinem Gotte zu erhöhen und zu verherrlichen. Da ziehe ich mir doch jenen Atheisten vor der zufrieden ist und die Dinge gehen läßt wie sie gehen, wenn man ihn nur ruhig in seinem Cabinet läßt. Voltaire in seinem Artikel „Athée, Athéisme" faßte nur den rohen vulgairen Atheismus der gewissenlosen Egoisten und Schurken ins Auge wenn er sagte: die Menschen bedürften der Furcht vor einem rächenden Gott als eines Zügels.

Ich möchte nicht mit einem atheistischen Prinzen zu thun haben, dessen Interesse es foderte mich in einem Mörser zu zerstoßen; ich bin sicher er würde mich zerstoßen. Ich möchte nicht als Souverain mit Höflingen zu thun haben, deren Interesse es foderte mich zu vergiften; ich müßte jeden Tag ein Gegengift nehmen. Il est donc absolument nécessaire pour les princes et pour les peuples que l'idée d'un être suprême createur, gouverneur, rémunerateur et vengeur soit profondément gravée dans les esprits.

Voltaire vergaß dabei nur daß höchst wahrscheinlich derselbe Prinz der ohne den Glauben an Gott ihn im Mörser hätte zerstampfen lassen, dieses auch wol mit dem Glauben an Gott gethan hätte; denn ein Fürst der einmal solche Menschenzerstampfungsgelüste hat, läßt sich durch den Glauben an Gott nicht viel abhalten. Hat doch die Geschichte die allerchristlichsten Monarchen und Völker aufzuweisen die trotz ihres devotesten Glaubens an Gott die größten Gräuel gegen Menschen begingen. Sehr richtig urtheilt daher Seume über den Atheismus, wenn er in seinem Aufsatz „Ueber Atheismus im Verhältniß zur Religion, Tugend und zum Staat, eine philanthropische Rhapsodie" sagt:

Diejenigen von denen die Staaten alter und neuerer Geschichte viel gefürchtet und gelitten haben, waren nicht Atheisten. Bei dem Gottesleugner wird man vermöge seines kalten, abstracten Ideenganges unmöglich den groben Egoismus treffen können, da dieser nur in dem dicken Dunstkreis der Leidenschaften liegt, über welche sich die isolirte Speculation des Atheismus schon vermöge ihrer Natur erhoben hat. Der feinere Egoismus trifft immer mit der Idee von Recht zusammen und kann also in keinem Verhältnisse dem Staate gefährlich werden, da ihr auch jeder andere rechtschaffene Mann von jeder andern philosophischen oder religiösen Partei gleichfalls folgen muß. Könnte aber der Atheist zum ganz groben, leidenschaftlichen Enthusiasmus herabsinken, so würde er dadurch ebenso gefährlich und nicht gefährlicher werden als jeder andere Fanatiker der von seinem blinden, im Grunde ebenfalls egoistischen Enthusiasmus geführt wird.

Es ist überhaupt klar daß Der dessen Wille nicht so heftig ist, nicht so blind wüthet daß er für alle Gegenvorstellungen unempfänglich wäre, ebenso gut und noch besser durch vernünftige, weltkluge, den Nachtheil aus der Uebertretung der Natur- und Staatsgesetze gegen den Vortheil aus ihrer Befolgung abrechnende und abwägende Vorstellungen als durch religiöse Glaubensartikel vom Pfade des Unrechts auf den des Rechts gelenkt werden kann. Wo hingegen der Wille so heftig und grimmig ist daß er überhaupt nicht mehr auf Gegenvorstellungen hört, da werden ihn auch die religiösen Glaubensartikel nicht im Zaume halten, sondern er wird durchgehen wie ein wildes Pferd das den Reiter abgeworfen.

Die Frage also ob ein Staat aus Atheisten bestehen könne, läßt sich weder absolut bejahen noch absolut verneinen. Es kommt Alles darauf an wie die Atheisten beschaffen sind, ob es grobe, blind leidenschaftliche oder feine, weltklug berechnende Egoisten, oder endlich ob es philosophische, von Wissenschaftsliebe ergriffene und tugendhafte, vom Interesse für das allgemeine Wohl beseelte Männer sind. Nur aus den zuerst Genannten wird ein Staat nicht bestehen können; aber nicht darum weil sie Atheisten sind — die Andern sind's ja auch, — sondern weil sie rohe, blind wüthende Egoisten sind. Aus solchen könnte aber ebenso wenig ein Staat von Theisten bestehen. Grober, unverständiger Egoismus der eigenes Wohl auf Kosten des Fremden sucht, vermag keine dauernde Gesellschaft zu gründen, mag er nun in dem Herzen von Theisten oder von Atheisten wohnen.

Aus allem Diesem geht zur Genüge hervor daß der Theismus weder auf wissenschaftlicher Grundlage ruht noch daß er praktisch die Grundlage der Moral oder des Staats bildet. Was ist es also was der philosophische, theoretische Atheismus aufhebt, indem er die Götter, den jüdisch-christlichen Gott mit einbegriffen, als Illusionen nachweist? Ist es etwas Reales wie die Natur oder etwas praktisch Nothwendiges wie die Tugend

und das Recht? Leugnet der theoretische Atheist mit den eingebildeten Göttern auch diese wahrhaft reellen Mächte? Hebt er mit den erträumten jenseitigen Strafen und Belohnungen auch das diesseitige Gericht und die ewig gegenwärtige Gerechtigkeit auf? Gibt er euch nicht für eure Hirngespinnste die wahrhaft reellen Wesenheiten, die Natur, die Tugend, das Recht zurück? Mit welcher Stirne wagt es jetzt noch die Theologie, dem siegreichen philosophischen Atheismus gegenüber, der unwiderleglich die Nichtigkeit der theologischen und praktischen Gründe für den Theismus nachgewiesen, dennoch eben diesen Theismus für wissenschaftliche Wahrheit auszugeben?

Es läßt sich nicht mehr leugnen, durch die von Feuerbach und seinen Vorgängern geübte Kritik des Theismus ist die Theologie als Wissenschaft für immer vernichtet. Es bleibt den Theologen in Zukunft nur die Wahl, entweder zum blinden Glauben, wenn ihnen dieses gelingt, zurückzukehren, d. h. sich mit Gewalt blind zu machen; oder aber den Theismus aufzugeben und sich ehrlich zum Atheismus zu bekennen; oder endlich zu heucheln.

Doch nicht so leichte Arbeit als mit der Theologie hat die philosophische Kritik dem blinden, unbefangenen, über sich nicht reflectirenden Glauben gegenüber, der noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen. Denn sind auch, wie alle gründlichen Denker und zuletzt Feuerbach nachgewiesen, die Gegenstände des Glaubens nichts Reales, so ist doch der Glaube an diese unrealen Gegenstände etwas höchst Reales. Mit den Gegenständen des Glaubens ist also noch keineswegs der Glaube an diese Gegenstände gestürzt. Für die nicht denkende, durch die Wissenschaft nicht gebildete, überwiegend zum Glauben disponirte Menge, die ja selbst aus ihrem gläubigen Gemüthe heraus die Götter schafft, behalten diese nach wie vor ihre Realität und werden der Wissenschaft zum Trotz geglaubt. Ja könnte die Wissenschaft den Glauben selbst und die Quellen im Gemüthe aus denen er zu allen Zeiten entspringt, ebenso leicht vernichten als sie die Gegenstände desselben in ihrer Nichtigkeit nachweist, dann lohnte es sich wirklich der Mühe die Glaubensartikel der Reihe nach, wie Strauß und Feuerbach gethan, kritisch aufzulösen. Aber eben an der Zähigkeit des Glaubens selbst mit der er trotz aller kritischen Niederlagen seiner Objecte doch noch immer am Leben ist, zeigt sich daß etwas Reales, Wesenhaftes sich nicht so aus der Welt schaffen läßt wie Etwas was an sich Nichts ist. Der egoistische Wille und Wunsch des Menschen aus dem, wie Feuerbach nachgewiesen hat, der religiöse Glaube entspringt, ist ja etwas höchst Reales, im Wesen des Menschen Begründetes. Was helfen daher alle kritischen Hinrichtungen des lieben Gottes, wenn doch der Glaube gesund und am Leben bleibt dem der liebe Gott sein Dasein verdankt? Ist nicht der egoistische Glückseligkeitstrieb des Menschen aus welchem nach Feuerbach der Gottes- und Götterglaube entspringt, die Hydra der für jeden abgehauenen Kopf zwei neue nachwachsen? Feuerbach ist also zwar der Hercules der dem Glauben den Kopf abgeschlagen, indem er die Kopflosigkeit des Glaubens nachgewiesen; aber der Hercules soll noch gefunden werden der dem Glauben auch das Herz aus dem Leibe zu reißen und so das Ungeheuer selbst zu erlegen versteht. So lange einerseits die Noth und das drückende Abhängigkeitsgefühl des Menschen und andererseits sein grenzenloser Egoismus und Glückseligkeitstrieb fortdauern wird, so lange wird es auch Götter geben zu denen gebetet, und Altäre auf denen ihnen geopfert wird. Zwar ändert sich mit der Zeit im Laufe der Geschichte, wie auch Feuerbach nachgewiesen hat, das Wesen der Götter, je nachdem sich der Wille und die fortgeschrittene Erkenntniß ändert; aber das eigentliche Wesen und der Kern des Glaubens bleibt doch zu allen Zeiten dasselbe: nämlich der Wunsch daß es allmächtige Wesen gebe die die unerbittliche, gefühllose Naturnothwendigkeit zu unsern Gunsten aufheben oder doch wenigstens mildern, die uns in der Noth helfen, die uns diesseits glücklich oder jenseits selig machen könnten. Daher es das Gemeinsame aller sonst noch so verschiedenartigen Götter ist daß sie mächtig sind und helfen können. Ein Gott der zu Nichts nützt ist kein Gott mehr. Sowie wir reale Speise von blos eingebildeter dadurch unterscheiden daß jene satt macht, diese hingegen hungrig läßt, so unterscheidet auch der Gläubige die realen Götter — wofür er nur seine eigenen hält — von den unrealen der Andersgläubigen dadurch daß jene seinem Bedürfniß entsprechen, diese aber nicht. Drücken doch dieses sogar die Fetischanbeter ganz naiv dadurch aus, daß sie wenn ihre Wünsche und Gebete nicht erhört werden, ihre Götzen verlassen oder verkaufen oder zerstören, oder ihnen drohen und sie beschimpfen. Auch die Juden murrten oft genug gegen ihren Gott. Nur die starkgläubigen Christen hören doch nicht auf an ihn zu glauben und auf ihn zu bauen. Denn läßt sie auch ihr Gott in den Leiden dieser Zeit im Stiche, so hoffen sie doch dafür desto sicherer durch die jenseitigen Freuden entschädigt zu werden.

So lange daher das Interesse welches jeden Glauben erzeugt und erhält, nicht vernichtet werden kann, wird selbst die schärfste und schlagendste Kritik der religiösen Glaubensobjecte dem Glauben selbst Nichts anhaben können, folglich auch die Feuerbach'sche nicht. Entblättere den Baum so viel du willst, so lange du nicht die Axt an die Wurzel legst, wird er immer neue Blätter treiben. Oder glaubst du daß wenn du einem Verliebten aus der Aesthetik nachweisest daß seine Geliebte häßlich ist, er darum aufhören wird sie zu lieben und sie wirklich für häßlich halten wird? So lange das den religiösen Glauben beseelende Interesse nicht getödtet wird, kann auch der Glaube selbst nie aus der Menschheit aussterben. Aber andererseits kann auch die Wissenschaft und die von ihr errungene Erkenntniß der Wahrheit nimmer zugrundegehen, wovon die Folge ist daß zwi-

schen Glauben und Wissen stets ein unversöhnlicher Kampf bestehen wird. Mit der durch Schelling und Hegel aufgebrachten, von gedankenlosen Nachbetern derselben seitdem vielfach gepriesenen, endlich erlangten Versöhnung zwischen Glauben und Wissen oder Religion und Philosophie ist es Nichts als eitel Charlatanerie, welche überhaupt der bezeichnende Charakter der durch Schelling und Hegel in Curs gekommenen Religionsphilosophie ist. Nichts kann absurder sein als die Behauptung: die aus dem vorurtheilslosen Kopfe entsprungene Wissenschaft werde sich je mit dem vorurtheilsvollen, aus dem Herzen entsprungenen Glauben versöhnen lassen. Liegen nicht schon in jedem einzelnen Menschen Kopf und Herz fortwährend im Streit miteinander, ein Streit welcher sich gerade in den allerwichtigsten und entscheidendsten Fragen am fühlbarsten macht und in welchem entweder, je nachdem der Kopf oder das Herz überwiegt, dieses jenem oder jener diesem zum Opfer fallen muß? Beweise dem Gläubigen tausend mal mit den allerschärfsten und schlagendsten Gründen daß es mit seinem Gott Nichts ist: er will ihn ja, er braucht ihn ja; und wo das Herz bejaht, wird der Kopf umsonst verneinen. Nur wo der Kopf schon die Herrschaft über das Herz erlangt hat, wird dieses die seinen Wünschen entsprechenden Glaubensvorstellungen fahren lassen.

Auch Feuerbach hat diesen Antagonismus zwischen Kopf und Herz erkannt, und es ist ihm mit zum Verdienst anzurechnen daß er gegenüber der von den Hegelianern gepriesenen Versöhnung zwischen Glauben und Wissen den unvereinbaren Gegensatz beider in seiner ganzen Schärfe bloßgelegt hat. Aber damit ist im Grunde genommen noch nicht viel gethan, denn es ist damit nur nachgewiesen daß die Aussagen des Kopfes über die Welt nicht zu denen des Herzens, noch diese zu jenen stimmen. Nun käme aber Alles darauf an dem Kopf bei der Menge solche überwiegende Herrschaft über das Herz zu verschaffen daß dieses mit seiner egoistischen Hoffnung und Furcht, mit seinen selbstsüchtigen Wünschen und Begierden sich nicht gegen die von jenem erkannte wissenschaftliche Wahrheit verschlösse. So lange der große Haufe unempfänglich bleibt für wissenschaftliche Gründe, so lange er nur darum eine Lehre für wahr hält weil er sie will und wünscht, nicht aber umgekehrt nur Das will und wünscht was er als wahr erkannt hat; so lange wird auch der Glaube der Wissenschaft zum Trotz bestehen.

Feuerbach zwar gibt sich der Hoffnung hin durch Bildung werde einst noch die Religion überflüssig werden; diese Hoffnung dürfte aber wol als eine schwärmerische zu bezeichnen sein. Denn diejenige Bildung die wirklich die Religion überflüssig macht, die Bildung nämlich durch tiefe, gründliche Erkenntniß des Wesens der Dinge wird schwerlich je Gemeingut der Menge werden. Bei dieser wird wol immer das Herz im Bunde mit der Phantasie das Uebergewicht behalten über die reintheoretische, auf die Erkenntniß der Wahrheit gerichtete Thätigkeit des Geistes wie sie den Philosophen beherrscht. Den nicht zum Philosophiren Geschaffenen, überwiegend zum Glauben Geneigten daher durch Vorlesungen über das Wesen der Religion von seinem falschen Glauben curiren zu wollen wäre dem Unternehmen des Arztes gleich, einen Wahnsinnigen durch Vorlesungen über das Wesen des Wahnsinns zu heilen. Affecte und Leidenschaften können nur durch andere noch stärkere Affecte und Leidenschaften überwunden werden, also auch die zerstörenden religiösen Affecte und Leidenschaften die blutige Intoleranz und verheerenden Fanatismus in ihrem Schoose tragen, nur durch die noch stärker erweckten, heil- und duldsamen, friedliebenden, einträchtigen, allgemeine Menschenliebe und Wohlwollen erzeugenden religiösen Affecte und Leidenschaften. Bei den Gläubigen kommt es daher nicht sowol darauf an die Religion durch Wissenschaft zu verdrängen, das Herz durch den Kopf zum Schweigen zu bringen — dies dürfte wol schwerlich je gelingen, — sondern vielmehr darauf, an die Stelle des engherzigen, unedeln, egoistischen das großherzige, edele, allumfassende Herz, an die Stelle der gemeinen, aus egoistischer Furcht und Hoffnung, aus selbstsüchtigen Trieben und Wünschen erzeugten Religion die aus reiner, über alle Selbstsucht erhabener Gesinnung entsprungene, kurz an die Stelle der unmoralischen die moralische Religion zu setzen. Weit größeres Verdienst um das Menschengeschlecht erwirbt sich daher der Religionsstifter der den wahrhaft heilsamen Glauben, den echten Ring, unter die Menschen bringt, als der theoretische Kritiker der Vorlesungen über das Wesen der Religion hält. Auch Feuerbach will ja nicht — und dies beweist wie positiv seine Lehre ist — daß mit den objectiven Gegenständen des religiösen Glaubens, Gott und den Göttern, zugleich auch die subjectiven Quellen im Gemüthe woraus derselbe entspringt, das Gefühl der Abhängigkeit, der Dankbarkeit, der Liebe und Verehrung schwinden, sondern daß diese Gefühle sowie der Trieb nach Genuß und Befriedigung sich nur nicht mehr auf die eingebildeten, falschen Götter, sondern auf ihre wahren, innerweltlichen Gegenstände, auf die Natur und den Menschen richten, von den Göttern abwenden und dagegen natürlichen und geistigen Mächten zuwenden sollen; daß folglich auch der Gläubige über dem Gottesdienst nicht mehr den Dienst der Natur und Menschheit vernachlässige, diese nicht seinem Gott aufopfere, sondern umgekehrt seinen Gott der Natur und Menschheit zum Opfer bringe; daß er in der Liebe zur Natur und Menschheit, in dem Gefühle der Abhängigkeit von beiden, in der Dankbarkeit gegen beide, in der demüthigen Unterordnung unter beide, in der Verehrung und Pflege beider, in dem beiden entsprechenden naturgemäßen und menschlichen Leben sein Wesen, seinen Genuß und seine Befriedigung finde.

Kommt es aber solchermaßen nur darauf an den religiösen Gefühlen den echten moralischen Gehalt zu geben und sie den wahren Gegenständen zuzuwenden, so

ist jeder Weg anzuerkennen der zu diesem Ziele führt. Denn ist auch das Heil für Alle dasselbe, so folgt doch daraus noch nicht daß der Weg zum Heile für Alle derselbe sei. Der durch Wissenschaften und Philosophie Gebildete gelangt durch Einsicht in das Wesen der Dinge zur Erkenntniß Dessen was dem Menschen noththut, was ihm wahrhaft zum Heile gereicht; die durch Talent und Beruf für wissenschaftliche Erkenntniß nicht befähigte und bestimmte Menge hingegen wird ewig eines ihre Gefühle anregenden Glaubens als Leitstern oder Compaß auf den gefährlichen Wogen des Daseins bedürfen. Ich komme daher hier auf Das zurück was ich gleich anfangs dieser Kritik sagte: daß eine Religion wenn sie nur sonst praktische Weisheit enthält, d. h. Anleitung zum wahren Heile, zur echten Tugend und Menschenliebe gibt, wegen ihrer theoretischen Unwahrheit, ihrer mythischen, geschichtlichen Form in der sie den Inhalt bringt, nicht zu verwerfen, vielmehr dankbar anzuerkennen und zu schonen ist. Denn mächtiger wirken auf des Volkes Herz Bilder und Personificationen als abstracte Gedanken. Der weise Volkslehrer bedient sich daher der Gleichnisse. Von diesem praktischen Gesichtspunkte aus wird man sogar manchen Aberglauben heilsam finden und ihn schonen, wie Goethe dergleichen aus Justus Möser's Aufsatz „Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren" anführt und dann hinzufügt:

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegeneinander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden, die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiöse Vorstellungen zu Hülfe. In der politischen spielt Reineke Fuchs die größere Rolle, indem er entschieden seinen Vortheil versteht und ohne weitere Rücksicht auf seine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden. („Goethe's Werke", XXXII, 344 fg.)

Der Erwachsene hat ähnliche Tugenden zu üben wie das Kind, als: Mäßigkeit, geordnete Thätigkeit, Fleiß, Treue, Gehorsam, Wahrhaftigkeit; — „wenn ihr nicht werdet wie die Kinder", heißt es ja, „so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen"; — aber wie verschieden sind doch bei den Kindern die Wege auf welchen sie zur Uebung dieser Tugenden gelangen, von dem Wege auf welchem der Erwachsene zu ihnen gelangt! Jene durch Gehorsam und Ehrfurcht gegen das ihnen äußerliche älterliche Ge- und Verbot, aus Liebe und Zutrauen zu den Aeltern, aus Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn; dieser hingegen aus Einsicht. Wäre es nicht thöricht von den Kindern zu verlangen, sie sollten aus Einsicht Das wählen und thun was sie doch wegen noch mangelnder Einsicht nur aus Gehorsam und Zutrauen gegen die älterlichen Vorschriften wählen und thun können? Wie nun wenn die Menge der Menschen zeitlebens solche Kinder blieben die das ihnen zum Heil Gereichende nicht aus Einsicht, sondern nur aus dem Glauben an einen allmächtigen und allweisen Lenker und Regierer der Dinge ergreifen könnten? Freilich macht die innere Einsicht in das Wesen der Dinge solchen Glauben überflüssig; aber wer darf sich der ungewissen Hoffnung überlassen daß je alle Menschen zu dieser Einsicht gelangen werden? Wäre es wenigstens nicht voreilig, bevor sie zu der Einsicht gelangt sind, ihnen den die Stelle derselben vertretenden Glauben zu erschüttern? Ist es nicht besser daß wer der Natur und der Menschheit den ihnen gebührenden Dienst noch nicht aus Erkenntniß zu leisten im Stande ist, daß der ihn wenigstens aus Gottesdienst, aus Liebe und Verehrung eines allmächtigen und allweisen Wesens das solchen Dienst geordnet hat und seine Ausübung belohnt, seine Vernachlässigung dagegen bestraft, als daß er ihn gar nicht übe? Anstatt den Glauben an den persönlichen Gott und sein Verhältniß zur Welt bei der Menge ganz aufzuheben, kommt es nicht vielmehr darauf an dieser Personification des Weltwesens, das der Philosoph als ein innerweltliches erkennt, diesem Anthropomorphismus den wahren ethischen Gehalt zu geben und Gott nicht blos als ein allmächtiges, nach Willkür handelndes, sondern als ein weises, gerechtes, uneigennütziges, das wahre Heil des Menschen wollendes Wesen vorzustellen? Es hat seine vollkommene Richtigkeit mit Feuerbach's Behauptung: alle Theologie ist Anthropologie, die Eigenschaften die der Gläubige Gott beilegt sind aus der Natur und dem Menschen abstrahirt und nur durch Personification auf einen außerweltlichen Gott übertragen. Aber folgt daraus, weil solche Personification theoretisch unhaltbar, weil sich wissenschaftlich für den Psychologen die Theologie in Anthropologie auflöst, daß darum dieselbe auch praktisch verwerflich sei? Ist es für Den der in der Erkenntniß noch nicht so weit vorgeschritten ist oder so weit vorzuschreiten vermag daß er die moralische Weltordnung, die ewige Gerechtigkeit innerhalb der Welt erkennt, nicht besser sie wenigstens in einem außerweltlichen persönlichen Wesen anzunehmen als gar nicht? Freilich hat Feuerbach Recht, die Religion ist nur für den noch rohen, kindlichen Menschen der noch nicht in der Natur und Menschheit, in den natürlichen und geistigen Kräften die realen Wesenheiten findet die Alles schaffen und erhalten. Wie aber wenn die meisten Menschen zeitlebens auf diesem noch rohen, kindlichen Standpunkt stehen blieben, wenn überhaupt nicht zu hoffen wäre daß je alle zur begrifflichen philosophischen Welterkenntniß gelangen werden, ein unpersönliches, bewußt- und verstandloses, innerweltliches Urwesen als Schöpfer der so scheinbar absichtlichen Weltordnung anzuerkennen; soll man ihnen da den zum praktischen Heile so höchst nothwendigen Glauben an die göttliche Vorsehung und Weltregierung rauben? Seid doch ja nicht voreilig! Wendet nicht auf die Menge einen Maßstab an der nur für die wenigen auserwählten Philosophen und Denker paßt. Diese freilich brauchen nicht um der unheilvollen, praktisch verderblichen Annahme daß die Welt dem Zufall ihren Ursprung verdanke, daß blindes Ungefähr Alles zusammengeblasen, zu entgehen, ihre Zuflucht zu einem außerweltlichen Weltkünstler oder Weltuhrmacher zu nehmen. Aber nicht so die theoretisch Unmündigen die Zweckmäßigkeit, Ordnung und Harmonie sich nur auf

menschliche Weise vorstellen können, die geneigt sind alle unpersönlichen Mächte zu personificiren, die nur dann fähig sind einen tiefen Gedanken zu verstehen, wenn er ihnen nicht als abstracter Gedanke, sondern in einem concreten Bilde geboten wird, die das Ewige nur als eine zeitliche Geschichte zu fassen vermögen.

Immer und immer also muß es wiederholt werden: nicht auf Aufhebung der menschlichen, anthropomorphischen Form in der den Gläubigen die Weisheit geboten wird, sondern darauf kommt es an daß in der menschlichen Form ihnen wirklich die Weisheit geboten werde. Die Religion in diesem Sinne ist dann freilich nur Erziehungsmittel, aber ein sehr wohlthätiges.

J. Frauenstädt.

Hendrik Conscience.

An den Namen Hendrik Conscience knüpft sich ein eigenthümlicher Ruhm. Mit Andern in einem schon ausgearbeiteten und anerkannten Idiom, in einer mit dem europäischen Bürgerrecht beliehenen Sprache Literatur zu treiben, schöngeistige Novellen zu schreiben und diese mit Werkeltagsgedichten zu schmücken, ist heutzutage kein großer, mindestens ein mit Vielen getheilter Ruhm. Etwas Anderes ist es ein bis dahin auf dem Markte der europäischen Literatur nie gehörtes, ein unbekanntes, ja ein verhöhntes, der Auffassung des Literaturgeistes für unfähig geachtetes Idiom plötzlich ertönen zu lassen, ihm allem Widerspruch zum Trotz Platz zu gewinnen, es zur Anerkennung, zur Geltung zu bringen, die Widerstrebenden, die Monopolisten der Literatur zu nöthigen die neue Erscheinung in ihren Kreis aufzunehmen, mit ihr das Bürgerrecht, das Monopol des Marktes zu theilen, ihm zu huldigen, ihm die Pforten des Ruhmestempels zu öffnen; mit einem Wort: eine neue Sprache, eine neue Literatur zu schaffen, Das ist etwas Anderes! Und dieser seltene Ruhm knüpft sich an den Namen der über diesem Aufsatz steht. Die flämische Sprache, ein edler altgermanischer Sprachzweig, war bis zum Jahre 1830 nur im Volkslied, in einigen Schulbüchern, in wenigen vereinzelten Dichterversuchen und Uebersetzungen bekannt; eine Literatur besaß er nicht, am wenigsten eine in Prosa. Ein junger Mann, Hendrik Conscience, am 3. December 1812 in Antwerpen geboren, früh mutterlos, im Hause seines Vaters, der mit Schiffstrümmern und Maculatur einen seltsamen Handel trieb und ein strenger Sonderling war, erwachsen, an regelloser Lecture gebildet, dann sechs Jahre lang Soldat, Sergeant-*major* und Regimentsdichter, unternahm es dies verfallene und unbekannte Idiom, das selbst als bloße Volksmundart, von seinen Nachbarn gedrängt, täglich an Terrain verlor, plötzlich zu Ehren zu bringen. Die erste Andeutung vom Bewußtsein eines solchen Berufs finden wir in einem Briefe vom 1. Mai 1830 an seinen Freund de Laet. Er schreibt:

Ich sende dir hier einen Aufsatz .... ich hatte ihn zuerst für mich in der Sprache unsers Landes verfaßt. Ich weiß nicht wie es kommt, aber ich finde in dieser Sprache etwas Geheimnißvolles, Tiefes, Ernstes, ja sogar etwas Wildes! Gewinne ich je einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die flämische Literatur. Es ist Das ein Traum der mich bezaubert; mein vaterländisches Gefühl nährt meinen Willen u. s. w.

Er hat trefflich Wort gehalten; er hat gezeigt was ein schöpferischer Wille selbst gegen den politischen Parteikampf — denn bald trat die Sache in dies Stadium — und gegen alle denkbare Ungunst der Umstände auch auf diesem Gebiete vermag. Seines Dienstes entlassen, halb entmuthigt von fruchtlosen Bemühungen um einen Lebenserwerb, düster in die Zukunft blickend, war es bei Conscience ein Unternehmen der Verzweiflung ein flämisches Buch zu schreiben. Guicciardini's Geschichte der Niederlande gab ihm die Idee zu dem „Wonderjaar", einer Reihe von Scenen aus der Zeit der spanischen Herrschaft in Flandern. Das Buch fand günstige Aufnahme und — trug dem Verfasser eine ansehnliche Schuld gegen den Drucker desselben ein! Die väterlichen Vorwürfe hierüber vertrieben ihn endlich aus dem älterlichen Hause: zwei Francs Reisegeld und einige Kleider in einem Bündel unterm Arm, Das war des jungen Poeten Habe als er eines Abends das väterliche Dach verließ. Ein Freund gab ihm ein erstes Asyl und verschaffte ihm die Gunst Wappers'. Der berühmte Maler führte ihn bei dem Könige ein nachdem er ihm einen Rock geliehen. Der König nahm sein Buch an und gewährte Hülfe. Nun griff der junge Conscience von neuem zur Feder. Sein zweites Werk „Phantasia" theilte ganz das Schicksal des ersten: der literarische Erfolg war unbestritten, das Saldo des Verlegers äußerst mager. Indeß brachte es ihm doch eine kleine Anstellung mit 500 Fr. beim Provinzialarchiv ein, welche die Muße zu einem dreibändigen Roman: „De Leeuw van Flanderen", gewährte. Diese Arbeit von 14 Monaten verbreitete den Namen des Verfassers in weite Kreise und trug ihm nach Abzug aller Kosten die Summe von „6 Francs" ein, was wir zum Trost für junge deutsche Poeten hier ganz ausdrücklich verificiren wollen.

Der Geist der Vaterlandsliebe und der Begeisterung für die Freiheit welcher in diesem Buche zutagetrat, erweckte dem jungen Conscience einerseits die rühmlichste Anerkennung, andererseits aber auch den Haß der französischen Partei in Belgien, der Franquillons, welche in ihm den Vorkämpfer des von ihnen mühsam niedergedrückten flämischen Volkselements erblickten und welche die damaligen staatlichen Verhältnisse ausschließlich beherrschten. Von neuem trübte sich daher sein Horizont, ja in Verzweiflung warf er die Autorenfeder als unnütz abermals von sich und verdang sich mit heroischer Charakterstärke als Gärtnergehülfe durch 13 Monate fürs tägliche Brot. Die Natur der er wieder näher getreten, ward sein Arzt. Indessen wirkte auch sein Gönner Wappers für ihn; er erhielt das Amt eines Greffier bei der Akademie der Künste zu Antwerpen und war nun vor jedem Mangel geschützt. In rascher Folge ergossen sich nun die Erzeugnisse seines Geistes über sein geliebtes Heimatland; die „Avondstonde" und „Het Book der

Natuer", seine „Geschichte Belgiens", „Hugo van Craenhove", „Lambrecht Hensmans" und eine Menge andere Schriften verbreiteten und erhöhten seinen Ruf, und wie sie ihn in Europa ausbreiteten, trugen sie ihm nun auch materielle Früchte von vielen Seiten zu. Conscience ward Professor an der Universität Gent, Lehrer der flämischen Sprache bei dem königlichen Prinzen, Ritter vieler Orden und Mitglied vieler Institute; allein was mehr als Dies ist, er ward der Schöpfer einer neuen, der flämischen Literatur.

Dieser äußern Geschichte seiner literarischen Laufbahn gegenüber haben wir jetzt unsere Ansicht über Geist und Werth seiner Leistungen und über den besondern Charakter seiner Dichtungen mit einigen Worten zu begründen. Der Grundton aller Werke dieses Dichters ist ein dreifacher, oder genauer, er ist ein Dreiklang von strenger Moral, specieller Vaterlandsliebe und gemäßigtem, besonnenem Freiheitsdurst. In den ältern Werken, in den geschichtlichen Romanen herrschen die zuletzt genannten beiden Elemente, in den rein erfundenen, für die Bildung der untern Volksclassen berechneten kleinern Geschichten herrscht der ethische Grundton, die Idee des kategorischen Imperativs, das „Moralgesetz" entschieden vor. Dieser Neuerung — so müssen wir sie allerdings nennen — verdankt Conscience vorzüglich seine Popularität und berühmte Uebersetzer seiner Schriften in dieser Richtung. Als historischer Romandichter ist er mehr oder minder glücklicher Nachahmer Walter Scott's und steht als solcher weit über dem Niveau von van der Velde und ähnlichen deutschen Nachahmern des großen Schotten. Die Schöpfung einer neuen Sprache freilich bleibt ihm hierbei immer als besonderer Ruhm vorbehalten.

Nach diesen allgemeinen und einleitenden Bemerkungen überblicken wir flüchtig die nachstehenden uns eben vorliegenden Werke unsers Conscience, welche für sein Verdienst als Kenner der Geschichte seines Landes, als psychologischer Darsteller der Volksideen und als glücklicher Erzähler von Dorfgeschichten von neuem lautes Zeugniß ablegen.

1. Jakob von Artevelde. Historischer Roman von Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen unter Mitwirkung des Verfassers von O. L. B. Wolff. Sechs Bände. — A. u. d. T.: Niederländische Bibliothek. Erster bis sechster Band. Leipzig, Lorck. 1849. 8. 2 Thlr.
2. Der Rekrut von Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen von O. L. B. Wolff. — A. u. d. T.: Niederländische Bibliothek. Siebenter Band. Leipzig, Lorck. 1850. 8. 10 Ngr.
3. Baes Gansendonck von Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen von O. L. B. Wolff. — A. u. d. T.: Niederländische Bibliothek. Zwölfter Band. Leipzig, Lorck. 1850. 8. 10 Ngr.
4. Die hölzerne Klara von Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen von Philipp Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen. Brüssel, Kießling u. Comp. 1851. 8. 16 Ngr.
5. Die blinde Rosa von Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen von Philipp Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen. Brüssel, Kießling u. Comp. 1851. 8. 10 Ngr.

Referent hat zuvörderst ein Bekenntniß abzulegen, das Bekenntniß einer großen Hochachtung und einer entschiedenen Sympathie für den Volksstamm dem der Autor angehört und den er uns in seiner charakteristischen Gestalt, in seinen Sitten und Ideen, in seinen Thaten und Leiden so anziehend vorführt. Referent hält diesen Volksstamm, in welchem sich deutscher Ernst, deutsche Gefühlstiefe und deutscher Fleiß mit französischer Thatkraft, schneller Auffassung und französischem Nationalgefühl verschmelzen, um zu den seltensten Eigenschaften eine enge Verbindung einzugehen, geradehin für denjenigen Stamm in Europa, welcher unter allen in politischer Gesammtbildung am weitesten vorgerückt ist und selbst England und Amerika darin überflügelt hat. Wie weit er den Franzosen einerseits, den deutschen Nachbarn andererseits hierin voraus sei, hat das Jahr 1830, das Jahr 1848 und 1849 unwiderleglich bewiesen; Zeiten in welchen das überall siegreiche politische Phrasenthum an dem Ernst, der Erfahrung und dem Gerechtigkeitsgefühl dieses Volksstammes scheiterte; Zeiten in welchen ein allgemeiner Schwindel die besonnensten Bevölkerungen ergriff und nur von den Wohnsitzen dieses Stammes hoffnungslos zurückwich. Die eigenthümliche Mischung von Nachdenken und Thatentrieb, von Treue und Freiheitsgefühl, von ernster Prüfung und kräftiger Handlung, von Schnellkraft und bedächtigem Wesen, welche diesen Volksstamm vor allen andern charakterisiren, diese Eigenschaften welche ihm dauernde Zustände, wahre Bürgerfreiheit, Fortschritte in allen Gebieten des Handels und der Industrie, materiellen Wohlstand, Bedeutung in vielen Kunstgebieten, eine weise Staats- und Regierungsform und mit allem Diesem verhältnißmäßiges Volksglück wirksam sichern; diese Anlagen und Eigenschaften haben uns mit vollster, offen bekannter Sympathie für die Bevölkerung erfüllt, welche wir aus Conscience's „Artevelde" in seinen politischen Zuständen und Auffassungen, in den andern obenangeführten Werken mehr in seinen individuellen und sittlichen Bezügen kennenlernen. Wir meinen auch, ein Volk das 1848 von allen Seiten umringt von den Flammen der Empörung und der Glut des Aufruhrs, das selbst von äußern Nothständen gedrängt dennoch auch nicht mit Einem unbedachten Ruf auf die Stimme der Verlockung antwortete, auch nicht Eine Hand gegen die ordnende Macht und den Thron erhob, ein solches Volk verdient wol näher gekannt zu werden, wäre es auch nur um uns zu überzeugen ob es diesen bevorzugten Zustand sich selbst und seiner alten Weisheit zu danken habe, oder der trefflichen Art und Weise wie es seit 20 Jahren regiert wird.

Der historische Roman „Jakob von Artevelde" entrollt nun zunächst ein weites und anziehendes Geschichtsbild nach Art der Waverleyromane vor unsern Blicken. Der Kampf der flandrischen Gemeinden, Gent an ihrer Spitze, um „Nahrung und Bürgerfreiheit" gegen die Hinterlist der französischen Valois und der mit ihnen verbündeten, von ihnen grausam betrogenen Grafen von Flandern, ein siegreicher Streit der zunächst durch die eigene Tüchtigkeit der Flamländer, demnächst aber

durch den geheimen Beistand der Könige von England zu glücklichem Ausgang geführt wurde und in dem die Valois noch als Usurpatoren dem stärkern Rechte Englands gegenüber erscheinen; hiernächst der innere Parteikampf um den Vorrang der nationalen oder der französischen Entwickelung, diese bilden den Hintergrund des Bildes, auf dessen Vordergrund wir den grossen Bürger von Gent, den Helden und den weisen Mann der Epoche, den Erlöser und den Wiederhersteller der alten flandrischen Freiheiten, den Oberhauptmann von Gent, Jakob von Artevelde ringen, kämpfen und siegen sehen gegen die Verleumdung des neidischen und herrschsüchtigen Oberdechanten Geraerd Denys und seiner Anhänger, gegen die Partei der Leliards, Anhänger Philipp's von Frankreich und Gegner der Bürgerfreiheit, während dem Zuschauer zunächst im Vorgrunde des Romans die Familien Denys und Artevelde durch den zarten Herzensbund der Beerle Artevelde und Lieven Denys in zuckende Bewegungen des Schmerzes und der Wonne versetzt werden. So gewährt diese treffliche Arbeit von drei Seiten her volle Befriedigung. Während sie von der ersten Ansicht aus ein ungemein belebtes und lehrreiches Bild der Verfassung, der Macht und der Hülfsquellen einer mittelalterlichen Bürgergemeinde wie Gent — ganz ähnlich der Verfassung und den Einrichtungen des Perikleischen Athen — entfaltet, erfreut sie uns durch ein reiches Charakter- und Herzensgemälde in hervorragenden Persönlichkeiten und schliesst diesen Genuß endlich damit ab daß sie das Ganze einordnet in den Rahmen eines politischen Gemäldes von den Kämpfen und Sittenzuständen des westlichen Europa in dieser Periode der Bildung und des Wachsthums der Fürstenmacht und des Bürgerthums. Jakob von Artevelde erscheint dann als der Repräsentant der Bürgerfreiheit gegenüber der Fürstenmacht, und so wie diese ganze Epoche mit dem Siege der letztern endete, so mußte auch der Schluß des Romans ein ernster und tragischer sein, gemildert durch den ideellen Triumph der Tugend und Herzensreinheit über Falschheit und Laster. Wie ein Held kämpft und fällt, sehen wir an Artevelde; wie Hochmuth und Neid bis zur Entmenschung führen, an Geraerd Denys; was treue Liebe leistet, an Lieven und Beerle; wie ein Freistaat sich emporringt, eine zeitlang glänzt, dann zusammenstürzt, an dieser Geschichte von Gent, die in Allem was darin den historischen Charakter anspricht vollkommen treu und zuverlässig ist.

Doch nicht hierauf kommt es an; es ist vielmehr der große Reichthum der Scenerie, die treffliche Charakteristik der handelnden Personen und die blühende obwol niemals prunkende Erfindung, vor allem aber der Geist der Wahrheit und Reinheit und die schöne, maßvolle Form der Darstellung welche uns an dieser Arbeit zu empfehlen scheinen. Dem Gange des ganzen Romans näher zu folgen gestattet der Raum uns nicht; gern aber möchten wir einzelne Gemälde daraus, den grossen Markt in Gent, den entscheidenden Kampf um Biervliet — das Troja dieser Iliade — den Fall des weisen Mannes oder einzelne köstlich gezeichnete Charaktere, wie Bre Denys, die Gattin Geraerd's, oder den Ribaudenkönig Muggelyn oder den Gesellen Lieven Comyne oder den Grafen Ludwig u. a. m. dem Leser näher vorführen. Doch auch hierzu mangelt der Raum und Alles was uns gestattet ist wird darin bestehen aus einer einzelnen Scene eine Probe von Stil und Darstellung in dieser trefflichen Erzählung zu liefern. Wir wählen hierzu den Besuch Geraerd Denys' bei dem Ribaudenkönig Muggelyn als geeignet die ganze Eigenthümlichkeit des Autors wenigstens anzudeuten. Es handelt sich um die Wahl des Oberhauptmanns der Gilden; Artevelde, der weise Mann von Gent, der die drohende Hungersnoth abgewendet und Nahrung und Wohlstand in Gents Mauern zurückgeführt hat, soll zu der obersten Führerwürde erwählt werden. Sein Todfeind Geraerd Denys, der Oberdechant der Wollenweber, sucht nun den Ribaudenkönig, das Oberhaupt der Stadtmiliz, auf um diesen zu vermögen die Wahl Artevelde's durch alle Künste der Verleumdung zu hintertreiben. Im Wallthor findet er Muggelyn.

Der Ribaudenkönig saß hinten in der Kammer bei einer großen eisernen Lampe, damit beschäftigt ein Paar alte Beinkleider zu flicken. Eine schwere Kanne stand vor ihm, allein sie war leer. Der wunderliche König trug auf seinem Antlitz die Spuren eines wüsten und schwelgerischen Lebens; Nase und Wangen waren mit Purpurflecken besprengt, ein thierisches Lachen gab dem Gesicht etwas Abstoßendes, Stirn und Augen kündeten eine unedle, habsüchtige Schlauheit an; sonst war er lang von Gestalt und stark von Gliedern. „Sieh' da, Mynheer Geraerd Denys“, rief er ohne seine Arbeit fahren zu lassen. „Was hat sich zugetragen daß Ihr den Ribaudenkönig an seinem Hof zum Wallthor besucht? Nehmt einen Stuhl und setzt Euch.“

Im weitern Gespräch sucht nun der Oberdechant dem Ribaudenkönig begreiflich zu machen das Vaterland fodere von ihm daß er der Wahl Artevelde's zum Oberhauptmann entgegenwirke.

„Ach, Mynheer Denys“, antwortete Muggelyn mit spöttischem Lächeln; „was redet Ihr mit dem armen Ribaudenkönig von Freiheit und Ehre der Stadt Gent, während er damit beschäftigt ist seine Hosen zu flicken und seit anderthalb Stunden vor einer leeren Kanne sitzt! Den Wirth zum Hirsch unterm Glockenthurm versuche ich seit einem halben Jahre mit Freiheit und Ruhm und Vaterland zu bezahlen; aber der habgierige Schurke will von der Münze Nichts wissen.“ „Also Muggelyn“, sagte Denys ärgerlich, „es ist umsonst im Namen des Vaterlandes und der Freiheit um Euern Beistand zu bitten; es scheint daß diese edeln Worte ...“ „Von allen gesprochenen Worten“, fiel der Ribaudenkönig ein, „verstehe ich nur vier gut: Geld, Würfel, Weiber und Wein. Für das erste will ich auch die andern drei vergessen, da man doch nicht Alles stets beisammen haben kann. Aber wozu die Umwege, Mynheer Denys, Ihr seid doch nicht nach dem Wallthor gekommen um Euch mit mir über solche Kleinigkeiten zu unterhalten.“ „Ich bin bereit weder Geld noch Mühe zu sparen“, sagte Denys, „um die gute Sache zu retten.“ „Ah, ich beginne zu verstehen“, rief Muggelyn grinsend. „Und da Ihr wenig von schönen Redensarten haltet, so werdet Ihr Eure Hülfe wol nicht versagen wenn dreissig Pfund dabei zu verdienen sind.“ Als Muggelyn diese Worte vernahm ließ er vor Ueberraschung die Hosen von den Knien gleiten. „Ich hab's nicht recht verstanden“, sagte er mit funkelnden Augen. „Dreißig Pfund“, sagte

Denys, „doch unter der Bedingung daß die Gemeinde gerettet wird! Verdoppeltes Jahrgeld und 24 Unterthanen mehr", setzte er hinzu während er eine Hand voll Geld auf den Tisch legte. „Das heißt reden", rief der Ribaudenkönig fröhlich und drückte Denys die Hand. „Wunderbar wie sich mein Verstand auf ein mal aufthut! Ich begreife . . laßt sehen . . der Hauptmann in St.-Janskirchspiel ist Oberhauptmann . . . so ist's immer gewesen und wird's immer sein" u. s. w.

Ein anderes Verdienst dieser Arbeit ist die genaue Kenntniß des Mittelalters sowol in seinen Ansichten und Neigungen als in seinen Gebräuchen und Sitten, Formen und Einrichtungen. Die Schilderung des genter Kriegsheers vor Biervliet z. B. gibt von Organisation, Bewaffnung, Führung, Kampfart eines mittelalterlichen Bürgerheers das vollständigste Bild. Unter den Kriegsmaschinen ragt hier besonders der merkwürdige Bogen von Gent hervor der 20 Pfeile wie Lanzen so groß auf ein mal schleuderte. Von dem Forum Gents, dem großen Freitagsmarkt, heißt es:

Der Freitagsmarkt in Gent ist einer derjenigen Plätze deren Anblick den Dichter unwillkürlich in vergangene Zeiten des Ruhms und der Volksgröße versetzt. Dieser Platz liegt da wie ein unermeßliches Blatt auf welchem die ganze Geschichte des flämischen Gemeindelebens geschrieben steht. Auf dieser Bühne von Flanderns Glück und Unglück, von Flanderns Macht und Erniedrigung hat der Grund hundert mal gebebt unter den Tritten der wühlenden Menge; sein Boden hat das Blut unserer Väter in rasenden Bürgerkämpfen getrunken; die Luft hallte dort wieder von jauchzenden Siegesrufen, von wüthendem Rachegeschrei, von Liebesgesängen für den Fürsten, Verfluchungen der Tyrannen und glühenden Wünschen für Vaterland und Freiheit; dieser Platz der Jedem gehörte und wo selbst der Bettler, wenn er Bürger von Gent war, sagen konnte: Dies ist mein Eigenthum!

In demselben Geiste gibt uns der Verfasser ein treues Bild der alten mächtigen Stadt mit ihren Kirchen, Gassen, Steinen (Burgen des Adels) und Bürgerhäusern, Brücken und Thoren; mit ihrem uralten Gravensteen und ihrem neuen Glanz und Reichthum, wie ihn gewerbsame Tüchtigkeit und kluge Handelspolitik bald in Flandern heimisch machen. Von der Kunst des Verfassers aber rein historische Entwickelungen durch glückliche Einkleidung zu einem homogenen Bestandtheil im Roman zu machen, erhalten wir eine meisterhafte Probe in dem Gespräch des Grafen Ludwig mit Artevelde am Schluß des zweiten Bandes, wo uns die Schicksale Flanderns und die Geschichte des französischen Verraths gegen Fürst und Land in einem fesselnden und ergreifenden Gemälde vorgeführt werden, während in den historischen Schlußscenen des Romans von seinem Vermögen zu tragischer Farbengebung eine treffliche Probe gegeben wird.

Diesem vorzüglichen historischen Sittengemälde möge eine nicht minder treffliche Erzählung ganz andern Charakters folgen. „Der Rekrut" ist die erste Blume aus dem Kranze friedlicher, frischer und stiller Erzählungen, die, wie der Verfasser sagt, „aus demüthigem Stoffe gewebt, hier und da mit einer Perle geschmückt, die feinsten Seiten des Herzens, die zarten Adern der Lebenslust, der Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen berühren ohne sie zu zerreißen". Sie ist die Frucht einer Krankheit die der Verfasser als Tage unaussprechlichen Seelengenusses bezeichnet, der darin besteht der Sonne entgegen zu lachen in ihrer Majestät, die Natur zu belauschen wenn die ersten Töne ihres großen Lobgesanges gen Himmel steigen, seine eigene Seele zu befragen in Haide und Wald, das Leben der Pflanze, des Thiers bewundern, athmen, gehen, stehen bleiben, laut mit sich reden in der Einsamkeit und von unbegreiflich schönen Dingen träumen — von Gott, Zukunft, Liebe, Frieden — Flandern! Oder sie ist die Frucht jenes unbestimmten sinnenden Schauens ins Feuer, wie die Flammen sich bilden, in die Höhe streben, keuchen, blasen, krachen, sich einander neidisch verdrängen und mit feurigen Zungen belecken; dann zu denken: Das ist das Menschenleben, geboren werden, arbeiten, ringen, lieben, hassen und . . . oben fliegt der Rauch zum Schornstein hinaus und weiter ist es Nichts mit allem diesem Keuchen und Krachen!

Es ist eine einfache Geschichte die uns hier erzählt wird, so einfach, so rührend, so naturwahr und so seelenhaft wie Bernardin de St.-Pierre oder Goldsmith sie zu erzählen pflegten. Eine so kleine und enge Welt und doch so viel verborgene Leidenschaft und unverhehlte Schwäche, so viel Frische und so viel ewige Wahrheit! Es ist die Geschichte eines jungen liebenden Menschenpaars, das für- und ineinanderlebt ohne es zu wissen, das von der rauhen Hand des Lebens auseinandergerissen mit allen Opfern, mit allen Kräften wieder zueinanderstrebt, nach großem Prüfungsleid wieder zusammenkommt und nun selig ist; kurzum, es ist die bekannte, ewig alte und ewig neue Menschengeschichte von Ihm und Ihr die hier in der einfachsten Form — wir möchten sie Naturform mehr als Kunstform nennen — uns wiedererzählt wird zu unserer Aufrichtung und Erheiterung, nicht um uns, wie der Verfasser auch sagt, „die Haare zu Berge zu sträuben aus Angst für unsere eigene Tugend". Es ist die Geschichte eines Rekruten und eines den Rekruten liebenden Mädchens; ein Idyll wie es dem idealen Idyll Theokrit's gegenüber von unserer im Realen wurzelnden Lebensform gefodert wird, thatsächlich und real.

Eine reizende Dorfgeschichte „Die blinde Rosa" und die etwas wunderliche aber anziehende Novelle „Die hölzerne Klara" folgen ihm. In der ersten dieser Erzählungen, in welcher Conscience seine ganze Eigenthümlichkeit zur Anschauung bringt, ist es besonders die Aufgabe das allerspeciellste Heimatsgefühl, ein solches das sich an ein bestimmtes Dorf, an ein bestimmtes Haus, ja an ein bestimmtes Hausmöbel knüpft (z. B. die Kukuksuhr), zur Darstellung zu bringen. In solchen Aufgaben ist der Pinsel unsers Conscience von ganz eigenthümlicher Kraft; er ist in Geschmack und Feinheit und in Fleiß der Ausführung ein vollkommener Niederländer; seine Bilder dieser Art nehmen an allen Verdiensten Gerhard Dow's und Franz Mieris' Theil und mahnen an den Schalk Teniers oder an die unvergleich-

lichen, treuen Frucht- und Blumenmaler dieser Schule. Der Stoff der Erzählung ist der möglichst einfachste. Ein todtgeglaubter Krieger der „Großen Armee" kehrt nach vielen Jahren in sein heimatliches Dorf zwischen Antwerpen und Turnhout zurück, von der leuchtenden Erinnerung einer alten Liebe allein geführt. Alle seine Jugendgenossen sind heimgegangen, nur Rosa lebt noch, lebt noch in der Erinnerung an ihn den Verlorenen. Aber ach, sie ist blind und eine Bettlerin. Man kann denken welche Wonne über die Treue kommt als sie den „langen Jan" an der Stimme erkennt mit der er „Rosa, Rosa!" ruft, und welches Glück in die arme Brust dringt als sie am Arm des „Langbeweinten" zum Traualtar hinzieht! So einfach das Bild ist, so rührend ist es auch, ja dies einfache Bildchen ist recht eigentlich der Triumph der Eigenthümlichkeit und der Kunstform dieses Autors, dessen besondere Stärke die Charakteristik der Frauen und die einfache rührende Erzählung ist.

Die Novelle „Die hölzerne Klara" ist schon kunstreicher und complicirter, obwol unverkennbar noch dem Stil angehörig der in der vorigen Erzählung so charakteristisch hervortritt; es ist eine Erzählung über ein gegebenes Thema. An der Treppe des Waisenhauses zu Antwerpen steht ein geschnitztes Mädchenbild, die hölzerne Klara genannt, an das sich eine Sage knüpft die uns der Verfasser erzählt. Die Erfindung ist voller Reiz, obwol nicht sehr wahrscheinlich und mangelhaft in der Schilderung der Sitten der höhern Gesellschaft; das Charakteristische an ihr ist die Darstellung der Gewalt der Mutterliebe und des unwillkürlichen Zugs der Natur mit welchem ein nachtwandelndes Kind, Klara, zu seiner Mutter die es nicht kennt hingezogen wird. An der Stelle wo diese wunderbare Vereinigung von Mutter und Kind vollzogen wurde, steht das Bild der hölzernen Klara im Waisenhause zu Antwerpen. Auch in dieser Erzählung fehlt, wie in den kleinen Gemälden Conscience's regelmäßig, alle Repräsentation des bösen Princips. Wir haben es nur mit Menschen, niemals mit den Fratzen, Koboldén und Teufeln Victor Hugo's, Eugen Sue's und Alexander Dumas' zu thun, und hierin wol hat die elegische aber stets sanfte und beruhigende Empfindung ihren Grund, mit der wir die Lecture einer Conscience'schen Erzählung schließen. Vor der Schilderung des Lasters flieht sein Pinsel wie es scheint; er versucht sie höchstens nur um schnell von dem dunkeln Bilde des Verwerflichen in das lichte Gemälde des gebesserten Menschen überzugehen. Dies beweisen beispielsweise der Todtengräber in der „Blinden Rosa" und Calisto in der „Hölzernen Klara".

In einer dritten Erzählung: „Baes Gansendonck", abermals einer Dorfgeschichte im engern Wortsinne, hat der Dichter sich ausnahmsweise die Darstellung einer Charakterverirrung und ihrer verderblichen Wirkungen zur Aufgabe gestellt, nämlich den Hochmuth und die Ueberhebung eines reichgewordenen Prahlhanses der den Vornehmen nacheifert und seine Tochter durchaus zur Baronin machen will. Baes Gansendonck, der Wirth zum heiligen Sebastian, glaubte mit vielen Leuten daß

Das Geld das stumm ist
Macht recht was krumm ist,
Und klug was dumm ist —

durchkreuzt die Liebe seiner Lisa mit einem jungen Standesgenossen, Karl, um ihr eine französische Erziehung, mit einigen geborgten Lappen feiner Bildung behängt, zu geben und sie einem windigen Baron der sich herabläßt ihr den Hof zu machen, in die Arme zu führen; ein Unternehmen das einen nicht durchaus nothwendigen tragischen Ausgang nimmt, indem Lisa stirbt und Karl in Wahnsinn verfällt. Ein anderer Verlauf wäre der Wirkung dieser sonst trefflichen Geschichte vielleicht günstiger gewesen; doch wollen wir mit dem Verfasser darüber um so weniger rechten als er uns im Baes Gaesendonk und seinem Diener Kobe zwei ganz vorzügliche Charakterbilder niederländischen Lebens und zugleich niederländischer Schule geliefert hat, deren Natur und Ursprünglichkeit in Form und Farbe durchaus Nichts zu wünschen übrigläßt.

Indem wir hiermit die Uebersicht der uns vorliegenden Arbeiten Conscience's schließen, können wir nur wünschen daß sie dem Geschmacke eines recht großen Leserkreises entsprechen möchten, ein Wunsch zu dem der reine, durchweg keusche und sittliche Ton dieser Erzählungen, ihr ethisches Motiv und ihre novellistische Anziehungskraft uns in der That berechtigen. Die Uebersetzung erfüllt zwar nicht durchaus alle Foderung und hat namentlich in den kleinern Erzählungen zuweilen etwas Schwerfälliges an sich; inzwischen kommt auch Manches hiervon auf Rechnung der Neuheit des Idioms aus welchem übertragen ist, und das hier beinahe zum ersten mal wol in den europäischen Literaturkreis eintreten mag. 17.

Neueste deutsche Liedesklänge.

(Beschluß aus Nr. 131.)

Ich komme jetzt zu einer Reihe von lyrischen Erscheinungen die ich darum zusammenordne, weil sie untereinander mehr oder weniger ein Etwas miteinander gemeinsam haben das ich vorzugsweise als das Genremäßige der Tageslyrik bezeichnen will. Die Dichter die diesem Tagesgenre huldigen, sind vorzugsweise sprachgewandt und reimfertig; ihr Dichten ist aber kein correctes Dichten, sie selbst sind keine lyrischen Persönlichkeiten, weil was sie aushauchen nur der allgemeine, der allgemeinste Typus der Zeit ist. Mit einem Worte, es ist die Zeitschablone (in etwas erquisitem Sinne genommen) der lyrischen Gedanken die sie zutagebringen. Schablonenmäßig, noch einmal, ist und bleibt ihre lyrische Inspiration; zu einem höhern, zu einem selbständig-poetischen Standpunkt, zu einer isolirten, vom eigenen Innern und nur von diesem abhängigen poetischen Stellung bringen sie es nicht. An Glätte, an blankem, blitzendem, glitzerndem, selbst blendendem Wesen fehlt es dieser Genrepoesie nicht. Nur auf den Grund muß man ihr nicht gehen, nicht in die Tiefen des Wesens steigen, denn von dem Wesen, dem echtpoetischen, besitzen sie nur den Schein. Derartiger im reinen Genre sich bewegender Lyriker tauchen unter Anderm hier nachstehende Namen und poetische Thaten auf:

17. Primavera von Richard Kunisch. Breslau, Schulz u. Comp. 1851. 16. 22½ Ngr.

18. Gedichte von Christian Hoeppl. Stuttgart, E. Hallberger. 1851. 16. 1 Thlr.

19. Gedichte von Friedrich von Gerstenberg. Berlin, Duncker. 1851. 16. 20 Ngr.

20. Th. L'Egru: Das Gewächshaus. Eine Sammlung selbstgezogener Blumen. Magdeburg, Heinrichshofen. 1851. 8. 1 Thlr.

Diesen vier echten Genrelyrikern, Genrepoeten comme il faut, geselle ich als ihnen einigermaßen wahlverwandt, aber schon in höhere, selbständigere, correctere, beiweitem bedeutsamere Kreise der Dichtung hinüberragend, noch zwei andere jüngstzeitige Lyriker bei, nämlich:

21. Dunkeles Laub. Jugendgedichte von Friedrich Ruperti. Bremen, Geisler. 1851. 16. 20 Ngr.

22. Juvenilien von Ludwig Grote. Leipzig, Hinze. 1851. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wie gesagt, gleichartig sind sich diese sechs Gedichtsammlungen alle, trotzdem aber nicht gleich an für sich seiendem Wesen und Werth. Nr. 17, 18 und 19 repräsentiren die reine Zeitschablone: Worte, Worte und noch ein mal Worte im ungeheuersten Schwall und voluminösesten Aufwand. Es ist ganz gleichgültig mit welchem von diesen drei Verfassern man es zu thun hat, sie sind alle drei zum Verwechseln, und wenn man ihre Ergüsse in ein Volumen zusammenbindet und den ersten besten beliebigen Namen von diesen Dreien auf das Titelblatt setzt, so wird man in der Art der Fabrikation schwerlich auf den geringsten Unterschied stoßen. Und doch klingen diese Gedichte nach Etwas, und bei manch einem gemahnt es uns als wollte, könnte es mehr sagen, als hätte es noch Etwas auf dem Herzen was es absichtlich verschwiege ... Soll denn die deutsche Lyrik zuguterletzt mehr nicht sein als ein kribbelnder, wimmelnder Ameisenhaufen wo auch die eine aussieht wie die andere? Soll es gar keine qualitativen Unterschiede mehr geben im deutschen Dichten und der eingeborene welterlösende Gottessohn: Gedanke ganz und gar nur in Worten vernebeln, verschwimmen und untergehen? Wehe, drei mal Wehe dir Zeit, wenn deine Sprache blos dichtet und denkt!

Hr. Richard Kunisch singt (S. 65):

Ich möchte im gellenden Schrei
Ausströmen alle Qualen;
Und wenn sie leis verstrahlen, (?)
Dann wär' es auf immer vorbei ...

Hr. Friedrich von Gerstenberg singt:

Es zittert meine Thräne,
Mein Bild bricht sich darein,
Das liegt als tiefer Zauber
In meinen Melodei'n.

Gut' Nacht, du bleiches Mädchen,
Zu tausend gute Nacht,
Auf deiner müden Wimper
Hält meine Liebe Wacht...

Hr. Christian Hoeppl singt:

Eine Lilie blüht auf dem Grabe,
Kennst du das Grab?
Eine Lilie am schwarzen Stabe,
Wer bricht sie ab?

Er (Wer denn?) beugt sich über die Blume
In ihrer reinen Schöne;
Ein Thautropfen blinkt im Kelche,
Oder ist es eine Thräne?

Es fehlt noch als zu dieser Kategorie gehörig Nr. 20. Ueberaus gewandt in Erfindung von poetischen Situationen (Kleinbildern) ist dieser Autor. Wenn Einer aus Buchstaben Worte, aus Worten Bilder und Bilderchen zu machen versteht, so ist es dieser. In diesen Gedichten glitzert und schimmert und blumt Alles. Bunter Farbenschmelz und frühling-sommerlicher Schmetterlingsstaub. Von Tiefe der Intention und Anschauung keine Rede; nur lauter auf- und abschwebender Farbenglanz der Bilder. Vor diesem schillernden Bilderwesen, deren doch keins ein rechtes Bleiben, eine rechte Seele hat, wird einem zuletzt so dumm als ginge einem ein Mühlrad im Kopfe herum. Ueberall vermißt man die durchleuchtende Centralsonne des poetischen Gedankens, der allein es ist welcher die auf- und abschwebenden Erscheinungen zu Gestalten erhebt. In einem „Gewächshaus" sollte man meinen müßte von Seiten des Gärtners der in der Blume die Naturgestalt auferzieht, auch der ewigen Natur ihr urpoetisches, schöpferisches Recht geschehen. Da irrt man aber weit. Es ist hier wie in der „Primavera" und all der ähnlichen Poesie wol von Natur die Rede, aber ganz im Allgemeinen; ganz äußerlich wird von ihr gesungen und gesagt, anstatt sich in sie hineinzuleben. Die Blumen sprechen hier ebenfalls; sie schwatzen allerlei fremdes Zeug das ebenso gut der Nußknacker oder der Laubfrosch sagen könnte, aber daß sie ihr Wesen offenbaren sollten, daran ist nicht zu denken, und so bleibt die Natur auch in ihren offenkundigsten Gestaltungen von dieser Art Poesie unverstanden. Leidiges Wesen das um so leidiger, da es so pretiös und exclusivisch auftritt. Am richtigsten faßt der Autor von Nr. 18 diese schwache Seite der heutigen Allerweltspoesie, wenn er in seiner Apostrophe „an Justinus Kerner" diesen selig preist weil er die „blaue Blume" noch geschaut habe. Er, Hoeppl, sei „ein Kind der neuen Zeit", als solches sei „die blaue Blume für ihn verloren" u. s. w. Ja wol ist sie dies für euch Alle! Betet lieber um den Gedanken, den sich nie verleugnenden; vielleicht kommt dann der Tröster noch zu euch. Wenigstens will ich zur Ehre des letztbesprochenen Dichters L'Egru glauben daß dem Entstehen eines Gedichts wie „Das Eigenthum der Todten" trotz der trüben Verworrenheit die darin herrscht, doch der brütende Gedanke der still über den Wassern geht, nicht ganz fremd geblieben sei!

Freudiger als bisher gestaltet sich das kritische Urtheil über die beiden folgenden Nummern 21 und 22. Denn in diesen beiden Liedersammlungen zeigt sich schon selbständiges Wesen, ein Geist der auf eigenen Füßen steht, ein ursprüngliches Wissen von Dem was als Object poetisch ist und die sinnige Gabe: mit dem eigenen poetischen Sein in das große Anderssein das wir Natur, Schöpfung, Menschheit, Gottheit und wie sonst noch nennen, wirksam hinüberzudringen. Wir wollen einmal kurz andeutend sagen: es ist schon Goethe'sches Wesen in diesen Gesängen. Die Ruperti'schen Lieder berühren ungemein wohlthuend. Diese Gedichte haben das Eigenthümliche daß sie die Seelenzustände in lauter kleinen Bildern wiedergeben, ohne daß doch darin gebildert wird. Die Natur leuchtet hier überall mild und wohlthuend hindurch. Die Sonette athmen durchgängig einen sanften innigen Geist, ein lyrisch beruhigtes Wesen, wenn es auch öfters darin zu stürmen scheint. Es finden sich darunter auch viele Uebertragungen aus Camoens die zart und lieblich, oft mit verhaltener südlicher Glut und in reiner Versification wiedergegeben sind. In seinen Liedern stellt sich dieser Dichter immer mitten in die Natur hinein und schafft sich zu ihr bald lautere, bald leisere Bezüge. Bald ist der Kirchhof die Scenerie, bald die öde Haide, der Meeresstrand, der Wald mit seinem dämmernden Geheimniß u. s. w. Mit einem Wort: hier ist inneres Verständniß der Natur, concrete Naturromantik. Ein kleines Gedicht, beiweitem nicht das vorzüglichste der Sammlung, gebe ich hier als Probe (S. 22):

Ich reite mit verhängtem Zügel
Am stillen Kirchhof wild vorbei;
Es saust um mich des Sturmes Flügel
Mit seiner grellen Melodei.

Wie rasch ich euch vorüberdränge,
Doch trifft den Blick mit Blitzesmacht
Der Leichensteine dicht Gedränge
In hoher Bäume düst'rer Nacht.

Da rauscht es, dünkt mich, in den Tannen
Und in dem Sturm ein Ton erschallt;
O reite du nur wild von dannen,
Bald liegst du bei uns still und kalt...

Von den „Juvenilien" ließe sich sagen daß sie ein noch reicheres, üppigeres, fester gefügtes Talent bekunden, wäre nur ein gewisser ultrareactionnairer Anflug nicht der überall durchbricht und es zu keiner rechten consequenten Freude an diesen Gesängen kommen läßt. Königisch und gläubig! so lautet in der Kürze der Katechismus dieses Sängers. Infolge dessen streifen seine Ausfälle auf Anderer Gesinnungen oft nahe an den wirklichen Fanatismus, wie z. B. in dem Sonett „An Freiligrath". Da wo seine Objecte die ungetrübten der reinen, leibhaftigen Poesie sind, da ist dieser Sänger tief und voll Gefühl. So ist das ganze „Erste Buch" eine weiche, regenbogenfarbensprühende Perlenschnur zartempfundener, aus einem überschwellenden Gefühlsgrunde entsprungener Lieder. Auch zu der wirklichen Ballade hat dieser Dichter eine volle, vielversprechende Anlage, nur daß die dunklern Gewalten die in dieser Dichtart brausen, noch nicht mit voller Klarheit beherrscht sind. Von den Zeitgedichten, darunter einige im echtesten Balladenton, wie „Der verführte Rekrut", „Heerschau" u. s. w., wird sich der conservative poetische Sinn im hohen Grade angesprochen finden. Eins der neutralern Zeitgedichte stehe hier zur Probe, da weitere Aushebungen der Raum verbietet:

Ostern 1849.

Leuchtend steigt die Ostersonne
Auf in hellem Strahlenkranz,
Aller Feste hohe Wonne
Weicht des höchsten Festes Glanz.
Du Durchbrecher aller Bande
Bist dereinst wie sie erwacht;
Aber ach! die deutschen Lande
Schlafen noch in Todesnacht.

Ihre Berge, ihr Gauen
Decket Nacht und Finsterniß,
Ihre Männer, ihre Frauen
Tödtet giftiger Schlangenbiß.
Ihre Tempel steh'n verlassen,
Die Altäre sind entweiht;
Vor dem Neuen muß erblassen
Alter Zeiten Herrlichkeit.

Hat sich denn die Welt verschworen
Gegen dich du deutsches Land?
Ging auf ewig denn verloren
Deiner Rettung Unterpfand?
Soll denn nie der Schmerz veralten,
Nie verjüngen sich die Lust?
Soll denn immerdar zerspalten
Spott und Hohn die deutsche Brust?

Mächtig an des Grabes Pforten
Klopfte zwar der deutsche Geist,
Und es regt sich aller Orten,
Und der Satan trügt und gleißt.
Doch den Stein hat noch gehoben
Niemand von des Grabes Thor,
Und die fremden Söldner schoben
Fester nur den Riegel vor.

Leuchtend steigt die Ostersonne
Auf in hellem Strahlenkranz,
Aller Feste hohe Wonne
Weicht des höchsten Festes Glanz.
Du Durchbrecher aller Bande
Brich auch unsrer Feinde Macht!
Deutsches Land, du Land der Lande,
Dann vergeht auch deine Nacht.

Bevor ich jetzt zu einer kleinen Gruppe geistlicher oder doch geistlich angehauchter Sänger die untereinander sinn- und zweckverwandt, übergehe, begrüße ich zwei deutschem Wesen längstvertraute poetische Notabilitäten, die uns diesmal kleine, aber treffliche Gaben bringen:

23. Heimatklänge. Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Mainz, Wirth und Sohn. 1851. 12. 5 Ngr.

24. Das Rheinleben. Zwanzig Lieder mit Noten von Hoffmann von Fallersleben. Zweite Auflage. Ebendaselbst. 1851. 12. 4 Ngr.

25. Die Fornarina. Ein Monolog von Franz Kugler. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1851. 16. 5 Ngr.

In Nr. 23 begegnet uns wieder einmal die alte, quellenfrische, köstliche Liederdichtung Hoffmann's von Fallersleben, die wir von den faden politischen Reimereien dieses Lyrikers gar nicht scharf genug scheiden können. Auch hier begegnet uns allerdings ein Germania-Trauercultus, aber er kommt aus einer tiefen, ernsten, Wehes vollen, klagenden Seele; er gilt einem höchsten, unwiderleglichen Leid das jeden Morgen neu uns anstarrt; so ist dieser Cultus selbst tiefberechtigt und volltönend. Diese „Heimatklänge" mit dem vorgesetzten Motto aus Thomasius:

Speremus. Veniet tempus gaudendi.
Sileamus. Veniet tempus loquendi.

sind seit lange das Schönste was ich von Hoffmann von Fallersleben habe singen hören. Nach dem Ende zu wird der Sang immer weicher, wehmüthiger. Sie berühren uns wie schmeichlerischer Westhauch der durch gebeugte, gebleichte Gräser wispert, während am rothverblassenden Abendhimmel der Tag schon hinunter ist und aus dem nachdunkelnden Firmament noch kein Sternlein dringen will. In jedem dieser kleinen Lieder schlummert eine ganze Dichterseele; sie sind eine leuchtende Schnur thauiger Thränenperlen. Eins der letztern, traurigsten stehe hier. (S. 44):

Es ist vorbei.

Es ist vorbei!
So tönt's von unsern Bergen nieder,
So rufen's uns're Felsen nach,
So hallt's aus unsern Wäldern wieder,
So murmelt's jeder Quell und Bach.

Es ist vorbei!
Das ist der Trost gebroch'ner Herzen
In ihrem letzten Augenblick,
Das ist ein Trost für uns're Schmerzen
In unserm herben Misgeschick.

Es ist vorbei!
Es liegt vor unsern Blicken offen
Nichts als ein weites, tiefes Grab,
D'rein sank schon längst all' unser Hoffen,
Und wir wir sinken mit hinab.

Dies der bange Liedeston in den „Heimatklängen". Dafür herrscht in dem „Rheinleben" der Ton der frischen, immergrünen Freude. Jahrmarkt, Kirmesbaum, Maienzeit werden lustig gefeiert, dazu die Königin und Beherrscherin aller Lust, die Rebe und die drallen Mädel des Oberlands, feurig und freudesprudelnd wie sie. Diesen zwanzig das Rheinleben schildernden Liedern allen sind mehrstimmige Compositionen beigegeben, unter denen mich 1. „Auf den Bergen grünt die Freude"; 3. „Die Burschen sind bei meiner Ehr"; 11. „Leicht in dem Herzen" und 15. „Ueber die Hügel und über die Berge hin" am meisten angesprochen haben.

17. Primavera von Richard Kunisch. Breslau, Schulz u. Comp. 1851. 16. 22½ Ngr.
18. Gedichte von Christian Hoeppl. Stuttgart, E. Hallberger. 1851. 16. 1 Thlr.
19. Gedichte von Friedrich von Gerstenberg. Berlin, Duncker. 1851. 16. 20 Ngr.
20. Ch. L'Egru: Das Gewächshaus. Eine Sammlung selbstgezogener Blumen. Magdeburg, Heinrichshofen. 1851. 8. 1 Thlr.

Diesen vier echten Genrelyrikern, Genrepoeten comme il faut, geselle ich als ihnen einigermaßen wahlverwandt, aber schon in höhere, selbständigere, correctere, beiweitem bedeutsamere Kreise der Dichtung hinüberragend, noch zwei andere jüngstzeitige Lyriker bei, nämlich:

21. Dunkeles Laub. Jugendgedichte von Friedrich Ruperti. Bremen, Geisler. 1851. 16. 20 Ngr.
22. Juvenilien von Ludwig Grote. Leipzig, Hinze. 1851. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wie gesagt, gleichartig sind sich diese sechs Gedichtsammlungen alle, trotzdem aber nicht gleich an für sich seiendem Wesen und Werth. Nr. 17, 18 und 19 repräsentiren die reine Zeitschablone: Worte, Worte und noch ein mal Worte im ungeheuersten Schwall und voluminösesten Aufwand. Es ist ganz gleichgültig mit welchem von diesen drei Verfassern man es zu thun hat, sie sind alle drei zum Verwechseln, und wenn man ihre Ergüsse in ein Volumen zusammenbindet und den ersten besten beliebigen Namen von diesen Dreien auf das Titelblatt setzt, so wird man in der Art der Fabrikation schwerlich auf den geringsten Unterschied stoßen. Und doch klingen diese Gedichte nach Etwas, und bei manch einem gemahnt es uns als wollte, könnte es mehr sagen, als hätte es noch Etwas auf dem Herzen was es absichtlich verschwiege ... Soll denn die deutsche Lyrik zuguterletzt mehr nicht sein als ein kribbelnder, wimmelnder Ameisenhaufen wo auch die eine aussieht wie die andere? Soll es gar keine qualitativen Unterschiede mehr geben im deutschen Dichten und der eingeborene welterlösende Gottessohn: Gedanke ganz und gar nur in Worten verhebeln, verschwimmen und untergehen? Wehe, drei mal Wehe dir Zeit, wenn deine Sprache blos dichtet und denkt!

Hr. Richard Kunisch singt (S. 65):

Ich möchte im gellenden Schrei
Ausströmen alle Qualen;
Und wenn sie leis verstrahlen, (?)
Dann wär' es auf immer vorbei ...

Hr. Friedrich von Gerstenberg singt:

Es zittert meine Thräne,
Mein Bild bricht sich darein.
Das liegt als tiefer Zauber
In meinen Melodei'n.

Gut' Nacht, du bleiches Mädchen,
Zu tausend gute Nacht.
Auf deiner müden Wimper
Hält meine Liebe Wacht...

Hr. Christian Hoeppl singt:

Eine Lilie blüht auf dem Grabe,
Kennst du das Grab?
Eine Lilie am schwarzen Stabe,
Wer bricht sie ab?

Er (Wer denn?) beugt sich über die Blume
In ihrer reinen Schöne;
Ein Thautropfen blinkt im Kelche,
Oder ist es eine Thräne?

Es fehlt noch als zu dieser Kategorie gehörig Nr. 20. Ueberaus gewandt in Erfindung von poetischen Situationen (Kleinbildern) ist dieser Autor. Wenn Einer aus Buchstaben Worte, aus Worten Bilder und Bilderchen zu machen versteht, so ist es dieser. In diesen Gedichten glitzert und schimmert und blumt Alles. Bunter Farbenschmelz und frühling-sommerlicher Schmetterlingsstaub. Von Tiefe der Intention und Anschauung keine Rede; nur lauter auf- und abschwebender Farbenglanz der Bilder. Vor diesem schillernden Bilderwesen, deren doch keins ein rechtes Bleiben, eine rechte Seele hat, wird einem zuletzt so dumm als ginge einem ein Mühlrad im Kopfe herum. Ueberall vermißt man die durchleuchtende Centralsonne des poetischen Gedankens, der allein es ist welcher die auf- und abschwebenden Erscheinungen zu Gestalten erhebt. In einem „Gewächshaus" sollte man meinen müßte von Seiten des Gärtners der in der Blume die Naturgestalt auferzieht, auch der ewigen Natur ihr urpoetisches, schöpferisches Recht geschehen. Da irrt man aber weit. Es ist hier wie in der „Primavera" und all der ähnlichen Poesie wol von Natur die Rede, aber ganz im Allgemeinen; ganz äußerlich wird von ihr gesungen und gesagt, anstatt sich in sie hineinzuleben. Die Blumen sprechen hier ebenfalls; sie schwatzen allerlei fremdes Zeug das ebenso gut der Nußknacker oder der Laubfrosch sagen könnte, aber daß sie ihr Wesen offenbaren sollten, daran ist nicht zu denken, und so bleibt die Natur auch in ihren offenkundigsten Gestaltungen von dieser Art Poesie unverstanden. Leidiges Wesen das um so leidiger, da es so pretiös und exclusivisch auftritt. Am richtigsten faßt der Autor von Nr. 18 diese schwache Seite der heutigen Allerweltspoesie, wenn er in seiner Apostrophe „an Justinus Kerner" diesen selig preist weil er die „blaue Blume" noch geschaut habe. Er, Hoeppl, sei „ein Kind der neuen Zeit", als solches sei „die blaue Blume für ihn verloren" u. s. w. Ja wol ist sie dies für euch Alle! Betet lieber um den Gedanken, den sich nie verleugnenden; vielleicht kommt dann der Tröster noch zu euch. Wenigstens will ich zur Ehre des letztbesprochenen Dichters L'Egru glauben daß dem Entstehen eines Gedichts wie „Das Eigenthum der Todten" trotz der trüben Verworrenheit die darin herrscht, doch der brütende Gedanke der still über den Wassern geht, nicht ganz fremd geblieben sei!

Freudiger als bisher gestaltet sich das kritische Urtheil über die beiden folgenden Nummern 21 und 22. Denn in diesen beiden Liedersammlungen zeigt sich schon selbständiges Wesen, ein Geist der auf eigenen Füßen steht, ein ursprüngliches Wissen von Dem was als Object poetisch ist und die sinnige Gabe: mit dem eigenen poetischen Sein in das große Anderssein das wir Natur, Schöpfung, Menschheit, Gottheit und wie sonst noch nennen, wirksam hinüberzudringen. Wir wollen einmal kurz andeutend sagen: es ist schon Goethe'sches Wesen in diesen Gesängen. Die Ruperti'schen Lieder berühren ungemein wohlthuend. Diese Gedichte haben das Eigenthümliche daß sie die Seelenzustände in lauter kleinen Bildern wiedergeben, ohne daß doch darin gebildert wird. Die Natur leuchtet hier überall mild und wohlthuend hindurch. Die Sonette athmen durchgängig einen sanften innigen Geist, ein lyrisch beruhigtes Wesen, wenn es auch öfters darin zu stürmen scheint. Es finden sich darunter auch viele Uebertragungen aus Camoens die zart und lieblich, oft mit verhaltener südlicher Glut und in reiner Versification wiedergegeben sind. In seinen Liedern stellt sich dieser Dichter immer mitten in die Natur hinein und schafft sich zu ihr bald lautere, bald leisere Bezüge. Bald ist der Kirchhof die Scenerie, bald die öde Haide, der Meeresstrand, der Wald mit seinem dämmernden Geheimniß u. s. w. Mit einem Wort: hier ist inneres Verständniß der Natur, concrete Naturromantik. Ein kleines Gedicht, beiweitem nicht das vorzüglichste der Sammlung, gebe ich hier als Probe (S. 22):

Ich reite mit verhängtem Zügel
Am stillen Kirchhof wild vorbei;
Es saust um mich des Sturmes Flügel
Mit seiner grellen Melodei.

Wie rasch ich euch vorüberdränge,
Doch trifft den Blick mit Blitzesmacht
Der Leichensteine dicht Gedränge
In hoher Bäume düst'rer Nacht.

Da rauscht es, dünkt mich, in den Tannen
Und in dem Sturm ein Ton erschallt;
O reite du nur wild von dannen,
Bald liegst du bei uns still und kalt . . .

Von den „Juvenilien" ließe sich sagen daß sie ein noch reicheres, üppigeres, fester gefügtes Talent bekunden, wäre nur ein gewisser ultrareactionnairer Anflug nicht der überall durchbricht und es zu keiner rechten consequenten Freude an diesen Gesängen kommen läßt. Königisch und gläubig! so lautet in der Kürze der Katechismus dieses Sängers. Infolge dessen streifen seine Ausfälle auf Anderer Gesinnungen oft nahe an den wirklichen Fanatismus, wie z. B. in dem Sonett „An Freiligrath". Da wo seine Objecte die ungetrübten der reinen, leibhaftigen Poesie sind, da ist dieser Sänger tief und voll Gefühl. So ist das ganze „Erste Buch" eine weiche, regenbogenfarbensprühende Perlenschnur zartempfundener, aus einem überschwellenden Gefühlsgrunde entsprungener Lieder. Auch zu der wirklichen Ballade hat dieser Dichter eine volle, vielversprechende Anlage, nur daß die dunklern Gewalten die in dieser Dichtart brausen, noch nicht mit voller Klarheit beherrscht sind. Von den Zeitgedichten, darunter einige im echtesten Balladenton, wie „Der verführte Rekrut", „Heerschau" u. s. w., wird sich der conservative poetische Sinn im hohen Grade angesprochen finden. Eins der neutralern Zeitgedichte stehe hier zur Probe, da weitere Ausbebungen der Raum verbietet:

Ostern 1849.

Leuchtend steigt die Ostersonne
Auf in hellem Strahlenkranz,
Aller Feste hohe Wonne
Weicht des höchsten Festes Glanz.
Du Durchbrecher aller Bande
Bist dereinst wie sie erwacht;
Aber ach! die deutschen Lande
Schlafen noch in Todesnacht.

Ihre Berge, ihr Gauen
Decket Nacht und Finsterniß,
Ihre Männer, ihre Frauen
Tödtet giftiger Schlangenbiß.
Ihre Tempel steh'n verlassen,
Die Altäre sind entweiht;
Vor dem Neuen muß erblassen
Alter Zeiten Herrlichkeit.

Hat sich denn die Welt verschworen
Gegen dich du deutsches Land?
Ging auf ewig denn verloren
Deiner Rettung Unterpfand?
Soll denn nie der Schmerz veralten,
Nie verjüngen sich die Lust?
Soll denn immerdar zerspalten
Spott und Hohn die deutsche Brust?

Mächtig an des Grabes Pforten
Klopfte zwar der deutsche Geist,
Und es regt sich aller Orten,
Und der Satan trügt und gleißt.
Doch den Stein hat noch gehoben
Niemand von des Grabes Thor,
Und die fremden Söldner schoben
Fester nur den Riegel vor.

Leuchtend steigt die Ostersonne
Auf in hellem Strahlenkranz,
Aller Feste hohe Wonne
Weicht des höchsten Festes Glanz.
Du Durchbrecher aller Bande
Brich auch unsrer Feinde Macht!
Deutsches Land, du Land der Lande,
Dann vergeht auch deine Nacht.

Bevor ich jetzt zu einer kleinen Gruppe geistlicher oder doch geistlich angehauchter Sänger die untereinander sinn- und zweckverwandt, übergehe, begrüße ich zwei deutschem Wesen längstvertraute poetische Notabilitäten, die uns diesmal kleine, aber treffliche Gaben bringen:

23. Heimatklänge. Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Mainz, Wirth und Sohn. 1851. 12. 5 Ngr.

24. Das Rheinleben. Zwanzig Lieder mit Noten von Hoffmann von Fallersleben. Zweite Auflage. Ebendaselbst. 1851. 12. 4 Ngr.

25. Die Fornarina. Ein Monolog von Franz Kugler. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1851. 16. 5 Ngr.

In Nr. 23 begegnet uns wieder einmal die alte, quellenfrische, köstliche Liederdichtung Hoffmann's von Fallersleben, die wir von den faden politischen Reimereien dieses Lyrikers gar nicht scharf genug scheiden können. Auch hier begegnet uns allerdings ein Germania-Trauercultus, aber er kommt aus einer tiefen, ernsten, Wehes vollen, klagenden Seele; er gilt einem höchsten, unwiderleglichen Leid das jeden Morgen neu uns anstarrt; so ist dieser Cultus selbst tiefberechtigt und volltönend. Diese „Heimatklänge" mit dem vorgesetzten Motto aus Thomasius:

Speremus. Veniet tempus gaudendi.
Sileamus. Veniet tempus loquendi.

sind seit lange das Schönste was ich von Hoffmann von Fallersleben habe singen hören. Nach dem Ende zu wird der Sang immer weicher, wehmüthiger. Sie berühren uns wie schmeichlerischer Westhauch der durch gebeugte, gebleichte Gräser wispert, während am rothverblassenden Abendhimmel der Tag schon hinunter ist und aus dem nachdunkelnden Firmament noch kein Sternlein dringen will. In jedem dieser kleinen Lieder schlummert eine ganze Dichterseele; sie sind eine leuchtende Schnur thauiger Thränenperlen. Eins der letztern, traurigsten stehe hier. (S. 44):

Es ist vorbei.

Es ist vorbei!
So tönt's von unsern Bergen nieder,
So rufen's uns're Felsen nach,
So hallt's aus unsern Wäldern wieder,
So murmelt's jeder Quell und Bach.

Es ist vorbei!
Das ist der Trost gebroch'ner Herzen
In ihrem letzten Augenblick,
Das ist ein Trost für uns're Schmerzen
In unserm herben Misgeschick.

Es ist vorbei!
Es liegt vor unsern Blicken offen
Nichts als ein weites, tiefes Grab,
D'rein sank schon längst all' unser Hoffen,
Und wir wir sinken mit hinab.

Dies der bange Liedeston in den „Heimatklängen". Dafür herrscht in dem „Rheinleben" der Ton der frischen, immergrünen Freude. Jahrmarkt, Kirmsbaum, Maienzeit werden lustig gefeiert, dazu die Königin und Beherrscherin aller Lust, die Rebe und die drallen Mädel des Oberlands, feurig und freudesprudelnd wie sie. Diesen zwanzig das Rheinleben schildernden Liedern allen sind mehrstimmige Compositionen beigegeben, unter denen mich 1. „Auf den Bergen grünt die Freude"; 3. „Die Burschen sind bei meiner Ehr'"; 11. „Leicht in dem Herzen" und 15. „Ueber die Hügel und über die Berge hin" am meisten angesprochen haben.

Ich reihe diesen Liedesklängen aus Hoffmann's von Fallersleben immergrüner Leier Nr. 25 deshalb an, weil auch der Name dieses Dichters uns alte, liebe, truglose Erinnerungen weckt; die „Fornarina“ ist ein lyrischer Monolog oder auch eine lyrisch-dramatische Scene, kurz, gedrängt, aber tiefpoetische tragische Lebensmomente bergend. Wir kennen alle die Fornarina, das irdische Madonnenurbild des größten Malers, sein Leben und sein Lieben. Die Priester, roh und brutal, haben die Fornarina von dem sterbenden Rafael getrennt. Nun betet sie in ihrem einsamen Gemach verzweifelt zum Bilde die sie selbst ist (die Fornarina), deren Züge sie trägt und die doch hienieden die heilige, reine Himmelskönigin, die überirdische Schmerzensmutter ist. Dies Ineinanderverschmelzen des irdischen und des himmlischen Weibes, wie es Rafael erschaffen und die Fornarina es betend nachempfindet, ist vom Dichter schön und ergreifend dargestellt. In der Madonna, ihrer himmlischen Schwester Hände befiehlt sie den sterbenden Geliebten. Tiefergreifend ist auch der tableauartige Schluß, wie Giulio Romano, Francesco Penni und andere Schüler Rafael's mit Geberden der Trauer bei der Fornarina erscheinen ihr seinen Tod zu künden. In der einsamen Klosterzelle wird sich nun ihr Leben schließen, aber mit sich in ihr lebendiges Grab nimmt sie das Bild der Madonna, ihr Bild, „von allen Gaben Rafael's nur dieses.“

Ich komme jetzt zu der Schlußtrinitas meiner diesmaligen lyrischen Erscheinungen. Das sind Sänger die geistliches und biblisches Dichten oder Nachdichten sich zu ihrem Zweck und Wesen gestellt haben.

26. Lieder des Leids von Albert Zeller. Berlin, G. Reimer. 1851. 16. 10 Ngr.

27. Salomo und Sulamith. Die Blumen des Hohen Liedes zu einem Strauße gebunden von Ernst Woldemar Lößner. Radeberg, Am Ende. 1851. 16. 16 Ngr.

28. Der verlorene Sohn. Moderne Dichtung von Herrmann Daum. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1851. 8. 22½ Ngr.

Warum der Verfasser von Nr. 26 seine vom geistlich-kirchlichen, dazu vom echtbiblischen Hauch getragenen Gesänge „Lieder des Leids“ genannt hat, sehe ich nicht recht ein; vielmehr herrscht in diesen Gesängen eine so bleibend beruhigte Gottesfreudigkeit wie sie an vielen, sehr vielen Stellen lebendigst an Paul Gerhard's geistliches Dichten erinnert. Selbst die Diction ist diesem innigst verwandt, wie z. B. in dem vierzigsten Liede:

Herr wie du willst und meinest,
So thue du mit mir,
Wenn du nur stets vereinest
Mich inniger mit dir,
Du Athem alles Lebens,
Du Licht von jedem Schein,
Du Sehne alles Strebens,
Du Sein von allem Sein.
Ich lege meinen Willen
Getrost in deine Hand,
Was meinen Schmerz kann stillen
Ist dir allein bekannt u. s. w.

Und dann das dritte Lied:

Es muß ja durchgestritten
Und durchgedrungen sein,
Geduldet und gelitten
Bis zu der letzten Pein u. s. w.

Dann wieder das in seinen Gleichnissen volltönend prangende, überaus schöne vierzehnte Lied:

Es ist der alte treue Gott
Auch mir getreu geblieben u. s. w.

Die Phantasie in diesen Liedern allen ist echt und lauter, der Klang Kirchenglockenreim, die Bauart vieler ist geradezu prächtig in aller Einfachheit; sie sind mit einem Wort das Schönste was ich in diesem Genre seit lange gelesen. Diese reine Gottesinbrunst die von selbst zum feierlichen Orgelton, zum tiefen, vollen Hymnus wird, wird sich der lauschenden Hörer viele erwerben. Hier ist wahre Weihe der Glaubenskraft, keine augenverdrehende Muckerei, und aufrichtig bedauere ich daß mir der Raum ein näheres Eingehen auf die unendliche Mannichfaltigkeit und Vielstimmigkeit dieser schönen, herzerhebenden Gesänge verbietet. Zwei Drittheile von ihnen können ohne Weiteres zu Kirchenliedern verarbeitet werden, und das würden sicherlich nicht die schlechtesten sein. Aufrichtigen Wunsch dem Verfasser, ihm bald auf ähnlichem Felde wieder zu begegnen.

Zu den ebenbesprochenen, in echtgeistlicher Stimmung und Anschauung wurzelnden Gesängen bildet Nr. 27 eine Art von weltlich-biblischem Gegensatz. Der Autor nämlich der im vorliegenden Werkchen „die Blumen des Hohen Liedes zu einem Strauße bindet“, gehört weder zu der Zahl der ältern theologischen Commentatoren die dem Hohen Liede die „allegorischen Deutungen des Mysticismus“ reserviren wollen, noch zu den Anhängern einer neuesten Kritik die im Hohen Liede als reinweltlicher Dichtung die Form eines dramatischen Singspiels nachzuweisen sucht; vielmehr betrachtet er das Hohe Lied, diese köstliche „Trümmerstätte eines Salomo'schen Lusthauses in dem herrlichen Gottesgarten der alttestamentlichen Literatur“, als ein in den Tönen der Elegie, der Ode und der Idylle wechselndes Lied der Liebe (also ebenfalls reinweltlich), das so wie es im Urtext vorliegt nur aus wild durcheinandergeworfenen Bruchstücken besteht. Diese lyrisch abzurunden und zu einem aus einer Reihe von Einzelngesängen bestehenden, durch deren Zusammenhang sich von selbst gliedernden Ganzen abzuschließen, war die Aufgabe und poetische That des Verfassers. Meines Ermessens hat er diese seine Aufgabe trefflich gelöst. Die verbindenden Glieder deren es dabei bedurfte und die als seine eigene Zuthat zu betrachten sind, entsprechen ganz dem Geiste der alttestamentlichen Dichtung, und vortrefflich durchgeführt ist insbesondere der im Hohen Liede überall hervortretende Gegensatz der sinnlichen Liebe die der wollüstig erglühende König vertritt und welche Sulamith überall züchtig abwehrt, und jener reinen; von der sittlichen Idee selbst getragenen Liebe zu dem „Freunde“, deren Weihe und Reinheit sich Sulamith eben so keusch bewahrt. Ein tieferes Eindringen in die vorliegende lyrische Arbeit verbietet uns der Raum, ebenso das Ausheben einzelner Lieder, an denen, Dies sei noch bemerkt, nirgend die blühende Versification und das orientalische Colorit zu vermissen ist.

Nr. 28 beruht ganz und gar auf biblischem Fundament. Die Anschauung und Auffassung ist hier nicht blos eine theologische, sondern selbst eine dogmatisch-theologische. In einer Reihe von Einzelngesängen die sämmtlich biblische Mottos an der Spitze führen, wird mit eigenthümlichen Erweiterungen und paraphrasirenden Wendungen des Stoffs welcher dem modernen Verlorensein (Schuld, Sünde), dem jetztzeitigen glaubenslos-frevelhaften Abirren vom Vater in Beziehung und Deutung näher gerückt ist, die Abirrung und Flucht des Sohns aus dem Vaterhause, sein Irrsaal in der weiten Weltwüste, seine Schicksale und Leiden in dieser, sein Insichgehen und seine Bekehrung durch einen hohen Gottesmann, seine Reue und endliche Rückkehr zum Vater geschildert. Der Ton der in diesem biblischen Romanzencyklus herrscht, ist vollsaftig und edel; ihm fehlt nicht die überzeugende Kraft, und obwol, wie schon bemerkt, auf biblisch-dogmatischem Grunde fußend, weiß doch die Behandlung diesem nie veraltenden Stoffe auch seine poetische Seite abzugewinnen.

So hätten wir uns denn mit unsern diesmaligen reinlyrischen Vorlagen nach Gebühr und Gewissen abgefunden, und es bleibt uns nur noch übrig uns letztlich mit einem Häuflein anderweitigen (halbepischen, lyrisch-epischen, lyrisch-didaktischen und sonstigen) Charakters herumzuschlagen. Mit der Mehrzahl derselben können wir uns überaus kurz fassen, umsomehr da

8) Lehren des kiewer Metropoliten Isajas Kopinski aus dem Jahre 1531 für den berühmten Fürsten Hieremias, Vater des Königs Michael Korybut, infolge dessen Uebertritts zum katholischen Glauben; 9) die Privilegien der polnischen Könige für die Metropoliten, Bischöfe, Monasterien und Kirchen. 10) Materialien zur Geschichte des griechischen Cultus in Roth-Rußland, von der Mitte des 16. bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts; 11) die königlichen Privilegien für die Lithauer, Samogitier und Ruthenen; wichtige Actenstücke zur Kenntniß der Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit, Regierung und dem innern Wesen dieser Völker.

Den Stoff zu diesem für den Historiker überaus wichtigen Werke lieferten: die öffentliche Bibliothek zu Petersburg, die moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthum, das Archiv der kiewer unirten Metropoliten, die lithauer Matrikel, die Archive der Diöcesen zu Mohilew, Polotzk und Minsk, das Concilium der heiligen Sophie zu Kiew, das kuteinsker Monasterium aus Orscha, die geistliche Akademie und die Schatzkammer in Kiew und endlich der orscher Magistrat. Von gelehrten Privaten lieferten der Fürst Michael Obolenski, der Geheimerath Butkow und der lemberger Correspondent Dyonysius Zubrzycki manche werthvolle Actenstücke.

Die Zahl sämmtlicher im 4. Bande enthaltenen Documente beträgt 234; da jedoch viele derselben mehre Actenstücke in sich begreifen, so kann man sie, ohne der Wahrheit zunahezutreten, wol auf 1000 ausdehnen. Die am Ende des Buches vorkommenden „Bemerkungen" geben über manches weniger Bekannte den nöthigen Aufschluß.

Der Pole Muchlinski, einer der bedeutendsten Orientalen und außerordentlicher Professor an der petersburger Universität, hat die Literatur in letzter Zeit mit einigen sehr wichtigen Arbeiten bereichert. Es sind dies: eine Chrestomathie der ottomanischen Sprache, eine Uebersetzung aus dem Jüdischrabbinischen des Romanellisch, eine Reise nach Marokko behandelnd, eine türkische Grammatik und die Geschichte der Kriege zwischen Peter dem Großen und der Türkei. Die Uebersetzung von „Chairie", einem ethischen Gedicht des Rabi Effendi, steht gleichfalls in kurzem in Aussicht.

Muchlinski begann seine Studien auf der wilnaer Universität und begleitete später den berühmten Joseph Senkowski nach dem Orient. Nach seiner Zurückkunft übernahm er an der petersburger Hochschule den Lehrstuhl für die türkische Sprache, erst als Adjunct, dann als Professor, wurde vor einigen Jahren pensionnirt und zog sich nach Warschau zurück, um dort ungestört und mit der nöthigen Muße das reiche Material zu sichten und zu ordnen was er durch eine Reihe von Jahren gesammelt hatte, und es dann zum Druck zu befördern. Doch nicht lange sollte er der Ruhe genießen; die durch seinen Abgang entstandene Lücke konnte nicht genügend ausgefüllt werden und er war genöthigt 1849 auf den unlängst erst verlassenen Posten zurückzukehren. Während seiner Anwesenheit in der polnischen Hauptstadt arbeitete er in der Regierungsbibliothek und half an dem Katalog, besonders der griechischen Werke.

Die polnische Literatur hatte bisher noch keinen Orientalen aufzuweisen, und die von Senkowski herausgegebenen „Collectaneen" lieferten den Beweis daß auch der Osten reich an schönen, interessanten Quellen der Geschichte sei. Wir dürfen wol hoffen Muchlinski werde sie uns mit der Zeit zugänglich machen; mehr als jeder Andere ist er dazu befähigt.

Aus dem amtlichen Berichte über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Literatur ersieht man daß Zahorowski, früher Professor des polnischen Rechts, ein Werk über den von ihm seiner Zeit vorgetragenen Gegenstand zum Drucke fertig hat, und daß Anton Czajkowski an einer Geschichte dieses Rechts arbeitet. Professor Iwanowski, früher Dekan der juridischen Facultät, beschäftigt sich mit der Ausarbeitung neuer Programme aus dem Gebiete der Diplomatie und des Völkerrechts, deren Vortrag ihm anvertraut ist.

In dem Berichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg vom Jahre 1850 geschieht eines jungen gelehrten Israeliten Namens Chwolson aus Wilna Erwähnung, der, auf deutschen Universitäten gebildet, der Akademie eine größere Arbeit zur Prüfung vorgelegt hat. Sie führt den Titel: „Die Sabäer und der Sabäismus, oder die Heiden und das Heidenthum in Mesopotamien zur Zeit des Islamismus, Materialien zur Geschichte der heidnischen Religionen im südöstlichen Asien." Die zur Begutachtung des Werkes aufgeforderten Mitglieder halten es für eins der wichtigsten über den Orient, das ein neues Licht auf die dunkelsten Stellen der Geschichte wirft und gerade in einem Zeitpunkte auftritt, wo zahlreiche französische und englische reisende Gelehrte unter der Aegide ihrer resp. Regierungen wetteifern die archäologischen und ethnographischen Beobachtungen die sie an den Ufern des Euphrat und Tigris gemacht haben, zu veröffentlichen. In Betracht dieses Umstandes hat auch die Akademie durchaus nicht Anstand genommen die nöthigen Gelder zu bewilligen, damit das Werk gedruckt werde.

Um ein möglichst getreues Bild von dem Stande der Landwirthschaft zu haben, setzte die russische Regierung 1847 einen Preis für eine agronomisch-statistische Beschreibung sowol der ganzen Gubernien wie auch deren einzelner Kreise aus. Unter den eingesandten Arbeiten sind als besonders interessant hervorzuheben: eine Beschreibung des grodner Guberniums vom Geistlichen Gregor Parczewski, sowie eine andere über das Landleben im mścislawer Kreise des mohilewer Guberniums von Serdjukow.

Mit Nächstem sieht man dem Erscheinen eines archäologisch-historischen Werks in russischer Sprache, betitelt: „Ueber die Gesandtschaft Leo Sapieha's nach Moskau, 1600", entgegen. Der Verfasser desselben ist der schon durch anderweitige Arbeiten bekannte Philologe Professor Paul Szpilewski, der sich gegenwärtig in Warschau aufhält um mit specieller Erlaubniß des Ministers der Nationalaufklärung (klingt der Titel für Rußland nicht fast wie Ironie?) die alten Acten des Tribunals des lubliner Krongerichts durchzusehen und genügend kennenzulernen. Seine Muße verwendet er zu einem Originaldrama für die warschauer Bühne, das den Titel führen soll: „Skasowane Czwartki" (Die aufgehobenen Donnerstage).

Eine interessante Neuigkeit ist W. Czajkowski's bei Wolf in Petersburg in zwei Bänden erschienene Erzählung: „Die Schweden in Polen."

Im topographischen Bureau des Hauptstabs der activen Armee ist eine hydrographische Karte des Königreichs Polen im Maßstabe von 24 Werst auf einen englischen Zoll oder $1/_{1008000}$ der natürlichen Größe lithographirt worden. Die äußerst sorgfältige Arbeit, bei der die besten Quellen benutzt worden sind, enthält sämmtliche Ströme und Flüsse mit Angabe ihrer Schiffbarkeit und Anhaltepunkte, die Kanäle, Moräste und Sümpfe, Gubernial- und Kreisstädte, sowie auch alle in hydrographischer Hinsicht wichtigen Oerter, ferner die Chausseen, Poststraßen, Eisenbahnen und politischen Grenzen. Der Preis der Karte ist nur 75 Kopeken Silber.

Auch Kiew hat in den letzten Jahren manches Neue gebracht, unter Andern eine russische Uebersetzung von J. J. Kraszewski's „Budnik" (der Wächter), den der Autor f. d. für die Biblioteka Warszawska schrieb. Der Herausgeber, Joseph Zawadzki, sagt in der Vorrede, er beabsichtige in den bedeutendern Werken der polnischen Literatur eine Galerie von deren Autoren zu bringen, und verspricht, wenn die Sache im russischen Publicum Anklang findet, als Fortsetzung Kraszewski's: „Ostrożnie z ogniem" (Vorsichtig mit dem Feuer), „Notatki nieznajomego" (Notizen eines Unbekannten), sowie auch die gelesenern Romane und Erzählungen von Chodźko, dem Grafen Rzewuski und Anderer. Bekanntlich besitzt die deutsche Literatur nur eine Uebersetzung von Kraszewski's „Welt und Poet", und eine in Stuttgart erschienene sehr mangelhafte und oberflächliche von Czajkowski's „Wernyhora und Kirdschali".

Tilly erschrickt vor Gottes Mahnung nicht.
Der Plünd'rung, dem Verbrechen hingegeben
Zerstört, raubt, mordet, brennet der Soldat;
Die Mauern rauchen von dem Blut der Bürger;
Zum Raubthier wird der trunkene Soldat.
Tilly ermuthigt zu noch wilderm Morden:
Sie dringen in der Tempel heil'gen Raum,
Die flüchtig schutzlos Flehenden nicht schonend.
Ihr Schwert kennt keine Wahl; es trifft das Kind
Mit seiner Mutter der es ruht am Busen;
Ein gleicher Tod ereilt den zarten Sohn
Wie seinen Vater der ihn schützen wollte;
Dreihundert Greise vor dem Hochaltar
Erretten nicht die silberweißen Locken!
Nur Schrecken rings, wohin das Auge blickt!
Den Tod vorziehend den verruchten Armen,
Kühn durch den Abscheu vor gewisser Schmach
Seh'n Jungfrau'n Rettung in der Elbe Fluten,
Zu früh begrabend ihrer Schöne Reiz.
Noch ist das Maß des Unheils nicht erfüllet!
Ich sehe Fackeln lodern durch die Nacht;
Schon zuckt die Flamme aus der Häuser Firste.
Dämonen seid ihr, Helden nimmermehr!
Dreifach unsel'ge Stadt, dich trifft mit Troja
Ein gleiches furchtbar gräßliches Geschick!
Geheul der Sterbenden dringt aus den Flammen;
Verbrechen unnatürlich sinnt die Wuth.
Dem finstern Abgrund wo die Hoffnung schwindet,
Dem Ort der Schrecken wo für Ewigkeit
Verdammte Höllenqualen dulden müssen,
Gleicht Magdeburg an diesem Schreckenstag.
Zur Wüste wird die Stadt, noch jüngst so blühend,
Der Künste und des Friedens Aufenthalt.
Zerstörte Mauern, menschenleere Tempel
Erhellt der Flamme zweifelhaftes Licht.
Bejubelnd seine grauenvollen Thaten
Ruht der Soldat des Mordens müde aus.
Die Elbe flieht erschreckt den Ort des Jammers,
Wird blut'gen Leichen mitleidsvoll zur Gruft.
Beglückte Tilly dieser Stadt Erob'rung?
Die Flamme raubte was das Schwert gewann,
Und Magdeburg blieb nur ein großes Grab
Das seine Ehre, seinen Ruhm verschlang.
Und Rachegeister sah er ihm entsteigen,
Mit finsterm Drohen künft'ge Strafen zeigen.

Anerkennen wollen wir schließlich was der deutsche Bearbeiter dieser „Kunst des Kriegs" über das Formelle, Technische dieser seiner Uebertragung im Vorwort äußert: „Die Uebersetzung bot große Schwierigkeiten; möge ihr Dies die so nöthige Nachsicht des Lesers sichern. Der französische Alexandriner (des Originals, den der deutsche Bearbeiter in deutschen, sehr wohlgebauten Jamben widergibt), das stete Wiederholen ein und derselben Wörter und Bezeichnungen, die technischen Ausdrücke, Alles dies waren Schwierigkeiten die nur durch eine etwas freiere Uebersetzung zu überwinden waren. Doch bin ich mir bewußt nirgend den Gedanken grundlos verändert oder aufgegeben oder gar eigens substituirt zu haben. Nur einzelne Wörter und Bilder mußten geändert werden, aber auch Dies geschah mit der Achtung und Bescheidenheit welche dem Geiste Friedrich's gegenüber die Pflicht gebietet und die Ehrfurcht freudig gewährt."

In freudiger Anerkennung dieser Pietät nehmen auch wir von der „Kunst des Kriegs", von allen Giganten und Pygmäen früherer und späterer Jahrhunderte, von der fingerfertigschreibseligen deutschen Jetztlyrik und von dem geneigten Leser selbst vorläufigen gebührenden Abschied. 39.

Literarisches aus Rußland und Polen.

Im vergangenen Jahre erschienen in Petersburg die Jahrgänge 1848—49 der „Verhandlungen der kaiserlich russischen Mineralogischen Gesellschaft" daselbst, mit einer Beigabe von 7 lithographirten Tabellen und 5 Karten. Sie enthalten unter Anderm eine Arbeit Moritz Kozicki's, eines Polen, der nach Beendigung seiner Gymnasialbildung in Lublin 1837 auf Kosten der Regierung die petersburger Universität bezog, 1841 eine feste Anstellung in der russischen Residenz fand, sich daselbst dauernd niederließ und von da an ausschließlich der Chemie und Mineralogie widmete. Das Erste womit er vor die Oeffentlichkeit trat war eine Abhandlung über das uralische Platin, wofür ihm die Auszeichnung der goldenen Medaille zutheilwurde, und später eine Schrift über die Scheidung des Irids am Münzhofe zu Petersburg.

Der eben erwähnte Beitrag Kozicki's behandelt dessen in den Jahren 1844—45 in Sibirien gemachte geognostische Beobachtungen und umfaßt 40 Seiten. Er bespricht die die Ufer der Angara (eines rechten Nebenflusses des Jenisei, in welchen er als obere Tunguska oberhalb der Stadt Jeniseisk mündet) bildenden Bergketten von dem Ausflusse der Oka an, dann die felsigen Höhen um die Ilmia herum u. s. w., und hat seiner Arbeit eine Karte des Flußgebiets der Angara und Tunguska beigefügt, die an Ort und Stelle selbst aufgenommen ist. Zeiszner, ein Pole, seit kurzem Professor der Mineralogie an der Universität zu Krakau (der irrthümlicherweise als „bekannter deutscher Geologe" aufgeführt ist), hat sich an den „Verhandlungen" mit einer Beleuchtung der parallel sich erhebenden Ebenen und dem innern Bau der Karpaten betheiligt.

Die Mineralogische Gesellschaft in Petersburg trat bereits 1816 zusammen. Ihr erster Präsident war damals Baron von Vietinghof, welchen von 1824—27 der berühmte Graf de Maistre ersetzte, der erste Director dagegen Dr. Pansner. Heute bekleiden diese Würden der bekannte Fürst Anatol Demidoff und Professor Stephan Kutorga, denen Pott und Werth als Secretaire zur Seite stehen. Seit 1830 veröffentlicht die Gesellschaft ihre Arbeiten jährlich, und zwar abwechselnd in russischer und deutscher Sprache.

In Prac Druckerei in Petersburg hat ein wichtiges Werk die Presse verlassen, nämlich der 4. Band der durch die Archäographische Commission gesammelten und herausgegebenen, sich auf die Geschichte Westrußlands beziehenden Acten, die nun bis zur Regierung Sigmund's III. reichen. Er enthält 1) den Vertrag des genannten Königs mit den moskowitischen Bojaren in Betreff der Erwählung seines Sohnes Wladyslaw im Jahre 1610, nebst dessen Briefwechsel, und eine Sammlung von Privilegien, die von 1610—12 denjenigen Bojaren ertheilt worden waren welche sich der neuen Dynastie angeschlossen hatten; 2) die Gesandtschaft des Usurpators (Samozwaniec) an Sigmund (1605) und die Unterredungen der lithauischen Gesandten mit den Bojaren in Moskau und Smolensk (1608, 11, 15); 3) Materialien zur Lebensbeschreibung des kurbischen Fürsten; 4) Sendschreiben der Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem an die Geistlichkeit griechischen Ritus, in Lithauen und Rußland, vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, sowie auch die gerichtlichen Acten in Betreff der Streitigkeiten der genannten Geistlichen mit weltlichen Personen; 5) Materialien zur Geschichte der Union und zur Sache des griechischen Patriarchen Nicephor, welcher 1592—1614 der Synode in Brzesc beiwohnte; 6) die Wilnaer Conföderation der Andersgläubigen aus dem Jahre 1599, ein Brief der schon einige mal gedruckt worden und deshalb vielen sich dafür Interessirenden bereits bekannt ist. Er ist von wichtigen Nachrichten über die Brüdergemeinden des lithauischen Rußland aus dem 16. Jahrhundert begleitet; 7) Rundschreiben des Fürsten Konstantin Ostrogski aus den Jahren 1593—95 an das Volk und die Geistlichkeit;

8) Lehren des kiewer Metropoliten Isajas Kopinski aus dem Jahre 1531 für den berühmten Fürsten Hieremias, Vater des Königs Michael Korybut, infolge dessen Uebertritts zum katholischen Glauben; 9) die Privilegien der polnischen Könige für die Metropoliten, Bischöfe, Monasterien und Kirchen. 10) Materialien zur Geschichte des griechischen Cultus in Roth-Rußland, von der Mitte des 16. bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts; 11) die königlichen Privilegien für die Lithauer, Samogitier und Ruthenen; wichtige Actenstücke zur Kenntniß der Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit, Regierung und dem innern Wesen dieser Völker.

Den Stoff zu diesem für den Historiker überaus wichtigen Werke lieferten: die öffentliche Bibliothek zu Petersburg, die moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthum, das Archiv der kiewer unirten Metropoliten, die lithauer Matrikel, die Archive der Diöcesen zu Mohilew, Polotzk und Minsk, das Concilium der heiligen Sophie zu Kiew, das kuteinsker Monasterium aus Orscha, die geistliche Akademie und die Schatzkammer in Kiew und endlich der orscher Magistrat. Von gelehrten Privaten lieferten der Fürst Michael Obolenski, der Geheimerath Butkow und der lemberger Correspondent Dyonysius Zubrzycki manche werthvolle Actenstücke.

Die Zahl sämmtlicher im 4. Bande enthaltenen Documente beträgt 234; da jedoch viele derselben mehre Actenstücke in sich begreifen, so kann man sie, ohne der Wahrheit zunahezutreten, wol auf 1000 ausdehnen. Die am Ende des Buches vorkommenden „Bemerkungen" geben über manches weniger Bekannte den nöthigen Aufschluß.

Der Pole Muchlinski, einer der bedeutendsten Orientalen und außerordentlicher Professor an der petersburger Universität, hat die Literatur in letzter Zeit mit einigen sehr wichtigen Arbeiten bereichert. Es sind dies: eine Chrestomathie der ottomanischen Sprache, eine Uebersetzung aus dem Jüdischrabbinischen des Romanellisch, eine Reise nach Marokko behandelnd, eine türkische Grammatik und die Geschichte der Kriege zwischen Peter dem Großen und der Türkei. Die Uebersetzung von „Chairie", einem ethischen Gedicht des Nabi Effendi, steht gleichfalls in kurzem in Aussicht.

Muchlinski begann seine Studien auf der wilnaer Universität und begleitete später den berühmten Joseph Senkowski nach dem Orient. Nach seiner Zurückkunft übernahm er an der petersburger Hochschule den Lehrstuhl für die türkische Sprache, erst als Adjunct, dann als Professor, wurde vor einigen Jahren pensionnirt und zog sich nach Warschau zurück, um dort ungestört und mit der nöthigen Muße das reiche Material zu sichten und zu ordnen was er durch eine Reihe von Jahren gesammelt hatte, und es dann zum Druck zu befördern. Doch nicht lange sollte er der Ruhe genießen; die durch seinen Abgang entstandene Lücke konnte nicht genügend ausgefüllt werden und er war genöthigt 1849 auf den unlängst erst verlassenen Posten zurückzukehren. Während seiner Anwesenheit in der polnischen Hauptstadt arbeitete er in der Regierungsbibliothek und half an dem Katalog, besonders der griechischen Werke.

Die polnische Literatur hatte bisher noch keinen Orientalen aufzuweisen, und die von Senkowski herausgegebenen „Collectaneen" lieferten den Beweis daß auch der Osten reich an schönen, interessanten Quellen der Geschichte sei. Wir dürfen wol hoffen Muchlinski werde sie uns mit der Zeit zugänglich machen; mehr als jeder Andere ist er dazu befähigt.

Aus dem amtlichen Berichte über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Literatur ersieht man daß Zahorowski, früher Professor des polnischen Rechts, ein Werk über den von ihm seiner Zeit vorgetragenen Gegenstand zum Drucke fertig hat, und daß Anton Czajkowski an einer Geschichte dieses Rechts arbeitet. Professor Iwanowski, früher Dekan der juridischen Facultät, beschäftigt sich mit der Ausarbeitung neuer Programme aus dem Gebiete der Diplomatie und des Völkerrechts, deren Vortrag ihm anvertraut ist.

In dem Berichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg vom Jahre 1850 geschieht eines jungen gelehrten Israeliten Namens Chwolson aus Wilna Erwähnung, der, auf deutschen Universitäten gebildet, der Akademie eine größere Arbeit zur Prüfung vorgelegt hat. Sie führt den Titel: „Die Sabäer und der Sabäismus, oder die Heiden und das Heidenthum in Mesopotamien zur Zeit des Islamismus, Materialien zur Geschichte der heidnischen Religionen im südöstlichen Asien." Die zur Begutachtung des Werkes aufgeforderten Mitglieder halten es für eins der wichtigsten über den Orient, das ein neues Licht auf die dunkelsten Stellen der Geschichte wirft und gerade in einem Zeitpunkte auftritt, wo zahlreiche französische und englische reisende Gelehrte unter der Aegide ihrer resp. Regierungen wetteifern die archäologischen und ethnographischen Beobachtungen die sie an den Ufern des Euphrat und Tigris gemacht haben, zu veröffentlichen. In Betracht dieses Umstandes hat auch die Akademie durchaus nicht Anstand genommen die nöthigen Gelder zu bewilligen, damit das Werk gedruckt werde.

Um ein möglichst getreues Bild von dem Stande der Landwirthschaft zu haben, setzte die russische Regierung 1847 einen Preis für eine agronomisch-statistische Beschreibung sowol der ganzen Gubernien wie auch deren einzelner Kreise aus. Unter den eingesandten Arbeiten sind als besonders interessant hervorzuheben: eine Beschreibung des grodner Guberniums vom Geistlichen Gregor Parczewski, sowie eine andere über das Landleben im mscislawer Kreise des mohilewer Guberniums von Serdjukow.

Mit Nächstem sieht man dem Erscheinen eines archäologisch-historischen Werks in russischer Sprache, betitelt: „Ueber die Gesandtschaft Leo Sapieha's nach Moskau, 1600", entgegen. Der Verfasser desselben ist der schon durch anderweitige Arbeiten bekannte Philologe Professor Paul Szpilewski, der sich gegenwärtig in Warschau aufhält um mit specieller Erlaubniß des Ministers der Nationalaufklärung (klingt der Titel für Rußland nicht fast wie Ironie?) die alten Acten des Tribunals des lubliner Krongerichts durchzusehen und genügend kennenzulernen. Seine Muße verwendet er zu einem Originaldrama für die warschauer Bühne, das den Titel führen soll: „Skasowane Czwartki" (Die aufgehobenen Donnerstage).

Eine interessante Neuigkeit ist W. Czajkowski's bei Wolf in Petersburg in zwei Bänden erschienene Erzählung: „Die Schweden in Polen."

Im topographischen Bureau des Hauptstabs der activen Armee ist eine hydrographische Karte des Königreichs Polen im Maßstabe von 24 Werst auf einen englischen Zoll oder $1/_{1008000}$ der natürlichen Größe lithographirt worden. Die äußerst sorgfältige Arbeit, bei der die besten Quellen benutzt worden sind, enthält sämmtliche Ströme und Flüsse mit Angabe ihrer Schiffbarkeit und Anhaltepunkte, die Kanäle, Moräste und Sümpfe, Gubernial- und Kreisstädte, sowie auch alle in hydrographischer Hinsicht wichtigen Oerter, ferner die Chausseen, Poststraßen, Eisenbahnen und politischen Grenzen. Der Preis der Karte ist nur 75 Kopeken Silber.

Auch Kiew hat in den letzten Jahren manches Neue gebracht, unter Andern eine russische Uebersetzung von J. J. Kraszewski's „Budnik" (der Wächter), den der Autor s. Z. für die Biblioteka Warszawska schrieb. Der Herausgeber, Joseph Zawadzki, sagt in der Vorrede, er beabsichtige in den bedeutendern Werken der polnischen Literatur eine Galerie von deren Autoren zu bringen, und verspricht, wenn die Sache im russischen Publicum Anklang findet, als Fortsetzung Kraszewski's: „Ostrożnie z ogniem" (Vorsichtig mit dem Feuer), „Notatki nieznajomego" (Notizen eines Unbekannten), sowie auch die gelesenern Romane und Erzählungen von Chodźko, dem Grafen Rzewuski und Anderer. Bekanntlich besitzt die deutsche Literatur nur eine Uebersetzung von Kraszewski's „Welt und Poet", und eine in Stuttgart erschienene sehr mangelhafte und oberflächliche von Czajkowski's „Wernyhora und Kirdschali".

Der ebenso originelle als geistreiche Korzeniowski hat leider immer noch keinen Bearbeiter oder wahrscheinlicher keinen Verleger gefunden.

Die Nordische Biene veröffentlicht einen Bericht des Directors der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg, woraus hervorgeht daß dies Institut mit zu den ersten in Europa gezählt werden muß. Bis zum Anfang des laufenden Jahres enthielt es 453,784 gedruckte Bände, welche Zahl jedoch wol bis zu 600,000 gesteigert werden darf, da nicht Alles in den Katalog aufgenommen werden konnte. An Manuscripten in den verschiedensten Sprachen waren vorhanden 18,352, ferner 326 Autographien in 710 Bänden, 39,811 Zeichnungen und Lithographien und ungefähr 40,000 Broschüren. Seit 1850 hat eine neue Aera für die Bibliothek begonnen, denn von dieser Zeit an hat sie der Kaiser unter seinen unmittelbaren Schutz genommen und zusammen mit dem Rumianzower Museum unter die Aufsicht des Ministeriums des Hofes gestellt. Infolge dieser Verfügung sind mehre vortheilhafte Veränderungen eingetreten, zu welchen ganz vorzüglich die Ernennung von Correspondenten im Lande selbst sowol als auch auswärts, der Befehl der Herausgabe der wichtigsten historischen Documente u. s. w. gerechnet werden müssen. 35.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Der siebenundsechzigjährige Debutant.

Merkwürdig ist sicher die Erscheinung daß der berühmte französische Schauspieler Michael Baron, geboren 1653, bis zum 38. Jahre, nämlich 1691, beim Theater blieb und dann sich mit einer Pension zurückzog, indem er nur als Theaterdichter noch thätig blieb. Jedoch alte Liebe rostet nicht, und so erschien er wieder auf der Bühne nachdem fast volle dreißig Jahre vergangen waren, nämlich 1720 als Cinna im bekannten Trauerspiele Corneille's. Gewiß ein seltener, vielleicht ganz einziger Fall in den Annalen der Bühne. Allein wie ändert sich in 30 Jahren der Geschmack des Publicums, die Manier des Spiels, das Aeußere des Künstlers! Wir können kaum begreifen wie dies Wagstück anders als höchstens mit einer Mischung von Mitleid aufgenommen werden konnte. Jedoch das Théâtre français hatte bis in die neueste Zeit viel Stereotypes; wie der erste Meister eine Hauptrolle aufgefaßt hatte, so nahmen sie auch seine Nachfolger in der Maske, Geberde und Declamation. Vielleicht daß noch Lekain und Talma den Pathos da walten ließen wo ihn Baron hatte eintreten lassen. Die Tradition pflanzte Dergleichen fort, die Kritik hatte es aufgezeichnet, und ohne Zweifel infolge hiervon konnte nicht allein der siebenundsechzigjährige Debutant wiederum mit Ehren erscheinen, sondern auch bis fast drei Monate vor seinem Tode (im December 1729) mit allem erdenklichen Beifalle fortspielen; „avec tous les applaudissements imaginables!" berichtet eine unverdächtige Quelle aus dem Jahre 1756, welche aber solche Angaben, besonders aus den Berichten der Zeit selbst, z. B. dem „Mercure français", schöpfte.*) Daß jedoch dieser kühne Schritt auch gar manche Gegner fand, läßt sich um so leichter denken, da Baron gar nicht an sein immer fortschreitendes Alter dachte, sondern selbst ganz neue, junge, überaus junge Rollen übernahm. So spielte er z. B. noch, 68 Jahre alt, 1721 in den damals erst geschriebenen „Makkabäern" des La Motte den jungen Misael, und zwar mit einem „toquet d'enfant". Die Folge war ein beißendes Epigramm:

> Zu Ehren des Volkes Israel
> Spielt der alte Baron den jungen Misael,
> Und um die Rolle gut auszuführen,
> Läßt er sich zu jedem Act rasiren.

In gleich boshafter Art richtete ein Dichter, Lebrun, eine poetische Epistel an ihn über den „Pas téméraire" welchen ihm unkluge Freunde zu thun gerathen hatten. Unter Anderm heißt es darin:

> Man lacht, sieht man dich alten Bajazet,
> In Liebe noch für Ataliden schwärmen;
> Andromache, denkst du, nimmt dich vielleicht ins Bett!
> Du willst dich wol noch bei Chimenen wärmen?
> Ach! hätt'st du Beaubourg und Roselli nachgeahmt,
> Die nicht vom Alter gleich dir selbst erlahmt
> Die Bühne mit dem Grabe tauschend ließen,
> Und denen heute noch gar manche Thränen fließen...*)

Hierzu kam auch noch öfters Gedächtnißschwäche. So heißt es in dieser Epistel z. B.:

> Es schwindet Alles; dein Gedächtniß ist
> Dir ungetreu oft in der kleinsten Stelle.
> Du stotterst und du schwankst! Wie du verlegen bist!
> Dein Wort wird oft zum häßlichen Gebelle;
> Es fehlt der Takt darin, es ist der Sinn verdreht;
> Die Jugend mangelt dir; die Anmuth ist verweht!

Lebrun, der Dichter, ist längst vergessen; dagegen kennt noch jeder Literat Le Sage's „Hinkenden Teufel", und in ihm ist Baron viel ärger persiflirt. „Ich kenne", heißt es darin (II, Cap. 5), „einen Komödianten der im tiefen Schlafe die Freuden eines Traumes genießt, welcher ihm angenehm schmeichelt. Dieser Schauspieler ist so alt daß nicht eine Menschenseele gefunden wird die aussagen könnte, wenn er zum ersten male auftrat. Er erscheint seit so langer Zeit auf dem Theater daß er ganz theatrisicirt (théâtrisé) worden ist. Er hat Talent, aber er ist so stolz und eitel darauf daß er sich einbildet: ein Mensch wie er ist stehe über den Menschen. Wißt ihr denn was der Coulissenheld träumt? Ihm dünkt er sterbe, und alle Gottheiten des Olymps seien versammelt um zu entscheiden was sie mit einem Sterblichen von solcher Bedeutung machen sollen. Er hört wie Mercur dem Götterrathe auseinandersetzt daß dieser Komödiant so oft die Ehre gehabt habe auf der Bühne den Jupiter und die andern vornehmsten Unsterblichen darzustellen, folglich dürfe er nicht dem gewöhnlichen Loose aller Menschen unterworfen bleiben, sondern müsse in den himmlischen Kreis aufgenommen werden. Momus klatscht dem Rathe des Mercur vollen Beifall zu; einige andere Götter und Göttinnen aber sind empört über eine solche zugemuthete Apotheose, und Jupiter verwandelt sie Alle zufrieden zu stellen den alten Komödianten in eine Theaterbildsäule." Im dritten Buche des zehnten Capitels des „Gil Blas" kommt eine noch stärkere Schilderung: „Er ist älter als Saturn", heißt es darin, „Haare, Bart und Augenbrauen sind gefärbt" u. s. w.

2. Der letzte englische Schauspieler in weiblichen Rollen.

Bereits war in Spanien, Frankreich und Italien die Bühne längst von dem Vorurtheile befreit daß kein Frauenzimmer auf derselben erscheinen dürfe. Dagegen behauptete es sich noch immer in England, indem erst Karl II. dieser Unsitte

---

*) „Dictionnaire des théâtres de Paris", I, 379. 380 (Paris 1756). Wir haben noch ein Seitenstück zu Baron's zweitem Debut, und zwar aus dem Jahre seines Todes. Der in seinen frühern Jahren bis 1687 als Mezzetino und Arlequin berühmte Angelo Constantini, wahrscheinlich Sohn des Erfinders der Mezzetinomaske (1682) kam 1729 nach manchen Abenteuern, namentlich nach einer Gefangenschaft von mehr als 20 Jahren auf dem Königsteine, nach Paris zurück um wieder wie vor 32 Jahren zu glänzen; allein „cet acteur parut très médiocre", sagt die obenangeführte Quelle (S. 159); und er eilte nach Italien, seinem Vaterlande, „en laissant plus de créanciers que de réputation". In solchen burlesken Rollen hängt natürlich Alles von der Persönlichkeit ab.

*) Beaubourg starb [illegible] und Roselli 1711. Beide waren nur mittelmäßig, aber in ihren besten Jahren gestorben, und paßten daher den Stich der Satire um so empfindlicher zu machen.

ein Ende machte, also noch im Jahre 1660 und noch späterhin; denn der königliche Wunsch und Befehl ließ sich nicht sogleich ins Leben rufen. Talentvolle Mädchen und Frauen waren nicht gleich zu finden, und so traf es sich auch daß selbst eine Vorstellung als er schon in der Loge war noch nicht angehen konnte, „weil die Königin noch nicht rasirt sei", wie der herbeigerufene Director zu seiner Entschuldigung sagte. Der letzte Schauspieler welcher sich in jener Zeit in weiblichen Rollen auszeichnete, ist jedoch in den Annalen der englischen Bühne noch nicht vergessen; Kynaston hieß er. Zu der Zeit wo er fast noch ein Knabe als Mädchen erschien, war er so schön daß ihn oft die ersten Damen nach der Vorstellung in seiner Theaterkleidung in ihre Equipage nahmen und mit ihm nach Hydepark fuhren. Das Theater begann damals um 4 Uhr und endigte also zeitig genug um an Sommerabenden mit ihm zu brilliren. Noch in seinen spätern Jahren hatte sich von solcher hübschen Bildung Manches erhalten. Selbst über 60 Jahre alt zeigte er die schönsten Zähne. Und nicht minder erinnerte Mehres in seinem ganzen Wesen an die Aufmerksamkeit die er im Gange und Benehmen sich hatte eigen machen müssen in der Jugend seine Rollen durchzuführen. Eine gewisse Grazie und Zurückhaltung und trefflicher Anstand verließen ihn nie, indem sie seinen Rollen oft einen eigenthümlichen Reiz gaben, obschon es nicht selten gewaltige Helden und furchtbare Krieger, z. B. im „Aurengzeb" und „Don Sebastian" von Dryden, waren. In der Sprache und dem Gange glich er hier einem Löwen der aber „noch mehr Bewunderung als Schrecken einflößte". *) 63.

Zur Familiengeschichte der Guisen.

Kaum hat je ein Geschlecht welches wie die Guisen einst über Frankreich herrschte, einen so unbedeutenden Ausgang gehabt. René de Bouillé erzählt in seiner „Histoire des Ducs de Guise", daß die Enkelin Frankreichs, der directe Sprößling Heinrich's IV., Elisabeth von Orleans, den letzten Herzog von Guise (ältern Zweigs) zu heirathen gewürdigt hatte. Kein älterer Guise hatte eine so glänzende, aber auch keiner eine so theuer erkaufte Verbindung geschlossen. Der Herzog von Guise durfte sich nur auf einen Feldstuhl in Gegenwart seiner Gemahlin setzen. Jeden Tag gab er ihr bei Tisch die Serviette, und wenn sie dieselbe während sie saß und Guise stand auseinandergelegt hatte, befahl sie ein Couvert herbeizubringen, welches immer im Buffet bereit lag. Alles Andere ward mit derselben Genauigkeit beobachtet und alle Tage wiederholte sich diese Förmlichkeit. Aus dieser seltsamen Ehe entsprang ein Sohn, der aber sehr zeitig starb.

Der jüngere Zweig ward im 18. Jahrhundert durch den Prinzen von Guise repräsentirt. Dieser hielt sich meist in Versailles oder Montjeu auf. Der Name dieses bei Autun gelegenen Schlosses knüpft sich an Erinnerungen aus der Jugendzeit Voltaire's. Dieser wohnte eine zeitlang dort. Beschützt vom lothringer Hause ward er seinerseits auch der Beschützer desselben. Voltaire hatte die Idee die Tochter des Prinzen an seinen Freund Richelieu zu verheirathen. Er leitete die Unterhandlung mit der ganzen Geduld und der ganzen Sorgfalt des Geschäftsmanns. Er lieh überdies dem immer um Geld verlegenen Lothringer beträchtliche Summen die er nie wieder zurückerhielt; er nahm mit all den entarteten Guisen einen familiären Ton an, über den der Herzog Franz und Balafré trotz ihrer Volksthümlichkeit erstaunt gewesen wären. Voltaire überschritt freilich die Rechte eines Eheunterhändlers und eines wohlwollenden Gläubigers. Sollte man es glauben daß nachstehende Verse an die Herzogin von Richelieu, die eigene Tochter des Prinzen von Guise gerichtet sind?

> Plus mon oeil étonné vous suit et vous observe,
> Et plus vous ravissez mes esprits éperdus;
> Avec les yeux noirs de Vénus
> Vous avez l'esprit de Minerve.
> Mais Minerve et Vénus ont reçu des avis,
> Il faut bien que je vous en donne,
> Ne parlez désormais de vous qu'à vos amis,
> *Et de votre père à personne!*

An eine andere lothringsche Prinzessin knüpft sich der letzte Sieg des Hauses Guise. Die Erzherzogin Marie Antoinette hatte vor kurzem den Dauphin geheirathet. Dem Gebrauche gemäß machte ein großer Ball einen Theil des Festprogramms aus. Da verbreitete sich das Gerücht daß Fräulein de Lorraine, die Tochter der Gräfin von Brionne, einer lothringschen Prinzessin, und ihr Sohn, der Fürst von Lambesc, unmittelbar nach den Prinzen und den Prinzessinnen von Geblüt tanzen sollten. Der ganze hohe und niedere, alte und neue Adel erschrak und erhob sich wie ein Mann. Man beschloß auf der Stelle durch den Bischof von Noyon dem König eine Denkschrift überreichen zu lassen. Diese Denkschrift war in den leidenschaftlichsten Ausdrücken abgefaßt; die gerechte Bestürzung der Großen des Königreichs war mit lebendigen Farben geschildert. Die Bittsteller riefen zu ihren Gunsten alle Erinnerungen der Geschichte seit Franz I. herbei; man kann sich denken, daß die Guisen und die Ligue nicht vergessen waren. Der König schob seine Entscheidung vier Tage lang auf. Man kann sich vorstellen wie gespannt Alles war. Endlich ertheilte Ludwig XV. eine ausweichende Antwort. Er appellirte an die Treue, die Unterwürfigkeit, die Liebe und „die Freundschaft" seines Adels. Trotzdem erlitt die königliche Macht eine Niederlage. Während des ganzen Morgens vor dem Balle stellten sich die Damen welche zur Menuet berufen waren, als wenn sie die Galerie von Versailles unfrisirt durchschreiten würden. Der König war sehr ärgerlich darüber; er mußte sich endlich zu einem Mittelweg bequemen. Fräulein de Brionne tanzte unmittelbar nach den Prinzessinnen von Geblüt; aber ihr Bruder, der Fürst de Lambesc, tanzte erst nach Frau von Laval die vom Grafen von Artois geführt ward. Glückliche Zeiten wo dies noch die Staatsgeschäfte waren! 13.

Ein Urtheil aus England über Theodor Mügge's „Der Voigt von Silt".

Dieses Urtheil lautet im „Athenaeum" wesentlich folgendermaßen:

...„Ein politischer Roman — und das ist Mügge's Buch — gehört zu den Hybriden der Poesie, eine Gattung, deren poetisches Dasein durch den Zwang der Materie verkürzt wird, während ihr politischer Geist verscheiden muß, sobald die betreffende Frage gelöst oder auch nur in eine neue Phase eingetreten ist. Bekundet nun ein solches das Eintagsleben der Flugschrift theilendes Buch daß es eines längern Lebens werth gewesen wäre, so muß gerade Das was eine zeitlang seine Wirkung verstärkt hat, es um so bedauerlicher machen daß es auf einen Gegenstand verwendet worden ist um deswillen die Wirkung keine nachhaltige sein kann... Die schleswig-holsteinsche Frage vom deutschen Gesichtspunkte aus bildet das Element der Mügge'schen Erzählung. Die Art und Weise wie der Held, Jens Lor[illegible], Sohn eines Mauer-Insulaners, zu einer Liebschaft und zu Hofgunst gelangt, ist ein Gewebe der unwahrscheinlichsten Romanerfindung. Sieht man aber hiervon ab, so steht nicht zu leugnen daß seine weitere Laufbahn mit ihren Versuchungen, ihren Kämpfen und ihrem tragischen Ende mit seltenem Geschick und tiefem Gefühle gezeichnet ist und eine Theilnahme erweckt die bis zum Schlusse selten ermattet. Um diesen Mittelpunkt des Romans gruppirt sich eine

*) So urtheilt ein Zeitgenosse seiner spätern Jahre und ein Kunstgenosse von ihm, Colley Cibber, in seiner „Apology for the life", I, 82 (London 1750), ein Werk das über die englische Bühne aus der Zeit 1660 — 1750 viel Aufschluß gibt.

Masse abwechselnder Inselbilder mit lebenden Figuren, theils an der holsteinschen Küste, theils am königlichen Hofe zu Kopenhagen, und wie die Mehrzahl der erstern muthmaßlich an Ort und Stelle aufgenommen worden sind, so bewegen sich letztere insgesammt deutlicher und bestimmter als es in Büchern dieser Art meist der Fall zu sein pflegt. Die vom Verfasser in diesen aus dem Leben gegriffenen Skizzen bewiesene Kunst und noch mehr daß er verstanden hat seine Personen individuell und voneinander unterschieden darzustellen, fesselt den Leser, ungeachtet die prosaische Tendenz des Ganzen sich stets hervordrängt, und berechtigt zu dem Glauben daß er in der Sphäre echter Kunst, wo das Zurückkommen auf einen Gelegenheitsstoff seine Kraftentwickelung nicht hemmte, mit besserm Erfolge zu wirken vermöchte." 5.

Notizen.

Im Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs zu Grimma und Leipzig ist soeben folgendes Buch erschienen: „Kurmark und Kaukasus oder das Geheimniß. Von Talvj (Mrs. Robertson, geb. T. A. L. von Jacob). Aus dem Englischen übertragen von W. M. Drugulin" (2 Thle.). Mit diesem Buche hat es eine besondere Bewandtniß, die wir veranlaßt sind dem Publicum hier näher mitzutheilen. Das Original, nach welchem diese Uebersetzung angefertigt worden, erschien 1850 zu Neuyork unter dem Titel: „Heloise, or the unrevealed secret. A tale. By *Talvi*." Hieraus ist ersichtlich daß für die deutsche Uebersetzung der Titel willkürlich verändert worden, was jedenfalls eine Rüge verdient. Sodann müssen wir bemerken, daß, wenn der Uebersetzer zu dem Autornamen guten Klangs den bürgerlichen der verehrten Verfasserin erklärend hinzufügen wollte, er wenigstens diesen richtig hätte angeben sollen, nicht Robertson, sondern Robinson. Nun aber kommt die Hauptsache! Das angebliche englische Original ist selbst nur eine Uebersetzung aus dem Deutschen, das Buch ist von der deutschen Verfasserin ursprünglich deutsch geschrieben, und aus ihrem deutschen Manuscript von ebenso berechtigter als kundiger Hand in Amerika ins Englische übersetzt worden. Das deutsche Original und diese Uebersetzung sollten zu gleicher Zeit erscheinen, aber durch Zufälle, die außerhalb des literarischen Bereichs lagen (habent sua fata libelli!) wurde der Druck des deutschen Originals bisher verzögert, während die Uebersetzung ans Licht trat, binnen einem Jahre drei Auflagen aber auch das Misgeschick erlebte zurück ins Deutsche übersetzt zu werden. Wir hören daß der echte Originaltext aber demnächst erscheinen wird. 90.

Ein Buch aus der Feder Ludwig's XVI.

Unter den unlängst in Paris erschienenen Büchern befindet sich eine Curiosität, betitelt: „Reflexions sur mes entretiens avec M. le duc de la Vauguyon", von welcher behauptet wird, daß sie von Ludwig XVI. verfaßt sei zur Zeit da er noch Dauphin war. Die legitimistische Presse hat die Echtheit des Werks verbürgt, und führt zur Erhärtung seiner Authenticität zwei Umstände an: ein mal daß in der Schrift gewisse Bemerkungen und Reflexionen vorkommen, die von Niemand sonst als dem präsumtiven Thronerben Frankreichs herrühren können, sodann daß die Handschrift des Manuscripts von gewissen Personen die zu Ludwig XVIII. in genauem Verhältniß standen als dieses Letztern Handschrift anerkannt ist, der das Manuscript als damaliger Graf von Provence für seinen ältern Bruder copirt haben soll. Man muß gestehen daß beide Gründe wenig Haltbares bieten, da es, ganz abgesehen von dem ersten, fast unmöglich ist, daß die Handschrift eines jungen Menschen von 14—15 Jahren — so alt mußte Ludwig XVIII. damals etwa sein — sich so unverändert erhalten haben sollte um noch von den Genossen seines spätern Alters erkannt zu werden. 74.

Bibliographie.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1851. I. Band. 1stes und 2tes Heft. Wien. Lex.-8. 20 Ngr.

Auerbach, B., Neues Leben. Eine Erzählung. Drei Bände. Mannheim, Bassermann. 1852. 8. 3 Thlr 15 Ngr.

Die Königliche Bibliothek in Berlin in den Jahren 1846 bis 1850. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Ngr.

Unsere moderne Bildung im Bunde mit der Anarchie. Stuttgart, Becher. 1852. 8. 15 Ngr.

Byron, Der Corsar. Gedicht. Aus dem Englischen von B. v. Arentsschild. Mainz, v. Zabern. 1852. 16. 25 Ngr.

Romänische Dichtungen. Ins Deutsche übersetzt von E. M. Hermannstadt, v. Hochmeister. 8. 20 Ngr.

Eglantine. Ein Roman von der Prinzessin **. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Erbach, A., Minnesang. Leipzig, Baumgärtner. 1852. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.

Falke, O., Ein Ungarheld. Erzählung in drei Gesängen. Bremen, Geisler. 1852. 16. 7½ Ngr.

Firduſi, eine persische Liebesgeschichte. Berlin, Hertz. Gr. 16. 21 Ngr.

Gerstell, A., Bilder aus der Traumwelt. Mit Illustrationen von L. Rieper. Leipzig, Weber. 1852. 8. 2 Thlr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. (Vom Oberst C. G. Schulz.) 14ter Theil. 1ster Band. Mit 3 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Guseck, B. v., Salvator. Roman. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 8. 2 Thlr.

Hackländer, F. W., Der geheime Agent. Lustspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, A. Krabbe. 8. 1 Thlr.

Harleß, E., Populäre Vorlesungen aus dem Gebiet der Physiologie und Psychologie. Mit 103 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hölty, H., Irrwege eines jungen Dichters. Nebst einem Anhang von Gedichten. Lüneburg, Engel. 8. 20 Ngr.

Hutter, J., Von Orsová bis Kiutahia. Braunschweig, Jeger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jörg, J. E., Deutschland in der Revolutions-Periode von 1522 bis 1526, aus den diplomatischen Correspondenzen und Original-Akten bayrischer Archive dargestellt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Petöfi's, A., Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von F. Szarvady und M. Hartmann. Darmstadt, Leske. 16. 1 Thlr.

Wagner, R., Oper und Drama. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1852. 8. 3 Thlr.

Zitz, Kathinka, Rheinsandkörner. Ein Novellen-Cyclus. Mainz, Faber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Süß und Sauer. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Daumer, G. F., Prolog zur Festvorstellung am 30. September 1851 im Stadttheater zu Erlangen die Philologenversammlung daselbst betreffend. Nürberg, Stein. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Politik des Hauses Oesterreich Deutschland und dem Protestantismus gegenüber. Nach der Geschichte betrachtet von einem Protestanten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XLVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dreiundsiebzigstes und vierundsiebzigstes Heft.

Inhalt: **Das neue deutsche Drama.** — **Der Kirchenstaat seit dem Pontificat Pius' IX.** — **Die Anästhetischen Mittel.** — **Die Wissenschaft der Nationalökonomie** seit Adam Smith bis auf die Gegenwart.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch **zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im December 1851.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation, nach ihrer fortschreitenden Entwickelung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Volksleben mit Rücksicht auf die Natur- und Kulturverhältnisse des Landes. Zur Förderung deutschen Sinnes und deutscher Einheit herausgegeben von einem Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes. Eingeführt durch **Ernst Moritz Arndt**. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die „**Germania**" will nach einem **encyklopädischen** Plane, jedoch in der freien Form **selbständiger**, in sich vollkommen **abgeschlossener** Abhandlungen und ohne eine streng vorausbestimmte Reihenfolge das **deutsche Nationalleben** in **Vergangenheit** und **Gegenwart**, sowie in seinen **wichtigsten Zielpunkten für die Zukunft** zur Anschauung bringen. Die bereits erschienene I. Lieferung des II. Bandes enthält: Die christlich-germanische Staatslehre, von **H. v. Sybel**. — Skandinavien, von **E. M. Arndt**. — Deutsches Universitätsleben, III. Artikel, von **L. Bechstein**.

Jede Lieferung von 4—5 Bogen kostet 7½ Ngr.; 10 Lieferungen bilden einen Band; etwa allmonatlich erscheint eine Lieferung.

Leipzig, im December 1851.

Avenarius & Mendelssohn.

Ein Roman von Karl von Holtei.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die Vagabunden.

Roman in vier Bänden von **Karl von Holtei.**

8. 76 Bogen. Eleg. brosch. Preis 4½ Thlr.

Breslau, im November 1851.

Trewendt und Granier.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig**:

A Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language.

First and second course. 8vo. Sewed. 5 Ngr.

Early published:

A new, pratical and easy method of learning the German language. By **F. Ahn**. 8vo. — First course. Second edition. 10 Ngr. — Second course. Second edition. 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Chemie.

Cameralchemie

für

Land- und Forstwirthe, Techniker, Sanitäts-, Cameral- und Justizbeamte.

Bearbeitet von

Dr. Franz Doebereiner,

Ehrenmitglied des Apothekervereins im nördl. Deutschland und des Vereins studirender Pharmaceuten in München, auswärtigem Mitglied der pfälz. Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften, früher Lehrer der Chemie und Pharmacie an der Universität zu Halle.

In drei Abtheilungen.

Das ganze Werk kostet $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses nach vielseitigen geprüften eigenen und fremden Erfahrungen und dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft gemäß bearbeitete Werk ist, wie der Titel besagt, zuvörderst für Land- und Forstwirthe, Techniker, Sanitäts-, Cameral- und Justizbeamte bestimmt, um dieselben in gedrängt gefaßter Darstellung mit den allgemeinen Lehren der Chemie, besonders aber mit den chemischen Eigenschaften der Erdkörper, ihrem Einfluß auf Vegetation und thierisches Leben und deßhalb mit ihrer Erkennung, Darstellung, Vermehrung, Veredlung und Benutzung als Existenz- und Genußmittel des menschlichen Lebens, sowie mit denjenigen Körpern, ihrer Erkennung und der Art ihrer Beseitigung bekannt zu machen, welche auf das thierische und pflanzliche Leben einen nachtheiligen Einfluß ausüben.

Es umfaßt demnach die Agricultur und Forstchemie, die chemische Technologie und die polizeiliche und gerichtliche Chemie. Der practische Theil ist mit zahlreichen erläuternden Holzschnitten versehen und die Ausstattung eine in jeder Beziehung höchst elegante.

Nähern Nachweis über den reichhaltigen Inhalt gibt der durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehende Prospectus.

Medicin.

DIE HOMÖOPATHIE.

Eine Anleitung

zum richtigen Verständniss und zum Selbststudium derselben.

Von Dr. **Bernhard Hirschel,**

pract. Arzte in Dresden.

24 Bogen elegant broschirt 2 Thlr.

Diese, für den Arzt, Studirenden und Nichtarzt gleich brauchbare und anziehende Schrift hat sich die Aufgabe gestellt, das so schwierige Studium der Homöopathie zu erleichtern und ein Verständniss derselben auch in weiteren Kreisen anzubahnen. Nach einer geschichtlichen Darlegung der Entwicklung der Homöopathie und Widerlegung der wichtigsten Einwürfe gibt der Verfasser eine gedrängte aber vollständige Uebersicht über das Ganze dieser Heilmethode, nebst vielfachen Erläuterungen und entwickelt klar und zweckmässig mit Unterstützung durch praktische Beispiele die Regeln in formeller und materieller Hinsicht, wie man sich den Inhalt der homöopathischen Arzneimittellehre und der speciellen Behandlung aneignen soll, so dass hierdurch einem längst gefühlten Bedürfniss entsprochen sein dürfte.

Die Homöopathie u. ihre Bekenner.

Ein Mahnungsruf am Denkmal Hahnemann's

von

Dr. **Bernhard Hirschel,**

prakt. Arzte in Dresden.

$3\frac{1}{2}$ Bogen Velin elegant broschirt. Preis 9 Sgr.

In dem vorliegenden Schriftchen, welches die Mängel der jetzigen Homöopathie und insbesondere auch der homöopathischen Aerzte scharf geisselt, entrollt sich in kurzen und lebensfrischen Zügen ein vollständiges Bild der Gegenwart der Homöopathie nach ihren äusseren und inneren Verhältnissen, welches für Freunde und Feinde dieses Heilverfahrens von gleichem Interesse sein dürfte.

Zeitschrift

für homöopathische Klinik.

Unter Mitwirkung namhafter Praktiker

herausgegeben von

Dr. **Bernhard Hirschel,**

pract. Arzte in Dresden.

Monatlich mindestens 1 Bogen gr. 4. Preis: 10 Sgr. vierteljährlich.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist die Förderung der rationellen Homöopathie, die Feststellung und Erweiterung des Thatsächlichen und Erfahrungsgemässen auf diesem Gebiete. Durch gutes klinisches Material aus der Hospital- wie Privatpraxis soll durch sie ein Archiv gediegener Erfahrungen gebildet werden, welches dazu beitragen soll, die Wahrheit des Similia similibus zu befestigen und weiter zu verbreiten. Kritische Auszüge werden den Verband mit der übrigen Medicin herzustellen und ein Feuilleton über örtliche und persönliche Verhältnisse und dergl. zu unterhalten bemüht sein.

Klinische Erfahrungen

in der

HOMOOPATHIE.

Eine vollständige Sammlung aller, in der homöopathischen Literatur niedergelegten Heilungen und praktischen Bemerkungen

vom Jahre 1822 bis 1850.

Herausgegeben und mit vergleichenden Bemerkungen versehen von

Th. J. Rückert,

pract. Arzte in Herrnhut.

Erster Band. Erste Lieferung.

Die Ausgabe erfolgt in Lieferungen à 6 Bogen. Preis der Lieferung 15 Sgr.

Dieses für jeden Arzt höchst wichtige und für den Homöopathen insbesondere unentbehrliche Buch, enthält alle in der Literatur mitgetheilten Heilungen, bei welchen die Wirkung der angewandten Mittel deutlich zu erkennen ist, und wurde seit langer Zeit von den bedeutendsten Autoritäten der Wissenschaft als ein Bedürfniss für die Homöopathie bezeichnet.

Der Prospectus ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Stenographie.

Lehrbuch der Stenographie.

Nach Gabelsberger'schem Systeme als Leitfaden für Lehrer wie zum Selbstunterricht.

Nebst Anleitung für Errichtung und Einrichtung stenographischer Lehranstalten und Canzleien.

Herausgegeben von

Franz Wigard,

Professor der Stenographie.

Preis einer Lieferung von 3—4 Bogen 10 Sgr.

Der Verfasser dieses Lehrbuchs, einer der frühesten Schüler Gabelsbergers in München, ist durch sein 16jähriges Wirken als Lehrer der Stenographie und praktischer Stenograph, dessen Schüler überall in Deutschland verbreitet, sowohl bei der Frankfurter Nationalversammlung als bei vielen Landtagen und sonstigen Versammlungen ihre Tüchtigkeit bewährt haben, in ganz Deutschland rühmlich bekannt. Herr Professor Wigard gab seit 14 Jahren den Unterricht am stenographischen Institute zu Dresden, führte die Direction der stenographischen Canzlei bei den sächsischen Landtagen, ist als praktischer Stenograph dabei selbstthätig gewesen und stand auch der stenographischen Canzlei bei dem preußischen vereinigten Landtage, bei dem preußischen vereinigten ständischen Ausschusse und bei der Nationalversammlung zu Frankfurt vor. Dieser Wirkungskreis des Verfassers wird zur Empfehlung des Werkchens genügen, das auch um so mehr einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen haben wird als in neuester Zeit Systeme und Schriften über die Stenographie erschienen sind, welche sowohl in ihrem Inhalte als in ihrer kalligraphischen Ausschmückung den Anforderungen an ein solches Werk auch nicht im Entferntesten zu entsprechen geeignet sind.

Auswanderungsschriften.

Der treue Freund und Begleiter des Auswanderers

nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Neuestes und vollständigstes Handbuch,

in welchem der Auswanderer alles findet, was ihm für seinen Zweck zu wissen nothwendig und wünschenswerth ist:

1) Allgemeiner Rathgeber (die Vorbereitungen in der Heimath, die Reise, die Ankunft in Amerika ꝛc. ꝛc.). 2) Geographie, Statistik, Münze, Maß, Gewicht ꝛc. 3) Geschichte der Nation von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit. 4) Aerztlicher Rathgeber für die Reise. 5) Religiöse Unterhaltungen. 6) Englischer Dolmetscher. 7) Die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten.

Von K. E. Richter.

Zweite mit einer Karte versehene Auflage.

Elegant und dauerhaft cartonnirt mit Sarsenetrücken. Preis 15 Sgr.

Aerztlicher Rathgeber für Auswanderer.

Anleitung zum Verhalten während der Seereise, der Seekrankheit ꝛc., um sich vor den nachtheiligen Einflüssen des Schiffslebens möglichst zu schützen und die Gesundheit zu bewahren.

Von **Dr. Karl Hommel,**

prakt. Arzt und Geburtshelfer. Früher Arzt in der holländischen Kriegsmarine.

Elegant broschirt $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Gedichte.

Neues Laienbrevier.

Aus

deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart.

Von Dr. **Wilhelm Wolfsohn.**

Die Menschheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erregt schöne Thaten;
Der Mensch fühlt sein Bedürfniß nur zu sehr,
Und läßt sich gern im Ernste rathen.
Goethe.

24 Bogen. eleg. brosch. 1 Thlr. Dasselbe gebunden in Sarsenet mit Goldschnitt und Goldverzierungen 1 Thlr. 15 Sgr.

Seit Jahren, sagt Einer unserer anerkanntesten Kritiker, ist uns keine so vollständige und gemütherhebende Gedichtsammlung zu Gesicht gekommen, wie diese. — Der Herausgeber, mit dem gesammten Reichthum deutscher Poesie innig vertraut, hat hier die schönsten in Versen ausgesprochenen Lebenswahrheiten, vom neunten Jahrhundert an bis auf unsere Tage, zusammengestellt, und das Ganze trägt das Gepräge ebenso harmonischer als sittlich reiner Weltanschauung. Wir empfehlen daher dieses Buch, das sich schon so viele Freunde erworben, Allen, die mit einer wahrhaft schönen und reichen Festgabe sich und Andere erfreuen wollen.

Von der schönen Rosamunde.

Gedicht von Theodor Fontane.

Vier Bogen auf feinstem Velinpapier, im Format der Cotta'schen Miniaturausgaben.

Eleg. brosch. 15 Sgr. Fein geb. mit Goldschnitt 20 Sgr.

Die Hoffnung, mit der wir das Erscheinen dieses Gedichtes ankündigten, daß die poetische Fülle und künstlerische Gediegenheit desselben alle für das Schöne empfänglichen Gemüther ergreifen würde, hat sich glänzend bewährt. Nicht nur, daß diese Innigkeit und Zartheit der Empfindung, diese Kraft und dieser malerische Reiz und Wohllaut des Ausdrucks in weiten Kreisen der Lesewelt eine ungewöhnliche Wirkung geübt, auch die Kritik hat mit uneingeschränktem Beifall diese seelenvolle Dichtung begrüßt, auf die Frische, Unmittelbarkeit und den ächten Romanzenton derselben hingewiesen, und ein berühmter deutscher Dichter hat ihr in der Augsburger Allgem. Zeitung den Preis vor den meisten neueren Erscheinungen zuerkannt.

ENGLISCHER LIEDERSCHATZ

aus englischen und amerikanischen Dichtern, vorzugsweise des 19. Jahrhunderts.

Mit Nachrichten über die Verfasser.

Herausgegeben von

Karl Elze.

8. 28 Bogen Velin eleg. geb. in Sarsenet $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Diese Sammlung der vorzüglichsten Schöpfungen englischer und amerikanischer Dichter zeichnet sich von allen bisher erschienenen durch Originalität der Zusammenstellung vortheilhaft aus. Der Reichthum des Inhalts sowohl, als auch die höchst elegante Austattung machen dieses Werk besonders zu Geschenken für alle Freunde der englischen Sprache und Literatur geeignet.

☞ **Diese elegant gebundenen Werke eignen sich vorzüglich zu Festgeschenken.**

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Dessau.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 133. —— 27. December 1851.

Inhalt.

Dräseke.

Nachgelassene Schriften von Johann Heinrich Bernhard Dräseke. Herausgegeben von Theodor Heinrich Tim. Dräseke. Erster und zweiter Band. — A. u. d. T.: Predigten über die Stufenlieder. — Predigten über den Brief des Jacobus. Zwei Abtheilungen. Magdeburg, Heinrichshofen. 1850—51. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die nachgelassenen Schriften Dräseke's haben uns, mehr als ein Jahr nach seinem Hingange, jetzt die allerletzte Ergänzung gegeben von Dem was in der Form geistlicher Rede seine Thätigkeit ausgemacht hat. Allen die ihn so gekannt, die seine Macht ein mal aus seinen Werken oder in der hinreißenden Begeisterung seines Vortrags empfunden haben, wird dieser verspätete Gruß eine Freundesstimme sein, Mahnerin alter, ahnungsvoller Töne. Zwar vielleicht im Brausen der Ereignisse verhallter Töne; aber die innerliche Stille weckt sie auf mit der verklärten Gestalt die mit ihrem Leben sie durchhaucht hat. So war Dräseke, einer von Denen die ein mal gesehen nicht zu vergessen sind. Aus Einem Stück, einig in Wort und That, Leben und Foderung ans Leben; eine der am mächtigsten wirkenden Persönlichkeiten seiner Zeit wie der seltensten Erscheinungen der großen Periode die jetzt im Ablaufen begriffen ist.

So verhältnißmäßig unmittelbar aber sein Einfluß daher auch noch ist: man darf zugleich behaupten daß sein Wirken der Geschichte schon angehört, denn abgeschlossen und mit dem Umriß historischer Gestalt tritt es vor uns hin. Nicht allein trug er in allen Entwickelungsphasen diese unvergeßlichen Züge. Jahre, Jahrzehnte (wenn der Inhalt der Ereignisse, nicht die äußere Dauer das Maß der Zeit ist) liegen zwischen seinem letzten Auftreten und der jetzigen, nachrevolutionnairen Epoche, deren Anfänge er nur in der Stille der Zurückgezogenheit erlebt hat. Wenigstens für Die welche ihn nach dem Scheiden aus seinem Amte nicht wieder gesehen. Aber auch sein weiteres Fortleben mit der Welt war nur seines eigensten Wesens Blüte. Der Tod traf ihn in fortschreitender Entwickelung; Vieles was an dem alten Glauben noch beengend gewesen, hatte er für den Geist und die innere Stimmung gelöst. So ging ein unablässiger Proceß durch sein Leben: der Kampf der unter das Gesetz gebeugten Demuth mit der befreienden Gewalt, dieser Gewalt welche die Schranken des Kastengeistes überall sprengte und frischen Lebensinhalt in sie ausströmte.

Es ist wol der Mühe werth diesen Proceß jetzt einmal zu betrachten. Auch deshalb wagt der Schreiber dieser Zeilen Dräseke's Gestalt als ein Fertiges, gleichsam auf dem erhöhten historischen Boden Stehendes aufzufassen, weil ihm das Glück vergönnte einen Ueberblick und Einblick in sein Leben zu gewinnen, wie vielleicht Wenigen die ihn gekannt haben. Wenigstens in dem Ganzen seiner Auffassung glaubt er sich nicht getäuscht zu haben. Ausgangs- und Endpunkt war ihm das durch alle Einzelheiten und über sie hinaus durchschlagende Princip, die Grundgewalt von der Dräseke's Leben befeuert und getragen wurde.

Wir müssen um hier die feste Basis zu gewinnen, noch tiefer zurückgehen als auf sein erstes praktisches Wirken, d. h. noch hinaus über die letzten zehn Jahre des 18. Jahrhunderts, in deren Mitte dasselbe bereits begonnen hatte. Dräseke's Geburt fällt in die Epoche der geistigen Befreiung Deutschlands; seine Bildung erhielt er als die französische Revolution der innern Bewegung die große körperliche Gestaltung schuf, die tiefsten Fragen discutirt, alles Alte in seinen Fundamenten erschüttert, die Nothwendigkeit schöpferisch-neuen Lebens überall offenbar wurde. So ist er wesentlich aus dieser Bewegung hervorgegangen. Er mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit ist selbst einer der schöpferischen Geister dieser Epoche des allgemeinen Werdens. Die Poesie brach den Regelzwang steifer Form; die Philosophie emancipirte sich von den Concessionen an die Theologie; lebendiger wurde bei dem Erleben einer großen Geschichte das ganze Weltbewußtsein. So hat sich Dräseke seinerseits aus der trockenen Moral und dem bornirten Orthodoxismus seiner Vorgänger zu einem höhern religiösen Bewußtsein hinaufgerungen. Das Christenthum dessen freimachender Inhalt für das wirkliche Leben in der relativ geist-

losen Ceremonie des sonntäglichen Cultus untergegangen war, hat er, zerstreut wie es von der Entwickelung einer jahrhundertelangen Geschichte erfüllt und umgebildet in der Welt existirte, noch ein mal zu einer großen Erscheinung concentrirt und reformatorisch alle Lebenssphären mit ihm durchdringend seine Wahrheit noch ein mal hervorgebracht. Da kann keine Gestalt ihm an die Seite gesetzt werden. Nicht Reinhard, nicht Schleiermacher. Schleiermacher fehlte die apostolische Persönlichkeit; er verlor ein Stück der Religion an die Philosophie, der Philosophie an die Religion. Dräseke hat dagegen mit dem ungetheilten, einigen Drang die Verwirklichung des Reiches Gottes herbeiführen wollen, des christlich-menschlichen Ideals das ihm mehr war als Gefühlsschwärmerei, logische Deduction — das begeisternde und fortreißende Princip seines Lebens in dem sich sein Zorn und seine Liebe verkörperte.

Er hat sich auch äußerlich seine Bahn brechen, gegen die Noth äußerer Beschränkung mit seinem Genius kämpfen müssen. Der Vater, in der Stellung eines subalternen Beamten, mit Geschäften überhäuft, geringer Einnahme, von einer Schar Kinder umgeben, konnte nicht viel auf seine Erziehung achten. Dräseke besuchte eine Freischule, war dort viel außerhalb des Hauses und wie Luther hat er Jahre lang als Chorschüler singend vor den Häusern seiner Vaterstadt Braunschweig ein kärgliches Brot verdient. Daß er sich dann früh durch Lernbegier, feurigen Eifer hervorthat, ließ den Vater welcher immer höher hinaus gewollt hatte, den Gedanken an die Möglichkeit seines Studiums fassen. Dräseke war sich dieses Dranges bewußt. Mit der Unwiderstehlichkeit des Genius arbeitete er sich rasch empor bis zum braunschweiger Karolinum. Seine fromme, schwärmerisch von ihm geliebte Mutter pflegte nach der Art des Jahrhunderts vor allem die christlichen Grundsätze in seinem Gemüthe. Er, mit offenem Blick für die äußere Welt, aber ebenso innerlichst zur Andacht gestimmt, den Gedanken der Religion als das Tiefste des Geistes erfassend, wählte die Theologie, deren Studium damals überhaupt noch in höherm Ansehen stand.

Auch auf der Universität mußte sein Geist dann ebenso fast ausschließlich für seine Existenz einstehen. Aber seine Jugendkraft empfand sich in dieser Freiheit unbeschränkt. Sie bildete sich selbständig, foderte Genuß, Klarheit, Mannichfaltigkeit. Von vornherein konnte er nicht auf das Gebiet der dogmatischen Theologie sich beschränken. Wie erst mit der Durchdringung alles Lebens, als seinem Princip, der religiöse Inhalt seinen wahren Begriff erreicht, so ergänzte, bereicherte sich das Studium der religiösen Wahrheiten an dem der Geschichte, der Sprachwissenschaft, der Philosophie. In der Geschichte fesselt das dramatische Interesse der wirkenden Principien. Sie zeigt was objectiv ist an der Religion. Der persönliche, selbst geschichtliche, praktisch ergriffene Geist findet sich auf ihrem Boden, wird von seiner eigenen Macht in ihre Bewegung hineingedrängt. Erfüllt von dem Gedanken des Christenthums, in seiner Entwickelung die der Welt begreifend, hatte Dräseke so an der Geschichte die realisirte Vorsehung des christlichen Gottes der diese Religion geoffenbart hatte. Seine geschichtliche Grundanschauung entwickelte sich als die christlich-teleologische; sein philosophisches Bewußtsein dann eben damit als das was die Vernunft dieser Anschauung für den Gedanken ist. Nur denkend konnte er glauben; gleich seine erste größere Predigtsammlung ist „denkenden Verehrern Jesu" gewidmet. Die nicht denken wollen schließt er von der Lesung derselben aus. Und der Gedanke war ihm von vornherein als concreter. Es blieb dies Vorstellen des persönlich-christlichen Gottes, diese Heilighaltung der einmal geschehenen heiligen christlichen Geschichte. Doch nicht als jenseitige, ferne, einmal dagewesene, wozu sie in der Trockenheit des Lebens verpflüchtigt und verknöchert war, — sondern seinen Geist konnte sie nur fesseln als die immer wiederholte, erlebte, von den Banden der Materie erlösende; die, als deren Repräsentant Christus die Welt überwunden und für die Freiheit des Geistes gestorben war.

Einen mächtigern Einfluß als der reine philosophische Gedanke oder als die (damals freilich noch nicht einmal erschienene) vom speculativen Denken durchdrungene Geschichtsphilosophie übte so seiner ganzen Natur gemäß auf Dräseke diese concrete Gestalt, die mächtigste, tiefeingreifendste der Weltgeschichte. Christus, Gottes Sohn, übernatürlich geboren, lebend, überall wunderbar, tiefes Mysterium, aber ebenso menschlich wirkend, Ideal des wahrhaft praktischen Seins, wurde und blieb ihm das Vorbild dem er von frühauf nachstrebte, das er mit aller Glut seines Geistes umfaßte. Er hat keiner besondern Philosophie angehört, wollte ihr nicht angehören. Im Christenthum das Vernünftige, Befreiende erkennen, dies Vernünftige als Princip des Handelns überall geltend machen war ihm höchste, immer neu zu durchdenkende Philosophie. Es war eine eigene Logik, wie sie jedem großen Geist eigenthümlich ist. Ist er nicht eben zum Philosophen geboren, so wird man allerdings seine Gedanken nicht in logische Kategorien bringen oder ihren Fortgang in der bestimmten Weise dieser Kategorien definiren können. Aber eine andere Nothwendigkeit wird man in ihnen entdecken die nicht weniger logisch ist: die Entwickelung, das immanente Leben seiner Natur. Wo sich diese Natur offenbart, reißt sie einen Theil der Menschheit mit sich fort. Denn insofern sie schöpferisch ist, ist sie Nichts als die entschiedene Formulirung jenes Bewußtseins das in Allen die sie ergreift auf unvollkommenere Weise da ist und nun in die Klarheit des Genius erhoben werden soll.

Um übrigens die mannichfaltige, von Engherzigkeit ferne Bewegung in Dräseke's Leben sogleich noch näher zu bezeichnen, wählen wir nur noch ein wenig bekanntes Factum. Er wurde durch den Ernst seines Studiums nicht gehindert seine geringen Geldmittel auch für leidenschaftlichen Theaterbesuch zu verwenden. Weiterhin, durch das Schauspiel angeregt, hat er sich in dieser Zeit mit dramatischen Arbeiten beschäftigt. Ein Schauspiel

von ihm ist anonym im Drucke erschienen und später in Braunschweig aufgeführt worden. Die „Jenaische Literaturzeitung" beurtheilte es sehr günstig. Dräseke hielt später nicht viel davon — er wählte sich höhere Gegenstände. Und sehr bald erhob dieser jugendliche poetische Drang sich in ihm zu der geschlossenen Schönheit der ungebundenen Rede, dieser begeisternden Sprache seiner Predigten welche die Hülle des Ausdrucks immer eigenthümlich und frisch aus dem begeisternden Inhalte der Religion zu schöpfen wußten.

Seine ersten im Druck erschienenen Predigten zeigten wie ihn dieser Inhalt erfüllte. Schon früher hatte er als Student gepredigt. Es war ihm im Feuer der Rede begegnet daß er sich selbst und die Zeit vergessend das an seiner Seite auf der Kanzel stehende Stundenglas zerschlagen hatte. Eben von der Universität zurückgekehrt, 21 Jahre alt, trat er dann in Mölln im Lauenburgischen als Prediger seine praktische Wirksamkeit an. Mittellos, ganz auf sich selbst fußend, gezwungen alle weitfliegenden Jugendhoffnungen zu bändigen in die Enge seines Amtes — aber erfüllt von Geist, durchdrungen von der Heiligkeit seines Berufs, ihn mit allem Menschlichen in Beziehung wissend, in alle Verhältnisse praktisch mit seinem Geiste eindringend. So bildet er seine Predigt. Er führt sie in die Hütte des Armen, in das Elend des Kranken, Nothleidenden, in die innerste Verzweigung jedes persönlichsten Geschicks und seine Stimmung — der christliche Geist, tief, warm, allgemeinsam, hat Antwort für Alles. Das Verhältniß der Menschheit zu sich selbst, ihrem Schicksal, ihrer Vorsehung wird auf die Consequenzen für das Leben hingedrängt. Mit derselben Fülle redet er von den nächsten Begebenheiten des Zeitalters, wozu sie stimmen, treiben, bewegen sollen; ja die Physiognomie der ganz individuellen Natur welche die Gemeinde umgibt: Berg, Wald, Wiese, See u. s. w., wird hineingezogen in die Predigt; das Volk wird wo es empfindet, in seiner concreten Wirklichkeit ergriffen, hier, nicht in der Einbildung die höhere Wahrheit gesucht mit welcher dies Leben zusammenhängt. In allen Predigten Dräseke's regiert diese Tendenz. Wie ein Philosoph einst sagte: daß er aus einem Strohhalm das Dasein Gottes beweisen wolle, so suchen sie überall diese lenkende, herrschende Gewalt; in jedem Momente des Daseins soll Großes und Kleines, Irdisches und Geistiges, die Weltereignisse wie die individuellste Erfahrung, soll in dem göttlichen Zusammenhang offenbar werden. Ist daher die heilige Geschichte der Mittelpunkt der Predigt, der stete Beziehungspunkt aller Gedanken, so wird ihr Fortgang darum nicht so sehr als objectiv rührendes Gemälde geschildert als vielmehr durchdrungen von dem sittlichen Gefühl der ihr entgegenstehenden Welt und Sünde; bei dem Hinstarren und der Zerknirschung in diesem Gefühl wird nicht stehen geblieben, — nein! seine Folge soll That, Besserung sein, von Gottes und Christi Geist erfülltes Leben das hinausdauert über den einen Ruhetag, den Sonntag, an dem man erbaut wird. Niemandem war die Trennung des Sonn- und Werktages fremder als ihm. Nach außen besteht der Unterschied und aus der Stille des Sonntags kommt ihm auch seine Weihe. Er muß äußerlich geweiht sein, damit der Geist von dem endlichen Geräusch unberührt sich im Geiste sammele. Aber für ihn, für den wahrhaft religiösen Geist ist es dann nur ein Höhepunkt des Lebens; was er hört und redet, sind nicht Glaubenssätze die er am Alltage vergißt, er fühlt sich nicht fremd darin, sondern es ist das Seinige, in dem er bei sich selbst ist. So war es mit Dräseke. Und er hatte doch auch tiefen Sinn für die besondere Schönheit der christlichen Feiertage, wie außer der dogmatischen Bedeutung ihr Verhältniß zur Natur und die christliche Sitte sie gestaltete. Dieser ihn erfüllende Geist: Glauben an Gott, begeisterte Hingebung an Christus, den Sohn Gottes, Streben zu dem heiligen Geist der Gemeinde — gaben ihm jene Einheit des Lebens mit dem Wollen die den wahrhaft großen Menschen aus der Verborgenheit hinausführt und in der Welt wirkend erscheinen läßt. Er fand in dieser Einheit die Anerkennung seiner moralischen Reinheit, seiner praktischen Tüchtigkeit. Wahrhaft demüthig in dem Bewußtsein seiner Schwäche strömte ihm aus der Demuth, wie geweiht durch diese Erkenntniß, dieser begeisterte Geist, dieser Sporn zum Höchsten, der ohne ihn rastlos zu machen ihm keine Ruhe ließ, ihn von Stufe zu Stufe weiter hinaufführte. Dann hat er Luther ähnlich auch durch den erschütterndsten Ernst seines wechselvollsten Lebens die Heiterkeit des Gemüths, die tiefe, seelenvolle Freude an der Schönheit der Welt, an dem Genusse der äußern und der geselligen, geisterfüllten Menschennatur hindurchgetragen. Wie ein Hauch ewiger Jugend weht es durch sein Leben, und Alles was aus der Einheit seiner Kraft sich entwickelte, athmete diese Frische, diese strömende Macht, die ihm gleichsam aus aller Welt befruchtenden Samen zuführte.

Schon in seinen ersten Predigten herrscht dann dieser große, lapidarische Stil, das Abbild seiner Weltanschauung und Denkweise. Das Wort soll zu Allen reden, Allen ins Herz dringen, mit seinem Inhalt alle Geister, alle Herzen erobern. So muß die Form, der Bedeutung angemessen, die Züge des Geistes tragen der sie verkündet. Er verwahrt sich gegen die gemeine Popularität. Die Darstellung, sagt er später einmal, sei nicht zu hoch und gleichwol hoch genug für den erhabenen Gegenstand; nicht für den Gebildeten ohne Reiz und doch auch für den Schwächern berechnet; nicht declamatorisch und doch ergreifend; nicht geschmückt und doch schön. Der Ausdruck sei reich, um anziehend, geschmackvoll, um nährend, bestimmt, um verständlich zu sein. Der Periodenbau geselle zur Leichtigkeit Klarheit, zur Einfachheit Wohlklang. Er hatte sein Jahrhundert, die Bildung seiner Zeit vor Augen. In der Vorrede zum „Reich Gottes" fodert er vom Geist und Ton der Betrachtung daß er praktisch gehalten werden müsse, damit das Herz Interesse nehme; von der Form alle die Sorgfalt „auf welche sowol der Gegenstand nach seiner Würde Anspruch als der durch die Meisterwerke unserer

Literatur in Dichtkunst und Redekunst zu großen Maßstäben gewöhnte Leser aus allen Ständen ein Recht hat". Popularität, die Popularität welche vor allem den religiösen Vortrag erfüllen muß, ist ihm demnach um es kurz zu sagen die Macht, die Offenbarung von dem Geheimnisse des allgemeinen Geistes. Was für Alle ist, soll sie für Alle zu äußern wissen. So hat er es selbst verstanden. Seine Sprache vereint den Geistesinhalt, die mit der Unmittelbarkeit des Bewußtseins verschlungene Rede des gegenwärtigen Lebens in sich. Kernwörter aus dem Leben nimmt sie auf, hält sich nicht für zu hoch das Praktische in jedem treffenden Ausspruche energisch hinzustellen; schleift und feilt nicht an dem Concreten wie es aus vollem, kräftigem Gefühl geboren wurde. Aber der Inhalt gibt ihr den tiefern Sinn — der Geist der ihn erfaßt die bedeutende Form. Ihre Gewalt ist die Ueberzeugung des Redenden. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung als dem tiefsten Grunde des Schaffens, hat auch Dräseke endlich in ihr den Grund gefunden für die Einheit des Sittlichen mit dem Schönen. Der sittliche Geist lebt in ihm, füllt so sein ganzes Ich daß durch sein Walten die Widersprüche der Wirklichkeit in ihm verklärt werden, der dem Sittlichen hingegebene Geist es nur noch in schöner Form denken kann. Nichts ist falscher als daß man (ich weiß nicht wer) Dräseke den Jean Paul unter den Geistlichen genannt hat. Jean Paul's verschwommene Gefühlsschwärmerei, zahllose Abweichungen, Formlosigkeit, epische Breite liegen der festen Form Dräseke'scher Predigten, ihrem dramatischen Geiste fern. Nur ihr Stil würde ihm einen dauernden Platz unter den besten Prosaisten anweisen. Was jene Parallele etwa Wahres enthält, wäre höchstens der häufige Gebrauch von Antithesen in beiden Schriftstellern. Doch Dräseke haftet nicht an solchem Gedankenspiel, exercirt es um dieser piquanten Form willen nicht. Bei ihm fügt das Einzelne sich zum Ganzen; die Theile, gegliedert in sich selbst, greifen gegenseitig zusammen, sind, in sich geschlossen, nur in Beziehung auf den allgemeinen Zweck. Solcher lebendigen, mächtigen Geschlossenheit, solcher alle Kraft in Thätigkeit setzenden innern Fülle, gebändigt in die Form religiöser Betrachtung, unterstützt endlich von einer hinreißenden Action, entsprach dann der Eindruck dieser Vorträge, der gleich der Gestalt Dessen der ihn bewirkte, nicht zu vergessen war.

Und seine Gemeinden haben ihn nicht vergessen, er, voller Pietät für alle bedeutenden Momente seines Lebens, vergaß sie nicht — aber über ihnen auch nicht das Vaterland. Im Jahr 1806 als die Franzosen Blücher verfolgend hoch gegen Norden vordrangen, hat Dräseke als Prediger von St.-Georg bei Ratzeburg diese Gewalt seiner Rede gegen Napoleon ins Feld geführt mit stürmenden Vorträgen für die vaterländische Freiheit. Wie es dabei hergegangen, ist wenig bekannt — aber die Thatsache gehört ganz in den Kreis seiner Wirksamkeit. Denn sein Vaterland war ihm Etwas, es war ihm mehr als Familie und Gemeinde. Ja wie fern war er von den Guten die, wie zwischen Sonntag und Alltag, so auch zwischen Weltlichem und Geistlichem, zwischen dem Gedanken und der Consequenz dieses Gedankens durch das persönliche, feige, bornirte Interesse eine Schranke setzen wollen! wie wenig scheute er das offene Wort wo es an seinem Platze war! Er hat sich in schwankender Zeit nicht auf vage Begriffe retirirt, sondern der Begriff den er hatte war ihm Ernst. Wenn was wir sahen sein Ideal des Gottesreiches, der Kampf der aus der Sünde freiwerdenden Menschheit um das Reich und die Herrschaft des christlichen Geistes der Liebe und Freiheit sein durchschlagendes Princip war; wenn dieses Princip in der Predigt Alles erfaßte, sich zu Allem in Beziehung setzte, das einzelne Leben bewegte, als die geistige Substanz der Familie, der Gemeinde, des Staats und der Menschheit erkannt wurde; so sollte Dies nicht in der Ferne bleiben, nicht in dem Worte verschlossen sein, sondern Alle ihren Willen als auf das höchste Ziel darauf richten. Und der Einzelne sollte nicht nur der auf die Zukunft hoffende bleiben, sondern Glied der Gemeinde; die Gemeinde nicht nur Theilhaberin des großen, unsichtbaren Reiches, sondern gegenwärtig strebend dies Unsichtbare in sich zu versichtbaren; das Volk, das Vaterland, nicht das ferne, jüdische in der Vergangenheit, das himmlische in einer zukünftigen Welt — sondern wo es darauf ankam, das deutsche Volk im Kampfe für die Unabhängigkeit seines Lebens, sein patriotisches Freiheitsgefühl zusammennehmend in die Foderungen seiner Religion. Als Weltbürger, als Prediger eines jenseitigen, himmlischen Reiches war Dräseke Bürger seines Vaterlandes. Er hob in den Ereignissen das Menschlichgroße, Befreiende hervor; diese Freiheit, einerlei ob als weltlich, politisch oder wie immer verbannt von dem geistlichen Forum, sie mit der Gewalt des allgemein menschlichen Interesses das der Genosse einer großen Zeit in dem Geschehenden empfindet, zu vertheidigen, sie zu stützen, ihre Gegner zu werfen — der innere Drang seines Geistes der die bewegende Wahrheit nicht verschweigen konnte, allem Unrecht gegenüber von der Begeisterung des Zorns ergriffen wurde. Man hat diese Seite seines Wirkens fast so gut wie verhüllt. Wir werden sie nachher weiter sehen. Damals schickten die Franzosen ein Detachement um Dräseke aufzuheben und womöglich kurzen Proceß mit ihm zu machen. Er entzog sich dieser Gewaltthat. Seine Wohnung wurde geplündert; erst nach dem Abzuge der Truppen kehrte er in die Gemeinde zurück.

Indeß hatten seine Schriften ihm in weitern Kreisen schon einen Namen erworben — es bot sich ein größeres Terrain zum Wirken; er betrat es voll Freudigkeit. Er hat, einer unter Wenigen, in dem wahrhaftigen Sinne des Evangeliums dem Kleinsten dessen Verwalter er war, jene Sorge zugewandt die in ihm die göttliche Gnade verehrt, ihm treubleibt, es überall ausbeutet, fortführt. Doch mit eben dem Sinn sollte er auch über Viel gesetzt werden. Ihn wies das Maß seiner Begabung auf etwas Höheres als das Predigeramt einer kleinen Land- oder Stadtgemeinde; er fühlte diesen treibenden Geist. Gehoben wie er war von den bald folgenden großen Er-

eignissen (Deutschlands Erhebung, sein Kampf, seine Befreiung von fremdem Joch), Erfolgen die er mit dem allgemeinen Bewußtsein als Wirkungen der göttlichen Gnade erkannte, fühlte er sich auch im Dienste dieser Macht. Jetzt vor allem laut von ihr zu zeugen, allem Leben den wahren Inhalt zu geben durch die Beziehung auf sie war sein höchstes Ziel. Mitten in den Bewegungen dieser Zeit (1814) wurde er nach Bremen an die Ansgarii-Gemeinde gerufen. Er trat bald das Amt an. Seine Kraft war in voller Entwickelung, es war der Beginn einer neuen Periode seines Lebens.

Neu freilich hauptsächlich in Hinsicht auf die äußern Verhältnisse, soweit denselben eine bildende Einwirkung auf den in sich gegründeten Geist zusteht. Denn im Grunde hat sich Dräseke sehr energisch in der ihm eigenen Richtung fortentwickelt. Bremen bot aber besondere Formen des geselligen, politischen Lebens, der Stellung dieser Gesellschaft zur Religion und der Person ihrer Prediger. Ueberhaupt war es ein Ort mehr in der Welt, mehr zu Conflicten anregend. Es lag und liegt noch im Interesse der dortigen tonangebenden Familien, den ihnen convenirenden Prediger in jeder Weise zu protegiren, äußerlich hochzustellen, falls er mit Ueberlegenheit auftritt, ihn zu verehren, ihm den Hof zu machen. Dabei bleibt es dann im Allgemeinen bei der formellen, gutmüthig gewöhnlichen Religiosität, allerdings wie überall mit einigen geistigern Elementen vermischt. Diese letztern pflegen das tiefere Herzensinteresse für die Religion. Man findet sie in den von der Bildung der Zeit berührten, durch diese nicht befriedigten, ein höheres Heiligthum des Gemüths verlangenden Frauen. Das ländliche, weniger civilisirte Leben zeigt nicht den großen Contrast zwischen der Einfachheit biblischer Verhältnisse, biblischen Verkehrs und Lebens mit dem confortabeln, verfeinerten, auf der formellsten Uebereinkunft ruhenden Verkehr unserer großen Städte — da hat der Prediger ein anderes Feld, mehr patriarchalische Verhältnisse. In großen Städten wird es anders. Sein Kreis wird größer, seine Stellung complicirter. Er hat in sich selbst den Widerspruch des gesellschaftlichen und des religiösen Menschen aufzulösen. Will er wahrhaft Vorsteher der Gemeinde sein, so hat er diese mit dem Geiste zu erfüllen in dem dieser Widerspruch für Alle verschwindet.

Da war nun Dräseke, bisher an ein mehr ländliches Leben und unmittelbares religiöses Zusammenhalten gewöhnt, keineswegs der Meinung in der größern Gemeinschaft geringere Anfoderungen der Christlichkeit zu stellen. Die Gemeinde sollte mit ihm eine der Zeit würdige Stellung einnehmen. Es konnte für ihn nicht die Rede davon sein Das unbewegt, unbesprochen zu lassen was Alle bewegte. Sektirerei widerstrebte ihm. Seit der neu errungenen Freiheit sollte der in den Freiheitskriegen geweckte religiöse Geist behauptet werden, alle Christen sich enger vereinen, die Lauheit, Trägheit, Indifferenz ewig verbannt bleiben, nachdem Gott solche Zeichen seiner Gnade gegeben. Und nicht ins Blaue hinein trieb er alles Das. Begeistert, voll Vertrauen für eine große Zukunft der Kirche ergriff er die Idee der „Heiligen Allianz". Er argwöhnte hinter dem großen Gedanken nicht die Restaurationspolitik, vertraute und hoffte am liebsten dem Guten und der Wahrheit. Welchen Gedanken sollte die Allianz ihm zu erkennen geben als den des neuen Aufbaues des Gottesreiches, seines Ideals? Es knüpfte sich daran die Hoffnung für engere Vereinigung besonders der protestantischen Kirchen. Dräseke predigte dafür, veröffentlichte seine Predigten als „Evangelische Bedenken und Bitten" (1816). Im Jahr 1817 schrieb er von dem preußischen Unionsplane ergriffen „Ueber den Confessionsunterschied der protestantischen Kirchen." Es erschienen zu derselben Zeit seine großartigen Predigten: „Deutschlands Wiedergeburt", „Predigten zur dritten Jubelfeier der evangelischen Kirche", in welchen allen die neue Organisation des nationalen und religiösen Lebens verkündigt, gefeiert wurde. Er vertraute noch lange auf den guten Willen der Machthaber. Er konnte das Christenthum nicht als Stütze des Absolutismus verstehen. In dem Verlangen der Völker ihre Freiheit durch freie Verfassungen garantirt zu wissen, sprach sich seine eigene Sehnsucht aus; für diese Grundsätze redete er in der Kirche. Die Stimme des Volks war ihm Gottes Stimme, eine Stimme die nicht von den Geistlichen ignorirt oder verworfen — nein! die mit aller Macht des Geistes gestützt, vertheidigt und zu ihrem Recht gebracht werden mußte, wenn es noch überhaupt Recht auf Erden geben sollte.

So predigte er weiter als schon die sich entfaltende Reaction überall ihre Gewaltstreiche ins Werk setzte. Die Aufregung ging von Bremen auf einen größern norddeutschen Kreis über. Im Jahr 1819 erschienen neue Predigten: „Christus an das Geschlecht dieser Zeit", ganz jenen Geist athmend, rückhaltslos, zornig, gegen die Gewalt mit Christi Waffen streitend. Es galt hier wie sein ganzes Leben in der That und Wahrheit eine durchschlagende Besserung — Christi Geist nicht in der Kirche verschlossen, erobernd, befreiend hinausdringend in die Welt. Es galt die wahrhaftige, praktische Gottesfurcht, Menschenliebe, die christlichen Grundsätze der Freiheit und Gerechtigkeit auf das gegenwärtige Staatsleben angewandt; vom Glauben an die göttliche Herrschaft, an Christus, an die Bestimmung der Menschheit erfüllt, ein Ineinandergreifen aller Kräfte, eine Gemeinschaft von Gläubigen in welcher der Streit durch den Geist des Evangeliums geschlichtet werde. Und hatte solch Predigen jemals eine innere Berechtigung, so damals wo sich in der That religiöser Freiheitsgeist in Deutschland Bahn gebrochen. Man lauschte den kühnen Worten, hoffte — aber was hatte die Politik mit innerer Berechtigung zu thun! Unsere Staatsmänner konnten keinen Gefallen finden an solchem Predigen; es war kein für sie berechneter politischer Geist darin, kein Christenthum wie es der moderne Staat gebraucht. Ich will auch nicht behaupten daß Dräseke was man „politischen Blick" nennt gehabt hätte. Sein Predigen athmete einen andern, fast vergessenen Geist, dem der Raum anfängt zu fehlen,

und wehe Allen die die heutigen frommen Schützer des Glaubens an diesen Geist erinnern! Aber wie unpolitisch es sein mochte für ihn mit Ernst zu predigen, es war doch ein großer Gedanke, ein großer Versuch! Das Christenthum das nur mit Hülfe seines Idealismus einst die Welt unterjochte, hat sich in diesen Predigten noch ein mal aufgerichtet nicht der oppositionnelle skeptische Rationalismus, nicht der servile, Nerven und Gefühl abstumpfende Pietismus. Es war ein letztes großartiges Ringen innerhalb dieser alten Welt; sie verstand es nicht mehr; indem sie ihm opponirte, sprach sie das Urtheil gegen sich selbst.

Wir sehen nur wie sich dieser Aufschwung der äußern Nothwendigkeit unterwerfen muß. Wenigstens äußerlich muß er es, wenn auch das Princip zum Widerstand mit dem Unrechte dauert. Denn die Demuth in dieser Nothwendigkeit Gottes Willen zu ehren, das Verschmähen Revolution zu predigen gegen die bestehende Obrigkeit, war damit noch nicht Auflösung des innern Widerspruchs, den die Gewalt nicht stillt. Der freie Glaube sträubt sich innerlich gegen die knechtische Unterwerfung. Mag er in seiner Religion aus seinem Schicksal eine so oder so bewerkstelligte Rückkehr in die Schranken der Welt finden, es ist doch immer Gewalt; wenn es der blos äußere Zwang ist, hat das für ihn nicht das Stillende des Rechts und der Versöhnung.

Der Bundestag nahm sich der Sache an. Er ließ damals dem bremer Senat ein Decret zustellen, mit der summarischen Auffoderung dies Predigen zu hindern oder den Prediger zu entfernen. Dräseke vor den Senat citirt verantwortete sich; gezwungen der Gewalt zu weichen, stattete er dann seiner Gemeinde sein Bekenntniß ab in einer letzten Predigt über den verpönten Gegenstand. So trat denn, mußte der Wendepunkt eintreten. Die Censur hat die Gestalt dieser Predigt aber nur verstümmelt vor das größere Publicum kommen lassen. Man wird es uns danken, wenn wir das Original wo es am prägnantesten ist wiederherstellen. Ueber Dräseke's damalige Stellung, über sein ganzes Verhältniß zur Zeit wird so klareres Licht verbreitet werden.

In der That konnte Dräseke den Moment, seine Schmach, das eigene persönliche Denken desselben nicht besser zusammenfassen als indem er den Text wählte: „Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun. Gott wird's wohl machen!" Kurz vorher hatte er das Andenken der Leipziger Schlacht gefeiert. Er erinnert im Eingange an diese Feier, an die Hoffnungen die das Ereigniß einst entflammte, das frohe Dankgefühl mit dem man zu Gott gebetet hatte. Aber diese Hoffnungen sind nicht erfüllt; man darf nicht mehr von ihnen reden. „In Traurigkeit verwandelt die Hoffnungen des Patrioten ach! wie mancher Blick den er in die Zeit wirft!" Der Christ aber soll sich hüten vor zwei Abwegen: Verzweiflung und Rebellion. „Darum zwingt es mich zu reden, und ich kann nicht, ich darf nicht widerstehen!"

Früher hatte es seinem Gefühl widerstrebt wenn er als Chorschüler vor den Thüren seiner Vaterstadt unzählige mal wiederholt die Motette gesungen: Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun.

Jetzt widerspricht es mir nicht mehr. Ich weiß welch eine göttliche Gesinnung diese Worte schildern und daß es Lagen des Lebens und Zustände der Welt gibt wo der Mensch, weil seine Gedanken nicht weiter können, am besten thut wenn er mit Nachdruck und ohne Aufhören sich selbst vorsingt und vorsagt: Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun.... Namentlich der Zeit die jetzt unser Volk lebt, ist Nichts angemessener als die Gesinnung: ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun; Gott wird's wohl machen.

Unser Leben ist in eine Blütezeit großer Entscheidungen gefallen.

Nur vier Blüten lasset mich insonderheit namhaft machen: das unverkennbare Streben nach Recht, nach Freiheit, nach Stärke, nach Einigung in Glauben und Liebe.

Es wird dies Streben nach Recht dargestellt. Es bestand und besteht in dem Verlangen „das Staats- und Volksleben in eine mit der göttlichen Ordnung möglichst übereinstimmende Gestalt zu bringen".

Was aber ist geschehen diesem Sinne zu genügen? Und warum geschieht nicht Alles was dazu dient? Warum hin und wieder das Gegentheil? Warum geberdet man sich so abhold gegen Theorien und Ideen, selbst gegen solche die keine andere Grundlage anerkennen als die göttliche Ordnung? Warum redet man von Verheißungen an das Volk die ebenso nothwendig als nothgedrungen waren, als von einer freien Gunst? und von Wünschen des Volks die nur das Recht anstreben, als von thörichter Ungeduld? Warum macht man wo dem ernsten Willen Alles so nahe liegt, so weitläufige, so schwierige Zurüstungen als gehe nur durch Umwege und Abwege die Straße zum Heil? Warum begnügt man sich wo man die Gabe in der Hand hat und die Hand nur öffnen dürfte, den Leuten zuzurufen: wartet! wartet! Soll etwa die wachgewordene Zeit über diesem Warten wieder einschlafen?? Oder was ist die Meinung?

Fraget ihr danach, so seid ihr am Ende. Und Nichts bleibt übrig als das Bekenntniß: Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun!

Ebenso wird geschildert das Streben nach Ordnung. Hier heißt es:

Willkür macht Sklaven, Recht macht Freie. Das sind freie Menschen die keinen Willen begehren als den des Gesetzes, die keiner Macht weichen wollen als der des Gesetzes. In einer Verfassung die solchen Geist athmet, wird die Menschheit mündig, d. h. fähig ihre Würde unter dem Gesetz zu erkennen, und geneigt ihr Heil im Gesetz zu suchen. Eine solche Verfassung schließt aus was an der Ausübung unveräußerlicher Menschenrechte, was an der Erstrebung unaufgebbarer Menschheitszwecke hindern könnte. Da ist freie Betriebsamkeit, freier Handel, freier Kunstfleiß, freie Rede, freie Schrift, freier Briefwechsel, freie Druckerpresse, freie Regung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Lebens in Schulen und auf Universitäten. Daß die Freiheit von Einzelnen misverstanden und misbraucht werde, macht Niemanden irre. Am Straucheln wird Gehen gelernt.

Dies hat unser Volk in der Knechtschaft eingesehen. Die Herrlichkeit, die Nothwendigkeit, die Seligkeit eines edelfreien Daseins ist ihm aufgegangen.

Warum wird denn diese Losung bemistraut als tauge sie nicht? Warum werden ihre Vertheidiger als Feinde des Gemeinwesens verrufen? Warum fällt jedes kühne Wort das für die Freiheit ficht, wie ein Stein des Anstoßes auf? Warum hält es so schwer die verhaßten Ueberreste ausländischen Drucks zu entfernen? Warum sollen eben nun wieder Lehrer und Schriftsteller unter Vormundschaft treten, so doch von Gottes- und Rechtswegen eben sie die Vormünder der Zeit sind? Gibt das Censoramt die Schlüssel der Weisheit? Bläst man die

Sonne damit aus daß man den Leuten die Augen verbindet? Ist mehr Ruhm und mehr Ruhe beim Herrschen als beim Regieren? Ist es seliger, ist es sicherer, von Knechten gefürchtet als von Kindern geliebt zu sein?

Fraget ihr danach, so seid ihr am Ende. Und Nichts bleibt übrig als das Bekenntniß: Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun.

Weiter wird der Geist der Stärke wie er in den Turnvereinen sich ausgesprochen, der religiös-politische Geist der neue Formen für den neuen Inhalt schaffen wollte, dargestellt und die Verfolgungen gegen ihn vor das unerbittliche Forum jener Fragen gezogen. Es heißt wie vorher am Schlusse: Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun.

Wie der Schluß jenes Satzes zu verstehen sei, behandelt der zweite Theil.

Ihr verstehet mich nicht falsch, Geliebte; ihr wähnet nicht daß ich müßiges Warten empfehle. Ihr kennt, wenn ihr wahre Christen seid, kein Evangelium das die Hände in den Schoos zu legen und die Zeiten der Entscheidung zu verträumen befiehlt. Darum werdet ihr unsere Unbedeutendheit auch nicht zum Deckmantel vornehmer Nichtsthuerei machen. Nicht aufhören lasset uns, in dem Geiste der den Sieg errang den Sieg zu benutzen! Was sage ich? nicht aufhören! Anfangen laßt uns!

Ich will euch nicht unzufrieden mit euerm Schicksal machen; aber zusammen wollen wir unzufrieden mit unsern Leistungen sein. Ich will nicht eure Lobgesänge verstimmen zu Klageliedern; aber zusammen wollen wir dem Herrn einen Thatendank opfern der ihm angenehmer ist als alle Tedeums. Ich will nicht gegen die Maßregeln der Regierungen Verdacht wecken; dann hätte ich den Geist Christi nicht; aber zusammen wollen wir wach werden und helle Augen gewinnen für jedes bedenkliche Zeichen der Zeit, und erkennen daß verderbenvoller als selbst die Rückkehr des von Gott geächteten Tyrannen der Rückfall unsers Volkes sein würde in die alte Schläfrigkeit und Schlaffheit. Brennt es, so muß „Feuer!" rufen wer kann; und wo noch Kleinode zu erjagen sind, darf Keiner sprechen: Liebe Seelen, da ist Vorrath auf viele Jahre. Alles stehet herrlich bei euch zu. Habt nun Ruhe und esset und trinket und seid gutes Muths! Wehe Denen die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen. Sie trösten das Volk in der Gefahr daß es sie gering achte, und rufen: Friede! Friede! Und ist doch kein Friede! Darum werden sie mit Schanden bestehen daß sie solche Gräuel treiben, spricht der Herr Herr.

Endlich hat sich Dräseke in dieser geharnischten Predigt noch darüber ausgesprochen wie die Kanzel dazu komme solche Materien zu behandeln. Er sagt:

Aber die Kanzel ist sie denn zu Dergleichen der Ort? Was hat die Religion mit der Politik und die Kirche mit dem Weltzustand? So fragen die Leute. Und damit wähnen sie das Recht auf ihre Seite zu wenden. Das ist das Unglück, Christen, daß die Leute so fragen und wähnen daß sie ein todtes Evangelium lieber wollen als ein lebendiges, und daß unser Predigen in diesen Mauern verhallend auf das Thun und Treiben da draußen ohne Einfluß bleiben soll. Ich kenne solch Predigen nicht. Ich habe es nie gekannt. Ich will es nicht kennen. Christus der hochgelobte Meister hat es auch nicht gekannt. Soll durchaus die Menschheit versinken und verkommen in alten Misbräuchen, so sehe ich nicht wozu der Sohn ihr gesandt sei. Soll sie dagegen durchs Evangelium erhoben werden zur Wahrheit, Weisheit, Glückseligkeit, so ist nöthig daß wir bei jeder Zusammenkunft im Heiligthum an des Sohnes Maßen sie messen. Um so nöthiger ist Dies, da die Kirche der einzige Ort ist der nach Gelegenheit gibt der Welt ernstlich ihre Gebrechen vorzuhalten. Wer diesen Spiegel zeige gilt gleich, wenn der Spiegel nur klar ist. Sind wir auch klein und gering, unsere Predigt ist größer als wir. Und wen Gott gewürdigt von seinem Sohne zu zeugen, den hat er auch berufen die Sünde zu strafen und die Sünder, hoch oder niedrig, bei ihrem rechten Namen zu nennen. Dies darf denn nicht blos geschehen wenn es der Welt beliebt. Das Evangelium fodert Gehör, es sei zur Zeit oder dünke zur Unzeit. Ebenso will nicht zuweilen einmal ins Leben und seine Verhältnisse das heilige Licht fallen. Es will immer dahin fallen und fällt immer dahin. Dahin wo der kranke, faule Fleck ist, richtet es vorzugsweise seine Strahlen wie in einen Brennpunkt, auf daß sie zünden und das Metall der Menschheit im Feuer rein werde von seinen Schlacken!

Auf diese dramatisch bewegte Zeit folgte die Stille, die ereignißlose, episch-breite, lange Periode des Friedens. Es galt die Geisteswelt, deren Aufbau in der geschichtlichen Wirklichkeit unmöglich gewesen, jetzt langsam für die Innerlichkeit des Geistes zu gründen; in die Fülle des ewigen Gehaltes hinabzusteigen und seine Schätze emporzufördern in das engere Sein des socialen, privaten Lebens. Auch diese Seite der Betrachtung, des Wirkens für mehr subjective Realität der großen Principien (Gemeinde, Familie) vertrat Dräseke mit seinem wunderbaren Sinn für Schönheit, Genuß, Heiterkeit, worin gleichsam die Blüte und der Schmelz des ethischen Lebens ihm aufging. Sein sanguinisch-cholerisches Temperament ließ ihn nicht schlafen; wo etwas Geschichtlichgroßes sich hervorthat, da fühlte er den Herzschlag, den innersten Puls des Ereignisses; umgestaltendes, erfüllendes, reformatorisches Handeln riß ihn fort als Sehnsucht wo es unmöglich, als Nothwendigkeit wo es möglich war. Mit unwiderstehlicher Macht des dauernden Einflusses wirkten jetzt die Zeit und seine Stellung ihn jenes andere Moment hervorheben zu lassen. Die Wogen strömen nicht mehr über wie früher, in den geistigen Drang mischt sich vorwiegender die Contemplation. Dräseke's bezeichnendste Werke dieser Periode sind die vier Bände „Evangelischer Cabinetsstücke", von allen seinen Predigten vielleicht die eigenthümlichste, in ihrer Art unvergleichliche Production. Jeder dieser Bände hat zum Text eine in sich abgeschlossene gerundete Geschichte (nicht wie früher etwas Deutsches, unmittelbar Gegenwärtiges), ein Bild aus der alten biblischen Erzählung das nun bis ins Kleinste mit allen Zügen fixirt und in einer Reihe fortschreitender Predigten zum Abschlusse gebracht wird. Der Geist ist ruhiger, er verweilt dabei, schaut aus der Ferne an; aber die Gestalten des Gemäldes sind doch lebendig und fodern Leben. Innerlichtiefe Bewegung hallt dem Erleben der heiligen Geschichte nach. Obschon nicht mit dem bestimmten Wort genannt, es hallen nach die tiefgreifenden Bewegungen der Zeit. Nur der Moment drängt nicht mehr so, die innere Bereitschaft ist da. Selten ist dann wol bei der Darstellung biblischen Gehalts mit so philologischer Genauigkeit zu Werke gegangen; selten die Philologie im Interesse des religiösen Lebens angewandt mit so viel Geist und Scharfsinn als hier. Das nur An-

gedeutete wird dem Sinne des Ganzen gemäß entwickelt, in jedem Wort die Tiefe seines Gehalts heraufgeholt, seine Wirkung für das Leben durch das Hereinziehen der bunten Mannichfaltigkeit dieses Lebens selbst zu allgemeinerer Bedeutung erhoben. Es ist ein übersprudelnder, zuweilen fast überreicher Reichthum der Erfindung, der Combination. Die andere formelle Seite ist das Künstlerische. Wir sind bei dem Entstehen jedes Bildes gegenwärtig, machen in der dramatischen Fortbewegung die Schritte mit zu seiner Vollendung. Der wie aus Stein gehauene, fest, langsam, bewußt und doch unendlich lebendig, warm, von Einem Geist zusammengehalten fortschreitende Stil meißelt seine klaren Bilder ans Licht, gibt in der Ruhe der Anschauung den Trieb der Bewegung, bändigt das überwallende Gefühl in die Schönheit der Gestalt, und diese Gestalt ist doch nur wie der unmittelbare Ausdruck des bewegenden Inhalts. In eben dieser Periode und von derselben Einheit der geistigen Richtung getragen bildete Dräseke seine schon früher meisterhafte Action zu der höchsten Vollendung aus. Gewiß hat er niemals daran gedacht durch sie ein Plus des Inhalts zu geben, oder gar ein Schauspiel, einen blos künstlerischen Genuß. Aber factisch ist daß die Schauspieler in Bremen zu ihm in die Kirche gegangen sind und seinen Vortrag studirt haben.

Ueberhaupt wurde sein Ansehen, sein Ruhm nicht blos in Bremen, sondern in den weitesten Kreisen immer größer.*) Viele seiner Schriften sind ins Holländische und Englische übersetzt. Schon 1817 hatte Rostock, 1819 Jena ihm das theologische Doctordiplom ertheilt. Von den verschiedensten Seiten kamen die vortheilhaftesten Anerbietungen.

In der bremer Gesellschaft bildete Dräseke eigentlich den Mittelpunkt. Wie er allseitig das christlich ernste, sittliche, von der Religion durchdrungene Leben zu verwirklichen strebte, so gab er auch der protestantischen Freude, dem Scherze, der frischen geselligen Heiterkeit ihr Recht; sie konnte nur beleben und stärken, da sie auf so festem Boden gegründet war. Zu vorwiegendem Genuß hätte er sich freilich nicht herbeigelassen. Alle berechtigten Seiten des Lebens sollten gelten, alle Stimmen gehört werden, die engherzige Sektirerei vor dem echtmenschlichen, auf gegenseitige Achtung und Vereinigung in einer höhern Gemeinschaftlichkeit gegründeten Leben weichen. Diese Einheit erhebt dann auch den sinnlichen Genuß in die Sphäre des Geistes. Es ist nicht todtes, gewöhnliches Zusammenkommen zum Essen und Trinken; eine Stimmung wie die Stimmung des Symposion verbreitet sich über die Gesellschaft, der es nicht zum Anstande gehört von dem Leben des Geistes stille zu sein. Es war die Dräseke allein mögliche, seinem Wesen entsprechende Weise der Geselligkeit. Es war in der Gesellschaft was die Predigt in der Kirche. Und in beiden hat seine persönliche Macht unwiderstehlich eingewirkt. Die Art seines Auftretens, Seins zeigte das Nothwendige und Freie das sich Bahn bricht; sein Ernst die Anmuth des bewegten Geistes die bezaubert. Gewöhnlich sammelte sich um ihn ein größerer Kreis; doch jeder Einzelne kam zum Reden. Wenn ihn selbst das Feuer der Rede ergriffen hatte, so sprach er hinreißend. Brachte es die Gelegenheit, so improvisirte er über ein Thema — überall Derselbe, in die Tiefe Dringende, das Todte Zerbrechende, aber in freier Form den sittlichen Gehalt zur Schönheit Erhebende. Früh genoß er auch das Glück der Bewunderung, und er bedurfte es anerkannt zu werden. Schmeichelei war ihm zuwider. Er sprach nach seiner Ueberzeugung, da konnte er keinen Widerstand dulden; sah er sein Heiliges nicht mit dem ihm gebührenden Ernste behandelt, so riß ihn der Zorn fort.

Aber doch war Bremen nicht der Ort der ihn auf die Dauer hätte befriedigen können; auch sein Schicksal konnte sich hier nicht erfüllen. Jenes vorwiegend materielle Moment in das er sich nach seiner geistigen Seite hatte hineinziehen lassen, erhob mit den Jahren doch zu große Ansprüche, mehr als er seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach ihm gestatten konnte. Dazu, wie bekannt waren diese Verhältnisse ihm geworden! Den Gedanken der Union hatte er nicht durchsetzen können. Dieses Terrain, dieser Boden spendete nicht mehr als wahrhaft mütterlicher neue Begeisterung — klein, eng, es war eine erschöpfte Mine, ein durchgearbeitetes Land. Dräseke sehnte sich fort; zog sich schon die letzten Jahre vor seinem Fortgange aus Bremen aus der Gesellschaft zurück. Tiefer Kampf muß in dieser Zeit ihn bewegt haben, nach innen, nach außen. Nur noch Eins vollendete er unter den alten Verhältnissen, eine Frucht größerer Einsamkeit; sein durchgearbeitetstes, von der Macht des Gedankens am tiefsten zusammengehaltenes Werk, die drei Bände „Vom Reich Gottes", 1830 zur dritten Jubelfeier des Augsburger Bekenntnisses publicirt. Diesen Predigten hauptsächlich hatte er seine Berufung nach Magdeburg zu danken. Er hat sie immer für sein Bestes gehalten; daß es im Verhältniß mit dem Vorhergehenden so wenig allgemeine Anerkennung gefunden, schmerzte ihn tief. Wir aber erkennen was darin geleistet wurde. Denn es war in der That ein seiner würdiger Gedanke und mächtige Gestalt. Man kann sagen: das Christenthum ist hier ergriffen — nicht hier, nicht dort, sondern umfassend, erschöpfend, wie es als geistige Substanz den Stoff der Welt bewegt, in ihm seine lebendigen Formen schafft, als

*) Es traf sich in Bremen zuweilen daß Dräseke statt des zweiten Predigers der Ansgariigemeinde kurze Zeit vor dem Beginne der Kirche eintrat, sodaß Dies nicht mehr wie gewöhnlich durch den Druck bekanntgemacht werden konnte. Da machte sich dann die Frau des Küsters oder irgend eine resolute Person auf den Weg, lief von Haus zu Haus und rief nur mit lauter Stimme hinein: „He stigt up!" (Er steigt auf). Als der Herzog von Cambridge einmal Hanover besuchte, kam er nach Bremen um Dräseke predigen zu hören. Es traf sich daß gerade ein solcher Vacanz-Sonntag war. Dräseke vom Senat gebeten entschloß sich zu predigen, die resolute Frau wie immer von eigenem Interesse getrieben, machte sich wieder mit ihrem „He stigt up" auf, und Dräseke der eben einen längern Textabschnitt, eine Reihe von Predigten, bearbeitete, fuhr darin fort — es war ein Text in dem die Reichen und Mächtigen sehr heruntergemacht werden.

die eine Totalität in Allem, im Reiche der Natur und des Geistes, im Dasein und Schicksal der Welt wie des einzelnen Wesens wiederkehrt. Hervorgehoben wird die Foderung dieser Substanz an die Menschheit, als ideale Form ihrer Wirklichkeit der christliche Freistaat republikanisch verwaltet dargestellt. Es wird endlich unter dem Gesetze der Vorsehung unternommen der Kampf der Menschheit um diese Wirklichkeit geschildert. Aller Ereignisse Quell, aller Widersprüche Lösung tritt hervor als der herrschende Gott. Es sind die alten Dogmen: Sündenfall, Erlösung, Unsterblichkeit, künftiges Gericht, aber wie ist alles Kleine davon getrennt, wie fern steht Alles von der rationalistischen Dürre, der pietistischen Kleinlichkeit, Aengstlichkeit! Wenn der moderne Philosoph diese wiewol in großem Stil gehaltene, aber allerdings wesentlich herrschende christliche Weise des Vorstellens umsetzt in den Gedanken, so hat er seine eigenen, ewigen Grundlagen. Es ist Theologie die sich ergänzt durch Psychologie, Anthropologie, den eigentlich speculativen, concreten Gedanken der Religion nicht fernhält, nein! ihn weit hinausgesetzt hat über die Aeußerlichkeiten mit welchen geistige Armuth sich quält, er, der Gedanke, Nichts zu thun hat. So hat dieses Werk denn als Lebenswerk Dräseke's die Fülle des christlichen Geistes aufgeschlossen. Sein nicht Dauerndes ist eben seine zeitliche Schranke, die Schranke des christlichen Glaubens überhaupt, welche für das allgemeinere Bewußtsein erst jetzt durch die Naturwissenschaft gebrochen wird.

Es gehörte zu den Momenten welche die letzte Zeit in Bremen unruhig und ungewiß machten, außer den bereits berührten auch der Ruf der zu so viel neuen Stellen von den verschiedensten Seiten an ihn erging. (Man unterhandelte mit ihm in Koburg, Hanover, Oldenburg, Hamburg, ohne daß die Entscheidung doch leicht war.) Er litt unter der Zeit. Die sich allerwärts hervordrängenden, anbahnenden Entwickelungen in der Politik, Philosophie, Literatur, die seit den Freiheitskriegen so ganz veränderte öffentliche Meinung wußte er nicht mehr in Zusammenhang zu bringen; diesem sprudelnden Leben der Gegenwart das überall opponirte, überall das Bestehende anders wollte, hatte er im Sinne des Christenthums nicht die rechte Stelle anzuweisen; es ging ihm zu rasch, zu bunt, es war ihm zu viel persönliches Meinen, Wollen, zu wenig Ordnung und geschichtliche Bedeutung darin. Nach der andern Seite konnte er sich doch der herrschenden Macht nicht mit voller Seele hingeben. Nicht als klares Bewußtsein aber wie eine Ahnung mochte es ihn ergreifen was in dieser Bewegung die Wahrheit war: daß ein anderer Geist als der christliche sich Bahn breche, daß eine Zeit gekommen sei die über die alten Grenzen weit hinausfluten werde.

Seit den Predigten „Vom Reich Gottes" kehrte sich das Verhältniß der doppelten Wirksamkeit Dräseke's als Prediger und Schriftsteller um. Aus dem kleinen, von Gegensätzen unbewegtern Kreise in dem er praktisch gewirkt, trat er hinaus in ein umfassendes, die Kraft des ganzen Menschen foderndes Verhältniß des praktischen Lebens; seine schriftstellerische Thätigkeit ging zu Ende. Er hatte früher fesselloser schaffen können; jetzt galt es sich in den Organismus eines bureaukratisch regierten Staats einreihen, die gegebenen Bedingungen, ohne der Gewalt zunahezutreten, dahin zu gestalten wohin der Zug seiner christlichen Idee führte; in den verschiedensten Kreisen Dasselbe zur Geltung zu bringen das früher auf geistigere Weise freiere Bahn hatte. Offenbar haben ihn schon die letzten bremer Jahre zu solch näherer Allianz mit dem Staate vorbereitet. Daß dieser Staat und seine Kirche sich so eng verbunden zeigten, daß in der That mit allen Kräften dahin gearbeitet wurde einen christlichen Staat, eine durch die Obergewalt des protestantischen Fürsten geleitete Gemeinschaft zu realisiren, ließ ihn das dieser Einheit zugrundeliegende despotische Princip übersehen. Es schien doch ein überwiegend gutes; die Entwickelung konnte nicht ausbleiben; eine gesetzliche Macht welche das christliche Leben aufrecht hielt mußte sein. Dabei freilich noch immer der Drang fortschreitend Besseres zu fördern: nur der ungestüm fodernde Geist der Freiheitskriege, in der Opposition gegen die fürstliche Gewalt, hatte sich dem Weiterstreben innerhalb dieser Gewalt gefügt. Es kam dazu der Einfluß Derer die auf Dräseke's Gedanken eingingen. Seine lebhafte Phantasie, gestützt auf sein ideales Wollen, erkannte in dem wirklich Tüchtigen auch die Richtung nach dem innerhalb desselben noch Unerreichten; allein der ausgesprochene Wille das Tüchtige zu wollen nahm ihn schon ein. Das reine, demüthige, durch Alles durchschlagende fromme, christlich-protestantische Leben, mit seiner ganzen Weltanschauung verwachsen, galt ihm so als alles Lebens Grund; es war seine Schranke; er konnte nicht darüber hinaus. Was sich innerhalb desselben Tüchtiges, ja Gewaltiges leisten ließ, das zeigte er noch ein mal; nur unter jenen Verhältnissen konnte er es. Aber es hatte in dieser energischen Form in der Welt keinen Platz mehr. Neue Opposition trat ihm entgegen. Der Staat mit dem Princip noch prangend, in dem es aber nicht mehr lebendig war, nahm selbst die Partei dieser Opposition, wenigstens suchte er doch einen neutralen Boden zu constituiren der von der Schwäche seines Glaubens Zeugniß ablegte.

Als 1832 der Bischof der Provinz Sachsen, Westermeier, mit Tode abging, wurde Dräseke an seine Stelle gerufen. Damals war es noch anders. Der König Friedrich Wilhelm III., einfach, fromm, von einer festen Richtung in die seine persönliche Ehrenhaftigkeit die Majorität des preußisches Volkes geleitet, mußte einen Geist wie Dräseke fesseln; sein persönlich aufrichtiges edles Wesen begeisterte, riß ihn hin. Der König seinerseits, anfangs mit Dräseke durch seine Predigten bekannt geworden, fürchtete sein demagogisches Element. Dann bewunderte er den hohen Schwung des Geistes, die wahrhaftige, tiefe Gewalt dieses Glaubens. Das Verhältniß wurde das innigste. Dräseke, dieses Vertrauens sich bewußt, übernahm sein Amt in der Gewißheit daß in dem

Willen und Sinn des Königs der Geist der Staatsverwaltung dargestellt und beschlossen sei.

So ist denn, so lange das Christenthum auf die Weltverhältnisse eingegangen, innerhalb ihrer gewirkt hat, es stets verbündet gewesen mit der weltlichen Gewalt und zwar mit der die göttliche Autorität abbildenden relativ absoluten Alleinherrschaft. Sein republikanisches Element hat es nur selten hervorgekehrt. Das Princip daß kein Unterschied der Person vor Gott sein sollte, ist wol gepredigt worden, aber in keinem christlichen Staate ist es wahrhaft zur Geltung gekommen, und die freiesten Geister haben sich eine Schranke gesetzt wo sie innerhalb des christlichen Geistes stehen blieben. Die ganze Menschheit, die ganze Wahrheit hat keinen Raum darin.

Wer wird aber darum die Begeisterung verkennen, wer des tiefsten Gefühls sich erwehren beim Anblicke eines solchen Strebens für ein Ziel das nicht mehr realisirt werden kann! Es war doch ein mächtigerer socialer Geist als der gegenwärtig restaurirende, als allein christlicher und sittlicher auftretende, der Geist der damals für das große christliche Zusammenleben der Staatsgewalt und aller unter ihr Stehenden kämpfte! Mit welcher Begeisterung trat Dräseke in sein Amt! Mit welchem Schwunge stellte er die höchste Foderung an seine hohe Stellung, brachte ein ganz neues Leben in die Predigt, in das Verhältniß der Geistlichkeit untereinander und zum Bischof! Wie gab er sich ganz dem apostolischen Geiste hin der bei seinen Berufsreisen an den Gedenkstätten der Reformationsgeschichte, in der Menge des Volkes das er begeisterte, ihn ergriff! Ueberall wo er auftrat war es mit Würde, Milde, Zorn, in dem leitenden Sinne das den Verhältnissen Angemessenste ins Werk zu setzen, zurechtzuweisen, zu stärken, zu einigen, einen höhern Begriff zu geben von der Bedeutung der Religion! So entwickelte sich frisches Leben. Diese äußerlich so ruhige Zeit wiederholte was man vorher nur in den größten Entwickelungsstadien der Kirche gesehen hatte. Scharen des von ihm begeisterten Volkes zogen ihm entgegen, folgten ihm nach. Wie einen Apostel empfing, entließ man ihn. Die Gewalt seiner Rede äußerte sich auf Alle. Er selbst hingerissen fühlte sich der Sache Herr der er all seine Kraft widmete. Auf der Kanzel, in der Schule, im geistigsten Verkehr war seine Sphäre. Für die feine Gesellschaft in der es sich schickt oberflächlich zu sein, höchstens zu scherzen, vor allen Dingen von der Religion zu schweigen, in der deshalb diplomatische Geistliche allenfalls zu Hause sind, war er nicht gemacht. Er hatte ihre Form inne, ihr Geist blieb ihm fremd. Ihm war sein Predigen Ernst, und soviel seine Stellung erlaubte entfernte er sich von dieser Gesellschaft. Dafür war denn der Minister Altenstein begeistert von seinen Reiseberichten, von der unvergleichlichen Kraft, dem Schwunge mit dem er sein Amt ergriff und handhabte. Mehr als vorher besuchte der König Magdeburg um ihn predigen zu hören. Oft lud er ihn zu sich ein. Immer waren diese Besuche nicht ein Conventionnelles, sondern Herausgehen aus dem Innern, Leben aus voller Seele. Keine Arbeit, Anstrengung scheute er; und was er arbeitete wurde in einem großen Sinne ausgeführt.

Es war ihm ein hoher Festtag als er 1837 noch ganz in der Begeisterung dieses Wirkens zur Einweihung des Gustav-Adolf-Denkmals bei Lützen erwählt wurde. Auf freiem Feld, von unabsehbarer Menschenmenge umgeben, tief durchdrungen, ja lebend mit dem mächtigen Geist der aus dem Schlachtfelde und seiner Geschichte ihn anwehte, sprach er Allen vernehmlich, frei, begeisternd, eine Rede die den Geist dieser Geschichte umfaßte, ihn in seinem Drange zum Leben vergegenwärtigte, seine Consequenz für das gegenwärtige Leben foderte. Denn keineswegs verdammte er den welthistorischen Geist als den absolut weltlichen, unreligiösen. Die großen Momente dieses Geistes füllten ihn mit Andacht; es war ihm religiöser Geist, göttlicher Geist dieser geschichtliche Freiheitsdrang. Er brauchte darum keine Predigt zu halten, keine Begeisterung herbeizuzwingen. Was er in den Reichthum seiner Empfindung aufnahm, darüber verbreitete sich die Atmosphäre des Geistes, sein Ernst der aus der Begeisterung für die Sache strömte, weihte es. Von ihr beherrscht gab er sich ihr hin. Ihre Foderungen tiefer zu begreifen, ihrer Würde immer gemäßer zu sein war sein treibender Puls und die alleinige Hoffnung mit der er in seinem Amte bleiben konnte.

Und wie früher gab sich die Anerkennung von allen Seiten kund. Seinen Genius bewunderte man, seine Gesinnung bezweifelte man nicht. Schweden das besondern Antheil an der Gustav-Adolf's-Feier genommen, schickte durch die Hand des Königs den Nordsternorden; von der Akademie in Stockholm kam eine dankende Zuschrift; die Rede bei Lützen wurde auf den Antrag der Akademie ins Schwedische übersetzt. Auch die großen Erwartungen der verschiedensten Festtheilnehmer waren befriedigt, übertroffen gewesen. Man konnte sich der Macht der Rede nicht erwehren, sich nicht verhehlen den Schwung welcher mit Dräseke's Thätigkeit in die ganze religiöse Sphäre der Provinz der er vorstand gedrungen war, fortwährend noch drang. Und von dem Dasein solcher allgemeinen Anerkennung, von der Erkenntniß ihrer Berechtigung die in seinem Willen lag, wurde Dräseke getragen.

Aber es fiel in diese Periode auch schon der unvermeidliche Bruch der Zeit mit der Einfachheit eines so ungewöhnlichen Wirkens. Die Art wie man damals mit den Altlutheranern in Preußen umging, die kölner Angelegenheit, wie überall Spaltungen sich anbahnten, überall Schulstreit über die den Gläubigen unumstößlichsten Sätze des Glaubens auszubrechen drohte, gab Dräseke das Gefühl dieses Bruchs, erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. In einem Briefe aus jener Zeit schreibt er:

Ach, ich beklage die Kirche! Ich möchte ohne Aufhören weinen über unsere Zeit. Die Risse welche die Altlutheraner — welche Luther nicht für die Seinigen erkennen würde, falls er leibhaftig auferstände und zwischen sie träte — jetzt in der preußischen Landeskirche hervorbringen, machen viel Noth. Aber das Meiste nicht durch sich selbst, sondern — still! still! durch die Art wie sie behandelt werden!

In demselben Jahre starb Altenstein. Ein neuer Minister, mit ihm ein neuer, weniger freier Geist trat an seine Stelle. Niemals konnte sich Dräseke mit diesem (Eichhorn) verstehen wie mit Altenstein. Er hatte den vollen Glauben, aber er war fern von der mystisch-pietistischen Sektirerei welche seitdem einen so reichen Besitz gewonnen hat in der Staatsverwaltung, in Allem was mit dieser in gutem Vernehmen stehen wollte.

Drei Jahre darauf starb der König. Es ist bekannt, die Meisten von uns haben es mit Bewußtsein erlebt, was dieses Ereigniß bedeutete, welcher Wendepunkt der deutschen Geistesentwickelung auf allen Gebieten damit eintrat. So lange der alte König, persönlich ehrenhaft, fest, in seiner moralischen Unbeflecktheit anerkannt von allen Parteien, am Leben war, hatte man sich stiller gehalten; man hatte nicht mehr hoffen, erwarten können, dieser greise Monarch werde noch von der sein ganzes Leben eingehaltenen Bahn abweichen. Mit dem neuen König erhoben sich ganz andere, neue Hoffnungen. Seine Begeisterung, sein Talent foderte das Talent und die Begeisterung der Zeit heraus. Sie kamen ihm entgegen. Freiere Bewegung brach Bahn. Die zuvor äußerlich stillern Kräfte machten sich Luft, der König war geschmeichelt, begünstigte sie einen Augenblick und sie waren nicht mehr zurückzuhalten. Als man sie hemmen wollte, bildete, organisirte, entwickelte sich unaufhaltsam die Opposition.

Die eigentlich wirksame Opposition in Norddeutschland, in Preußen entstand erst von hier an. Politisch trat auf die liberale Partei, religiös die der Rationalisten welche den Liberalismus auf dem Gebiete der Theologie repräsentirt. In Preußen war es die Partei der „protestantischen Freunde" die sich der von Staatswegen beschützten und gepredigten Orthodoxie gegenüberstellte. Die Provinz Sachsen bewährte ihren alten reformatorischen Ruhm; hier hauptsächlich, in Halle, Naumburg rc. wurde das neue Evangelium gepredigt. Allgemeine Losungsworte wie Schrift und Geist, Unwesentliches und Wesentliches scharten die Parteien zusammen. Es war noch gewiß keine große Tiefe, Consequenz darin, es fehlte wol hier und da der Ernst; aber am Ende, diese Bewegung suchte doch den religiösen Freiheitsdrang zu fixiren, neue Klarheit, neue Resultate zu erringen durch den von der Philosophie erfrischten, durch das Bedürfniß der Zeit getragenen protestantischen Geist. Solcher Geist ist nicht zu hemmen; breitet er sich aus, so beweist er seine Nothwendigkeit. Die Macht des Bestehenden kann ihre Alleinherrschaft nicht mehr behaupten. Da ist einfaches Beharren hier oder dort unmöglich. Etwas Anderes muß aus dem Kampfe der Gegensätze geboren werden, vor allem aus dem der wogenden, alle Elemente vermischenden und entmischenden Gegenwart.

Dräseke, wie schon früher ausgeführt, hatte im Grunde während seines ganzen Lebens dieser vorwiegend mit theoretischen Elementen versetzten Richtung der Theologie fern gestanden. Princip seines Wirkens war und blieb der begeisterte Glaube an Christus den Gott gesandt, der für die Menschheit gestorben, durch sein Evangelium sie hinauf zu Gott zog, als dessen lebendiger Sohn er auf Erden erschienen war. Ihm, dem mit feuriger Phantasie Begabten hatte sich so der tiefere Geist des Christenthums mehr in der schönen Weise der Poesie als der dialektischen des philosophischen Gedankens gestaltet. Das Mysterium verkündigend als Unendliches, aber seine Erscheinung der Zukunft und dem Glauben anheimgebend, hatte er das unmittelbar Praktische, das jetzt und hier Erhebende, Bessernde, Veredelnde, zur Hoffnung des Höchsten Vorbereitende in seiner Thätigkeit concentrirt. Er war ein Ganzes in sich, enthielt seine eigene Logik. So war er groß, so wirkte er. Aber er konnte nicht aus sich heraus; die neue Weltentwickelung paßte nicht in dies Christenthum, sie strömte gegen das Christenthum überhaupt, dessen weltgeschichtliche Perioden vergangen sind.

Der Kampf, das Schicksal war unausbleiblich. Ein mehr zufälliges Ereigniß setzte alle brennbaren Stoffe in Flammen.

In Magdeburg wird ein christliches Gemälde ausgestellt: eine blinde Frau betet mit Inbrunst vor einem Christusbilde; in der gläubigen Hingebung des Gebetes fällt die Hülle von ihren Augen; sie wird sehend. Die „Magdeburger Zeitung" enthält während dieser Zeit ein frommes Gedicht voll Begeisterung über dies Bild. Pastor Sintenis in Magdeburg, Mitglied der rationalistischen Partei, schreibt dagegen einen fulminanten Artikel, warnt vor der Abgötterei mit Christus, weist den in jenem Gedichte gepredigten Aberglauben entschieden ab. Dräseke schon im Allgemeinen aufgeregt erfaßt diesen Artikel, bringt ihn auf die Kanzel, predigt mit aller Gewalt gegen den darin ausgesprochenen Unglauben. Sintenis bringt die Sache auf seine Kanzel. Dräseke predigt wiederholt — die Aufregung theilt sich von Magdeburg der ganzen Provinz mit. Beide Parteien sondern sich nun schärfer, schreiben für- und gegeneinander. Die Sache wird eine öffentliche; die öffentliche Meinung bemächtigt sich ihrer. Dräseke, Sintenis gegenüber sich nicht allein als geistiger Gegner, sondern als Bischof, als Vorgesetzter fühlend, citirt den widerspenstigen Prediger vor das Consistorium und vermahnt ihn abzulassen von der in seinen Predigten vorgetragenen Gesinnung; er weist ihn auf die in Preußen geltenden symbolischen Bücher, in denen die Gottheit Christi Glaubensartikel ist. Sintenis bleibt unbewegt, benimmt sich vielleicht auch nicht mit der dem Bischofe gebührenden Zurückhaltung. Dräseke, die Kirche in sich verletzt haltend, berichtet nun an das Ministerium nach Berlin und fodert Sintenis' Absetzung.

Der Ausgang ist bekannt. Eine starke, von dem Glauben den sie vertritt durchdrungene Regierung hätte sich unbedingt auf die Seite ihres Bischofs stellen müssen. Die damalige schwankende preußische Regierung fürchtete sich; statt ohne Zögern den gegen ihre religiösen Grundgesetze, gegen die höchste geistliche Behörde rebellirenden Prediger abzusetzen, erklärt sie: jener wie dieser

soll zu predigen aufhören, die Sache soll niedergeschlagen werden. Sie erklärte damit das Schicksal aller Derer die wie Dräseke noch versuchen mit dem alten Glauben mehr als ein Spiel zu treiben: mit ihm Ernst zu machen.

Für Dräseke war es der härteste Schlag der ihn getroffen. Zum ersten male fühlte er den Boden eigentlich unter sich wanken. Das große, unerschütterte Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit seines Wirkens, die alleinige Stütze der gewaltigen Arbeit, war gebrochen; es war ihm als sei er niedergeschmettert; seine Freudigkeit, seine Begeisterung war dahin.

Auf eben dem Punkt dieses Bruches trat dann der noch härtere Schlag ein: er mußte erfahren daß es auch Menschen gab die an der Reinheit seines Strebens und seiner Gesinnung zweifelten. Ein Pamphlet voll entstellter Thatsachen, falscher, gereizter, persönlicher Beschuldigungen erschien; er sollte in seiner Verwaltung, seinem Auftreten lächerlich gemacht werden. Unglücklicherweise hat er es niemals gelesen, Freunde die ihn schlecht verstanden, hatten ihm das Versprechen in der ersten Aufregung abgenommen. So erfuhr er nur aus den Broschüren dafür und dawider, aus persönlichen Insulten die man in Magdeburg an ihm versuchte, was der Inhalt sein mußte, welche Wirkung er hervorgebracht habe.

Seine Administration mochte mit manchen Mängeln verknüpft gewesen sein; sie war nicht sein eigentliches Feld, wie die Predigt, der persönliche Verkehr. Aber Caricatur eines idealen Lebens war der Inhalt welcher gegen diesen Verkehr mit Predigern, Schullehrern rc. vorgebracht worden ist. Die rationalistische Partei, so verständig, so trocken, von so schwankender Haltung, hat sich kein Monument damit gesetzt daß sie diese Gestalt die etwas Ganzes war, die in apostolischer Einfachheit, Begeisterung gewirkt hatte, zu zerreißen suchte, nicht vermochte ihre Wahrheit zu würdigen. Es war tiefstragisches Geschick, bittererer Schmerzen Vorgefühl, nicht allein von dem zwingenden Gedanken, sondern von so roher Hand aus der Geschichte in deren Mitte er gestanden hinausgestoßen zu werden.

Dräseke war von nun an über sein Abtreten gewiß. Er hatte den festen Standpunkt, hatte die Kraft fortzuwirken verloren. Er schrieb:

> Unsere Zeit verstehe ich nicht mehr; denn ich kann sie in den mannichfaltigen Verzweigungen ihres labyrinthischen Entwickelungsprocesses nicht mehr verfolgen. Das nur verstehe ich: ich passe nicht zu ihr und sie nicht zu mir. Darum und weil das wenn auch nicht den Leuten so doch mir wahrnehmbare Deficit auf der Seite des Könnens, gehalten gegen das nach meiner Berufsidee unerlaßliche Sollen immer größer wird, werde ich bald ausscheiden.

Er reichte sein Entlassungsgesuch ein. Als es ihm unter den ehrenvollsten Erklärungen Seitens des Königs und Ministeriums abgeschlagen wurde, wartete er eine Zeit, führte mit unaufhörlichen Kämpfen sein Amt weiter. Er bat dann zum zweiten mal. Man schlug es von neuem ab. Sein drittes Gesuch, in immer dringendern Ausdrücken, beantwortete man ausweichend: man könne ihn durchaus nicht entbehren; ob er nicht wenigstens in der Nähe des Königs als Rath, Prediger ein weniger beschwerliches Amt übernehmen wolle. Solche Andeutungen ohne feste Gestalt widerstrebten ihm. Gewißheit wollte er haben, Alles war ihm unter der einen Voraussetzung dann gleich. Damals schrieb er:

> Auf Pension, sie widerstrebt mir, wollte ich verzichten. Begeistert und arm wie ich gekommen wollte ich gehen. Das Nothwendige hat mir Gott gegeben. Weiteres verschmähe ich. Ich bin nicht dabei hergekommen.

Auch seine geschwächte Gesundheit hatte er als Motiv aufgeführt. Man schlug von oben längere Ferien zur Wiederherstellung derselben vor; dann möge er entscheiden. Er schreibt:

> Ich wiederhole dagegen daß mein Posten eine frische, freudige, gewaltige, in dieser Gewalt sich immer gleiche, dabei nie rastende, vor allem aber in jeder Leistung heute wie gestern vorbildliche Kraft brauche, absolut fodere und Ferien, zumal in solcher Ausdehnung, schlechterdings nicht statuire — nenne auch Männer auf die man bei seiner Wiederbesetzung reflectiren könne — es hilft Alles Nichts — ich soll bleiben und warten ob ich etwa wieder jung werden möchte wie ein Adler!

Als dennoch auch dieser letzte Ausweg erschöpft, unzureichend gefunden war, gab man endlich nach, nur noch mit dem Wunsche: Dräseke möge seinen künftigen Aufenthalt in der Nähe des Königs wählen. Nichts hielt ihn zurück; er legte sein Amt nieder.

Seitdem hat er nur noch ein mal öffentlich an den religiösen Angelegenheiten theilgenommen. Im Jahre 1845 mitunterzeichnete er die bekannte Erklärung der Sydow-Jonas'schen Partei gegen die Hengstenberg'sche „Evangelische Kirchenzeitung". Hengstenberg dem das sehr wenig convenirte, meinte Dräseke sei altersschwach geworden — ein bequemer Ausweg. Es war im Gegentheil ein neuer Beweis der außergewöhnlichen Stellung die Dräseke behauptet; ein Beweis wie wenig er trotz seiner Orthodoxie zu dieser Partei gehörte die im Widerspruch mit dem Geiste der Zeit die weltgeschichtliche Entwickelung hemmen und den Mann noch ein mal in die Formen der Kindheit zurückschrauben will.

Der frivole Ton der hohen und höchsten Kreise in denen man sich eines untadelhaftesten Glaubens rühmt, blieb ihm nach wie vor unerträglich. Mehr und mehr entfernte er sich aus dieser Gesellschaft, lebte auf seinem Landhause bei Potsdam in der friedlichen Stille die ihm so nöthig war. Er haßte die Welt nicht; er fühlte nur daß zu dem persönlichen Eingreifen in ihre Entwickelung er nicht mehr berufen sei, daß er sein öffentliches Tagewerk gethan hatte. Und diese Ergebung war keine unthätige, träumerische, finstere. Wenn ihm ein tiefes Schmerzgefühl blieb, so war es das daß man an seiner Gesinnung hatte zweifeln können. Das vergaß er, überwand er nicht. Es floß ihm auch nicht zusammen mit der allgemeinen Wehmuth des Alters. In seinen unaufhörlichen körperlichen Leiden hat er den alten, energischen Geist bewahrt der sich der Unterschiede bewußt war. Oft wünschte er abzuscheiden; aber er freute sich wo sie ihm entgegentrat an der Schönheit der Natur, zau-

derte das große Landstück um sein Haus das er fast wüst angekauft hatte, in einen schönen Garten um. Wie sein Anfang klein gewesen und zu Großem geführt hatte, so hatte er für Kleinstes und Größtes Sinn; that auch das Kleine in einem großen Sinne. Musik erfreute ihn; seine Lecture setzte er fast in allen Richtungen bis in die letzte Zeit seines Lebens fort; er folgte auch den Bewegungen der Zeit, denn sein Geist mußte ein großes ethisches Interesse haben.

So beschäftigt lebte Dräseke bis zu der jüngsten Revolution. Die Revolution ist nach der altchristlichen Ansicht bekanntlich noch jetzt ein Gräuel vor dem Herrn; erscheint sie, so erscheint sie als Gericht, nicht der von Gott installirten Obrigkeit, aber als Strafgericht der verderbten Welt. Der Pastor Krummacher in Berlin predigte im März 1848 von den Barrikadenkämpfern die mit weißen Kleidern, Palmen in der Hand, als selige, verklärte Entrinner von der Erde zum Himmel eingegangen seien; sie waren damals die Seligen, Erlösten. Jene Gläubigen die einen solchen Ton nicht anstimmten, hielten pflichtmäßig ihr befohlenes Dankgebet und schwiegen. Nur wenige Monate später und die Partei schüttete Fluch und Schande auf das Ereigniß für das sie gebetet hatte. Gefesselt an den Buchstaben faßte sie kein Verständniß für die Nothwendigkeit der Entwickelung, sah in den Foderungen des geschichtlichen Geistes nur die destructive Tendenz gegen das Christenthum, nicht den großen Drang der Völker freier zu werden, oder die Unmöglichkeit Das zu erhalten dem die sich fortbildende Wahrheit der Wissenschaft wie das instinctive Bewußtsein der Menschheit widerstrebt. Und wie anders waren doch allerwärts die Voraussetzungen geworden! Wie ganz entgegengesetzt sieht der Mensch die Welt als dies verwitterte Christenthum!

Der Gott Dräseke's war größer. Wenn er vor Jahren den schwankenden Widerstreit der Rationalisten verdammt hatte, so begrüßte er noch am Ende seines Lebens die Revolution als dieses große Ereigniß, dessen Hoffnungen um seiner Schmerzen willen Niemand vergessen und verurtheilen solle. Im April 1848 schrieb er:

Der europäische Weltacker ist aufgerissen, um, Gott gebe es! ein Garten zu werden, mit lauter Pflanzen die der himmlische Vater gepflanzt. Die Hoffnungen denen sich ein vertrauendes Herz hingibt, sind schön, wenngleich viel tausend Herzen durch welche mittenhin die gewaltige Pflugschar gegangen ist, an tiefen Wunden bluten, — oft will der gute Muth schon Ein- und Anderes im Keime sehen. Wir übergeben all diese Hoffnungen Dem der da mächtig ist sie zu erfüllen und Denen die ihn lieb haben, das verheißene Erbe zu geben.

So und mit immer wachsendem Interesse verfolgte er während der Jahre 1848 und 1849 den Wechsel der großen Bewegung. Er hatte vor allem die freien Grundsätze im Auge welche für die Staatsregierung maßgebend werden sollten. Was im Beginne der Revolution gefodert und gewährt war, daran hielt er fest und stand in Freude und Leid auf der Seite Derer die diese Grundsätze vertheidigten, der Ereignisse welche sie befestigen konnten. Wie oft flammte es in ihm auf! Wie klagte er in heiligem Zorn über das Falsche, der Sache Unwürdige nach beiden Richtungen! Die alten orthodoxen Freunde die ihn besuchten, kannten ihn kaum mehr. Sie waren zurück-, er mit seiner letzten Kraft war noch vorangeschritten und hatte begeistert den Anbruch einer Freiheit begrüßt, deren Constituirung und Ziel ihm zu schauen nicht beschieden war, aber deren Nothwendigkeit und geschichtlichen Hauch er durch alles Trennende hindurch empfand. Auch jetzt regierte der altchristliche Gott; aber der Schein der Engherzigkeit mit dem sein Wesen eine zeitlang behaftet schien, war vergangen und es war wieder der Gott geworden in dem Jahrzehnte vorher sich die gegenwärtige Geschichte ihm spiegelte, der jetzt auch diese größere neue Epoche des geschichtlichen Lebens in seinen Willen zum Zwecke der Befreiung der Menschheit aufgenommen hatte. Die Lösung dieses letzten Widerspruchs zu erleben war ihm nicht mehr vergönnt. Er starb, mächtig bewegt durch die Geschichte, von persönlich theuern Verlusten tief erschüttert, am 8. December 1849. Seine Sehnsucht ging noch im letzten Momente nach vorn.

Wie sein Tod in diese Zeit fiel wo man ihn weniger als sonst wol beachtete, so geschah sein Begräbniß in der schweigenden Stille des Wintermorgens, ohne daß ein Anderer gefolgt wäre als die Familien- und Hausgenossen. Er hatte es so gewollt. Auch sollte sein Grab ohne Stein, ohne Kreuz bleiben. Er wollte nicht daß es ein Wallfahrtsort werde. Die Demuth seines Lebens in der sein Wirken von unten empor bis zur höchsten Stufe bestand, sollte ihn im Andenken der Nachwelt auch hier bezeichnen. Was er gethan, gewesen, stellte er dem nicht irrenden Geiste anheim der jedem Handeln, Denken, Leben zuletzt seinen Platz anweist

Von Dräseke, wie sich Weltanschauung und Geschichte verschieden gestalten mögen, wird man das Geständniß machen müssen: er war eine ganze, große, seltene Erscheinung; innerhalb der christlichen Periode die letzte große Gestalt, die Persönlichkeit welche mit Begeisterung und mächtigem Glauben den Versuch machte alle zu so entgegengesetzten Richtungen entwickelten Formen der modernen Welt noch ein mal mit dem lebendigen, christlichen Geist zu erfüllen, diesen Geist aus der Verknöcherung der Orthodoxie in die freibewegte That hinaus zu retten. Es gelang ihm nicht.*) Mit seinen des großen Geistes würdigen Mitteln hat er eine Gemeinde um sich gesammelt, hat der vom Staate aufrechterhaltenen alten Weltordnung noch ein mal eine breitere Grundlage und einen tiefern Sinn gegeben. Aber die neuen Elemente griffen ihn an und am entscheidenden Punkte verließ ihn der Staat. Tiefer als dieser erkannte er sein Misverhältniß zum Zeitalter. Er trat ab von der Bühne; ein schwacher Nachwuchs den er nicht für Gesinnungsgenossen anerkennen würde, blieb zurück, klammerte sich an die Reste des Alten. Ihm aber war es noch vergönnt das neue Licht in wunderbarer

*) So wenig als Hegel auf philosophischem Gebiet.

Ahnung zu begrüßen, und die ihn verklärt von diesem Lichte sahen, erkannten die Flamme darin deren Glanz als leitendes Gestirn über seinem Leben leuchtete!

Von seinen „Nachgelassenen Schriften" ist eben nichts Neues, Etwas das nicht in dem Vorhergehenden schon berührt wäre, zu sagen. Diese Predigten wurden, wenn ich nicht irre, in der letzten bremer Zeit gehalten; es ist der durchgehende Dräseke'sche Geist, sein Vortrag, seine Methode. Wenn zu der Auffassung von Dräseke's geschichtlicher Stellung diese Zeilen einen Beitrag geliefert haben sollten, so liegt der Grund in dem leitenden Streben jenen Geist mit der Einheit seiner Entwickelung, Wirksamkeit, wie er theoretisch und praktisch identisch war, zu erfassen. Gern würde ich mit der Anerkennung daß Dies einigermaßen gelungen die Einwendungen auf mich nehmen welche gegen die darüber hinausgreifende Weltanschauung, soweit sie nur angedeutet oder zur Kritik herangezogen worden ist, erhoben werden können. Die Geschichte wird es fortführen! 46.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Mitte November 1851.

„Durch Schweigen ist Amyklä zugrundegegangen", lautete ein altes griechisches Sprüchwort. Was läßt sich von einer Literatur sagen welche schweigt? Findet jenes Sprüchwort nicht auch auf sie eine passende Anwendung? Und in der That, während man in den verwichenen Sommermonaten von Woche zu Woche vergebens auf irgend eine lohnende Erscheinung der kleinern Literatur unserer Stadt, auf welche unsere Mittheilungen vorzugsweise gerichtet sind, wartete, hatte es wirklich den Anschein als ob ein Theil der hiesigen Schriftstellerwelt bereits zugrundegegangen sei. Keine Feder rührte sich, Alles schwieg. Was die berliner Presse im Verlauf dieser Zeit producirte, gehört völlig andern Kreisen an. Es waren größtentheils Werke der Wissenschaft und Verwandtes: theologische Schriften, namentlich pietistische Predigten, jammernde Stimmen in der Wüste, Erörterungen auf dem Gebiete der Medicin, der Rechtsgelehrsamkeit, der Technologie, Schulbücher, lauter Dinge die uns hier Nichts angehen. Ein paar Blumenlesen aus deutschen Lyrikern, einige Uebertragungen ausländischer Romane als Fortsetzung größerer Sammlungen lieferten uns ebenso wenig den erwünschten Stoff der Mittheilung. Werke wie Schack's „Firdusi", Reumont's „Caraffa", „Die serbische Bewegung in Südungarn", Unger's „Wesen der Malerei" u. s. w. beanspruchen anderweitige Recensionen und kritische Abhandlungen. In der Broschürenliteratur machte ihrer Zeit einzig und allein die Schrift Bethmann-Hollweg's über „Die Reactivirung der preußischen Provinziallandtage" einiges Aufsehen und war ein Gegenstand der Controverse in politischen Organen; sonst lag dieser Zweig ganz darnieder. Kein Wunder. Die Parteien haben sich im Allgemeinen längst zur Genüge geäußert, haben Mund und Feder abgenutzt, eine politische Bewegung existirt bei uns momentan so gut wie gar nicht, die Opposition muß schweigen, Alles blickt nach Paris, die Reaction spinnt geräuschlos ihr Gewebe weiter, sie beherrscht vorderhand von ihren Dardanellenschlössern aus die ganze breite Fläche des Stromes der Entwickelung, und keine misliebige Flagge darf es wagen sich munter zu entfalten. Stumme Erwartung ist der Grundtypus unseres gegenwärtigen öffentlichen Lebens.

Auch die letzten Wochen haben uns noch nicht sonderlich mit kleinerer Literatur versorgt. Ein übler Umstand ist es dabei daß sich eigentlich der Begriff der kleinern Literatur selbst schwer definiren läßt. Im Allgemeinen verstehen wir darunter zunächst und hauptsächlich Broschüren über irgend ein Thema der Tagesfrage, über eine Situation oder Persönlichkeit der Politik, des Lebens und der Literatur, Schriften geringern Umfangs, mögen sie nun von vorübergehendem, temporairem Werth sein oder sich durch Geist und Tiefe weit über das Niveau des Gewöhnlichen erheben. Wir erwähnen Dies ganz besonders um daran zu erinnern daß wir dem Worte „klein" mehr nur einen äußerlichen Sinn unterlegen. Daher können wir auch solche Werke hierherrechnen welche ihr Dasein z. B. lieferungsweise beginnen, der Art daß eine gründliche Besprechung im Augenblicke noch unmöglich ist, während sie zu vorläufigen Bemerkungen einen wol passenden Stoff geben. Fragt man uns endlich was wir von belletristischen Productionen in unser Gebiet ziehen und welchen Maßstab wir hier anlegen, so müssen wir die bestimmte Antwort schuldig bleiben. Erstlingsversuche junger Lyriker, Novellisten und Dramatiker haben jedenfalls ein Anrecht an unsere Berücksichtigung. Für die Wahl anderer Erscheinungen dieser Gattung jedoch muß man uns schon dann und wann einmal gestatten das tel est notre plaisir der ehemaligen französischen Monarchen in Anwendung zu bringen, ganz abgesehen von der größern oder geringern Bedeutung jener.

Und wir wollen Dies hier sogleich thun und nehmen ein soeben anonym herausgegebenes, unbedingt gewichtiges Büchlein zur Hand, betitelt „Judas Ischarioth, ein dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen" (Berlin 1851). Die Anonymität ist nicht immer ein so dichter Schleier daß uns der Verfasser verborgen bliebe. Die Könige reisen incognito um lästige Ceremonien und Huldigungen von sich abzuhalten, aber man kennt sie doch, wenigstens im eigenen Lande, und wäre es auch nur aus der Aehnlichkeit mit den zahllosen Portraits auf den schmucken Thalern und kleinen Groschen. Auch der Verfasser des vorliegenden „Judas" wurde uns bekannt, nicht durch Vergleichung mit frühern Productionen, sondern durch die längst allgemein verbreitete Stimme der geschwätzigen Fama. Wer das Drama gelesen, dürfte schwerlich von selbst auf den Gedanken kommen daß es von einer Dame herrührt, so kühn ist die Conception, so markig die Sprache. Diese Bemerkung soll jedoch keineswegs irgend einen Zweifel an dem literarischen Talent des weiblichen Geschlechts überhaupt ausdrücken; sie bezieht sich einzig und allein auf gewisse Eigenschaften der Darstellung die wir sonst nicht in den Productionen einer Dame zu finden gewohnt sind. Die Verfasserin ist die schon anderwärts oft genug erwähnte, gegenwärtig hier lebende Schauspielerin Elise Schmidt, welche im verflossenen Jahre ihre erste literarische Schöpfung „Der Genius und die Gesellschaft" auf die königliche Bühne brachte. Der Erfolg des genannten Stücks entsprach wie man sich erinnert nicht den Erwartungen welche im Publicum angeregt worden waren. Wir kennen das Drama nicht, glauben aber daß ihm der allzuwarme Eifer freundschaftlicher öffentlicher Empfehlung im voraus eher schadete als nützte und daß es unter andern Umständen vielleicht lange nicht so harte Urtheile erfahren hätte. Nichts ist gefährlicher als das Publicum, besonders hier in Berlin wo ohnehin der kritische, skeptische und zersetzende Geist so sehr vorwaltet, mit ungewöhnlichen Ankündigungen auf Außerordentliches zu spannen. Mag man der Stimme des preisenden Herolds blind vertrauen oder nicht, man bildet sich in einem solchen Falle immer abnorme, selbst utopische Vorstellungen, und schon ein geringes Fehlschlagen der gehofften Befriedigung macht den Leser oder Zuschauer leider allzu oft ungerecht und er verwirft unbarmherzig das Ganze wo vielleicht nur die Schwäche einzelner Partien zu rügen war. Schließen wir vom „Judas Ischarioth" zurück auf den „Genius und die Gesellschaft", so möchten wir vermuthen daß auch in dieser Scenisirung eines Fragmentes aus Byron's Lebensgeschichte neben manchem Verfehlten noch gelungene und vielleicht bedeutsame Züge vorhanden waren.

„Judas Ischarioth" gehört im Ganzen genommen der Richtung an welche Hebbel bisher verfolgte, einer Richtung die

von Grabbe ihren nächstvorhergehenden Ausgangspunkt nahm. Wir sagen „Richtung" und wollen damit ausdrücken daß der jüngere Dichter keineswegs ein bloßer Nachahmer des ältern zu nennen sei: Hebbel ist einzig und allein ein Geistesverwandter Grabbe's und Beide bilden einen bezeichnenden und sehr natürlichen Gegensatz gegen die matten Nachzügler der alten dramatischen Tradition aus den Tagen Schiller's und Iffland's und gegen die auf den bloßen äußern Erfolg speculirenden gewöhnlichen Fabrikanten, Originale, Uebersetzer und Bearbeiter. Grabbe hat bekanntlich meist historische Dramen geschrieben, und auch Hebbel entlehnt seine Vorwürfe ein paar mal aus der Geschichte und zwar aus der jüdischen. Wir heben diesen Punkt hervor, weil sich in dem Verhältniß der genannten Dichter zur Geschichte ihre ganze Art und Weise, ihre Richtung überhaupt, der auch wie oben angedeutet Elise Schmidt huldigt, am schlagendsten charakterisirt. Als im verwichenen Sommer Hebbel's „Judith" auf der hiesigen Hofbühne nach langjähriger Ruhe wiederum in Scene ging, fanden wir uns veranlaßt an einem andern Orte unsere bescheidene Meinung in einigen aphoristischen Bemerkungen auszusprechen; wir müssen abermals hierauf zurückkommen und man gestatte uns diese Wiederholung da sie in directer Beziehung zu dem vorliegenden „Judas" steht und auch heut noch unser Urtheil vertritt. Hebbel nämlich gilt die historische Ueberlieferung, wie er in der Vorrede zur „Judith" ausdrücklich erklärt, nur für einen „Anlehnungspunkt". Für uns, erlaubten wir uns damals zu bemerken, haben die Namen und Thatsachen der Geschichte eine selbständigere Bedeutung, die Bedeutung einer großen fort und fort lebendigen, objectiven Welt. Die Zeit, sagten wir ungefähr weiter, in welcher ein Dichter lebt, speciell hier unsere Gegenwart, wird allerdings die Wahl des Dichters rücksichtlich seines historischen Stoffs bestimmen; aber er wird ihn nicht blos zum „Anhaltpunkt", d. h. zu einer Arena für eine dramatische Dialektik gewisser vorgefaßter Gedanken machen. Er wird wählen was für unsere Verhältnisse noch irgend ein besonderes Interesse hat, was irgendwie an die Gegenwart anklingt, aber er wird die Thatsachen und Charaktere nur aus Motiven erklären und entwickeln, letztere nur mit Ideen ausstatten die in der Zeit in welcher sich der Stoff bewegt liegen, und uns eben keineswegs ein pedantisch antiquarisches, sondern ein lebendiges, charakteristisches Bild geben, ein Bild der Personen und Zustände. Denn das Wort „Charakteristik" muß sich, wenn es nicht einseitiger Willkür anheimfallen soll, wie auf die Träger der Handlung so auch damit zugleich auf die Zeit selbst und ihr geschichtliches Colorit beziehen. Der große Lessing der im Ganzen, wie das im Geiste seiner Zeit lag, noch keine abgeschlossene speciellere Ansicht über das historische Drama entwickelte, behauptet nichtsdestoweniger („Hamburger Dramaturgie", Stück 23) daß die historischen Charaktere dem Dichter „heilig" sein sollen; die geringste wesentliche Veränderung, meint er mit sehr richtigem und feinem Blick, würde die Ursachen aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen. Der Grund für diese Heilighaltung ist indeß noch ein anderer, vielleicht sogar noch weit mehr zwingender, wovon sogleich. Wir hängen durchaus nicht an antiquarischen Schrullen oder verrotteten Vorurtheilen, wir nehmen im Gegentheil, da wir uns der Art aussprechen, auf die modernste Kunstanschauung Bezug. Wer nun die Bibel kennt und im Allgemeinen einen Begriff von der alttestamentlichen Zeit hat, wird ohne Zweifel finden daß der Holofernes Hebbel's (in der „Judith") „zwar die Wildheit und Grausamkeit des biblischen Charakters besitzt, daß er aber in seinem Raisonnement einer ganz andern Epoche der Anschauung angehört. Er spricht mächtig wie ein Titan, aber wie ein Titan dem unsere modernste metaphysische Grübelei und die Gedankensubtilität der Gegenwart geläufig ist, ja der sogar da und dort von unserer Blasirtheit angehaucht wird. Manche werden nun sagen: was geht es uns an ob dies der historische Holofernes ist oder nicht, wenn er überhaupt nur in tüchtiger Gestaltung auftritt. An sich wäre Dies auch in der That sehr gleichgültig. Der Uebelstand zeigt sich aber darin daß während der Dichter seinen Helden einerseits die überlieferten Facta der Geschichte verrichten läßt, andererseits ihm moderne Anschauungen unterlegt, ein Zwiespalt der Figur entsteht welcher der feinern Empfindung sogleich fühlbar wird, ein Zwiespalt zwischen den Worten, der Intelligenz des Helden und seinen Handlungen, sowie seiner ganzen Situation. Dies der andere Grund für die obige Lessing'sche Andeutung. Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich uns das Resultat: Hebbel betrachtet in der „Judith" seinen Stoff mit dem Auge des Romantikers, steht auf romantischem Standpunkt, wobei wir bemerken daß wir das Wort „romantisch" in dem speciellern Sinne nehmen, wie es die ehemaligen „Halleschen Jahrbücher" (in dem seiner Zeit berühmten Manifest) bei Gelegenheit Friedrich Schlegel's, Gentz's u. s. w. in Bezug auf das Belieben des „genialen Subjects" anwendeten, abgesehen von aller besondern Mittelalterlichkeit. Namen sind an sich gleichgültig und es würde uns wenig kümmern ob romantisch oder nicht. Wir bezeichnen aber mit „romantisch" eine bereits überwundene ästhetische Anschauung, jene Anschauung welche zu dem Stoff in einem mehr oder weniger äußerlichen Verhältniß steht, ihn zum Träger mehr oder weniger subjectiver Phantasien (des genialen Subjects) macht, statt seiner particulairen, selbständigen Individualität gerecht zu werden. Letzteres aber entspricht allein unserm modernen Bewußtsein, dessen erster, tiefer Grundsatz da heißt: individuelle Wahrheit und zwar in jeder Beziehung. Mit diesen Bemerkungen sind wir auch dem vorliegenden Drama „Judas" ganz nahegetreten: der Standpunkt ist ziemlich derselbe wie bei Hebbel, nur neigt sich „Judas" zugleich einer Gattung zu welche George Sand vor Jahren in einem trefflichen kritischen Artikel über Goethe's „Faust", Byron's „Manfred" und Mickiewicz's „Dziady" das „metaphysische Drama" nannte. Diese Gattung hat in jüngerer Zeit, d. h. etwa von 1820—40 bei allen Nationen erstaunlich viele Sprossen getrieben, darunter Werke von eben so großartiger als tiefer Bedeutung, außer den genannten z. B. noch Byron's „Cain", den „Entfesselten Prometheus" von Shelley, „Die sieben Saiten der Lyra" von George Sand; „Die Insel der Glückseligkeit" von Atterbom; „Adam Homo" von dem Dänen Paludan Müller; Gutzkow's „Nero"; Edgar Quinet's „Prometheus" und die beiden genialen polnischen Dichtungen (von A. Krasinski?) „Die ungöttliche Komödie" und besonders „Iridion" u. s. w. Die Motive für ein solches Hervortreten des metaphysischen Dramas in unserer an Philosophie überreichen Zeit liegen ziemlich offen zutage. Dante's „Divina commedia", Milton's „Paradise lost", Klopstock's „Messiade" waren ohne Dramen zu sein ähnliche oder wenigstens verwandte metaphysische Gedichte; man fand in ihnen nach damaligen, frühern ästhetisch-kritischen Begriffen das höchste poetische Ideal erreicht. Nebenbei bemerkt ist das metaphysische Gedicht uralt, da wir schon das „Buch Hiob" hierher rechnen müssen. In der modernen Zeit jedoch hat sich, vielleicht besonders von dem seit einer Reihe von Decennien auf das praktische, darstellbare, charakteristische Drama überwiegend gelegten Accent influenzirt, ein immer stärkerer Realismus in unsern Anschauungen über Poesie überhaupt geltendgemacht, was zweifelsohne sein Gutes hat und uns vor einer völligen spiritualistischen Verdunstung bewahrt. Auf der andern Seite indeß will sich das zurückgedrängte Element des Transscendentalen nicht ganz unterdrücken lassen, um so weniger als es in dem ungeheuern Reichthum unserer modernen Speculation mehr als je erstarkte, und es findet in Productionen wie die obengenannten einen Ausweg. Wir sagten, „Judas" neige sich dem metaphysischen Drama zu, und meinen Dies in Bezug auf den Inhalt und die gedankliche Anschauung, nicht aber hinsichtlich der äußern Behandlung, indem die Verfasserin das phantastische Element welches hier zu herrschen pflegt, abwies. Ist sie darum aber der Realität näher gekommen? Wir werden Dies sehen wenn wir zunächst den äußern Gang der Handlung in ein paar Worten skizziren,

insoweit sie nämlich die innere Entwickelung unmittelbar motivirt und modificirt.

Wir blicken beim Beginn der ersten Abtheilung in die Hütte des armen Lazarus und vernehmen das Gespräch der Magdalena, die im ganzen Drama eine vorwiegende Rolle spielt, ihrer Schwester Martha und der alten Amme Jocheba. Magdalena ist bereits eine Verführte und zwar durch ihren ersten Liebhaber Judas; sie äußert sich bereits als angehende Courtisane, denn sie ist eitel und arbeitsscheu. „Soll ich ein Leben führen", sagt sie, „wie die Töchter der Hirten aus dem Hause der Armuth? Ist nicht mein Stamm Derer die da waren Könige in Juda? Ist nicht meine Haut zart und blühend und mein Leib magdlich und fein?" Auf der andern Seite wird sie gedrängt von jammervoller Familiennoth; noch aber kämpft sie momentan gegen die Ueberwucherung des Lasters. Da erscheint Judas der sich sogleich in seiner wilden, dämonischen, skeptischen und bösartigen Natur zu erkennen gibt. Für ihn ist Wahrheit die Erkenntniß der Nichtigkeit alles Dessen was ist. Er findet Magdalena noch schön, aber er liebt sie nicht mehr und will sich ihrer nur noch zu einem Plane bedienen. Er will den Pilatus „die eiserne Faust die Rom", wie er sagt, „auf den Nacken unsers Volks gedrückt hat", verderben und zwar mit Hülfe Magdalena's die er dem Landpfleger zuzuführen beabsichtigt. Magdalena geht auf den Plan ein. Einige Zwischenscenen schildern die momentanen traurigen, zerrütteten Zustände in Jerusalem, wobei Judas ebenfalls dann und wann in seiner zerstörungswüthigen Stimmung auftritt. In der letzten Scene treffen wir Magdalena wieder in einer Badehalle im Hause des Pilatus. Sie fühlt ihre Erniedrigung und bebt vor dem hochmüthigen Römer der über ihr Sträuben ergrimmt. Bald darauf erscheint Judas seines Lebens überdrüssig (was uns mit manchem Vorhergehenden nicht recht in Consequenz zu stehen scheint) und kündigt dem Pilatus ins Gesicht an daß er ihn erwürgen wolle. In seiner seltsamen Laune jedoch sagt ihm Letzterer: „Du sollst leben!" „Wenn ich nur Etwas wüßte", bemerkt Judas, „was ich auf Erden noch anfangen könnte?" „Werde ein Menschenfreund", antwortet ihm Pilatus, was dem Judas natürlich erstaunlich lächerlich und uns in dem Munde des brutalen Römers ziemlich unerklärlich, wenn nicht eben äußerlich und ganz subjectiv absichtlich von Seiten des Dichters als Ironie vorkommt. Man hört hierauf das Hosiannageschrei des Volks. Christus ist in Jerusalem eingezogen und wirkt Wunder. Magdalena und Judas sehen den Heiland auf der Straße ziehen und werden von seltsamen Empfindungen ergriffen. Magdalena: „Still! seine Lippe bewegt sich, die Luft wird athemlos und lauscht, er spricht." Man hört eine holde Stimme: „Kommt Alle zu mir die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch trösten und erquicken." Magdalena stürzt auf die Knie: „Ach ja, zu dir, zu dir! du bist die Liebe!" Judas steht erschüttert und schließt die Scene mit den Worten: „Wahrlich! dieser ist der erste Mensch der mich aufmerksam auf die Menschheit macht." In der zweiten Abtheilung erfahren wir die Zerknirschung Magdalena's infolge der angedeuteten Scene. Judas geht zu Christus um vielleicht noch etwas „Nützliches in der Welt" von diesem Meister zu lernen. Magdalena sucht den Heiland auf um von innerer Qual zu gesunden. Wir sehen Christus mit seinen Jüngern; Judas und Magdalena treffen sich hier. Judas will die Gefallene verleumden, aber Christus schützt sie mit mildem Wort. Die dritte Abtheilung wird durch ein Gespräch zwischen Magdalena und Judas eröffnet, wo dieser unter wilden Ausdrücken, Verlästerungen und Flüchen gegen die Menschheit zuletzt die finstere Andeutung fallen läßt bald der „Meister des Meisters" werden zu wollen. Es folgen: ein Monolog des Judas und Reisescenen Christi mit seinen Jüngern und besonders ein Zwiegespräch zwischen Jesus und Judas, ein Kampf zwischen dem Segen der Liebe und dem düstern Phantom des Menschenhasses. Judas beschließt in innerster Antipathie gegen das Liebesevangelium das Volk gegen Christus aufzuhetzen; Volksscene in Nazareth. Die vierte Abtheilung versetzt uns wieder in die Hütte des Lazarus; Magdalena ist entsündigt und Friede und Eintracht herrschen hier; mit Verachtung weist sie nun den Judas zurück; man erwartet die Einkehr des Heilandes. Judas eilt fort in das Thal Ben Hinnom wo ihn Christus sucht und findet. Dialog. Judas: „War ich nicht frei wie der Wüstenlöwe... bis du erschienst? ... Ja ich will hin zum Volke dem du lehrtest um dich zu verrathen. Die dich mit mir hassen, werden dich ergreifen, dein Angesicht wird im Tode erblassen... aber Wehe, Wehe, dem Volke das dich tödtet! Mein Haß zerschmettert es für die Ewigkeit" (eine Schlußwendung deren Consequenz uns nicht mit voller und fester Klarheit gerechtfertigt erscheint). Jesus: „Mach' dich auf und gehe hin!" Beim Beginn der fünften Abtheilung ist der Verrath bereits geschehen. Jesus vor der Versammlung der Schriftgelehrten wird zum Tode verdammt. Judas nimmt sich in Verzweiflung das Leben, oder vielmehr zuletzt in sich selbst befriedigt: „Du (Christus) warst mein Inhalt. Du bist ausgeschüttet und trunken ist die Welt von dir! Ich fühle jetzt mich wie ein leer Gefäß, wozu noch dient es? Ich zertrümmre es!" In der Schlußscene befinden wir uns abermals in der Hütte des Lazarus beim Leichnam des Judas; Magdalena zieht in die Wüste.

Es würde ungerecht sein sagen zu wollen wir hätten mit diesen sehr, sehr dürftigen Umrissen den Inhalt des geistreichen Dramas irgend erschöpft. Wir geben hier, und Das vergesse man nicht, keine Recension, sondern nur eine literarische Mittheilung. Nichtsdestoweniger aber wird man aus unsern Andeutungen erkennen daß die äußern Vorgänge nicht der Art sind dem Charakter des Judas eine genügende Basis und Fortschreitung zu verleihen. Und betrachtet man diese Figur selbst in ihrer gesammten Manifestation, so gewahrt man daß es ihr in der That an der dramatischen Entwickelung gebricht. Judas ist fertig vom ersten Augenblick an; seine innere Bewegung und Mannichfaltigkeit zeigt sich nur als eine Dialektik philosophischer Begriffe in oft allzu wortreicher und bizarrer lyrischer Declamation; er ist die Personification des Bösen und des Hasses, obwol uns auch rücksichtlich dieses seines Gedankens, wie wir bereits mehrfach oben andeuteten, nicht immer die völlig feste Consequenz und gründliche Motivirung geboten wird. Der beschränkte Raum verhindert uns an einer detaillirten Analyse; daher nur soviel. Die Verfasserin fühlte selbst das Bedürfniß jenen Haß überhaupt in einer Art vorangegangener Entwickelung zu motiviren; es geschieht besonders auf S. 128 wo Judas von seiner Vergangenheit spricht. Aber was läßt sie ihn hier unter Anderm sagen? „Ich habe", spricht er, „das schönste Weib bezwungen gegen den Willen ihres Stammes und ihres Hauses. Ich habe mit ihr das Räthsel der Menschwerdung aufgelöst und sie alle Lust der Welt kennengelehrt, sie hat dich (nämlich Jesum) gesehen und mich verworfen. Fluch aller Weiberliebe!" Dies würde an sich eine ganz naturgemäße Wendung sein. Aber wir erfahren ja im Anfange des Gedichts schon daß Judas die Magdalena nicht mehr liebt; er sagt es selbst mit ganz entschiedenen Worten die wir unmöglich als ein psychologisches Räthsel einer in sich kämpfenden Leidenschaft deuten können; denn noch mehr, er will sie dem Pilatus als Maitresse zuführen, und zwar, wohl gemerkt, ehe sie noch Jesum gesehen, ganz abgesehen davon daß er selbst sagt: „Ich habe nie einen Menschen geliebt." Wie ist also sein Fluch gegen die Liebe wahrhaft gerechtfertigt? Wir wissen sehr wohl es gibt wunderbare Phasen und Widersprüche im Innern des Menschen; aber wenn der dramatische Dichter sie zur Aufgabe wählt, so muß gerade er sie klar zutagelegen und begreiflich erscheinen lassen. Ja selbst der Verrath des Judas ist nicht dramatisch gründlich motivirt, oder genauer ausgedrückt, entbehrt der concreten und dramatisch-plastisch herausgestalteten Nothwendigkeit in der Motivirung. Die Verfasserin weicht dabei zunächst von der Ueberlieferung ab, von der Erzählung mit den 30 Silberlingen. Wir haben hiergegen

durchaus Nichts einzuwenden, obgleich wir nicht gerade der Meinung des Professor Roetscher, dessen Bemerkungen über den „Judas Ischarioth" als eine Art kritischer Epilog dem kleinen Bändchen angehängt wurden, unbedingt beipflichten. Der verehrte Dramaturg sagt: „Der nackte Verrath des Judas um schnöden Gewinnstes willen ist ebenso wenig ein Gegenstand der Poesie als sein späterer Selbstmord." Wir denken, auch dem schnöden Gewinnst liegt eine Idee zugrunde die sich gar wohl poetisch gestalten läßt und oft genug schon unter Heranziehung alles Dessen was jener in sich begreift poetisch gestaltet worden ist; es ist Dies, wie Jedermann aus der Betrachtung des kleinen und großen Weltganges weiß, eine in das innerste Getriebe des Lebens eingreifende, sehr umfangreiche Idee, die Idee der materiellen, egoistischen Interessen die in der Wirklichkeit, wir können sagen in den meisten Fällen die wahre Basis jener Bestrebungen ist welche den Sieg des Guten und Schönen hemmen und verkümmern. Es fragt sich auf der andern Seite überdies ob der tragische Effect nicht gerade umsomehr erhöht wird, je kleinlicher, erbärmlicher und ungeistiger die Veranlassungen sind denen ein großes Geschick erliegt. Wie dem auch sei, so viel scheint uns gewiß daß auch das biblische Motiv des Verraths nicht unbedingt als rein unpoetisch verworfen zu werden braucht, und daß es in seinem innersten bedeutsamen Sinne aufgefaßt und mit der nöthigen dramatischen Erfindung und Entwickelung ausgestattet gar wohl noch seinen Werth als dichterische Gestaltung gewinnen kann. Die Verfasserin hat dies Motiv wie gesagt gänzlich fallen lassen; immerhin, sie hatte ebenfalls ein Recht dazu daß sie ihr Drama auf geistigere Motive basiren wollte. Sie machte ihren Judas zum Träger des Dämonischen, des Bösen und des Hasses überhaupt, eine an sich zweifelsohne großartige Idee der wir sehr gern beipflichten. Wie sie es aber that, Das ist für uns der Punkt wichtiger Bedenken. Fassen wir uns so kurz als möglich, sagen wir es, da wir uns hier nicht auf weitere Erörterungen einlassen können, mit Einem Wort gerade heraus: der Charakter des Judas steht nicht nur ohne Entwickelung, d. h. undramatisch da, er ist auch eine Abstraction geblieben. Dazu kommt noch daß er sich allzu oft in Reflexionen, Grübeleien und Gedankreihen bewegt welche durchaus nur unserer modernen Anschauung und Philosophie (Hegel) angehören, ganz ähnlich wie bei Hebbel ein Belieben welches besonders dadurch erklärlich wird daß eine unserer glänzendsten modernen Wissenschaften, die Philosophie der Geschichte, die Dichter mit manchen ihrer über vergangene Zeiten ergossenen, äußerst blendenden Beleuchtungseffecte lockt und verführt. Was man auch sagen mag, unserm Dafürhalten nach ist eine solche Diction in jedem Falle ein Verstoß gegen das Charakteristische überhaupt, gegen ein Element welches recht eigentlich ein Hauptgrundzug unserer heutigen ästhetischen Anschauung ist und dem Stoff seine wahrhaft individuelle Bedeutung sichert. Ohne dieses Element sinkt jeder Stoff zur bloßen, gleichgültigen Aeußerlichkeit herab, während doch Niemand in Abrede stellen wird daß sich Stoff und Behandlung aufs innigste durchdringen müssen.

Sehen wir indeß von diesen Bedenken ab, so bleibt noch genug übrig um dafür dem Talent der Verfasserin unsere Anerkennung zu zollen. Vermißten wir auch im „Judas" selbst die eigentliche Gestaltungskraft, so fehlt sie der Verfasserin doch keineswegs wie Dies die meisten andern Figuren beweisen, wenn man in ihnen vielleicht auch mehr eine epische als durchweg dramatische Anlage bemerken möchte. Namentlich sind Magdalena, Martha, Pontius und die Jünger Jesu mit wenigen Zügen sehr glücklich gezeichnet und treten in plastischer Lebendigkeit vor unser Auge; ebenso ganze Scenen. Die Verfasserin besitzt eine reiche Phantasie, einen hohen poetischen Schwung und gebietet über einen hübschen Schatz gewichtiger Gedanken, sodaß ihre Production immerhin zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer neuesten Literatur gerechnet werden kann.

Die Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt brachte in diesen Tagen zugleich mit dem eben besprochenen „Judas" noch ein paar andere der Beachtung werthe Novitäten. „Das Pfarrhaus zu Hallungen, oder die Elemente des Christenthums, eine Zeitnovelle" von Ludwig Storch, bemächtigt sich der religiös-kirchlichen Frage unserer Gegenwart in einer nicht uninteressanten Weise. Da die politische Frage vorderhand unter der Gewalt der Bayonnette schläft, dagegen die Bewegung der freien Gemeinde von neuem wieder in den Vordergrund tritt, so wird das Thema des Verfassers gewiß nicht verfehlen auf die denkende Lesewelt Eindruck zu machen. Ein Tendenzroman mit klar zutageliegender Absicht. Ueber seine Anschauung von der Gegenwart belehrt uns Storch in folgenden Worten der Vorrede: „So wie der Protestantismus zu seiner äußersten Spitze, dem reinen Humanismus gelangt ist und Lutherthum und Rationalismus unmöglich gemacht hat, stehen sich der alte Kirchenglaube in strengster Form (Katholicismus) und der Humanismus (die freie Gemeinde) gegenüber. Dies muß zur Folge haben daß der reine Absolutismus und der reine Republicanismus sich ebenfalls schroff gegenübertreten und der dazwischenliegende Constitutionalismus vernichtet wird, wie dort das ihm verwandte religiöse Element, der Rationalismus. Absolutismus und Katholicismus müssen sich auf der einen Seite aufs innigste verbinden, Republicanismus und Humanismus auf der andern. Dies zeigt sich schon jetzt. Der Oberpatriarch der griechisch-katholischen Kirche der als Zar von Rußland zugleich der Repräsentant des europäischen Absolutismus ist, steht in engem Bündniß mit dem Papst; die Versuche der katholischen Kirche in England beweisen Dasselbe. Auf der andern Seite macht die freie Gemeinde in Deutschland und Nordamerika reißende Fortschritte und die ganze Demokratie fällt ihr zu. Mit ihr hängt auch die eigentliche Emancipation der Frauen zusammen (?). Deshalb (?) mußte in meiner Novelle eine geniale Frau die Trägerin der großen, modernen, weltbewegenden Ideen sein." Mit andern Worten, Storch verkörpert uns in der Gestalt einiger novellistischen Figuren verschiedene Stücken religiöser Ueberzeugungen und läßt diese Figuren miteinander in mannichfachen Disput gerathen, jedoch nicht gerade so daß das novellistische Interesse, die Erzählung, von dem didaktischen Elemente ungebührlich überwuchert würde. Den Mittelpunkt des Streits bilden die beiden Hauptpersonen, die junge Gemahlin des Gutsherrn zu Hallungen und der Sohn des alten orthodoxen Pfarrers, ein junger Theologe; Letzterer fußt auf dem rationalistischen Standpunkte des Christenthums und wird nach und nach von der Dame zu den modernen philosophischen Anschauungen, wie sie namentlich theils aus Schleiermacher, theils aus Strauß und Feuerbach resultiren, bekehrt; Alles in Allem eine geschickte Popularisirung der angedeuteten Lehren und Ideen (des Pantheismus wenn man will). Leider verliebt sich der junge Mann bei dieser Gelegenheit in seine geistreiche Gegnerin und die Umstände gestalten sich so daß die Bekehrung bei ihm in einem Selbstmord endet. Wir glauben nicht daß der Verfasser gut daran that eine solche Wendung zu nehmen. Der Novellist stellte hier dem Philosophen, dem Manne der modernen Doctrin und Tendenz ein Bein und Letzterer dachte nicht genug daran sich in seinem eigenen Interesse möglichst vortheilhafte Consequenzen zu sichern. Es gibt Dinge bei denen der Erfolg in den Augen des Publicums, selbst des gebildeten, unbedingt als ein „Gottesurtheil" erscheint.

Eine dritte Publication der Deutschen Verlags-Anstalt führt den Titel: „Die Jacobiner in Ungarn, historischer Roman" von Franz von Pulszky. Die Geschichte eines ersten Präludiums zu der jüngsten Revolution in Ungarn, aus den Tagen 1794—96 in der Form novellistischer Darstellung. Wir sagen ein „erstes" Präludium weil die frühern Bewegungen in Ungarn einen ganz andern Charakter hatten, während damals, im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts die modernen Ideen ihre Keime zum ersten male (auch) in Ungarn zu treiben begannen, die Ideen welche als zündende Funken von dem Herde der Französischen Revolution nach allen Weltgegenden

staubten. Einige Ungarn von Geist und Bildung die von dem neuen Völkerevangelium begeistert dem Fortschritt der Menschheit huldigen und sich die Aufgabe stellen im Sinne der Freiheit und Humanität unter ihren Landsleuten zu wirken, Männer deren Namen übrigens der Geschichte angehören, werden in ihrem Treiben der blutgierigen und Alles despotisch niederdrückenden östreichischen Behörde denuncirt als Glieder einer geheimen Gesellschaft, natürlich von der Tyrannei schuldig befunden, zum Tode verdammt und zum Theil wirklich hingerichtet, da der damalige Palatin, Erzherzog Alexander, wiewol ein Mann von freierm Blick und besserer Gesinnung als sein Bruder, der Kaiser Franz, leider nicht Energie genug besaß sie gegen die Klauen des wiener Cabinets zu schützen und zu retten. Dies der allgemeine Inhalt des Romans welcher meist in den höhern und höchsten Kreisen von Ofen und Pesth spielt und die novellistische Erfindung in den Privatbeziehungen mit den historischen Elementen der öffentlichen Ereignisse zu einem ebenso charakteristischen wie interessanten Ganzen verschmilzt.

Auch von Max Ring ist ein neuer Roman erschienen, dessen wir, obgleich er eine breslauer Verlagsfirma trägt, hier gedenken weil der Verfasser bereits seit einem Jahre in Berlin lebt und somit dem Kreise der hiesigen Schriftstellerwelt angehört. Der Roman führt den Titel „Der große Kurfürst" (drei Bände) und behandelt den Conflict dieses Herrschers mit den königsberger Ständen, ein Thema welches in schlagender Weise an modern vaterländische Zustände anklingt. Wer mit der preußisch-brandenburgischen Specialgeschichte bekannt ist, erinnert sich vielleicht eines Hrn. von Kalckstein aus damaliger Zeit, seiner kühnen Opposition, seiner gewaltsamen, völkerrechtswidrigen Gefangennehmung in Warschau und seines traurigen Endes; er ist eine der Hauptfiguren des Romans. Der talentvolle Verfasser hat sich bereits durch seine „Kinder Gottes" auf dem erzählenden Gebiete die Anerkennung des lesenden Publicums erworben und er verfolgt in rüstiger und gewandter Thätigkeit seine Bahn weiter. Nächstens, bemerken wir nebenbei, wird von ihm ein zweites Lustspiel „Alle speculiren" auf der hiesigen Hofbühne zur Darstellung gelangen, sowie auch ein Drama ernster Gattung welches sich auf einen Vorfall im Schmalkaldischen Kriege gründet.

Ehe wir das Gebiet der Belletristik verlassen, erwähnen wir noch einiger ganz vereinzelter Erscheinungen der letzten an Productionen so armen Monate, ohne jedoch die Grenzen der Titel mehr als mit einem Fuße zu überschreiten. Es sind dies: Gedichte von Gerstenberg, Gedichte von Schmerling, Jugendversuche in der Lyrik wie sie, obwol erstere einiges Gelungene aufweisen, in englischen kritischen Blättern unter der Rubrik „The poetry of the millions" besprochen zu werden pflegen; „Die Patrioten", ein sehr unzurechnungsfähiges Drama; „Was ich den Vöglein abgelauscht" von der Gräfin von Schwerin, eine passable Nachahmung von Putlitz' „Was sich der Wald erzählt"; endlich eine bedeutende Erscheinung, aber nicht der deutschen, sondern der polnischen Literatur, in einer Uebersetzung von A. Bahn: „Der Kirgise" nach dem Original des genialen Dichters Zielinski, eine poetische Erzählung welche sich den verwandten Schöpfungen von Mickiewicz und Malszewsky in würdigster Weise anreiht. Soeben erst aus der Presse kam: „Eine Liebesgeschichte" von Firdusi, ein besonders abgedrucktes Bruchstück aus dem im Anfange unseres Artikels citirten Werke von Schack, eine der schönsten Episoden des „Schach Nameh" in gewandter deutscher Uebertragung als sinnreiche Weihnachtsgabe; und der zweite Jahrgang des „Musenalmanachs für 1852" von Gruppe. Dem Almanach ist es äußerlich ergangen wie einem Manne in den besten Jahren, der sein Auskommen hat, ein behagliches Dasein führt und ein ruhiges Temperament besitzt: er hat im Vergleich zum verflossenen Jahr ganz brav an Volumen zugenommen; ob an wirklicher Kraft Das lassen wir dahingestellt sein bis wir uns erst näher mit den einzelnen poetischen Lichtern und Lichtchen bekanntgemacht haben. Wir wünschen ihm alles Glück zu fernerm Gedeihen. Ein flüchtiger Blick in die goldberänderten Blätter hat uns indeß schon zweierlei Gedanken angeregt: wir wissen nicht ob wir Recht haben, aber es will uns scheinen als ob die Lyrik, wenigstens die hier vertretene leider immermehr in die Richtung geriethe die Redwitz ihren Hauptrepräsentanten nennt, und als ob der Almanach in verschiedenen Productionen etwas gar zu specifisch preußisch-loyal gefärbt sei. Was man auch von irgend welcher Seite über die Elemente der Lyrik überhaupt sagen mag, wir sehen in einer Poesie wie sie in Redwitz wieder auftauchte, durchaus keine Errungenschaft von wirklicher Bedeutung. Eine derartige Romantik (sehr wohl von Dem zu unterscheiden was wir bei Hebbel oben Romantik nannten) ist nun einmal heutzutage nichts Anderes mehr als eine Parteisache, die Stimmung einer Partei welche sich trotz ihres momentanen Gebahrens nichtsdestoweniger auf der großen Rückzugslinie aus dem Bereich der Geschichte machenden Factoren befindet.

Der Name „Romantik" weist uns unmittelbar ins Mittelalter und so bietet sich hier gelegentlich ein Anknüpfungspunkt ein paar Worte über die unlängst in hiesigem Verlag erschienene erste Lieferung eines Werks zu sagen welches den wichtigsten Kunstzweig des Mittelalters behandelt. Wir meinen „Die Baukunst des Mittelalters" von Franz Mertens, deren erste Abtheilung die Baukunst in Deutschland vorführt in der Zeit von 900 bis 1600 n. Chr., und zwar in einer eigenthümlichen Form, in chronographischen Tafeln denen ein erläuternder Text beigegeben ist. Man kennt allgemein die Einrichtung der sogenannten synchronistischen Geschichtstabellen wie sie namentlich auf Schulen gebraucht werden. Der Verfasser hat etwas Aehnliches in Bezug auf die Architektur versucht, eine chronologische und geographische Einregistrirung, eine „bildliche ‚Statistik'" sämmtlicher hervorragenden Bauten des Mittelalters in großen lithographirten Tabellen. Größe, Bauart und andere zu bezeichnende Eigenschaften der Bauwerke sind durch Größe, Farbe und Stilart der Schrift specificirt. Die untergegangenen Bauwerke sind mit rother, die vorhandenen Bauwerke mit schwarzer Schrift, die älteren oder die romanischen Bauwerke mit lateinischen, die spätern oder sogenannten gothischen Bauwerke mit gothischer Schrift geschrieben. Für die Mobilar-, d. h. für die beweglichen Denkmäler wurde die blaue Schrift gewählt. Die obere Querreihe der Ueberschriften von der Linken zur Rechten enthält das chronologische Element von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; die Seitenrubrik von oben nach unten zur Linken benennt und classificirt die einzelnen Länder. Eine nähere Prüfung der Tabellen wird den Kenner belehren daß der Verfasser in seinen Zeitangaben für die Entstehung vieler Gebäude mannichfach von den herkömmlichen Annahmen abweicht und zwar in der Periode von 900 bis 1300 n. Chr., welche obwol die wichtigste zugleich doch die dunkelste in der Geschichte dieser Kunst ist. Die Einrichtung der Tabellen zwang den Verfasser, wie sich Das leicht begreifen läßt, zu möglichst definitiven und speciellen Angaben, deren wir hier beispielsweise nur eine erwähnen wollen. Man hat bisher viel über den Ursprung der gothischen Baukunst in der sogenannten Schule von Franzien in der Umgegend von Paris gesprochen, ohne eine positive erste Baustelle der Art nennen zu können. Mertens thut Dies und bezeichnet die von Abt Suger ausgeführte Fronte und das Chor von St.-Denys (1137—44) als das erste Denkmal des gothischen Stils. Mit welchem Recht mögen die Fachgelehrten entscheiden, sowie es eben diesen auch vorbehalten bleiben mag die anderweitigen abweichenden Bestimmungen des Verfassers in den Tabellen und im Text zu prüfen und zu begutachten.

Wir machen schließlich einen Sprung aus dem Mittelalter in die Neuzeit, aus der Kunst in die Geschichte und nehmen ein neues Werk zur Hand dessen Verfasser sich bereits in der publicistischen Literatur einen Namen erworben hat. Es liegt uns nämlich die erste Lieferung der „Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleon's" von Walter Rogge vor (Berlin). Wenn das Wort des griechischen Weisen „Erkenne

dich selbst" wirklich eine über Alles praktische Consequenz in sich begreift, so sollte man meinen wir müßten mit voller Sicherheit ein erwünschtes Ziel unserer öffentlichen Zustände erreichen. Denn keine Zeit hat die Geschichte der längst wie der jüngst verflossenen Epochen mit solch unablässiger Beziehung und Nutzanwendung auf die unmittelbare Gegenwart betrachtet wie die unsere, um sich eben selbst zu erkennen und daraus die beglückenden Vortheile zu schöpfen. Es existiren zahllose Werke über die Geschichte der jüngsten Vergangenheit in diesem Sinne. Leider aber, und es kann auch nicht anders sein, ist die gewonnene Erkenntniß stets eine relative, da Jeder, wie es Goethe schon so trefflich im „Faust" andeutete, nur seine eigenen Anschauungen in den Thatsachen erblickt oder zu erblicken im Stande ist; und die wirkliche Bewegung des geschichtlichen Ganzen bleibt allezeit wieder auf jene Elemente angewiesen welche von jeher die Geschichte constituirt haben, auf die Elemente einer Entwickelung die in letzter Instanz doch mehr als Alles durch den Zufall im Auf- oder Abtreten dieser oder jener Individuen und Persönlichkeiten modificirt wird. Ob aus der Geschichtserfahrung praktische Belehrung, für specielle Fälle unbedingt anzuwendende Belehrung geschöpft werden kann, wir wagen es weder direct zu bejahen noch zu verneinen, obwol der thatsächliche Gang der Dinge sehr geeignet sein dürfte uns mit einer bedenklichen Skepsis zu erfüllen. Der status rerum spricht selten sonderlich zu Gunsten der Erfahrungsweisheit. Unvorhergesehene und durchaus nie zu bestimmende Ereignisse auf dem Gebiete der individuellen Kräfte, d. h. der historischen Persönlichkeiten, stoßen wie oft alle unsere Berechnungen über den Haufen und geben der organischen Thätigkeit des großen Ganzen eine Richtung welche wieder neue Maßstäbe erheischt. Daß wir indeß mit diesen Bemerkungen den sonstigen Werth geschichtlicher Forschungen und Darstellungen im mindesten nicht verkleinern wollen, versteht sich wol ganz von selbst. Ein Heft von 40 Seiten wie das vorliegende gestattet es uns noch nicht ein Urtheil über das Werk in seiner Gesammtheit zu fällen und wir enthalten uns deshalb jeder Anwendung des ex ungue leonem. Dem Verfasser erscheint die Zeit von 1815—48 als ein abgeschlossenes Ganzes, als eine ganze, bestimmte, abgelaufene Phase des Fortganges der großen Französischen Revolution in Europa die weder durch den Einzug der Verbündeten in Paris noch durch die beiden pariser Friedensschlüsse, noch auch durch den Wiener Congreß und die heilige Allianz zu Ende gebracht worden. „Es beginnt" (seit 1815), sagt Rogge, „der Kampf der Reaction und des Liberalismus, gleichsam ein Stück Revolution, dessen Geschichte wir zu schreiben unternommen, aber ein selbständiges Stück und ein Stück dessen historische Bedeutung, dessen innerstes Wesen erst seit dem Siege und Sturze des Liberalismus von 1848 klar vorliegt, ja das jetzt bis zu einem gewissen Grade ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Die erwähnten Begebenheiten (d. h. der Einzug der Verbündeten u. s. w.) sind nur die historische Grundlage der Reaction während des bezeichneten Zeitraums; wir müssen daher ihre Darstellung von dem genannten Gesichtspunkte aus voranschicken um daran eine Uebersicht und Charakteristik der Fundamente des Liberalismus zu knüpfen. Der Wiener Congreß (denn der erste Pariser Friede ist nur insofern von Wichtigkeit als er diesem Congreß zur Basis dient) ist insbesondere die Brücke welche aus der ältern in die neuere Epoche der revolutionnairen Bewegung hinüberleitet; mit ihm haben wir uns zunächst zu beschäftigen." Das erste Heft enthält nur den Anfang der Darstellung des Wiener Congresses. Wir begegnen dem Verfasser in diesem Werke auf einem neuen Gebiete: früher zeigte er sich als publicistischer Portraitmaler, der es verstand besonders die Inconsequenzen und schwachen Seiten seiner Charaktere, allerdings etwas zu oft bis zur Caricatur auszuprägen, jetzt soll er ein großes Geschichtsbild liefern wo die Situation ihre vorwiegenden Ansprüche erhebt. Vor allem, erkennen wir, hat das veränderte Terrain bedeutend sein ganzes Wesen beruhigt: das Jagen nach der geistreichen Pointe tritt vor dem epischen Streben die Grundzüge seines Gemäldes in breiten, festen Massen anzulegen, in den Hintergrund. Er beschäftigt sich bisjetzt mit dem allgemeinen Charakter der Zustände und läßt die Zeichnung der Persönlichkeiten beiseite. In letzterer Beziehung genügen ihm vorderhand ein paar gelegentliche Worte und nur dem alten Gagern (dessen Aufzeichnungen der Verfasser übrigens häufig benutzt), dem Gesandten des Hauses Oranien-Nassau, werden einige speciellere Pinselstriche der frühern scharfen Art zu Theil und zwar zunächst in der Absicht, in ihm, in seiner „Principlosigkeit, Ohnmacht und innern Verwirrung" eine der beim Congreß betheiligten deutschen Staatengruppen, deren Hauptredner und Wortführer Gagern ist, zu charakterisiren, nämlich „die national-liberale Gruppe der 29 (später 32) vereinigten souverainen Fürsten und freien Städte, deren Devise da lautet: «Kaiserthum und keine Mediatisirung»." Ehe der Verfasser an die Darstellung des Arrangements der deutschen Angelegenheiten schreitet, bei der das Heft abbricht, schickt er die Uebersicht der Bemühungen der Congreßmitglieder um die Regelung der allgemeinen europäischen Verhältnisse, der allgemeinen Länderentschädigungen voraus. Die Auseinandersetzung ist plastisch und einsichtsvoll; besonders klar tritt die schiefe und schwankende Stellung Preußens, der Antheil des Kaisers Alexander und das Benehmen Talleyrand's hervor, welcher Letztere durch seine gewandten diplomatischen Manoeuvres das französische Interesse und die Bedeutung desselben nach und nach wieder völlig in die Höhe bringt. Die Sieger über Napoleon geben ihr Siegerrecht auf vor der von Frankreich zuerst wieder angeregten Idee des „öffentlichen Rechts" und Dies, sagt der Verfasser, war „die erste Niederlage (?) des Legitimismus auf dem Wiener Congresse, und die Schlappe die er hier erhielt mußte nachwirken durch den ganzen Gang der Verhandlungen... Das einzige Resultat der Lorbern die sie (die Triumphatoren) errungen, war die statistische Commission die sich in den Händen der fünf Großmächte befand, weil ihre Berechnungen als «einzig gültig und unwidersprechlich» die Basis für die Gebietsausgleichungen und Tauschprojecte abgeben sollten; eine Commission der, nunmehr jeder Boden unter den Füßen fehlte, die daher über ihre eigene Thätigkeit in Furcht gerieth und deren Mitglieder sich wol gegenseitig zu ermahnen pflegten «nicht weiter in Napoleon's Fußtapfen zu treten». Je mehr der Legitimismus bei seinen Planen mit sich in Widerspruch gerieth, desto bequemer und vortheilhafter wurde Frankreichs blos abwehrende Stellung." Wir kennen den Verfasser aus seinen „Parlamentarischen Größen" als eine vorwiegend kritische Natur, die es liebt ihre glänzende Fechtertüchtigkeit nach Kräften zu zeigen; hier jedoch, in seiner „Geschichte der neuesten Zeit" entschlägt er sich dieser Neigung zum Disput und begnügt sich, wie es auch für die episch-künstlerische Haltung einer historischen, obenein im Raum beschränkten Darstellung gefodert wird, mit den Resultaten seiner Forschung und Analyse. Ein specielleres Urtheil bleibe der Zukunft vorbehalten. 47.

H. C. Andersen's „Fliedermutter".

Soeben brachte das königliche Theater in Kopenhagen ein neues auch im Druck erschienenes Stück von H. C. Andersen, „Die Fliedermutter", ein Phantasiestück in Einem Act, das seitdem in rascher Folge öfter wiederholt wurde und beim Publicum recht günstige Aufnahme fand. Weniger war Letzteres bei der Kritik der Fall; die „Berling'sche Zeitung" findet viel daran zu tadeln, während „Flyveposten" sagt „es sei eine Aneinanderreihung zusammenhangsloser Scenen die Andersen nur mit Hülfe des darin auftretenden Phantasus zusammengeleimt habe". Andersen tritt nun gegen diese letztere Behauptung im „Fädrelandet" auf; soviel mir indeß scheint haben sie beiderseitig Recht, denn das Stück ist nicht so mangelhaft wie es „Flyveposten" hinstellt, aber auch nicht so gut wie Andersen selbst glauben mag.

Ich kann Ihnen nun keinen getreuern Bericht über dieses Phantasiestück des bekannten Märchendichters geben als wenn ich mich an die Worte desselben halte mit welchen er den Vorwurf der Zusammenhangslosigkeit zurückweist. Der Inhalt des Stückchens ist folgender: In einer schönen Sommernacht treffen sich die Repräsentanten der vier Elemente auf offenem Felde. Der eine von ihnen, der Erdgeist, erscheint in der Haut des Maulwurfs; er will eine Frau haben, und da er in Kopenhagen eine schöne Barbierstochter weiß, so beschließen alle vier auf Abenteuer dahin zu ziehen und ihr Glück zu versuchen. Um sich aber verständlich machen zu können, wollen sie in menschlicher Form auftreten. Der Repräsentant der Luft will als Luftschiffer, der Meermann als Taucher, der Repräsentant des Lichts als Hausirer mit chemischen Feuerzeugen, der Erdgeist oder Maulwurf aber als Kellermeister auftreten. Wir versetzen uns nun in den Garten des Barbiers, wo der Gehülfe Peter im Begriff ist sein Ränzel zu schnüren um auf die Wanderschaft zu gehen. Marie, die Tochter des Barbiers, sagt ihm ihr Lebewohl unter dem alten Fliederbaum unter welchem sie Beide zusammen aufgewachsen sind, und Peter nimmt ihr hier das Versprechen ab daß Niemand während seiner Wanderschaft den alten Fliederbaum umhauen dürfe den er so sehr lieb hat und auf den er ein Lied gemacht. Letzteres singt er jetzt beim Lebewohl und dabei wird es Beiden klar daß sie sich lieben. Peter will nun nach dieser Entdeckung nicht auf die Wanderschaft gehen, sondern beim Meister bleiben, der ihm Dies denn auch nach einigem Widerstande gestattet.

Jetzt kommen eine Menge Leute die barbiert sein wollen, und unter diesen in bürgerlicher Kleidung auch die vier Elementemänner. Sie freien um das junge Mädchen, und da der junge Barbiergehülfe hierüber sehr heftig wird so jagt ihn der Meister aus dem Hause. Während des hierdurch entstehenden Lärms und Verwirrung schleicht sich der Erdgeist zu dem jungen Mädchen und fährt mit ihr ohne bemerkt zu werden in die Erde. Marie wird bald vermißt und Jeder läuft sie zu suchen; auch Peter kommt zurück um vernünftig mit dem Meister zu reden, und während sie miteinander sprechen, treten die drei Elementemänner auf und sagen aus, der Erdgeist, der Maulwurf habe Marie geraubt, sie hätten in seinem Reiche keine Gewalt, aber die Liebe sei mächtiger als die Zauberei, die Liebe müsse hier helfen, sie solle den armen Gesellen leiten, und wenn er siege so wollten sie seine Freunde bleiben. Der Meister aber findet es am vernünftigsten bei der Polizei Hülfe zu suchen, der arme Peter steht indeß einsam und verlassen unter dem alten Fliederbaum.

Da öffnet plötzlich dieser Baum seine Zweige und die Fliedermutter, die Dryade des Baums, dankbar dafür daß er gebeten den Fliederbaum nicht umhauen zu lassen, verspricht ihm ihren Schutz und gibt ihm einen blühenden Fliederzweig der wie sie sagt all die Kraft und den Segen der alten theuern Erinnerungen insichträgt und mit Hülfe dessen er seine Marie wiederfinden und zurückbringen soll. Der Zweig neigt sich denn auch nach der Stelle der Erde wo sie weilt, Peter steigt in die Erde hinab und nun finden wir den Erdgeist wieder und erfahren daß er nachdem er das Mädchen gefangen sie in das Land der Vergessenheit geführt und sie von der Quelle der Vergessenheit hat trinken lassen, sodaß sie jede Erinnerung von dem Leben auf der Erde vergessen hat.

Nun soll Hochzeit hier unten sein. Während der Unterredung des Maulwurfs mit seiner alten Haushälterin über diese Angelegenheit kommt Peter mit dem magischen Zweig an, und die Macht der Erinnerung wirkt denn auch dermaßen auf die beiden Alten daß sie wieder zurückleben, an die Liebe ihrer Jugend denken, sich in diese vertiefen und verschwinden. Marie erwacht aus ihrem Schlummer, aber sie erkennt den Kindheitsgespielen nicht wieder, sie versteht nicht was er ihr von frühern Tagen erzählt. Da singt er sein Lied von dem alten Fliederbaum, drückt ihr den magischen Zweig in die Hand und sie fängt an zu weinen und singt leise sein Lied mit. Da bricht das Gewölbe der Höhle auf, die Sonne scheint herein und der alte Fliederbaum senkt seine Zweige herab und trägt sie auf zur Heimat wo die Erlösten unter dem Baume sitzen, beschützt von der Dryade desselben.

Andersen meint nun daß das öftere Auftreten des Phantasus, der zuweilen ein paar Worte zu dem Publicum spricht, ein Scherz sei den doch Jeder verstehen müsse, denn Phantasus sei hier der kleine lustige Kutscher der sie Alle in seinen Omnibus nehme und in das Reich der Phantasie führe. Das hat allerdings seine Richtigkeit, aber man muß doch der dänischen Kritik gewissermassen Recht geben, und ich bin überzeugt daß dieselbe mit mir in Dem übereinstimmt was ich erst kürzlich in Nr. 126 d. Bl. bei Gelegenheit seines „In Schweden" geäußert: Andersen's Phantasie ist eine unübertrefflich schöne in ihrer reizenden Naivetät, in ihrem Blütenregen mit dem uns dieser Dichter früher zu überschütten pflegte; in neuerer Zeit kommt es ihm aber auch gar nicht darauf an uns mit allem Dem zu überschütten was in dem Baume der Phantasie wächst, und Das sind nicht immer süße Blüten. Andersen behandelt das Publicum jetzt zu leicht, er muß sichten wie er es früher gethan, und fährt er so fort, so mag er sich nicht wundern wenn aus kranken Blüten auch kranke Früchte werden.

H. Wachenhusen.

Die Pilgrimschaft des Sir Richard Guylforde nach dem Heiligen Lande im Jahre 1506.

Die Camden society hat ein altes Werk neuerdings herausgegeben das den Titel führt: „The pylgrymage of Sir Richard Guylforde to the holy land. A. D. 1506. From a copy printed by *Richard Pynson*." Voran diesem historischen und literarischen Curiosum hat der neue Herausgeber Sir Henry Ellis eine „information" über die Pilgerschaften der frühern Zeit im Allgemeinen geschickt, worin es unter Anderm heißt: „Die Pilgerschaften in den alten Zeiten trugen einen sehr verschiedenen Charakter. Diejenigen welche in der Heimat angetreten wurden, geschahen insgemein zu heiligen Schreinen, zu den Heiligen selbst oder zu heiligen Quellen. Die Canterbury-Pilgerschaft und die Wallfahrt nach unserer Frau von Walsingham waren die volksthümlichsten. Chaucer hat das Gedächtniß der ersten, Erasmus das der zweiten verewigt. Die nach andern Ländern angetretenen Pilgerschaften geschahen insgemein nach Compostella, Rom und Jerusalem. Im 15. Jahrhundert gingen oft ganze Schiffe mit Pilgern von England aus nach Compostella ab, weil dieser Wallfahrtsort von dort aus der nächste war. Die Reise nach Jerusalem zu machen erfoderte schon eine bedeutende Summe. Brompton erzählt daß im Jahr 1170, als König Richard nach Marseille kam, er dort viele Pilger antraf die dort so lange auf die Ueberfahrt nach dem Heiligen Lande gewartet hatten bis ihre Reisemittel völlig erschöpft waren." Den Sir Richard Guylforde, oder nach heutiger Schreibart Guildford — in der neuen Herausgabe des alterthümlichen Opus ist die altenglische Orthographie soviel thunlich durchweg beibehalten — persönlich anlangend, so war er ein zu seiner Zeit hochgestellter und hervorragender Mann. Er und sein Vater standen kräftig zum Grafen Richmond, nachmaligem König Heinrich VII., wider den Tyrannen Richard; sie führten dem Erstern beim Ausbruch der Fehde die mit Richard's Fall in der Schlacht von Bosworth endigte, nicht unerhebliche Subsidien an Mannschaften und Geldmitteln zu. Sir Richard Guildford wohnte selbst der Schlacht von Bosworth bei und empfing von da an von Richmond, nachdem dieser die Krone erlangt hatte, fortwährend die auserlesensten Beweise seiner Gunst. Im Jahr 1485 ward er Aufseher und Verwalter des Kronengutes Kennington, woselbst Heinrich VII. vor seiner Krönung eine zeitlang seine Residenz aufschlug. Bald darauf ward er zu einem von den Kämmerern des Schatzes (chamberlain of the exchequer) ernannt und wenige Monate darauf erhebt man

ihn zum Master of the ordnance and of the kings armoury; er muß also wol ein guter Soldat gewesen sein und wol gewußt haben wie mit Wehr und Waffen umzugehen. Uebrigens gehörte er zu den besonders Vertrauten die der König in seinen geheimen Rath zog. Im Jahr 1499 ward er zum Ritter des Hosenbands geschlagen. Was den ehrenfesten Herrn bestimmt haben mag im Jahre 1506 auf ein mal nach dem Heiligen Lande zu pilgern, davon verlautet in der Geschichte Nichts. Mit einem Wort, im April dieses Jahres machte er sich dorthin auf und verließ England. Zurückgekehrt dorthin ist er nicht wieder, denn er starb schon wenige Monate nach seiner Ankunft im Heiligen Lande und ist dort begraben. Die Beschreibung nun von Dem was die Pilger im Heiligen Lande sahen und erfuhren, verdanken wir dem Kapellan des Sir Richard den er mit auf seine Pilgerschaft genommen, und diese Beschreibung ward später im Jahre 1511 von Richard Pynson gedruckt. Das einzige bekannte Exemplar dieses ersten Drucks befindet sich unter den Grenville-books im Britischen Museum. Das Titelblatt zeigt einen Holzschnitt der den Empfang des erlauchten Pilgers beim Prior von St.-Johannis zu Jerusalem darstellt; auf der Rückseite ist ein königliches Wappenschild und unten am Rande die Devise des Druckers.

Außer seinem Kapellan und seinem Dienstgefolge begleitete den Sir Richard noch der Prior von Gisburn, der ebenso wie Sir Richard selbst im Heiligen Lande starb und begraben ward. Aus diesen zwei Geistlichen ließe sich muthmaßen daß dem ehrenfesten Master of ordnance etc. die Wallfahrt nach Jerusalem doch eine starke Gewissenssache war. Wie Dem sei, unterwegs scheinen sie sich auf das Beobachten nicht sehr eingelassen zu haben, denn die Schilderung ihrer Abenteuer auf ihrem Wege durch Frankreich und Savoyen, das Adriatische Meer und so fort bis Jaffa und Jerusalem bietet laut Bericht nichts Erhebliches. Sobald sie aber einmal im Heiligen Lande Wurzel gefaßt, ist der heiligen Wunder die sie in allen Gegenden Palästinas geschaut kein Ende noch Absehen. Die Liste derselben ist überreich und die unendliche Naivetät womit an dies Alles wahrhaft seligmachend geglaubt wird, hat etwas Rührendes. Das waren doch andere Zeiten! Der Prior und der Kapellan mochten wol wissen was sie vor sich hatten, aber der Hosenbandritter und Kämpe in der Schlacht von Bosworth — dessen Zuversicht ist rührend, und es kann leicht sein daß dieser wenigstens an dem „Allzuviel ist ungesund" gestorben ist. Unter andern unzähligen Dingen haben sie auch das Haupt Adam's welches man wunderbarerweise nahe am Fuße des Kreuzes eingegraben gefunden. O was sind alle heiligen Röcke zusammengenommen gegen dies einzige Mirakel! Bagatelle! Wir sind lange noch nicht so weit wie wir kommen könnten!

In unsern Zeiten können aber auch heilige Reliquien wenn sie in solchen Massen kommen, ennuyiren. Darum still von dem Reliquiendurst des guten Kapellans der unerschöpflich ist, und hören wir lieber schließlich seine Beschreibung der heiligen Grabkapelle in Jerusalem. Diese nimmt sich in der veralteten englischen Diction ganz artig aus. Recht klug daraus wird man freilich nicht, denn der Beschreiber geht bald westwärts, bald ostwärts, bald sieht er hier ein Nischchen, bald dort ein Thürchen, bald da ein Gewölbchen, bald dort ein „Spelunkchen" (spelunke ist sein eigener Ausdruck); indeß bei aller Confusion scheint die Schilderung getreu zu sein, und selbst in dieser Confusion liegt etwas Liebliches. Ja wie lieblich wäre doch der Glaube, wäre sein Schatten nicht der Aberglaube! Hier die Schilderung in Urlaut und Urform:

„The disposycion and makynge of the said temple of the holy sepulcre is rounde at the west ende, and estwarde fourmyd after the makynge of a churche, moche what after the fourme and makynge of the temple at London (der Autor meint das heutige Temple-church in London), saffe it is fer excedynge in greteness and hathe wonder many yles (die Chorgänge sind unserm ehrlichen Kapellan zu Irrgängen geworden) crowdes and vautes, chapels and dyuysyons, hyghe and lowe, in greate noumbre; and meruell it is to se the many dyfferences and secrete places within the sayde temple; and the greate rounde parte westwarde of the sayde temple is all open in the roffe, where inder stondeth the holy sepulcre of our Lorde, whiche is made all of stone, roof and all in fourme of a lytell chapel; and firste, at the entre of the same is a lytell dore, where we come into a lytell roũde chapel, voughted, otherwyse called a spelunke, of VIII fote of brede, and as moche in lengthe; and from this we entre into a moche lasse and lowgher dore, and come into a lyke spelunke, and vpon the ryght hande of the same, euyn within the sayde low dore, is the very holy sepulcre of our Lorde, couerde with a whyte marble stone, the lengthe whereof is VIII fote and there is no lyght into the sayde lytell spelunke of the sepulcre by no maner of wyndowe, but the lyght is there mynystred by many lampes hangynge within the sayde spelunke ouer the sepulcre. (Diese letzte Stelle von der völligen Dunkelheit u. s. w. des Orts, der nur durch ewige Lampen erleuchtet wird, ist beweisend für die Richtigkeit der Schilderung, da alle spätern Reisenden diesen Platz der das eigentliche Heilige Grab bildet, ganz ebenso beschreiben.) Into the firste of thyse two spelunkes entred the women whan they sayde: „Quis reuoluet nobis lapidem ab hostio monumenti?" and parte of the same stone lyeth there yet nowe in the same vttermoste spelunke and the other gretest parte is a stone of the hygh aulter in seynt Sauyours churche, wherof is mencyon made before etc."

Wie gesagt diese Schilderung ist lieblich, rührend und sogar würdig zu nennen, wenn wir sie mit der zerknirschten pomphaften Ekstase vergleichen womit neuere Reisende das Heilige Grab besucht haben. 65.

„Rig-Veda", von Langlois.

Vor kurzem ist in Paris erschienen: „Rig-Veda, ou livre des Hymnes, traduit du sanscrit par *M. Langlois*" (erster Band, erster Theil). Dank den Arbeiten der neuern Philologie hat die Sanscritliteratur aufgehört ein undurchdringliches Geheimniß zu sein. Sie ist hinfort den Forschungen der Gelehrten geöffnet, und man darf hoffen daß geschickte Forscher uns nach und nach mit ihrem ganzen Reichthum bekannt machen werden. „Rig-Veda", wovon Langlois eine Uebersetzung herausgibt, ist das erste der drei heiligen Bücher welche der Grund der religiösen Civilisation Indiens sind. Es ist das älteste religiöse Monument das uns aufbewahrt worden, es stammt von einer sehr fernen Zeit her und kann als der Ausgangspunkt der Ideen welche das classische Alterthum beherrscht haben, betrachtet werden. Es zeigt uns die Entwickelung des menschlichen Geistes vor den historischen Zeiten deren Annalen wir besitzen, vielleicht ist es gleichzeitig mit den Pyramiden Aegyptens; auch bietet es einen Gegenstand des Studiums von der höchsten Wichtigkeit dar. Die Philosophie, die Geschichte, die Alterthumskunde können daraus köstliche Data schöpfen. Man begreift welches mächtige Interesse sich an diese ursprüngliche Literatur knüpft, in der man den menschlichen Gedanken gewissermaßen seine Windeln abwerfen und schon nach dem Unendlichen streben sieht, welches er mit seinen finnreichen Vorstellungen bevölkert, deren er sich wie eines Gebiets das er besitzen soll bemächtigt. „Rig-Veda" ist eine Sammlung religiöser Hymnen, welche vom Beginn der indischen Gesellschaft gesungen ohne Zweifel im Gedächtniß der priesterlichen Geschlechter lange Zeit vor Erfindung der Schreibkunst sich erhielten. Man findet darin eine vollständige allegorische Mythologie, deren Auslegung allerdings große Schwierigkeiten darbietet, aber unter welcher die aufmerksame Beobachtung die ersten Anfangsgründe der wissenschaftlichen Kenntnisse, so wie sie zuerst die Einbildungskraft des Menschen getroffen haben, entdecken kann. Es ist eine merkwürdige That-

sache daß am Anfang der menschlichen Gesellschaften das religiöse Gefühl allein den intellectuellen Aufschwung beherrscht und dahin führt in den Erscheinungen der Natur ebenso viele directe Manifestationen einer göttlichen Macht zu sehen. Die indische Mythologie personificirt die Elemente: der Aether, die Luft, das Feuer werden symbolische Wesen, welche man unter den Namen Indra, Budra, Agni anbetet, der Himmel und die Erde sind Divaspati und Prithivi. Auf solche Weise übersetzt sich der Eindruck welchen auf den Menschen die Wunder von denen er umgeben ist hervorbringen. Aber es ist augenscheinlich daß Dies nur vermittelnde Agenten sind eines Cultus der sich an den unbekannten Gott richtet, an Den, der in Allem ist und von dem kein Bild die unendlichen Vollkommenheiten wiedergeben kann. Die indische Religion bietet in dieser Hinsicht eine wirkliche Ueberlegenheit über die andern Mythologien dar. Die philosophische Idee herrscht darin auf eine vollständigere Weise. Wenn der Cult pantheistisch ist, so ist es das Dogma nicht. In der That scheinen diese niedern Gottheiten welche man als Vermittlerinnen zwischen dem Menschen und Gott anruft, nur ephemere Schöpfungen zu sein, worüber der Dichter nach seinem Belieben verfügt; sie entstehen und vergehen nach seiner Laune; es ist eine Menge eitler Phantome durch welche die Anbetung geht um sich bis zum höchsten Wesen welches allein unsterblich und unendlich ist zu erheben. Die meisten Hymnen Rig-Veda's sind Anrufungen oder Gebete welche Ueberfluß, Wohlfahrt, Hülfe gegen das Uebel und den Segen erflehen. Sie tragen das Gepräge der orientalischen Poesie und einige sind ausgezeichnet durch die Erhabenheit der Gedanken und die Einfachheit der Form. 27.

Notizen.

Kean und Garrick.

Edmund Kean war ein großer Liebling von Mrs. Garrick, der Witwe des berühmten Schauspielers. So oft es wünschenswerth schien daß ein in Drurylane Neuauftretender Glück machen sollte, pflegte das Comité aus seinem Privatsacke die ehrwürdige alte Dame hervorzuholen, damit sie erkläre daß der Debutant sie an ihren David erinnere. Diese Aeußerung machte dann die Runde durch alle Zeitungen. Bei Kean war es aber ehrlich gemeint. Er rief ihr den Gatten zurück und stand ihm um viele Stufen näher als jeder andere Künstler den sie je gesehen hatte. Einst beschwerte er sich bei ihr über die Misgriffe der Blätter im Beurtheilen der Auffassung seiner Charaktere u. s. w. „Diese Leute", sagte er, „verstehen ihre Sache nicht; sie ertheilen mir Lob wo ich mich nicht anstrenge es zu verdienen, und übergehen Stellen auf welche ich die äußerste Sorgfalt verwendet hatte. Sie denken weil mein Stil neu ist und natürlich däucht, daß ich nicht studire, und schwatzen vom plötzlichen Antriebe des Genius. Es gibt keine solche Spontaneität des Spiels. Alles ist vorausberechnet. Man kann besser oder schlechter spielen an einem gewissen Abend aus gewissen Umständen, aber die Auffassung bleibt die nämliche. Ich habe alle diese Dinge tausend mal auf Provinztheatern ausgeführt und vielleicht besser, bevor ich als ein großer londoner Schauspieler anerkannt und laut beklatscht ward, allein der Ruf davon drang nicht bis nach London." „Sie sollten Ihre eigenen Kritiken schreiben", erwiderte die alte Dame; „David hat es immer so gemacht."

Spanische Schnurrbärte.

Die Spanier nennen ihren Schnurrbart „bigote". Die Etymologie des Worts leitet uns auf den Schwur: „Bei Gott!" zurück, welchen die deutschen Haudegen, von denen sich Karl V. über die Pyrenäen begleiten ließ, stets in dem von borstigen Haaren bewaldeten Munde führten. „Hombre de mucho bigote" (ein Mann von viel Schnurrbart) bedeutet sprüchwörtlich einen Menschen von großen Ansprüchen, einen schmucken, freigebigen Gesellen, kurz Jemand, der Alles ist nur nicht bigot mit Wein und Frauen und in der Theologie. Die Schnurrbärte welche der lebensvolle Pinsel von Velasquez unsterblich gemacht hat hießen „bigotes á la Fernandina". Ihr rasches Wachsthum ward dem unablässigen Rauch feindlicher Kanonen zugeschrieben. Den kleinen Knebelbart auf der Unterlippe nannte man „El perillo" (das Hündlein). Als der berühmte Herzog Alba sich in Geldnöthen befand, bot er einen seiner „bigotes" als Pfand für ein Anlehen, und diese Bürgschaft genügte den Rothschilds von damals. Wieviel würden die heutigen auf einen Schnurrbart von Narvaez oder Espartero borgen? 8.

Bibliographie.

Album lyrique de la France moderne par E. Borel. Stuttgart, E. Hallberger. 16. 2 Thlr.

Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Unbekannten mitgetheilt — nicht von ihr selbst. Heidelberg, K. Winter. 1852. 16. 18 Ngr.

Carové, F. W., Vorhalle des Christenthums oder die letzten Dinge der alten Welt. Ein weltgeschichtlicher Rückblick auf die vorchristlichen Religionen. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Gotthelf, Jeremias, Zeitgeist und Berner Geist. In zwei Theilen. 1ster Theil. Berlin, Springer. 1852. 8. 20 Ngr.

Hettner, H., Das moderne Drama. Aesthetische Untersuchungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lengerke, C. v., Weltgeheimnisse. Königsberg, Theile. 8. 15 Ngr.

Niederland und Albion. Eine Reise-Skizze von einem Reiseliebhaber. Augsburg, Rieger. 8. 12½ Ngr.

Parucker, C., Gedichte. Leipzig, C. F. Schmidt. 32. 15 Ngr.

Procès célèbres. No. 2. Procès du frère Léotade, accusé du double crime de viol et d'assassinat sur la personne de Cécile Combettes. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schopenhauer, A., Parerga und Paralipomena: kleine philosophische Schriften. Zwei Bände. Berlin, Hayn. Gr. 8. 3 Thlr.

Simrock, K., Altdeutsches Lesebuch zum Gebrauch bei Vorlesungen. Mit einer mittelhochdeutschen Formenlehre. Bonn, Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.

Wagner, M., Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. Zwei Bände. Mit einem Vorläufer: Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 1852. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Mission des Protestantismus und die Missionen der Jesuiten. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Winter-Feldzug 1848—1849 in Ungarn. Unter dem Oberkommando des Feldmarschalls Fürsten zu Windisch-Grätz. Im Auftrage Sr. Durchl. des Feldmarschalls nach offiziellen Quellen bearbeitet und herausgegeben. Mit 2 Uebersichtskarten des Kriegsschauplatzes. Wien. Lex.-8. 3 Thlr.

Das Register zum Jahrgang 1851 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XLVII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.